PFÄLZISCHER KURIER: 1870

Digitized by Google

2° Eph. pol. 4 d
1870, a

Digitized by Google

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 1. Dritter Jahrgang. 1870.

-nb- Ein Experiment.

1.

An einem warmem Nachmittage zu Anfang Juni wurde ich in das Consultationszimmer gerufen. Es war eine ungewöhnliche Zeit für den Empfang von Patienten, so daß ich über die Störung Unwillen empfand, besonders da ich mich gerade in das Studium eines höchst interessanten Falles im Anatomiesaale des Hospitals vertieft hatte. Als ich jedoch das Schreiben gelesen, das mir übergeben wurde, söhnte ich mich mit der Unterbrechung um so mehr aus, da sich mir jetzt, wie ich sah, die Gelegenheit zu einem chirurgischen Experiment darbot, dessen Ausführung lange mein Wunsch gewesen.

Ich war damals noch sehr jung, voll Enthusiasmus für meinen Beruf und voll unbedingten Glauben an die Wissenschaft und an den Mann, den ich Doctor Fern nennen will, unter dessen Leitung ich hauptsächlich studirt hatte. Sonstige Liebhabereien waren mir so gut wie fremd. Ich war ehrgeizig, bis zu der Zeit, von der ich spreche, kaltsinnig, durch und durch Verstandesmensch, vielleicht sogar hartherzig. Wahrscheinlich trug meine ursprüngliche Natur nicht Schuld an dieser Richtung, aber die mir zu Theil gewordene Erziehung war vorzugsweise auf die Cultivirung der Eigenschaften berechnet gewesen, die ihren Sitz im Kopfe haben sollen, und das Herz war dabei zu kurz gekommen. Es lag mir auch nichts daran, überhaupt eins zu haben, nur daß man physisch ohne ein solches Ding nicht leben kann. Ein scharfes klares Denkvermögen galt mir als der größte Vorzug eines Mannes. Wenn Andere sich körperlicher Kraft und Ausdauer, sei es beim Reiten, Jagen oder Turnen rühmten, so prahlte ich damit, wie viel Stunden ich ununterbrochen lesen, studiren und schreiben konnte. Niemals hatte ich mich geschont und niemals einen Wink bekommen, daß es weise sein dürfte, es zu thun. Nur unbestimmt vermuthe ich, daß eine Mahnung damals im Anzuge war und daß auch ohne die Gemüthserschütterung, welche ich erfahren sollte, meine Gesundheit einen schweren Stoß erlitten hätte. So erinnere ich mich, daß, als ich in meiner Beschäftigung inne hielt, den mir vom Portier überbrachten Brief zu lesen, mir der Schweiß von der Stirne rann, obschon die Luft nicht schwül war und ich mich keineswegs durch körperliche Kraftanstrengung erhitzt hatte.

„Wollen Sie sich nicht erst die Hände waschen, Herr Bertram? Es ist eine Frau und ein Kind," bemerkte der gutmüthige Portier.

Ich meinte, es sei unnöthig, so viele Umstände zu machen, befolgte jedoch den erhaltenen Wink und knöpfte auch den Rock bis an den Hals zu, um die Spuren meiner praktisch geübten anatomischen Studien unsichtbar zu machen.

Im Sprachzimmer waren die Rouleaux heruntergelassen, denn die Sonne schien zu den Fenstern herein; und erst nachdem sich meine Augen an das Dämmerlicht gewöhnt hatten, unterschied ich deutlich die Gestalt der Hilfesuchenden. Es war eine Frau mit einer solchen Todtenblässe des Antlitzes, wie ich sie noch nie gesehen hatte, noch später jemals sah. Sie saß neben einem Tische und hielt ein kleines Mädchen von zwei oder drei Jahren auf dem Schooße. Bei meinem Eintritte stand sie nicht auf. Wahrscheinlich vermochte sie es nicht. Eine Frau, die ein solches Aussehen hatte, konnte kaum stark genug sein, ein so großes Kind stehend auf den Armen zu tragen. Sie war in tiefe Trauer gekleidet — wahrscheinlich Wittwentrauer. Ihr Haar war so glatt unter dem Hute zurückgestrichen, daß man sich kaum eine Idee von der Farbe desselben machen konnte. Die Augenbrauen bildeten scharf und fein gezeichnete Linien, dunkel, doch immerhin nicht so dunkel, als die langen dichten Wimpern, welche so auffallend mit der schauerlichen Blässe des Gesichts contrastirten. Auch die Lippen waren farblos wie die einer Leiche. Das Mädchen auf ihrem Schooße war ein Wunder kindlicher Lieblichkeit, obschon ich im Augenblicke wenig Notiz von demselben nahm.

Im ersten Momente der Begegnung empfand ich einige Verlegenheit. Ich war darauf gefaßt gewesen, eine „gewöhnliche Person" zu sehen, aber diese Frau war in jeder Beziehung „ungewöhnlich". Auch war der forschende Ernst, mit dem sie ihre dunkelen Augen auf mich heftete, nicht geeignet, meine Verlegenheit zu vermindern. Ebenso wenig vermochten es die ersten Worte, die sie sprach, wobei sie kaum die blassen Lippen bewegte.

„Sie sind sehr jung," sagte sie, „mein Empfehlungsbrief kann nicht an Sie gerichtet gewesen sein."

Die Stimme paßte zu dem leichenhaften Gesicht. Es war aber nicht ihre gewöhnliche Stimme, wie ihre Gesichtsfarbe nicht ihre gewöhnliche sein konnte. Bei keinem lebenden Wesen war dies möglich. Ich war jung genug, um mich zu ärgern, daß man mich für „sehr jung" hielt. Zudem verdroß es mich, daß der Blick der ernsten dunkelen Augen mich verlegen machte. Ich erwiderte daher mit ziemlicher Barschheit:

„Meine Zeit ist kostbar; sagen Sie mir ohne Umstände, was ich für Sie thun kann, wenn Sie mich überhaupt nicht für zu jung halten, irgend einen Rath geben zu können."

„Vielleicht ist es gerade recht, daß Sie so jung sind," sagte sie. Dabei hatte sie nicht aufgehört, mich prüfend zu betrachten, aber ihre Stimme war jetzt ein klein wenig natürlicher, ähnlicher ihrer wirklichen Stimme, welche ich später nur zu gut kennen lernte: eine sanfte schmeichelnde Musik voll langsamer, inniger, harmonischer Accorde.

„Da Sie so jung sind," fuhr sie fort, „werden Sie sich noch der Liebe Ihrer Mutter erinnern. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Ihre Mutter Sie so liebte, wie ich mein Kind liebe, aber geliebt hat sie Sie gewiß, und im Gedenken dieser Liebe werden Sie etwas Mitleid für eine andere Mutter empfinden. Dieses Kind auf meinem Schooße ist mein Alles, meine einzige Hoffnung für diese und für jene Welt. Mir scheint das Leben nicht lang genug, mein Kind genugsam zu lieben; ohne mein Kind würde ein einziger Tag von unerträglicher Dauer für mich sein."

Unwillkürlich fühlte ich mich durch diese feierlichen Worte, die in so feierlichem Ton von den blassen Lippen gesprochen wurden, eingeschüchtert, und um die mir unangenehme Empfindung zu besiegen, wiederholte ich ungestüm:

Digitized by Google

„Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß meine Zeit kostbar ist. Wenn ich etwas für Sie thun soll, so sagen Sie es gleich."

„Haben Sie den Brief nicht gelesen, den ich brachte?"

„Ja, aber das ist nicht genug."

„Mein Kind ist lahm."

„So viel weiß ich bereits."

„Ich bin bereit, alle Ihre Fragen zu beantworten."

Ich befragte sie nun über die Art und die wahrscheinliche Ursache des Gebrechens, an welchem das Kind litt. Sie antwortete in bestimmten passenden Worten. Ich untersuchte das Kind, während die Mutter ihre stillen traurigen Augen nicht von mir abwandte. Der Ernst und Eifer, den ich bei diesem Geschäfte blicken ließ, schienen die Frau ein wenig zu beleben.

Mein Interesse war auch aufs äußerste wach gerufen. Dies war genau der Fall, mit dem ich zu experimentiren wünschte, und es lag mir Alles daran, daß die neue Operation, die ich im Sinne hatte, mit Erfolg zu Stande gebracht werde. Die Frau jedoch, mit dem ihr innewohnenden Egoismus der Mutterliebe, mißdeutete meinen Eifer in so fern, als sie mein Interesse an der Cur für persönliches Interesse an ihrem Kinde hielt.

„Kann sie geheilt werden?" fragte sie mit einer so sehnsüchtigen Erwartung in den Blicken, daß der Mund kaum nöthig hatte, die Worte auszusprechen.

„Ja, ja, ja!" erwiderte ich mit freudigem triumphirendem Vertrauen. „Sie kann geheilt werden! Sie wird es werden! Sie wird gehen können, so gut wie Eins von uns!"

Im nächsten Moment, noch ehe ich nur gewahren konnte, was vorging — so wenig war ich auf eine solche Demonstration vorbereitet — ließ sich die Frau vor mir auf die Kniee niedersinken. Mit der einen Hand hielt sie das Kind, mit der anderen faßte sie meine Rechte und preßte sie an die Lippen. Der Ausdruck höchsten Entzückens überflog dabei ihr Gesicht und ein sanfter Rosenschimmer ihre Wange. Ich zog meine Hand zurück, aber die Empfindung bei Berührung dieser Frauenlippen verließ mich nicht so bald. Die Frau stand auf, ohne Verlegenheit, ohne Hast; dann setzte sie sich wieder, beugte sich über das Kind und küßte es. Das kleine Mädchen hatte uns mit seinen altklugen Augen, die es bald auf die Mutter, bald auf mich heftete, beobachtet. Es waren Augen gar nicht wie die eines Kindes; intelligenter, verständnißreicher wie die manches Erwachsenen. Ich sehe sie immer noch vor mir, ich werde sie bis zu meiner Todesstunde nicht vergessen. Plötzlich wurden die Wangen der Mutter wieder todtenblaß.

„Wird es sehr schmerzlich sein?" fragte sie.

„Das hängt von Ihnen ab."

„Wie meinen Sie das?"

Ich erklärte ihr die Sache und war dafür, das Kind für die Operation zu chloroformiren.

„Ist Gefahr dabei?"

„Nein, wenn der Stoff mit Vorsicht angewendet wird, was, wie sich von selbst versteht, bei Ihrem Kinde geschehen soll. Sie werden einsehen, daß es höchst schwierig ist, an einem Kinde eine Operation zu vollziehen, wenn es sich nicht ruhig verhält, und dies ist kaum zu erwarten, wenn es den Schmerz empfindet."

„Bei jedem anderen Kinde würde es vielleicht schwierig sein, doch bei dem meinen nicht. Es ist so folgsam und geduldig; es würde still halten und ohne Klage Alles ertragen, wenn ich sagte, daß es nöthig sei. Mein kleines Mädchen hat schon große Schmerzen ausgestanden, als es einmal, aber ohne Erfolg, operirt wurde. Wenn es jedoch ohne Gefahr geschehen kann, so möchte ich wohl, daß meinem Engel neuer Schmerz erspart würde."

„Glauben Sie, daß Ihr Kind eine gute Constitution hat? Die außerordentliche Folgsamkeit, von der Sie sprechen, ist nicht natürlich."

Die Frau versicherte mich, daß das Kind, die Lahmheit abgerechnet, welche sie lediglich für die Folge eines Unfalls und nicht als von constitutioneller Kränklichkeit herrührend erachtete, vollkommen gesund sei. Dann setzte sie hinzu:

„Sie sind noch zu jung, als daß ich Ihnen meine Lebensgeschichte erzählen möchte, sonst würden Sie aus den Umständen, welche die Geburt der Kleinen begleiteten, sich ihr folgsames Wesen erklären können."

Ich befragte sie darauf, in welcher Weise die Cur des Uebels schon einmal versucht worden sei, und tadelte sie, weil sie nicht gleich zu uns gekommen.

Mit großer Aufrichtigkeit gab sie mir zur Antwort, daß sie bis vor wenigen Wochen noch nie von „uns" gehört hätte. Als sie mir dann auf alle meine Fragen Rede gestanden, fing sie nochmals davon zu sprechen an, wie über Alles werth ihr das Kind sei. Sie schien Vertrauen zu mir zu gewinnen, weil ich Vertrauen in die Möglichkeit der Heilung setzte; und wohl oder übel mußte ich mit wenigstens äußerer Geduld zuhören. Ich achtete auch nicht genau auf Alles, was sie sagte, vielmehr überlegte ich schon bei mir, während sie sprach und das Kind mich unverwandt ansah, die Details der Operation, das Wie und Wann. Ich verhehlte mir nicht die Hindernisse, die ich zu besiegen haben würde. Ich war durchaus nicht sicher, ob Dr. Fern einwilligen würde, daß an *diesem* Kinde die Operation zuerst versucht werden sollte. Er hatte einmal gesagt: „Wir müssen dies an einem robusten Kinde versuchen, an einem kräftigen Bauernkinde etwa; es muß auch ein Kind sein, das, wenn es unterliegen sollte, nicht zu viel am Dasein verlieren würde."

Ich hatte aber mehr Vertrauen zu Dr. Fern, als er zu sich selbst. Auch vertraute ich der Wissenschaft mehr, als irgend einer meiner erfahreneren Collegen. Zudem war Dr. Fern außerordentlich empfindsam und weichherzig; seine Hand war so sicher und sein Muth so unerschütterlich, als nur je ein Operateur sich dessen rühmen konnte, aber er mußte erst die Ueberzeugung gewinnen, daß die Pein, die er den Patienten ausstehen ließ, wirklich unumgänglich nothwendig sei und zu dessen Bestem gereichte. Sah der Doctor dieses unzweifelhaft zarte Kind und hörte er die Mutter sprechen, wie sie zu mir gesprochen, so würde er Bedenklichkeiten äußern und warnen und fragen, bis die Frau den Muth verlieren würde, er würde denken, es sei besser, die Wittwe behielte ein lahmes Kind, als daß sie es durch die Cur der Lahmheit verlöre. Er war ganz im Stande, ihr unumwunden zu erklären, das Kind würde an dem Gebrechen selbst *nicht* sterben, dürfte aber *vielleicht* der Operation unterliegen, und natürlich würde dann die schwache, selbstsüchtige, für die Interessen der Wissenschaft unempfindliche Frau es vorziehen, ihr Kind zu lassen, wie es war. Und auch der Doctor würde, sobald seine Theilnahme für die Mutter erweckt war, nur deren persönliches Gefühl in Betracht ziehen und diesem Gefühl den Ruhm der Wissenschaft, den Gewinn für das ganze menschliche Geschlecht, der aus einem gelungenen Experiment hervorgehen müßte, bereitwillig unterordnen. Diese „Schwäche",

Digitized by Google

wie ich es nannte, des Doctors, erfüllte mich beinahe mit etwas wie Verachtung gegen den Mann, den ich sonst über Alles hoch stellte. Und der Entschluß reifte in mir, ihn vor seiner Schwäche so viel als möglich zu schützen. Ich konnte mir vorstellen, wie des Kindes Augen sein Inneres bewegen würden, wenn sie ihn so anblickten, wie jetzt mich.

(Fortsetzung folgt.)

Bei den walachischen Bauern.

Vor wenigen Wochen hat die junge Fürstin von Rumänien an der Seite ihres Gemahles die joyeuse entrée, den feierlichen Einzug in ihre Staaten gehalten. Nach üblichem Brauche hat es dabei nicht an dem obligaten Glanze und Spectakel gefehlt; mit Ovationen und militärischem Schauspiel ist sie empfangen worden beim ersten Tritte auf rumänischen Boden, ihr zu Ehren hat Bukarest in einem Lichtmeere geschwommen, sind Feste an Feste gereiht worden, hat die Kammer der Deputirten ein mächtiges Hurrahgeschrei erhoben. Auch in gewohnter Weise hat sie das Alles huldvoll hingenommen, hat den und jenen ihrer neuen Unterthanen mit einem freundlichen Worte beglückt und ringsum die Sonne ihrer Gnade leuchten lassen. Aber wir stellen uns vor, daß der deutschen Fürstentochter, der aus der Ordnung, dem Wohlstande, dem Blühen und Gedeihen, dem Reiz und Leben der heiteren Rheinlande, aus nach allen Seiten hin gesicherten und befriedigenden Verhältnissen kommenden Prinzessin gar bänglich ums Herz gewesen sein mag, als sie ihr neues Land und Volk zum ersten Male erblickte, als ihr das erste walachische Dorf vor die Augen trat. Wie wehmüthig mögen da ihre Gedanken heimwärts geschweift sein nach dem schönen Rheine und seinen mit allen Spenden und Hilfsquellen der Civilisation gesegneten Ufern!

Ein walachisches Dorf — giebt es denn auf Gottes Erdboden einen viel trostloseren Anblick? Es erscheint wie ein Stück Welt, welches der Himmel vergessen und verlassen hat. Schlamm und Stroh, die primitiven Ziegel, wie sie einstmals die Israeliten für den König Pharao bereitet haben mögen, Alles ohne Form und Gestalt zusammengeklebt, das sind die Materialien, aus welchen sich die Walachen ihre Häuser erbauen. Ihre Ideen von Baukunst sind aber womöglich noch ursprünglicher, sie scheinen nicht über die Architektur hinauszugehen, welche unsere Kinder aus Schmutz und Wasserpfützen herzurichten pflegen. Ein unregelmäßiges Oval mit einem Loch in der Decke, das Ganze wie ein Erdschwamm ohne allen Wechsel der Verhältnisse bis zum Fußboden hinab, damit hat der Walache seine Begriffe von baulicher Schönheit erschöpft. Der Reisende muß schon ganz dicht an ein walachisches Dorf herangekommen sein, ehe er vernünftiger Weise denken kann, daß er sich in der Nähe einer menschlichen Wohnung befindet. Von den Dörflern selbst läßt sich keine Seele sehen; sie haben sich bei seiner Ankunft sammt und sonders in ihre Löcher verkrochen, aus Angst, daß er vielleicht ein Steuerbeamter sein möchte, welchen die Regierung mit plötzlicher Erhebung irgend einer neuen Auflage betraut hat.

Die Erfahrung hat das Volk in dieser Beziehung außerordentlich feinfühlig gemacht. Schon von weitem wittert es den Steuererheber. Zuerst ergreift der Feldarbeiter, der den Mann in der Ferne kommen sieht, schleunigst die Flucht und eilt nach Hause, das Ereigniß zu verkünden. Das ganze Dorf versteckt sich nun. Alles, was die Bauern besitzen, verschwindet sofort in Erdlöchern. Sie vergraben ihr Getreide, ihre Käse, die wenigen Schmuck- und Prunkstücke, mit denen sie sich an großen Fest- und Hochzeitstagen herausputzen, am sorgfältigsten von Allem aber verbergen sie ihre jungen Weiber. Dann bereiten sie sich vor, was das Schicksal auch bringen möge, über sich ergehen zu lassen.

Sie sind eine überaus furchtsame Race, von so ängstlichem und nachgiebigem Charakter, daß sie der Unterdrückung niemals mannhaften Widerstand leisten. Werden sie geschlagen, so heulen und schreien sie um Gnade, sie wehren sich nicht, allein es ist wahrhaft erstaunlich, welche Masse von Schlägen sie ertragen können, ehe sie etwas von ihrer Habe hergeben. Sie sind verschmitzte Rechner und wägen mit einer Gelassenheit, welche den kaltblütigsten nordischen Kaufmann in Verwunderung versetzen würde, Mißhandlungen und Ducaten gegen einander ab. Seit Jahrhunderten ist die Peitsche dem walachischen Bauer ein zu vertrautes Instrument, als daß er noch das geringste Gefühl von Scham über die Schmach der Züchtigung empfände.

Von Körper ist der Walache klein und unansehnlich, von dunkeler Hautfärbung, mit großen schwarzen sanften Augen, in denen ihm unbewußt eine träumerische Poesie leuchtet. Ihre Sprache, sehr eigenthümlich in ihrem Tonfalle, hat fast nur Vocale und ist dadurch in hohem Grade wohlklingend. Schule und Unterricht aber sind in den walachischen Dörfern kaum dem Namen nach bekannt. Der Priester des Ortes, der einzige Lehrer des Bauern, besitzt von Bildung und Wissen nicht viel mehr als dieser letztere selbst und genießt daher im Allgemeinen auch keines besonderen Ansehens; er ist mit einem Worte auch nichts anderes als ein Bauer, wie es sein Vater gewesen ist und sein Sohn es sein wird, denn das Priesterthum ist in Rumänien gewissermaßen ein erblicher Beruf. Vor seiner Kirche hat dagegen der Walache eine unbegrenzte Ehrfurcht. Einmal ist sie aller Wahrscheinlichkeit nach das einzige anständige, wetterdichte Gebäude, welches er in seinem Leben zu Gesicht bekommt, und sodann fühlt er sich an dem meist imposanten Glanze, mit dem das Innere des Gotteshauses ausgeschmückt ist, einer Pracht, welche überall Aufmerksamkeit erregen würde, zu staunender Bewunderung hingerissen. Die Wände der walachischen Dorfkirchen sind über und über mit Gemälden bedeckt, und diese Bilder starren von Gold und Edelsteinen. Selbst die Märtyrergeschichten der Heiligen sind auf die heiterste Weise dargestellt, als sei z. B. dem heiligen Lorenz das Braten auf dem Roste kein Schmerz, sondern ein wonnevoller Genuß gewesen. Dem walachischen Bauer bedeutet die Kirche Alles, was in anderen Ländern Kirche und Theater zusammen vorzustellen pflegen. Wenn ein armer, halbverhungerter, elender Mensch, der keine andere Freude auf dieser Welt kennt, als dann und wann sich im Branntwein zu berauschen, seine Erdhöhle mit einem prunkvollen Hause vertauscht, dessen Luft mit Ambra- und Weihrauchdüften erfüllt ist, kann es denn Wunder nehmen, daß er sich zum höchsten Entzücken erhoben fühlt? Kirchenfeste und religiöse Ceremonien sind denn auch seine Wonne. Während er den Priester mit argwöhnischen Augen betrachtet und im Herzen geringschätzt, heißt er jede Gelegenheit zum Kirchenbesuche eifrigst willkommen und sieht jedweden Faden der priesterlichen Gewänder als ein Heiligthum an. Die feierlichen Gebräuche seiner Religion sind dem walachischen Bauer so heilig, wie ihm seine Geistlichen gleichgiltig oder sogar verächtlich sind, und so wie er die Schwelle des Gotteshauses überschritten hat, wirft er sich nieder und küßt die Steine des Fußbodens mit inbrünstiger Andacht.

Von einem auf Nachdenken und Beweisgründe beruhenden Glauben ist bei den Rumänen selbstverständlich nicht die Rede. Wer, sei er Geistlicher oder Weltlicher, es sich einfallen lassen wollte, eine von der geläufigen Orthodoxie abweichende religiöse Meinung zu äußern, den würde der walachische Bauer sonder Gnade und Barmherzigkeit umbringen. Denn kirchliche Ketzerei ist das einzige Ding auf Erden, was den sanften, apathischen Walachen zu thätlichem Widerstande entflammen könnte. Von dem geistigen Inhalt der kirchlichen Glaubenssätze hat er keine Ahnung, aber er würde sein Leben für sie in die Schanze schlagen. In so weit er überhaupt an eine andere Welt als die ihn zu allernächst umgebende denkt, ergeht sich seine Phantasie in den überschwänglichsten poetischen Träumen. Er glaubt an eine ganze Schaar von Geistern und unsichtbaren spuckhaften Wesen in der Luft; namentlich ist er von der Existenz von gewissen Wesen überzeugt, welche verborgene Schätze hüten und

Digitized by Google

über Berge und pfadlose Moore schweifen, um je nach ihrer Laune dem verirrten Wanderer Unheil oder Glück zu spenden. Alle seine Lieder und Legenden drehen sich um dergleichen Sujets. Die Lieblingsgestalten der walachischen Fiction sind schöne Jungfrauen, welche von einem verfolgenden Dämon in Wald und Nacht gelockt worden sind und von einem durch Geistereinfluß im passenden Momente zu Hilfe kommenden Rittersmann aus Noth und Tod erlöst werden. Der Ritter hat unwandelbar goldenes Haar, ein strahlendes Gesicht, bezauberte Waffen und ein Roß schneller als der Wind. Bei seinem Erscheinen flieht der böse Geist; der Ritter entführt die schöne Gefangene nach seiner Behausung und erhält ein Königreich mit ihrer Hand. Eine andere dichterische Einbildung des Walachen besteht darin, daß jedes Blatt und jede Blüthe lebt und unsterblich ist. Er hält die Blätter und Blüthen für die Wohnstätten eingekerkerter Seelen, und seine Gesänge, welche sich dieses Thema zum Vorwurf wählen, zeichnen sich durch eine Frische und Leidenschaftlichkeit aus, die man in den Volksballaden keiner anderen Nation wiederfindet. Die walachische Mythologie erinnert einigermaßen an Ossian, anstatt indeß die Anschauungen eines in nebeligen Bergen wohnenden ernsten feierlichen Volkes wiederzugeben, athmet sie den feurigen Geist einer südlichen Race, die in einem herrlichen Klima unter einem glanzvollen Himmel lebt.

(Schluß folgt.)

Der Tyroler.

(An einen ausgezeichneten Geigenspieler.)

Sie haben uns das freie Wort gekettet;
Der alten Zeiten feuchte Kerkernacht
Hat mit dem jungen Morgenstern gewettet,
Daß ihr in diesem Lande bleib' die Macht!
Und sie gewinnt! — Die Hoffnung geht zu Neige;
Was rufst Du nach dem Tage, kühner Mann?
Ich sag' es Dir: „Sie legen Deine Geige,
Das Kind des Lichtes, in den Bann."

Sie wissen, daß die Berge heimlich grollen,
Sie aber achten ihre Stimme nicht;
Sie wissen, daß die Wälder sie nicht wollen,
Doch keine Furcht entheitert ihr Gesicht;
Sie wissen, daß in mancher kühnen Seele
Der Haß erstarkt an ihrem Uebermuth,
Sie ändern keinen Ton in ihrer Kehle
Und schneiden keinen Zoll von ihrem Hut.

Wenn sie Dich hören, ihre bleichen Wangen,
Sie werden bleicher, werden fahl wie Lehm,
Zum ersten Mal ergreift sie Furcht und Bangen
Und Deine Geige trifft ihr Anathem,
Sie, die zum Vater hat den Frühlingsmorgen,
Zur Mutter eine Nachtigall; warum?
Sie glauben ihre Feinde d'rin verborgen
Wie einst im Roß von Ilium.

O sie sind klug! Denn in dem engen Raume
Der Violine schlummern tief versteckt
Die Geister all', bis sie, aus ihrem Traume
Von ihres Meisters schneller Hand geweckt,
Die Leiber baden in der Morgensonne,
Die Brust sich kühlen an der Gletscher Eis,
Und in des Sieges übermüth'ger Wonne
Die Locken zieren mit dem Lorbeerreis.

Wer ist der schöne Jüngling, der vor Allen
Die freie Sprache seines Volkes spricht?
Von seinem runden spitzen Hute fallen
Die bunten Federn ihm in's Angesicht.
Der enggepreßten Brust wird wieder wohler,
Sieht man solch' sonnenhelle Menschenstirn!
Wie heißest Du? „Ich heiße der Tyroler
Und meine Heimath ist der Firn.

Ich kenne junger Mädchen süße Lieder,
Die ihrer Herzen neue Sehnsucht singt,
Und wie ein frommer Pilger knie ich nieder,
Wenn aus dem Dorf die Abendglocke klingt.
Ich war dabei, als aus den sichern Röhren
In Feindesbrust so manche Kugel pfiff
Und unser Adler — satt des Grüns der Föhren —
Nach einem Kranz aus Eichenblättern griff.

Und heimlich trag' ich Grüße in die Berge
Von Jenen, die der Glaubenshaß verbannt;
Nach unsern Bäumen — draußen sind nur Zwerge —
Nach unserm Himmel strecken sie die Hand.
Und diese Grüße, wer will sie erwidern?
— Erst brechen wir der Schlange das Genick,
Erst muß der Sieg der Wahrheit uns verbrüdern,
Dann rufen uns're Brüder wir zurück!"

Habt ihr's gehört? — Du aber, Mann der Geige,
Du weckest Deine Geister noch zu früh;
Noch grünt kein Blatt an unserm Siegeszweige
Und Deine Schwester, ach, die Poesie,
Ist noch ein Kind; laß' sie erst Jungfrau werden;
Wenn diese Jungfrau den Tyroler liebt —
Und muß sie nicht? — dann ist Tyrol auf Erden
Das Land, wo's keine Finsterniß mehr giebt.

Herm. v. Gilm.

Mannichfaltiges.

— Seit der glücklichen Vollendung des Suezcanals schießen derartige Projecte wie Pilze auf. Mehrere Speculanten tragen sich nämlich mit der Idee, den englischen und den Bristol-Canal durch eine Wasserstraße zu verbinden, die, an der Bridgewater-Bucht beginnend und an der Mündung des Flusses Exe endigend, dem Handel zwischen England und dem Continent eine kürzere Seeroute eröffnet und gleichzeitig die lange und gefährliche Passage um das Landesend gänzlich vermeidet. Die Kosten des Canals, der den Namen „Great Western Maritime Ship Canal" führen wird, werden einschließlich der Hafen- und Dockbauten auf 3,000,000 Pfund Sterling veranschlagt. Der Canal soll eine Länge von 59 englischen Meilen erhalten, eine Breite von 124 Fuß auf der Oberfläche, 31 Fuß auf dem Grunde und eine für den Tiefgang der größten Fahrzeuge genügende Tiefe von 21 Fuß.

— Ein Pachter in Fifeshire machte von Zeit zu Zeit die Entdeckung, daß die Schwänze seiner Kühe ihres Haares beraubt warden. Lange sann er hin und her, wem er wohl diesen Schabernack zu verdanken habe, bis seine Gattin eines Tages in der Kammer ihrer Milchmagd einen aus Kuhhaaren verfertigten Chignon fand. Diese ländliche Modedame wurde ins Verhör genommen und gestand, auf Kosten der Kühe nicht allein sich, sondern fast sämmtliche Dorfmädchen mit Material zu dem modernen Haarputze versehen zu haben, mit dem sie beim nächsten Tanzvergnügen zu glänzen gedachte.

— Vor dem Schwurgerichte in Manchester wurden unlängst die London- und Nord-Western-Eisenbahn-Gesellschaft zu 2000 Pfund Sterling Schadenersatz an einen Gemeinde-Geistlichen verurtheilt, welcher bei einem Zusammenstoße auf der Strecke der genannten Gesellschaft Beschädigungen davongetragen hatte, die anfänglich unbedeutend schienen, später aber in eine theilweise Lähmung übergingen, so daß Kläger zum Aufgeben seines Postens genöthigt wurde.

— In Württemberg cursirt gegenwärtig folgendes den schwäbischen Humor auf's neue bekundende bon mot. Warum sind die badischen Katholiken besser daran als die württembergischen? Weil jene einen „Kübel" und diese nur ein „Häfele" haben.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Digitized by Google

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 2. Dritter Jahrgang. 1870.

-nb- Ein Experiment.

(Fortsetzung.)

Während also die Mutter sprach, machte ich mir im Geiste meinen Plan. Der Klang ihrer Worte schlug an mein Ohr, doch ohne correspondirende Ideen in mir zu erwecken, wenn ich auch von dem Sinne dieser Worte vollkommen Kenntniß gewann. Ich hörte, ohne zu hören, wie man manchmal Dinge sieht, ohne zu sehen; erst später zeigt das Gedächtniß das Bild des wie im Traum empfangenen Eindrucks.

„Wann kann die Operation vorgenommen werden?" fragte endlich die Frau, und riß mich damit aus meinem Nachdenken.

„Wie langen bleiben Sie hier?"

„Nicht länger als es für mein Kind nöthig ist. Ich bin arm. Das Leben in einer großen fremden Stadt ist theuer. Aber Alles, was mein Kind braucht, soll es haben."

„Wenn es überhaupt möglich ist, so kann es innerhalb einer Woche geschehen."

„Wenn es überhaupt möglich ist! Sie sagten, es wäre möglich! Mein Kind würde ganz bestimmt geheilt werden!"

Der Ton, mit dem diese Worte gesprochen wurden, der sie begleitete, enthüllten in etwas das stürmische Element in der Natur dieser Frau.

„Ich äußerte mich einigermaßen unvorsichtig, wenn ich von unumstößlicher Gewißheit sprach. Es sind allerdings Schwierigkeiten vorhanden."

Ich erklärte ihr dann die Natur dieser Schwierigkeiten und zwar in einer diplomatischen und darauf berechneten Weise, sie zu veranlassen, sich mit mir zur Besiegung des befürchteten Hindernisses zu vereinigen. Ich betonte ganz besonders die übergroße Aengstlichkeit des guten Doctors, dessen Hand die gewohnte und nöthige Sicherheit einbüßen würde, wenn sie ihm ihre leidenschaftliche Liebe zu dem Kinde ebenso beredt schilderte, wie sie es mir gethan. Sie studirte mein Gesicht mit erneuter Intensität und sagte dann: „Er braucht gar nichts von mir zu wissen. Ich brauche ihn nicht eher zu sehen, als bis Alles angeordnet ist. Das Kind kann für ihn irgend ein Kind ohne Mutter sein."

„Das ist es, was ich wünsche. Es freut mich, daß Sie so verständig sind. Bringen Sie mir die Kleine morgen früh um zehn."

„Es wird doch nicht schon morgen geschehen?" fragte die Frau wie zum Tode erschreckt.

„O nein, so rasch geht das nicht," antwortete ich ungeduldig. „Es sind viele Vorbereitungen nöthig. Die Chirurgen müssen sich erst berathen. Aber das Alles geht Sie nichts an. Bringen Sie mir das Kind morgen früh zehn Uhr. Das ist einzig, was Sie zu thun haben. Hier ist meine Karte, von der Adresse des Empfehlungsschreibens wissen Sie schon, daß ich Karl Bertram heiße. Sie können sich darauf verlassen, daß ich mein Bestes thun werde."

Sie stand zum Weggehen auf. Ihre Dankbarkeit, ihr unbedingtes Vertrauen, ihr Schwanken zwischen seliger Freude und qualvoller Erwartung rührten mich nicht. Ich dachte nur an die Wissenschaft und einen neuen glanzvollen Sieg derselben.

„Ich habe gar kein Anrecht an Ihre Dankbarkeit," war meine wahrheitsgetreue Antwort auf das, was sie sagte. „Es ist nicht die Heilung Ihres Kindes, die mir besonders am Herzen liegt, sondern der Beweis, daß menschliche, von der Wissenschaft geleitete Geschicklichkeit Tausende heilen kann."

Sie lächelte, wie wenn sie dachte, ich ließe mir selbst keine Gerechtigkeit widerfahren; vielleicht hielt sie es auch für unmöglich, daß man gegen ihr Kind gleichgiltig sein könne.

So endete unsere erste Begegnung. Den ganzen Tag über arbeitete ich mit getheilter Aufmerksamkeit und mit einem seltsamen Gefühl von Unruhe. Ich befand mich in einem mir ganz fremden Gemüthszustande. Sonst war ich immer Herr meiner Stimmung gewesen, jetzt war es nöthig, daß ich mir Mühe gab, das moralische Gleichgewicht in mir aufrecht zu erhalten. Meine Erregtheit kam mir übrigens natürlich vor; daß dem nicht so sei, hätte ich mir um Alles in der Welt nicht eingestehen mögen, ebenso wenig wie ich es für möglich gehalten haben würde, daß eine andere Ursache als die, welche ich allein anerkennen wollte, Schuld an meiner Aufregung war.

Zur bestimmten Stunde am folgenden Morgen brachte mir die Frau das Kind. Ich hatte gefürchtet, sie würde ängstlich geworden sein, doch dem war nicht so. Sie hatte immer noch dasselbe Zutrauen zu mir und denselben lebhaften Wunsch, die Operation vornehmen zu lassen. Als sie mir das kleine zarte Geschöpf übergab und dieses unwillkürlich die Aermchen um meinen Hals schlang, ergriff mich ein Gefühl, wie ich es nie zuvor gekannt. Im Uebrigen ging Alles, wie ich es erwartet. Ich hatte einen harten Kampf zu bestehen, meine Geduld und mein Gleichmuth wurden schwer auf die Probe gestellt. Doctor Fern nahm das Kind auf den Schooß, streichelte ihm das Haar, betastete die kleinen Glieder, sah ihm in die Augen und erklärte schließlich, seine Constitution sei nicht darnach, die Operation auszuhalten; das Kind sei zu schwächlich. Aber ich und ein Paar andere meiner Collegen, welche ebenfalls begierig waren, die neue Entdeckung zu erproben, überstimmten ihn, und wir hatten endlich unseren Willen, doch nicht eher, als bis ich mich durch den Eifer der Controverse ganz erschöpft fühlte. Ich glaube nicht, daß ich absichtlich die Unwahrheit in Bezug auf das Kind sagte, aber ich ließ mit Bedacht Doctor Fern bedenken, es sei für die Kleine viel besser zu sterben, denn als Krüppel zu leben, vielleicht als überhaupt zu leben; es sei ein Kind, dessen Existenz für eine Inconvenienz gelten könnte, für eine beständige Erinnerung an etwas, das am besten der Vergessenheit übergeben würde. Und so trug ich den Sieg davon. Triumphirend brachte ich die kleine Angelica zu ihrer Mutter, die sich Frau Schwartz nannte, zurück.

„Ich habe es endlich durchgesetzt, daß Ihr Kind curirt werden soll," sagte ich frohlockend.

Sie stand dicht an der Thür, begierig nahm sie Angelica aus meinen Armen. Sie sprach keine Sylbe, aber ihr Gesicht drückte ihre Antwort aus.

„Montag um elf," sagte ich ihr; „heute haben wir Donnerstag. Halten Sie inzwischen Ihr Kind so ruhig als möglich; bringen Sie es viel in die frische Luft und geben Sie ihm

Digitized by Google

kräftige Nahrung. Doctor Fern schickt Ihnen dies (dabei ließ ich fünf Ducaten in ihre Hand gleiten), um Ihre Mehrausgaben zu bestreiten. Er wird Ihnen auch noch weiter helfen. Er ist reich und gutherzig; Sie brauchen keine Bedenken zu hegen."

Das Geld gehörte mir; ich würde mehr gegeben haben, war aber gerade nicht bei Kasse.

Frau Schwartz war roth geworden. „Um meines Kindes willen nehme ich das Geld, im Namen meines Kindes danke ich ihm," sagte sie stolz.

Ich wartete jetzt, daß sie sich entfernte. Die Thür des Zimmers war offen; sie stand mit dem Gesicht so, daß das Licht aus dem großen Treppenfenster voll darauf fiel. Zum ersten Mal bemerkte ich, wie schön sie war. Sie war noch jung, aber ihre Schönheit war nicht von der Art, welche von der Frische der ersten Jugend abhängig ist. Es war die Schönheit vollkommen harmonischer Proportion. Die Gestalt war so reizend wie das Gesicht. Wie sie da stand mit dem Kinde auf den Armen, hatte sie eine ganz statuenartige Grazie, wie ich sie noch nie an einer lebenden Frau gesehen; sie hielt das Kind mit keiner größeren Anstrengung, als Hebe sie zeigt, wenn sie den Nektarkelch hält. Sie blickte mir fest in die Augen. Ein Schauer durchrieselte mich, noch ehe sie sprach. Sie war wieder leichenblaß, wie das erste Mal, als sie zu mir kam.

„Montag um Elf," wiederholte sie mit blassen Lippen und mühsam die Worte hervorbringend. „Sie täuschen mich nicht? Es ist nicht mehr Gefahr dabei, als Sie sagen? Vergeben Sie mir; aber jetzt, da Alles bestimmt ist, erstarrt mein Herz zu Eis. Sie wären nicht im Stande, mich zu täuschen, nicht wahr? Ich weiß Etwas von der Härte und Grausamkeit der Männer, aber dies würde zu grausam sein. Auf der ganzen Welt habe ich nichts, als dieses Kind, wie ich Ihnen schon sagte (und dabei preßte sie die Kleine dichter an ihren Busen, dessen herrliche Formen sich durch die dichte Umhüllung nicht ganz verbergen ließen); nur für mein Kind hoffe, arbeite und lebe ich. Es ist Alles, was ich von der Vergangenheit gerettet habe, und Alles, was mir für die Zukunft übrig geblieben ist."

Die zarten dunkelen Linien der Augenbrauen zogen sich drohend über den unheimlich glühenden Augen zusammen, während sie mit leiser, doch nervendurchbebender Stimme hinzusetzte:

„Nur Eins noch bliebe mir übrig, wenn ich mein Kind verlöre: — der Hand zu fluchen, — gleichviel, ob Gottes oder eines Menschen Hand, — die mir mein Kind geraubt."

Ich antwortete ihr in kühler Weise, so gleichgiltig als ich vermochte. Ich stählte mich gegen die tragische Wahrheit ihrer Worte, ich *wollte* es nicht fühlen, daß es mir eiskalt den Rücken hinunterlief.

„Madame," sagte ich, „es steht immer noch bei Ihnen, Ihren Entschluß zu ändern. Alle Anordnungen können wieder rückgängig gemacht werden. Ich möchte Ihnen indeß rathen, das Kind nicht unnöthigerweise aufzuregen."

Ihre Augen wandten sich von mir ab dem an ihrer Brust ruhenden Gesichtchen zu. Sie hatte nicht die Stimme erhoben, keine hastige Geberde blicken lassen, und nur in der Blässe ihres Gesichts und dem wachsenden Ausdruck der Leidenschaft in ihren Zügen war ihre Aufregung sichtbar geworden; das Kind war zu jung, ihre Worte zu verstehen. Und dennoch sahen wir Beide, wie seine Lippen sich geöffnet, sein Gesichtchen sich gerö-thet hatte, und wie Mund und Kinn vor innerer Pein zitterten. Vielleicht hatte das starke Klopfen des Herzens, an dem es ruhte, es erschreckt und geängstigt. Die Mutter beugte sich über ihren Liebling, drückte ihre Wange an die seine und flüsterte beruhigende Worte. Ich hielt die Thür auf. Die Frau schritt jetzt ohne weitere Worte hinaus und ging die Treppe hinunter. Ich blieb stehen, ihr nachzusehen; ein Sonnenstrahl aus dem Treppenfenster schoß über sie hin und unter seinem Schein blitzte eine schimmernde Masse goldblonden Haares auf, das von der Stirne straff zurückgestrichen am Hinterkopfe unter dem Hute sichtbar wurde. Noch ehe sie ganz unten war, drehte sie sich nochmals um und sah nach mir auf. Das Kind blickte ebenfalls zu mir in die Höhe. So verharrten die Beiden wohl eine halbe Minute.

Später, wie oft in den Träumen der Nacht und in den wachen Visionen des Tages, erschienen mir diese zwei Augenpaare der Mutter und des Kindes! Sie leuchteten mir aus dem Dunkel entgegen, funkelten vor mir in dem Sonnenlichte; schauten zu mir auf von dem Grase, aus dem Wasser; lugten zwischen dem Geäste der Bäume, lauerten in den Blumen, drängten sich zwischen mich und andere wirkliche Bilder der Außenwelt; — und immer blickten sie mich an mit demselben gemischten Ausdruck von Flehen, Vorwurf, Todesangst, — und schlimmer denn Alles! von Resignation —!

„Adieu, Frau Schwartz, auf Wiedersehen," sagte ich.

Ich ging ins Zimmer zurück, aber nach einer Weile trieb es mich wieder hinaus, zu sehen, ob sie noch da sei. Sie war fort.

Während der zwei folgenden Tage, Freitag und Samstag, dachte ich kaum an die Mutter und das Kind, sondern nur und zwar mit fieberhafter Unruhe an die Operation und den Triumph des Gelingens. Der Möglichkeit des *Mißlingens* räumte ich in meinem Geiste keinen Platz ein. Aber am Sonntag war mir nicht wohl zu Muthe. Ich empfand das Bedürfniß, etwas zu thun, um meinen Geist zu beschäftigen. Für bloße Lectüre war ich zu unruhig und praktische Studien konnte ich am Sonntag nicht treiben. Ich ging deshalb an Bord eines kleinen Flußdampfers nur in der Absicht, in freie Gegend zu kommen, und Abends den Weg zurück zu Fuß machen zu können. Aber die erste Person unter den Passagieren, auf die mein Blick fiel, war Frau Schwartz, natürlich mit dem Kinde auf den Armen. Im ersten Moment kam mir der Gedanke, daß sie der Operation entfliehen wollte.

„Wo reisen Sie hin?" fragte ich kurz.

„Ich weiß nicht," erwiderte sie mit ihrer ruhigen Stimme und schwachem Lächeln. „Sie empfahlen mir an, das Kind viel in die frische Luft zu bringen. Ich dachte an einer hübschen grünen Stelle zu landen, ein paar Stunden im Freien zu sitzen und mit dem Abendboot heimzufahren. Ich meine, ich kann in irgend einem kleinen Wirthshause etwas Milch und Brod für Angelica bekommen."

Ich stand auf dem Verdeck ihr gegenüber. Ich sagte, was mir gerade einfiel:

„Sie sind viel zu jung und zu schön, um allein unter fremden Leuten eine solche Tour zu machen."

„Ich weiß, daß ich schön und noch jung bin," erwiderte sie, „aber mein Aussehen ist nicht der Art, um die Zudringlichkeit fremder Menschen herauszufordern. Auch verstehe ich mich selbst zu schützen."

„Wenn Ihnen meine Gesellschaft recht ist, so will ich bei Ihnen bleiben. Sie sind nicht stark genug, fortwährend das Kind zu tragen. Wenn Sie es auch aushalten können, so soll-

Digitized by Google

ten sie heute ihrer Kraft nicht zu viel zumuthen. Schonen Sie Ihre Nerven für morgen."

Sie erblaßte zum Erschrecken.

„Werde ich in demselben Zimmer sein dürfen? Wird man mir erlauben, sie auf dem Schooß zu halten?" fragte sie.

Ich schüttelte verneinend den Kopf. „Unter hundert Fällen würde es neun und neunzig Mal nicht angehen, obschon es vielleicht in Ihrem Falle möglich wäre. Aber man kann keine Ausnahme machen."

Sie seufzte ergebungsvoll und blickte dann eine Weile das vorübergleitende Ufer entlang, worauf sie fragte: „Wird es lange dauern?"

„O nein; eine ganz kurze Zeit; ein paar Augenblicke."

„Und wird es ihr nicht weh thun?"

„Durchaus nicht."

„Gott ist doch barmherzig," sprach sie nach einer Pause, wie bei sich selbst; „wenn diese kleinen Füße ohne Mühe werden gehen können, werde ich von ganzem Herzen Gott zu lieben suchen."

(Fortsetzung folgt.)

Bei den walachischen Bauern.

(Schluß.)

Zwischen diesem Traumleben des walachischen Bauern und seiner wirklichen Existenz aber dehnt sich eine nicht zu überbrückende schwarze Kluft. Man glaubt eine Nation von lauter Essenkehrern vor sich zu haben, wenn man die walachischen Landbewohner sieht. Ihre Nachbarn, Russen wie Türken, sind badliebende Völker, insbesondere befleißigen sich die Türken einer scrupulösen Reinlichkeit. Der walachische Bauer dagegen kennt von der Wiege bis zum Grabe keinerlei Art von Abspülung und Waschung. In den rumänischen Dörfern herrscht oft ein großer Wassermangel, allein der an den Donauufern hausende Walache ist ganz ebenso schmutzig wie sein Kamerad im Inneren des Landes. In der Türkei hat die ärmlichste Hütte ihre Vorrichtungen zu den erforderlichen Waschungen, in dem Erdloche des Rumänen weiß man von solchen Anstalten nichts. In der Türkei schaffen sich die Frauen der dürftigsten Haushaltungen ihre kleinen Privaträumlichkeiten; nicht so in Rumänien. Der walachische Bauer, seine Familie, seine Schweine, ein paar Hunde und vielleicht ein miserabeles kleines Pferd, Alles lebt einträchtig zusammen in einem länglichen Loche mit einer Oeffnung an der Decke, um den Rauch hinausziehen zu lassen, und einer anderen, durch welche die Insassen selbst ins Freie emporkriechen. Der Türke liebt Licht und Luft, der Walache lebt in tiefster Finsterniß.

Auch seinem russischen Nachbarn ist der Walache so unähnlich wie nur möglich. Zwar kommt es ab und zu wohl vor, daß sich der rumänische Bauer einen Rausch trinkt, im Allgemeinen aber zählt der Trunk keineswegs zu seinen Lastern. Sein Ideal irdischer Glückseligkeit ist es, in der Sonne auf dem Rücken zu liegen, von einem ausgewählten Kreise von Freundinnen umringt, und mit geschlossenen Augen seine Volkslieder zu singen. Tagtäglich giebt er sich diesem Vergnügen hin und treibt es Stunden lang mit höchstem Eifer, wenn er nicht zufällig darin gestört wird. Vielleicht kann man ihn sinnlich nennen, seine Sinnlichkeit ist jedoch von eigenthümlicher Art, niemals grob und gemein wie die Sinnlichkeit vieler weit gebildeteren Racen, namentlich nie so plump wie die des Russen oder des Ungarn. Seine Sinnlichkeit ist wesentlich nur Faulheit; das Nichtsthun ist sein Entzücken. Von den Tafelfreuden hat er keinen Begriff; er ist so mager wie ein Häring. Ein ganzes Dutzend walachischer Bauern haben zusammen noch kein Pfund Fett an ihren Leibern und kein Loth Muskel. Es sind weichgeschaffene, schlaffe, kraftlose Gesellen, von denen ein einziger stämmiger Pommer oder Bayer eine ganze Schaar zu Paaren treiben könnte.

Wer nur einen Funken von Hochherzigkeit in der Brust hat, dem wird es ebenso wenig einfallen, sich an einem Walachen thätlich zu vergreifen, wie er ein schwaches Kind schlagen würde. Die Rumänen sind sammt und sonders Erzlügner und in allem Handel und Wandel äußerst unzuverlässig; wenn sie aber über einem ihrer falschen Streiche erwischt werden, dann plaidiren ihre großen ängstlich flehenden Augen und ihre schlotternden Glieder zu wirkungsvoll zu ihren Gunsten, als daß man etwas ernstlich Feindseliges wider sie unternehmen könnte. In der feuchten, warmen Marschluft, die sie athmen, scheint etwas Besänftigendes und Entnervendes zu liegen. Sogar die Wölfe, welche in Rußland so wilde, grausame Bestien sind, werden an der unteren Donau zu feigen, zahmen, ängstlich schleichenden Geschöpfen, die höchstens ein wehrloses Lamm oder eine invalide Gans anfallen. Die Pferde, so feurig und kräftig in Ungarn, so schön in der Türkei, sind in Rumänien verkommene magere Thiere, selten mehr als zwölf bis dreizehn Fäuste hoch, und völlig untauglich zum Reiten. Alles und Jedes scheint in diesen Gegenden gleich nerv- und muthlos zu sein. Die Jagd ist in der Walachei eine äußerst zahme und milde Ergötzlichkeit. Das Hauptwild ist die Trappe, die bei uns in Deutschland immer seltener zu werden beginnt, in den endlosen Marschen und Sümpfen der Donaufürstenthümer jedoch noch massenhaft vorkommt. Bekanntlich ist das Trappenfleisch das zäheste, welches der menschliche Zahn berühren kann, in der Walachei aber steht es in großem Ansehen, und wer nur eine Flinte aufzutreiben vermag, verwendet einen Theil seiner unerschöpflichen Muße auf die Verfolgung des unverdaulichen Vogels. Allein anstatt doppelsohlige Stiefeln und Ledergamaschen anzulegen und kühn den Trappen nachzugehen, kauert sich der walachische Waidmann in einem Wagen nieder und läßt sich bequem bis an den Sumpf herankutschiren, wo er ruhig wartet, bis sich ein arglofer Vogel auf wenige Schritte nähert, und dann gemächlich seinen Schuß auf denselben abfeuert.

Die Marschen der unteren Donau gehören übrigens zu den besten Jagdgründen, welche die fortschreitende Cultur in Europa noch übrig gelassen hat; sie wimmeln von unglaublichen Mengen wilden Geflügels aller Art. Wildenten und Wildgänse, welche im westlichen Europa mit jedem Jahre mehr verschwinden, trifft man in der Walachei in solchen Herden an, daß ihre Flüge in der Luft großen dicken Wolken gleichen. Auch an Feldhühnern und Hasen ist kein Mangel und Schnepfen sind so häufig wie bei uns die Sperlinge. Aber der walachische Bauer, obschon er meist nichts Anderes zu essen hat, als etwas Maisklos oder Schwarzbrod und Zwiebeln und während der Weinlese ab und zu eine Traube, nimmt sich nicht die Mühe, dem Wilde nachzustellen. Aus der unmittelbaren Nähe der wenigen größeren Städte, Bukarest, Jassy, Giurgewo und Crajowa, werden allenfalls dann und wann ein paar Hasen und Feldhühner zu Markte gebracht und um wenige Groschen verkauft. Auch hat man in jüngster Zeit angefangen, sorgfältig in Weizenkörper eingepacktes Wildgeflügel aus Rumänien nach Paris zu transportiren, der walachische Bauer jedoch macht sich all diesen Reichthum nicht zu Nutze, nach welchem er nur die Hand auszustrecken braucht, um Tag für Tag eine köstliche und gesunde Nahrung zu haben. Er ist viel zu faul auch nur für eine solche geringe Anstrengung, und wenn er zwischen Ruhe und Essen zu wählen hat, so entscheidet er sich gewiß allemal für die erstere.

Die interessanteste Klasse des rumänischen Landvolkes bilden die Zigeuner, welche über das ganze Gebiet der Donaufürstenthümer in großer Anzahl verbreitet sind. Ihre Weiber kennzeichnet eine ungemeine Anmuth und Liebenswürdigkeit, ihre Männer sind derselbe Schlag von Felddieben, wie anderwärts. Beide, Männer und Weiber, behaupten, mit übernatürlichen Kräften ausgerüstet zu sein, und üben die Künste der Zauberei

Digitized by Google

und Wahrsagung aus, wie sie es überall zu thun versuchen, manchmal mit einem Erfolge, der auf die gedankenlose Bevölkerung keinen kleinen Eindruck macht. Der walachische Bauer hält mit dem umherstreifenden asiatischen Volke die beste Nachbarschaft, und der rumänische Bojar schickt unfehlbar nach einer Zigeunerbande, wenn er auf seinem Landsitze — der sich hinsichtlich des Schmutzes von den Wohnstätten der Bauern nicht erheblich unterscheidet — irgend eine Festlichkeit veranstalten will. Die Zigeuner sind die besten Hufschmiede, Thierärzte und Roßhändler weit und breit, mit Einem Worte ein fast unentbehrliches Element der rumänischen Bevölkerung. Harmlos und gutmüthig, wenn man ihnen nichts in den Weg legt, sind sie doch sehr zu fürchten, wenn man sie beleidigt, und der zahme walachische Bauer thut darum alles Mögliche, das bewegliche Völkchen sich zum Freunde zu machen.

Den Kern jeder gesunden Nation, den Bürgerstand, giebt es bekanntlich in Rumänien nicht, der Adel ist verdorben durch und durch, äußerlich mit Pariser Schliff überzogen, innerlich aber von einer unglaublichen Rohheit und Unbildung, zum großen Theile auch materiell ruinirt und auf Cabalen und Hofschmarotzerei angewiesen, der Bauer steht auf einer so tiefen Culturstufe, wie nur in wenigen anderen Gegenden Europa's, dem ganzen Volke fehlt es an Nerv und Energie, an Willen und Spannkraft, sich zur Civilisation aufzuringen, es stagnirt und fault wie seine Moräste. Welches Prognostikon kann man also dem Staate stellen, als dessen neue Fürstin wir soeben die feingebildete junge Prinzessin vom Rheine einziehen sahen? Das arme deutsche Fürstenkind — wir fürchten, ihm wie seinem Gemahle wird die Krone wohl bald genug zur Dornenkrone werden. (Europa.)

Mannichfaltiges.

§ Technisches. Im ersten Decemberhefte von Dingler's polytechn. Journal findet sich ein aus dem Württemb. Gewerbebl. entlehnter, sehr gediegener Aufsatz von G. Heim über den praktischen Werth des Velocipedes, welcher ebensowohl allzu große Erwartungen als Vorurtheile gegen diese Erfindung auf das rechte Maß zurückführt. Der Verfasser sagt u. a. Folgendes: Zum Fahrenlernen eignen sich am besten Maschinen mit 80 bis 90 Centimeter Treibraddurchmesser, welche ein Anfänger nicht kaufen, sondern aus einer Velocipedschule leihen sollte. Dabei wird er Gelegenheit haben, sich mit Geübten zu messen, und nach 1 bis 2 Monaten beurtheilen können, welche Größe, ob 100 oder 110 Centimeter Treibraddurchmesser sich für die Länge seiner Beine und seine Geschicklichkeit im Aufsteigen ꝛc. am besten eignen. Künftige Constructionen werden wahrscheinlich auf noch größere Räder führen, indem bei solchen der Fahrwiderstand geringer ist; den folgenden Betrachtungen sei aber ein Durchmesser von 110 Centimeter oder 3,456 Meter Radumfang zu Grunde gelegt. Es ist bekannt, daß ein Fußgänger von mittlerer Kraft auf ebener Straße täglich 9 Wegstunden zu 4,500 Meter = 40,500 Meter weit gehen kann, und sich dabei nur soweit ermüdet, daß er Tag für Tag diese Strecke zurückzulegen vermag. Ebenso weiß man, daß derselbe Mann, wenn er an einem Tretrade oder einer ähnlichen Maschine arbeitet, in 8 Stunden täglich eine Tagesarbeit von 259,000 Meter-Kilogramm verrichten kann, d. i. eine Secundarbeit = 9 Meter-Kilogr. Beim Velocipedfahren sind nur wenig stärkere Kniebeugungen erforderlich, so daß anzunehmen ist, ein sehr geübter Velocipedfahrer werde per Secunde 8 Meter-Kilogr. Arbeit leisten können, wofür jedoch mit Rücksicht auf weniger Geübte nur 7 Meter-Kilogr. bei 8stündiger Arbeitsdauer angenommen werden mögen. Der Verfasser hat gefunden, daß der Fahrwiderstand bei 2 bis 3 Meter Geschwindigkeit, bezogen auf das Gewicht des Mannes sammt Maschine, beträgt: auf bester Straße oder sehr festem Sandweg $1/_{60}$ bis $1/_{80}$, auf trockener mittelguter Landstraße $1/_{46}$ und auf gewöhnlichen Vicinalwegen $1/_{42}$. Setzt man das Gewicht des Mannes = 68 Kilogr., dasjenige der Maschine = 36 Kilogr., den Fahrwiderstand im Mittel = $1/_{44}$, so ergiebt sich die mittlere Zugkraft auf horizontalem Wege = 2,36 Kilogr. Macht ferner der Mann pro Minute 97 Tritte, wobei die Geschwindigkeit 2,793 Meter beträgt, so legt er in 8 Stunden 80,456 Meter oder ca. 18 Wegstunden zurück, mithin doppelt so viel als der Fußgänger. Dabei beträgt die aufgewendete Secundarbeit 2,36 × 2,793 = 6,6 Meter-Kilogr. Wollte man 3 Wegstunden in 1 Zeitstunde zurücklegen, so wäre eine Geschwindigkeit von 3,75 Meter erforderlich, wozu per Minute 130 Tritte gemacht werden müßten. Der Fahrwiderstand würde dann etwa $1/_{40}$ betragen. Die Secundarbeit berechnet sich hiermit noch nicht höher als auf 9,75 Kilogr.-Meter, was ein kräftiger Mann allenfalls noch leisten könnte. Den meisten Menschen sind aber 130 Tritte andauernd nicht möglich, unsere Constitution gestattet uns eben nicht, eine gewisse Geschwindigkeit zu überschreiten, ohne daß die Arbeitsleistung dadurch beträchtlich vermindert würde. $2^1/_2$ Wegstunden in 1 Zeitstunde zurückzulegen, ist dagegen noch recht wohl erreichbar. Bezüglich des Befahrens von Steigungen haben die Untersuchungen ergeben, daß auf geringere Steigungen der Velocipedist gegen den Fußgänger im Vortheil ist. Beträgt aber die Steigung über 4 Procent, so stellt sich die Rechnung weniger günstig für das Velociped, indem dann zur nothwendigen Beschränkung der Secundarbeit etwa nur 50 Touren per Minute gemacht werden dürfen, was die günstigste Kraftentwickelung eben so wenig gestattet, wie die übermäßig große Tourenzahl. Beim Bergabfahren ist der Velocipedist gegen den Fußgänger entschieden im Vortheil, indem ersterer bei 3 Procent Gefälle ohne zu treten eine Geschwindigkeit von ca. 3,6 Meter leicht annehmen kann, während letzterer eben so sehr ermüdet wie auf ebener Straße.

— Auf der Staatswerfte von Chatham ist mit dem Bau eines Panzerwidders begonnen worden, welcher das furchtbarste Schiff der englischen Marine und furchtbarer als irgend ein Fahrzeug einer anderen Kriegsflotte werden soll. Im Gegensatze zu den bisher gebauten Widderschiffen soll bei dem „Rupert" die Geschützkraft der Widderkraft untergeordnet werden; die Dimensionen sind nur mäßig, 250 Fuß lang und 53 Fuß breit, bei einem Tiefgange von $22^1/_2$ Fuß und einem Gehalt von 3159 Tonnen, also doch noch immer etwas größer als bei den französischen Widderschiffen. Gegen jedweden Angriff wird dasselbe besser geschützt sein als die meisten anderen Schiffe, denn der Eisenpanzer ist zwölf Zoll dick und der hölzerne Rumpf nochmals mit einer Eisenschicht von $1^1/_4$ Zoll Dicke bekleidet. Die beiden 18 Tonnen schweren Geschütze, welche die Armatur des „Rupert" bilden sollen, werden in einem einfachen Drehthurme, und zwar nahezu elf Fuß über der Wasseroberfläche Platz finden, so daß sie in jeder Witterung verwendbar sind. Zum Schutze des Thurmes ist das Deck mit einer schwer gepanzerten Brustwehr versehen. Der Bugwidder hat die Form eines Speeres und wird derselbe etwa 8 Fuß unter dem Wasser und etwa 10—12 Fuß ehe der Schaft nach aufwärts geht, seinen spitzen Winkel haben, so daß der „Rupert" im Stande sein wird, Panzerschiffe an ihrer schwächsten Stelle, nämlich an den schwachen Seitenplatten unter dem Panzer anzugreifen, denn bei keinem bisher gebauten Schiffe reicht der Panzer mehr als etwa 6 Fuß unter die Wasseroberfläche. Die Maschinen von 700 Pferdekraft werden eine Zwillingsschraube in Bewegung setzen und vermuthlich eine Fahrgeschwindigkeit von 12 Knoten erzielen. Um Uebrigen erhält das Schiff nur zwei leichte Masten und einige wenige Segel.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Slatz.

Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Digitized by Google

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 3. Dritter Jahrgang. 1870.

-nb- Ein Experiment.

(Fortsetzung.)

Ich weiß nicht, was an diesem Tage mit mir war. Ich trat ganz aus meiner gewöhnlichen Schüchternheit heraus und es fiel mir gar nicht ein, daß meine Collegen, falls ich einem oder dem anderen derselben begegnen sollte, mich verspotten würden. Wie ich aber an die Möglichkeit einer solchen Begegnung dachte, blickte ich auf den Anzug meiner Gefährtin und musterte ihn, um zu beurtheilen, welchen Eindruck sie auf einen Fremden machen und welchen Stand man bei ihr voraussetzen würde. Der Anzug war aber nur die gebräuchliche Tieftrauer; auf die gesellschaftliche Stellung der Trägerin ließ sich daraus kein Schluß ziehen. Diese war ein Paar Schritte von mir weggegangen und stand am Schiffsgeländer. Sie machte ihr Kind auf etwas aufmerksam. In der Haltung ihres Kopfes und ihrer Gestalt bis zu dem schön geformten Fuße, von dem der Wind zuweilen das Kleid wegwehte, lag ein wahrhaft königlicher Ausdruck. Das Kind war ganz in Weiß gekleidet, elegant mit Stickereien bedeckt; es hätte das Kind einer Fürstin sein können. Ich trat zu ihr hin und schlug vor, daß wir am nächsten Landungsplatze halten und ein Ruderboot nehmen wollten. Sie willigte ein. Sie würde in der That in Alles, was ich vorschlug, gewilligt haben; sie hatte das Gefühl, daß des Kindes Leben in meinen Händen war. So glitten wir langsam an dem schattigen Flußufer hin, sie und ich und das Kind; die Sonne streute Funken auf das Wasser, die überhängenden Zweige spiegelten sich darin. Keines von uns sprach; wir waren unter dem Zauber des Eindrucks, den die Natur beschwichtigend und versöhnend auf jedes Menschenherz ausübt. Frau Schwartz gehörte überdies zu jenen seltenen Frauen, welche schweigen können. An diesem Tage begnügte sie sich, das Kind anzusehen. Angelica saß auf ihrem Schooße und die ernsten, verständnißreichen, träumerischen Augen der Kleinen ruhten auf dem glitzernden Wasser. Dann und wann lächelten sie hinauf in das Antlitz der Mutter, und diese beugte sich dann nieder und küßte ihr Kind. Das war die Sprache, die ihnen allein verständlich war. So wunderbar traurig und doch so süß wußte das Kind zu lächeln; so zärtlich und lieblich hatte ich nie ein menschliches Wesen lächeln gesehen. Im Augenblicke gewahrte ich das Alles nicht so genau; erst zu einer späteren Zeit gestaltete sich die Erinnerung daran zu einem Bilde unvergeßlichen Gedankens. Der Himmel weiß, wie viel Zeit mir noch blieb, mich der Vergangenheit zu erinnern!

Im Laufe des Nachmittags stiegen wir aus und nahmen im Garten einer kleinen Sommerwirthschaft Erfrischungen ein. Daß Frau Schwartz sich so ganz meiner Führung überließ und meinen Beistand freundlich, dankbar und ohne Ziererei annahm, schien mir damals ganz natürlich. Ich glaube, daß ich an jenem Tage ein ganz anderer Mensch war, als sonst in meinem übrigen Leben. Und sie, — war sie unbesonnen, oder gleichgiltig, oder berechnend? Diese Frage habe ich mir seitdem oft gestellt. Und in meinem Herzen hatte ich nur immer die eine Antwort: — sie freute sich, daß ihr Kind „einen guten Tag" hatte; alles Uebrige kam ihr gar nicht in Betracht.

Sie hatte beim Essen ihren Hut abgelegt, und ich konnte jetzt ungehindert den Reichthum des prachtvollen Haares bewundern, so wie, was mich noch mehr interessirte, den Kopf, welcher der einer Göttin hätte sein können. „Und dennoch," dachte ich, „scheint sie eine ganz gewöhnliche Frau zu sein, nur noch thörichter als viele andere Frauen durch ihre übergroße Vernarrtheit in ihr Kind. Es ist eine wahre Affenliebe."

Mit dem Hute hatte sie auch die faltige formlose Mantille abgelegt, und unter dem glatt anschließenden Kleide zeigten sich die Linien der Schultern, der Büste und Taille in ihrer ganzen tadellosen Schönheit. Es war in der That eine herrliche Frau. Und die schlanken weißen Hände ließen mich annehmen, daß sie auch den besseren Ständen angehörte.

Wir kehrten in derselben Weise zurück, wie wir gekommen waren, nur daß sich jetzt das Abendroth in dem Flusse spiegelte und das sommergrüne Ufer, die fernen Berge und der laue schmeichelnde Abendwind noch mehr dem Reich der Träume anzugehören schienen. Wir erreichten die Wohnung der Wittwe ungefähr um die Zeit, da das Kind zu Bett gebracht werden mußte. Frau Schwartz forderte mich nicht auf, hineinzugehen, aber ich that es von selbst. Sie hieß das Kind sich bei mir für den „frohen Tag" bedanken; die Kleine lispelte die Worte mit unbeschreiblicher Lieblichkeit nach und reichte mir aus eigenem Antriebe das Mündchen zum Küssen hin. Voll Entzücken sah die Mutter zu.

„Wenn Sie mein Kind heilen," sagte sie, „so daß es im warmen sonnigen Grase allein herumspringen und sich wie andere Kinder des Lebens freuen kann, so will ich gern an einen liebenden Schöpfer im Himmel glauben und seinen besten Segen auf Ihr Haupt herabflehen. Ich will ihn bitten, Ihr Wohl in allen Stücken zu fördern, Ihr ganzes Dasein froh und glücklich zu machen und Ihnen die Erde zum Paradiese umzuwandeln."

Ich drückte die Hand, die sie mir zum Abschiede hinhielt, und das Echo ihrer letzten Worte klang fort und fort in meinem Geiste wieder. Zu Hause angekommen, suchte ich mich vergebens in meine Studien wie sonst zu vertiefen. Aber ich glaube nicht, daß sie allein daran Schuld war. Vielmehr mochte gerade zu der Zeit, da ich sie kennen lernte, meine physische Kraft auf dem Punkte gewesen sein, der übermäßigen geistigen Anstrengung, die ich mir seit Jahren zugemuthet, zu unterliegen. Aber eben dieser Uebergang vom Wohlsein zur Krankheit besaß einen seltsamen Reiz. Sanfte Gedanken und liebliche Phantasieen erfüllten meinen Sinn, und ich überließ mich ihnen, zu müde für irgend welche Selbstbeherrschung. Bis in den Schlaf begleitete mich das freundliche Bild des sonnigen Flusses. Ich glitt seinen Spiegel entlang, hörte das Plätschern der Ruder im Wasser, fühlte die schwachschaukelnde Bewegung des Bootes, und dazwischen ertönten die Worte „möge Gott Ihnen die Erde zum Paradiese umwandeln" mit solcher Deutlichkeit und schienen so dicht an meinem Ohr gesprochen zu werden, daß ich aus dem Schlaf auffuhr und die Ueberzeugung hatte, es müsse die Sprecherin an meinem Bette stehen. Dann, wie ein Thor, der ich war, dachte ich wieder an die Frau, welche mir diese Worte gesagt hatte.

„Wie sanft und doch klangvoll ihre Stimme ist; welch leuchtende ausdrucksvolle Augen sie hat; und der schöne Fuß, — die weiße, feine Hand, — die ganze herrliche Gestalt! Ja," fuhr ich dann fort, in dem Bestreben, mich selbst zu täuschen, „sie würde eine ausgezeichnete Krankenwärterin für unser Hospital sein; kräftig, ruhig, sanft, besonnen."

Am folgenden Tage, ein Tag äußerster Aufregung für mich, wurde die Operation vollzogen und zwar mit Erfolg. Aber Alles, was zu dieser Zeit, nach der Sonntagsfahrt auf dem Flusse, mit mir vorging, erscheint mir wie ein verworrenes Nebelbild. Nur darauf besinne ich mich deutlich, daß Dr. Fern zu mir sagte: „Bertram, Sie strengen sich zu sehr an; mir gefällt Ihr Aussehen nicht; entziehen Sie sich eine Zeit lang der Arbeit." Doch, ob dies vor oder nach der Operation war, weiß ich nicht mehr; ich weiß nur, daß ich eine scherzhafte Antwort gab und über seine Sorglichkeit lachte. Spät am Tage, als ich zuerst Frau Schwartz nach der Operation wiedersah, erfüllte mich der Ausdruck ihrer leidenschaftlichen Freude und Dankbarkeit mit einem quälenden Gefühl, an dem die Furcht einen großen Theil hatte.

Das Kind war in einen unserer Krankensäle gebracht worden. Die Mutter wich Tag und Nacht nicht von seinem Bette. Es war eine Ausnahme von der Regel der Hausordnung, aber ich hatte diese Ausnahme durchgesetzt, und die Dankbarkeit der Frau dafür war fast eben so groß, als für die gelungene Operation. In den nächsten zwei Tagen stahl ich mich oft auf Augenblicke hinweg, um nach der kleinen Patientin zu sehen. Aber je freudestrahlender das Antlitz der Mutter war, nach dem es mich ebenfalls, wenn auch unbewußt, verlangte, und je mehr Alles einen guten Verlauf zu nehmen schien, desto ängstlicher wurde ich. Als das Kind am dritten Tage schwächer wurde, — als es einschlief, um nicht mehr aufzuwachen, — da wußte ich, daß das es war, wovor ich Furcht gehabt hatte.

Noch jetzt kann ich mir den Tod des Kindes nicht erklären. Es hätte leben und kräftig aufwachsen können; es war keine Entzündung eingetreten; die Operation war vollkommen geglückt. Vielleicht hatte es schon von der Geburt an den Keim des Todes in sich getragen. Vielleicht hatte die beständige Gegenwart der Mutter den Anlaß gegeben, daß es sich über seine Kräfte beherrschte. Es muß gelitten haben, aber es weinte nicht und ächzte nicht, machte nicht die geringste Schmerzensäußerung, ausgenommen, daß man den Schmerz aus der sich oft mit Schweiß bedeckenden Stirn und den übermäßig geöffneten Augen errathen konnte. Ach, diese Augen, — wie sie mich ewig verfolgen! Sie blickten mich damals zuweilen so vielsagend an und ich habe seitdem gedacht, daß die Kleine wohl vor mir über Schmerzen geklagt haben würde, wenn die Mutter nicht dabei gewesen wäre; vielleicht hatte das arme Kind gehofft, ich müßte seinen Blick verstehen.

Vor dem Fenster des Zimmers, in dem Angelica lag, stand ein Erlenbaum. Der Wind bewegte seine Zweige hin und her und diese warfen fliegende Schatten auf das kleine Krankenbett. Das Spiel der Blätter machte dem Kinde Freude und es hatte gebeten, daß das Rouleau nicht heruntergelassen würde. Als ich am dritten Tage gegen Abend in das Zimmer trat, gaukelten die Schatten wieder auf dem Bettchen, das von der sich neigenden Sonne rosig angehaucht war. Angelica schlief.

„Soll ich sie aufwecken?" fragte Frau Schwartz, so wie ich mich dem Bette näherte. Sie sah diesmal ängstlich und angegriffen aus. „Es ist ziemlich lange, daß sie nichts gegessen hat. Und das letzte Mal, als sie wachte, kam sie mir schwächer vor, als je seit Montag."

„Wann wachte sie zuletzt?"

Frau Schwartz sah auf die Uhr.

„Vor einer halben Stunde und drei Minuten. Aber sie aß nichts; sie lächelte mir nur zu und schlief gleich wieder ein, gerade als ich ihre Suppe holen wollte. Es ist jetzt anderhalb Stunden, seit sie zuletzt Nahrung zu sich genommen hat."

„Wecken Sie sie auf jeden Fall," sagte ich. Es fiel mir auf, daß das kleine Gesicht so bläulich-blaß war. „Schlaf aus Erschöpfung kann ihr nicht gut thun," setzte ich hinzu.

Frau Schwartz beugte ihr Gesicht zu dem des Kindes. Mein Herz klopfte mit wahren Hammerschlägen gegen meine Brust.

„Mama will ihr liebes Kind aufwecken und ihm sein gutes Süppchen geben," sagte sie, ihre Wange an des Kindes Wange legend.

Kein Laut, keine Bewegung als Antwort.

Die Mutter richtete sich auf, sah mir ins Gesicht und sagte mit einer Stimme, die mir ganz fürchterlich klang: „Sie ist so kalt!"

Ich schob die Mutter bei Seite, beugte mich über das Kind, fühlte den Puls, horchte auf den Athem, — umsonst!

Ich ließ gewärmte Wollendecken bringen, den kleinen Körper darin einhüllen und damit reiben, versuchte alle Mittel der Wiederbelebung, — umsonst!

Während die Mutter die Suppe für das Kind herrichtete, hatte dieses die Mutter angelächelt und war eingeschlafen. Es war der Schlaf des Todes.

Als wir von allen weiteren Versuchen abstanden und dem kleinen gemarterten Körper Ruhe ließen, stand Frau Schwartz, die an dem Bette gekniet hatte, auf. Regungslos und sprachlos stand sie ein paar Augenblicke da, für mich eine Ewigkeit folternder Erwartung dessen, was, wie ich wußte, kommen würde. Ich wollte ihr nicht in die Augen sehen, aber ihr Wille war der stärkere und so begegneten sich unsere Blicke. Ich wich zurück, ich schauerte zusammen; ich wußte, daß ich das Aussehen eines Schuldbeladenen hatte; ich fühlte, daß ich der Mörder war, für den sie mich hielt! Langsam und den furchtbaren anklagenden Blick nicht von mir abwendend, erhob sie ihre herrlichen Arme bis zur Höhe ihres Kopfes; es war eine Geberde, wie wenn diese Arme den Himmel stürmen und ihm die Rache entreißen wollten, um sie dann mit voller Wucht auf mich niederfallen zu lassen. Auch jetzt hätte es bei dieser Frau keiner Worte bedurft; als sich aber ihre Lippen öffneten, mich zu verfluchen, drehte sich das Zimmer mit mir im Kreise, die Kniee brachen unter mir zusammen und ich fiel zu Boden, als ob ein Schlag der zürnenden Frau mich niedergeworfen.

(Fortsetzung folgt.)

Börse und Börsenspiel.

Dem mit den Börsengeschäften nicht vertrauten Publicum kann es in der gegenwärtigen Zeit, wo man so viel von Speculationen und leider auch von daher kommendem Unglück reden hört, nur erwünscht sein, über diese Geschäfte einige Aufschlüsse zu erhalten.

Die Börsen, welche noch nicht sehr lange bestehen, sind seit dem ungeheueren Aufschwung der verschiedenartigsten Unternehmungen, wie Eisenbahnen, Staats- und Communalanleihen,

Banken, Creditgenossenschaften ꝛc., welche alle, als Aequivalent der von ihnen absorbirten Capitalien, Werthschriften ausgeben und darin vertreten sind, zu einer Nothwendigkeit geworden. Die Börsen sind die Marktplätze für diese verschiedenen Werthpapiere; täglich werden an denselben mit den unzählige Werthe repräsentirenden Papieren, deren Cours sich im Verhältniß ihrer eigenen Lage oder der politischen Ereignisse verändert, die Operationen des An- und Verkaufes vorgenommen.

Im Allgemeinen sind die Geschäfte, welche an einer Börse vorkommen, zweierlei Natur: sie werden entweder gegen directe Zahlung (au comptant) geschlossen, d. h. für ein geldwerthes Papier muß der entsprechende Gegenwerth ausbezahlt werden, ganz gleich wie beim Kauf einer Waare; oder die Geschäfte werden auf Termin geschlossen, wodurch nach den einen der Grund zur Speculation, nach den anderen zum Börsenspiele gelegt wird.

Obgleich das letztere an und für sich sehr verwickelte Börsengeschäft eigentlich lange und langweilige Erörterungen erfordert, so wollen wir doch versuchen, mit wenigen Worten dasselbe unseren Lesern begreiflich zu machen. Die Speculanten oder Spieler, wenn man sie so nennen will, kaufen, indem sie ohne Capital operiren wollen, Papiere, von denen sie glauben, daß sie einer Preissteigerung entgegengehen werden; sie können zwar diese Papiere aus Mangel an genügenden Capitalien nicht mit ihrem Gegenwerth bezahlen, sie kaufen sie aber gleichwohl, indem sie dieselben auf Lieferung nehmen und erst auf eine bestimmte Zeit, welche nach den Börsenpapieren zwischen zwei Wochen bis zu einem Monat variirt und Liquidationsfrist genannt wird, zur Zahlung sich verpflichten. Auf diese Weise kann sich der Speculant, ohne gerade im Besitz von Geld oder Geldwerthem zu sein, am Börsengeschäft betheiligen und je nach seinem Credit Werthpapiere im Betrage von Tausenden und Hunderttausenden von Gulden kaufen.

Im Vorbeigehen wollen wir bemerken, daß diese Operation nicht nur auf Creditpapiere, sondern auch auf Baumwolle, Getreide, Wein ꝛc. stattfindet.

Ist der contractmäßige Zeitpunkt der Zahlung gekommen und der Speculant kann wegen Mangel an Capitalien nicht zahlen und die auf Lieferung gekauften Titel beziehen, so ist er genöthigt, sie zuvor wieder zu verkaufen. Da nun die Course der Werthpapiere, auf welche im Allgemeinen diese Speculationen stattfinden, täglich und bisweilen in sehr bedeutenden Proportionen wechseln, so muß sich hieraus nothwendig eine Differenz zwischen dem Ankaufs- und dem Verkaufspreis und für den Speculirenden entweder ein Verlust oder Gewinn ergeben, je nachdem er seine Papiere theuer oder wohlfeiler wieder verkauft, als er sie gekauft hat. Man nennt dies auf der Börse mit einem technischen Ausdruck schlechtweg die Differenzen.

Die nämliche Operation kann auch im umgekehrten Sinne gemacht werden. Der Spieler sieht statt auf ein Steigen der Course auf ein Sinken derselben ab und verkauft — immer nur unter den oben erwähnten Bedingungen — Papiere, die er nicht in seinem Besitze hat, so daß er gezwungen ist, sie bon gré mal gré zurückzukaufen, um den Bedingungen des Börsencontractes nachzukommen.

Es giebt natürlich noch eine Menge Operationen, welche eine Folge dieser Art von Geschäften sind, wie z. B. Prämien, Uebertragungen ꝛc., aber der Raum erlaubt uns nicht, uns über diesen Gegenstand, welcher übrigens für nicht interessirte Leute wenig Anziehendes hat, näher auszulassen. — Außer den Coursdifferenzen, welche als Gewinn oder Verlust functioniren, kommt noch die Mäklergebühr (courtage) in Betracht, welche stets bezahlt werden muß; über diese seien uns noch einige Worte erlaubt.

Es ist einleuchtend, daß es für so zahlreiche und verwickelte Geschäftsabschlüsse der Vermittler bedarf. Dieselben sind in den großen Städten in den Wechselagenten vorhanden, welche sich ausschließlich mit dieser Vermittelung abgeben, und in den Banquiers, welche wieder die Zwischenorgane zwischen den ersteren und ihren Clienten bilden; ein Mann aus der Provinz ist gar genöthigt, noch einen dritten Vermitteler in Anspruch zu nehmen, nämlich einen solchen in der Stadt, wo er wohnt. Die Commissions- oder Mäklergebühr, welche von jedem dieser drei Häuser bezogen wird, vermehrt natürlich die Ankaufs- oder Verkaufscourse bedeutend und es ist leicht begreiflich, daß der Spieler alle diese zu bezahlenden Gebühren stets gegen sich hat; sie gesellen sich zu dem Verlust, wenn er solchen erleidet, sie beschränken den Gewinn, wenn ihm ein solcher zufällt. Der Börsenspeculant befindet sich darum in einer viel schlimmeren Lage als z. B. der Roulettespieler. Wenn man bedenkt, daß für eine Operation, welche binnen 14 Tagen effectuirt werden soll, auf eine Actie von, nehmen wir an 500 fl., 2 fl. 30 kr. Courtage beim Ankauf und eben so viel beim Verkauf bezahlt werden müssen, so ergiebt dies auf jene Summe schon die verhältnißmäßig bedeutenden Börsenunkosten von 5 fl., bevor sich dem Spieler nur ein Kreuzer Gewinn realisirt hat.

Man mag erstaunen, warum sich bei einem so betrügerischen Erwerb immer so viele Thoren befinden. Die Summe, welche die Wechselagenten in Paris einzig — mit Ausschluß der Bankhäuser — jährlich einsacken, beläuft sich auf ungefähr 120 Millionen Frcs. Diese Einnahme machen sie ausschließlich auf den Termingeschäften, welche am meisten rentiren; mit denjenigen au comptant, für welche sie eigentlich eingesetzt sind, bekümmern sie sich weniger, sie lassen dieselben gewöhnlich durch einen einfachen Commis mit einem Jahresgehalt von 1200 Frcs. besorgen.

Das Börsenspiel, welches ehemals nur in den größeren Städten getrieben wurde, hat sich jetzt über eine große Zahl von Städten ausgedehnt, welche Börsen besitzen, und ist im Verhältniß der Entstehung so vieler neuen Unternehmungen sehr gewachsen. Fügen wir hinzu, daß auch die Clientel der Börsenspeculation sich sehr vermehrt hat. Der in den letzten vierzig Jahren beträchtlich vergrößerte öffentliche Reichthum sucht seine Capitalien, außer in Hypotheken und Immobilien, auch in solchen Börsengeschäften zu placiren. Ueberdies leben wir in einer Gesellschaft, wo das Geld eine Hauptrolle spielt, in der Jeder reich zu sein wünscht, und — da nicht Jedermann es sein kann — es immer solche giebt, welche es auf dem Glückswege werden wollen.

Vor Erfindung der Telegraphie war es beinahe unmöglich, außerhalb der großen Städte sich mit Börsenoperationen abzugeben. Die Briefe, welche die Aufträge zum Ankauf oder Verkauf von Börsenpapieren enthielten, kamen an ihrem Bestimmungsorte viel später an und machten dadurch, da die Course alle Tage wechseln, die Geschäfte an der Börse für solche, welche von derselben weit weg wohnten, sehr schwierig und gefährlich, während jetzt mittelst des Telegraphen die Aufträge in ganz Europa an demselben Tage ausgeführt und beantwortet werden können.

Wie in so vielen Dingen, so geschieht es auch an der Börse, daß die Großen die Kleinen aufzehren. Die kleinen Speculanten gleichen jener Menge kleiner Fische, welche man auf einen dargeworfenen Köder sich hinstürzen sieht. Wirft man die Angel aus, so wird immer einer hängen. Die Vornehmen und Großen, welche einen großen Credit genießen, hohe Stellungen einnehmen und riesige Vermögen besitzen, wie dies in unserer Zeit oft der Fall ist, spielen sozusagen ohne etwas zu riskiren. Das Publicum würde manchmal erstaunen, wenn es vernähme, daß gewisse Personen, von denen man glaubt, sie seien mit ganz anderen Fragen und Dingen beschäftigt, freilich in nicht auffälliger Weise, dem Börsenspiele sich widmen.

Forscht man nach dem Ursprung aller in den letzten Jahren angehäuften Reichthümer, so wird man denselben mit wenigen Ausnahmen so oder anders in der Börse suchen müssen. Nun ist es meistens der Fall, daß die Geschickten, die Eingeweihten und Mächtigen immer gewisse Thatsachen voraus erfahren und wissen, sei es, daß ein Werthpapier, das bisher nichts abwarf, rentiren wird oder umgekehrt, oder daß von einem solchen in diesem Jahre eine höhere Dividende ausbezahlt

werden wird, als im vorhergehenden, oder daß ein politisches Ereigniß, von dem man sonst noch nichts ahnt, oder gar nur eine jener Ursachen eintreten wird, welche an der Börse eine Hausse oder Baisse hervorrufen können. Die großen Speculanten haben alle Fäden in ihren Händen und operiren beinahe mit Sicherheit, während die Kleinen nur schüchtern und zweifelnd sich nahen und versuchen, auch ihr Profitchen zu machen. Indessen aber der Große seinen Gewinn bereits in der Tasche hat, zappelt der kleine Teufel bereits am Angelhaken.

In der jüngsten Zeit haben sich sog. Syndikate gebildet, Gesellschaften, welche auf dem so mächtigen Princip der Association beruhen und zum Zwecke haben, ein Papier oder einen Börsenplatz in dem einen oder anderen Sinne zu ihrem Vortheil auszubeuten. Diese Gesellschaften, welche in der Regel aus reichen Leuten bestehen, die einen großen Credit haben, und sich mit großen Gesellschaften verknüpfen, um sie zu unterstützen, kommen fast immer zum Ziele. Sie sind im Besitz von Nachrichten, Angaben, Ausweisen und Capitalien, was Alles der kleine Speculant entbehrt; sie machen darum auch größtentheils beträchtlichen Gewinn, aber leider auch fallen ihnen sehr Viele zum Opfer.

Irrigerweise theilt das Publicum sehr oft die Ansicht, daß das, was der Eine beim Börsenspiel gewinnt, ein Anderer verliert; dies ist nicht ganz richtig. Angenommen z. B. A kaufe eine Actie zu 100 fl. und verkaufe sie an B für 120 fl., B an C für 140 fl., so haben wir hier zwei Personen, von denen jeder pro Actie 20 fl. Gewinn gemacht, ohne daß einer derselben einen Verlust erlitten hat.

Immerhin aber wird derjenige, der sich bei uns mit dieser Art von Börsenoperationen abgiebt, wenn er auch bisweilen gewinnen mag, doch beinahe sicher ruinirt werden, ganz abgesehen davon, daß eine solche Beschäftigung eine, man darf wohl sagen unmoralische ist.

Ueberdies zerrinnt das mittelst Börsenspiel gewonnene Geld gewöhnlich ebenso schnell wieder, als es gewonnen wurde, weil es zu seiner Erwerbung nicht der Anstrengung bedurft hat. Daß der Börsenspieler immer in einer Art Fieber lebt, der Ruhe und Erholung entbehrt, seines Gewinnes nicht genießt, vielleicht eines Tages durch Verluste erdrückt wird, wollen wir gar nicht in Anschlag bringen.

Börse und Börsenspiel sind somit eine Welt, in welcher man nur au comptant operiren sollte, und die nur für große Institute und günstig gestellte Leute Aussichten auf Gewinn bietet. Wir Anderen mögen uns mit unserer Stellung und dem Vermögen, das wir so glücklich sind zu besitzen, begnügen. Gelingt es uns nicht, auf rasche Weise glänzende Reichthümer zu sammeln, so bedrohen uns auf der anderen Seite auch keine uns und unsere Familien ruinirenden Verluste und wir genießen statt dessen als Entgelt die Achtung unserer Mitmenschen.

Mannichfaltiges.

— Ein Eisenbahnzug, der alle Locomotiven und Waggons Europas vereinigte (400,000 Personen- und 500,000 Güterwagen), würde von Petersburg nach Paris reichen, und sämmtliche Locomotiven neben einander gestellt, würden aussehen wie eine Herde Elephanten mit erhobenen Rüsseln in einer Breite von mehreren Meilen. Diese europäischen Eisenbahnen führen über 62,000 kleine und große Brücken, darunter Riesenwerke, über Meeresarme und Städte hinweg; sie gehen 31 Meilen weit durch Tunnels unter der Erde hin. Zu den Schienen wurden 150 Millionen Centner Eisen verwendet und zum Betriebe sind jährlich 80 Millionen Centner Kohlen erforderlich. An dem europäischen Eisenbahnnetze sind sämmtliche Staaten, außer Griechenland, Lippe-Detmold, Waldeck, Schwarzburg-Rudolstadt, Schwarzburg-Sondershausen, Reuß-Greiz und Liechtenstein betheiligt; es stellt eine Länge von 70,718 Meilen dar. Auf ihnen fahren 18,000 Locomotiven; der Weg, den diese jährlich durchlaufen, beträgt 60 Millionen Meilen. Rechnet man den Weg dazu, den sämmtliche Personen- und Güterwagen zusammengerechnet in einem Jahre durchlaufen, so kommen an 100 Millionen Meilen heraus — eine Strecke, die über die Fernen des Sonnensystems hinausführt.

— Vor dreißig Jahren wurden in Rußland 62 Juden auf den Verdacht hin, Christenblut geopfert zu haben, in den Kerker geworfen und — wie das ja in Rußland eben nicht selten ist — ohne Anklage, ohne Verhör, ohne Urtheil dort belassen. Die armen Gefangenen sind bis auf einen einzigen sammt und sonders im Gefängniß gestorben, und dieser Ueberlebende ist erblindet. Auf Fürsprache der Alliance Israélite, an deren Spitze der Pariser Advocat Crémieux (1848 Justizminister der französischen Republik) steht, ist der Unglückliche endlich in Freiheit gesetzt worden. So geschehen 1869 in einem Großstaate Europas.

— In Liverpool ist telegraphisch die Nachricht eingelaufen, daß der Schraubendampfer „Leith" auf dem Wege nach Bombay den Suezcanal passirt habe. Das Schiff hat 17½ Fuß Tiefgang und fand in dem ganzen Canal kein Hinderniß, so daß die Passage bewerkstelligt wurde, ohne aufzulaufen. Drei weitere Schraubendampfer, die „Fire Queen", „Port Said" und „Ismaila", werden im gegenwärtigen Augenblick befrachtet, um ebenfalls über Suez nach Bombay zu gehen.

— Vor wenigen Tagen, schreibt der „Wanderer", sind die Vergrößerung und der Umbau der Wiener Hofburg nach den Plänen des Professors Semper, der seinen dauernden Aufenthalt nimmt, und des Architekten Hasenauer beschlossen worden. Graf Wrbna soll die oberste Leitung der Angelegenheit erhalten haben und ein fünfjähriger Zeitraum für die Ausführung bestimmt sein. Im Zusammenhang damit soll auch nun die Erbauung des neuen kaiserlichen Schauspielhauses zur Lösung gelangen.

— Bekanntlich geht leider die schöne Prinzessin von Wales, Alexandra, in Folge von Krankheit noch immer etwas lahm, und dieses traurige Gebrechen beeifern sich die englischen Damen nachzuahmen. Zu diesem Zwecke wird von einer Stiefelette der Absatz gänzlich entfernt, auf der anderen dagegen bedeutend erhöht und das dadurch künstlich hervorgebrachte Hinken nennt man „à la Alexandra".

Charade.

1.

Oft bin ich ein munt'rer und kecker Gesell
Und zähle nicht zu den Gefrornen.
Ich schaffe und raffe und brauche nicht hell;
Doch wo sie mein Wirken beleuchten gar grell:
Das wissen die Herren Geschwornen.

2.

Wohl bin ich der Industrie kräftigster Sohn
Und helfe der Mutter durch Güte.
Ich fördre den Feldbau, beschirme die Kron;
Mich kennen sie all', die sich mühen um Lohn,
Vor allen die Schlosser und Schmiede.

1. und 2.

Mich hat der entsetzliche Dreifuß bedroht
In älteren Zeiten und Tagen.
Jetzt geht es schon leichter und hat keine Noth,
Und wer mich erzielt findet Wohnung und Brod:
Nur darf er nach Ehre nichts fragen.

△

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stap.

Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 4. Dritter Jahrgang. 1870.

-nb- Ein Experiment.

(Fortsetzung.)

2.

Als ich wieder im Stande war, irgend Etwas zu bemerken, das der wirklichen Welt angehörte, — und nicht jener Welt voll Entsetzen, welche mein krankes Gehirn nur mit grauenvollen oder fratzenhaften Bildern gemartert hatte, — befand ich mich in meiner noch beim Hospital gelegenen Privatwohnung. Das erste, das meine eigentliche Aufmerksamkeit erregte und worüber ich nachdachte, war die Thatsache, daß mein Bett aus dem Alkoven, in dem es sonst gestanden, in das Wohnzimmer gestellt worden war. Meinen müden Augen wurde diese Veränderung nur langsam erkenntlich, und noch langsamer kam mein müder Kopf zu dem Schluß, daß ich krank gewesen und das Bett hinausgestellt worden war, um mir mehr Luft zu geben. Nachdem ich so weit mit mir einig geworden, konnte ich zu weiteren Beobachtungen und Bemerkungen übergehen. Nicht weit von meinem Bette saß eine Frau und nähte. Ich hätte wissen mögen, welche der Hospitalwärterinnen es war. Sie nähte beim Schein einer beschatteten Lampe. Also war es Nacht oder doch wenigstens Abend.

War es Sommer oder Winter?

Im Ofen brannte kein Feuer und weil sich ein hinabgelassener Fenstervorhang hin und her bewegte, schloß ich, daß das Fenster dahinter offen sei. Also Abendzeit und Sommerzeit. So viel wußte ich jetzt. Dann — wer war die Frau? Ich wollte auch das ergründen. Ich konnte von der Stelle, wo ich lag, ihr Gesicht nicht sehen. Ich beobachtete die raschen gleichmäßigen Bewegungen der geschäftigen Hand, und es machte mich ungeduldig, daß sie sich nicht umdrehte und mir das Gesicht zuwandte. Aber sie arbeitete fort.

In späteren Jahren sagte einmal eine Dame zu mir (und ihre Worte riefen mir die Scene, die ich eben beschrieben, lebhaft ins Gedächtniß zurück): „Arbeit, ja! Handarbeit! Das hält man für sehr angenehm und amüsant für uns Frauen! Wie oft hat man mir das Nähen anempfohlen! Es wäre eine so beruhigende, graziöse, passende Beschäftigung! Ja, das ist es auch, d. h. für die Zufriedenen, die Glücklichen. Nichts kann behaglicher sein, als einen langen Sommertag hindurch eine hübsche Näharbeit zu machen, und dabei seinen eigenen glücklichen und hoffnungsvollen Gedanken nachzuhängen. Aber wenn man unglücklich ist und die Gedanken lästig sind? Den Männern ist das alles eins. Sie sind zufrieden, wenn sie eine Frau nähen sehen. Sie meinen dann, sie sei gut aufgehoben, vor Unheil sicher, ganz zufrieden und passend beschäftigt! Dabei nicht in dem Grade absorbirt, um nicht zu hören, was ihr Herr und Gebieter sagt, und ihm nicht dienstgefällig zu sein; auch nicht so sehr gelangweilt, um Ansprüche an Conversation und Galanterie zu machen. Und zuweilen ist sie doch so gelangweilt, daß sie unwillkürlich von der Harmlosigkeit des Gedankenganges auf schlimme Abwege geräth! Aber des Mannes Augen ruhen mit solchem Wohlgefallen auf ihr, sie giebt ja ein so reizendes Bild häuslicher Ruhe und häuslichen Fleißes! Der Mann blickt zu ihr hinüber von seiner Zeitung, von seinen Briefen, von seinem Glase; — und es fährt ihm niemals der Argwohn durch den Sinn, es könnten sich wahnsinnige Gedanken im Hirn der friedlich nähenden Frau tummeln; oder Leidenschaft, Verzweiflung oder das schlimmste von Allem: — gänzliche Lebensmüdigkeit und Lebensüberdruß könnten sich derweil ihrer Seele bemächtigen!"

Die Frau, die bei der beschatteten Lampe saß, nähte fort und fort.

Nach und nach gewann ich ein deutlicheres Bild des Umrisses ihres Kopfes und ihrer Schultern. Sie schienen einer bekannten Person anzugehören. Aber wem? Die Frau war in Weiß gekleidet, sie hatte einen kurzen weißen Rock an und ein weißes Jäckchen mit losen offenen Aermeln. Es schien, sie hatte der Wärme wegen das obere Kleid abgelegt. Aber das ungewohnte Nachdenken und Beobachten mußte mich übermüdet haben, denn es war mir, wie wenn eine kalte schwere Hand mir das Gehirn zusammendrückte und eine Ohnmacht mich befallen wollte. Gerade dann aber legte die Frau ihre Arbeit nieder, sah nach der Uhr, stand auf und näherte sich meinem Bette. Ich schloß die Augen, doch freiwillig. Sie trat dicht zu mir heran; sie beugte sich über mich, um auf meinen Athem zu horchen; ich empfand den warmen Lebenshauch, der von ihr ausströmte. Dann legte sie die Hand auf meine feuchte Stirn. Bloser Instinct enthüllte mir, wer sie war; ohne die Augen zu öffnen, *sah* ich sie. Kaltes Entsetzen ergriff mich; der Rest von Leben, der noch in mir war, schien durch alle Poren meines Körpers zu entweichen; dichter denn je stand ich am Rande des Grabes. Aber ich hörte die Worte:

„Laß ihn nicht sterben, großer Gott, laß ihn nicht sterben!"

Und diese Worte rissen mich zurück von dem Rande des dunkelen Abgrundes, der gierig mich aufzunehmen trachtete. Dennoch erlösten sie mich nicht von der Empfindung der Furcht und des Grauens, so wie das zu langsamem Foltertode bestimmte Opfer sich nicht durch die Mittel getröstet fühlt, welche man anwendet, um es nach augenblicklicher Erschöpfung zum Erleiden neuer Qualen zu beleben.

War ich in der Zeit physischer Schwäche hellsehender, als später, da mir die Kraft der Gesundheit wiederkehrte? Wie dem auch war, *ich fürchtete mich*. Nie zuvor und nie nachher lernte ich in solchem Grade eigentliche Furcht kennen. Warum hatte man mich *ihr* überliefert? War ich schon in einer anderen Welt, wo dieser beraubten Mutter Macht gegeben war, mich zu peinigen? War dies die Hölle?

Ich, schwach wie ein Kind, war allein mit ihr; mit der schrecklichen Frau, die mich verflucht hatte; mit dem Phantom meiner haarsträubenden Träume und Fieberphantasieen!

Das Bewußtsein verließ mich bei dieser Erkenntniß. Doch nach und nach (ob nach Minuten, Stunden oder Tagen könnte ich nicht angeben), als ich die sanfte Hand fühlte, die für mich thätig war, die mir die eisesfeuchte Stirn trocknete, mir die Schläfen mit stärkender Essenz rieb, den Labetrank an meine

Lippen setzte; als ich die Berührung des weichen und doch starken Armes spürte, der sich unter meinen Nacken schob, um dem Kopfe eine bessere Lage zu geben; als ich den Einfluß dieser gesunden Lebensnähe, dieses erwärmenden, animalischen Fluidums empfand, hundertfach wohlthuend nach der Todtengruftkälte, deren ewiger Umarmung ich so nahe zur Beute geworden, — da schien es mir eher der Himmel als die Hölle, in den ich versetzt worden war.

Meine Wärterin gab mir Etwas zu trinken, das zum Voraus für mich bereitet gewesen zu sein schien. Ich verschluckte die Flüssigkeit. Ich schloß wieder die Augen. Keins von uns hatte noch gesprochen. Es mußte eine starke Medicin gewesen sein, denn wenige Augenblicke nachher fühlte ich neues Leben in mir und das entzückende Bewußtsein der Erlösung vom Tode durchbebte mich bis in jede Fiber. Ich scheute mich zu sprechen und doch war ich begierig eine Frage zu thun. Die Frau hielt meinen Kopf an ihre Brust gelehnt, so daß ich das Klopfen ihres Herzens fühlen konnte. Endlich fragte ich:

„Bin ich lange krank gewesen?"

„Einen Monat."

Sie hatte mit der Antwort gezögert, hatte erst schwer aufgeseufzt; sie sah mich auch nicht an, das wußte ich, denn ich fühlte nicht ihren Athem.

„Welche Krankheit war es?"

„Gehirnentzündung."

„Ist die Gefahr vorüber?"

„Wenn es verhütet werden kann, daß Sie aus Schwäche sterben."

„Und wie kommt es, daß Sie mich pflegen?"

„Ich bin Krankenwärterin geworden."

„Haben Sie mich von Anfang an gepflegt?"

„Nein; erst nachdem mein Kind begraben war."

Der Ton der letzten Antwort machte mich schaudern. Er war so unnatürlich, weil er so ruhig und gleichgiltig war.

„Sie werden müde sein," sagte ich, „legen Sie mich nieder."

Die Furcht gewann wieder ihre Herrschaft über mich. Sie that, wie ich sie geheißen, und nachdem sie die Bettkissen und die Decken zurechtgerückt und geordnet hatte, ging sie wieder an den Nähtisch. Das entzückende Gefühl warmen neuen Lebens erstarb rasch in mir.

„Sind Sie wirklich Frau Schwartz?" fragte ich nach einer Weile, indem ich mich für eine Secunde auf den Ellbogen stützte, nach ihr zu sehen.

„Ich bin Ihre Wärterin," antwortete sie, ohne von ihrer Arbeit aufzublicken.

Ich machte noch einmal eine Anstrengung, mir Alles deutlich zu erklären und Ordnung in das Gewirr meiner Ideen zu bringen, aber es war zu viel für mich. Ehe ich noch die Kraft zu einer anderen Frage fand, war ich wieder eingeschlafen. Es war mein erster „lichter Augenblick" gewesen, der erste auch, in dem ich zu sprechen fähig war. Erst eine Woche später hatte ich einen zweiten. Ich wußte Einiges von dem, was um mich her vorging; ich unterschied Stimmen; ich wußte, daß Dr. Fern im Zimmer war und daß ich eine zweite Wärterin hatte. Ich wußte auch, wer sie war: eine der Hospitalwärterinnen, ein gutes treuherziges ehrliches Geschöpf, aber rauh und ungebildet, eine Person, der man niemals schwierige Fälle anvertraute. Sie schien als Dienerin der Frau Schwartz da zu sein. Ich gewahrte alle diese Umstände, doch mit der Empfindung, als ob sie Jemand Anderes als mich angingen. Sobald ich versuchte, mich mit meiner Umgebung in Verbindung zu denken, kamen wieder die entsetzlichen Schwächeanfälle und Ohnmachten und bewältigten mich. Es war ein eigenthümlicher Zustand von Halbexistenz und ein Mann meines Berufs konnte für die Zukunft etwas daraus lernen. In meiner Einbildung war ich mir immer nur „der kranke Mann", aber nicht eigentlich „ich"; ich beobachtete, was mit diesem kranken Manne geschah, den ich als ein von mir abgetrenntes Wesen ansah; ich hatte Mitleid mit ihm und nährte den Wunsch, seine Geschichte zu erfahren, die Art, wie er zu der Krankheit gekommen, wie man ihn behandelt hatte und dergl. Der Mensch in mir war noch nicht dem Leben wiedergegeben; der Arzt, der begeisterte Jünger der Wissenschaft, genas früher. Es war eben das vorherrschende Element in mir. Dann kam ich, noch halb von Phantasieen umfangen, zu dem Schlusse, daß dem „kranken Manne" Gleiches begegnet sei wie mir; daß durch sein zu kühnes Vertrauen in die Wissenschaft und ärztliche Geschicklichkeit eine arme sonst von aller Welt verlassene Mutter ihres einzigen Kindes beraubt worden wäre; — und ich stöhnte aus Mitgefühl und Gewissensbissen.

„Ohne die Sorgfalt und ausgezeichnete Pflege Ihrer Wärterin wären Sie nicht davon gekommen," sagte Dr. Fern zu mir.

„Also hält er mich jetzt für außer Gefahr," bemerkte ich zu Frau Schwartz, als er fort war. „Ich muß Sie anstatt „Wärterin" mit einer anderen Benennung anreden," fuhr ich fort; „es ist unmöglich, daß Sie und das gute gewöhnliche Geschöpf, das Ihnen Hilfe leistete, dieselbe Bezeichnung haben sollten."

„Ja, Sie haben recht, ich verdiene es nicht, genannt zu werden, wie irgend ein gutes Geschöpf."

„Sie wissen, daß ich es nicht so meinte."

„Ich weiß, daß Sie es nicht so meinten."

„Wie darf ich Sie nennen?"

„Bei meinem Vornamen, wenn es Ihnen recht ist: — Laura."

„Laura!" wiederholte ich. „Ich möchte, Sie hätten einen sanfteren Namen. Es ist so schwer, „Laura" sanft auszusprechen, und —"

„Ich habe den Namen doch schon sanft aussprechen hören," antwortete sie. „Und niemals, seit meiner Kindheit, wurde ich bei diesem Namen genannt, ausgenommen von einer Person. Sie mögen mich so nennen."

Während sie dies sagte, ließ sie ihre Augen, denen es mir bis dahin fast unmöglich gewesen war, zu begegnen, mit einem Ausdruck auf den meinen ruhen, der eine verstohlene Gluth in mir entzündete, obschon er mich dabei auch wieder mit Furcht erfüllte. Doch sehnte ich mich nach einer Wiederkehr dieses eigenthümlichen Blickes.

(Fortsetzung folgt.)

Die Stellung der Frauen in der modernen Gesellschaft.

(Nach den Schriften: 1) Der Nothstand unter den Frauen und die Abhilfe desselben. Von Karl Weiß, Vorsteher des Victoria-Bazars. Berlin, 1870; 2) Die Berliner Frauen-Vereins-Conferenz vom November 1869. Enthaltend Vorträge von Holtzendorff, Emminghaus, Schulze-Delitzsch, Virchow u. A.)

Bekanntlich nimmt innerhalb der immer dringender an die Thüren klopfenden socialen Frage diejenige über die Stel-

lung der Frauen einen bedeutenden Platz ein, und wenn sich's dort allgemein und vor Allem um die Anerkennung der Arbeit und ihren Preis handelt, so ist diese engere Frage für die Frauenwelt von noch viel größerem Gewicht. Man weiß, wie wenig die Frauenarbeit gilt und wie gering sie lohnt. Bereits ist die Literatur der jüngsten Jahre über diesen Specialpunkt unseres Gesellschaftslebens zu einer bändereichen angewachsen, und das vieldeutige, oft mißbrauchte Wort: Emancipation der Frauen, ist in Jedermann's Munde. Gestehen wir von vornherein: jene emancipationssüchtigen Frauen sind uns widrig, welche ihr Geschlecht dahin treiben wollen, auf Gebieten zu kämpfen und zu herrschen, die von Natur nicht für sie geschaffen sind; auf der Kanzel, der Tribüne und an der Wahlurne ist die Frau nicht am Platze, das hat ganz einfach seine psychologischen Gründe. Aber das berechtigt nicht, von vornherein an der Wahrnehmung vorüberzugehen, daß ein Nothstand in der Frauenwelt herrscht, oder an der Untersuchung, wie demselben zu begegnen sei.

Die meisten jetzigen Frauenvereine sind hervorgegangen aus den traurigen Zuständen in den mittleren Gesellschaftsklassen großer Städte, so in Deutschland, England, Frankreich. Dabei ist zunächst das Princip festzuhalten von der Ehre der Arbeit und der Schimpflichkeit des Almosens für Arbeitsfähige. Dann sind die Arbeitsanweisungen, die Erziehung zur Arbeit und ihre Löhnung schwer in's Gewicht fallend. Folgende statistische Angaben aus Schwabe's Berliner Volkszählung von 1867 sind bezeichnend für die Zustände in allen größeren Städten: Es waren 43,147 unverheirathete Frauen, die nichts oder nur Geringes arbeiten konnten. Die Töchter von Angestellten, Beamten, Militärs, Geistlichen, Aerzten und Gelehrten haben die wenigste Gelegenheit, sich passend zu verheirathen oder einen sie nährenden Beruf zu finden. Am traurigsten ist das Loos der Wittwen, besonders wieder in Beamtenfamilien; von 100 jener Stadt waren 83 gezwungen, in irgend einer Weise ihr Brod zu suchen. Mit vorrückendem Alter nimmt die Zahl der erwerbsbedürftigen Männer ab, die der Frauen steigt, weil diese nichts erwerben konnten und immer größere Anstrengungen machen müssen, um zu leben. Die Arbeitsuchenden beim Victoria-Bazar in Berlin sind nicht Glieder des dritten und vierten Standes, sondern gewöhnlich der Mittelklasse und der höheren Gesellschaft, oft Damen von Rang und Bildung. Aber die massenhaft eingereichten Arbeiten waren meist für den täglichen Gebrauch unanwendbar, unschöne und mangelhafte Fabrikate, Tändeleien und Spielereien, selten ein Hemd oder hübsches Kleidungsstück. So konnten denn von 3000 Personen innerhalb 4 Jahren nur stark 200, also 7 Proc., nützlich verwendet werden. Daher die Nothwendigkeit einer Einwirkung in der Weise des Berliner Lette-Vereins, der die Frauen anleiten will, zu erwerben und selbstständig ihr Loos zu verbessern. Neuer Erwerbszweige bedarf es nicht, sondern einfach tüchtiger Vorbildung, die die Frauen für die bestehenden fähig mache, wo ja das Bedürfniß oft laut um Hilfe ruft. Die Unbrauchbarkeit aber liegt fast immer an der Erziehung und der ganzen Vergangenheit, sie ist Schuld der Eltern, der Zeit, und es wird zwingende Nothwendigkeit, daß man das sich darstellende Arbeitsmaterial selbst erst ganz umarbeite. Die weibliche Erziehung im Großen muß eine andere werden, zurückkehren zur Einfachheit, Wahrheit und Natur. Dabei soll sie auf die Pflege der wahren Frömmigkeit und Humanität ausgehen, statt blinden Glaubenshaß zu nähren. Streng zu entfernen ist alle eingedrungene Coquetterie, die ohnehin der deutschen Natur nicht paßt und den grundverderblichen Wahn pflanzte: Arbeit sei eine Schande! Charakter und Wille sind auch beim Weibe zu bilden, es ist nicht zum gedankenlosen Object heranzuziehen. Die kernigen Frauen werden die, welche in ihren Kinderjahren mit wilden Knaben aufgewachsen sind als Mädchen, die noch Kraft genug besaßen, ungezogen zu sein. In Amerika kennt man die bei uns aus raffinirter Verbildung entsprungene Geschlechtertrennung selbst in den oberen Schulen nicht, ohne daß darunter die Moralität litte. Nicht Vielwisserei braucht es, die doch nicht Bildung ist und das Nichtskönnen im Gefolge hat! Ein wahres Leid unserer Zeit ist das bis zum Ueberdruß getriebene Musiciren, ferner das Abrichten in fremden Sprachen, zumal wenn neben ihm die Muttersprache vernachlässigt wird. Die Frauen sind vor allen Dingen zur Führung der Wirthschaft fähig zu machen; gute Wirthschafterinnen finden den eigenen Herd oder doch willkommene Aufnahme an fremden. Nach all' diesen Seiten geschieht zu wenig. Die höheren Töchterschulen, Privatanstalten von zweifelhaftem Werth, leisten in der Regel bei weitem nicht, was sie sollten und was wirklich frommt. Die Staaten aber vernachlässigen die Mädchenerziehung. Die einzige Provinz Preußen hat 10 männliche Seminare, die gesammten alten Provinzen der Krone nur 3 weibliche Seminare; die männlichen erhalten 117,000 Thlr. Staatsunterstützung, die weiblichen ca. 3,500 Thlr. Hier sollte von unten bis oben reformirt und ausgebaut werden, von der Elementarschule bis hinauf zu Frauencursen an der Hochschule. Namentlich brauchte es auch der Mädchen-Gewerbeschulen, wie eine solche zu Brieg besteht.

Daul in Altona hat nicht weniger als 600 verschiedene Arbeitsfelder aufgezählt, denen sich die Frauen lohnend zuwenden könnten; wenn sich davon nur $^1/_{10}$ bewährt, so ist Feld genug da. Aber streng warnen muß man vor Beschäftigungen und Arbeitsgebieten, die übersüllt sind. So mag sich auf unserem Continent (anders ist's in Amerika!) eine Tochter wohl besinnen, ehe sie Lehrerin oder Erzieherin wird; das übermäßige Angebot hat Lohn und Würde des Standes tief herabgedrückt. Buntstickerei, gröbere Wollenarbeit lohnen nicht; wohl aber die Handschuh- und Schirmfabrikation, die Nadelarbeit, wenn sie auf Zuschneiden, Fertigstellen und Arrangiren geht (badischer Frauenverein mit mustergiltigen Ausbildungsschulen) oder die Nähmaschine zu behandeln versteht (Frankreich). Auch auf die amerikanische Strickmaschine ist zu verweisen. Noch findet sich ein Gebiet von unendlicher Ausdehnung, bis anhin von den deutschen Frauen fast gar nicht gekannt; es ist dasjenige der geschäftlich-kaufmännischen Branche. Frauen eignen sich sehr gut zu Commis- und Comptoirdiensten in allerlei Kleingeschäften (Manufactur-, Quincaillerie- und Mercerie-, Glas- und Kurzwaaren, Specereigeschäft ꝛc.) In Stockholm und in England hat man angefangen, sie in Buchdruckereien zu verwenden. Zürich, Cambridge und Edinburg geben uns mit Erfolg das Beispiel von Medicin studirenden Frauen. Für verschiedene Berufe ließen sich deutsche Mädchen sehr wohl zu dem Zweck ausbilden, in Amerika gute Stellungen zu finden. Kurz, das Arbeitsfeld fehlt nicht, wenn einmal die Befähigung da ist; dafür aber müssen noch viele Vorurtheile abgestreift und erziehende Maßregeln getroffen werden.

Eine wohlthätige Anstalt, von den Frauenvereinen zu pflegen, sind die Arbeits-Nachweisungs-Bureaux für das weibliche Geschlecht. Die Vorbilder dafür finden sich in den confessionellen Gesellen-, den verschiedenen Handwerker- und den neuerdings begründeten Gewerbsvereinen, in der Stellenvermittelung der Vereine junger Kaufleute, endlich zu Berlin in einem Arbeitsvermittelungsbureau für Studirende, das Unterricht und schriftliche Arbeiten anweist. In Großbritannien haben sich Frauen-Erwerbs-Vereine zusammengethan in London, Dublin, Edinburg und Manchester. Nach ihrem Vorgang begründete 1866 der Letteverein zu Berlin ein Nachweisungsbureau, das besonders gedieh. Während das Londoner im letzten Jahre 48 Personen zu festen Stellungen und 46 zu zeitweiser Beschäftigung verhalf, hat das Berliner 392 fest placirt. Die Zahl der Besucher betrug bei diesem 1867 451, 1868 843 und 1869 2287; die der im letzten Jahre ein- und ausgegangenen Briefe 1200. Viele Angemeldete wurden dem Lehr- und Erziehungsfach bestimmt; ein reger Verkehr ging nach Außen. Bremen mit einer ähnlichen Anstalt weist vom Februar bis September dieses Jahres 389 Arbeitsuchende, 203 Arbeitbietende, 35 fest angewiesene Stellen und 145 zeitweise Beschäftigungen auf. Damit eine solche Anstalt wirksam fortdauere, wird am besten eine besoldete Kraft an ihre Spitze gestellt, wie das in Berlin

geschehen, sonst hört allmählich der Eifer auf, und die Führung wird unregelmäßig.

Am Schlusse mag einer ganz besonders für die Frau angethanen Beschäftigung erwähnt werden, der Krankenpflege, wie sie auf weitem Fuße besonders in Dänemark und England eingerichtet ist. In jedem großen Krankenhause, sei es staatlicher oder städtischer Einrichtung, sollte eine Schule für Krankenpflege eingerichtet werden, und zwar mit praktischer und theoretischer Ausbildung. Dringend wünschenswerth ist, daß auf den Lehrerseminarien die Grundzüge der Physiologie und der Gesundheitspflege (Diätetik) und auch in den öffentlichen Schulen beim Unterricht in der Naturkunde eine allgemeine Kenntniß des menschlichen Körpers gelehrt werde. Mustergebend ist nach dieser Richtung der Alice-Verein zur Ausbildung weiblicher Krankenpflegerinnen im Großherzogthum Hessen, 1867 aus 100 Mitgliedern, nun aus gegen 2500 bestehend in einem Haupt- und 11 Localvereinen, jener mit 737 Mitgliedern und 1366 fl. Beitrag, diese mit 1835 Mitgliedern nnd 1592 fl. Active Pflegerinnen jetzt 10, fixer Gehalt derselben 300 fl., doch so, daß sie mit den besonderen Verpflegungsgeldern leicht über 400 fl. zu stehen kommen. Die Darmstädter Aerzte halten populäre Vorträge für Damen über Gesundheitspflege, Nahrungsmittel, die bekanntesten Kinderkrankheiten, Construction und Functionen des menschlichen Körpers ꝛc., und außerdem werden von Aerzten besondere Curse gegeben. Ebenso ist schon 1859 in Baden vom Frauenverein ein Krankenpflegerinnen-Institut gegründet worden, das bereits weithin gewirkt hat. Nahe verwandt sind die Pflegeanstalten für kleine Kinder, die ebenso Vorzügliches wirken können. Nach diesen Richtungen dürften sich die Blicke auch auf die Schweiz richten, wo die locale und genossenschaftliche Thätigkeit treffliche Institutionen geschaffen hat.

Die Leuchte der Wahrheit.

Rein das Herz, den Arm gewaffnet
Nahe dich, geweihte Schaar!
Leuchte vor mit der Fackel,
Wahrheit, strahlengeborne,
Hinein in's tiefe Dunkel!

Priester der Wahrheit!
Warum stoßt ihr die Leuchtende zurück?
Versucht es nicht. Sie ist es selbst
Die Wiederkehrende! Sie kömmt
Zu suchen ihren Tempel.

Die Pforte öffnet sich —
Heran geweihte Schaar!
Bebe nicht
Vor der tiefen Finsterniß;
Die Himmlische schreitet vor. —
Aber blicken nicht Dolche
Durch die Finsterniß?
Rotte, entweich'!
Entweich' vor der zürnenden Göttin,
Geschirmt ist sie von geweihten Waffen! —
Auf zieht sie den Vorhang
Und Licht quillt in's Dunkel hin. —
Ha! was seh ich! Näher mit der Fackel!
Hier liegt es, grimmentflammten Blicks,
Nieder geworfen vom Taumel des Lichts, das Ungeheuer:
Fanatismus!

Die Schlangenhaare zischen,
Die dürre Zunge lechzet Völkertod.
Winde mit ewigen Banden, himmlische Göttin, das Unthier —
Ha, wie es sich windet mit schnaubender Wuth!
Erstickender Dampf
Qualmet empor;
Daß sie nicht lösche, bewahre die Fackel!
Schon trübt ihr flackerndes Licht sich.
Näher die Leuchte! nun dämmert es heller.
Kettenumrasselt
Verkriecht der alte Aberglaube sich dort.
Näher, näher, näher!
Hier sitzt, hier brütet, o Frevelentweihung!
Hinter dem Altar
Auf gehäuften Schätzen,
Hier sitzet und brütet die herzlose Habsucht.
Und vor ihr kniet, scheinheilig,
Mit gesenktem Blick die Heuchelei.

Sie reiniget, des Himmels Tochter,
Ihres Tempels Heiligthum.
Sie pflanzet die heilige Leuchte
Auf den Altar:
Und die gewaffnete Schaar, nach vollbrachtem Werk,
Steht still
Und beuget sich und betet an.

Bliesklastel.

Mannichfaltiges.

— Valparaiso, 17. Nov. Der Zufall hat zur Entdeckung eines Heilmittels für Leberkrankheiten geführt. In einer „estancia" (Pachtung) der Cordilleren starben die Schafe an einer Leberkrankheit. Man flickt nun zufällig den Zaun der Pferche mit Boldozweigen. Das Vieh weidete dieselben mit Begierde ab, so daß man genöthigt war, die Reparatur mehrmals zu erneuern; die Epidemie hörte aber in Folge dessen auf. Einer der Hirten, welcher ebenfalls an einer Leberkrankheit litt, versuchte das Mittel und wurde gleichmäßig geheilt. Die chilenische Medicinalbehörde hat die Mittheilung dieser Thatsachen, die von Herrn Jorje Novarro, Bruder des Besitzers der Pachtung, verbürgt sind, mit Interesse aufgenommen, und man hofft, daß der Boldo von Chili bald als Heilmittel gegen die Leberkrankheiten angenommen werden wird, wie die bolivianische Quinquina schon seit lange dazu dient, die Fieber zu bekämpfen.

— In Frankreich gab es am 31. Decbr. 1868 520 autorisirte Sparkassen; die eingelegten Summen betrugen 633,238,270 Fr., über 62 Mill. mehr, als am 31. December 1867. Es ist dies ein sehr günstiges Zeugniß für den Fleiß und die Sparsamkeit der Franzosen, bei denen auf je 19 ein Sparkassenbüchlein kommt.

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

** Mannheim, 11. Jan. Am letzten Sonntag hat im hiesigen Rathhaussaale eine Zusammenkunft der Vertreter der den Mittelrheinischen Verband bildenden Musikvereine von Darmstadt, Mainz, Wiesbaden und Mannheim stattgefunden, in welcher beschlossen wurde, daß das siebente mittelrheinische Musikfest in den ersten Tagen des Monats Juli l. J. in hiesiger Stadt abgehalten werden soll. Als Concertlocal ist die städtische Halle auf den Glacieswiesen vor dem Heidelberger Thor in Aussicht genommen. Das Programm für den ersten Tag enthält die Festouverture und die Missa solennis von Beethoven; für den zweiten Tag: Ouverture zu Genofeva von Rob. Schumann; Arie von Mozart; Mirjams Siegesgesang von Fr. Schubert; Scene für Altstimme, Chor und Orchester aus dem Oratorium „Tobias" von Haydn; der 114. Psalm von Mendelssohn, und zum Schluß die C-moll Sinfonie von Beethoven. Die Leitung der Concerte werden Hr. Hofcapellmeister Lachner und der Dirigent des hiesigen Musikvereins Hr. Concertmeister J. Naret-Koning übernehmen. Die Zahl der im Chore Mitwirkenden ist auf ungefähr 450—500 veranschlagt. Ueber die Stärke des Orchesters, sowie über die Namen der Solisten ist uns noch nichts Näheres bekannt.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Slay.

Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 5. Dritter Jahrgang. 1870.

-nb- Ein Experiment.

(Fortsetzung.)

Meine Genesung nahm einen äußerst langsamen Verlauf. Ich wurde aber nicht ungeduldig, sondern überließ mich mit Körper und Geist dem mir neuen und verführerischen Luxus meines Zustandes. Uebertriebenes Arbeiten und Studiren hatten, daran zweifle ich noch jetzt nicht, den Grund zu meiner Krankheit gelegt; niemals seit meiner Knabenzeit hatte ich mir Ruhe gegönnt; niemals bis zur Stunde, da ich Laura Schwartz kennen lernte, hatte ich eine andere Leidenschaft als die des Ehrgeizes empfunden. Und damals waren meine Kräfte gerade auf dem Punkte gewesen, auf die Neige zu gehen. Nun war meine ganze Natur, — physisch, moralisch und intellectuell, — widerstandslos unterlegen. Ich befand mich unter einem Zauber; die Ruhe meiner Wiedergenesung war mir neu und süß; mit Behagen schlürfte ich den Schaum vom Kelche des wollüstigen Sichgehenlassens, ohne der bitteren Hefe zu gedenken, welche das Ende von Allem sein mußte. Das Wetter war schwül; Töpfe mit Reseda, Heliotrop und Verbena standen vor meinen Fenstern. Laura begoß sie eines Abends und ließ die Fenster offen, so daß der Blumenhauch zu mir hereinschwebte, während ich still dalag und den Bewegungen meiner Pflegerin mit dem Blick folgte.

Nach und nach regte sich mir der Wunsch, ich möchte gar nicht mehr vollkommen gesund werden. Warum sollte ich eine Hand rühren, Nahrung an meine Lippen zu bringen, da doch i h r e Hand diesen Dienst versah? Die Wahrheit lag darin, daß meine unvergleichliche Wärterin, von welcher Dr. Fern zuweilen mit Begeisterung sprach, eine wahnsinnige Leidenschaft in mir erregt hatte, daß diese Frau, welche in ihrer unermüdlichen Sorgfalt und aufopfernden Ergebenheit für jeden Kranken, der gleichgiltig für sie empfand, eine nicht zu übertreffende Pflegerin gewesen wäre, für mich die unheilvollste war, die es geben konnte. Ich liebte sie in einer ganz verzweiflungsvollen Weise, mit einer Liebe, an der die Sinne mehr Antheil hatten als das Herz.

Sie war weder eine unschuldige noch eine unerfahrene Frau. Sie wußte ganz genau, was sie zu thun und zu lassen hatte. Sie gab mir durchaus keine Gelegenheit, durch Vertraulichkeit gleichgiltig gegen sie zu werden, wenn das letztere überhaupt bei einer Schönheit, wie sie sie besaß, möglich gewesen wäre. In dem Maße, wie meine Genesung Fortschritte machte, hielt sie sich weniger in meinem Zimmer auf, obgleich sie sich durchaus keiner Nachlässigkeit schuldig machte, während die zweite Wärterin öfter und öfter auf meinen Ruf herbeieilte. Und doch sehnte ich mich so unaussprechlich nach Laura's Nähe, so daß ich meistens mich unwillig abwandte, wenn statt der reizenden Gestalt mit dem herrlichen, vom Glorienschein der blonden Haarfülle umstrahlten Kopfe, die plumpen, gemeinen Körper- und Gesichtsformen der anderen Frau sich meinem Blicke zeigten. Jeden Tag erschien mir Laura Schwartz vollkommener in ihrer Schönheit; mit jedem Tage nahm meine Leidenschaft an Stärke zu. Ich spreche hier eigentlich nicht von der Schönheit ihres Antlitzes, denn sonderbarerweise konnte ich mit diesem nicht vertraut werden, da mir der volle Anblick desselben nur selten vergönnt wurde. Wenn es nur immer möglich war, wandte sie es von mir ab; ihre Augen wichen beharrlich der Begegnung der meinen aus; und sie hielt das Zimmer so dunkel, daß ich nicht im Stande war, den Ausdruck ihrer Züge zu studiren. Wenn ich dies Alles bemerkte, so erklärte ich es mir durch die Annahme, daß sie erkannt hatte, wie ich eine ganz unbezwingliche Liebe zu ihr hegte. Es war also, wie gesagt, nicht die Schönheit ihres Gesichts, die mich so gänzlich in Fesseln gelegt hatte; es war mehr die Schönheit ihrer Nähe, ihr verführerisches physisches Selbst, wenn dies der richtige Ausdruck ist, wodurch ich unrettbar zu ihrem Sclaven gemacht wurde. Von ihrem Geiste und ihrem Herzen wußte ich nichts. Aber die Grazie ihrer Bewegungen, der harmonische Zauber, der von ihrem ganzen Wesen ausströmte, bestrickten meine Sinne mehr und mehr. Und dennoch, bei aller dieser seltenen Leidenschaft für sie, verließ mich das Gefühl der Furcht keineswegs. Zuweilen in der Nacht richtete ich mich leise auf und wandte meine Blicke nach dem entferntesten Ende des Zimmers, wo sie auf dem Sopha aus Erschöpfung eingeschlafen. Ich strengte mich an, den Ausdruck ihrer Züge zu erforschen, und beobachtete das Sichheben und Senken des Busens, an dem jetzt kein Kind mehr ruhte. Zu solchen Stunden dachte ich immer an die kleine Angelica und sann darüber nach, ob sie der Verlust derselben wohl sehr schmerzte, ob in ihrem Inneren noch das große Leid lebte, das sie beim Tode des Kindes zur Schau getragen. Oder war ihr Herz todt? Bei aller Milde und Sorglichkeit wohnte ihr doch kein Anflug von Zärtlichkeit bei. Pflegte sie mich nur mechanisch, unbekümmert darum, ob ich oder ein Anderer es war? Dann aber fielen mir die ersten Worte ein, die ich sie, als ich zum Bewußtsein kam, hatte sprechen hören: „Laß ihn nicht sterben, großer Gott, laß ihn nicht sterben!“

Wenn ich mich dieser Worte erinnerte, so konnte ich kaum denken, daß sie gleichgiltig gegen mich sei. Empfand sie Dankbarkeit gegen mich in der Ueberzeugung, daß ich ihr Kind gerettet und geheilt haben würde, wenn es möglich gewesen wäre? Doch dann sah ich wieder die Scene an dem kleinen Sterbebette vor mir, — die entsetzlichen Augen, die drohend emporgehobenen Arme! Zuweilen, wenn ich in meinem Nachsinnen bei diesem Punkte angekommen war, wiederholten sich die Anfälle des Deliriums, so daß ich laut aufschrie und Laura durch mein Schreien weckte. Kam sie mir dann nahe, so schauderte ich fast aus Angst vor ihr zurück.

Lange Zeit blieb mein Gesundheitszustand ohne Veränderung. Ich wurde weder besser noch schlechter. Dr. Fern wurde ungeduldig.

„Sie sind immer noch so schwach und reizbar,“ sagte er eines Tages, „das ist mir auffallend.“ Und dabei sah er, vielleicht ohne es zu beabsichtigen, nach Laura hin und dann wieder auf mich. Die plötzliche Röthe meiner Wangen rief wahrscheinlich eigenthümliche Gedanken in ihm hervor, denn er betrachtete mich erst ernst und dann Laura kritisch. O wie ich

wünſchte, daß, ſo lange des guten Doctors Auge auf ihr ruhte, ſie häßlich geweſen wäre!

„Wir müſſen eine Veränderung verſuchen," ſagte er, „ſo kann das Ding nicht fortgehen. Sie ſind ein Mann, der ſeine Aufgabe in der Welt zu erfüllen hat, Sie müſſen ſich dafür ſtärken. Die Luft in der Stadt, und beſonders in dieſem Zimmer, iſt entnervend bei dem warmen Wetter."

„Ich bin viel zu ſchwach zum Ausgehen," erwiderte ich, „ich würde ſterben, wenn ich mich rührte."

Er ließ dieſe Bemerkung unbeachtet und ſann nach. „Morgen," fuhr er fort, „will ich Sie am Nachmittag abholen; Sie können ganz gut eine kurze Strecke im Wagen machen. Ich werde Sie auf's Land nach einem Pachthofe bringen, ziemlich tief im Gebirge. Dort werden Sie bald ſtark und geſund werden. Noch ehe die kalte Jahreszeit eintritt, ſollen Sie ein ganz anderer Mann ſein."

„Ich werde aus Ermüdung ſterben," antwortete ich verdrießlich.

„Nichts derart; Sie werden ſtark und ruhig werden."

„Ich brauche aber noch immer ſehr viel Pflege."

„Das wird die gute Frau auf dem Pachthofe ſchon beſorgen. Sie iſt eine höchſt zuverläſſige Perſon und ſie und eine ihrer Kühe, deren Milch Sie trinken müſſen, werden Sie ſchon völlig geſund machen."

In dieſem Augenblicke haßte ich Dr. Fern. Ich war im Begriff, eine ſcharfe Antwort zu geben, allein Frau Schwartz fing zu ſprechen an, ſo daß ich ſchwieg und aufmerkſam zuhörte.

„Es iſt mir ſehr lieb," ſagte ſie, „daß der Herr Doctor dieſe Veränderung vorgeſchlagen hat. Ich bin dadurch einer gewiſſermaßen peinlichen Situation enthoben. Es iſt mir nämlich nicht möglich, länger hier zu bleiben. Ich erhielt Nachrichten aus meinem Heimathort, welche mich dahin zurückrufen. Die zweite Wärterin iſt kaum befähigt, Herrn Bertram in ſeinem jetzigen Zuſtande der Reconvalescenz ausreichend zu pflegen; aber die Pächtersfrau und die Kuh (hier lächelte Laura mit leichter Ironie) werden meine Stelle vollkommen erſetzen."

„Wir ſollen Sie verlieren? Sie wollen von hier fort?" fragte Dr. Fern.

Laura verbeugte ſich nur bejahend.

Der Doctor ſtattete mir an demſelben Tage einen zweiten längeren Beſuch ab, beachtete mich aber dabei ſehr wenig, während er Frau Schwartz eine ganz beſonders kritiſche Aufmerkſamkeit zuwandte.

„Sie iſt zu jung und zu ſchön für den von ihr gewählten Beruf," ſagte er, ein paar Augenblicke benutzend, während welcher ſie das Zimmer verlaſſen hatte; „zudem iſt ſie eine Frau, deren Geiſt von etwas Beſonderem eingenommen iſt, welche der Erinnerung lebt und ſich dabei irgend ein Ziel geſetzt hat."

Seine letzten Worte machten mich ſchaudern, aber ich gab ihm eine mürriſche widerſprechende Antwort. Er wußte es nicht oder dachte nicht daran, daß dieſe Frau die Mutter des Kindes war, das wir mit ſo tragiſchem Ausgange operirt hatten.

„Armer junger Mann, Sie ſind in einer verteufelt ſchlechten Stimmung," ſagte er. „Aber es beleidigt mich nicht; was ich thue, geſchieht zu Ihrem Beſten, — wenn es nur noch zeitig genug geſchieht."

„O ja," bemerkte ich mit unverhohlenem Ingrimme, „wenn Einer operirt werden ſoll, geſchieht es immer zu ſeinem Beſten, und der Operateur iſt immer ein vortreffliches Individuum, gleichviel welche Schmerzen er verurſacht."

Der Ton meiner eigenen Worte erſchreckte mich; ich war wahnſinnig genug zu argwöhnen, Dr. Fern ſelbſt ſei in Laura verliebt und auf mich eiferſüchtig!

„Sie werden mir noch für das, was ich thue, danken," ſagte er, „oder mir den Vorwurf machen, es nicht früher gethan zu haben." Dann entfernte er ſich.

(Fortſetzung folgt.)

---

*—r. Die franzöſiſche Tabaksregie.

Jean Nicot, Geſandter Karls des Neunten am Hofe von Liſſabon, war der erſte, welcher Tabak in Frankreich einführte.

Was würde wohl der damalige Premierminiſter, der Cardinal von Lorraine, gedacht haben, wenn beſagter Nicot mit der wunderbaren Pflanze in der Hand vor ihm erſchienen wäre und Seine Eminenz etwa folgendermaßen angeredet hätte:

„Gnädiger Herr, die Finanzen dieſes Königreichs befinden ſich, wie gewöhnlich, in einem höchſt mageren Zuſtande. Ich ſchlage demnach Euerer Eminenz vor, eine neue Steuer zu erheben, welche ohne Bedrückung der Unterthanen und ohne die geringſte Klage hervorzurufen, im Laufe der Zeit die königliche Schatzkammer jährlich um etwa Einhundertfünfzig Millionen Franken reicher machen wird. Die Steuer wird ganz freiwillig und Niemand gezwungen ſein, ſie zu zahlen; dennoch werden unter zehn Individuen neun ſich ihr mit Vergnügen unterwerfen."

Hätte dann der Cardinal erwidert:

„Laſſen Sie ihren Vorſchlag hören."

„Es iſt folgender, gnädiger Herr. Ich würde ergebenſt anrathen, daß die Krone ſich das ausſchließliche Recht vorbehalten ſolle, ein gewiſſes Kraut zu verkaufen, welches Seiner Majeſtät Unterthanen pulveriſiren und ſich in die Naſen ſtopfen werden. Ein Theil der Unterthanen dürfte es auch vorziehen, die Pflanze zu zerſchneiden und zu kauen oder, was noch beſſer wäre, ſie zu verbrennen und den Rauch einzuathmen."

Wenn der Prälat ſo weit zugehört, würde er höchſt wahrſcheinlich ausgerufen haben:

„Ihr Kraut iſt alſo ein Parfüm, duftender als Bernſtein, Roſe oder Moſchus?"

„Im Gegentheil, Euere Eminenz," würde Nicot's Antwort geweſen ſein, „es riecht eigentlich ſchlecht."

„Und wie viele Dummköpfe, glauben Sie denn, werden ſich mit dieſem übelriechenden Kraut die Naſen vollſtopfen?"

„In dieſem Königreich allein dereinſt mehr als zwanzig Millionen, gnädiger Herr."

Wenn es nun auch vielleicht in Frankreich nicht ganz zwanzig Millionen Individuen giebt, welche rauchen oder ſchnupfen, ſo wird die Zahl derſelben doch nicht viel geringer lauten. Die kaiſerlichen Fabriken verkauften im Jahre 1867 nicht weniger als für 248,652,000 Fr. Tabak in verſchiedener Geſtalt; und der Nettoprofit, welchen dieſe enorme Verkaufsſumme ergab, belief ſich auf 177,752,435 Fr. In unſeren Tagen iſt faſt Jedermann, der nicht ſelbſt ein Paar-Tauſend Morgen Grundbeſitz hat, mehr oder weniger ein Bekenner des Freihandels, und folglich macht die Majorität den Monopolen ſtets Oppoſition. Dennoch, ohne gerade den gerechten Principien commercieller Freiheit abtrünnig zu ſein, muß man zugeben, daß keine noch ſo gute Regel exiſtirt, welche jeder Ausnahme unzugänglich wäre. Poſten- und Telegraphenmonopole ſind als Nothwendigkeiten anerkannt; ein Regierungsmonopol für Tabak, wenn es auch nicht mit den gleichen Gründen wie bei Poſten und Telegraphen befürwortet werden kann, hat doch in Frankreich zu dem Reſultat geführt, daß es das einzige Land iſt, in welchem der gemeine Mann ſicher iſt, um mäßigen Preis eine Pfeife guten Tabak oder eine unverfälſchte Cigarre zu bekommen.

Das Tabakrauchen, wie jede andere menſchliche Inſtitution,

hat seine Widersacher, und ein französischer Statistiker versuchte einmal mit mehr Spitzfindigkeit als gesundem Verstande nachzuweisen, daß die Zunahme der Zahl der Wahnsinnigen in Frankreich genauen Schritt hielte mit der Zunahme der Zahl der Raucher. „Im Jahre 1838," sagt er, „belief sich der vom Staate durch die Ausübung des Tabaksmonopols gemachte Profit auf dreißig Millionen Franken und es gab zehntausend Wahnsinnige im Lande; 1842 war der Profit auf achtzig Millionen Franken und die Zahl der Wahnsinnigen auf fünfzehntausend gestiegen; zehn Jahre später finden wir einhundertzwanzig Millionen Profit und zweiundzwanzigtausend Wahnsinnige, während das Jahr 1862 nicht weniger als vierundvierzigtausend Wahnsinnige und einen Profit von einhundertachtzig Millionen Franken aufweist."

Ein paar Worte werden diese Art und Weise, aus bloßen Zahlen Schlüsse zu ziehen, widerlegen. Von den vierundvierzigtausend Geisteskranken muß man zuerst die Frauen abrechnen, welche siebenundvierzig Procente, also fast die Hälfte der ganzen Summe ausmachen; zudem hat innerhalb der letzten dreißig Jahre die schreckliche Plage der Trunksucht, von der die Franzosen früher fast ganz befreit waren, im Lande bedenkliche Fortschritte gemacht. Das leicht erregbare Volk des Südens, in einem Klima lebend, das den übermäßigen Genuß starker Spirituosen entschieden gefährlich macht, hat sich in neuerer Zeit der leichten rothen Weine, wie Bordeaux und Burgunder, entwöhnt, und Rum, Bier, Gin, Absynth u. dgl. an deren Stelle gesetzt. Hierin liegt das eigentliche Geheimniß der wachsenden Zahl der Geisteskranken. Vierfünftel der Irrsinnigen Frankreichs gehören der Gascogne, Auvergne, Dauphiné, dem Languedoc und Guyenne an; die übrigen, bei denen Wahnsinn nicht erblich ist, sind fast alle unter den zerstörenden Einflüssen des Spiels, der Trunksucht und der entnervenden Ausschweifungen, von denen Paris das Treibhaus ist, ihrer geistigen Gesundheit verlustig gegangen.

Es ist unnöthig, bei dem anderen Argument der Gegner des Tabaks zu verweilen, nämlich daß in jeder reinen Cigarre genug Nicotin enthalten sei, um einen Menschen zu tödten. Mit ganz demselben Rechte könnten wir sagen, daß in einem halben Pfund Mandeln sich hinreichend Blausäure vorfinde, um eine Compagnie Soldaten umzubringen, und daß mit den Farbstoffen, die an einem Teller voll Weihnachtsconfect haften, eine ganze Schaar fröhlicher Kinder auf den Kirchhof befördert werden könnte. Es ist ein Unterschied, ob man die distillirte Quintessenz einer ein kleines Quantum Gift enthaltenden Substanz verschluckt, oder ob man dieses Gift mit Materien vermischt zu sich nimmt, welche seine Wirkung aufheben und seine schädlichen Eigenschaften absorbiren. Der mäßige Gebrauch guten Tabaks ist mit keinerlei Gefahr verbunden. Im Gegentheil, in Fällen nervöser Aufgeregtheit wirkt er beruhigend; er ist ebenso ein vortreffliches Mittel gegen Schlaflosigkeit, und seine beschwichtigenden Eigenschaften machen ihn unschätzbar für Männer, welche, wie Schriftsteller, Maler, Gelehrte, in einem Zustande beständiger geistiger Aufregung leben.

Der Sultan Amurat der Vierte, welcher Schnupfer zum Tode verurtheilte; der Schah von Persien, Abbas, der ihnen die Nasen abschneiden ließ; Urban der Achte, der den Bannstrahl gegen sie schleuderte; und Jacob der Erste, welcher ein absurdes Buch gegen sie schrieb, waren alle gleich im Unrecht. Die über das Tabakrauchen gemachten Bemerkungen finden ihre Anwendung auch auf das Schnupfen. Unsere Großväter schnupften tagaus tagein, von ihrem zwanzigsten bis neunzigsten Jahre und befanden sich darum nicht schlechter, und alle großen Männer des verflossenen Jahrhunderts fröhnten dieser harmlosen, obschon wie man zugeben muß — schmutzigen Gewohnheit. Weil Friedrich der Große es zu umständlich fand, seine Tabaksdose alle fünf Minuten zu öffnen, pflegte er auf seinen Feldzügen beide Westentaschen mit einer Lieblingsmixtur Schnupftabak gefüllt zu haben. Und denen, welche noch angesichts solcher Thatsachen bei ihrer Behauptung bleiben, daß Tabak ungesund sei, können wir nur antworten, wie Voltaire antwortete, als, nachdem er bis zu seinem siebzigsten Jahre Kaffee getrunken, man ihm sagte, daß Kaffee Gift wäre: — „Vielleicht, aber in meinem Falle ein sehr langsames."

Indeß die Hauptbedingung beim Gebrauch des Tabaks ist, daß er gut sei; und hier kommen wir auf den Punkt zurück, von dem wir ausgingen, nämlich auf den großen Vortheil, den die Franzosen darin genießen, daß sie nur solchen Tabak haben, der in den Regierungsfabriken unter specieller Aufsicht präparirt wird und mit dem Staatsstempel versehen zum Verkauf kommt. Es war im Jahre 1811 unter Napoleon, daß die französische Regierung zuerst sich des Tabaksmonopols bemächtigte. Vor diesem Zeitpunkt mußten sich die Wenigbemittelten mit Rauch- und Schnupfpräparaten begnügen, die oft zu dem abscheulichsten gehörten, das man sich in dieser Beziehung denken kann. Aber einmal bei einem Tuilerieenball bemerkte der Kaiser eine Dame, welche so zu sagen mit Diamanten bedeckt war. Er fragte seinen Kammerherrn, wer sie sei. Als er hörte, daß ihr Mann ein Tabakshändler wäre, der in wenigen Jahren zu kolossalem Reichthum gelangt sei, muthmaßte er sogleich, daß ein so rasch angewachsenes Vermögen keine sehr ehrliche Grundlage haben könne. Zehn Monate später unterzeichnete er in seiner gewöhnlichen eigenwilligen Manier ein Decret, welches dem Staate das ausschließliche Privilegium sicherte, Tabak zu fabriciren und zu verkaufen. Das Monopol ist seitdem alle zehn Jahre durch die successiven gesetzgebenden Körper erneuert worden. Das gegenwärtige Monopol erlischt erst am 1. Januar 1873, wird jedoch unzweifelhaft noch vor diesem Termin wiederum verlängert werden. Vom 1. Juli 1811 bis 31. December 1867 betrugen die Bruttoeinnahmen der „Regie" über Sechstausend Millionen Franken; die Kosten waren ungefähr das Drittel, Zweidrittel also baarer Nettoprofit.

Die Regierung hat das größte Interesse dabei, daß die Waare, die sie verkauft, auch gut sei; erstens damit die Nachfrage allgemein bleibt, und zweitens, daß im Publicum auch nicht der geringste Verdacht einer Betrügerei oder Verfälschung aufkommen kann. Aus diesem Grunde ist die Controle der Tabaksfabriken eine sehr strenge. Ein Generaldirector, welcher dem Finanzminister verantwortlich ist, steht an der Spitze der Administration, und alle übrigen ihm untergebenen Aufsichtsbeamten werden aus der polytechnischen Schule gewählt, was so viel heißt, als daß es Männer von unbestreitbarer Ehrenhaftigkeit und Befähigung sind.

Es bestehen siebzehn kaiserliche Fabriken. Fünfhundert und vierundzwanzig Angestellte sind mit der Verwaltung der Pflanzungen und der Beaufsichtigung der Fabriken betraut. Lagerhäuser giebt es ein und dreißig; Engroshandlungen dreihundert sieben und fünfzig; und acht und dreißigtausend achthundert und ein und dreißig Detailetablissements.

Der Tabakshändler in Frankreich ist ein Staatsangestellter. Der Posten wird direct von der Regierung verliehen und der Inhaber kann ihn sich nur durch gutes Betragen erhalten. Er oder sie (denn viele dieser Angestellten sind Frauen) verdankt gewöhnlich den Posten der Empfehlung des Generaleinnehmers des Districtes; der Applicant muß ein Bittgesuch einreichen, das dem Finanzminister vorgelegt und von diesem zur Ratification unterzeichnet wird. Begreiflicherweise melden sich stets eine große Anzahl Bewerber um jeden vacant gewordenen Posten. Weil es verhältnißmäßig wenig Tabaksläden giebt, ist das Geschäft sehr einträglich. Der Nettoprofit einiger Verkaufslocale auf den Boulevards variirt zwischen fünf und zwanzigtausend und sechzigtausend Franken per Jahr. Die berühmte Civette, gegenüber dem Palais Royal, soll einhundertfünfundzwanzigtausend Franken jährlich einbringen; aber bei diesen vortheilhaft gelegenen Etablissements ist es nicht selten der Fall, daß sie an Miether und Aftermiether vergeben sind und ein halbes Dutzend Personen das Geschäft besorgen, während zuweilen der Titulareigenthümer eine hohe gesellschaftliche Stellung einnimmt. Manchmal ist es die Wittwe eines Generals, der kein Vermögen hinterlassen, oder ein alter pensionirter Offi-

cier in eigener Person, welcher „geheime Dienste“ geleistet hat, und den man auf andere Weise als durch Beförderung oder Orden belohnen mußte.

Jedes Jahr werden Verbesserungen in dem System der Präparation zur Ausführung gebracht. Eine größere Anzahl Männer der Wissenschaft ist beständig beschäftigt, — sie werden dafür bezahlt und thun nichts anderes, — neue Methoden zur Hebung der Tabakscultur zu ersinnen, den Duft der Blätter zu verfeinern und die einzelnen Sorten derart zu vermischen, daß sie wohlschmeckendere und gesündere Cigarren liefern. Hauptsächlich aber in der Zubereitung des Schnupftabaks haben es die Franzosen zu einer seltenen Vollkommenheit gebracht. Um ein Tabaksblatt in eine Prise umzuformen, bedarf es nach der Methode der „Regie“ vier Jahre und zwei Monate; — eine Thatsache, welche mehr als alles Lob für die Mühe und Sorgfalt spricht, welche auf die Fabrikation verwendet werden.

Die Regie verkauft die Sorten Tabak für Pfeifenraucher. Die beste führt den Namen „Maryland“. Sie kommt in gelben Paketen in den Handel und kostet drei Gulden per Pfund. Die zweite Qualität ist „Caporal“ getauft und kostet sechsunddreißig Kreuzer weniger. Die dritte Qualität wird nur für den Gebrauch der Soldaten fabricirt, sie kostet blos halb so viel als der „Caporal“; doch wird sie nur auf Vorzeigung einer Art von obrigkeitlicher Ermächtigung verabfolgt, auf welche jeder Soldat alle zehn Tage Anspruch machen kann. Den Tabakshändlern ist es bei schwerer Strafe verboten, diese Sorte an Civilpersonen zu verkaufen.

Die „Regie“ fabricirt ferner sechs oder sieben Sorten Cigarren. Die besten kosten von einem halben bis zu einem ganzen Franken per Stück. Die meisten Franzosen kennen nur fünf Arten: die Londres, Trabucos, Millares, Decimos und Sontellas. Von diesen fünf ist die Londres die beste; sie kostet sieben Kreuzer das Stück und ist, wenn sorgfältig ausgewählt, ganz so gut wie die mehr als doppelt so theuere Regalia. Die anderen Sorten sind stufenweise billiger bis herab zu zwei und einem halben Kreuzer: keine ist schlecht und immer sehr viel besser, als man um denselben Preis anderwärts eine Cigarre haben kann.

Die zwei Hauptfabriken sind in Paris, im Gros-Caillon, wo Schnupf- und Pfeifentabak hergestellt wird; und in Reuilly, wo die besseren Cigarrensorten fabricirt werden. Die Arbeit in dem letzteren Etablissement ist einzig und allein Frauen anvertraut, von denen zweihundert und fünfzig beschäftigt werden. Eine geschickte Arbeiterin kann von neunzig bis einhundert und fünfzig Londres in zehn Stunden machen und dreihundert Sontellas in derselben Zeit. Das, was dem Besucher der Fabrik in Reuilly fast am meisten auffällt, ist das völlige Schweigen, das von den zweihundert und fünfzig Arbeiterinnen beobachtet wird. Das geringste Flüstern zieht eine Geldstrafe nach sich und die Arbeit wird per Stück bezahlt.

Natürlich hat das Tabaksmonopol, dessen sich die französische Regierung erfreut, manchen Angriff zu erleiden gehabt, und sogenannte Fortschrittsfreunde haben es nicht an laut gewordenen Wünschen fehlen lassen, daß dasselbe aufgehoben und französischer Tabak unter die Artikel des Freihandels aufgenommen werden möchte. Da aber diese Neuerer selbst eingestehen müssen, daß der von der Regie verkaufte Tabak vortrefflich ist und man ihn in dieser Güte nirgends um denselben Preis haben kann, so werden alle diese Umtriebe figürlich und buchstäblich wohl in nichts Anderem ihr Ende finden, als — in Rauch.

Mannichfaltiges.

§ Technisches. Nach einem Berichte in der D. Ind. Ztg. Nr. 43 v. vor. Jahre ist in Berlin ein interessantes großartiges Unternehmen projectirt, und bereits in der Ausführung begriffen. Es soll der Stadt billiges Gas für Heizzwecke geliefert und die Anlage von solcher Größe ausgeführt werden, daß zunächst schon der Bedarf an Heizmaterial etwa zur Hälfte gedeckt wird. Die technische Leitung des bedeutenden Unternehmens haben die Herren C. Westphal und Alb. Pütsch übernommen. Man beabsichtigt, das Gas in Fürstenwalde, 5 Meilen von Berlin, aus Braunkohlen darzustellen, und dann in einer Röhrenleitung unter ziemlich hohem Drucke nach der Hauptstadt zu pumpen. Für die Retortenöfen mit Siemens'schen Regeneratoren sollen 12 große Gebäude errichtet werden. Vier kolossale Gebläsemaschinen, durch eben so viele Dampfmaschinen betrieben, deren Gesammtleistung sich auf 2000 Pferdekräfte steigern läßt, werden den Transport des gereinigten Gases in der nur 4 Fuß weiten Leitung bewirken, welche für den Druck von 16 Fuß Wassersäule aus 1/4 Zoll starkem Eisenblech hergestellt wird. Die Röhren sollen über dem Boden gelegt, und in geeigneten Zwischenräumen von gemauerten Pfeilern unterstützt werden. Bei dem angegebenen Gasdrucke wird die Leitung 400 Kubikfuß Gas pro Secunde abführen. In Berlin werden 12 Gasometer von je 3/4 Million Kubikfuß Fassungsraum das Gas aufnehmen, welches dann nach den verschiedenen Theilen der Stadt ebenso wie Leuchtgas weiter vertheilt wird. Die Fürstenwalder Braunkohlen liefern ein für Heizzwecke sehr gut geeignetes Gas, hauptsächlich aus Wasserstoff und Kohlenoxyd bestehend; dasselbe enthält zudem über 11 pCt. Sumpfgas. 3000 Kubikfuß dieses Gases sind nach den Versuchen in Bezug auf Heizkraft einer Tonne Braunkohlen oder 1/2 Tonne Steinkohlen gleich zu schätzen. Man glaubt, daß es zum Preise von ca. 5 Sgr. pro 1000 Kubikfuß geliefert werden könne, wornach also die Heizkraft einer Tonne Steinkohlen nicht höher als 1 1/2 Thlr. zu stehen kommen würde. Die anzulegenden Werke sind vorläufig auf eine jährliche Production von 9500 Millionen Kubikfuß berechnet. Wir halten es für wahrscheinlich, daß diese Industrie eine andere im Gefolge haben werde, nämlich die Erzeugung von Leuchtgas aus dem Heizgase, durch vollkommenere Reinigung und Kohlung des letzteren. Auf diesem Wege dürfte wohl ein annehmbares Leuchtgas zum Preise von 1 1/2 Thaler zu erzielen sein.

Prof. A. W. Hofmann hat der chemischen Gesellschaft in Berlin eine aus Palladium-Wasserstoff geprägte Medaille vorgelegt, die ihm der berühmte Naturforscher Graham wenige Tage vor seinem Tode gesendet hat. Eine die Medaille begleitende Notiz Graham's besagt, daß dieselbe 147 Kubikcentimeter oder 900 Mal ihr eigenes Volumen Wasserstoff enthält. Graham hat bekanntlich die große Fähigkeit des Metalles Palladium zur Aufnahme von Wasserstoff entdeckt, woraus die metallische Natur des Wasserstoffes selbst gefolgert werden wollte, was inzwischen seine Widerlegung gefunden hat.

— Ein New-Yorker Schiffscapitän hatte vor einiger Zeit mehrere Guano-Inseln im Caraibischen Meere entdeckt und stellte sich auf betreffende, an das Ministerium des Auswärtigen in Washington Seitens der Anwalte dieses Capitäns gestellte Anfragen heraus, daß nur die eine dieser Inseln einem Bürger Venezuela's, der dieselbe vor Jahresfrist entdeckte, gehört. Der Minister des Auswärtigen stellte demnach an den Schiffscapitän, als Entdecker, einen rechtsgiltigen Besitztitel auf die anderen Inseln aus, auf welchen Guano in ungeheueren Quantitäten und vortrefflicher Qualität lagert. Eine nach New-York gebrachte Schiffsladung dieses Guanos wurde mit 36 Dollars per Ton bezahlt, und ergab eine vorgenommene Analyse, daß derselbe 70 pCt. Phosphat enthielt.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 6. Dritter Jahrgang. 1870.

-nb- Ein Experiment.

(Fortsetzung.)

Laura kehrte ins Zimmer zurück und fand mich natürlich in äußerst niedergeschlagener, verdrossener Stimmung. Sie sah mich beim Eintreten mit einiger Neugierde oder Theilnahme an. Sie sprach selten, außer wenn sie antworten mußte, auch kam sie gewöhnlich nur dann in meine Nähe, wenn irgend ein Dienst es unumgänglich nöthig machte. Aber jetzt näherte sie sich mir von selbst und sprach zuerst, obschon sie dabei ihr Gesicht von mir weggewandt hielt.

„Ist es abgemacht? Gehen Sie morgen aufs Land?" fragte sie und machte sich dabei an den Vorhängen meines Bettes zu schaffen.

„Es ist ganz und gar nichts abgemacht," erwiderte ich. „Ich bin kein Blödsinniger, auch kein kleines Kind, und ich brauche nicht Alles zu thun, was man mich heißt. Ich bin gesund genug, um meinen eigenen Willen zu haben. Wahrscheinlich werde ich, wenn er mich holen kommt, sagen: Ich will nicht gehen."

„Sagen Sie das nicht," entgegnete sie eindringlich. „Gehen Sie aufs Land, ich rathe es Ihnen. Es ist wahr, daß ich nicht länger hier bleiben kann."

„Und ich kann nicht ohne Sie leben," rief ich in wahrer Verzweiflung, „sei es hier, oder auf dem Lande, oder irgendwo!"

„Ich gebe zu, daß Sie noch nicht so weit hergestellt sind, um Ihre gewohnte Pflegerin entbehren zu können," antwortete sie, „und Ihre Pflegerin hat es nicht gern, wenn ihr eine Cur unvollendet aus den Händen genommen wird. Aber nach der Art und Weise, wie Dr. Fern heute sich äußerte, und nach den Andeutungen, die in seinem Blick lagen, könnte ich nicht länger *hier* Sie pflegen, wo ich jederzeit von ihm gesehen werden kann."

„Wollen Sie —", begann ich mit plötzlicher bewältigender Freude.

„Ich will, daß Sie morgen mit dem Doctor fortgehen; Ihre Wärterin wird bald wieder bei Ihnen sein, wenn —"

„Ich verspreche Alles," rief ich, ihre Hand fassend.

„Wenn Sie sich besser beherrschen und mich nicht mehr des Doctors Bemerkungen aussetzen wollen."

„Ich will Alles thun, was Sie wünschen."

„Haben Sie eine Schwester?"

„Nein."

„Weiß Dr. Fern, daß Sie keine Schwester haben?"

„Er weiß nicht das Geringste von meinen Privatverhältnissen."

„So sagen Sie ihm morgen und auch den Leuten auf dem Pachthofe, daß Ihre Schwester zu Ihnen kommen wird. Doctor Fern wird Sie nicht allzuoft besuchen, und wenn er je kommt, so wird es leicht sein, eine Begegnung zwischen ihm und „Ihrer Schwester" zu verhüten."

Rasch stand sie auf und verließ das Zimmer, wie um meinen Dankesbezeigungen Einhalt zu thun. Und nicht allein dies, sondern mehr noch der düstere, räthselhafte, fast grauenerregende Blick, den sie beim Weggehen auf mich warf, weckte Gedanken in mir auf, die mein Herzblut zum Stocken brachten. Am folgenden Tage, als Dr. Fern mich abholen kam, befragte sie ihn um meine Adresse im Pachthofe, ohne einen Grund dafür anzugeben, was auch eigentlich nicht nöthig war, denn es mußte natürlich erscheinen, daß sie an den Patienten zu schreiben wünschte, den sie zwei Monate lang mit unermüdlicher Sorgfalt gepflegt und dadurch dem Tode entrissen hatte.

Der Pachthof war in der That ein entzückender Aufenthalt in der Hochsommerzeit. Dr. Fern, welcher wahrscheinlich nur die Nüchternheit der Lage in Betracht gezogen hatte und die Idee gehegt haben mochte, daß weichere zärtliche Regungen in einer für dieselben keine Nahrung bietenden Umgebung bald erlöschen würden, wußte sicherlich nichts von dem alten umfriedigten Garten, der sich südwärts in einiger Entfernung vom Hause hinunterzog und in dem, Dank der reinen Luft und geschützten Lage, vom ersten Frühlinge bis spät in den Herbst sich unabläßig ein üppiger Blüthenflor entfaltete. Auch hatte der gute vorsorgliche Mann wohl nicht sein Augenmerk auf die sammetweiche Wiese gerichtet, zu der man auf einem rosenumsäumten Fußpfade und durch einen großen alten Thorbogen gelangte, der, von steinernen Pfeilern gestützt und epheuüberwuchert, als romantisches Ueberbleibsel vergangener Zeiten von den Tagen Zeugniß gab, da der Pachthof einer großen herrschaftlichen Besitzung zugehörte.

Am zweiten Nachmittage nach meiner Ankunft saß Frau Schwartz, „meine Schwester", die mich länger als vierundzwanzig Stunden hatte empfinden lassen, was es war, ohne ihre Nähe zu existiren, mit mir in dem alten Garten, in dem überall, wohin das Auge traf, die Blumen leuchteten und, vom lauen Windhauch bewegt, uns freundlich zuzuwinken schienen. Laura duldete es, daß ich ihre Hand in der meinen hielt, sogar daß ich sie leidenschaftlich an mich drückte, um das heiße Sehnen zu stillen, welches ihre Abwesenheit von zwei Tagen in mir erzeugt hatte.

„Gott segne Dr. Fern!" rief ich. „In einem dumpfen Zimmer in der Stadt krank zu sein, war schon Glückseligkeit, weil *Sie* mich pflegten; aber zu gesunden hier in dieser entzückenden Umgebung, wo die bloße Luft ein Lebenselixir zu sein scheint, und dazu Sie *immer* um sich haben —"

Sie lächelte, doch sah ich nur den Anfang dieses Lächelns, da sie den Kopf abwandte. Dann seufzte sie und sagte sanft:

„Und wenn Sie ganz gesund sein werden? Wenn kein Grund mehr vorhanden sein wird, mich als Ihre Pflegerin oder Ihre „Schwester" zu beanspruchen?"

„Dann," rief ich leidenschaftlich und ganz berauscht von der Schönheit der Umgebung und der Schönheit dieser Frau, „werde ich ein geliebtes Weib beanspruchen. Ich kann nicht mehr ohne Sie leben, Laura, Sie müssen meine Gattin werden!"

Ihre Hand bewegte sich in der meinen, doch nicht in dem Bemühen, sich los zu machen. Sie wandte ihr Gesicht noch

mehr ab, aber durch die leichte Mousselinhülle, die ihren Busen verhüllte, — sie hatte das dicke, schwarze Kleid abgelegt, obgleich sie noch Halbtrauer trug — sah ich wie das warme Blut ihren schneeigen Hals und Nacken rötbete. Ich fühlte meinen Muth wachsen und bestürmte sie, mir eine Antwort, ein Liebesversprechen zu geben. Sie drehte sich nach mir um.

„Daß ich Sie lieben sollte!“ sagte sie. „Ist es glaublich?“

Sie stand auf und verließ mich. Ich blieb sitzen, wo sie mich verlassen hatte, versunken in Nachdenken über die Bedeutung dieser Worte, über den Ton und den Ausdruck, in dem sie gesprochen worden waren. Der Ton war nicht der süßmelodische ihrer gewöhnlichen Stimme, der Blick mir unergründlich gewesen; auf alle Fälle hatten Stimme und Blick nichts von Liebe an sich gehabt. Und dennoch glaubte ich zuversichtlich und kühn, daß sie mich liebte und nur gegen ihr Gefühl ankämpfte. Welches Motiv, außer der Liebe, konnte sie auch haben, sich mir so ganz zu widmen? Warum sonst stellte sie, die ich für eine stolze Frau hielt, ihren Ruf und guten Namen für mich auf's Spiel? Was Anderes konnte ich glauben, als daß sie mich liebte? Und dennoch, wie sonderbar war diese Liebe, so kalt, so passiv, so unerwidernd! Kaum ließ sich zwischen dieser Liebe und entschiedener Abneigung ein Unterschied entdecken.

Ich muß wohl lange so grübelnd dagesessen haben, denn als eine Hand sich auf meine Schulter legte und eine Stimme dicht an meinem Ohr sagte: „Mein Patient, Sie müssen hineingehen, der Thau fängt an zu fallen,“ bemerkte ich aufblickend, daß die Sonne im Untergehen war und die blasse Mondsichel im Osten heraufschwebte. Ich weiß nicht, wie es zuging, aber die Art wie die Hand meine Schulter berührt hatte und der besondere Nachdruck, mit dem Laura das Wort „mein“ ausgesprochen, machten mich schaudern. Sie glich dem Fatum, das sein Opfer begehrte. Doch es war wohl nur die Kühle des Abends, welche mich durchfröstelte. Denn im Zimmer, als die Vorhänge zugezogen waren, die Lampe auf dem Tische brannte, meine Pflegerin mir den selbstbereiteten Thee credenzte und mich mit tausend kleinen zarten Aufmerksamkeiten umgab, erschlossen sich mir wieder die Pforten des Paradieses und ich schwelgte in neuer Hoffnungsseligkeit. Und am nächsten Tage saß sie wieder auf der Wiese, und ich lag ausgestreckt auf dem warmen Heu und mein Kopf ruhte in ihrem Schooße. Ich drückte meine Wange gegen ihren weißen vollen Arm, während die Zweige einer Gruppe Lindenbäume fliegende Schatten über uns hinwarfen und weiße lichtumsäumte Wölkchen hoch oben im blauen Aether schwammen. Fern über die Grenzen der Wiese hinaus wogten dichtgedrängt die gelben des Schnitters harrenden Kornähren und mein Blick folgte ausruhend der gleichmäßigen Bewegung. In der Luft glitzerte es von Wärme und Sonnenfunken, von Zeit zu Zeit zirpte eine Heuschrecke, Mückenschwärme kreisten summend umher, dann und wann zwitscherte ein Vogel im Laub. Eine süß-einschläfernde Scenerie, die ihre Wirkung auf mich nicht verfehlte. Ich sah all' dem Glitzern und Flimmern um mich her mit nur halb geöffneten Augen zu und horchte unbewußt auf die leisen Melodieen der Natur, bis ich allmählich in Schlummer versank. Ich glaube, ich schlief eine geraume Weile. Plötzlich wachte ich auf, und zwar mit einem Gefühle des Schreckens. Ich hatte einen sonderbaren entsetzlichen Traum gehabt; Worte tödtlichen Hasses waren von einer Schlange in mein Ohr gezischelt worden, und diese Schlange hatte sich in kalten Ringen um meinen Hals gelegt. Rasch fuhr ich beim Erwachen mit der Hand an die Kehle und packte — durchaus nichts Fürchterliches, sondern nur eine dicke Haarflechte, welche sich von Laura's Kopf gelöst hatte, als sie sich über mich beugte. Ich blickte sie, noch voll von dem Schrecken meines Traumes, geängstigt an. Ihre Augen begegneten den meinen; nichts von Zärtlichkeit und Liebe war darin, düster und unergründlicher denn je waren sie in ihrem Ausdrucke. Doch nach einer Weile milderte sich der letztere; Laura lächelte und es lag einiges Mitleid in diesem Lächeln.

„Ich war einigermaßen besorgt wegen Ihrem Schlafe,“ sagte sie, „aber an einem solchen Nachmittage konnte wohl kaum Gefahr dabei sein.“

„Gefahr! Welche Gefahr?“

„Der Erkältung. Von welcher anderen Gefahr könnte die Rede sein? Sie sehen aus, als ob Sie einen bösen Traum gehabt hätten, mein armer Karl.“

Noch niemals hatte sie mich in solcher Weise angeredet.

„Ich habe wirklich gräßlich geträumt,“ antwortete ich. „Und wie war das nur möglich, da doch der Tag so schön ist und Sie bei mir waren.“

Laura's Blick wich schon wieder dem meinen aus.

„Ich glaube doch, ich habe mich erkältet,“ setzte ich mit einem halb wirklichen, halb erkünstelten Zusammenschauern hinzu.

„Dann müssen Sie gleich in's Zimmer und eine Tasse heißen Thee trinken. Kommen Sie!“

Wir standen auf und gingen in's Haus. Ich stützte mich auf ihren Arm. Zwar bedurfte ich dieser Stütze eigentlich nicht mehr, aber es war mir wohlthuend, den weichen warmen Arm unter meiner Hand zu fühlen und zugleich Laura daran zu erinnern, daß ich noch immer von ihr abhängig war.

Oftmals wunderte ich mich, daß sie niemals von ihrem Kinde sprach und, so viel ich wußte, niemals um dasselbe weinte. Aber sie war eine eigenartig schweigsame Natur. Wie ich schon gesagt habe, sprach sie selten zuerst, selten freiwillig, und ihre Antworten waren stets so kurz als möglich gefaßt. Es schien, sie wußte, wie ausdrucksvoll jede Bewegung ihrer graciösen Gestalt war und daß sie, im Vergleich zu anderen Geschöpfen, nicht nöthig hatte, sich der Sprache des Mundes, nicht einmal der Augen, zu bedienen, um sich verständlich zu machen. Jede Lebendigkeit der Gesten oder der Stimme würde mit ihrer ganzen Persönlichkeit im Widerspruch gestanden haben. Sie war viel mehr geeignet, so dachte ich, auf ein kostbares Piedestal gestellt und bewundernd angestaunt zu werden, als sich in dieser gewöhnlichen Welt in der herkömmlichen Art zu bewegen. Und immer wenn ich ihre ihr so natürlich plastische Haltung gewahrte, glaubte ich schon unaussprechlich glücklich werden zu können, wenn ich sie nur immer vor Augen haben und wie eine Gottheit anbeten dürfte.

Obgleich ich auf ihre Liebe vertraute, war ich doch nicht zufrieden. Ich stellte sie mir vor, wie sie bei jener Fahrt auf dem Flusse gewesen war, und ich fühlte den Wechsel heraus, der mit ihr vorgegangen. Ich erinnerte mich, wie sie ihrem Kinde zugelächelt hatte. Wenn sie mich nur ein einziges Mal so hätte anlächeln wollen, — aber sie that es nie. Eines Tages beschwor ich sie, mich nur ein Mal voll anzusehen und mir eine freundliche Miene zu schenken. Sie hatte mir dann auch ihr Antlitz zugewendet, ihren Blick fest in den meinen getaucht, aber die dunkelen stillen Augen waren unerforschlich geblieben. Plötzlich, gerade als ich dachte, in ihnen mein Schicksal lesen

zu können, schlug sie die Hände vor das Gesicht und wandte sich von mir weg.

(Schluß folgt.)

Zur Witterungskunde.

In seinen in Berlin gehaltenen Vorträgen aus dem Gebiete der vorbereitenden Studien für eine rationelle Gesundheitspflege handelte Hr. Dr. Eduard Lichtenstein u. a. auch von dem „Dunstgehalt der Atmosphäre und den Niederschlägen". Trotz der sorgfältigsten Beobachtungen ist die jedesmalige Masse des Dunstgehaltes der Luft noch unbekannt, doch hat Kämpz in Jena den von den Wasserdünsten auf Quecksilber ausgeübten Druck (nach Abzug des von der Luft ausgeübten Druckes) zur Feststellung einer Tabelle benutzt. Aus dieser ergiebt sich, daß der Druck in der kälteren Jahreszeit geringer, daß dann also das der atmosphärischen Luft beigemengte Wassergas weniger zahlreich vorhanden ist, und zwar hat die Luft im Juli den größten, im Januar den kleinsten Wassergehalt. Im Mittel enthält die Luft während des ganzen Jahres so viel Wassergas, daß dieses den hundertsten Theil des Druckes der ganzen Atmosphäre erzeugt. Dieses Verhältniß nennt man gewöhnlich „Dunstspannung", seit Kämpz jedoch allgemein den „absoluten Wassergehalt", im Gegensatz zum „relativen", der den Sättigungsgrad der Luft für Feuchtigkeit bedeutet. Im Januar beträgt durchschnittlich der relative Wassergehalt 86, im Juli 69 Proc. der vollen Sättigung, und daraus erklärt es sich, daß wir in den Wintermonaten trotz des geringeren Feuchtigkeitsgehaltes der Luft so selten heiteren Himmel und fast stets einen Wasserflor in mäßiger Höhe über uns haben. Aber nicht blos die Dichte und Temperatur der Luft sind auf die Feuchtigkeitsverhältnisse von Einfluß, sondern sehr wesentlich auch die Waldungen (die Wiesen wirken ja nur eine kurze Zeit des Jahres), welche für die umgebenden Districte ein Reservoir der überschüssigen Wasserdämpfe, also einen Schutz gegen Dürre darstellen. In gleicher Weise, nur quantitativ geringer, wirken Gärten, Alleen, Parkanlagen. Es sind sonach die in letzter Zeit gerade in den bevölkertsten Gegenden so zahlreichen Ueberschwemmungen nur durch unsere Schuld entstanden, indem wir der Industrie und den Eisenbahnen zu Liebe meilenweite Areale entwaldeten. Und in geradem Verhältniß mit den Wäldern nehmen auch die Vögel ab, die uns sowohl durch Entfernung der schädlichen Insecten, wie durch Erheiterung des Gemüthes Nutzen bringen. In neuerer Zeit sah man den Fehler ein, hob die Waldcultur, steigerte die Forstwirthschaft, ja Frankreich verordnete — eine nachahmenswerthe „klimatische" Maßregel — Bewaldung und Begrasung der Berge. Das Wasser ist der Hauptbestandtheil der ganzen organischen Natur; Pflanzen bestehen zu $^3/_4$, Frösche nach Valentin zu $^4/_5$ aus Wasser, und ein Mensch von 154 Pfund Gewicht wöge nach der Eintrocknung nur 38 Pfund. Aber die Menge des Wassergehalts ist nicht stationär, sondern es findet eine stete Einnahme und Ausgabe statt, der Wassergehalt der Atmosphäre ist es, der die Wechselwirkung unterhält. Zu trockene Luft würde das Wasser zu gierig aufnehmen und nicht wieder herausgeben. Der Wassergehalt der Luft bewirkt eine bessere Wärmeleitung der letzteren, und die Kälte der höheren Luftschichten erklärt sich zum Theil aus deren geringerer Dichte, aus den fehlenden leitenden Dünsten. Daher kommt es auch, daß die Nächte nach heißen Sommertagen kalt sind, und zwar um so mehr, je klarer der Himmel ist. Flasher, der durch seine Luftfahrten die Abnahme der Temperatur mit der Höhe feststellte, fand, daß daß Sinken der Temperatur bei bewölktem Himmel weniger stark erfolgte. Der Wassergehalt veranlaßt ferner eine bessere Elektricitätsleitung der Luft und verhindert hier die Ansammlung, dort den Mangel der Elektricität. Daher gelingen Experimente aus dem Gebiete der Elektricität um so weniger, je feuchter die Luft ist; daher häuft sich ferner in dem wegen seiner Trockenheit berühmten Nordamerika die Elektricität oft so stark an. Das Wassergas der Luft hüllt schließlich schädliche oder auch nur verunreinigende Theile der Atmosphäre ein, spült sie ab und schlägt sie endlich nieder. Der Regen wäscht uns also die Luft so aus, daß sie athembar wird, und wirkt auch heilsam durch die Lösung von übermäßig angehäufter Kohlensäure und Ammoniakgas; er ist sonach ein mechanischer Reiniger und eine chemische Waschanstalt. Man hat die Menge der Regentage per Jahr für die einzelnen Länder bestimmt (Ungarn hat 112, Deutschland 152—55, England 156, die Niederlande 176 Regentage), aber die Gesundheitspflege kann nur aus der allgemeinen Beobachtung der Witterverhältnisse in eng begrenzten Oertlichkeiten Nutzen ziehen und sie verlangt, daß die bereits für Berlin, München, Karlsruhe, Mannheim, Stuttgart ꝛc. bestehende Beobachtung dieser Art auf jedes Dorf womöglich ausgedehnt werde, denn locale Verhältnisse bedingen oft in nah benachbarten Bezirken größere Differenzen. So trennt die Grenzscheide der norwegischen Alpen die Witterungen so deutlich, daß östlich von jener Scheidewand, also in Schweden, Trockenheit herrscht, wenn westlich von jener Grenze, also in Norwegen, die Winterregen herrschen. Ja in Indien sprechen sich diese Extreme des See- und Continentalklimas so sehr aus, daß auf der einen Seite die Tropensonne zu derselben Zeit glüht, wo auf der anderen Seite sündfluthartige Regengüsse herabstürzen. So hat ferner Deutschland seine meisten Regen im Juli und August, Rom hingegen vom October bis December. In den Tropen sind die Regengüsse so gewaltig, daß sie alle unsere Vorstellungen weit übertreffen, weil die Tropfen von größerer Höhe herabfallen, weil sie also auf dem weiten Wege recht groß werden. Im Jahre 1819 beobachtete man am Hudsonfluß einen so starken Regen, daß in $7^1/_2$ Stunden 18 Zoll niedergefallen waren, während in Berlin, das durchaus noch nicht regenarm zu nennen ist, im ganzen Jahre zusammen nur $21^1/_2$ Zoll fallen. In den Tropen regnet es, wie Humboldt fand, fast nur bei Nacht, die Sonne geht heiter auf und unter. — Der Wassergehalt der Luft kann auch schädlich wirken. So nimmt gesättigte oder nahezu gesättigte Luft nur sehr lässig und wenig Wasser auf und hält dadurch die Dunstausscheidungen von Haut und Lunge zurück; es ist dies die Ursache vieler Krankheitssymptome. Auch erzeugt stark wasserhaltige Luft einen niederdrückenden Gemüthszustand und veranlaßt, besonders bei Personen, die nicht durch die Geschäfte von der Selbstbetrachtung abgezogen sind, den bekannten Spleen, auf welchen sonach Anhäufung von Dünsten in der Atmosphäre, Bedeckung des Himmels, ein hoher Barometerstand bestimmend einwirken.

Mannichfaltiges.

— Ueber das Voranschreiten der Arbeiten an dem Nationaldenkmal für König Max II., dessen Herstellung bekanntlich Hrn. Zumbusch in München übertragen ist, entnehmen wir der „Bayer. Landesztg." folgende Notizen: Der Künstler ist eben mit der Durchbildung der zweiten der vier allegorischen Gestalten beschäftigt, welche die Gerechtigkeit darstellt, eine Erscheinung voll des tiefsten Ernstes, in faltige Gewänder gehüllt, das Gesetzbuch in der Linken, das Schwert in der Rechten. Nebenan wird eben die 16 Fuß hohe Hauptfigur des Denkmals, die des gefeierten und unvergeßlichen Fürsten, aufgebaut. Die dritte allegorische Figur harrt ihrer Vollendung, während die erste bereits in die königl. Erzgießerei abgeliefert wird, woselbst man eben mit der Herstellung der Gußform beschäftigt ist. Die Statue des Königs wird zuverlässig im Laufe des kommenden Sommers in die Erzgießerei abgeliefert werden können, so daß an der Einhaltung des Termins zur Vollendung des ganzen Denkmals nicht zu zweifeln ist.

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

Leselehre des Englischen für Schulen und zum Privatgebrauch.

S. Das Studium der englischen Sprache wird immer mehr zum Bedürfnisse, und dürfte es so allen Denjenigen, die sich für dasselbe interessiren, nicht unlieb sein, mit einem Buche bekannt zu werden, das in jeder Hinsicht empfehlenswerth erscheint. Dasselbe führt den Titel: „Leselehre des Englischen für Schulen und zum Privatgebrauch" von Heinrich Apel, früher acht Jahre lang Professor an der King Edward's School zu Birmingham, fast zwei Jahrzehnte in seinem Berufe in England rühmlich thätig, und jetzt in Neustadt an der Haardt seinen Arbeiten lebend. Die Leselehre ist zunächst für den ersten Unterricht im Englischen bestimmt. Im Gegensatz zu den bis jetzt bekannten Lehrbüchern der englischen Sprache, die meistens nur eine kärgliche Uebersicht der Aussprache enthalten, ein Mißstand, der schon oft beklagt wurde, behandelt vorliegendes Buch die Regeln der englischen Aussprache auf eine ganz neue und vorzügliche Weise, indem es nicht nur die englischen Lautverhältnisse auf das ausführlichste erörtert, sondern auch bei jedem Musterlaut Wortsammlungen mit durchgehender Accentbezeichnung giebt, so daß der in dem Büchlein enthaltene Wortvorrath sich auf mehr denn 2000 Wörter beläuft.

An diese „theoretisch-praktische Leselehre" schließen sich eine Anzahl „Aesopischer Fabeln" als Leseübungen an, wobei sich der Verfasser der sehr anerkennenswerthen Mühe unterzieht, eine wörtlich deutsche Uebersetzung der Fabeln, sowie ein alphabetisch geordnetes Wörterverzeichniß auszuarbeiten, was dem Schüler das Verständniß der englischen Construction, sowie das Nachschlagen wesentlich erleichtert. Es möchte wohl kein Lehrbuch so im Stande sein, die nicht zu verkennenden Schwierigkeiten der englischen Aussprache überwinden zu helfen, sowie einen reichen Wortvorrath und eine sichere Grundlage zu weiterem Studium zu gewähren, als das vorliegende von Hrn. Professor Apel.

Zum Schlusse möchten wir es auch solchen in der englischen Sprache schon Vorgerückten warm empfehlen, die ihre Aussprache zu verbessern, oder Solchen, die das Englische zum Selbststudium zu machen wünschen, um so mehr, da das Buch auch interessante Andeutungen über den Ursprung oder die Verwandtschaft englischer Wörter mit anderen Sprachen enthält und somit auch den Forderungen der historischen Sprachforschung gerecht ist. Treffend sagt in dieser Beziehung Hr. Apel in seinem Vorwort: „Da die englische Literatur im großen Ganzen dem deutschen Geiste mehr zusagt, als die irgend eines anderen Volkes, und englisch die Mutter- und Verkehrssprache geworden ist von über 60 Millionen Menschen beider Hemisphären, und diese Sprache, in Gemeinschaft mit der endlich zur Geltung gelangenden deutschen Sprache in Amerika, sich unter zwei Völker vertheilt, deren Machtgebiet fast die ganze außereuropäische Erde umspannt, so wird man, anderer schwer wiegender Gründe nicht zu gedenken, wohl zugeben müssen, daß unter den neueren Sprachen die englische die wichtigste ist, die der Deutsche nach seiner eigenen erlernen kann." — Wir können diesem Buche nur eine gedeihliche Wirksamkeit wünschen und voraussagen.

Unter welchen Voraussetzungen bildet die heutige Volksschule zeitgemäß? Vortrag, gehalten auf der vierten Hauptversammlung des bayerischen Lehrervereins am 1. Sept. 1869 zu Würzburg von Fr. W. Pfeiffer, Lehrer und Bürger in Augsburg. Auf vielseitiges Verlangen dem Druck übergeben. Würzburg, A. Stuber's Buchhandlung, 1869.

†* In den Berichten über die bayerische Lehrerversammlung in Würzburg war natürlich auch der Rede des Lehrers Pfeiffer von Augsburg gedacht. Der Wichtigkeit der Sache wegen sei uns aber vergönnt, nochmals darauf zurückzukommen.

Wie sich in einem ebenmäßig schönen Bilde die einzelnen Theile der Darstellung um eine hervortretende Erscheinung gruppiren, so auch bei dieser Lehrerversammlung, wo der gewaltige und gediegene Vortrag Pfeiffer's uns wahrhaft großartig entgegentritt. Der Mann sprach mit einer Gewandtheit, die in Erstaunen setzte. Gleich den berühmten Reden des Spaniers Castelar, die durch die Wichtigkeit des Gegenstandes, die Kraft der Darstellung und die Vollendung der Form zu europäischen Ereignissen geworden sind, ist Pfeiffer's Rede — wir nehmen keinen Anstand, es auszusprechen — in der Geschichte des deutschen Schulwesens ein Ereigniß von hoher Bedeutung. Mit überzeugender Klarheit und logischer Schärfe, dabei voll des trockensten Humors, bewies der Redner seine Sätze, in denen er unumstößlich die Grundbedingungen aufstellte, unter denen allein die Schule ihre Aufgabe lösen kann. Diese Rede zu verstümmeln, wäre Sünde, einen trockenen Auszug zu geben, ein Unrecht; man muß sie ganz lesen. Wem es darum zu thun ist, sich ein treues Bild von dem jetzigen Stande der Schulfrage einerseits und der Aufgabe der heutigen Schule andererseits zu machen, der findet dazu die erwünschteste Gelegenheit in der vorliegenden Rede, welche hiermit nicht blos allen Lehrern, sondern den Gebildeten überhaupt dringendst empfohlen sei. Den pfälzischen Lehrern insbesondere wird ein bleibendes Andenken an ihren lieben Pfeiffer willkommen sein. Die Schrift kostet nur wenige Kreuzer.

Eine lebensvolle Darstellung der Würzburger Versammlung, ausgestattet mit interessanten geschichtlichen Notizen und treffenden Bemerkungen, die den Mann von Geist verrathen, hat ein warmer Lehrerfreund, Redacteur Gätschenberger, unter dem Titel: „Die bayerischen Lehrer und ihre Versammlungen, ein Blatt zur Erinnerung für die Theilnehmer der vierten Hauptversammlung des Bayer. Lehrervereins und der Aufklärung fürs Volk," veröffentlicht, welches gleichfalls den Lehrern und Freunden der Schule bestens empfohlen sei. Gätschenberger redigirte 1849 und 1850 die „Neue Fränkische Zeitung", die sich der verfolgten Lehrer mit Muth annahm und deren Dränger geißelte, aber bald unterdrückt wurde. Die Lehrer sollten sich die Verbreitung dieser Schrift angelegen sein lassen. Sie müßte von durchschlagender Wirkung sein.

Anagramm.

Es nennt das graue Alterthum
Dir einen Namen, hochgeehrt;
Ein Weiser, der sein Volk gelehrt,
Wie sich durch Freiheit: Macht und Ruhm,
Das Staats- und Bürgerwohl vermehrt.
Doch, ein Gesetz! in jedem Falle
Für Hoch und Nieder: gleich für Alle.

Nun tausche Du am rechten Ort
Der griech'schen Sprache letzten Laut
Mit ihrem ersten; und erbaut
Siehst Du der schönen Künste Hort:
Es tönt Musik, Gesang und Wort.
Doch immer nur in sell'nem Falle
Für Hoch und Nieder: gleich für Alle.

Δ

Auflösung der Charade in Nro. 3:
Diebstahl.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 7. Dritter Jahrgang. 1870.

-nb- Ein Experiment.

(Schluß.)

Eines Abends, als Frau Schwartz und ich im Dämmerlicht allein beisammen saßen, faßte ich mir ein Herz, das seither in Betreff ihres Kindes beobachtete Schweigen zu brechen.

„Laura," hub ich an, „Sie haben mir noch nicht gesagt, wo Ihr kleines Mädchen begraben liegt. Ich möchte mit Ihnen auf den Kirchhof gehen, ich möchte mit Ihnen auf der Stätte weinen, wo —"

Ich hielt plötzlich inne; kalte Tropfen traten auf meine Stirn; ich erinnerte mich an die entsetzlichen Augen, die erhobenen Arme, die zum Fluch geöffneten Lippen der Frau, welche jetzt neben mir saß. Ich fühlte ein leichtes Erbeben der Gestalt, um welche ich den Arm gelegt hatte; doch als Laura sprach, geschah es in der ruhigsten Weise.

„Wir wollen das kleine Grab zusammen besuchen," sagte sie, „aber jetzt noch nicht."

„Wann denn?"

„Wenn Sie ganz gesund sein werden, wenn ich Ihre Frau bin."

„Und wird das bald geschehen?"

„Ja, es wird bald geschehen."

Es schien mir, daß ihr Herz stärker denn je klopfte. Ich sagte es ihr.

„Mein Herz ist voll," erwiderte sie tief aufseufzend, „übervoll."

„Und warum?"

„Können Sie es nicht errathen?" Sie lehnte ihr Antlitz dicht an das meine, zu dicht, als daß ich seinen Ausdruck lesen konnte. „Es ist sonderbar, daß Sie es nicht errathen können," setzte sie hinzu.

„Wenn ich Ihre Stimmung nur nach der meinigen beurtheilen dürfte," sagte ich.

„Beurtheilen Sie sie nach der Ihrigen," antwortete sie.

„Mein Herz ist schwer und übervoll von Liebe zu Dir, Laura."

„Und muß das meine nicht auch schwer und übervoll von Liebe zu Dir sein, Karl? Von Liebe zu Dir, der so großmüthig ist, aus einem unbekannten Geschöpf sein Weib machen, ihr einen Namen geben zu wollen, ohne nur zu fragen, ob sie ein Anrecht an den Namen hat, den sie trägt, ein Anrecht überhaupt an irgend einen Namen."

Sie sprach ungewöhnlich rasch und erregt, doch hielt sie ihr Gesicht noch immer so nahe an das meine, daß ich den Ausdruck nicht erforschen konnte.

„Großmüthig? Ich wäre großmüthig, weil ich willig bin, meinen Namen für etwas hinzugeben, ohne welches mir Name und Leben und die ganze Welt werthlos wären; — o Laura!"

„Ja, das ist es," gab sie mit vermehrter Lebhaftigkeit zurück. „Sie sind bereit, sich zu opfern um Ihretwillen, nicht um meinetwillen. Und wenn ich Ihnen nun sagte, daß ich kein Recht zu dem Namen habe, den ich führe; daß ich wohl eine Mutter, doch niemals eine verheirathete Frau gewesen bin; daß ich Ihren Namen entehren werde, indem ich ihn annehme; daß —"

„Durch Sie kann nichts entehrt werden; Sie und Entehrung gehen so weit auseinander, wie Himmel und Hölle. Ich will nichts von Ihrer Vergangenheit wissen. Was Sie sind, ist genug für mich; und was Du sein willst, Laura, — mein Weib!"

Sie antwortete nicht. Sie duldete meine Liebkosungen, wie sie meine Liebesbetheuerungen duldete. Nicht einmal ihren Händedruck fühlte ich. Mein Werben um sie war wie das Werben um eine Statue, wenn nur eine solche im Stande gewesen wäre, durch ihr bloses Dasein unauslöschliche Flammen in mir zu entzünden.

Ein Tag war für unsere Hochzeit festgesetzt. Die Zeit verging; ich kann nicht sagen, langsam oder schnell. Es war eine Zeit der Berauschung, allerdings unterbrochen von bangen Ahnungen und nüchternen Momenten; — denn zuweilen ertappte ich Laura, wie sie mich so sonderbar, halb drohend, halb mitleidig anblickte; — aber immerhin, das kann ich in Wahrheit sagen, die seligste weil gefühlsreichste Zeit meines Lebens. Endlich kam ein Abend, an dem ich, als wir uns für die Nacht trennten, sagen konnte:

„Außer dieser Nacht nur noch eine Nacht, und dann bricht der Tag an, nach welchem uns nur der Tod wird trennen können."

Eine Stunde später ging ich noch einmal in das Wohnzimmer, um mir ein Buch zu holen, da ich nicht schlafen konnte. Laura saß noch an ihrem gewohnten Platz am Tische mit fest in einander geschlungenen Händen und geisterhaft starrblickenden Augen. Sie war so sehr in Nachsinnen vertieft, daß sie mein Eintreten nicht bemerkte. Ich redete sie an und warf mich ihr zu Füßen. Meine ganze Leidenschaft ergoß sich in beredten Worten. Zu meiner Verwunderung, zu meiner Angst und doch zu meinem Entzücken brach sie in die heftigsten Thränen aus. Ich versuchte, sie zu beruhigen, wie ein Liebender es nur thun kann, aber sie stand auf, machte sich von mir los und lehnte sich an die Wand, bis ihre Thränen langsamer flossen. Ich verlangte die Ursache derselben zu wissen, ich hielt ihre Hände fest, damit sie mir nicht entfliehen konnte.

„Ich bin kein Teufel," sagte sie, „kein Rachedämon, nur ein Weib, — ein schwaches, elendes, unglückliches Weib." Sie wollte nicht weiter sprechen, sie machte sich von mir los, als ob meine Hände nicht stärker gewesen wären, als die eines Kindes.

„Morgen," setzte sie endlich hinzu, „beim Grabe meiner Angelica will ich Dir mehr sagen."

Mit diesen Worten ließ sie mich allein und ich verbrachte eine qualvolle schlaflose Nacht. Bald nach dem Frühstück am nächsten Morgen fuhren wir durch die grauen Herbstnebel nach dem Grabe Angelicas. Alle Sommerherrlichkeit war plötzlich geschwunden, mit ihr Freude und Hoffnung meines Herzens. Ich hatte bis jetzt noch nicht gewußt, wo das kleine Geschöpf zur Ruhe gebettet war. Die Fahrt dauerte nicht lange; sie ging über eine öde Haide, welche sich in ein kleines Dorf verlief, dessen primitive Kirche von dichtlaubigen Lindenbäumen be-

schattet war. Laura hatte kaum ein Wort gesprochen, redete ich sie an, so schien sie mich nicht zu hören. Vielleicht hatte sie niemals seit dem Tode ihres Kindes so schön ausgesehen. Es war eine Sanftheit in ihrer Schönheit, wie ich sie sonst oft schmerzlich vermißt hatte. Und dennoch fühlte ich mich ihr seltsam entfremdet, dennoch hatte ich mehr Furcht vor ihr denn je. Ich folgte ihr durch die kleine Thür der Kirchhofsmauer zu dem Grabe des Kindes.

„Hier ruht sie," sagte Laura.

Der Rasen auf dem kleinen Hügel hatte noch nicht genug von der Herbstfeuchtigkeit aufgesogen, um frisch und grün auszusehen.

„Es fehlen dem Grase die Thränen," sagte Laura dumpf, „es sind keine darauf vergossen worden. Alles ist verdorrt und ausgebrannt, wie mein Herz, — wie mein Herz!"

Stumm und regungslos stand sie eine Weile da, die mir eine Ewigkeit währte; ihre gesenkten Augen schienen durch die Erde und den Sarg ihren verlorenen Liebling erspähen zu wollen. Dann sank sie auf die Kniee, ließ sich auf das Grab fallen, drückte die Brust dagegen und legte erst die eine, dann die andere Wange auf die Rasendecke. Sie liebkoste die Behausung des Todes wie sie ihr lebendes Kind geliebkost hatte. Endlich richtete sie sich wieder auf den Knieen auf und sagte in gebrochenen jammervollen Tönen:

„Ich kann es nicht thun, ich kann es nicht thun! Die Mutter in mir will es nicht zulassen. Mein Kind will es nicht zulassen. Du warst einst gut gegen sie, Karl; Du ließest sie einen frohen glücklichen Tag haben. Karl, mein armer, armer Karl! Ich wollte es thun, wenn ich Deine Frau geworden. Aber hier, am Grabe meines Kindes, widerrufe ich den Fluch, den ich an seinem Sterbebette auf Dich herabbeschworen. Ich bin nur ein schwaches, jammervolles Weib, das nicht einmal im Stande ist, zu verfluchen oder zu hassen. Alles, Alles, sogar die Rache ist verloren für mich mit dem Engel, der hier ruht!"

Sie warf sich wieder, gänzlich ihrem wahnsinnigen Schmerze hingegeben, auf das Grab, und ich stand, an einen Baumstamm gelehnt, dabei und weinte. Ich habe kein rechtes Bewußtsein, was in jenen Augenblicken in meinem Inneren vorging. Ich meine mich dunkel zu erinnern, daß ich zu mir selbst sagte: „Ich wußte es wohl," als ob Etwas, das ich lang erwartet, jetzt endlich sich aufklären würde. Ein dichter Sprühregen, der die Landschaft in Nebel hüllte, fing an zu fallen. Aber Laura gewahrte es nicht, obgleich ihre Kleider mehr und mehr durchnäßt wurden. Sie lag auf dem Grabe, wie wenn sie sich nimmer davon trennen wollte. Ich weiß noch die Worte, mit denen ich sie zum Weggehen aufforderte. Sie zeigten, bis zu welchem Grade mein Geist zernichtet und wie wenig ich in diesem Zustande fähig war, die eigentliche Lage der Dinge zu erfassen.

„Es regnet," sagte ich, „ich friere und bin durchnäßt. Ich werde wieder krank werden. Wir wollen nach Hause fahren."

Ich war müde, erstarrt an Körper und Geist. Ich strauchelte bei jedem Schritt. Sie reichte mir den Arm und führte mich zum Wagen. Die Rückfahrt war noch schweigsamer als die Hinfahrt. Instinctmäßig gab ich mir Mühe, zu glauben, daß trotz dieser traurigen Episode am nächsten Tage Alles wieder sein würde, wie zuvor. Als wir den Pachthof erreichten, war Laura zärtlich besorgt um mich.

Abends erzählte sie mir ihre Geschichte und sagte mir offen, wie sie sich an mir zu rächen vorgesetzt hätte. Sie hatte beschlossen, mich wahnsinnig in sich verliebt zu machen. Das war ihr gelungen. Sie hatte beschlossen, daß ich sie heirathen sollte, sie, die wohl Mutter, aber nie Gattin gewesen war. Sie hatte beschlossen, den gegen mich ausgesprochenen Fluch mit eigener Hand zum Vollzug zu bringen, mein Herz zu foltern, bis es in Elend und Verzweiflung fast gebrochen wäre, und dann endlich — mich im Schlafe zu ermorden.

„Aus Haß hätte ich Deine Frau werden können, Karl," sagte sie, „aber um einer solchen Liebe willen, wie sie in mir für Dich erstanden ist, — wenn es wirklich Liebe ist und nicht nur Mitleid mit dem armen Geschöpf, das ich dem Leben wiedergegeben — nimmer!"

Noch in derselben Nacht verließ sie den Pachthof. Ich habe sie nie wiedergesehen.

Die Baker'sche Expedition.

Von Franz Maurer.

In unseren Tagen sollen wir in der alten Welt, im Inneren Afrikas ein Schauspiel vor sich gehen sehen, das lebhaft an die Unternehmungen erinnert, welche in der neuen Welt nicht lange nach der Entdeckung Amerikas dort von den spanischen Eroberern Cortes und Pizarro ausgeführt wurden. Es soll nämlich eine Handvoll ägyptischer Truppen unter Führung eines Briten, Namens Baker, die noch nicht lange entdeckten großen Länderräume erobern, welche zu beiden Seiten des Nilstromes und seiner Zuflüsse sich ausdehnen, und zwar soll die Expedition oder der Eroberungszug Baker's bis an die großen Seeen gehen, welche vorläufig als die Quellen des genannten Riesenstromes gelten müssen, von dessen Laufe man etwa 700 Meilen kennt. Diese Länderräume sind so groß, daß man Deutschland ein paar Mal hineinlegen könnte, sie sind auch theilweise von einer solchen Fruchtbarkeit, daß sich nur Derjenige einen Begriff davon machen kann, der die Tropen oder heißen Himmelsstriche mit ihrem unerschöpflich treibenden Leben gesehen hat, aber sie sind im eigenen Ueberfluß versumpft und so dünn bevölkert, daß im Durchschnitt nur wenige Hundert Seelen auf eine Quadratmeile kommen; und diese Menschen stehen noch dazu auf einer so niedrigen Stufe der Entwickelung, daß ein verzweifelnder österreichischer Missionär, der viele Jahre erfolglos unter ihnen gewirkt hat, sie tiefer stellt als das liebe Vieh, denn dieses gewänne für seinen Pfleger wenigstens Anhänglichkeit, der Neger der Nilländer hingegen nicht.

Zur Erklärung der jetzt schon in der Ausführung begriffenen Expedition müssen wir uns ein wenig mit deren Führer beschäftigen und auf die jüngste Vergangenheit der zu erobernden Länder zurückgehen. Der vielgenannte Baker ist ein Schotte, seine Frau hingegen, die ihn auf seinen afrikanischen Reisen begleitet hat, ist ungarischer Herkunft. Der wackere Mann hat sich um die Wissenschaft ungemein verdient gemacht, indem er bisher wenig oder gar nicht bekannte Länder erforschte und dieselben sowie ihre Bewohner, Thiere, Pflanzen und sonstigen Eigenthümlichkeiten anschaulich beschrieb. Letzteres konnte er, weil er die dazu nöthigen Kenntnisse in ausreichendem Maße besitzt, und zu ersterem befähigte ihn sein Muth, seine Klugheit, Willensstärke und Körperkraft. Schon im Jahre 1856 wurde die gelehrte Welt auf Baker aufmerksam gemacht durch das Erscheinen eines vortrefflich abgefaßten Buches, welches seine achtjährigen Wanderungen und Erlebnisse auf der großen bei Indien belegenen Insel Ceylon beschrieb. Dann drang im Jahre 1864 die Kunde nach Europa, daß der kühne Mann, begleitet von seiner heldenmüthigen Frau, sich auf dem Wege nach den unerforschten Nilquellen befände und dabei Entdeckungen gemacht habe, welche sich würdig den großartigen Leistungen der beiden englischen Hauptleute Speke und Grant auf demselben Gebiete anreihten. Am 13. November 1865 gelangte endlich der mit

Spannung erwartete Bericht Bakers über diese Reise in der Londoner geographischen Gesellschaft zur Verlesung, und wir entnehmen demselben in der Hauptsache Folgendes:

Während auf Kosten der englischen Regierung Speke und Grant vom indischen Ocean her eine Reise nach den Nilquellen versuchten, bereitete sich Baker, ebenfalls unterstützt von der Regierung, im Jahre 1861 darauf vor, vom Mittelländischen Meere her stromaufwärts zu den gesuchten Quellen vorzudringen. Er hielt sein Vorhaben geheim, um im Falle des Mißlingens nicht den Verdruß der öffentlichen Enttäuschung zu haben und um nicht das Mißtrauen der ägyptischen Regierung noch mehr zu reizen. Zu den Vorbereitungen gehörte besonders das Anschaffen einer Unmasse von Tauschartikeln, worunter vorzüglich Glasperlen, kupferne Armringe, Tand und Messer, da die schwarzen Wilden den Werth des Geldes noch nicht kennen und höchstens kleine Porzellanschnecken, Kauri genannt, an Stelle von Münzen annehmen. Die Reise nach der von 30,000 Menschen bewohnten Stadt Chartuhm (etwa 400 Meilen von der Mündung des Nil gelegen) bietet keine Schwierigkeiten, von da an beginnen dieselben jedoch für jeden, der weiter nach Süden, d. h. stromaufwärts reisen will, und unserem Baker wurde Alles in den Weg gelegt, was sich nur finden ließ, um ihn am Weiterreisen zu verhindern, denn die ägyptische Regierung sowohl als ihre Beamten und die ganze Bevölkerung, besonders die Sclavenhändler, hielten den Schotten für einen Spion der englischen Regierung, der nur gekommen sei, um den schändlichen Sclavenjagden und dem Sclavenhandel der Aegypter genau auf die Spur zu kommen und dann dem Vicekönig von Aegypten große Ungelegenheiten zu bereiten, weil der Menschenhandel und die Sclaverei überhaupt in den Staaten des türkischen Sultans (zu denen Aegypten als Vasallenstaat gehört) verboten ist und die Großmächte dieses Verbot aufrecht erhalten wissen wollen. So hatte denn Baker bei der Vervollständigung seiner Reisevorkehrungen die größte Noth, doch brachte er drei Schiffe zusammen und warb auch aus dem Gesindel, welches sich in Chartuhm umhertrieb, 45 Mann als Bedeckungsmannschaft an. Diese Leute — lauter Galgenvögel, wie er sagt — mußten ihm an Eidesstatt geloben, in den Ländern der Schwarzen weder Vieh noch Menschen zu rauben und überhaupt keinerlei Gewaltthätigkeit zu verüben. Außerdem miethete er vierzig Matrosen zur Bedienung der Schiffe und kaufte Getreide, Salz, Kaffee und andere Nothwendigkeiten auf ein Jahr; auch schaffte er vier Kameele, einundzwanzig Esel und vier Pferde zum Lasttragen an.

Am 18. December 1862 brach Baker mit seinem Troß nach dem elenden Neste Gondokoro auf, das ungefähr 300 Meilen südlicher liegt als Chartuhm und sich schon 250 Meilen jenseits des ägyptischen Machtgebietes befindet. Bis zu diesem Orte ging Alles so weit recht gut, nur führte die Fahrt beständig durch unübersehbares Sumpfland, in welchem eine verhungerte, von Mäusen und anderem Gezieser lebende Bevölkerung hauste, auch hatte Baker einen schweren Verlust, indem ihm der ehrlichste, geschickteste und zuverlässigste Mann seines Gefolges starb, nämlich ein deutscher Zimmergeselle Johann Schmidt aus Krumbach in Bayern, den das Schicksal nach Chartuhm verschlagen und der sich unserem Reisenden angeschlossen hatte, um in seinem Dienste das zur Rückreise nach Deutschland nöthige Geld zu verdienen. Hinter Gondokoro befinden sich die für Schiffe unzugänglichen Wasserfälle des Nil's, deshalb mußte die Reise von da zu Lande weiter fortgesetzt werden. Ehe dies geschah, langten die heimkehrenden Entdecker Speke und Grant an, die, vom Fieber ausgezehrt, nur noch in Lumpen gehüllt waren. Sie hatten den großen See Nyansa-Ukerewe entdeckt, aus dem nach ihrer Ansicht der weiße Nil abfließt und dann einen weiter westlich belegenen großen See durchströmt, aus dem er hierauf nach Gondokoro laufend hervortritt. Diesen letzteren See, den M'wutan, beschloß Baker aufzusuchen. Er fand ihn wirklich am 14. März 1864 und taufte ihn Albert-Nyansa, sowie seinerseits Speke den Ukerewe in Victoria-Nyansa umgetauft hatte. Der M'wutan erwies sich als mindestens 70 Meilen lang und 20 Meilen breit (er könnte also Pommern und Mecklenburg zudecken) und aus seinem Nordende floß wirklich der „weiße" Nil ab, der übrigens nichts weniger als weiß aussieht. Die Entdecker des Ukerewe reisten auf Baker's Schiffen heimwärts, unser Mann und seine tapfere Frau aber machten sich auf den Weg nach dem ersehnten Ziele.

Es ist wohl selten eine Reise zurückgelegt worden, bei der mehr Gefahren zu bestehen waren, als bei dieser. Die Sclavenjäger oder „Elfenbeinjäger", wie sie sich nennen, hatten sich verschworen, den „englischen Spion" nicht weiter nach Süden reisen zu lassen; sie verfügten über Banden von 2—300 Mann, bedrohten ihn mit Waffengewalt und wiegelten seine Leute zur Meuterei und Desertion auf, so daß Baker schließlich nur noch 13 Mann Bedeckung behielt, die er mit Hilfe seiner Frau, eines treuen Negerknaben Namens Saat und eines zuverlässigen jungen Negers Namens Richarn mühsam im Zaume hielt. Es kam zu Kämpfen mit den Wilden, die zum Theil mit vergifteten Pfeilen schossen, nach denen das getroffene Glied abfault. Man hatte auch Conflicte mit den Sclavenjägerbanden auszufechten und wurde sogar in die Kriege der Negerstaaten verwickelt. Entsetzlich waren die Anstrengungen! Bald wurden die Reisenden von strömenden Regengüssen fast weggeschwemmt, dann mußten sie wieder vor Durst verschmachten oder vor Kälte erstarren; Hunger und Mühen, Fieber und Sonnenstich zerrütteten ihre Gesundheit; der Weg ging oft an grausigen Abgründen vorbei auf den gefährlichsten Pfaden über 7—8000 Fuß hohe Gebirge, dann wieder über bodenlosen Sumpf, ja sogar über die schwankende, durchbrechende Decke zusammengetriebener Gräser, die auf dem Strome schwammen, mußte weggehüpft werden, und bei dieser Gelegenheit stürzte Frau Baker vom Sonnenstich betäubt nieder. Man konnte die Unglückliche nicht wegtragen, denn die schwankende Decke drohte unter der Last durchzubrechen, deshalb mußte sie an's Land geschleift werden. Eine Woche lang lag sie im Nervenfieber völlig bewußtlos, aber immer ohne Obdach auf einer Bahre, welche Baker's Leute trugen, und auch dann durfte nicht gerastet werden, sondern die Kranke wurde Tag für Tag mitgeschleppt, bis sie wieder auf einem Ochsen, den man dort wie das Pferd braucht, reiten konnte. Die Reit- und Lastthiere, welche zur Reise gekauft worden, waren entweder an Entkräftung oder an den Stichen der giftigen Zetze-Fliege gestorben, darum mußten gedungene Eingeborene die Last der Mannschaft schleppen. Erstere stahlen und entliefen häufig, waren auch schwierig zu beschaffen. Aber Alles wurde überstanden und schließlich der Rückweg nach Gondokoro im Gefolge einer Bande schurkenhafter Sclavenjäger angetreten. Von da ging es wieder zu Schiff nach Chartuhm, mit der Pest an Bord, welche u. a. den braven Knaben Saat dahinraffte. Nichts wurde den Reisenden geschenkt, denn noch auf der letzten Wasserfahrt von Chartuhm nach Berber litten sie beinahe Schiffbruch, wobei ihre kostbaren naturwissenschaftlichen Sammlungen und Aufzeichnungen verloren gegangen sein würden; schließlich auf dem Landwege von Berber quer durch die Wüste zum Rothen Meere, woselbst der Hafen von Suakim liegt, mußten sie mit verrätherischen Arabern um Leben und Habe kämpfen. Erst in Suakim waren ihre Leiden überstanden und ein schmutziges Transportschiff, das ihnen ein Palast dünkte, führte sie im August 1865 nach Suez zurück in die Arme der Civilisation, als deren neuesten Auswuchs sie staunend den Chignon an den Haaren der englischen Damen bewunderten.

(Schluß folgt.)

Die große Austern-Stadt (Baltimore).

Baltimore in Maryland ist die Stadt, welche sich diesen Titel, und zwar mit vollem Recht, erworben hat. Denn keine Stadt in der ganzen Welt hat ein Austerngeschäft und einen Austernhandel wie Baltimore. Nach einer annähernden Schätzung finden jährlich über 5 Millionen Scheffel Austern aus Maryland-Gewässern und über 6 Millionen aus virginischen Ge-

wässern ihren Markt in Baltimore, wo sie theils verzehrt, größtentheils aber verpackt und versendet werden. Und alle Feinschmecker in der Welt sind darüber einig, daß diese Austern nirgend ihresgleichen haben. Während der Austernsaison sind beinahe 1000 Schiffe, die über 4000 Personen beschäftigen, mit dem Fang dieser Austern beschäftigt. Diese kleinen Schaluppen und Schooner, die von 10—100 Tonnen halten, excelliren durch ihren zweckmäßigen Bau und ihre Segelfertigkeit. Ihr Hauptoperationsfeld ist die Chesapeake-Bai mit deren Zuflüssen. Zu der obigen Austernflotte kommen noch 1600 Kähne. Die Fangmaschinen und Lademaschinen der Austernschiffe sind eben so einfach als zweckmäßig construirt, und die Mannschaft, unter der sich eine Menge farbiger Seeleute befindet, hat auf den Schiffen ganz gutes Quartier.

Immer großartiger aber wird das Verpackungs- und Versendungsgeschäft. Es befinden sich gegenwärtig in Baltimore gegen 100 derartige Etablissements, die ihre Austern in hermetisch verschlossenen Gefäßen nach allen Weltgegenden, namentlich aber nach dem Südwesten, Westen, Nordwesten und fernen Westen der Vereinigten Staaten senden. Die Pacificbahn führt die Baltimore-Austern jetzt bis an die Küsten des Stillen Meeres, das diese köstlichen Thiere nicht beherbergt.

Der jährliche Ertrag dieses ausgedehnten Austerngeschäfts beläuft sich jetzt auf 10—15 Millionen Dollars. Einzelne der Baltimore-Austern-Verpackungshäuser beschäftigen 4—600 Personen, Weiße und Farbige, Männer und Frauen. Und diese Arbeiter und Arbeiterinnen werden auch gut bezahlt, denn selbst Mädchen verdienen 2 Doll. per Tag, wenn sie die Austern flink zu öffnen verstehen. Einzelne dieser Etablissements zahlen oft in einer Woche je 7000 Dollars allein an Löhnen für das Oeffnen oder Aufmachen der Austern, und öffnen, präpariren, verschließen und versenden oft an einem Tage je 8500 Scheffel Austern. Die leer gewordenen Schalen werden zu Kalk verarbeitet. Die Fabrikation der für die Austernverpackung erforderlichen Kannen ist an und für sich schon ein bedeutender Industriezweig, und einzelne Austern-Verpackungsfirmen, welche diese Fabrikation selbst betreiben, geben für dieselbe jährlich bis zu 160,000 Dollars an Arbeitslöhnen, für Beschaffung des Materials u. s. w. aus. Die Anzahl der Leute, welche in den dortigen Austern-Etablissements gute Beschäftigung finden, beläuft sich auf mehrere Tausende.

Das Vaterland an seine Abgeordneten.

Eine Zeit ist hingeschwunden,
Ueber Leichen ging ihr Flug,
Und noch bluten tausend Wunden,
Die verhängnißvoller Stunden
Täuschung manchem Herzen schlug, —
Ob es auch im Mißgeschicke
Viel gebüßt und viel verlor,
Hebt das Vaterland die Blicke
Hoffend doch zu Gott empor.

Aus den nah' und fernen Gauen
Hat es, Männer, Euch gewählt!
Fühlt Ihr Kraft zum Auferbauen?
Schmückt Euch jenes Gottvertrauen,
Das in Kampf und Trübsal stählt?
Schaart Euch Treue um den Fürsten?
Seid Ihr Rather in der Noth,
Die nach wahrer Freiheit dürsten,
Schöner Zukunft Morgenroth?

Bringt Ihr jene warme Liebe,
Deren Glanz kein Flecken bleicht,
Die, ob auch Verkennung bliebe,
Unentweiht durch Ehrsuchttriebe,
Niemals wankt und niemals weicht?
Jene Liebe zu den Brüdern,
Deren Kraft vom Himmel stammt;
Die nicht säumt, sich zu erniedern,
Die — ein Licht für Alle flammt?

Bringt den Muth Ihr, den gesunden,
Den nicht Schmeichelkunst bestickt,
Der, als wahr und echt erfunden,
Nicht nach Oben, nicht nach Unten
Buhlend schaut, doch redlich sieht?
Jenen Muth, der, werth der Ehren,
Nichts um äuß're Ehre thut,
Stark, dem blinden Wahn zu wehren,
Der zerstört, was wahr und gut?

Bringt Ihr jenen Geist der Treue,
Der am guten Alten hängt,
Und doch nicht in Angst und Scheue
Auch das lobenswerthe Neue,
Weil es neu ist, gern verdrängt?
Jenen Geist, der all' das Schöne,
Wo es Segensfunken sprüht,
Werth der Palme, die es kröne,
Rastlos auszustreu'n sich müht?

Wollt Ihr vor-, nicht rückwärts schreiten?
Wollt vereint Ihr, Hand in Hand,
Nach dem einen Ziele schreiten:
Hellen Tag dem Volk bereiten,
Dauernd Heil dem Vaterland?
Nun, so fördert denn im Rathe
Glück und Wohlstand, Fried' und Ruh!
Geist des Höchsten, Geist der Gnade,
Aller Herzen lenke Du!

Aulenbach.

Mannichfaltiges.

— Die Panama-Südsee-Telegraphen-Gesellschaft trifft Vorbereitungen, um ihre Drahtleitungen von Westindien und Panama aus über Neugranada, Ecuador und Peru an der Küste vorbei durch unterseeische Kabel und zu Lande von Peru über Chili und durch die argentinische Republik nach Buenos-Ayres auszudehnen. Da letztere Stadt schon mit Montevideo verbunden steht und dort eine Linie nach Rio de Janeiro bald hergestellt sein wird, so erhält Europa hierdurch die lang g wünschte telegraphische Verbindung mit allen bedeutenden sü amerikanischen Staaten, ohne daß man noch auf das unterseeis. Kabel von Portugal nach Brasilien zu rechnen brauchte.

— Aus Paris meldet man den Tod des auch in deutsch Städten bekannten Gesangs-Komikers Levassor; derselbe wirk während der letzten Jahre nur noch in der Provinz. Er h ein Alter von 65 Jahren erreicht.

— In England ist David Napier gestorben, an welche die Dampfschifffahrt einen ihrer ersten Beförderer in Europ verloren hat. 1790 in Dumbarton geboren, verfertigte er 181 in Glasgow den Dampfkessel des „Comet", des „ersten Passagierdampfers in Europa". (In Amerika hatte schon im Jahre 1807 Fulton's Dampfer „Clermont" seine erste Fahrt auf dem Hudson von Albany nach New-York, 125 englische Meilen, in 32 Stunden zurückgelegt.) Für diese Arbeit mußte sich Napier mit der bloßen Ehre begnügen, denn eine unter seinen Papieren vorgefundene Aufzeichnung besagt: „Ich habe den Dampfkessel für das kleine Boot Herrn Bell's, „The Comet", gemacht, wofür er mir eine Schuldverschreibung gab, die indessen nie bezahlt worden und noch in meinem Besitze ist." Nachdem er später eine Dampfschifffahrtsverbindung zwischen Glasgow und Lochfyne, Glasgow und Campbelton hergestellt hatte, baute er im Jahre 1818 den „Rob Roy", den ersten europäischen Dampfer, der mit Erfolg die offene See befuhr.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 8. Dritter Jahrgang. 1870.

* Ein Verhängniß.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Rudolph Altschaffel.

1.

Der Morgen eines unbeständigen kalten Märztages war ziemlich weit vorgerückt. Von einem heftigen Nordwestwinde getrieben, zogen schwere Wolkenmassen über Oberschlesien und ließen einen feinen, durchdringenden Sprühregen auf das Land fallen. Die Sonne, deren Stand am Himmel blos durch einen fahlen Fleck in dichtem Grau angedeutet war, wagte sich nur furchtsam auf kurze und seltene Augenblicke hervor, etwa als ob sie sich überzeugen wollte, daß da unten noch nicht Alles weggeschwemmt sei.

Auf einem grundlosen Landwege, der sich von der großen schlesischen Heerstraße nach der russischen Grenze hin abzweigt, begegnen wir an diesem abscheulichen Tage einem Reiter, wohlgeschützt gegen die Witterung, aber triefend von Nässe. Die Gegend, die er durchritt, war öde und machte einen traurigen Eindruck. Das sandige magere Feld rechts und links vom Wege war allenthalben spärlich mit dünner, junger Saat bestanden. Die tiefe Stille ringsum wurde nicht einmal vom Schrei eines Vogels unterbrochen; selbst die Krähen, die sonst zu dieser Jahreszeit überall auf den Aeckern schaarenweise zu finden sind, mochten hier nicht genug Nahrung finden; vielleicht hatten sie auch vor dem Wetter den Schutz des Kiefernwaldes, der dunkel den Horizont begrenzte, aufgesucht.

Auch auf den Reiter schien etwas von der tiefen, einförmigen Ruhe, die um ihn her herrschte, übergegangen zu sein. Obgleich ihm manchmal ein plötzlicher Windstoß den Regen gar zu keck zwischen dem hohen Mantelkragen und dem Mützenschilde in's Gesicht peitschte, trabte er auf seinem Klepper langsam dahin. Gelegentlich lüftete er die Mütze, wischte sich mit dem Handrücken die Nässe aus den Augen und blickte prüfend nach dem Boden auf die Saat, wenn er an einem Grenzraine vorbeikam. Offenbar mißmuthig über das Ergebniß seiner Untersuchung, zog er mit Mühe aus der Seitentasche seines groben Tuchmantels ein kleines Taschenbuch hervor und übersah darin, unbekümmert um den Regen, allerlei Notizen. Vertieft darin, hatte er nicht bemerkt, daß ein anderer Reiter bis dicht an ihn herangekommen war. Als er bei dem Geräusch in die Höhe blickte und sich ein wenig in den Steigbügeln erhob, gewahrte er einen Officier, dessen Uniform und Ausrüstung den Russen verriethen. Er wollte eben grüßen, als sein Pferd, unruhig geworden, sich bäumte und den anderen nicht nur heftig mit Schmutz und Koth bespritzte, sondern auch dessen Pferd so scheu machte, daß es kaum im Zügel zu bändigen war und der Officier sich mit Mühe im Sattel erhielt.

„Mein Herr," schrie dieser hochfahrend und grob, „halten Sie Ihre Mähre besser an sich, sonst will ich Ihnen dabei helfen!" Der Erste hatte bereits von selbst sein Thier zur Ruhe gebracht und sah den Redenden fest an: „Ich weiß nicht, wer Ihnen das Recht giebt, in diesem Tone zu sprechen. Wenn es überhaupt ein Unfall zu nennen ist, so sind unsere beiden Thiere gleich schuld daran."

„Herr!" rief der Russe fast drohend, indem er schon weiter sagte, „schweigen Sie, oder —"

Der Erste hatte ihm entgegnen wollen, unterließ es aber, da die Entfernung schon zu groß war; der an sich unbedeutende Vorfall hatte ihn aber in einer ihm selbst unerklärlichen Weise aufgeregt. Es war, als sagte ihm eine Ahnung, daß die gehabte Begegnung nicht die letzte sein und daß der Officier noch einmal irgendwie in sein Geschick eingreifen werde. Und wie es zu gehen pflegt, in dem emsigen Grübeln kam ihm sogar das Gesicht des Russen bekannt vor, aber umsonst fragte er sich wiederholt: „Wer war das?"

Er kam indeß zu keinem Resultate, und um den gehabten Verdruß so schnell als möglich los zu werden, trieb er sein Pferd eilig nach dem Walde an. Auch hier spähte er mit scharfen Blicken umher in den Forst, der augenscheinlich von der Axt des Holzhauers hart mitgenommen war. Unordentlich waren dicht am Wege einzelne Stellen frisch ausgeholzt, die Stöcke waren manchmal bis zu Manneshöhe stehen geblieben, das Astwerk der gefällten Bäume lag wüst umher; Alles zeugte von langjähriger Verwahrlosung. Der Reiter sah mit wenigen Blicken genug und ließ daher den Gaul in dem schnellen Trabe, der ihn endlich nach einer halben Stunde wieder in's Freie führte.

Wenn auch hier die Landschaft denselben trüben und armen Charakter zeigte, so erschien sie doch lebensvoller und abwechselnder. Etwa in ihrer Mitte erblickte man ein hohes alterthümliches Gebäude, das Schloß Rudzin, das aus weitläufigen, dichten Baumgruppen hervorsah. In geringer Entfernung davon, nahe am Waldrande, lag lang hingedehnt das Dorf gleichen Namens und vor dem Eingange desselben ein Complex von Wirthschaftsgebäuden. Weit hinter dem Dorfe erhoben sich aus der Ebene kleine unregelmäßige Hügel, die wie Hünengräber aussahen; es waren die Ausgrabungen längst verlassener Erzgruben.

Der Weg nach dem Dorfe und Schlosse war mit hohen Pyramidenpappeln eingefaßt und führte bis an ein altes, eisernes Parkthor, dessen beide Flügel offen standen, wahrscheinlich, weil sie seit Jahren so in den Angeln eingerostet waren.

Das Schloß, das man von hier beinahe schon in seiner ganzen Ausdehnung vor sich liegen sah, war ein langes, zweistöckiges Gebäude, ohne einheitlichen Baustyl. Gewiß waren seine beiden Flügel und andere Theile zu verschiedenen Zeiten und Bedürfnissen errichtet worden. Nur der linke schien bewohnt und in Stand gehalten; der rechte, nebst dem halben Mittelbau war gänzlich verwahrlost. Hier waren vielfach die Fensterscheiben erblindet oder ausgebrochen, ja einzelne Fenster ganz mit Brettern verschlagen. Das Ganze wurde gekrönt von einem verwitterten, grünbemoosten Schindeldache, das auf der bewohnten Seite die helleren Flecke nothdürftiger Ausbesserungen, sonst aber viele Lücken zeigte. Und doch war das alte Schloß in gewisser Hinsicht anziehend. Es stimmte zu seiner Umgebung, zu dem ungepflegten und verwilderten Parke, zu dessen dichten Büschen

und hohen dunkelen Bäumen, zu den Gängen, von Gras und Unkraut überwuchert; zu den Hecken, die früher unter der Scheere gehalten worden, jetzt seit lange fesſellos emporgeſchoſſen waren. Von all den Blumen, die einſt gewiß zierliche Beete geſchmückt hatten, waren hier und da nur noch ein paar armſelige Büſche von Nachtſchatten übrig geblieben, weil ihnen dieſe Wildniß zuſagte.

Der Park mußte in vergangener Zeit eine ſchöne, ſorgſam gepflegte Anlage und ein freundlicher Aufenthalt geweſen ſein, wie man das an einem ſteinernen Baſſin vor dem Schloſſe erkannte, deſſen Rand in eleganten Bogen von ſauberer Arbeit ausgeſchweift war. Freilich war der kryſtallene Strahl, der ehedem daraus emporgeſtiegen, längſt verſiegt und nur ſchmutziges Regenwaſſer, mit einer Decke von grünem Schlamm, füllte das Becken. Auf einer Seite deſſelben ſtand noch eine ſehr verſtümmelte Statue, auf der anderen nur ein leeres Poſtament, an deſſen Fuße aus wirrem Unkraut ſich ein weißer ſteinerner Arm emporhob, als winke er um Rettung aus ſeinem Grabe.

Der Reiter, der ſchon am Parkthor abgeſtiegen war, ging, ſein Pferd am Zügel führend, langſam durch dieſe Wildniß, in der man den Hufſchlag auf dem gepflaſterten Mittelgange weithin hallen hörte. Als er an dem mit Sand beſtreuten, freien Platze vor dem Schloſſe angelangt war, eilte ihm ſchon ein Menſch mit demüthigem Gruße entgegen und nahm ihm das Pferd ab. Auch in der Schloßthür erſchien alsbald ein junger Lakai mit gemeinpfiffigem Geſicht und unſauberer Livree, der den Gaſt in ein zu ebener Erde gelegenes Zimmer geleitete und ihm unter tiefen Bücklingen den regenſchweren Mantel abnahm.

Jetzt erwies ſich der Ankömmling als ein hübſcher, großer Mann, nahe den Dreißigern. Seine aus groben, aber feſten Tuchſtoffen beſtehende Kleidung ſtand einigermaßen im Widerſpruche mit der feinen und vornehmen Art, die ſich in Haltung und allen ſeinen Bewegungen zeigte und ihm angeboren ſchien. Die Naſe und der Mund mit dem vollen blonden Schnurrbart waren regelmäßig und gewannen ſofort durch ihre freundlich klaren Linien; ſeine weiße, von dichtem braunem Haar eingefaßte Stirn war aber geradezu prächtig zu nennen und unter ihrer hohen und breiten Wölbung blickten die großen Augen ſo feſt und kühn, ſo treu und ehrlich in die Welt, daß man ſich zu dem Manne unwillkürlich hingezogen fühlte. Alles in allem, man ſah es ihm von weitem an, er war ein ganzer Mann, vom Scheitel bis zur Zehe. Bei aller Freundlichkeit und Milde ſicher und beſtimmt, bei aller Beſcheidenheit ſelbſtbewußt, zu Rath und That geſchickt, im Gehorchen wie im Befehlen geübt.

„Herr Baron iſt doch oben?“ fragte er den Bedienten.

„Zu Befehl, Herr Director,“ gab dieſer zur Antwort und ſetzte mit einem widerlichen Lächeln, das einſchmeichelnd ſein ſollte, hinzu: „Auch die gnädige Baroneſſe iſt gerade beim Herrn Baron.“

Der Gaſt ließ das unbeachtet, er befahl, ihn in Geſchäften anzumelden; und bald hatte der Diener das beſorgt.

Der Director Franz Gerung — wir nennen gleich ſeinen Namen — ſchritt durch einen kahlen Corridor auf geflochtenen Schilfdecken über die große Treppe nach dem erſten Stockwerk in dem öſtlichen Flügel und klopfte hier an einer dunkelen, geſchnitzten Thür an. Auf ein zweiſtimmiges „Herein!“ trat er in ein ſchönes, weites, ſehr bequem ausgeſtattetes Gemach. Eine freundliche Tapete in hellen Farben und geſchmackvollem Muſter bedeckte die Wände, die einen reichen Schmuck an guten Kupferſtichen und einige Oelbilder trugen; der Fußboden war mit einfachen Teppichen belegt, die zwar längſt nicht mehr neu, aber doch ſehr rein gehalten waren; die Möbel, theils von älterer eingelegter Arbeit, theils neueren Datums und mit hellem Damaſt überzogen, ſtanden ſo behaglich da, als wären ſie liebe gute Freunde, die im Hauſe alt geworden und zur Familie gehörten. Das von zwei tiefliegenden, aber hohen Fenſtern genügend erhellte Zimmer athmete überhaupt eine, wenn auch etwas altmodiſche, doch ſolide Eleganz und eine duftige wohlthuende Gemüthlichkeit, wie ſie nur Frauenhand ihrer Umgebung zu verleihen weiß.

Als Gerung höflich gegrüßt hatte, kam ihm ein kleiner, ziemlich alter Herr von faſt erſchreckender Magerkeit ſchnell entgegen. Es war der Baron v. Rodenburg. In ſeinem gelben, wachsfarbigen Geſichte, mit den feinen Zügen, die ſelten etwas Anderes als Verdruß und Unzufriedenheit ausdrückten, zuckte es unaufhörlich hin und her, ſo daß die verſchoſſene goldene Troddel auf ſeiner grünen Sammetkappe unruhig zitterte, und mit den dünnen Fingern fuhr er emſig an den Schnurſtickereien ſeines abgetragenen Schlafrockes auf und ab, bis er irgend ein Knötchen oder Fadenende fand, an dem er ungeduldig zupfte.

„Guten Tag, lieber Gerung,“ ſagte er haſtig, ohne aufzublicken, in einem Tone, der leicht erregt klang, „was führt Sie wieder zu mir? Ich habe Ihnen ja die geſammte Leitung der Geſchäfte in die Hand gelegt, um ſelber ſo wenig, wie möglich mit dieſen Dingen zu thun zu haben. Sie ſind durchaus unbeſchränkt in Ihrer Dispoſition. Holen Sie wieder meine Meinung ein? Wozu das? in Sachen, die ich nicht verſtehe und auch gar nicht verſtehen mag? Ich habe wahrhaftig Anderes zu thun; alſo, was wünſchen Sie?“

Das ſprudelte er mit ſeiner dünnen, ſchneidenden Stimme ſo ungehalten hervor, daß Gerung, von dieſem Empfange betroffen, einen Schritt zurücktrat.

„Zunächſt bitte ich,“ erwiderte dieſer ruhig, „um geneigtes Gehör, Herr Baron. Ich habe von Ihnen allerdings umfaſſende Vollmachten erhalten, Ihre Güter wieder in guten Stand zu bringen. Ich hatte nur in den wenigen Tagen meines Hierſeins weder Zeit, mich von der Lage der Dinge zu unterrichten, noch konnte ich einen Plan für meine Aufgabe feſtſtellen. Jetzt habe ich von allen Verhältniſſen Einſicht genommen und komme, Ihnen darzulegen, was für unſere Zwecke geſchehen muß. Ich hoffe dabei zunächſt, daß meine Anordnungen, wie Sie ſelbſt geſagt, unbedingte Geltung haben werden; in zweiter Reihe aber erlaube ich mir die Frage, ob und woher mir die unumgänglich nothwendigen Mittel zufließen werden? Der Acker iſt ſo verwahrloſt und ſchlecht bearbeitet, die Saaten ſind ſo mangelhaft beſtellt, daß wir wahrſcheinlich eine ſehr ungünſtige Ernte zu erwarten haben. Bis dahin iſt's auch noch lange und wir brauchen vorher Betriebscapital, während die Kaſſe leer iſt. Der Forſt iſt verwüſtet und außerdem hat uns, wie Sie, Herr Baron, ſelbſt wiſſen, das Credit-Inſtitut im Holzſchlagen ein Ziel geſetzt. Die Erzgruben unter dem Walde ſind wegen Mangels an Mitteln und Arbeitskräften außer Betrieb und dazu kommt eine Bevölkerung, die, bettelarm und zu träge zur Arbeit, ſich vor dem Hungertode nur durch fortgeſetzten Diebſtahl am Eigenthum der Herrſchaft in Feld und Wald, in Stall und Speicher ſchützt! Wir müſſen vor allen Dingen hier offen und wahr ſein, Herr Baron, wenn wir beſſern wollen; um aber zu beſſern, woher nehmen wir Geld? Unſer Rentmeiſter iſt rathlos.“

(Fortſetzung folgt.)

Die Baker'sche Expedition.

(Schluß.)

Beinahe vier Jahre hatte diese Reise gedauert, bei der auch Abyssinien, welches das Gebiet des blauen Nils ist, durchforscht worden war, und Baker sagte bei seinem Bericht über dieselbe: „Ich biete der Welt die Erzählung meiner mehrjährigen Mühseligkeiten und Beschwerden dar, die glücklicherweise nicht vergebens auf dieses große Unternehmen verwendet worden sind. Sollten etwa ehrgeizlose Geister meinen, die Ergebnisse seien kaum werth, daß man ihnen die besten Jahre seines, auf diese Weise der Verbannung und dem Leiden gewidmeten Lebens opfere, so mögen sie sich erinnern, daß wir eine gewisse Zeit lang auf die Erde gestellt sind, um unseren verschiedenen Verhältnissen und Geistesgraden gemäß diejenigen Pflichten zu erfüllen, durch welche die Weltgeschichte fortgesetzt wird."

Der Edle ahnte damals noch nicht, daß seine Reise nicht blos einen wissenschaftlichen Gewinn abwerfen, daß sie nicht blos bestätigen sollte, daß der Nil aus gewaltig großen Seeen abflösse, was die Alten schon vor mehreren Tausend Jahren gewußt oder doch richtig geahnt hatten — sondern daß seine Mühen der Menschheit, der Civilisation, bald und unmittelbar zu Gute kommen sollten: der ruchlose Sclavenhandel mit all' seinen unbeschreiblichen Gräueln, wie er dort im östlichen Mittelafrika zur Schande der Menschheit bisher geherrscht hat, soll gründlich beseitigt werden und zwar durch seinen schärfsten Ankläger, durch Baker selber!

Die ägyptische Regierung hatte dem schändlichen Treiben in den erwähnten Ländern nicht blos ruhig zugesehen, nein, sie hatte davon sogar den größtmöglichen Nutzen gezogen. Tausende der unglücklichen Schwarzen wurden in ihre Armeen eingereiht, ungeheuere Summen wurden von den Händlern als Abfindungsgeld angenommen, und alle Beamte und Officiere, ja sogar die gemeinen Soldaten im Sudahn empfingen ihren Sold in Gestalt von Negersclaven. Schon 1862 hatte der österreichische Consul Natterer zu Chartuhm seiner Regierung darüber Mittheilung gemacht, aber auf seinen Bericht gar keine Antwort erhalten. Die Großmächte wußten alle längst um das schändliche Geschäft, aber politische Eifersüchtelei verhinderte sie am energischen Vorgehen. Die Art und Weise, wie Baker jedoch die Sache aufgedeckt hat, ließ sich nicht mehr mit offenen Augen übersehen. Es gingen von Frankreich und England energische Vorstellungen an die Regierung des Vicekönigs ab und wohl oder übel mußte derselbe sich entschließen, dem Unwesen Einhalt zu thun; doch dies ging Angesichts seines Beamtengesindels nicht so leicht; die Sache wird nämlich folgendermaßen betrieben:

Ein eingeborener oder eingewanderter Abenteurer der schlimmsten Art beschließt, schnell wohlhabend zu werden; er geht also zu einem Geldmann, um ein Darlehen zur Eröffnung eines „Elfenbeingeschäfts" zu erhalten. Der Mann ist gleich bereit, natürlich gegen den landesüblichen Zinsfuß von 80—100 vom Hundert. Der Elfenbeinjäger verpflichtet sich also, dem Capitalisten in einer gewissen Zeit 10—20,000 Pfund des kostbaren Knochens zum halben Marktpreise zu liefern — er gilt in Chartuhm etwa 2 Thlr. das Pfund. Der Jäger wirbt nun unter dem Auswurf des genannten Ortes eine Bande von 100 bis 300 Man an; jeder der Räuber erhält eine Muskete, ein baumwollenes Hemd und 15 Thaler im Voraus als Lohn für die ersten fünf Monate der Dienstzeit; für jeden folgenden Monat werden ihm weitere 6 Thaler versprochen. Bis Gondokoro fährt die Mörderbande in Barken, von da an geht es zu Fuß weiter. Man geht nicht etwa auf die Elephantenjagd, denn dazu ist das Gesindel viel zu feige und ungeschickt, sondern macht sich mit irgend einem Negerhäuptling bekannt, schenkt ihm einige Pfund Glasperlen und fragt ihn, ob er nachbarliche Feinde hat. Solche fehlen nie, da sich die Negerstämme fast immer unter einander bekriegen. Es wird dem Gastfreunde daher ein Bündniß angetragen; er giebt von seinen Leuten Führer her, um das feindliche Dorf während der Nacht aufzusuchen. In aller Stille wird es umzingelt und eine halbe Stunde vor Sonnenaufgang sind die bienenkorbartigen Hütten in Brand gesteckt; Musketensalven werden durch die brennenden Strohdächer gefeuert und die bestürzten Insassen eilen in Verwirrung hervor; die Männer werden nun von den herzlosen Mördern wie Fasane auf einer Treibjagd niedergeschossen, die Weiber und Kinder hingegen ergriffen, gefesselt und viehische Gräuel an ihnen verübt. Dann wird das Vieh der Ueberfallenen zusammengetrieben, der Boden unter den ehemaligen Hütten wird nach Elfenbein und eisernen Hacken, den Schätzen der Eingeborenen, aufgegraben, die Getreidevorräthe der Leute muthwillig zerstört und schließlich der Rückzug zum „Gastfreunde" angetreten. Diesem schenkt man eine hübsche Gefangene, sowie eine Anzahl erbeuteter Rinder und beginnt nun das Elfenbeingeschäft. Die Schwarzen sind leidenschaftlich verliebt in Vieh, besonders in Rinder; man kann unter ihnen auch eine Frau für eine Kuh kaufen, und der höchste Preis, der unter ihnen für ein Weib gezahlt wird, sind zehn Kühe; sie geizen mit ihren Thieren derart, daß sie dieselben niemals schlachten, sondern nur dann verzehren, wenn sie eines natürlichen Todes gestorben sind. Um nun die geraubten Thiere zu erhalten, holen sie ihre sorgsam versteckten Elfenbeinschätze hervor und es wird getauscht, so lange sich noch ein Zahn im Besitze des Stammes befindet. Dann aber sucht der Sclavenjäger gewöhnlich Händel mit seinem Gastfreund, schießt ihn todt und beraubt ihn, und ein gleiches Geschick ereilt seine Leute, wenn sie sich mit ihrer lebenden Habe nicht schnell genug aus dem Staube machen. Hierauf wird ein neuer „Verbündeter" gesucht und das schändliche Spiel so oft und so lange wiederholt, bis daß so viel Elfenbein zusammengebracht ist, als der Capitalist in Chartuhm zu fordern hat, worauf der Rückzug nach jener Stadt angetreten wird. Den Gewinn des Elfenbeinjägers bilden die eingefangenen Sclaven, oft eine Schaar von 5—800 Köpfen, deren jeder 30 bis 40 Thaler gilt. Dies ist sein Anlagecapital für den nächsten Zug auf eigene Hand. Die Sclaven bringt er nicht immer nach Chartuhm, da die Sclavenhändler ihm mit harten Thalern schon mehrere Tagereisen weit entgegenkommen. Die Unglücklichen werden dann im ganzen Orient und darüber hinaus verkauft.

Um diesem schändlichen Treiben ein Ende zu machen, giebt es nur ein Mittel, das ist das Zustopfen der Sclavenquelle oder, mit anderen Worten, die Eroberung der von Baker besuchten Länder. Hierzu hat sich der Vicekönig von Aegypten nothgedrungen entschließen müssen und Baker, als den einzig passenden Mann, zur Ausführung des schwierigen Unternehmens gewählt, denselben auch im Voraus zum General-Gouverneur aller zu erobernden Länder ernannt, und da wollen wir um der Menschlichkeit willen wünschen, daß der edle Mann lange genug leben bleibt, um dort wenigstens die Grundmauern einer vernünftigen Verwaltung aufführen zu können, denn käme das Eroberte gleich in die Hände eines Türken oder Arabers, dann würde das Uebel womöglich noch ärger als zuvor.

Was nun die Eroberung betrifft, so ist dieselbe mittlerweile schon in folgender Weise eingeleitet worden: Ende Juli marschirten 2000 Mann Fußtruppen und 250 berittene Freischärler (Baschibozuks, d. i. verdorbene Köpfe benannt) nebst 18 Kanonen von der Hauptstadt Kairo nach Chartuhm ab, woselbst sie im December mittlerweile eingetroffen sind, ungefähr gleichzeitig mit 400 Kameelen, die etwas später abgingen und mit den Tauschwaaren beladen sind, welche man im friedlichen Verkehr mit den Eingeborenen und zur Gewinnung der Häuptlinge benutzen will. Gegen Mitte August segelten sieben große Flußdampfer und fünfunddreißig Segelbarken von Kairo ab und sind vermöge des Hochwassers glücklich über die sechs Stromschnellen des Nils nach Chartuhm gelangt. Hiervon hing das Gelingen des Zuges ab, denn von letztgenannter Stadt können Truppen nur zu Wasser nach Gondokoro gelangen, indem das Land zu beiden Seiten des Flusses wegen der Sümpfe unpassirbar ist; die Fahrzeuge hatten deshalb fast gar keine

Ladung, um recht flach zu gehen. Das Ingenieurcorps, nebst sechs englischen und vierzig arabischen Handwerkern ist im October aufgebrochen. Dasselbe führt zwei zerlegbare eiserne Dampfer und den Rest des Gepäckes, sowie die Tauschwaaren mit sich. Für diese Abtheilung kam es darauf an, die unterste, bei Assuahn befindliche Stromschnelle zu passiren, was bei niedrigem Wasserstande sehr schwer ist, weil sich dieselbe dann in einen förmlichen Wasserfall verwandelt. Hierüber glücklich hinweg, fährt die Abtheilung noch zu Wasser 30 Meilen weiter aufwärts bis Korosko am zweiten Fall, anderenfalls muß sie zu Fuß dahin gehen. Dort harren ihrer 2000 Kameele, welche sie mit allem Zubehör durch die eilf Tagereisen lange Wüste bis Abu-Hamehd, und dann weitere sechzehn Tagereisen am Wüstensaum entlang nach Chartuhm schaffen müssen. Zu diesen Umständlichkeiten ist man wegen der übrigen fünf Stromschnellen und des niedrigen Wasserstandes gezwungen. In Chartuhm steigt Ende December Alles zu Schiff und fährt nach Gondokoro, was sich sehr leicht macht, da von jenem Monate bis Ende März ein kräftiger Nordwind weht, der die Schiffe schnell nach Süden treibt. Beim Verlassen Gondokoro's beginnen gleich die Schwierigkeiten und Kämpfe, letztere zunächst mit dem sehr tapferen Stamme der Bahri-Neger, die tüchtig mit vergifteten Pfeilen schießen, und in deren Gebiet die erste befestigte Niederlassung gegründet werden soll. Dann heißt es mit dem großen und schweren Troß zu Lande weiter vordringen bis an den Albert-Nyansa. Dort wird der eine der beiden zerlegbaren Dampfer zusammengesetzt und Baker versucht auf ihm, den See bis zu seinem südlichen, noch unbekannten Ende zu befahren. Gelingt dies, dann wird der andere Dampfer ebenfalls auf den See geschafft und rings an dessen Ufer befestigte Ansiedelungen angelegt, mit denen die eroberten Länder überhaupt belegt werden sollen. Jede Ansiedelung erhält einen militärischen und einen kaufmännischen Befehlshaber. Letzterer soll immer ein Kopte sein, d. h. ein christlicher Nachkomme des alten Pharaonenvolkes, denn diese Leute sind in Aegypten noch die ehrlichsten und menschlichsten. Alle Soldaten sind dem Ackerbaustande entnommen und sollen bei den Forts das Land bestellen, so daß sie ihre Nahrung selber gewinnen und zugleich die Wilden belehren. Ersatz wird nach Bedarf nachgeschoben. Hoffen wir, daß Alles gelingt.

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

** Mannheim, 20. Jan. Nächsten Dienstag den 25. ds. findet die fünfte musikalische Akademie des hiesigen Hoftheater-Orchesters statt. Gleichwie bei den vorhergehenden Aufführungen, die sich der lebhaftesten Theilnahme des Publicums zu erfreuen hatten, bietet auch das Programm des in Aussicht stehenden Concerts wieder eine reiche Fülle gediegener Compositionen. Wir führen zunächst die Sinfonie in G-dur von J. Haydn, componirt 1791 in Oxford, an und begrüßen es mit Freude, daß man sich auch zum Vortrag einer Haydn'schen Sinfonie entschlossen hat, um so mehr, als Haydn als der Schöpfer der neueren Sinfonie und des Quartetts gelten kann und somit der gewaltige Aufschwung, den seitdem die deutsche Instrumentalmusik genommen hat, von ihm datirt. — Für den vocalen Theil der diesmaligen Aufführung ist Frl. Magdalena Murjahn, großh. Hofopernsängerin aus Karlsruhe, gewonnen worden. Dieselbe, eine geborene Bremerin, hat in Schwerin ihre theatralische Laufbahn mit Glück begonnen und in Karlsruhe mit einem so ungetheilten Erfolg fortgesetzt, daß sie in kurzer Zeit der ausgesprochene Liebling des Publicums geworden ist. Frl. Murjahn besitzt zwar keine große, aber eine außerordentlich liebliche, seelenvolle und brillant durchgebildete Stimme; sie ist eine so correcte Coloratursängerin, wie wir in Deutschland jetzt nicht viele junge zählen dürfen, und dabei von einer Noblesse, Einfachheit und Wahrheit des Ausdrucks, daß sie in der classischen wie in der modernen Oper gleich vorzüglich am Platze ist. Frl. Murjahn wird in dem Akademie-Concert eine Arie aus der Schöpfung von Haydn und zwei Lieder („Das Veilchen" von Mozart und ein Lied von Rubinstein) singen.

Die instrumentale Solopartie wird durch Herrn Concertmeister Joseph Walter von München vertreten, und wird derselbe vortragen: Concert für die Violine von Viotti, Ballade und Polonaise von Vieuxtemps. Da Herr Walter zu den geschätztesten Geigern der Jetztzeit zählt, so erübrigt uns, im Voraus mehr über denselben zu sagen. — Zum ersten Male wird außerdem zur Aufführung gebracht: Ouverture zu Medea von Bargiel.

Meteorologische Station zu Dürkheim a/H.

I. Witterungsbericht über die Monate November und December 1869.

November. Trüb und feucht, kein wolkenfreier Tag, aber an 11 Tagen vollständig bedeckter Himmel. Die mittlere Tagestemperatur sank nur an einem Tage (25.) unter 0° R. Die mittlere Wärme des Monats betrug 4°.48, die höchste war am 28. Mittags bei SW. 11°.1, die niedrigste am 25. Morgens bei NW. —3°.4. Der mittlere Barometerstand war 332‴.43, der höchste am 18. Mittags bei SO. 338‴.34, der niedrigste am 5. Mittags bei Westwind 327‴.32. Die Höhe der Niederschläge betrug 20.9 par. Linien, worunter 0‴.2 aus Schnee, der am 23. fiel. Der mittlere Dunstdruck betrug 1‴.75, die relat. Feuchtigkeit in Proc. 57.37. Mittlere Windesrichtung SW. Außerdem zeichnet sich dieser Monat durch viele, mitunter heftige Erdstöße aus. Im Ganzen wurden dahier 6 Stöße deutlich wahrgenommen, und zwar am 1. Morgens nach 4 Uhr und Nachts 11 Uhr 55 Min., am 2. Abends 9½ Uhr, am 6. Morgens 3 Uhr 35 Min., am 14. Morgens zwischen 2 und 3 Uhr und am 22. Morgens 7¼ Uhr.

December. Rauh und kalt. An 16 Tagen sank die mittlere Tagestemperatur unter 0° R. Am 3. und vom 25. bis zum Ende des Monats starker Schneefall. Die mittlere Tagestemperatur betrug 0°.18, die höchste war am 19. Mittags 10°.4, die niedrigste am 31. Morgens —11°.6. Der mittlere Barometerstand betrug 331‴.68, der höchste war am 6. Morgens 338‴.20, der niedrigste am 17. Morgens 325‴.04. Die Höhe der Niederschläge betrug 25.9 par. Linien, und zwar 16.9 aus Regen und 9.0 aus Schnee. Nur an einem Tage 30. ganz wolkenfreier Himmel. Am 17. Morgens heftiger Sturm aus SW.

II. Uebersichtstabelle der mittleren Monats- und Jahreswärme in den letzten 6 Jahren. (Thermometer ° R.)

	1864	1865	1866	1867	1868	1869
Januar	—3.20	1.14	4.46	1.10	0.30	0.85
Februar	0.58	—	4.55	5.38	4.35	6.72
März	5.18	0.98	4.31	3.85	4.69	3.82
April	6.94	11.07	9.52	8.53	7.90	10.36
Mai	—	14.32	9.50	11.74	16.20	12.13
Juni	13.54	13.90	16.29	14.40	16.13	12.53
Juli	14.87	17.09	15.15	14.15	17.22	17.40
August	13.45	14.40	13.81	15.59	16.62	14.20
September	11.96	14.57	13.50	13.13	14.34	14.03
October	7.26	9.17	7.04	7.70	9.05	6.92
November	3.05	5.03	4.95	3.97	3.43	4.48
December	—2.70	0.56	—	0.59	6.22	0.18
Mittlere Jahreswärme	6.97	8.93	8.67	8.34	9.70	8.57

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 9. Dritter Jahrgang. 1870.

* Ein Verhängniß.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Rudolph Altschaffel.

(Fortsetzung.)

Gerung hatte mit seiner tiefen, klangvollen Stimme und den Baron, der im Zimmer auf und ab lief, fest anblickend, so bestimmt gesprochen, daß letzterer trotz der peinlichen Aufregung, in die ihn die Unterredung sichtlich versetzte, keine Unterbrechung gewagt hatte, was er sonst in seiner Ungeduld gewöhnlich that. Als indeß sein Ohr die verhaßte Zumuthung vernahm, daß er Geld schaffen sollte — wieder Geld, dessen Besitz er so sehr schätzte, wonach er sein Lebenlang so gierig strebte, aber das aus seiner verschwenderischen Hand immer wie Spreu im Winde davongeflogen war —, da knickte er zusammen, er verschluckte die gallige Erwiderung, die er sich auf die vermeintlich respectlosen Worte seines Untergebenen schon zurecht gelegt hatte, und wurde ganz kleinlaut.

„Solche Summen, wie Sie zu brauchen scheinen," sagte er gedrückt, „stehen mir leider nicht zu Gebote, oder vielmehr" — das flüsterte er nur noch vor sich hin — „ich habe gar kein Geld. Woher sollte ich's nehmen? Wissen Sie nicht zu helfen?"

Er war dabei an eine alte Stockuhr getreten, die seitwärts auf einem eleganten Spiegeltische stand, und trommelte mit den Fingern, wie er in bedenklichen Lagen immer zu thun pflegte, auf dem Gehäuse, daß man die Schlagfeder leise durch das stille Zimmer summen hörte. Nach einer Pause fuhr Gerung, dem der alte Herr in seiner sichtlichen Pein doch leid zu thun begann, in leichterem Tone und mit einem Anflug von Wärme wieder fort:

„Das ist zwar unangenehm, Herr Baron, doch verloren ist dabei noch nichts. Ich werde denn bei den sehr bescheidenen Mitteln mit desto größerer Ausdauer und rastlosem Fleiß an's Werk gehen. Freilich kommen wir bei weitem langsamer an's Ziel, Herr Baron. Aber noch eins, und das ist das schlimmste, wir haben zu Johanni eine bedeutende Summe Zinsen an die Gutsgläubiger zu zahlen. Der Termin ist nahe, sind dazu schon Anstalten getroffen?"

Bei dieser unvermutheten Frage fuhr der Baron aus seiner mühsam errungenen Stellung empor und mit blitzendem Auge wollte er schon heftig losfahren.

„Mein Gott, auch das noch!" rief er, auf's höchste gereizt, laut und heftig, Gerung aber fiel ihm in die Rede.

„Nun, Herr Baron," sagte er ruhig, „wenn Sie nicht können, so werde ich schon Rath schaffen müssen. Meine Ehre ist ja gewissermaßen jetzt mit dabei betheiligt, daß ich in Ihrem Dienste die einmal übernommene Aufgabe, die Herrschaft Rudzin emporzubringen, auch durchführe. Freilich," setzte er nicht ohne Vorwurf hinzu, „hätte man mir das Alles aufrichtig schon früher sagen können, wer weiß —"

Der Baron drehte sich schnell nach ihm um; bei der Hoffnung, die ihm aus diesen Worten entgegenschimmerte, hatte er im Augenblicke seine elende Lage, seine vorige Verlegenheit, seinen Zorn, kurz Alles vergessen. Da Gerung sich anheischig machte, selbst Rath zu schaffen, was hatte er sich weiter darum zu kümmern? Es war ja auch seiner unwürdig! Fast bereute er schon, seine Bedrängniß vor den Augen des Untergebenen so unverhohlen aufgedeckt zu haben, wenn er nicht gleich wieder überlegt hätte, daß die Kenntniß derselben auf Gerung's Herz doch wohl Eindruck gemacht habe, und daß man es unter Umständen nicht von der Hand weisen dürfe, aus der Gutmüthigkeit eines Anderen Vortheil zu ziehen. Er wollte sich darum eben mit einem mißlungenen Gemisch von adeliger Würde und vertraulicher Herablassung zu Gerung wenden, als er von einer Seite unterbrochen wurde, woher er es gar nicht erwartete.

Rechts neben den beiden Fenstern, die breit und tief in der dicken Mauer lagen und hinter den Gardinen kleine, einladende Sitzplätzchen boten, war noch eine größere Wandöffnung in der Ecke, vom Zimmer durch schwere Seidenvorhänge abgeschlossen. Hinter diese hatte Gerung von seinem Standpunkte aus gar nicht blicken können; überdies hatte er den Wink des Dieners, sowie das doppelstimmige „Herein!" vergessen, da er den Baron allein gefunden hatte. Auch dieser hatte in der Erregung über das unangenehme Gespräch außer Acht gelassen, daß seine eigene Tochter Zeuge des für ihn so demüthigenden Auftrittes war.

Bei seinen letzten lauten Worten rauschten die Gardinen des Erkers auseinander und herein trat, Gerung das Wort abschneidend, eine schöne stolze Gestalt, die Baronesse Adelheid von Rodenburg. Ein bis auf den tadellos geformten Hals hinaufgehendes Kleid von perlgrauer Seide floß in vollen reichen Falten an der hohen wundervollen Gestalt hernieder. Auf dem reizenden, zartgefärbten Gesichte, das in seinen reinen Umrissen von tief dunkelem Haar noch mehr hervorgehoben wurde, lag ein sinnender Ernst ausgebreitet; der feingezeichnete Mund war geschlossen, als hätte er noch nie gelächelt, die edlen Gesichtszüge lagen unbeweglich da und nur in dem dunkelen Auge schimmerte eine Gluth, wie von einem Feuer, das tief im Herzen glomm, aber noch zu keiner leuchtenden und wärmenden Flamme angefacht war. Das prächtige Ebenmaß ihrer Formen und der ganzen Erscheinung mit dem unsäglich schönen Antlitze machte den Eindruck einer harmonischen Musik, erinnerte aber auch in seiner starren Ruhe an ein Marmorbild; doch glücklich der Sterbliche, dem es gelang, diesem Marmor warmes Leben einzuhauchen und ihn zu beseelen. Sie war sonst ohne allen Schmuck. Den Hals umschloß ein kleines weißes Tuch, in eine Schleife à la Richelieu geknüpft; das prächtige Haar, das sich weich und voll an die Schläfen schmiegte, war im Nacken prunklos zu einem Knoten geschürzt, der durch einen silbernen Pfeil zusammengehalten wurde; nur an einer der überaus zarten wohlgeformten Hände bemerkte Gerung Geschmeide: den Verlobungs- und den Trauring ihrer längst verstorbenen Mutter. Nachlässig eine Stickerei in der Rechten haltend, mit der sie sich noch ein wenig zu schaffen machte, war sie eingetreten; dann schlug sie die dunkelen Augen auf und richtete sie grüßend ruhig auf Gerung, der es zu fühlen glaubte, wie ihr Blick über seine Gestalt glitt und ihm bis in die Seele zu dringen schien; er war befangen, als er ihre vornehme aber anmuthige Verbeugung respectvoll erwiederte. Wie Glockenklang traf es jetzt sein Ohr.

„Papa," fragte ſie, „das iſt unſer neuer Director?"

„Ja," erwiderte dieſer ganz verlegen, „wir — wir hatten Geſchäfte; das iſt Herr Gerung. Geſchäfte, Geſchäfte," ſetzte er noch einmal nachdrücklich hinzu.

Den Wink überſehend, hatte Adelheid ſich Gerung genähert, der von ihrer Erſcheinung und ihrem Blicke wie von einem Zauber geblendet daſtand, ohne recht zu wiſſen, ob er gehen oder noch bleiben ſollte.

„Ich habe Manches von dem gehört, Herr Gerung, was Sie mit Papa verhandelten und außerdem kenne ich unſere Lage genau genug, um keiner weitläufigen Aufklärung zu bedürfen. Ich weiß aber, daß gerade Sie der Mann dazu ſind, in unſere Angelegenheiten Ordnung zu bringen; mein Blick täuſcht mich hierin nicht. Handeln Sie nach Gutdünken und werden Sie nicht unmuthig, wenn Ihr Streben etwa auf Hinderniſſe ſtößt, die in den Verhältniſſen liegen, die aber mit einiger freundlicher Geduld" — ſie warf dabei einen Seitenblick auf den Baron — „leicht überwunden werden. Von Ihrer Thätigkeit hoffe ich das Beſte für uns, und meiner Unterſtützung ſind Sie ſicher. Sie müſſen wiſſen," ſetzte ſie mit einem reizenden Lächeln hinzu, „daß ich hier ſeit einigen Jahren eine Art Factotum geweſen bin."

Gerung, der durch dieſe verbindlichen, aber einfachen Worte ſchon wieder in ſeinen geſchäftlichen Gedankenkreis gelangt war, ſagte ihr Dank, indem er bald eine kurze Ueberſicht über den Zuſtand der Güter einzureichen verſprach, und entfernte ſich beſcheiden und höflich wie er gekommen, während ihm Adelheid ſinnend nachblickte.

„Papa," brach ſie endlich das Schweigen ihres Vaters, der vor ihrer Ueberlegenheit immer zaghaft und vorſichtig blieb, „Papa, Du haſt meiner Meinung nach eine gute Wahl in dieſem Manne getroffen; ich halte ihn für tüchtig und zuverläſſig; er beſitzt Willenskraft und Muth, ſeine großen Kenntniſſe ſind uns gerühmt. Gieb Acht, Papa, er bringt Ordnung, er bringt uns wieder Wohlſtand, er bringt uns Glück."

Sie hatte darauf ſchon längſt wieder ihren Platz im Erker eingenommen, als der Baron noch immer auf und ab lief und, gelegentlich auf das Uhrgehäuſe trommelnd, daß die Feder tönte, halb laut vor ſich hinmurmelte: „Ja, das muß ich ſagen, Wohlſtand und Glück annehmen — ich, ein alter Edelmann — von einem Untergebenen."

Als Gerung davonritt und von dem freien Platze vor dem Schloſſe in die Allee nach dem Parkthore einbog, warf er von ungefähr einen Blick nach dem Erkerfenſter. War es nur Zufall, als er bemerkte, wie ein ſchöner Damenkopf ſich blitzſchnell hinter die Gardine zurückzog, noch ehe er grüßen konnte? So angenehme Gedanken ſonſt dieſe Beobachtung in ihm hätte erwecken können, in ſeiner heutigen Stimmung ließ ſie ihn unberührt. Er fühlte ſich mißmuthiger denn je. Aus einem bisher glücklichen und ſorgenfreien Leben hatte er ſich freiwillig in eine Lage verſetzt, deren ganze Schwierigkeit er jetzt noch kaum zu überſehen vermochte. Er hatte es auf ſich genommen, Verhältniſſe zu ordnen, die aufs tiefſte zerrüttet waren, an deren Beſſerung er vielleicht ſeine Manneskraft umſonſt verſchwenden konnte. Und es giebt für einen Menſchen, wie Gerung, nichts peinigenderes, als ſich ſagen zu müſſen, er habe ſein Streben und ſeine Arbeit fruchtlos vergeudet.

Er ſtammte aus derſelben Gegend. Sein Vater war in der Nachbarſchaft armer Dorfſchullehrer geweſen und hatte in der traurigſten, theilweiſe ſelbſt verſchuldeten Lage gelebt. Als er ſtarb, wurde der neunjährige Knabe, der auch die Mutter verloren hatte, zu einer entfernten Verwandten genommen und dort erzogen. Da er ſich ſtets durch Fleiß auszeichnete und ſehr talentvoll war, fiel ihm die Wahl eines Lebensberufes um ſo leichter, als ihn großmüthige Unterſtützung in den Stand ſetzte, ſeiner Neigung ungehindert zu folgen. Er hatte die Landwirthſchaft gewählt, machte weite Reiſen und war, nachdem er endlich längere Zeit auf einer bewährten Fachanſtalt Süddeutſchlands ſtudirt hatte, für Beruf und Leben ausgerüſtet mit einem reichen Schatze von Kenntniſſen und einem erprobten, gediegenen Charakter, wie er ſeines gleichen ſuchte. Auf beſondere Empfehlungen hatte er vor kurzem die Stelle als bevollmächtigter Director in Rudzin angenommen. Freilich erſt nach langem Zögern, und ſeine Bedenken waren nicht ungegründet geweſen.

Die Herrſchaft Rudzin war im Laufe der Jahre ſo heruntergekommen, daß der obwohl große Beſitz dem Baron kaum die Mittel gewährte, ein ſtandesgemäßes Leben, ſelbſt in den beſcheidenſten Grenzen zu führen. Er hatte nie etwas von Landwirthſchaft und Verwaltung verſtanden, ſich auch nie darum gekümmert, ſondern ſtets Alles fremden Händen überlaſſen. Dieſe auch nur obenhin zu controliren, hielt er unter ſeiner Würde. Er war Edelmann und befaßte ſich nicht mit Dingen, für deren Beſorgung er bezahlte Leute hatte.

Die Herrſchaft Rudzin war eigentlich die Ausſteuer ſeiner Gemahlin geweſen. Als dieſe früh ſtarb, vermachte ſie ihren Beſitz Adelheid mit der Bedingung jedoch, daß der Baron auf Dauer ſeiner Lebenszeit unumſchränkt darüber ſchalten und walten ſollte. Sobald ſich nun der Baron nach dem Tode ſeiner Gemahlin frei fühlte, begann er ein Leben, als ob er es darauf angelegt hätte, ſich zu ruiniren. Zwar hatte er keine beſonders koſtſpieligen Paſſionen, aber er verſchwendete ſein Geld ſo unverſtändig, daß beſonnene Leute ihm ſeine gegenwärtige Lage ohne Mühe vorherſagen konnten. Er wußte dem armen Landadel der Umgegend nicht beſſer zu imponiren, als daß er die großartigſten Feſte und Luſtbarkeiten veranſtaltete und ſich in dem Glanze ſeines Reichthums zeigte. Seine Nachbarn aßen und tranken mit ihm und ließen den ſplendiden Wirth hoch leben, mit der abnehmenden Herrlichkeit jedoch zog ſich Einer nach dem Anderen zurück. Als ſeine flüſſigen Mittel nahezu erſchöpft waren, hatte der Baron aus falſchem Stolze die liebgewordene Rolle mit Heranziehung ſeines Credits noch eine Weile fortgeſpielt. Als aber die Herrſchaft, die er doch nicht veräußern durfte, ſo überſchuldet war, daß ihm kaum noch eine Schindel auf dem alten Schloßdache gehörte, da hatte es mit dem rauſchenden Wohlleben ein Ende. Er zog ſich verbittert, mit ſich ſelbſt und der Welt unzufrieden und ohnehin an keine Thätigkeit gewöhnt, gänzlich vom Leben zurück und koſtete wenigſtens in der Erinnerung die alten Freuden noch einmal durch. Wenn er nur allenfalls die Mittel zu ſeinem jetzt ſo beſcheidenen Unterhalt hatte, ließ er Alles gehen, wie es wollte. Denn da er ſeinen tiefen Vermögensverfall ungefähr im allgemeinen kannte, ſo verzweifelte er daran, je wieder auf einen grünen Zweig zu kommen. Er kümmerte ſich um nichts mehr, weil es ja doch nutzlos ſei. Was aus ſeiner Tochter dereinſt werden ſollte, dachte er leider gar nicht.

(Fortſetzung folgt.)

Was im Meer treibt.

Die tiefen Strömungen des Meeres sind die Schlagadern des Oceans. In unaufhörlicher Bewegung vibrirend, erhalten sie ihn in starker gesunder Thätigkeit, schützen sein Wasser gegen die Fäulniß, sein thierisches Leben gegen den Untergang und mäßigen die klimatischen Extreme seiner Küsten. Das warme und stark salzhaltige Wasser der Tropen wird mit dem der sonnenlosen Gebiete im Norden und Süden gemischt, das durch einströmende Flüsse süßer und durch Eis kälter geworden ist. Es herrscht ein immerwährendes Ab- und Zuströmen, zu sanft, um den schwächsten Korallenzweig abzubrechen, und zu stark, um durch den mächtigsten Sturm zur Seite gedrängt zu werden. Das Reich des Meeres kennt keine Auflehnung. Seine Gesetze sind seit Tausenden von Jahren dieselben geblieben und beherrschen dieselben Gattungen lebender Geschöpfe, die in den ersten Tagen der Welt existirt haben. Eines dieser feststehenden Gesetze hat Maury, der große amerikanische Geograph des Meeres, nachgewiesen. Es ist dieses, daß jeder Strömung, mag sie nun warm oder kalt sein, eine Gegenströmung entspricht, die gewöhnlich die entgegengesetzte Wärme und Dichtigkeit besitzt. „Diese Flüsse des Meeres" tragen in ihren Wassern Stoffe mit fort und lagern sie häufig erst in weiter Ferne ab. An sich unbedeutend, spielen diese Gegenstände in dem verwickelten physikalischen System der Welt doch eine nicht unwichtige Rolle.

Die Bewohner des Meeres sind wilder als die des Landes, denn alle oder fast alle leben von Fleisch und greifen sich gegenseitig an. Verschiedene Gebiete oder Zonen werden von gewissen Fischen oder anderen Thieren bewohnt, die ihnen eigenthümlich sind und sonst nirgends vorkommen. Zuweilen reisen sie, um Nahrung zu suchen, aber das Meiste wird ihnen von den großen Reisenden, den Meeresströmungen, zugeführt. Im Golfstrom treiben ungeheuere Massen der gallertartigen Medusen gegen Norden, wo sie der grönländische Walfisch verschlingt, dessen ungeheuerer Körper hauptsächlich durch diese scheinbar unbedeutende Nahrung erhalten wird. Bekanntlich ist sein Schlund so eng, daß er nur kleine Fische und Krabben verschlingen kann. Im Polarmeer wimmelt es von Medusen, und zwar zuweilen so sehr, daß aufgewühltes Wasser glatt durch sie wird, doch ist die Masse, die aus den Tropen herbeigeführt wird, für den ungeheueren Hunger des Walfisches nicht zu groß. Das Stille Meer und der indische Ocean sind die großen Brutstätten des thierischen Lebens im Meer. Dort sieht man die warmen und ruhigen Gewässer durch Millionen von Infusorien, deren seltsame Formen blos das Mikroskop enthüllt, roth, gelb oder weiß gefärbt. Dort ziehen ganze Flotten portugiesischer Kriegsschiffe, wie die Matrosen den Nautilus nennen, mit einer Strömung zu einer langen Reise aus, die für sie immer mit dem Tode endet. Sie sinken in unergründliche Tiefen nieder und vermehren mit ihren zarten Schalen die Kruste todter Organismen, die sich auf dem Boden des Meeres immer neu bildet.

Jede bedeutendere Strömung erkennt man, wenn man sich ihr nähert, an einer kräuselnden Bewegung längs ihres Randes und an der Menge von Seekräutern, die in ihr schwimmen. Wenn ein großer Raum rechts von dem Strom mit einer fluthenden, aber an derselben Stelle bleibenden Masse von Kräutern bedeckt ist, so spricht man von einem Sargasso-Meer. Es scheint ein allgemeines Gesetz zu sein, daß jede Strömung das, was in ihr treibt, nach rechts auswirft, doch muß sie ziemlich stark sein und mit keiner Gegenströmung zu kämpfen haben. Maury zählt fünf Sargasso-Meere auf, von denen das bedeutendste jenes ist, welches rechts von dem majestätischen König aller Seeströmungen, dem Golfstrom, liegt. Hier ist das Kraut nicht ebenmäßig vertheilt, sondern kommt in dicken Klumpen vor. Das Ansehen dieses Sargasso-Meeres ist wohl bekannt. In breiten Massen wie Heu auf gemähten Wiesen, oder in langen parallelen Streifen liegend, hebt sich das Sargasso aus dem Wasser und richtet sich stets gegen den Wind, ohne seinen Platz zu verlassen. Seit den Tagen der ersten Seefahrer, die gegen Westen steuerten, ist es stets an derselben Stelle geblieben. Tausende von kleinen Seethieren, Krabben, Fischen, Meerigeln, Seesternen und Infusorien machen es zu ihrer Heimath, da sie unter seinen ausgebreiteten Zweigen Schutz gegen ihre hungerigen Brüder finden.

Die große Seewiese östlich vom Cap Horn besteht nicht aus Sargasso, sondern aus riesigen Algen, die vom Feuerlande, wo sie in ungeheueren Mengen wachsen, dorthin getrieben werden. Ihre bandähnlichen Spitzen wiegen sich auf dem Wasser, während ihre Wurzeln an einem Felsen fünfhundert Fuß unter der Oberfläche haften. Theile der Magelhans-Straße werden von diesen Algen so verstopft, daß die Schiffe schwer durchkommen. Fast ohne Ausnahme haben die verschiedenen Arten von Tang und Sodakraut eine dunkele Farbe und sind gewöhnlich olivengrün oder grünlich braun. Die hellgrünen und rothen Arten sind klein und wachsen in seichtem Wasser dicht an der Küste. Kleine schwimmende Inseln von langem Tang, wie der Seemann die amerikanischen Riesenalgen zu nennen pflegt, trifft man häufig in den südlichen Meeren, namentlich am Cap Horn, wo sie den Schiffen zum Anzeichen dienen, daß nun bald böse Kämpfe mit den rasenden Wogen des stürmischen Vorgebirges bevorstehen. Von seiner schützenden Bucht fortgerissen, wird das Kraut in der Strömung umhergewirbelt oder treibt in grauen schwankenden Haufen langsam auf dem Meere. Eine ähnliche Algen-Art wächst an den Aleuten und Kurilen und vor der Nordwestküste Amerika's. Ihr Stengel ist oft dreihundert Fuß lang und trägt Blätter von dreißig bis vierzig Fuß Länge. Einige Arten sind einjährig und erreichen in einem einzigen Sommer eine Länge von vierzig Fuß.

Das Seegras, wie man es gewöhnlich nennt, ist nicht nutzlos. Die ungeheueren Massen Sodakraut, die das Meer auf die Küsten von Irland, Schottland und Island wirft, werden von den Armen als Viehfutter und zur Feuerung benutzt und die zarteren Arten sogar von Menschen gegessen. Früher wurden jährlich Tausende von Tonnen zur Bereitung von Laugensalz verwendet. Die eßbaren Vogelnester, die man an den Küsten von Java und anderen Inseln sammelt, werden von einer Seeschwalbe gemacht, die eine Art des schwimmenden Seegrases frißt. Aus dieser Nahrung gewinnt sie den gallertartigen Stoff, aus dem das Nest besteht. Diese Gallerte läßt sich auch künstlich bereiten, indem man jenes Seegras auskocht. In einigen Gegenden Ostindiens gehört das Kraut zu den Lebensmitteln.

Sämereien, Pflanzen und selbst große Bäume werden oft über das Meer weg zu fernen Küsten getrieben, wo sie Wurzel schlagen, wenn Boden und Klima ihnen günstig sind. In dem üppigen und feuchten Boden eines Urwaldes oder zwischen dem Schilf am Rande einer hochgelegenen Grasebene sprossend, werden diese lebendigen Pflanzen von den tobenden Wellen eines hochgeschwollenen tropischen Stromes mit ganzen Uferbänken fortgerissen. Die weggeschwemmte Erde bildet an der Mündung des Flusses eine Bank, die sich mit der Zeit zu einem Delta erweitert, das in der Regel ein ungeheurer dichtbewaldeter Sumpf ist, in dessen düsteren Gründen Tiger und Alligatoren hausen. Ein großer Theil der losgerissenen Erde wird aber in's Meer hinaus geführt. Wie Bates erzählt, trägt der Amazonenstrom in der Regenzeit eine ununterbrochene Linie entwurzelter Bäume und schwimmender Pflanzen, die sich zu Inseln vereinigt haben. Im offenen Meer, vierhundert englische Meilen von der Flußmündung entfernt, sah der englische Naturforscher Klumpen schwimmenden Grases vermischt mit Baumstämmen, welken Blättern und den Früchten eines Baumes, der Aussie-Palme, die blos an den Ufern des großen Stromes wächst. Die Fluthen des Orinoco, Congo, Ganges, Plata und Mississippi führen ähnliche natürliche Flüsse in's Meer hinaus. Man begegnet den letzteren auch bei den Philippinen und Molukken, wohin sie wahrscheinlich aus den großen chinesischen Flüssen gelangen. Die schwimmenden Inseln des Orinoco sind mit blühenden Wasserpflanzen bedeckt und so fest zu-

sammengefügt, daß in dunkelen Nächten an ihnen, wenn sie mit der vollen Strömung herunterkommen, mancher Kahn gescheitert ist. Der Missisippi reißt ganze Aecker los, die mit Wald bestanden sind, und hundert Meilen von der Mündung des Ganges hat man schwimmende Inseln gesehen, die aus Erde und Pflanzen zusammengeknetet waren und aufrecht stehende Bäume trugen. Viele derselben tragen Affen, Störche, Alligatoren, Schlangen und Tiger. Gewöhnlich sind diese Inseln die Opfer des nächsten Sturms; aber einige wenige können unverletzt von den stetigen Sommerwinden zu einsamen Felsen oder Sandbänken getragen worden sein, wo die Pflanzen Wurzeln geschlagen und die Thiere sich vermehrt haben, bevor der Mensch erschienen ist. Zur Beantwortung der interessanten Frage, auf welche Weise sich Thiere und Pflanzen über die Erde verbreitet haben, trägt unsere wachsende Kenntniß der großen Seeströmungen viel bei. Die beiden großen Oceane empfangen eine Unmasse von Dingen, die von den Strömungen weit und breit vertheilt werden.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— In Frankfurt hielt kürzlich Director Brehm aus Berlin einen von den Urwäldern Afrikas und deren Thierwelt handelnden Vortrag, über welchen man dem „Schw. M." Folgendes berichtet: Der Reisende, welcher fünf Jahre in Afrika zugebracht hat, ließ die Zuhörer ihn von Chartum aufwärts den blauen Fluß, Bahr-el-Abiad, begleiten, wo die Eingeborenen, trotz der Crocodile, den Fluß aufwärts schwimmend oder watend, weil der dichte Wald nur an wenigen Stellen das Ufer zu betreten gestattet, Taue aus Palmenfasern mit den Zähnen fassen und so das Boot aufwärts ziehen, wobei sie nur ½ bis 1 Meile den Tag zurücklegen, oft auch den Gewinn mehrerer Stunden durch Reißen des Taues verlierend. Im Urwald wohnen die Hassanier, der hellste und schönste Stamm des Sudan, und hinter ihrem Gebiet beginnen die dichtesten Urwälder, aus denen die Adansonia, der Affenbrodfruchtbaum, von 11 bis 25 Klafter Dicke, die Aeste von der Stärke größter deutscher Eichen, im Frühjahr mit roth und weißen Blüthen gleich einem ungeheueren Rosenbusch bedeckt, hervorragt. Diese Urwälder sind nur auf Elephantenpfaden zugänglich, welche von Elephanten zum Zwecke ihrer nächtlichen Wanderung zur Tränke gebahnt und auch von Nilpferden, Nashörnern und Löwen besucht werden. Die Schranke dieser Pfade bildet undurchdringliches Gebüsch von stacheligen Mimosen. Belebt sind diese Wälder von den Affen und den Papagaien, den Affen unter den Vögeln, welche immer zusammen vorkommen und gleich sehr zur Belebung des Waldes beitragen. Wo der Leopard unten im dunkelen Dickicht auf Beute schleicht, da verräth ihn oben das begleitende Geschrei der Affen und Papagaien. Der Redner schilderte anschaulich die unverschämten Plünderungszüge der Affen in die Felder, wobei sie mehr verderben als verzehren; sie werden dabei durch den Gurgellaut eines alten Männchens als Anführers geleitet, und diesen Laut ahmt ein kukukartiger Vogel täuschend nach. Den Elephanten erklären die Eingeborenen für ein edles Thier, weil er durch ein mit den Namen Allahs und des Propheten beschriebenes, in den Feldern aufgestecktes Amulet sich vom Raub abhalten ließe, während sie den frechen Affen für einen Böswicht von Haus aus und in alle Ewigkeit halten. Weiter sprach der Redner von den glänzenden Schmuckvögeln, welche die Wälder beleben, besonders vom Honigsauger, von dem künstlichen Nestbau anderer, und schloß seinen anregenden Vortrag mit einer Schilderung des mit den Trompetenstößen des Elephanten eingeleiteten vollstimmigen Nachtconcertes im Urwalde, welches er mit seiner Gesellschaft an einem Abend des 24. Decembers erlebte.

— Eine interessante Begegnung hat, der „W. Z." zufolge, das Bremer Schiff „Astronom", Capt. Klöpper, auf seiner letzten Reise nach New-York zwei Tagereisen von diesem Platz gehabt. Eine amerikanische Bark, „Santander", Capt. Fisher, von New-Bedford, sandte, aus der Davisstraße kommend, ein Boot zu dem „Astronom", in welchem sich der amerikanische Polarreisende C. F. Hall befand. Dieser kühne Forscher hat sich bekanntlich 5 Jahre lang in dem arktischen Inselladyrinthe Amerika's aufgehalten und als Eskimo unter den Eskimos gelebt. Der „Astronom", welcher mit Auswanderern nach New-York ging, bot Hrn. Hall seit langer Zeit die erste Begegnung mit Europäern. Er, wie der Capt. Fisher, welcher in Cumberland-Inlet überwintert, waren hoch erfreut, Nachrichten aus der civilisirten Welt zu empfangen. Hall hat, wie gesagt, fünf Jahre bei den Eskimos gelebt; im Winter in ihren Schneehütten, hat er im Sommer große Reisen zu Schlitten, die Flüsse entlang, ausgeführt und jenes merkwürdige indolente, leidenschaftslose, im Absterben begriffene Volk, nachdem er seine Sprache erlernt, gründlich studirt. Besonders hat er den Spuren der Franklin-Expedition nachgeforscht und noch einzelne Gegenstände, Instrumente ꝛc. dieser unglücklichen, vielgesuchten Expedition aufgefunden, die er mitbrachte. Neben werthvollen Sammlungen hat er auch eine Eskimo-Familie, Mann, Weib und Knabe, mitgebracht, von welcher sich der letztere auffallend intelligent zeigte. Hall ist, wie wir aus amerikanischen Blättern ersehen haben, gegenwärtig mit Abfassung seines Reisewerkes beschäftigt und äußerte gegen Capt. Klöpper seine Absicht, einmal nach Europa, wo das Interesse für Polarreisen jetzt reger zu sein scheint, als in Amerika, zu reisen und Mittheilungen über seine Erlebnisse zu machen. Mit großem Interesse vernahm er besonders die Kunde von der deutschen Polarfahrt.

— Das Adreßbuch von London für das Jahr 1870 ist 2364 Seiten stark und enthält die Namen aller selbstständigen Bewohner der Stadt; am stärksten vertreten sind dabei die Familien Smith, welche 1600 Mitglieder zählt. Unter den 53 vollständig neuen Gewerben befindet sich ein „luftdichter Kistenmacher" und ein „frischer Wursthauthändler".

— Aus Bergen (auf Rügen), 15. Jan., wird berichtet: In der gestrigen Sitzung des Arndt-Denkmal-Comite's auf Rügen wurde, da bis jetzt erst 1357 Thlr. 12 Sgr. 7 Pf. angesammelt sind, der Erlaß eines abermaligen Aufrufes an alle Deutschen beschlossen, damit bei reichlicherem Zufluß der Beisteuern der Bau schon im Frühling begonnen und ungehindert fortgeführt werden könne. Was die Form des Thurmes anlangt, so sollen die Architekten Deutschlands durch die „Deutsche Bauzeitung" in Berlin zur Einsendung von Skizzen aufgefordert werden, aus denen dann die geeignetste auszuwählen wäre.

Buchstabenräthsel.

Was Dir ein gütiger Gott gegeben
Als Reisekarte für das Leben:
Wir sind Dein zugetheiltes Licht;
D'rum unter'n Scheffel stell' es nicht.
Wir sind Dein zugewog'nes Pfund;
Vergrabe uns nicht in den Grund.

Und hast Du es denn doch gethan:
Versetz' das erst' und dritte Zeichen,
Dann wird das Wort Dir nicht verschweigen,
Was wir Dir sind: es sagt Dir's an.

△

Auflösung des Anagramm in Nr. 6:
Solon — Salon.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 10. Dritter Jahrgang. 1870.

* Ein Verhängniß.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Rudolph Altschaffel.

(Fortsetzung.)

In des Barons Nachbarschaft war ein Neffe von ihm ansässig, Paul von Raden. In guten Zeiten war er des Oheims flottester Gesellschafter gewesen, jetzt hatte auch er sich von ihm zurückgezogen, weil es in Rudzin nichts mehr zu holen gab. Wenn der Oheim vielleicht den Gedanken an eine Verbindung zwischen Adelheid und Paul hegte, so verhielt sich dieser dem Plane gegenüber nur passiv. Neigung für seine schöne, aber arme Cousine fühlte er nicht. Sie war ihm nicht nur gleichgiltig, sondern er fürchtete sie fast wegen der Entschiedenheit ihres Charakters und wegen ihrer geistigen Ueberlegenheit. So unergründlich Adelheids Inneres für ihre Umgebung sonst blieb, so viel konnte man doch aus ihrem Benehmen gegen den Vetter erkennen, daß er ihr in tiefster Seele entfremdet war, und wenn sie diesem Gefühle vor der Welt nicht offenen Ausdruck gab, so that sie es nur aus einem gewissen Familienstolze, weil er doch einmal Verwandter war. Machte manchmal ihr Vater über diesen Punkt versteckte Anspielungen, so that sie, als ob sie das gar nichts anginge, und verlor kein Wort darüber, der Baron aber gab sich stets mit der unbestimmten Hoffnung zufrieden, es würde sich Alles einmal noch zum Besten fügen.

In der Glanzperiode ihres Vaters war Adelheid noch Kind gewesen; sie hatte nur unbestimmte Erinnerungen davon behalten, wie prächtig und heiter einst das Leben auf Rudzin verlaufen. Damals drängten sich in den hohen Sälen des noch nicht verfallenen Schlosses Tag aus Tag ein reichgeschmückte Gäste. Die schattigen Gänge des wohlgepflegten Parks hallten wieder von frohem Gelächter, wenn von Liebhabern und Liebhaberinnen auf schnell improvisirter Bühne kleine Lustspiele gegeben wurden, deren Handlung die Darstellenden nachher in versteckten Grotten und Lauben zärtlich weiterspannen, wenn das Stück lange zu Ende war. Das war Alles vorüber und schwebte ihr nur noch bruchstückweise vor, wie ein schimmernder, aber unverstandener und verworrener Traum. Sie war später in einem Kloster der Hauptstadt erzogen worden und erst als Jungfrau in das veränderte Vaterhaus mit seinem verblichenen Glanze, mit seinem Verfall, mit seiner Noth an allen Ecken und Enden, zurückgekehrt und lebte still in der grünen Einsamkeit des wüsten Parkes dahin. Das Brausen der Wogen des Weltgetriebes da draußen drang hierher zu ihrem Ohr nur wie ein fernes, unverständliches Murmeln. Sie hatte eine vorzügliche Erziehung genossen und besaß das trefflichste Herz von der Welt, aber da ihr auf dem Lebenswege die sanfte unersetzliche Hand einer liebenden Mutter gefehlt hatte, so gewann ihr Wesen nach und nach einen Anstrich von Männlichkeit, der neben einem Vater noch zunahm, dessen zahlreiche Schwächen sie bei aller kindlichen Liebe nicht übersehen konnte. So ruhten noch tief in ihrem Herzen, wie ein ungehobener Schatz, alle jene Gefühle, die sonst im Weibe nach Entfaltung streben und ihm den zauberhaften Schimmer verleihen, der uns wie ein Abglanz aus einer anderen schöneren Welt erscheint. Sollte denn für Adelheid nimmer der Tag unbrechen, wo die göttliche Saat im Frauenherzen allmählich die Hülle sprengt und duftige Blüthen, köstlichste Früchte treibt? Jetzt glich ihr Inneres noch einer Flur, ehe der warme belebende Sonnenstrahl die weiße Decke von dem zarten Keim hinweggeschmolzen hat. Wie sollte es auch anders sein? Ein Wesen, dem sie ihre volle Neigung hätte schenken können, hatte sie bisher nicht gefunden. Männer, die ihr mindestens Achtung hätten abnöthigen können, hatte sie nie kennen gelernt. Die Armuth, die sie zu dem Einsiedlerleben auf Schloß Rudzin verurtheilte, hatte daraus auch alle Gäste verbannt. Von Zeit zu Zeit kam allerdings Vetter Paul zu ihnen, um nach dem Wunsche des Barons, wie er sagte, einmal zum Rechten zu sehen und wichtigere Geschäfte zu besorgen. Diese bestanden aber darin, daß er den Geldverkehr des Oheims mit einigen Wucherern des benachbarten Landstädtchens vermittelte, indem er die Wolle auf den Schafen, die Aehren auf dem Halme, den Baum im Walde verpfändete oder verkaufte. Der karge Erlös reichte dann kaum aus, die laufenden Verwaltungs-Ausgaben, sowie Zinsen für ältere Darlehen zu decken, und wenige Tage nach solchen Operationen grinste auf dem Schlosse die alte Noth und Armuth zu allen Thüren und Fenstern herein.

Adelheid, welche diese gefälligen Dienstleistungen ihres Vetters richtig würdigte, ohne sie wehren zu können, haßte ihn denn nur um so tiefer.

Hätte sie nicht den starken Charakter besessen, so wäre sie diesen traurigen Verhältnissen vielleicht schon erlegen. Das muthige, achtzehnjährige Mädchen hatte aber nach ihrer Rückkehr aus der Pension kaum die Lage überschaut, als sie sich auch daran machte, selbst mit ihren schwachen Kräften zu bessern oder doch so viel als möglich den Ruin ihrer Familie aufzuhalten. Wiewohl sie ohne alle Fachkenntniß war, so nützte es doch merklich, daß sie früh und spät schaffte und wirkte und die Untergebenen ihre stete Aufsicht fühlen ließ.

Durch die Ankunft Gerungs war nun eine Aenderung ihrer Lage wenn noch nicht eingetreten, so doch zu erwarten. Das Credit-Institut nämlich, das die Güter des Barons beliehen hatte, erhielt endlich auch Kunde von der argen Zerrüttung seines Vermögens und sah hierdurch seine Capitalien dringend gefährdet. Zugleich wollte man jedoch vermeiden, durch Einleitung einer offenen Sequestration dem Stolze des alten Barons, sowie der übrigen Ritterschaft zu nahe zu treten. Man hatte daher gern dem Vorschlage des Präsidenten jenes Instituts, eines entfernten Verwandten des Barons, zugestimmt, nach welchem letzterer bestimmt werden sollte, die Leitung der Geschäfte einem tüchtigen Director anzuvertrauen. In Gerung hatte man darauf die geeignete Persönlichkeit gefunden, und es war ein leichtes, seine Annahme seitens des Barons zu bewirken, da dieser ihm nur des Namens halber eine unverhältnißmäßig geringe Besoldung zu gewähren hatte, während das Fehlende unter der Hand bereitwillig vom Credit-Institute bewilligt wurde, bis die Güter soweit im Stande sein würden, die neue Belastung selbst zu tragen. So war denn Gerung in die neue Stellung einge-

treten. Er hatte sich von vorneherein die Schwierigkeiten seiner Aufgabe nicht verhehlt, im Gegentheil, sie hatten alle seine Thatkraft herausgefordert, sie zu besiegen; denn er war eine durch und durch organisatorische Natur.

Aber noch ein Umstand trat bestimmend hinzu: Die hiesige Gegend war die Heimath seiner Jugend, deren noch so trübe Erinnerungen ihm immerhin theuer waren und ihn mit tausend unsichtbaren Banden an die Scholle seiner Geburt fesselten. Unter jenen Sandhügeln schliefen seine Eltern den ewigen Schlaf: die Mutter, die er kaum gekannt, der Vater, dessen traurige Verkommenheit in seinen letzten Jahren er noch mitdurchlebt hatte. Dann hatte er auf seinen Reisen den gewaltigen Unterschied zwischen daheim und anderen Ländern bemerkt. Er pflegte den Lieblingsgedanken, dereinst zurückzukehren und hierher mit der Arbeit ihre Segnungen, Wohlstand und Bildung zu verpflanzen. Er wollte jene arme Bevölkerung, die, größtentheils ohne Ahnung einer besseren menschlichen Bestimmung, ohne Unterricht in entsetzlicher Noth aufwuchs und von der Wiege bis zum Grabe bleich und hohläugig schwere Frohndienste für Andere verrichten mußte; — er wollte jene arme Bevölkerung, aus der er selber entsprossen war, heben. In der stillen Pfarrei unter dem Eulengebirge waren jene Verhältnisse seiner oberschlesischen Heimath oft genug Gegenstand des Gesprächs zwischen dem Jünglinge und der treuen Verwandten, die an ihm Mutterstelle vertrat, gewesen. Wenn sie ihm davon erzählte, beschlich ihn stets ein tiefes Mitleid und das sehnliche Verlangen zu helfen. Aber noch Eins. Sein Vater hatte in der beklagenswerthen Verkommenheit vor seinem Lebensende mit einer Magd Umgang gehabt, der nicht ohne Folgen geblieben war. Gerung hatte als Kind seine beiden Halbgeschwister noch wohl gekannt. Nach dem Ableben des Vaters war er aber, wie erwähnt, aus der Gegend weggekommen und jene Magd mit den beiden Kindern war seitdem verschollen. Er hielt es nunmehr für seine heilige Aufgabe, jene beiden Halbgeschwister aufzusuchen und sie ihren jeder Wahrscheinlichkeit nach nur allzu elenden Verhältnissen zu entreißen. Alle diese Gedanken stürmten auf's neue im bunten Wechsel auf Gerung ein, als er von Schloß Rudzin nach Hause ritt. Indeß er war nicht der Mann dazu, ihnen lange nachzuhängen. Er riß sich bald aus seinem Sinnen empor und als ihn der Braune in raschem Trabe nach seiner Amtswohnung im großen Wirthschaftshofe an dem Dorfe getragen hatte, war er schnell in voller Thätigkeit. Seine gesunde Natur drängte zum Schaffen, zur Arbeit!

2.

Gerung warf sich mit allem Eifer auf seine neuen Obliegenheiten. Rastlos vom frühesten Morgen bis in die sinkende Nacht war er auf dem Platze, überall anordnend, befehlend, sorgend. Es war natürlich, daß die Ueberführung aller Zustände aus dem gewohnten Schlendrian in eine neue Ordnung den Ungewohnten wie ein Chaos vorkam, dessen Klärung die Kurzsichtigen niemals absahen. Zuerst regten sich Zweifel und Tadel in seiner Umgebung, ohne gerade laut zu werden; denn da er rücksichtslos den eingeschlagenen Weg vorwärts ging, so grollten zwar viele seiner Untergebenen, gehorchten aber doch schweigend; selber unfähig, widerstrebte es ihnen, seine Tüchtigkeit anzuerkennen, aber zu offenem Trotze fehlte ihnen der Muth. Allmählich jedoch konnten sich die Einsichtigeren nicht der Ueberzeugung verschließen, daß die Zustände langsam, aber stetig besser wurden. Die Arbeiter durften sich freilich nicht mehr so bequem und sorglos gehen lassen wie früher. Gerung war stets der erste am Tagewerke und sah mit eiserner Strenge darauf, daß Jedermann auf's pünktlichste seinem Dienste oblag; dafür aber merkten seine Untergebenen gar bald, daß sich bei aller dieser anfangs lästigen Strenge ihre materielle Lage besser gestaltete, als je zuvor. Ihre Löhne wurden nicht nur regelmäßig ausgezahlt, sondern Gerung traf auch unter ihnen nach den individuellen Fähigkeiten Auswahl für ihre Verwendung, so daß der Geschicktere und Fleißigere jetzt mehr verdiente als früher. Verursachte dies anfangs auch einige Unzufriedenheit, so lag es doch in der Natur der Dinge, daß die Bevorzugten sich aus eigenem Interesse dem neuen Regimente fester anschlossen, und wenn dadurch die Moral der Leute auch nicht sonderlich gefördert wurde, so wurde doch dafür Ehrliebe und Wetteifer in ihnen wach gerufen, die sie bisher nicht gekannt hatten. Ihnen allen aber, die doch die drückende Geldnoth der Herrschaft aus Erfahrung kannten, war es ein Räthsel, woher so plötzlich die, wenn auch nicht reichlichen Mittel kamen, die gesammte Maschinerie der Verwaltung im Gange zu halten. Sie wußten eben noch nicht, daß weise Sparsamkeit auf der einen Seite die Mittel gewährt, auf der anderen das wirklich Nothwendige um so wirksamer zu unterstützen.

Da von den herrschaftlichen Ländereien eine große Fläche wüst und unbebaut dalag, so verlieh Gerung alsbald einzelne Parcellen auf Widerruf an die ärmeren Dorfbewohner unentgeltlich. Die armen Leute, denen hier endlich einmal Gelegenheit geboten war, die Früchte ihres Fleißes selbst zu ernten, bestellten das Feld, so sorgfältig jeder konnte, und säeten, da die Jahreszeit vorgeschritten war, wenigstens noch Spätfrüchte. So wurde der bis dahin wüst liegende Acker der Cultur zurückerobert, und zwar zum Nutzen beider Theile. Ebenso kam in die Forstwirthschaft neue Ordnung. Mannichfache Willkür wurde hier gebrochen, jedem sein Bedarf zugewiesen, Uebertretungen streng bestraft. Auch die Erzgruben, deren Betrieb der Baron aus Mangel an Interesse und Geld hatte einschlafen lassen, beschloß Gerung auszubeuten. Bei der ersten Gunst der Umstände wollte er den Bergbau wieder in Angriff nehmen.

Alle diese Pläne nebst den Anschlägen dazu hatte Gerung übrigens, wie er versprochen, dem Baron eingereicht. Schweigen war die Antwort darauf, und da Gerung unumschränkte Vollmacht besaß, so hatte er keinen Anlaß, hinüberzugehen. Zu einem freundschaftlichen Verkehr kam er gar nicht; wie wir die Personen kennen, ist das auch erklärlich. Freudlos und einsam, nur ausgefüllt vom Bewußtsein strenger Pflichterfüllung, flossen ihm die Tage in angespannter Thätigkeit dahin.

Es konnte natürlich nicht fehlen, daß der Baron von den Vorgängen außer dem Schlosse Kunde erhielt, zumeist durch seinen vertrauten Lakaien Georg. Bei der anscheinenden Verwirrung, die den neuen Zuständen voranging, konnte er sogar eine geheime Schadenfreude darüber nicht unterdrücken, daß sich Gerung so viele Schwierigkeiten entgegenthürmten. Da er seine Lage selber für unverbesserlich gehalten hatte, ärgerte es ihn gewissermaßen, daß ein Mann, der sein Untergebener war wie die anderen „Tölpel" oder „Schufte", klüger und glücklicher war als er und sichtbare Resultate erzielte. Wäre er überhaupt fähig gewesen, zu handeln, vielleicht hätte er zu allererst seinem Bevollmächtigten alle Arten Hindernisse entgegengestellt. Es war nur eine nothwendige Consequenz seiner Natur, daß es ihn verstimmte, als er unvermuthet Ordnung in alle Zustände einkehren sah. War doch das Rechte getroffen worden, ohne sein Zuthun und ohne daß man viel nach ihm fragte.

Auch Adelheid ließ nichts von sich sehen oder hören. Stillverborgen lebte sie in dem Schlosse ihren Stickereien und Büchern; ganz im Gegensatz zu früher, wo sie sich viel zu Fuß und Roß in Feld und Wald herumgetummelt hatte, um da oder dort Aufsicht zu üben, vielleicht auch aus unbestimmtem Drange nach Thätigkeit. Den Baron befremdete und ärgerte diese Zurückgezogenheit, weil er es gerade jetzt für ersprießlich hielt, daß Adelheid, wenn auch äußerlich, eine gewisse herrschaftliche Autorität selbst über Gerung übe. „Papa," hatte sie ihm einmal auf eine derartige Vorstellung zur Antwort gegeben, „nach Allem, was ich von ihm sehe, bin ich draußen ganz unnöthig. Wir müssen ihn gewähren lassen und dürfen unbedingt auf ihn vertrauen."

Sie war manchmal auf ihren Spazierritten an dem Wirthschaftshofe vorbeigekommen und hatte mit Staunen und einer gewissen freudigen Genugthuung die Sauberkeit und Ordnung, die nunmehr dort eingekehrt waren, bemerkt. Auch wußte sie genau, wie Gerung unausgesetzt thätig war. Einmal hatte sie ihn von fern auf dem Felde erblickt, hatte es aber nicht über sich gewinnen können, an ihn heranzureiten, obwohl es sie andererseits drängte, ihm ein paar anerkennende Worte zu sagen. Sie that, als bemerkte sie ihn nicht, und unwillig über sich selber, galopirte sie davon. Die Arbeiter, welche Gerung nachher auf sie aufmerksam machten, wunderten sich, daß sie nicht, wie es sonst ihre Gewohnheit gewesen, näher herangekommen, um bei den Arbeiten zuzusehen. Doch fragten sie nicht viel darnach; stand sie doch mit ihrem stolzen, hoheitsvollen Wesen dem Volke zu fern.

Wenn sie zuweilen in heißer Mittagssonne einen stillen Feldweg entlang auf ihrem Rappen dahinjagte, in dem dunkelen weithin flatternden Kleide, mit blitzenden Augen und glühenden Wangen, oder wenn sie zur Dämmerung im Walde mit der Büchse in der Hand ein Wild beschlich, war Mancher, der ihr so begegnete, sich heimlich bekreuzend, scheu zur Seite getreten. Sie blieb ihren Untergebenen unnahbar und ohne daß man sie gerade haßte, liebte sie Niemand. Auch Gerung, dem ihr amazonenhaftes Treiben, soviel er davon gehört hatte, doch unweiblich vorkam, vermißte eine häufigere Begegnung mit ihr durchaus nicht. Warnte ihn vielleicht ein dunkeles, noch unbewußtes Gefühl vor ihrer bestrickenden, hinreißenden Schönheit? Soviel ist aber gewiß, wer damals in das Innerste ihrer Seele blicken konnte, mußte entdecken, daß beide einander vorsichtig, aber ununterbrochen beobachten. Gerung insbesondere vergaß ihr jene Worte, in denen sie bei ihrem ersten Begegnen so viel Anerkennung und Vertrauen zu ihm ausgesprochen hatte, nimmermehr.

(Fortsetzung folgt.)

Was im Meer treibt.

(Schluß.)

Auf den Aleuten wachsen keine Bäume und die alten Wälder von Island sind erschöpft, so daß die Bewohner beider Gebiete hinsichtlich ihres Brennstoffes ganz von dem Treibholz abhängen, welches die Wogen ihnen zutragen. Die Aleuten empfangen ihr Holz durch den „schwarzen Strom" von Japan, der ihnen Kampherbäume und andere Pflanzen aus China und Japan bringt. Massen von amerikanischem Treibholz mit Früchten von Bäumen, Fruchthülsen von Cocosnüssen, Acajou-Nüssen u. s. w. von den Antillen werden besonders nach Stürmen aus dem Westen in Norwegen, Spitzbergen, Ferro, den Orkneys und den Hebriden an den Strand geworfen. Die Massen, welche auf diese Weise zur Insel Jan Mayen gelangen, sind häufig so groß wie die Insel selbst. Die rothe Ceder aus Californien und verschiedene große Bäume aus dem Columbia-Strome findet man auf den Küsten der Johnston-Inseln im nördlichen Stillen Meer unter dem siebzehnten Breitengrade umhergestreut. Um zu erklären, wie sie dahin gelangen, verweist Maury auf zwei bewegende Kräfte, nämlich auf die kalte californische Strömung, mit der sie nach den Tropen gelangen, und auf den Nordost-Monsun, der sie gegen Westen führt. Wir wollen hier darauf aufmerksam machen, daß Maury bei seiner Erklärung in einen Widerspruch geräth. In diesem Falle legt er den Strömungen und den Handelswinden eine gleiche Gewalt bei und weist sogar dem schwächsten aller dieser Winde, dem Nordost-Monsun, eine wichtige Rolle an. Auf der anderen Seite läugnet er aber, daß die Passatwinde auf die Entstehung des Golfstroms oder irgend einer anderen Strömung im entferntesten einwirken. Wie kommt er nun dazu, dem Nordost-Monsun plötzlich eine solche Kraft zuzuschreiben, daß er schwere Bäume, die größtentheils unter Wasser sind, durch ein bewegungsloses Meer weit dahintreiben kann? Vor fünfzig Jahren glaubte Jedermann, daß die Bewegungen der Meerströmungen einzig und allein von Winden hervorgerufen werden. Diese Ansicht hat Maury gründlich zerstört, doch sollte er nicht läugnen, daß die Winde auf jene regelmäßigen Bewegungen einen gewissen Einfluß, wenn auch einen noch so geringen, üben. Daß er seiner eigenen Ansicht nicht immer treu bleibt, haben wir eben bewiesen.

Die Flüsse der Erde halten eine Menge erdiger Stoffe in ihrem Wasser in der Schwebe und dasselbe thun ihre Genossen des Oceans. Kleine Erdtheilchen sinken im Wasser sehr langsam nieder, weil die Ausdehnung ihrer Oberfläche und folglich ihr Widerstand verhältnißmäßig größer ist als ihr Gewicht. Wahrscheinlich werden sie durch die Reibung der Wellen noch leichter gemacht, als sie in frischem Wasser gewesen sind, und außerdem wird der Strom sie eine Strecke weit fortführen, ehe sie überhaupt Zeit haben zu sinken. Der Niederschlag des Amazonenstromes wird durch die ungeheuere Masse frischen Wassers, die sich aus der Mündung ergießt, längs der Küste von Guiana fortgeführt, wo er einen Sumpf gebildet hat, den schlammige und rasch zu Land werdende Untiefen begrenzen. Die in einigen Strömungen treibenden Niederschläge sind so bedeutend, daß man sagar die Behauptung aufgestellt hat, wenn die Nordsee allmählich ausgefüllt werde, so geschehe es nur durch sie. Volney erklärte die große Bank von Neufundland für die Barre eines Flusses ohne Ufer. Maury hat dasselbe gethan, aber wenn Volney unter seinem Flusse den Golfstrom verstand, so meint der Nordamerikaner den Polarstrom. In den Korallenmeeren wird von diesen erdigen Niederschlägen wenig gefunden. Für die wunderbaren Insecten, welche das Stille Meer und den indischen Ocean mit diesen steinernen Schranken gesprenkelt haben, ist reines Wasser eine unbedingte Nothwendigkeit. In jene Meere entleeren sich wenige große Flüsse, und die dortigen breiten und langsamen Strömungen sind mit Kalk geschwängert, also mit dem Mineral, welches für die Korallenthiere zugleich Nahrung und Baumaterial ist. Ein Atoll, wie man die ringförmigen Koralleninseln nennt, hat aber immer eine Oeffnung, die zu einer hellen blauen Lagune führt und mit den zartesten Korallen von den glänzendsten Farben gepflastert ist. Durch diese Oeffnung stürzt sich das Wasser und bringt Seegras, treibende Sämereien und Pflanzen herbei. Diese werden auf die flachen Bänke von weißen Felsen gespült, die stets mit blendendem Sand, Blöcken todter Korallen und Geröll, das die Brandung ausgeworfen hat, bedeckt sind. Nach einiger Zeit bildet sich ein fruchtbarer Boden, einige von den Pflanzenstoffen schlagen Wurzeln, und mit der Hilfe von Vögeln, welche Sämereien herbeitragen, entsteht ein Kranz kleiner Inseln, auf denen Cocospalmen und Brodfruchtbäume wachsen. Einige Atolle umschließen eine gebirgige Insel, welche den Mittelpunkt einnimmt. Wenn in diesem Falle ein Fluß vom

Hochlande hinabströmt, so tritt er in die Lagune an einer Stelle, die der Oeffnung der ringförmigen Klippen gegenüber liegt. Ein solcher Fluß bringt immer erdige Niederschläge mit, welche die Korallenthiere scheuen. Daher erklären sich jene Oeffnungen, denn die Thierchen lassen dem Strome freien Lauf zur See und bauen ihre massiven Mauern zu beiden Seiten des Flusses weiter. Auch das Vorkommen von Cocospalmen auf diesen Inseln erklärt sich leicht, weil die Cocosnuß in hohem Grade die beiden Eigenschaften besitzt, die eine Frucht in den Stand setzen, lange in Salzwasser zu liegen, ohne ihre Lebenskraft zu verlieren. Diese beiden Eigenschaften sind eine ölige Natur und eine starke Schale.

Dieses niedrigere Leben, das die Strömungen hierhin und dorthin vertheilen, berührt auch den Menschen. Der Gedanke des großen Genuesen, daß im Westen ein Continent sein müsse, wurde durch die Thatsache bestärkt, daß an den Azoren Bäume und Leichen fremdartiger Menschen strandeten. Oft genug haben auch Menschen durch die Meerströmungen zu leiden gehabt. Im Jahr 1508 nahm ein französisches Schiff in der Nähe der französischen Küste einen Eskimo-Kahn auf, in dem sieben Menschen waren. Verschiedene Male sind Eskimos in ihren Kähnen durch Stürme nach den Orkaden verschlagen worden. Das Wrack einer japanischen Dschunke trieb mit einem Theile der Mannschaft bei den Sandwich-Inseln an. Hier läßt sich die Wirksamkeit des schwarzen Stromes von Japan leicht erkennen, während die eben erwähnten Fälle dem Golfstrome zuzuschreiben sind. Man kennt Geschichten von Bewohnern der Inseln im Stillen Meer, die Monate lang hilflos umhergetrieben sind, bevor sie Land gesehen haben. Es unterliegt keiner Frage, daß manche Inseln jenes Meeres auf diese Weise bevölkert worden sind. Humboldt erzählt, daß einige Fässer mit Palmöl, die zur Ladung eines Schiffes gehörten, welches in der Nähe von Cap Lopez zu Grunde ging, vom Aequatorialstrom quer über das atlantische Meer geführt wurden und mit dem Golfstrom eine zweite Reise nach der schottischen Küste machten, wo man sie fand. Etwas Aehnliches ist mit der Ladung mehr als eines gestrandeten westindischen Schiffes geschehen. Viel Belehrung über die Richtung der Strömungen hat uns der moderne Gebrauch verschafft, dicht verschlossene Flaschen an einer gewissen Stelle ins Meer zu werfen und den Platz zu bezeichnen, wo man sie, oft nach einem Zwischenraum von Jahren, findet. Man hat sogar Flaschen-Karten gezeichnet, auf denen der Weg eingetragen ist, welchem diese bescheidenen Forscher auf ihrer unsichtbaren Reise gefolgt sein müssen, und es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, daß sie der Wissenschaft und der Schifffahrt von wesentlichem Nutzen gewesen sind. Jetzt ist der Gebrauch unter den Seeleuten ziemlich häufig, aber die erste Flasche wurde nicht früher als 1809 gefunden. Sie und ihre Nachfolger haben wahrhaft merkwürdige Reisen gemacht. Wir wollen ein Beispiel anführen. Die „Enterprise" und der „Investigator", zwei Schiffe, die zur Aufsuchung von Sir John Franklin auslliefen, trennten sich am ersten Februar 1850 im atlantischen Meer. Die „Enterprise" warf am dritten März unter dem ersten Breitengrade eine Flasche über Bord und diese wurde einige Zeit darauf zwischen Belice und der Himmelfahrts-Bucht in Honduras auf dem Strande gefunden. Der „Investigator" übergab seine Flasche am 22. Februar unter dem zwölften Breitengrade dem Meere und diese erreichte im nächsten August Ambergris Cap, nachdem sie in westlicher Richtung eine Reihe von dreitausendsechshundert englischen Meilen mit einer Geschwindigkeit von siebenzehn Meilen im Tage gemacht hatte. Die größte Merkwürdigkeit der Geschichte ist die, daß die beiden Flaschen, obgleich sie siebenhundert Meilen von einander entfernt in's Meer geworfen wurden, ziemlich genau demselben Strich folgten und an dieselbe Küste, dreißig Meilen von einander getrennt, geworfen wurden, worin der klare Beweis liegt, daß sich beide innerhalb der Grenzen des weit ausgebreiteten Aequatorial-Stroms bewegten.

Die Strömungen der beiden großen Meere, die in der See und die in der Luft, stehen sich ziemlich gleich. Ihre Gewalt ist eine ungeheuere, nicht blos wegen der augenblicklichen Kraft, welche sie bewähren, sondern auch wegen ihres stetigen, regelmäßig und lange währenden Druckes, der sich nicht aufhalten und dem sich nicht widerstehen läßt. Ihr Einfluß wird von allen Geschöpfen empfunden, wenn auch hauptsächlich von den Wesen, die in dem betreffenden Element leben. Wie der starke und ewig dauernde Wind den Menschen über die Welt verbreitet, die er sich unterwerfen soll, so führen die Strömungen der weiten Meere ihr üppigeres Leben in der Stille, aber mit nicht geringerer Sicherheit in die Ferne. Segeln die Fregatte und der Kauffahrer mit dem Winde, so treiben mit den Strömungen die Sämereien und Gräser und machen aus einem Felsen einen Garten, bevor die Fremden mit den weißen Gesichtern kommen und ihn in Besitz nehmen. Ein wohlbekannter französischer Schriftsteller hat gesagt: „Es giebt in der Natur nichts Kleines, die menschlichen Einbildungen ausgenommen." Wir fügen hinzu, es giebt auch nichts Schwaches und Geringes, ausgenommen in den Augen der Unwissenheit. Alle Dinge, selbst das herrenlose Gut des Meeres, nehmen in dem prachtvollen aber unbarmherzigen Reiche der Natur ihre bestimmte Stelle ein.

Wir können unseren Gegenstand nicht verlassen, ohne auf die Dienste hinzuweisen, die das Treibholz der Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt geleistet. Daß eine solche existiren müsse und ihre Aufsuchung mithin kein phantastisches Unternehmen sei, bewiesen die Bruchstücke von Bäumen, die man auf unserer atlantischen Seite fand. Sie stammten von Hölzern, die diesseits nicht vorkommen, wohl aber jenseits, und konnten nur durch Wasser und Eisschollen an ihre Fundorte gelangt sein. Einen der Wege, den sie nehmen, hat M'Clure, der Entdecker der nordwestlichen Durchfahrt, kennen gelernt. Auf den unwirthlichen Küsten, an denen er gegen den fürchterlichen Eisgang Schutz suchte, lagen Berge von Treibholz, das zum größten Theil zersplittert und zerrieben war. Als er dann sein Schiff verlassen mußte, gelangte dieses ohne einen Mann Besatzung in die atlantischen Gewässer und machte so die Durchfahrt, die so Manche ohne Erfolg versucht hatten. Ein solches treibendes Schiff mag zu der Sage von dem Fliegenden Holländer Veranlassung gegeben haben.

Mannichfaltiges.

— In der französischen naturwissenschaftlichen Zeitschrift Kosmos berichtet ein Herr Sconteiten über die Verbesserung des Weines durch Elektricität. Er kam auf diese Idee durch die Erfahrung, daß der Wein eines Kellers, in welchen der Blitz geschlagen hatte, plötzlich seine Qualität außerordentlich verbessert zeigte, und er will in Versuchen, welche er anstellte, höchst befriedigende Resultate erlangt haben. Er behauptet, daß die Behandlung mit Elektricität dem Weine nicht schaden könne, und fordert zu vergleichenden Experimenten auf.

— Die englische Regierung ist im Begriff, den ethnographischen Wissenschaften einen neuen, bedeutenden Dienst zu leisten. Wie Dr. Jagor in der Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 15. Januar d. J. mittheilte, wird dieselbe an die Regierungen sämmtlicher Colonieen die Instruction zu wissenschaftlich genauer photographischer Aufnahme der in ihren Gebieten lebenden Wilden richten. Es werden von den verschiedenen Stämmen und Völkern charakteristische Individuen in der Weise dargestellt werden, daß nutzbare Messungen an den Bildern vorgenommen werden können, und es wird damit der Erkenntniß der körperlichen Eigenschaften der Naturvölker ein Material dargeboten, wie es ihr früher nicht zu Gebote stand.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 11. Dritter Jahrgang. 1870.

* Ein Verhängniß.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Rudolph Altschaffel.

(Fortsetzung.)

Die Zeit der Feldbestellung war längst vorüber. Gemächlich der Ernte entgegensehend, durfte der Landmann seine Sache nun Gott befehlen und Regen und Sonnenschein walten lassen. Gerung, der zufällig wieder an den Park am Schlosse gekommen war und dem die Verwilderung hier, da Alles grünte und blühte, umsomehr auffiel, nahm sich vor, auch hierher Ordnung und Schönheit zu bringen, da er gegenwärtig Arbeitskräfte disponibel hatte. Für wen er das that, wußte er vielleicht selber nicht; genug, er machte sich an's Werk, nachdem er dem Baron seine Absicht angezeigt und die lakonische Antwort: „In Gottes Namen" erhalten hatte. Wildes Gestrüpp und Unkraut wurden beseitigt, Rasenplätze angelegt, Hecken ergänzt oder ausgewucherte beschnitten und in Maß und Reihe gebracht, Bäume, die in den Jahren ungestört emporgeschossen waren und im Wege standen, niedergehauen. Das Bassin vor dem Schlosse reinigte man und speiste es vom Brunnen aus mit klarem Wasser; kurz Alles, soweit es anging, wurde wieder hergestellt und verschönert. Auch das Winken jenes weißen Armes wurde endlich erhört, die ganze Figur sorgsam aus der Erde gehoben und wieder auf das Postament gesetzt. In kaum acht Tagen war das Werk gethan und jetzt war der Park vor dem alten grauen Schlosse in der Ordnung und Regelmäßigkeit seiner Anlagen, mit dem frischen Grün der Rasenplätze, mit seinen Büschen und Hecken und den reinlichen Gängen, mit den reichbelaubten Baumkronen und der duftigen Blüthenpracht über und über in der That reizend. Er setzte sich eigentlich hinter dem Schlosse fort, war aber aus Nützlichkeitsrücksichten in einen Küchengarten umgeschaffen, in welchem ein alter halb blödsinniger Gärtner für die herrschaftliche Tafel Gemüse und für Adelheid auf einigen Beeten Blumen zog oder vielmehr wachsen ließ. Als Gerung mit seinen Neuerungen auch hierher dringen wollte, erhob der Alte dagegen energischen Einspruch, wie ein guter Kettenhund, der knurrend einen ihm anvertrauten Stein hütet, wenn er auch nichts damit anzufangen weiß. „Die gnädige Baronesse," hatte der Alte schließlich gemeint, „würde sehr böse werden, wenn man ihr dort ins Gehege käme und die Bäume und Blumen auch nur antastete, die sie selber mit vieler Liebe pflegt. Gerung wunderte sich höchlich, daß eine Natur, wie Adelheid, auch sinniges Gefallen an Blumen finde. Sie war ihm übrigens während der ganzen Zeit unsichtbar geblieben. So oft Gerung zu den Arbeiten kam, versäumte er es zwar niemals, gelegentlich nach dem Erkerfenster zu blicken — aber vergebens. Offen gestanden, hatte er keinen Dank erwartet, er erhielt auch keinen; und als er das vollendete Werk verließ, versank der grüne Hag wieder in die traumhafte Stille wie zuvor.

Einige Wochen darauf ging Gerung zu Fuß nach dem Walde östlich vom Schlosse. Das kleine Flüßchen, das dort Rußland von Preußen scheidet und gewöhnlich so träge in dem seichten moorigen Bette dahinschlich, pflegte im Frühjahr und Herbst auszutreten. Russischerseits hatte man das Ufer, um die Grenze besser zu markiren, ein wenig erhöht; da sich nun das Wasser immer nach der Rudziner Seite ergoß, so war dort im Laufe der Jahre ein weiter Sumpf entstanden. Gerung wollte diesen Fleck cultiviren und heute nachsehen, wie er zu entwässern wäre, ohne daß man das Flußbett störte, denn dieses war als Grenze unantastbar. So schritt er den Schloßpark entlang in sorgenvollen Gedanken dahin. Zwar hatte er für die fälligen Johannizinsen vom Credit-Institute längere Stundung erlangt, aber eine andere nagende Sorge drückte ihn schwer. Einzelne Gläubiger des Barons hatten nicht unbedeutende Wechselforderungen an den Baron und drängten, wie Gerung erfahren hatte, auf Bezahlung, als sie merkten, daß sich die Umstände ihres Schuldners gegenwärtig besserten. Der Baron hatte über diese Schulden Gerung gegenüber geschwiegen, obgleich er bereits verklagt war. Aber Gerung wußte darum und der Gedanke an das, was nun zu erwarten stand, war ihm fürchterlich. Jeden Augenblick drohte Execution, die sich natürlich, da im Schlosse selbst nichts zu holen war, auf das Wirthschafts-Inventar erstrecken mußte. Er schämte sich für sich selbst, daß man ihm Vieh und Geräthe wegnehmen würde, die doch seiner Obhut anvertraut waren, die er unumgänglich brauchte, wenn er wirthschaften sollte. Diese Schande ertrug er nicht. Es gab zwar noch einen Ausweg. Er besaß selbst ein geringes Capital; um die Demüthigung von sich abzuwenden, war er nahe daran, es hinzugeben, aber durfte er das so ohne weiteres thun? Das Geld wieder zu bekommen, dazu war wenig Aussicht vorhanden, selbst wenn der Baron ein anderer gewesen wäre, und verlor er es, dann hatte er gar nichts. Aber wenn er es auch hätte hingeben mögen, wenn er es hätte opfern wollen, so fragte er sich immer: Für wen, zu welchem Zwecke? Für einen Menschen, der ihn als einen Miethling ansah, den man ausnützen und darum ertragen müsse, für einen Menschen, dem zuzutrauen war, daß er noch hochfahrender wurde, wenn er merkte, daß ja immer noch Hilfe da sei, gleichviel, woher sie komme. Und vor allen Dingen, wie sollte er dem Baron seine Hilfe anbieten, da dieser selbst in der äußersten Noth sich ihm nicht anvertraute; diese Gedanken machten Gerung schwer zu schaffen; die Schweißperlen auf seiner Stirn waren gewiß nicht allein von der heißen Nachmittagssonne emporgetrieben. Achtlos schritt er über die Felder und merkte erst an dem kräftigen Harzgeruche, an der schwülen, drückenden Luft, daß er im Hochwalde war. Zufällig war er hier auf einen schmalen, nicht mehr befahrenen Weg gerathen, der in vielen Windungen zwischen den mächtigen Kiefern dahinlief und nach seiner Berechnung ungefähr nach dem Sumpfe hinführen mußte. Allmählich wurden die Bäume immer dichter und wilder.

Der Weg, nur noch an den tief ausgefahrenen, aber mit Gras verwachsenen Geleisen kenntlich, wurde schmäler und lief endlich in einen Fußpfad aus, der auch bald ein Ende hatte. Durch die geschlossenen Wipfel fielen hier und da breite Lichtstreifen in die Dämmerung unten und ließen, wo sie auffielen, die braune rissige Rinde seltsam erglühen. Aus dem zarten sammtnen Moose am Boden stiegen auf schlanken Stielen breite,

feingefiederte Wedel Farrenkraut, unter denen hervor manchmal in trägen, langen Sätzen ein grauer Grasfrosch sprang, um sich bald unter den breiten Blättern des Huflattigs zu verbergen. In der feuchten, dumpfen Luft tanzten mit leisem Summen Mückenschwärme vor Gerung leicht auf und ab, wie ein Nebel weggehaucht, wenn eine Libelle aus dem Lichtmeere hoch oben wie ein blitzendes Juwel herniederschwirrte, um in dem dämmernden Grunde eine Beute zu erhaschen. Bleiern lag ringsum tiefe Stille, nur aus weiter, weiter Ferne drang gedämpft das Pochen eines Spechts herüber. Diese Erde schien seit geraumer Zeit kein menschlicher Fuß betreten zu haben, und als gar der schmale Pfad auch aufhörte, wußte Gerung in der That nicht, ob er nicht vielleicht irre gegangen war. Nach seiner Berechnung hätte er den Erlensumpf und das Grenzflüßchen längst erreicht haben müssen. Da kam es ihm vor, als ob er ein Geräusch vernehme; vielleicht ein Wild oder gar ein Mensch. Er spähte nach der Seite, dort gewahrte er eine Lichtung. Noch ein paar Schritte und er stand wie angewurzelt vor einem unerwarteten Bilde.

Inmitten einer freien Rundung, die von niederem Gesträuch eingefaßt war, stand eine gewaltige Rothbuche, weit und breit die einzige in dem Nadelholze, mächtige blätterbeladene Aeste nach allen Seiten aussendend, ein stolzer königlicher Baum. Sein Wachsthum hatte den Boden am Fuße ringsum etwas erhöht und hier lag auf dem weichen Moosteppich Adelheid. Sie hatte den Kopf sinnend in die eine Hand gestützt, während die andere blendend weiß auf dem schwarzen Reitkleide ruhte und nachlässig mit einer Gerte tändelte. Der Hut lag neben ihr und das satte Grün um sie herum ließ die rosigen Töne des Gesichtes um so lebhafter hervortreten. Das prächtig dunkele Haar, von anstreifenden Zweigen ein wenig in Unordnung gebracht, floß entfesselt wie Schlangen zu Boden. Unfern stand ihr Pferd angebunden; es hatte vorhin das Geräusch verursacht. Gerung war auf's äußerste betroffen, sie so mutterseelen allein in dieser Wildniß zu finden. Er wollte schon umkehren, als das Pferd wieder unruhig wurde. Adelheid warf den Kopf in die Höhe, und ehe er noch Zeit hatte zurückzuschlüpfen, hatte sie ihn erkannt. Im Augenblicke stand sie aufrecht da, ruhig und fest, anscheinend nicht einmal überrascht, nur die Wangen färbten sich unmerklich höher. Er trat also, ehrerbietig grüßend, hervor.

„Sie hier, gnädiges Fräulein? Es gehört viel Kühnheit dazu."

Sie lächelte und sandte ihm unter den langen dunkelen Wimpern hervor einen fast übermüthigen Blick zu. „O, ich bin im Walde zu Hause; aber was wollen Sie hier?"

Gerung gab ihr den Zweck seiner Wanderung an.

„Nach dem Erlensumpfe? Da sind Sie von der Richtung weit abgekommen, Herr Gerung. Ich will Sie hinführen, wir müssen dorthin." Sie wies dabei mit ausgestreckter Hand fast nach derselben Seite hin, von der Gerung in die Lichtung getreten war.

„Gnädiges Fräulein, ich danke herzlich, ich hoffe den Weg wohl allein zu finden. Ich wünschte um Alles nicht, Sie hier zu stören und ich kann Ihnen unmöglich zumuthen, jenen beschwerlichen Weg durch dieses Gestrüpp zu betreten, noch dazu mit dem Pferde."

„Ah! — Sie verschmähen meine Führung, Herr Director? Sind Sie zu stolz dazu?" meinte sie neckend, dabei blitzten ihm aber ihre Augen so kühn entgegen, daß er die seinigen senkte.

Er nahm ohne Weiteres das Pferd beim Zügel, Adelheid schritt voran. So gingen sie schweigend vorwärts. Ihm war eigentlich recht sonderbar zu Muthe, er wußte nicht warum. Er sah still vor sich hin. Die schlanke, biegsame Gestalt, lautlos über das Moos schwebend, das lange Kleid leicht in die Höhe gerafft, den Hut in der Hand, kam ihm vor wie ein Traumbild.

Sie mäßigte ihre Schritte, so daß er sie erreichte.

„Sie haben, Herr Gerung, bei uns viel Mühe, aber ich freue mich recht sehr, wenn ich sehe, wie Ihnen Alles gelingt und wie Sie schon in der kurzen Zeit so trefflich gewirkt haben."

„Ich thue nur meine Schuldigkeit, gnädiges Fräulein, und muß Befriedigung in der Arbeit selbst suchen — und im Gelingen. Das letztere steht freilich bei Gott."

„O reden Sie nicht so. Was das betrifft, so sprechen Ihre Erfolge schon laut genug für Sie. Aber," setzte sie nach einer Pause fast zögernd hinzu, „ist Ihnen denn unser Dank so gar nichts?"

Sie wendete sich hastig nach ihm um und blickte ihn so fragend an, daß er noch befangener wurde. Es kam ihm vor, als ob die bisherige kalte Ruhe und stolze Hoheit in dem schönen Antlitze einer gewissen jungfräulichen Weichheit Platz mache. Er hatte sich nicht vorgestellt, daß sie jemals auch so sein konnte. Hingerissen, ergriff er ihre Hand und berührte sie scheu mit den Lippen, wie ein Heiligthum: „Es ist meine liebste Pflicht, Ihnen zu dienen."

„Ich glaub' es," sagte sie verwirrt und wandte das erröthende Gesicht ab.

Sie waren bald am Erlenbruche angelangt. Alte, morsche Erlenstöcke, die bei längst versiegter Kraft nur noch verkümmerte Schößlinge trieben, ragten vereinzelt zwischen finsteren moorigen Lachen aus Schilf und Riedgras hervor. Obgleich die späte Nachmittagsonne den Platz beschien, lagerte darüber doch die schwere moderige Sumpfluft, die von unzähligen Mückenschwärmen belebt war, während das seichte Gewässer zu Füßen von ekelem Gewürm wimmelte.

Gerung wollte den Rand entlang bis an die Grenze gehen. Adelheid hielt ihn zurück.

„Nein, kommen Sie nur mit mir, ich kenne einen geheimen Fußpfad, der mitten durch den Sumpf nach der Grenze führt. Binden Sie erst das Pferd fest!"

Sie betraten den Pfad, der eigentlich nur von Demjenigen so geheißen werden konnte, der wußte, nach welchem Stocke er springen und auf welches Grasfleckchen er treten müsse, um nicht zu versinken. Während sie, einander oft helfend, bald ein paar Schritte gingen, bald stehen blieben, bald springen mußten, erklärte ihm Adelheid, daß nur auf diesem Pfade die Schmuggler der Gegend ihre Verbindung zwischen Polen und Preußen offen hielten; in der Nacht dürfe kein Zollwächter es wagen, seine Verfolgung bis hierher auszudehnen, ein einziger Fehltritt könne lebensgefährlich werden.

Gerung gab sein Erstaunen darüber kund, daß in der Gegend auch geschmuggelt würde, er hatte davon noch nichts bemerkt.

„Nun, ich kann Ihnen sagen," meinte Adelheid lachend, „daß Ihre beiden Hofknechte, Martin und Thomas, sogar die ärgsten und schlauesten Schmuggler sind, das weiß ich bestimmt; doch verstanden sie ihr Gewerbe bis jetzt so geheim und vorsichtig zu betreiben, daß Niemand beim besten Willen sie überführen konnte. Uebrigens," setzte sie nachdenklich, von einem

plötzlichen Einfalle überrascht, hinzu, „mir scheint aber auch, als wenn seit Ihrer Anwesenheit bei uns, Herr Gerung, das Schmuggeln überhaupt abgenommen habe, ich hätte doch sonst etwas davon vernehmen müssen. Auch Isakoff meint, das Unwesen habe aufgehört oder sich nach einer anderen Seite der Grenze gezogen."

„Wer ist Isakoff, gnädiges Fräulein?"

„Den kennen Sie noch nicht? Herr Hauptmann v. Isakoff hat drüben jenseits der Grenze ein russisches Commando. Er ist vom Vetter Paul bei uns erst vor kurzem eingeführt worden und besucht uns öfter. Da er fein gebildet und ein vollendeter Cavalier ist, der viel von der Welt gesehen hat, so ist er in unserer Einsamkeit sehr willkommen. Haben Sie ihn nicht vielleicht einmal gesehen?"

In Gerung tauchte sofort die unangenehme Erinnerung an jene Begegnung mit dem russischen Officier vor einigen Monaten auf, bei der sich letzterer so roh und beleidigend gegen ihn benommen hatte. Da Gerung aber seitdem an die Sache nicht mehr gedacht hatte, so wollte er sie nicht aufwärmen, am wenigsten vor Adelheid. Obgleich er seinen Beleidiger aus ihrer genauen Beschreibung wiedererkannte, verneinte er also die Frage. Vielleicht war der Russe wirklich der Mann, wie ihn Adelheid schilderte, vielleicht hatte er damals nur in einer übelen Laune sich soweit gehen lassen, ohne zu ahnen, wen er vor sich habe, und nachträglich seine Uebereilung bereut.

(Fortsetzung folgt.)

Unser warmer, aber gefährlicher Freund in der Zimmerecke.

(Aus dem Sonntagsblatt.)

Welches wohlthuende Gefühl, vom wärmeduftenden Ofen durch das Fenster dem Unwetter und Schneegestöber des Winters zuzuschauen! Wie behaglich, wenn bei dem Heulen des Sturmes der Tisch an den prasselnden Ofen gerückt wird, und die Lampe früh die Familie und Nachbarschaft in den engen Kreis sammelt! Was wird da Alles erzählt, Lustiges und Schauerliches! Und das junge Volk unter sich kichert und lacht unaufhörlich, während die alten Herren ihren Skat spielen — es sind unvergeßliche Abende!

Freilich, Feuerung und Licht sind theuer; die Sonne häuft zwar umsonst während des Sommers Wärme- und Lichtvorrath im Holz und in der Oelsaat, aber man bedarf kostbarer Landflächen dazu, um die Sonnenkräfte in den Gewächsen zu verdichten. Darum wird mit dem Brennmaterial sparsam gehaushaltet, und die Ofenklappe zeitig geschlossen, damit ja keine Wärme ungenützt verloren gehe. Nachher geht man in dem „mollig" warmen Zimmer zur Ruhe, und vergißt das Aufwachen. Das kommt namentlich bei den am Tage in der Kälte beschäftigten Leuten vor, welche sich Abends „etwas zu Gute thun" wollen. Du siehst, lieber Leser, wo ich hinaus will, brauchst aber nicht zu fürchten, daß ich Dir eine herzzerreißende Geschichte erzählen werde, wie Du sie im Winter leider alle Tage in der Localzeitung findest. Im Gegentheil, es soll hier nur die Gefahr selbst und ihre Vermeidung gekennzeichnet werden.

Unser Heizmaterial, Holz, Torf, Braunkohle, Steinkohle und Coaks, liefern als hauptsächlichste Verbrennungsproducte bei lebhaftem Feuer Kohlensäure, Gas- und Wasserdampf, wenn wir von einer Anzahl anderer zusammengesetzter Stoffe absehen, weil sie nur in geringerer Menge dem Rauche beigemischt sind. Die Kohlensäure entsteht am leichtesten bei der Verbrennung (Sauerstoffverbindung) solcher Stoffe, welche neben dem Kohlenstoff noch eine reichliche Menge von Wasserstoff, wie z. B. das Petroleum, oder außerdem schon Sauerstoff, wie das Holz, enthalten. Wenn aber durch einen schnellen Verkohlungsvorgang (z. B. im Meiler) oder langsame Verbrennung (durch Moderung, bei der Torfbildung, und Entstehung der fossilen Kohlen) eine mehr oder minder an Wasserstoff und Sauerstoff ärmere, an Kohlenstoff reichere Masse zurück geblieben ist, die wir als Holz-, Braun-, Steinkohle oder als Torf bezeichnen, so verlangt diese einen sehr lebhaften, durch Gebläse oder anderweitig vermehrten Luftzug, wenn sie direct zu Kohlensäure verbrennen soll.

Gewöhnlich verbindet sich die Kohle zunächst nur mit halb so viel Sauerstoff als dort, ein farb- und geruchloses Gas, das Kohlenoxydgas bildend. Tritt jedoch genügend Sauerstoff hinzu, so verbrennt das Erstere mit wenig leuchtender blauer Flamme weiter, und es wird als Endproduct gleichfalls kohlensaures Gas gebildet. Jene blauen spielenden Flämmchen über der glühenden Kohle sind mithin brennendes Kohlenoxydgas, und sie verlöschen, wenn man den Luftzug im Ofen durch Schließung der Abzugröhre vermindert. Die Bildung des Kohlengases dauert jedoch in der nicht völlig erstickten und von der Luft gesonderten Kohlengluth fort, es kann nur nicht weiter verbrennen, und verbreitet sich nun, da es einen anderen Ausweg nicht finden kann, im Zimmer.

Der längere Aufenthalt in einem geschlossenen Raume, welcher durch das Athmen vieler Menschen, Brennen zahlreicher Flammen, außerdem vielleicht noch durch das Oeffnen von Champagner-, Bier- und Selterwasserflaschen, mit Kohlensäure erfüllt wird, ist zwar keineswegs der Gesundheit zuträglich, allein die Menge des letzteren, ungiftigen Gases muß doch schon ziemlich hochsteigen, wenn sie durch Verdrängung des zum Athmen unentbehrlichen Sauerstoffes zu Erstickungsfällen führen soll. Anders bei dem Kohlenoxydgase. Dasselbe ist geradezu ein heftiges Gift, und ein Gehalt von 2 bis 3 Procent in der Zimmerluft genügt, den Bewohner zu tödten. Man glaubt vielfach, dieser sogenannte Kohlendunst müsse sich durch Geruch und Wolkenbildung im Zimmer bemerklich machen. Dies geschieht aber nur, wenn brenzliche Producte, welche gleichfalls bei der unvollkommenen Verbrennung entstehen, zugegen sind. Das Kohlenoxydgas für sich, wie es sich aus halbverbrannten glühenden Kohlen entwickelt, macht sich den Sinnen in keiner Weise bemerkbar. Wenn der ausgeblasene Docht der Lampe oder eines Lichtes weiterglimmt, so verbreitet die Schnuppe allerdings neben dem Kohlenoxyd übelriechende brenzliche Dämpfe, und ebenso schwelendes Holz, Torf, Papier und ähnliche wasserstoffreiche Körper. Dieser weiterbrennbare Rauch ist daher ebenfalls nicht unbedenklich, und führt im Inneren brennender Gebäude häufig Vergiftungs- und Betäubungsfälle herbei. Ein Stückchen glimmenden Feuerschwammes vor die Oeffnung eines Bienenkorbes gelegt, genügt, seine Bewohner zu betäuben. Nach Richardsons Meinung verdankt auch der leicht in Bewußtlosigkeit versetzende Dampf von brennendem Vopist, welchen der französische Arzt Jouy benützen wollte, um die ganze Bewohnerschaft von Armenhäusern in einen künstlichen, kostenfreien Winterschlaf zu versetzen, seine Wirksamkeit lediglich dem Kohlenoxydgehalte.

Die Einwirkungen dieses Gases auf den thierischen und menschlichen Organismus sind äußerst heimtückischer Art. Unmerklich beschleichen den Menschen die tödtlichen Geister, aber dafür ihres Erfolges um so sicherer, so daß er ihnen selbst im wachen Zustande häufig zum Opfer fällt. Uebelkeit, Kopfschmerzen, Herzpochen, Wangenbrennen, Durst, ein bohrender Schmerz über der Stirn, sowie auch Athembeschwerden, gehen zwar der Betäubung voraus, aber ehe der Nichtsahnende Verdacht geschöpft, befindet er sich schon in einem Zustande, in dem ihm die Glieder den Dienst versagen. Oft erkennt der Unglückliche vollkommen deutlich die Gefahr, in welcher er schwebt, ohne ihr entfliehen zu können; auf halbem Wege zur Thür, oder noch dicht vor derselben sinkt er zusammen. Eine schwere und dumpfe Betäubung, darauf völlige Bewußtlosigkeit

bemächtigt sich seiner, und wenn jetzt nicht bald durch Zuführung frischer Luft Hilfe kommt, so erfolgt der Tod ohne vorheriges Erwachen aus diesem Zustande. Der ahnungslose Schläfer saugt unaufhörlich das Gift ein, welches ihn, vielleicht ohne jede Unterbrechung, in den ewigen Schlaf hinüberführt. Nur in wenigen Fällen treten vor dem Tode noch Zuckungen und Convulsionen ein. Das Gift geht sofort ins Blut über und wirkt wie ein narkotischer Stoff, das Blut nach dem Gehirn treibend, so daß meist ein Schlaganfall eintritt, und selbst bei Geretteten bisweilen Lähmungen zurückbleiben. Die einzelnen Zufälle, welche der Bewußtlosigkeit vorausgehen, hat der Sohn des berühmten französischen Chemikers Berthollet, welcher sich durch dieses Gas freiwillig den Tod gab, genau aufgezeichnet, um noch im Sterben der Wissenschaft zu nützen.

(Schluß folgt.)

Der Jungfernsprung. *)

(Sage aus den Vogesen.)

Von K. J. Schuler.

„Er wird befehlen Seinen Engeln, daß sie dich bewahren und auf den Händen tragen.“

Unschuld, Herzensreine,
Neige Dich am' Arm der gold'nen Sage
Von den fernen Höh'n vergang'ner Tage,
Aus des Glaubens altem Eichenhaine,
Lehre meiner Harf' ein kostbar' Lied.

Welt und Sinne schweigen;
Denn Du trägst, den sie zum Abgrund stießen,
Ladest ein, den Lust und Trost verließen,
Schenkest Welt und Himmel ihm zu eigen
Und verbeutst der Trauer, ihm zu nah'n. —

Listig, wie die Schlangen,
Schlich ein Jägersmann durch wilde Beeren,
Eines Mägdleins naher Spur zu hören,
Das ob Dahn auf schmalem Fels gegangen.
Wo die Erdbeer' über'm Abgrund hing.

„Rehlein, mit mir streite!“
Rief er spöttisch an die Aufgeschreckte,
Die im Rücken nur der Junker deckte
Und vor der, wie ihr zu jeder Seite,
Nur die Erdbeer' über'm Abgrund hing.

Und sie stand, wie Sonnen,
Als sie hell ihr Antlitz auf ihn lenkte,
Daß es seinen finstern Wunsch versengte;
Doch des Engels Glanz ist Dem zerronnen,
Der die Sünde nur im Muthe schürt.

Und er wollt' sie fassen.
Und sie wandte sich zum Felsenende,
Faltet' ihre lilienreinen Hände:
„Gott und Heiland, sollst mich nicht verlassen!“
Und sprang also betend von dem Rand.

Wie sie niederschwebet
Ohne Fittig auf des Windes Sitze!
Jetzt erreicht sie tief der Pappeln Spitze,
Jetzt den Lauterstrand und lebet, lebet,
Betend in den Blumen ihres Thals.

Aber Jener schaute
Schwindelnd von dem Felsen „Jungfernsprunge“;
Starr ward ihm das Auge, lahm die Zunge,
Da, wie unter'm Spiel der Seraphslaute,
Vom Gebet sie heim zur Mutter ging.

*) Aus „Deutschlands Balladen- und Romanzendichtern“; einer „Auswahl des Schönsten und Eigenthümlichsten aus dem Schatze der lyrischen Epik, nebst Biographieen und Charakteristiken der Dichter, unter Berücksichtigung der namhaften kritischen Stimmen.“ Von J. Hub. Dritter Band, I. Abtheilung. Die Gegenwart. Vierte, neu bearbeitete und stark vermehrte Auflage. Würzburg, Verlag des Verfassers. Karlsruhe, Commission bei W. Creuzbauer. 1870. Karlsruhe. Stereotypen-Druck der W. Hasper'schen Hofbuchdruckerei.

Mannichfaltiges.

— Im Münchener Hoftheater werden, der „Bayer. Landeszeitung“ zufolge, die Vorbereitungen zur Aufführung der Wagner'schen „Walkyre“ aufs eifrigste getroffen; es werden die technischen Arbeiten und die Decorationen zum Theil sogar in Localitäten der k. Residenz angefertigt, da im Malersaal nicht mehr Platz genug ist.

— Die Engl. Corresp. schreibt: „Wenn der Fremde die Sonntage in London schon so langweilig findet, daß er platterdings nicht weiß, was er mit sich anfangen soll, dann würde eine Reise nach Schottland ihn geradezu zur Verzweiflung bringen. Alle Läden, alle Wirthshäuser geschlossen, und nicht einmal ein Mittel, dieser Langeweile zu entfliehen, denn Locomotive und Omnibus feiern in ihren Schuppen gleichfalls Sabbath. In Glasgow endlich scheint der Morgen einer besseren Zeit zu dämmern, denn eine unternehmende Eisenbahn-Verwaltung hat die Einrichtung getroffen, jeden Sonntag Morgens und Abends einen Zug von Glasgow nach Paisley und zurück fahren zu lassen. Auf dem Continente oder selbst im Süden Großbritanniens wäre eine solche Einrichtung nicht der Erwähnung werth, in Schottland dagegen ist sie von historischer Bedeutung und wird sie monatelang in den Presbyterien auf der Tagesordnung stehen. Dem ersten Zuge, welcher unter dieser neuen Einrichtung fuhr, wurde ein sonderbarer Empfang zu Theil. Auf dem Bahnhofe zu Edinburgh hatte sich nämlich ein Straßenprediger postirt, welcher den Passagieren mit Thränen in den Augen auseinandersetzte, daß ihre Billete nicht nach Paisley, sondern irgendwo hinführten, wo da ist Heulen und Zähneknirschen. So ist der Sonntag in Schottland, und der einzige „süße Trost“, der den unteren Volksklassen geblieben, ist die Schnapsflasche, die, obschon die Wirthshäuser geschlossen sind, im stillen Familienkreise um so fleißiger die Runde macht.“

— Auf Juan Fernandez, der berühmten Insel Robinson Crusoe's, hat Robert Wehrdan, ein sächsischer Ingenieur, der als Major während der Rebellion in der Bundes-Armee diente und im Jahre 1868 diese Insel käuflich an sich brachte, eine deutsche Colonie angelegt, welche aus circa 70 Personen besteht. Mit allen für Ackerbau nothwendigen Geräthschaften, sowie dem gehörigen Viehstande versehen, erfreut sich diese Colonie bereits eines großen Wohlstandes. Da die Insel von Walfischfahrern, um daselbst Wasser einzunehmen, besucht wird, kann man auf häufige Nachrichten über das Wohlergehen und die Entwickelung dieser romantischen Colonie rechnen.

— Die Telegraphendrähte, die von St. Petersburg nach Moskau-Wylegra, Warschau und Libau führen, versagten, wie die „N. Fr. Pr.“ berichtete, am 23. December von 9½ Morgens bis 2½ Uhr Nachmittags ihren Dienst in Folge einer starken Ausströmung des Erdmagnetismus. Dasselbe Phänomen wurde auch auf der von Moskau nach Charkow gehenden Linie bemerkt.

— Das „Athenäum“ sagt: Die Bevölkerung der Erde beträgt, einer unlängst angestellten Schätzung zufolge, 1,228,000,000 Seelen, wovon 552,000,000 der mongolischen, 360,000,000 der kaukasischen, 190,000,000 der äthiopischen, 176,000,000 der malayischen und 1,000,000 der indoamerikanischen Race angehören. Die jährliche Sterblichkeit übersteigt 33,000,000.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Blay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 12. Dritter Jahrgang. 1870.

* Ein Verhängniß.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Rudolph Altschaffel.

(Fortsetzung.)

„Baron Paul," warf Gerung ablenkend hin, „läßt sich, trotz seiner Nähe, seit einiger Zeit fast gar nicht blicken. Verreist ist er doch nicht, soviel ich weiß."

„Nun," erwiderte Adelheid leicht, „ich vermisse ihn nicht und auch Papa kann ihn, Gott sei Dank, jetzt entbehren. Seine Gesellschaft verschmerze ich leicht. Es ist zwar sehr, sehr einsam auf unserem Schlosse. — Könnten Sie nicht," fuhr sie gedehnt nach einer Weile fort, „mitunter ein paar Augenblicke gewinnen, Sich nach uns umzusehen? Ich sollte meinen, Sie wären gerade jetzt mit Geschäften nicht überhäuft. Sie würden auch Papa zerstreuen, und das wäre eine wahre Wohlthat. Er ist seit neulich wieder in einer unerträglichen Laune."

„Ist der Herr Baron etwa unwohl?" fragte Gerung theilnehmend.

„Ach nein, er hatte sehr bösen Verdruß."

„Ich will nicht indiscret sein, gnädiges Fräulein, darf ich dann aber nicht wissen, worüber? Ich bin ja auch so eng an Ihre Interessen geknüpft, daß Sie mir vertrauen dürften."

Adelheid blieb stehen und sah ihm lange ernst ins Gesicht, dann zuckte es um ihre Mundwinkel, sie schloß die Augen und preßte die gefalteten Hände darauf. Durch die zarten Glieder ging ein schwaches Beben, wie von einem mühsam niedergehaltenen Schmerz; aber nur einen Moment. Sie ließ die Hände sinken und die Bewegung hallte nur noch in der Stimme nach, als sie ernst, beinahe hart sagte: „Wir sind sehr unglücklich! O, Sie glauben gar nicht, wie sehr. Es wäre falsche Scham, wollte ich Ihnen das verheimlichen. Denken Sie, da hat sich neulich ein frecher abscheulicher Mensch im Schlosse eingefunden und unter den erniedrigendsten Vorwürfen gegen Papa Bezahlung einer älteren Schuld verlangt. Mein sauberer Vetter hat bisher dergleichen immer abgemacht. Papa ist zu lax und kümmerte sich dann nicht weiter darum. Er muß auch wohl hier nicht ein Sterbenswörtchen davon gewußt haben, daß die Schuld noch existirt. Ich verstehe nichts davon; aber der Mann zeigte einen Wechsel mit Papas Unterschrift vor und drohte in den verletzendsten Worten, die Gerichte würden hier einschreiten und uns von Haus und Hof jagen. Aus der Nähe hörte ich, was vorging, stürzte in das Zimmer und fand Papa wie versteinert vor dem Anblick jener Schrift. Allen Muth zusammen raffend, jagte ich den Elenden zur Thür hinaus." Sie hatte das anfangs gepreßt, dann immer schneller, fast abgerissen, mit fliegendem Athem hervorgestoßen und die heiße Röthe der Scham war ihr ins Gesicht gestiegen. Ihr Schmerz durchbrach die machtlose Selbstbeherrschung. „Mein Gott," rief sie verzweifelt, „das mußten wir uns bieten lassen, diese Schmach! Und keine Hilfe, nirgends, nirgends. Herr Gerung, ich bitte Sie, wenden Sie sich doch einmal an das Credit-Institut, es hilft gewiß. Wie der Mensch drohte, kann das Gericht jeden Augenblick kommen und uns die letzte Habe nehmen. Papa weiß das und thut nichts. Ich ertrage die Schande nimmer."

Gerung hatte vor Schreck und Staunen sie nicht unterbrochen. Die beredteste Sprache des innersten Seelenschmerzes von so schönen Lippen hatte ihn aufs tiefste ergriffen und ein Anderer hätte hier vielleicht getröstet; das that er freilich nicht. Es drängte ihn, zu helfen, wo Hilfe noth that. Er gab nicht Worte, sondern war einig mit sich, daß er hier handeln müsse. Das war das Wesen seiner kernhaften Natur, gegenüber dem Unglück waren alle Bedenken, die ihn in den Wald begleitet hatten, im Nu beseitigt. Der edle Vorsatz brachte ihm die verlorene Ruhe zurück und als er nun sprach, zog diese auch in Adelheids Herz ein, sanft und wohlthätig wie Weihrauch in der Kirchenstille.

„Mein Fräulein," sagte er, „seien Sie unbesorgt, die Summe wird pünktlich da sein, ohne daß sich der Herr Baron darum kümmern darf. Das ist meine Sache; mein Wort darauf. Hätte er mir das nur eher gesagt!" Adelheid blickte ihm erleichtert und mit inniger Dankbarkeit ins Auge.

„O, ich vertraue, ich danke Ihnen, Herr Gerung; Ihnen wird das Institut nichts abschlagen." Sie trat dicht vor ihn hin, daß er sich zurückbog, sie drückte ihm fest die Hand, und als wollte sie in ihrem Dankgefühle das Beste sagen, was ihr zu Gebote stand, fuhr sie halblaut und das abgewandte Gesicht mit tiefer Purpurgluth übergossen fort: „Sie haben mit der zartesten Aufmerksamkeit für uns den Park so schön hergerichtet und es hat Ihnen Niemand dafür auch nur ein freundliches Wort gesagt. Ich thue es jetzt erst — können Sie mir verzeihen?"

Sie sprach das so bewegt und mit einem Ausdruck so inniger Bitte im Blicke, daß dem starken Manne, als er in ihr Auge sah, war, als hätte er in den blendenden Glanz des Himmelreiches geschaut. Er machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung und nickte mit dem Kopfe. Er wollte etwas erwidern, noch wußte er nicht was, als menschliche Laute an ihr Ohr schlugen. Adelheid wandte sich überrascht nach der Richtung. Sie erkannte Isakoffs Stimme und war schnell gefaßt, als sie sagte: „Hier muß die Grenze nahe sein, kommen Sie, Herr Gerung. Sehen Sie, da ist schon das Flüßchen." Sie sprach es mit dem ruhigen verbindlichen Lächeln, das vornehmen Damen so gut läßt und ihnen so schnell zu Gebote steht, und davor glätteten sich die Wogen auch in Gerungs Innerem. Er war außerdem hier am Ziele seiner Wanderung angelangt, wo seine ganze Aufmerksamkeit und sein Thätigkeitstrieb in Anspruch genommen wurde. Adelheid half ihm das Terrain und all das, worauf es ankam, mit einem Eifer untersuchen, der ihr allerliebst stand.

Gerung fand, daß man durch geschickte Anlegung einiger Gräben und Durchstechung einer kleinen Erdwelle leicht das Wasser weiter unten in den Fluß ableiten und fernere Ueberschwemmungen durch Zuschüttung älterer Durchbrüche oberhalb verhüten konnte. Er zeigte dies Adelheid, die ihm mit dem lebhaftesten Antheil folgte: „So gewinne ich Ihnen ein Stück Land, gnädiges Fräulein, das künftig einen hübschen Ertrag

bringen soll. Schon im Herbst gedenke ich das Werk in Angriff zu nehmen und in wenigen Jahren soll die neue Anlage „Adelheids-Lust“ in frischem jungem Wachsthum und Gedeihen für Sie ein Bild hoffnungsreicher, glücklicher Zukunft sein.“

Adelheid warf den Kopf über und lächelte durch die blendenden Zähne: „Wenn ich hier mitzureden habe, so wird „Gerungs-Fleiß“ uns ein lebendiges Andenken bleiben an sein wackeres Schaffen und Wirken.“

Als sie zurückkehrend das Pferd wieder erreicht hatten, wollte er sich verabschieden, sie kam ihm jedoch zuvor: „Sie haben wohl nichts dringendes vor, begleiten Sie mich ferner, Herr Gerung, ich bitte.“

Er half ihr auf's Pferd und ging neben ihr her. Sie sprachen über dies und jenes und bald war ihre Unterhaltung lebendiger, als sie es gegenseitig von einander erwartet hätten. Adelheid schilderte ihr bisheriges einfaches Leben. Es lag so glatt und unbewegt vor seinen Augen da, wie ein klarer ringsumschlossener Bergsee, in dem sich der Himmel spiegelt; aber in der Tiefe ist's lebendig, da liegen wunderbare Schätze und Kleinode unter Korallenbäumen und Krystallpaläſten von niegeahnter Pracht. Ob wohl vor Gerung's geistigem Auge dieses Gesicht auftauchte, als er still ihren Worten lauschte? — Wie sie so lebendig erzählte und selbst den unscheinbarsten Ereignissen und Dingen den Schimmer tieferer Bedeutung zu verleihen wußte. Wie er an ihrer Seite dahinschritt, blickte er von Zeit zu Zeit wie zu einem erhabeneren Wesen zu ihr hinauf, die in dem Golde der Abendsonne so stolz und doch von einem unerklärlichen, neuen auch ihr selbst noch unbewußten Etwas umflossen, sich auf dem Rosse wiegte.

Wiewohl ihre Anschauungsweise fast männlich, bestimmt war, so barg sie doch unsäglich viel weibliche Milde und Zartheit, die nur auf einen günstigen Moment wartete, um aufzubrechen und sich zu entwickeln, nachdem sie durch Gewohnheit und Umgebung so lange zurückgehalten war. Ohne die Führung einer zärtlichen Mutter aufgewachsen, inmitten fremder Leute, die ihre Erziehung mit jener verdrießlichen, erkältenden Gewissenhaftigkeit leiteten, welche mehr Anerkennung als Liebe hervorruft, mußte sie nothwendig so werden, wie sie war. Auf den ersten Augenblick, wenn man ihr Wesen nicht tiefer ergründete, imponirte und blendete sie mehr, als daß sie fesselte und erwärmte, und da ihre Gefühle ihr Leben lang wenig genug Nahrung erhalten hatten, so war ihre reiche Bildung mehr Sache des Geistes geblieben und nicht in gleich vollem Maße dem Herzen zu Gute gekommen. Gerung mußte ihr ebenfalls ausführlich von seinen Lebensschicksalen erzählen. Er that dies in seiner bescheidenen Weise, und den Kopf leicht vorn übergeneigt, hing sie mit ungetheiltem Interesse an seinen Lippen. Er berichtete, was wir bereits wissen, von den Trübsalen seiner Kindheit, von den kleinen Freuden und Leiden seiner Knabenjahre, von seinen Studien und Reisen, von Beobachtungen und Erfahrungen, die er nah und fern gesammelt. Er sprach so klar und einfach und doch so gedankenreich und mit einer so vielseitigen Auffassung aller Dinge, daß sie sich jedes Wort einprägte. Sie begann ihn in einem ganz anderen Lichte zu sehen als zuvor. Ein Mann wie dieser war selten, das fühlte sie. In seiner Nähe — sie wußte nicht warum — war sie so zufrieden und voll Hoffnung für ihre Zukunft, daß ihr gewohntes Selbstbewußtsein mit doppelter Kraft emporschnellte. Gerung hatte bald Gelegenheit, das zu erfahren. Mitten in ihrem anziehenden Geplauder kam ihnen ein armes Bauernweib entgegengekeucht, eine große Bürde Gras auf dem gebeugten Rücken und auch die Schürze hoch damit angefüllt. Das Gesicht und die elende Kleidung trugen unverkennbare Spuren bitterſten Mangels. Als sie nahe war, seufzte sie mehr, als sie sprach, den landesüblichen Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus.“ Adelheid, die noch kurz zuvor vor Gerung die besten Pläne entwickelt hatte, wie sie der Noth und der Verkommenheit der dortigen Bevölkerung abhelfen wollte, suchte eine kleine Münze hervor und warf sie dem Weibe vor die Füße. Diese, die ihre Hände dazu brauchte, die Schürze fest zu halten, um nicht das mühevoll gesammelte Gras zu verlieren, machte bei den peinlichen Anstrengungen, das kleine Geldstück aufzuheben, die wunderlichſten Bewegungen und quälte sich dabei über die Gebühr, bis Gerung ihr es reichte. Adelheid war ruhig weiter geritten und als sie sich nach ihm umsah, war sie beinahe ungehalten, daß er sich mit jener Armen befaßte.

„Wo bleiben Sie, Herr Gerung? Was haben Sie mit der Frau? Gewiß ist das Gras wieder gestohlen; es ist abscheulich, wie diebisch das Volk hier bei uns ist.“

Diese Worte wirkten auf Gerung doch zu erkältend, als daß er nicht hätte versuchen sollen, ihrer Härte entgegenzutreten. „Gnädige Baronesse,“ erwiderte er bestimmt, „die Frau ist ehrlich und das Gras ist ihr angewiesen worden. Ich habe ihr auch nur das Almosen, das Sie so gnädig waren, ihr zuzuwerfen, von der Erde aufgelesen, sonst hätte es die Aermſte entweder liegen lassen, oder ihr Gras in den Schmutz fallen lassen müssen.“

Adelheid war zwar von dem Vorwurf ein wenig empfindlich berührt, entgegnete aber nichts. Auch er schwieg, und erst als sie am Parkthore angelangt waren, meinte sie verlegen und zaghaft: „Sie sind gleich zu streng, Herr Gerung, ich wollte ja der armen Frau nicht wehe thun.“

Als Gerung nichts erwiderte, sondern ohne sie anzublicken sich verabschieden wollte, bat sie ihn dringend, nochmals, doch recht bald, auf dem Schlosse vorzusprechen. Sie wollten dann plaudern, und auch Papa würde sich lebhaft dabei betheiligen. Gerung sagte es zwar artig zu, aber als sie sich trennten, trugen beide doch eine unverkennbare Verstimmung gegen einander im Herzen.

(Fortsetzung folgt.)

Unser warmer, aber gefährlicher Freund in der Zimmerecke.

(Schluß.)

Man erkennt, daß es gerade kein schwerer Tod sein mag, diese Folge der Kohlenoxyd-Vergiftung, und wird er deshalb auch häufig von Lebensüberdrüssigen erwählt. Bereits dem Alterthum, in welchem der nicht für schimpflich geltende Selbstmord am häufigsten durch Aderöffnung im Bade ausgeführt wurde, war auch diese Tödtungsart bekannt. Der römische Consul Quintus Lutatius Catulus z. B. tödtete sich durch Kohlengas, als ihn sein College Marius, eifersüchtig auf die von ihm im Cimbernkriege erfochtenen Siege, auf Tod und Leben anklagte. Er nahm, wie Plutarch erzählt, als nichts mehr für ihn zu hoffen war, ein Becken mit brennenden Kohlen in sein enges, frisch getünchtes und verschlossenes Gefängniß, und war bald — aller Sorgen enthoben. Auch Kohlengas-Vergiftungen durch Unvorsichtigkeit werden bereits aus der Römerzeit berichtet, obwohl man damals nur mit dem ungefährlicheren Holz heizte, und auch die Ofenklappe ihre verderb-

liche Mission noch nicht begonnen hatte. Der römische Kaiser Jovinian endete nach der übereinstimmenden Angabe von Marcellinus, Zonaras und anderen Geschichtsschreibern sein Leben durch Kohlendunst, als er, nicht vertraut mit der gefährlichen Kunst des Heizens, fern von Rom, im Winter eines warmen Zimmers bedurfte. Allerdings war den Meisten seiner Begleitung der Tod des noch am Abend vorher munteren Mannes unbegreiflich, daher die Erzählungen von Gifttränken, Erdrosselung u. s. w., welche man bei Chrysostomus und Anderen findet.

Je mehr der Gebrauch der Meilerkohle in den Gewerben, der fossilen Kohlen in der Hauswirthschaft allgemein wurde, desto häufiger wurden die Unglücksfälle. Dem Baco von Verulam war es noch etwas Neues, daß auf Nowaja Semlja überwinternde Belgier durch Kohlendunst erstickt waren. Er beschreibt sehr lebendig, wie man in den engen, gegen die Kälte sorgsam verstopften Hütten, in Ermangelung von Holz mit fossilen Kohlen ein Feuer entzündet hatte, wie die fröhlich im Kreise Sitzenden darauf immer stummer geworden und einen förmlichen Ekel vor dem Sprechen empfunden hätten, wie sie endlich todt hingestürzt seien, wenn man nicht schleunigst frische Luft hereingelassen. Baco glaubte, daß das Kohlenfeuer die Luft verdicke, wie denn Andere einigen Kohlenarten einen besonderen giftigen Stoff zuschreiben, welchen man durch Salzaufstreuen und Besprengen mit Wein zu entfernen hoffte. Wie oft sieht man nicht solche offene Kohlenbecken mitten in den geschlossenen Werkstätten der Arbeiter glühen, als ob es geradezu auf Vergiftung des Raumes abgesehen wäre! Unsere Kochöfen sind auch nicht viel besser, und wer in Garküchen, wo man über glühenden Kohlen Würste und dergleichen heiß erhält, zu thun hat, wird oft die Folgen an sich spüren.

Daß auch unsere Heizvorrichtungen in dieser Richtung sehr unsicher eingerichtet sind, geht aus der verhängnißvollen Rolle hervor, welche die Ofenklappe in jedem kalten Winter spielt. Man glaubt allgemein sie schließen zu dürfen, wenn die Kohlengas-Flämmchen verschwunden sind, obwohl alsdann die Gefahr vermindert, nicht aufgehoben ist. Denn die Kohlenoxydbildung geht fort, so lange die Kohle glüht, das schädliche Gas kommt *also* blos in geringerer Menge in's Zimmer, und bringt statt schnellen Tod langsames Siechthum hervor. Man sieht, es wäre Grund genug, die Ofenklappe polizeilich zu verbieten, und mag nachher Jedem überlassen bleiben, ob er sich zur Feuermaterial-Ersparniß eine sogenannte luftdichte Ofenthür machen lassen will oder nicht.

Erst in neuerer Zeit hat man sein Augenmerk auch auf die eisernen Oefen, als vielverbreitete Aushaucher des Giftgases in die Zimmer, gerichtet. St. Claire-Deville und Plattner haben nämlich nachgewiesen, daß glühende Eisenwandungen dem Kohlenoxydgase einen ungehinderten Durchgang gestatten, so daß es also aus dem glühenden Ofen in's Zimmer gelangt. In anderen Fällen sind diese Oefen nach längerer Benutzung durchbrannt, das Abzugsrohr vom Ruß zerfressen, so daß die poröse oder durchlöcherte Wandung ebenfalls dem Gase kein Hinderniß entgegensetzt. Kleine Eisen-Oefen für Werkstätten endlich sind sogar häufig ohne allen zureichenden Verschluß nach oben construirt.

Selten allerdings entlassen diese Oefen eine Gasmenge in die Luft, welche zur Vergiftung führt. Aber eine giftige Verbindung, von welcher wenige Procente, der Luft beigemischt, hinreichen, um einen Menschen zu tödten, bleibt gewiß nicht wirkungslos, wenn sie, vielleicht nur zu einem halben Procent in der Luft vorhanden, zur Einathmung gelangt. In der That klagen die Bewohner so geheizter Räume häufig über Kopfschmerz, Uebelbefinden, Herzklopfen, genug, sie können ihres Lebens den ganzen Winter über nicht froh werden. Man schreibt das allgemeine Mißbehagen in den durch eiserne Oefen geheizten Schul-, Casernen-, Lazareth- und Gesellschafts-Räumen meistens der t r o c k e n e n Wärme zu und versucht dem Uebelstande durch Verdunstung von Wasser in auf die Oefen gesetzten Schalen entgegenzuwirken. Allein wenn es schon schwer einzusehen ist, warum ein eiserner Ofen eine trockenere Luft erzeugen soll, als ein Kachelofen, so erregt andererseits trockene Luft, wie wir sie an kalten Wintertagen im Freien finden, niemals Kopfschmerz. Das Gefühl der Trockenheit beim Athmen in so geheizten Zimmern läßt sich vielmehr als eine Folge der Kohlengaseinathmung auffassen, welche regelmäßig im Schlunde das Gefühl der Trockenheit und des brennenden Durstes erzeugt. So wird vielleicht der Grund zu einem tiefwurzelnden Siechthum gelegt und eine eigene Ofenkrankheit geschaffen. Wer weiß, ob nicht die erhöhte Sterblichkeit in manchen Krankensälen an den kältesten Wintertagen — die sich sonst durch klare und reine Luft auszeichnen — hiermit zusammenhängt? Man möge also in Räumen, wo schnelle Erwärmung, vielleicht nur für wenige Stunden, die Benutzung eiserner Oefen wünschenswerth macht, ja auf die gute Erhaltung des Eisens und der inneren Chamottebekleidung achten, auch das Glühendwerden so viel wie thunlich vermeiden. Eiserne Oefen für Wohnzimmer, wie sie z. B. am Rheine verbreitet sind, halte ich trotz mancher Vorzüge aus obigen Gründen und auch wegen ihrer feuergefährlichen Unnahbarkeit, sowie des schnellen Temperaturwechsels wegen, durchaus für bedenklich.

Man hat vielfach nach Erkennungsmitteln des eingeschlichenen Giftgases, welches nur ausnahmsweise von den das Geruchsorgan warnenden Gasen begleitet ist, gesucht. Eine sauere Auflösung von Kupferchlorür entzieht das Kohlengas der Luft, kann aber der eigenen Schädlichkeit wegen nicht in offenen breiten Schalen in geschlossenen Räumen aufgestellt werden. Eine Palladium-Chlorür-Auflösung im offenen Glasrohr würde die Gegenwart des Gases durch Bräunung verrathen, aber wer kann ein solches Anzeigerohr beständig im Auge haben? Die vor einigen Jahren von einem Berliner Chemiker erfundene sinnreiche elektrische Klingel, welche ein Kohlengasgehalt der Luft zum Läuten bringt, scheint sich auch nicht zu bewähren oder wenigstens nicht für allgemeinere Einführung zu eignen. Man wird also nach wie vor seine Aufmerksamkeit auf unseren „warmen, aber nicht zuverlässigen Freund in der Zimmerecke" richten müssen, und wenn man ohne Gefahr an Leib und Leben Brennmaterial sparen will, eine luftdichte Ofenthür anschaffen, auf welcher man ohne Reclame in goldenen Buchstaben das Wort „Lebens-Versicherung" anbringen könnte.

Der submarine Tunnel zwischen Frankreich und England.

Die Ingenieure, wörtlich „die Geisteigenthümer", scheinen Besorgniß zu hegen, daß das kommende Jahrzehnt dem vergangenen nachstehen möchte an gigantischen Völker nähernden Unternehmungen, wie die Kabellegungen, die Pacific-Eisenbahn, der Suezcanal und die Gebirgsdurchstechungen es waren. Denn bereits sinnt man ernstlich auf neue Riesenarbeiten. Das alte Project, trockenen Fußes durch den Canal, der England und Frankreich trennt; zu wandern, wird nunmehr eifrig in Angriff genommen.

In einer kürzlich zu Exeter stattgefundenen Sitzung der technischen Section der British Association haben die Herren Bateman und Revy einen Plan vorgelegt, welcher durchgängig die Billigung aller anwesenden Sachverständigen gefunden hat. Nach demselben soll auf den Grund des Meeres eine gußeiserne Röhre von 13 Fuß innerem Durchmesser gelegt werden, welche aus einzelnen Platten von vier Zoll Dicke zusammengesetzt wird, und welche an den beiden Endpunkten allmählich aus der Tiefe emporsteigt, die im Durchschnitt 110 Fuß beträgt. Das Rohr wird ein Gewicht erhalten, daß es von selbst auf dem Meeresgrunde liegen bleibt, soll aber noch außerdem daselbst verankert werden. Man gedenkt es aus Rohrstücken von je 10 Fuß Länge zusammenzusetzen, welche letztere wieder aus sechs wasserdicht verbundenen Platten gebildet werden sollen, die äußerlich durch darumgelegte eiserne Scheibenringe (Diaphragmen) zusammengehalten werden. Der Bau würde auf ähnliche Weise vorge-

nommen werden, wie der des Themsetunnels, indem man sich einer Vorrichtung bedient, die dem Schilde, welches man in London zum Ehrendenkmal ihres Erfinders, des französischen Ingenieurs Brunel, aufgestellt, nachgebildet ist. Mit dem Ende des fertigen Röhrenstückes wird nämlich an seine Umfangsringscheiben luftdicht durch Flantschen eine Kammerröhre von ca. 80 Fuß Länge und 18 Fuß Durchmesser verbunden, welche ringsverschlossen durch eine auf der Meeresoberfläche befindliche Dampfpumpe mit frischer Luft versehen wird. In dieser Röhrenkammer wird das Tunnelrohr vorwärts gebaut, und jene an dem in seiner Vollendung fortschreitenden Rohre mittelst hydraulischer Pressen weiter geschoben. Diese Erfinder dieser Methode fürchten sich angeblich mehr vor der Vollendung des Rohrstückes, welches über dem Wasser gebaut werden soll, als vor der Weiterführung auf dem Meeresgrunde. Die Personen- und Sachenbeförderung in diesem Meerestunnel soll vermittelst der gefahrlosen atmosphärischen Eisenbahn geschehen, wie eine solche seit nahezu dreißig Jahren auf einer Zweigstrecke der Dublin-Kingstown-Linie angewendet wird und sich vollkommen bewährt hat. Man wird sodann also auch unter dem Meere, „mit gutem Winde", d. h. durch einen kräftigen Luftstoß, befördert werden und kann, wenn sonst daran gelegen ist, ohne auszusteigen in seinem Wagen von London aus nach Paris, ja mit der indo-europäischen Eisenbahn bis nach Bombay gelangen. Macht man kleine Stationen im Tunnel und bringt Glasfenster darin an, so kann man unten Aquarium-Wunder genießen, während der Canal oben, eines Sturmwindes wegen, vielleicht nicht zu passiren ist. Man will die Linie von Dover nach Cap Grisnez nehmen und hofft in fünf Jahren fertig zu werden. Die Kosten werden nicht höher als auf 8 Millionen Pfund Sterling geschätzt, welche ein jährlicher Ertrag von 1,300,000 Pfund decken würde. Es wird ohne Zweifel genug Leute geben, welche über diesen Plan lachen werden, aber so ist es bei allen ähnlichen Unternehmungen gewesen, ohne daß sie daran Schaden genommen — denn das Wörtchen unmöglich fehlt in des „Ingenieurs Almanach".

Mannichfaltiges.

— Nach den Bestimmungen des ungarischen Volksschulengesetzes haben auch die Schullehrer ein Mitglied in den Schulrath ihres Bezirkes zu ernennen. Die Lehrer des Fünfkirchener Bezirkes haben nun in echt amerikanischem Geiste beschlossen, gegen den Wortlaut des Gesetzes, zu dem Wahlacte auch Lehrerinnen mit Stimmrecht zuzulassen. Es ergab sich daraus eine bewegte Scene. Von den Frauen plaidirte eine für die Gleichberechtigung der Geschlechter, während eine andere für Einhaltung der gesetzlichen Vorschriften eintrat. Die Fünfkirchener Frauenwelt bereitet an die Vertheidiger der Frauenrechte eine Vertrauensadresse vor.

— Ein Karlsburger Speditionshaus sendete eine mit T. signirte Kiste laut Frachtbrief an eine Gouvernante in Kronstadt. Wie staunte diese, als sie bei Eröffnung derselben zwei Capuzinerkutten, Sandalen, Breviere und sonstige offenbar einem Mönche gehörende Utensilien fand; es wurden eben zwei gleich signirte Kisten auf einer Bahnstation verwechselt und dürfte der gute Capuziner im Besitze einiger Crinolinen, Frauenröcke, Poudre de riz und anderweitiger, nicht näher zu beschreibender Damen-Utensilien sein.

— Die Pall Mall Gazette rechnet aus, daß das Feuer im abgelaufenen Jahre ungewöhnlich stark unter den Theatern aufgeräumt habe, in so fern nicht weniger als zehn abbrannten. Nämlich: die Stadttheater von Glasgow, Hull, Durham und Köln; das Freiheits-Theater in Malaga und das Sommer-Theater in Köln; das Opernhaus in Dayton (Staat Ohio), das königliche Theater in Dresden; das Gaiety-Theater in Milwaukee (Staat Wisconsin) und der Hippodrome in Paris.

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

♂ Mannheim, 28. Januar. Gestern hat Gerhard Rohlfs im Harmoniesaale einen Vortrag über seine Fahrten in Afrika gehalten, in welchem er seine Schilderung von Land und Leuten in Marocco, wo er bekanntlich Obermilitärarzt und Leibarzt des Kaisers geworden, vorausschickte und dann seine weiteren Erlebnisse auf den folgenden Versuchen, in das Innere von Afrika einzudringen, schilderte. Leider war die Zeit nicht ausreichend, seine Rückreise vom Tsad-See zum atlantischen Ocean mehr als andeutend zu erzählen.

Ein späterer Vortrag, auf welchen ich Ihre Leser aufmerksam machen will, wird seine Reise nach Abyssinien und seinen Aufenthalt auf Cyrenaica schildern.

Der hiesige Kunstverein hat gegenwärtig eine kleine, aber sehenswerthe Ausstellung veranstaltet. Sie enthält Feuerbachs Lesbia und eine photographische Abbildung seines platonischen Gastmahles, ein Genrebild von Rögge und ein großes Genrebild von unserem Landsmanne Hoff in Düsseldorf.

Das erstere derselben ist Ihnen von den Ausstellungen Ihres jenseitigen Kunstvereins, das recht liebliche Rögge'sche den Besuchern der großen internationalen Kunstausstellung in München, aus welcher es in hiesigen Privatbesitz überging, bekannt.

Das Hoff'sche Bild aber, das Ziel so lebhafter Wallfahrt von Kunstvereinsfreunden, daß die Ausstellungszeit auch auf die Mittagsstunden erstreckt werden mußte, verdient diese Auszeichnung durch eine schöne Gruppirung der dargestellten „Heimkehr", durch das heitere fast blendende seiner Farbengebung, durch die feinste Sorgfalt der Darstellung auch von den Zuthaten des Ganzen, endlich durch das plastische Hervortreten der Figuren und Gruppen so sehr, daß wir nur bedauern können, daß die Ausstellungsfrist schon nächsten Sonntag zu Ende geht.

In der nächsten Woche haben wir die Aussicht, ein großes Thierstück des Karlsruher Meisters, Hofmaler Richard, hier ausgestellt zu sehen.

Charade.

1.

Ich bin ein fremdes Kind auf deutscher Erde
Dem Namen nach, doch nicht in Wirklichkeit;
Denn Tausende, sie sind mit Fleiß bereit,
Daß ich an's Tageslicht gefördert werde:
Der meisten Speisen treuester Gefährte.

2. 3.

Ja, wenn der Meister war, was sie uns sagen,
Dann ist der Jünger auch, den wir Dir nennen,
— Wie sehr er sich am Abend mag bekennen —
Nach Mitternacht, als es beginnt zu tagen,
Als trotz'ger Gotteslängner anzuklagen.

1. 2. 3.

Und sind mit Schwarz und Gelb wir im Verein,
Dann fürchtet un'sre Macht, ihr Erdenkinder!
Wir sprengen Felsen und sind Tod's Verkünder.
Doch nicht zu scheuen sind wir Drei allein,
Da pökelt man sogar das Fleisch mit ein.

— Δ

Auflösung des Buchstabenräthsels in Nr. 9:
Latente Talente.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gerhard Stay.

Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 13. Dritter Jahrgang. 1870.

* Ein Verhängniß.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Rudolph Altschaffel.

(Fortsetzung.)

3.

Als Adelheid vom Pferde stieg, grüßte sie aus dem offenen Fenster ein Herr in russischer Uniform, der sich mit dem Baron unterhielt, auf das zuvorkommendste. Herr v. Isakoff war in ihrer Abwesenheit zum Besuch eingetroffen und hatte ihre Rückkehr mit Ungeduld erwartet. Oben angelangt, öffnete sie die Thür halb und rief lachend in's Zimmer: „Auf Wiedersehen, meine Herren, ich bin gleich wieder zur Stelle!" Herr v. Isakoff war aufgesprungen, um sie zu begrüßen — da war sie schon verschwunden, seine Verbeugung empfing die geschlossene Thür. Er war ein schöner Mann von imposanter Figur, mit ausdrucksvollem Gesichte, das aber gewöhnlich kalt und theilnahmslos dreinblickte, als ob er Niemanden eine Regung seines Inneren verrathen wollte. Unter der glatten Außenseite hauste aber mancher Dämon; besonders wenn er irgend wie erregt war, trat um das graue, scharfe Auge ein Zug tückischer Grausamkeit hervor und um die Mundwinkel zuckte souveräne Weltverachtung. Uebersättigt an allen Lebensgenüssen, selbst von einer Hauptstadt, wie Petersburg, gelangweilt, hatte er sich an die Grenze versetzen lassen, wo er einige Aufregungen zu finden hoffte. Es war gegen Ende der Zwanziger Jahre und in Polen fing es bereits an zu gähren. Die russische Regierung ergriff Vorsichtsmaßregeln, verstärkte die Commandos und setzte die zuverlässigsten Officiere an ihre Spitze. Isakoff hatte sein Commando gerade nicht aus dem grausamen Triebe gesucht, die unglückliche Nation zu Paaren zu treiben, aber er hoffte sich nach oben hin auszuzeichnen; daß er in seinem Diensteifer vor keiner Grausamkeit und Härte zurückbeben würde, verstand sich bei ihm von selbst, und leider, er war immer im Dienste. Eingeführt auf Schloß Rudzin, war er bald von Adelheid hingerissen. Alle Güter der Welt erschienen ihm neben ihr werthlos; er hatte sich geschworen, sie zu besitzen, so oder so. Die Ehe hatte er zunächst noch nicht in's Auge gefaßt, sie beide besaßen ja nichts; vielleicht aber gewann er bald Rang oder Reichthum, dann hätte er sich nicht lange besonnen, der Creme der Residenzgesellschaft eine Gemahlin zuzuführen, die seinen Glanz erhöhen mußte, indem sie alle anderen Damen neben sich verdunkelte. Er, dessen Herz längst keines edleren Gefühls mehr fähig war, besaß dafür große Erfahrung und Besonnenheit. Zunächst mußte er Adelheid's Neigung zu gewinnen suchen.

Und das konnte ihm Niemand bestreiten, er versäumte nichts, was ihm in dieser Hinsicht hätte förderlich sein können. Bald ein gerngesehener Gast auf dem Schlosse geworden, umgab er Adelheid mit der feinsten Aufmerksamkeit eines vollendeten Weltmannes. Auch der Baron, der sich durch die Besuche eines Mitgliedes der höchsten Petersburger Zirkel geschmeichelt fühlte und durch ihn willkommene Zerstreuung fand, empfing ihn freundlich und schmiedete in seinem Müßiggange, da er sonst nichts zu thun hatte. neue Combinationen. Adelheid ließ sich die Huldigungen mit dem stolzen Bewußtsein gefallen, daß sie einer Dame von Stand und Bildung gebührten. Sie selbst gewährte Isakoff nicht mehr, als gemessene und liebenswürdige Höflichkeit, wie sie nach ihrer Meinung unzweifelhaft einem Edelmanne, Officier und Hofcavalier zukam. Bei diesem rein äußerlichen Wohlwollen fühlte sie klar und bestimmt, daß sie ihm schwerlich jemals näher treten würde. Es war ihr zuweilen, als ob eine innere Stimme sie vor ihm warne, sie ging aber darüber leicht hinweg, da ihr Verkehr noch stets in den Grenzen nachbarlicher Freundschaft geblieben war. Freilich war ihr Manches an ihm bedenklich aufgefallen und hatte unbestimmten Verdacht in ihr erregt, wie unter Anderem das Folgende: Der Hauptmann pflegte in der Regel zu Pferde zu kommen, nur von einem Reitknechte begleitet. Dieser Mensch mit seinem unheimlichen Gesichte, war ihr noch darum besonders zuwider, weil er zum Bedienten Georg in sehr intimen Verkehr getreten war, einem ebenso abgeseimten Burschen, den der Baron in seiner Schwäche nur darum noch behielt, weil er bei seiner Entlassung die gehässigsten Klatschereien oder noch schlimmere Rache befürchtete. Adelheid begriff öfters nicht, wie der Hauptmann seinem Reitknechte gegenüber immer so nachsichtig war, als sie aber einmal gewahr wurde, daß Iwan in der Nähe ihrer Zimmer herumcharmirte, theilte sie ihre Beobachtungen sehr ungehalten Isakoff mit. Seit der Zeit war Iwan abgeschafft und nur ein dunkeles Gerücht war zu ihr gedrungen, er habe seine Unvorsichtigkeit lange genug in einem Lazarethe büßen müssen. Isakoff hatte wegen der Keckheit seines Dieners anscheinend mit der größten Aufrichtigkeit tausendmal um Verzeihung gebeten, sie auch erhalten, ersetzte ihn aber durch einen geschickteren, wahrscheinlich noch abgeseimteren Burschen, der eben so bald der vertraute Freund des Schloßbedienten wurde.

Nachdem Adelheid sich umgekleidet hatte, trat sie bei den Herren ein, bezaubernder denn je, in der Nachwirkung des schönen Spazierritts. Isakoff eilte ihr mit der Grazie eines Hofcavaliers entgegen und küßte ihr die Hand.

„Ich freue mich, Sie so recht wohl zu sehen, meine Gnädige. Sie kehren von einem Spazierritte durch die Felder zurück?"

Sie lud ihn mit einer freundlichen Handbewegung zum Niedersetzen ein. „Nein, Herr v. Isakoff, diesmal komme ich aus dem Walde von der Königsbuche."

„Was?" fragte der Baron verwundert, „dort bist Du zu Pferde gewesen? Wie konntest Du denn da durchkommen?"

„Ich bin schon oft dagewesen, Papa, und komme überall durch. Ich kenne ja unseren Wald in und auswendig."

„Sie müssen wissen," wandte sich der Baron erläuternd zu Isakoff, „dort ist die wildeste Partie in meinem Forst. Selten kommt ein Mensch dorthin und selbst zu Fuß muß man froh sein, wenn man nicht die Kleider an den Aesten und Zweigen hängen läßt."

„Aber Papa," meinte Adelheid lächelnd, „so schlimm ist es doch wirklich nicht. Ich dringe dort nicht nur zu Pferde hin, sondern bin sogar, wie Du siehst, ganz unbeschädigt geblieben und die Königsbuche sehe ich gar zu gerne."

„Gnädiges Fräulein," bemerkte v. Isakoff verbindlich, „ich weiß nicht, ob das Vergnügen, das Ihnen jener Baum macht, im Verhältniß steht zu der Mühe, um ihn zu sehen."

„Ah, Sie kennen meine Königsbuche nicht, das ist ein herrlicher Baum und der Platz ringsherum der anmuthigste Fleck Erde, den ich mir denken kann, so abgeschieden friedlich; ich verweile dort oft und gern."

„In welcher Gegend liegt denn dieser beneidenswerthe Platz?"

„Unweit vom Erlensumpfe, dicht an Ihrer Grenze. Auch dort war ich heute," wandte sich Adelheid wieder an den Baron.

„Wie?" fragte dieser noch mehr erstaunt. „Was hattest Du denn dort zu thun?"

Und Isakoff setzte hinzu, die Verwunderung theilend: „Wie ist es möglich, meine Gnädige, sich in jenes unwegsame und gefährliche Revier zu wagen? Meines Wissens ist der Sumpf grundlos."

„Das kümmert mich nichts," erwiderte Adelheid mit überlegenem Lächeln gegen beide Herren, „ich kenne selbst dort keine Hindernisse. Zufällig weiß ich einen geheimen Pfad, der durch den Sumpf führt und da ich dort heute unseren Director traf, der in jener Gegend zu thun hatte, so wurde ich seine Führerin."

„Mit Ihrem Director, gnädiges Fräulein? Dann glaube ich Ihre Stimme gehört zu haben, als ich vorbei ritt," fragte Isakoff lebhaft.

„Wahrscheinlich," meinte sie trocken, „auch wir hörten Stimmen. Ich erkannte sogar die Ihrige."

„Was wollte denn Gerung dort? Was hat der bei der Königsbuche und im Erlensumpfe zu schaffen?" rief der Baron in ungeduldiger Spannung.

„Gemach, Papa," sagte Adelheid, indem sie zugleich auf Isakoffs fragende Mienen einen neckenden Seitenblick warf, „die Herren unterbrechen mich zu oft. Also, Papa," fuhr sie in abgemessenem Tacte fort und tupfte mit dem Zeigefinger der rechten Hand in die Fläche der linken, während sie mit dem Kopfe dazu nickte, „Herr Gerung war dort, um zu sehen, wie der Sumpf urbar gemacht werden kann und dieser Gedanke ist ausgezeichnet, ich habe mich selbst davon überzeugt; ein paar Gräben, ein paar Dämme und wir gewinnen mehrere hundert Morgen Culturland. Glaube mir, Papa," setzte sie zutraulich hinzu, indem sie ihrem Vater die Hand streichelte, „Herr Gerung ist auf unser Bestes trefflich bedacht, ich sehe das überall."

„Nun," meinte der Baron, halb unwirsch, halb besänftigt, „das wird sich noch zeigen."

Isakoff konnte seiner verzehrenden Neugierde nach dem neuen Director, der sich einer Freundlichkeit von Adelheid, wie die heutige rühmen konnte, nicht Herr werden. Heftiger Neid ergriff ihn bei der Vorstellung, daß seine schöne Nachbarin gegen einen Anderen so liebenswürdig gewesen. Er beherrschte sich mit Mühe, nur an einem leisen höhnischen Zucken der Lippen hatte man errathen können, was in ihm vorging. Leichthin ragte er:

„Wer ist Ihr neuer Director — ich dächte, Sie nannten vorhin auch seinen Namen? — Gerung?"

„Gewiß, Herr Gerung," bestätigte Adelheid.

„Wie sieht er ungefähr aus, mein gnädiges Fräulein?" Hierauf wollte zwar der Baron antworten, Adelheid kam ihm jedoch zuvor und nahm ihm das Wort vom Munde.

„Nun, ich habe mir ihn allerdings noch nicht genauer angesehen, um ihn portraitähnlich beschreiben zu können" — aber als ob sie sich auf einer Unwahrheit ertappt hätte und fürchtete, zuviel zu sagen, setzte sie in gleichgiltigem Tone hinzu: „Großer, regelmäßig gewachsener Mann, dunkeles Haar, blonder Schnurrbart, Kleider beliebig; besondere Kennzeichen: Neigt den Kopf, wenn er spricht, leicht nach vorn, was seinem Gesicht einen gedankenvollen Ausdruck verleiht. So, nun haben Sie's; wissen Sie jetzt, wie er aussieht?"

„Ich habe ihn, wie Sie wissen," fuhr jetzt der Baron fort, „erst seit einigen Monaten und sehe ihn fast gar nicht. Er machte den Eindruck auf mich, als wäre er ein wenig gar zu selbstbewußt."

„Ich glaube," beeilte sich Isakoff einzufallen, während Adelheid eine abwehrende Bewegung machte, „dieselbe Beobachtung gemacht zu haben. Nach Ihrer flüchtigen Beschreibung, meine Gnädige, ist er es, dem ich schon einmal begegnet bin. Er benahm sich damals merkwürdig ungeschickt."

„Erzählen Sie," rief Adelheid verwundert, „ich glaube vielmehr, daß er Sie gar nicht kennt."

Isakoff berichtet sein erstes Zusammentreffen mit Gerung, stellte es aber wohlweislich anders dar. „Der Mensch versteht entweder nicht mit dem Pferde umzugehen," meinte er, „oder er war übermüthig, wie alle Emporkömmlinge. Er kam an mich herangeritten und ließ seinen Gaul, wahrscheinlich aus Eitelkeit, courbettiren; das geschah aber so plump, daß ich und mein Pferd ganz mit Koth bespritzt wurden; letzteres scheute sogar, ich hatte Mühe, es zu halten. Als ich dem Menschen seine Unart verwies, hatte er die Keckheit, mir noch zu widersprechen. Denken Sie," wiederholte er, zum Baron gewandt, „mir frech zu widersprechen; ich hielt es aber unter meiner Würde, ihn, wie er es verdiente, zu strafen. Aufrichtig gestanden, ich halte ihn für einen Menschen, dem man vorsichtig aus dem Wege gehen muß, und Ihr Urtheil, Herr Baron, scheint mir richtig. Seien Sie vor ihm auf Ihrer Hut."

„Ja, ja," meinte der Baron, „dergleichen Leute nehmen sich in neuerer Zeit überhaupt viel heraus."

Adelheid hatte ihnen schweigend zugehört: „Ein solches Benehmen von Gerung, Herr v. Isakoff, befremdet mich in der That; zwar scheint er auch mir ein wenig kurz angebunden, aber —"

„Sehen Sie," rief Isakoff triumphirend, „ich habe recht!"

„Aber," wollte Adelheid fortfahren und Gerung vertheidigen, da fiel ihr jedoch der Auftritt mit der Bauersfrau ein; sie schwieg und blickte sinnend in's Weite. Ueber ihre Züge flog ein leichter Schatten, ihr voriger Verdruß über Gerungs offenen Tadel kehrte verdoppelt zurück und legte sich wie ein Frost auf ihre Stimmung. Sie verstummte; es entstand eine Pause.

Als Isakoff, dem die Begegnung an der abgelegenen Königsbuche und das Geleit durch den Erlensumpf nicht aus dem Sinne wollten, im Laufe der ferneren Unterhaltung mit dem Baron so obenhin bemerkte, der Erlensumpf biete immer noch einen Schlupfwinkel für Schmuggler und es wäre zu wünschen, daß man ihn polizeilicherseits unzugänglich mache, meinte Adelheid kühl und trocken:

„Ich glaube, wenn der Sumpf, wie geschehen wird, entwässert und für Jedermann zugänglich ist, wird ihn Niemand mehr aufsuchen." Sie blieb einsylbig und zog sich, Ermüdung vorschützend, zeitig zurück, worauf auch Isakoff sich mit der Zusage empfahl, bald wieder vorzusprechen. (Forts. folgt.)

Ueber den Einfluß der Witterung auf den Menschen.

Ueber den Einfluß der Witterung auf den Menschen bringt der im Verlage der Eitlinger'schen Buchhandlung in Würzburg erschienene „Herrieder Kalender" für das Jahr 1870 eine klare und populäre Darstellung aus der Feder des verstorbenen praktischen Arztes, Hrn. Dr. J. A. Heidenschreider, welche wir im Folgenden zum Abdruck bringen. Bei dieser Gelegenheit sei der genannte Kalender, welcher von demselben Verfasser außer der erwähnten Abhandlung noch Witterungsangaben für jeden Monat und schätzbare Hausmittel enthält, aufs beste empfohlen. Für die große Zahl Derjenigen, welche die seit Jahren in der „Fränkischen Zeitung" veröffentlichten und regelmäßig in viele deutsche Blätter übergegangenen meteorologischen Berichte des Hrn. J. A. Heidenschreider verfolgt haben, dürfte der Herrieder Kalender für dieses Jahr ein besonderes Interesse deshalb gewähren, weil er ein sehr sprechendes Portrait des geschätzten Wetterbeobachters bringt. Der oben erwähnte Aufsatz, welcher wohl die letzte größere schriftliche Arbeit des Verstorbenen war und so eine Art Schwanengesang desselben bildet, lautet wie folgt: Wirft Jemand die Frage auf: was macht am Leichtesten krank, die Kälte oder die Hitze? so gebe ich nach meinen langjährigen desfallsigen Studien und Erfahrungen die Antwort: Keines für sich so sehr, als der rasche Wechsel beider. Es erkranken daher in den Monaten März und April — wo die schroffesten Witterungsveränderungen stattfinden, die meisten Leute, dann folgen erst Januar und Februar als die kältesten und Juli und August als die heißesten Monate. Von 1660 Kranken, die ich in 20jährigem Durchschnitt in hiesiger Gegend alljährlich behandle, erkrankten im Mittel im Januar 157, im Februar 136, im März 166, im April 163, im Mai 149, im Juni 135, im Juli und August 136, im September 108, im October 119, im November 118 und im December 137; mithin im Winter 430, im Frühjahre 488, im Sommer 407 und im Herbst nur 345. Die atmosphärischen Einflüsse auf die menschliche Gesundheit überhaupt sind bald störend, bald fördernd, und nach der Persönlichkeit des Einzelnen, nach dessen Anlagen und Gewohnheiten höchst verschieden. Von dem ganzen ursächlichen Zusammenhang zwischen den meteorologischen Zuständen einerseits und dem Menschen und seinen Krankheiten anderseits wissen wir bis heute noch nicht sehr viel, nur so viel steht fest, daß ein solcher Zusammenhang stattfindet. Da sich die Wirkungen der atmosphärischen Einflüsse auf den Menschen nur allmählich, und oft erst spät bemerklich machen, während gleichzeitig andere nicht atmosphärische Einwirkungen von der Außenwelt her stattfinden, so ist es häufig unmöglich, die Wirkungen der Witterung überall mit Sicherheit auszuscheiden und richtig zu beurtheilen. Der Zustand der Luft wirkt im Allgemeinen auf den Athmungsproceß, auf alle Ausdünstungsvorgänge, besonders jene der Hautdecken, daher die Wichtigkeit der Beschaffenheit derselben für den menschlichen Organismus, für Blutbildung, Stoffwechsel und Eigenwärme. Je nach dem Mischungsverhältnisse der Luft, nach der Bewegung und Ruhe derselben, je nach den Witterungszuständen der Tages- und Jahreszeit, nach den Klimaten und Gegenden wird dieselbe wieder eine andere Rückwirkung auf den menschlichen Organismus haben. Ein Erwachsener athmet in jedem Athemzuge ⅓ Maß, in einer Stunde etwa 550 Maß Luft ein, und damit etwa 25 Maß Sauerstoff, oder dem Gewicht nach etwa 2½ Pfund davon. Durch die Hautausdünstung verliert der Körper desselben in einer Stunde etwa 2 Loth an Stoffen. Bei trockener Luft und niedrigem Barometerstand wird mehr Kohlensäure und Wasserdünste ausgeathmet, bei Tag mehr als bei der Nacht, welche Schwankungen sich bis in's Dreifache des Betrages steigern können. Die Wirkungen des Ozongehaltes der Luft sind noch zu wenig bekannt, um daraus einen sicheren Schluß ziehen zu können. Bei tiefem Barometerstand und herrschendem Sirocco bringt die Schwüle der Luft eine Schwäche der Glieder, sowie eine Abspannung der Nerventhätigkeit hervor. Unter allen Lebensbedingungen ist indessen eine gewisse Wärme bei weitem die wichtigste, von der alle anderen abhängig sind. Nur in einer mäßigen Wärme der Atmosphäre gehen Blutumlauf, Ausdünstung und Nervenfunction in gehöriger Weise vor sich. Dies gilt besonders für Kinder, alte Leute, Schwächlinge und bei ruhiger Lebensweise. Im Allgemeinen wirkt die Wärme oder Kälte durch Ab- oder Zunehmen der Wärme unseres Körpers, durch Ausdehnung oder Zusammenziehung, sowie durch Aenderung des Umfanges seiner festen und flüssigen Bestandtheile mit Gleichförmigkeit. Für jeden Einzelnen wirkt sie je nach seiner Empfindlichkeit und Widerstandsfähigkeit, Gewohnheit und Aufmerksamkeit, nach Alter und Geschlecht, nach der mehr oder minder starken Bekleidung, nach seiner Ruhe oder Thätigkeit, je nachdem sein Magen voll oder leer ist, endlich je nachdem kleinere oder größere Flächen seines Körpers dem Temperaturwechsel ausgesetzt sind, oder letzterer allmählich oder plötzlich stattfindet. Bei uns ist eine Wärme von 16—18° C (13—15° R) bei gewöhnlicher Bekleidung und ruhiger Luft am zweckmäßigsten. Im Bade ist es uns erst bei einer Wassertemperatur von 30—35° C (24—28° R) behaglich, welcher Hitzegrad der Wärme unserer Hautdecken gleichkommt. Ein plötzlicher Temperaturwechsel von 5° C (4° R) bringt uns denselben gewöhnlich erst zur Empfindung.

Von höchster Bedeutung ist der Umstand, daß der Mensch seine Eigenwärme immer fast auf derselben Höhe zu erhalten im Stande ist, mag von Außen Wärme oder Kälte einwirken. Beim Eintauchen des Armes in Wasser von 42° C (34° R) ¼ Stunde lang steigt die Temperatur seiner Muskeln nur um ⅕° C, und sinkt umgekehrt beim Eintauchen in Wasser von 0° 1 Stunde lang nur um ⅕° C (⅛° R). In den Tropen steigt die Eigenwärme bei 30° C (24° R) höchstens um 1—2°, und in den kalten Zonen fällt sie bei eben so großer Kälte auch nicht mehr. Im Allgemeinen kann der Mensch Temperaturen, welche selbst 150° C (120° R) auseinander liegen, auf kürzere oder längere Zeit ertragen, er hält es in trockenen Schwitzbädern bis 100° C (80° R) Wärme aus und bleibt in Kamtschatka bei 50° C (40° R) Tage lang im Freien. Neben der warmen Kleidung und Bewegung bei der Kälte, der nothdürftigsten Bedeckung und Ruhe bei der Hitze hat er dies vorzüglich dem Umstande zu verdanken, daß sein Körper, sowie die ihn umgebende Luft die Wärme schlecht leiten. Doch hat dies Alles seine Grenzen, bei zu großer Hitze gerathen die Ausgleichungsvorgänge in's Stocken und erlischt endlich das Leben, und bei zu großer Kälte muß durch Kleidung, Zimmerheizung und stärkere Bewegung und Thätigkeit nachgeholfen werden, wenn der Mensch nicht erfrieren soll. Weil sich die Ausgleichung nur allmählich entwickelt, wie im Laufe des Winters oder beim Aufenthalte in kälteren Gegenden, so macht der erste Frost meist einen viel stärkeren, oft sehr nachtheiligen Einfluß auf uns, als später sogar ein ungleich höherer Kältegrad, weshalb der Schutz im Anfang verhältnißmäßig größer sein muß. Ueberhaupt entsteht bei rascher Abkühlung des Luftraumes im Sommer leichter eine sogenannte Erkältung unseres Körpers, als in der kalten Jahreszeit, in den Tropen noch viel leichter als bei uns.

Die Wirkungen der Luft im Freien sind verschieden je nach ihrem Wärmegrad und der Länge ihrer Einwirkung, je nachdem die Luft trocken oder feucht ist. Im Allgemeinen bringt eine trockenheiße Luft eine Ausdehnung des Körpers, namentlich Schwellung der Hautdecken, hervor. Dagegen wird mehr Wasserdunst durch Lungen und Haut ausgeschieden, und treten, namentlich bei gleichzeitiger Bewegung und Muskelanstrengung, Schweiße ein. Ferner ist der ganze Athmungsvorgang weniger vollkommen, während Herzschlag und Puls zunehmen. Urin und Speichel werden vermindert, die Gallenbildung vermehrt. Ebenso macht sich der Verlust an Flüssigkeit durch Durst geltend, während sich der Appetit verringert und die Verdauung verlangsamt. Es entsteht bald Abspannung, Mattigkeitsgefühl und Schläfrigkeit; die Functionen des Nervensystems gehen nur anfangs leichter und kräftiger vor sich.

Ist der Mensch vorübergehend ungewöhnlich hohen Wärme-

graden ausgesetzt, namentlich wenn zugleich intensives Licht einwirkt, wie im Sommer, so können mit Schnelligkeit mehr oder weniger bedenkliche Störungen eintreten, namentlich vom Gehirn aus. Den höchsten Grad dieser Wirkung nennt man den Sonnenstich. Es entsteht ungewöhnliche Aufregung, Beklemmung, Angstgefühl, Schwerathmigkeit, Kopfschmerz, Schwindel, Betäubung, Verwirrung der Sinne und Gedanken. Alle diese Zufälle können allmählich, oft aber auch schnell einen tödtlichen Ausgang nehmen. Auch Wahnsinn kann in Folge des Sonnenstiches zurückbleiben. Es vergeht dahier (Herrieden) selten ein Sommer, wo nicht einzelne Individuen am Sonnenstich erkranken, ja in sehr heißen Jahrgängen, wie 1846, sind mehrere Personen auf dem Heuwagen plötzlich daran gestorben. Nachtheilig wirkt die Sonnenhitze namentlich auf Kinder, Fieberkranke, Vollblütige und solche, die zu Blutandrang nach dem Gehirn und anderen wichtigen Orten geneigt sind. Vortheilhaft wirkt dieselbe auf Skrophulöse, Wassersüchtige, ferner auf Solche, welche an chronischem Rheumatismus und Gicht leiden, mit Nervenschmerzen, chronischen Katarrhen und Schleimflüssen behaftet sind, sowie auf die meisten Lungensüchtigen; endlich auf alle Reconvalescenten, namentlich nach schweren Krankheiten. Nachtheilig wirkt indessen im Allgemeinen eine zu große Wärme durch Erzeugung und Beförderung der Intensität und Ausbreitung epidemischer Krankheiten, wie Typhus, Ruhr, Cholera u. s. w. Die Wirkungen der Kälte sind gleichfalls verschieden, je nach dem Grade und der Dauer der Einwirkung derselben, nach der Höhe eines Ortes über dem Meeresspiegel, je nachdem die Luft trocken, rein und klar, oder feucht und trüb ist, je nachdem sie ruht oder sich in Bewegung befindet, nach der Individualität des Menschen, sowie nach Alter, Geschlecht, Körperkraft, Gewohnheit u. s. w. Auf Neugeborene und Kinder wirkt die äußere Kälte nachtheiliger, weil sie weniger Eigenwärme hervorbringen, ebenso auf Greise, Schwächliche, schlecht Genährte und Blutarme. Ebenso wird die Kälte viel mehr empfunden, wenn die Luft bewegt und feucht ist. Doch bleibt immer die Hauptursache einer Erkältung, welche unser Körper erfährt, der Grad der Abkühlung und die Schnelligkeit, womit dieselbe eintritt. Die Erkältung giebt zu sehr vielen Krankheiten die Veranlassung, namentlich zu Entzündungen, Rheumatismen u. s. w. Nun wirkt aber nicht blos die Kälte, sondern auch die Feuchtigkeit der Luft, und am meisten ein rascher Temperaturwechsel, welcher um so gefährlicher ist, je größer und anhaltender zuvor die Wärme der Atmosphäre und des Menschenkörpers gewesen. Es erkranken auch deshalb, wie schon Eingangs erwähnt, die meisten Menschen in jenen Monaten, in denen der rascheste Temperaturwechsel stattfindet, im März und April, und die wenigsten in jenen Monaten, welche die geringsten Temperatursprünge aufzuweisen haben, im September und November. Im Allgemeinen verursacht ein mäßiger Kältegrad der Luft bei gehöriger Kleidung und nahrhafter Kost keine Störung, höchstens ein leichtes und vorübergehendes Frösteln. Vielmehr tritt gewöhnlich ein Gefühl von Wohlbehagen ein, eher als zu heißer Sommerszeit. Der Athmungsproceß wird lebhafter, dadurch bildet sich mehr Eigenwärme, der Appetit wird stärker, die Verdauung rascher und vollkommener. Die Lust zur Thätigkeit aller Art wird erhöht, der Geist wird frischer.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

— In Dresden fand am 27. Jan. vor dem Bezirksgericht unter Theilnahme von Schöffen Verhandlung gegen den Beleuchtungs-Inspector Fahrenwaldt und den Beleuchtungsgehilfen Jungbannß, beide beim dortigen Hoftheater angestellt, wegen fahrlässiger Brandstiftung (Artikel 220 des revidirten Strafgesetzbuches) statt. Die Verhandlung dauerte früh von 11 bis 2 Uhr und Nachmittags von 4—5 Uhr. Dann zog sich das Gericht zurück; nach etwa einer halben Stunde wurde das Urtheil verkündet, welches auf Freisprechung beider Angeklagten lautete. Die „Deutsche Allg. Ztg." fügt hinzu: „Wer dagegen verurtheilt wurde, und zwar eben so durch den ganzen Verlauf der Verhandlungen wie durch die sehr entschiedenen Hindeutungen darauf in den glänzenden Plaidoyers der beiden Vertheidiger, Advocat Dr. Stein und Advocat Lesky, ja sogar durch die vom Staatsanwalt Reiche-Eisenstuck nöthig befundene Rechtfertigung der Staatsanwaltschaft, daß sie nicht höher mit ihrer Anklage gegriffen hat — wer verurtheilt wurde, das war die Verwaltung des Hoftheaters durch den Grafen Platen oder, wie es treffend Advocat Lesky nannte, der „Mangel einheitlicher Verwaltung", der unter ihm geherrscht und dem, wie derselbe Vertheidiger am Schlusse seiner Rede als Wunsch aussprach — die Kammern durch eine der Verwilligung für das neue Theater beigefügte Bedingung abhelfen möchten."

— Ein Correspondent der „Köln. Ztg." schreibt aus Aden: Es ist eine Eigenthümlichkeit des Rothen Meeres, daß dort entweder Windstille herrscht, oder in der einen Hälfte Nordwind, in der anderen Südwind weht. Beides ist aber für Segelschiffe gleich ungünstig, und es kann deshalb die deutsche Rhederei nicht eindringlich genug davor gewarnt werden, für Segelschiffe Frachten durch den Suezcanal und das Rothe Meer anzunehmen. Bei Windstille kommt ein Segelschiff selbstverständlich nicht vorwärts. In der Jahreszeit aber, in welcher im Rothen Meere überhaupt Winde wehen, kommen sie einem Schiffe nur während der Hälfte der Reise zu Statten, die andere Hälfte des Weges soll gegen eine Windstärke von 7—8 aufgekreuzt werden, was bei der gleichzeitig herrschenden Gegenströmung und dem engen Fahrwasser einem Segelschiffe nur in den seltensten Fällen gelingen dürfte. Thatsache ist, daß bisher nur drei Segelschiffe die Fahrt von Suez aus versucht haben, von denen das eine 80 Seemeilen von Suez entfernt gescheitert ist, das zweite jener Schiffe ist vom österr. Kanonenboot „Narenta" gesehen worden, vom dritten ist noch keine Nachricht eingetroffen. Bringt man dazu noch das unsichere Fahrwasser und den Mangel an guten Häfen im Rothen Meer in Anschlag, sowie die Gefahr, die den Schiffsbesatzungen im Falle einer Strandung von Seiten der Eingeborenen droht, und berücksichtigt man die Ungenauigkeit der bis jetzt vorhandenen Karten, so wird man nur Dampfschiffen das Einschlagen dieses Weges anempfehlen können. Es müssen aber Dampfschiffe mit starker Maschine sein. Auch müssen die Dampfer wenigstens für acht Tage Kohlen fassen können, denn am ganzen Rothen Meer ist, Suez ausgenommen, nicht ein Pfund Kohlen zu kaufen.

— Auf der französisch-italienischen Eisenbahnlinie zwischen Salgueren und Baronna nahe beim Simplon hat in einem Gebäude, das zum Bewahren der Geräthschaften und zum vorübergehenden Aufenthalte der Arbeiter dient, durch einen unbekannten Zufall sich eine Quantität von Dynamit und eine Anzahl von Sprengpatronen entzündet. Vier Arbeiter wurden getödtet und fürchterlich verstümmelt; ein fünftes ist schwer verwundet. Das Gebäude wurde gänzlich vernichtet. Der Stoß der Explosion war so stark, daß man ihn auf Meilen weit gespürt hat.

— De Candolle und Harvé Mangre hatten schon durch ihre Versuche erwiesen, daß künstliches Licht das Grünen der Pflanzen befördert. Doch einen Einfluß des künstlichen Lichtes auf die Sauerstoff-Entwickelung der Pflanzen nachzuweisen, war bisher noch nicht möglich gewesen. Jüngster Zeit ist es Herrn Prillieux zu constatiren gelungen, daß sowohl das elektrische, das Drummond'sche Licht und das des Leuchtgases die Zersetzung der Kohlensäure in den Pflanzen und die Sauerstoff-Entwickelung derselben in gleicher Weise, wenn auch in geringerem Grade, fördern wie das Sonnenlicht.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 15. Dritter Jahrgang. 1870.

* Ein Verhängniß.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Rudolph Altschaffel.

(Fortsetzung.)

Im Schlosse trafen Adelheid und Gerung den Baron in seiner gewöhnlichen Art und Weise an. Mit einer Zeitung in der Hand ging er im Schlafrocke im Zimmer auf und ab und tippte gelegentlich mit dem Finger auf den Uhrkasten; doch baumelte die Troddel auf seiner grünen Kappe heute viel ruhiger hin und her und in seinen Mienen lag eine gewisse Zufriedenheit, sogar Freundlichkeit, als er Gerung empfing. War er doch froh, daß er jene nagende Sorge, von der wir oben sprachen, los geworden.

„Nun, was macht die Wirthschaft, lieber Gerung, der Forst? Wie haben Sie sich eingerichtet? Was hoffen Sie von der Ernte? Was wollen Sie denn mit dem alten Erlensumpfe anfangen?" So fragte er rasch durch einander.

Gerung gab nach Lage der Sache genügende Aufschlüsse, was den Baron sichtlich noch besser stimmte.

„Ei, wenn die Ernte, wie Sie sagen, leidlich ausfällt, so haben wir im Herbste ja wieder Einnahme zu erwarten," meinte er vergnügt, ohne zu bedenken, daß diese nur gering sein konnte und wieder in die Wirthschaft gesteckt werden mußte.

Gerung trat dann, von Adelheid auf das lebhafteste unterstützt, mit seinen Plänen bezüglich der Erzgruben hervor. Als der Baron überhaupt von einer neuen Unternehmung hörte, war es mit seiner guten Laune wieder vorbei: das konnte wieder Geld kosten.

Sich mit Erzgraben einlassen, hieße nach seiner Meinung, Geld in den Brunnen werfen. Gerung ließ aber nicht ab. Er machte ihn darauf aufmerksam, daß wahrscheinlich unter der Gegend Reichthümer von ungeheuerer Ausdehnung lagerten, da in der unmittelbaren Nähe von Rudzin der Kohlen- und Eisenbergbau mit dem besten Erfolge betrieben werde. Eine derartige Anlage sei nicht nur für den Besitzer eine wahre Goldgrube, sondern sie komme auch den Bewohnern des ganzen Landstrichs zu Gute. Kurz, Gerung sprach so lange und so eindringlich, daß der Baron endlich seine Einwilligung gab, die Gruben bald nach der Ernte wieder in Betrieb setzen zu lassen. Adelheid hatte sich inzwischen entfernt.

„Sagen Sie, Gerung," fragte der Baron, als sie allein waren, etwas unsicher, „die Geschichte da — Sie wissen schon; die haben Sie doch irgend wie applanirt?"

„Ja, Herr Baron," war Gerung's freudige Antwort. „Das Geld ist bei Heller und Pfennig bezahlt. Hier sind Wechsel und Quittung." Er reichte ihm Beides hin.

Der Baron prüfte die Papiere sorgfältig und steckte sie schnell in die Tasche. Er war stutzig, das hatte er nicht erwartet. Woher hatte Gerung das Geld genommen? Auf seinen eigenen Kopf entliehen — keinesfalls; so mußte doch noch auf der Herrschaft selbst eine geheime Geldquelle fließen, die er nicht kannte, die aber der Director entdeckt hatte. Bei dem Gedanken regte sich sein alter Uebermuth von neuem, nun hatte er wieder frohe Aussichten, noch war nicht Alles zu Ende. Er mußte zeigen, daß er noch Herr war auf Rudzin und nicht gemietheter Eindringling.

„Wo haben Sie denn das Geld her?" fragte er kurz.

„Ich bitte, Herr Baron, erlassen Sie mir das," bat Gerung. „Genug, die Sache ist abgethan, und ich freue mich, daß sie es ist."

„Gerung!" rief der Baron heftig, „ich verlange zu wissen, woher das Geld ist. Man hat mich immer glauben gemacht, ich besitze gar nichts, meine Güter brächten keinen Heller mehr. Jetzt sehe ich, daß ich getäuscht bin, man hat mir die reichen Mittel meines Besitzes verheimlicht. Ich will wissen, woher Sie das Geld genommen haben? Ich, Ihr Herr." Mit diesen Worten trat er drohend auf ihn zu, und es lief gelb und grün über sein Gesicht.

Das war Gerung doch zu arg. Er mußte sehr an sich halten, als er fest erwiderte: „Ich rede nicht gern davon, Herr Baron. Wenn Sie es aber wissen wollen: ich habe diese Summe aus meinen Ersparnissen vorgeschossen, sie bildet mein ganzes Vermögen. Durch meinen Fleiß werden Sie wohl schon in wenigen Jahren im Stande sein, sie mir wieder zurückzuerstatten. Lassen wir das abgemacht sein, Herr Baron."

Das Gesicht, das der Baron zu dieser Eröffnung machte, läßt sich kaum malen, tiefe Beschämung und Erstaunen, Aerger und Freude rangen darin abwechselnd um die Oberhand. Er athmete tief auf, wollte Gerung schon die Hand reichen, besann sich aber auf halbem Wege: Gerung war ja sein Untergebener.

„Also Gott sei Dank!" sagte er erleichtert, „das Geld ist bezahlt — das war recht hübsch von Ihnen — nun, so haben wir ja die häßliche Angelegenheit vom Halse. Ja, ja, ganz gut so." Er brach ab, weil Adelheid zurückkehrte.

Auf ihre Einladung blieb Gerung den Abend über da. Man plauderte über Allerlei in der freundlichsten Stimmung von der Welt. Der Baron, dem ein großer Stein vom Herzen gefallen war, zeigte sich ziemlich aufgeräumt, als wollte er seinem Gaste Abbitte leisten, und dieser, der überhaupt nichts nachtrug, hatte vor Adelheid's bezaubernder Liebenswürdigkeit die Kränkung ihres Vaters bald vergessen. Er konnte sich gar nicht satt sehen an dem schönen Mädchen und gewiß unbewußt, suchte sie ihm zu gefallen. Er lernte sie hier von einer völlig neuen Seite kennen. Es stand ihr allerliebst, wie sie hausmütterlich ab und zuging, manches zu besorgen, sich dazwischen am Gespräch betheiligte und bei Tische so vornehm zierlich den Thee bereitete. Es war ungewöhnlich, daß sie heute sich dazu herbei ließ; sonst, auch wenn Isakoff da war, besorgten dergleichen die Schließerin und der Bediente. Gerung mußte viel erzählen und Vater und Tochter, die nie über ihre Provinz hinausgekommen waren, hörten dem weitgereisten, gebildeten Manne aufmerksam zu. Und Adelheid fand, daß er sehr schön sprach, den geringfügigsten Dingen verstand er noch eine interessante Seite abzugewinnen und aus jedem seiner Worte leuchtete ein scharfer, gebildeter Verstand und tiefes Gemüth. Isakoff war ebenfalls recht gescheut; er hatte viel gesehen und erlebt, aber so verstand er doch nicht zu erzählen. Es war, als stehle sich jedes Wort

aus Gerung's Munde bis in ihr innerstes Herz und klinge dort nach. Schüchtern hatte sie mitunter das Wort ergriffen und ihre Erlebnisse erzählt.

„Ach, wie einfach," dachte sie bei sich, und doch hing Gerung an ihren Lippen und lauschte ihren Worten, wie einer lieben Musik. Auch der Baron machte sich, so gut er vermochte, dem Besucher angenehm, und als Gerung aufbrach, fand man, daß der Abend pfeilschnell dahin gegangen war.

„Sie lassen Sich recht bald wiedersehen, nicht wahr, Herr Gerung?" sagte Adelheid, indem sie ihm die zarte weiße Hand reichte.

Gerung, zusagend, führte sie an seine Lippen. Wie ein elektrischer Schlag durchzuckte es ihn, wie er einen leisen Druck fühlte. Er ging in voller Verwirrung.

Adelheid hatte sich wieder tief in die Sophaecke gesetzt und stützte sinnend den Kopf in die Hand; es war ihr recht eigen ums Herz. Durch die Erzählung Gerungs hatte sie ein Leben geschaut, das sich mühevoll, aber fest und consequent aus der Niedrigkeit emporgerungen; ein Leben nicht ohne Dornen, doch geschmückt auf jedem Schritte mit dem Bewußtsein, sich und der Welt genützt zu haben. Von diesem Gesichtspunkte aus hatte sie das Leben noch nicht betrachtet; es überkam sie Scham, wenn sie erwog, wie dieser arme einfache Mann durch eiserne Thätigkeit sich so hoch heraufgeschwungen, daher geistig und sittlich über ihnen Allen stand. Welch weiches und tiefes Gemüth bekundete er doch stets. Für die arme Bettlerin auf der Straße, wie für ihren hochmüthigen Vater hatte er stets hilfsbereit das gleiche warme Herz.

Während sie sann und sann, lief der Baron auf und ab, im Vorbeigehen jedesmal recht freundlich der Uhr auf den runden Rücken klopfend.

„Höre, Heide!" begann er endlich, „sonderbarer Mensch, dieser Gerung; hat da großartige Reisen gemacht, nach Holland, Belgien, Frankreich und wer weiß wohin; unsereins hat das nicht haben können. Rein bürgerlicher Uebermuth, denn er hat es sicher doch nur zum Vergnügen gethan. Edelmann wird er dadurch doch nicht."

„Papa, Du wirst ungerecht!" fuhr Adelheid auf, „das braucht er gar nicht und daran denkt er gewiß am wenigsten; aber was ihm das Reisen genützt, wie viel er da gelernt hat, das siehst Du doch wohl an seiner Tüchtigkeit. Zum Vergnügen meinst Du? Hast Du denn nicht gehört, daß die Mittel, die man ihm zwar gern gewährte, doch karg genug waren? Nein, Papa, ich bitte Dich, sei nicht gar zu ungerecht, ich wünschte, unter hundert unserer Standesgenossen wäre nur Einer wie er."

„Nun, wir wollen sehen," gab der Baron nach. Nach einer Pause setzte er, wie für sich, hinzu: „Uebrigens ist der Mann nicht arm."

„Wie so, Papa?" Mit dieser Frage war Adelheid aufgestanden, um sich zu verabschieden und nach ihrem Zimmer zu gehen. Der Baron war auf seiner Rundreise gerade in einer Fensternische. Er überhörte die Frage. Sie bot ihm „Gute Nacht!" und küßte ihn, da wiederholte er: „Ja, ja, er muß recht wohlhabend sein."

„Wie kommst Du denn darauf, Papa?"

„Nun, denke Dir, Heide, er hat aus eigener Tasche meinen Wechsel von neulich bezahlt. Recht hübsch von ihm, also muß er doch reich sein."

Adelheid blieb stehen, blaß, wie vom Donner gerührt. „Was, Papa, und das hast Du angenommen? Genügte Dein Credit nicht? Mein Gott!" fuhr sie schmerzlich fort. „Als er es mir versprochen hatte, wußte ich freilich, daß er Rath schaffen würde, aber ich glaubte nicht, daß er selbst das Geld dazu hergeben würde. Papa, es ist doch furchtbar demüthigend für uns, und Du hast ihm nicht einmal vorher davon etwas gesagt, Du hast das so geschehen lassen, als ob sich seine Gefälligkeit von selbst verstände. War denn das Geld nicht von Deinen Bekannten oder vom Credit-Institute zu erlangen?"

„Das weiß ich Alles nicht, Kind, laß' mich ungeschoren!" rief er ärgerlich und schlüpfte in sein Schlafzimmer, um der peinlichen Scene zu entgehen.

Adelheid fiel auf das Sopha zurück und preßte das Gesicht in die gefaltenen Hände. Die Kerzen brannten schon tief, sie sah es nicht, auch nicht, als sie beide verlöscht waren und der glimmende Docht weiße Dampfstreifen durch den mondbeschienenen Raum kräuselte. In ihr wogte, wild aufgeregt ein Meer der widerstreitendsten Gefühle: heftiger Unmuth und herzliche Dankbarkeit, glühende Scham und innige Verehrung. Ihr Stolz bäumte sich hoch auf bei dem Gedanken, daß ein Untergebener ihres Vaters nach der eigenen Tasche langen mußte, um den Herrn zu retten; sie hätte Alles darum gegeben, wenn es eben nicht Gerung gewesen wäre, der das gethan. Wollte er sie sich denn dadurch geradezu abhängig machen? Nein, das sollte er nimmermehr!

„Nie, nie!" rief sie zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor und stampfte trotzig mit dem Fuße auf den Boden: „Niemals, niemals!" Und doch waren die Fäden, die sich von ihrem Herzen zu dem seinen hinüber spannen, schon so innig ineinander verwebt und verfestigt, daß sie dieselben nicht mehr zerreißen konnte. Das „Niemals" klang ohnmächtig, als sie es ins Dunkel hauchte. Ein Blitz zuckte durch ihre Seele und bei seinem Lichte sah sie in den geheimsten Falten ihres Herzens unvertilgbar Gerungs Bild, das sie mit dem seelenvollen treuen Blicke so warm anschaute, wie damals im öden Sumpfe, als er sagte: „Es ist meine liebste Pflicht, Ihnen zu dienen." Wie geblendet, schloß sie die Augen und endlich löste sich das Unwetter, das in ihr tobte, in einen linden, befruchtenden Regen auf. Sie vergrub den Kopf in die Kissen und weinte bitterlich.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Einfluß der Witterung auf den Menschen.

(Schluß.)

Durch die Winde wird die Luft stets erneuert, von den mannichfachen Ausdünstungen, welche sich im unteren Luftraum sammeln, gereinigt und die nöthige Reinheit der Luft hergestellt. Auch dienen dieselben zur Ausgleichung der Temperatur und Feuchtigkeitsunterschiede zwischen den verschiedenen Regionen. Auf unseren Körper wirken die Winde ein durch mechanische Erschütterung, durch ihre Wärme oder Kälte, durch ihren Feuchtigkeitsgrad, ferner durch fremdartige, beigemischte Substanzen, wie Staub, feiner Sand, feines Eis, Schnee, Wasserdunst, Insectenschwärme, Ausdünstungsstoffe u. s. w. Ferner wirken die Winde durch ihren mehr oder weniger raschen Wechsel. Je nachdem eine bald wärmere, bald kältere, bald trockenere, bald feuchtere Luftschichte mit unserem Körper in Berührung kommt, äußern sie ihre Einwirkung wie sonstige Tempera-

tur- und Feuchtigkeitswechsel, aber immer in verstärktem Maß, und zwar um so mehr, je größer die Geschwindigkeit und Heftigkeit der Winde, je rascher somit innerhalb einer gegebenen Zeit der Wechsel in den mit unserem Körper in Berührung tretenden Luftmassen ist. Deshalb modificiren die Winde den Einfluß der Lufttemperatur. Bei ruhiger Luft wird es uns im Freien bei 13° R schon behaglich, bei mäßigem Wind erst bei 20°, welch letztere Temperatur bei Windstille uns schon ziemlich heiß vorkommt. Bei der Kälte ist dies noch auffallender. Nach den Erfahrungen des Capitän Parry auf seinen Nordpolfahrten wirkte ein kalter Wind bei 14° Kälte ebenso nachtheilig, als eine Temperatur von 38° Kälte bei Windstille. Je nachdem nun eine unserer Hauptluftströmungen — jene vom Pol her (zu der gewöhnlich Nordwest, Nord, Nordost und Ostwind gerechnet werden) oder jene vom Aequator her (zu der man West, Südwest, Süd und Südost zu zählen pflegt, obwohl im Winter der Nordwest öfters zu der Aequatorialströmung und der Südost zur Polarströmung zu rechnen ist), vorherrschen, wird auch unser Körper verschieden afficirt. Die Polarströmung ist nämlich gewöhnlich trocken, im Winter kalt, im Sommer warm, die Aequatorialströmung feucht, im Winter warm und im Sommer kalt, weshalb die früher erwähnten Einwirkungen dieser Luftbeschaffenheiten hiermit in Betracht kommen. Sehr schädlich wirkt eine längere Windstille durch Anhäufung von Ausdünstungs- und anderen Stoffen, wodurch vorzugsweise epidemische Krankheiten entstehen, und eine Gegend mit mäßiger Luftbewegung ist immer gesunder als eine solche, wo lange Windstillen herrschen. Eine nicht erneuerte Luft fault, wie ein stehendes Wasser. Daher ist auch in den Wohnungen fortwährend Lufterneuerung nothwendig.

Starke Winde üben vermöge der zugeführten Luftmassen einen bedeutenden Druck auf unseren Körper aus, stören den Kreislauf des Blutes und die Ausdünstung. Am meisten wirkt ein Sturm auf den Körper durch rasche Entziehung der Wärme, deshalb sind die feuchtkalten Winde, namentlich wenn dieselben, wie es häufig im Norden der Fall ist, noch Eistheile mit sich führen, besonders nachtheilig. Es kommt hier leicht zur Entzündung der Haut, der Augen, des Rachens, des Kehlkopfes und namentlich der Lungen. Ja, wenn man rasch gegen den Wind läuft, kann sogar ein Schlagfluß entstehen. Am nachtheiligsten wirkt der starke Wind, wenn man sich im Schweiße demselben aussetzt, daher die bekannte Anekdote: wie wird man in der Schweiz am leichtesten krank? wenn man von Schwyz nach Zug geht. Feuchtwarme Wärme erschweren die Ausdünstung, weshalb beim Sirocco so große Mattigkeit und Schwäche entsteht. Warme und trockene Winde, wie der sogenannte Samum, ein Wüstenwind Afrikas, entziehen dem Körper schon in kurzer Zeit ungemein viel Feuchtigkeit und führen dadurch bedenkliche Erscheinungen von Brustbeklemmung und Erstickungsnoth herbei.

Nachtheilig endlich können die Winde durch beigemischte fremde Körper wirken, zunächst durch mechanische Reizung, wie durch Sand, Staub, Schnee, Eis, welche auf Augen, Haut u. s. w. nachtheiligen Einfluß haben, ferner durch Zuführung von Stoffen, welche sich über stehenden Wassern, Sümpfen, schmutzigen, mit Unrath geschwängerten Stadtvierteln erzeugen und den Grund zu miasmatischen Krankheiten legen. Auf diese Weise entstehen Wechselfieber, Ruhr, Typhus an Orten, die sonst gesund sein würden, wie in manchen Gegenden Griechenlands und Italiens. Am nachtheiligsten wirken alle Winde, namentlich die kalten, auf Brustkranke, bei Neigung zu Katarrh, Entzündungen und Rheumatismus, weshalb dieselben unter solchen Umständen besonders zu meiden sind; schon der Aufenthalt auf höheren Bergen und an Seeen wirkt sehr nachtheilig.

Die Erleuchtung des Himmels hat zunächst einen mächtigen Einfluß auf die Sehorgane, allein auch auf den ganzen übrigen Organismus wirkt sie ein. In Gegenden mit fast beständig trübem und nebeligem Horizont entwickelt sich der Mensch nicht so vollkommen und rasch, wie in Ländern mit klarem, durchsichtigem Himmel. Während dort die Haut eine krankhaft blasse Färbung und der Körper eine gedunsene Beschaffenheit zeigt, Anlagen zu Blutarmuth, Bleichsucht, Wassersucht, zu Katarrhen, Abzehrung, Drüsen- und Knochenleiden, Verkrümmungen und Mißbildungen aller Art entstehen, wird hier nicht nur die Haut gefärbter, sondern es erhält der ganze Menschenkörper in lichtreichen Ländern seine vollkommenste Ausbildung, er erhält die schönsten Formen, sein schönstes Ebenmaß, die größte Muskelkraft, sowie das glücklichste Gleichgewicht in allen Functionen seines Nervensystems.

Die höchste Bedeutung hat indessen das Licht für die Sehorgane, welche ohne Licht nicht functioniren können. Bei mangelhaftem Licht kann sich beim neugeborenen Kind die Sehkraft nicht gut entwickeln und späterhin beim Erwachsen nicht erhalten. Deshalb zeigen die Bewohner tiefer, der Sonne wenig zugänglicher Gebirgsthäler, düsterer Gassen der Städte, von Gefangenhäusern, überhaupt lichtarmen Locales alle Nachtheile der Einwirkung des mangelhaften Lichtes. Auf die Farbe der Haut wirkt das Licht so sehr ein, daß die Einwohner der heißesten Gegenden die schwärzeste Haut besitzen, welche um so weißer sind, je näher sich die Heimath den Polen zu rückt. Zu starkes Licht kann indessen wieder nachtheilig auf den Menschen wirken, je nach Grad und Dauer. Es entstehen Hautentzündungen, Sommersprossen u. s. w. Das Licht der Schnee- und Eisfelder bringt Schneeblindheit. Durch zu starken Gebrauch von Vergrößerungsgläsern wird die Sehkraft geschwächt, durch plötzlichen Lichtwechsel können Augenentzündungen, selbst Blindheit entstehen. Im Allgemeinen wirkt das Licht erregend, die Dunkelheit beruhigend. Es ist deshalb die Dunkelheit für fieberhafte Kranke, und namentlich bei Augenpatienten höchst wohlthätig, während das Licht bei anderen Krankheiten, z. B. Schwermuth, günstigen Einfluß hat.

Ueber den Einfluß der elektrischen Zustände unserer Luft ist noch nicht viel mit Sicherheit festgestellt. Im Allgemeinen ist der Mensch ein guter Leiter der Elektricität. Sie wird daher in gewöhnlichem Zustande vom Menschen gut vertragen, nur bei großer Spannung derselben, wie vor Gewittern, haben viele Menschen, namentlich weiblichen Geschlechts, ein gewisses Aengstlichkeitsgefühl, was in Herzklopfen, Abspannung, Angst, Bangigkeit und Kopfschmerz besteht und sich bis zu Krämpfen steigern kann. Als Schutz gegen die Blitze beim Gewitter ist die Nähe vom Herd, Ofen und allen Metallen zu meiden, am besten ist es, in der Mitte des Zimmers zu sitzen; im Freien vermeide man alle Bäume und höher in die Luft hinaufragende Gegenstände.

Treten schon beim normalen Hergang der Dinge im Kreislauf der Jahreszeiten, im Athmen, in den Verdunstungs- und Ausscheidungsvorgängen, in der Eigenwärme und sonstigen Functionen unseres Körpers regelmäßige Veränderungen ein, welche mit den Veränderungen jener Witterungszustände je nach der Tages- und Jahreszeit mehr oder weniger zusammenfallen, so bedingen Witterung und Witterungswechsel noch mannichfache und bedeutende Einflüsse, welche je nach Umständen zum Vortheil oder zum Schaden unserer Gesundheit ausfallen. Auf kräftige und gesunde Leute, wie Bauern, Jäger, Matrosen u. s. w. hat dies allerdings nur wenig Einfluß, diese trotzen jeder Witterung, sind von Kindheit auf daran gewöhnt, und ein solcher Mensch mag sich der unendlichen Schmiegsamkeit der menschlichen Natur zufolge überhaupt auch den ungünstigsten Witterungseinflüssen anpassen. Anders ist dies bei Schwächlichen, Städtern, Stubensitzern, bei Kränklichen und wirklich Kranken, bei Reconvalescenten, bei Kindern und Greisen. Solche können durch jeden Witterungswechsel, besonders wenn er rasch eintritt, bald so und bald anders benachtheiligt werden. Nicht minder schädlich wirkt aber jede zu anhaltende, zu beständige Witterung auf den Menschen. Wir klagen in sofern ganz mit Unrecht über ihren Wechsel und ihre Veränderlichkeit. Auch ist in einer Jahreszeit dieselbe Witterung schädlich, die zu einer anderen wohlthätig wirkt. So wirkt ein kühler Sommer wohlthätig, ein kalter Winter schädlich, ein warmes Frühjahr ist

dagegen dem Menschen zuträglich, so gut, wie ein warmer Herbst. Würden wir lange Zeit demselben Grad von Wärme oder Kälte, Feuchte oder Trockenheit, selbst ohne alle Schwankung bei Tag und Nacht, ausgesetzt sein, so müßte unsere ganze Natur solche wesentliche Veränderungen erleiden, daß Gesundheit und Leben nicht dabei bestehen könnten. Wir sehnen uns daher instinctmäßig nach einer Aenderung, wenn dieselbe Witterung, und sei es auch die schönste, lange auf uns gewirkt hat, sowie wir uns am Abend eines Sommertages auf die kühlere Nacht freuen. Das Bedürfniß nach Abwechselung liegt im Wesen der menschlichen Natur, es ist zum Gedeihen des menschlichen Lebens von wesentlicher Bedeutung und macht sich eben so gut bei unserer Nahrung und Arbeit, bei unserem ganzen geistigen Leben geltend, wie bei der Witterung.

† J. Baur.

Wenn sich zwei Augen schließen im Palast,
So wird noch selbst der Tod zum Schaugepränge
Und rasch herbei in athemloser Hast
Strömt eine neugierige Menschenmenge.
Um das Paradebett, auf dem erblaßt
Der Todte starrt in seiner vollen Länge
Und rings von gold'nem Flitter eingefaßt —
Da giebt's ein Flüstern, Gaffen und Gedränge! . . .
Wenn aus dem Bürgerhause still und leis'
Ein Sohn des Volks zur Ruh' wird heimgetragen,
So geht nicht durch den halben Erdenkreis
Ein Hin und Her von diplomat'schen Fragen;
Nicht auf dem Markt sinkt oder steigt der Preis,
Nicht läßt man Cabinetskuriere jagen,
Um überall auf amtliches Geheiß
Das Beten und das Läuten anzusagen. — —
Wir sehen Manchen ruh' und rastlos ringen,
Nur um es in der Weltgeschicht' zu bringen
Zum Lorbeer und zum stolzen Viergespann:
Mag Jener sich zum großen Mann aufschwingen!
Dem Bürger kann kein schön'res Lob nachklingen,
Als wenn er lebt und stirbt als braver Mann! —

Stuttgart. **Eduard Adolan.**

Mannichfaltiges.

— Aus Middelfahrt wird berichtet, daß am 26. Jan. im großen Belt ca. 300 Delphine gefangen worden sind, und daß jeder derselben durchschnittlich eine Länge von 6 Ellen und einen Umfang wie den eines Pferdes hatte. Das Gewicht eines jeden derselben beträgt ca. 50 Liespfund.

— Als ein erfreulicher Beweis, daß in Belgien sich immer mehr der Eifer für die so lange mißachtete vlaemische Sprache zu erwärmen anfängt, mag die Thatsache gelten, daß auf einer jüngst in Mecheln gehaltenen Versammlung der Beschluß gefaßt wurde, eine Gesellschaft zum wissenschaftlichen Studium der Muttersprache in den südlichen Niederlanden zu begründen, und einem erwählten Ausschuß der Auftrag wurde, sich an holländische Sprachgelehrte zu wenden mit der Bitte, das Unternehmen zu unterstützen. Schon seit längerer Zeit haben die Flamminger die holländische Orthographie angenommen.

— Reipighi aus Bologna, Professor der Astronomie an der römischen Universität, ist damit beschäftigt, seine im vorigen Herbst über die Sonnenphotosphäre angestellten spectroskopischen Untersuchungen zu veröffentlichen. Er verfolgte dabei den von Zöllner bezeichneten Weg weiter und bediente sich eines Spectroskops, welches die Gestalt der Protuberanzen unmittelbar erkennen läßt.

— Das Chloroform ist bekanntlich ein Einschläferungs- und Betäubungsmittel. Bis jetzt wurde es (nebst Schwefeläther) dazu verwendet, Patienten, an welchen man eine schmerzhafte Untersuchung oder Operation vornehmen wollte, damit in den Zustand des Schlafes und der Unempfindlichkeit gegen Schmerzen zu versetzen. Ein neuer Gebrauch ist der, zu welchem man neulich das Chloroform im Staate New-York verwendet hat: seine Benützung als Hilfsmittel der Criminaljustiz. Unlängst ermordete ein gewisser Buckhout in Sleppy Hollow seine Frau, sowie einen Nachbar und dessen Sohn. Seither geberdete er sich wie ein Wahnsinniger, und zwar in einer Weise, daß die Aerzte nicht zu entscheiden vermochten, ob sein Geisteszustand wirklich gestört sei, oder ob er sich nur verstelle, um der Strafe seines Verbrechens zu entgehen. Um darüber ins Klare zu kommen, beschlossen die Aerzte, ihn der Wirkung von Chloroform zu unterwerfen. Sie calculirten dabei so: Wenn Jemand aus dem Zustande der Betäubung durch Chloroform erwacht, so kehrt ihm das Gedächtniß nicht sofort zurück, und er giebt sich, wie er wirklich ist. In den ersten Momenten nach dem Erwachen muß es sich also zeigen, ob Buckhout's Verstandeskräfte wirklich zerrüttet sind oder ob er sich nur verstellt hat. Die Probe wurde im Gerichtssaale gemacht. Der Verbrecher schien zu ahnen, um was es sich handelte, und wehrte sich aus Leibeskräften gegen das Einathmen des Chloroforms. Endlich wurde er von acht Männern gebändigt und schlief unter der Wirkung des Chloroforms ein. Es dauerte ziemlich lange, bis er wieder zu sich kam. Dann blickte er ruhig, wenn auch verwundert, um sich und beantwortete die an ihn gerichteten Fragen augenscheinlich der Wahrheit gemäß. Offenbar war er in diesem Augenblicke nicht irrsinnig. Plötzlich kehrte ihm das Gedächtniß zurück; er erkannte seine Lage in ihrem ganzen Umfange, schlug die Hände vor die Augen, weinte bitterlich und legte ein umfassendes Geständniß ab. Die Chloroformprobe war gelungen.

— Die Ueberreste Peabody's wurden den Vereinigten Staaten, wie aus Portland mitgetheilt wird, am 29. Januar in aller Form ausgehändigt und von dem „Monarch" auf den Dampfer „Leyden" geschafft. In diesem wurden sie gelandet, und zehn britische Matrosen trugen sie nach dem Leichenwagen, während das Musikcorps des „Monarch" eine Trauermelodie spielte. Als Capitän Commerell, der Befehlshaber des „Monarch", die Ueberreste dem Gouverneur von Maine, Mr. Chamberlain, übergab, sagte er, sie seien durch Mr. Motley, den amerikanischen Gesandten in London, seiner Obhut anvertraut worden, und die britische Regierung habe ihm den Auftrag gegeben, auf alle mögliche Weise die Achtung und Bewunderung zu zeigen, welche die Königin und das britische Volk für den berühmten Philanthropen fühlen, dessen verehrte Ueberreste Großbritannien jetzt aufgebe, dessen Andenken aber auf ewig bewahrt und theuer gehalten werde, während die nothleidenden Arbeiter, Wittwen und Waisen auf beiden Seiten des Oceans fernerhin den Namen Peabody segnen würden. Der Gouverneur von Maine erwiderte, das amerikanische Volk wisse die nationale Höflichkeit Großbritanniens und die Zartheit, mit welcher die Königin Victoria die Ueberreste Peabody's seiner Heimath zurückgegeben habe, zu schätzen. Der „Monarch", so fügte er im weiteren Verlaufe seiner Rede hinzu, habe einen größeren Sieg davongetragen, als seine Kanonen je gewinnen würden. Darauf bewegte sich der Leichenzug nach dem Stadthause, wo die Ueberreste in Gegenwart des Gouverneurs Chamberlain, Capitäns Commerell, Admirals Farragut, der Legislatur des Staates Maine in corpore, des britischen Consuls und der englischen und amerikanischen Marine-Officiere ausgestellt wurden.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Buchdruckerei von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 16. Dritter Jahrgang. 1870.

* Ein Verhängniß.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Rudolph Altschaffel.

(Fortsetzung.)

Die Sonne schien am anderen Morgen schon hoch ins Zimmer hinein, als Adelheid erwachte. Der Baron, der seinen Verdruß längst verschlafen hatte und sie am Frühstückstisch vermißte, stand an ihrem Bette; er hatte sie geweckt.

„Heide, Kind, was ist Dir? Bist Du unwohl?“ fragte er besorgt. Sie sah bleich aus und übernächtig und an den blaßrothen Rändern ihrer Augen hätte er merken können, daß sie viel geweint hatte.

„Ja, Papa, ich fühle mich nicht so recht, aber gehe nur, das wird sich wohl legen; ich bin bald bei Dir,“ sprach sie gedrückt, und der Baron ging.

Auch den Tag über blieb sie wortkarg. Als der Baron sein Mittagsschläfchen machte, litt es sie nicht mehr im Hause; ein unbestimmtes Sehnen drängte sie hinaus ins Freie. Sie ging in den Park und an ihr einsames Lieblingsplätzchen unter der Linde. Sie war sehr zerstreut, ihre Augen irrten ziellos in die Weite umher, bald dahin, bald dorthin, bis sie unter dem Walde am Wirthschaftshofe hasten blieben, wo Gerung wohnte. Sie verließ den Sitz. „Wieder er und wieder er,“ rief sie fast geängstigt im Weggehen. „Mein Gott, was ist mir nur?“ Sie schritt zufällig den Gang entlang wie gestern, hinab nach der Alle. Sie blickte in das geheimnißvolle Grün ringsum, sie sah an den Bäumen hinauf, durch die Lücken zwischen den Aesten in den blauen Himmel hinein, und wie das Alles lebte und webte, grünte und blühte und freudig nach oben strebte, war es so schön und — sein Werk! „Wieder er und wieder er!“ Sie hörte, wie ihr die Pulse an den Schläfen pochten, sie preßte die Hand auf das unruhige Herz. „Nein, ich will nicht mehr an ihn denken“, und doch kehrte sie dabei um und suchte die Stelle, wo sie sich zuerst begegnet waren; da blieb sie stehen. Sie sah ihn vor sich mit dem glücklichen Gesichte im Bewußtsein seiner edlen That; er hatte ihren Vater gerettet. Noch einmal wollte der alte unbändige Stolz in ihr auflodern, sie schüttelte den Kopf. „Nein, — es war doch überaus brav und edel von ihm.“ Sie hatte auch im Freien keine Ruhe und ging ins Schloß. Sonderbar, daß sie nirgends Frieden fand und ihr Alles so ganz anders heute erschien als vordem. Sie ging früh zu Bett, um nach einer ruhelosen Nacht einen gleichen schweren Tag zu verleben.

Und Gerung? Er war an jenem Abend nach Hause gekommen, er wußte nicht wie. Ihm war nie ein Weib so wunderbar nahe getreten, wie Adelheid, zu der ihn alle Fibern seines Seins hinzogen. Sein Herz war im Treiben des Lebens noch kindlich rein und keusch geblieben, er hatte nie ein Weib geliebt, er kannte dieses Gefühl gar nicht, um so unbegreiflicher kam er sich jetzt vor. Es war ihm, als stände er vor einem Abgrunde; er blickte in seine Brust und prüfte seine Gedanken und Gefühle, er fand nichts Schlechtes darunter und doch! Er mochte nicht weiter sehen, er rang nach Besonnenheit, und als er sie nothdürftig erlangt hatte, da resignirte er und verschloß die junge aufkeimende Neigung, wie er glaubte auf immer, in den tiefsten Grund seines Herzens, nicht ohne herbes Weh darüber, daß ihm das Schicksal das bezaubendste Glück so nahe vor die Augen hielt und ihn so grausam zwang, es zu fliehen. Seiner Ehrenfestigkeit kam es fortan wie eine sträfliche Sünde vor, an das schöne Mädchen selbst zu denken. Was sollte daraus werden? Eine Verbindung war unmöglich; es wäre wahrer Kirchenraub, auch nur ihre Ruhe zu stören, die süße Unbefangenheit ihres Herzens zu trüben. Er mußte entsagen. Er mußte es, und zwar auf der Stelle, wo es noch Zeit war, wo auch sie die unbewachten Regungen ihres Herzens, wenn sie deren hatte, noch leicht dämpfen konnte. Er wollte für sie kein anderes Gefühl hegen als das eines treuen Beschützers und Dieners. Und so weit angekommen, glaubte der charakterfeste Mann, mit sich über die Sache im Reinen zu sein. Ja, er war's; aber als er endlich ermüdet einschlief, stahl sichs ihm von den Lippen, wie ein Gebet für sie, so heiß und innig, als hätte er ihr sein edles treues Herz zum Opfer dargebracht.

Die nächsten Tage war er um so thätiger, klar und besonnen wie immer, nur war er noch stiller und sinnender geworden, und da er sehr vorsichtig auf sich Acht gab, sah er Adelheid lange nicht. Dazu kam, daß inzwischen die Ernte begonnen, die ihn bedeutend in Anspruch nahm. Sie freilich sah ihn manchmal von dem Platze unter der Linde aus; auch sie war zwar ruhiger geworden, aber es schnitt ihr in die Seele, daß er sich so gar nicht um sie kümmerte, nicht mal einen kleinen Blick nach der Anhöhe hinübersandte, wo er doch ihr helles Kleid gewiß erkennen konnte; sie erröthete und seufzte nur.

Die Ernte war im vollen Gange und fiel besser aus, als Gerung selbst erwartet hatte. So mangelhaft die Aussaat bestellt worden war, der Himmel hatte sich diesmal gnädig erwiesen und ein fruchtbares Jahr in's Land gesandt. Seit lange hatten die Felder nicht so reiche Frucht getragen. Hochbeladene Wagen führten den ganzen Tag, schwankend unter der Last, die goldene Frucht in die Scheuern, die den reichen Segen kaum fassen konnten. Gerung war früh und spät auf dem Felde thätig, in der Arbeit fand er Ruhe und wohlthätige Ablenkung seiner Gedanken und Gefühle. Von Adelheid sah und hörte er nichts, obwohl er wußte, daß sie doch noch zuweilen ausritt.

Eines Tages war er auf dem Felde unten am Waldrande, wo man gerade mit dem Schnitte des letzten, spätgereiften Getreides beschäftigt war. Er gewahrte von Ferne Adelheid. Sie saß nicht wie sonst so muthig und aufrecht auf dem Pferde, es däuchte ihm, als ob ihr das Reiten Mühe mache, ihre Hand hielt die Zügel nur lose und die andere war schlaff an der Seite herabgesunken, sie hatte den Kopf leicht gesenkt, so daß der Hut das Gesicht tief beschattete; gemächlich suchte der Rappe sich selber seinen Weg. Schon nahe, blickte sie erst auf und kam langsam heran zu Gerung und den Schnittern, die beim Gruß ihrer Herrin die Sensen einhielten; der Rappe blieb von selbst stehen.

„Es ist sehr schwül heute“, sagte sie nach der ersten Begrüßung zu Gerung, mit einem tiefen Athemzuge, ohne ihn anzublicken.

„Das bin ich gewöhnt, gnädiges Fräulein, ich habe es ertragen lernen," erwiderte er, über das Pferd zu den Arbeitern blickend, die im Mähen fortfuhren.

Sie bemerkte, daß sein Auge geflissentlich alles Andere eher suchte, als sie. Ungeduldig schnippte sie mit der Reitgerte, ohne Worte zu finden. In dem Augenblicke flog, wenige Schritte davon, von den Schnittern aufgestört, purrend und kreischend ein Volk Rebhühner in die Höhe. Ein erschrecktes Schnauben, ein Satz hoch in die Luft und Adelheid stürzte mit einem Schrei vom Rappen, der zügellos das Weite suchte. Als sie die Augen wieder aufschlug, lag sie in Gerung's Armen, er hatte sie aufgefangen. Im Nu stand sie aufrecht, erst leichenblaß, dann erröthend bis an's Weiße in den Augen. Zitternd glättete sie die Falten des Kleides, ihr Busen wogte, als ob er zerspringen wollte. Sie rang nach Luft.

„O, ich — ich danke, Herr — Gerung." Sie fuhr sich mit der Hand nach der Stirn, strich das Haar zur Seite und blickte starr zu Boden. Er reichte ihr den Hut.

„Dem Himmel sei Dank!" preßte Gerung bebend hervor. „Sie haben keinen Schaden genommen. Fassen Sie sich, gnädiges Fräulein!" Er bedurfte der Fassung noch mehr als sie.

Die Arbeiter hatten das Pferd eingefangen und brachten es zurück, fromm und ruhig; sie führten es ihr vor, daß sie es wieder besteigen sollte. „Nein, nein!" wehrte sie ab. Gerung machte sich an dem verwirrten Zaumzeuge zu schaffen. Sie ergriff den Zügel mechanisch; sie war wieder bleich wie der Tod; sie sah dem Thiere in's Auge, das sie so klug anblickte, als bäte es um Verzeihung. Das aufgehaute Blut strömte ihr aus dem Herzen zurück in die Wangen, sie streichelte das Thier am Halse und wiegte leise den Kopf, indem sie den Steigbügel prüfte.

„Du bist nicht schuld daran."

„Gnädiges Fräulein, ich bitte Sie dringend, ich beschwöre Sie, nicht zu reiten, Sie fahren nach Hause!" flehte Gerung.

Er hatte einen flinken Burschen nach dem Vorwerke geschickt, um seinen Wagen zu holen, andere hatten während dem einen Haufen gemähten Getreides zusammengetragen und einen Sitz für sie bereitet. Sie ließ sich langsam darauf nieder und sah dem Pferde nach, das abgeführt wurde. Gedankenlos zog sie Halme aus ihrem Sitze, knickte sie und warf sie von sich. Gerung's leichtes Fuhrwerk war schnell da, schweigend hob er sie hinein, sie ließ es geschehen, warf noch einen unaussprechlichen Blick auf ihn und fuhr stumm davon. Als sie im Schlosse anlangte, war sie ihm bitterböse, daß er sie so allein hatte fahren lassen. Hätte sie aber ergründen können, was gleichzeitig in ihm vorging, sie hätte ihm das Unrecht tausendmal abgebeten. Sie wurde nach und nach milder gegen ihn, als er sich täglich nach ihrem Befinden erkundigen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Moskau's abendliche Unterhaltungen.

(Aus der „N. Preuß. Ztg.")

Sieben — acht Uhr Abends! Hoch und Gering, Arm und Reich haben ihr Diner beendet; die Geschäfte sind geschlossen, die Arbeiter kehren aus ihren Fabriken heim und Jedermann denkt an Erholung. Im Sommer, wo Alles, was nicht verreist oder durch unabweisliche Verhältnisse an die Stadt gefesselt ist, auf dem Lande lebt, geht in's Freie. Die eleganten Equipagen mit dem prachtvollsten Gespann, die halsbrecherische Droschke und die als Omnibus dienende Linnike mit ihren nie geputzten Bauernkleppern, — das gesammte öffentliche und Privatfuhrwerk kommt wieder in reges Leben. In allen Gangarten vom sausenden Galopp bis zum schwermüthigen Droschkentrab geht es die Kreuz und Quer nach allen Richtungen hin: zum Pferderennen auf das Chodinkafeld, nach Petrowsky-Park, in den Club, in den Sachs'schen Garten, nach Sakolnik zu Braun, nach Nieskuschin, Petrowsky-Rasumowsky, Butürki, Astanken u. s. w. Ehemänner wie Frauen und sehnsüchtige Bräutigams, Damen — meistens en grande toilette — so eilen sie in langen Zügen zum Tractir, in's Concert und zu solider geselliger Unterhaltung, wie es gerade Alter, Laune, Stand und Verhältnisse mit sich führen. Wer nicht so glücklich ist, die Stadt verlassen zu können, der flüchtet wenigstens auf die Boulevardpromenaden, in den Alexander- oder in den zoologischen Garten. Eigentliches Spazierengehen in der Stadt, namentlich in den Straßen, kennt der Russe nicht. Ob Hoch oder Gering, er fährt überall, und wenn das Fuhrwerk auch noch so schlecht ist. Das Gehen überläßt er dem Arbeiter, dem Proletarier und dem mit der Landessitte noch nicht vertrauten Fremden. Dennoch bezeichnet er seine zahlreichen öffentlichen Sommerfestlichkeiten mit dem Namen Gulsanja (Spaziergang) und versteht darunter speciell eine Art improvisirten Corso in Equipage, zu Pferde und zu Fuß in möglichst glänzender Garderobe unter Mitwirkung von Musikcorps, Benutzung der Theeplätze und aller sonstigen schnell hergerichteten Restaurationen, stets aber ohne jedes Entree.

Die Pferderennen auf dem Chodinkafelde finden während des Sommers für einen länger fortlaufenden Zeitraum wöchentlich ein-, mitunter auch zwei Mal statt. Die Moskauer Rennen haben aber, wie die russischen überhaupt, eine von den westeuropäischen Rennen abweichende Physiognomie. Den Hauptwerth legt nämlich die große Masse der Betheiligten auf das Trabrennen oder, richtiger gesagt, Trabfahren. Es findet dasselbe mit Benutzung dazu eigens construirter ganz leichter vierräderiger Wägelchen statt und wird von den russischen Kaufleuten sehr cultivirt. Es gilt unter ihnen für eine große Auszeichnung, die besten „Traber" zu besitzen. In den kaiserlichen Parks und auf den Boulevards, die sämmtlich unter der Oberinspection des Obergärtners aller Moskauer kaiserlichen Gärten, Herrn Enke, eines aus Hannover gebürtigen Deutschen, stehen, herrscht eine wahrhaft musterhafte Ordnung und Sauberkeit. Auf den kiesbestreuten Wegen, welche sich zwischen den saftig grünen Bosquets und Baumpartieen hinziehen, wird man auch nicht ein einziges abgefallenes Blatt finden. Die Parks sind aber sämmtlich trotz ihrer prachtvollen Baumgruppen überall von einer wohlthuenden aromatischen Luft erfüllt und durchweht, so daß sie im eigentlichsten Sinne des Wortes erquickende und gesunde Erholungsplätze bilden. Besonders schön ist Nieskuschin durch seine terrassenartige Lage am rechten Ufer der Moskwa, durch seine schönen Baumpartieen, seine Fernsichten und sein ländliches Schloß. Daneben nennen wir noch folgende Plätze: Petrowsky-Park mit seinem kaiserlichen Sommertheater, seinen Concertgärten und dem höchst eigenthümlich erbauten kaiserlichen Schlosse. Sakolnik-Park mit seinen schönen Datschen (Landhäusern) und Promenaden — ein Park, an dessen Gründung ein Deutscher, der Commercienrath v. Küster, jetzt bereits ein rüstiger Achtziger, einen Hauptantheil hat. Es war früher ein morastiger Wald, in dem auch die Falkenjagd betrieben wurde. Die Gründung des Parkes geschah auf Befehl des Kaisers Nikolaus.

Petrowsky-Rasumowsky, jetzt eine land- und forstwirthschaftliche Bildungsanstalt mit seinem Schloß, den dahinter liegenden Bosquets und seinem malerisch gelegenen großen See. Dazu kommen Zaritzina und Ilginskoi. Letzteres, der Lieblingsaufenthalt der kaiserlichen Familie, wenn sie sich im Sommer in Moskau aufhält, lasse ich seiner größeren Entfernung willen unerwähnt, obgleich die Sommergäste und die Vergnügungsausflüge der Städter sich zuweilen auch bis dorthin aus-

dehnen. Von den bescheideneren Concertgärten einzelner, sehr mittelmäßiger Restaurants abgesehen, steht der Garten des deutschen Clubs in Petrowsky-Park mit seinem schönen Landhause, den vor und hinter diesem liegenden Blumenbeeten und seinen sonstigen im Pariser Genre angebrachten Illuminationsdecorationen obenan. In ihm arrangirt der Vorstand des Clubs in der Regel allwöchentlich zwei Concerte, abwechselnd mit anderen unterhaltenden Vorstellungen. Selbst die Seiltänzer werden nicht verschmäht. Sonntags ist gemeinhin Doppelconcert, Tanz im Freien und Diner. Die Bewirthung ist für Moskau's Preisverhältnisse sehr billig und gut; die Bedienung bescheiden und in eleganter Livree; der Zutritt für Clubmitglieder frei, für solche, die durch Mitglieder eingeführt werden, gegen Entree von 1, bez. 2 Rubeln gestattet. Der Besuch namentlich Sonntags an den größeren Concerttagen geht in die Tausende.

Der Sachs'sche Garten im Petrowsky-Park und der Braun'sche im Sakolnikpark — sind in ähnlicher Weise decorirt. Die Landhäuser mit ihren Restaurationsräumen sind aber beschränkter. Auch hier wechseln einfache und Doppelconcerte mit declamatorischen, choreographischen, equilibristischen und ähnlichen Vorstellungen ab. Die übrigen Etablissements mit ihren Genüssen und Leistungen sind kaum nennenswerth und werden auch vom höheren Publicum wenig besucht. Schon der Eintrittspreis — 30 bis 50 Kopeken (36 bis 54 kr.) hält die vornehmere Welt fern. Die Dinge sind zwar in Rußland durch den wirthschaftlichen Umschwung in Folge der Aufhebung der Leibeigenschaft ganz anders geworden, und auch die Begüterten fangen an, Oekonomie zu treiben. Aber zu billig darf es doch nicht sein, als Ehrenminimalsatz gilt in der Regel auch jetzt noch ein Rubel. Das Programm der nachmittaglichen und Abendunterhaltungen ist, wie schon gesagt, gemeinhin dasselbe. Viel Musik. In den Pausen komische Scenen und Gesangsvorträge von einigen deutschen oder französischen Schauspielern oder Soubretten untergeordneten Ranges oder von herumreisenden Tyrolern. Den Beschluß macht das ganz unentbehrliche Feuerwerk. Die Orchester- und Militärmusikvorträge sind meistens nicht besser und nicht schlechter als bei uns zu Lande. Die Capellmeister auch der Militärmusikcorps sind fast alle Deutsche. Gediegenere musikalische Vorträge gehören zu den Seltenheiten. Absonderlich und deshalb namentlich im Anfange für den Fremden interessant sind die Vorträge der russischen Sänger und der Zigeuner. Die ersteren bilden einen Trupp von zwanzig bis vierzig Männern, gekleidet in Kutlas, auch in rothe Hemden, über die eine schwarze Sammetkutka ohne Aermel gezogen ist, so daß die rothen Hemdärmel grell abstechen. Schwarze weite Beinkleider, welche in die bis an die Kniee hinaufreichenden Stiefel gesteckt sind. Einer von dem Trupp hatte eine Clarinette, ein Anderer eine Guitarre und ein Dritter einen Triangel. Die Truppe stellt sich in einem Halbkreise auf, vor ihrer Mitte der Dirigent. Auf sein Zeichen beginnt das Clarinett in der Regel ein klagendes Solo. Allmählich geht das Adagio in ein Allegro über. Dann fallen die Stimmen des vierstimmigen Corps nach einander ein. Das Tempo wird immer lebendiger, der Gesang immer lauter. Der Vorsänger stemmt die Hände in die Seiten und bewegt sich im Kreise vor dem singenden Chor, es folgen ihm Einer, Zwei, Drei aus dem Chor. Jetzt steht er still und die Vorgetretenen umtasen ihn mit wilden Kosackpas unter Begleitung des jauchzenden Chores; sie überschlagen sich zwei-, dreimal. Plötzlich stockt der Gesang und die von ihren Arm- und Beinverrenkungen erschöpften Tänzer stehen, wie durch einen Zauberschlag gebannt, regungslos da! Immenser Applaus! Bis! Bis! (Aufforderung zur Wiederholung) ertönt es von allen Seiten. Pause — und Wiederbeginn des Gesanges. In der Regel ist diese Knalleffectscene von Tanz und Gesang der Beschluß. Die übrigen Vorträge sind theils komischen, theils ernsten Inhaltes. Bei den ersteren singt der Vorsänger gemeinhin den Coupletvers Solo mit Guitarrebegleitung und der Chor wiederholt die letzte Strophe. Bei den letzteren stimmt der Dirigent oder die Clarinette den Gesang an und die Uebrigen führen ihn dann aus. Die Truppe Moltschannows gehört unter diesen Sängern zur Celebrität und man sagt, daß Kaiser Nikolaus den Moltschannow für seine Leistungen mit einer Medaille decorirt habe. Die Vorträge des Zigeunerchors sind den eben geschilderten ähnlich. Auch sie bestehen zum Theil in wilden Tänzen mit obligatem Geschrei; doch existirt als begleitendes Instrument bei ihnen nur die Guitarre, und die Vorträge von originalen Liedern und Romanzen herrschen im wesentlichen vor. Die Männer sind in der Regel ebenso schön als die Frauen häßlich. Die einigermaßen hübschen unter den jüngeren Mitgliedern sind äußerste Seltenheiten. Preciosas, die Prinzen zu Zigeunern machen, fehlen ganz. Nichtsdestoweniger erzählt die Fama, daß ein Fürst eine unter ihnen gefunden und sie als seine Frau zur Fürstin erhoben habe. Die Tracht der männlichen Zigeuner ist höchst geschmackvoll, ähnlich der tscherkessischen. Eng anliegender, um die Taille fest zugegürteter Rock mit aufgeschlitzten Aermeln, Beinkleider von derselben Farbe — Alles mit Gold oder Silber besetzt. Das weibliche Personal geht nur in Atlas und Seide. Die Garderobe ist aber meistens vom Trödelmarkte. Die jüngeren Frauen erscheinen im bloßen Haar, die älteren tragen in der Regel rothe Kopftücher. Die grellen Farben lieben sie alle.

(Fortsetzung folgt.)

Karl von Birkenfeld.*)

(Pfalzgraf bei Rhein, Herzog in Bayern; 1600 n. Ch.)

Von K. J. Schuler.

Abendroth das Schloß erhellt
Herzog Karls in Birkenfeld.
In des Sohnes Kammer fällt
Durch den Eichenbaum und Scheiben
— Möchte bei dem Kindlein bleiben —
Der klare Mond.

Eh' Herzogin Mutter wiegt,
An den Theuersten geschmiegt,
Der in weicher Wiege liegt,
Höret sie mit Wohlgefallen
Ihres Kindes heiter Lallen:
„Wie gut bist Du!"

Gott, o Gott, wie gut bist Du!
Rufet sie dem Lieben zu.
„Gott, o Gott, wie gut bist Du!"
Höret sie dann widerhallen
Mit des Kindleins heiterm Lallen:
„Wie gut bist Du!"

Tritt der Herzog sacht' herein
In der Kammer Mondenschein;
Schläft der Sohn im Lächeln ein,
Läßt die großen Augen fallen,
Betend noch mit heiterm Lallen;
Der Vater weint.

Dorothea jetzo wiegt,
An den Theuersten geschmiegt,
Der in weicher Wiege liegt;
Küßt die Händlein, die gefalten,
Legt mit sanftem Mutterwalten
Den Schleier auf.

Naht der Herzog sacht' heran,
Lüpft das Tuch von Christian,
Sieht ihn stumm und denkend an:
„Alle Helden sind zu schwächlich,
Alle Mächte zu gebrechlich
Gegen dies Kind!"

*) Aus dem in No. 11 genannten Werke J. Hub's.

Mannichfaltiges.

— Ueber einen auf dem Starnberger See vorgekommenen Unglücksfall schreibt man der „Augsb. Abdztg." aus Possenhofen vom 2. Febr.: Mittelst Extrazug von München kam heute Vormittag eine aus Herren und Damen bestehende Gesellschaft nach Starnberg, um auf dem frischgefrorenen See das Vergnügen des Schlittschuhlaufens unbeschränkt zu genießen. Eine Partie setzte über die spiegelglatte Fläche windschnell an Berg vorbei nach Leoni, von da quer über den See nach der Rosen-Insel, berührte dann Possenhofen und wollte augenscheinlich nach Starnberg zurück. Als drei Mitglieder der Gesellschaft, zwei Herren und eine Dame, beiläufig 500 Schritte vom Ufer dahinglitten, riefen ihnen die erschreckten Fischer mit allen Kräften Warnung zu, denn sie näherten sich arglos einer Stelle, die erst über Nacht gefroren und unmöglich im Stande war, eine so große Last zu tragen. Die Rufe wurden merkwürdigerweise nur durch eine leichte Achselwendung beantwortet. Die Katastrophe ließ leider nicht auf sich warten, mit dumpfem Krachen verschwanden alle drei plötzlich unter dem Eise. Rasche Hilfe, mit wirklicher Lebensgefahr von herbeigeeilten Fischern geleistet, konnte nur die beiden Herren mittelst langen Stangen dem beinahe sicheren Grabe entreißen, die Dame jedoch verschwand nach einigen fruchtlosen Anstrengungen, sich an dem Rande des Eises festzuklammern, in der eisigen Fluth. Das Unglück geschah um halb 12 Uhr, Nachmittags gelang es den hiesigen Fischern, vermittelst eines auf Leitern gesetzten Kahnes zu der kritischen Stelle zu kommen, welche von Weitem durch einen in leisen Schwingungen auf der Oberfläche sich bewegenden Muff kenntlich gemacht war. Die Arme war ohne Kampf, da wo sie geendet, auf den Grund gesunken, weshalb ihre Leiche bald zu Tage gefördert werden konnte. Ein Fischerhaus am See nahm sie auf. Daß alle Wiedererholungsversuche fruchtlos blieben, braucht nicht bemerkt zu werden. Die Unglückliche ist eine Kaufmannstochter, ein Fräulein Reichenbach aus München, 18 Jahre alt und war eines der schönsten Mädchen der Residenz. Der See ist seit 5 Jahren heuer das erste Mal wieder zugefroren.

— Ein sehr interessanter musikalischer Fund ist jüngst der Oeffentlichkeit übergeben. Nach seiner Rückkehr von England, um's Jahr 1800, hielt sich Joseph Haydn eine Zeit lang in dem Kloster zu Ochsenhausen in Württemberg auf. Er muß sich bei den dortigen gelehrten Prämonstratenser Patres, die u. a. auch die Musik fleißig cultivirten, sehr wohl gefallen haben, wenigstens ging er mit Bereitwilligkeit auf ihre Bitte ein, ihnen zum Andenken eine neue Composition von sich zurückzulassen. Da ihm kein bequemer Text zur Hand war, kam er auf den Gedanken, einige Sprichwörter zu componiren. Die Idee wurde ausgeführt; rasch hinter einander wurden die sechs Sprichwörter: „Aller Anfang ist schwer", Große Sprünge gerathen selten", „Gleich und Gleich gesellt sich gern", „Jedem das Seine", „Allzuviel ist ungesund", „Ende gut, Alles gut", vierstimmig in Musik gesetzt. Die Compositionen tragen sämmtlich entschieden das Haydn'sche Gepräge; es athmet in ihnen der glücklichste Humor. Originell ist namentlich das „Jedem das Seine" behandelt; jede der vier Stimmen singt nämlich in einer anderen Tactart. Nach der Aufhebung des Klosters nahm einer der Patres, welche Pfarren in der Nachbarschaft erhalten hatten, die Compositionen an sich. Ihr jetziger Besitzer ist der Chorregent Kaim in Biberach und dieser hat sie kürzlich bei Aibl in München im Stich erscheinen lassen.

— Dem Schw. M. schreibt man: Gegenwärtig scheinen die Alpenbesteigungen zur Winterszeit in Mode zu kommen, was um so auffallender ist, als der heurige Winter in der Schweiz sich von ungewöhnlicher Strenge zeigt. Unterm 14. Januar wurde aus dem Berner Oberland die Besteigung des Alteles (12,000') gemeldet, welche durch einige junge Engländer ausgeführt wurde. Jetzt meldet man aus Chamouny, daß am 27. Januar zwei Engländer, Horace Walker und A. W. Moore, von drei Führern begleitet, eine Besteigung des Jardin versuchten. Als sie bis eine Stunde vom Montanvert gekommen waren, erhob sich aber ein so starkes Schneegestöber, daß sie umkehren mußten. Sie überschritten das Mer de Glace und kehrten über den Chapeau nach Chamouny zurück, wo sie mit den üblichen Salutschüssen empfangen wurden. Sie hatten die Nacht auf der sogenannten Pierre-Pointair zugebracht. Auch noch am Tage, welcher auf ihre Rückkehr folgte, unternahmen sie einen zweiten Ausflug auf die Grands Mulets, welcher gleichfalls glücklich ablief. Nach der Erinnerung der ältesten Einwohner von Chamouny haben bisher noch niemals im Monat Januar derartige Bergsteigungen stattgefunden.

— In Marseille hat sich ein furchtbares Unglück zugetragen. Zwei neben einander stehende Häuser (sie lagen auf dem Boulevard Jourdan) stürzten ein und begruben zwölf Personen unter ihren Trümmern. Zwei Personen wurden getödtet und zehn schwer verwundet.

— Als Herr Urian seine berühmte Reise um die Welt machte, war der Begriff von sogenannten Durchbilletten noch unbekannt. Erst seit verhältnißmäßig kurzer Zeit kann man mit einem einzigen Billetbüchlein bewaffnet von England eine Reise durch Frankreich und Deutschland machen. Eine neue Yankeespeculation beabsichtigt uns das Reisen noch bequemer zu machen und Durchbillette für eine Reise um die Welt zu schaffen. Der Chicago Tribune nämlich zufolge hat eine der angesehensten Eisenbahnverwaltungen die nöthigen Unterhandlungen mit den verschiedenen Eisenbahn- und Dampfschifffahrts-Gesellschaften schon fest abgeschlossen. Die Billette sollen so lange giltig sein, bis sie verbraucht sind, und dem Reisenden Gelegenheit geben, in Japan, China, Palästina, oder wo immer er geneigt sein mag, die Hauptlinie zu verlassen, Ausflüge zu machen. Die Preise sind von New-York aus östlich bis Alexandria in Aegypten und westlich bis Yokohama und Shanghai bereits festgestellt und ein Agent ist schon unterwegs, um mit den Dampferlinien zwischen China und dem Rothen Meere und mit der Eisenbahn von dort bis Alexandria ein Abkommen zu treffen. Das Minimum von Zeitdauer, welches die ganze Spazierfahrt in Anspruch nimmt, beträgt 90 Tage und die Kosten belaufen sich nur auf 1000 bis 1200 Dollars Gold.

— Die nördliche Pacific-Eisenbahn im nächsten Frühjahr in Angriff zu nehmen, werden bereits Vorbereitungen getroffen. In Stockholm wurde ein Contract zur Stellung von 7000 schwedischen Arbeitern abgeschlossen, welche am Ostende die Arbeit beginnen sollen, eine gleiche Zahl von Chinesen soll das westliche Ende anfangen. Letzteres soll am Einfluß des Wallala, wo der Columbia River schiffbar wird, beginnen, doch soll dieser Ausgangspunkt nur ein provisorischer sein, da der ursprüngliche Plan, die Bahn bis zum Puget-Sund weiterzuführen, festgehalten wird. Das Ostende der Bahn ist noch nicht bestimmt, doch muß es nach den Bestimmungen der Congreßacte bis zum Ufer des Lake Superior gehen.

— Das große Gerichtsgebäude von Navarro County soll mit Schindeln gedeckt sein die sämmtlich aus einem einzigen Cederbaum gemacht worden sind. Die Eichen, Pekans und Cedern erreichen eine ungemeine Größe. Ein Pekanbaum in Navarro County, am Ufer des Trinityflusses, hatte einen Umfang von 32 Fuß. Die Cedern erreichen oft eine Höhe von mehr als 100 Fuß.

— Die Einwanderung der Chinesen nach Californien beträgt im Ganzen 138,000. Von diesen sind 10,426 gestorben, 57,323 sind in ihre Heimath zurückgekehrt, und etwa 91,000 sind an der Küste des Stillen Meeres zurückgeblieben. Hiervon aber leben nur 41,000 in Californien, und unter diesen sind 9300 Weiber, Kinder, alte Leute, Krüppel oder Gefangene in Criminalgefängnissen.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 17. Dritter Jahrgang. 1870.

* Ein Verhängniß.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Rudolph Altschaffel.

(Fortsetzung.)

Der laue Spätsommerwind wehte über die kahlen Stoppeln und an stillen Tagen hörte man vom Schlosse aus das einförmige „Klipp, — klipp, — klapp" — von den Tennen des Vorwerks und Dorfes. Auf allen Gesichtern leuchtete Zufriedenheit über den so reich gespendeten Gottessegen. Das Getreide schüttete dieses Jahr dreist fünfzehn Korn, während man vordem mit sieben bis acht Korn, wenn es hoch kam, schon zufrieden gewesen war; der magere, sandige Boden hatte eben nicht mehr getragen. „Ja, freilich," sagten die Leute kopfschüttelnd zu einander, „seit dem neuen Director, — zwar kann er nicht die Saaten besprechen — aber, es ist doch einmal so."

Von Hause aus gutherzig, hatten sie bei seinem Erscheinen sich trotz anfänglichen Widerwillens seinen Anordnungen bald gefügt; spürten sie doch in allen ihren Verhältnissen sein wohlthätiges regelndes Walten und Wirken. Er half, wo er konnte, und väterlich für ihr materielles Wohl bedacht, freundlich eingehend auf die kleinen Wünsche und Sorgen ihres armen Daseins, wie sie es von einem Höherstehenden, von einem Vorgesetzten nie gewohnt waren, hatte er schnell ihre Herzen erobert; und wie freigebig hatte er ihnen im Frühjahr von dem herrschaftlichen Lande zugetheilt, auf dem jetzt ihre Kartoffeln — damals das Ein und Alles des oberschlesischen Landmannes — so kräftig standen, wie auf dem kleinen Aeckerchen hinter ihren Häusern niemals. Sie sprachen darüber unter einander viel hin und her, und das Ende von dem Gerede war, daß zwei der stattlichsten Wirthe des Dorfes zu Gerung mit der Bitte abgeordneten wurden, ob er nicht einen freien Tag gewähren und einen Erntekranz entgegen nehmen wollte. Diese schöne Feier war unter seinen Vorgängern längst eingeschlafen und zu einer nüchternen Handthierung abgeblaßt. Wenn der letzte Halm in der Scheuer untergebracht war, dann hatte man einfach aus Aehren einen Kranz gewunden und im Flur der Beamtenwohnung aufgehängt. Es war dann unter die Leute Branntwein vertheilt worden und sie hatten sich betrunken, wenn seine Menge ausreichend war. Dem Gutsherrn galt übrigens diese Huldigung nicht, er stand ihnen viel zu fern. Als Gerung die Bitte vorgetragen wurde, freute er sich zwar aufrichtig, lehnte aber die Ehre bescheiden von sich ab.

„Nein, Leute, wir wollen zusammen den Aehrenkranz dem Herrn Baron auf das Schloß bringen, ich werde das schon abmachen; einen freien Tag habt Ihr, wir wollen sagen: Mittwoch!"

Boten gingen vom Vorwerk nach dem Schlosse mit amtlichen Briefen Gerungs, worin er des Barons Erlaubniß erwirkte und Verschiedenes für das Fest angab — und vom Schlosse nach dem Vorwerk mit kleinen zierlichen Cabinets-Ordres von Adelheids Hand, die Allerlei, nach Frauen Art, so oder so zu haben wünschte und sich eigentlich — sie wußte nicht warum — einen recht schönen, frohen Tag versprach.

Endlich kam der Mittwoch heran. Es war im ganzen Dorfe Feiertag, auch das Wetter war prächtig, wie man sich's nur wünschen konnte. Zu dem seltenen Feste hatte im Dorfe Alt und Jung den dürftigen Staat, so gut es ging, hervorgesucht, gebessert und erneut. Am frühen Morgen zogen die Männer und Weiber, sauber, aber einfach in ihren Jahren, die jungen Burschc und die Mädchen mit Sträußen und Feldblumen an den Mützen und im Haare — anderen Schmuck kannten die Armen nicht —, vor Gerungs stattliches Wirthschaftshaus. Drei junge frohe Bauernsöhne voran mit drei mächtigen Aehrenkronen und wehenden bunten Schleifen auf hohen Stangen; in der Mitte die größeste stattlichste von den vollwichtigsten Aehren natürlich für den Baron, rechts und links je eine kleinere fast ganz von himmelblauen Kornblumen und hochrothem Feldmohn überdeckt, für die gnädige Baroneß und Gerung. Nachdem sie vor seinem Hause ihm den Kranz überreicht und dabei ein Lied gesungen hatten, bei dem die weiche slavische Melodie und die Wärme der Empfindung weitaus ersetzten, was ihm etwa in der Ausführung abging, setzte Gerung sich zu Pferde und sie zogen vor das Schloß.

Bei ihrer Ankunft stand der Baron schon oben am Fenster, Adelheid, freudige Erwartung im Gesichte, an der Thür. Während die Leute ihre Lieder wiederholten, überreichte Gerung die Kränze Adelheid und dem Baron, der inzwischen heradgekommen war. Dieser dankte gnädig, wie man es gar nicht von ihm gewöhnt war, und die Leute kehrten heim, verwundert, daß sie auf heute Nachmittag alle zu einem Erntetanze im Schlosse, dessen große, leerstehende Zimmer im Parterre des westlichen Flügels dazu hergerichtet waren, eingeladen wurden. Auch Gerung ritt bald wieder weg, nachdem er nur flüchtig und formell mit Adelheid und ihrem Vater einige Worte gewechselt, da er noch Geschäfte im Vorwerk hatte. Auf Punkt vier Uhr war er zur Tafel gebeten.

Und Nachmittags, als die Sonne am Himmelsbogen schon wieder herniederstieg, gab's ein Erntefest in Rudzin, wie es das alte Schloß noch nicht gesehen hatte, und überall Heiterkeit und Frohsinn, wie ihn die armen Tagelöhner kaum noch kannten. Auch die Herrschaften waren von der Stimmung erfaßt. Der Baron hatte sich mit seinen Gästen, — seinem Vetter Paul nebst Isakoff, einigen Adelsfamilien aus der Nachbarschaft, dem Pfarrer, dem Justiziarius aus dem nächsten Städtchen, endlich mit Gerung und den niederen Beamten — nach dem Essen zum Kaffee in den Garten vor dem Schlosse begeben. Hier saßen sie am weißgedeckten Tisch unter einem schattigen Bosquet, nahe an dem kühlen Bassin und plauderten behaglich hin und her. Der Baron war in der besten Laune; ein solches Fest hatte er seit vielen Jahren nicht mehr bei sich erlebt. Er vergegenwärtigte sich wieder die Zeit, wo dieser Park vor mehr als einem halben Menschenalter von heiteren Schäferspielen wiederhallte und im bunten Glanze festlicher Illumination strahlte. Der alte Herr rauchte behaglich, was er nicht oft that, seine kurze, silberbeschlagene Meerschaumpfeife, den „Nasenwärmer" oder „Sauzahn", wie er sie vertraulich nannte, und blies zarte Wölkchen in die reine Luft; an Cigarren, die er freigebig den ande-

ren Herren bot, wagte er sich nicht recht, sie waren damals noch ein ziemlich fremder Artikel im Lande. Er war heute gemüthlich und liebenswürdig, wie er es nur überhaupt sein konnte. Zwar vermißte er an seinem wenig getragenen schwarzen Leibrock die Knötchen und Fadenenden, die ihm sonst am Schlafrocke die Zeit vertreiben mußten, und er fuhr mit den dünnen Fingern auf dem Kleide vergebens suchend auf und ab; aber einen Ersatz dafür hatte er doch gefunden, — wenn er mit den Fingern auf das hohl stehende Kaffeebret trommelte, so klang es beinahe noch besser als das Uhrgehäuse da oben.

Und dann sah er sein Kind, seine „Heide". Sie war doch, das konnte er sich ohne Eitelkeit gestehen, die Schönste wohl viele Meilen in der Runde. Sie, nur sie, hatte ihm die Erlaubniß zu dem heutigen ganz ungewohnten Feste abgeschmeichelt. Er hatte ihr gewillfahrt, weil er sie in ihrem reizbaren Zustande glaubte schonen zu müssen, und nun war das ein Fest geworden, so heiter, so zufrieden, so erfrischend in dem hergebrachten Einerlei des Lebens, daß er recht stolz wurde auf sein „Mädel", die Alles so zierlich und anmuthig leitete.

Adelheid aber, das mußte man ihr lassen, übertraf sich heute selbst. Man kannte sie sonst nur kalt und stolz, vornehm reservirt vom Scheitel bis zur Zehe, heute aber durchleuchtete sie von Innen heraus der Schmelz wunderlieblicher Holdseligkeit wie ein Frühlingsschimmer, daß die Damen sie kaum wieder erkannten. Sie ging ab und zu und unterhielt sich in der gewinnendsten Weise mit Jedem; mit Gerung auch, aber es wollte ihm scheinen, als ob ihre Freundlichkeit gegen ihn sich ein wenig schüchterner hervorwage. Aus den geöffneten Parterrefenstern des Schlosses drang die Musik und heller Jubel herüber.

„Ich muß doch auch einmal dabei sein," meinte Adelheid und ging mit den Damen hinüber. An der Thür des Tanzsaales angekommen, wurde sie bald von dem Scheuerwärter und Vormäher mit linkischen Geberden, aber wohlgesetzter Rede zum Tanze gebeten. Währenddeß drängten sich die Bauermädchen flüsternd und zischelnd zusammen, und als Gerung, der nachgekommen war, an der Thür erschien, kam die hübscheste aus ihnen, des Dorfschulzen Tochter, Lisabeth, auf ihn zu und bat ihn zum Tanze. Als er sie wieder an ihren Platz zurückgebracht hatte und nach einer Ecke ging, wo mehrere Männer standen, denen er doch ein freundliches Wort sagen wollte, traf er auf Adelheid, und ohne sich recht zu besinnen, bat er sie um den Tanz. Ihr kleiner reizender Mund bebte kaum merklich, sie senkte das große dunkele Auge. „Recht — gern," war die Antwort, während sie sich schon umfingen. Er hielt sie fest und sicher und tanzte mit dem schönen Weibe im Arm — wie er noch nie getanzt hatte, und er war als Tänzer berühmt. Sie lehnte sich eng an ihn und wagte nicht die Augen aufzuschlagen, als ob sie fürchtete, von unnennbarem Glücke geblendet zu werden.

Sie tanzte nicht, sie schwebte, und so wollte sie an seinem treuen Herzen hineinschweben in die Ewigkeit. Als er den großen Saal einmal herum war, beugte er sich an ihr Ohr und flüsterte: „Ich bitte, gnädiges Fräulein, noch ein Mal." Sie hauchte: „Ja!" Und noch ein Mal herum. Sie erkannten nicht mehr im wirren Durcheinander, was sie umgab — gerötete Gesichter, bunte Schleifen — vorbei — vorbei; es war ihr wie im Himmelreiche an seiner starken Brust, sie glaubte zu fühlen, daß auch ihn selige Wonne durchströmte und sie war glücklich wie nie zuvor. Mit doppelten Kräften brummte der Baß und quikte die Fiedel, als das herrschaftliche Paar tanzte. „Noch ein Mal?" legte sich Gerung mit dem Munde an das kleine reizende Ohr seiner schönen Gebieterin. Ein süßer zärtlicher Händedruck, noch ein Mal —

Sie hatten abgetanzt; sie waren Beide fast athemlos. Die Damen, welche Adelheid umstanden, riefen besorgt: „Aber Baroneß, Sie tanzen wirklich zu viel und zu leidenschaftlich."

„O, Gott bewahre! Kommen Sie, im Freien werden wir uns bald abkühlen."

Sie verließen den Saal. Gerung, der noch andere Ehrentänze hatte gewähren müssen, folgte später nach.

Sie waren wieder Alle vergnügt an der Tafel im Park vereinigt. Adelheid, die im Schlosse Manches zu besorgen hatte, fand endlich Platz zwischen Gerung und Isakoff. Dem ersteren gegenüber war sie befangen, und so war es natürlich, daß sie sich leicht von Isakoff's wirklich interessanter Unterhaltung fesseln ließ. Gerung empfand das unmuthig.

Der Abend wurde kühl und man zog sich in's Schloß zurück. Es war vielleicht Zufall, daß Adelheid und Gerung die letzten waren, sie gingen neben einander. Sie nestelte eifrig an einer Busenschleife, als sie sprach: „Herr Gerung, ich bin Ihnen so vielen Dank schuldig, ich weiß nicht, wie ich ihn abtragen soll." Sie schlug dabei langsam die Augen zu ihm auf, daß er innerlich erbebte.

„Gnädiges Fräulein," bemühte er sich, recht gesammelt zu erwidern, „ich bitte denken Sie doch nicht daran, ich habe nur meine Pflicht gethan."

Sie zupfte ungeduldig an der Schleife: „Ihre Pflicht?"

„Gewiß, nichts weiter als meine Pflicht, gnädige Baronin."

„O, gehen Sie mir mit Ihren frostigen Pflichten! Sie sind und bleiben purer Verstand." Dabei war sie ihm erzürnt entflohen.

(Fortsetzung folgt.)

Moskau's abendliche Unterhaltungen.

(Fortsetzung.)

Wer nicht in den Concertgärten Erholung sucht, der promenirt, reitet oder fährt in den Wegen der Parks. Im Petrowsky-Park ist der in dieser Art frequentirteste Theil der Promenade vom Theater bis zur Kirche. Im Sokolnik-Park promenirt man an dem Orchesterplatze. In Nieskuschin, das im eigentlichsten Sinne des Wortes ein Schloßgarten ist, wird am meisten die Terrasse hinter dem Schlosse besucht. Außerdem sind die Theeplätze, namentlich bei dem minder begüterten Publicum, beliebt. Man findet dort den unentbehrlichen Samowar mit Zubehör, und Familien können dort Kaffee und Thee kochen. Auf den Boulevards besteht die Unterhaltung nur im Kritisiren der Garderobe, der Persönlichkeiten und im Klatschen. Am beliebtesten im Winter und Sommer ist der innerhalb der Stadt gelegene Zoologische Garten, der für ein mäßiges Entree verhältnißmäßig das Meiste bietet. Er ist recht hübsch gelegen und besteht aus zwei Abtheilungen. Der nicht von den Vierfüßlern und ihren Genossen eingenommene Theil umschließt einen schönen See, auf dem man mit Kähnen und kleinen Dampfbooten spazieren fährt, und finden daselbst ausschließlich Concerte statt. Der in dem anderen Theile gelegene See dient dagegen nur im Winter als Vergnügungsort für Schlittschuhläufer, Freunde vom Eisbergrutschen und Liebhaber von samojedischen Hundeschlittenfahrten. Der Garten mit seinen Thieren ist ein Privatunternehmen. Es giebt recht hübsche Exemplare der verschiedensten Arten, doch bedürfen sie einer sehr sorgsamen Pflege bei dem rauhen Klima des Ortes, und es herrscht unter ihnen viel Sterblichkeit. Besondere Erwähnung verdienen wohl einige treffliche Exemplare von Auer-

sachsen. Der umsichtigen Leitung des Etablissements ist es trotz der ungünstigen Verhältnisse und trotz der Kostspieligkeit alles lebenden und todten Inventars doch gelungen, das Etablissement auf einer anerkennenswerthen Stufe der Vollkommenheit zu erhalten. Vor allem ist es auch ein Vergnügungsort. Ohne solche Verschmelzung des Nützlichen mit dem Angenehmen würde sich das Etablissement gar nicht halten können. Sommer und Winter hindurch finden auch dort gegen mäßiges Entree Concerte und Feuerwerk wöchentlich ein bis zwei Mal statt und sind es vornehmlich die Concerte des Fürsten Gallizin mit seinem von ihm selbst dirigirten Orchester und Sängerchor (lauter herangebildeten Bauern von seinen Gütern), welche ein zahlreiches und gewähltes Publicum herbeilocken.

Die Vergnügungen fangen spät an; sie dauern aber auch lange, und das reichhaltige Programm sorgt dafür, daß sich die Leute nicht langweilen. In der Regel macht das Feuerwerk gegen 11 Uhr Abends den Beschluß, so daß zwischen 12 und 1 Uhr die Jagd des Nachhausefahrens beginnt. Ich sage „Jagd", denn anders läßt sich diese Rückkehr im schnellsten Lauf der Pferde, wo Alles wie bei einer Hetzjagd wild durch einander fährt, nicht bezeichnen. In diesem Wirrwarr von Fuhrwerken aller Art glaubt man sich seines Lebens nicht sicher. So viel derartige Fahrten ich indessen auch mitgemacht habe, ich war niemals Zeuge eines Unglücksfalles. Die Geschicklichkeit der russischen Kutscher und die Umsicht der russischen Polizei wissen es zu hindern. Für eine kurze Zeit beleben sich dann noch einmal die seit 8 Uhr Abends fast menschenleer gewordenen Straßen der Stadt und die hell erleuchteten Theehäuser öffnen ihre gastlichen Räume auch noch den letzten Heimkehrenden, um sie mit einem Labetrunk und einem Imbiß vor dem Schlafengehen zu stärken. Zwei — drei Uhr! Auch diese Häuser löschen ihre Gaskronen aus und schließen ihre Thüren. Schweizer und Kellner suchen ihre Lagerstätte; die Straßen sind völlig verödet und selbst eine Droschke ist schwer zu finden. Moskau schlaft und nichts stört seine nächtliche Ruhe als die Klapper des Dwornik's oder das Bellen seines Hundes und der hin und wieder sich regende Fuß eines patrouillirenden Polizeibeamten.

Nachtwächter giebt es nicht. Die nächtliche Controle üben eigentlich nur die Dwornik's, und zwar jeder nur für sein Haus und seinen Hof. Die ambulanten Polizeibeamten und die gemeinhin aus zwei Mann bestehenden Kosackenpatrouillen sind sehr selten. Bald nach Mitternacht, in der Hoffnung, daß ihre eigenen Controleure ebenfalls schlafen, legen sich jene in der ersten besten Budike zur Ruhe. Nur der Oberpolizeiminister Potapoff verstand es, sie auf die Beine zu bringen. Im fürchterlichsten Wetter, bei stockfinsterer Nacht durchfuhr oder durchwanderte er die Straßen, stellte sich auf die Brücke und rief nach Hilfe. Wenn dann wie gewöhnlich kein Budoschnik sich sehen ließ, ging er in die nächste Polizeibude und erweckte die Wächter des Gesetzes, indem er sie für ihre Faullenzerei gleich ins Prison schickte. „Streng war er," sagt man noch heute von ihm in Moskau, „aber er schaffte auch Ordnung!" Trotz dieser üblichen Fahrlässigkeit des Budoschnik — man versteht darunter diejenigen Polizisten, welche in den für sie zur Wohnung hergerichteten hölzernen Buden an den Straßenecken in der Regel zu Zweien zusammenwohnen —, trotz dieser Fahrlässigkeit sage ich, sind großartige Einbrüche und Diebstähle im Ganzen selten. Straßenschlägereien sieht man fast nie, und bezeichnend ist es jedenfalls für die socialen Zustände — namentlich auf dem Lande —, daß man Schloß und Riegel in den russischen Dörfern nicht kennt und vom Bauer sehr verwundert angesehen wird, wenn man Abends Haus und Hof verschließen lassen will.

Die Vergnügungen der Winterabende in Moskau sind denen des Sommers ähnlich, denn im Zoologischen Garten finden beispielsweise auch bei 20 Grad Kälte noch Concerte im Freien, Illumination und Feuerwerk statt. Ist es weniger kalt, desto besser. Man fährt dorthin in größeren oder kleineren Partieen, soupirt, tanzt, rutscht auf den Eisbergen und promenirt in den Gärten. Die Ausfahrten, die so beliebten Troikenfahrten, gehören zu den angenehmsten Wintervergnügungen und sind den Russen unentbehrlich.

Indessen sorgen die kaiserlichen Theater auch für anderweite Unterhaltung. In der Stadt giebt es zwei kaiserliche Theater: das kleine und das große. Privattheater, die gegen Entree regelmäßig öffentliche Vorstellungen geben dürfen, existiren nicht; doch haben einige russische Magnaten und reiche Privatleute in ihren Behausungen sehr hübsche Theater zu Liebhabervorstellungen hergerichtet. Unter diesen ist das Secretarow'sche das vollständigste und geschmackvollste. Den Besitzern von größeren Vergnügungsetablissements, wie z. B. dem der Eremitage, waren bisher nur scenische Vorstellungen geringster Qualität gestattet.

Das kleine kaiserliche Theater dient nur zur Aufführung von Schau- und Lustspielen, von Vaudevilles und Possen. Ständig auf demselben ist nur eine russische Gesellschaft, doch fungirt auch ausnahmsweise eine französische Truppe. Die Leistungen des Personales anlangend, so ist die russische Gesellschaft sehr gut und besitzt einzelne ganz vorzügliche Künstler. Der bedeutendste von ihnen ist ohne Zweifel Samoilow. Das Beste leistet die Gesellschaft im Schau- und Lustspiel, besonders in denjenigen, welche originale Dichtung sind und Typen der russischen Gesellschaft und des eigenen nationalen Lebens auf die Bühne bringen. Im Vaudeville stehen sie der Vollkommenheit der Franzosen am nächsten. In der Local- oder Volksposse, soweit sie auf nationalem Boden beruht und nicht Uebersetzung ist, werden die Hauptfiguren und Charaktere in der Regel ganz vortrefflich dargestellt. Die meisten classischen Stücke des Auslandes sind ins Russische übersetzt und kommen zur Aufführung. Ueberhaupt ist die Zahl der originalen Dichtungen gering; doch sind sie in der Regel gut und mitunter so vorzüglich, daß es wohl der Mühe verlohnen dürfte, sie häufiger ins Deutsche zu übersetzen. Am wenigsten glücklich ist das nationale Drama, besonders das historische, bis jetzt zur Geltung gekommen. Die Decorationen und die Inscenirung auf diesem Theater lassen Manches zu wünschen übrig. Die Räumlichkeit, besonders für die Zuschauer, ist etwas beschränkt, die Ausschmückung verallet und der Renovation bedürftig. An Bequemlichkeit und Eleganz steht es weit hinter dem großen Theater zurück. Das Orchester, so weit es in den Zwischenacten zur Wirkung kommt, erinnert mitunter an die Musik von Tanzlocalen. Sehr angenehm und praktisch aber ist die Beleuchtung, die wie im Londoner Parlamentsgebäude durch eine Glasdecke einfällt und deshalb die Temperatur des Hauses nicht unerträglich werden läßt.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— Von den Ufern des Bodensee's schreibt man einem Schweizer Blatte: „Der Untersee ist auf seiner ganzen nördlichen Hälfte zugefroren und wurde am Sonntag, 31. Januar, in einer Länge von fast 6 Stunden und in einer Breite von bis zu 3/4 Stunden von Schlittschuhläufern befahren. Die Eisfläche ist von einer seltenen Glätte und meist wunderschönen grünen Farbe. Zweinächtiges Eis war schon 3 Zoll dick. Einzelne Gesellschaften liefen von jenseit Gottlieben bis unterhalb Radolfzell und zurück. Von da hinüber nach Iznang und von Allenspach nach der Insel Reichenau, wo Bahnen abgesteckt waren, tummelte sich eine bunte Menge, Jung und Alt, Herren und Damen, wozu auch Schaffhausen und Konstanz ein zahlreiches Contingent geliefert hatten."

— Den höchsten Kältegrad in ganz Europa hat am 7. Februar die Station Ratibor in Oberschlesien aufzuweisen gehabt, nämlich 23 Grad. Seitdem hat der Frost überall nachgelassen.

— In Venedig bereitet man sich vor, das Andenken des großen Astronomen und Physikers Galilei durch ein Denkmal zu ehren, das am Eingange des Glockenthurmes von S. Marco aufgestellt werden soll. Auf diesem Thurme war es, auf dem Galilei vor einer Commission des venetianischen Senats im Jahre 1609 sein erstes Teleskop vorzeigte und erklärte; er war zu dieser Zeit Lehrer der Mathematik zu Padua und wurde im selben Jahre, nachdem er, wie der Bericht der Senatscommission sagt, „schon seit 17 Jahren zu allgemeinem Nutzen und großer Zufriedenheit zu Padua die Mathematik gelehrt und verschiedene in dieses Fach schlagende Erfindungen der Welt bekannt gegeben hatte," lebenslänglich mit einem Gehalte von 1000 Gulden angestellt. Daß das viel bewunderte Teleskop schon einige Jahre früher in den Niederlanden entdeckt worden war, war in Italien zu dieser Zeit kaum bekannt, wie denn dasselbe für die Wissenschaft erst seit dem genannten Jahre, und zwar vorzüglich durch Galilei, den man allgemein für den Erfinder hielt, verwerthet worden ist.

— Die Kaiserin Eugenie hat kürzlich verfügt, daß in Zukunft auf den Tuilerieen-Bällen kein Cotillon mehr getanzt werden darf.

— Der wissenschaftlichen Wochenschrift „Saturn" zufolge haben die Royal Society und die königliche astronomische Gesellschaft in London Comites niedergesetzt, welche die nöthigen Maßnahmen betreffs der im nächsten December in Algier, Spanien und Sicilien eintretenden totalen Sonnenfinsterniß berathen und darüber Bericht erstatten sollen.

— Einem englischen Provinzialblatte zufolge wohnt in Blyth, einer Stadt der Grafschaft Northumberland, ein Mann, welcher das Vergnügen hat, Vater von nicht weniger als achtunddreißig Kindern zu sein. Er verheirathete sich drei Mal; seine erste Frau beschenkte ihn mit 18 und die zweite mit 10 Kindern. Am vergangenen Montag machte seine dritte Frau ihrerseits gleichfalls die Zahl zehn voll; der Vater dieser großen Familie ist lustig und munter und macht sich Tag für Tag mit seinem Hausirerkram auf den Weg.

— Aus Pendleton in England wird von einer Explosion in einem der dortigen Kohlenbergwerke gemeldet, welche drei Erwachsenen und drei Knaben das Leben kostete, während ein siebenter auf den Tod verletzt darnieder liegt.

— Im hohen Alter von 87 Jahren ist einer der tüchtigsten englischen Aerzte, Dr. John Bright, gestorben. Wenn wir nicht irren, ist er der nämliche, von welchem der in der medicinischen Fachwelt allbekannte morbus Brightii, eine Nierenkrankheit, den Namen hat.

— Der New-York-Herald theilt über Herrn William B. Astor, den Eigenthümer des berühmten Astorhouse und Gründer der Astorbibliothek, Folgendes mit: „Er ist der reichste Mann in Amerika. Sein Vermögen wird verschieden geschätzt, aber man nimmt an, daß es 60 Millionen Dollars beträgt. Er ist über diesen Gegenstand selbst zu seinen intimsten Freunden sehr zurückhaltend. Sein Vater hielt einen Pelzladen in Broadway und sandte, als sein Vermögen wuchs, seinen Sohn zur Vollendung seiner Erziehung nach Heidelberg. Neben dem Vermögen seines Vaters, welches er durch Landspeculationen bedeutend vermehrte, erbte der Sohn noch von seinem Onkel eine halbe Million Dollars. Das Astorhouse wurde von dem Vater 1835 gebaut. Der ältere Astor starb 1848 und seine Verlassenschaft wurde auf 20 Millionen Dollars geschätzt. Alle Augen wandten sich damals auf den Eigenthümer solch ungeheueren Vermögens, aber auf William Astor hatte dieser plötzlich entstehende Ruhm wenig Einfluß. Sein Vater hinterließ zum Besten seines Geburtsortes Waldorf in Deutschland eine große Summe, und Herr Astor schickte einen seiner Söhne nach dort, um die Errichtung eines Instituts zur Unterstützung der Armen jenes Ortes ohne Rücksicht auf Alter, Geschlecht und Religion zu überwachen. Die Waisenkinder werden zu verschiedenen Gewerben erzogen und es sind dort besondere Abtheilungen für Blinde, Taube und Stumme. „Ich bin sehr stolz auf das Astorhaus in New-York," sagte Herr Astor einmal, „aber ich bin noch viel stolzer auf das Astorhaus in Waldorf. Das erstere mag verfallen, aber das andere wird bestehen, so lange Waldorf existirt oder es dort noch Arme giebt." Die Astorbibliothek, welche er gemäß dem Willen seines Vaters errichtete, ist ein schönes Gebäude. Anfangs hatte es 65 Fuß in der Front und 120 Fuß in der Tiefe, ist aber seitdem bedeutend vergrößert. Der Dampf-Heizapparat kostet 10,000 Dollars, die Bücher — jetzt 139,000 Bände — kosteten circa 300,000 Dollars und das ganze Etablissement 750,000 Dollars. Es heißt, daß trotzdem Herr Astor dadurch noch nicht völlig befriedigt ist und die Absicht hat, noch ein neues Gebäude hinzuzufügen. Die Astorbibliothek ist bereits die werthvollste in Amerika, und Herr Astor wünscht sie zu der ersten der Welt zu machen.

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

Die dritte pfälzische Lehrerversammlung zu Landau im September 1869. Im Auftrage des Vereinsausschusses herausgegeben von H. Krebs, Vereinssecretär. Vereinsgabe. Weidenthal. Verlag des pfälzischen Lehrervereins. 1870.

tz. Die allegirte Schrift giebt Zeugniß von dem Ringen und Streben des pfälzischen Lehrervereins und reproducirt die Verhandlungen des Landauer Lehrerfestes. Ja, „das Landauer Lehrerfest ist und bleibt eine freundliche Anhöhe in dem leider nur zu oft langweilig ebenen Lehrerleben, eine Anhöhe, auf der die reinste Luft der Begeisterung wehte, eine liebliche Höhe, hoch und frei über dem täglichen, kläglichen Alltagsleben. Noch lange werden die Festbesucher zurück denken an diese Tage. Und wenn das Amt mit seinen nie fehlenden Mühen und Sorgen schwer lastend auf der Seele liegt, werden erleichternd und leuchtend herüber winken die schönen Tage des Landauer Lehrerfestes." Herr H. Krebs, der wackere Biograph unseres Grünewald, hat längst bewiesen, in welchem Ton und Styl er die Feder zu führen versteht. Seine Sprache ist die des Herzens, der Wahrheit und Klarheit. Als Vereinssecretär stellte sich Hr. Krebs nicht in, sondern über die Parteien. Ueberall und immer finden wir sein Referat wie sein Urtheil objectiv. Das freut uns, und dafür zollen wir ihm aufrichtigen Dank. Auch Nichtlehrer, die Freunde der Schule und des besonnenen Fortschrittes werden von der Schrift Kenntniß nehmen und gar Vieles aus derselben lernen können. — Der Inhalt der Schrift zerfällt in folgende Capitel: 1) Ein kleines Vorwort und ein kurzer Rückblick. 2) Landau und das Lehrerfest. 3) Am Tage der Vorversammlung. 4) Der 16. September. 5) Die Begrüßung; durch die städtische Behörde. 6) Begrüßung durch das Localcomite. 7) Der Gruß und Willkomm der hohen königl. Regierung. 8) Einleitender Vortrag des ersten Vorstandes. 9) Prolog von Krebs aus Oppau. 10) Vortrag des Lehrers Drescher: „Was wir wollen." 11) Antrag des Lehrers Janton: „Anschluß des pfälzischen Lehrervereins an den Hauptverein." 12) Die Gründung eines pfälzischen Pestalozzistiftes (Vortrag des Lehrers Schneider). 13) Die Festtafel. 14) Ein Ausflug. 15) Schlußwort. Erster Anhang: Eingegangene Telegramme. Zweiter Anhang: Toaste. Dritter Anhang: Rechnungsablage. Vierter Anhang: Verzeichniß der Mitglieder des pfälzischen Lehrervereins.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 18. Dritter Jahrgang. 1870.

* Ein Verhängniß.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Rudolph Altschaffel.

(Fortsetzung.)

Gerung mischte sich wieder unter die Uebrigen und das Abendbrod verlief heiter, wie der ganze Nachmittag. Es war spät geworden, die Familien fuhren nach Hause, nur noch Wenige blieben da, der Pfarrer und der Justizarius, Isakoff und Gerung, die einander den Tag über aus guten Gründen gemieden hatten. Adelheid ging unruhig auf und ab; sie machte sich zu schaffen, wo gar nichts mehr zu thun war; endlich blieb sie bei der Gesellschaft sitzen. Man erörterte die Frage, ob das hiesige Landvolk Verbesserungen seiner Lage auch dankbar aufnehme oder nicht.

„Nein," meinte Isakoff, „dieses elende Gesindel fühlt nichts Besseres; es ist nur mit nachsichtsloser Strenge zu regieren, die neuen lustigen Volksbeglückungs-Systeme, erfunden von Träumern oder Egoisten, sind weder für unsere Zeit noch für das hiesige Volk. Unbeugsame Härte, dann kann man mit den Leuten etwas anfangen."

Der Pfarrer und der Justizarius widersprachen, aber Gerung nahm ihnen das Wort.

„Herr Hauptmann," meinte er, „es hieße alle menschliche Natur verkennen, wollte man sagen, daß das armselige Volk, das uns dienstbar ist, nicht eben derselben Veredelung fähig wäre, wie wir sie durch lang gepflegte Anlage und sorgfältige Bildung besitzen."

„Herr — Herr — Director — Gerung, verzeihen Sie, so ist wohl Ihr Name, Sie scheinen das Volk hier noch nicht zu kennen. Sie sind auch erst seit Kurzem in der Gegend. Ich will Ihnen sagen, und die Herren ringsum werden es bestätigen: Das Volk hier zu Lande ist so verkommen und elend — materiell durch die Armseligkeit des Bodens und moralisch, weil sie, halb deutsche, halb slavische Mischlinge, jeder der beiden Culturformen entfremdet sind —, daß es sich nie emporschwingen kann zu einem besseren menschwürdigeren Dasein. Ich kenne das genau, ich habe das studirt; es giebt kaum eine Schlechtigkeit und Niederträchtigkeit, die ich nicht von dieser Bevölkerung — bei uns über der Grenze ist sie genau dieselbe — hätte erfahren müssen."

„Ich bitte sehr," meinte Gerung, „so weit ich das Volk hier kenne, ist es doch nicht so schlecht, wie Sie meinen, Herr Hauptmann. Ich habe gerade gefunden, daß diese Menschen, trotz ihres äußeren Elends, recht edle Gefühle in der Brust tragen, deren wir uns, die wir uns die Gebildeten nennen, sicher nicht zu schämen brauchten. Die Leute sind gefällig, dienstfertig, sehr arbeitsam, man muß sie nur zu behandeln wissen; sie sind auch dankbar, sehr dankbar, und das schätze ich bei ihnen doppelt hoch!"

„Pah, — dankbar, dieses Gesindel — das ist mir noch nie vorgekommen," meinte Isakoff und erzählte eine Menge Geschichten, aus denen von vornherein Undank und Spitzbüberei zu lesen war.

Adelheid warf nur hin und wieder eine Bemerkung dazwischen. Ueber das Capitel der Dankbarkeit hatte sie heute so ihre eigenen Gedanken.

Gerung hatte sich der hiesigen Bevölkerung aufs wärmste angenommen. „So kurze Zeit ich hier in Rudzin bin," schloß er, „so habe ich doch schon Gelegenheit gehabt, an den Leuten hier ganz vorzügliche Eigenschaften zu entdecken, ich habe an ihnen Züge entdeckt, wie man sie bei weit wohlhabenderen Bevölkerungen vergeblich suchen mag. Glauben Sie mir, diese Armen besitzen so viel echte Menschenliebe, so viel uneigennützige freudige Aufopferung für den Nächsten, so viel Theilnahme für fremdes Unglück, daß ich mit ihren sonstigen Schwächen leicht ausgesöhnt bin."

„Ich wäre doch neugierig um ein Beispiel," sagte Isakoff höhnisch.

„Ich habe es zur Hand," erzählte Gerung weiter. „Neulich spät Abends kam ich aus der Stadt an unser Dorfwirthshaus, um meinen Förster, den ich dahin bestellt hatte, zu sprechen. An der Ecke des Hauses sah ich im Regen einen Mann stehen, den ich mit Mühe erkannte. „„Komm herein in die warme Stube, Andreas, was hast Du denn da?"" Er folgte mir. In der Schenke klagte er mir sein Elend; das mutterlose Kind, das er auf dem Arme trug, war krank geworden und röchelte schwer; in der Angst war er zur Scheune gelaufen, aber furchtsam draußen stehen geblieben. Der arme Hirt wagte sich nicht unter die wohlhabenden Bauern. Ich ließ ihm, der mir einer Hilfe bedürftiger schien, als das, im warmen Zimmer wieder beruhigte Kind, warme Speise reichen. Lisabeth, des Schenkwirths hübsche Tochter, dieselbe, die mich vorhin zum Ehrentanze abholte, erblickte kaum das Kind und erfuhr, daß es krank sei, nahm sie es, drückte es ungestüm an sich und liebkoste es zärtlich, wie eine Mutter. Sie hüllte das kleine Würmchen in ihr eigenes Busentuch und trug es in ihr Schlafgemach, wo sie lange blieb. Endlich kam sie zu Andreas mit den Worten: „„Väterchen, laßt mir die Kleine nur da, ich will sie schon pflegen, laßt mir die Kleine!"" Und meine Herren," fuhr Gerung bei dem beifälligen Nicken des Pfarrers fort, „glauben Sie mir, Andreas war dankbar, — sehr dankbar; aber der Ausdruck von einiger frommer Dankbarkeit gegen den Himmel, daß sie dem armen Kinde hatte helfen dürfen, daß sie es vielleicht vor schwerer Krankheit bewahrte — der ist mir unvergeßlich, das Bild jenes wirklich hübschen Mädchens bleibt mir für immer in die Seele begraben."

Isakoff hatte hierauf nur ein Achselzucken zur Antwort.

Adelheid hörte mit der höchsten Spannung auf jedes Wort. Lisabeth, die Tochter des Schenkers, war freilich hübsch — sehr hübsch — das war ihr bekannt. Sie zerpflückte die Enden ihrer Busenschleife, aber sie sprach nichts, und wenn ihr Gerungs Worte den Tod verkündet hätten, sie horchte auf ihren warmen, herzlichen Ton, als wäre es Glockengeläute in der Sonntagsweihe. Aber sie war erschüttert bis in den tiefsten Grund ihrer Seele und mußte mit aller Kraft an sich halten.

Während der Baron mit Gerung noch wirthschaftliche Gegenstände besprach, empfahl sich der Rest der Gesellschaft, Isakoff

mit den gewöhnlichsten Redensarten. Adelheid hatte ihn zerstreut bis an die Thür begleitet und hatte darauf ihren Platz wieder eingenommen. Ein heftiger Sturm tobte in ihr. Und der Mann da drüben, Gerung, sprach so ruhig mit ihrem Vater über Dinge des gewöhnlichen Lebens, als ob sie für ihn gar nicht in der Welt wäre. Nein, das ertrug sie nicht länger mehr. Also Lisabeth, des Schenkwirths Tochter — die — also die — — Auch Gerung verabschiedete sich zuletzt vom Baron und von Adelheid, die ihm dabei voll und fest ins Auge blickte. Er schlug den Blick nieder und ging.

Kaum hatte er in dem dunkelen Corridor zwei, drei Schritte gemacht, als er hinter sich die Thür heftig zuschlagen hörte; er wandte sich betroffen um: Adelheid stand vor ihm mit fliegendem Athem, mit blitzenden Augen, eine Kerze in der Hand, grell beleuchtet von der Flamme, die ihr der Luftzug in's Gesicht wehte.

„Herr Gerung — was sie eben erzählten, ist das wahr? Ich bitte Sie herzlich — ich — beschwöre Sie — erwarten Sie mich unter der Linde im Park."

Sie war verschwunden, als er endlich wieder Leben erhielt. Er schickte seinen Wagen nach Hause; er würde zu Fuß gehen. Als er durch den Park schritt, blickte er oft zurück, er sah in dem Schlosse ein Licht nach dem anderen verlöschen. Das geräuschvolle Leben von vorhin wich einer tiefen Ruhe; weit, weit vom Dorfe her drangen durch die laue Nacht manchmal Stimmen zu ihm herüber. Er ließ sich auf einen Stuhl unter der Linde nieder, ihm wirbelte der Kopf, er fühlte sich gedrückt und beklommen, als ob er vor etwas Ungeheuerem stände; seine Pulse flogen fieberhaft. Er sprang auf, machte hastig ein paar Schritte auf dem kleinen Raume und setzte sich wieder. Was hatte sie ihm an diesem Orte so spät allein zu sagen, in dieser grenzenlosen Aufregung? Horch! da nahten Schritte, er hörte sie kaum, aber er fühlte es. Er wandte den Kopf nach der anderen Seite. Adelheid, ein dunkeles Tuch über den Kopf geworfen, tauchte aus dem Gebüsch und stellte sich plötzlich vor ihn. Sie zitterte hörbar und das schöne Gesicht sah in dem bleichen Mondlichte so schmerzerfüllt aus, daß es einen Stein erbarmen konnte. Sie preßte die Rechte auf ihr Herz, als ob sie es hätte zerdrücken mögen.

„Sie — wenden sich weg — von mir. Warum, hassen Sie mich? Was habe ich Ihnen gethan, daß Sie mich so tief — so tief —" Sie konnte vor Schluchzen nicht weiter, ihr Kopf sank kraftlos auf die Brust.

„O, gnädiges Fräulein, nicht so — nicht so. — Sie tödten mich mit diesem Vorwurf; — o, wenn Sie wüßten!" Er ergriff ihre Hand heftig; sie ließ ihm sie widerstrebend, aber mit einem leisen Drucke.

Ihr Auge leuchtete durch die Finsterniß und hing an seinen Lippen, als ob sie davon Leben oder Tod erwartete: „Und jenes Bauernmädchen, die Lisabeth, die Sie so — so gar nicht vergessen können? Gerung, Gerung! was habe ich Ihnen denn gethan?"

Er drückte ihre Hand inbrünstig an seine Lippen.

„Gerung, ist das wahr?" hauchte sie nur, „mit Lisabeth?"

„Nein, o nein! niemals, niemals! Fühlen Sie das nicht?"

„Mein Gott," so klang es wie halb unterdrückter Jubel, „so denken Sie vielleicht doch an ihre — an mich?"

Er stand ihr Aug' in Auge, wie sie zu ihm emporsah mit der heißen Frage im Blick. Er beugte sich über sie: „Ewig, ewig."

Da warf sie sich in der Fülle ihrer Gefühle halb bewußtlos, weinend und schluchzend an seine Brust und schlang die Arme fest um ihn, um nimmer von ihm zu lassen, und wie auch er sie so umfangen hielt, da bebte die Erde unter seinen Füßen und ein leises, heiliges Rauschen ging durch die himmelhohen Bäume, ihm war, als sähe er die blendende Herrlichkeit Gottes. Er rang nach Luft.

Sie fühlte, wie ein leichter, warmer Kuß ihre Stirn streichte, da schlug sie das große dunkele Auge auf zu ihm, strahlend von seliger Lust und schwimmend in feuchtem Glanze: „Du bist mein! Mein, mein, für immer!"

Er vergaß die Welt um sich her und sog Entzücken aus der wundersamen Musik ihrer abgerissenen Worte; trunken von unendlicher Wonne blickte er auf die jungfräuliche Stirn, auf der begeisterter Jubel thronte, auf den reizenden Mund, in dessen süßverschämtem Lächeln sich ihm der Himmel aufthat. Sein starker Arm zitterte unter ihrer leichten Last.

„So liebst Du mich denn, Du mein und Alles hienieden!" Sie verbarg das erglühende Gesicht an seiner Brust.

Wie sie den Kopf zu ihm erhob, fanden sich ihre Lippen zu einem Kusse, als wollte in nie endenden Zügen Eines des Anderen Seele trinken.

Und droben am dunkelen Himmel, an dem die Sternenaugen flammten, als kämpften sie mit Thränen, verzeichnete eine unerforschliche Hand das Schicksal der Beiden in das Buch, dessen Weisheit hienieden kein Mensch ergründet.

Sie waren ruhiger geworden, in sanfterem Wellenschlage strömte die Fluth ihrer Gefühle dahin.

„Komm' Adelheid, laß uns gehen."

„Ja, Franz, bei Dir und mit Dir, bis an's Ende der Welt."

Sie wandelten auf dem nächsten Gange zärtlich flüsternd und kosend auf und ab, sie hing an seinem Arm und konnte sich nicht satt sehen an seinem männlichen treuen Gesichte, das jetzt so verklärt war vom höchsten Glücke — von ihr selber. Der Thau begann zu fallen, das große Siebengestirn am Himmel stieg herab auf seine Bahn, sie schauderte leicht zusammen und hüllte sich fester in das Tuch.

„Engelchen, sieh', was ich da fand!" Er reichte ihr die zerknitterte, halbzersplissene Busenschleife, die er behend aufgehoben hatte.

„Behalte sie zum Andenken an diese Stunde."

„O, mein Leben gebe ich für sie, für Deine Liebe. Jetzt möchte ich zu Deinen Füßen sterben. Adelheid, Du liebst mich!"

„Ich bin Dein mit allen Kräften meines Seins, Franz, ich bin Dein!"

Sie stand an einem Blumenstrauche und brach tiefsinnend Blüthen und Blätter: „Ist das die Liebe? Mein Gott, sie ist so unaussprechlich schön und ängstigt doch so sehr." Sie konnte die Thränen nicht verbergen. „Franz, Franz! Ohne Dich fand ich keine Ruhe und bei Dir bin ich noch tiefer bewegt." Sie streichelte ihm das Haar. „O sage mir das immer wieder und wieder, Franz, daß Du mich liebst."

Er hielt ihr mit beiden Händen den Kopf in die Höhe, daß der Mond sie so voll in ihrer ganzen bezaubernden Holdseligkeit mit sanftem Glanze übergoß. Er sprach nicht, er küßte sie nur auf die geschlossenen Augen: „Dein auf ewig, — ewig!" — —

Als er am anderen Morgen erwachte, rieb er sich verwundert die Stirn, er erinnerte sich nicht mehr, wie er nach Hause

gekommen war, er drückte eine blaue seidene Schleife, die aus der geschlossenen Hand hervorsah, an die trockenen brennenden Lippen.

(Fortsetzung folgt.)

Moskau's abendliche Unterhaltungen.

(Schluß.)

Ueberaus prachtvoll, besonders aber geräumig und bequem ist das große kaiserliche Theater, das aus dem bis auf die Mauern niedergebrannten früheren großen Theater auf kaiserlichen Befehl nach dem Krimkriege in wenigen Monaten vollständig hergestellt werden mußte, um zur Krönungsfeier eröffnet werden zu können. Es hat außer den Parquetlogen, hier Baignoires genannt, vier Ranglogen und dann noch ein Amphitheater mit Galerie, ferner die entsprechende Anzahl Prosceniumslogen, inmitten deren die kleinere kaiserliche und die Loge des Generalgouverneurs liegen. Außerdem aber hat es noch eine große kaiserliche Loge und ein überaus bequemes und geräumiges Parquet, welches, neben der ungehinderten Communication rings um dasselbe, von zwei großen sich kreuzenden Gängen durchschnitten wird, so daß man zu jedem Lehnstuhl, ohne irgend Jemand zu belästigen, gelangen kann. Die Lehnstühle sind wirklich gut gepolsterte Armsessel, in denen man sich, ohne seinen Nachbar zu geniren, bewegen und ruhig sitzen bleiben kann, wenn dieser vorüber will. Die Baignoires und ersten Ranglogen haben Entrees mit Spiegeltoilettetischen und Causeusen. Die Balustraden sind weiß mit Gold, die Polsterung und Tapezierung ist rother Sammet. Hinter den Logen sind Corridore, aus denen man in eine Reihe geräumiger Säle (Foyers) gelangt, in denen rothe Sammetsophas und große Spiegel Gelegenheit zur Erholung und zur Prüfung der Toilette bieten. Daselbst sind auch, wie in den Corridoren aller Logenreihen, Erfrischungen aller Art zu haben. Während der Zwischenacte versammelt sich in diesen Sälen der größte Theil des anwesenden Publicums. Die Logediener sind, wie in kleinen Theatern, bis auf die oberste Galerie hinauf in Hoflivree: grün mit Gold und schwarzen Adlern. Die Erleuchtung aller Räumlichkeiten ist überaus splendid. Außer dem prachtvollen großen Kronleuchter inmitten des Zuschauerraumes und vielen anderen kleineren wird auch bei feierlicheren Gelegenheiten jede Loge besonders erleuchtet.

Zur Aufführung kommen im großen Theater nur Opern und Ballets und ausnahmsweise auch größere Trauer- oder Schauspiele. Ständig ist eine russische Operngesellschaft, unter deren männlichem Personal aber viele russificirte Deutsche stecken, wie Herr Petrow, Sethoff u. s. w. Außerdem ist ein dauernd engagirtes Balletpersonal vorhanden. Eine italienische Operngesellschaft kommt gemeinhin nur für einen kleineren Cyklus von Opern herüber. Vor Jahren soll auch eine ständige deutsche Oper in Moskau existirt haben, und es galt für guten Ton, sie zu besuchen. Heutzutage würde sie sich wohl schwerlich dort bezahlt machen. Damit soll nun aber keineswegs gesagt sein, daß die russische Oper etwas Besonderes leiste. Sie ist im Gegentheil äußerst mangelhaft, so mangelhaft, daß die Aufführung bedeutenderer, classischer Compositionen seit Jahren unmöglich ist. Außer der bekannten Glinka'schen Oper: „Das Leben für den Czaren", die in der Regel alle acht Tage ein Mal gegeben wird, ferner außer „Askold Mogilla" und ein paar anderen nationalen Opern von untergeordneterer Bedeutung sind höchstens die leichteren komischen Opern ausführbar und — anhörbar. Daß es nur an dem Mangel guter, hervorragender Kräfte liegt, beweisen die Chöre, welche in der Regel ganz vortrefflich executirt werden. Das Orchester für Oper und Ballet ist aus zahlreichen und guten Kräften zusammengesetzt und hat selbst Celebritäten aufzuweisen, wie z. B. die Harfenvirtuosin Papendieck.

Die Theater beginnen in der Regel um 7½ und dauern bis 11 Uhr. Das Publicum erscheint, besonders im großen Theater, meistens in Balltoilette. Die Parquetplätze sind von Damen nur wenig besucht; am meisten noch im kleinen Theater. Die Preise der Plätze variiren von 25 Kopeken bis zu 25 Rubel. Die Logen sind nur im Ganzen zu haben. Im großen Theater kosten an gewöhnlichen Tagen die Logen 12, 8, 6, 5 und 3 Rubel, die Plätze der hinteren Parquetreihen 1½, die der vorderen 3 bis 5 Rubel. Bei Benefices verdoppeln sich die Sätze und steigen in extraordinären Fällen so, daß der Sitz in der ersten Reihe des Parquets 15 Rubel Silber kostet. Verhältnißmäßig am theuersten aber ist, wie überall in Rußland, das Aufbewahren der Garderobe. Bei den Vorstellungen beträgt der Preis 30 Kopeken (36 kr.) und bei den Maskenbällen im großen Theater 50 Kopeken (54 kr.). Die Garderobe mehrerer Personen auf eine Nummer abzugeben, ist nicht erlaubt. Es ist aber jedem Einzelnen und jeder Familie gestattet, die Garderobe dem eigenen Bedienten zu übergeben, und kann sich derselbe in den unteren, stets gut erwärmten Vorräumen während der Dauer der ganzen Vorstellung aufhalten. Selbstverständlich machen davon viele Familien Gebrauch, die aus mehreren Mitgliedern bestehen, und man kann sich denken, welche Scenen sich auf den Vorfluren der Theater und auf den gewöhnlich sehr elegant ausgestatteten Treppenräumen entwickeln. Da liegen dann die auf ihre Herrschaften wartenden Dienstboten ausgestreckt auf den Pelzen und Mänteln bunt durcheinander und schnarchen aus Leibeskräften.

Draußen aber im Winter bei 20 bis 30 Grad stehen die Equipagen und dürfen sich nicht vom Platze rühren, bis es der Herrschaft aufzubrechen beliebt. Damit die Kutscher auf ihren Böcken nicht erfrieren, sind vor den Theatern große Feuer angezündet, an denen sie sich wärmen können, und wo solche fehlen, kriechen sie natürlich in die Carossen ihrer Herrschaften. An die Pferde denkt man nun gar nicht. Auch die elegantesten und theuersten fahren schaumbedeckt mit ihren Wagen und Schlitten vor und müssen dann, bis das Theater oder die Festlichkeit zu Ende ist, ausharren, die meisten selbst ohne Decke wie der gewöhnliche Droschkenklepper des ärmlichsten Fuhrmanns. Niemanden fällt es ein, das Fuhrwerk wieder nach Hause zu schicken und sich abholen zu lassen. Selbst der Miethsfuhrmann würde Einen auslachen, wollte man seinem Fuhrwerk so etwas zumuthen. Man miethet eben einen Wagen zum Theater, zum Ball ꝛc.; er fährt die Herrschaft hin und wartet dort trotz Wind und Wetter mitunter bis der Tag graut.

Der mit unzähligen Equipagen bedeckte Theaterplatz bietet aber dafür auch, besonders am Schluß der Vorstellung, ein merkwürdiges Schauspiel dar. So weit die Flammen der in der eisernen Hülle lodernden Feuer und der Gaslaternen leuchten, sieht man nichts als Droschken, Equipagen und galonirte Lakaien. Es ist für die Polizei wahrlich kein geringes Stück Arbeit, diesen Equipagenknäuel sich regelmäßig nach der Ordnung und ohne Collision entwickeln zu lassen. Bei dem Geschrei und Lärm, der sich auf allen Seiten erhebt, ist es Einem, als befinde man sich in einem kriegerischen Lager bei einem nächtlichen Ueberfall. Eine mächtige Stimme draußen verkündet, welche Equipage vorfuhr, eine nicht minder mächtige läßt den gerufenen Namen im Inneren des Hauses wieder ertönen, und die gerufene Herrschaft beeilt sich, einzusteigen. Dreimal wird der Ruf wiederholt; erscheint der Gerufene dann nicht, so müssen die Kutscher auf ein gegebenes Zeichen abfahren, um sich dem Ende des Wagenzuges anzuschließen. Die Gendarmen leisten beim Auffinden der Equipagen bereitwilligst hilfreiche Hand. Im Größeren oder Kleineren wiederholen sich diese Scenen auch bei Bällen und Festlichkeiten, zu welchen in der Regel die großartigen Räume der Clubs benutzt werden.

Die Clubs, Nachbildungen der deutschen Casinos und der englischen Clubs, jedoch viel leichter zugänglich als die letzteren, stehen an Großartigkeit und Reichthum in Moskau wie in Petersburg unerreicht da. Man kann sich eine Idee von den Mitteln und dem Aufwande dieser Gesellschaften machen, wenn

man beispielsweise aus den Jahresabschlüssen des Moskauer Deutschen Clubs ersieht, daß er ein jährliches Budget von 3 bis 400,000 Rubel Silber aufzuweisen hat. Die Clubs besitzen in der Regel ein eigenes palaisartiges Gebäude mit Sälen und Räumlichkeiten, wie man sie im Auslande außer in königlichen oder kaiserlichen Schlössern nicht findet. Der große Saal des zu Katharinas Zeiten gestifteten Adelsclubs faßt beispielsweise bequem 3000 Personen. Es giebt da Alles, was zur Unterhaltung nöthig ist: Lesezimmer, Bibliothek, Billard, Spiele aller Art, — der Deutsche Club hat sogar in seinem Winterlocal eine schöne Kegelbahn — Restauration, Speisesäle, Tanz-, Concertsäle ꝛc. Die Aufnahme der Mitglieder geschieht in den meisten Fällen durch Ballotage; die Einführung von Fremden ist erlaubt, aber gegen Entree. Die Beiträge sind im Verhältniß zu dem Gebotenen gering. Im Deutschen Club wechselt der jährliche Beitrag z. B. von 12 bis 18 Rubel Silber jährlich. Dafür hat man jeden Abend freien Eintritt, freie Zeitungslectüre, kann die Bibliothek des Clubs benutzen, hat wöchentlich zweimal Concert und einmal Ball oder gewöhnliche Tanzsoiree. Die Wittwen armer Clubmitglieder, deren Männer eine gewisse Anzahl Jahre Mitglied waren, haben Anspruch auf Pension, ebenso die Diener und Beamten nach einer gewissen Reihe von Dienstjahren. Die Verwaltung steht unter der Leitung eines erwählten Comites.

Die übrigen Clubs sind nach ähnlichen Grundsätzen organisirt, doch sind die Beiträge im Adelsclub, im Kaufmannsclub und im Englischen Club höher.*) Der letztere widmet sich vorzugsweise nur der Unterhaltung durch Kartenspiel und Lectüre. Damen haben dort ausnahmsweise keinen Zutritt.

Musik, Erleuchtung, Bedienung und Restauration sind überall vorzüglich. Am unterhaltendsten ist der Künstlerclub, dem auch die Literaten angehören und der das vielseitigste Programm aufweist.

In der Carnevalssaison wechseln die gewöhnlichen mit den Maskenbällen ab. Dann sind solche auch alle Sonntage im großen Theater unmittelbar nach der Vorstellung. In der Regel aber tanzt man auf diesen nicht, sondern promenirt, conversirt, soupirt und geht — namentlich wenn man nicht sehr bekannt ist mit den Persönlichkeiten — stark ennuyirt nach Hause.

Aus welchen Elementen sich die Clubgesellschaften zusammensetzen, besagt schon der Titel. Im Deutschen Club sind alle Stände vertreten, in den anderen nur einzelne nicht zu dem Stande des Clubs gehörige. Der Umstand aber, daß gegen Zahlung von Entree überall Fremde eingeführt werden können, macht die Gesellschaft sehr gemischt. Die zahlreichen russischen Militär- und Beamtenuniformen, die nationale Tracht der armenischen, persischen, bucharischen Kaufleute, der Tscherkessen ꝛc. verleiht auf solche Weise selbst den gewöhnlichen Bällen die Physiognomie von Maskenbällen, wenigstens in den Augen des Fremden.

Der fortdauernde Genuß dieser öffentlichen Unterhaltungen und Vergnügungen wird aber schließlich selbst für den Blasirten kostspielig. Dafür bietet dann die mit Recht gerühmte Gastfreundschaft des russischen Familienlebens ausreichenden Ersatz. Wann und wohin man auch zu seinen Freunden kommt, — man findet freundliche Gesichter und offene Tafel. Ein Jeder giebt, was er hat: der Butterbrod und Thee, jener Austern und Champagner. Niemals aber verlischt der Samowar und der Humor, und so sitzt man plaudernd und scherzend bei Spiel, Gesang und Tanz, bis Mitternacht längst vorüber ist und die Klapper des Dwornik die Gäste nach Hause ruft.

*) Im Englischen, Adels- und Kaufmannsclub beträgt der jährliche Beitrag 50 Rubel, das erste Jahr sogar 100 und 150 Rubel Silber.

Mannichfaltiges.

— Eine Expedition zur Erforschung des Isthmus von Darien ist am 27. Jan. an Bord des Ver. Staaten-Dampfers „Guard", begleitet vom Ver. Staaten-Dampfer „Nipsic", von New-York abgegangen. Außer den Ingenieurs und den vom „Coast Survey Departement" abgesandten Personen nehmen Botaniker, Photographen und drei Telegraphisten an derselben theil; letztere sind mit den erforderlichen Batterieen und 80 Meilen Drähten versehen, welche so arrangirt sind, daß sie zugleich mit dem Vorwärtsgehen der Gesellschaft gelegt werden können. Vermittels dieser Telegraphenlinie und mit Chronometern an beiden Seiten des Isthmus wird man dann die geographische Länge desselben genau bestimmen können. Die Expedition glaubt, in etwa sechs Monaten ihre Untersuchungen beenden zu können. Neuesten Nachrichten zufolge ist eine von französischer Seite ausgegangene Untersuchungs-Expedition beendet worden. Herr Lucien de Puydt, ein im Dienste einer Pariser Compagnie stehender Ingenieur, hat eine kurze, sichere leicht und rasch zu durchstechende Route zwischen den beiden Oceanen, außerhalb des der Panama E. B. Compagnie zustehenden Territoriums, ausfindig gemacht, auf welcher mit einem Kostenaufwande von 70,000,000 Doll. binnen 3—5 Jahren ein Schiffscanal soll hergestellt werden können. Sobald die Regierung von Columbia die Garantie für eine Anleihe übernimmt, soll eine solche sofort in Amerika und Europa aufgelegt werden.

— Die jungen Damen von Lewiston, im Staate Mayne, haben sich feierlich verschworen, keinen Mann zu küssen, der dem Tabak huldigt; die jungen Männer dagegen, keine Dame anzusehen, welche falsches Haar trägt. Ob die Helden und Heldinnen ihren Beschlüssen treu bleiben, ist abzuwarten; jedenfalls aber wäre es interessant, zu wissen, wo einer dieser jungen Männer mit seinen Augen hin soll, wenn er in irgend eine europäische Stadt kommt.

Buchstabenräthsel.

Das Ganze? Eine Gartenzier
Mit rosenfarb'nem Blüthenflor
Und noch Etwas: ich warn' davor.
Auch nennen mich der Sylben vier.

Einst: 2, 3, 4, ein junger Mann,
Ein holdes Mädchen liebgewann;
Sie konnten — wie man sagt — nicht frei'n
Und wollten doch beisammen sein.

Und noch, welch' eigen Mißgeschick:
Ein großes Wasser, ohne Brück'
Lag zwischen ihnen mitten drinnen:
Was war zu thun, ohn' viel Besinnen?

Der Einbaum und der schlanke Nachen,
Das waren unbekannte Sachen:
D'rum wirft er keck sich in die Fluth,
Gewinnt das Ziel; er schwimmt ja gut.

Doch einmal, welches Herzeleid!
Es mißglückt, weil es stürmt und schneit;
Und seinen starren Körper trugen
Die Wogen, die die Küste schlugen.

Und als die Jungfrau das erschaut,
Da ruft, von Schmerz erfaßt, sie laut:
„1, 2, 3, 4, mein süßes Leben!!"
Und hat den Tod sich selbst gegeben.

— △ —

Auflösung der Charade in No. 12:
Sal (Salz) — Peter — Salpeter.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 19. Dritter Jahrgang. 1870.

* Ein Verhängniß.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Rudolph Altschaffel.

(Fortsetzung.)

4.

Adelheid erwachte früh am anderen Morgen aus den seligsten Träumen, sie war fast ungehalten darüber. Sie machte ihre Morgentoilette und sog in vollen durstigen Zügen die reine frische Luft des Gartens aus dem offenen Fenster. In den dichten Laubkronen sangen die Vögel; sie hätte mitsingen mögen: „Er liebt mich." Sie ging hinab; wie lachte ihr Alles so wunderbar lieblich entgegen, ganz anders als bisher; sie kam an einen Rosenstock, der noch verspätete Blüthen trug, aber traurig zu Boden niedergebeugt war, seit ihm der stützende Stab fehlte; sie holte einen anderen und band ihn fest. „Nicht so den Kopf hängen lassen, halte dich fest an ihn." Sie schritt weiter, ein Meer von Wonne im Herzen; wie doch Alles da draußen ihrem Inneren verständnißvoll zujubelte. Sie ging vor das Parkthor, nicht weit davon stand ein verwittertes Kreuz; drei Wege trafen sich da. Sie blieb davor stehen mit verschränkten Händen und blickte daran inbrünstig hinauf: „O, wenn er jetzt da wäre, wir wären Beide im Himmelreiche." Sie kam in das Schloß zurück und begrüßte ihren Vater mit einem Kusse, warm und innig, als hätte sie auch ihren abwesenden Freund vertreten wollen, und dann richtete sie das Frühstück an, so geschäftig, so froh wie noch niemals. Papa hier, Papa dort, daß er sie ein über das andere Mal verwundert ansah.

„Heide, Mädel, Du wirst ausgelassen! Ja, ja, es war gestern recht hübsch; ich habe mich recht gefreut, die ganze Gesellschaft war so gut aufgeräumt, wie ich's kaum erwartet hätte. War doch ein hübscher Gedanke, das Arrangement!" Er reichte ihr väterlich die Hand über den Tisch, indem er aufstand.

„O, Papa," entgegnete sie lebhaft, „das ist Alles von Herrn Gerung ausgegangen. Siehst Du nun, wie sehr ich in meinem Urtheil über ihn recht hatte, mit ihm ist wirklich Segen zu uns eingekehrt."

Der Baron war schon wieder an seiner Uhr. „Segen — Segen? Na, wir wollen's abwarten!" Adelheid hörte das nicht mehr, sie trug den Tisch ab. Es machte ihm viel Kopfzerbrechens, daß er sie, die er doch nur stets ernst und vor ihm ruhig kannte, heute so fröhlich und doch dabei sinnig sah; sie war reizend wie eine eben entfaltete Blume.

Gerung ging umher wie ausgewechselt. Seine Leute kannten ihn zwar als liebreich gegen Jedermann, aber heute mußte etwas ganz Besonderes über ihn gekommen sein. Sonst wäre er gewiß gegen die kleinen Nachwehen vom gestrigen Feste, die sich hier und da bemerkbar machten, strenger gewesen, heute sah er Manches nach, er lächelte vor sich hin und ging jedem Gräschen aus dem Wege, um ihm nicht wehe zu thun. Ein Ackerknecht, der am vorigen Tage die Gelegenheit benutzt hatte, mit seinem Schätzchen das entscheidende Wort zu sprechen, bat ihn um den herrschaftlichen Heirathsconsens. Gerung reichte ihm ihn mit leuchtenden Augen und den Worten: „Hier nimm ihn, werde glücklich, mein Junge!" so daß der Mann verlegen wurde, als ihm sein Herr dabei noch zutraulich auf die Schulter klopfte.

So trieb er es den ganzen Tag und die folgenden, obwohl es für ihn recht viel zu thun gab. Er hatte nach dem Bergamte geschrieben und sich tüchtige Steiger für die Gruben kommen lassen; die waren nun da und das Werk wurde rührig und freudig in Angriff genommen. Arbeitsleute fanden sich, wenn auch nicht in genügender Anzahl, wie es Gerung wünschte; aber das würde sich schon noch finden.

Die neue Thätigkeit ließ ihm kaum Zeit, mit sich selbst über den Umschwung seines ganzes Wesens ins Klare zu kommen. Freilich gab es Stunden, wo das Andenken an die mit ihr verlebten Augenblicke in seine Seele einzog wie ein duftiger Frühlingstag, aber dann wurde es wieder trübe, finstere Nacht in ihm, wenn er erwog, daß er nie darauf rechnen konnte, den Adelsstolz des Barons soweit zu besiegen, um sein Jawort zu erhalten. Vergebens suchte er dann auch nur einen einzigen Hoffnungsstern, wie sie doch an jenem Abende so zahlreich und glückverheißend über ihm geschimmert hatten. Er fand nicht den Muth, darüber nachzudenken, was Alles daraus werden sollte. Er fühlte sich im Uebermaße des Glückes doch recht unglücklich. Aber Adelheid! sie, die in ihrer ganzen Herrlichkeit, in dem lachenden Maimorgen ihrer jungfräulichen Gefühle sich an sein Herz geworfen hatte, die sein bisher so armes, strenges Leben zu einem Paradiese umwandelte, von der durfte er nicht lassen in Noth und Tod. Er hatte sich ihr versprochen, er mußte sie jetzt erringen, zwar heiß und schwer, das verhehlte er sich nicht, aber der Preis, der ihm winkte, wog Alles tausendfach auf.

Er war seitdem nicht mehr mit ihr zusammen gekommen, aber wenn er nach den Gruben ging und den entfernteren Weg dahin, der unweit des Schlosses hinlief, einschlug, sah er wohl auf dem Hügel im Parke unter der Linde ihr weißes Kleid schimmern; dann blieb er stehen und sendete einige Grüße an das geliebte Mädchen, trunken vor Begeisterung, wenn sie aufstand und wie zufällig mit dem Taschentuche wehte.

Die Gruben waren im Gange, Alles war, so gut es die Umstände zuließen, auf das beste eingerichtet. Gerung freute sich darüber — für Adelheid. Als man in den nächsten Tagen an der einen Stelle schon recht hübsche Eisenerze gefördert hatte und an der anderen der Steiger — ein erfahrener Bergbeamter — bald auch Kohlen verhieß, kam die Nachricht durch die Leute in der Gegend herum: Geschäftsmänner fanden sich bei Gerung ein, kauften für benachbarte Hütten die Erze und boten mit vollen Händen Geld zum Kohlenbau. Zu dem klaren, bescheidenen, sicheren Wesen Gerungs hatten sie mehr Vertrauen als zur ganzen Herrschaft, und er wurde stolz vor Freude, daß Alles so gut ging, so gut — für sie, seine Adelheid. Bisher hatte der Grubenbetrieb nur geringe Mittel erfordert, jetzt, wo umfassendere Einrichtungen getroffen werden mußten, nahm Gerung gern die Unterstützung in Anspruch, die ihm jene dabei wohl interessirten Geschäftsleute freigiebig boten. Es wurde tüchtig und angestrengt in den Gruben gearbeitet, nur schade, daß man noch nicht Kräfte genug hatte.

Endlich konnte er doch nicht mehr seine Sehnsucht nach Adelheid bezwingen, er mußte sie wiedersehen, es zog ihn mit tausend Armen zu ihr hin. Ein Vorwand zum Besuche im Schlosse war leicht gefunden, er mußte dem Baron über die Aussichten seines neuen Unternehmens berichten. Als er oben ankam, saßen Vater und Tochter am Abendtisch. Sie schrack zusammen, als er vor ihr stand, beugte sich tiefer über ihren Teller und warf nur von der Seite einen Blick auf ihn, so sanft, so zärtlich, so voll Glück, daß er ihr hätte um den Hals fallen mögen. Er erzählte dem Baron ein Langes und Breites und konnte gar nicht damit fertig werden; zehnmal fing er wieder von vorne an, was der Baron diesmal gern übersah, da ihm ja glänzende Vortheile winkten. Adelheid sprach fast gar nicht, sie konnte kaum ihre Ungeduld bemeistern, wußte sie doch, daß er nicht gekommen war, um von Geschäften zu reden, sondern um sie wieder zu sehen. Daß auch ihn brennende Ungeduld verzehrte, merkte sie wohl, denn er zog alle Augenblicke die Uhr aus der Tasche. Es war lange nach Zehn, da brach er auf, für sie viel zu spät. Beim Abschiede sah er erst sie an und dann nach dem Fenster in den Park hinaus mit so flehendem Blicke, als ob sie der Strahl seines Auges hätte unter die Linde tragen sollen. Sie verstand ihn, der Baron freilich verstand es nicht, als sie beinahe muthwillig sagte: „Auf Wiedersehen, Herr Gerung!“ Sicherheitshalber ging Gerung erst die große Allee hinunter bis an das Parkthor, dann zurück nach der Linde. Er war noch nicht oben angekommen, als ihn von rückwärts zwei zarte weiche Arme umschlossen. „Grausamer Mann, mich so lange harren zu lassen.“ Sie hielt ihm den Mund zu: „Keine Entschuldigung!“

Er machte sich sanft von ihr los und küßte ihr zärtlich die Fingerspitzen: „Du weißt, mein Engelskind, daß ich immer und immer bei Dir bin. Meine Seele umgiebt Dich, wie der Abglanz Deines holden Wesens.“

Sie lehnte sich schüchtern wie eine Taube an ihn: „Nicht mehr so lange ausbleiben, hörst Du!“

„Ich habe für Dich gearbeitet, für Dich, Du mein einziges Gut; welche Seligkeit liegt in diesem Bewußtsein, fühlst Du das nicht? Stündlich wollte ich zu Dir fliegen. Die Pflicht hielt mich zurück. Bleiern träge schlichen mir die Stunden ohne Dich dahin, heute aber konnte ich's nicht mehr ertragen; und da bin ich und schaue wieder Dein liebes, liebes Angesicht, die schönen blitzenden Augen, den süßen, wunderfeinen Mund; Adelheid, Adelheid, ich bin namenlos glücklich.“ Er umfing sie und zog sie an sich, sie schlug die großen Augen unter den langen Wimpern zu ihm auf und bot ihm erröthend den Mund.

Es war eine Stunde der heiligsten Weihe, die über die Beiden gekommen war, wie sie im traulichen Geplauder Arm in Arm unter den dunkelen Bäumen dahingingen und von einer seligen Zukunft träumten. Die Sterne schimmerten so friedlich hernieder durch die hohen Wipfel und vor ihnen, hinter den schwarzen Stämmen fiel der Mondschein in vollen Lichtwellen über die Rasenplätze und Büsche und streute auf Blätter und Halme silberne Schneeflöckchen.

Die Nacht war weit vorgerückt, sie merkten es nicht in ihrem Glücke. Sie hatten sich oft den letzten Kuß gegeben und waren immer wieder zu einander zurückgekehrt, sie hatten sich noch so viel zu erzählen; was, das wußten sie selber nicht; oft und lange schwiegen sie und das Schweigen war noch beredter, als ihre Worte. Auf Gerung lag die unermeßliche Fülle seines Glückes wie ein Gebirge, es machte ihm bange.

„Ach, ja, Franz, manchmal ist mir wohl auch mitten in der höchsten Seligkeit zu Muthe, als ob eine eisige Hand mir nach dem Herzen griffe. Franz, nicht wahr, Du bist mein, ganz mein, Deiner Adelheid?“

Er zog sie fest an sich und streichelte ihr das glänzende Haar: „Wie kommst Du nur darauf, Kind, ich gehöre Dir an im Leben wie im Tode. Ich kann den Augenblick kaum erwarten, wo unser Bund auch äußerlich besiegelt ist.“

„Ach ja!“ meinte sie nachdenklich. „Papa, was wird der für Augen machen, wenn er das erfährt; er ahnt noch nichts, im Gegentheil,“ kicherte sie froh, „Deine Erzählung von neulich Abend hat ihn auf eine ganz andere Fährte gebracht.“ Sie wurde plötzlich wieder ernst. „Sage, mein Franz, Du denkst doch nicht mehr an jenes einfältige Mädchen?“

„Wie Du nur so fragen kannst, meine Adelheid.“

Sie ließ nicht nach: „Versichere mir das bei Allem, was Dir heilig ist.“

„O gehe, Kind, Du kränkst mich, es ist ein Frevel, auch nur daran zu denken, geschweige denn ein Wort zu verlieren. Ist denn mein herziges Mädchen so eifersüchtig?“

„Gewiß, Franz, schon der Gedanke ist mir unerträglich, daß sie überhaupt einmal hat Deine Liebe auf sich ziehen können. Du sagtest ja — sie wäre — Dir unvergeßlich.“

„Adelheid, vor Dir zerrinnt das Alles wie Schaum.“ Er hatte die blaue Schleife hervorgezogen und drückte sie an den Mund: „Sieh, das ist mein Talisman.“

„Gut, ich glaube Dir, Franz.“ Sie drohte ihm schelmisch mit dem Finger: „Mache mich nicht eifersüchtig, wenn ich wüßte, daß noch jemand Anderes Raum in Deinem Herzen hätte als ich, ich wäre namenlos unglücklich, das wäre gräßlich!“

„Laß' diese Gedanken, sei wieder lieb und gut und gehe jetzt zur Ruhe. Vertraue Deinem Franz und schlafe süß; wir sehen uns bald wieder. Willst Du, so bin ich einen über den anderen Tag an dieser Stelle bei Dir.“

„Warum nicht alle Tage?“

„Herzchen, das geht wegen meiner Geschäfte nicht gut an, und dann müssen wir auch vorsichtig sein, ehe ich es wagen darf, offen hervorzutreten.“

„Du, Du! Schon wieder Deine Pflichten! Merke Dir, Deine erste und letzte Pflicht heißt „Adelheid“, hörst Du?“

„Ich weiß es nur zu wohl und darum Adieu, noch einen Kuß!“

Und noch einen — und noch einen — gegeben und wieder zurückgenommen. — Endlich trennten sie sich. So sahen sie sich nach der Verabredung öfter unter der verschwiegenen Linde.

Gerung war in einer Art Taumel, daß er sich oft mit beiden Händen an den Kopf faßte, um zu fühlen, ob denn der noch auf der alten Stelle sei, denn jetzt hatte er nur noch die Empfindung, daß er Herz wäre, ganz Herz. Er ertappte sich in seinem Berufe bei mancher Zerstreutheit und neues, frisches Leben goß sich ihm erst durch die Adern, wenn die Nacht auf das Land herabgesunken war, und er an Adelheids Seite im Parke saß. So besonnen er sonst war, jetzt schien er Alles um sich herum zu vergessen; in seinem Kopfe hatte nichts Anderes mehr Raum, als Adelheid. So konnte das nicht länger fortgehen, seine Energie, seine Manneskraft fing an zu erlahmen in dieser Aufgeregtheit und Heimlichthuerei, die ihm sonst gänzlich

fremd war. Er wollte sich aufraffen, offen und ehrlich vor den Baron hintreten, ihm Alles gestehen, schon morgen. Aber der Morgen kam, es fiel ihm ein, daß es jedenfalls ohne eine harte Scene nicht abgehen würde, und dann ging ihm das köstliche Zusammensein mit ihr verloren. Also übermorgen. Da hatte er sogar noch eine besondere Gelegenheit, sie zu sehen. Uebermorgen kam, und er ging doch nicht zum Baron. Da peinigte ihn wieder der Gedanke an das Darlehen, das er dem Baron gemacht, und es überlief ihn siedend heiß, daß der mißtrauische alte Herr seine Handlungsweise in schiefem Lichte auffassen könne; dem durfte er sich nimmermehr aussetzen. Adelheid bestand ja auch nicht so sehr darauf, und so wollte er noch damit warten, bis jene Schuld abgetragen sei, was ja unmöglich gar zu lange dauern konnte. Aber er überlegte nicht, daß Adelheid ein Recht hatte, seine baldige Werbung oder doch eine bestimmte Erklärung darüber zu fordern, und nur aus mädchenhaftem Zartgefühl sich scheute, ihm diesen Gedanken nahe zu legen. Auch noch Eins glaubte er berücksichtigen zu müssen. Adelheid war einmal eine Dame von hoher Geburt, ihm gegenüber legte sie darauf freilich kein Gewicht, aber desto mehr fühlte er sich erhoben und ausgezeichnet, es war, als ob etwas von dem Stolze, den sie abgelegt zu haben schien, in ihn gefahren sei. Er bildete sich ein, es sähe doch etwas gar zu bürgerlich aus, wenn er so ohne Weiteres vor ihren Vater trete und um sie anhielte, nachdem er sie kaum ein halbes Jahr kannte.

Nein, das mußte er klüger anfangen, wie es sich für ihren Stand ziemte, dem er gewissermaßen bald selber anzugehören meinte. Aber er war in diesem hin- und herschwankenden Widerstreit seiner Bedenken und seiner Wünsche unzufrieden mit sich selber, und Adelheid merkte allmählich bei ihren Zusammenkünften, daß ihn etwas bedrücke. Er war nicht selten nachdenklich, gar nicht so unbefangen wie anfangs, oft ernst und traurig. Sie drang in ihn, erst mit Bitten, dann mit Schmollen, es half nichts. So aufrichtig er sonst war, das, was ihm jetzt auf dem Herzen lag, konnte er ihr doch nicht sagen. Er konnte ihr mitunter zürnen, daß sie noch darum schmollte, er wurde nicht ungehalten und das arme Herz zog sich dann eingeschüchtert von ihrem Franz zurück, so konnte sie ihn gar nicht. Aber dann erhöhte er wieder seine zärtliche Hingebung; und Alles in Allem, diese Zeit voll Lust und Hoffnung, von Wonne und Bangen, für Adelheid war sie dennoch bezaubernd. Mehr kann die Liebe gewähren, aber Schöneres nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mechanik und die menschliche Stimme. *)

Johannes Müller und andere Physiologen haben den Mechanismus der menschlichen Stimme auch mit Hilfe künstlicher Kehlköpfe studirt, die aus Membranen verfertigt waren, welche nach Belieben gespannt werden konnten. Man bringt auf diese Art leicht Töne zu Stande, die der menschlichen Stimme ähneln. Um die Vocale nachzubilden, muß man die charakteristischen Vocaltöne verstärken. So hat Willis die Vocale mittels einer Zungenpfeife mit veränderlichem Ansatzrohr hervorgebracht. Fügt man dazu noch Federn, welche verschiedene Geräusche erzeugen, so kann man auch die Consonanten herausbringen und ganze Worte künstlich erzeugen. Es giebt bekanntlich Kinderpuppen, die deutlich Papa, Mama sprechen. Radau sah bei Wheatstone in London eine Art Dudelsack, der eine kurze Phrase articulirte. Mersenne erwähnt eine Orgel, die Vocale und Consonanten gab. Im Jahre 1791 reiste von Kempelen mit seiner Sprechmaschine in Europa herum, einem Automaten, der reden konnte, doch scheint es, daß die Nachahmung sehr unvollkommen war.

Neuerdings erregt die sogenannte Faber'sche Sprechmaschine Aufsehen, eine Nachbildung der menschlichen Sprachorgane aus Kautschuk. Ein Blasebalg vertritt die Lunge und eine Claviatur dient zur Bildung von vierzehn Buchstaben. Die noch fehlenden Consonanten werden durch Zusammensetzung zweier oder mehrerer Consonanten gebildet. Die Sylben und Worte werden dadurch hervorgebracht, daß die Buchstaben, aus denen sie bestehen, in der gehörigen Verbindung und Folge mittelst der Claviatur angegeben werden, welche die einzelnen Organe durch Hebel in Bewegung setzt. Die Hebel vertreten die Stelle der Muskeln. Gleichzeitig wird die Lunge, der Blasebalg, durch Treten mit dem Fuße bewegt. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, einen Automaten in moderner Damenkleidung die Namen Marianne, Caroline, Katharina, Napoleon, Mademoiselle laut und deutlich aussprechen, ihn deutsch, französisch, italienisch zählen, ihn lachen, flüstern, langsam und schnell reden zu hören. Der Erfinder, ein Wiener, soll vierzehn Jahre mit dem Bau der Maschine zugebracht haben.

Wie aber vermöchte je die todte Maschine die wunderbaren Effecte der menschlichen Stimme wiederzugeben! Und was noch wunderbarer, diese Effecte werden durch ein unscheinbares, aus einigen Knorpeln und Sehnen zusammengesetztes Organ hervorgebracht. Da der Kehlkopfspiegel es möglich macht, den Schlund zu beleuchten, so kennt man gegenwärtig die Bedingungen der Stimmbildung sehr genau. Doch nicht der Apparat, sondern die Stimme selbst soll uns hier beschäftigen.

Die Bruststimme erfordert ein straffes Anziehen der Stimmbänder, die sich dann berühren und in ihrer ganzen Ausdehnung erzittern. Nur die Ränder vibriren bei der Fistelstimme. Geübte Sänger können dieselbe Note abwechselnd in der Brust- und in der Fistelstimme geben. Was aber Garcia von russischen Bauern erzählt, welche eine Melodie zu gleicher Zeit in beiden Registern gesungen haben sollen, scheint nicht recht glaublich. Gewöhnliche Stimmen umfassen etwa zwei Octaven. Diese Grenze wird aber von einzelnen Stimmen weit überschritten. Die Stimme des dänischen Capellmeisters Caspar Forster ging durch drei Octaven, die der Schwesteru Sessi sogar durch drei und eine halbe Octave. Letzteren Umfang erreichte auch die Stimme der Catalani und des bekannten Castraten Farinelli.

Die höchste bekannte Stimme scheint diejenige der Lucrezia Aiugari, Bastardella genannt, gewesen zu sein. Mozart hörte sie 1770 in Parma und notirt in einem Briefe an seine Schwester Marianne mehrere Passagen, welche sie in seiner Gegenwart gesungen. Die höchsten Noten sang sie etwas schwächer, aber ihre Stimme blieb so rein wie eine Flöte. Ulibischeff citirt als Seitenstück eine Madame Becker, die im Jahre 1823 in Petersburg Furore machte. Kuhlau schrieb für diese Sängerin die Rolle der Adelaide in seiner Oper „Das Räuberschloß". Im dritten Acte geht sie bis zum dreigestrichenen a. Bei einer Vorstellung sah der Musikdirector die Sängerin im Augenblicke, als sie die gefährliche Note geben sollte, unverwandt an, was dieselbe so verwirrte, daß sie das viergestrichene c. gab.

Der Unterschied zwischen Gesang und Rede besteht hauptsächlich darin, daß man beim Singen gewisse Tonstufen festhält und von einer zur anderen springt, während die Stimme beim Sprechen fast continuirlich steigt und fällt. Die Singstimme ruht auf einem Tone, auf einer Note, wie auf einem untheilbaren Punkte, während die Höhe der Sprechstimme beständig schwankt.

Die tragische Declamation der Alten näherte sich sehr dem Gesange und wurde auch mit der Lyra begleitet. Der singende Ton italienischer Declamatoren und das monotone Recitiren

*) Als Quelle benutzen wir R. Radau's „Lehre vom Schall." Deutsche Originalausgabe (München, R. A. Oldenbourg.)

der Liturgie in den katholischen Kirchen sind Nachklänge dieser Zeit. Das moderne Recitativ bildet den Uebergang von der Rede zur Musik. In gewissem Grade ist auch der Gesang überhaupt eine idealisirte Nachahmung der Rede. Geschrei und Weinen ist kein Gesang; aber der Gesang drückt den Schrei und die Thränen der Leidenschaft künstlerisch aus.

Bei einiger Aufmerksamkeit entdeckt man auch in der gewöhnlichen Rede musikalische Tonfälle. Die betonten Worte und Satzabschnitte werden durch den Wechsel der Höhe accentuirt. Nach Helmholtz pflegt das Ende eines bejahenden Satzes vor einem Punkte dadurch bezeichnet zu werden, daß man von der mittleren Tonhöhe um eine Quinte fällt. Der fragende Schlußgesang steigt oft um eine Quinte. Im Gregorianischen Kirchengesang finden sich Formeln für die Lectionen, Collecten u. s. w. festgestellt, die der Tonfall der Rede nachahmen. Im Chinesischen ist der Tonfall sogar ein Sprachelement, er bestimmt den Sinn der Worte.

Mehrere Schriftsteller haben die Buchstaben psychologisch zu classificiren gesucht. Nach Mersenne macht A den Eindruck des Großen, Mächtigen, Offenen, Anfangenden; deshalb beginnt Virgil die Aeneide mit dem Worte Arma. Das E paßt für feine, zarte Dinge, drückt auch den Schmerz aus. I paßt für kleine, winzige, durchdringende Gegenstände. Das O gehört der Leidenschaft (o tempora, o mores!), das U und N bezeichnen dunkele, versteckte Dinge, das R, der Hundsbuchstabe, heftige rauhe Gesinnung oder Handlung. In dieser Charakteristik ist einiges Wahre; daher haben auch die Dichter von jeher aus der Nachahmung der Geräusche durch Worte Vortheil gezogen, so Virgil in dem bekannten Verse, welcher den Hufschlag durch kräftige Daktylen malt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

§ Technisches. Ingenieur Joseph Thoma in Memmingen giebt im „Württemb. Gewerbebl." ein von ihm erprobtes Mittel zur Verhütung des Grundeises in Fabrikcanälen bekannt, welches im wesentlichen auf der Erhaltung einer Eisdecke beruht. In einer Fabrik, welche nur durch einen kurzen Zuleitungscanal von der Donau aus betrieben wird, mußte bei der Abstellung das Wasser über ein vorhandenes Wehr seinen Weg nehmen, da bei den Turbinen ein Leergerinn nicht angelegt war. Hierdurch wurde der Oberwasserspiegel um 5 bis 6 Zoll erhöht. Bei ruhigem Stande bildete sich in Frostnächten eine Eisdecke. Wenn nun am Morgen die Arbeit begann, so senkte sich nach und nach der Wasserspiegel auf das Niveau des Wehres, und das an den Ufern angefrorene Eis brach zusammen und mußte ausgezogen werden, um die Turbinen im Gang erhalten zu können. Sobald diese mühevolle Arbeit beendigt war, kam bei kaltem Wetter regelmäßig bald das Grundeis nach, wodurch der Fabrikbetrieb oft gestört wurde. Die Wahrnehmung, daß das Grundeis sich nie zeigte, so lange die Eisdecke vorhanden war, führte zu Versuchen, dieselbe zu erhalten. Zu diesem Zwecke wurde ein Floß aus geringen Bretern hergestellt, welches 1 Fuß schmäler und so lang wie der Canal war. Dieses befestigte man am Canaleinlauf mit Ketten, so daß es die von den Ufern sich ablösende Eisdecke schwimmend trug. In allen Fällen, wo diese Einrichtung versucht worden ist, hat sie sich vollkommen bewährt. Die Fernhaltung des Grundeises wird damit weit sicherer erreicht, als wenn man, wie es zuweilen auch geschieht, den Canal ganz mit Bretern und dann noch mit Dünger oder Tannenreißern bedeckt, welches Verfahren zudem weit kostspieliger ist. Zur Erreichung desselben Zweckes hat man seiner Zeit bei der Spinnerei Atzenbach im badischen Wiesenthal den Canal schlangenförmig durch einen Berg bis vor die Fabrik geführt. Diese Anordnung entspricht ebenfalls vollkommen, verursachte jedoch sehr bedeutende Kosten.

Im Nürnberger Gewerbverein hat C. Puscher ein Verfahren mitgetheilt und ausgeführt, um messingene Gegenstände mit Lüsterfarben zu überziehen. Dasselbe besteht in folgendem: Man löst 2 Loth präparirten Weinstein in 2 Pfund oder 1 Liter heißem Wasser auf, fügt dieser Flüssigkeit eine Lösung von 1 Loth Zinnsalz in 8 Loth Wasser hinzu, erhitzt zum Kochen, und läßt den erhaltenen geringen Niederschlag absitzen. Dann schüttet man die klare Lösung langsam unter stetem Umrühren zu einer Auflösung von 6 Loth unterschwefligsaurem Natron in ½ Pfund Wasser, erhitzt das Ganze abermals zum Kochen, wobei sich Schwefel als Niederschlag abscheidet. In die so erhaltene klare kochende Flüssigkeit taucht man die messingenen Gegenstände ein, wobei dieselben nach und nach verschieden anlaufen. Zuerst erscheint eine hell-, dann eine tiefgoldgelbe Farbe, darnach folgen alle Farbtöne von Kupfer- bis Carmoisinroth, ferner Dunkel- bis Hellblau, zuletzt Braun mit Irisschimmer und Hellbraun. Die Lüsterfarben sind außerordentlich glanzvoll, bedürfen jedoch eines Schutzlackes, um dauerhaft zu sein. — Geheimrath J. v. Liebig hat sich folgendes Verfahren zur Conservirung von Fleisch in England patentiren lassen: In 100 Pfund Wasser werden 36 Pfund Kochsalz und ½ Pfund krystallisirtes phosphorsaures Natron gelöst. Der Zusatz des letzteren Salzes bezweckt, das Kochsalz von Kalk und Magnesia zu reinigen. Bei Anwendung von Seesalz ist der Zusatz von phosphorsaurem Natron auf 1 Pfd. zu steigern. Diese Lösung läßt man stehen, bis sie klar geworden ist, und zieht sie dann von dem weißen erdigen Niederschlage ab. Zu je 11½ Pfund des gereinigten Salzwassers setzt man 6 Pfund Fleischextract, 1½ Pfd. Chlorkalium und 10 Unzen Natronsalpeter. In diese Flüssigkeit ist das Fleisch einzulegen.

— Die seit Kurzem wieder häufig gestellte Frage: Wo mögen unsere deutschen Nordpolar-Reisenden jetzt stecken? finden wir in norddeutschen Blättern kurz dahin beantwortet: „In Spitzbergen sind sie bestimmt nicht, denn sonst hätte das Begleitschiff „Hansa" entschieden längst zurück sein müssen. Auch sind sie nicht im Eise besetzt, willenlos südwärts getrieben, denn dann wären sie schon wieder frei und entweder in der Elbe oder in Schottland binnengelaufen. Es bleibt also nach aller menschlichen Voraussicht nichts Anderes übrig, als anzunehmen, daß sie glücklich die grönländische Eisschranke durchbrochen haben und nun, ihrer Instruction gemäß, in dem schmalen Zwischenraume zwischen der Küste und dem Eise nordwärts gedampft sind, bis der Winter ihnen Halt geboten hat; dann wollen wir ihnen jetzt, wo auch dort die Kälte beginnt am heftigsten zu werden, nur wünschen, daß sie mit gutem Humor, dem einzigen Erforderniß des Wohlbefindens, welches wir ihnen nicht haben mitgeben können, die Strapazen der Wintercampagne überstehen und sich zeitig und kräftig zu den bekannten Frühjahrsausflügen per Schlitten rüsten."

— Der diesjährige Winter ist reich an sonderbaren atmosphärischen Erscheinungen. In den südlichen Alpengegenden war es schon im October sehr kalt, in Galizien, Polen, Rußland begannen die ersten größeren Fröste erst Mitte Januar, Schweden und Norwegen haben fast noch keinen Winter, während in Italien und Spanien strenge Kälte herrscht. Am 5. Februar waren in Krakau 19 Grad, Lemberg 21, Warschau 20, Posen 19, Danzig 15, Breslau 13, Wien 6, Königsberg 17, Petersburg 22, Moskau 25 und Stockholm 2 Grad Kälte. In den letzten Tagen stieg in Krakau die Kälte auf 24 Grad, so daß man in den Normalschulen den Schulbesuch einstellen mußte.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stoy.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 20. Dritter Jahrgang. 1870.

* Ein Verhängniß.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Rudolph Altschaffel.

(Fortsetzung.)

Eines Abends kam Gerung nach Hause, er war an Adelheid's Seite einsylbig gewesen, sie hatte, wie sonst, geforscht und gefragt, was ihm denn fehle. Schon hatte ihm das Wort auf der Zungenspitze gelegen, er hatte es gleichwohl nicht ausgesprochen, daß er mit sich selber unzufrieden sei, weil er es nicht wage, frank und frei um ihre Hand anzuhalten. Er war sogar verstimmt, als er aus einigen ihrer Worte eine leise Hindeutung auf das, was er nicht sagen mochte, zu lesen glaubte. Sie mußte ihm anmerken, daß er empfindlich war und wurde es darüber auch. Er sollte heute einmal gestraft werden, sie kürzte das Stelldichein bedeutend ab. Bisher hatte sie noch nichts in der Welt so mit der vollen Gluth ihrer Seele umfaßt wie ihn, und er war heute so kalt gegen sie, das sollte er büßen.

Gerung erreichte sein Haus in unbeschreiblicher Stimmung. Jetzt, da er sie nicht mehr vor sich sah, machte er sich die bittersten Vorwürfe über sein Benehmen. O! er wollte das nächste Mal Alles, Alles wieder gut machen; ihr anvertrauen, was ihn so drückte, dann mochte sie selber bestimmen, ob er jetzt schon mit seiner Werbung hervortreten solle oder nicht. Dieser Vorsatz beruhigte ihn. Er legte sich zu Bett und rief sich noch einmal Alles in die Erinnerung zurück, was er in der kurzen Zeit seines Hierseins erlebt. Da pochte es an seine Thür. Er sprang auf und öffnete; der Wächter stand vor ihm.

„Was giebt's noch so spät, Martin?"

„Gnädiger Herr, es sind zwei Leute da, ein junger Bursche und ein Frauenzimmer. Sie sind aus Polen geflohen, die Russen waren ihnen hart auf der Verse, sie wollen nicht in's Dorf, weil sie befürchten, gesehen und ausgeliefert zu werden. Mich haben sie erbarmt, der Bursche will in den Gruben arbeiten — dort glaubt er sicher zu sein — und dann sehen, wo er die Schwester heimlich unterbringen kann. Warum sie geflohen sind, haben sie mir nicht gesagt, aber nach Allem scheinen sie mir ehrlich zu sein. Wir möchten ihnen wohl ein Obdach geben, denn sie sind sehr erschöpft, daß sie nicht mehr weiter können."

„Ich muß sie sehen. Wo sind sie?"

Der Wächter führte sie herein. Beide, ein Bild höchster, leidenschaftlichster Aufregung und Angst, fielen ihm zu Füßen. Ihr elender, dürftiger Anzug, von der Flucht in Unordnung gebracht, die Gesichter, auf die Noth und Elend unvertilgbar ihren Stempel gedrückt hatten, flößten ihm tiefes Mitleid ein.

„Was wollt Ihr, wer seid Ihr?"

Der Bursche erhob sich: „Herr, wir sind aus dem Königreiche Polen, die da ist meine Schwester; sie diente in dem Gasthause der kleinen Stadt bald über der Grenze; dort liegt russisches Militär, bei dem ich seit einem Jahre stehe. Der Hauptmann Isakoff, der das Commando führt, stellte meiner Schwester auf Schritt und Tritt nach, aber ich behütete sie, so viel ich vermochte. Da nahm er sich vor, mich bei Seite zu schaffen. Binnen Kurzem, so hörte ich munkeln, sollte ich weit in's Innere des Reichs versetzt werden, und wir Beide wären dann verloren. Wir mußten fliehen. Der Hauptmann mochte wohl unser Vorhaben ahnen und wollte die Zeit benutzen. Ich kam dazu, wie er meiner Schwester Gewalt anthun wollte. Ich schlug ihn zu Boden und wir entflohen, die Kosaken hinter uns. Herr erbarmt Euch! Beschützt, verbergt uns!"

Auch das Mädchen sah Gerung so flehend an, daß er nicht widerstehen konnte.

„Schon gut, Ihr bleibt die Nacht hier beim Wächter. Morgen bei Tagesanbruch gehst Du in die Gruben, und die da müssen wir sehen, wo anders unterzubringen. Martin, weißt Du nicht wo?"

Martin drehte verlegen an der Pelzmütze.

„Uebrigens, wie heißt Ihr?" fragte Gerung wieder.

„Alex, und die hier Marianne."

„Sonderbar, — und mit dem anderen Namen?"

„Nikitin, Herr."

„Was Nikitin?" fragte Gerung befremdet, „hieß Euer Vater so? Wer war er?"

Der Bursche wurde verlegen. „Herr, wir führen den Namen nach der Mutter. Wir haben keinen Vater. Unsere Mutter war früher hier zu Hause. Als der Mann starb, von dem wir sind, ging sie nach Polen hinüber in Arbeit. Sie ist auch schon längst todt. Sie hieß Marianne, wie meine Schwester; weiter wissen wir nichts. Hier sind Papiere, da steht Alles."

Gerung warf nur einen Blick darauf, da war ihm Alles klar. Wie wenn ihn ein Blitzstrahl zerschmettert hätte, war er auf das Bett zurückgesunken. Seine Augen traten aus ihren Höhlen, als er die Beiden vor sich anstarrte, deren Züge ihm immer bekannter wurden, sie glichen den seinen gar zu sehr.

„Barmherziger Himmel!" konnte er nur ausrufen. „Das sind die Kinder meines Vaters, das sind meine Geschwister! So muß ich sie also wiedersehen!"

Am anderen Tage war zeitig Alles besorgt, wie er geheißen hatte. Alex war in den Gruben, Marianne der Obhut der alten Wirthschafterin anvertraut. Diese, sowie Martin gelobten Verschwiegenheit, als ihnen Geld den Mund schloß. Daß die beiden Flüchtlinge sich möglichst verbargen, war natürlich, auch fühlten sie vor ihrem Bruder, der so hoch über ihnen stand, zuviel Demuth und Ehrfurcht, als daß sie gewagt hätten, wider seine Befehle zu handeln. Von den Arbeitern in der Grube war ein Verrath des Deserteurs nicht zu fürchten; die Armen schützten das Unglück. Gerung selbst war eine Beute der martervollsten Seelenpein. Seine Geschwister verläugnen, das hätte er nimmermehr über sich gebracht; hatte er sich doch vor seiner Hierherkunft vorgenommen, sie ausfindig zu machen und ihrem muthmaßlichen Elende zu entreißen. Bisher hatte er nichts dafür gethan, jetzt mahnte ihn das Schicksal so auch an die selbstübernommene Pflicht. Beschützen und retten mußte er sie, aber jetzt! gerade jetzt! Was würde Adelheid zu dieser unerwarteten Verwandtschaft sagen? Sie durfte, vor der Hand wenigstens, nichts davon wissen. Er wollte sie erst darauf vorbereiten, sie besaß ja ein so edles Herz; ihre Liebe zu ihm überwand ja

Alles. Der Baron sollte zu allerletzt die fatale Geschichte erfahren. Zwar war es wahrscheinlich, daß doch dunkele Gerüchte über die Ankunft der beiden Flüchtlinge bis ins Schloß dringen würden, aber das ließ sich beseitigen. Von der wahren Sachlage brauchte er ja nichts zu verrathen, und diese konnten schweigen ohnehin. Die Bewerbung um Adelheid's Hand aber mußte er jetzt umsomehr aufschieben, bis sich etwaige Gerüchte verlaufen hätten.

Als er zum nächsten Stelldichein etwas früher als gewöhnlich ging, da die Abende schon länger wurden, klopfte ihm das Herz vernehmlich in seiner Brust. Wie sollte er vor Adelheid hintreten mit dem neuen Geheimnisse? Das Wetter war trübe und das Dunkel brach bald herein. „Gott sei Dank," dachte er bei sich, „sie kann dich nicht sehen, sie wird es dir nicht anmerken." Er saß und wartete und wurde unruhig. Mit sich allein zu sein, war ihm heute besonders unbehaglich, er sehnte sich nach ihr wie noch nie, aber sie kam nicht. Als er weit über eine Stunde umsonst gewartet hatte, faßte er sich ein Herz und ging ins Schloß wie zufällig. Der Bediente war verwundert, ihn noch so spät ankommen zu sehen, und fragte, was noch zu seinen Befehlen stände?

„Nichts, nichts, mein Lieber, ich komme gerade vorbei und will nur wissen, wie sich die Herrschaften befinden?"

„Das gnädige Fräulein ist unwohl, Herr Baron hat Abends bei ihr auf dem Zimmer gespeist."

„Doch nicht ernstlich?"

„Ich glaube nicht," war die Antwort; und Gerung ging wieder, mit einem neuen Kummer belastet. Sie hätte ihm doch einen Wink zukommen lassen können.

Am anderen Tage litt es ihn nicht zu Hause; er mußte aufs Schloß, ein Vorwand für den Baron war bald zur Hand.

Als er in den Salon eintrat, fuhr er zusammen, als hätte ihn eine Natter gestochen. Neben Adelheid, die sonst ausgelassen heiter war, saß Isakoff und erzählte irgend eine drollige Anekdote. In Gerung loderte beim Anblick des Mannes heißer Grimm empor; in frischen Farben erwachte in ihm die Erinnerung an die freche Behandlung, an die niedrige Gewaltthat, die seine Geschwister von ihm erfahren, und jetzt drängte sich der Mann wieder hierher zwischen ihn und Adelheid, als wollte er ihm einen Streich recht ins Lebendige versetzen. Abrechnen mußte er mit ihm, das fühlte er deutlich. Auch Adelheid, die ihn gestern hatte warten lassen, ohne ihm ein Sterbenswörtchen zu senden, das sie entschuldigte, war heute so heiter, wie er sie seit lange nicht gesehen; sie gab sich so rückhaltlos ihrer frohen Laune hin, als ob sie gar nicht ahnte, was er litt. Er grüßte kalt und steif Vater und Tochter und überging Isakoff, um dessen Lippen ein verächtlicher Zug spielte, während aus seinen Augen ein gehässiger Strahl schoß.

Der Baron lud Gerung freundlich zum Sitzen ein und sie sprachen mit einander über den Gang der Geschäfte. Während dem unterhielt sich Isakoff mit Adelheid ungestört weiter. Sie wäre ihrem Freunde bei seinem Eintritt am liebsten entgegengesprungen und hätte ihn an ihre Brust gedrückt, während sie heute mehr als sonst vorsichtig sein mußte, denn Isakoff war ein seiner Menschenkenner, aber es hatte sie doch auch unangenehm von Gerung berührt, daß er ihren Gast, der doch alle Rücksicht verdiente, so unhöflich übersah. Sie wollte das wieder einbringen, indem sie ihm zugleich eine kleine Lection gab, und wurde daher gegen den interessanten Officier desto freundlicher.

Gerung hatte nicht einmal nach ihrem Befinden gefragt — daß er es gestern gethan hatte, wußte sie bereits — was mochte er mit ihr haben, daß er so unfreundlich war, wie in der letzten Zeit überhaupt? Aber auch ihren Verdruß durfte sie sich ja nicht merken lassen, und sie wurde gegen ihren Nachbar auf dem Sopha noch liebenswürdiger.

Heute wollten die Geschäfte zwischen dem Baron und Gerung gar kein Ende nehmen, da wandte sich Isakoff herüber: „Haben Sie nichts davon gehört, Herr Baron, daß jüngst Ausreißer von uns über die Grenze zu Ihnen entkommen sind? Sie müssen in der Nähe einen Schlupfwinkel haben."

„Ich weiß nichts davon. Haben Sie vielleicht davon gehört, Gerung?"

Gerung bemühte sich, recht unbefangen zu erscheinen. „Ich weiß nichts."

„Dann lassen Sie nur sorgfältig die Gegend visitiren, das Gesindel muß hier herum irgendwo stecken," sagte Isakoff, indem er die Augen katzenartig zusammenkniff.

„Sind denn das so gefährliche Menschen?" warf Adelheid dazwischen.

„Gewiß, meine Gnädige! Der Bursche, ein Taugenichts, der nur beim Militär allenfalls hätte gebessert werden können, ist desertirt und hat eine hohe Strafe zu erwarten. Er muß ausgeliefert werden, wenn er gefangen wird."

„Sprachen Sie nicht von mehreren?" fragte Adelheid.

„Ja, freilich, das macht die Sache aber noch schlimmer, gnädiges Fräulein. Jenen Deserteur begleitete eine berüchtigte Dirne bei seiner Flucht, die dadurch auch nur dem Zuchthause entgangen ist."

„So, so," meinte der Baron, „das Diebsvolk fehlte mir hier noch. Gerung, bieten Sie Alles auf, um ihrer habhaft zu werden."

Dieser hatte dagesessen wie abwesend; er hätte den Elenden zu Boden schmettern mögen und doch mußte er seinen Groll bezwingen, sonst verrieth er einmal, daß er Deserteure beherbergte, die er hätte ausliefern müssen, und zweitens stand das sorgsam gehütete Geheimniß auf dem Spiele. Er konnte aber seiner Empörung doch nicht Herr werden, er fragte scharf und heftig: „Wissen Sie das so bestimmt, Herr Hauptmann, daß die beiden Leute solche Verbrecher sind, wie Sie sagten?"

Mit stechendem Blicke wandte sich Isakoff von ihm ab: „Ich begreife diese Frage nicht. Was ich sage, ist gesagt."

„Können Sie das auch amtlich nachweisen, Herr v. Isakoff?" fuhr Gerung fort.

Der Russe betrachtete ihn hochmüthig von oben bis unten und lächelte höhnisch: „Herr, Sie scheinen sich recht lebhaft für die Flüchtlinge zu interessiren; das Mädchen ist allerdings sehr hübsch, aber wie gesagt, eine verworfene Creatur."

Gerung zitterte und konnte nichts erwidern. Vielleicht hatte der Russe doch recht, das Aussehen seiner Geschwister damals in der Nacht war allerdings kein Empfehlungsbrief gewesen. Er rang mühsam nach Fassung. Die Unterhaltung wollte nicht mehr recht in Fluß kommen. Adelheid hatte die Heftigkeit ihres Freundes befremdet. Sie wurde wortkarg; selbst der Hauptmann konnte ihr mit seinen geistreichen Einfällen kein Lächeln mehr abgewinnen. Sie grübelte und grübelte, was wohl hinter der Sache stecken möge. Gerungs Benehmen war zu auffallend. Es lag eine drückende Schwüle über den Vieren.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mechanik und die menſchliche Stimme.

(Fortſetzung.)

Rabau kommt nun auf jene eigenthümliche Anwendung der Stimme, welche unter dem Namen Bauchrednerei bekannt iſt, zu ſprechen. Die Bauchredner, ſagt er, ſprechen wie Jedermann, ſie vermeiden nur, den Mund zu öffnen, damit man ihnen nicht anſieht, daß ſie reden. Sie bewegen auch die Lippen nur unmerklich und athmen ſo wenig als möglich aus. Ihre Stimme erſcheint dadurch dumpfer, verändert und wie aus der Ferne kommend. Freilich wird dabei die Lunge angeſtrengt, ſo daß der Bauchredner von Zeit zu Zeit genöthigt iſt, mit natürlicher Stimme zu reden, um ſich zu erholen. Durch dieſen Wechſel wird auch die Täuſchung erleichtert. Die Bauchredner ſprechen ferner auch, indem ſie einathmen. Der Ton, welcher ſo entſteht, ſcheint aus der Mauer oder aus dem Fenſter zu kommen. Um die Illuſion zu vervollſtändigen, ahmen ſie die Betonung eines aus großer Entfernung Rufenden nach und ſuchen zugleich durch irgend eine geſchickte Wendung die Gegend, aus welcher der Ruf kommen ſoll, den Zuhörern zu bezeichnen. Kennt man aber einmal die Stimme eines Bauchredners, ſo täuſcht man ſich nicht mehr. Am leichteſten werden, wie es ſcheint, Kinderſtimmen nachgeahmt; doch nur wenigen ſoll es gelingen, mit verſtellter Stimme zu ſingen.

Hier bedarf zuerſt die Annahme, als ob der Bauchredner den Mund nicht öffne, einer Berichtigung. Der phyſikaliſch-phyſiologiſche Hergang beim Bauchreden iſt vielmehr, nach der Anſicht des Phyſiologen Prof. Dr. E. H. Weber in Leipzig, der nachſtehende. Der ſogenannte Bauchredner nimmt einen großen Vorrath von Luft in die Lungen auf, hält den Mund auf der einen Seite geſchloſſen und öffnet ihn auf der anderen ein wenig, auf welcher die Luft und der Schall ausſtrömt. Die geathmete Luft reicht deshalb jedoch zum Sprechen nicht viel länger aus, als wenn wir mit offenem Munde und der tieferen Stimme ſprächen. Dadurch aber erhält es den Schein, als wenn die Sprache aus entfernten oder verſchloſſenen Räumen käme; vielleicht aber wird eben auch durch den Druck einerſeits und die Schwäche des Tones andererſeits der Schein der Entfernung bewerkſtelligt. Weber behauptet, der Bauchredner ſei nicht im Stande, dem Schall eine beſtimmte Richtung zu geben; wenn die Stimme entfernt klinge, ſo werde dies nur durch den eigenthümlichen, gedämpften, ſchwachen Klang der Sprache hervorgerufen, der ſo ganz verſchieden ſei von der gewöhnlichen Sprache, die der Bauchredner abwechſelnd hören laſſe. Durch den raſchen willkürlichen Wechſel des Ein- und Ausathmens, die vom Bauchredner jede Secunde unterbrochen werden, erhöht ſich die Täuſchung. Der Bauchredner gebraucht ferner zur Täuſchung das Mittel, das Geſicht von dem Hörer ab und dem Gegenſtande oder dem Orte zuzuwenden, von welchem die zweite Stimme kommen ſoll, oder er läßt den Hörer nur die erwähnte geſchloſſene Seite des Mundes ſehen, welche unbewegt bleibt. Ganz unthätig bleiben Zunge und Lippe nicht. Da die Hörer die Quelle des Schalles nicht entdecken können, ſo halten ſie ſich an andere Umſtände, von denen ſie Aufklärung über den Ort, woher der Schall kommt, erwarten, an den gedämpften eigenthümlichen Klang, an den Inhalt des Geſpräches und an den darin angedeuteten Ort, an die Richtung, welche der Bauchredner einnimmt, wenn er mit der natürlichen Stimme ſpricht und ſich mit einer zweiten Perſon zu unterhalten ſcheint. Dieſes fortwährende Herüber und Hinüber der Gedanken- und Empfindungsrichtung des Hörers wirkt weſentlich mit zur Täuſchung, auf welcher die Bauchredner ihre Kunſt baſiren.

Die Bauchrednerei war bereits den Alten bekannt. Mit Erfolg und Nutzen verſtanden ſchon bei den Aegyptern und Hebräern die Zauberer bei ihren geheimen Künſten, die Prieſter beim Cultus ſich ihrer zu bedienen. Diejenigen, welche der Kunſt mächtig waren, ließen Geiſter aus der Höhe oder Tiefe, Leichen aus den Gräbern reden. Sie hängt mit den Orakeln innig zuſammen, und möglicher Weiſe iſt ſie auch beim delphiſchen Orakel angewendet worden. Moſes warnt ſchon im 5. Buch 18, 11 vor Bauch- und Schlauchrednern. Ariſtophanes erzählt von einem Eurykles in Athen, der aus dem Bauche gewahrſagt habe und nach welchem in Griechenland die Bauchredner „Eurykliden“ genannt worden ſeien. Euſtachius, Biſchof von Antiochien, nannte die Bauchrednerei eine Teufelskunſt: der Böſe rede aus unreinen Gliedern der Menſchen, wohinein ihn Gott verbannt habe. Hippokrates meint, Bauchreden ſei eine Halskrankheit wie die Bräune. Endlich verſichert Tertullian, Frauen gekannt zu haben, aus deren Bauche der Teufel geredet.

Viele Anekdoten knüpfen ſich an die Bauchredekunſt. Ludwig Brabant, ein Kammerdiener Franz I., verſtand die Bauchrednerei und machte von ihr in einem beſonderen Falle den glücklichſten Gebrauch. Er hatte ſich in die Tochter eines reichen Edelmanns verliebt, hielt um ihre Hand bei dem Vater an, wurde jedoch abgewieſen. Als der Edelmann kurz darauf ſtarb, wiederholte Brabant ſeine Werbung bei der Wittwe, ohne jedoch auch diesmal zum Ziele zu gelangen. Da in ſeiner Verzweiflung ſuchte er ſein Heil in ſeiner Kunſt und ließ plötzlich von der Decke des Zimmers herab eine Stimme rufen: „Gieb unſere Tochter dem Bewerber, ich habe ſonſt keine Ruhe im Grabe.“ Die erſchrockene Dame wähnte die Stimme ihres Gemahls zu vernehmen und gab augenblicklich ihre Einwilligung.

Ein ſehr geſchickter Bauchredner war ein Baron von Mengen. Am 20. März 1770 war er in Wien zum Fürſten von Zweibrücken, der damals dort reſidirte, geladen. Zugegen waren Fürſt Lichtenſtein, von Gleichen, däniſcher Geſandter am franzöſiſchen Hofe, von Sickingen, Geſandter des Fürſten von der Pfalz, und viele andere. Nach der Tafel forderte der Fürſt den Baron auf, mit der „Wahrſagenden Puppe“ zu experimentiren. Der Baron erwiderte, man nenne ſeine Kunſt in Wien allgemein ein Werk des Teufels, und er wiſſe deshalb nicht, ob er ſie in dieſem Kreiſe, ohne Aergerniß zu geben, produciren dürfe. Der Fürſt erklärte, alle Verantwortlichkeit auf ſich nehmen zu wollen. Da zog der Baron eine hölzerne Puppe unter ſeinem Mantel hervor und bat die Anweſenden, Fragen an dieſelbe zu ſtellen. Dies geſchah, und zum Erſtaunen Aller beantwortete die Puppe ſämmtliche an ſie gerichtete Fragen. Niemand wußte ſich das Wunder zu erklären. Ein irländiſcher Officier, welcher ſchlauer Weiſe meinte, der Baron halte einen abgerichteten Vogel unter der Puppe verborgen, riß ihm plötzlich letztere weg und unterſuchte ſie mit höchſter Sorgfalt. Natürlich war kein Vogel darin, und der Baron erklärte nun freiwillig, daß er das Mirakel mittels der Bauchredekunſt, die er als Dilettant übe, vollbringe.

Von Charles Comte, einem berühmten Bauchredner, erzählt man ſich viel Schwänke. So veranlaßte er z. B. das Aufbrechen einer Bude in Tours, weil er aus derſelben klägliche Hilferufe erſchallen ließ. Zu Reims ſetzte er die ganze Einwohnerſchaft in Schrecken, weil die Todten aus ihren Gräbern zu ſprechen anfingen. In der Nähe von Paris traf er eines Tages einen Bauer, der gemächlich auf ſeinem Eſel zur Stadt ritt. Comte geſellte ſich zu ihm und ließ ſich mit ihm in ein Geſpräch ein. Nach einer Weile hörte der Bauer, wie ihm der Eſel zurief: „Schlingel, ſteig ab, ich will auch einmal reiten! Meine Großmutter war Bileam's Eſelin und klüger als Du!“ Der biedere Landmann ſtieg entſetzt von dem Thiere und trabte ehrfurchtsvoll, entblößten Hauptes neben dem Eſel her, bis er Paris erreichte, wo das Wunder großes Aufſehen erregte, doch ſich natürlich nicht wiederholte. Anderswo exorciſirte Comte einen Beſeſſenen, deſſen Teufel ſchimpfend ausfuhr. In einer Kirche, die von Bilderſtürmern heimgeſucht wurde, ließ er die Statuen reden und verjagte dadurch die Vandalen. Seine Kunſt rettete ihn auch aus den Händen der Einwohner von Belvaux bei Freiburg, die ihn als Zauberer verbrennen wollten und bereits nach einem Kalkofen ſchleppten,

aber er ließ aus dem feurigen Ofen eine Donnerstimme reden, vor welcher die Bauern erschrocken davonliefen.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— Als einen weiteren Beitrag zur meteorologischen Charakteristik des gegenwärtigen Winters entlehnen wir der „Neuen Fr. Presse“ nachfolgende Notizen über den Stand des Thermometers in dem Osten von Mitteleuropa in der zweiten Februarwoche: „Der höchste Kältegrad, welcher von der Breslauer Sternwarte notirt wurde, war — 20½ Grad Reaumur am Morgen des 7. Februar. Die größte Kälte, welche aus Ratibor gemeldet wurde, war — 25½ Grad Reaumur am 8. Februar Morgens, zugleich der höchste Kältegrad, welcher nach den officiellen Publicationen des meteorologischen Instituts in Berlin diesmal auf einer deutschen Station notirt worden ist. Daß die Kälte an einzelnen, besonders hoch oder ungünstig gelegenen Orten noch ein paar Grade höher stieg, ist selbstverständlich. Einen Beweis dafür liefert eine der „Breslauer Zeitung von zuverlässiger Hand zugehende Notiz aus Rauden, der Residenz des Herzogs v. Ratibor; dieser Mittheilung zufolge zeigte dort am 8. Morgens der Thermometer — 27½ Grad Reaumur. Wenn man dabei beachtet, daß laut den officiellen Mittheilungen des Berliner meteorologischen Instituts die größte, während der letzten 14 Tage in Moskau beobachtete Kälte 26 Grad Reaumur (am 5. Februar) betrug, und daß einer Mittheilung aus Warschau zufolge die dort völlig freigelegene Sternwarte 24½ Grad Reaumur (am 6. d. M.) als höchsten Kältegrad zu notiren hatte, so dürften die aus Ratibor und Rauden vom 8. d. M. berichteten Notirungen wohl die höchsten Kältegrade bezeichnen, welche während der diesmaligen außergewöhnlichen Temperatur in Mitteleuropa beobachtet worden sind. Daß diese Kältegrade zugleich die höchsten sind, welche erfahrungsmäßig überhaupt in den östlichen Strichen Mitteleuropas erreicht werden, geht daraus hervor, daß die Warschauer Sternwarte in ihren meteorologischen Notirungen als kältesten Tag seit Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts den 11. Februar 1855 (vor 15 Jahren) constatirt hat, an welchem der Thermometer — 26½ Grad Reaumur nachwies. Nur im Jahre 1826 wurde eine annähernd gleich starke Kälte beobachtet. Wesentlich höher greifende Angaben von Kältegraden in mitteleuropäischen Gegenden dürften sich, wenn wir von höheren Gebirgslagen absehen, überall als der genügenden Authenticität entbehrend erweisen. Bei dieser Gelegenheit erwähnen wir der Mittheilung eines Königsberger Blattes, wornach der Verkehr auf der Ostbahn in Folge der Kälte mit einer Stockung bedroht ist. An dem genannten Orte liegen zur Zeit 19 Locomotivführer krank darnieder, welche in Folge ihrer bei der großen Kälte ausgeübten Dienstfunctionen zur Zeit dienstunfähig geworden sind, und in Eydtkuhnen waren vor wenigen Tagen nicht weniger als 14 defecte Maschinen vorhanden, die ebenfalls durch die große Kälte gelitten haben. Auch aus Rumänien wird von einer ganz excessiven Kälte gemeldet, die in den beiden Februarwochen in Jassy wiederholt auf — 30° Reaumur stieg.

— In Köln wurde am 14. d., wie die „Köln. Ztg.“ berichtet, die Schwurgerichtssitzung durch einen Held der Langfingerkunst gestört, welcher die Dreistigkeit hatte, seinem Nachbarn die Taschenuhr nebst goldener Kette zu stibizen. Er wurde noch rechtzeitig im Sitzungssaal verhaftet und sofort vor den Präsidenten geführt. Die kurze Verhandlung ergab, daß der Dieb ein schon mehrfach wegen Diebstahls bestraftes Individuum aus Sachsen, Namens Gottschalk, war. Das Oeffentliche Ministerium erkannte auf 2 Jahre Zuchthaus und 3 Jahre Stellung unter Polizeiaufsicht, welcher Strafe der Assisenhof zustimmte und den Dieb sofort abführen ließ.

— Aus Westpreußen berichtet man, daß die anhaltende große Kälte bereits eine Anzahl von Wölfen aus den polnischen Wäldern herübergebracht hat.

— In Amerika ist eine neue Landplage aufgetreten, der Kartoffelkäfer, Doryphora decem-lineata, dessen Einschleppung man mit amerikanischen Saatkartoffeln fürchtet. Derselbe wurde Anfang dieses Jahrhunderts in der Nähe der Felsengebirge auf einer wilden Kartoffelart als Schmarotzer entdeckt, ging beim Anbau der cultivirten Kartoffel auf diese über und verbreitet sich seitdem unaufhaltsam gegen Osten. Etwa 1860 überschritt er den Missouri und machte von da jährlich eine Reise von etwa 50 engl. Meilen, so daß man in 10 Jahren sein Erscheinen am atlantischen Ocean erwarten kann. Er tritt in ungeheueren Massen auf. Der Marien- oder Johanniskäfer, sowie einige andere vertilgen die Eier und Larven des Kartoffelkäfers.

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

* Kaiserslautern, 11. Febr. (Unlieb verspätet.) Gestern Abend hatten wir Gelegenheit, die 4jährige Clavierspielerin Auguste Lehmann (Enkelchen des Lehrers Lehmann aus Nußbach bei Wolfstein) zu sehen und spielen zu hören. Mit Kopfschütteln und Lächeln las man hie und da die erste Anzeige dieses Concertes. — „Ein Kindchen von 4 Jahren und — ein Clavierconcert — das muß Humbug sein. Mozart soll zwar auch schon mit seinem 5. Jahre Clavier gespielt haben! Das ist aber auch was ganz anderes; von Mozarts Kindheit kann man das glauben!“ — Solche und ähnliche Stimmen ließen sich vernehmen. Eine Portion dieses Zweifels und Humbuggläubens aber wich schon beim Erscheinen des Programms. Gründlich aber sollten diese Ungläubigen durch das gestern Abend stattgefundene Auftreten dieses Kindleins geheilt und dafür in Staunen und Verwunderung versetzt werden. Das Concert sollte beginnen; mit Spannung konnte man kaum den Augenblick erwarten, in dem die Kleine erscheine. Da trat sie, ein liebliches Blondköpfchen, an der Hand ihres Vaters aus einem Seitenzimmer des Concertsaales und eilte hüpfend und trippelnd auf das Clavier zu. Kaum einen Kopf größer als der vor ihr stehende Clavierstuhl, hob sie der Vater darauf und nahm neben ihr Platz. Die ersten Töne, von den kleinen Fingerchen dem Clavier entlockt, wurden vernommen. Mit jedem Tacte, mit jedem neuen Accorde wuchs das Staunen des Publicums. Wie zierlich die kleinen Händchen auf den Tasten sich bewegten! Wie deutlich unterschied sie piano und forte! Mit Innigkeit und Feinheit trug sie jedem Rechnung; mit Energie griff sie bei diesem in die Tasten. Wie regelmäßig brachten die kleinen Fingerchen Triolen und Triller hervor! Wie präcis ihr Spiel und wie fein ihr musikalisches Gehör! Ohne Kenntniß der Noten und Tasten wußte sie sich bei Fehlgriffen, ohne daß sie störend in den Tact eingegriffen hätte, zu verbessern. Darin aber liegt der Beweis für das Genie.

Staunenerregend war der Vortrag einer Sonatine von Diabelli. Wie präcis das Allegro! Wie innig spielte sie das Andante! Wie hüpften die Fingerchen bei dem sprudelnden Scherzo! Man vergaß fast, daß ein Kindchen von 4 Jahren spiele und wurde erst dann wieder in die Wirklichkeit versetzt, als sie vom Clavierstuhle herabgehoben, händeklatschend auf ihre Mama zueilte. Leider war das Concert nicht so besucht, wie es das Kind verdient hätte. Beschützt Gott das liebliche Kind, so steht ihm eine schöne Zukunft bevor. Dies unser innigster Wunsch.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 21. Dritter Jahrgang. 1870.

* Ein Verhängniß.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Rudolph Altschaffel.

(Fortsetzung.)

Die Gäste im Schlosse brachen bald auf. Adelheid war so unaufmerksam und nachdenkend, daß sie vergaß, Gerung die Hand zu reichen, wie sie sonst that; am ganzen Abend hatte sie ihm kaum einen Blick, kaum ein Lächeln geschenkt, so kam auch er ihr nicht entgegen; sie trennten sich kühl und ceremoniell.

Isakoff war einige Schritte voraus, Gerung holte ihn am Anfange der Treppe ein.

„Sie haben gelogen, Herr!" knirschte er ihm entgegen. „Sie sind ein Elender! Hüten Sie sich, ich weiß Alles, ich weiß, warum die Beiden geflohen sind!"

Der Russe war, bleich wie eine Wand, einen Schritt zurück gewichen: „Frecher Bauer, ich mag das Gastrecht nicht verletzen, sonst würde ich Sie züchtigen, wie ich schon einmal wollte. Aber Sie sollen es bereuen, meiner kaiserlichen Regierung entgegen zu treten und Verbrecher ihrer wohlverdienten Strafe zu entziehen. Warten Sie!"

Gerung faßte seinen Arm: „Belügen Sie sich nicht selber, diese Drohungen gehen in den Wind. Ihr Anschlag auf die Ehre des armen Mädchens ist und bleibt vereitelt, so wahr ich hier stehe. Wagen Sie noch ein Wort, dann sollen Sie erfahren, wie ein Bruder seine Schwester rächt!"

Den Russen durchflammte es wie ein Licht, er ermannte sich zu einem wegwerfenden Lächeln: „So, also Schwester."

Gerung merkte, daß er zu weit gegangen war, auch nahten Schritte von unten. Er wandte sich noch einmal zurück: „Ich rathen Ihnen, zu schweigen, denken Sie daran, daß es auch in Rußland noch Gerechtigkeit giebt." Er ging achtlos an dem Bedienten vorbei und stürmte nach Hause. In ihm tobte und kochte ein wüthender Orcan. Den nächsten Morgen überlegte er sich die Sache wieder und immer wieder — umsonst, — er kam zu keinem bestimmten Entschlusse. Ausliefern durfte er die Geschwister nicht, leicht fortschaffen konnte er sie jetzt auch nicht, dazu waren größere Vorbereitungen nöthig und Geld, viel Geld. Da er selbst nichts mehr besaß, brauchte er doch Zeit, welches herbeizuschaffen, aber etwas mußte geschehen. Adelheid und der Baron durften nicht das Geringste erfahren. In der Aufregung und Angst, in dem Zorne wußte er zum ersten Male im Leben nicht, was er zunächst thun sollte. Er nahm beide Geschwister vor und drang mit Bitten und Drohungen in sie, ihm ja zu gestehen, wenn sie irgend eine Schuld begangen hätten. Sie weinten vor ihrem gestrengen Herrn Bruder und beharrten auf der ersten Erzählung; dabei blieb es, und auf ihren Gesichtern lag die überzeugende Gewalt der Wahrheit und eines guten Gewissens. Das beruhigte ihn ein wenig, er wollte schon Rath schaffen. Isakoff setzte wohl auch seine Verfolgungen nicht fort, es lag doch gleichfalls in seinem Interesse zu schweigen. Mit Adelheid kam Gerung gar nicht mehr zusammen, sie ließ sich weder hören, noch sehen und eine innere Stimme sagte ihm, daß er sie an dem gewohnten Platze vergeblich erwarten würde. Ihm wollte darüber das Herz brechen. Wie kalt war sie gegen ihn das letzte Mal gewesen, nicht einen freundlichen Blick, nicht ein liebes Wort hatte sie ihm geschenkt; vielleicht bereute sie ihre Liebe zu ihm schon als eine Verirrung, unbekümmert darum, daß sie sein Lebensglück zertrat. Dennoch machte er sich Vorwürfe darüber, daß er nicht von vorn herein offener gegen Adelheid gewesen, statt mit seiner wirklich knabenhaften Rücksichtnahme ihre Empfindlichkeit wach zu rufen. Sie war doch edel und urtheilsfrei genug, um ihrem Vater begreiflich zu machen, daß dessen Verhältniß zu Gerung keinen Druck auf seine Entschließungen ausüben könne. Er nahm sich vor, das Versäumte nachzuholen und zwar recht schleunig; er spähte jetzt emsiger als je nach dem hellen Kleide unter der Linde; endlich — es war keine Täuschung — da war's! Freudig eilte er hin zu ihr.

Adelheid hatte die Zeit über schwer gelitten, sie hatte sich unaufhörlich gefragt, was sie denn gegen ihn verschuldet haben müsse, daß er so kalt, zuletzt so gleichgültig gegen sie geworden. Wozu spielte er den Geheimnißvollen und wich ihren Fragen aus? Warum brachte er nicht durch ein offenes Wort Klarheit in ihre Situation, er, der doch sonst so fest, so bestimmt war? So selig sie im Genusse jener unbelauschten Stunden geschwelgt hatte, so widerstrebte es ihrer energischen Natur doch, auch noch ferner ihr Glück mit dem Schleier des Geheimnisses zu umgeben. Sie hatte einmal ihre Wahl getroffen, das durfte die ganze Welt wissen. Daß ihr Vater sich mit allen Kräften dagegen stemmen würde, wußte sie, aber er würde doch nachgeben und wenigstens hatte Jeder gesehen, woran er war. Sie haßte nichts so sehr, als das Zögern; dafür wollte sie Gerung strafen; sie war ihm treu, aber sie wollte ihm nicht zuerst die Hand zur Versöhnung reichen; jetzt sollte er zuerst kommen. Er kam.

Sie zwang sich, recht ernst auszusehen, als er ihr nahte, und etwas blaß und angegriffen war sie wirklich; aber sie war doch überglücklich, als sie sich erhob und dem geliebten Manne die Hand reichte. Ihm war das Herz zum Zerspringen voll; er blickte sie nur an und bat ihr stumm ab. „Adelheid," raffte er sich endlich empor, „mein Leben, meine Wonne, verzeihe mir, sei wieder gut; auch ich will nicht mehr daran denken."

„Franz, Franz, Du hast mir nichts vorzuwerfen, und ich verzeihe Dir von Herzen gern. Aber sieh nun, um wieviel schöne Stunden Du uns gebracht hast. Franz, was war Dir mir? Was drängte Dich denn so von meiner Seite? Was hast Du auf dem Herzen, sprich!"

Er faßte ihre beiden Hände: „Ja, Adelheid, ich hatte sehr unrecht, sehr. Glaube mir, ich bin am meisten bestraft, ich will Dir Alles gestehen. Aber sage mir, wie ist es Dir in dieser ewig langen Zeit ergangen?"

„Du kannst noch fragen? Schlimm, sehr schlimm; ich hätte sterben mögen vor Bangigkeit nach Dir. Ach, das war eine böse Zeit. Ich kam mir vor, wie die Flora-Statue da unten. Erlöst hast Du sie wohl aus der dunkelen Grabesnacht und wieder an's Licht geführt, aber seitdem läßt Du sie stehen. Deine Adelheid gilt Dir wohl auch nichts mehr?"

„Wie hart Du sein kannst — zum Glück weiß ich, daß es Dir damit nicht ernst ist. Hätte ich auch nicht die Zeit

über für Dich geſchafft und gewirkt, meine Gedanken waren immer bei Dir. Du wirſt Dich überzeugen; im Erlenſumpfe ſind Gräben gezogen und zum nächſten Frühjahr iſt er ſchon trocken, da will ich ihn anpflanzen. Es wird dahin eine ſchnurgerade Allee ausgehauen, die nicht weit von Deinem Lieblingsplätzchen vorbeiführt, ſo kannſt Du künftig bequem dahin gelangen.

„Du haſt doch nicht etwa unter der Königsbuche auch Veränderungen vornehmen laſſen? Der Ort iſt mir gerade theuer wegen ſeiner ſtillen Abgeſchiedenheit.“

„Sei unbeſorgt,“ lächelte er, „es ſieht dort Alles noch ſo aus, wie damals, als ich Dich zuerſt traf.“ Er blickte ihr innig ins Auge: „Weißt Du noch?“

„Ja, das war eine glückliche Stunde.“

Er legte ſeinen Arm um ihre Schulter: „Ich bitte Dich, Adelheid, noch einmal.“

Sie ſchmiegte ſich an ihn: „Eine glückliche Stunde, ſehr glücklich.“

Sein Auge flammte: „So ſoll jenes Revier denn „Adelheidsglück“ heißen. Willſt Du? Papa wird ſeine Genehmigung gewiß nicht verſagen.“

„O, die giebt er Dir. Iſt er doch überhaupt ſeit der letzten Zeit ſehr eingenommen für Dich. Erſt kürzlich ſprach er ein gewiſſes Bedauern aus, daß Du Dich jetzt ſo ſelten auf dem Schloſſe ſehen ließeſt. Ich konnte darauf nichts erwidern.“

„O, wie unrecht habe ich dem guten Herrn gethan!“ ſagte Gerung mit Wärme. „Wenn ich das gewußt hätte.“

Sie blickte ihn fragend an: „Wie kommſt Du mir vor, Franz? warum unrecht, meinem Vater?“

Er ging unruhig vor ihr auf und ab: „Ich will Dir ſagen, Adelheid, ich muß mich recht vor mir ſelber ſchämen. Ich habe längſt eingeſehen, daß dieſe Heimlichkeit unſeres Bundes unſerer unwürdig iſt und Dich mancher Gefahr ausſetzt.“

Sie nickte mit dem Kopfe: „Das iſt wahr, Franz.“

Er fuhr wärmer fort: „Ich habe mir längſt vorgenommen, Papa unſer Geheimniß zu entdecken und um Deine Hand anzuhalten, wie es einem Manne ziemt.“

„Ja, Franz,“ ſagte ſie nur.

„Aber ich begreife nicht, ich konnte den Muth dazu nicht finden und ſchob das immer auf, weil ich an jene unangenehme Geldgeſchichte dachte —“

Adelheid war verwundert aufgeſtanden, ſie machte große Augen. „Warum denn das gerade?“

Er wurde verlegen. „Ich meinte — Dein Vater könnte glauben, ich hätte mir — precäre Lage zu nutze gemacht und ihm damals die Summe nur vorgeſchoſſen, um ihn in der Gewalt zu haben und ihm ſein Jawort abzupreſſen. So, jetzt endlich hab' ich's vom Herzen. Das war es, was mich ſo drückte; der Gedanke war mir ſchrecklich.“

Sie ſchwieg lange und wiegte ſinnend den Kopf hin und her. „Papa iſt freilich eines ſolchen Mißtrauens fähig,“ ſagte ſie endlich leiſe, „und auch ſonſt werde ich einen harten Stand mit ihm haben, wir müſſen uns auf ſchwere Leiden gefaßt machen. Aber warum haſt Du mir das nicht anvertrauen mögen, vielleicht hätte ich unmerklich Papa auf andere Gedanken bringen können. Du biſt doch ſonſt ſo offen und muthig. Habe ich denn verdient, daß Du mir ſo wenig Vertrauen ſchenkteſt? Ich habe in den Tagen viel gelitten.“

Er drückte ihre beiden Hände innig an ſeine Lippen: „O Adelheid, ſüße Adelheid, vergieb, vergieb! Ich will es tauſendfach wieder gut machen und habe mir vorgenommen, nächſten Sonntag Papa Alles zu ſagen. Vorher will ich noch einige Geſchäfte abſchließen, und wenn er dann in guter Stimmung iſt, wage ich den Sturm.“

Als er das geſagt hatte, ſtrahlte eine gewiſſe Zufriedenheit mit ſich ſelbſt auf ſeinem Geſichte und er trug den Kopf höher als da er gekommen war.

Auch Adelheid war wieder froh geworden. Sie klopfte leiſe auf ſeine Hand: „Thue das, thue das! Kannſt Du nicht aber vielleicht vorher noch einmal Abends zu uns kommen? Bringe Deine beſte Laune mit und bereite Papa ſchon ein wenig vor. Du kennſt ihn ja, er will ſehr ſorgfältig behandelt ſein.“

„Schön, meine herzige Adelheid, ich will kommen.“

„O, wie freue ich mich auf dieſen Abend. Als Du das letzte Mal bei uns warſt, war es doch gar zu abſcheulich. Was war Dir nur damals, daß Du mich ſo wenig beachteteſt, als ob ich für Dich gar nicht da wäre? Den Tag vorher konnte ich nicht bei Dir ſein, ich war unwohl, das wußteſt Du ja, ich hatte Dich nicht davon benachrichtigen können. Als Du aber da warſt, konnte ich meine Freude kaum darüber verbergen, Du kamſt ja, um nach Deiner Adelheid zu ſehen, und darauf warſt Du ſo häßlich.“

„O, erinnere mich an dieſen Abend nicht, Du warſt freilich ſehr gut aufgelegt.“ Er war erregt geworden und preßte die Lippen aufeinander, ſeine Augenbrauen waren finſter zuſammen gezogen.

Sie ſtutzte, legte aber treuherzig die Hand auf die Bruſt und ſagte weich: „Wirklich, Franz, ich war ſo glücklich, als Du kamſt, und durfte das nicht anders ausdrücken und dann war, was Iſakoff gerade erzählte, ſehr luſtig. Er verſteht ſehr gut zu unterhalten; freilich,“ ſetzte ſie inniger werdend hinzu, „in der letzten Zeit iſt ihm dies nicht mehr gelungen.“

„Was?“ rief er heftig. „Er war ſeitdem wieder hier?“

„Aber ich bitte Dich; was haſt Du denn mit Iſakoff? Du haſt ihn damals ſehr — ſehr unfreundlich behandelt, unſeren Gaſt.“

„Ich ſage Dir, Adelheid, er iſt ein Elender!“

Sie war betroffen von ſeinem Ausſehen. Sein Geſicht war dunkelroth von Zorn; er blickte ſtarr zur Erde, fuhr ſich mit der linken Hand durch das Haar, während er die rechte Fauſt ballte. Seine Stimme klang dumpf, wie ferner Donner. Beſtürzt, ſchweigend, maß ſie ihn von Kopf bis zu Fuß: „Franz, Franz, zwiſchen Dir und ihm beſteht ein Geheimniß, das Du mir nicht ſagen willſt.“ Sie legte die Hand an die Stirn. „Ha!“ fuhr ſie auf, „die flüchtigen Verbrecher! Sage mir, Franz,“ bat ſie dringend und klammerte ſich an ſeinen Arm, die Hände faltend, „Du weißt um ſie? Welche Bewandtniß hat es mit ihnen, mit jener — jener verworfenen Frauensperſon?“ Als ihr das letzte Wort entſchlüpft war, ſtand ſie aufrecht, faſt gebieteriſch vor ihm und ſah ihn mit den blitzenden Augen ſo kühn und forſchend an, daß er ihnen auswich. Er entzog ihr ſeinen Arm.

„Geh', Adelheid, ich begreife Dich nicht. Ich weiß nichts.“

„Franz, ich beſchwöre Dich nochmals.“

Das wurde ihm zuviel. Er klopfte ungeduldig mit dem Fuße, ſeine Lippen bebten: „Laß mich, Adelheid, ich weiß um nichts.“ Halblaut murmelte er vor ſich hin: „Ha, der Elende!“

Er hörte noch, wie an ſeiner Seite eine thränenerſtickte

Stimme ihm zurief: „Franz, wir sehen uns nicht wieder, bevor ich das Geheimniß kenne.“

Als er sich umwandte, war die Stelle leer. Er schlug sich mit der Faust vor die Stirn; jetzt war es zu spät. Er sollte seine Nothlüge schwer büßen. Schon hatte ihm das offene Geständniß auf den Lippen gesessen, schon hatte er vertrauensvoll die Entscheidung in ihre Hand legen wollen, da war er im letzten Augenblicke wieder unschlüssig geworden und hatte Schweigen gewählt. Ja, wäre er mit seiner Eröffnung ihren Fragen zuvorgekommen, dann hätte sie ihm doch vielleicht verzeihen können, aber so hatte er bei ihr erst Neugier und dann Verdacht wach gerufen; wenn er ihr jetzt gestand, welche Bewandtniß es mit den Flüchtlingen hatte, so hatte sie um so mehr ein Recht, ihm entweder Vertrauensmangel oder, was noch schlimmer war, Verläugnung seiner Geschwister vorzuwerfen.

Er hatte gelogen und zwar wieder aus unmännlicher Halbheit, die ihm sonst so fremd war. Sollte er jetzt vor Adelheid hintreten und die Lüge abbitten, in welchem Lichte mußte er ihr erscheinen? Zudem hielt sie nach ihren Aeußerungen die Beiden für Verbrecher, seine Schwester sogar für etwas schlimmeres. Dieser Gedanke hatte sich einmal in ihr festgesetzt, gerade durch sein unkluges Verheimlichen; sie würde ihm nimmermehr glauben.

Er, der sonst so ruhig war, befand sich in einem Zustande, der nahe an Verzweiflung grenzte; er achtete es nicht, daß der Abend sich längst über die Landschaft herabgesenkt hatte. Zuweilen glaubte er ein Geräusch zu vernehmen: „O, wenn sie wiederkehrte.“ Aber sie blieb aus, und was ihn geschreckt hatte, war nur das leise Rascheln eines welken Blattes gewesen, das der Herbst vom Baume gebrochen, der Herbst, der auch in seiner Seele eingezogen war, der Vorbote des Winters. Als er sich erhob, war sein Entschluß gefaßt; er wollte die beiden Geschwister vorsichtig weit weg aus der Gegend schaffen, die Mittel dazu mußte er schleunigst auftreiben, und dann wollte er Adelheid die Wahrheit gestehen.

Als er nach Hause wankte und sein Gehirn unabläßig von neuem mit derselben Frage marterte, kam er doch zu keinem anderen Entschlusse.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mechanik und die menschliche Stimme.

(Schluß.)

Auch das neunzehnte Jahrhundert hat seine Bauchredner. In den dreißiger Jahren erschien in Liegnitz ein Fremder, welcher sich vom Glöckner Schmidt die katholische Kirche öffnen ließ. Als derselbe ihm auch die Piastengruft zeigte, hörte er zu seinem Entsetzen, wie der Fürst Georg Wilhelm wüthend aus seinem Grabe darüber schalt, daß man seine Ruhe zu stören wage. Da der Glöckner keine Ahnung davon hatte, daß der Fremde ein Bauchredner sei, wurde er von Entsetzen ergriffen und starb bald darauf.

Harmloser ist die nachstehende Anekdote. Der Anatom Prof. Burthorn in Cambridge saß 1862 spät Abends ganz allein in seiner Wohnung an seinem Schreibtisch. Plötzlich tritt ein Mann herein, und da er keinen Dritten gewahrt, schreitet er rasch auf den Professor zu und sagt barsch:

„Wir sind allein. Machen Sie keine Umstände. Geben Sie mir das Geld, das Sie in jener Schublade haben, oder ....“

Dabei macht der Fremde eine sprechende Geberde mit der Hand, welche einen Dolch aus der Brusttasche des Rockes zieht.

Der Professor sieht stumm den Fremden, dann den Dolch an und beugt sich dann über den Schreibtisch, als wolle er das Geld aus der Schublade langen, wo es sich in der That befand.

Der Fremde hält den Dolch gezückt über des Professors Nacken, um ihn, wenn er die geringste Miene mache, etwa einen Revolver oder eine andere Waffe hervorzulangen, augenblicklich niederzustoßen.

Da plötzlich ertönt aus dem Nebenzimmer, dessen Thür halb offen war, eine dumpfe Stimme:

„Fürchte nichts, ich komme Dir zu Hilfe!“

Dies hören und sich aufs rascheste aus dem Staube machen, war für den Fremden die That zweier Secunden. Der Professor versuchte zwar seine Flucht zu hindern, doch gelang ihm dies nicht. Nachdem er die Thür sorgfältig abgeschlossen, um nicht weitere ungebetene Besuche zu empfangen, setzte er sich ruhig wieder an seinen Schreibtisch.

Als der Professor am anderen Tage die Geschichte einem seiner Freunde erzählte und dieser ihn frug, wer sein Retter im Nebenzimmer gewesen, erwiderte der Professor mit trockenem Lächeln:

„Mein verstorbener Vater.“

„Wie, Ihr verstorbener Vater?“

„Nun ja; denn er hat mir immer gesagt: Junge, lerne jede Fertigkeit, die Du Dir nur aneignen kannst, denn Du weißt nicht, wann sie Dir von Nutzen sein kann, und wäre es selbst das Bauchreden. Und da habe ich mich denn in meiner Jugend im Bauchreden geübt, das mir denn auch wirklich einen großen Dienst erwies.“

Einer der ostgenanntesten Bauchredner der neueren Zeit war J. S. Mayer aus Hamburg, der indeß nicht mit einem gewöhnlichen Jahrmarktsbauchredner zu verwechseln ist, sondern die Gaukelei in das Gebiet der Wissenschaft erhob. Wenn früher mit der Bauchredekunst ein gewisses Grauen vor dem Unästhetischen verbunden war, so trugen die Vorträge des „Professor“ Mayer das Gepräge des Heiteren. Er war ein würdiger Vertreter der „Pleiophonie“, wie Professor Reichenbach in Dresden die Bauchredekunst genannt hat, d. h. die Kunst, mit verschiedenen Stimmen zu sprechen.

Doch zurück zur Stimme. Man hat gesagt: der Mensch ist sein Styl. Man könnte vielleicht eben so gut sagen: „Der Mensch ist seine Stimme, seine Sprache!“ Schon Sokrates sagte die schönen, bedeutungsvollen Worte: „Damit ich Dich sehe, rede etwas!“ Die Rede ist das lustige Abbild des gesammten Menschen.

Um sich dies deutlich zu machen — so Carus — denke man zuvörderst an die großen Verschiedenheiten der Redeweise und ihres Klanges, wie dadurch einmal die verschiedenen Volksstämme und ein andermal in jedem Stamme die verschiedenen Alter und das verschiedene Geschlecht charakterisirt werden. Welch' außerordentlicher Unterschied zwischen dem vollen starken Klange der Rede des wahren Mannes und dem weichen feinen Tone der echten Frau! Und welche unendlichen Abstufungen durch die verschiedensten Redelaute in den einzelnen Stufen kindlichen Alters und der zarten und reiferen Jugend! — während endlich im hohen Alter bei den meisten Menschen die Rede eben so heiser und schwach wird, wie dort die gesammte Organisation zusammenzusinken pflegt.

Wer, fährt Carus fort, auf alle diese verschiedenen Nüancen gehörig zu achten versteht, wird daran schon einen merkwürdigen Maßstab haben für Beurtheilung der Symbolik der Rede sehr vieler besonderer Persönlichkeiten; denn häufiger als man erwarten sollte, kommt es vor, daß z. B. bei voll ausgewachsenen männlichen Individuen bald die quäkende Stimme des unreifen Knaben, bald die heisere schwache Stimme des Greises, bald auch wohl eine wahre Weiberstimme heraustönt, und hieran eben so bestimmt, als wenn wir von einer Frau eine harte, tiefe, männliche Stimme ausgehen hören, wird sich sehr leicht das Ungemäße der Seele, im ersten Fall die unreife oder überreife, dürftige oder weibliche Wesenheit, im anderen

Falle der unschöne Charakter des Mannweiblichen erkennen lassen. Außerdem giebt es freilich noch unzählige Modificationen und Modulationen der Rede, namentlich ist auch wieder darauf zu achten, daß jegliche Gemüthsbewegung eben so wie durch bestimmte Veränderung der Gesichtszüge, so auch durch veränderte Redeweise sehr deutlich sich charakterisirt, und daß, wenn nach Verschiedenheit des Temperaments und der Constitution die eine Art der Gemüthsstimmungen zur vorherrschenden und immer sich wiederholenden wird, nothwendig auch die ihr eigene Art des Tonfalles in der Rede eben so bestimmt, als die der charakteristischen Gesichtszüge großentheils bleibend und gewöhnlich werden müssen. Es ergiebt sich daraus abermals eine sehr sprechende Symbolik, da wir natürlich mit Sicherheit schließen dürfen, daß in Demjenigen, dem die Redeweise eines besonderen Affectes immerfort eigen ist, auch dieser Affect selbst der vorherrschende sein werde. Der für gewöhnlich polternd, rauh und schreiend Sprechende wird aus diesem Grunde eben so sicher als zornmüthig und schroff im Charakter sich anzeigen, als der gedehnt, halblaut und schläfrig Sprechende das phlegmatische Temperament verräth.

Man kann also wohl sagen, daß der Ton, die Art und Weise und die Klangfarbe der Stimme in der musikalischen Stufenleiter ganz und gar der moralischen Stufenleiter entsprechen. A. Debay hat diese Kennzeichen, welche die Stimme darbietet, zusammenzufassen versucht.

Eine scharfe, klägliche Stimme läßt eine schwache, mitleidige Seele erkennen.

Eine tiefe, starke, gleichförmige Stimme verräth einen starken Geist und einen gleichen festen Charakter ohne Härte.

Eine hohe, schreiende, sowie eine tiefe und rauhe Stimme sind die Anzeichen eines schwerfälligen Geistes und eines hochmüthigen, übermüthigen Charakters.

Eine sonore, sanfte Stimme findet man gewöhnlich bei gefühlvollen, gutmüthigen und im Umgange sehr angenehmen Personen.

Die Doppelstimme, d. h. eine tiefe und hohe Stimme in einer und derselben Person bezeichnet einen zweifachen, veränderlichen Charakter und einen leichten unstäten Sinn; denn diese zweierlei Stimmen, in einer und derselben Person vereinigt, scheinen gleichsam zu sagen, daß dieselbe von zwei verschiedenen Leidenschaften in raschem Wechsel beherrscht werden könne.

Eine sich immer steigernde Stimme bezeichnet ein leicht erregbares Wesen. Diejenige dagegen, welche immer fällt, zeigt einen schwachen Charakter an, der bei dem geringsten Hindernisse entmuthigt wird. In dem ersten Falle zeigt die Spannung der Stimmsaiten die Reizbarkeit an, im letzteren Falle bezeichnet die Abspannung der Saiten die Schwäche. Der häufige Wechsel der Stimme verräth Ungleichheit des Charakters und Sinnes.

Die Stimme kann sich, wie bereits angedeutet, außerdem noch in unzählige Klangfarben zerlegen. Wir haben hölzerne, knarrende, zitternde, bebende, flüsternde, laute, leise, sympathisch berührende, abstoßende, warme, frostige, eisige, kalte, theilnehmende, lispelnde, singende, näselnde, gurgelnde, glockenhelle, dumpfe, lachende, weinerliche, polternde, selbst Donner-, hohle Grabes- und Geisterstimmen. Die Stimme bricht wie das Herz und das Auge. Die Stimme ist das Leben, nur der Tod ist stumm.

Mannichfaltiges.

— Telegraphisch kommt die Meldung von einer Explosion in der Kohlenzeche Morpha bei Neath im Süden von Wales. Dreizehn Personen wurden getödtet und zwanzig erheblich verwundet. Dazu kommt, daß das Bergwerk im Feuer steht und man eine zweite Explosion besorgt. Die Leichen der Verunglückten sind noch nicht alle zu Tage geschafft.

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

** Mannheim, 18. Febr. Wie aus den öffentlichen Blättern ersichtlich ist, ist ein von verschiedenen Seiten geäußerter Wunsch, den berühmten Pianisten Anton Rubinstein zu einem Auftreten in hiesiger Stadt zu veranlassen, durch die Bestrebungen des Concertvereins in der Weise verwirklicht worden, daß der genannte Künstler zu einer auf Donnerstag den 10. März anberaumten Musikalischen Akademie außer Abonnement seine Mitwirkung zugesagt hat. Diese Einschaltung ist um so dankenswerther, als nur noch ein letztes Concert stattzufinden gehabt hätte, und bei der so lebhaften Theilnahme des Publicums an den bisherigen fünf Aufführungen eine Vermehrung derselben keinenfalls ungünstig aufgenommen werden wird. Gebührt doch das Verdienst, daß in unseren Akademieen ein so frischer Geist eingezogen, hauptsächlich dem Concertverein, warum sollte da der echte Musikfreund nicht gerne bereit sein, dem Bestreben desselben, hervorragende Künstler zu den Concerten herbeizuziehen, thatkräftigste Unterstützung angedeihen zu lassen? Wir machen deshalb die Besucher unserer Concerte, zu denen die Pfalz ja auch ihr Contingent stellt, mit Vergnügen auf den in Aussicht stehenden Genuß aufmerksam und wollen hoffen, daß durch zahlreichen Besuch das Zeugniß der allseitigen Würdigung der Thätigkeit des Concertvereins geliefert werde.

Anagramm.

Mit B. der Fuchs ist es, der Hund;
Als solche geben sie sich kund.
Das will nichts gegen mich beweisen,
Daß man sie niemals so geheißen.

Die Nachtigall und alle andern,
Die bei uns bleiben oder wandern:
Sie könnte man mit G. benennen,
Weil wir als solche sie erkennen.

Mit H. vor Zeiten hoch im Werth,
Bin ich zur Stunde unbegehrt;
Nur meine Vettern, große Prahler —
Als Gulden kennt man sie und Thaler.

Ja von des Hauses Räumen allen
Bin ich mit K. der Nacht verfallen;
Doch berg' ich Gold und Geist und Flammen,
Die von des Himmels Lichte stammen.

Mit S., mein Freund, und bringest Du
Am Schluß verkehrt ein Ei hinzu;
Dann giebt es ein vortrefflich Essen:
Den Braten nur nicht zu vergessen.

Beim Mahle ist er gar zu gern,
D'rum bleibt mit T. er niemals fern.
Oft Edelgut, oft nur gemein;
Doch bei dem Essen will er sein.

Und mit dem Z. zum Mahles-Schluß
Hängst Du daran noch eine Nuß,
Die mag, mit ein'gen andern Sachen,
Des Mittagstisches Ende machen.

— Δ

Auflösung des Buchstabenräthsels in Nr. 18:
Oleander — Leander — O Leander.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Lutz.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 22. Dritter Jahrgang. 1870.

* Ein Verhängniß.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Rudolph Altschaffel.

(Fortsetzung.)

5.

Die Liebenden hatten aber diesmal außer dem Himmel noch einen Zeugen gehabt, den Bedienten Georg. Schon längst war ihm die Veränderung aufgefallen, die in dem Wesen seiner schönen Herrin eingetreten war; ihre frühere Härte gegen ihn, dessen tückisch glattes Gebahren sie anwiderte, hatte einer Milde und Duldung Platz gemacht, wie sie sich bei glücklichen Menschen so gern äußert; und Adelheid war glücklich, sie fürchtete fast „überglücklich", und manchmal wo sie aus seligen Träumen voll banger Besorgniß aufgeschreckt, als stände ein Gespenst hinter ihr, schrieb sie das nur ihrer Aufregung zu und vergaß es in einer noch seligeren Stunde.

Georg hatte sich Mühe genug gegeben, hinter das Geheimniß zu kommen. Heute war es ihm geglückt; er wußte, daß die Baroneß in den Park gegangen war, er sah auch Gerung eilig nahen. Was hatten die beiden mit einander zu reden? Er schlich vorsichtig bis in die Nähe der Linde und hörte Wort für Wort mit an. Als er Adelheid in der höchsten Erregung wieder nach dem Schlosse eilen sah, kümmerte er sich nicht weiter um Gerung, sondern kehrte ebenfalls zum gewohnten Müßiggange zurück und sann die ganze Nacht hin und her, wie er seine Entdeckung am besten verwerthen könnte. Der Zufall kam den nächsten Tag vortrefflich zu Hilfe. Nachmittags kam Isakoff herüber geritten. Georg war rasch zur Hand und nahm ihm das Pferd ab. Obwohl er es wegen der reichen Trinkgelder des Gastes nie an Höflichkeit fehlen ließ, fiel doch sein heutiges Benehmen dem Russen auf. Er sah ihn grüßend an.

„Was giebts, Georg?"

Doch er drückte seine Stimme zum Flüstern herab und spähte aufmerksam nach allen Seiten: „O, nichts weiter, Herr Hauptmann, ich habe nur gestern eine hübsche Geschichte gehört, die für den Herrn Hauptmann," setzte er mit dreistem Lächeln hinzu, „viel werth ist."

„Was denn?"

„Nur jetzt nicht, Herr Hauptmann, Abends beim Wegreiten, ich werde am Parkthor warten."

Der Hauptmann bezwang seine Neugierde bis dahin. Er traf den Baron allein an. Bei seinem heutigen Besuche kam es ihm gelegen, daß Adelheid gerade nicht anwesend war. Es hieß, sie wäre unpäßlich, würde aber vielleicht noch erscheinen. Isakoff war in einer wichtigen Angelegenheit hierher gekommen; er hatte seit dem Anfange seiner Bekanntschaft mit der schönen Baroneß in größter Schlauheit und Berechnung alle Hebel angesetzt, um ihr eine tiefere Neigung abzugewinnen — vergebens, sie blieb immer die nämliche, oder vielmehr, er hatte sogar wahrgenommen, daß sie sich in der letzten Zeit unmerklich, aber doch mit Absicht von ihm zurückgezogen hatte. Es kam ihm vor, als gäbe sie jetzt ihm gegenüber auf jedes ihrer Worte, auf jede ihrer Mienen genau Acht, als wäge sie in ihrem Auftreten sorgfältig Alles ab, was sie ihm an Freundlichkeit gewähren oder versagen sollte. Oft war sie ihm auch so zerstreut vorgekommen, daß sie gar nicht auf ihn zu achten schien; und er war erfahren genug, zu erkennen, daß dieses Benehmen weit entfernt sei von dem eines Weibes, das vor dem geliebten Manne steht und vor heimlichen Wonneschauern die Worte vergißt, die es sich unendlich oft vorgenommen hat, ihm zu sagen. Zwar konnten das Launen sein, wie sie mehr oder weniger keinem Mädchen in diesem Alter erspart sind, aber in jedem Falle war ein solcher Zustand gefährlich, dem mußte er vorbeugen; denn daß sie ihn überhaupt nie lieben würde, wenn dieses Gefühl für ihn bis jetzt noch nicht erwacht war, war ihm klar. Doch, was brauchte er auch Liebe? ihm war nur an ihrem Besitz gelegen, den mußte er sich sichern. Heute war die Gelegenheit günstig. Er that überaus theilnehmend, als er von Adelheids Unwohlsein erfuhr:

„Ich bin aufs tiefste besorgt, Herr Baron, und wünschte innig, ein noch heiligeres Recht für meine Besorgniß zu besitzen. Ich hoffe doch, daß der Zustand des gnädigen Fräuleins zu keinen ernsteren Befürchtungen Anlaß giebt?"

Der Baron hatte bei dem „heiligeren Recht" hoch aufgehorcht, aber war zurückhaltend. Wollte Isakoff um sie anhalten, so müßte die Sache genau in Ueberlegung gezogen werden. Erstens sah der Baron, daß seine Glücksumstände sich jetzt merklich zu bessern anfingen; zweitens kannte er Isakoffs Verhältnisse denn doch noch zu wenig, er mußte sich erst genauer erkundigen; und drittens müßte er auch Adelheid aushorchen, denn ohne sie etwas thun, war doch bedenklich. Er glaubte es daher ganz klug anzufangen, wenn er Isakoff direct auswich, aber ihn doch fein köderte. „Danke, danke, Herr Hauptmann," erwiderte er verbindlich, „für Ihre liebenswürdige Theilnahme; sie ist in der That so groß, daß ich gar nicht absehe, wie Sie sie noch erhöhen könnten."

Isakoff glaubte nicht recht verstanden worden zu sein und ging einen Schritt weiter: „Herr Baron, das gnädige Fräulein, Ihre Tochter, verdient so sehr die höchste Verehrung eines Mannes, daß ein Jeder, der so glücklich war, ihr einmal zu nahen, von dem einzigen Wunsche durchdrungen sein muß, ihr mehr als bloße Theilnahme, ihr sein ganzes Leben zu weihen." Er holte dabei aus seiner Rüstkammer den freundlichsten Blick und das gewinnendste Lächeln hervor.

Der Baron schwieg hartnäckig und machte mit den Fingern stille Musik, endlich sagte er leichthin: „Nun, Herr Hauptmann, wir kommen ja noch öfter zusammen, wir haben Sie stets gern gesehen, aber als guter Taktiker werden Sie wissen, daß man das Terrain erst recognosciren muß."

Isakoff drückte ihm warm und mit einem verständnißvollen Blicke die Hand. „Verzeihen Sie, Herr Baron, einem rauhen Soldaten einen unbewachten Augenblick. Ihre freundlichen Worte verleihen mir Zuversicht, ich hoffe, der Himmel wird meinen Absichten gnädig sein."

Beide hielten es für gut, nicht weiter zu gehen. Der Baron wußte genug und Isakoff hielt sich für sicher, da ja der

Baron ſelber Anwalt in ſeiner Sache war. In größter Seelenruhe leiteten ſie jetzt das Geſpräch auf Tagesereigniſſe.

Iſakoff kam wieder auf die beiden Flüchtlinge: „Haben Sie die beiden Ausreißer noch nicht entdeckt, Herr Baron?“ fragte er beiläufig.

„Mein Director hat mir noch nichts gemeldet.“

„Nun, ich glaube zu wiſſen,“ war Iſakoffs lauernde Antwort, „daß ſie nicht über Rudzin hinausgekommen ſind.“

„Sie ſcherzen,“ meinte der Baron ungläubig.

„Bitte um Vergebung, Sie wiſſen, Herr Baron, daß unſere Douaniers auch über ihre Grenze hinaus Verbindungen haben; einer von dieſen Leuten, ein beſonders rühriger Menſch, in den ich keinen Zweifel ſetze, will nun herausgebracht haben, daß die beiden Verbrecher direct nach Rudzin geflohen und dort ſpurlos verſchwunden ſind, aber ohne das Dorf betreten zu haben. Weiter konnten ſie unmöglich gekommen ſein, da ſie keine Exiſtenzmittel hatten, ohne Legitimation und in der Gegend fremd waren.“

Der Baron hörte aufmerkſam zu: „Das iſt doch eigenthümlich, wo könnten ſie ſich verſteckt haben und ſo lange unentdeckt geblieben ſein?“

„Herr Baron, hier ſind ſie, und ich will Niemanden zu nahe treten, aber ich muß geſtehen, es iſt mir aufgefallen, daß ſich Ihr Director neulich der Flüchtigen ſo lebhaft angenommen hat. Ich kenne ſeine Beweggründe nicht, aber es will mir ſcheinen, daß er mindeſtens um ihren Verbleib weiß. Es ginge doch mit wunderlichen Dingen zu, wenn ihm ſeine Amtsgewalt nicht ſchon Handhaben genug geboten hätte, etwas über ſie zu erfahren.“

Der Baron war ärgerlich: „Sie haben Recht, Herr Hauptmann! Gerung hätte mir längſt eine Anzeige machen können, ob er Nachforſchungen angeſtellt hat oder nicht, und wie ſie ausgefallen ſind. Jetzt werde jedoch ich die Sache in die Hand nehmen; ſeien Sie verſichert, Herr Hauptmann, wenn etwas heraus zu bekommen iſt, dann werde ich dafür ſorgen. Ich will gleich morgen mit Gerung ſprechen, das muß anders werden.“

Das paßte Iſakoff denn doch nicht in den Plan. Gerung konnte die Flüchtigen entweder entfernen, und dann ließ ſich nichts gegen ihn beweiſen, oder er gab, auf's äußerſte gebracht, dem Baron offenen Aufſchluß, dann war Iſakoff's Stellung zu Schloß Rudzin auf das ärgſte gefährdet. Er lenkte alſo ein: „Dürfte ich mir vielleicht einen Vorſchlag erlauben, Herr Baron?“

„Nun? Sprechen Sie.“

„Dieſes Nachſpüren ſeitens des Privaten hat gewiſſermaßen etwas Gehäſſiges an ſich, dem ich Sie vor Ihren Unterthanen um keinen Preis ausſetzen möchte. Es iſt Ihnen nicht unbekannt, das gemeine Volk hat doch immer mehr Sympathie für den Verbrecher in ſeiner Bedrängniß, als Gerechtigkeitsſinn. Ich glaube, es wäre bequemer für Sie und erſprießlicher für die Sache, wenn Sie den Vorfall ohne weiteres der Behörde anzeigten, dann mögen Gensdarmen die nächſte Umgebung des Dorfes genau durchſuchen, Sie gewähren ihnen überall ungehinderten Zutritt. So iſt es, denke ich, am beſten.“

Der Baron war froh, einen Ausweg gefunden zu haben, der ihn der eigenen Thätigkeit enthob, und ſtimmte bei. Sie trennten ſich Beide recht zufrieden von einander.

Als Iſakoff am Parkthore angekommen war, ließ er ſeinen Reitknecht voran traben und hielt ſein Pferd an. Er klimperte in der Taſche mit gewichtigen Silberrubeln und Imperialen; der dünne Klang wirkte magiſch: Georg tauchte hinter dem Pfeiler hervor.

„Was haſt Du mir zu ſagen? Komm her!“ winkte Iſakoff mit der geſchloſſenen Hand.

In der Dämmerung, die der Sternenſchein verbreitete, ſah Georg die Bewegung und hielt ſeine Mütze empor. Er verbarg ihren klirrenden Inhalt bald in die Taſche und erzählte dem Hauptmann haarklein, was er geſtern unter der Linde ausgekundſchaftet.

Iſakoff wollte kaum ſeinen Ohren trauen. Dieſe Entdeckung war für ihn ein Königreich werth, ſie raubte ihm faſt den Athem, er durfte auch nicht das kleinſte Wörtchen davon verlieren.

„Alſo er hat ihr ein Geheimniß verſchwiegen und ſie iſt heftig erzürnt weggegangen und hat geſagt, ſie wollte ſchon dahinter kommen, und er ſollte ihr nicht eher vor die Augen treten?“

„Ja, Herr Hauptmann, buchſtäblich ſo, und ſie war ſo böſe, wie ich das gnädige Fräulein noch nicht geſehen habe, und ſie iſt oft ſchon ſehr böſe geweſen.“

Der Hauptmann ſuchte den Reſt ſeiner Baarſchaft zuſammen und gab ihn Georg. „Du kannſt doch ſchweigen, Burſche? Gegen Niemanden einen Laut davon!“ Es fiel ihm noch etwas ein: „Sag' einmal, Georg, haſt Du keine Ahnung, was das für ein Geheimniß ſein mag?“

„Ich habe dem Herrn Hauptmann ſchon geſagt, es muß mit den Ausreißern zuſammenhängen.“

„Ja ſo, richtig! Aber ich meine, haſt Du vielleicht über dieſe irgend etwas unter den Leuten ſchwatzen hören?“

„O ja, Herr Hauptmann, aber ich weiß nicht, ob das wahr iſt.“

Iſakoff richtete ſich im Sattel auf, daß ſich das Pferd unter ihm bog, er athmete tief auf, dann beugte er ſich vorn über und verſchlang mit den Augen den Schurken, der vor ihm ſtand: „Höre, Kerl, Du kriegſt das Doppelte, aber nimm Dich vor dem Lügen in Acht! Jetzt ſprich, was weißt Du?“

„Herr Hauptmann, ich weiß nur ſo viel: Seit einiger Zeit muß in der Wohnung unſeres Directors im Oberſtock bei ſeiner Wirthſchafterin ein Frauenzimmer verſteckt ſein, denn die Alte räumt auf einmal ihre Stuben ſelbſt auf, was ſonſt die Magd that, und ſchließt ſtets ſorgfältig hinter ſich ab, wenn ſie nicht oben iſt. Drinnen hört man nichts. Die Magd hat freilich immer viel unten zu thun, und ſonſt kommt Niemand in die Wohnung; auch auf den Boden geht die Wirthſchafterin jetzt blos allein. Aus der Alten iſt nichts herauszukriegen, die ſchweigt wie das Grab.“

„Iſt das wirklich wahr? Burſche, wehe Dir, wenn Du mich belogen haſt!“

„Ich ſchwöre es Ihnen, Herr Hauptmann; ich habe da ſo im Vorwerk eine kleine Bekanntſchaft, Sie wiſſen ſchon,“ grinſte er frech, „die hat mir das erzählt.“

„Gut! Was weißt Du von der anderen Perſon?“

„Von der höre ich zum erſten Male,“ und in ſeinem Tone lag ſoviel Aufrichtigkeit, daß Iſakoff nicht mehr weiter fragte.

„Es iſt genug, Georg! Ich komme bald wieder herüber und bin bis dahin in Deiner Schuld. Gott befohlen!“ und er ſprengte davon.

(Fortſetzung folgt.)

Ueber die möglichen Erlebnisse der deutschen Nordpolfahrer.

(Aus dem „Ausland".)

Vorschriftsgemäß sollten unsere Entdecker auf der Höhe des 74. Breitegrades durch die dortige Eisströmung nach Ostgrönland durchzubrechen suchen. Sie sind auch auf diesem Posten noch in den ersten Augusttagen, seitdem aber nicht wieder, gesehen worden. Daraus dürfen wir mit Gewißheit schließen, daß sie in das Eis hineingesegelt sind, und mit etlicher Zuversicht, daß sie Ostgrönland erreicht haben, denn so weit menschliches Vermuthen reicht, wären nur zwei andere Fälle denkbar gewesen. Die erste Möglichkeit besteht darin, daß die Polarfahrer in das Eis hinein gedampft, aber bevor sie noch die Küste erreichen konnten, von Eisfeldern eingeschlossen worden wären. So erging es in der Baffins-See dem erfolgreichsten aller Franklinsucher, dem Capitän Mac Clintock, im Jahr 1857 bei der Ueberfahrt nach dem Landeasterſund in dem Dampfer Fox. Schon Ende August wurde sein Fahrzeug eingeengt, dann völlig eingeschlossen und, anfänglich langsam, dann rascher, nach Süden getragen. Am 1. Jan. 1858 überschritt das Schiff, immer eingefroren, lat. 74°, aber erst am 26. April wurde es auf lat. 64° von seiner Haft erlöst. Es ist jedoch nicht wahrscheinlich, daß dieses Schicksal unsere Polarhelden befallen haben sollte, denn dann wären sie längst schon wieder daheim. Das Eis in einem engen Becken wie die Baffins-See bewegt sich selbstverständlich viel langsamer als die Eisströmung am Westufer des atlantischen Meeres.

Mancher denkt wohl mit Bangigkeit daran, daß, wenn auch unsere Landsleute glücklich die ostgrönländische Küste erreicht hätten, ihnen vielleicht durch den Eisstrom, der 1868 nicht zu durchbrechen war, der Rückzug in diesem Jahr abgeschnitten werden könnte. Zum Trost wollen wir bemerken, daß sie auf zwei Winter mit Vorräthen versehen sind. Uebrigens ist es viel leichter, von Ostgrönland wieder in das atlantische Meer als umgekehrt von diesem nach Ostgrönland zu gelangen, denn die Polarfahrer brauchen nur in das Eis hineinzusegeln, welches sie dann von selbst sanft nach südlichen Breiten trägt, wo sich dann die Eisfelder wieder auflösen. Uebrigens bleibt es immer ein ernstes Unternehmen, in das Eis sich hinein zu begeben und dort das Schiff einfrieren zu lassen. Einmal eingefroren ist es freilich ganz sicher, aber bevor es gänzlich einfrieren kann, also in der Zeit, in welcher die Eisfelder sich noch abwechselnd öffnen und wieder schließen, ist die Gefahr eine außerordentliche. So erging es 1850 dem Entdecker der nordwestlichen Durchfahrt, Capt. Mac Clure, dessen Schiff „Investigator" Ende September (lat. 72° 50′ long. 117° 55 W. Greenw.) fest wurde. „Das Kreischen, Greinen und Krachen des Schiffes", bemerkt er selbst, „geht über alle Beschreibung, und der Officier von der Wache muß bei seinen Berichten den Mund dicht an mein Ohr halten, so betäubend ist der Lärm." Erst am 10. Oct. lag der „Investigator" starr und still. Nicht minder gefährlich kann das Herauskommen werden. Zunächst bilden sich dann in den Eisfeldern Risse und schmale Gassen. In diesen giebt es selbst bei Sturm keinen Seegang, allein gerade wenn ein Fahrzeug den Saum der Eisströmung erreicht, wo die Felder schon zerstückt sind, beginnt ein Kampf auf Leben und Tod. Glücklicherweise währt er nicht sehr lange. Als Mac Clintock frei wurde, war die See gewaltig aufgeregt und mit einem Getümmel schaukelnder Schollen bedeckt. Die Wogenkämme erreichten um 8 Uhr Morgens (25. April) eine Höhe von 10 Fuß, und das Anprallen der Eisklumpen erschütterte das Fahrzeug in allen Fugen. Beim Anpoltern der Massen dröhnten die Schiffsglocken und die Matrosen vermochten sich am Deck kaum auf den Füßen zu halten. Ruder und Schraube des Schiffes erweckten die höchste Besorgniß, einmal wurde die letztere von Eisbrocken eingeklemmt, die Maschine stand etliche Minuten still, und während dieser Zeit waren Schiff und Schiffer keinen Thaler über ihre Versicherungsprämie werth. Um 5 Uhr Nachmittags jedoch hatten sie alles überstanden.

Die zweite der oben gedachten Möglichkeiten wäre, daß die deutschen Polarfahrer, nachdem sie abermals vergeblich Ostgrönland belagert, sich zu einer Ueberwinterung nach Spitzbergen gewendet hätten. Dieser Ausgang des Unternehmens ist kaum mehr zu befürchten, denn erstens wären sie dann in der Grönlandsee von anderen Schiffern gewiß gesehen worden, und außerdem hätte der Verabredung zufolge eines der Fahrzeuge nach der Heimath spätestens Ende November zurückgekehrt sein müssen. Man könnte also, ohne viel zu wagen, eins gegen zehn wetten, daß unsere Entdecker schon vor Mitte August 1869 Ostgrönland zwischen lat. 74° und lat. 76° erreicht haben. Wir dürfen dann weiter mit Bestimmtheit erwarten, daß sie mit ruhmreichen Entdeckungen heimkehren werden. Selbst wenn sie erst am 15. Aug. Ostgrönland erreicht haben sollten, hatten sie die volle arktische Schifffahrtszeit, sechs bis sieben Wochen, vor sich. Wie weit sie in einer gänzlich unbekannten See vergangenes Jahr noch vorgedrungen sind, läßt sich gar nicht aussprechen, weil alles von der unberechenbaren Vertheilung des Landes und Wassers, sowie von der Gunst oder Ungunst des damaligen Wetters abhing. Als Geringstes dürfen wir erwarten, daß die beiden Dampfer im „Landwasser", das heißt in dem offenen Küstenstreifen, bis lat. 77° und 78° vorgedrungen sind. Daß sie den Nordpol erreicht haben sollten, erscheint uns zwar sehr unwahrscheinlich, doch klingt alles, was bisher über die Eisbedeckung jenseits lat. 80° bekannt geworden ist, keineswegs so entmuthigend, daß man behaupten dürfte, der Pol werde überhaupt niemals erreicht werden. Wir unsererseits würden schon kühne Hoffnungen erfüllt sehen, wenn unsere Seefahrer die Nordspitze des sechsten Welttheils, nämlich Grönlands, erreichten. Aus allen Beobachtungen und Erlebnissen von Kane und Hayes schließen wir, daß Grönland sich nicht weit über lat. 81° erstrecke, und da Hayes dort schon früh im Jahre, nämlich im Mai, das Eis brechen und Zugvögel erscheinen sah, so können nördlich von Grönland schwerlich geräumige Inseln liegen. Unsere Seefahrer haben auch noch die nächste Sommerfahrzeit vor sich und können, da es zwei Schiffe sind, ihre Aufgaben theilen. Alles wohl erwogen, dürfen wir schon jetzt aussprechen, daß Deutschland nicht ohne Glorie seine wackeren Polarmänner wiederkehren sehen wird. Dazu gebührt uns der Ruhm des ersten Anpackens, denn Ostgrönland jenseits lat. 75° ist ein völlig unbekannter Erdraum, und die Deutschen sind und bleiben die Ersten, welche dort den Schleier von dem räthselhaften Norden zu heben gewagt haben.

Jedenfalls hatte der October schon unsere Entdecker zum Stilliegen gezwungen. Vormals war der Winter im Polarkreis ein grimmiger Gesell, da er den Scharbock regelmäßig mit sich brachte. Allein bereits zur Zeit der Franklinsucher brach diese entsetzliche Schiffskrankheit, die eben so gut unter den Tropen herrschen kann, immer erst bei der zweiten Ueberwinterung aus. Seitdem man Gemüse und Fleisch in süßem Zustande aufzubewahren versteht und die Seefahrer nicht mehr ausschließlich auf gesalzene Kost angewiesen sind, ist jener böse Engel wenig mehr zu fürchten. Unsere Schiffe sind übrigens mit Kohlen hinreichend versehen und brauchen die Kälte nicht zu scheuen. Wenn wir freilich bei Kane lesen, daß im Februar 1854 das Thermometer auf — 41° R. stand, und daß in den ersten Märztagen eine mittlere Temperatur von 33° R. herrschte, so droht uns beim Lesen schon das Blut in den Adern zu stocken. Jenseits des Polarkreises tritt nicht etwa wie bei uns in der dritten Januarwoche die durchschnittlich niedrigste Temperatur ein, sondern selbstverständlich erst im Februar, ja Kane, der unter lat. 79° in Westgrönland überwinterte, fand den März als den kältesten Monat.

(Schluß folgt.)

Die Wurzellaus des Weinstockes.

Dr. G. Jäger berichtet in dem „Wochenblatt für Land- und Forstwirthschaft" über dieses Insect Folgendes:

Die Wurzellaus des Weinstockes, Aphis (Phylloxera) vastatrix Planch., gehört zu der großen Familie der Blattläuse (Aphidien) und zwar derjenigen Unterabtheilung, welche man Wurzelläuse (Rhizobius) nennt, weil sie, statt an den Blättern und oberirdischen Pflanzentheilen ihren Wohnsitz aufzuschlagen, sich die unterirdischen Wurzelorgane zum Schauplatz ihrer Thätigkeit wählen. Von länglich eiförmiger Gestalt, orangegelber Farbe, mit 3 Paar Beinen, einem Paar gegliederter Fühler und einem auf der Bauchseite eingepflanzten Saugrüssel versehen, ohne Honigsaftröhren wie die anderen Blattläuse und ohne Wollläuschen wie die Blattlaus, ist die am häufigsten zur Erscheinung tretende an den Wurzeln der Rebe gruppenweise sitzende ungeflügelte Ammenform mit keiner anderen Pflanzenlaus zu verwechseln; in ihrem geflügelten Zustand kennzeichnet sich die Laus vor allen anderen geflügelten Blattläusen dadurch, daß ihre Flügelchen wagrecht liegen, statt dachförmig. Dabei hat sie sehr große schwarze unregelmäßig kugelige Augen und ein Punktauge auf der Stirne, und die Fühlhörner bestehen aus drei langen Grundgliedern und einer fein gegliederten zugespitzten Geißel. Die Lebensgeschichte des Thierchens ist, soweit man sie kennt, nicht verschieden von der anderer Wurzelläuse, d. h. die ungeflügelte Ammenform pflanzt sich durch Eier, die ohne Befruchtung sich entwickeln, den ganzen Sommer hindurch mit der allen Blattläusen zukommenden raschen Progression fort, bis zuletzt eine geflügelte Generation erscheint, von der man aber bisher auch nur weibliche Thiere kennt. Aus den verhältnißmäßig großen, schön gelben Eiern der ungeflügelten Ammen schlüpfen nach einigen Tagen die Jungen, die nun nach Umständen 2—5 Tage umherlaufen, bis sie eine passende Stelle an der Rebenwurzel gefunden, um sich festzusetzen. Solche Stellen sind die Ritzen in der Wurzelrinde oder am liebsten Wunden derselben. Hier bohren sie ihren Rüssel in die weichen Gewebtheile, um von nun an, nur noch der Nahrungsaufnahme und Eiablage sich widmend, ein festsitzendes Leben zu führen. Die Folge ihrer Stiche, der besonders schnell die jüngeren Pflanzen erliegen, ist das Brandigwerden und Faulen der Wurzel. An den oberirdischen Theilen der Rebe bemerkt man zuerst gelbe Flecken auf den Blättern, dieselben vergilben allmählich ganz und fallen ab; die Trauben stehen im Wachsthum still, erreichen, wenn die Pflanze nicht zu sehr angegriffen, allenfalls noch die Reife, anderenfalls vertrocknen sie, und das Ende vom Lied ist immer das Absterben des ganzen Weinstockes. Die Verbreitung des Insectes geschieht weniger unterirdisch von Wurzel zu Wurzel, sondern sie scheinen vom Stammende aus gegen abwärts vorzudringen, so daß man annehmen muß, die Jungen wandern oberirdisch; daß sie sich aber auch auf kleinere Distanzen unterirdisch von einer Wurzel zur anderen finden, ist durch Versuche festgestellt. Die geflügelten Thiere sichern natürlich außerdem eine Verbreitung in größere Fernen, die bei der Trägheit des Thierchens übrigens wohl fast nur in der Windrichtung erfolgen dürfte. Begünstigende Umstände für die Ueberhandnahme des Insectes sind trockene heiße Jahreszeit und trockene Lage. Nach den Nachrichten aus Südfrankreich, wo dieses Insect bis jetzt allein auftrat, und zwar zuerst im Jahre 1863, ist hier dem Weinbau ein Feind erstanden, so gewaltig wie das Oidium, ja vielleicht noch schlimmer, weil man noch kein Mittel gefunden, ihm Einhalt zu thun. Ein einziges solches ist die Rebenpflanzung unter Wasser zu setzen, allein das ist fast nur in ebenen Weingärten und auch da nur unter den günstigsten Umständen durchzuführen. Andere haben es versucht, den Rebstock am Boden mit insectenwidrigen Mitteln zu umgeben oder mit Lösungen solcher zu begießen; allein ein Theil der Beobachter sah gar keine, andere sehr zweifelhafte Erfolge. Die allgemeine Stimmung in Südfrankreich ist gänzlich hoffnungslos, und die meisten Weinbergbesitzer entschließen sich, die erkrankten Plantagen herauszureißen und auf einige Jahre zu einer anderen Cultur überzugehen. Im Departement Vaucluse giebt es Bezirke, die bereits den dritten Theil ihrer Weinberge durch diese neue Krankheit verloren haben, so daß es kaum übertrieben ist zu sagen: der Weinbau Südfrankreichs sei vom Untergang bedroht, wenn nicht die kräftigsten Maßregeln getroffen werden.

Mannichfaltiges.

— In Folge des Frostes ist die Schelde bei Antwerpen während der Ebbe so seicht, daß man in der Nähe des Einganges des alten Hafenbassins auf dem Grunde eine bronzene Kanone und verschiedene eiserne Gegenstände aufgefunden hat, die wahrscheinlich von dem holländischen Kanonenboote herrühren, mit welchem der Lieutenant van Speck sich im Jahre 1830 in die Luft sprengte.

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

* Vor einigen Tagen erhielten wir das XIII. (Schluß-) Heft des ersten Jahrgangs der im Verlage von Hermann Schönlein in Stuttgart erscheinenden „Allgemeinen Familien-Zeitung", und wenn irgendwo, so können wir nach Durchsicht dieses Heftes hier gewiß mit Recht sagen: finis coronat opus. Werfen wir einen Blick zurück auf den soeben beendeten ersten Jahrgang dieses Journals, so müssen wir zugestehen, daß es nicht nur seine Versprechungen treulich erfüllte, sondern dieselben noch bei weitem übertraf. Jedes neue Heft gab ein neues Zeugniß von der Thätigkeit und Gewissenhaftigkeit der Redaction, denn in jedem einzelnen fanden wir sowohl eine Fülle wahrhaft gediegener Unterhaltung, wie eine Quelle in faßlichster Form gebotener Belehrung, hervorgegangen aus den Federn der berühmtesten Autoren. So enthält das vorliegende Heft unter Anderem eine größere historische Novelle: „Zweimal gerettet" von George Hiltl, sowie den Schluß der Erzählung: „Der Försters-Adjunct" von Otfrid Mylius. Ferner finden wir darin belletristische Beiträge von Ernst Pasqué, Dräxler-Manfred, Stanislaus Graf Grabowski und Karl Neumann-Strela, denen sich eine Humoreske von Fr. Brentano, sowie historische, culturhistorische und naturwissenschaftliche Artikel von A. Amlacher, J. Arndt, W. Baer und Dr. H. Schramm würdig anreihen. Die mit Sorgfalt ausgeführten Illustrationen führen uns auf die Schauplätze der wichtigsten Zeitereignisse, indem sie uns einerseits „Oesterreichische Truppen auf dem Marsch von Cattaro in die Berge der Bocca", ferner „Castelnuovo am Eingang der Bocche von Cattaro" und ein Bild der „Umgebung von Cattaro", andererseits aber „Das Palais von Ghesireh bei Kairo" und den „Timsah-See in der Vogelperspective, vom Landhause des Vicekönigs aus betrachtet", zeigen. Außerdem dürfte namentlich für Gourmands das Bild „Auf der Suche nach Trüffeln", sowie Allen, die sich den Sinn für die fröhliche, selige Weihnachtszeit bewahrt haben, die Illustration „Der Weihnachtsmarkt" von großem Interesse sein. Erwähnen wir endlich noch die Porträts von „Karl Freiherrn v. Werther", „Elisabeth, Fürstin von Rumänien", „Madame Anderssdorff", „Lord Derby" und „John Stuart Mill", und fügen wir hinzu, daß so ein ganzes Heft (enthaltend 8 Folio-Bogen = 192 Spalten) nur 21 kr. rh. kostet, so wird man es begreiflich finden, wenn wir allen Freunden einer guten, anregenden Lectüre die Anschaffung dieses Journals empfehlen, und der „Allgemeinen Familien-Zeitung", die jetzt ihren zweiten Jahrgang begonnen, zu demselben ein aufrichtiges „Glück auf!" zurufen.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 23. Dritter Jahrgang. 1870.

* Ein Verhängniß.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Rudolph Allschassel.

(Fortsetzung.)

Isakoff hatte bald seinen Reitknecht eingeholt, da wurde er erst inne, daß er allein und ungestört sein mußte, um mit sich über das Gehörte ins Reine zu kommen. Er ritt ein Stück Wegs voraus und hieß den Reitknecht Abstand halten. Er überlegte Alles genau und scharf, oft von aufwallender Wuth gegen seine Nebenbuhler ergriffen, aber allmählich ruhiger werdend.

Also dieser hergelaufene, niedrige Mensch unterstand sich, ihm in den Weg zu treten, dort und hier, er wagte seine Augen zu Adelheid zu erheben; er hatte sogar ihr Herz gewonnen; daher ihre Kälte und ihr Fernhalten! Und auch sie konnte sich so weit vergessen, sie, die Baronin aus altem Geschlechte, sich zu dieser Liebelei mit dem unter ihr Stehenden zu erniedrigen! Gott sei Dank, daß noch nichts versäumt war, im Gegentheil hatte Isakoff gegründete Hoffnung, sie von dieser Verirrung zurückzuführen. Die heutige Botschaft hatte ihm der Himmel, oder — die Hölle gesendet; es war ihm gleich, wer von beiden sein Verbündeter war, er wollte sie ganz gehörig benutzen. Gerung mußte sich doch scheuen, sein Geheimniß Adelheid zu verrathen, er mußte etwas dabei zu befürchten haben, sonst wäre er offen gewesen; die Liebenden waren im tiefsten Unfrieden von einander geschieden. So konnte der Riß zwischen Gerungs und Adelheids Herzen leicht zu einem breiten Spalt, zu einer unübersteiglichen Kluft erweitert werden.

Das hielt Isakoff nunmehr für eine Kleinigkeit. Er ahnte, daß ihr Stolz durch Gerungs Läugnen beleidigt, daß ihre Eifersucht geweckt sei; letztere noch zu nähren, hatte er die Mittel in der Hand, er mußte es nur klug anfangen und selbst im äußersten Falle, wenn sie den Ungrund ihres Verdachts gegen Gerung dann einsah, blieb immer noch der Makel, daß die beiden Flüchtlinge Gerungs Geschwister seien, deren er sich gewiß selber schämte, sonst hätte er ihr ja deren Dasein nicht verheimlicht, sogar verläugnet. Isakoff konnte gar nicht annehmen, daß sie auch diese Bedenken übersehen würde, sie besaß dazu doch zu viel Stolz und adeliges Selbstbewußtsein. Sollte sie aber Miene machen, sich auch darüber hinweg zu setzen, so durfte Isakoff nur die Habhaftwerdung des Alex Nikitin als Deserteurs mit Eclat betreiben, dann dachte sicherlich weder der Baron noch sie selber mehr an eine Verbindung mit dem Bruder des Geächteten. So war der Anfang fertig und zur Ausführung reif; er mußte morgen zeitig wieder auf das Schloß reiten, das Eisen schmieden, so lange es warm war.

War Adelheids Liebe zu Gerung nur eine flüchtige Wallung der Gefühle, dann mußte sie sehr bald überwunden sein; war sie aber echt, so entsagte ein Charakter wie Adelheid unbedenklich und verbarg sein Leid in stummer Verschwiegenheit. In beiden Fällen schmeichelte sich Isakoff mehr denn je, ihren Besitz noch zu erringen. Ob sie ihm ein volles Herz mitbrachte, war ihm gleichgiltig, sie war auch ohne ein solches hinreißend schön und begehrenswerth. Aber mit Gerung wollte er ganz besonders abrechnen. Nachdem ihm heute der Baron noch eben Hoffnung auf ihre Hand gemacht, ihm diese beinahe so gut wie zugesichert hatte, hatte er erfahren müssen, daß Gerung ihm zuvorgekommen und sich heimlich in das Herz Adelheids geschlichen habe, die Isakoff fast schon als seine Gemahlin ansah. Den Schimpf wollte er blutig rächen; er sprühte vor Wuth bei dem Gedanken daran, daß sie seinem Nebenbuhler zärtlich die Hand gereicht, ja ihn geküßt habe: „Warten Sie, Herr Gerung! Das werden Sie mir bezahlen!“ knirschte er in der Nacht so laut, daß sich sein Pferd erschreckt bäumte.

Adelheid war den Tag über nicht aus ihrem Zimmer gekommen, sie fühlte sich gebrochen an Leib und Seele. Sie überdachte ihr freudenarmes, einförmiges Leben, auf das in so zähem Wechsel der heiße Sommer ihrer Liebe zu Gerung gefolgt war, zu dem Manne, den sie über Alles verehrt hatte und der sie jetzt zu meiden schien, als ob er ein Verbrechen auf der Seele trüge. Sie hatte ihm in unbedingter Hingebung ihr reines Herz dargebracht, und er verletzte sie nicht nur durch sein scheues, ihr unbegreifliches Wesen, sondern kränkte sie noch durch den gänzlichen Mangel an Vertrauen, sie, die gewiß den ersten Anspruch darauf hatte. Was hatte er mit jener Verbrecherin gemein, wie sie Isakoff bezeichnete, das er ihr verschweigen mußte? Er hatte dem Hauptmann nicht einmal bündig widersprochen, nur ganz vage Aeußerungen gethan. Heiße Schamröthe stieg ihr ins Gesicht, wenn sie darüber nachsann, daß der Mann ihrer Wahl in Verbindung stehe mit entlaufenen Dieben. Sie preßte die Hände vor das Gesicht — „mit einer ehrlosen Dirne!“ Vielleicht war er schuldlos, warum sprach er da nicht? Rasch und kräftig im Handeln, wie sie war, war sie auch unzufrieden, daß Gerung in Bezug auf ihre Werbung nicht längst einen Entschluß gefaßt hatte. Ihr furchtsamer versteckter Umgang, so unendlich viel Süßes er auch bot, war doch lähmend und demüthigend für Beide, das fühlte sie an sich selbst. Wollte Gerung noch warten, wohlan, dann war sie es zufrieden, dann aber mußten sie sich trennen, dann wollte Adelheid gern, so schwer es ihr ankommen möchte, sich gedulden und die Zeit bis zur Entscheidung fern von ihrem Vater zubringen, nur dem Andenken des theueren Freundes lebend. Wollte Gerung aber bald um sie anhalten, warum hatte er es nicht schon gethan? Er mußte versichert sein, daß sie seine Bitten unterstützen und daß sie Beide vereint Papa's Widerstand besiegen würden; aber sie konnte doch unmöglich mit dem ersten Worte davon vor ihren Vater treten. Jenes Darlehen war in ihren Augen kein Grund für Gerungs unbegreifliches Zaudern. Warum wagte er nicht? Er war doch sonst so redlich, so klar und herzhaft in seinem Handeln, was hatte ihn umgewandelt? Hing das etwa mit dem Geheimniß zusammen. Sie sprang auf und stampfte auf den Boden: „Dieses Geheimniß, dieses Geheimniß mit der Dirne — ich muß dahinter kommen, ich will den Knoten durchhauen!“ Dann wurde sie wieder stiller, sein Bild tauchte vor ihr auf, mit den frommen treuen Augen, in denen unmöglich Falschheit wohnen konnte, mit dem geraden offenen Antlitz, sonnengebräunt von der angestreng-

ten Thätigkeit für sie, für ihr Wohl. Die hellen Thränen umflorten ihren Blick und perlten die Wangen herab, sie schluchzte laut: „Nein, nein, es ist undenkbar, er kann mich ja nicht verrathen — aber hinter das Geheimniß muß ich doch kommen, es koste, was es wolle."

Sie hörte, daß Isakoff da sei. „Ich bleibe in meinem Zimmer," war ihre tonlose Antwort, „ich bin unwohl." Ihre Gedanken kehrten in das alte Geleise zurück. „Was mag er nur mit Isakoff haben? Der hängt gewiß mit dem Geheimniß zusammen." Sie war heute zu aufgeregt, als daß sie versucht hätte, mit Isakoff darüber zu reden, darum blieb sie allein, ein Opfer der nagendsten Zweifel und Qualen. Als nach Isakoffs Entfernung noch der Baron bei ihr vorsprechen wollte, wies sie ihn ab, da sie dringend der Ruhe bedürfe, und er tröstete sich, daß er mit seinen interessanten Neuigkeiten morgen auch zurecht käme. Sie schloß fast die ganze Nacht kein Auge und kam erst spät zu Schlaf, als schon ein bleicher Streif im Osten den neuen Tag verkündete. Am Morgen kleidete sie sich müde und langsam an, als sich der Baron bei ihr anmeldete. Er prüfte besorgt ihr Gesicht und streichelte ihr die Wangen, auf denen unverkennbar schwerer Harm lag. Der Baron war aber nicht der Mann, tiefer zu blicken, er hielt ihren Zustand für irgend ein vorübergehendes Unwohlsein; ein Heilmittel hatte er ja, wie er glaubte, in Bereitschaft: Isakoff's Antrag. Er wollte es ihr nicht ohne weiteres darreichen und mit der Thür in's Haus fallen, sondern versuchen, auf Umwegen an's Ziel zu gelangen. „Isakoff hat sich nach Deinem Befinden erkundigt, liebes Kind, und Deine Abwesenheit recht bedauert. Er hofft, Dich recht bald wieder gesund zu sehen."

„Ich danke, Papa, ich hoffe es auch," war die Antwort.

„Weißt Du übrigens, Heide, er hat es mir fast bis zur Ueberzeugung glaubhaft gemacht, daß die beiden Flüchtlinge — erinnerst Du Dich noch? — durchaus hier in der Nähe des Schlosses verborgen sein müssen."

Es war ihr, wie wenn ihr eine Spinne über das Gesicht liefe, als sie wieder von den Beiden reden hören mußte, die sie ohnehin, im Wachen und Träumen, rastlos verfolgten.

„Ja, Isakoff meinte sogar, Gerung müßte durchaus um ihren Verbleib wissen, und wir wollen sobald als möglich, ohne ihn darüber irgendwie in Kenntniß zu setzen, Gensdarmerie aufbieten und Alles durchsuchen lassen. Zum Kukuk, ich muß doch heraus bekommen, was denn dahinter steckt."

Es gab ihr einen Stich in's Herz, als sie das hörte, sie mußte sich niedersetzen. „Also doch!" murmelte sie, „und darum die Feindschaft mit Isakoff."

Der Baron achtete nicht darauf, er war wegen der Ausreißer zu sehr im Eifer, auch konnte er es nicht erwarten, die andere Neuigkeit anzubringen.

„Na, Heidchen, laß es gut sein, ich denke nicht mehr an die fatale Geschichte. Es ist mir freilich sehr unlieb, daß Gerung hinein verwickelt ist."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die möglichen Erlebnisse der deutschen Nordpolfahrer.

(Schluß.)

Bricht der wahre dunkele arktische Winter an, dann muß der Capitän des Schiffes zeigen, daß er ein erfinderischer Kopf sei, indem er die Mannschaft um etliche Wochen betrügt. Alle Polarfahrer gestehen, daß nach dem Scharbock nichts mehr zu fürchten ist als die Langeweile. Die Schiffsofficiere freilich wissen sich hinlänglich zu beschäftigen. Sie beobachten oder arbeiten an ihren Tagebüchern, spielen Karten oder Schach. Die Mannschaft aber ist schlimmer daran, denn sie hat nichts zu schaffen, und soll nicht über ihre Lage nachsinnen. Nun denke man ja nicht, daß sich irgend eine zwecklose Arbeit ihnen anbefehlen ließe. Eine Arbeit ohne Nöthigung ist fast ein schlimmeres Gift als die Langeweile. So erging es unlängst einem französischen Chemiker, der etliche Taglöhner angeworben hatte, damit sie mehrere Tage lang einer bestimmten Ernährung sich unterwerfen und dabei stundenlang die Stiegen eines hohen Gebäudes auf und absteigen sollten, um durch ihre Ausscheidungen physiologischen Aufschluß über die Wirkung des Kräfteverbrauches zu erlangen. Nach dem ersten Tage schon kündigten sie den Miethvertrag, weil die Beschäftigung des Treppensteigens ihnen ganz unerträglich geworden war. Auch hat Capitän Koldewey vor seiner Abfahrt geäußert, daß er die zweckmäßige Beschäftigung der Mannschaft zu seinen ernsten Sorgen rechne.

Zur Verkürzung der Zeit helfen alle Kalenderfeste. Mac Clintock begünstigte z. B. die Feier des Guy Fawkestages, die man sonst daheim dem niedersten Straßenpöbel überläßt. Dann hat schon Sir Edward William Parry bei seiner ersten Ueberwinterung die Errichtung eines Liebhabertheaters eingeführt. Gewöhnlich sieht man bei der Wahl der Stücke weniger auf den dichterischen Werth als auf eine saftige Prosa und ergötzliche Situationen, wie sie dem Matrosengeschmack entsprechen. Die Herrichtung der Bühne sowie die Toilette der Schauspieler und Schauspielerinnen beschäftigt in der Regel die Gemüther einige Wochen, und wie unser Lessing treffend bemerkt, ist schon die Erwartung eines Vergnügens ein Vergnügen. Bald rückt der Weihnachtsabend heran mit seinem Lichterbaum, für welchen letzteren irgend ein Stellvertreter ersonnen werden muß, und auf den Weihnachtsabend folgt die Sylvesternacht, die von der Mannschaft mit Grog, von den Officieren mit Champagner aus den eingelaufenen Geschenken gefeiert worden sein wird. Die ergiebigste Beschäftigung aber bleibt die Jagd. Ob unsere Deutschen viel Wild an ihrem Lagerplatze antreffen werden, läßt sich freilich aus der Ferne nicht errathen, doch da Sabine und Clavering wenn auch nicht Eingeborene selbst, doch Spuren von solchen in Ostgrönland angetroffen haben, so müssen in der Nähe auch Jagdreviere liegen.

Zu den besten Zerstreuungen in der arktischen Winternacht gehört der Umgang mit den Eingeborenen selbst. Edward William Parry, bei seiner ersten Fahrt, Mac Clure und die Franklinsucher, welche 1851 und 1852 in der Nähe der Melville-Insel überwinterten, mußten auf diese Unterhaltung verzichten. Wenn oft heftig gestritten wird, ob die Menschen zu einer oder zu mehreren Arten zählen, gewiß ist es, daß die Polarfahrer immer brüderlich in diesem Punkte gefühlt haben. Eine freudige Aufregung verbreitete sich stets über die Schiffe, wenn an einem lichtlosen Novembertage die Wache rief: „Die Eskimo sind da!" Die Bekanntschaft mit diesem Volke lohnt für sich schon eine Reise über den Polarkreis. Sie, die nie einen grünenden Strauch, geschweige einen grünenden Baum erblickten und außer Schiffszwieback nie irgend eine Pflanzenkost genossen, haben die Bewohnbarkeit des Erdkreises bis zum achtzigsten Breitegrad erstreckt. Mit wenigen Ausnahmen sind die Eskimo ein gutartiger, lustiger Menschenschlag, unter denen manche drollige Exemplare vorkommen, wie der Eskimo Hans mit seiner ungewaschenen Gemahlin, Gefährten der amerikanischen Grönlandfahrer Kane und Hayes, aber auch wirklich höher begabte Naturen, wie Iliguk, eine merkwürdige Frau unter der Eskimohorde, welche den Capt. Parry bei seiner zweiten Fahrt in der Forstraße besuchte. Sie war es, die ihm eine treue Karte der dortigen Polargegenden zeichnete, auf welcher die später nach ihr aufgefundene Fury- und Hekla-Straße angegeben war.

Außer den Eskimo empfangen Polarfahrer bisweilen Be-

suche von einzelnen Thieren, die bei ihnen eine Zeit lang ausharren. Ein Rabe, der sich bei Mac Clure's eingefrorenem Schiffe „Investigator" aufhielt, war ein großer Trost für die Mannschaft, und etwas niederschlagend wirkte die Nachricht, als selbst dieser Rabe das Schiff eines „Tages", der jedoch eine Nacht war, verlassen hatte. Umgekehrt wird im Frühjahr das Erscheinen der ersten wandernden Thiere, namentlich der Vögel, als die sichere Botschaft einer Erlösung vom harten Winter jubelnd begrüßt. Aber ehe sie noch ankommen, hat schon der beste Freund aller Creatur die Nordpolfahrer wieder aufgesucht, nämlich das Licht. Lange vorher wird der Tag berechnet, an welchem sich nach ihrer Abwesenheit die Sonne zum ersten Mal wieder zeigen soll. Liegt in der Nähe des Winterhafens ein hoher Berg, so begeben sich die Ungeduldigen auf die Höhe, ob sie nicht um 24 Stunden vor dem Fälligwerden des hohen Ereignisses den heiß ersehnten Gast begrüßen könnten. Die Rückkehr der Sonne hängt ab von der Polhöhe des Ueberwinterungsplatzes. Kane, der von allen Nordfahrern unter der höchsten Breite (79°) überwinterte, sah von einem Berggipfel erst am 21. Febr., also nach vier Monaten, die Sonne wieder. Hayes, dessen Hafen in Westgrönland um einen geographischen Grad südlicher lag, verlor die Sonne am 15. Oct. (!) und sah sie am 15. Febr. wieder. Unsere deutschen Seehelden werden wohl zwischen lat. 74° und lat. 75° ihre Fahrzeuge geborgen haben. Unter dieser Voraussetzung wird es ihnen ergehen, wie Mac Clintock, als er mitten im Eis der Baffins-See eingeschlossen war. Mac Clintock verlor die Sonne am 1. Nov., sah sie jedoch, da mittlerweile durch das südwärts Treiben des Eises das Schiff an geographischer Breite verloren hatte, schon am 28. Jan. wieder. Am heutigen Tage (14. Febr.) werden unsere Landsleute allem Vermuthen nach von den belebenden Strahlen des Tagesgestirns schon getroffen worden sein. Liegt ihr Winterhafen da, wo wir ihn vermuthen, dann sind sie überhaupt niemals in völlige Nacht getaucht worden. Wenn die Sonne verschwindet, behält man immer noch in der ersten Zeit ein neunstündiges Dämmerlicht, und Mac Clintock bemerkt, es sei am 21. Dec. Mittags noch so hell geworden, daß er die Leitartikel der „Times", die mit gröberer Schrift gedruckt werden, zu lesen vermochte. Es ist oft behauptet worden, daß die Nordlichter den Polarfahrern einigen Ersatz für das fehlende Sonnenlicht gewähren sollten, doch beruht dies auf einer argen Uebertreibung. Die Häufigkeit der Nordlichter nimmt ab mit der Entfernung vom Mittelpunkt der Inselwelt im amerikanischen Eismeere. Im hohen Westgrönland werden sie schon selten gesehen, und seltener noch müssen sie in Ostgrönland werden, auch sind es selbstverständlich dort nicht mehr Nordlichter, sondern Westlichter. Selbst der Mond vermag sich den Polarfahrern zu entziehen, denn seine Sichtbarkeit hängt davon ab, ob er während der beiden hellen Viertel eine starke nördliche oder eine starke südliche Declination erleide. Es ist vorgekommen, daß Nordpolfahrern der Mond im Laufe von zehnmal 24 Stunden gar nie untergegangen ist, daß er zur Zeit einer nördlichen Declination von 25 Grad bei seiner unteren Culmination noch immer um 12 Grad den Horizont überragte. Tritt jedoch der umgekehrte Fall einer südlichen Declination ein, dann geschieht es wohl, daß er eben so lange gar nicht sich sehen läßt. Am ersten Tage ihrer Wiederkehr zeigt die Sonne nur ihren oberen Rand, am zweiten Tage aber hebt sich die Scheibe gewöhnlich schon voll über den Horizont, und dann wächst das Tageslicht mit Eilschritten. Jetzt aber, wo wir voraussehen dürfen, daß unsere wackeren Seefahrer von demselben freundlichen Himmelslicht, wie wir, erwärmt werden, sind sie bereits auf die Rüstung und Vorbereitung ihrer Frühjahrsschlittenfahrten bedacht; wir aber, die wir ihrer Prüfungen den Winter über stets gedacht haben, wollen auf eine baldige ruhmreiche Rückkehr vorläufig von ihnen Abschied nehmen.

Mannichfaltiges.

§ Technisches. Die Malzschrotmühlen mit Meßapparaten haben in den jenseitig bayerischen Brauereien in kurzer Zeit allgemeine Anwendung gefunden, nachdem mehrere Constructionen vollkommen zweckentsprechend befunden und von der Staatsregierung behufs der Malzaufschlagscontrole genehmigt worden sind. Es sind zur Zeit sieben verschiedene Constructionen von Malzmeß- und Controlapparaten, welche die Probe bestanden haben, in Bayern zugelassen, und sechs derselben stehen unter Patentschutz. Die größte Zahl der in Gebrauch stehenden derartigen Apparate hat die mechanische Werkstätte von L. A. Riedinger in Augsburg nach dem ältesten Patente des Ingenieur Bolzano geliefert. Nächstdem haben sich besonders die Firmen: Engelhardt u. Comp. in Fürth, Cramer u. Klett in Nürnberg und Gebr. Beilhack in Rosenheim auf den Gegenstand verlegt, sowie in neuester Zeit auch die Maschinenfabrik von Kleyer u. Beck in Darmstadt. Diese Apparate beanspruchen allgemeine Beachtung, auch wo es sich nicht um die Besteuerung der betreffenden Producte handelt, indem sie ebensowohl zur Betriebscontrole in Brauereien und anderen mit Schrotmühlen arbeitenden Etablissements nützliche Dienste leisten können. Die Meßapparate jeder Construction besitzen fünf wesentliche Bestandtheile, nämlich: 1) Eine Meßvorrichtung, ein genau geaichtes Gefäß enthaltend, welches durch besondere Mechanismen abwechselnd gefüllt und geleert wird oder auch aus mehreren solchen Gefäßen bestehend, welche sich in regelmäßiger Folge füllen und leeren. Die verschiedenen Apparate unterscheiden sich hauptsächlich durch die Einrichtung der Meßvorrichtung. Bei Riedinger's Apparat befindet sich ein Gefäß in einem um horizontale Achse rotirenden Cylinder, Engelhardt's Apparat enthält einen um verticale Achse drehbaren Cylinder mit vier Meßgefäßen, bei Beilhacks Apparat steht das Meßgefäß fest und wird durch rotirende Scheiben mit Löchern abwechselnd oben und unten geöffnet und geschlossen, beim Apparat von Kleyer und Beck bildet das Meßgefäß einen Kasten, dem eine Schubbewegung ertheilt wird ꝛc. Ferner 2) ist jeder Apparat mit einem Zählwerk versehen, welches, mit der Meßvorrichtung in directer Verbindung stehend, die durch letztere passirte Malzmenge an Zifferblättern, ähnlich wie bei einer Gasuhr, ablesen läßt. Diese Zählwerke sind von bekannter Einrichtung, meistens nach der Construction von Schäffer und Budenberg in Magdeburg. Bei vorkommenden Unterbrechungen des Malzzuflusses oberhalb der Meßvorrichtung, oder des Malzabflusses unterhalb der Meßvorrichtung (wenn nämlich die Meßgefäße in Folge der Anhäufung von Malz zwischen denselben und den Schrotwalzen sich nicht entleeren können), muß ferner für Abstellung der Meßvorrichtung und damit zugleich des Zählwerkes gesorgt sein. Hierzu dienen 3) und 4) zwei Vorrichtungen, welche Klappen oder ähnlich wirkende Organe enthalten, die im ersten Falle bei eintretender Nichtbelastung, im anderen Falle, wenn sie vom angehäuften Malze gedrückt werden, entsprechend functioniren. 5) Damit das Malz der Meßvorrichtung immer unter constantem Drucke zugeführt werde, sowie auch um die obere Klappenvorrichtung und das Meßgefäß dem Personale unzugänglich zu machen, ist unterhalb der Gosse stets eine eigene Vorrichtung angebracht, meistens aus schief gestellten Coulissen bestehend. Die Cramer'sche Maschine enthält zudem noch einen Putzcylinder. Ein Malzmeßapparat von Riedinger hat in der Gabr. Sedlmayr'schen Bierbrauerei zu München bei ca. 30,000 Schäffeln die vollkommen genaue Uebereinstimmung mit der Controlmessung ergeben. Der einfachste aller in Gebrauch stehenden Malzmeßapparate ist unstreitig der von Kleyer und Beck in Darmstadt. Derselbe eignet sich auch zum Handbetrieb. Ein neueres Patent von Ingenieur Weber in München hat die Messung des Malzquantums nach dem Gewichte statt nach dem Raummaße zum Gegenstande; es ist uns jedoch nicht bekannt, daß ein solcher Apparat bereits ausgeführt worden wäre. Inzwischen ist diese Aufgabe schon früher befriedigend gelöst worden, wie dies den Besuchern der letzten Pariser Ausstellung erinnerlich sein wird.

— Das Schlittschuhlaufen war schon vor 4000 Jahren den Pfahlbauern in der Zeit der Knochen- und Steinwerkzeuge bekannt. In Bern zeigt man einen schönen Schlittschuh aus Pferdeknochen, den man dort aus dem Moossee ausgegraben, desgleichen einen ähnlichen aus Schweden. Auch das British Museum besitzt ein Paar Knochenschlittschuhe. Im 12. Jahrhundert wurden die Sümpfe um London zur Winterszeit von jungen Bürgern befahren. Der stählerne Schlittschuh mit Holzgestell und Riemen scheint in Friesland erfunden worden zu sein. Klopstock und Goethe waren bekanntlich passionirte Schlittschuhläufer. In der neuesten Zeit hat der Amerikaner Jackson Haines, der seit 1864 in allen Hauptstädten Europas sich producirte und zur Zeit in Stockholm ist, in der Kunst des Schlittschuhlaufens Staunenswerthes geleistet.

— Durch das Zerspringen eines Wasserleitungsrohres im nördlichen Flügel des zweiten Stockwerks während der frühesten Morgenstunden hat die königliche Bibliothek in Berlin am 21. Februar bedeutende Nachtheile erlitten. Das Wasser wußte sich auf rapideste Weise durch die Decke in die erste Etage und von dort in die Parterre-Räume so massenhaft zu drängen, daß die zunächst anwesenden Diener über 300 Eimer des feindseligen Elementes hinaustrugen. Ein nicht unbedeutender Theil der im ersten Stock befindlichen Bücher aus der preußischen und englischen Geschichte ist total durchnäßt. Bedauernswerther bleiben die Verwüstungen, welche das Element in der kartographischen und in der musikalischen Abtheilung anrichtete, wo namentlich eine große Anzahl colorirter Karten und musikalischer Handschriften dadurch außerordentlich geschädigt wurde.

— Der Regisseur des Crosby'schen Opernhauses in Chicago rettete jüngst durch seine Geistesgegenwart eine Menge Menschenleben. Während der Vorstellung entdeckte er plötzlich, daß im Theater Feuer ausgebrochen. Rasch entschlossen trat er auf die Bühne und kündigte dem Publicum an, daß eines unvorhergesehenen Ereignisses wegen die Vorstellung sofort aufhören müsse. Das Auditorium wurde zwar stutzig, entfernte sich aber ruhig. Erst außerhalb des Gebäudes erfuhr es den wahren Sachverhalt. Das praktische Mittel des Regisseurs wäre vielen Theaterdirectoren zu empfehlen.

— Von Australien her wird ein noch immer viel verbreiteter zoologischer Irrthum auf's neue berichtigt. Die Direction des zoologischen Gartens in Melbourne hatte die in ihrem Besitze befindlichen Strauße auf's Land geschickt und zu einem Ansiedler, einem Freunde der Wissenschaft in Pension gegeben. Dieser Herr, ein gewisser Wilson, hat nun jüngst erst der Acclimatisationsgesellschaft mitgetheilt, daß in einem Neste zwölf junge Vögel ausgebrütet worden sind und die besten Fortschritte machen. Wilson berichtigt dabei ausdrücklich die Annahme, daß der Strauß seine Eier in den Sand lege und von der Sonne ausbrüten lasse, mit der Erklärung, daß während der Brütezeit, die sechs Wochen dauert, der Strauß und seine Gattin abwechselnd auf den Eiern sitzen und dieselben fast nie zugleich verlassen. Da die Straußengesellschaft ohne Ausnahme in ähnlicher Weise verfuhr, so glaubt Wilson annehmen zu dürfen, daß die Strauße bisher wegen der Vernachlässigung ihrer Eier mit Unrecht verleumdet worden seien. Das Nest ist in einer sandigen Vertiefung ohne Gras und Reisig angelegt und die Eier sind gänzlich ohne Bedeckung.

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

Protestantische Vorträge. Heft 1: „Die Schule und der Religionsunterricht." Vortrag, gehalten von Wilhelm Müller, Prediger an der Jerusalemskirche zu Berlin. Preis 5 Sgr. Berlin, Verlag von F. Henschel. 1870.

** Unter dem obigen Titel wird eine Reihe von Heften à 5 Sgr. erscheinen, von denen jedes einen für sich abgeschlossenen Vortrag enthält, und von welchen das 1. Heft namentlich Interesse bei der Stellung hat, welche die Frage nach dem Religionsunterrichte auf Grund des jetzt vielfach besprochenen Themas über confessionelle oder confessionslose Schulen einnimmt, und die nicht blos auf der Tagesordnung des Landtags, sondern auch der Presse, Vereine und Versammlungen zur Sprache gebracht wird. Nach einer klaren, lichtvollen Darstellung der erwähnten Frage, wobei der Verfasser alle die verschiedenen Ansichten, ob die Religion der einzelnen Fachlehrer, z. B. für Mathematik, Sprache ꝛc., bei ihrer Anstellung maßgebend sei, ferner ob dabei Kirchen- oder Schulinteresse, Staat und Gemeinde oder Kirche und Geistlichkeit das entscheidende Moment abzugeben haben u. s. w., kommt derselbe zu der Ansicht, daß die confessionelle Schule zu verwerfen sei, sowohl nach ihren Benennungen: evangelisch, katholisch, Simultan u. s. w., als nach ihrer Maßgabe für Anstellung von Lehrern und Directoren, als nach ihrer selbstverständlichen Beaufsichtigung durch Geistliche, als nach der Leitung oder Mitleitung des Schulwesens durch die Kirche, und stellt sich entschieden auf Seite der confessionslosen Schule. Er behandelt hierauf die Frage, wie der Religionsunterricht in der Schule zu ertheilen sei, da er den Aufgaben der Schule durchaus nicht widerspreche, vielmehr wesentlich in sie hinein gehöre, und bezeichnet als das erste, um dieser Aufgabe genügen zu können, das nothwendige Gesondertsein des Unterrichtsstoffes in der Religion von dem, was ihr sonst als Verkehr mit Gott, als Ringen nach Frieden zugehört. Als zweite Aufgabe tritt dann der Unterrichtsstoff in Frage, ob er gerade für das Schulalter, für die Kindheit geeignet sei, und ist der Verfasser hier der Ansicht, daß sich pädagogisch annehmen lasse, daß die aus dem ersten Zeitalter der Menschheit stammenden Schriften, so namentlich die vielen einfachen und lieblichen Erzählungen des Alten Testaments als vorzügliche Bildungsmittel festzuhalten seien, denen sich bei reiferen Schülern die Schriften aus dem Kindheitsalter des Christenthums anzureihen hätten. Er bestreitet dann die Ansicht, als ob der erste religiöse Unterrichtsstoff nur von Geistlichen dem Kinde zweckmäßig mitgetheilt werden könne, was doch ein Armuthszeugniß für den Lehrerstand sei, und fordert für den letzteren eine besondere Vorbildung für diesen Gegenstand. Damit tritt er dann in eine andere Frage ein: ob die Schule die beste Anstalt sei, diese Aufgabe des Religionsunterrichtes zu leisten? und bejaht dieselbe, da, wenn die Kirche erst mit dem Confirmandenunterrichte in ihre Berechtigung zum Lehren der Religion einträte, dann ein weit ausgedehnterer Unterricht erforderlich wäre, und erwähnt des Uebelstandes, daß in katholischen Ländern und Landestheilen derselbe dann gänzlich und ohne Remedur in die Hände des Klerus gelegt werde, während bei orthodoxen Zuständen der evangelischen Kirche den Kindern Ansichten unter göttlicher Autorität eingeprägt würden, die denen der Eltern wie der Schule entschieden widersprechen. Nach einer längeren Auseinandersetzung über Art und Weise des Religionsunterrichts kommt Verfasser immer wieder auf dessen Anschluß an die Schule, die auch bei confessioneller Lehrweise desselben doch keine confessionelle Schule werden und die der Kirche nur soviel mitbestimmenden Antheil gestatten dürfe, als das religiöse Element in ihr fordere, und dem Staat überall die Entscheidung überlassen müsse. Die Lösung der Schulfrage selbst erblickt der Verfasser nur in der Lösung der Kirchenfrage und schließt mit den Worten: Die Loslösung der Kirche vom Staate und ihr Aufbau auf der Gemeinde ist die erste Bedingung zur allseitig consequenten Durchführung der Schule als Staatsanstalt und ihrer heilsamen Verwaltung von der Gemeinde.

Ein zweites Heft: „Das Ansehen der Bibel in der protestantischen Kirche", Vortrag von H. Ziegler, Gymnasiallehrer, liegt uns bereits vor, und werden wir über dasselbe gelegentlich referiren.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 24. Dritter Jahrgang. 1870.

* Ein Verhängniß.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Rudolph Altschaffel.

(Fortsetzung.)

Als der Baron geendet hatte, sprach Adelheid noch immer nicht, sondern sah ins Leere, während ihre Hände alle Fransen der Tischdecke aufdrehten, deren sie habhaft werden konnte, sie schien emsig zu spinnen. Und in der That, sie spann um sich immer fester und fester ein unseliges Gewebe, das Leichentuch für ihre Liebe.

Der Baron ließ nicht nach. „Bald hätte ich vergessen, mein Heidchen," fuhr er nach einer Pause fort, „Dir auch eine angenehme Nachricht zu melden, das heißt — ich weiß nicht — es kommt eigentlich auf Dich an, ob sie angenehm ist oder nicht."

Sie wandte sich flüchtig nach ihm und spann ein lang gedehntes „So?" in ihren Fäden.

„Ja," hüstelte er, „man nimmt sehr lebhaftes Interesse an Dir, es giebt Leute noch außer mir, die Dich ins Herz geschlossen haben."

Sie horchte befremdet auf, so daß der Faden riß: Sollte Gerung doch vielleicht? Er wollte zwar erst Sonntag, und heute war Freitag — aber was man wünscht, das hofft man begierig. Es zog wie der Schimmer der Morgenröthe über ihr Antlitz: „Papa, ich verstehe Dich nicht, was willst Du damit sagen?" Sie war in froher Erwartung und zitterte doch innerlich vor unbestimmter Angst.

„Nun, mein Schatz, wie gesagt, ich kenne Leute, die Dir sehr warm zugethan sind. Ist Dir denn noch nichts aufgefallen?"

„Ach, Papa," erwiderte sie in verschämter Verwirrung, „ich weiß gar nicht, wie Du mir vorkommst, so rede doch deutlicher."

„Nun, Heide, ich meine, ob Du noch nie daran gedacht hast, einmal zu heirathen? Sieh einmal, Du bist alt genug dazu, und ich würde auch gern beruhigt über Deine Zukunft sein."

Sie stotterte fast: „Papa, wie kannst Du nur so reden, ich denke gar nicht daran, von Dir zu gehen und ich kenne keinen Mann, dem ich angehören möchte," setzte sie zögernd hinzu, so daß man ihr die Unwahrheit anmerkte. Sie schöpfte tief Athem: „Nein, Papa, wirklich, ich denke an dergleichen jetzt gerade am wenigsten." In ihrem Tone lag eine gewisse Aufrichtigkeit, aber der Baron ließ nicht ab.

„Pah, Kind, das kennen wir," meinte er freundlich, indem er ihr auf die Hand klopfte. „Sage, wie denkst Du über den Hauptmann v. Isakoff? Denn den meine ich. Er hat mir gestern ziemlich directe Andeutungen gemacht, daß er — nun ja, heraus damit! — er hat gewissermaßen um Dich angehalten."

Adelheid stürzte aus allen Himmeln, es war ihr, als hätte sie Jemand eiskalt übergossen. Kaum aufgesproßt, lagen ihre liebsten Hoffnungen schon zertreten am Boden. „Also doch nicht!" stahl es sich aus ihrem Munde.

„Wie denn? mein Kind, verstehe mich recht, er machte zwar mancherlei Umschweife, aber seine Absicht war nicht mißzuverstehen, und er war ganz meiner Meinung, daß ich Dich zuerst ein wenig sondire."

Adelheid schüttelte den Kopf: „Nein, nein, Papa!"

„Liebes Kind, nur nicht voreilig, überlege Dir das noch. Der Hauptmann ist ein hübscher, gebildeter Mann, hat jedenfalls Vermögen, eine gute Stellung und glänzende Aussichten, er ist gerade ein Gemahl für Dich, Edelmann durch und durch."

„Ich bitte Dich, Papa, lasse mich, daraus kann nie etwas werden; ob Edelmann oder nicht, das ist mir gleichgiltig."

Der Baron fingerte unwillig an seinem Schlafrocke auf und ab, die Troddel wackelte drohend und in seinem Gesichte tauchten so viel Fältchen auf, daß es aussah wie ein Spinnengewebe. „Was höre ich, Adelheid, Du sprichst ja wie ein unvernünftiges Kind: Edelmann oder nicht! Ist mir schon so etwas vorgekommen?"

„Papa, es ist mein völliger Ernst, bei der Wahl eines Lebensgefährten sehe ich auf den Adel zuletzt, über Alles geht mir männliche Thätigkeit und Würde und Liebe zu mir, unbegrenzte, ausschließliche Hingebung für mich."

Der Baron achtete nicht auf die Wärme, mit der sie das sprach. Er war selber hitzig, aber er hielt an sich: „Adelheid, ich weiß nicht, wo Du solche Anschauungen aufgesogen hast, von mir gewiß nicht. Du verkennst den Adel von Grund aus, wenn Du meinst, daß er sich nur in Aeußerlichkeiten offenbare; Du irrst, mein Kind, der Adel ist ein historisches, ehrwürdiges Institut und sein Bewußtsein beruht auf dem natürlichen Gefühle der Zusammengehörigkeit in der Familie, einem Gefühle, meine Tochter, das zwar in der Selbstliebe wurzelt, sich aber zur Kraft und Würde eines sittlichen Princips erhebt, indem es zu der berechtigten Selbstliebe anderer in das Verhältniß gegenseitiger Anerkennung und Beschränkung tritt. Dieser Adelsstolz, dieses Familienbewußtsein ist im Ganzen und Großen noch immer der Boden gewesen, auf dem sich die Cultur und der Fortschritt der Menschheit entwickelt hat. Ich sehe dabei noch vom Adel als Stand ganz ab, aber glaubst Du denn, thörichtes Kind, daß das Bürgerthum nicht auch sein Bewußtsein der Zusammengehörigkeit habe und uns darum geschlossen und disciplinirt entgegentritt? Schau um Dich, und Du wirst mir Recht geben, sie fühlen sich neben uns als ganz Andere."

Adelheid hatte ihren Vater noch nie so erregt und mit solcher Wärme der Ueberzeugung sprechen hören. Warum mußte er ihr das Alles gerade heute sagen, wo sie ohnehin schon von den heftigsten Zweifeln an Gerung gefoltert war? Sollte denn ein Bürgerlicher wirklich so ganz anders beschaffen sein, daß seine Gefühls- und Denkweise, die Summe seiner Anschauungen und sein ganzes Handeln sich in Bahnen bewegte, die mit den ihrigen auseinanderliefen? Sie überlegte sich Alles noch einmal von vorne, aber als sie an das Geheimniß kam, konnte sie

nicht weiter; sie knüpfte die abgerissenen Fadenenden zusammen und spann hastig fort: am Sterbekleide ihres Herzens.

Der Baron bemerkte den tiefen Eindruck seiner Worte: „Liebe Adelheid," sagte er beinahe weich, „denke nach über meine Worte, Du wirst einsehen, wie recht ich habe, ich meine es nur zu gut mit Dir;" und, wie um sie wieder aufzurichten, fügte er noch hinzu: „von Isakoff wollen wir jetzt nicht mehr reden, kommt Zeit, kommt Rath, vielleicht giebt sich das Alles noch."

Sie war bewegt aufgestanden und drängte mit Mühe die Thränen zurück. Sie umarmte ihren Vater: „Papa, ich danke für Deine Nachsicht." Noch einmal stand ein guter Engel an ihrer Seite und flüsterte ihr zu, sich dem Vater selbst zu entdecken, dann würde Gerung zur Entscheidung gedrängt, aber das Wort schnürte ihr die Kehle zusammen und es fiel zurück in das empörte Meer ihrer Gefühle. Sie bat, er möchte sie allein lassen und der Baron ging. Das Mittagsmahl verlief in peinlichem Schweigen von beiden Seiten. Nach Tische ritt sie ins Freie. Sie streifte in Feld und Wald umher; an die Königsbuche kam sie nicht, sie fürchtete sich, sie wieder zu sehen. Es zog sie nach dem Vorwerk; sie ritt an der Rückseite desselben entlang, von Gerung sah sie nichts. Sein Haus stand inmitten der übrigen Gebäude und ragte über diese empor. Sie sah nach den Giebelfenstern, die sonst immer klar in die Gegend hineinschauten, heute waren sie verhangen, das fiel ihr auf und vermehrte ihre Unruhe. Sie kehrte in das Schloß in schlimmerem Gemüthszustande zurück, als sie es verlassen hatte. Kaum war sie angelangt, da würde Isakoff gemeldet.

Der Baron eilte, sich anzukleiden. Adelheid, die ihre Verwirrung nur mit Mühe bemeisterte, ging, den Ankömmling zu empfangen.

„Meine Gnädige," kam er ihr mit dem Tone inniger Theilnahme entgegen, „ich habe gestern mit lebhaftem Bedauern vernommen, daß Sie leidend waren. Ich konnte meine Unruhe kaum zügeln, und da ich vorhin an der Grenze zu thun hatte, drängte es mich, selbst nach Ihrem Befinden zu fragen. Dem Himmel sei Dank, Sie scheinen wieder wohler zu sein." Er führte ihre Hand ehrfurchtsvoll an seine Lippen.

„Ich danke für Ihre Freundlichkeit, Herr Hauptmann, ich fühle mich etwas angegriffen, es wird wohl vorübergehen, einige Tage Ruhe, dann bin ich wieder hergestellt." Sie blickte matt durch's Fenster; als sie den Wipfel der Linde erschaute, wandte sie sich schnell ab. Isakoff verstand die Bewegung.

„An Ruhe, gnädiges Fräulein, kann es Ihnen doch sicher nicht fehlen."

„O doch, Sie glauben es kaum. Vorhin hat mir erst Papa wieder von den beiden Ueberläufern erzählt, und daß sie sich in unserer nächsten Umgebung aufhalten sollen. Ich bin zwar nicht furchtsam, aber der Gedanke an die Nähe der Verbrecher ist mir doch unheimlich und regt mich auf; die Ungewißheit ist so qualvoll."

„Seien Sie unbesorgt, gnädiges Fräulein," meinte er triumphirend, „ich kann Ihnen Gewißheit geben, Sie können sich sogar selbst davon überzeugen: die Dirne wird von Ihrem Director in dessen eigener Wohnung verborgen gehalten." Er sprach das so erbarmungslos und bestimmt aus, wie einen Urtheilsspruch über Tod und Leben.

Sie schrack jäh zusammen, ihre mühevoll erlangte Besonnenheit war mit einem Male auf und davon. Das fürchterliche Gespenst, das sie die Zeit über Tag und Nacht von ferne angegrinst hatte, war Fleisch und Blut geworden und stand vor ihr.

„Herr Hauptmann!" rief sie drohend mit blitzendem Auge, „das ist nicht wahr, sagen Sie Nein! Das kann Gerung nicht thun!"

Er richtete sich noch höher auf und jedes seiner Worte war ein stahlharter, kalter, blank geschliffener Dolch: „Gnädiges Fräulein. ich habe Beweise. Es ist kein Geheimniß mehr, auch Ihr Bedienter Georg kann Ihnen Wort für Wort meine Behauptung bestätigen. Sie freilich sollten nichts davon erfahren. Auf meine Ehre und mein Gewissen, es ist so. Sie können sich mit eigenen Augen überzeugen, daß ich die Wahrheit rede."

Sie wollte Georg kommen lassen und fragen, aber ihr Stolz empörte sich bei dem Gedanken, von des Bedienten Lippen die Anklage gegen Gerung zu hören; in demselben Augenblicke verwarf sie das auch schon: „Nein, nein, das darf nicht sein."

„Gnädige Baroneß, ich wiederhole, Sie können sich mit eigenen Augen überzeugen."

„Ha, das ist schrecklich! — Was meinen Sie, daß ich thun soll."

Isakoff that, als bemerke er ihre furchtbare Aufregung gar nicht, er antwortete in geschäftsmäßigem Tone: „Gnädige Baroneß, einfach selbst hingehen und sehen, Sie haben doch hier zu gebieten, Ihnen muß man gehorchen."

„Nein, das kann ich nicht, nein, nein! Wenn er da wäre, — er vor mir und daneben die Dirne — diese Schmach ertrüge ich nicht."

„O, dafür weiß ich Rath," sagte der Hauptmann gedehnt und jedes Wort abwägend. „Bei Seite schaffen kann er sie unmöglich, das darf er am hellen Tage nicht wagen und den Schlupfwinkel im Giebelzimmer seines Hauses kenne ich; auch Sie, gnädige Baroneß, dürfen am Tage nicht hin, das könnte Sie compromittiren, aber Abends; bis dahin sind auch schon die Gensdarmen da, von deren Ankunft er nichts weiß, und auf den Abend läßt er sich entfernen."

„Wie wollen Sie ihn entfernen? Er verläßt jetzt Abends sein Haus nicht mehr."

Isakoff unterdrückte mit Mühe ein hämisches Lächeln, er verstand nur zu wohl. „Gnädiges Fräulein, das ist leicht und gerade heute kommt Ihnen der Zufall zu Hilfe. Diesen Abend sollen wir in Polen die Aushebung beginnen, die Ordre dazu ist eben eingetroffen. Wie gewöhnlich werden sich wieder viele Renitente ihrer Dienstpflicht entziehen wollen und hierher zu fliehen versuchen; zu dem Zwecke muß ich an der Grenze Posten aufstellen. Da mir aber hierzu meine Mannschaften nicht ausreichen, so bitte ich die Ortspolizei von Rudzin, auch diesseits heute Nacht den Wald abpatrouilliren zu lassen; dadurch werden die Flüchtigen von der Grenze verscheucht; auch Sie werden froh sein, daß sie nicht herüber kommen und Ihnen allerlei unvermeidliche Weitläufigkeiten verursachen. Ihr Director muß die Patrouillen selbst anführen, so ist er am besten auf einige Stunden vom Hause entfernt."

Adelheid hatte begierig jedes Wort aufgenommen und behalten, der Plan war gut; in der Nacht war am besten jedes Aufsehen vermieden.

(Fortsetzung folgt.)

Haus- und Hofämter Oesterreichs vor zweihundert Jahren.

Mitten in den Wirren des dreißigjährigen Krieges, im Todesjahre Ferdinands II., 1637, erschien zum ersten Male ein kaiserlicher Haus-, Hof- und Staatsschematismus, und zwar in lateinischer Sprache. Derselbe war in ein bescheidenes Duodezgewand gehüllt und eine buchhändlerische Privatunternehmung der Elzevire in Holland. Das Büchlein ist sehr selten geworden, und um so dankbarer ist es anzuerkennen, wenn Julius Ebersberg im dritten Bande seiner „Haus-, Hof- und Staatsgeschichten" (Prag, Karl Bellmann) dasselbe zu einer antiquarischen Studie benutzt. Es verlohnt schon der Mühe, mit unserem Gewährsmanne den Schematismus einmal zu durchblättern.

Der Hofstaat des Kaisers zählte vier Obersthofämter. An der Spitze des ganzen Hofes stand der Obersthofmeister, die erste Stelle am Hofe, die im „Status" den geheimen Räthen noch vorsteht. Unter dem Obersthofmeister stand die sogenannte „Kuchel- und Kellerpartie", die kaiserliche Küche und der kaiserliche Keller, Alles, was zur Tafel gehörte, die kaiserliche Wäsche, das kaiserliche Silberzeug u. s. w. Das Personal umfaßte gegen hundert Personen: 3 Mundschenken, 4 Credenzer, 3 Panatiers (Vorschneider), 4 Truchsesse, den Oberstsilberkämmerer mit 17 Personen, die Hofküche mit 37, den Hofkeller mit 9 Personen, die kaiserliche Vorrathskammer mit 8 Personen, endlich 9 Tafeldecker und 4 Wäscherinnen.

„Zu Mittag", berichtet der Hofschematismus, „pflegt der Kaiser in der Anticamera zu speisen, zu Abend aber meistens bei der Kaiserin. Speist er bei dieser, so ist regelmäßig Tafelmusik. Bei der Mittagstafel verrichten die Hofbeamten, bei der Abendtafel aber die Fräulein den Dienst. Den Dienst beim Mittagstisch in der Anticamera versehen die ordentlichen Kammerherren, welche die Speisen kosten, die Truchsesse, Panatiers, Mundschenken und Credenzer. Ihr Vorsteher ist der Oberststabelmeister, welcher zugleich Kämmerer ist. Er trägt einen schwarzen Stab und schreitet vor denen her, welche die Speisen auf den kaiserlichen Tisch tragen. Diese Speisen sind keineswegs prächtig und kostbar, überflüssige Pracht sieht man nicht. Es warten bei der kaiserlichen Tafel manchmal auch regierende Reichsfürsten und Reichsgrafen auf. Alles erscheint unbedeckten Hauptes; nur die regierenden Reichsfürsten genießen das Recht, ihr Haupt bei der kaiserlichen Tafelaufwartung zu bedecken. Zu Tische zieht der Kaiser in der Regel keinen Reichsfürsten, außerhalb Wiens geschieht dies bisweilen, manchmal auch in der Residenz, je nachdem der Stand und die Würde des Fürsten es verlangt, und je nachdem dem Kaiser einer lieb und werth ist. An den hohen Festen und zu Neujahr speist der Kaiser öffentlich. Bei Tische unterhalten die Hofnarren den Kaiser mit Witzen und Possen, ganz besonders der Haupthofnarr Jonas Schissel."

Halb Wien lebte aus der kaiserlichen Hofküche und dem kaiserlichen Hofkeller. In der Hofwirthschaft wurde auf's gröbste betrogen. Nur für Petersilie in der Hofküche wurden jährlich 4000 fl. in Ansatz gebracht. Noch unter Joseph I. betrug der Schlaftrunk seiner Gemahlin, Amalie von Hannover, nach der Rechnung täglich zwölf Kannen Ungarwein und für jede ihrer Hofdamen sechs. Zum Einweichen des Brodes für die Papageien der Gemahlin Karls VI., der Kaiserin Elisabeth, wurden jährlich zwei Faß Tokayerwein, für ihr Bad jährlich fünfzehn Eimer österreichischer Wein in Rechnung gesetzt.

Der zweite Oberhofstab war der des Oberstkämmerers. Dieses Amt versah zuletzt unter Ferdinand II. ein Mann aus einem bürgerlichen Geschlechte, der von Ferdinand gegraft worden war, Johann Jakob Khiesel, Graf von Gotschee. Unter ihm standen die Kammerherren, eine Menge neucreirte, aber auch einige sehr alte Reichsgrafen und sogar Reichsfürsten (drei Herzoge von Sachsen-Lauenburg, ein Herzog von Liegnitz, einer von Münsterberg, ein Fürst von Anhalt u. s. w.). Wirkliche Kammerherren mit dem goldenen Schlüssel waren im Todesjahre Ferdinands II. 33, außerordentliche 62. (Im Jahre 1670 gab es deren schon 600, im Jahre 1780 bereits 1500 und 1868 sogar über 1500.) Außer den Kammerherren gehörte noch zum Kammerdienste ein Personal von zwanzig Personen: zehn Kammerdiener mit dem schwarzen Schlüssel, zwei Kammer-Thürsteher, ein Kammer-Einheizer, vier Kammer-Trabanten, der lustige Rath Jonas Schissel und noch drei Hofnarren.

„Der Oberstkämmerer", berichtet der Hofschematismus, „hat die Kämmerer und alle, die in der Kammer dienen, unter sich. Er erhält einen Monatsgehalt von vierzig Gulden und die Kost bei Hofe. Ebenso gehalten werden die zwölf Kämmerer, welche den Dienst thun. Die nicht Dienst thuenden Kammerherren erhalten weder Gehalt noch Kost. Sie haben nur den Titel, die Ehre und den vergoldeten Schlüssel, welcher an einer schwarzen Schnur hängt und welchen sie so lange tragen, als sie im Dienste bei Hofe sich befinden. Wenn sie die Burg verlassen, stellen sie die Schlüssel dem Oberstkämmerer zu. Zwei von den zwölf dienstthuenden Kämmerern sind verpflichtet, die Woche über vor dem Gemache des Kaisers in der Nacht zu wachen. Auch der Oberstkämmerer bringt öfters die Nacht hier wachend zu. Er ist zugleich der Introductor der königlichen Gesandten, der Fürsten und Herren, Ritter u. s. w. zu den Audienzen beim Kaiser. Er übernimmt die Creditive der Residenten und Agenten und läßt ihnen, nachdem er sie dem Kaiser überreicht hat, durch einen der Kammer-Thürsteher die Zeit zur Audienz bekannt machen."

„Diejenigen, welche Audienz beim Kaiser begehren, warten in der Anticamera oder dem Rittergemache. Hier ertheilt ihnen der Kaiser Gehör. Bedecken dürfen sich bei den Audienzen nur die regierenden Fürsten, die Cardinäle, der päpstliche Nuntius und die königlichen Gesandten. Im Rittergemache werden dem Kaiser auch die Supplikn überreicht. Im Kammerdienst befinden sich etwa sechzig Edelleute regelmäßig, denen außer der Kost bei Hofe und der Auslösung auf Reisen weiter nichts gegeben wird. Sie leben am Hofe in der Hoffnung auf eine bessere Versorgung, und die bleibt nie oder selten aus. Die zehn Kammerdiener des Kaisers pflegen auf die umlaufenden Gespräche und Gerüchte Obacht zu haben und dieselben kaiserlicher Majestät zu hinterbringen. Der Kaiser adelt sie. Sie haben die Kost bei Hofe, Pferd und Wagen auf Reisen und monatlich 16 Gulden Gehalt. Die Hofnarren unterhalten kaiserliche Majestät außer bei Tafel auch außerhalb der Stadt und auf der Jagd."

Wenn der Kaiser mit seinem Cortege aus seinem Gemache durch die Anticamera und durch das Rittergemach zur Kirche oder Capelle sich begeben wollte, wurde von einem der Thürsteher durch zweimaliges Klopfen mit dem Schlüssel an die Thür gepocht, um die Ankunft kaiserlicher Majestät anzuzeigen. Der Cortege beim Kirch- oder Capellengange und wieder zurück war folgendermaßen geordnet. Voraus gingen die kaiserlichen Edelknaben, dann die Edelleute, Ritter, die Kämmerer, Räthe und Minister, die Barone, Grafen und Fürsten. Auf die Fürsten, wenn deren anwesend waren, folgten die Gesandten, der päpstliche Nuntius, des Kaisers jüngerer Sohn, Erzherzog Leopold Wilhelm, mit fünfzehn Jahren im Genusse von neun geistlichen Würden und nachmals ein Schlachtenverlierer par excellence, hierauf der Thronfolger König Ferdinand III., endlich der Kaiser. Darauf folgte die Kaiserin Eleonore Gonzaga von Mantua, die Königin Maria Anna von Spanien, siebzehn Jahre älter als ihr Gemahl, die Erzherzogin Cäcilie, jede mit ihrem Oberstshofmeister, und endlich die Hoffräulein. Die Hatschier- und die Trabantengarde machten, so lange der Zug währte und bis der Kaiser nach dem Gottesdienste an der Tafel zum Speisen sich niedergelassen hatte, innerhalb und außerhalb des Rittergemaches bis zur Anticamera in doppelter Reihe Parade.

Das dritte Oberstshofamt war das des Oberstshofmarschalls. Zu ihm gehörten: die Hofquartiermeister, der Hofmarschallamts-Secretär, sechs Fouriere, drei Einspännige, zwei Amtstrabanten, zwei Hofchirurgen, sämmtliche Agenten der deutschen Kurfürsten, Fürsten, Grafen und Städte, sämmtliche Hofhand-

werker und Hofhändler, an der Zahl über 150, endlich — alle freien Hofjuden, ein Profoß, ein Scharfrichter! Das Amt des Oberſthofmarſchalls, der die Gerichtsbarkeit über ſämmtliche Hofbediente ausübte, war ausgedehnt. Wenn der Hofſtaat reiſte, hatte der Oberſthofmarſchall das Quartiermachen zu beſorgen, außer wenn der Kaiſer Reichstage oder Kurfürſtentage beſuchte.

(Fortſetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

— Ozonäther, ein Luftreinigungsmittel, welches jetzt großes Intereſſe erregt, iſt eine Löſung von Waſſerſtoffſuperoxyd in Aether und wurde zuerſt von Richardſon dargeſtellt, indem er eine ſtarke Löſung des Superoxyds in Aether goß. Der Aether nimmt eine beträchtliche Quantität Waſſerſtoffſuperoxyd auf, beſonders wenn etwas Alkohol zugeſetzt wird. Die Löſung iſt ſehr haltbar und eignet ſich vorzüglich zur Desinficirung von Krankenzimmern, da ſie in der Luft zerſtäubt, durch Entbindung von Sauerſtoff ſchnell und energiſch auf alle übelriechende Stoffe zerſtörend wirkt. Beſonders wichtig iſt es, daß hierbei keine Zerſetzungsproducte auftreten, welche auf die Athmungsorgane nachtheilig einwirken.

— Aus Port Said, 9. Febr., wird gemeldet: Es iſt gelungen, durch den Felſen von Serapeum eine Fahrbreite von 66 Fuß herzuſtellen, und zwar in der ganzen Länge des Felſens, mit Ausnahme einer Strecke von etwa 30 Fuß, wo die Breite nur 46 bis 56 Fuß beträgt, während die Tiefe jedoch überall die volle vorher beſtimmte iſt. Die Arbeiten dauern übrigens ſelbſtverſtändlich noch fort und wird der Canal noch vor Schluß des Monats ſeine beſtimmte Breite und Tiefe haben.

— Aus Jeruſalem, 18. Januar, wird dem „Journal officiel“ gemeldet: Ein archäologiſches Denkmal von beſonderer Wichtigkeit iſt eben von M. Ch. Clermont-Ganneau, dem interimiſtiſchen Dragoman beim franzöſiſchen Conſulat in Jeruſalem, entdeckt worden. Derſelbe hat nämlich eine große Säule von Baſalt gefunden, öſtlich vom todten Meer auf dem Gebiet der alten Moabiten. Auf dieſer Säule iſt eine Inſchrift von mehr als 30 Linien mit phöniziſchen Buchſtaben eingegraben; dieſelbe beginnt mit den Worten: Ich, Meſa, Sohn des Chamos .... Nun iſt Meſa ein moabitiſcher König, deſſen in der Bibel Erwähnung geſchieht, ein Zeitgenoſſe des Propheten Eliſäus, des Joſaphat, Königs von Juda; des Achab, Ozochias Joram, Könige von Iſrael. Das III. und IV. Capitel des 2. Buches der Könige berichten ausführlich über den von Joram und Joſaphat gemeinſam gegen Meſa, König von Moab, unternommenen Feldzug. Die moabitiſche Säule erzählt eben ſo den Kampf Meſas gegen den König von Jeruſalem und zählt die von Meſa gebauten Städte auf, ſowie die von ihm gegründeten und dem Nationalgott der Moabiten dem Chamos geweihten Tempel. Das Alter dieſes Denkmals wird durch den Synchronismus, den es mit der jüdiſchen Geſchichte darbietet, beſtimmt; es geht aufs 9. Jahrhundert vor der chriſtlichen Zeitrechnung zurück. Das Denkmal iſt faſt zwei Jahrhunderte älter, als der berühmte Sarkophag des Eſchmonnazar, Königs von Sidon. Die phöniziſchen Buchſtaben, mit welchen die Inſchrift geſchrieben iſt, bieten einen veralteten Anblick dar, wie man ihn in dieſem Grade nicht findet in irgend einem der bisher bekannten phöniziſchen Denkmale. Die Inſchrift läßt ſich jedoch mit einer faſt abſoluten Sicherheit entziffern, weil alle Worte durch Punkte und alle Sätze durch ſenkrechte Linien getrennt ſind. Die Sprache iſt, einige kleine orthographiſche Unterſchiede abgerechnet, reines Hebräiſch, ſo daß man glauben könnte, man leſe eine Seite in der Bibel. Die Moabiten gehören bekanntlich derſelben Race an, wie die Hebräer. Dieſer werthvolle Text, der es möglich macht, durch ein gleichzeitiges Document die Richtigkeit der bibliſchen Erzählungen zu prüfen, und reiche Beiträge zur Ethnographie, Mythologie, Geographie, Linguiſtik und Paläographie liefern wird, iſt vor Kurzem von M. Ch. Clermont-Ganneau an die Akademie der Inſchriften eingeſandt worden mit einer Diſſertation, die alsbald veröffentlicht werden wird.

— Ueber die Kanſas-Pacific-Eiſenbahn ſchreibt die „Neue Welt“ aus St. Louis unter'm 28. Januar: Die Arbeiten zur Vollendung dieſer Bahn ſind während des ganzen Winters ununterbrochen fortgeſetzt worden. Schon erſtreckt ſich das Schienengeleiſe 48 Meilen weſtlich von Sheridan und hat damit einen Punkt erreicht, welcher 740 Meilen von St. Louis entfernt iſt. Treten nicht unvorhergeſehene Schwierigkeiten ein, dann darf mit Beſtimmtheit angenommen werden, daß die Bahn im Laufe des Jahres bis Denver vollendet ſein wird. Durch eine Verbindung mit Cheyenne iſt alsdann für St. Louis der Verkehr mit der Union Pacific-Eiſenbahn hergeſtellt und dadurch die kürzeſte Verbindung mit San Francisco geſichert. Der Verkehr auf der vollendeten Strecke der Kanſas Pacific-Eiſenbahn nahm bereits einen ſolchen Aufſchwung, daß die Verwaltung, um allen Anforderungen zu genügen, die Vermehrung ihres Betriebsmaterials anordnen mußte.

— In New-York beabſichtigt man, einem dortigen Muſikblatte zufolge, das Beethoven-Jubiläum in grandioſer Weiſe, aber, wie immer, yankeeartig zu begehen. Das für die Feier zu errichtende Gebäude wird, wie es heißt, 400,000 Doll. koſten, der Chor 4000 und das Orcheſter nebſt einer Rieſenorgel 1100 Mitwirkende zählen. Ole Bull wird (wahrſcheinlich auf einer Rieſen-Violine) bei der Feier concertiren, und Briſtow eine der Gelegenheit würdige Ouverture componiren.

— Das in Quito, Ecuador, erſcheinende amtliche Blatt „Nacional“ veröffentlicht eine officielle Mittheilung des Gouverneurs von Pichincha, worin dieſer auf die von dem Arzte Dr. Camille Caſares vermittels eines Decocts der Cundurango-Pflanze vollbrachten erfolgreichen Curen von Krebsſchäden hinweiſt. Schon am dritten Tage ließ das Fieber nach, und das unerträgliche Uebel wurde gemildert. Die Regierung von Ecuador hat weitere Experimente mit dieſer wunderthätigen Pflanze angeordnet, welche in der Provinz Loja wächst.

Charade.

1.

Ein kleines Wörtchen, inhaltſchwer,
Und wie der Schwur ſo heilig.
Geſprochen oft voreilig,
Ward es bereut von Manchem ſchwer.
Es hat ſich vielfach ſchon gerochen,
Daß man mit mir ſich hat verſprochen.

2.

Als Herr und Fürſt bin ich bekannt
Bei manchen Völkerzweigen;
Doch in dem fabelreichen,
Poet'ſchen alten Griechenland:
Als Gott in weiten Wirkungskreiſen,
Und habe manches von den Gaiſen.

1. und 2.

Es iſt ein großes Inſelreich,
Was uns die zwei bezeichnen;
Und das iſt nicht zu läugnen:
An Seelenzahl uns Deutſchen gleich.
Jedoch beglückt die junge Sonne
Viel ſpäter uns mit Licht und Wonne.

— Δ.

Auflöſung des Anagramms in Nr. 21:
Beller. Geller. Heller. Keller. Sellerie. Teller. Zellernuß.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Baur'ſche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 25. Dritter Jahrgang. 1870.

* Ein Verhängniß.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Rudolph Altschaffel.

(Fortsetzung.)

Der Baron hatte sich mit dem Ankleiden nicht sehr beeilt und Adelheid mit Isakoff diesmal gern allein gelassen. Er hoffte, ihre Unterhaltung werde seinen Absichten förderlicher sein, als seine wohlgemeinten Fingerzeige am Morgen.

Als er endlich in den Salon trat, ließ ihm Adelheid kaum Zeit, Isakoff zu begrüßen. „Papa, heute Nacht will wahrscheinlich noch mehr Gesindel über die Grenze zu uns dringen und unsere Gegend unsicher machen, in Polen ist Aushebung. Wir müssen uns die Bande vom Halse halten und am Grenzflusse patrouilliren lassen — Gerung muß die Leute anführen. Papa, das muß ein Ende nehmen."

Der Baron, eingeschüchtert von ihrer Heftigkeit, gab zu Allem seine Zustimmung. Er war selbst ärgerlich, daß er jetzt aus seiner behaglichen Ruhe mit diesen Dingen gestört wurde und daß sogar die Beiden vor ihm darüber weit wichtigere Angelegenheiten ins Reine zu bringen versäumt hatten.

„Du hast recht, mein Kind," klopfte er nachdrücklich auf den Tisch, „das muß ein Ende nehmen. Gerung muß heute hinaus in den Wald und seine Schuldigkeit thun; ich weiß nicht, was in den Menschen gefahren ist, er läßt auf einmal Alles mir auf dem Halse. Das muß anders werden, oder — Ich will ihm selber die strengsten Befehle geben, mündlich und sofort."

„Gewiß, Herr Baron," beeilte sich Isakoff hinzuzufügen, „womöglich bald, vielleicht kann ich dem Herrn noch Anweisungen geben, worauf er hauptsächlich seine Aufmerksamkeit zu richten hat."

Das war nun nicht wahr, er konnte sich nur den Triumph über seinen Gegner nicht versagen, er wollte sich an seiner Demüthigung weiden. Vor Allem aber mußte er wissen, ob Gerung gehorchen und das niedrige Geschäft übernehmen würde; denn eine gesetzliche Pflicht, auch diesseits der Grenze fremde Unterthanen zu hetzen, bestand nicht, das war Isakoff wohl bekannt. Allermindestens hätte er sich zu diesem Zwecke an die Regierungsbehörden wenden müssen.

Der Baron sandte sofort einen Boten nach Gerung, er solle unverzüglich aufs Schloß kommen. Bis dahin saßen die Drei in dem großen, stillen Zimmer, ohne daß eine Unterhaltung in Gang kommen wollte, Jedes hatte mit seinen eigenen Gedanken genug zu schaffen. Adelheid trat in die Fensternische und blickte in den Abend hinaus. Es lag ein tiefer Frieden unter ihr auf dem Parke und in ihr raste ein wüthender Sturm.

Eine Fliege summte an der Glasscheibe, sie haschte hin und wollte sie tödten; sie besann sich aber und sah das Thierchen lange an. „Tod, anstatt der Freiheit! Nein, nein," flüsterte sie leise, „Du sollst die Freiheit haben." Sie öffnete das Fenster und die Gefangene summte froh und frei davon. Sie bog sich weit nach links aus der Oeffnung und sah in die Abendsonne; wie oft hatte diese mit dunkeler Gluth ihre schönsten Stunden verklärt. Sie leuchtete noch ebenso wie damals, und wie war es doch heute so ganz anders. Adelheid hätte weinen mögen, wenn sie daran dachte und die letzten Strahlen küßten sie so innig und warm, als ob sie für immer von ihr Abschied nähmen. Die Sonne war verschwunden und auch ein Erdenglück. Am westlichen Himmel glühte nur noch blutrother Schein, immer blasser werdend, nach oben ins Violette bis in trübes Blaugrau übergehend. Adelheid schloß fröstelnd das Fenster, sie setzte sich lautlos in der Ecke nieder, sie war so ängstlich und beklommen, als ob mit Gerungs Ankunft etwas Furchtbares geschehen müßte, was sie nicht abwenden könne. Sie hörte, was die beiden Herren sprachen, ohne es zu verstehen, ihre Gedanken flatterten umher, wie ein Flug aufgescheuchter Tauben; sie wurde sich nicht recht klar, was sie eigentlich wollte. Nur das eine unbeschreibliche Weh zuckte ihr glühend durchs Herz, — von Gerung so unwürdig gekränkt zu sein. Heute würde sie ihn noch einmal sehen, dann war es aus zwischen ihr und ihm: er war ihrer nicht mehr werth. Sie zählte die Secunden, die wie Spannraupen in trägem Gleichmaße dahin krochen, sie ging an die Uhr, deren großes Glas sie in der beginnenden Dämmerung verwundert wie ein Eulenauge anschaute, und trieb mit dem Finger den Pendel zu rascherem Schlage an, — umsonst! Gerung kam immer noch nicht; und doch konnte sie sich keine Rechenschaft darüber ablegen, warum sie ihn so sehnsüchtig herbeiwünschte.

Gerung war in diesen beiden Tagen kaum seiner Sinne mächtig, ein Fieber jagte durch seine Adern, im Gehen und Stehen glaubte er jeden Augenblick zusammen brechen zu müssen. Er verschmähte Speise und Trank und hatte für Alles, was ihn umgab, so wenig Theilnahme, daß der ganze Wirthschaftshof bestürzt war, denn man verehrte ihn aufrichtig. Wenn es ihm doch zuweilen gelang, sich zu sammeln, dann blickte er in die bodenlose Tiefe eines Abgrundes. Er empfand nur zu deutlich, daß er Adelheid für immer verloren habe. So innig konnten ihre Seelen nie mehr wieder in einander verschmelzen, sie war zu hart und heftig von ihm geschieden, und auch er konnte den Blick nicht mehr so rein und offen zu ihr aufschlagen. Er hatte ihr nicht vertraut, er hatte sie belogen. Er, der sonst aus keiner seiner geringsten Handlungen ein Hehl zu machen brauchte, hatte ihr Dinge verschwiegen, die zwar wenig bedeuteten, die sie aber doch nahe angingen, und gerade durch das Verschweigen war das Geheimniß zu einer Riesengröße herangewachsen, die ihn erdrückte. Vielleicht würde, so träumte er zuweilen noch Alles wieder gut werden, er wollte Adelheid seine Schwäche eingestehen und sie würde ihm verzeihen, denn was er gethan oder unterlassen, war nicht aus unedler Absicht geschehen. Aber was sollte sie von ihm denken? Er beklagte es bitter, daß er als Mann so ganz in der Liebe aufgegangen war, daß er blind wurde für alles andere und fast alle seine Kraft und seine Besonnenheit verloren hatte. So überaus schön und süß jene Leidenschaft auch war, er durfte als Mann nicht von ihr sein ganzes Wesen ausfüllen lassen und sie zum einzigen Lebenszweck erheben, wie er gethan. Vielleicht gab es doch noch eine Hoffnung. Adelheid würde ihm verzeihen, wenn er nur erst die

Geschwister vom Halse hätte. Er war in die nächste Stadt gefahren, um eine größere Summe aufzutreiben. Sein verstörtes Wesen fiel auf, er bekam kein Geld. Er wandte sich dahin und dorthin — dieselbe Antwort, obgleich er es doch bald haben mußte. Er kehrte zweifelnd zurück — kein Ausweg! Er wollte schon ins Schloß und dem Baron offen Alles darlegen — nein! — Er schrack zurück, dann war Adelheid für ihn auf immer verloren, der Baron war ein zu eingefleischter Edelmann. In der tiefen Zerrüttung seines Inneren griff er bald zu diesem, bald zu jenem, war geschäftig und brachte nichts vor sich. Er lief nach den Scheuern und nach den Ställen, von da nach dem Walde, von da nach den Gruben, kam erschöpft zurück und wußte nicht, wo er gewesen war. Seine Geschwister konnte er gar nicht sehen.

Er stand gerade im Hofe, barhaupt an einem kleinen Zaune, hinter dem sich junge Füllen herumtummelten, als der Bediente mit dem Befehl vom Schlosse kam. Georg ging dicht zu ihm und grüßte. Gerung hörte es nicht. Er schlug mit einem Steine eine losgebrochene Latte an dem Zaune wieder fest, daß ihm der Nagel auf der anderen Seite tief in die Hand drang. Er zog sie zurück und sah, wie die hellen Blutstropfen aus der Wunde quollen. Als er nach seinem Taschentuche griff, da erst bemerkte er Georg. Die Botschaft befremdete ihn, aber er versprach zu kommen. Von quälender Neugier getrieben, beflügelte er seine Schritte, da er vergessen hatte, sich ein Pferd vorführen zu lassen. Nachdem er sich hatte anmelden lassen, trat er ein. Im ersten Augenblicke war er vom Lampenlichte geblendet. Als er die Sehkraft wieder erlangt hatte, übersah er das Zimmer bis in die entfernteste Ecke, und aus jedem Winkel, an jeder Kante, von jeder Fläche grinste ihm das verhaßte Gesicht Isakoffs entgegen. Noch einmal wappnete er sein Herz mit aller Festigkeit, die er in der Eile zusammenraffen konnte.

„Herr Baron, Sie haben befohlen."

Adelheid hielt schweigend ihr Gesicht von ihm abgekehrt, sie war da geblieben, obgleich sie vor Schmerz in die Erde hätte sinken mögen, als sie seine Schritte hörte; sie wollte aufstehen, die Füße versagten ihr den Dienst. — Nur der Baron hatte flüchtig gegrüßt. Er fuhr ihn barsch an: „Endlich kommen Sie, Gerung; man weiß gar nicht mehr, wo man Sie finden soll?"

„In Ihrem Dienste bin ich immer anzutreffen, Herr Baron."

„Das ist nicht wahr! In der letzten Zeit haben Sie manche Nachlässigkeit verschuldet, so neuerdings wieder mit den beiden Ausreißern."

Gerungs Blut empörte sich bei dieser tactlosen Behandlung vor den beiden Anwesenden, er rang nach Worten für eine gebührende Abfertigung.

Der Baron ließ ihn nicht so weit kommen, er sah, daß er in seinem galligen Eifer wie gewöhnlich zu weit gegangen war, und überdies durfte Gerung nichts davon wissen, daß man hinter seinem Rücken Anstalten getroffen hatte, der Flüchtlinge habhaft zu werden. Er lenkte schnell ein. „Das mag noch hingehen, aber heute Abend steht uns wieder ein Schwarm derartigen Gesindels in Aussicht, drüben ist Aushebung, Sie nehmen schnell eine Handvoll Leute zusammen und patrouilliren an der Grenze. Wer übersetzen will, wird unnachsichtig zurückgetrieben. Damit basta! Sie können gehen."

Gerung war bleich geworden, daß man das Weiße im Auge nicht von seinem Gesichte unterscheiden konnte; es war entschieden, hier war seines Bleibens nicht mehr. Er wurde ruhiger. „Auf Ihre Worte von vorhin, Herr Baron, werden Sie meine Antwort schriftlich morgen erhalten, — Ihren letzten Befehl aber kann und darf ich nicht ausführen: ich kann nicht, denn es ist niederes Personal für die Patrouillen genug da; würde ich mich dazu hergeben, so würde das mein Ansehen bei den Leuten erschüttern, — ich darf aber auch deshalb nicht, weil dazu weder die Aufforderung noch die Autorisation von irgend einer Staatsbehörde ausgegangen."

Der Baron stand sprachlos über diese Kühnheit. Isakoff, der bisher, als ob ihn das Alles nichts anginge, mit den Adlerknöpfen seiner Uniform gespielt hatte, fiel jetzt ein, langsam und scharf jede Sylbe betonend: „Mein Herr, es wird Ihnen genügen, wenn ich in meiner Eigenschaft als Führer des benachbarten Commandos eine solche Sicherheitsmaßregel für nöthig halte, und außerdem, glaube ich, ist Ihre erste Pflicht Gehorsam gegen den Herrn Baron, als Ihren Herrn."

„Ja, ja," kreischte letzterer zornig, „Gehorsam, Gehorsam verlange ich von meinen Beamten. Was bilden Sie sich denn ein?"

Mit schlecht verhaltenem Zorne wandte sich Gerung zuerst zu Isakoff: „Was wir mit einander abzurechnen haben, das wird sich später finden" — und darauf zum Baron: „Ihnen, mein Herr, kündige ich von diesem Augenblicke jeden Gehorsam. Wir haben nichts mehr mit einander zu schaffen, dasselbe würde Ihnen morgen mein Brief gesagt haben, solcher Herrschaft diene ich nicht länger."

Jetzt verlor Adelheid die Geduld. Sie hatte wie betäubt dagesessen, und als Gerung den ersten Sturm ihres Vaters so kühn und fest abgeschlagen hatte, konnte sie eine geheime Freude nicht unterdrücken. Es war ihr Gerung, der so männlich sprach. Sie warf zwischen den Fingern einen verstohlenen Blick nach ihm hinüber und gewahrte, wie verstört er aussah. Heißes Mitleid mit dem so geliebten Manne überfiel sie, aber es war im Nu verschwunden, als sie vernahm, daß er ihrem Vater den Gehorsam aufsagte, daß er sich weigerte, in den Wald zu gehen, daß er vorzog, seine Stellung aufzugeben. Sie prüfte seine Beweggründe nicht mehr, es stand bei ihr fest, er wollte sich nicht vom Hause entfernen, er hatte sie um jene ruchlose Dirne nichtswürdig verrathen, mit ihr würde er vielleicht morgen das Weite suchen. Sein letztes Wort empörte sie vollends, unter der „Herrschaft" war sie mitgemeint.

Sie mußte jetzt ihre Gewalt über ihn versuchen, er durfte heute nicht zu Hause bleiben, sie mußte ihn entlarven. Sie war vom Sitze aufgesprungen, die Augen weit geöffnet, die Nasenflügel und der Mund zitternd: „Herr Gerung, vergessen Sie nicht, wo Sie sich befinden. Ich sehe, ich habe mich in Ihnen grausam getäuscht; sonst warfen Sie immer freigebig mit Ihren Pflichten herum, mit „Ihrer liebsten Pflicht, uns zu dienen"; und nun, wo es sich um unsere Sicherheit handelt, kehren Sie all' den schönen Pflichten den Rücken. Ich dächte, Sie müßten sie erfüllen bis zu dem Augenblicke, wo Sie uns verlassen, oder fürchten Sie sich vor dem Walde?"

Das war das letzte Wort, das Gerung von ihr hörte, er war vernichtet, tonlos stammelte er nur: „Gnädiges Fräulein, da Sie befehlen, werde ich heute noch meine Pflicht erfüllen, wie immer. Sie thun mir himmelschreiendes Unrecht."

(Fortsetzung folgt.)

Haus- und Hofämter Oesterreichs vor zweihundert Jahren.

(Fortsetzung.)

Das vierte Oberhofamt war das des Oberststallmeisters. Zum Stabe desselben gehörten gegen 200 Personen, darunter seltsamer Weise auch die zwanzig kaiserlichen Edelknaben mit ihrem Hofmeister, theils Deutsche, theils Italiener, theils Niederländer. Sie stiegen nach Vollendung ihrer Studien in die Truchseß-, Panatier- und Mundschenkenämter und, wenn sie geschickt waren, höher. Beim Kirchgange des Kaisers gingen sie dem Cortege voran und hielten bei der Messe Fackeln am Altar. Ihre Kleidung war dreifarbig: braun, schwarz und weiß. In den Ställen standen 90 Haupt- und Tummelrosse, 80 Leib- und Reitklepper, 60 Kutschpferde und 22 Maulesel.

„Der Oberststallmeister muß dem Kaiser, wenn er ausreitet, zu Pferde helfen," berichtet der Schematismus. „Wenn der Kaiser in die Kirche fährt, geht der Oberststallmeister zu Fuß links neben dem Wagen her, wie die übrigen Hofbeamten, welche sämmtlich neben dem Wagen zu Fuß einhergehen, Alle mit bedecktem Haupte. Fährt der Kaiser außerhalb der Stadt, so sitzt der Oberststallmeister im kaiserlichen Wagen ihm gegenüber mit bedecktem Haupte. So lange der Kaiser außerhalb der Burg in der Stadt sich irgendwo aufhält, werden die Stadtthore geschlossen. Beim Ausfahren der kaiserl. Familie zur Kirche u. s. w. wird folgende Ordnung beobachtet: Voran fährt des Kaisers jüngerer Sohn Leopold Wilhelm (der nachherige Schlachtenverlierer par excellence) in einem Wagen, dann folgt der ältere Sohn, Ferdinand III., König von Ungarn und Böhmen, darauf folgt der Kaiser, entweder allein oder mit der Kaiserin. Hinter dem kaiserlichen Wagen fährt die Königin von Ungarn und Böhmen meist mit der Erzherzogin Cäcilie, ihrer Schwägerin. Zuletzt folgt der Dienst des kaiserlichen Frauenzimmers in verschiedenen Wagen. Den Zug schließt eine Abtheilung Kriegsknechte zu Fuß."

Außer den vier Oberstlhofbeamten mit ihren vier großen Stäben gab es noch fünf anderweite Hofämter, zunächst das Oberstjägermeister- und Falknerамt, dessen Vorstand Graf Bruno Mansfeld die Jägerei „in solche Perfection gebracht, dessen gleichen man niemalen gehabt, auch anderer Orten nicht finden wird," wie Graf Khevenhüller versichert.

Ueber diese „zur höchsten Perfection" gebrachte Jägerei merkt der Schematismus an: „Der Oberstjägermeister und Falkner hat an 158 Jäger und Vogelfänger unter sich, sowie eine Menge Hunde von allen Arten und vortreffliche Stoßvögel." Der Kaiser pflegte tagtäglich, wenn er seine zwei Messen gehört hatte und die Geheime-Raths-Sitzung vorüber war, auf die Jagd zu fahren und nicht vor Abend zurückzukehren. Es galt sprichwörtlich, daß der Kaiser in drei Dingen unermüdlich sei: in der Andacht, im Rath und in der Jagd. Kam er Abends spät zurück, so unterschrieb er gewöhnlich noch vierzig, fünfzig, sechzig Ausfertigungen, und dann erst setzte er sich zur Tafel. Natürlich konnte er nur den geringsten Theil dieser Schreiben selbst durchlesen.

Ferdinand II. war ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn. Er schoß gut und verstand sich meisterhaft auf den Rückjang bei der Wildschweins-Hetz. Graf Christian von Waldeck-Eisenberg hatte ihm einst auf einer solchen Jagd das Leben gerettet, und Ferdinand, bei dem der Graf seitdem in besonderer Gunst stand, ihm ein Bild nach Arolsen geschickt, auf dem diese Lebensrettung abgemalt war. Der Kaiser schickte regelmäßig von dem erlegten Wilde seinen Hofbeamten und den Gesandten Geschenke. Was jährlich an Wild erlegt wurde, wurde genau in die Jagdverzeichnisse aufgenommen und diese dem Kurfürsten von Sachsen zugesendet. Die Jagdlust des Kaisers gab zu vielen Klagen Veranlassung.

Viele Fürsten aus dem Hause Habsburg waren gewaltige Nimrode. Wenn man den Rückblick auf die Hofgeschichte der letzten drei Jahrhunderte beschränkt, so taucht in unserer Erinnerung zunächst Max I. auf, von dessen Jagdabenteuern die Berge und Thäler Tyrols erfüllt sind. Sein bekanntestes ist das auf der Martinswand, verherrlicht durch Collin's Gedicht. Auf dieser ließ er zum Zeichen seiner wunderbaren Rettung ein vierzig Fuß hohes Holzkreuz über der schwindelnden Tiefe aufrichten. Ein Engel oder vielmehr der Tyroler Gemsenjäger Oswald Zips, der ihm Hollah! zurief und deshalb mit dem Ehrennamen Hollauer von Hohenfels geadelt wurde, soll ihn hier gerettet haben. Ein anderes Mal bestand Max auf einem anderen jähen Felsen Tyrols einen Kampf mit einem unbändigen Bären. Auch die Niederlande wiederhallen von seinen Jagdabenteuern. Im Brabanter Walde durchstach er einem Hirsche, der ihm in einem Hohlwege begegnete und über ihn hinausspringen wollte, gerade das Herz, indem er ihn rücklings fällte. Max I. liebte auch die Falkenjagd und die Reiherbeize leidenschaftlich. Er ließ seine Falken „aus der Tartarei kommen, aus der Heidenschaft, aus Reysen, aus Preußen und von Rhodys und von vil anderen weiten Enden des Ertreichs, daß er gern poissot (beizte), dadurch im von Kunigen vil Valken verert und geschanchet wären. Er hat au bei Im an seinen Hof 15 Valkenmeister und al gegen dann 60 Valkner Knecht gehabt."

Max II. fand gleichfalls Erholung und Vergnügen in der Jagd. Für diese Passion erwarb er den Prater in Wien, der ursprünglich ein Wildgarten, ein stattliches Jagdgehege war. Auch Schönbrunn, das er im Jahre 1570 baute, war ursprünglich ein Jagdschloß. „Ich habe," schreibt er am 28. September 1568 seinem Schwager, dem Herzog Albrecht von Bayern, „dieselben etzlichemal im Prater gewünscht, denn viel guter Hirsche zeither sich haben sehen lassen und insonderheit habe ich den vergangenen Erchtag (Dienstag) im Prater eine Saujagd gehalten, darin ich dreißig Sau gefangen hab, sind auch alle gewachsene Sau gewest, außer acht Frischlinge" . . . .

Die „Perfection", zu welcher Graf Mansfeld die kaiserliche Jagd zur Zeit Ferdinands II. gebracht, erfuhr unter Leopold I. durch den Oberstjägermeister Grafen Sinzendorf noch eine ansehnliche Steigerung. Der Herzog Karl von Lothringen, welcher 1678 des Kaisers Schwager wurde, Großvater des Kaisers Franz I., hatte die französische Parforcejagd eingebürgert. Wien sah dazumal die erste große Meute, und der Hof fand großen Gefallen an der neuen französischen Weise zu jagen. Man schickte sogleich nach England, um sich von König Karl II. Jagdhunde zu erbitten. Der Leibarzt dieses Königs, der Tourist Dr. Eduard Brown, sah manchen Morgen Leopold sechs wilde Schweine nach Hause bringen. Die Kaiserin Mutter Eleonore von Mantua war eine nicht minder passionirte Jagdliebhaberin.

Die Falkenjagd wurde mit aller Sorgfalt ganz kunstmäßig eingeübt und stand in hohem Ansehen. Die Falkner lieferte das Dorf Falkenswerde bei Mastricht in Holland, wo damals die hohe Schule der Falknerei war. Man zeigte am Wiener Hofe seine Geschicklichkeit in dieser sehr alten Kunst, indem man methodisch die Vögel zur rechten Zeit losließ, sie nie aus dem Gesicht verlor, sie durch Zuruf ermunterte, zurücklockte, die von ihnen gefaßte Beute schleunig ihren Klauen entwand, die Kappe ihnen aufsetzte und sie endlich mit aller Courtoisie auf die Hand der Damen setzte.

Ein Curiosum ist, daß Kaiser Leopolds Jagdleidenschaft die Veranlassung zu dem in Oesterreich eine so große Rolle spielenden Tabaksmonopol werden mußte. Leopold hatte 1670 nicht Geld genug, um seine Jagd im Lande ob der Enns zu unterhalten. Da erbot sich der Oberst- und Landjägermeister ob der Enns, Franz Christoph Khevenhüller, die Jagdbedürfnisse zu beschaffen, wenn ihm ein Tabakeinfuhrmonopol im Lande ob der Enns auf zwölf Jahre gegeben werde. Er erhielt es und stellte als Unterpächter zwei Kaufleute zu Enns und Wels an. Des Kaisers Beichtvater, der Jesuitenpater Balthasar Müller, nahm die Sache in seine fromme Hand und schloß Tabakpachtungsverträge über andere Provinzen ab. Acht Jahre vor dem Khevenhüller'schen Vorschlage, der angenommen wurde, war den Grafen Fürstenberg ihr Gesuch, das Tabakeinfuhrmonopol in allen Ländern zu erhalten, abgeschlagen worden. Im Lande

Digitized by Google

unter der Ems genoß den Tabakseinfuhrpacht fünfundzwanzig Jahre lang bis zum Ausgange des 17. Jahrhunderts der Reichsvicekanzler Leopold Wilhelm Graf Königseck.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— Am 25. Februar starb zu Tübingen Ober-Justizrath a. D. Dr. Karl Mayer, der letzte der Genossen Uhland's, Kerner's und Schwab's, der Senior der schwäbischen Dichter, Ehrenmitglied des Schwäbischen Sängerbundes, des Stuttgarter Liederkranzes, im Jahr 1833 Abgeordneter des Bezirks Wernsberg auf dem vergeblichen Landtag; nach der Auflösung wiedergewählt, legte er, da ihm der Urlaub verweigert wurde, sein Mandat nieder. Er wurde 84 Jahre alt.

— In Egeres, einem Dorfe in Siebenbürgen, ist dieser Tage ein Mann gestorben, der das seltene Alter von 108 Jahren erreicht hatte. Am Morgen hatte er noch in voller Gesundheit sich seine Tabakspfeife gestopft und war zu seinem Sohne auf die Tanya hinausgegangen, um ihm zu sagen, daß er (der Vater) heute Abends sterben werde, zugleich bezeichnete er ihm alle Diejenigen, welche er zur Begräbniß einladen solle. Der Sohn, da er den Alten frischauf und wohlgemuth sah, lachte darüber und ging in den Wald um Holz; als er Abends nach Hause kam, fand er den Vater schon todt. Wie die Mutter erzählte, hatte er, nach Hause zurückgekehrt, einen Trunk Wasser verlangt, sich niedergelegt und war eingeschlafen, um nicht mehr zu erwachen.

— Am 26. Januar waren die Bewohner Odessas Zeugen eines prachtvollen Phänomens. In der Mitte eines ziemlich hellen Kreises stand die Sonne; rechts und links von derselben zwei Nebensonnen von etwas schwächerem Glanze; in dem das Ganze umgebenden zweiten Kreise sah man noch eine dritte Nebensonne.

— Von Sir Samuel Baker ist folgender Brief in Alexandria eingetroffen: „Chartum, 12. Jan. Wir sind hier Alle wohl am 8. d. M. eingetroffen, nach einer unvergleichlich kurzen Reise von 32 Tagen, 16 Stunden von Suez nach Chartum. Bei meiner Ankunft hier musterte ich die Truppen; ihre Gesundheit ist ausgezeichnet, und sie sind zur Reise nach dem weißen Nil in Bereitschaft. Der Aufenthalt, welchen 6 Dampfer und 15 große Schiffe am zweiten Wasserfall erfuhren, ist eine große Enttäuschung. Mit 1000 Mann in 3 Dampfern und 50 Schiffen, welche hier zusammengebracht werden, werde ich den weißen Nil hinaufeilen. Nachdem die Mannschaft in Gondokoro an's Land gegangen, werden die Boote nach Chartum zurückkehren, um den Higginbotham und die Ingenieure an Bord zu nehmen, welche jetzt mit den zerlegten Samudaschen-Dampfern auf Kameelen durch die Wüste Korosko auf Chartum zu vorrücken. Diese zweite Abtheilung der Expedition wird nur mit 700 Mann Truppen nach Gondokoro folgen. Wir sind Alle wohl, das Wetter ist gesund und kühl, und die Truppen sind in guter Stimmung."

— Daß die australischen Ecalyptusarten eine bedeutende Höhe erreichen können, ist bereits seit einiger Zeit bekannt. In neuester Zeit sind indessen mehrfach directe Messungen bekannt geworden, so daß sich nunmehr positive Resultate mittheilen lassen. Ein Karribaum (Eucalyptus colossea), in einem Wäldchen am Warrenfluß in Westaustralien, galt bisher als der höchste dieser Bäume. Er hat eine Höhe von 400 Fuß und der hohle Stamm bot Raum für vier Pferde, allein es sind nunmehr weit höhere gemessen worden. Ein bei Daundenong (Victoria) in einer Schlucht gefallenes Exemplar von Eucalyptus amygdalina ergab eine Länge von 420 Fuß und die neueste Messung eines bei Healesville gestürzten Baumes derselben Art sogar 480 Fuß. Ob hier nun gerade die allerhöchsten Bäume gefunden worden sind, möchte zu bezweifeln sein; es dürften bei größerer Zugänglichkeit des Inneren noch höhere gefunden werden.

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

Mittheilungen des historischen Vereins der Pfalz.

1. Speyer, Daniel Kranzbühler'sche Buchdruckerei, 1870.

†* Im vorigen Jahre neu erstanden, hat der Historische Verein der Pfalz, der eine segensreiche Wirksamkeit verspricht und ein erfreuliches Zeichen ist, daß über der Sorge für das Sinnliche das Geistige bei uns keineswegs in den Hintergrund getreten ist, eine erste Reihe von Mittheilungen veröffentlicht, in welchen eine kurze Geschichte des Vereins uns mit den früheren Leistungen desselben und neben den bezüglichen druckschriftlichen Arbeiten mit den Männern bekannt macht, die ein besonderes Verdienst um geschichtliche Forschung in der Pfalz sich erwarben, vor Allen mit dem unvergeßlichen Regierungspräsidenten Joseph v. Stichaner, dem edlen Freunde der Volksbildung und wahren Aufklärung. Sie führt uns die Verdienste der pfälzischen Geschichtsforscher Lehmann, Remling und Anderer vor Augen. Wir erfahren, daß nach einer zweimaligen Unterbrechung durch die Stürme der 30er und 40er Jahre unser jetziger Regierungspräsident Sigmund v. Pfeufer sich an die Spitze des neuerstandenen Vereins gestellt, und daß dieser bereits rühmliche Beweise seiner Thätigkeit gegeben hat. Satzungen und Mitgliederverzeichniß (580) beweisen, mit welcher Umsicht und welchem Erfolge zugleich die Sache in Angriff genommen wurde, der letzte Abschnitt aber besonders, der die Einführung von Ortschroniken bespricht, läßt uns erkennen, in welch tüchtige Hände die Geschäftsführung des Vereins gelegt ist. Der Vereinssecretär Ludwig Schandein, Vorstand des Kreisarchivs, hält die Einführung von Ortschroniken mit Recht für das sicherste Mittel, Geschichtskunde zu fördern und künftigen Geschichtsschreibern tüchtig vorzuarbeiten, zugleich aber auch Liebe zur Heimath wie zum Vaterlande zu erzeugen und zu beleben; denn, sagt er eben so wahr als schön, „in der Liebe zur Heimath wurzelt die Liebe zum Vaterlande, welche zu wahren und zu schüren in dieser bedrohlichen Zeit immerhin ein heilsamer Hort ist für jeden vereinzelten Volksstamm." Gerade wie vor 100 Jahren der edle Kurfürst Max Joseph bei Gründung der Akademie der Wissenschaften sprach: „Ohne rechte Vaterlandskunde keine rechte Vaterlandsliebe!"

Es bedarf bei unseren für alles Gute und Schöne empfänglichen Landsleuten sicher nur der Hinweisung auf ein so schönes Unternehmen, um dieselben zur lebendigen Theilnahme zu bestimmen. Denn was könnte dem Gebildeten wichtiger sein als über seine Heimath möglichste Kunde zu erhalten und die ehrwürdigen Denkmäler in Bild und Wort der Vergessenheit zu entziehen? Der reichbegabte Schriftführer des Vereins, längst bekannt als einer der hervorragendsten mundartlichen Dichter Deutschlands, wendet sich an die Gebildeten jeden Ortes gewiß nicht vergebens, wenn er sie auffordert, sofort Hand an's Werk zu legen zur Schaffung von Ortschroniken, zur Bildung von Ortsvereinen, zur Aufzeichnung der Sagen und Ueberlieferungen. Welch reiches Feld zur Thätigkeit für Geistliche und Lehrer besonders!

Wir werden an einem anderen Orte Gelegenheit nehmen, den Lehrern die Pflege der geschichtlichen Forschung an's Herz zu legen, können aber für jetzt den Wunsch nicht unterdrücken, daß dieselben einem so edlen und gemeinnützigen Beginnen durch regere Betheiligung entgegen kommen mögen.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stap.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 26. Dritter Jahrgang. 1870.

* Ein Verhängniß.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Rudolph Altschaffel.

(Fortsetzung.)

Als wenn alle Dämonen der Hölle hinter ihm her wären, jagte Gerung nach Hause. Er dachte nichts, er fühlte nichts mehr, in feurigen Buchstaben brannten ihm Adelheids Worte entgegen. „Pflicht, Pflicht" klang es unendlich schmerzvoll in ihm. „Ja ich hätte meine oberste Pflicht nicht vergessen sollen, die ich mir damals gelobt, dieses Weib zu meiden in alle Ewigkeit." Er verfiel in dumpfes Brüten, aus dem ihn der Glockenschlag Zehn weckte; da ermannte er sich — die Pflicht rief. Er trieb von seinen Leuten, so viel er erreichen konnte, zusammen und theilte ihnen den Zweck der nächtlichen Störung kurz mit. Sein Abendbrod war abgestanden, es widerte ihn an, er ließ sich von der Wirthschafterin ein Glas Wein geben, von dem wenigen Haustrunk, den er besaß. Das stärkte ihn, er trank es in einem Zuge leer und starrte dann ins Licht; achtlos ließ er das Glas fallen, es zerbrach in Scherben. Als ob nichts vorgefallen wäre, drehte er sich zu der Alten um und sagte bitter lachend: „Wie mein Glück! Schütten Sie den Wein weg, der Rest ist nur noch Hefe, gehen Sie! Ich werde erst spät zurück kommen."

Die Alte hatte ihren Herrn so sonderbar noch nie gesehen, sie faßte nach seiner Hand und küßte sie innig. Als er schwieg, ging sie eingeschüchtert auf ihr Zimmer, konnte aber kein Auge schließen. Mariannen, die neben ihr schlief, wollte sie nichts von dem Erlebten mittheilen, das arme Mädchen war von seiner ungewohnten Lage ohnedies schon auf das äußerste geängstigt.

Als Gerung allein war, schrieb er ein kleines Billet mit der Aufschrift:

„An die Baronin Adelheid von Rodenburg.

„Gnädige Baronin, nehmen Sie sich meiner beiden Geschwister an, meine Wirthschafterin und der Wächter Martin werden Ihnen über sie Auskunft geben, auch die beiden Letztgenannten empfehle ich Ihrer Gnade. Franz Gerung."

Er versiegelte den Brief und legte ihn mit der Adresse nach oben auf den Tisch. Darauf ging er in sein Schlafzimmer, nahm das Doppelgewehr von der Wand über dem Bette, untersuchte und lud es. Er hatte keine Kugeln, aber auch Schrot war gut. Als er den letzten Pfropfen in den Lauf setzte, stieß er den Ladestock so heftig nach, daß derselbe hoch heraussprang und mit dem Krätzer am Ende in der weichen Verkleidung der Decke stecken blieb. Aufblickend sagte er: „Aha, in den Himmel." Er lächelte dabei seltsam, warf die Flinte um und ging. Auf der Schwelle kehrte er noch einmal um, es zog ihn etwas Unerklärliches zur Schwester, die er in den letzten Tagen nicht gesehen hatte; stolpernd ging er die Treppe hinauf und trat bei der Wirthschafterin ein: „Was macht Marianne?"

„Ich glaube, sie schläft, heute war sie besonders aufgeregt, sie kann sich von der Flucht noch immer nicht recht erholen. Ich dächte, Sie lassen sie ruhen."

„Gut, grüßen Sie mir Mariannen und Alex recht herzlich," und er war weg.

Er setzte sich an die Spitze des Zuges und ging mit den Leuten bis an den Wald. Dort zeigte er ihnen paarweise die Richtung, nach der sie zu gehen hatten, gab an, wo er wieder zu ihnen stoßen wollte, und entfernte sich; er hatte das Bedürfniß allein zu sein.

Adelheid und der Baron waren indeß ein Paar tödtlich bange Stunden allein geblieben, denn Isakoff war nach jener Scene schleunig auf seinen Posten geeilt. Er war wirklich gewissenhaft, sehr gewissenhaft im Dienste. Die Piquets, die er hart an der Grenze aufgestellt hatte, waren mit scharfen Patronen versehen. Wehe dem, der es wagen wollte, ihnen zu entschlüpfen. Er selbst mußte zwar bei der Aushebung thätig sein, aber er hatte das Commando über die Grenz-Piquets einem durchaus zuverlässigen Unterofficier übergeben, der ebenso diensteifrig war, wie er selbst.

Der Baron saß am Tische und konnte sich über das Vorgefallene gar nicht zufrieden geben. Adelheid schwieg, sie vermochte kein Wort über die Lippen zu bringen; nur manchmal fühlte sie nach ihrem Herzen, wenn es aufhören wollte zu schlagen. Immer und immer wieder blickte sie nach der Uhr hin, ob der Zeiger nicht bald auf Zehn sei, dann mußte Gerung in den Wald. Daß er gehen würde, glaubte sie felsenfest — warum glaubte sie ihm das Andere nicht? Sie vernahm kaum die Schmähungen ihres Vaters auf den übermüthigen Patron, dem hier der Kamm geschwollen sei, daß er sich fast als Herrn betrachte, und den man je eher je lieber entfernen müsse. Ein Anderer würde die Geschäfte wohl ebenso, wo nicht besser handhaben.

Wie gesagt, sie achtete darauf nicht. Als sie nach einer langen gedankenvollen Pause den Kopf wieder erhob und nach der Uhr sah, war es fast ein Viertel auf Elf, sie hatte das Schlagen überhört. Eilig machte sie sich auf und es klang überaus wehmüthig, als sie ihrem Vater „gute Nacht" bot und verschwand. Auch er suchte und fand bald die Ruhe.

Sie wartete auf ihrem Zimmer noch eine Viertelstunde, indem sie sich gegen die rauhe Nachtluft fest einhüllte, dann schlich sie sachte die Hintertreppe hinab, auf der sie so oft um das Schloß herum nach der Linde in Gerungs Arme geeilt war. Sie spähte behutsam nach allen Seiten: „Niemand." Sie ging vorsichtig unter den Bäumen geradenwegs auf das Thor zu, das todte Laub raschelte unter ihren Füßen und machte sie zusammenschauern. Vorwärts, unaufhaltsam vorwärts! Sie war vor dem Thore und holte tief Athem, jetzt konnte sie nich mehr gesehen werden. Eine Weile blieb sie stehen, den Himmel prüfend. Er war mit Wolken bedeckt, kein Stern blickte hernieder. Rechts vom Wege erkannte sie, wie sich schwarz das alte Kreuz von dem düsteren Hintergrunde abhob. Sie gedachte, wie sie das letzte Mal so glühend hier gebetet hatte, sie umfing den morschen Stamm mit Inbrunst, ihre heißen Thränen flossen an ihm hernieder: „Du Erlöser da oben, habe Gnade mit mir, ich vergebe ihm." Sie erhielt keine Antwort, nur ein leichter Wind, der vom Walde herüber strich, trieb die schwere,

feuchte Luft durch die entblätterten Dornenhecken am Wege, daß die Zweige mit leisem Gepraſſel an einander ſchlugen. Sie ſchrack abermals zuſammen, weither vom Waldrande rechts trug der Wind gedämpfte Männerſtimmen herüber, angeſtrengt lauſchend erkannte ſie Gerung und glaubte das Wort Königsbuche zu vernehmen. Sie ſollte in ihrem Leben ſeine Stimme nicht mehr hören. Vorwärts! Sie rannte, wie ein Wild, nicht Weg nicht Steg achtend, querfeldein, über Stock und Stein nach dem Wirthſchaftshofe, endlich hatte ſie ihn erreicht. Finſter und ſchweigend lagen die Gebäude vor ihr, der Hofhund, der ſie kannte, aber doch die ungewohnte dunkele Geſtalt fürchtete, kam mit kläglichem Gewinſel heran, dann Martin der Wächter.

„Martin, das Haus des Directors wird wohl offen ſein. Ich habe noch drinnen zu thun. Wo iſt die Wirthſchafterin?“

„Die ſchläft oben, gnädige Baroneß. Das Haus iſt offen.“

Vorwärts! Sie ſtürzte im Dunkel die Treppe hinauf, vor einem Fehltritt bewahrte ſie eine Art Inſtinct. Dieſer gab ihr die richtige Thürklinke in die Hand, ein Druck — und ſie ſtand athemlos mit trockenen Lippen und brennenden Augen in dem matt erleuchteten Zimmer der Alten.

„Wo iſt die flüchtige Weibsperſon? Ich will ſie ſehen — der Director hat ſie hier verſteckt, ich weiß es! Her mit der Elenden!“ Ihre Stimme war drohend wie ein Gewitter.

Die Alte war zum Tode erſchrocken und ſtotterte nur: „Aber, gnädige Baroneß?“

Adelheid ſtampfte mit dem Fuße auf den Boden. „Ich will ſie ſehen, her mit ihr!“

Bei dem Getöſe öffnete ſich eine Seitenthür und im Nachtkleide, Thränen im Auge, das Geſicht ein Bild tiefſten Schreckens und Jammers, ſtand mit gerungenen Händen Marianne da. Polniſch ſagte ſie: „Mein Gott, wo iſt mein Bruder? was iſt ihm?“

Adelheid ſtarrte ihr Geſicht an. Seltſam, es kam ihr bekannt vor. Es waren ſo eigenthümliche, ruhige Züge, wie ſie ſie ſchon irgendwo im Leben mußte geſehen haben: „Was will die von dem Bruder? Wer, wo iſt er?“ wandte ſie ſich zu der Alten, die noch zitterte wie Espenlaub. „Alſo das iſt die Elende, um die er mich verrieth.“

„Gott im Himmel,“ jammerte die Alte, „wer iſt verrathen? O, ich unglückliche Frau, wenn das der Director erfährt, daß ich ſeine Schweſter ſo ſchlecht gehütet habe.“

Adelheid fuhr zurück: „Seine Schweſter, welche?“

„Gott verzeihe mir die Sünde,“ klagte die Alte. „Hier, die da iſt ja des Herrn Directors Schweſter, die arme Magd iſt mit ihrem Bruder kürzlich vor den Nachſtellungen eines vornehmen Ruſſen aus Polen geflohen, ſie kamen hierher und der Herr Director hat in ihnen zufällig oder aus Gott weiß was für Papieren ſeine Geſchwiſter erkannt. Der Bruder iſt vom Militär deſertirt, um die Schweſter zu retten; nun hat der Herr Gerung beide hier verſteckt; er konnte doch nicht ſein eigenes Fleiſch und Blut den Ruſſen ausliefern.“ So ſchwatzte die Alte Alles durch einander, als ihr die Zunge gelöst war. „Ach Gott, ach Gott,“ fing ſie wieder zu jammern an, „wenn aber Alles verrathen iſt, was fange ich armes Weib an? Denn auf mich kommt die Schuld.“

Adelheid ſtand da, wie vom Donner gerührt; es fiel ihr wie Schuppen von den Augen, wenn ſie auf Mariannens blaſſes Geſicht blickte. Mühſam drängte ſie die Worte hervor: „Weib, iſt das die Wahrheit?“

„Ich will nicht ſelig werden, gnädige Baroneß, wenn ich nicht geſagt habe, was ich weiß. Herrn Directors Vater war früher hier in der Gegend und hatte ſich nach dem Tode ſeiner Frau mit einer Magd eingelaſſen, von der ſind die Kinder, ſie iſt drüben in Polen umgekommen. Sie haben Papiere darüber mitgebracht und der Herr Director hätte ſich wohl gehütet, denſelben Glauben zu ſchenken, wenn er es nicht Schwarz auf Weiß geſehen hätte. Dann iſt auch die Marianne hier an einem Feuermal auf der Schulter, wie eine Zange, kenntlich. Der Herr Director hat mir das erzählt, ſein Vater ſchlug einmal nach Mariannens Mutter, als er ſie in einer Schmiede traf. Der Bruder Alex iſt aber gar unſerem Herrn wie aus dem Geſichte geſchnitten.“

Adelheid hatte bis zu Ende gehört, jetzt war ihre Kraft dahin. Sie ſtürzte zu Boden mit dem Ausrufe: „Heiliger Gott, er iſt unſchuldig!“ Als ſie von den beiden Frauen in's Bewußtſein zurückgebracht war, wand ſie ſich in Krämpfen auf dem Lager der Alten und lachte und weinte und ſchluchzte durch einander: „Lieber, ſüßer Franz, vergieb mir! O, ich will Dir auf den Knieen mein Leben lang Abbitte thun, vergieb mir, hörſt Du?“ Aber es antwortete ihr nur grauenvolles Schweigen. Sie bat inniger: „Angebeteter, verkannter Mann, vergieb, ich will Dich mit meinen zärtlichſten Küſſen ewig bedecken, wie damals unter der Linde, wo wir uns Treue ſchwuren, die Du ſo ehrlich gehalten! Höre, Franz!“ rief ſie verzweifelt, „vergieb, vergieb!“ Es war ihr, als neige er ſich leicht über ſie und hauchte noch einmal den erſten Kuß ſeiner Liebe auf ihre Stirn. Sie lächelte ſelig, als ſie den Schatten umfing, aber ihre Küſſe verhallten unerwiedert in der leeren Luft. Bald jubelte ſie auf vor unendlicher Luſt, dann wimmerte ſie wieder wie ein hilfloſes Kind.

Die erſchütterten Frauen umſtanden ſie rathlos und verſuchten ſie zu beruhigen; die Erſchöpfung brachte das endlich zu Wege und ſie weinte ſtill vor ſich hin, als ob ſie mit nie verſiegenden Thränen all' das Unrecht wegwaſchen wollte, das ſie ihm, dem Aermſten, gethan; ſie begriff jetzt Alles — das himmelſchreiende Unrecht, — ſo hatte er geſagt.

Die Alte ahnte die Wahrheit und tröſtete und rieth in ihrer praktiſchen Art: „Gnädige Baroneß, Sie können unmöglich hier bleiben, der Herr Director kommt bald nach Hauſe, und ich will ihm ſchon Alles ausrichten. Das wird ihn gewiß recht freuen, er iſt ja ſo gut und mit dem Früheſten wird er bei Ihnen ſein, darauf können Sie ſich verlaſſen. Sie müſſen aber durchaus in's Schloß zurück, es giebt blos böſes Gerede unter den Leuten, das würde den Herrn Director kränken; Martin mag anſpannen, es iſt ja nicht weit.“

Adelheid ließ willenlos Alles mit ſich geſchehen. „Ja, ja, aber binden Sie ihm auf die Seele, daß er ſofort nach ſeiner Rückkehr zu mir kommt, an das Herz ſeiner Adelheid. O, er liebt mich noch und wird wieder gut. Er ſoll bald kommen, gleich! Hören Sie?“

Sie fuhr nach dem Schloſſe. Erſchrocken kam Georg aus der Thür, aber gewohnt, zu gehorchen, half er ihr aus dem Wagen und trug ſie mehr, als ſie ging, nach ihrem Zimmer, wo die Joſe ſchon beſorgt wartete. Adelheid warf ſich angekleidet auf das Bett, ſie war in innerſter Seele vernichtet; mit geſchloſſenen Augen lag ſie da. Die Joſe wollte ſie entkleiden. „Laß das, mein Franz kommt noch zu mir,“ flüſterte ſie kaum hörbar, indem ſich eine holde Röthe über ihr Geſicht ergoß. Die Joſe ſäumte noch. Adelheid merkte das, mit unendlich

schmerzbewegter Stimme trieb sie sie hinweg. „Laß mich, geh' weg! Ich will allein sein mit ihm, mit Franz.“ Die Zofe verschwand.

Adelheid war in jene eigenthümliche Abspannung aller Seelenkräfte gesunken, die das Wachen nicht festhalten kann und vom Schlafe geflohen wird. Wenn sie die Augen aufschlug, drehte sich in tollem Wirbel Alles um sie herum, sie schloß sie wieder, sie glaubte zu träumen und sie träumte wirklich. Vor sich sah sie die Erdkugel, wie einen großen Globus, auf allen Seiten zugleich, von den eisigen Polen bis nach dem heißen Aequator. Der Mond beleuchtete die Kugel, nicht mit dem milden Glanze wie in jenen Zaubernächten im Park, sondern fahl und unheimlich, aber bei seinem Scheine konnte sie doch Alles deutlich erkennen: Berge und Thäler, Seen und Flüsse, Felder und Wälder, Einöden und Auen, Städte und Dörfer, und überall, überall tummelten sich, winzig klein, die Menschen hin und her, wie im wirklichen Leben, hier einzeln, dort in dichten Schwärmen; sie sah sogar die Gesichter genau. Aber über all' das bunte Gewühl fuhr geräuschlos, emsig, unablässig, rings um die Rundung hin und her, über Land und Meer, über Berge und Thäler, über Felder und Wälder, über Städte und Weiler eine dicke, graue, geheimnißvolle Fliege, mit großen Augen, dunkel wie die Nacht und einem Gesichte wie Isaloff — auf und nieder, her und hin — und worüber die Fliege gejagt war, da zappelten die Püppchen eine Weile und fielen um — sie waren todt; oft viele auf einmal, oft nur einzelne, aber die Fliege lief so schnell, daß sie in allen Orten zugleich zu sein schien. Die winzigen Püppchen wurden von dem Boden aufgesogen, wie Thautröpfchen vom Sonnenstrahl, und waren bald wieder durch neue ersetzt.

Adelheid folgte der Fliege mit den Augen, so schnell sie konnte, ihr schwindelte fast; da kam es ihr vor, als ob die Fliege Halt machte. Sie sah näher hin und erkannte ihre heimische Landschaft, das alte Schloß in dem grünen Park und die Felder rings herum, klein und zierlich wie Kinderspielzeug, und den Wald dahinter, wo sie Weg und Steg wußte, und die Königsbuche im Dickicht, die so geheimnißvoll mit den kleinen, ganz kleinen Blättchen rauschte, und dahinter der trübe Erlensumpf mit seinen neuen Gräben, dünn wie Linien, und noch weiter das träge Grenzflüßchen im Bogen, und darüber hinaus eine öde, sandige Haide, das war Rußland. Richtig! Hier saß die Fliege. Adelheid blickte schärfer hin, da erwachte sie; ihr gellte noch der markerschütternde Schrei in die Ohren, den sie im Traum ausgestoßen hatte. Sie faßte nach der Stirn, wo sie einen eisigen Hauch zu fühlen vermeinte, — was sie zuletzt gesehen hatte, wußte sie nicht. Die Zofe war zur Stelle; der Morgen war grau und trübe angebrochen. — —

(Schluß folgt.)

Haus- und Hofämter Oesterreichs vor zweihundert Jahren.

(Schluß.)

Leopold's Söhne und Nachfolger, der galante Joseph I. und der gravitätische, ernste Karl VI., waren ebenfalls große Liebhaber der Jagd. Diese war namentlich Karl's einzige Leidenschaft. Tagelang konnte er sich an der Reiherbeize belustigen, den Wasser- und Sumpfvögeln nachziehen, ohne Durchnässung und Erkältung zu beachten. Die berühmten kaiserlichen Kammermaler Ferdinand und Georg Hamilton mußten ihrem Herrn die prächtigsten Jagdstücke malen. Als Karl einst einen Meisterschuß auf einen Hirsch gethan, sagte sein beständiger Begleiter und Günstling Graf Veit Trautson zu ihm: „Dös is a Schuß! Wär' g'scheuter, Euer Majestät wären a Jager worden;“ worauf Karl VI. lachend erwiderte: „Nu, nu, haben so a z'leben!“ Karl's Jagden waren aber streng exclusiv; hier durfte außer der kaiserlichen Familie und den Jägern von Profession Niemand weiter mitschießen nach strengster Etiquette. Es war sogar allen Nichtjägern verboten, grüne Kleider und Hirschfänger zu tragen; auch der Kaiser selbst enthielt sich des Jagdhabits, damit ja Niemand die Jäger von Profession verkenne. Die Kaiserin Elisabeth, seine Gemahlin, galt als eine besonders gute Schützin. Sie und ihre beiden Töchter, die Erzherzoginnen Maria Theresia und Maria Anna, erschienen bei den Jagden als Amazonen gekleidet. Die kaiserlichen Hirsch- und Schweinsjagden waren Treibjagden. Der Kaiser und seine Familie standen unter dem sogenannten kaiserlichen Schirm und schossen von hier aus das von den Treibern nach diesem Schirm hingetriebene Wild. Am Schlusse der Jagd kam jedesmal der Oberstjägermeister mit der gesammten Jägerei. Diese stieß in die Hörner, und den kaiserlichen Herrschaften wurden grüne Büsche überreicht, die auf die Hüte gesteckt wurden. Alsdann ging's zur Tafel.

Besonders liebte Karl VI. auf Vögel zu pürschen. Er fuhr gewöhnlich früh aus und blieb bis zum Abend. Das Ceremoniel bei den kaiserlichen Jagden war so streng exclusiv wie bei der kaiserlichen Tafel. Zwei Jagdjunker zogen sich einen tüchtigen Verweis zu, weil sie es gewagt hatten, auf einer Wildschweinjagd bei Preßburg, als Karl durch einen Eber in Lebensgefahr gerieth, zum Schutze des kaiserlichen Lebens ihre Hirschfänger zu ziehen. Dies war durchaus gegen die Etiquette und die beiden Junker erhielten vierzehn Tage Arrest im grünen Stübchen. Im Jahre 1732 hatte der Kaiser das Unglück, seinen Oberststallmeister, den Fürsten Adam Franz von Schwarzenberg, dem er ein besonders gnädiger Freund und Gönner war, auf dessen Gütern in Böhmen bei einer Jagd zu erschießen. Acht Jahre später, am 10. October 1740, holte sich Karl selbst auf einer seiner gewöhnlichen Vögeljagden am Neusiedler See den Tod. Er kam bei abscheulichem Wetter nach Halbthurm zurück. Trotzdem er an der Kolik litt, aß er gebratene Pilze und bekam in der Nacht Erbrechen. Man schaffte ihn nach Wien in die Favorite, das heutige Theresianum. Hier stellte sich ein heftiges Fieber ein, und bereits in der Nacht zum 20. October war der Kaiser eine Leiche.

Franz I., Maria Theresiens Gemahl, war einer der leidenschaftlichsten Jäger seiner Zeit. Die Hasen-, Fasanen- und Rebhühnerjagd ging ihm über Alles. Im Jahre 1753 durchzog er ganz Böhmen und Mähren, und die Zeitungen zählten die unglaubliche Menge von Thieren auf, welche die kaiserliche Hand erlegt hatte.

Joseph II. war kein Freund waidmännischer Lust. Bei einer Gelegenheit hatte man ihn gefragt, ob er ein Liebhaber der Jagd sei. Er entgegnete: „Nein, denn dieses Vergnügen ist gemeiniglich den Unterthanen schädlich, zerstreut das Gemüth und giebt Gelegenheit, ernsthafte Beschäftigungen zu unterlassen.“ Höchst selten ging Joseph auf die Jagd, im Sommer einige Male auf die Reiherbeize nach Laxenburg und ebenso einige Male auf Parforcejagd im Prater. Er betrachtete die Jagd nur als Leibesübung, zeigte dabei die höchste Bravour, setzte über Gräben und Hecken und war einmal bei einer Jagd in der Brigittenau in Gefahr, von einem Hirsche gespießt zu werden. Auf's tiefste bellagte er es, daß er dabei durch einen Schuß, der über die Donau trug, einen jungen Menschen getödtet hatte. Er schenkte dem Vater auf der Stelle fünfzig Ducaten, später noch 2000 Ducaten. Die Parforcejagden hob er auf. Treibjagden hatte er nie leiden mögen. Das schädliche Wild, das den Unterthanen Schaden verursachte, ließ er allenthalben wegschießen; auch befahl er allen Jagdbesitzern, dies zu thun, widrigenfalls er durch seine Jäger und Bauern es thun lassen werde.

Die folgenden drei Kaiser waren keine besonderen Jagd-

freunde. Auch Kaiser Franz Joseph verschmäht die Treibjagd, sucht aber als vortrefflicher Schütze seines Gleichen und ist, wie der ritterliche Max I. ein großer Liebhaber der beschwerlichen Gebirgsjagd.

Zu den Hofämtern Ferdinands II. zurückkehrend, haben wir deren noch vier zu erwähnen. Der Capitain der kaiserlichen Hatschiergarde hatte folgendes Personal unter sich: Einen Lieutenant, einen Ober- und einen Unterfourier, hundert Hatschiere, drei Trompeter, einen Chirurgen, einen Waffenschmied und einen Wachtknecht. Dem Capitain der kaiserlichen Trabantengarde unterstanden: Ein Ober- und ein Unterfourier, hundert Trabanten, ein Trompeter, ein Pfeifer und ein Wachtknecht.

Die zwei letzten Oberstihofämter waren: der Oberststabelmeister und der Oberstihofpostmeister. Des Ersteren Function als Vorschreitender mit dem schwarzen Stabe vor den Speisenaufsetzern bei kaiserlicher Tafel ist schon erwähnt. Auf Reisen begleitete er den Kaiser, und es wurde ihm ein Pferd oder ein Platz in einem Hofwagen angewiesen. Er hatte keinen bestimmten Gehalt, nur die Kost bei Hofe.

Die Oberstihofpostmeisterwürde war bei dem freiherrlichen (nachmals gräflichen) Hause Paer, das aus Bergamo stammte und sein großes Glück dem Schutze Ferdinands II. verdankte, der ihm im Jahre 1624 die Beförderung von Briefen und Depeschen auf dem Boden der Monarchie anvertraute. Da seine Kuriere nicht über die Grenze gingen, so blieben der Director und seine Beamten der Aufsicht der Regierung unterworfen; die Thür des Schwarzen Cabinets war ihnen aber verschlossen. Diese öffnete sich nur den Reichspostmeistern, den Fürsten von Thurn und Taxis, welche die in jenem Cabinet stattfindenden Arbeiten zu leiten hatten. Einer ihrer Beamten arbeitete im Schwarzen Cabinet von Wien. Diese große Werkstatt der List stand mit den übrigen, welche die Familie Thurn und Taxis im österreichischen Interesse überall geschaffen hatte, in innigen Beziehungen. In den Mittelpunkten des Verkehrs, an den wichtigsten Punkten der deutschen Straßen befanden sich geheimnißvolle Anstalten, die man „Brieflogen" nannte. Die hauptsächlichsten arbeiteten in Regensburg, Augsburg, Frankfurt, Nürnberg, Eisenach, in den Hansestädten und in den Residenzen der drei geistlichen Kurfürsten. Sobald die Briefe ankamen, wurden die wichtigsten aus dem Beutel genommen, geöffnet und nach Abschrift des Inhalts wieder gesiegelt. Die Kaiser belohnten die Arbeiter reichlich und bewiesen ihnen großes Vertrauen; sie stachelten ihren Eifer an und erkauften sich ihr Schweigen. Um diesen Zweck besser zu erreichen, ließ man die „ehrenvolle" Beschäftigung vom Vater auf den Sohn übergehen. Die Erben übten sich von Jugend auf in den Handgriffen ihres Amtes. Die Familie Eberl war von Rudolph II. bis Joseph II. thätig. Sie wohnte in Stockerau an der Donau, unfern von Wien. Ein Lucas Eberl, der zweite des Namens und Kurier, führte gewisse Aufträge der zartesten Natur so glücklich aus, daß man ihn zum Postmeister in einer Provinz ernannte. Vom Kaiser Matthias wurde er sogar 1612 geadelt. Einer seiner Nachkommen, der Rittmeister Franz Eberl, war es, der das polnische Heer und die Reichstruppen durch den Wiener Wald und die Gebirge des Kahlenbergs zu der Stelle führte, wo Karl von Lothringen lagerte. Noch 1790 besaß diese gewissenhafte Familie die Loge von Stockerau.

Nebenbei bemerkt: Die wichtige Dechiffrirkunst stand noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in der Wiener Staatskanzlei in solcher Blüthe, daß seit der innigen Verbindung zwischen Joseph II. und Katharina bis zur Thronbesteigung Pauls der Brauch galt, daß das russische Ministerium alle durch die in St. Petersburg damals offen betriebene „Perlustration" fremder Briefe und Depeschen erhaschten chiffrirten Actenstücke durch die Vermittelung des österreichischen Gesandten zur Auflösung nach Wien schickte. Durch diese Verbindung konnte es dem österreichischen Cabinet nicht fehlen, das bestunterrichtete in Europa zu sein, und jene russischen Mittheilungen wurden sehr oft die Quelle wichtiger Enthüllungen.

Zu dem weltlichen Hofstaat des Kaisers kam noch der geistliche Hofstaat, die sogenannte Capelle mit Zubehör. Der Gewissensrath und Beichtvater des Kaisers, der deutsche und italienische Hofprediger, der Hofcaplan und Almosenier, sowie sieben Hofcapläne bildeten den geistlichen Hofstaat. Die kaiserliche Capelle bestand aus achtzig Personen. Die Hälfte der Instrumentisten und Sänger waren Italiener. Mit der Leitung waren ein Hofcapellmeister und zwei Organisten betraut. Die Instrumentalmusik führten neunzehn Personen aus. Die Vocalmusik war durch sieben Bassisten, sieben Tenoristen, fünf Altisten und vier Discantisten (wahrscheinlich Castraten) vertreten. Außerdem zählten zur Capelle elf musikalische Trompeter, die an Sonn- und Feiertagen öffentlich auf dem Burgplatze spielten, drei nichtmusikalische (!) Trompeter, ein Pauker, zwölf Capellknaben mit ihrem Lehrer, dann noch fünf untergeordnete Personen. (Europa.)

Mannichfaltiges.

— In Blankenese wurde am 20. Februar des Morgens ein unbekannter, sehr gut gekleideter Mann mit dem Hute auf dem Kopfe, stehend im Eis der Elbe erfroren gefunden. Er war beim Passiren der Elbe in eine sog. Waake (dünne Stelle) gerathen und zwar da, wo sich eine Sandbank gesetzt hatte; er war in dem Sande stecken geblieben und hatte sich nicht wieder befreien können. Das Eis reichte ihm bis an die Achsel und in dieser traurigen Stellung war der Unglückliche gestorben, die Arme waren auf die Ränder des Eises ausgestreckt, die Fingernägel bei den Versuchen zur Rettung blutend abgerissen. Das Eis mußte erst um den Körper aufgehauen werden, um ihn herauszuziehen. Wie angst- und schmerzvoll mag der Bellagenswerthe nach Hilfe gerufen haben.

— Man wird sich noch eines Brandes erinnern, der im letzten Herbst auf der Rhede von Neufahrwasser (Danzig) stattfand. Es scheint der Angelegenheit ein wohl ausgesonnener Betrug zu Grunde zu liegen. Wenigstens wird jetzt aus Zoppot berichtet, daß dort eine Anzahl der 3800 Fässer, welche die Ladung des im Herbst im Hafen von Neufahrwasser in Brand gerathenen und darauf gesunkenen englischen Schiffes ausmachten und mit Petroleum gefüllt sein sollten, herausgefischt seien, wobei es sich mit Bestimmtheit herausgestellt haben soll, daß sie sämmtlich statt Petroleum Süßwasser enthielten. Ein Gleiches ist auch mit der Petroleum-Ladung eines um dieselbe Zeit bei Hela gestrandeten Schiffes der Fall, von der auch viele Fässer ans Land gebracht sind, die alle Süßwasser enthielten. Da beide Schiffe von einem und demselben englischen Hause geladen haben und die Petroleumfässer alle gleicher Qualität und Signatur sind, so schiebt vorläufig ein Capitän dem anderen die eventuellen Ungehörigkeiten in die Schuhe. Die Untersuchung soll im vollen Gange sein.

— Ein ungewöhnliches Ereigniß hat sich vor Kurzem in Lerida (Spanien) zugetragen. Der Banquier John Nunez benutzt zwei Geldgewölbe, eines für den täglichen Gebrauch, das andere nur dann, wenn größere Geldzahlungen zu machen sind. Ursprünglich existirten zwei Schlüssel für letzteres, aber einer davon wurde seit einiger Zeit vermißt. Als vor Kurzem die Nothwendigkeit entstand, in das Reservegewölbe zu gehen, fand der Cassirer zu seinem größten Erstaunen einen Schlüssel im Schlosse stecken. Er rief seinen Principal herbei, und als die Beiden die Thür öffneten, erblickten sie die Leiche eines Mannes, der früher an der Bank angestellt gewesen. Vermuthlich hatte er den Schlüssel gestohlen und eine Beraubung des Kassengewölbes beabsichtigt, aber allem Anscheine nach war bald nach seinem Eintreten die Thür ins Schloß gefallen und er somit inmitten der Reichthümer, welche er sich aneignen wollte, Hungers gestorben.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 27. Dritter Jahrgang. 1870.

* Ein Verhängniß.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Rudolph Altschaffel.

(Schluß.)

Gerung hatte sich von seinen Leuten getrennt, er wollte mit ihnen bei der Königsbuche zusammentreffen, zunächst war es ihm Bedürfniß allein zu sein. Wie eine wüste todte Einöde vom heißen Sonnenstrahl versengt lag sein Herz da, erfüllt nur von dem einzigen Gedanken brannte in ihm Rache, glühende Rache an dem Räuber seines Glückes.

Schon bei der ersten Begegnung hatte ihn Isakoff beschimpft, dann seine Geschwister verfolgt und entehrt, ihn selbst aus seinem Paradiese getrieben und sich zuletzt an seinen Qualen geweidet. Gott mochte dem Manne vergeben, Gerung konnte es nicht. Mit Windeseile und in unheimlicher Klarheit schossen die Bilder seiner Vergangenheit an ihm vorüber, ohne daß er ein einziges festhalten konnte, das letzte war seine unglückliche halb zu Tode gehetzte Schwester, die Schrecken und Angst noch immer nicht verwinden konnte. Verzehrender Gram loderte in ihm empor, er faßte die Flinte fester, Rache, Rache! Er kam zur Königsbuche, dort wollte er eine Weile ruhen und die Leute erwarten, die auf verschiedenen Umwegen hierher kommen sollten. Er warf sich in das feuchte Gras und es überfiel ihn eine tiefe Wehmuth. Rings um ihn herrschte Todtenstille und bleiche, traurige Nebel zogen durch die Luft von einem leichten Hauche aus Osten getrieben, der die dürren Blätter des Baumes in langen Pausen zu geisterhaftem Geflüster anfachte. Er horchte und glaubte sie zu verstehen, sie erzählten sich von der Luft und dem Leide seiner Liebe. Die Nässe des Mooses, auf dem er lag, drang ihm erkaltend bis auf die Haut und doch perlte auf seiner Stirn der Schweiß. Hier war er zum letzten Mal auf „Adelheidsglück". Er lachte bitter, den Ort würde er nie mehr wiedersehen. Der Luftzug riß dunkele Lücken in die dünnflatternden Nebelschleier; Gerung glaubte Adelheid vor sich zu sehen, wie damals, als sie im Reitkleide unhörbaren Trittes auf dem dichten Moose voranschritt, von Zeit zu Zeit den Kopf nach ihm zurückwendend, als winke sie ihm zu folgen. Jedes Wort, das er damals mit ihr gesprochen, trat ihm mit blendender Klarheit vor die Seele: wie er hier überall fleißig die Hände regen, schaffen und wirken wollte, in ihrem Dienste; wie er das arme Landvolk der Gegend zu heben und einem menschenwürdigeren Dasein entgegen zu führen gedachte — auch in ihrem Dienste. Das war nun vorbei, vorbei auf immer! Die Leute schreckten ihn aus seinem Sinnen.

„Alles ruhig, nichts Verdächtiges?"

„Nein, Herr! Wenn Jemand herüberkommen sollte, wird er wohl den Weg durch den Erlensumpf nehmen."

„Das ist wahr," und er wies den Leuten längs desselben und der Grenze ihre Plätze an. „Sollte ich bis zum Morgengrauen nicht wieder bei Euch sein, dann geht ruhig nach Hause, die Meldung wird auf dem Schlosse gemacht, beim Baron selber," damit führte er die äußersten Posten nach dem unteren Flußlaufe und stellte sie auf. Dann ging er stromaufwärts. Er untersuchte nochmals sorgfältig sein Gewehr, es war in Ordnung, dann hielt er die Uhr dicht vor die Augen, Mitternacht war längst vorüber. Jetzt mußte Isakoff mit dem Aushebungsgeschäfte bereits zu Ende sein, er war entweder an der Grenze oder es war bei einem Kosakenpiquet leicht zu erfahren, wo er sich aufhielt. Er wollte ihn aufsuchen, wo er ihn träfe, und von ihm Auge in Auge blutige Rechenschaft fordern. Andere Officiere waren in dem Städtchen zur Stelle, und deshalb konnte es im ehrlichen Zweikampfe geschehen; sollte Isakoff ihn von der Hand weisen oder gar sich hinter seine militärische Autorität zurückziehen, dann hatte Gerung in seinem Gewehre zwei Schüsse, einen für ihn, den anderen für sich. Er glaubte aber nicht, daß es der Russe dahin kommen lassen würde. Wie er sich noch einmal das Alles kurz überdacht hatte, suchte er sich die schmalste Stelle des Flüßchens und sprang über die Grenze. Das Terrain war hier ebenfalls feucht und stellenweise unben, aber im Ganzen trockener, als drüben; hie und da standen kleine Fichten und Erlenbüsche. Gerung konnte höchstens hundert Schritte weit vor sich die Gegenstände unterscheiden, die Luft war zu sehr von Duft erfüllt. Er schritt anfangs gerade aus landeinwärts, dann besann er sich, er mußte sich mehr an der Grenze halten, das war die Richtung, in der das Städtchen lag, und auf ihr konnte er am ehesten auf ein Grenzpiquet stoßen. Er schwenkte wieder nach dem Fluß zurück, da wo er an das obere Ende des Erlensumpfes eintrat. Plötzlich blieb er stehen. Etwa hundert Schritte von sich, von den Erlen her, glaubte er ein ganz leichtes Geräusch zu vernehmen. Er hielt die Hand vor die Augen und sah scharf hin; da kam es ihm vor, als bewege sich etwas. Er schritt schneller darauf zu und öffnete schon die Lippen zu einem: „Wer da?" Ein Blitz, — ein Krach — ein heißer Schmerz in der Brust — eine Bewegung mit der Hand dahin — er brach lautlos zusammen. Am Boden ein leichtes Schütteln und Zucken der Glieder, dann streckten sie sich langsam. Im letzten Kampfe fuhr die Rechte in die Brusttasche über der Wunde und ballte sich. Er war todt.

Stimmen wurden laut. Hinter dem Busche, aus dem die tödtliche Kugel gefahren war, tauchten zwei Gestalten auf, Kosaken zu Fuß, die Pferde hatten sie daheim gelassen, um nicht durch das Wiehern derselben verrathen zu werden. Sie gingen zur Leiche. Während sie noch dastanden, rathlos, was sie beginnen sollten, kam ein Officier herbeigeritten, es war Isakoff. Er erkannte den Todten sofort. „A — — h! Wie kam das, Ihr Schurken?" fragte er in einem Tone, daß die Kosaken merken konnten, es sei mit dem „Schurken" nicht so ernst gemeint.

Der, welcher geschossen hatte, trat salutirend hervor. „Der Mann hier eilte auf die Grenze zu, an der wir dicht standen, er kam uns verdächtig vor, und ich gab sofort Feuer nach Instruction."

So war Isakoff das Geschick unerwartet zu Hülfe gekommen. Als Gerung heute Abend ihm die drohenden Worte zugerufen und endlich doch zugesagt hatte, die Patrouillen zu führen, hatte Isakoff gleich geahnt, daß er ihn wahrscheinlich aufsuchen würde. Die Instruction war gegeben, Jeden, der auf russischem Gebiete in verdächtiger Weise Nachts sich blicken lassen

würde, wie einen muthmaßlichen Deserteur zu behandeln. Gerung würde gewiß den Fluß überschreiten, der in weiten Windungen dahin lief. In der dunkelen Nacht war schwer zu erkennen, ob Jemand nach der Grenze ging oder von ihr herkam. So war es geschehen.

Auf den Schuß waren inzwischen auch die Rudziner Leute an den Fluß gekommen und riefen hinüber, was vorgefallen wäre, endlich kam ein Kosak zu ihnen und ertheilte ihnen Auskunft. Der Trupp ließ es sich nicht nehmen, sie gingen, von dem Kosaken geführt, über die Grenze zu ihrem Herrn.

Isakoff hielt noch immer da, bei ihm, wie ein Raubvogel bei der Beute. „Die Leiche muß jetzt nach der Station, Ihr kommt mit, um sie zu recognosciren, der Sachverhalt muß sofort festgestellt werden."

Sie begaben sich in das Städtchen, etwa eine halbe Meile davon; ein Militärschreiber wurde geweckt und Isakoff nahm über den ganzen Vorgang ein mächtig langes Protokoll auf, mit dem er erst am Morgen fertig wurde. Damit war die Angelegenheit für ihn begraben.

Früh um acht Uhr bringen die Rudziner Leute — Isakoff hatte sehr gewissenhaft auch nicht vergessen. einen Leichenpaß in aller Form Rechtens auszustellen — ihren Herrn auf einer Bahre von Tannenreisern über die Grenze und weiter nach dem Schlosse.

Adelheid stand gerade an ihrem Fenster; daß Gerung immer noch nicht erschienen war, er mußte doch kommen: noch fünf Minuten wollte sie warten, und dann sollte sie keine Macht der Erde davon abhalten, zu ihm zu eilen und ihn flehentlich um Verzeihung zu bitten. Da sah sie in dem trüben Grau des Morgens undeutlich einen auffallenden Zug aus dem Walde kommen und sich nach dem Schlosse begeben. Vier Männer trugen einen dunkelen Gegenstand in ihrer Mitte, zwei schritten voran, zwei folgten hinterher, alle unbedeckten Hauptes, die Mützen in der Hand. „Was war das nur?" Der Trupp war näher gekommen, sie konnte aber immer noch nichts erkennen, und jetzt verschwand er gar hinter der Parkmauer.

Adelheid fragte, ob der Baron schon aufgestanden wäre.

Er wäre beim Ankleiden, hieß es. Sie ging in den Salon, von entsetzlicher Unruhe gemartert. Gerung kam immer noch nicht, soviel sie auch aus dem Fenster blickte. Ihr Vater erschien, sie hätte ihm so viel sagen mögen und konnte keine Worte finden. Sie starrte zum Fenster hinaus. „Was ist das? Papa, sieh nur!"

Der traurige Zug kam lautlos den breiten Weg heraufgeschritten und machte vor der Schloßthür Halt. Was sie auf der Bahre trugen, konnte Adelheid nicht errathen, aus einer dichten Decke von Fichtenreisig schauten nur kleine Stückchen Tuch hervor. Eine Schaar Kinder war dem Zuge gefolgt.

Seinem Vorgesetzten noch nach dessen Tode gehorsam, ging der älteste von den Trägern jetzt in's Schloß, um Bericht zu erstatten.

Der Baron saß am Frühstückstische, Adelheid reichte ihm den Kaffee, ihre Hände flogen. Da trat der Mann ein und erzählte, wovon er Zeuge gewesen. Der Baron blieb sitzen, als ob ihn der Schlag getroffen hätte und noch viele Stunden nachher saß er auf demselben Flecke, unverständliche Worte murmelnd, am Schlafrocke zupfend und mit den Fingern trommelnd, nur die Troddel auf der Sammetmütze war merkwürdig unbeweglich. Aber Adelheid war blaß geworden wie der Tod. Sie wollte einen Schrei ausstoßen, die Stimme versagte ihr, sie röchelte nur heisere Töne. Dann raffte sie sich auf und stürzte hinunter an die Bahre, mitten unter die Leute. Mit der Hast einer Irrsinnigen riß sie die Zweige von dem Leichnam, dann sank sie an seiner Seite nieder, ohne Bewegung, ohne Laut, ohne eine Thräne.

Der Himmel hat dem Menschen zweierlei Thränen beschieden, die einen rinnen über die Wange, dem gepreßten Herzen eine wohlthätige Erleichterung, die anderen fallen nach Innen, auf's Herz, ein Tropfen geschmolzenen Bleies, und jeder Tropfen erstarrt auf immerdar zu einem unvertilgbaren Vorwurf, zu unauslöschlicher Reue.

Solche Thränen weinte Adelheid. Sie fuhr ihm mit der Hand über die hohe, weiße Stirn, auf der nicht mehr seine gewinnende Heiterkeit, sondern der ewige Ernst des Todes thronte. Sie streichelte die Wangen, aber kein freundliches Lächeln wollte mehr den Mund umspielen. Die Leute und die Kinder waren stumm vor ihrem heiligen Schmerze zurück gewichen, nur ein ganz kleines Flachsköpfchen, rosig wie eine Apfelblüthe und mit lichtblauen Augen, ein oft beschenkter Liebling Gerungs, trat dreist näher, in der Hand eine Aster, die es gepflückt hatte. Es kannte den Tod noch nicht und kam zu seinem Wohlthäter, zutraulich wie sonst. Als es die weitgeöffneten, starren Augen sah, legte es die Blume auf seine Brust. „Sei gut, Väterchen."

Aber Adelheid sah das nicht, mechanisch nahm sie ihr Taschentuch und wischte ihm Staub und Sand aus dem Gesichte und den Augen, ebenso ordnete sie den Rock, da kam sie an die rechte Hand, die noch seit der Sterbestunde geschlossen war und über der Wunde dicht am Herzen lag. Sie bog die Finger auseinander, die eine blutbefleckte, seidene Schleife von blauem Band umschlossen hielten. Bei diesem Anblick verlor sie das Bewußtsein.

Nach einigen Stunden erwachte sie wieder auf ihrem Zimmer. Sie war furchtbar gealtert in der kurzen Zeit, die Augen lagen tief in dem welken Gesichte. Sie sah sich um, wie in einer fremden Welt, dann stand sie auf und sagte tonlos: „Franz ist gekommen, ich muß zu ihm, wo ist er?"

Man setzte sich ihrem Schmerze nicht entgegen, die Zofe führte sie hinab in das Bedientenzimmer, wohin man die Leiche gebracht und auf's Georgs Bett gelegt hatte. Sie warf sich über den Abgeschiedenen und preßte ihre Lippen auf seinen bleichen, geschlossenen Mund. Was sie ihm zuflüsterte, hörte nur Gott allein. Dann wurde auf ihren Befehl die Leiche in den Saal gebracht, der am Erntefeste vor wenig Wochen der Schauplatz des Festes gewesen war. Sie ging voran, eintönig vor sich hinmurmelnd: „Komm, Franz! komm, komm!" An der Stelle neben der Thür, wo sie damals mit ihm zum Tanze angetreten war, mußte man das Bett niederstellen; sie setzte sich neben ihn und nahm seine Hand. So hielt sie treu bei ihm zwei Tage und zwei Nächte stumm und thränenlos die Todtenwache.

Mit Gewalt mußte sie auf einige Stunden entfernt werden, dann war sie wieder bei ihm. Sie sah die Leute kommen und gehen, sie sah ihn in den Sarg legen, sie sah die Kerzen brennen und den alten, ehrwürdigen Pfarrer den letzten Segen sprechen, Alles, als ob sie das nichts anginge. Als man aber den schwarzen Schrein schloß, der auf ewig ihr Erdenglück bergen sollte, that sie einen Schrei, so schneidend, so furchtbar, daß die Leute entsetzt zurückprallten.

Auf dem verwilderten Gottesacker, nahe der kleinen höl-

zernen Kirche, am Ende des Dorfes, wurde Gerung begraben. Adelheid war dabei. Als ihr Vater eine Handvoll Erde in das Grab geworfen hatte, griff auch sie mit der feinen, zarten Hand in den Sandhaufen, ließ einen Theil der Erde langsam in's Grab rinnen und schüttete den anderen zwischen die Blätter ihres Gebetbuchs, dann fuhr sie nach Hause, theilnahmlos und abgestorben wie ein Marmorbild. So blieb sie bis an ihr Ende; man hat sie niemals mehr lächeln sehen.

Aber sie war keine Natur, die sich in unfruchtbarem Gram verzehrte. Einige Tage nach dem Begräbniß trat sie zu ihrem Vater: „Papa, ich muß jetzt seine Erbschaft antreten, ich verwalte Alles!" Und das that sie tapfer und gewissenhaft. Sie nahm Marianne zu sich und für Alex wurde umfassend gesorgt, er wurde später Grubensteiger.

Die Aufgabe, die sich Gerung gesetzt hatte und von der er so jäh abberufen worden, nämlich in jenen öden und verkommenen Landstrich Arbeit und Gesittung zu bringen, wurde von Adelheid aufgenommen und glänzend gelöst. Jene ganze Gegend ist nun eine der betriebsamsten in der Provinz. Noch jetzt, nachdem längst ein anderes Geschlecht herangeblüht, werden Gerungs und Adelheids Namen gesegnet.

Isakoff wurde bald nach jener Katastrophe, die einiges Aufsehen gemacht hatte, tief in's Innere Rußlands versetzt. Dort ist er verschollen.

Eine neue Erfindung.

Ueber eine neue Erfindung wird in der „N. Zürich. Ztg." Folgendes mitgetheilt: „Herr Theodor Zuppinger in Männedorf (Zürichsee) hat einen Mechanismus erfunden, „welcher das gesprochene Wort unmittelbar niederschreibt." Der Grundgedanke beruht darauf, die Sprachwerkzeuge nicht nur zum Sprechen, sondern auch unmittelbar zum Schreiben zu gebrauchen; der kleine, höchst sinnreiche Mechanismus (die ganze Maschine ist etwa handgroß) wird mit den Sprachorganen so in Verbindung gebracht, daß die Bewegungen der Zunge, der Lippen, des Gaumens u. s. w. sich auf den Mechanismus übertragen, dessen außerordentlich sinnreiche Gliederung von solcher Beschaffenheit ist, daß die mitgetheilten Bewegungen auf die Theile eines eigenthümlichen Schreibapparates wirken. Der kleinen Maschine entrollt während des Sprechens ein schmaler Papierstreifen (ähnlich wie unseren Telegraphen-Apparaten), auf welchem das Gesprochene schwarz auf weiß in eigenthümlicher Schrift zu lesen ist. Die Schrift besteht, wie die gewöhnliche Telegraphenschrift, aus Punkten und Strichen, die aber nicht in einer Linie hinter einander stehen, sondern in fünf Linien neben einander gruppiren; jedem Laute und allen Lautverbindungen entsprechen besondere Gruppirungen, so daß eine besondere Mannichfaltigkeit an Schriftzeichen entsteht: es ist gleichgiltig, in welcher Sprache man spricht, und das Merkwürdigste ist, daß eine veränderte Form der Aussprache sich durch gewisse Veränderungen in den entsprechenden Schriftzeichen erkenntlich macht. Da der Papierstreifen sich mit immer gleicher Geschwindigkeit dem Instrumente entrollt, so wird sogar durch die entstandene Lautschrift der Rhythmus der Sprache wieder gegeben. Das langsam gesprochene Wort erscheint in der Schrift gestreckt, die einzelnen Schriftzeichen stehen weiter auseinander; beim raschen Sprechen stehen die Schriftzeichen gedrängter. Da das Instrument in Form von Schriftzeichen die Muskelbewegungen des Sprechenden, die Bewegungen der Sprechorgane wiedergiebt, so ist es gar nicht nöthig, laut zu sprechen, man kann daher die Maschine zum Stenographiren benutzen; man hätte einfach nur jedes Wort des Redners lautlos nachzusprechen, um das Gehörte durch die Maschine geschrieben zu erhalten. Der Erfinder hofft, daß sein Instrument gerade in der hier angedeuteten Richtung wohl zunächst praktische Verwendung finden dürfte. Der Gebrauch des Instrumentes will natürlich erlernt sein; es ist nothwendig, mit bestimmter, ausgeprägter Artikulation zu sprechen; daran kann aber der Gebrauch unmöglich scheitern. Wir haben gesehen, wie ein 14jähriger Knabe die ersten acht Worte des „Unser Vater" mit der Maschine sprechend niederschrieb; wir ließen dieselben Worte mehrmals wiederholen, langsam und rasch sprechen, und immer erschienen die Schriftzeichen auf dem Papierstreifen, den die Maschine entrollte, gleich präcis und bestimmt. Schwierig ist noch das Lesen der Schrift, vorzüglich wegen der großen Mannichfaltigkeit der Schriftzeichen; der Erfinder besitzt aber den Schlüssel zu derselben und ist gerne bereit, die Schrift Denen zu zeigen, die sich für die Sache interessiren."

Mannichfaltiges.

§ Technisches. Prof. Dr. H. Meidinger veröffentlicht in der „Badischen Gewerbeztg." eine ausführliche Abhandlung über Nähmaschinen. Besonders interessant sind die mitgetheilten Resultate zahlreicher Versuche über die Betriebskraft, welche die verschiedenen bekannten Systeme dieser Maschine erfordern. Bei Besprechung des Einflusses der Nähmaschinenarbeit auf die Gesundheit äußert Meidinger u. a. Folgendes: Man begegnet nicht selten der Ansicht, daß das Arbeiten an der Nähmaschine den Körper angreife und gesundheitsschädlich wirke. Der Grund dafür läßt sich nicht gut einsehen. Mäßige Bewegungen, resp. Muskelanstrengungen sind dem Körper immer zuträglich, auch wenn sie sich längere Zeit fortsetzen. Es muß allerdings zugegeben werden, daß der Trieb, recht viel zu fertigen und zu verdienen, oft zu übermäßigen Anstrengungen verleitet, welche den Körper schwächen und chronische Leiden erzeugen können. Die für den Betrieb einer Nähmaschine aufzuwendende mechanische Arbeit ist jedoch an sich sehr gering, sie beträgt gewöhnlich noch nicht ein Zehntel derjenigen Arbeit, die ein Erwachsener dauernd leisten kann. Man rechnet für einen gesunden Mann mittlere Stärke bei achtstündiger täglicher Arbeitszeit 12 Meterkilogramm Arbeit pro Secunde, für ein weibliches Individuum immerhin 8 Meterkilogramm. Der Betrieb der Grover-Baker-Kettenstichmaschine erfordert dagegen nur reichlich $^1/_2$, der Wheeler-Wilson-, sowie der Singer-Maschine $^6/_{10}$ und der Howe-Maschine $^3/_{10}$ Meterkilogramm. Beim Treiben der Nähmaschine treten zwar nur wenige und eben nicht die kräftigsten Muskeln des Körpers in Function, und diese werden fast auf ihre volle Leistungsfähigkeit in Anspruch genommen. So lange letztere aber nicht überschritten wird, dürfte eine Einwirkung schädlicher Art auf den Organismus nicht stattfinden. Gewiß sind durch die Einführung der Nähmaschinen die Leiden der Menschheit eher vermindert als vermehrt worden. In einer Fabrik, welche eine größere Anzahl Nähmaschinen dauernd beschäftigt, erscheint es vortheilhafter, dieselben durch eine besondere Betriebskraft in Bewegung zu setzen als durch die Arbeiter, indem dann eine weit größere Nähgeschwindigkeit erzielt werden kann, bei Grover & Baker-, wie auch Wheeler & Wilson-Maschinen bis 1500 Stiche pro Minute, bei der Singermaschine etwa halb so viel. Ja es ist gewiß zweckmäßig, eine kleinere Zahl von Maschinen durch einen Arbeiter vermittelst eines Schwungrades und einer Transmissionswelle gemeinsam treiben zu lassen. Derselbe vermag sicher 6 bis 8 Grover & Baker- oder Wheeler & Wilson-Maschinen bei 1500 Stichen oder 12 Singer-Maschinen bei 800 Stichen in der Minute in Bewegung zu erhalten, wobei sowohl die Maschinen wie die daran beschäftigten Arbeiten besser ausgenützt werden. Als Betriebsmaschinen für Nähmaschinen hat man elektromagnetische Kraftmaschinen wie auch Federwerke vorgeschlagen und theilweise benützt. Die letzteren (von Garcin und Adam in Colmar) haben sich einigermaßen bewährt. Beide Betriebsmittel sind aber viel zu theuer in der Anschaffung. Das Federtriebwerk, welches eine

Maschine zwei Stunden im Gange erhält und 6 Minuten Zeit zum Aufziehen bedarf, kostet 400 Frcs. Wohlfeiler ließe sich dasselbe Resultat vermittelst eines Gewichtstriebwerkes erreichen. Das Gewicht müßte jedoch bei 3 Meter disponibeler Aufzugshöhe für dasselbe 1500 Kilogr. schwer sein, und das Aufziehen desselben würde 3 Minuten beanspruchen. Hiernach läßt sich übrigens der Schluß ziehen, daß in allen Fällen, wo nicht eine Dampf- oder Gasmaschine mit Vortheil Anwendung finden kann, dem Radtreiber zum Betriebe von wenigstens 5 Nähmaschinen noch der Vorzug zu geben ist.

— Das Journal „Les Mondes" schreibt: Heutzutage gehen die meisten Gletscher der Alpen der Verminderung entgegen. Der Gletscher von Viesch in Wallis ist seit etwa zehn Jahren um 600 Meter zurückgewichen; der Gletscher des Bois in Chamounix hat seit 1826 eine Verminderung von mehr als 370 Metern erlitten, und der untere Grindelwald-Gletscher befindet sich gegenwärtig um 610 Meter hinter dem Punkte, welchen er im Jahre 1855 erreicht hatte, während der obere Gletscher desselben Thals seit der nämlichen Epoche um 390 Meter zurückgewichen ist. Im Jahre 1855 hatten die beiden Grindelwald-Gletscher seit dritthalb Jahrhunderten ihre größte Entwickelung erreicht; allein im Jahre 1600 haben sie sich noch darüber hinaus erstreckt. Die Moräne von 1600, jetzt theilweise mit Pflanzenwuchs überdeckt, obgleich leicht erkennbar, befindet sich, was den unteren Gletscher betrifft, 63 Meter von der Moräne von 1855, der obere Gletscher 45 Meter. Diese Grenzen sind in einer in deutscher Sprache geschriebenen alten Chronik, welcher Hr. Gerwer, der Pfarrer von Grindelwald, uns gütigst mitgetheilt hat, ganz bestimmt angegeben. Dieser Chronik zufolge rückten die Gletscher im Jahre 1600 mit reißender Schnelligkeit vor, und rissen viele Scheunen und Sennhütten nieder. Der untere Gletscher gelangte bis zur Schlucht der Schussellawine; die Lütschina wurde versperrt, ihre Gewässer schwollen an, nahmen einen anderen Lauf und führten große Verheerungen herbei. Der obere Gletscher gelangte in das Bett des Bargelbachs, und beide begannen ihre rückgängige Bewegung wieder im Jahre 1602, um in ihre aus der Zeit von 1750 bekannte kürzeste Grenze zurückzutreten. Schriftsteller, die von den seculären Bewegungen der Alpengletscher die beste Kenntniß haben, sind der Meinung, daß in der Mitte des 16. Jahrhunderts über den Kamm von Viesch regelmäßige Verbindungen zwischen Grindelwald und Wallis bestanden, und daß die Gletscher in Folge ihrer schwachen Ausdehnung zu jener Zeit so leicht zugänglich waren, daß man in Grindelwald ein Kind taufte, welches man auf einem jetzt den kühnsten Bergsteigern kaum zugänglichen Wege aus dem Kanton Wallis gebracht habe.

— Ein höchst seltsamer Schiffsunfall ereignete sich in diesen Tagen bei Fleetwood. Am Eingange der Mündung des Canals, etwa 3 Meilen von der Stadt, steht auf Schraubenpfählen ein Leuchthaus. Der Capitän des Schooners „Elisabeth and Jane" aus Preston bereitete sich vor, mit seiner Ladung Roheisen mit der Unterstützung der Fluth in den Canal einzulaufen, entdeckte aber, als er etwa eine halbe Meile vom Leuchthause mit eingereften Segeln bei vollkommenster Windstille daher trieb, daß er gerade auf die Pfähle, welche das Haus tragen, zufuhr. Es war nicht mehr möglich, den Curs zu ändern, und der Anker faßte keinen Boden, bis der Schooner mit unwiderstehlicher Gewalt in die Tragepfähle hinein stürzte. Die Pfähle krachten und brachen, und langsam neigte das Gebäude, ein großes, sechseckiges hölzernes Haus mit Fenstern von allen Seiten und hoch oben einem drehbaren Lichte, sich vornüber und stürzte auf das Verdeck der „Elisabeth and Jane". Die Sache lief übrigens günstig genug ab, denn nicht nur daß keiner von den Leuten des Schooners oder von den zwei Bewohnern des Leuchthauses verletzt und das Schiff im Ganzen wenig beschädigt wurde, selbst die Besorgniß vor dem Sinken erwies sich als grundlos, und ein Schleppdampfer kam bald herbei, den Schooner mitsammt seiner Fracht vor den Augen der erstaunten Zuschauer in den Hafen zu bugsiren.

— In Hull ist eine Familie von fünf Köpfen durch Gasausdünstungen erstickt. Der Mann, ein Schiffer, nahm an der Central Gasanstalt Gaswasser in sein Boot ein, als er von seiner Frau in die Kajüte gerufen wurde, weil eines der drei Kinder am Sterben liege. Er ging und kehrte nicht zurück. Eine Viertelstunde später fand man die ganze Familie todt in der Kajüte liegen.

— Ein irländischer Lord, der auf der grünen Insel große Güter besitzt, Irland aber noch nie besucht hat, schrieb jüngst, wie der „International" meldet, folgende Zeilen an seinen Intendanten: „Fürchten Sie nichts und sagen Sie meinen Pächtern, daß alle gegen Sie gerichteten Drohungen, daß man Ihnen eine Kugel durch den Kopf schießen werde, mich nicht eingeschüchtert haben und auch nicht einschüchtern werden."

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

** Mannheim, 4. März. Unter Bezugnahme auf unsere Mittheilung in Nr. 21 d. Bl. machen wir die Musikfreunde der Pfalz auf das nunmehr erschienene Programm der unter Rubinstein's Mitwirkung am 10. März stattfindenden Musikalischen Akademie außer Abonnement aufmerksam. Dasselbe enthält als Piecen, die Rubinstein vorträgt, ein Concert eigener Composition in Des-dur, Sonate von C. M. v. Weber in As-dur, Nocturne von Field, Transcription von Schubert's „Erlkönig" von Fr. Liszt, Nocturne in Des-dur von Chopin und Türkischer Marsch aus „Die Ruinen von Athen" von Beethoven. Frl. Hausen, unsere beliebte Sängerin, wird eine Arie aus „Cosi fan tutte" von Mozart und Rubinstein'sche Lieder vortragen, und unser Orchester die Mendelssohn'sche Ouverture zu „Die Hebriden" zum Beginn und die C-dur-Ouverture zu „Leonore" von Beethoven zum Schluß des Concertes executiren. Bei dieser Auswahl von hervorragenden Concertstücken wird zahlreicher Besuch nicht ausbleiben, da schon die Mitwirkung Rubinsteins einen besonderen Anziehungspunkt zu bilden geeignet sein dürfte.

Palindrom.

Vorwärts.

Eine Mutter ist es, die wir nennen.
Ihre Söhne, ein gar stattlich Paar,
Opferten als Priester am Altar.
Und da müssen leider wir bekennen,
Daß der erste Mörder: Priester war.
Er erschlug den Bruder am Altar:
Nun wirst Du mit uns die Mutter nennen.

Rückwärts.

Eine Mutter ist es, die wir grüßen.
Sie gebar der Menschen allerbesten,
Allerweisesten und edelgrößten;
Sah' mit Schmerz sein heilig Blut vergießen.
Priester waren es, die noch zuletzt
Pöbelhaufen auf ihn losgehetzt.
Sage nun, wie wir die Mutter grüßen.

— Δ —

Auflösung der Charade in No. 24:
Ja — Pan — Japan.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stat.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 28. Dritter Jahrgang. 1870.

Gebrochene Treue.

Erzählung von Ewald August König.

1.

Es war Abend geworden. Ein leichter Wind hatte sich erhoben, er rauschte in den Zweigen der hohen Eichen und Buchen, die der Lenz mit seinem warmen, belebenden Hauche aus dem starren Winterschlafe geweckt hatte. Hier und da zwitscherte noch ein Vogel leise, wie traumbefangen, dann huschte auch er in sein Nest, um von den Mühen des Tages auszuruhen. Tiefer und dichter senkten die Schatten sich nieder, die Nachtigall grüßte mit schmetterndem Gesang die funkelnden Sterne, die über den rauschenden Wipfeln der Bäume am dunkelen Horizont ihre Bahnen zogen.

Das Försterhaus lag mitten im Walde, es war ein kleines, einstöckiges Haus, an dessen Mauern der Epheu üppig emporrankte; seitwärts neben dem Hause lag ein Schuppen, vor- und neben diesem bemerkte man mehrere Hundehütten.

An dem geöffneten Fenster des Hauses saß die schöne Tochter des Försters; das Haupt auf den Arm gestützt, schien sie dem Gesang der Nachtigall zu lauschen. Die brennende Lampe stand auf dem runden Tische, auf welchem auch die Handarbeit des Mädchens lag, auf dem hellen Hintergrunde zeichnete sich das Profil des schönen Gesichtes scharf ab. Die hohe Stirn, welche das tiefschwarze, gekräuselte Haar in Wellenlinien umrahmte, die leicht gebogene Nase, die feinen Lippen und das runde Kinn verliehen diesem Profil eine classische Schönheit, die nur durch einen scharfen, herben Zug um die Mundwinkel beeinträchtigt wurde.

Es war ein Zug des tiefinnersten Schmerzes, ein Zug, der von mancher trüben Stunde in diesem jungen Leben erzählte. Die Hunde schlugen an, das Mädchen erhob sich und schloß das Fenster. Sie trat an den Tisch, der Schein des Lichtes fiel voll auf ihr Antlitz, er ließ jenen herben Zug nur noch schärfer hervortreten.

Es war nicht ein Zug des Schmerzes allein, es war auch ein Zug der Entschlossenheit, der Willensstärke, die ernst und energisch auf den gewählten Pfaden weiterschreitet und vor keinem Hindernisse rathlos stehen bleibt.

Eine tiefe, männliche Stimme beruhigte draußen die Hunde, dann wurde die Thür geöffnet, und mit der Büchse und dem Hirschfänger bewaffnet, trat der Förster ein.

Er war ein großer, breitschulteriger Mann mit einem freundlichen, ehrlichen Gesichte, die Jahre hatten weder seine schlanke, kräftige Gestalt zu beugen, noch den Glanz seiner klaren Augen zu trüben vermocht.

„Gott zum Gruß!“ sagte er, dem Mädchen die Hand reichend, welches ihm entgegentrat, um die Waffen und den grünen Hut ihm abzunehmen. „Es war kein glücklicher Tag für mich, Aurelie, die Wilderer sind mir wieder einmal in's Gehege gekommen. Aber eine ganze Tasche voll Neuigkeiten bringe ich Dir mit, sollst Dich wundern!“

Er lächelte bedeutsam, dann hing er selbst die Büchse an die Wand, unter das Portrait des großen Friedrich.

„Ja, eine ganze Tasche voll,“ fuhr er fort, während er den massiven Lehnstuhl zurückschob und sich in demselben niederließ. „Aber sei so gut und hole mir vorher meinen Nachttrunk und einen Imbiß, damit wir nachher ungestört plaudern können.“

Aurelie hatte das schöne Köpfchen zurückgeworfen, mit ihren dunkelen, blitzenden Augen blickte sie den Vater an, als ob sie ihn fragen wollte, welche Bedeutung für sie diese Neuigkeiten haben könnten, die sie nicht zu wissen verlange, auf deren Mittheilung sie gerne verzichte.

„Du warst im Schlosse?“ fragte sie.

Der Förster nickte, er strich den grauen Schnurrbart, der so tief über den Mund hinunterhing, daß er ihn ganz verdeckte, dann fuhr er leicht mit der gebräunten Hand über die Stirn. „Ich war dort und habe dort Vieles gehört,“ entgegnete er, „aber nun sei so gut, meine Kehle ist trocken und der leere Magen knurrt.“

Das frugale Abendbrod war bald aufgetragen, ein angeschnittener Braten und Brod, dazu ein Krug Wein, aus welchem der Förster ein großes Humpenglas füllte.

„Also, wo fange ich an?“ nahm er das Wort, nachdem Aurelie ihm gegenüber saß. „Ich denke, in derselben Reihenfolge, in der ich die Mittheilungen erhalten habe. Comtesse Leonie ist mit dem Baron Oscar von Reitzenstein seit heute Mittag verlobt. Der Jäger des gnädigen Herrn Grafen sagte es mir zuerst, nun, weshalb hätt' ich's ihm nicht glauben sollen? Man spricht ja schon seit ein paar Tagen davon, so konnte man die Verlobung wohl erwarten. Nachher hab' ich der Comtesse gratulirt, weiß Gott, so recht von Herzen kam mir die Gratulation nicht — — — sagtest Du etwas, Aurelie?“

Das Mädchen senkte rasch die Wimpern und schüttelte verneinend das Köpfchen, der Förster widmete seine Aufmerksamkeit wieder dem Braten, von welchem er ein mächtiges Stück abschnitt.

Er hatte den flammenden Blick ihrer glühenden Augen nicht gesehen, er sah nicht die Blässe ihrer Wangen und das krampfhafte Zucken ihrer Lippen.

„Ich weiß ja wohl, weshalb Hr. v. Reitzenstein auf die Comtesse Jagd gemacht hat,“ fuhr er fort, „man sagt, seine Güter seien verschuldet, er habe als Officier etwas zu flott gelebt, und nächstens werde ihm das Dach über dem Kopfe zusammenfallen. Hab' das aus guter Quelle, Aurelie, aber ich will nicht, daß darüber gesprochen wird, hörst Du? Uns kann's ja am Ende gleichgiltig sein, ob der Herr Graf seinem Schwiegersohne ein neues Haus baut. Der Baron wird's ihm schon danken, er soll da oben, bei Hofe, etwas gelten und eine glänzende Carriere machen können, sobald er seine Verhältnisse geordnet hat. Ob das Alles wahr ist, weiß ich nicht, aber unser Jäger hat immer eine gute Witterung gehabt, er wird auch hier die richtige Fährte gefunden haben. Weißt Du noch, vor etlichen Wochen kam der Baron oft in den Forst; ich hab' damals geglaubt, er hält's auf Dich abgesehen — — na, na, schön wärst Du genug für eine Baronin, aber daß

Du es werden könntest, davon kann doch nie die Rede sein. Und deshalb hab' ich auch damals den jungen Herrn nicht flattirt, er sollte mir nicht in's Gehege kommen. Ist auch bald darauf fortgeblieben, und ich hab' ihn nicht vermißt."

Der Förster schob den Teller zurück und erhob sich. Er holte aus seiner Jagdtasche, die Aurelie neben die Büchse gehängt hatte, eine kurze Pfeife und zündete sie an.

„Kannst denken, daß es im Schlosse ziemlich lebhaft war," hub er nach einer Weile wieder an, während Aurelie das Köpfchen tief auf ihre Arbeit gesenkt hielt, „der Verwalter hatte kaum Zeit, einige Worte mit mir zu plaudern. Ich sah's ihm gleich an, daß er was auf dem Herzen hatte, es ist sonst nicht seine Gewohnheit, mich in sein Zimmer zu führen und mir ein Glas Wein vorzusetzen. Rathe einmal, was er mir gesagt hat!"

Der alte Mann nahm das Glas und setzte es an die Lippen, die ein pfiffiges Lächeln umspielte, ein Lächeln, welches sich allmählich gleich einem erheiternden Sonnenstrahl über sein treues, freundliches Antlitz breitete.

Aurelie blickte nicht auf, sie nähte emsig weiter, es schien sie nicht im geringsten zu interessiren, was der Verwalter ihrem Vater gesagt hatte.

„Wie kann ich es wissen?" fragte sie kaum hörbar.

„Nun denn, mein Kind, er meinte, der gnädige Herr habe ihn schon oft darauf aufmerksam gemacht, daß seine Wohnung für eine kleine Familie geräumig genug sei, und er wisse kein Mädchen, welches er besser leiden möge, als Dich," sagte der Förster heiter. „Da er aber nicht gerne sich einen Korb holen möchte, wie damals der rothe Peter, so hat er mich gebeten, vorher auf den Busch zu klopfen, und ich hab's ihm versprochen."

Aurelie schüttelte leicht das Köpfchen.

„Ich habe gegen ihn persönlich nichts, Vater," erwiderte sie, „aber heirathen kann ich ihn nicht. Ich mag nicht heirathen, Du hast nur mich, ich bleibe bei Dir —"

„Mein liebes Kind, Deinem Herzen machen diese Gesinnungen Ehre, aber der Verstand verwirft das Opfer," fiel der Förster ihr rasch in's Wort. „Wenn ich sterbe, zieht ein neuer Förster hier ein, und um Dich kümmert sich dann keine Christenseele, sei gescheidt, ich bin ein alter Mann, der mit einem Fuße schon im Grabe steht, vor Dir aber liegt noch ein langes und so Gott will glückliches Leben. Der Verwalter ist kein übeler Mann, jung, hübsch und, so weit ich ihn kenne, brav und gutmüthig, er hat ein gutes Einkommen, und wir bleiben ja trotzdem beisammen. Ich nehm' die alte Käthe in's Haus, daß sie mir aufwartet, und wenn's später einmal zum Ende geht, dann zieh' ich zu Euch. Also bedenk' Dich nicht lange, der Verwalter hat die Wahl, und ich wüßt' keine bessere Partie für Dich."

Der Förster hatte, während er diese Worte sprach, sich immer dichter in Rauchwolken gehüllt, und je dichter diese Wolken sich zusammenzogen, desto finsterer umwölkte sich auch seine Stirne. Er wünschte diese Verbindung, ihretwegen, weil sie die Zukunft seines Kindes sicher stellte, er kannte ihren starren, eigensinnigen Charakter, der in Allem, was sie selbst betraf, hart und zäh war. Er wollte das Opfer nicht, welches sie ihm zu bringen gedachte, er hielt es für seine Pflicht es zurück zu weisen, weil sie ihr eigenes Lebensglück darüber verscherzte. Daß die Liebe zu einem Anderen das Hinderniß sein könne, an welchem sein Wunsch scheiterte, glaubte er nicht, er hatte nie von solcher Liebe etwas bemerkt. Was also war es, was sie bewog, die Werbung des Verwalters zurückzuweisen? Nur allein der Entschluß, bei ihm zu bleiben, ihm eine Stütze in seinen alten Tagen zu sein!

Vergeblich wartete er auf eine Antwort, umsonst versuchte er, in ihren Augen den Grund dieser Weigerung zu lesen, Aurelie hielt den Blick gesenkt, und ihre Lippen blieben stumm.

„Derzeit, als Du dem rothen Peter den Korb gabst, war's eine andere Sache," nahm er noch einmal das Wort, „der Charakter des Burschen gefiel mir auch nicht, und mit dem Gelde allein kehrt das Glück nicht ein an den neuen Herd. Aber jetzt —"

„Vater ich kann nicht," sagte Aurelie mit zitternder Stimme. „Ich achte und ehre den Verwalter, aber ich liebe ihn nicht, und ohne Liebe eine Ehe schließen, führt selten zu einem guten Ende."

Der Förster schüttelte mißmuthig das Haupt.

„Ob die Comtesse wohl auch so geredet hat, als der Baron um ihre Hand warb?" fragte er in ärgerlichem Tone. „Ich glaub's nicht, Aurelie, sie —"

„Vater, die Gründe, welche sie bestimmt haben mögen, dem Herrn Baron die Zusage zu geben, können für mich nicht maßgebend sein. Ich bin ja zufrieden und glücklich hier bei Dir, weshalb willst Du, daß ich Dich verlasse? Du zürnst mir? Sei nicht böse, ich will es mir überlegen, ich will Dir später meine Antwort geben, — morgen, übermorgen, nur dringe jetzt nicht in mich, ich kann mich so rasch nicht entschließen."

Der Förster lächelte wieder, es zeigte sich doch wenigstens ein schwacher Hoffnungsschimmer, er meinte, wenn Aurelie reiflich überlege, dann werde sie einsehen, daß die Werbung des Verwalters ihr einen sonnigen, blüthenreichen Weg in die Zukunft geöffnet habe, den sie gehen müsse. Er blickte forschend in die dunkeln Augen seines Kindes, er glaubte den Ausdruck trotzigen Zornes in ihnen zu finden, aber er beachtete es weiter nicht, vielleicht ärgerte es sie, daß er versucht hatte, ihren Eigensinn zu brechen, daß er ihr Opfer zurückgewiesen hatte.

„Wir wollen heute nicht weiter darüber reden," sagte er begütigend, „geh' mit Deinem klugen Köpfchen zu Rathe, und denk' nicht immer nur an mich allein. Ich werd' auf der kurzen Strecke, die noch vor mir liegt, meinen Pfad schon finden, Du aber bedarfst einer starken Hand, die Dich leitet und beschützt. Gute Nacht, mein liebes Kind, will nur noch einmal nach den Hunden sehen, dann geh' ich auch zu Bett."

Aurelie hatte sich erhoben, der Förster küßte sie auf die Stirne, nickte ihr noch einmal lächelnd zu und ging dann hinaus.

„Wenn er es wüßte!" seufzte das Mädchen, den starren Blick unverwandt auf die Thür gerichtet. „Er darf es nicht wissen, es bräche ihm das Herz. Aber Rache will ich nehmen für den Verrath, Rache!"

Sie erhob langsam, drohend den Arm, und die Gluth des Hasses loderte jäh in ihren Augen auf, der scharfe Zug um die festgeschlossenen Mundwinkel verlieh in diesem Augenblicke ihrem Antlitz einen dämonischen Ausdruck.

(Fortsetzung folgt.)

Dem Andenken an Wilhelm Schultz.

An einen Jugendfreund.

Dem schönen Zweibrücken so nahe, von täglichen Begegnungen und Erfahrnissen an sie gemahnt, verweile ich, Lieber! mit der schmerzlichsten Theilnahme und Ergriffenheit bei einer Kunde, bei einer Todesbotschaft, die Dich nicht minder wie mich überrascht und überwältigt haben wird. Schultz ist gestorben, unser Wilhelm Schultz, der alte treue Westraslanus, der durch seinen Geist das Licht unserer Studien, durch seine Liebe die Seele unseres Sängerkreises, durch seine Milde unser Steuermann auf dem stürmischen Meere unserer Debatten war; die Thallerche des kleinen Kreises flog den übrigen auch dieses Mal voran, sie schwang sich aber so hoch und so ziellos empor, daß sie den Rückweg auf die verlassene Erde nicht wiederfand. So ist denn die heilige Neunzahl, deren Bedeutung wir scherzhaft und ernsthaft wie ein erwünschtes Zeichen nahmen, wieder um ein Glied verstört, und nicht genug, daß der Kranz vaterländischer Dichter, Geschichtsforscher und Künstler so bald zerpflückt und zerstückt wurde, muß eine ihrer verheißungsvollsten Blüthen auf Nimmerwiedersehen, Nimmerwiedersehen von dem frühwinterlichen Stamme niederfallen. Wir haben das nicht gedacht, Du nicht und ich nicht, da wir im vorigen Sommer die bestäubten Reliquien unserer Jugend mit einander auskramten und in der Alff'schen Luft dahier Frage und Antwort heiter bewegt austauschten, nein, wir haben es nicht gedacht, daß Einer von Denen, welche unsere Erinnerung am treufreundlichsten grüßte, schon so bald uns würde entrissen werden. Es drängt mich, ihm ein Wort der Erinnerung nachzurufen, für das ich Dich, die Pfalz und das ganze Vaterland um einen Wiederhall bitte. Weißt Du noch, er war es, der mir bei meiner Wallfahrt nach dem Rigi, im Freundeskreise, beim gemüthlichen Hofmann, — ein unvergeßlicher Abend, so voll und so toll, wie ich sie seitdem nicht mehr kenne — den Wandersegen mitgab: vierzehn sinnige, innige Zeilen, die nun auch vergilbt und vergessen im Pulte ruhen unter meiner kleinen Verlassenschaft. Ach Gott, ich glaubte nicht, so ihm einst antworten oder vergelten zu müssen!

Wilhelm Schultz war ein Mann, wie sie täglich seltener werden in unserer vorwärtsschreitenden, eilfertigen Zeit: eine gemüthliche, neidlose Natur, gehoben von der sittlichen Wärme eines aufrichtigen Charakters, dessen ganzes Wesen jener milden weichen Sommeratmosphäre gleicht, die ihren Schmelz um die wäldergrünen Berge seiner westricher Heimath legt, einfach und bescheiden in seinen Ansprüchen, friedsamer Herzlichkeit, wenig bedürfend und viel für das Wenige zu geben bereit, dabei zurückgezogen lebend, doch warmen Antheil nehmend an der geistigen Strömung und den Humanitätsbestrebungen der Neuzeit, durch gelungene Leistungen auf dem Gebiete der historischen Forschungen — ich möchte ihn eine lebende Quelle für pfälzische Geschichte, Literatur und Statistik nennen — vortheilhaft bekannt und beseelt für große vaterländische Erinnerung — eine jener bescheidenen, stillen, lyrischen Naturen, die oft schönen Gegenden gleichen, welche in Regen und Nebel der Alltäglichkeit das nicht erscheinen, was sie im Sonnenschein ihres wahren Wesens sind. Unsere Liebe und der Glaube an sie gebe ihnen die rechte Beleuchtung, und sie werden uns in ihrem vollen Lichte aufgehen. Wir haben sein Wesen ganz richtig getroffen, wenn wir ihn, obgleich er kein Dichter war, eine lyrische Natur nannten, den Ausdruck aber im alten Sinne nehmend, nicht im neuen, stürmischen, übergetretenen. Nach solcher Seite neigte und verzweigte sich auch sein Talent, eines der wahrsten und zartesten, das nicht blos das engere Vaterland, sondern das deutsche überhaupt besessen hat, wenn schon lange nicht und nur wenig bekannt. Wenn er sprach, erzählte oder ein neues Product seiner Muße, eine historische Abhandlung oder Reiseerinnerung zum besten gab, was er niemals that ohne jene liebenswürdige, nicht coquett zögernde, sondern blöde und zurückhaltende Züchtigkeit, so gab er sich nicht die Mühe, den prosaischen Styl fadenlang und kunstgerecht abzuspinnen, sondern ihm klang das natürliche Gedankenecho seiner Worte unwillkürlich und zu jeder Stunde aus den stillen, kühlen, verborgenen Grotten seiner reichen dichterischen Natur entgegen, und so oft er ungemessen und frei zu gehen versuchte, alle Zeit zog es ihn wieder in die rhythmisch spielende Bewegung, in den anmuthigen und kunstlos verschlungenen Reigen seiner Redeweise, seines Gedankenstroms zurück. Das war der echte, rechte Schultz.

Seine eigene Seele bespiegelte sich in seinen Arbeiten, nicht das Bild anderer größerer Naturen, die er bewußt und absichtlich hätte copiren wollen. Er schilderte die Natur, aber ohne jemals in den modernen Widerspruch zwischen ihr und dem Geiste zu stürzen, wie in einen felsenreichen Abgrund, nein, immerdar nur ihre hellen heiteren Bilder auffassend, eine Weinlese im Herbst, eine Rose, einen Blüthenbaum im Mai und mit sinniger gesammelter Aufmerksamkeit zarte Beziehungen des Menschen zur Natur, der Natur zum Menschen, kleine Gleichnisse, abgelauschte Aehnlichkeiten aufsuchend und wiederfindend. Und wie er stets am Nächsten begnügt festhielt und in selbstbewußter Beschränkung seine festen Lebenskreise zog, so war es, auch wenn er zu größerem, ernsterem Stoffe sich zu erheben trachtete, entweder das specielle Vaterland, die Pfalz, oder die unmittelbare deutsche Natur in ihren volksthümlichen Eigenarten, ihrer Sprache, Geschichte und Abstammung, die seine Dichtung umfaßte. Der Rheinstrom von seinem gletscherumkränzten Ursprung bis zu seinem kläglichen Verschwinden in den niederländischen Mooren, der Schwarzwald, die Vogesen mit ihren Sagen und Nixen, das bayerische Hochgebirg und die Ebenen und Thäler der Blies, der Nahe, der Mosel und des Neckar: da pflückte er Keime und Blüthen, zog sie daheim groß, nährte sie in dem krystallklaren Quellwasser seines kindlichen Gemüthes, färbte sie mit den glücklichen ungekünstelten Tinten seines reichen Talents und bot den duftigen, wohlgeordneten Strauß Denjenigen — ach! schreiben wir — den Wenigen dar, welche das zu schätzen wissen, jenseits und diesseits des Rheins.

Einen besonderen Reiz endlich hatte seine dichterische Persönlichkeit nach der Seite des Humors hin; Schultz konnte schalkhaft sein, witzig, aber wen hätte sein Witz jemals verletzt, sein schalkhaftes Wort irgendwo verwundet? Seine Laune sprudelte nicht oft, doch wenn sie unvermuthet kam, bei einem Glase Wein im Kreise seiner Freunde und Gesinnungsgenossen, so war sie so ganz ohne Stachel, sein Spott so harmlos, liebenswürdig, so schonungsvoll abgerundet wie der ganze Mensch. Ja, es ist in diese reine Seele niemals ein Mißklang, eine Verstimmung gerathen, so lange sie unter dem Windhauche des Lebens sich geschwungen hatte.

Schultz war so glücklich, den Aplomb seiner Existenz, den Schwerpunkt seines Wesens, wornach fast jedes Talent unter den schmerzlichsten Schwankungen, unter Verirrung und Gefährde aller Art tasten muß, gleich zu treffen, sich instinctmäßig darauf niederzulassen. Seine Begabung war — es sei, ohne sie zu verkleinern, gesagt — nicht durchgreifend und gebietend genug, um den giftigen Beisatz der Ambition, der literarischen Eitelkeit in diesen reinen stoischen Charakter einzuschwärzen; sie war lauteres Silber, wenn nicht von schwerem, specifischem Gehalt, doch dafür auch nicht legirt mit unedlen Metallen. So empfand er auch niemals einen Zwiespalt, welche der Jüngeren unter uns so Viele zerreißt, den Zwiespalt eines doppelten Berufes, des bürgerlichen und des literarischen. Durch den günstigen Verkauf der ihm überkommenen, elterlichen Apotheke war Schultz, der an keine Scholle, an kein Amt, an keinen Familienherd mit seinen Mühen und Sorgen — ihm hatte Gott in letzterer Beziehung den Traum seiner Jugend versagt — gebunden war, in eine Lage versetzt, welche ihm gestattete, sich ganz und ungestört seinen Lieblingsneigungen: der historischen Forschung, insonderheit der pfälzischen und Pfalz-Zweibrücker Geschichte, hinzugeben. Es hieße ein Unrecht an seinem Talente, seinem reichen mannichfaltigen Wissen und an seinem Namen begehen, wollte ihn Jemand dem blosen literarischen Dilettantismus beiwerfen, der heuer in alle Stände und Stämme schmarotzerisch überwuchert. Er war unendlich mehr als die Zahllosen, welche auf der Universität oder auf dem Gymnasium

schon ihren Künstlerberuf durch maßlose Lectüre und frühen, aber ohnmächtigen Productionskitzel so deutlich wie sich selbst zu beurkunden glauben und ihre Versuche so ein paar Jahre unter dünkelhaftem Anspruch fortsetzen, bis die nur auf's Fleisch gelogene Ader von selbst abbleicht und verschwindet. Noch weniger hatte er einen Zug von der maul- und schlagfertigen, vor der Zeit reifen Kritikasterei, die vom Regiren anhebt und mit einem positiven Nichts endigt. Sein Vorzug war es, ein schlechter Recensent zu sein, und ich erinnere mich mit einer wahrhaften Rührung, daß er noch immer etwas anzuerkennen und zu loben wußte, wo uns Anderen die Haare zu Berge standen vor Grauen oder der Mund offen vor Langeweile. In jeden Menschen dachte er ein noch so winziges Seelchen hinein, und sich selbst empfand er immer ganz behaglich und ganz befriedigt. Nach einer frohen, mit Maß genossenen und besonnen genützten Maizeit sah er den Hochsommer seines an Arbeit und Segen reichen Lebens ruhig über sich herauf glühen; er scheute nicht zurück vor der Arbeit der Ernte, und er fürchtete auch kein Mißjahr, wußte er doch sein Feld gut bestellt!

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

— Ein seltsames Fest, ein Maskenball der Taubstummen, hat am 28. Februar in Berlin unter sehr starker Betheiligung aus den betreffenden Kreisen stattgefunden. Die eleganten Festräume des Etablissements waren, wie die „Post" berichtet, dicht gefüllt mit Gästen aus den verschiedensten Ständen, welche das gemeinsame Band der Gehör- und Sprachlosigkeit vereinigte. Der Ball, auf welchem auch der Director der Taubstummenanstalt in Dresden erschienen war, nahm den heitersten Verlauf und machte auf den unbetheiligten Zuschauer und Zuhörer nur während der Tanz- resp. Musikpausen einen etwas fremdartigen Eindruck. Das aus Flügel, Violine und Baß bestehende Orchester spielte munter auf, wenn auch die Tanzenden die Tacte nicht hörten. Dem Vortänzer, der, hier wörtlich zu nehmen, das Zeichen zum Beginn eines Tanzes mit hoch emporgehobenen Händen gab und durch graziöse Rundung des rechten Armes zur Hüfte die Herren zum Engagiren der Damen aufforderte, fehlte zwar die Sprache, nicht aber das Gehör, so daß er im Stande war, den zum Tanz angetretenen Paaren die Art desselben durch einmaliges Herumtanzen zu veranschaulichen. Mit Eifer und Lust folgten dann die Paare, sie walzten, polkten und galopirten dann mit vieler Präcision und führten selbst die combinirten Pas des „Rheinländers" mit großer Genauigkeit aus; hin und wieder kam es allerdings vor, daß einzelne eifrige Paare noch forttanzten, wenn auch die Töne der Musik längst verklungen waren. Vortrefflich gelang ein tourenreicher Cotillon, während hingegen eine Quadrille nicht getanzt wurde. Bis zur späten Morgenstunde dauerte das seltsame Fest.

— Eine Bergwerks-Explosion in Ashton hat neun Menschen das Leben gekostet. Es waren 93 Männer in der Grube Dukin Field, die für die tiefste in der Welt gilt, beschäftigt, als das Unglück sich zutrug. Eilf waren auf dem Schauplatze der Explosion, von denen nur zwei noch lebendig an die Oeffentlichkeit geschafft wurden.

— In Amerika hat man in einem Bergwerk am Lac Superior eine solide Masse von gediegenem Kupfer angetroffen, welche 65 Fuß Länge, 32 Fuß Höhe und 2 Fuß Dicke besitzt. Von diesen 4160 Kubikfuß sind $^2/_3$ reines Kupfer, während $^1/_3$ desselben aus tauber Gangmasse, also namentlich Kalkspath, Prehnit, Epidot und Quarz, sowie Bruchstücken des Nebengesteins besteht. Abgesehen von diesen fremdartigen Einschlüssen, wiegt diese Kupferplatte gegen 15,000 Centner! Die Größe derselben wird durch einen Vergleich mit der Kupferproduction des Mansfeld'schen Bergwerkbezirks während eines Jahres noch einleuchtender. Die gesammten Mansfelder Werke producirten im Jahre 1868 etwas über 60,000 Centner Kupfer. Die einzige oben beschriebene Kupfermasse aus der Phönixmine lieferte demnach $^1/_4$ soviel Kupfer wie das gesammte Mansfeld während eines ganzen Jahres.

— Um die Heiligen am Salzsee muß es wohl bestellt sein, denn allem Anscheine nach stehen sie nichts weniger als unter dem Pantoffel ihrer Frauen, obwohl diese ihnen numerisch überlegen sind. Einen Beleg hierfür liefern dem Ungläubigen die letzten amerikanischen Blätter, denen zufolge in Utah ein von 3000 Damen besuchtes Entrüstungsmeeting stattgefunden hat. Von den Mitgliedern des sogenannten stärkeren Geschlechts waren nur die Vertreter der Presse zugegen. Zweck der Versammlung war, gegen zwei im Washingtoner Congreß eingebrachte Bills zu protestiren, welche Unterdrückung der Vielweiberei beabsichtigen. Einige der anmuthigen Schönen schwangen die Geißel ihrer Worte mit mehr Geschick als Zurückhaltung, und eine erklärte, sie seien nicht zusammengekommen, um für Frauenrechte, sondern für Männerrechte zu agitiren. Die Herren im Congreß mögen sich daher in Acht nehmen. Als weiteren Beleg dafür, wie sehr die Männer des Gehorsams ihrer Frauen gewiß sind, kann man die Thatsache betrachten, daß die Gesetzgebung von Utah am 7. Februar der zarteren Hälfte der Bevölkerung das Stimmrecht zugestanden hat. Diese Bill hätte in jedem anderen Lande den Herrn der Schöpfung in „seines Nichts durchbohrendes Gefühl" zurückgestoßen; nicht so in Utah, wo die Männer noch immer das Haupt im Hause sind, obwohl die 20,000 Frauen sich nicht allein das Stimmrecht, sondern auch die Mehrheit der Stimmen gesichert haben.

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

** Ueber Anton Rubinstein, welcher am 10. ds. Mts. in Mannheim in der Musikalischen Akademie concertiren wird, erhalten wir folgende biographische Mittheilungen. Anton Gregor Rubinstein, am 18. November 1829 in Wechwotynetz bei Jassy geboren, erhielt von seinem Vater frühe eine gute Erziehung, seine Mutter, eine sehr gebildete Frau, die selbst Pianistin war und gegenwärtig an einem Moskauer Erziehungs-Institute weilt, nährte in ihm den Hang zur Musik, indem sie ihm und seinem jüngeren Bruder Nikolaus Clavierunterricht ertheilte. Mit etwa sechs Jahren nahm er Unterricht in Moskau, erregte mit $8^1/_2$ Jahren in einem Concerte daselbst und später in Paris Aufsehen. Besonders sprach sich Liszt gelegentlich des letzteren sehr anerkennend über den Knaben aus und unterstützte ihn bei dessen sorgsamen Studien. Nach einer Kunstreise durch England, Holland, Schweden und Deutschland mit seiner Mutter und seinem Bruder, die ihm einen bedeutenden Ruf einbrachte, nahm er 1844 bei Dehn in Berlin theoretischen Unterricht und widmete sich der Composition. 1845 ging er nach Wien, bereiste Ungarn, 1848 kam er nach Petersburg als Kammervirtuose der Großfürstin Helene und Hofconcertmeister der Kaiserin. Er componirte hier fleißig, unternahm hierauf ruhmvolle Kunstreisen durch ganz Europa, worauf er als Leiter des Petersburger Conservatoriums berufen wurde, um später auf weiteren Kunstreisen in Deutschland und Frankreich neue Lorbeeren zu sammeln. Seine jüngsten Kunstreisen sind bekannt. Rubinstein hat sich als Componist wie als Pianist gleich ehrenvollen Ruf erworben, als Letzterer zählt er zu den bedeutendsten Pianisten der Gegenwart. Seine gefühlsinnige Vortragsweise trug ihm den Namen des „Sänger unter den Pianisten" ein. Jedenfalls dürfen unsere Leser eines außerordentlichen Kunstgenusses sich versichert halten und die günstige Gelegenheit, die in allen musikalischen Kreisen eine Spannung hervorrief, nicht unbenutzt vorübergehen lassen.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 29. Dritter Jahrgang. 1870.

Gebrochene Treue.

Erzählung von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

2.

Arm in Arm durchschritten die beiden Verlobten den Garten, der hinter dem Schlosse lag.

Comtesse Leonie von Strahlenberg war eine imponirende Erscheinung, aber auf den Namen einer Schönheit durfte sie keinen Anspruch machen. Ihren Zügen fehlte das Ebenmaß, ihren großen, blitzenden Augen die seelische Wärme. Sie blickten stolz und kalt, sie konnten Den, der so kühn war, zu ihnen aufzuschauen, demüthigen und vernichten, die Macht zu erheben, zu veredeln und zu bezaubern, schienen sie nicht zu besitzen. Es lag kein erwärmender Frühlingssonnenschein, kein verlockender Sternenschimmer in ihnen, es war die versengende Gluth des Sommers und mitunter auch der kalte Strahl der Wintersonne. Ein stolzer Zug umspielte die fein geschnittenen Lippen, die wohl deshalb so selten lächelten, weil die Zähne von der Mutter Natur stiefmütterlich behandelt worden waren. Dennoch machte ihre Erscheinung einen imponirenden Eindruck durch die hohe, schlanke Figur, die stolze Haltung und die Grazie in ihrem Gange und ihren Bewegungen.

Ihr Verlobter war ein schöner Mann, er ließ auf den ersten Blick den früheren Soldaten erkennen, aber es bedurfte auch nur eines Blickes, um zu wissen, daß eine stürmische Vergangenheit hinter ihm lag, und daß das verzehrende Feuer der Leidenschaft noch immer in ihm loderte.

Vor dem Marmorbassin des Springbrunnens blieb Leonie stehen, sie neigte sich nieder und blickte dem Spiel der Gold- und Silberfische zu. „Wissen Sie, was ich in diesem Augenblick denke, Oscar?“ fragte sie in scherzendem Tone.

Der Baron schüttelte lächelnd den Kopf, die Frage bewog ihn, durch seine Lorgnette ebenfalls in das Bassin hinabzublicken.

„Ich denke mir, wie bald wohl die Fischchen verschwinden würden, wenn ein Hecht in dieses Bassin gebracht würde!“

„Ein origineller Gedanke!“ lachte der Baron, aber das Lachen sollte bald von seinen Lippen verschwinden.

„Ein Gedanke, der in mir aufstieg, als ich Ihr Bild im Wasserspiegel bemerkte,“ fuhr Leonie ruhig fort. „Glauben Sie nicht, daß es auch Hechte in Frack und Glacehandschuhen giebt, die auf Gold- und Silberfische Jagd machen?“ Sie blickte ihn mit kalten, stolzen Augen fragend an, wie Jemand, der einem Anderen sich klar machen will, daß er ihm überlegen ist.

Der Baron kniff die Lippen zusammen und senkte, aber nur auf einen kurzen Augenblick, die Wimpern. „Ich wiederhole, ein origineller Gedanke und eine eben so originelle Frage, Leonie,“ sagte er, mit seiner Lorgnette spielend. „Halten Sie mich etwa für —“

„Nein, Oscar, Sie mögen oft auf die Jagd gegangen sein, aber ein großer Jäger sind Sie sicherlich nicht gewesen. Kommen Sie, wir wollen unseren Spaziergang fortsetzen.“ Sie legte ihre Hand wieder auf seinen Arm und sah ihn mit einem muthwilligen Lächeln an. Wollte sie ihn jetzt schon darauf vorbereiten, daß sie niemals ihren Willen dem seinigen unterordnen werde? Er mußte ja den Spott in ihren Worten fühlen, sie mußten ihm beweisen, daß sie die Gründe kannte, welche ihn bewogen hatten, um ihre Hand zu werben. Weshalb hatte sie die Werbung angenommen, da sie doch wußte, daß nur ihr Geld der Zauber war, der ihn fesselte? Ahnte sie denn nicht, daß das Band, welches sie mit ihm knüpfte, eine schwere, drückende Kette für sie werden könne? Sie hatte wohl nicht darüber nachgedacht, sie sehnte sich hinaus in die verlockenden Kreise der Welt, in denen sie nur als Gattin frei sich bewegen konnte. Und wohl, um sich diese Freiheit zu bewahren, rüttelte sie schon jetzt spottend an der goldenen Kette, die sie vielleicht zu zerreißen gedachte, sobald sie ihren Druck zu schwer empfand.

Und der Baron? Er sah nicht weiter in die Zukunft hinein, als sein Horizont reichte, für ihn war diese Verbindung nur der Schlüssel, der ihm den Weg zum Reichthum und zu hohen Ehren öffnen sollte.

„Haben Sie je geliebt, Oscar?“ fragte Leonie nach einer langen Pause.

„Liebe ich nicht Sie, Leonie?“ gab er zur Antwort.

„Sie wollen es freilich behaupten, aber ich glaube nicht an Ihre Liebe!“

Der Baron zog die Stirne in Falten, sein Blick nahm einen finsteren, drohenden Ausdruck an. „Haben Sie Gründe, Beweise für Ihre Zweifel?“ fragte er.

„Durchaus keine, ich kann mir nur nicht denken, daß Sie in Wahrheit lieben können!“

„Daß mir das meine Braut sagt —“

„Muß Ihnen meine Wahrheitsliebe beweisen!“

„Leonie!“

„Zürnen Sie mir?“

„Ich kann es nicht, eben weil ich Sie liebe.“

Ein geringschätzender Zug umzuckte flüchtig die Lippen der Comtesse, er würde den Baron gewarnt haben, wenn er ihn bemerkt hätte.

„Wie kommen Sie nur auf dieses Thema, Leonie?“ fuhr der Baron fort. „Es ist ein sonderbares Gespräch für ein Brautpaar, die Zweifel nach der Verlobung sind gefährlich, meine Theuere.“

„Wissen Sie es aus Erfahrung? Ich finde hier keine Gefahr, Oscar, ich glaube überhaupt nicht, daß aus diesen Zweifeln jemals Gefahren für uns entstehen können. Wir wünschen beide diese Verbindung, vielleicht aus denselben, vielleicht auch aus verschiedenen Gründen; ich glaube, das schützt uns hinlänglich vor den Gefahren, auf welche Sie hindeuten. Es ist möglich, daß später unsere Anschauungen, Wünsche und Entschlüsse ziemlich weit auseinander gehen, für solche Fälle wollen wir uns unsere persönliche Freiheit bewahren. Sind Sie in diesem Punkte mit mir einverstanden?“ Sie sah ihn mit ihren stolzen, kalten Augen scharf an, er wußte jetzt, weshalb

sie seine Werbung angenommen hatte, er wußte auch, daß sie mit demselben Gleichmuth die Kette wieder zerbrach, wenn er ihre Bedingungen verwarf. „Ich hätte Ihnen das gestern sagen sollen, ehe ich Ihnen mein Jawort gab," fuhr Leonie fort, „aber der Augenblick wäre nicht passend gewählt gewesen, überdies wußte ich ja, daß Sie sich in dieser Beziehung meinen Wünschen fügen würden, es muß ja auch in Ihrem Interesse liegen, sich die Freiheit zu bewahren. Nur das eine Gesetz binde uns beide: die Vermeidung alles dessen, was zu einem Eclat führen könnte. Und nun, mein Freund, führen Sie mich in's Schloß zurück, ich will den Rest des Vormittags benutzen, um einige Briefe zu beantworten." Sie neigte leicht das Haupt und blickte lächelnd zu ihm auf, als ob ihr Lächeln ihn wieder aussöhnen solle mit der bitteren Wahrheit in ihren Worten.

Er fühlte die Demüthigung, die sie ihm bereitet hatte, die Niederlage erbitterte ihn, und doch mußte er sich sagen, daß er sie habe voraussehen können. Er führte die Comtesse in's Schloß, dann kehrte er in den Garten zurück.

Wenn nur seine Schulden ihn nicht so sehr gedrückt hätten, wenn nur ein anderer Weg ihm sichtbar gewesen wäre, er würde ohne Zögern die Fesseln zerbrochen haben! Aber was lag im Grunde daran, wenn sie ihn durchschaute! Sie hatte ja vorher gewußt, daß seine Verhältnisse nicht mehr so glänzend waren, und trotzdem einen Vortheil in der Annahme seiner Werbung gefunden. Und mit welchem Rechte durfte sie Liebe von ihm fordern? War denn ihr eigenes, stolzes Herz der Liebe fähig? Wie konnte er Liebe geben, wo er keine fand? Pah, weshalb darüber grübeln! Er nahm ihr Gold und gab ihr dafür Freiheit und eine hohe, angesehene Stellung, sie verlor bei dem Tausch nichts, also hatte sie auch kein Recht und keine Veranlassung, ihm Vorwürfe zu machen. Warf sie ihm vor, daß seine Werbung selbstsüchtige Berechnung gewesen sei, so konnte er ihr erwidern, daß sie ja auch nur aus Selbstsucht und Berechnung die Werbung angenommen habe.

Damit war für den Baron die Sache abgemacht, er zündete eine Cigarre an und trat in den Park, um hier in kühler Dämmerung über andere Dinge nachzudenken.

Für den Sonnenschein und die duftenden Blüthen hatte er kein Auge, für das Zwitschern und Singen der Vögel hoch oben im grünen Blätterdach kein Ohr, er sah und hörte nichts davon, in Nachdenken versunken saß er auf einer Bank und spann die Fäden seiner Gedanken in endlose Fernen. Er spann sie weit, weit in die Zukunft hin, mit dem, was hinter ihm lag, hatte er abgeschlossen, an die Vergangenheit wollte er nicht mehr erinnert sein. Es waren helle, glänzende Fäden, die der Sonnenschein vergoldete, er spann sie weiter und weiter, ohne zu ahnen, daß aus den schwarzen Wolken, die drohend über ihm hingen, der Blitz vernichtend auf sie niederfahren und sie zerreißen konnte.

Das Knirschen des Kiessandes weckte ihn aus seinen Träumen, er blickte auf, vor ihm stand der Verwalter der gräflichen Güter. „Es ist ein Brief für Sie abgegeben worden," sagte der Verwalter, den forschenden Blick fest auf das Antlitz des Barons gerichtet, „ich suchte Sie im Schlosse, das gnädige Fräulein sagte mir, ich werde Sie hier finden."

„Schon gut," erwiderte der Baron lakonisch, während er einen Blick auf die Adresse warf, „wer brachte den Brief?"

„Ein Knabe aus dem Dorfe."

„Ah — ein Bettelbrief, das Proletariat benutzt jedes Ereigniß in den Familien der höheren Stände, um seine Bettelpfennige zu beanspruchen."

„Diesmal irren Sie, Herr Baron," sagte der Verwalter in einem so ernsten, strengen Tone, daß der Baron sich nicht enthalten konnte, befremdet zu ihm aufzublicken, „es ist kein Bettelbrief, ich hoffe wenigstens, daß er es nicht ist."

„Wissen Sie, wer ihn geschrieben hat?" spottete der Baron.

„Ich weiß es."

Der Edelmann erhob sich hastig, er steckte den Brief in die Brusttasche seines Rockes und nahm eine trotzige, herausfordernde Haltung an. „Was kümmert es Sie, wer an mich schreibt und welche Bitten an mich gerichtet werden?" sagte er trotzig. „Wartet der Bote auf Antwort?"

„Nein."

„Es ist gut." Ein befehlender Wink verabschiedete den Verwalter, der aber diesem Wink nicht Folge leistete, vielmehr dem Baron noch näher trat.

„Fräulein Aurelie, die Tochter unseres Försters, hat Ihnen diesen Brief geschickt," sagte er mit gepreßter Stimme, „ich muß Sie fragen, ob Aurelie ein Recht hat, Ihnen zu schreiben. Ich muß es, Herr Baron, meines Friedens, meines Glückes wegen, ich fordere von dem Edelmanne eine offene und ehrliche Antwort."

Der Baron zuckte die Achseln, wie Jemand, der sich durch das Gerede eines Anderen gelangweilt fühlt und ihm dennoch aus Höflichkeit nicht Schweigen gebieten mag. „Ich denke, Jeder hat das Recht, an mich zu schreiben," erwiderte er froslig. „Sie sehen, ich habe den Brief noch nicht gelesen, das mag Ihnen beweisen, welch' geringen Werth ich auf ihn lege."

Jäh blitzte es in den Augen des Verwalters auf, seine Lippen preßten sich krampfhaft zusammen, aber er bezwang sich. „Herr Baron, diese Antwort kann mir nicht genügen," nahm er das Wort, und das leise Zittern seiner Stimme verrieth, welch' gewaltiger Sturm seine Seele durchtobte. „Ich liebe Aurelie, ich habe um ihre Hand geworben, auf der Ehre meiner künftigen Gemahlin darf kein Makel ruhen."

Wieder zuckte der Baron die Achseln. „Ich weiß nicht, was Sie von mir wollen," sagte er, „überdies kann ich mich nicht geneigt fühlen, in diesem Tone unsere Unterredung fortzusetzen. Wenn ich mit Aurelie hie und da ein freundliches Wort gewechselt habe, wenn für sie eine Veranlassung vorliegt, eine Bitte an mich zu richten, wie kann das einen Makel auf ihre Ehre werfen? Fragen Sie das Mädchen selbst, mein Herr, sie wird am besten Ihnen darüber Auskunft geben können." Er wandte ihm den Rücken und schritt tiefer in den Park hinein, er blickte sich nicht um, ob der Verwalter ihm folgte, das Knirschen des Sandes hätte es ihm ja verrathen; er wollte ihn fühlen lassen, daß der Verwalter nicht berechtigt gewesen war, solche Fragen in solchem Tone an ihn zu richten.

Endlich blieb er stehen, er holte den Brief hervor und erbrach hastig das Siegel. „Die Thörin!" murmelte er. „Wie kann sie nur so unvorsichtig sein! Und überhaupt, was verlangt sie von mir? Pah, es ist die alte Geschichte, sie nöthigt mich, ihre stolzen Träume zu zerstören, die unangenehmen Erörterungen hätte sie sich und mir ersparen können."

Ein Zug der Geringschätzung glitt über seine Lippen, als sein Blick flüchtig über die Zeilen schweifte. „Ich werde kommen," fuhr er fort, „sie will es, ich muß ihr zeigen, daß sie einem Phantome nachjagt."

Er steckte den Brief in die Tasche und trat den Rückweg zum Schlosse an. Was lag ihm daran, ob er über ein zuckendes Menschenherz hinwegschritt, welches er in den Staub getreten hatte? Er schritt auf seinem Pfade weiter, dem Ziele entgegen, welches er sich vorgesteckt hatte, was kümmerte es ihn, wie viele Blüthen er zertrat!

(Fortsetzung folgt.)

Dem Andenken an Wilhelm Schultz.

(Fortsetzung und Schluß.)

Vor zwei Jahren — Du weißt es — erhob unseren, bisher an der Geschichte des Herzogthums Zweibrücken eifrig fortarbeitenden, an große und öffentliche Zustände nicht gewohnten Schultz das Vertrauen seiner Mitbürger auf den Bürgermeisterstuhl seiner Vaterstadt. Mit welcher fast ängstlichen Gewissenhaftigkeit und Treue, mit welcher Liebe und Unverdrossenheit, wie tüchtig, schaffensrüstig und hochherzig er sich dieser schwierigen Aufgabe unterzog und wie er Allen als leuchtendes Vorbild und als Wohlthäter des städtischen Gemeinwesens und der verschämten Armuth vorschwebte, ist Allen bekannt und von Jedermann anerkannt und bedarf keiner weiteren Erwähnung. Die Früchte, die er in diesem kurzen, edel erfüllten Leben ausgestreut, lassen ihn uns als Lebenden und Wirkenden immer noch forterscheinen.

Nur das Eine kann ich nicht verschweigen: Hätte Schultz dies Ehrenamt nicht angenommen, was man ihm von wohlwollender Seite anrieth, er würde vielleicht heute noch jugendfrisch und vergnügt unter uns wandeln und nicht so bald aus seinem thätigen Stillleben abberufen worden sein.

So erschien mir unser Schultz, einer der Wenigen, den Alle lieb hatten, der den Reiz, Feinde zu besitzen, glaub' ich, nie gekannt hat und dessen weiches Herz für den Haß wie für alle entschiedenen Leidenschaften weder Kraft noch Raum besaß. Noch sind es keine vierzehn Tage, daß ich ihm am Krankenlager die Rechte geschüttelt. Ich glaubte nicht, daß es das letzte Mal sei, auch er nicht, denn er bemerkte mir, daß sein Zustand sich täglich bessere, und freute sich auf das kommende Frühjahr, wo er mit mir den längst projectirten Ausflug nach den Wäldern von Waldfischbach und Johanniskreuz unternehmen werde. Doch im Rath der Vorsehung war es leider anders beschlossen. Er erhob sich nicht mehr vom Krankenlager. Die Augen, die so eifrig auf dem Gebiet der Wissenschaft geforscht und sich so oft und innig in das Reich der Poesie und Kunst versenkt hatten, erloschen für immer. Schon im Herbste, als die Wälder sich färbten und die Schwalben nach wärmeren Gegenden zogen, klagte er mir öfters über Appetit- und Schlaflosigkeit und heftiges Stechen im Magen, und als er mir eines Vormittags in seiner Wohnung das wundervolle Gedicht von Schlegel, „Leonardo da Vinci", vorlas, konnte er vor innerer Bewegung kaum mehr sprechen, als er an die Stelle kam:

Weit in unentdeckte Fernen
Breiten Klarheit die Gedanken,
Doch das Nächste zu vollenden,
Fühl' ich meine Hand erkranken.

Ich vergegenwärtigte mir gestern mit der Wollust des Schmerzes den ganzen Menschen, der nun ein Todter ist, vor dem Scherzbilde stehend, das der unvergeßliche Veil in unserem Kreise entworfen und der Besten von uns Einem gelassen hat. Da schaute er hervor, vorzugsweise getroffen unter Allen, mit der ihm allein eigenen innerlichsten Theilnahme an allem Aeußeren, mit dem Lächeln um Auge, Mund und Wange, das wie Sonnenschein aussieht, aber wie ein weicher, halb verhüllter. Die anderen Acht waren noch treu gesellt um ihn, der für immer fehlen wird, selbst wenn sie sich — des unwahrscheinlichen Falles! — noch einmal bei Hofmann oder bei Vetter Georg, in der „Spelunke" oder im „Adler" um den runden Tisch sammeln werden. Ach, sie sagen wohl, er sei im Berufe gestorben, aber ich gestehe, es ist mir dies ein schaler und kühler Trost, der das weinende Auge der Leidtragenden so wenig trocknen kann, als er meinen fragend emporgeschlagenen Blick beantwortet. Er war ja, der Selige, noch nicht ganz fertig geworden, noch im besten Anfang begriffen, sein Herz noch so unerkaltet, so erwartungsvoll!! — — Und doch todt! todt! todt!

Lieber! es ist ein hartes Wort. Der Winter schüttelt mich, daß ich in tiefster Seele erbebe und zusammen fröstele. Hänge, der Du nach mir die dankbare Aufgabe ergriffen hast, die alten Heiligthümer unserer Bundlade zu hüten, hänge einen Flor um das Bild unserer gemeinsamen Göttin am Hochaltar, um die hohe heilige Kunst; sie hat einen edlen lieben Sohn verloren. Und — ach, Du weißt es ja so gut als ich, — das Vaterland ist nicht überreich an Solchen, wie er war. Laß ihn nicht ohne Erinnerung hinübergehen, seinen Namen nicht verhallen wie den Nachwind auf dem Maximiliansplatze, sein Talent nicht verwittern wie die Thürmchen auf der Alexanderskirche. Nicht um einen Leichenstein gehe ich Dich und Andere an für ihn, dafür wird seine Vaterstadt, deren schönsten und edelsten Zierden er Eine war, sorgen; nein, sammele was übrig ist von Wilhelm Schultz, gieb der Pfalz, gieb Bayern, gieb dem großen deutschen Volke ein kleines deutsches Leben, von dem es nicht viel gewußt hat, obgleich oder weil es ein so reines edles, für alles Hohe und Schöne begeisterndes, ein so vaterlandsliebendes, opferbereitwilliges war. Seine literatur- und culturgeschichtlichen Skizzen, seine auf dem Felde der geschichtlichen Forschung geleisteten Arbeiten, seine vaterländischen Erinnerungen und Reiseerlebnisse, sind sie zum Theil auch nur Versuche und Bruchstücke, werden Anklang finden, auch weiter und ferner, und die Erscheinung eines mehr als gewöhnlichen Kenners der deutschen Kunst und Geschichte, den ein Schimper, ein Lehmann und Häusser mit auszeichnender Gunst zu den Ihrigen zählten, sie darf nicht so ganz in Dunst und Nebel verschwimmen, so lange noch von ihr zu retten und zu zeigen übrig ist.

Daß aber ich, der Wandernde, mich berufen glaubte, dem Heimgegangenen als Leichenvogel nachzuklagen — ich that es schon Vielen, Besseren und Schlechteren als er — siehst Du, Freund, es geschah das nicht aus bloser vorüberwallender Rührung und Empfindsamkeit, noch aus dem Wunsche, mir selbst ein freundliches Wort hin und wieder zu gewinnen, oder ein feindliches zu versöhnen; wahrhaftig, ich fange an gleichgiltig dawider zu werden. Du begreifst mich, wenn ich Dir gestehe, daß jenes Veil'sche Bild aus alten Tagen mich wahrhaft dämonisch angesehen und angefaßt hat, und seinem Eindruck allein will ich diese Zeilen beigemessen haben. Und an dieses Bild, Lieber, knüpfen sich mitunter die wertheften Erinnerungen meines wie Deines Lebens!

Ich will schweigen von den heiteren, genußvoll verlebten Stunden und Abenden in der alten, freundlichen, damals so geselligen Herzogsstadt und auf dem wirthlichen fashionabelen Sandhof, der nun auch dem Götzen der Zeit, der Industrie, zum Opfer gefallen und bei dessen Anblick jedesmal, so oft ich auf der Eisenbahn an ihm vorüberfliege, mein Herz eine trübe Wehmuth beschleicht; ich will schweigen von den harmlosen Sängerfahrten nach dem Guten Brunnen, den Schloßruinen von Kirkel und Bundenbach, will schweigen von den staubigen Wanderungen durch Kirrbergs unwirthliche Syrten nach dem hochgelegenen Karlsberge — meinem ehemaligen Tusculum —, wobei Schultz stets die reiche Ader seines Humors und geselliger Unterhaltungsgabe im Brillantfeuer geistreicher improvisirter Schwänke und Scherze spielen ließ; ich will schweigen von den schmeichelhaften Erfolgen auf den Bretern unseres Liebhabertheaters, wo Schultz, die Seele des Ganzen und der Liebling des Publicums, mit Ulrich Riesler, dem Dichter des „Kynast" und mit Gerhard Lampel und dessen liebenswürdiger Schwester, diese im tragischen, jener im komischen Fach, in der „Teufelsmühle", der „Donna Diana" und der „Griseldis" glänzende Triumphe feierte; ich will schweigen von den gemüthlichen Soiréen und

Picknicks bei der achtbaren Familie Cl . . . . , woselbst sich gewöhnlich, nach beendigter Vorstellung, die Priester und Priesterinnen der hohen keuschen Kunst zu einem gemeinsamen, durch Grazie und leichten Scherz, durch geselliges Spiel und Unterhaltung gewürzten attischen Mahle vereinigten, und zu dessen Belebung und Verschönerung unser Schultz nicht wenig beitrug; — ich will schweigen von alledem, denn ich darf erwarten, daß in den Herzen Aller die Erinnerung an die Erlebnisse und Begebnisse jener schönen Tage und ihrer Genüsse, an den Freundschafts- und Seelenbund zum Vorwärtsstreben nach einem hohen Ziele, wenngleich längst der zarte Farbenduft abgestreift und jene leiseren Töne einer harmonischen Jugend im großen Weltorcan verhallt sind, noch nicht ganz erstorben und erloschen ist. Ich wenigstens habe mir das Gelübde abgenommen, diese und ähnliche Erinnerungen wie liebe Sterne festzuhalten und alle Täuschungen, alle Kränkungen wolkenähnlich darunter fortwallen zu lassen.

Aus der heiligen Neunzahl sind jetzt nur noch Sechs übrig, nachdem auch Er ausgeschieden. Und diese Sechs, wie zerfahren und zertrennt, im Nächsten und im Fernsten! Das Leben hat in sich, auch das kleinste und engste, einen unendlichen Schatz an Schmerz und Täuschung, an Verlust und Wehmuth, wenn es rückwärts zu blicken die unheilvolle Gabe oder Neigung besitzt. Wie haben wir vereinigten Neun angefangen, und wo und was? Wie enden wir, der Eine hier, der Andere da, der letzte vielleicht gar nicht! Unser würdiger Aeltester, hat er den Sturm widriger Schicksale überdauert mit derselben Stärke, womit er den Sturm unserer Gedichte, Aufsätze und Debatten immer bis auf den letzten Mann aushielt? Der Eine, welcher am ersten sich lossagte von den heimischen Verhältnissen, den gegebenen Lebensbedingungen und gewohnten Lebensformen, hat er es draußen gefunden, was er drinnen vermißt, und in der freien Kunst erreicht, was das unfreie Amt verweigerte? O, es waren unserer Neun, Kinder beinahe derselben Scholle, derselben Sprache, Wanderer fast zu demselben Ziele; und wie vereinzeln sich jetzt schon unsere Wege, wie verirrt sich Der, wie findet sich Jener zurecht und zurück! Wir ziehen zum Theil noch einsam, zum Theil haben wir gefunden und verloren und wieder gefunden; wir haben schon manchen Wahn, manchen Irrthum, manche Sünde abgebüßt, manchem Traum entsagt, manche Liebe begraben; wir haben selbst einsehen gelernt, daß Vieles von dem, was wir damals suchten, nur Wahn und Irrthum war. Und dennoch! Was habe ich in den letzten Jahren nicht schon erlebt und ertragen — Verluste und Schmerzen, traurige Erinnerungen, die der kommende Frühling schwerlich übergrünen wird! Wohin ich bei meiner Lebensrückschau blicke, nichts als Gräber, frische Gräber geliebter Todten. Mich friert's! Doch wünschen wir sie nicht herauf, die glücklichen Schläfer unter dem Boden; wer weiß, was uns über dem Boden noch bevorstehen mag, in einer Zeit, wo enger und enger die Kreise werden, in welche der Egoismus den Menschen einschließt; wo ein mechanischer Atomismus immer mehr zur herrschenden Weltanschauung wird; wo alle großen socialen Ordnungen der alten Zeit umgestürzt werden und die Gesellschaft, losgelöst von allen Banden der Liebe, der Pietät und Sittlichkeit, wieder in ihre Atome zurückzufallen droht.

Lieber! ich schließe, meine Hand schmerzt. Mit Gruß und Handschlag

Dein

Peregrin.

Am 19. Februar 1870.

Mannichfaltiges.

— Auf Theeverfälschungen, welche im großartigsten Maßstabe vorgenommen worden, sind von ärztlicher Seite die Londoner Behörden aufmerksam gemacht worden. Es stellt sich heraus, daß man in den schmutzigsten Bezirken von Shanghai die bereits abgekochten Blätter theilweise im halbverfaulten Zustande sammelt, an der Sonne trocknet und hiernach unter der Bezeichnung „Fine Honing Congou" nach Europa exportirt, um sie unter anderen Thee zu mischen. Ueber 7,000,000 Pfund sollen kürzlich erst bei den Auctionen von diesem übel riechenden und ekelhaft schmeckenden Zeug abgesetzt worden sein, und man mag auf die Nachfrage schließen, wenn man hört, daß die Preise von 2 d. auf 5½ d. pro Pfund gestiegen sind. Die Citybehörden haben Maßregeln getroffen, um in der Folge dem Verkauf so viel als möglich zu steuern.

— Es können Eltern und Erzieher nicht genug darauf hingewiesen werden, wie vorsichtig mit Farbenkasten, trotz dem daß auf selbigen gedruckt steht „Giftfreie Farben", besonders bei Kindern umzugehen ist; dies beweist ein trauriger Fall, welcher bei einer Familie in Hartha vorgekommen ist. Ein 1½jähriges Kind gelangt beim Spielen zu einem Farbenkasten, nimmt aus demselben eine grüne Farbe heraus, steckt dieselbe in den Mund und verschluckt die Hälfte davon. Nach kurzer Zeit tritt bei dem Kinde ein starkes Erbrechen ein, und ehe noch ärztliche Hilfe zur Stelle sein konnte, waren schon die Symptome der Vergiftung eingetreten, worauf das arme Kind nach einigen qualvollen Stunden verschied.

— Die östliche Seite des Felsens von Gibraltar ist am 21. Febr. von einem großen Erdsturze heimgesucht worden. Zwischen dem Teufelsthurme und der Catalan-Bucht lösten sich, wahrscheinlich in Folge der starken Regengüsse, schwere Felsmassen und rollten den Abhang hinab, einige bis ans Meer, so daß die Verbindung zu Lande abgeschnitten ist und mit dem Dorfe Catalan durch Boote unterhalten wird.

— Der rühmlichst bekannte Chemiker Dr. J. Redtenbacher, Professor an der Universität zu Wien, ist am 5. März nach längerer Krankheit im Alter von 60 Jahren gestorben.

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

♂ Mannheim, 7. März. Dieser Tage hielt im Alterthums-Verein Kaufmann Nötling einen interessanten, durch eine Druckschrift und zwei von ihm nach den Mustern antiker Bruchstücke angefertigte Schlösser in klarer Weise gestützten Vortrag über die Schloßeinrichtungen der Römer in den Rheingegenden. — Die Sammlungen des Vereins erhielten den Besuch des ersten Vorstands des Germanischen Museums in Nürnberg, Prof. Essenwein, welcher sich mehrere Nummern zu gewünschter Abformung für die deutsche Nationalanstalt aussuchte. Von hier begab sich derselbe nach Speyer, um auch dort die neu aufgestellten Sammlungen zu besichtigen, und von dort nach Germersheim und Landau, wo er bis gestern verweilt haben wird, um mit Genehmigung des k. Kriegsministeriums nachzusehen, ob in den dortigen Zeughäusern sich noch für das Museum bedeutsame Stücke von Artillerie vorfinden; wie denn in Landau u. a. vor nicht langer Zeit bei der Umformung des Kalibers Stücke aus der Zeit Ludwigs XIV. unter den Hammer kamen oder in die Schmelzöfen wanderten. In Paris, von wo der Forscher aus Studien im Museum der Artillerie kam, fand er u. a. ein Stück, welches von Afrika dorthin gelangt, dort aber unter Karl V. zurückgelassen war, welcher, wie aus seinem Geschützbuche ersichtlich ist, es in der Schlacht bei Mühlberg erbeutet hatte. Vielleicht wird es gelingen, eine Abformung für das Germanische Museum zu erlangen.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 30. Dritter Jahrgang. 1870.

* Gebrochene Treue.

Erzählung von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

3.

Auf einem Kreuzwege im Walde, den glühenden Blick starr in die Ferne gerichtet, stand Aurelie, den Baron erwartend. Sie erinnerte sich der Tage, in denen der erste Sonnenstrahl der Liebe ihr junges Herz getroffen und einen Zaubergarten voll der herrlichsten Blüthen aus ihm geschaffen hatte.

Nun waren die Stürme gekommen, die verheerend über die Blüthen hinwegbrausten, und schwarze Wolken umhüllten die Sonne, den köstlichen Frühlingstag in Sturmesnacht verwandelnd.

Sie wußte ja selbst nicht, wie es gekommen war, daß ihr Herz eine so innige, glühende Liebe zu ihm empfunden hatte, sie meinte, es habe so kommen müssen, sie freute sich der Blüthen und des Sonnenscheins, darauf bauend, daß diesem Frühlingsstrahlenglanz keine Finsterniß folgen könne.

Seine Augen konnten nicht lügen, seine Worte sie nicht betrügen, sein Lächeln war keine Maske, sein Liebesschwur kein Meineid! Sie hatte ihm vertraut; was er ihr sagte, war ihr ein Evangelium, an dessen Wahrheit sie nicht zweifeln durfte.

Wohl waren in stillen, einsamen Stunden Zweifel in ihrer Seele aufgestiegen, das Menschenherz kennt ja kein vollkommenes Glück, aber die Riesenkraft ihrer Liebe hatte jeden Zweifel überwunden, der an ihrem Heiligthume freveln wollte. Sie zweifelte auch dann noch nicht, als man den Baron mit der Comtesse Leonie in's Gerede brachte, es war ja unmöglich, daß er seinen Schwur vergessen, zum Verräther an ihrem Herzen werden konnte.

Da war gleich einem zweischneidigen Dolche die Nachricht seiner Verlobung in ihr hoffnungsfreudiges Herz hineingefahren, daß es aus tausend Wunden blutete! Sie konnte die Wahrheit dieser Nachricht nicht bezweifeln, sie hatte die ganze Nacht hindurch kein Auge geschlossen, sie meinte, sie müsse noch einen Stern in dieser Finsterniß entdecken, zu dem sie hoffend emporblicken dürfe. Aber die Nacht, die sie umgab, war immer dichter und schwärzer geworden, und die Stürme, die tobenden, verheerenden Stürme wollten keine Ruhe finden.

Ha — wenn er sie betrogen hatte, dann sollte er erfahren, daß sie kein schwaches Mädchen, daß sie ein Weib war, welches solchen Verrath zu rächen wußte. Wie ihre dunkelen Augen blitzten, wie die kleinen Hände krampfhaft sich ballten bei dem Gedanken an den Verrath und die Rache!

Vielleicht kam er nicht, vielleicht ahnte er, daß sie von seinem Meineide unterrichtet war, vielleicht — aber nein, da war er ja, da stand er ja vor ihr, mit dem alten, freundlichen Lächeln auf den Lippen, mit dem innigen, treuherzigen Blick, der so oft ihre Lippen geschlossen hatte, wenn ein banges Wort des Zweifels ihnen entschlüpfen wollte.

„Sag' mir nur Eins," redete sie ihn heftig, in fieberhafter Erregung an, „ist es wahr, daß Du mit Comtesse Leonie von Strahlenberg verlobt bist?" Ihr glühender, flammender Blick ruhte durchdringend auf ihm, ihre kleine Hand umklammerte fest seinen Arm, sie sah ihn an, als ob sie in die geheimsten Falten seiner Seele eindringen wolle, seiner Seele, die so viele Falschheit barg.

„Schatz, was kümmert's Dich!" scherzte der Baron leichtfertig. „Sie hat meine Hand, „Dir bleibt mein Herz —"

„Ha, war es so gemeint?" rief Aurelie in leidenschaftlicher Aufwallung. „Dein Herz voll Bosheit, Falschheit und Tücke — ich mag es nicht! War Deine Hand zu gut für mich, die arme Försterstochter, weshalb mußtest Du —"

„Du bist erregt, Aurelie," sagte der Baron, sie unterbrechend, „Du hättest auf diese Nachricht vorbereitet sein können, Du mußtest Dir ja sagen, daß der Baron von Reitzenstein Dir nur sein Herz, nicht seine Hand schenken dürfe. Und dieses Herz bleibt Dir. Du sollst keine Ursache haben, meine Gemahlin zu beneiden, ich werde Dir Alles geben, was Dein Herz begehrt, in einem Palast sollst Du wohnen, Pferde und Wagen, Dienerschaft und —"

„Herr Baron, daß Sie mir das zu sagen wagen, beweist mir, daß Sie keine Achtung vor mir haben!" rief Aurelie entrüstet. „Vergebe Ihnen Gott, was Sie an mir gethan haben, ich kann es Ihnen nicht verzeihen. Sie haben mein Lebensglück zerstört und zugleich mit ihm das Glück meines alten Vaters vernichtet. Sie bieten mir Gold für meine Ehre, Sie haben an mir gehandelt wie ein ehr- und gottvergessener Bube!"

Purpurgluth übergoß das Antlitz des Barons; um gleich darauf einer Todesblässe zu weichen. „Aurelie, diese Worte trennen uns auf immer!" sagte er, bebend vor Wuth. „Ich habe Sie geliebt und meine Liebe wäre Ihnen geblieben, wenn nicht Ihr Hochmuth das Band zerrissen hätte! Ja, Aurelie, Ihr Hochmuth, der Sie verleitete, von mir den Titel einer Baronin zu fordern! Hätten Sie über diese Forderung nachgedacht, so würden Sie sehr bald eingesehen haben, wie thöricht sie war. Nicht allein deshalb, weil mein Stand mir verbietet, eine Bürgerliche als meine Gattin heimzuführen, sondern auch, weil Sie mit Ihrer Bildung, Ihren Anschauungen und Erfahrungen sich niemals in den Kreisen meines Standes heimisch fühlen könnten."

„So sagen Sie doch die Wahrheit," erwiderte Aurelie erbittert, „Ihre Schulden, Ihre zerrütteten Verhältnisse nöthigten Sie, eine reiche Mitgift allem Anderen vorzuziehen. Aber waren Sie deshalb auch genöthigt, ein armes Mädchen zu betrügen, welches Ihren falschen Schwüren vertraute?"

Der Baron zuckte die Achseln, an seinem verknöcherten Herzen prallten alle Pfeile machtlos ab. „Ihr Vorwurf trifft mich nicht," sagte er gelassen, „Sie sind mir mit Ihrer Liebe und Ihrem Vertrauen entgegen gekommen, und ich erwiederte beides, weil ich glaubte, Sie würden so vernünftig sein, sich mit meiner Liebe zu begnügen. Wir haben uns Beide getäuscht, ich finde darin keinen Grund zu Vorwürfen. Sie weisen mein Anerbieten zurück, ich kann Sie nicht zwingen, es anzunehmen. Der Verwalter des Herrn Grafen hat, wie ich

höre, um Ihre Hand geworben, nehmen Sie die Werbung an ich werde Ihnen eine Aussteuer geben, mit der Sie zufrieden sein sollen. Seien Sie vernünftig, Aurelie, es bleibt manche Hoffnung unerfüllt, mancher schöne Traum zerrinnt in Nebel, man muß Vergangenes vergessen können, um die Gegenwart zu genießen. Das ist der beste Rath, den ich Ihnen geben kann, und nun sage ich Ihnen Lebewohl. Wenn diese Stürme sich beruhigt haben, wenn an die Stelle leidenschaftlicher Aufregung ruhiges Nachdenken tritt, dann werden Sie einsehen, daß Alles gekommen ist, wie es kommen mußte. Und dann werden Sie mir nicht mehr zürnen, dann werden Sie bereuen, mir die harten Worte gesagt zu haben. Noch einmal, leben Sie wohl, wenn Sie je eines Freundes bedürfen, so erinnern Sie sich meiner, ich werde Sie nie vergessen."

Er bot ihr die Hand, der Blick, der aus den Augen Aureliens ihn traf, bewog ihn, mit einem bedauernden Achselzucken sich umzuwenden und von dannen zu gehen. Und dieser zornglühende Blick folgte ihm, bis er aus dem Bereich desselben verschwunden war.

Riesengroß leuchtete mit Flammenschrift das Wort: „Rache!" vor ihrem geistigen Auge, und je länger sie hinschaute, desto höher wuchsen die Buchstaben in der tiefen, schwarzen Nacht, die ihre Seele umgab. Hochmüthig hatte er sie genannt, Gold hatte er ihr geboten für ihre verlorene Ehre! Mit roher Hand hatte er in die zuckenden Wunden ihres Herzens hineingegriffen und ihr gesagt, sie sei eine Thörin gewesen, daß sie an die Aufrichtigkeit seiner Schwüre geglaubt habe! Es war ein Verrath an ihrer Liebe, ihrem Leben, an dem Seelenfrieden und Glück ihres Vaters, — sie mußte ihn rächen, und wenn sie selbst darüber zu Grunde ging.

„Fräulein Aurelie!" sagte leise eine bebende Stimme.

Das Mädchen fuhr erschreckt zusammen, sie wandte sich um, vor ihr stand der Verwalter.

„Ich habe Alles vernommen," nahm er das Wort, „er hat Sie bethört und betrogen. Aurelie, ich verurtheile Sie nicht, ich schätze mich auch jetzt noch glücklich, wenn Sie meine Werbung annehmen."

Gleich einem Sonnenstrahl glitt es über ihr Antlitz, aber im Augenblick darauf zogen die Wolken sich wieder zusammen. „Rächen Sie mich!" sagte sie düster. „Rächen Sie mich an diesem Manne!"

Der Verwalter schüttelte mißbilligend das Haupt. „Was könnte Ihnen die Rache nützen?" erwiderte er. „Sie würde das Geschehene nicht ungeschehen machen, sie würde nur den Schleier von diesem Geheimnisse heben und es Allen, auch Ihrem Vater, zeigen. Schonen Sie den alten Mann, Aurelie, er könnte es nicht überwinden, er würde in seinem Grimm sich selbst unglücklich machen. Vergessen Sie die Vergangenheit, der Betrüger ist es nicht werth, daß Sie sich länger mit ihm beschäftigen. Und wie könnte ich Sie rächen? Was sollte ich thun, um ihn zu zwingen, Ihnen Genugthuung zu geben? Bedenken Sie meine Stellung, ihm gegenüber."

„Sind Sie nicht Mann, so gut, wie er?" fragte Aurelie, indeß aus ihren Augen ein Flammenblick den Verwalter traf. „Hat denn der Adel das Recht, Jeden zu beleidigen, ungestraft zu beschimpfen, der unter seinem Stande steht? Gehen Sie, sagen Sie dem Grafen von Strahlenberg, welcher Bube der Verlobte der Comtesse ist, entlarven Sie ihn! Sie haben Furcht, ah, es ist wahr, Sie könnten Ihr Amt verlieren —"

„Nicht deshalb, Aurelie!" rief der Verwalter rasch. „Wüßte ich, daß ich nur mit diesem Opfer Sie erringen könnte, ohne Bedenken würde ich's bringen. Aber welchen Werth hätte dieses Opfer für Sie? Wahrlich keinen! Comtesse Leonie liebt ihren Verlobten nicht, sie kennt seine frühere Lebensweise, und ihr Vater kennt sie auch. Und selbst wenn der Graf über diesen Betrug empört wäre, so würde er doch nur dem Baron aufgeben, Ihnen eine Summe zu zahlen, und Comtesse Leonie würde deshalb mit ihrem Verlobten nicht brechen. Aurelie, ich kann mir nicht denken, daß Sie nach diesen Erfahrungen noch den Wunsch hegen sollten, der Verräther möge zu Ihnen zurückkehren, so vergessen Sie ihn und vertrauen Sie Ihre Zukunft mir an, ich werde Sie nie, mit keiner Sylbe an die Vergangenheit erinnern."

Das Antlitz mit den Händen bedeckt stand Aurelie schweigend vor ihm, das stürmische Wogen ihres Busens, das convulsivische Zittern, welches von Zeit zu Zeit ihren schlanken Körper überlief, und die Thränen, welche zwischen den geschlossenen Fingern hervorquollen, ließen erkennen, wie heftig die Stürme waren, die in ihrem Inneren tobten.

Lange wartete der Verwalter geduldig auf eine Antwort, er begriff, daß diese Stürme austoben mußten, ehe die Lippen reden konnten.

Endlich ließ Aurelie die Hände sinken, aber wie ganz anders blickte jetzt ihr Antlitz den Verwalter an! Es war, als sei das Mädchen in diesem kurzen Augenblicke zum Weibe gereift; gleich dem rächenden Engel mit dem feurigen Schwerte stand sie vor ihm, schöner, wie er sie je gesehen hatte, aber ihre Schönheit erschreckte ihn, der Dämon des Hasses schwebte über ihr. „Sie haben recht, Sie können mich nicht rächen, und ich bin nicht berechtigt, von Ihnen ein Opfer zu fordern," sagte sie mit eintöniger Stimme. „So muß ich selbst die Rache übernehmen, — — o, fürchten Sie nichts für mich, ich bin entschlossen, mich selbst zum Opfer zu bringen! Der Haß, den die Liebe geboren hat, findet nur in der Vernichtung seine Befriedigung, ich kann diesem Haß nicht gebieten, wenn er schweigt, dann erhebt die Liebe wieder ihr Haupt, um den Kampf mit ihm abermals aufzunehmen, den Kampf, der meinem Herzen neue Wunden zu den alten schlägt. Ich danke Ihnen dafür, daß Sie auch jetzt noch an mich glauben, daß Sie Mitleid mit mir haben und es verschmähen, mich zu steinigen. Was könnte ich Ihnen sein? Ich wäre Ihnen eine Last, eine schwere, drückende Last, — — nein, nein, es ist so, was Sie auch dagegen sagen mögen! Wären Sie früher gekommen, als ich ihn noch nicht kannte, aber es hat ja so kommen sollen, nun fehlt noch das Ende, meine Rache soll es bilden. Ich danke Ihnen, wäre dieser glühende Haß nicht in meiner Seele, vielleicht — — aber es ist ja Thorheit, für mich giebt es kein Glück mehr auf Erden."

„Aurelie, denken Sie ruhiger darüber," bat der Verwalter, „verzweifeln Sie nicht —"

„Es wären thörichte Hoffnungen," unterbrach sie ihn, „ich habe darüber nachgedacht; wenn das Menschenherz um sein Heiligstes betrogen wurde, dann findet es auf seinen Lebenswegen keine Blüthen mehr. Leben Sie wohl, unsere Wege gehen zu weit auseinander, als daß sie jemals sich vereinigen könnten." Sie winkte abwehrend, sie verbat ihm, ihr zu folgen, und er wagte nicht, ihr seine Begleitung aufzudrängen, weil er fürchtete, sie zu erzürnen.

Er blickte ihr nach, bis der letzte Saum ihres hellen Gewandes hinter den dunkelen Baumstämmen verschwunden war,

dann ging auch er tief aufseufzend von dannen, und der klagende Gesang einer Nachtigall gab ihm eine weite Strecke das Geleite.

(Fortsetzung folgt.)

Die Johanniter-Geschütze des Germanischen Museums.

(Aus dem Nürnberger „Correspondent".)

In den jüngsten Tagen sind im Germanischen Museum zu Nürnberg die ersten Stücke der von Sr. Maj. dem Sultan dieser Anstalt zum Geschenke gemachten Waffen angekommen; da sie von besonderem Interesse sind, so wollen wir nicht auf die Ankunft der übrigen Stücke warten, sondern jetzt schon den Lesern dieses Blattes einige Auskunft über dieselben geben.

Es sind fünf Stücke, die von der Insel Rhodus kommen, wo sie die Johanniter nach der Einnahme durch Sultan Soliman zurückgelassen haben. Das unscheinbarste, aber älteste und deshalb wichtigste Stück ist cylindrisch. Es hat 11′ 1″ bayer. Länge. Der Durchmesser der Mündung beträgt 1′, so daß also die daraus zu schießende Steinkugel ca. 1 Ctr. Gewicht hatte, während eine Eisenkugel von diesem Durchmesser gegen 3 Ctr. Gewicht hätte. Das Geschütz ist mit einer Reihe flacher Ringe bedeckt, rückwärtig ganz glatt, hat am hinteren Theil zwei Zapfen, vorn zwei Ansätze, in denen große Bronzeringe hängen. Das Zündloch ist von einer viereckigen flachen Schüssel umgeben. Im Inneren zeigt sich eine 4′ lange Kammer von 5″ Durchmesser. Auffallend ist die geringe Wandstärke des vorderen Theiles dieses Geschützes. Der Guß ist schlecht, er zeigt besonders an der Mündung viele Risse und Sprünge. Das Geschütz ist ohne Zweifel deutschen Ursprungs und gehört zu den ältesten, die überhaupt in Bronze gegossen wurden. Es dürfte der Zeit um das Jahr 1420 angehören. Die deutschen Städte waren es in jener Zeit vorzugsweise, die für die Entwickelung der Artillerie thätig waren. 1414 wurde die sogenannte faule Metze in Braunschweig gegossen, die als das älteste gegossene deutsche Geschütz galt. Leider sind aber aus jener Zeit gar keine Geschütze mehr erhalten. Die für Sigismund von Tyrol im Jahre 1487 von Georg Endorfer gegossene Bombarde, die im Artilleriemuseum zu Paris sich befindet, galt bis jetzt als das älteste noch erhaltene deutsche Geschütz. (Aus Eisen geschmiedete sind vorhanden, die bis ins 14. Jahrhundert zurückreichen.) Das hier vorliegende Geschütz dürfte aber nicht blos unter den deutschen keine Rivalen haben, es ist unstreitig überhaupt das älteste der wenigen noch erhaltenen Bronzegeschütze aus dem 15. Jahrhundert und somit ein Stück von ganz unschätzbarem Werthe.

An Alter folgt demselben ein zweites, das eine Jahreszahl trägt und somit nicht blos durch seine Formen sich kennlich macht. Auch dieses Geschütz, wenn freilich nicht deutschen Ursprunges, ist älter als die meisten bekannten. Es hat bereits einen Namen. Es heißt „La Boussoka" und ist vom Jahre 1482. Es ist ohne Zweifel für den Johanniterorden und die Festung Rhodus gegossen, da es das Wappen des damals regierenden Großmeisters trägt. Wenn auch nicht deutschen Ursprungs, sondern vielleicht in Venedig gegossen, zeigt es doch dieselben Formen, wie die damals vorhandenen deutschen Geschütze, die uns in Zeugbüchern, Feuerwerksbüchern und anderen Abbildungen erhalten sind, so z. B. in der vom Germanischen Museum herausgegebenen Bilderhandschrift aus dem Besitze des Fürsten Friedrich zu Waldburg-Wolfegg. Es ist ein Cylinder von 13′ 1″ Länge, in der Mitte ungefähr von einer cylindrischen Verstärkung umgeben, ein gegliederter starker Rand umgiebt die Mündung, ein eben solcher den rückwärtigen Boden. Der Boden ist durch eine vollständig glatte Fläche gebildet. Eine Reihe von gegliederten Ringen umgiebt den Körper und dient zum Theile als Verstärkung, zum Theile als Verzierung und erinnert an die eisernen Ringe, welche die älteren geschmiedeten Eisengeschütze umgaben. Die Mündung hat eine Weite von 11½″, das Geschoß ist also hier ein Eisenkörper von 200 Pfd. Einige Verzierungen beweisen, daß das Stück damals als ein vorzüglich bedeutendes betrachtet wurde, da im Allgemeinen verzierte Röhren erst in das 16. Jahrhundert gehören. Was dieses Stück aber noch besonders auszeichnet, das sind zwei lange schwache, in Köpfe endigende Zapfen an den Seiten, die Vorläufer der späteren Schildzapfen und jedenfalls das älteste Vorkommen derselben. Die Geschütze (der Ausdruck Kanonen war damals nicht üblich, sie hießen „Büchsen") lagen damals nicht auf Lafetten, die den heutigen ähnlich sind, sondern auf „Laden", die für solche große Stücke aus zwei starken, neben einander liegenden und unter einander verbundenen Balken bestanden, auf die mit eisernen Bändern, die über die Röhren gelegt wurden, diese befestigt waren. Büchsen von solcher Größe waren nicht Feldgeschütze, sondern dienten nur zur Belagerung und Vertheidigung. Sollten sie transportirt werden, so wurden sie entweder mit oder ohne Laden auf Wagen geladen und weiter geschafft. Noch Kaiser Maximilian hatte derartige größere Büchsen, offenbar noch aus älterer Zeit, während sie in dem Geschützbuche Kaiser Karls V. nicht mehr vorkommen, nachdem damals die ganze Artillerie eine Umgestaltung erfahren hatte, da auch die kleineren Geschütze, die im Felde dienten, bis dahin nicht so beweglich waren, indem in Abbildung auch bei diesen die Röhren auf ähnliche Laden, mitunter mehrere Geschütze neben einander auf einer Lade befestigt und nur diese Laden auf Rädergestelle geschoben waren.

Die Umgestaltung am Schlusse des 15. Jahrhunderts ging zunächst von den Franzosen aus, und Karl VIII. war der erste, der in den italienischen Feldzügen eine tüchtige Feldartillerie mit sich führte und dieser seine großen Erfolge verdankte. Es ist allerdings möglich und wahrscheinlich, daß die deutschen Reichsstädte und besonders Nürnberg jenen Fortschritten sofort gefolgt sind, wenn sie nicht den Franzosen darin vorgegangen waren; indessen läßt sich darüber nichts nachweisen. Ein Gypsabguß eines Nürnberger kleinen Geschützes (das sich im Nationalmuseum zu München befindet) mit der Jahreszahl 1505 in den Sammlungen des Germanischen Museums zeigt bereits das wesentlichste Glied der Fortschritte, die Schildzapfen, und im Zeugbuche Kaiser Karls V. (Exemplare zu Wolfenbüttel und Gotha, Copieen im Germanischen Museum) zeigen ein solches Geschütz mit der Jahreszahl 1494 aus Hannover.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

§ Technisches. H. Bouilhet veröffentlicht im „Bulletin de la Société d'encouragement" seinen Bericht über das Verfahren zur galvanischen Verzinnung von Maistrasse-Dupré, welchem wir folgende interessante Angaben entnehmen: Nachdem die galvanische Verzinnung seit 1841 von Mehreren mit verschiedenem Erfolge versucht worden ist, war Maistrasse der Erste, welcher dieselbe im Großen zur Fabrikation verzinnter eisenblechener und gußeiserner Gefäße anwandte. Derselbe bereitet zunächst ein Bad, welches zusammengesetzt ist aus 1000 Liter Natronlauge von 3 Grad (wahrscheinlich nach Baumé), 100 Gramm Zinnchlorür und 300 Gramm Cyankalium. In dieses Bad werden Platten von reinem Zinn eingelegt, welche sich während der Operation nach und nach auflösen. Die gußeisernen Gegenstände werden, nachdem sie zuvor mit Säuren gereinigt worden, in das Bad getaucht, in welchem sie in Verbindung mit einem galvanischen Apparate etwa 24 Stunden verbleiben. Maistrasse bedient sich eines Elementes von ungewöhnlich großer Oberfläche, bestehend aus zwei Blechen, nämlich Zink und Kupfer, jedes 1,2 Meter lang und 0,7 Meter breit, welche horizontal in einer großen Bleipfanne von 0,15 Meter Tiefe angebracht, und durch einen Holzrahmen von einander getrennt sind. Die Kupferplatte wird mit einem Ge-

menge von gleichen Theilen salpetersaurem Bleioxyd und Kochsalz bedeckt, welches mit Schwefelsäure von 8 Grad feucht erhalten wird. Ein solches Element wirkt gleichmäßig eine Woche lang, wenn man jeden Tag 2 Liter angesäuertes Wasser aufgießt, und die Unterhaltungskosten betragen wöchentlich nur 2 Frcs. In einem Bade von 1000 Liter können circa 100 Kilogramm gußeiserne Geschirre täglich verzinnt werden, und die Menge des aufgelösten Zinnes beträgt für dieses Quantum ca. 1 Kilogr. Gegenüber der Verzinnung im Bade von geschmolzenem Zinn ergiebt die galvanische Verzinnung eine Ersparniß von 15 pCt. Außerdem besitzt die letztere noch den Vorzug, für alle Formen der Gegenstände gleich bequem anwendbar zu sein. Für Geschirre ist das neue Verfahren deswegen noch besonders empfehlenswerth, weil dabei nur vollkommen reines Zinn resultirt. M. hat sich der galvanischen Verzinnung auch bedient, um die Ablagerung von Zink auf Guß- und Schmiedeisen leichter zu bewerkstelligen, indem er zuerst die Verzinnung vornimmt und dann die Verzinkung durch eine zweite galvanische Operation ausführt. Durch nachträgliche Anwendung von Hitze auf galvanisch verzinnte oder verzinkte Gegenstände sind weitere höchst interessante Resultate erzielt worden. Werden die Gegenstände bis zum Schmelzen des Zinnes erwärmt, so erreicht man größere Haltbarkeit der Verzinnung. Feine Drahtgewebe, die sich in geschmolzenem Zinne nicht verzinnen lassen, können auf diesem Wege mit sehr gleichmäßigem Zinnüberzuge versehen werden. Wird aber die Temperatur gesteigert bis zum Schmelzpunkte der Legirung, die sich aus dem als Ueberzug dienenden und dem darunter liegenden Metalle bilden kann, so entstehen oberflächliche Legirungen, z. B. aus verzinntem Kupfer eine Bronze, die je nach der Stärke der Zinnschicht und der Temperatur verschiedene Farbe hat, ebenso aus verzinktem Kupfer ein Messingüberzug. So behandeltes verzinntes Zink, welches M. mit dem Namen „Weißzink" belegt hat, liefert ein hämmer- und walzbares Material, welches zu mannichfacher Verwendung geeignet erscheint. — Nach Prof. Dr. Böttger läßt sich die Ausbesserung schadhaft gewordener Goldrahmen sehr gut mit Bronzepulver bewerkstelligen, indem man als Mittel zur Befestigung eine nicht zu verdünnte Wasserglaslösung anwendet. Man bestreicht mit letzterer die betreffenden Stellen ganz schwach, pudert sofort das Pulver auf, beseitigt den Ueberschuß durch Klopfen oder Abblasen, und kann dann nach kurzer Zeit, wo es erforderlich ist, mit dem Achatstein poliren.

— Zwischen Uttingen und Kirchendorf (Bern) hatte man in letzter Zeit als Seitenstück des rothen Schnees das seltene Phänomen des schwarzen Schnees beobachtet. Der Schnee hatte daselbst das Aussehen, als wäre er stellenweise mit Ruß überschüttet. Die Ursache dieser Erscheinung liegt in einer Unmasse kleiner, dem unbewaffneten Auge kaum sichtbaren Thierchen.

— Ein neuer Industriezweig ist seit kurzem in London aufgetaucht, der darin besteht, aus Themseschlamm Butter herzustellen, wenn überhaupt das Product diesen Namen verdient. Die aus Schlamm gewonnene Butter hat eine gelbliche Farbe und kommt in Geschmack und Geruch ordinärer wirklicher Butter gleich. Wie dieses Gemisch zubereitet wird, ist natürlich das Geheimniß der Fabrikanten. So viel ist gewiß, daß davon seit geraumer Zeit wöchentlich große Quantitäten nach Holland verschifft werden. Was dort damit geschieht, weiß der liebe Himmel.

— Bei der Versteigerung der Autographieen-Collection, Eigenthum des verstorbenen Herrn J. H. Burn in London, kam ein zwölf Seiten langer Brief von George Washington unter den Hammer, für welchen 35 Pfd. St. gezahlt wurden. Zwei Briefe des französischen Philosophen Descartes erzielten 11 Pfd. St., ein Brief Voltaire's 6½ Pfd. St., ein Brief Philipp Melanchthons 5 Pfd. St. u. s. w.

— Der Dampfer „City of Boston" wird vermißt. Wenige Tage nach seinem Abgange von Halifax war aus New-York das Schiff „Blondina" ausgelaufen, welches am 4. d. in London eintraf und von furchtbaren Stürmen während der ganzen Ueberfahrt berichtet. Die „City of Boston" war ein eisernes Schiff von 22 Fuß Tiefgang. Unter ihren Passagieren befanden sich dem Vernehmen nach die zum Stabe der bisher in Canada stehenden Artillerie gehörigen Officiere nebst ihren Familien. Die „City of Boston" verließ Boston am 30. Januar und ist sonach über fünf Wochen unterwegs. So gute Schiffe, wie sie, brauchen selten mehr als zwei Wochen zur Ueberfahrt.

— Eine Versorgungsanstalt für Katzen gehört an und für sich nicht mehr zu den ganz außergewöhnlichen Dingen, indessen ein neues Institut dieser Art in Columbus (Staat Ohio) verdient erwähnt zu werden, weil es jedenfalls ein Muster genannt werden kann. Den Insassen der Anstalt wird jeglicher Luxus gewährt, sogar für einen anregenden und erheiternden Sport ist durch regelmäßige Lieferungen von Ratten gesorgt. Die Wärterinnen müssen durchaus gebildete Persönlichkeiten sein und unter Anderem auch das Accordion zu spielen verstehen. Der Katzenfreund, der testamentarisch die Anstalt gegründet hat, sagt über diesen Punkt ausdrücklich: „Ich bin mein Leben lang stets gelehrt worden, zu glauben, daß Alles um den Menschen herum zu nützlichen Zwecken bestimmt ist, und daß es Pflicht des Menschen als Herrn der Schöpfung ist, die geringeren Geschöpfe zu schützen, wie Gott ihn selbst behütet und beschirmt. (Wie steht es denn um den Schutz der Ratten, die den Katzen vorgeworfen werden sollen?) Aus diesen zwei Gründen und damit auch einmal ein Leib nach dem Tode noch fortfahre, nützlich zu sein, und damit er ferner dazu behilflich sei, meinen lieben Freunden, den Katzen, Gutes zu erweisen, so bestimme ich hiermit, daß die Eingeweide meines Körpers zu Violinsaiten verarbeitet werden sollen, und daß man aus dem Erlös ein Accordion erstehe, welches in dem Musiksaale der Katzen-Versorgungsanstalt von einer der angestellten Wärterinnen gespielt werden soll. Diese Musik soll auf ewige Zeiten Tag und Nacht unterhalten werden, auf daß die Katzen stets die Wohlthat genießen, das Instrument zu hören, welches der menschlichen Stimme am nächsten kommt." Es ist merkwürdig, daß sich gerade die Länder angelsächsischer Cultur durch solche Narrheiten auszeichnen.

— Eine schmerzliche Erinnerung aus dem indischen Aufstande von 1857 wird in englischen Zeitungen erwähnt. Eine der Töchter des unglücklichen Obersten Wheeler, Comandanten von Kaunpuhr, welcher mit dem verrätherischen Nena Sahib capitulirte (wobei die Männer niedergemetzelt, die Frauen und Kinder aufs schändlichste gemißhandelt und endlich getödtet wurden), ist jetzt als Sclavin im Harem eines Indiers aufgefunden worden. Die Unglückliche scheut sich aber, nachdem sie so erniedrigt worden, zu ihren noch lebenden Verwandten zurückzukehren.

Homonyme.

Den möcht' ich seh'n, der nicht mit Lust,
Bei hübschen Kindern es geküßt?
Den möcht' ich seh'n, dem nicht die Brust
Erbebt, wenn es Erscheinung ist?
Den möcht' ich seh'n, sich blind bewußt,
Der's nicht als höchstes Gut vermißt?

△

Auflösung des Palindrom in Nr. 27:
Eva — Ave.

Verantwortliche Redaction: Th. Gerhard Stap.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 31. Dritter Jahrgang. 1870.

* Gebrochene Treue.

Erzählung von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

4.

Der alte Förster saß in seinem Lehnsessel, und vor ihm lag sein Kind auf den Knieen. Die zitternden Hände des alten Mannes lagen auf ihrem Haupte, sein starrer Blick schweifte über sie hinweg durch das kleine Fenster in das grüne Dickicht des Waldes.

„Sei ruhig, mein Kind," sagte er mit bebender Stimme, „auf Dir ruht keine Sünde, aber des Himmels Fluch treffe ihn, den Betrüger!"

Aurelie richtete das Haupt empor, er erschrack vor der verzehrenden Gluth, die in ihren Augen loderte.

„Daß Du mir früher vertraut hättest!" seufzte er. „Ich würde Dich gewarnt und beschützt haben vor den Krallen des Geiers! Nun ist es zu spät, mein armes, theueres Kind —"

„Zu spät?" wallte Aurelie auf. „Morgen tritt er mit ihr vor den Altar, ich werde zwischen sie treten und dem Priester sagen, daß —"

„Was wolltest Du ihm sagen?" fragte der Förster kopfschüttelnd, als das Mädchen plötzlich schwieg. „Daß Du ältere Rechte an ihn habest? Kind, erinnere Dich, was man Dir im Schlosse geantwortet hat, als Du diese Rechte geltend machen wolltest! Was sagte die Comtesse Leonie? Welche Antwort gab Dir der Graf?"

„Sie haben mich behandelt, wie eine Bettlerin, ihr Bedauern klang wie schneidender Hohn! Sie boten mir Geld, daß ich schweigen solle — Vater, das war eine Schmach, die ich nie vergessen kann!"

Der alte Mann nickte gedankenvoll, die grauen Brauen senkten sich tiefer auf die Augen hernieder. „Und hätte der Verwalter Dich nicht beschützt, dann hätte der Baron Dich mit der Reitpeitsche hinausgejagt," knirschte er. „Vater im Himmel, daß man solche Schmach schweigend hinnehmen muß! Wenn ich nur ein Wort redete, könnte ich den Stab ergreifen und in die Fremde hinauswandern, ich bin zu alt geworden, Kind, ich kann es nicht."

„Du sollst es nicht," erwiderte Aurelie, „Du sollst mich nicht rächen, ich selbst will es thun."

„Sei gescheidt, Aurelie, der Verwalter liebt Dich noch immer, er hat's mir heute noch gesagt, nimm seinen Antrag an und vergiß den Anderen. Es wäre besser gewesen, wenn Du Dich nicht mehr um ihn gekümmert hättest, Du hast Dir nur selbst Aerger geschaffen."

„Aerger?" rief Aurelie erbittert. „Ihn empfinde ich nicht, der Haß betäubt ihn."

Sie erhob sich rasch, die Hunde hatten angeschlagen. Der Förster trat an's Fenster, er blickte hinaus, dann ging er, um die Thür zu öffnen.

Gleich darauf trat ein Diener des Grafen ein, er brachte einen Korb und ein versiegeltes Schreiben, er stellte den ersteren auf den Tisch und übergab den Brief dem Förster, der mit wachsendem Erstaunen bald den Diener, bald das Schreiben anblickte.

„Was soll das, Wilhelm?" fragte er.

Der Diener zuckte mit einer geheimnißvollen Miene die Achseln. „Der gnädige Herr schickt's," erwiderte er, „ich glaube, er sieht's nicht gerne, wenn Ihr morgen in's Schloß kommt. Ihr wißt, wir haben morgen Hochzeit, und ich weiß nicht, ob's wahr ist, aber man spricht allerlei —"

„Was spricht man?" donnerte der Förster. „Heraus mit der Sprache, was es auch sein mag, ich will's wissen."

Der Diener war rasch einige Schritte zurückgewichen, die Hand des alten Mannes griff schon nach der Peitsche, aber Aurelie stand zwischen den beiden Männern.

„Was kümmert es uns, Vater!" sagte sie. „Mögen sie sprechen, wir können ihnen den Mund nicht stopfen."

„Aber ein solcher Schlingel soll sich in unserer Gegenwart keine Anspielungen erlauben!" rief der Förster wüthend. „Diese Burschen haben an allen Ecken Maulaffen feil, sie finden ihre Lust daran, andere Leute durch die Zähne zu ziehen."

„Ereifert Euch doch nicht so sehr," lenkte der Diener ein. „Ihr ändert dadurch nichts an dem, was geschehen ist, und wenn Ihr's auch gerne geheim halten möchtet, der Baron sagt es Jedem, der es hören will, daß die schöne Aurelie —"

„Hinaus!" rief der Förster, während er die Peitsche vom Nagel riß.

Der Diener wartete eine Wiederholung dieser Aufforderung nicht ab, er beeilte sich, das Haus zu verlassen.

„Er wünscht nicht, daß ich morgen in's Schloß komme," spottete der alte Mann mit verbissenem Grimm. „Fürchtet er, daß ich ihm den theueren Schwiegersohn rauben könne? Es hätte wahrlich dieses Befehles nicht bedurft, mich wird Niemand morgen im Schlosse sehen."

Er erbrach das Siegel und entfaltete langsam das Schreiben; Aurelie war an's Fenster getreten, um in die Abenddämmerung hinauszuschauen.

„Oho!" rief der Förster. „Der Graf selbst wirbt um Deine Hand für den Verwalter. Er will die Aussteuer übernehmen, er hofft, ihm werdest Du keinen Korb geben, der Verwalter habe ihm gesagt, Dein früheres Verhältniß zu dem Herrn Baron von Reitzenstein sei ihm bekannt, er finde daran nichts, was auf Deine Ehre einen Makel werfen könne. — Aurelie!"

Das Mädchen wandte ihr bleiches Antlitz dem Vater zu.

„Hast Du's gehört?" fragte er.

„Ja."

„Hm — es wäre sehr in Erwägung zu ziehen, mein Kind, der Verwalter —"

„Er hat meine Antwort, weshalb verlangt er, daß ich sie wiederhole? Hätte er jenem Buben den Dolch in's Herz gestoßen und meine Hand zum Lohne gefordert, so wäre ich mit ihm geflüchtet bis ans Ende der Welt — er ist kein Mann."

Der Förster schüttelte unmuthig das graue Haupt, er zündete die erloschene Pfeife wieder an und hüllte sich, während er

rastlos auf und nieder wanderte, in immer dichtere Rauchwolken ein. Er pries den Charakter, das Herz und das Gemüth des Verwalters, er bewies seiner Tochter, daß der Gedanke an Rache überhaupt eine Thorheit sei, durch die man nur sich selbst verderbe; er sprach von der Ehre, die der Graf durch die Werbung ihr erzeigt habe, aber es gelang ihm nicht, das Lächeln des Spottes und der Verachtung von den Lippen seines Kindes zu verscheuchen; der herbe Zug um ihre Mundwinkel wurde immer schärfer, ein erfahrener Blick mußte erkennen, daß sie ihren Entschluß gefaßt hatte und daß nichts diesen Entschluß erschüttern konnte.

Sie schien ruhig und gefaßt, als sie dem Vater gute Nacht wünschte, ruhiger, wie der alte Mann, auf dessen Seele die Felslast banger Ahnungen ruhte.

Als der Förster am anderen Morgen erwachte, hörte er einen Schuß fallen, dem gleich darauf ein zweiter folgte. Er sprang aus dem Bette und trat an's Fenster, unten vor dem Hause stand Aurelie, sie hielt die Doppelbüchse in der Hand.

„Ich habe nach einem Kuckuck geschossen!" rief sie lachend hinauf. „Der Spottvogel ärgerte mich."

Der alte Mann drohte ihr scherzhaft mit dem Zeigefinger, aber in demselben Augenblicke beschlich ihn wieder das beängstigende Gefühl, welches diesmal seine Ursache in dem erzwungenen Lachen des Mädchens fand. Es war nicht das frische, fröhliche Lachen aus früherer Zeit gewesen, es war ein hartes, unheimliches Lachen, welches den Förster erschreckte.

„Getroffen habe ich ihn nicht," fuhr sie fort, ohne der Hunde zu achten, die unruhig an ihren Ketten zerrten, „aber ich weiß nun doch, daß ich noch schießen kann." Sie eilte in's Haus und kehrte gleich darauf mit einem Doppelpistol aus der Waffensammlung ihres Vaters zurück.

„Mädchen, sei vorsichtig," bat der Förster; „laß' den Scherz, er könnte übele Folgen haben."

„Die Tochter eines Försters sollte Furcht vor einem Gewehre haben?" gab sie lachend zur Antwort. „Du hast ja selbst mich unterrichtet und Deine Freude daran gehabt, wenn ich den Kopf eines Nagels traf. Gieb Acht, dort ist der Nagel, nach dem ich früher schon so oft geschossen habe, ich treffe ihn auch heute noch." Sie erhob den Arm, zielte und drückte ab, dann eilte sie zu dem Baume und ein fröhliches Händeklatschen bewies gleich darauf dem alten Manne, daß die Kugel das Ziel getroffen hatte.

Inzwischen hatte der Förster sich hastig angekleidet, ihn beunruhigte dieser muthwillige Scherz. Aber Aurelie trat ihm so heiter und ruhig entgegen, daß seine Besorgnisse allmählich schwanden, ihre Heiterkeit weckte in seiner Seele die Hoffnung, daß sie über seinen Rath nachgedacht und sich entschlossen habe, die Vergangenheit zu vergessen und der Zukunft mit heiterem Muthe entgegen zu gehen. Das war ein heller, strahlender Stern, dessen Licht die Nebel, die den alten Mann umhüllten, zerrissen und verscheuchten. Es drängte ihn, sie zu fragen, ob er zu diesem Sterne aufschauen und seines Glanzes sich freuen dürfe, aber er bezwang seine Ungeduld, er meinte, es sei besser, wenn er damit noch einige Tage warte. Der Graf erwartete ja ohnedies heute die Antwort noch nicht, der Förster konnte ihn immerhin einige Tage hinhalten.

Aurelie fragte nach dem Frühstück den Vater, ob er nicht heute einmal seinen alten Jugendfreund besuchen wolle, dem er schon seit dem vorigen Herbst seinen Besuch versprochen habe. Heute sei einmal ein freier Tag für ihn, wenn er jetzt gleich gehe, so könne er vor Mittag an Ort und Stelle sein, am Abend erwarte sie ihn zurück; überdies sei das Wetter so einladend zu einem weiten Marsche durch Wald und Feld, wie er es nicht schöner wünschen könne.

Der Vorschlag gefiel dem alten Manne, er hatte längst den Freund besuchen wollen, der nicht wohl zu ihm kommen konnte, weil die Gicht, der Quälgeist des Alters, ihm keinen weiten Marsch erlaubte. Aber gerade an dem heutigen Tage? Heute durfte er sein Kind nicht mit den alten Erinnerungen allein lassen; hatte der Freund so lange gewartet, konnte er auch noch einige Tage länger sich gedulden.

Aurelie lachte hell und lustig, als er ihr die Gründe seiner Weigerung nannte; sie bat ihn, ihretwegen unbesorgt zu sein, sie habe mit der Vergangenheit abgerechnet, und wenn dennoch die Erinnerung an sie dann und wann noch einmal in ihr aufsteige, so werde das ja auch geschehen, wenn er in ihrer Nähe sei; sie wisse schon, womit sie die Zeit sich vertreiben wolle, das Haus bedürfe einer gründlichen Reinigung, und da sei es ihr lieber, wenn er ihr nicht überall im Wege stehe.

Sie sagte ihm das in einem so heiteren, fast ausgelassenen Tone, daß der alte Mann nun in Wahrheit an den Stern glaubte, der ihm so plötzlich aufgegangen war. Er schaute ihr prüfend in die Augen, sie blickten ihn fröhlich an, er fand nichts in ihnen, was die alten Besorgnisse in seiner Seele hätte wecken können. So entschloß er sich denn, ihren Rath zu befolgen, die Hunde wollte er zu ihrem Schutz zurücklassen, sie mußte ihm versprechen, das Haus nicht zu verlassen, auch ihre Schießübungen nicht fortzusetzen.

Aurelie gab ihm eine kurze Strecke das Geleite, dann kehrte sie langsam in das Försterhaus zurück. Sie lachte jetzt nicht mehr, ihr Blick war finster, drohend, ein Zug düsterer Entschlossenheit umzuckte ihre fest geschlossenen Lippen.

(Schluß folgt.)

Die Johanniter-Geschütze des Germanischen Museums.

(Schluß.)

Daß die Reminiscenzen an die ältere Form der Geschütze auch in Frankreich noch im 16. Jahrhundert sich erhielten, zeigt das dritte der jetzt aus Rhodus gekommenen Geschütze, das die Inschrift trägt „fait a Lion 1507" und „horrible sui-." Für uns ist es speciell interessant, weil es genau übereinstimmt in der Form mit einer Reihe von Geschützen aus dem Zeugbuche Kaiser Karls V., die dieser im schmalkaldischen Kriege dem Landgrafen von Hessen abgenommen und welche die Jahreszahlen 1506—1531 tragen. Auch in den Dimensionen stimmt es vollständig damit überein, und da auch von diesen deutschen keines mehr im Original enthalten ist, so muß das französische uns einen Begriff derselben geben. Es hat 12′ 1″ Länge und 8¼″ Mündung, ist äußerlich vorn 14½″, hinten 16¾″ dick, hat somit eine leichte konische Gestalt; im Gegensatze aber zu den ältesten Büchsen, die, hinten enge, sich nach vorn konisch erweitern, ist hier die Seele natürlich cylindrisch, und es erscheint als Folge der rationellen Durchbildung, daß die Wandstärke rückwärts etwas größer ist, als bei der Mündung, so daß das Geschütz sich im Aeußeren nach der Mündung zu konisch verjüngt. Diese Verjüngung ist indessen nur sehr gering, dagegen die Wandstärke bereits sehr bedeutend und somit das Gewicht ein beträchtliches. Das Geschütz hat äußerlich noch die Verzierung durch die vielen umgebenden Ringbänder beibehalten, die an den beiden früheren sich zeigen. Einige Verzierungen tragen

noch ganz den Charakter der Gothik. An Stelle des platten rückwärtigen Endes ist bereits ein gegliederter, spitzzulaufender, in einem Knopf endigender Zapfen (Traube) getreten. Das Geschütz war also bereits vollständig beweglich, und zwar in der Laffette beweglich, während das Nürnberger von 1505 rückwärts einen flachen Zapfen hat, der darauf hindeutet, daß es mittelst desselben rückwärts in die Lafette befestigt wurde. Diese flachen Zapfen kommen noch an Geschützen mit der Jahreszahl 1518 in Karls Geschützbuch vor.

Bereits der neueren Zeit gehören die letzten zwei Geschütze an. Im Detail der Ornamentik noch ganz gothisch, in der Form aber bereits modern, gehört das vierte Geschütz dem letzten Großmeister von Rhodus an, dessen Wappen es trägt. Es ist also jedenfalls circa 1520 gegossen. Es hat eine Länge von 16′ 7¼″, am hinteren Ende einen Durchmesser von 23″, am vorderen von 16″. Es zeigen sich äußerlich drei Theile. Die Rückfläche ist wieder glatt, mit einer großen Figur des Heiligen Johannes des Täufers versehen, oben auf dem Zündloch zeigt sich ein M, wie es an den Geschützen Maximilians vorkommt, so daß, da sich mehrere deutsche „Büchsen" auf Rhodus fanden, anzunehmen ist, daß diese ein Geschenk des Kaisers an den Großmeister war, dessen Wappen oben auf dem hintersten der drei Theile in einer Stylisirung sich befindet, die uns durchaus deutsch erscheint, wie auch die Figur des Heiligen Johannes auf der Rückseite der Kanone deutschen Charakter hat und die Gliederung ganz mit Kanonen Kaiser Maximilians übereinstimmt. Der zweite Theil hat die Schildzapfen und oben eine kleine Figur des Heiligen Johannes, der vordere Theil ist mit Mohrenköpfen bedeckt, die, regelmäßig gestellt, theils von vorn, theils im Profil sich zeigen. Es ist von Interesse, zu bemerken, daß der Styl dieser figürlichen Darstellungen und Gliederungen abweicht von zwei Geschützen desselben Großmeisters, ebenfalls mit Mohrenköpfen geziert (ein Mohrenkopf bildet die Helmzier des Wappens dieses Großmeisters), die vor Jahren aus Rhodus nach Konstantinopel geführt wurden und sich jetzt noch daselbst befinden, von denen eine vollständig genaue Zeichnung für das Germanische Museum gemacht wurde, so daß also die Annahme, daß hier ein deutsches Geschütz vorliege, eine neue indirecte Stütze dadurch erhält. Leider ist das Geschütz stark verwittert und hat auch, wie eine große Zahl neuer Wunden beweisen, bei seinem jüngsten Transporte stark gelitten. Es hat ein Gewicht von 109 Centnern, die Mündung hat einen Durchmesser von 9¾″, und da diese große Büchse wohl für Eisenkugeln bestimmt war, so hat eine solche Kugel 116 Pfund Gewicht; sie gehört also zu den „scharfen Metzen", wie unter Maximilian dieses Kaliber bezeichnet wurde.*)

Ein sehr elegantes Geschütz ist das letzte der fünf. Wohl gleichzeitig mit dem vorhergehenden und wiederum an viele Stücke aus Karls V. Geschützbuch erinnernd ist es gleichfalls der Länge nach äußerlich in drei Theile getheilt, der Vordertheil mit Lilien besäet, die Gliederung der übrigen Theile mit Lilienkränzen umsäumt. Ein Igel auf der Oberfläche des rückwärtigen Theiles kann auf den Ursprung leiten. Das Geschütz 13 Fuß 10¾ Zoll lang mit 7¼ Zoll Kugeldurchmesser, also ein Vierzigpfünder, ist 56 Centner schwer. Es repräsentirt uns die Geschütze Franz' I. von Frankreich, wie sie dieser gegen Karl V. ins Gefecht führte, und bei der Aehnlichkeit, die, wie Karls V. Geschützbücher beweisen, damals die deutschen und französischen Geschütze hatten, haben wir auch darin, da deutsche Repräsentanten jener Zeit nicht mehr zu haben sind, ein gutes Beispiel, das uns an die Deutschen erinnert. Die Ornamentik auch dieses Geschützes hat noch gothischen Charakter. Es hat gleichfalls flachen Boden ohne Traube.

Wir haben also in den fünf Geschützen den Verlauf repräsentirt, den das Geschützwesen in seiner Construction wie in der formellen Ausbildung in der Zeit von 1420—1520 unter der Herrschaft des gothischen Styls machte. Gothische Geschütze, sowohl die einfachen der früheren Zeit als die späteren verzierten, sind außerordentlich selten; für die zwei ersten dürften sich kaum irgendwo Parallelen finden, so daß der Werth dieses Zuwachses für das Museum unschätzbar ist, auch wenn nicht das Metall allein heute einen Verkaufswerth von 15—16,000 fl. darstellen würde. Die Sammlung der Feuerwaffen des Germanischen Museums ist durch diese Stücke allein eine der ersten und bedeutendsten geworden.

Wir werden, wenn auch die übrigen dem Museum vom Sultan geschenkten Waffen angekommen sein werden, Veranlassung nehmen, darauf zurückzukommen.

*) Zur Fortschaffung eines solchen Geschützes wurden damals 18 Pferde verwandt.

Mannichfaltiges.

— Am 10. März ist in Leipzig der berühmte Musiker Ignatz Moscheles, Professor am dortigen Conservatorium, verschieden. Obwohl, sagt die „D. A. Z.", der Verstorbene bereits im 76. Lebensjahre stand, kam dieser Schlag selbst seinen Freunden unerwartet: denn der unermüdliche Künstler stand bis in die jüngste Zeit mit ungebrochener Jugendfrische auf seinem Posten und hatte vor Kurzem eine lebensgefährliche Krankheit glücklich überstanden. Geboren zu Prag am 30. Mai 1794, wurde der frühzeitig für die Musik Neigung zeigende Knabe von seinem Vater, einem israelitischen Kaufmanne, der Leitung Friedrich Weber's übergeben. Die weitere musikalische Ausbildung erhielt er in Wien. Seine Kunstreisen durch Norddeutschland, Holland, Frankreich und England (in den zwanziger Jahren) waren Triumphzüge; er ließ die meisten Clavierviruosen, die sich damals producirten, durch die Kraft und das Feuer seines Vortrags weit hinter sich. Dazu kam noch die Vorführung seiner eigenen Compositionen, die durch phantastischen Inhalt, originellen Bau und überraschende Effecte glänzten. Nach Deutschland zurückgekehrt, trat er in nähere Verbindung mit Mendelssohn. 1825 folgte er einem Rufe als Professor der Musik an der Londoner Akademie. In dieser Stellung leitete er die berühmten philharmonischen Concerte und wirkte segensreich für die Verpflanzung deutscher Kunst und Künstler nach England. Sein großer Jünger und Freund Mendelssohn war es, der ihn 1846 veranlaßte, in die Heimath zurückzukehren und mit ihm vereint die Leitung des Leipziger Conservatoriums zu übernehmen. Der hohe Ruf, den diese Anstalt in ganz Europa genießt, ist nicht zum geringsten Theile das Werk des wackeren Moscheles, der nicht nur ein eigenartiger, reichbegabter Künstler, sondern auch ein tüchtiger, seinem Berufe treu ergebener Lehrer war.

— Bei der eigenthümlichen Bedeutung der Normalmaße und der großen Sorgfalt, welche man der Herstellung derselben widmet, erschien es seit lange wünschenswerth, sie aus einer Substanz anzufertigen, welche in Folge ihrer chemischen Zusammensetzung, ihrer molecularen Constitution und ihres Wärmeausdehnungscoefficienten alle Bürgschaften für ihre Homogenität darböte. Eine solche Substanz ist nach Fizeau's Untersuchungen der Beryll, von welchem man jetzt weiß, daß er sich beim Erwärmen positiv in einer zur Hauptachse normalen Richtung ausdehnt, in der Richtung selbst aber zusammenzieht. Daraus folgt, daß es bei den Beryllkrystallen eine Richtung giebt, in welcher die Ausdehnung beim Erwärmen gleich Null ist. Ein Normalmaß, welches in dieser Richtung aus Beryllkrystall geschnitten würde, müßte in allen Klimaten stets dieselbe Länge haben.

— Der „Kosmos" giebt einen Bericht über gewisse Experimente, welche von zwei französischen Aerzten mit dem Kopfe des unlängst in Beauvais guillotinirten Vatermörders Belliere fünf Minuten nach der Hinrichtung angestellt wurden. Das Gesicht trug einen Ausdruck der Betäubung, nicht den des Schmerzes. Weder das Kinn noch die Zunge schien, nachdem das Messer gefallen, die geringste Bewegung gemacht zu haben. Einer der Aerzte rief dem Kopfe den Namen des Verurtheilten in's Ohr, aber kein Zusammenziehen der Muskeln wurde sichtbar, auch nicht, als man einen mit Ammoniak getränkten

Schwamm unter die Nase hielt; Anbrennen der Augenwimpern rief nicht einmal ein Blinzeln des Auges hervor. Anwendung von Elektricität blieb ebenfalls erfolglos, und die Aerzte sahen sich in ihren Erwartungen, daß das Gehirn noch einiges Bewußtsein behalten haben werde, völlig getäuscht. Bei der nächsten Hinrichtung beabsichtigt man frisches Blut in die Adern des abgeschlagenen Kopfes zu gießen, um wo möglich zu entdecken, ob die von Dr. Brown Sequard bei einem Hunde, der dem Guillotinirungs-Processe unterzogen worden, beobachteten Zeichen freiwilliger Bewegung reproducirt werden können.

— Ein junger englischer Tourist bereiste jüngst das Marmaroser Comitat. Er widmete den dortigen Salzbergwerken die größte Aufmerksamkeit und machte sich fleißige Aufzeichnungen. Endlich begab er sich auch nach Körösmező, wo die Theiß entspringt. Daselbst giebt es einen sehr romantischen Punkt, der von der einen Seite durch himmelanstrebende hohe Felsen begrenzt, auf der anderen Seite von stürzenden Gießbächen umflossen ist. Der junge Engländer weilte lange an diesem Orte. „Mein Herr! Würde man mich in dieser Felsenhöhle begraben, wenn ich zufällig hier stürbe?" fragte er den Forstmeister, der sein Führer war. „Warum nicht?" antwortete dieser. Sodann besichtigten sie noch mehrere interessante Punkte. Tags darauf fand man den Engländer todt am Felsen. In seiner Tasche fand man einen Papierstreifen, auf welchem nur die Worte geschrieben standen: „Mein Herr, ich rechne auf ihr Versprechen!"

— In der Londoner Gesellschaft macht wieder einmal eine Entführungsgeschichte viel von sich reden. Die Tochter des Earl of Gainsborough reichte in diesen Tagen in einer katholischen Kirche von Chelsea einem jungen Manne Namens Murphy die Hand am Altare, den sie als Organisten im Dienste ihres Vaters und als Musiklehrer kennen und lieben gelernt hatte. Als der Vater von dem Bunde dieser Herzen Kenntniß erhielt, wurde der junge Mann aus dem Hause gejagt, die Folge war aber nur, daß Lady Blanche Noel einige Tage später vermißt wurde. Der Earl bot die geheime Polizei auf und ihren Nachforschungen gelang es, das glücklich liebende Paar in dem nicht sehr aristokratischen Quartier Spitalfields aufzuspüren. Alles Zureden war indessen bei der Dame, die 25 Jahre alt und großjährig ist, fruchtlos, und obschon der Vater die Einwilligung versagte, wurde die Heirath vollzogen. Der glückliche Murphy ist drei Jahre jünger als seine hochgeborene Gattin.

— Der Astronom und Meteorolog Falb kündigt nun auch für das Jahr 1870, und zwar für den 17. März (Vollmond), den 24. October und den 22. November (Neumond) bedeutende Erderschütterungen in Europa, den Vereinigten Staaten, Canada und Brasilien an. Nachdem die Peruaner im vorigen Herbste die Todesangst, welche ihnen die Falb'schen Voraussagungen eingejagt hatten, ohne weiteren Schaden an Leib und Leben überstanden haben, werden die von diesen neuen Ankündigungen bedrohten Länder wohl nicht allzu sehr in Schrecken gerathen.

— Ein amerikanischer Schauspieler zu Philadelphia hatte in einem Stücke die Rolle eines Schurken zu spielen; dieser wird entlarvt und hat sich eine Kugel durch den Kopf zu schießen. Vor einigen Wochen trat der Künstler wieder einmal in dieser seiner Glanzrolle auf und spielte mit gewohntem Talent; an der genannten Stelle zieht er ein Pistol, schießt sich vor den Kopf und stürzt blutend zu Boden. Wie immer folgte dieser Scene rauschender Beifall. Als aber der Vorhang fiel, waren die übrigen Darsteller nicht wenig verwundert, ihren Kameraden ruhig an derselben Stelle liegen bleiben zu sehen. Sie eilten hinzu und wollten ihn aufheben: er war todt. Man fand bei ihm einen Brief, in welchem er seinen Collegen ein herzliches Lebewohl sagte und erklärte, unglückliche Liebe sei das Motiv zu seinem Selbstmorde.

— Die „American Philosophical Society" in Philadelphia hat kürzlich vier Damen, welche sich durch wissenschaftliche Forschungen und Entdeckungen ausgezeichnet haben, zu Mitgliedern erwählt, nämlich: Lady Sommerville, gegenwärtig in Florenz lebend, und Miß Maria Mitchel, Directorin der Sternwarte in Poughkeepsie am Hudson, beide längst rühmlichst bekannt durch ihre Leistungen auf dem Gebiete der Astronomie; sodann Mrs. Agassiz, Gattin des Naturforschers Agassiz, jetzigen Professors am Havard-College, dem sie eine treue Hilfe und Mitarbeiterin bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten ist; endlich Frau Emma Seiler, geb. Diruf, eine Deutsche, die sich durch ihre gründlichen Forschungen und Entdeckungen in der Physiologie der menschlichen Stimme ausgezeichnet hat.

— Zwei junge Damen in Princeton, Illinois, hatten die Wette angenommen, 80 englische Meilen innerhalb 20 nach einander folgenden Stunden zu Fuß zurückzulegen. Der Preis betrug 100 Dollars, und die beiden Schönen, Töchter eines wohlhabenden Farmers, gewannen ihn, indem sie ihr Ziel um eine Stunde und 37 Minuten vor Ablauf der festgesetzten Zeit erreichten.

— Die „Anglo-Brazilian Times" berichtet von einer fürchterlichen Pulverexplosion an Bord des brasilianischen Schooners „Pluto" in Cerrito. Fast zu gleicher Zeit ertönten drei Detonationen, welche durch die Explosion an Bord des Schiffes, des Pontons, von welchem Pulver abgeladen wurde, und des Küstenmagazins entstanden. Im Ganzen explodirten etwa 300 Tonnen Schießpulver. Von den 19 Personen an Bord des „Pluto", darunter des Capitäns Gattin nebst Tochter, ist nicht ein Fragment übrig geblieben.

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

Zwei Höfe. Roman von Ludwig Habicht. Verlag von Ed. Trewendt in Breslau. 3 Bde. 1870.

** Wir erlauben uns, unsere Leser im Voraus auf vorstehenden Roman aufmerksam zu machen, der in den nächsten Tagen die Presse verlassen wird und die allgemeinste Beachtung verdient. Der Verfasser hat sich bereits durch sein Erstlingswerk: „Der Stadtschreiber von Liegnitz" einen geachteten Namen erworben. Die Kritik zählte denselben einstimmig zu den besten historischen Romanen der neuesten Zeit. Seine jetzt erscheinenden „Zwei Höfe" werden sich voraussichtlich einer noch weit höheren Gunst erfreuen. Schon bei ihrer ersten Veröffentlichung in der „Köln. Ztg." haben sie bedeutendes Aufsehen erregt. Sie enthalten einen Reichthum an Lebensbeobachtung, tiefen Gedanken und heiteren, wie tief ergreifenden Scenen, daß sie den Leser beständig fesseln und in Spannung erhalten. Mit Glück und Geist ist die Misère der Kleinstaaterei geschildert und doch nirgends eine Uebertreibung, eine, das echte Kunstwerk überwuchernde Tendenz. Eine edle Begeisterung für alles Große und Schöne, für Licht und Freiheit, weht durch das ganze Werk. Man sieht, daß der Verfasser die redliche Absicht gehabt hat, zu dem großen Werke der nationalen Einheit einen Baustein beizutragen und Sinn und Verständniß für das große Ganze zu wecken. Alle Charaktere des Romans sind mit bewundernswürdiger Feinheit und Sicherheit gezeichnet und nehmen sogleich unser lebendigstes Interesse in Anspruch. Durch Form und Inhalt sowohl ragen die „Zwei Höfe" weit über das Gewöhnliche hinaus; sie sind die Schöpfung eines echten Poeten und haben den gerechtesten Anspruch auf die allgemeinste Beachtung. Ludwig Habichts „Zwei Höfe" dürften bald eine Lieblingslectüre des deutschen Volkes werden, wir können sie schon jetzt unseren Lesern mit vollem Recht empfehlen.

Verantwortliche Redaction: Ph. Eckhard Stutz. Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 32. Dritter Jahrgang. 1870.

* Gebrochene Treue.

Erzählung von Ewald August König.

(Schluß.)

5.

Das Brautpaar sollte in der Capelle des Schlosses den Segen der Kirche empfangen. Die Treppen und Corridore waren mit Kränzen und Guirlanden geschmückt, und die Capelle glich in ihrem Blätter- und Blüthenschmuck einem Feengarten.

Der Verwalter hatte soeben die letzte, ordnende Hand angelegt, zufrieden mit seinem Werke wollte er in seine Wohnung zurückkehren, um nun auch sich in seiner Toilette auf die Ceremonie vorzubereiten, als plötzlich Aurelie vor ihm stand. Bestürzt blieb er stehen, sein Blick ruhte forschend auf ihrem todesbleichen Antlitz.

„Aurelie, was wollen Sie hier?“ fragte er verwirrt.

„Ihnen die Antwort auf den Brief bringen, den der Herr Graf in Ihrem Auftrage an meinen Vater geschrieben hat,“ sagte sie ruhig.

Dem Verwalter schoß das Blut in die Wangen, eine freudige Aufregung bemächtigte sich seiner.

„Nicht hier,“ fuhr Aurelie, mit einer ablehnenden Geberde fort, als sie seinen fragenden Blick so erwartungsvoll auf sich gerichtet sah, „führen Sie mich in Ihre Wohnung.“

„So darf ich hoffen —“

„Ich bitte Sie, fragen Sie jetzt nicht, Sie werden es sogleich erfahren.“

Die Wohnung des Verwalters lag an dem Corridor, durch den das Brautpaar auf dem Wege zur Capelle kommen mußte. Aurelie trat in das Zimmer und nahm auf einem Stuhle Platz.

„Wann soll die Trauung stattfinden?“ fragte sie.

„Binnen einer Stunde.

„So bleibt mir Zeit genug.“

„Aurelie, ich beschwöre Sie, sagen Sie mir aufrichtig, was führt Sie hierher?“ fragte der Verwalter bestürzt.

Sie sah ihn ruhig an, ihr Blick war fest und sicher. „Ich habe es Ihnen gesagt,“ erwiderte sie, „weshalb glauben Sie mir nicht? Weil ich heute komme? Ist es Ihnen denn nicht lieb, Gewißheit zu erhalten? Sie denken, meinem Besuche müsse eine andere Absicht zu Grunde liegen? Nun denn, bevor ich Ihnen meine Entscheidung gebe, will ich erproben, ob Sie Mannesmuth haben. Wollen Sie dem Herrn Baron diesen Brief bringen? Es ist nicht nöthig, daß Sie ihm sagen, ich sei im Schlosse, es ist überhaupt besser, wenn das Niemand erfährt. Aber auf Antwort müssen Sie warten, und ich fordere von Ihnen das Versprechen auf Ehrenwort, daß Sie seine Antwort mir wortgetreu berichten. Wollen Sie das?“

Mit wachsendem Erstaunen hatte der Verwalter diese Worte vernommen, sie bewiesen ihm, daß die Kämpfe und Stürme in der Seele des Mädchens noch immer nicht ausgetobt hatten.

„Sie zögern? Sie wollen mir diese Bitte nicht erfüllen?“ fragte Aurelie enttäuscht. „Nun wohl, denn —“

„Geben Sie mir den Brief,“ unterbrach der Verwalter sie rasch, „so sonderbar und befremdend auch Ihr Wunsch ist, ich werde ihn erfüllen, um Ihnen zu zeigen, daß —“

Er brach ab, ein bedeutsamer, liebeglühender Blick ergänzte den Schluß des Satzes. Er ersuchte einen Diener, ihn bei dem Baron anzumelden. Der Baron ließ ihm erwidern, daß er mit seiner Toilette beschäftigt sei, wenn aber eine wichtige oder dringende Angelegenheit die Unterredung nöthig mache, wolle er ihn empfangen.

Einige Minuten darauf trat der Verwalter in das Ankleidezimmer des Barons. „Eine junge Dame hat mich gebeten, Ihnen sofort diesen Brief zu übergeben,“ sagte er, „ich glaube, diesen Wunsch erfüllen zu müssen —“

„Weil die junge Dame Ihnen nahe steht, — ist es nicht so?“ fragte der Baron, dessen Stirne sich umwölkte. „Was will sie jetzt noch von mir? Bringen Sie ihr den Brief zurück, ich verlange seinen Inhalt nicht zu kennen.“

„Aurelie wünscht Ihre Antwort —“

„Pah — welche Frage könnte sie an mich zu richten haben? Sie sehen, ich bin beschäftigt. Oder wünschen Sie, daß ich den Brief lese? Nun geben Sie her, Ihnen will ich den Gefallen erzeigen.“ Er erbrach hastig das Siegel, sein Blick schweifte über die Zeilen, ein höhnischer Zug umspielte seine Lippen. „Sie ist eine Närrin!“ rief er lachend. „Ein solches Ansinnen an mich zu stellen! Wahrhaftig, sie muß den Verstand verloren haben.“

„Ist das die einzige Antwort, die Sie mir zu geben haben?“ fragte der Verwalter mit dumpfer Stimme.

„Natürlich, die einzige!“ erwiderte der Baron, während er seine ganze Aufmerksamkeit seinem Barte widmete. „Ich wüßte wirklich nicht, welche andere Antwort ich ihr geben könnte. Kennen Sie den Inhalt des Briefes?“

„Nein.“

„Nun, vielleicht erfahren Sie ihn durch sie, ich habe weder Zeit noch Lust, weitere Worte darüber zu verlieren.“

Der Verwalter entfernte sich, er hatte keine Ahnung von dem Inhalt des Briefes, die Antwort des Barons beunruhigte ihn, er fürchtete, sie könne in der Seele des Mädchens die Gluth des Hasses schüren, daß sie abermals jäh und wild auflodere, wie an jenem Abend im Walde.

Aber Aurelie blieb ruhig, nur einmal flammte es in ihren dunkelen Augen auf wie fernes Wetterleuchten. „Ich habe es erwartet,“ sagte sie, „aber ich mußte diesen Schritt thun.“

„Was haben Sie ihm geschrieben?“ fragte der Verwalter, dessen Blick besorgt auf dem bleichen Antlitz des Mädchens ruhte.

„Hat er es Ihnen nicht gesagt? Ich habe mein Recht von ihm gefordert, das Recht, welches jedes betrogene Mädchen von dem Betrüger fordern kann, ich habe ihm gesagt, daß er im Begriff stehe, seinen ersten Meineid durch einen zweiten zu besiegeln. Ich habe seine Hand von ihm gefordert und ihm versprochen, sofort nach der Trauung mich auf immer von ihm zu trennen.“

Der Verwalter schüttelte den Kopf, er sagte ihr, daß sie

die Antwort auf diese Forderung habe voraussehen können, und daß es besser gewesen sei, wenn sie ihm ihren Stolz und ihre Verachtung gezeigt habe.

Sie hörte ihn ruhig an, den Blick zu Boden gesenkt, saß sie schweigend, in sich gekehrt, vor ihm, nur dann und wann bekundete ein leises Nicken oder Schütteln des Kopfes, daß sie seine Worte vernahm.

„Aurelie, ich beschwöre sie noch einmal, vergessen Sie, was hinter Ihnen liegt," schloß der Verwalter, „an meiner Hand sollen Sie einer heiteren, glücklichen Zukunft entgegengehen."

Sie schlug die Augen zu ihm auf und sah ihn voll an, als ob sie in seinem Antlitz lesen wolle, ob er der Mann sei, ihr das verlorene Glück wieder zu geben. „Ich weiß nicht, ob es ein Menschenherz giebt, welches solche Schmach vergessen kann," erwiderte sie leise, „ich vermag es nicht." Dann erhob sie sich rasch, sie trat vor den Spiegel und fuhr leise mit der Hand über ihren Scheitel. „Ich habe so viel ertragen müssen, ich werde auch das noch ertragen," fuhr sie fort, „ich will ihn an der Seite seiner Braut sehen."

„Aurelie!" rief der Verwalter erschreckt.

„Fürchten Sie, daß ich meine Forderung wiederholen könne? Ich bin ruhig, sehen Sie, meine Hand zittert nicht, die Stürme haben ausgetobt. Verbergen Sie mich hinter den Orangenbäumen in der Capelle, Sie müssen mir diesen Gefallen erzeigen, ich fordere ihn als einen Beweis Ihrer Liebe."

„Aurelie, um Ihrer eigenen Ruhe willen bitte ich Sie —"

„Fürchten Sie nichts für meine Ruhe — sein Anblick wird mich kalt lassen. Ich muß ihn noch einmal sehen, es soll das letzte Mal sein, ich verspreche es Ihnen."

„Aurelie, Sie lieben ihn noch, Ihre Liebe ist stärker als der Haß!"

„Ja, sie ist stärker; die Liebe hat den Haß geboren, aber das Kind kann die Mutter nicht tödten, es ruht in ihren Armen und sie säugt es mit ihrem Herzblute."

Sie fuhr aus ihrem Brüten empor, sie blickte lächelnd den Verwalter an und strich leise über die Stirne, als ob sie dort Schmerz empfinde. „Kommen Sie," sagte sie heiter, „Sie werden gewiß ein Versteck für mich finden."

„Wenn Sie mir versprechen, sich ganz ruhig verhalten zu wollen —"

„Ganz ruhig — gewiß; und später gebe ich Ihnen auch meine Antwort."

Der Verwalter zögerte noch immer, er dachte an die Verantwortlichkeit, die ihn traf, wenn das Mädchen die Ceremonie störte; aber das Mädchen bat so dringend, er konnte ihrer Bitte nicht widerstehen. Er führte sie in die Capelle und forderte noch einmal das Versprechen von ihr, daß sie ihre Anwesenheit nicht verrathen wolle, dann kehrte er in seine Wohnung zurück.

Eine halbe Stunde später trat das Brautpaar, gefolgt von den Eltern und Gästen, in die Capelle, in welcher der Priester am Altar ihrer harrte.

Da, als sie die Schwelle kaum überschritten hatten, stand plötzlich Aurelie vor dem Bräutigam. Das schöne Haupt stolz erhoben, mit flammenden Augen trat sie vor ihn hin, und in der Bestürzung, die ihr plötzliches Erscheinen hervorrief, dachte Niemand daran, sie zu entfernen.

„Baron Oscar von Reitzenstein, vor dem Auge Gottes hast Du mir Treue in Ewigkeit gelobt!" rief sie mit fester, drohender Stimme. „Meiner Ehre wegen fordere ich von Dir —"

„Schafft die Närrin fort!" schrie der Baron, bebend vor Zorn; „bringt die Wahnsinnige in's Irrenhaus!"

Einige Diener beeilten sich, den Befehl auszuführen, aber ehe sie das Mädchen erreichten, knallte ein Schuß, ein Schrei des Entsetzens ertönte — der Baron lag röchelnd in den Armen des Verwalters, der zu spät gekommen war, um dem Mädchen die Waffe zu entreißen.

„Ich habe Dich geladen vor den Richterstuhl Gottes, dort mußt Du mir Rede stehen!" rief Aurelie. „Ich folge Dir, oben sehen wir uns wieder!"

Das Entsetzen und die Verwirrung waren so groß, daß Niemand daran dachte, sich der Person des Mädchens zu bemächtigen. Die Braut lag in Ohnmacht, der Baron war seinem Ende nahe, Alles drängte sich hinzu, um zu helfen, wo doch Niemand mehr helfen konnte.

* * *

Als der Förster am Abend heimkehrte, fand er sein Kind nicht; von bangen Ahnungen getrieben, eilte er in's Schloß, hier erfuhr er das Vorgefallene — wo Aurelie geblieben war, wußte Niemand.

Der Verwalter ahnte, wo er sie suchen mußte: in der folgenden Nacht wachte der Förster am Sarge seiner Tochter, deren verrathenes Herz im Mühlteiche die ewige Ruhe gefunden hatte.

---

† Eine königliche Nonne.

Louise, Tochter Ludwigs des Fünfzehnten von Frankreich und seiner Gemahlin Marie, Prinzessin von Polen, wurde in Versailles im Jahre 1737 geboren. Während sie noch in der Wiege war, wurde sie nach der Abtei von Fontrevrault gebracht und der Obhut von Madame de Soulanges, einer Nonne und späteren Aebtissin von Royal Dieu, übergeben. Ein Unfall in der Kindheit erweckte in der Prinzessin frühzeitig den Geschmack am Klosterleben, und die Nonnen in ihrer Umgebung gaben sich alle Mühe, diesen Geschmack auszubilden, denn eine Prinzessin mit ihrer Apanage war ein großer Gewinn. Der Unfall war folgender: Das Kind langweilte sich eines Morgens und wurde ungeduldig, weil Niemand kam, um es anzukleiden; es kletterte über die Einfriedigung des Bettchens und fiel heftig auf den Boden. Der herbeigerufene unwissende Dorfarzt ließ die Prinzessin zur Ader, dachte jedoch nicht daran, zu untersuchen, ob der Rückgrat nicht verletzt sei, und so wuchs das Kind schief auf. Es folgte eine lange und gefährliche Krankheit. Die Nonnen thaten das Gelübde, daß, wenn die junge Prinzessin genesen würde, sie dieselbe zu Ehren der Heiligen Jungfrau, welche sie um die Genesung anflehten, ein ganzes Jahr lang in Weiß kleiden wollten. Das Kind blieb am Leben, das Gelübde wurde gehalten und die künftige Nonne gelehrt, sich von nun an als unter dem speciellen Schutze der Madonna stehend zu betrachten.

Wie uns der Abbé, ihr Biograph erzählt, war die Prinzessin höchst liebenswürdigen Charakters. Sie war großmüthig, wohlthätig, weise, verschwiegen und klug, und vor Allem eifrig in Ausübung ihrer religiösen Pflichten. Sie entwöhnte sich allmählich einer gewissen Neigung zur Satyre, worüber die Superiorin sie einmal gescholten, und sie strafte sich selbst für jeden Rückfall in diesen Fehler. Einmal wurde sie von einer dienenden Nonne, die nur ein Auge hatte, für etwas getadelt, was sie nicht begangen hatte.

Die Prinzessin antwortete: „Wenn Sie von Ihren beiden Augen Gebrauch machen könnten, so würden Sie mich nicht Dinge thun sehen, die ich nicht thue."

„Madame," gab die Nonne zurück, „ein Auge genügt mir, um deutlich zu sehen, daß Sie sehr stolz sind."

Die Prinzessin war sogleich besänftigt und sagte: „Sie haben recht; der Stolz ließ mich so sprechen. Ich bitte Sie um Verzeihung und ich muß auch Gott um Verzeihung bitten."

Ihre Zornesausbrüche waren zuweilen plötzlich und heftig. Als sie einmal mit einer Arbeiterin unzufrieden war, sagte sie hochmüthig: „Bin ich nicht die Tochter Ihres Königs?"

„Und ich, Madame," erwiderte die Frau gelassen, „bin ich nicht die Tochter Ihres Gottes?"

Die Prinzessin entgegnete: „Sie haben recht, und ich war im Unrecht; vergeben Sie mir." Als sie zehn Jahre alt war, mußte die junge Fromme dafür gescholten werden, daß sie auf das Niederschreiben ihrer Beichten zu viel Zeit verwendete.

Unter diesen Umständen ist es natürlich, daß, als die Prinzessin in ihrem vierzehnten Jahre an den Hof zurückkehrte, es ihr völlig widerstrebte, die Pflichten ihrer hohen Stellung auszuüben. Sie setzte ihre Ehrenfräulein in Erstaunen, weil sie ihr ganzes Einkommen in Werken der Wohlthätigkeit verausgabte, und weil sie aus Mangel an Aufmerksamkeit stets beim Kartenspiel verlor. Das Einzige, an dem sie Vergnügen fand, war die Jagd. Eines Tages, als sie den König, ihren Vater, durch den Wald von Compiegne begleitete, bäumte sich ihr Pferd und warf sie fast unter die Hufe der Rosse am Wagen ihrer Schwester, welcher im vollen Galopp nachfolgte. Indem sie dies als eine zweite wunderbare Errettung ansah, bestieg sie ungeachtet der Warnungen ihres Stallmeisters abermals ihr Pferd, trieb es an und bändigte es vollkommen. Die künftige Nonne war der Hofetiquette bald müde; sie ging u. a. nur aus Gefälligkeit ins Theater und schlief dort gewöhnlich aus lauter Gleichgiltigkeit ein. Auch beklagte sie sich, daß das späte Aufbleiben ihr das Blut erhitze.

Ihre Neigung zum Kloster reifte im Geheimen mehr und mehr. Sie verschaffte sich die Statuten der Heiligen Theresia und bewahrte sie in einem verschlossenen silbernen Kästchen auf. Während sie sich alle Leckerbissen versagte, stellte sie sich doch, als ob sie sehr genau in der Wahl ihrer Speisen wäre, alles, um ihre Kasteiungen zu verheimlichen. Sie verbrachte Stunden lang im strengsten Winter ohne Feuer und verschaffte sich heimlich von der Priorin von Compiegne ein wollenes Hemd, das sie unter ihren Hofgewändern trug, um sich an die strenge Regel eines Klosterordens zu gewöhnen. Mit dem Eifer eines indischen Fakirs war sie bestrebt, sich in Kleinigkeiten zu peinigen. Der Geruch von Talg z. B. war ihr so zuwider, daß sie fürchtete, der Dunst eines gewöhnlichen Lichtes würde ihr eine Ohnmacht verursachen; dennoch ließ sie sich von einer der geringeren Dienerinnen im Schlosse Talglichter kaufen, welche sie Nachts in ihrem Zimmer anzündete, sobald sie allein gelassen war. Täglich betete sie zur Heiligen Theresia, daß sie ihr durch das Kloster den Weg zum Himmel ebnen möge. Endlich ließ sich der Erzbischof von Paris durch ihr dringendes Flehen bewegen, den König von dem sehnsüchtigen Verlangen seiner Tochter nach einem religiösen Leben in Kenntniß zu setzen. Der König, welcher bei allen seinen Fehlern seine Kinder zärtlich liebte, war sehr bewegt beim Empfange dieser Nachricht. Er faßte seinen Kopf mit beiden Händen und rief aus: „Wie grausam! wie grausam!" Dennoch sagte er, er wolle sich dem Willen Gottes nicht widersetzen, und nach vierzehn Tagen gab er unter Thränen seine Einwilligung. Er bemerkte dabei, daß, da seine Tochter denn doch eine Nonne werden solle, es ihm lieber sei, daß sie den Orden der Heiligen Theresia gewählt, als daß sie Aebtissin oder Schwester eines milderen oder schlaffen Ordens würde. Die Prinzessin war anfänglich gesinnt, in das Kloster von Grenelle einzutreten; aber sie befürchtete, daß es sie zu sehr zerstreuen würde, jedes Mal wenn der König nach Paris kam, die Kanonenschüsse zu hören. Sie entschloß sich endlich für das sehr arme und strenggeregelte Kloster von Saint Denis, nachdem sie sich vorerst versichert hatte, daß ihr Vater keine Abneigung zeigte, sie an einem den Gräbern der Könige von Frankreich so nahen Orte zu besuchen. Das Kloster von Saint Denis befand sich damals in großer Noth; der Bäcker wollte kein Brod mehr liefern und Andere hatten gedroht, auf die Revenüen des Hauses Beschlag zu legen, um sich bezahlt zu machen. Um diese Uebel abzuwenden, hielten die Nonnen eine neuntägige, speciell der Heiligen Jungfrau gewidmete Andacht und während sie noch damit beschäftigt waren, erhielten sie die Nachricht von dem Entschluß der Prinzessin. Der Superior von Saint Denis, der Abbé Bertin, suchte sie zu überreden, den weniger strengen Orden der Benedictinerinnen zu wählen oder mit den Töchtern des Heiligen Franz von Sales bei der Kindererziehung mitzuhelfen. Allein seine Vorstellungen blieben fruchtlos. Die einzige Bevorzugung, welche sich die königliche Nonne in Saint Denis erbat, war, daß, da sie an die bequemen Treppen der Paläste gewöhnt gewesen, man Seile zum Ersatz der fehlenden Geländer an den Klostertreppen anbringen möchte, da sie sonst schwindelig werden und fallen könnte.

Als die Prinzessin die Klosterschwelle überschritt, sagte sie, es wäre ihr zu Muth, als ob sie bereits einen Fuß in den Himmel gesetzt habe. Die Nonnen vergossen Thränen über ihre Freundlichkeit und Demuth, und sie warf sich ihnen zu Füßen. Ihre Dienerschaft war höchlich erstaunt, als sie sie plötzlich an der Klosterpforte verabschiedete, und an dem nämlichen Abende erst empfingen ihre Schwestern die Kunde von dem Schritt, den sie gethan, und fielen darüber in Ohnmacht.

Die Prinzessin nannte sich fortan Schwester Therese von Saint Auslin und unterwarf sich sofort allen demüthigen und mühseligen Obliegenheiten einer Novize. Sie betete und bediente im Refectorium; sie war die erste bei allen gewöhnlichen Arbeiten; sie mußte die Thür des Chores auf- und zuschließen und Nachts den Nonnen in ihre Schlafstellen leuchten. Ueberdies war es ihr Amt, die Fußböden zu kehren und zu scheuern, die Leuchter zu putzen und die Eßgeräthe zu spülen. In einem Morgenkleide von rosa Seide reinigte sie einen rußigen Kessel, bis sie so schwarz wie eine Spülmagd war, und sie schenkte dem Kloster das schmutzige Kleid als eine Erinnerung daran, daß eine königliche Prinzessin von Frankreich willig gewesen war, sich den gemeinsten Diensten zu unterziehen. Die eifrige Novize litt viel von den durch die Ordensregel gebotenen häufigen Fasten, wollte jedoch keine Ausnahme mit sich machen lassen. Die Prinzessinnen, ihre Schwestern, die sie besuchten und sie beim Nachtessen sahen, waren entsetzt darüber, daß Louise Kartoffeln und kalte Milch mit großem Appetit zu sich nahm. Auch der König kam und entsetzte sich über ihre einfachen Mahlzeiten und ihr hartes Bett. Zweierlei empfand die Novize als große Entbehrungen: erstens, daß sie ihre Schuhe mit hohen Absätzen gegen flache Pantoffeln vertauschen mußte, und zweitens, daß sie keine Uhr tragen durfte. Sie weigerte sich, einem Maler für ihr Bild zu sitzen, und sie vergoß Thränen, weil einige diensteifrige Nonnen das beste Gemüse für sie aussuchten und es auf feinere Art zubereiteten. Anfänglich konnte die Prinzessin nicht lange anhaltend knieen, ohne große Schmerzen zu fühlen; aber ein neuntägiges Gebet zu dem Heiligen Ludwig von Gonzaga befreite sie, wie erzählt wird, von dieser Gebrechlichkeit.

Das Klosterleben sagte ihr mehr und mehr zu. „In Versailles," pflegte sie zu sagen, „hatte ich ein prächtiges Bett und schlief schlecht. Auserlesene Leckerbissen kamen auf meinen Tisch, aber ich hatte keinen Appetit. Hier habe ich beinahe Gewissensbisse über das Vergnügen, womit ich Bohnen und Rüben esse, und auf meinem Strohbette schlafe ich wunderbar gut. Um fünf Uhr Nachmittags pflegte ich in Versailles in's Spielzimmer gerufen zu werden; hier gehe ich zum stillen Gebet. Um neun Uhr ruft mich die Glocke zum Abendgottesdienst, in Versailles war es die Theaterzeit. Dann verschwendete ich ganze Stunden mit der Toilette; hier brauche ich keine zwei Minuten zum Ankleiden. Mein Bett besteht aus drei Bretern und einer Strohmatratze; ich habe nur ein grobes Wollenkleid, aber dafür täglich sieben Stunden Andacht."

Und bei alledem hörte die schwächliche Prinzessin bald auf, Blut zu speien, was sie ihrer Jugend gethan, und wurde dick

und rothwangig. Am Tage ihrer Ankunft im Kloster gab sie der Priorin fünfhundert Livres. Ihre Pension betrug jährlich tausend Livres, und der König beschenkte das Kloster mit Einkünften genügend zum Unterhalt von vierzig Nonnen.

Die Prinzessin legte das volle Gelübde ab und empfing im Jahre 1771 den schwarzen Schleier von der Gräfin von Provence. Sie sagte Allen, welche sie besuchten, daß die Nonnen Engel seien und daß sie ihr ganzes Glück ihnen verdanke. Bald nach der öffentlichen Ablegung ihres Gelübdes wurde sie wegen ihrer Klugheit und Sanftmuth zur Lehrerin der Novizen erwählt. Sie that oft heimlich den Novizen die Arbeit. Wenn sie dabei überrascht wurde, so warf sie sich den Nonnen zu Füßen, küßte ihre Hände und bat sie, ihr zu erlauben, die Arbeit fertig zu machen. Eines Tages fand sie in einer der kleinen Gartencapellen eine Novize, welche weinte und ausrief: „Immer kehren und scheuern! Das kann ich nicht mehr lange aushalten!" Die Prinzessin tröstete sie und half ihr die Arbeit beendigen; dabei sagte sie: „Ja, wir müssen uns immer kasteien, aber wir Beide werden es doch bis zum Tode aushalten."

Wenn eine Novize sich vor dem Augenblicke fürchtete, da ihr das Haar abgeschnitten werden sollte, so that es die Prinzessin mit ihren eigenen Händen, was für die Novize ein großer Trost gewesen sein muß. Sie that Buße für Diejenigen, welche stolz waren. Sie warf eine Haarlocke ihrer Mutter weg, weil sie im echten Geiste einer Nonne, die mit aller Weltlichkeit abgerechnet hatte, sagte, eine Carmeliterin dürfe nicht zu menschlich anhänglich an irgend etwas auf Erden sein. Zu ihrer großen Betrübniß wurde die Prinzessin zwei Jahre nach Ablegung ihres Gelübdes auf die Dauer von drei Jahren zur Priorin von Saint Denis gewählt. Sie wurde noch frömmer, noch strenger gegen sich selbst und entsagender. Sie pflegte die Kranken und verband Wunden. Sie war bei den Sterbenden und gab den Todten den letzten Kuß christlicher Liebe. Ungeachtet ihrer neuen Würde fuhr sie fort, die Treppen zu kehren und die Teller zu spülen, und wenn eine Nonnenschwester es unterließ, die Nonnen zur Frühmette — um zwei Uhr Morgens — zu rufen, so versah die Priorin selbst diesen Dienst.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

§ Technisches. Bei Kurbelwellen mit zwei Handkurbeln für allerlei Hebmaschinen, Treibräder ꝛc. findet man die Aufsteckung der Kurbeln in zweifach verschiedener Weise bewerkstelligt, nämlich entweder so, daß beide Arme zu einander rechtwinkelich oder so, daß dieselben zu einander entgegengesetzt gerichtet sind. Die erstere Anordnung ist aus der Rücksichtnahme auf die todten Punkte, beziehungsweise des Wechsels der Kraftrichtungen hervorgegangen, während die andere Anordnung darauf beruht, daß der Mensch, vermöge seiner Körperbeschaffenheit, in den verschiedenen Kurbelpositionen seine Kraft in sehr verschiedener Stärke zur Wirkung bringt. Keine dieser Anordnungen trägt aber diesen beiden berechtigten Rücksichten zugleich gehörig Rechnung. Die richtigste Stellung der beiden Kurbeln dürfte diejenige sein, welche die beiden bezeichneten gegenseitigen Richtungen vermittelt, indem sich dann die Summen der beiden Kraftmomente in jeder Lage der Angriffspunkte am nächsten gleichstellen werden. Prof. Linde schlägt im „Bayer. Industrie- und Gewerbebl." vor, die beiden Kurbeln einen Winkel von 120° einschließen zu lassen, womit wir uns vollkommen einverstanden erklären. — Neuerdings findet die Dampfstrahlpumpe auch zum Extrahiren von Farbstoffen aus Hölzern und für andere ähnliche Zwecke Verwendung. Die Einrichtung des Apparates ist sehr einfach. In einen mit doppeltem Boden versehenen Bottich wird das Dampfrohr direct aus dem Dampfkessel bis zum unteren Boden geleitet, und mündet mit einer Spitze in die concentrische trichterförmige Erweiterung eines zweiten aufsteigenden Rohres. Indem der Dampf aus dem Mundstücke in dieses Rohr strömt, nimmt er die das letztere umgebende Flüssigkeit mit in die Höhe, erwärmt sie und treibt sie durch das darüber geschichtete Farbholz. Läßt man die Brühe sich zwischen den beiden Böden wieder sammeln, so wird sie immer wieder von neuem durch das Farbholz getrieben und der Farbstoff wird möglichst vollkommen extrahirt. Leitet man hingegen die Brühe durch ein System solcher Apparate von einem Bottiche zum anderen, so kann man stark concentrirte Extracte erzielen. Diese Extractionsmethode bietet besonders da große Vortheile, wo eine Erhitzung der Flüssigkeit bis zum Kochpunkte nicht statthaft oder nicht nothwendig ist, wo eine Temperatur von etwa 60° R. oder wenig mehr genügt. — Für die Sprengarbeiten am Hoosac-Tunnel (Nordamerika) wird Nitro-Glycerin verwendet, welches man in einem eigenen Laboratorium in der Nähe des Baues selbst erzeugt. Ein Trog von ungefähr 50 Fuß Länge enthält von zwei zu zwei Fuß steinerne Krüge von je 1 Gallon Inhalt. Diese sind bis auf zwei bis drei Zoll vom Rande von einem Gemenge aus Eis und etwas Kochsalz umgeben. In den Krügen befindet sich die Mischung von Salpetersäure und Schwefelsäure, und über denselben sind Gefässe aufgestellt, welche etwa 1 Quart Glycerin enthalten. Dieses fällt tropfenweise in die Säure, die Reaction geht vor sich, und das gebildete Nitro-Glycerin sammelt sich am Boden der Krüge an. Während der Operation wird ein Strom kalter Luft in die Säure geleitet vermittelst an Kautschukschläuchen befestigter Glasröhren, mit welchen zugleich durch Arbeiter gerührt wird. Nach beendigter Operation werden die Krüge in ein Reservoir, welches Wasser enthält, geleert. Aus diesem füllt man das Nitroglycerin in gläserne Gefäße und bringt diese ins Magazin. Die tägliche Production beträgt 150 Pfd. Aus 42 Pfd. Glycerin erhält man 94 Pfd. Nitroglycerin, welches bei 9° C. und darüber vollkommen durchsichtig und farblos ist. Ein wenig unterhalb dieser Temperatur wird es fest, und gleicht dann gestoßenem Eise.

— Die siamesischen Zwillinge sind nichts Neues. Schon unter dem Kaiser Romanus dem Aelteren wurden zwei mit vollständigen Gliedern versehene, aber am Bauche zusammengewachsene Knaben aus Armenien nach Konstantinopel gebracht. Dort hielt man ein solches Wunder für ein übeles Anzeichen und jagte sie aus der Stadt. Unter dem nachfolgenden Kaiser — um 945 — kamen sie von neuem nach Konstantinopel. Da starb der Eine. Die berühmtesten Aerzte versuchten eine Operation, um den anderen am Leben zu erhalten; aber drei Tage, nachdem das Bindeglied durchschnitten worden war, starb auch der andere. So berichten die byzantinischen Chronisten, z. B. der unbekannte Verfasser der Lebensbeschreibung des Kaisers Romanus c. 49.

— In Paris wird viel von einer großen Dominopartie gesprochen, die zwischen dem Marquis de C. und dem Herzoge v. H. demnächst stattfinden soll. Die Einsatzsumme beträgt 90,000 Fr. Die Partie zerfällt in 120 Unterpartieen, in deren jeder 1000 Fr. gegen 500 stehen; die Zahlung ist am Schlusse der 120. Partie dem Endsieger zu leisten. Zahlreiche Wetten sind bereits im Gange; die Summe der engagirten Beträge wird auf 400,000 Fr. angegeben. Die Schlußpartie ist für den 20. März angesetzt.

— In Clark County in Illinois herrscht ungeheure Aufregung, weil ein californischer Mineur am Big Creek Gold entdeckt hat. Er prospectete in den Ravinen längs des Creek und fand in jeder Hand voll Erde Gold in Quantitäten, die das Waschen verlohnen. In jener Landesgegend hat sich jetzt der Bevölkerung das Goldfieber bemächtigt, und die Leute lassen alle anderen Geschäfte liegen, um Gold aufzusuchen.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 33. Dritter Jahrgang. 1870.

* Jung und alt.

Eine Erinnerung.

Von L. Du Bois.

Mein alter Oheim besaß ein schön gelegenes Gut am Rhein, welches ein entfernter Verwandter, ein Herr von Auberg, ihm testamentarisch unter der Bedingung vermacht hatte, daß er seinen Familiennamen, von Binau, mit dem seines Wohlthäters vertausche. Diese Clausel wurde mit Beobachtung der gesetzlichen Förmlichkeiten erfüllt, und mein Oheim übernahm die schöne Besitzung. Er war Wittwer, auch kinderlos, und verwandte deshalb seine ganze Aufmerksamkeit auf die Bewirthschaftung des Gutes. Sofern ihn überhaupt irgend etwas davon abziehen konnte, so war es nur die Sorge für die in seiner Nähe wohnenden Armen und Bedürftigen; denn ein warmfühlendes Herz schlug in seiner Brust, und kein Nothleidender sprach seine Hilfe vergebens an. In der ganzen Umgegend kannte man ihn unter dem Namen des „guten alten Herrn von Auberg."

Meinen Vater, seinen einzigen Bruder, hatte er oft zu einem längeren Besuche eingeladen; allein die Reise dahin war von unserem, in Holstein belegenen Wohnorte zu weit und, da damals noch keine Eisenbahnen existirten, für meinen bereits altersschwachen Vater zu beschwerlich. Aus diesem Grunde wurde ich, nach Beendigung meiner Studien, an seiner Stelle abgesendet, um den erbetenen längeren Besuch bei dem Oheim am Rhein abzustatten.

Es war im schönen Monat Mai, als ich dort anlangte. Ich hatte den alten Herrn noch nie gesehen, wurde aber von ihm mit der Herzlichkeit eines Vaters empfangen und fühlte mich bei ihm bald so heimisch wie im elterlichen Hause. Natürlich mußte ich die ganze wirthschaftliche Einrichtung des Gutes von Grund aus kennen lernen und die Baumschule, so wie den großen Garten in Augenschein nehmen und bewundern. Auf die Blumenzucht schien er besonderen Fleiß zu verwenden, denn es fand sich darin eine so schöne Sammlung hochstämmiger Rosenbäume der verschiedensten Art, wie ich sie nie zuvor gesehen hatte.

Die Abende pflegten wir bei den Nachbarn zuzubringen, oder wir empfingen Besuche von ihnen. Zu denselben gehörte auch eine alte Dame, eine Frau von Linden, welche einen hübschen Landsitz in der Nähe meines Oheims bewohnte. Sie war Wittwe und kinderlos. Der Zufall hatte die beiden alten Leut, mit einander bekannt werden lassen, und da sie eine gewisse Gleichartigkeit der Neigungen hegten, so war allmählich eine Vertraulichkeit zwischen ihnen entstanden, welche ihr Alter vollkommen rechtfertigte. Beide liebten Blumen und spielten gern Schach.

„Karl," sagte mein Oheim eines Tages zu mir, „wir wollen heute Abend bei meiner Frundin, der Frau von Linden, einen Besuch machen. Du sollst sie kennen lernen; es ist eine würdige alte Dame, der das Schicksal einen eben so einsamen Lebensabend beschieden hat, wie mir. Wir sehen uns von Zeit zu Zeit und pflegen dann Schach zu spielen. Willst Du Dir von vorn herein ihre Gunst sichern, so pflücke einen hübschen Strauß im Garten, arrangire ihn sinnreich und mache der alten Dame ein Geschenk damit. Ich habe diesen Nachmittag Geschäfte auf der Mühle und muß deshalb schon früh fortgehen. Gegen sieben Uhr magst Du nach ihrem Hause kommen, Du kennst ja den Weg. Ich werde dann schon dort sein und Dich ihr vorstellen. Aber vergiß den Strauß nicht!"

Zur bestimmten Stunde fand ich mich ein. Beide saßen bereits bei dem Spiel. Ich wurde vorgestellt und brachte meinen Strauß so geschickt an, wie es mir bei meiner natürlichen Schüchternheit und jugendlichen Unbeholfenheit möglich war. Er bestand aus Rosen von verschiedenen Farben und hatte die gewünschte Wirkung, denn die Dame schien entzückt davon zu sein.

Während sie die Pracht und Frische der Blumen bewunderte, sah ich meinen Oheim die Blicke mit fast wehmüthiger Miene auf den Strauß richten und in Gedanken versinken. Die Dame, mit dem Geschenk zu sehr beschäftigt, beachtete anfangs die Veränderung in seinem Wesen nicht, aber ich blickte ihn erstaunt an, denn nie zuvor hatte ich Anwandelungen von Trübsinn an ihm wahrgenommen.

Nach mehreren Minuten lachte er plötzlich laut auf und sagte: „Glauben Sie wohl, meine Gnädige, daß dieser Strauß mich wie durch Zauber an eine wichtige Epoche in meinen Jugendjahren erinnert? Ich war einige Minuten lang wieder drei und zwanzig Jahre alt und fühlte, so wie damals, in meiner Brust die Liebe zu einer Dame erwachen, die, wenn sie jetzt noch lebte, mindestens sechzig Jahre alt sein würde. Ich muß Ihnen die Geschichte erzählen. Sie hatte einen großen Einfluß auf mein ganzes Leben, und die Erinnerung daran läßt selbst noch mein erkaltetes Blut warm werden.

„Vierzig Jahre sind seitdem verflossen. Ich war, wie gesagt, drei und zwanzig Jahre alt und hatte gerade die Universität verlassen. Ohne mich zu Rath zu ziehen, bestimmte mein Vater meinen künftigen Lebensberuf und zeigte mir eines Morgens an, daß ich als Volontär in das *ste Regiment, damals in A* stehend, eintreten und in wenigen Tagen dahin abgehen solle. Ich erschrack, denn dieser Befehl war meinen Wünschen aus verschiedenen Gründen direct entgegen. Das Militärleben war mir zuwider, und nicht blos das, — ich liebte auch. Nichts in der Welt würde mich dazu vermocht haben, dieses Gefühl meinem Vater zu gestehen, da seine einzige Antwort auf eine derartige vertrauliche Mittheilung ohne Zweifel in dem Befehl bestanden hätte, augenblicklich nach dem Regimente abzugehen. Aber ich hatte einen Onkel, — ach es war ein vortrefflicher Mann! Obgleich er damals schon in meinem gegenwärtigen Alter stehen mochte, war er immer noch jung, — nicht für sich, nur für Andere. Er hatte die Empfindungen der Jugend nicht vergessen, sondern verstand sie noch, und hielt die Schwäche des Alters nicht für nothwendig, um weise zu sein. In dem Glücke Anderer fand er sein eigenes, und war der Beschützer aller Liebenden, der Vertraute Ihrer Hoffnungen und Ihres Kummers. Zu ihm ging ich und sagte: „„Onkel, ich bin recht unglücklich."

„Ich wette zehn Thaler, Du bist es nicht," war seine Antwort.

„Ach, Onkel, lachen Sie nicht! Sie würden verlieren."

„Wenn ich verliere, so bezahle ich," erwiderte er. „Vielleicht würde das dazu beitragen, Dich zu trösten."

„Nein, Onkel. Geld hat mit meinem Kummer nichts zu thun."

„Nun, so erzähle Deine Geschichte."

„Mein Vater hat mir soeben angezeigt, daß ich Soldat werden und als Volontair in das *ste Regiment eintreten soll."

„Freilich, ein schreckliches Unglück!" versetzte er. „Es ist eines der besten Regimenter, in dem Du bald Officier sein und eine glänzende Uniform tragen wirst."

„Aber ich mag nicht Soldat werden."

„Wie," rief er, „Du willst nicht dienen? Bist Du ein Feigling?"

„Ich glaube nicht," antwortete ich. „Sie sind auch der einzige Mann, Onkel, der eine solche Frage an mich richten darf."

„Nun, so gestehe mir, Robert, weshalb willst Du nicht Soldat werden?"

„Onkel, — weil ich — gern heirathen möchte."

„Wie — was?" rief mein Onkel erstaunt.

„Ja, Onkel, ich — ich liebe!"

„Und das nennst Du ein Unglück, Undankbarer? Wollte Gott, ich könnte auch noch einmal verliebt sein! Aber wer ist denn das verehrte Idol Deines Herzens?"

„Ach, es ist ein Engel!"

„Versteht sich — es ist immer ein Engel. Aber welchen sterblichen Namen führt denn dieser Engel?"

„Sie heißt Emma."

„Das meine ich nicht. Emma ist natürlich genug für Dich — es ist auch ein recht hübscher Name, — aber ich muß wissen, welcher Familie dieser Engel angehört."

„Sie kennen Sie, — Emma von Hagen."

„Wirklich? — Da hast Du recht! Das ist in der That ein Engel von Gestalt, — schön, schlank, mit Rabenhaaren und Augen, so sanft wie Sammet."

„Ach, wenn Sie erst wüßten, Onkel, was für ein Gemüth sie hat!"

„Ich weiß — weiß Alles! Aber erwiedert sie denn auch Deine Neigung, wie man bei Euch jungen Leuten zu sagen pflegt?"

„Ich weiß es nicht."

„Wie, Du weißt es nicht — und schämst Dich nicht, mir das zu sagen, unwürdiger Neffe? Du siehst sie täglich und bist ungewiß darüber, ob Du Gnade vor ihren Augen gefunden hast?"

„Sie weiß nicht einmal, daß ich sie liebe."

„O, das ist ein großer Irrthum, mein Junge! Du kennst das weibliche Geschlecht noch nicht. Sie hat es mindestens eine Viertelstunde früher gewußt, als Du selbst."

„Wenn ich sie nicht heirathen kann, so mag ich auch nicht länger leben."

„Halt, Robert, nicht so schnell! Es kann Dir nicht entgehen, daß dieser Verbindung manches Hinderniß entgegen steht. Dein Vater ist viel reicher als der ihrige und wird nicht leicht seine Einwilligung dazu geben wollen."

„Nun, so weiß ich, was mir übrig bleibt!"

„Höre mich an und sei vernünftig! Wir wollen die Sache ruhig überlegen."

„Ich höre, Onkel."

„Erstlich darfst Du im Alter von dreiundzwanzig Jahren nicht heirathen."

„Um Gotteswillen, weshalb denn nicht?"

„Weil ich es nicht will, und ohne mich kann aus der Heirath nimmermehr etwas werden."

„Ach, lieber Onkel —"

„Wenn sie Dich liebt und versprechen will, drei Jahre zu warten —"

„Drei Jahre?"

„Kein Widerspruch, oder ich sage — vier. Wenn sie verspricht, drei Jahre zu warten, so will ich sehen, was ich bei Deinem Vater für Dich thun kann. In das Regiment mußt Du natürlich eintreten, aber magst hierher kommen, um sie zu sehen, so oft Du Urlaub erhalten kannst."

„Wenn ich nur wüßte, ob sie mich liebt!"

„Das ist Deine Sache, Du mußt sie fragen."

„Ach, das wage ich nicht zu thun."

„Gut, so vergiß sie."

„Sie kennen das Mädchen nicht, Onkel," erwiderte ich. „Hundertmal war ich auf dem Punkte, es ihr zu sagen, aber die Worte blieben mir im Halse stecken; und so sehr ich mich meiner Furchtsamkeit schämte, konnte ich doch nie den Muth finden, das Geständniß abzulegen. Sie hat einen so sanften und dabei doch so ernsten Blick, daß es mir unmöglich scheint, sie könne Liebe für mich hegen."

„Aber, mein lieber Junge," versetzte der Onkel, „Du mußt durchaus zu einem Entschlusse kommen, denn Dein Vater hat Dir noch nicht Alles gesagt. Er läßt Dich in das *ste Regiment eintreten, weil der Obrist desselben sein Freund ist und eine Tochter hat, welche Du als eine gute Partie heirathen sollst, sobald Du Officier bist. Antworte mir nicht! Ich weiß Alles, was Du sagen willst. Es ist vielleicht recht thöricht, ohne Interesse zu lieben, aber leid sollte es mir thun, wenn ich nicht selbst dessen fähig gewesen wäre. Die meisten alten Leute nennen das jugendliche Verblendung, allein ich glaube, sie sind selbst im Irrthume. Das Glas, welches unserem Auge die Gegenstände verkleinert, ist nicht minder richtig, als das, welches sie vergrößert. Wenn Du das Mädchen liebst, so ist es Deine Pflicht, ihr Alles zu opfern. Mag es nach den Begriffen der Welt thöricht erscheinen, recht ist es dennoch, und Du mußt es thun. Aber vorher mußt Du dessen gewiß sein, daß sie Dich liebt. Du hast jetzt die beste Gelegenheit, Dir diese Gewißheit zu verschaffen. Wie ich gehört habe, soll sie einen reichen Mann heirathen, für den sie wenig Neigung empfindet. Werde nicht blaß, mein Junge! Nicht wahr, Du möchtest den verhaßten Gegner vor der Klinge haben, wie Ihr jungen Leute es zu nennen pflegt? Gut, wenn Du Dich davor nicht scheust, so sammele auch Muth Deiner Emma gegenüber. Gehe zu ihr und sage, daß Du sie liebst. Sie weiß es zwar längst, aber ausgesprochen muß es doch werden. Frage sie, ob sie Deine Neigung erwiedere und drei Jahre warten wolle. Ist sie bereit, so mag sie an mich schreiben. Ich will ihren Brief aufbewahren und dann mit Deinem Vater reden, um die beabsichtigte Verbindung mit der Tochter des Obristen zu hintertreiben."

„Onkel, mir fällt etwas ein," rief ich, „ich will es ihr schriftlich sagen!"

„„Mache das, wie Du willst,“ erwiederte er, „aber handele schnell!“

„Ich verließ ihn und begab mich in mein Zimmer, um den Brief zu schreiben. Dieses Geschäft machte mir keine besonderen Schwierigkeiten, denn ich hatte schon früher mindestens fünfzig Briefe an sie entworfen, die nie abgeschickt worden waren. Was mich in Verlegenheit setzte, war nur die Art und Weise, ihr das Schreiben zu behändigen. Da jedoch keine Zeit zu verlieren war, so entschloß ich mich, ihr einen Rosenstrauß zu senden und das Briefchen in dessen Mitte zu verbergen. Ohne Zweifel war es ein alberner Einfall, aber ich konnte in jenem Augenblicke kein anderes Mittel finden. In dem Briefe gestand ich ihr meine Leidenschaft, flehte sie an, mich glücklich zu machen und drei Jahre zu warten, und bat sie endlich, wenn sie geneigt sei, mich zu erhören, zum Zeichen dessen am Abende eine weiße Rose an der Brust zu tragen. „„Dann,“ fügte ich hinzu, „werde ich es wagen, mit Ihnen zu sprechen und näher anzugeben, was geschehen muß, um mein Glück zu sichern.““

„Und Sie verbargen das Briefchen in dem Bouquet?“ fragte Frau von Linden mit leiser, etwas unsicherer Stimme.

„Ja,“ erwiderte Herr v. Auberg.

„Und dann?“ fragte sie weiter.

„Als der Abend kam,“ fuhr Letzterer fort, „erschien Emma — ohne Rose. Ich war nahe daran, mir den Tod zu geben; aber mein Onkel nahm mich mit nach A*, wo ich in das Regiment trat, blieb bei mir, bis ich Officier war und die Bekanntschaft meiner heiteren jungen Kameraden gemacht hatte, und wußte endlich meinen Kummer zu beschwichtigen, indem er mir bewies, daß Emma mich nie geliebt habe. Unerklärlich war es mir, denn sie schien sich stets so sehr zu freuen, wenn ich kam, und hatte mir öfters sogar sanfte Vorwürfe gemacht, wenn ich einmal länger als gewöhnlich ausgeblieben war. Allein Weiber wollen sich von der ganzen Welt verehren lassen, auch von solchen Männern, deren Liebe sie nicht erwiedern können. Kurz, ich vergaß allmählich meinen Kummer, heirathete die Tochter des Obristen, welche acht Jahre nach unserer Verbindung kinderlos starb, und bin jetzt wieder ganz allein. Glauben Sie mir wohl, gnädige Frau, daß ich noch oft an Emma denke und — was das sonderbarste ist — sie immer als junges Mädchen von siebzehn Jahren mit dem Rabenhaar und den sanften dunkelen Augen vor mir sehe, obwohl sie jetzt, wenn noch am Leben, eine alte Frau von beinahe sechzig Jahren sein müßte?“

„Wissen Sie nicht, was aus ihr geworden ist?“ fragte Frau von Linden.

„Nein,“ entgegnete er.

„Ihr Name war also ursprünglich nicht von Auberg?“ fragte sie weiter, und zwar mit tiefer Bewegung, wie es schien.

„Nein, es ist der Name meines Vetters, den ich erst vor mehreren Jahren angenommen habe. Mein Familienname war von Binau.

„Ja, ja, so ist es,“ murmelte die Frau.

„Sollte Ihnen dies bekannt sein?“ fragte mein Oheim erstaunt.

Ohne auf diese Frage zu antworten, fuhr sie fort: „Ich will Ihnen sagen, was aus Emma geworden ist.“

„Wirklich? Sie wüßten —“

„Ja,“ unterbrach ihn die alte Dame. „Emma liebte Sie.“

„Aber die weiße Rose?“ warf mein Onkel ein.

„Das arme Mädchen entdeckte den im Strauß verborgenen Brief nicht. Ihre schnelle Abreise kostete sie viele Thränen. Später heirathete sie den Hauptmann von Linden.“

„Den Hauptmann von Linden?“ stotterte mein Oheim. „Und — Sie wären — Emma von Hagen?“

„So gewiß, wie Sie Robert von Binau sind!“

„Mein Gott,“ rief der alte Mann, „wer hätte gedacht, daß je ein Tag kommen könne, an dem wir uns wiedersehen und nicht erkennen würden?“

„Ja, es ist sonderbar!“ versetzte sie mit wehmüthigem Lächeln. „Unerkannt müssen wir uns wieder begegnen —, nur um Schach mit einander zu spielen.“

„Aber der Blumenstrauß?“ fragte mein Oheim.

„Er ist hier,“ versetzte Frau von Linden, „ich habe ihn stets aufbewahrt.“

Sie stand auf, öffnete eine kleine Chatoulle und brachte das welke Bouquet mit zitternder Hand.

„Oeffnen Sie es, öffnen Sie es!“ rief mein Oheim.

Sie that es, und das Briefchen fiel heraus, welches vierzig Jahre lang verborgen darin gelegen hatte.

Beide schwiegen. Ich stand auf und wollte mich entfernen. Auch mein Oheim stand auf.

Frau von Linden ergriff seine Hand. „Sie haben recht,“ sagte sie, ihn verstehend. „Diese schmerzliche Erinnerung aus unserer Jugendzeit kann zwei alte, dem Grabe nahe Wesen nicht wieder jung machen. Unser Leben war ein Irrthum, aber wir wollen alles Lächerliche vermeiden. Es würde dem edleren Gefühle gegenseitiger Freundschaft und Achtung Eintrag thun, das vielleicht den kurzen Rest unseres Daseins glücklich machen wird.“

Eine schwere Thräne rollte über die gefurchten Wangen meines alten Oheims. Stumm sich verbeugend, drückte er seine bebenden Lippen auf ihre Hand und ging.

Noch oft kamen sie wieder zusammen und setzten das gewohnte Schachspiel fort. Ihre Freundschaft wurde inniger, aber sie blieben — Wittwer und Wittwe.

Jetzt ruhen Beide, getrennt, wie ihr Leben gewesen war, in ihren Familiengrüften.

---

† Eine königliche Nonne.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Die königliche Fromme zeichnete sich wenigstens in einem Punkte vortheilhaft vor manchen anderen Frommen vor und nach ihr aus. Sie war sehr heiter und leitete an den, den Carmeliterinnen erlaubten Erholungstagen die Spiele, besonders eine Lotterie, bei welcher die Gewinne Gebete zum Hersagen waren, Minuten geistlicher Betrachtung und andere Uebungen zur inneren Vervollkommnung. Sie verbot ausdrücklich dem Abbé Bertin, dem Pater Superior, sie in seinen Briefen „Madame“ zu nennen, oder sich „Ihr ganz ergebener Diener“ zu unterzeichnen. Sie gab sich auch die größte Mühe, die Heiligsprechung der Mutter Anna von Jesus zu erlangen, einer Theresianerin, welche den Orden der Carmeliterinnen in Frankreich gegründet hatte.

Sogar im Kloster wurde Madame Louise mit zahllosen Bittgesuchen bestürmt. Deserteure schrieben ihr, damit sie ihnen den Pardon verschaffe; arme Künstler und Schriftsteller baten sie um Unterstützung; in Ungnade gefallene Höflinge erwarteten von ihrer Fürsprache Wiedereinsetzung in ihre alten Stellen.

Der erbärmliche Wollüstling, ihr Vater, besuchte das Kloster gewöhnlich ein Mal jeden Monat, aber er verbot jede Art von Ceremoniel bei seinem Empfange und seine Begleitung durfte ihn nicht in das Innere des Gotteshauses begleiten. Er

wohnte der Messe oder Vesper im äußeren Chor bei, und wenn die Hostie gezeigt wurde, schlug er, auf den Steinen des Fußbodens kniend, an seine Brust und weinte. Ein kleines Zimmer war für ihn reservirt, in dem er speiste, und die Nonnen genossen mit bebender Bewunderung den Anblick ihres erhabenen Monarchen, des Geliebten der Pompadour. Oftmals in der Fastenzeit brachte er die schönsten Fische als Geschenk für das Kloster mit. Louise schickte ihm ein Crucifix, das sie vom Papste erhalten hatte und welches sogar Sterbenden volle Sündenvergebung sichern sollte.

„An dieser That," sagte der König, „erkenne ich wahrhaft meine Tochter; ich schicke ihr meinen herzlichsten Dank." Als er starb, hielt er das Crucifix in den Händen.

Sein Enkel, Ludwig der Sechzehnte, hegte die größte Achtung für die Prinzessin. Auch Maria Antoinette kam häufig in das Kloster und brachte ihre dem Unglück geweihten Kinder mit. Die stets beobachtenden Nonnen bemerkten, daß, als eines Tages das eine der Kinder bei der Mahlzeit wahrscheinlich zu kurz gekommen, es mit großer Sorgfalt jedes Brodkrümchen auflas. Dies ist die Gewohnheit der Theresianerinnen und eine Nonne rief aus: „Die kleine Prinzessin scheint Neigung zum Kloster zu haben." Maria Antoinette erwiderte höflich, obschon wahrscheinlich mit vollständiger Unaufrichtigkeit: „Wenn Gott ihr diese Neigung ins Herz legt, so werde ich sie nicht hindern, Ihr Glück zu theilen."

Die Kaiserin Maria Theresia, welche ebenfalls die fromme Prinzessin sehr liebte und achtete, schickte derselben ihr Bildniß im Costüm der Theresianerinnen. Sie sprach niemals ohne die größte Bewunderung von dem heroischen Opfer der Prinzessin. Ludwig der Fünfzehnte hatte immer versprochen, die Klosterkirche von Saint Denis neu herstellen zu lassen, doch war es Ludwig dem Sechzehnten vorbehalten, das Versprechen zu erfüllen. Unter den Ornamenten der neuen Kirche befanden sich sechs silberne Leuchter und ein Kreuz, alles Geschenke des Papstes. Die Prinzessin verschaffte dem Kloster auch mit großen Kosten die Leichname verschiedener Heiligen. Sie bestand ausdrücklich darauf, daß beim Bau Sonntags nicht gearbeitet würde. Die Prinzessin ließ es sich sehr angelegen sein, der neuen Philosophie jener Täge zu opponiren und der wachsenden Freiheit der Presse Einhalt zu thun. Sie setzte der Reduction der Fastenzeit den entschiedensten Widerstand entgegen und beklagte sich darüber, daß die Polizei von Paris die strenge Beobachtung der von der Kirche angeordneten Feiertage außer Acht lasse und u. a. gestattete, daß die Verkaufsläden sogar am Heiligen Dreikönigstage geöffnet wurden.

Im Jahre 1791 fand sich der Papst bewogen, die Carmeliternonne Mutter Maria der Incarnation zu kanonisiren und es zu bestätigen, daß sie zwei Wunder vollbracht. Die Kanonisirung der Mutter Anna von Jesus wurde jedoch verschoben, obschon früher Catharina von Medicis und jetzt die Kaiserin Maria Theresia sie nachsuchten, und der Papst Mutter Anna als die Vollbringerin mehrerer authentischer Wunder anerkannt hatte. Allen leidenden Nonnen reichte die Prinzessin eine helfende Hand. Als die Carmeliterinnen von Brabant und dem österreichischen Flandern aus ihren Klöstern vertrieben wurden, erwirkte sie sich von Ludwig dem Sechzehnten die Erlaubniß, ihnen eine Heimath und Obdach geben zu dürfen. Alles, was sie sich dafür erbat, waren die Leichname zweier ausgezeichneter Carmeliternonnen, Mutter Anna von Jesus und Mutter Anna von Sanct Bartholomäus. Viele dieser vlämischen Nonnen mußten auf ihrem Wege nach Frankreich ihre Geburtsorte passiren, aber keine von ihnen suchte ihre Eltern oder Angehörigen auf; und eine solche unnatürliche Entsagung galt als Beweis ganz besonderer Heiligkeit. Zweihundert und neunzig dieser Nonnen, deren Stolz es war, jede menschliche Regung mit Füßen zu treten, langten, mit einer ganzen Gemeinschaft des Ordens der Heiligen Clara von Gent, in Frankreich an. Sie warfen sich weinend ihrer Wohlthäterin zu Füßen, und die Genter Nonnen baten sie, den einzigen Schatz, den sie besaßen, einen Knochen der Heiligen Colette, ihrer Stifterin, als Dankbeweis anzunehmen. Aber die Prinzessin ließ sie großmüthig im Besitz dieses knöchernen Segens.

Tag um Tag wurde sie der Dinge der Außenwelt mehr überdrüssig. Sie schloß das Sprechzimmer wenn nur immer möglich, und lehnte jeden Besuch ab, der abgelehnt werden konnte. Dennoch suchten Kaiser Joseph der Zweite, der Erzherzog, Prinz Heinrich von Preußen und Gustav von Schweden sie in ihrer einfachen Zelle auf, um sich über ihr Strohbett, ihren hölzernen Löffel und irdenen Krug zu verwundern. Solchen Besuchern gegenüber rühmte sie stets ihre Gesundheit und ihr Glück.

„Jedesmal," sagte sie, „wenn meine Schwestern in den Wagen steigen, um nach Versailles zurückzukehren, segne ich die göttliche Vorsehung dafür, daß ich nicht genöthigt bin, ihnen zu folgen. In diesem Kloster verfließen Jahre wie Tage. Es heißt, daß es Seelen gebe, welche geradeswegs ins Paradies aufgenommen werden, ohne durch das Fegfeuer zu gehen. Ich werde wohl nicht zu dieser Zahl gehören, denn ich bin zu glücklich als Carmeliterin. Sogar der Staub unseres Klosters wird heilig." (Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— In einer Klosterschule in Preßburg wird Naturgeschichte und Naturlehre vorgetragen, und wird aus den Fragen des Lehrers und den Antworten der Kinder Folgendes authentisch mitgetheilt: Frage: Von wem bekommen wir Honig und Wachs? Antwort: Vom lieben Gott. Frage: Was wird aus dem Wachs gemacht? Antwort: Wachskerzen. Frage: Was nützen uns geweihte Wachskerzen? Antwort: Geweihte Wachskerzen, so man sie vor das Fenster stellt, schützen das Haus vor dem Blitz!

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

♂ Mannheim, 17. März. Die Eisenbahnbauten, so oft Pionierarbeiten für die Alterthumskunde, haben jüngst bei Alsenz, unfern des Tunnels in einer Gewanne Namens Silsport (Silzbord) im Ueberschwemmungsgebiet, 3½ Meter unter der Erde, mehrere interessante Anticaglien von gewöhnlichem Töpferthon, aber edlen römischen Formen zu Tage gefördert: Urnenbruchstücke, größere und kleinere Trinkgeschirre, darunter eine Amphora mit merkwürdig verkümmerten Henkeln. Sie sind offenbar Beigaben eines Grabes gewesen, denn in der Urne, welche wie die übrigen Geschirre mit einer durch Hineinsickern des Schlammwassers gebildeten feinen Thonmasse gefüllt ist, fanden sich Bruchstücke von ganz mürben Knochen, die augenscheinlich von einem Leichenbrande herrühren. Die Geschirre sind so frisch erhalten, als ob sie eben aus der Töpferei kämen. Noch interessanter und für die Zeitbestimmung ganz sicher ist eine Schale mit Epheuverzierung auf dem oberen Rande und das Bruchstück eines größeren Geschirres, wahrscheinlich einer Patera, an deren Boden inwendig in einem einfachen Kranze der Töpfername PRIMIGSV enthalten ist. Obwohl ohne Unterscheidungszeichen deuten die Buchstaben auf zwei Wörter, etwa Primigenius Sulmone, oder Sumlocene, hin. Dabei war das Bronzebeil eines Messers, von dessen Klinge und der Einlaßrinne des Dornes deutliche Spuren vorhanden sind. Das Heft stellt zwei Ringer, auf drei korbartig übereinander liegenden Kränzen dar. Die Zeichnung der Köpfe ist fremdländisch, an altetrurische oder gallisch-barbarische Muster erinnernd, die Arbeit, namentlich an den verschlungenen Händen, so roh, daß man entweder an uralte Fertigung oder ganz späte ungeschickte Nachbildung denken muß. Die Fundstücke sind einstweilen im Directionszimmer der Eisenbahn zu Ludwigshafen aufbewahrt und werden, wie zu hoffen steht, bald die schöne Alterthumssammlung zu Speyer zieren.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Slap.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 34. Dritter Jahrgang. 1870.

—nb—. Geheimnißvoll verschwunden. *)

1.

Vor ungefähr vierzig Jahren, noch ehe das Grenzgebiet von Texas ein Theil der großen amerikanischen Union wurde, erhielt ein virginischer, nahe bei Richmond lebender Gentleman von einem in der Nähe von Boston, Massachussets, wohnenden anderen Gentleman einen dringenden Mahnbrief, ein Anlehen zurückzuzahlen, welches der Erstere von dem Letzteren entnommen hatte. Es war eine schwere Schuld, theilweise auf Hypotheken, theilweise auf weniger solide Bürgschaften contrahirt. Die ursprünglich bestimmte ziemlich kurze Zahlungsfrist war häufig und mit erhöhten Zinsen erneuert worden, das Capital sollte nun wieder in Kurzem zurückerstattet werden, und eine abermalige Erneuerung, welche erbeten worden zu sein schien, war entschieden abgelehnt, und zwar mit der Begründung, daß der Gläubiger sein Geschäft in Boston aufgeben wolle, um ein ganz neues Geschäft in Charleston anzufangen, und es sei seine Absicht, sich in nächster Zeit nach dem letzteren Orte zu begeben. Dies war der hauptsächlichste Inhalt des Briefes, welcher in höflichen, aber bestimmten Ausdrücken abgefaßt war. Wir wollen annehmen, der Name des Empfängers wäre Cartwright und der des Schreibers Ackland gewesen. Mr. Cartwright war der Eigenthümer einer nicht besonders großen Besitzung, (welche wir mit des Lesers Erlaubniß Glenoak nennen wollen) am Ufer des Jamesflusses. Die Cartwrights waren eine angesehene virginische Familie von alter Abstammung. Drei Generationen männlicher Neugeborenen der Cartwrights waren „Stuart" getauft worden, weil in dem „alten Lande", d. h. in England, die Cartwrights immer für die Stuarts gekämpft hatten; und auf diese politische Richtung der Vorfahren begründeten die Nachkommen hauptsächlich ihren Anspruch an gewissermaßen aristokratischen Rang. Der persönliche Ruf des gegenwärtigen Philip Stuart Cartwright war jedoch keineswegs zufriedenstellend. Man bedauerte es, daß ein Mann seines Standes und Ansehens noch nichts zur Erhöhung der Würde der Territorialaristokratie von Virginien in der Gesetzgebung seines Staates beigetragen hatte, — einer Gesetzgebung, auf welche die Virginier mit Recht stolz waren. Die Besitzung Glenoak würde bei guter Verwaltung auch ohne Zweifel mehr als das Einkommen abgeworfen haben, welches in nicht sehr reputirlicher Weise von dem Eigenthümer meistens am Pharaotische vergeudet wurde. Und das Gut wurde schlecht bewirthschaftet, so daß mit gelegentlicher verschwenderischer Gastfreundschaft und eben so verschwenderisch hohem Spiel und der Neigung zu starken Getränken Mr. Philip Cartwright seine Zeit unvortheilhaft genug hinbrachte. Dieses aufregende Leben in den Spielhöllen und Wirthsstuben Richmonds hätte nicht Jeder auf die Dauer ohne Nachtheil für seine Gesundheit aushalten können, aber Cartwright war ein kräftiger und dazu ein schöner großer Mann. „Wenn Philip Stuart Cartwright auch noch so betrunken ist," sagten seine Freunde, „so ist er doch immer durch und durch Cavalier." Und in der That waren seine Manieren jederzeit so fein und angenehm, daß seine Laster gewissermaßen dadurch verschönt wurden. Grazids sogar in seinen Ausschweifungen, konnte er sich dabei rühmen, weit und breit der kühnste Reiter und beste Schütze zu sein — Eigenschaften, welche nicht verfehlen konnten, ihm eine gewisse Popularität zu sichern. Ueberdies war er in ganz jungen Jahren schon Wittwer geworden, und dies konnte für seine spätere lockere Lebensweise als mildernder Umstand gelten; und wenn noch dazu in Betracht gezogen wurde, daß er sich seinem einzigen Kinde, einem reizenden kleinen Mädchen, stets als der zärtlichste, besorgteste Vater gezeigt, so lief das öffentliche Urtheil über ihn schließlich auf keinen schlimmeren Tadel hinaus, als daß er „sein eigener Feind" war und es ihm nur an der gehörigen Leitung fehlte, um ein ganz respectabeler Mann zu sein.

Mr. Cartwright beantwortete den empfangenen Mahnbrief in kürzester Frist. Er bezeigte in den wärmsten Ausdrücken seine Dankbarkeit für die Nachsicht und Geduld, welche ihm sein Gläubiger so lange hatte angedeihen lassen; dabei gestand er offen ein, daß noch vor wenigen Wochen es ihn in große Verlegenheit gebracht haben würde, das Capital nebst fälligen Zinsen zurückzuzahlen, daß er jedoch jetzt theilweise durch die in ungewöhnlicher Güte ausgefallene Reisernte, theilweise durch den unerwarteten Eingang größerer ihm schuldig gewesener Ausstände in die glückliche Lage versetzt worden sei, seinen eigenen Verbindlichkeiten zu rechter Zeit nachkommen zu können. Da nun aber Mr. Ackland in seinem Schreiben erwähnt, daß er in kurzem nach Charleston zu gehen gedächte, so sei er — Cartwright — so frei, ihn daran zu erinnern, daß er diese Stadt nicht erreichen könne, ohne auf seinem Wege dahin Richmond zu berühren. Er hoffe daher, Mr. Ackland werde ihm Gelegenheit geben, ihm ein Beispiel der Gastfreundschaft zu liefern, für welche Virginien gerechterweise berühmt sei, und es würde ihm das größte Vergnügen gewähren, der erste südländische Gentleman zu sein, der seinen geehrten Correspondenten auf virginischem Boden bewirthe. Er möge es daher nicht verschmähen, einige Tage sein Gast zu sein, bei welchem Anlaß es sich der Schreiber nicht allein zur Pflicht machen würde, Mr. Ackland mit einigen der ausgezeichnetsten Männer Virginiens bekannt zu machen, sondern ihm auch Empfehlungsbriefe an mehrere seiner einflußreichen Freunde in Südcarolina einzuhändigen, welche sich ihm bei der Gründung seines neuen Geschäftes in Charleston höchst nützlich erweisen dürften. Wenn daher Mr. Ackland es einrichten könne, an dem und dem Tage in Richmond zu sein, so würde er — Cartwright — die Ehre haben, ihn zu empfangen und nach Glenoak zu geleiten, wo er Alles für die sofortige und zufriedenstellende Berichtigung der schwebenden Angelegenheit vorbereitet finden würde.

Als Ackland diesen Brief empfing, befand er sich in seinem Comptoir in Boston und unterhielt sich mit seinem Vetter Tom Ackland. Der letztere war ein junger Advokat und der einzige noch lebende Verwandte unseres Mr. John Ackland von

*) Diese Erzählung beruht auf einer wahren Begebenheit, nur sind die Namen der Personen geändert.

der Firma Gebrüder Ackland. John's älterer Bruder war vor einigen Jahren gestorben, und Ackland junior hatte seitdem die Geschäfte der Firma nicht sehr gern und nicht sehr erfolgreich fortgeführt.

„Was hältst Du davon, Tom?" sagte John Ackland, indem er seinem Vetter den Brief zuschob.

„Nun," erwiderte dieser, nachdem er das Schreiben eilig durchgelesen, „ich meine, Du sollst die Einladung annehmen, denn es wird wahrscheinlich das einzige sein, das Du je von Philip Cartwright bekommen wirst. Was sein Zahlungsversprechen anbetrifft, so glaube ich kein Wort davon."

„Es geht mir wie Dir," gab John zurück, „und ich fürchte, diese Schuld ist ein sehr schlechter Posten. Allein ich bin nicht in der Lage, das Geld verlieren zu können, und es wäre eine böse Geschichte, wenn ich klagen müßte. Sogar dann würde ich kaum die Hälfte des Capitals zurückbekommen. Was ist Deine Ansicht, Tom?"

Mr. Ackland sprach in gleichgiltigem Tone und mit augenfälliger Unentschlossenheit, wie Jemand, der von einer Last bedrückt ist, welche er weder abschütteln kann noch mag.

„Ei nun, John, da Du doch durch Richmond mußt, so kannst Du in Glenoak ein paar angenehme Rasttage haben. Trinke, so viel Du kannst, von Cartwright's Wein, und rauche möglichst viele von seinen Cigarren; Du hast dann wenigstens das von Deiner Forderung zurück. Schlimmsten Falles kannst Du das Geld verlieren, ohne ein ruinirter Mann zu sein, darum sei nur nicht so muthlos. Und was das Unternehmen in Charleston anbetrifft —"

„O," fiel John Ackland ungeduldig ein, „das beste daran ist, daß ich von Boston weit weg komme. Hier zu bleiben ist mir unmöglich und je früher ich abreise, desto besser. Hast Du auch gehört, daß Mary, — ich meine Mrs. Mordent, — und ihr Mann, nächsten Monat nach Boston zurückkehren werden?"

„Ah, John, John!" rief Tom aus, „das wirst Du rascher überwinden, als Du denkst, und eines schönen Tages wirst Du mit einer schwarzäugigen blühenden Südcarolinerin und einem halben Dutzend kleiner Acklands beiderlei Geschlechtes wieder bei uns sein."

„Ich habe es überwunden, Tom. In meinem Alter, denke ich, bleibt nicht viel zu überwinden mehr übrig."

„In Deinem Alter, John! Welcher Unsinn."

„Nun, ich bin gerade kein Patriarch," sagte John, „aber ich möchte auch keiner sein, und wahrscheinlich werde ich nie einer werden. Der beste Theil meines Lebens war kurz genug und ich hoffe zu Gott, daß der schlimmste Theil nicht allzu lang sein möge. Ich denke wirklich nicht, Tom, daß er sehr lang sein wird. Auf alle Fälle möchte ich nicht gerade jetzt mit Mr. und Mrs. Mordent zusammentreffen, daher werde ich Cartwrights Einladung annehmen; und jetzt, Tom, laß es für heute von Geschäften genug sein."

John Ackland nahm die Einladung an und erreichte Richmond an dem festgesetzten Tage. Es war ein heißer Junitabend. Die Schwüle und die lange Reise hatten Ackland sehr ermüdet und so kam ihm ein Anerbieten, von dem ihm Cartwright, der ihn bei der Ankunft empfing, sagte, höchst gelegen, nämlich daß Mr. D., der gelehrte Redacteur des „Richmond Kurier", ihn ersucht habe, bei ihm zu soupiren und zu übernachten, ehe er nach Glenoak weiter ginge. Als Mr. D. von Cartwright erfahren, daß Mr. Ackland sich nach dem Süden begeben wolle, und nachdem er ausgerechnet, daß er erst spät Abends Glenoak erreichen könne, hatte er mit echt virginischer Gastlichkeit darauf bestanden, daß beide Gentlemen über Nacht in seinem Hause verweilen sollten; und es war verabredet worden, daß Cartwright Mr. D. und Mr. Ackland am folgenden Tage nach Glenoak fahren solle. Mr. Ackland wurde von seinem Gastfreunde in Richmond, einem angenehmen und höchst gebildeten Manne, auf das herzlichste bewillkommnet. Auf die Ermüdung der Reise schlief er einen gesunden Schlaf und an zeitiges Aufstehen gewöhnt, machte er einen Gang durch die Stadt, ehe die Frühstücksstunde die drei Herren zusammenführte.

Nach dem Frühstück wurde Mr. Ackland von seinen beiden Freunden zu den sehenswerthen Punkten des Ortes geleitet. Als sie eben das Senathaus besichtigt hatten, sagte Cartwright: „Jetzt, Herr Redacteur, bin ich so frei, meinen Freund für etwa eine Stunde unter Ihrer Obhut zu lassen. Ich will mein kleines Mädchen aus der Schule holen. Sie wissen, sie wird in Miß Grindleys Pensionat erzogen, und obgleich sie erst zehn Jahre alt ist, so versichert mich doch die Vorsteherin, daß Virginia Cartwright ihre vorgerückteste Schülerin sei. Wenn es Ihnen recht ist, wollen wir das Kätzchen mit uns nehmen. Wie viel Uhr ist es jetzt?"

Cartwright sah auf seine Uhr und Mr. D. that dasselbe. Gähnen und nach der Uhr sehen sind ansteckende Bewegungen. John Ackland griff ebenfalls in seine Westentasche und wurde, da er sich jetzt erst erinnerte, daß seine Uhr nicht darin sei, verlegen und roth im Gesicht. Er war eine schüchterne Natur und träg in jeder Beziehung, außer in Selbstquälerei. Es lag in seiner Gewohnheit, jede Kleinigkeit zu seinem Nachtheil auszulegen. Diese unglückliche Neigung in Verbindung mit angeborener Unentschlossenheit gab seinem äußeren Wesen etwas Ungelenkes und Verlegenes. Und wenn er in Verlegenheit kam, wurde er roth.

„Zwanzig Minuten bis Eins," sagte Mr. D.

„Gut denn," sagte Cartwright, „in einer Stunde ungefähr werde ich mit meinem Töchterchen bei Ihnen vorfahren. Können Sie bis dahin fertig sein?"

„Gewiß," antwortete der Redacteur, „wir haben noch gerade Zeit für ein kleines Gabelfrühstück."

„Wäre es Ihnen aus dem Wege, Mr. D.," sagte Ackland, als Cartwright fort war, „bei D'Oiley, dem Uhrmacher in —Street, vorüberzugehen?"

„Ganz und gar nicht. Aber wie kommt es, daß Sie den Uhrmacherladen kennen?"

„Ich bemerkte ihn, als ich heute früh durch ein paar Straßen schlenderte. Meine Uhr ist auf der Reise in Unordnung gerathen und ich bat Mr. D'Oiley, darnach zu sehen; ich sagte dabei, ich würde sie selbst abholen oder darnach schicken, ehe ich abreise."

Als der Uhrmacher Mr. Ackland die Uhr zurückgab, sagte er: „Diese Uhr wurde gewiß nicht in Amerika fabricirt, Sir."

„Nein, ich habe sie aus England."

„Aber doch Genfer Arbeit. Ich garantire Ihnen jetzt, Sir, daß Ihr Chronometer sechs Jahre lang richtig geht. Wundervolle Arbeit, Sir."

(Fortsetzung folgt.)

† Eine königliche Nonne.

(Schluß.)

Mit dem herannahenden Alter wurde Prinzessin Louise noch strenger in ihren Kasteiungen. Sie gestand nie ein, krank zu sein, aus Furcht, besser gepflegt zu werden, und den Novizen damit ein schlechtes Beispiel zu geben. Alle Ehrenbezeigungen wies sie beharrlich zurück, und einstmals gab sie einem predigenden Pater mitten in seiner Rede einen strengen Verweis, weil er die Nonnen als „Damen" bekitelte. In den siebzehn Jahren ihres eigentlichen Nonnenlebens trug sie im Ganzen nur drei Kleider. Ihre Hemden waren von grobem Wollenzeug, ihre Strümpfe von Tuch, ihre Schuhe von Bindfaden. Sie trug geflickte Schleier. Ihre Zelle war eng und kahl; dieselbe enthielt nur das berühmte Strohbett, einen Strohstuhl, ein hölzernes Crucifix, einen Tisch und drei Papierbilder. Das Klostergebäude war feucht und zugig. Die Prinzessin litt nirgends einen Schmuck außer in der Kirche selbst. Ihrem Befehl gemäß durften nicht mehr als acht Franken täglich für Fische für sechzig Nonnen verausgabt werden. Sie war auch so gleichgiltig hinsichtlich ihrer Speisen, daß, wenn einmal ein Gericht besonders schlecht zubereitet war, die Novizen zu sagen pflegten: „Das wird sogar Mutter Therese von Saint Austin nicht essen wollen." Sieben Jahre lang aß sie Eier, die auf eine sie besonders anwiderude Art zubereitet waren, ohne ihre Antipathie zu äußern. Als einmal aus Versehen eine verfaulte Artischocke auf den Tisch kam, aß sie davon, ohne sich zu beklagen. Ein anderes Mal aß sie ein Ei, das zerbrochen und in einen Waschzuber gefallen war. Dennoch hingen ihr bis zum Ende ihres Lebens einige ihrer verfeinerten Neigungen an. Sie weinte zuweilen wie ein Kind über ihre aufgesprungenen und verfrorenen Hände. Auch Hitze und schwüle Luft fürchtete sie sehr, dennoch verbrachte sie viel von ihrer Zeit im Krankensaale. Als es einmal entdeckt wurde, daß ihr wollenes Hemd ihr die Haut blutig gerieben, sagte sie: „Ich will als Theresianerin die Thorheit sühnen, die ich mir in meiner Jugend zu Schulden kommen ließ, indem ich die Anzüge und das Putzwerk der Hölle trug."

Nonnen suchen stets die von Gott in das Herz gepflanzten Gefühle zu unterdrücken, als ob sie besser wie der himmlische Schöpfer wüßten, wie das Herz beschaffen sein soll. Als Ludwig der Fünfzehnte gestorben war und die Carmeliterinnen den Trauergottesdienst abhielten, blieb die Prinzessin thränenlos und sang die Psalmen mit fester Stimme in allem Stolze des religiösen Fanatismus. Nichts machte ihr mehr Vergnügen, als die Altäre zu schmücken und die Kirche in einem Zustande höchster Reinlichkeit und Ordnung zu erhalten. Die Unterdrückung der Jesuiten bereitete ihr die tiefste Trauer. Die Nacht vor jedem großen Kirchenfeste verbrachte sie am Fuße des Altars. Sie beichtete wöchentlich zwei Mal. Auch hatte sie einen unerschütterlichen Glauben an die Wirkungen des Weihwassers, welches ihrer Ansicht nach eine große Gewalt gegen die Mächte der Finsterniß besaß. Nachts hatte sie immer ihr Crucifix bei sich im Bett, „um zu ihm sprechen zu können," wie sie sagte, „bis sie einschlief." Natürlich galt sie für den höchsten Ruhm und Stolz des Carmeliterordens der Theresianerinnen und für die Beschützerin aller Nonnen in Frankreich. Als sie noch am Hofe lebte, hatte der Bischof von Sangres prophezeit, daß sie mit fünfzig Jahren sterben würde; sie hatte an diese Prophezeiung stets geglaubt, und sie wurde wahr.

Im Jahre 1787 erkrankte die Prinzessin, wie man vermuthet aus Kummer über einige die Kirche beeinträchtigende demokratische Veränderungen. Sie wollte aber keinen Altar in ihrem Krankenzimmer errichtet haben, weil dies bei Hof Sitte war, wenn ein Mitglied der königlichen Familie bettlägerig wurde.

„Man will mir eine solche unpassende Auszeichnung zu Theil werden lassen," sagte sie; „aber im Leben wie im Tode will ich nichts sein als eine einfache Carmeliterin."

Sie sah nach und nach ihre Briefe durch, verbrannte einige und ordnete andere. Sie schrieb Abschiedsbriefe an ihre Schwestern und an ihren Neffen, den regierenden König. Auf dem Sterbebette war sie sanft und ergeben und bat ihre Umgebung immer um Verzeihung, weil sie ihr so viel Mühe machte. Der Arzt durfte nicht an ihr Bett kommen; sie stand jedesmal mit Mühe auf und empfing seinen Rath auf der Klosterschwelle. Eine der Schwestern, welche sie pflegte, hatte ihr versprechen müssen, sie zu benachrichtigen, wenn es mit ihr zu Ende ginge. Alsdann empfing sie die letzte Oelung, versammelte die Nonnen um sich, ermahnte eine derselben, einen gewissen Fehler abzulegen, und tadelte sie Alle, weil sie weinten und schluchzten. Auch der Herrschergeist der Aebtissin kam noch über sie, und sie sagte zu einer anderen der anwesenden Nonnen: „Schwester, Ihr Schleier hängt nicht tief genug."

Sie wollte keine Medicin mehr nehmen und äußerte dabei: „Wenn man mich nur schnell sterben ließe; aber man will es nicht; und ich darf mich nicht weigern, zu gehorchen und zu leiden."

Ihre ganze Habe, zwei hölzerne Crucifixe, vermachte sie ihren beiden Wärterinnen, unter der Bedingung, daß die nachfolgende Aebtissin es erlaube.

Die letzten Worte der Prinzessin waren: „Jetzt ist es Zeit; laßt mich aufstehen und eilig meinen Weg zum Himmel nehmen."

Mag man nach dieser flüchtigen Skizze die Lebenswahl der königlichen Nonne beurtheilen wie man wolle, der Gedanke wird sich unwillkürlich aufdrängen, daß, wenn eine solche Frau ihre geläuterten Neigungen und Grundsätze in der Welt geübt und aufrecht erhalten hätte, sie an dem verderbten Hofe Ludwigs des Fünfzehnten mehr Gutes gestiftet haben würde, als in einer Gemeinde von sechzig selbstquälerischen Nonnen.

Die Perlen.

Auf dem Haare trug einst meine Holde,
Ueber ihrer Stirn' erhab'nem Rand,
Perlen, — aber nicht von dunkelm Golde,
Aber nicht von hellem Amianth,
Aber nicht von edelhartem Glimmer,
Perlen, minder werthvoll sonst als Sand,
Perlen, in des Haars Nacht Sonnenschimmer.

Perlen waren's, edle reingebrannte,
Hellgeläuterte durch Flamm' und Gluth,
Nichtbefestigte von Schnur und Bande,
Auf der Holden Haare — kostbar Gut;
Waren's auch nur grauer Asche Flocken,
Mir doch edler, als Granatenblut,
Auf der häuslich stillen Liebe Locken.

Da sie zart sich neigte zu dem Herde
Und die Flamme blies mit süßem Hauch,
Ihr zu Gluth sich fachte die Geberde
Und dem Auge drohte herber Rauch;
Flogen. Perlen gleich, der Asche Flocken —
Schätzt ihr, Mädchen, diese Perlen auch? —
Auf der häuslich stillen Liebe Locken.

Aus den Gedichten von K. J. Schuler.

Mannichfaltiges.

— Eine deutsche Expedition nach dem hohen Norden soll auch dieses Jahr unter der Leitung von Dr. Emil Bessels und dem Premier-Marine-Lieutenant K. Weyprecht abgehen. Dieselbe hat sich das anerkennenswerthe Ziel gesetzt, die Ostküste Spitzbergens genau zu untersuchen, um diese in der Erdkunde fühlbare Lücke endlich einmal auszufüllen. Dem Vernehmen nach soll die Expedition Mitte Mai in See stechen und Peter-

Digitized by Google

mann hat zu diesem Zwecke die vor zwei Jahren durch öffentliche Beiträge erworbene Yacht „Grönland“ von 80 Tonnen zur Verfügung gestellt. Dr. Bessels hat längere Zeit an der oberen Weser zugebracht, um die nöthigen Schritte einzuleiten, und Lieutenant Weyprecht trifft in Wien die nautischen Vorbereitungen. Wie bekannt, hat Bessels schon im vorigen Jahre auf dem Dampfer „Albert“ eine äußerst erfolgreiche Nordfahrt unternommen, welcher wir außerordentlich werthvolle und neue Resultate über das nördliche Eismeer verdanken. Bis auf wenige Tausend Thaler sollen die Mittel zur Reise bereits gedeckt sein.

— Ueber San Francisco sind ausführliche Nachrichten über den traurigen Untergang eines amerikanischen Kriegsschiffes, der „Oneida“, eingetroffen. Am 23. Januar um 5 Uhr Nachmittags lichtete der Dampfer vor Yokohama die Anker, um in die Heimath zurückzukehren. Als die „Oneida“ aus dem Hafen dampfte, standen auf den anderen Schiffen die Mannschaften auf dem Deck und riefen ihr Lebewohl zu. Zwei Stunden später traf sie das Unglück. Die Officiere waren eben bei Tische, als die Wache rief: „Dampferlichter vor uns!“ und der Midshipman den Befehl gab: „Das Ruder an Backbord!“ Auf dem herankommenden Schiffe, dem Peninsular-and-Oriental-Dampfer „Bombay“, blieb Alles still, so daß man dort wohl die obwohl hell brennenden Lichter der „Oneida“ nicht gesehen haben muß. Die „Bombay“ änderte ihre Richtung nicht im mindesten und lief gerade in die Steuerbordseite der „Oneida“, halbwegs zwischen Hauptmast und Besanmast, mit solcher Kraft, daß ein Loch entstand, durch welches man in das Innere des Schiffes hineinsehen konnte; zwei Leute, welche am Rad standen, wurden augenblicklich getödtet. Die „Oneida“ feuerte die geladenen Kanonen gleich darauf ab, aber die „Bombay“ hielt nicht inne. Darauf wurde ein Rettungsboot herabgelassen — die übrigen waren durch den Stoß zertrümmert worden —, und es stiegen der Arzt Dr. Stoddart, der Hochbootsmann und fünfzehn Matrosen ein. Als der sechste Nothschuß abgefeuert war, begann die „Oneida“ zu sinken. Die Officiere sammelten sich um den Capitän Williams, welcher seinen Entschluß erklärte, mit dem Schiffe untergehen zu wollen. Ein kleiner Kutter wurde noch mit 39 Mann gefüllt, meist Kranken, und sodann schlossen sich die Wasser über dem unglücklichen Schiffe, auf welchem die Mannszucht bis zum letzten Augenblicke aufrecht erhalten blieb. 120 Menschen waren ein Opfer der Tiefe geworden. Das Rettungsboot, welches sich während des Sinkens hatte entfernen müssen, um nicht in den Strudel hineingerissen zu werden, näherte sich wieder, um noch einige Rettungsversuche zu machen, aber vergebens. Die Ueberlebenden ruderten ans Land zurück, dort wurden sie von den Japanern freundlich aufgenommen. Der Capitän der „Bombay“ soll bei der Ankunft in Yokohama von dem Zusammenstoß keine Meldung gemacht haben. Er forderte jedoch nach dem Eintreffen der Nachricht von dem Untergange der „Oneida“ sogleich eine marinegerichtliche Untersuchung, und wie ein Telegramm über Ceylon vom 8. März besagt, ist der Capitän Eyre von jeder Schuld an dem Zusammenstoße mit der „Oneida“ freigesprochen, aber auf ein halbes Jahr suspendirt worden, weil er nicht gewartet habe, um der Mannschaft der „Oneida“ Hilfe zu leisten.

— Die Hoffnungen, den bereits aufgegebenen Passagierdampfer „City of Boston“ (s. Nr. 30) nochmals wiederzusehen, fangen an sich zu beleben. Der in den Clyde eingelaufene Schraubendampfer „Britannia“ berichtet, am 9. ds. in 54.13° nördl. Breite und 22.52° westl. Länge einen Dampfer mit drei hellen Lichtern gesehen zu haben, welcher westwärts steuerte. Der Capitän der „Britannia“ ist der Ansicht, daß dies die „City of Boston“ gewesen sei. Das erste Segelschiff, welches nach Ueberstehung jener fürchterlichen Stürme von New-York in Liverpool eingetroffen ist, der Schooner „Leader“, hat am 3. ds. etwa 150 Meilen von Cap Clear einen Dampfer passirt, welcher mit aufgespannten Segeln nur mühsam gegen den Wind vorwärts zu kommen vermochte. Wenn man bedenkt, daß der „Leader“, welcher von New-York bis Liverpool 42 Tage gebrauchte, von den unterwegs befindlichen Segelschiffen zuerst eingetroffen ist, braucht man alle Hoffnung wegen der „City of Boston“ noch nicht aufzugeben.

— Sechzig Meilen von St. Paul, in den Big Woods, liegt eine 160 Acker große Farm, welche — so berichtet das Minnesota Monthly — von sieben Mädchen, die vor drei Jahren mit ihren arbeitsunfähigen Eltern aus Ohio eingewandert sind, angelegt worden ist und bewirthschaftet wird. „Man sieht dort,“ so heißt es in dem obengenannten Blatte, „ein geräumiges Blockhaus mit einer inneren Einrichtung und Umgebung, die von dem Fleiße, der Geschicklichkeit und dem Geschmacke seiner Bewohner das schönste Zeugniß ablegen. Die Nebengebäulichkeiten für Pferde, Rindvieh, Geflügel, Schweine ꝛc., das angrenzende Feld und seine Einzäunung beweisen den verständigen wirthschaftlichen Sinn der Bewohner. Von den 160 Ackern rohen Urwaldlandes waren im vorigen Sommer bereits 45 eingehegt und bestellt. Sie lieferten, außer dem Bedarf der Familie, zum Verkaufe 900 Buschel Kartoffeln, 500 Buschel Mais, 200 Buschel Weizen, 250 Buschel Rüben, 1100 Krauthäupter und für 200 Dollars sonstige Gartengewächse. Und wer hat alle diese Arbeit gethan, wer hat den Boden gelichtet, die Baumstumpen entfernt, wer hat gesäet, gepflanzt und geerntet? Sieben Mädchen, von welchen das jüngste 15, das älteste 25 Jahre alt ist, — Mädchen, die eine treffliche Erziehung genossen haben und die Mußestunden, welche die Bewirthschaftung des Anwesens ihnen gewährt, mit weiblichen Handarbeiten und Lectüre aufs beste auszufüllen verstehen.“

Meteorologische Station zu Dürkheim a. H.

Witterungsbericht über die Monate Januar und Februar 1870.

Januar. Die erste Hälfte des Monats war bei vorherrschendem Südwestwinde mäßig warm, am 18. schlug der Wind nach NO. um, das Barometer stieg und behielt bis zum Schlusse des Monats eine durchschnittliche Höhe von 336‴, während das Thermometer fiel und stets unter 0° R. verblieb. Die mittlere Monatstemperatur betrug + 0°.79, die höchste Wärme (+ 9°.8) und zugleich der tiefste Barometerstand war am 8. Mittags bei SW., die niedrigste Temperatur (— 7°.9) am 29. Morgens. Der mittlere Luftdruck betrug 333‴.99, der höchste war am 18. Morgens 337‴.38, der niedrigste am 8. Mittags 329‴.57. Die ganze Regensumme des Monats betrug 15.9 par. Linien. An den vier letzten Tagen des Monats vollständig wolkenleerer Himmel.

Februar. Die Witterung blieb die nämliche wie am Schlusse des vergangenen Monats. Bis zum 21. blieb der NO. die vorherrschende Windrichtung, das Barometer war constant hoch, das Thermometer blieb unter 0° und die Niederschläge bestanden nur in vereinzelten Schneeflocken. Am 21., dem Tage des tiefsten Barometerstandes, schlug der Wind nach SW. um und brachte bis zum Schlusse des Monats wärmere Tage. Die mittlere Temperatur betrug — 1°.46, die höchste war am 27. Mittags + 9°.4, die niedrigste am 12. Morgens — 10°.2. Der mittlere Luftdruck betrug 332‴.38, der höchste war am 1. Abends 336‴.38, der niedrigste am 21. Abends 325‴.62. Die gesammten Niederschläge betrugen nur 4.0 par. Linien, und zwar 1.0 aus Regen und 3.0 aus Schnee, der an fünf Tagen fiel. Der mittlere Dunstdruck betrug 1‴.50, die relat. Feuchtigkeit in Proc. 81.48. Nur an zwei Tagen (3. und 6.) vollständig wolkenfreier Himmel.

Im Auftrage des Ausschusses der Pollichia:
F. Beck.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stap.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 35. Dritter Jahrgang. 1870.

—nb—. Geheimnißvoll verschwunden.

(Fortsetzung.)

Mr. Ackland fand viel Vergnügen an seiner neuen kleinen Bekanntschaft, Virginia Cartwright. Sie war ein dunkeläugiges, lebhaftes Kind, welches eine sehr schöne Frau zu werden versprach und schon jetzt eine Grazie entfaltete, wie man sie in diesem Altersstadium bei Mädchen wohl selten findet. Von der eckigen Unbeholfenheit einer Zehnjährigen fand sich bei ihr keine Spur. Ihr Vater schien außerordentlich stolz auf sie zu sein und sie eben so zärtlich zu lieben. Jedes kleine Begebniß, das sich auf dem Wege nach Glenoak zutrug, diente ihm dazu, eine Anekdote aus ihrer Kindheit zu erzählen, und er that es immer in Ausdrücken, welche bewiesen, wie sehr er seinen Gästen die Vorzüge der Kleinen in's rechte Licht zu stellen wünschte. Einmal sagte er: „Großer Gott, wenn ich denke, was aus dem Kinde werden sollte, falls —" Aber er beendete den Satz nicht, sondern hieb nur auf die Pferde ein.

Eine große Menge von virginischen Honoratioren war nach Glenoak eingeladen worden, um Cartwrights nordamerikanischen Freund kennen zu lernen, ein Umstand, der den schüchternen Mann in peinliche Verlegenheit brachte. Unter den Gästen befand sich auch der Richter Griffin, „unsere große juristische Autorität", wie Cartwright ihm zuflüsterte, als er die Vorstellung unter überschwänglichen Lobeserhebungen und Freundschaftsversicherungen vollzog.

„Mr. Ackland aus Boston," sagte er, „den ich mit Stolz meinen Gast nenne, ist ein hervorragender Repräsentant der fürstlichen Kaufleute des Nordens. Ich selbst bin — warum sollte ich es läugnen? — meinem geehrten Freunde, John Ackland, außerordentlich, ja auf das alleraußerordentlichste verpflichtet."

Bei dieser Stelle seiner Rede hielt Mr. Cartwright inne, augenscheinlich unter dem Eindrucke, als sollte er ein „Hoch!" folgen lassen. Da aber das für solche Anlässe unentbehrliche volle Glas nicht vor ihm stand, so sagte er zu dem Richter und den übrigen Gästen, daß das Diner bald aufgetragen werden würde und daß er hoffe, Mr. Ackland würde inzwischen ihm ein paar Augenblicke privatimer Unterredung gönnen, um eine Geschäftsangelegenheit zu ordnen, welcher er zum größeren Theil die Ehre verdanke, diesen Gentleman unter seinem Dache zu sehen. Die Beiden waren darauf beinahe eine Stunde mit einander allein. Als sie sich bei Tische der übrigen Gesellschaft wieder anschlossen, schien es, daß Mr. Cartwright auf seinen nordamerikanischen Gast während ihrer Unterredung unter vier Augen einen sehr günstigen Eindruck gemacht hatte. Wirth und Gast behandelten einander in der freundschaftlichsten Weise und Mr. Cartwright war in außerordentlich heiterer Stimmung. Einer der Anwesenden, ein sehr junger Mann, der schon einige Mal mit dem Besitzer von Glenoak Wetten eingegangen, wobei er einen hohen Begriff von der Verschlagenheit des Letzteren bekommen hatte, flüsterte seinem Tischnachbar zu, daß er meine, ihr gemeinschaftlicher Wirth müsse vor dem Diner ein gut Stück Geld aus dem Yankee herausgedrückt haben, denn dieser sehe gerade so vergnügt aus, wie es gewöhnlich bei Leuten der Fall wäre, die einen dummen Streich gemacht hätten.

Nach aufgehobener Tafel, als die Herren ihre Cigarren angezündet hatten und in den Garten hinaus schlenderten, sagte Cartwright, indem er sich rechts in den Arm des Richters Griffin und links in den Ackland's einhing: „Ich möchte, Herr Richter, daß Sie, dessen Ueberredungskunst unwiderstehlich ist, meinen Freund hier bewegen wollten, Vernunft anzunehmen. Nein, nein," fuhr er fort, als Ackland eine ungeduldige Geberde machte, „nein, mein geschätzter Freund, warum sollte ich die Wahrheit verbergen? Die Sache ist, Herr Richter, daß Mr. Ackland und ich in Geldgeschäften mit einander gestanden haben, in welchen er der Gläubiger und, lassen Sie mich hinzusetzen, der geduldigste, rücksichtsvollste Gläubiger war, den es je gegeben, und ich, natürlich, der Schuldner —"

„Ein höchst ehrenhafter," schaltete John Ackland ein.

„Mein werther Freund, das ist gerade der fragliche Punkt. Ich möchte das schmeichelhafte Beiwort verdienen. Richter Griffin soll den Fall entscheiden. Sie müssen wissen, Herr Richter, daß die unglückliche Macht der Umstände — warum sollte ich mich schämen, es einzugestehen — mich genöthigt hat, diesen Gentleman eine unverzeihlich lange Zeit auf die Rückerstattung einer beträchtlichen Summe Geldes warten zu lassen, welche er so gütig gewesen ist, mir einst, theilweise auf meine persönliche Bürgschaft, vorzustrecken. Unter diesen Verhältnissen mußte es natürlich mein eifriger Wunsch sein, daß er nicht schließlich durch seine Großmuth in Schaden käme. Es versteht sich demnach von selbst, daß die Zinsen, welche ich ihm aus eigenem Antriebe bei erneuerter Terminverlängerung zusicherte, sehr hoch waren. Ich bin in der glücklichen Lage, sagen zu können, daß es mir möglich geworden ist, das ganze Capital meinem Freunde vor ein paar Stunden zurückzuzahlen. Die einjährigen Zinsen dieses Capitals waren ebenfalls noch schuldig. Natürlich fügte ich diesen Betrag der Hauptsumme bei. Aber er — wunderbarer Mann! — weigert sich durchaus, diese Zinsen zu nehmen. Sagen Sie ihm, Herr Richter — Sie kennen mich — daß er mich einer Freude beraubt, die ich nur selten genossen habe, der Freude, meine Schulden zu bezahlen; und daß das Capital —"

„Ein sehr großes war," fiel Mr. Ackland ein, der mit wachsender Ungeduld diese Rede mitangehört hatte. „Verzeihen Sie mir, wenn ich bekenne, daß ich auf die gänzliche Rückzahlung desselben, und namentlich so bald, nicht gerechnet hatte. Die Zinsen, von denen Mr. Cartwright gesprochen, waren unter dieser irrigen Voraussetzung festgestellt worden. Sie müssen mich Sir, — hm — hm — damit entschuldigen, daß ich — daß ich — niemals ein Mann von sanguinischem Temperament gewesen bin. Mr. Cartwright hat mich in Verlegenheit gebracht. Unter den obwaltenden Umständen könnte ich wirklich nicht, — nein ganz und gar nicht, — meinen Freund so hohe Zinsen zahlen lassen. Wirklich, —

Sie können mir glauben, — aber Sie müssen mich entschuldigen, daß ich es so offen sage, — ich erwartete nicht, den ganzen Betrag so bald zurückzuerhalten. Und darum kann ich die Zinsen nicht nehmen. Ich bin, — wirklich, — ich bin kein Wucherer, Sir, wenn ich auch ein Kaufmann bin."

Mr. Ackland sagte dies Alles mühsam und stotternd in seiner schüchternen Art und Weise und erröthete dabei bis an die Haarwurzeln. Sobald er Alles hervorgebracht hatte, was ihm zur Darlegung seiner Empfindungen nöthig schien, und nachdem die Anstrengung, welche es ihn gekostet, fast zu viel für ihn geworden war, machte er sich hastig von Cartwright los, verbeugte sich linkisch und ging zu den Damen, die in der Laube den Kaffee einnahmen.

„Sonderbarer Mann das," sagte Richter Griffin.

„Scheu und stolz," sagte Cartwright, „aber ein Ehrenmann, wie nur je einer lebte."

John Ackland schrieb von Glenoak an seinen Vetter Tom, und bezeigte viel Vergnügen über seinen Besuch bei Cartwright. Scenenwechsel und Luftveränderung hatten ihm, ungeachtet der großen Hitze, gut gethan, und er fühlte sich viel gesünder und heiterer, als bei seiner Abreise von Boston. Er berichtete das Resultat seiner Geschäftsangelegenheit, welche jetzt so unerwartet und völlig zufriedenstellend geordnet war. Er habe den Betrag in Banknoten bei sich. Aber die Summe sei so groß, daß er sie bei der Bank in Richmond gegen einen Wechsel auf ihre Correspondenten in Charleston eintauschen müsse. Es sei sonderbar von Cartwright gewesen, die Schuld in Banknoten zurückzuzahlen.

„Er scheint gefürchtet zu haben," schrieb Ackland weiter, „daß mir seine Unterschrift nicht genügen würde, deshalb wohl stellte er keinen Wechsel aus. Dies brachte mich ordentlich in Verlegenheit, mein lieber Tom."

Es hatte ihn noch mehr in Verlegenheit gebracht, berichtete er weiter, die stipulirten hohen Zinsen des letzten Jahres anzunehmen. Tom wußte ja, daß er niemals an so hohe Zinsen gedacht haben würde, wäre er nicht so gut wie überzeugt gewesen, daß eine Rückzahlung innerhalb der bestimmten Frist nicht erfolgen würde. Er hatte jedoch nichts machen können. Cartwright wollte es haben; Cartwright hatte sich vortrefflich benommen, durch und durch wie ein echter Gentleman. Man mußte doch vor dem Manne Achtung haben. Ungeachtet einiger entschiedener Charakterfehler und mancherlei tadelnswerthen Benehmens war doch viel Gutes in ihm. Er war ein höchst angenehmer Gesellschafter und hatte sich in der bewußten Angelegenheit mit vollendeter Delicatesse benommen. Seine Liebe für sein Töchterchen war ganz rührend und das Kind selbst reizend. John Ackland schilderte dann umständlich den Eindruck, den er von einer Sclavenplantage empfangen. Sein Abscheu gegen das ganze System war größer denn je. Nicht weil er die Behandlung der Sclaven auf dieser Pflanzung besonders grausam gefunden, sondern weil bei diesem System sogar die Güte ein Werkzeug der Degradation wurde; und diese Schwarzen erschienen ihm in einem geistigen und moralischen Zustande, welcher, ohne es zu rechtfertigen, der kaltblütigen Behauptung ihrer Eigenthümer eine entsetzliche Wahrscheinlichkeit gab, daß ein farbiger Mensch überhaupt kein Mensch sei. Er vermied jedoch alle Discussion über diesen Gegenstand, da er ja, wie Tom wisse, jeden Principienstreit hasse. Anfänglich hätte es ihn „ein wenig verlegen" gemacht, der einzige Nordländer unter so vielen Sclavenbesitzern zu sein, das hätte sich aber bald gelegt. Mit Cartwright besonders käme er sehr gut aus. Es wäre Jammer und Schade, daß der Mann im Süden geboren sei. Er sei in Trägheit und Arroganz aufgewachsen, während seine natürlichen Anlagen ihn zu etwas viel Besserem bestimmten. Glenoak sei ein sehr hübscher Ort, so hübsch, daß er nicht gern bald abreisen möchte. Es sei auch nicht nothwendig, daß er so rasch nach Charleston ginge. Das Wetter sei fürchterlich heiß. Es sei ihm sogar bis jetzt zu viel gewesen, nur bis Richmond zu gehen, um die Banknoten, die er von Cartwright erhalten, zu deponiren. Er halte es für möglich, daß er vielleicht noch vierzehn Tage in Glenoak bleiben werde. So lautete der Brief an Tom.

Am Abend des Tages jedoch, da John Ackland ihn geschrieben, trug sich Etwas zu, das ihn bestimmte, seine Absicht länger zu bleiben zu ändern.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Anwendung der Elektricität zur Verbesserung des Weines.

Von Emil Sommer.

Die neueste und interessanteste Erscheinung auf dem Gebiete der Oenologie ist in Augenblicke unstreitig eine Mittheilung, welche der Pariser Akademie der Wissenschaft kürzlich von einem bekannten französischen Gelehrten, Herrn Scoutetten, überreicht wurde, und die den eigenthümlichen Einfluß zum Gegenstande hat, den der elektrische Strom auf die Beschaffenheit des Weines auszuüben vermag.

Obwohl diese neueste Anwendung des Galvanismus in der Kellerwirthschaft sich zur Zeit erst noch auf eine kleine Anzahl von praktischen Versuchen und Beobachtungen stützt, so bietet doch der Gegenstand immerhin so viel Interesse dar, daß wir auch unsere Leser davon unterrichten zu sollen glauben, indem wir zunächst damit beginnen, ihnen die fragliche Mittheilung nach den Comptes Rendus de l'Académie in freier Uebersetzung vorzuführen, um dieselbe alsdann einer eingehenderen wissenschaftlichen Betrachtung unsererseits zu unterwerfen.

„In Digne, im Departement der Niederalpen in der Provence", schreibt Herr Scoutetten, „schlug der Blitz in das Haus eines dortigen Weinproducenten ein, drang bis in den Keller und fuhr hier durch mehrere Fässer hindurch, welche er dabei zertrümmerte. Der ausströmende Inhalt derselben sammelte sich in einem Reservoir, das für derartige Vorkommnisse zum Auffangen ausfließenden Weines expreß in dem Boden des Kellers angelegt war, und da der Eigenthümer den auf diese Weise verunglückten Wein hiernach für halb verdorben hielt, so verkaufte er einen Theil desselben zu 10 Centimes den Liter. Drei Monate später gewahrte er erst, daß derselbe von ausgezeichneter Qualität war und erzielte demgemäß dafür nun auch den sechsfachen Preis. Von dieser Veränderung überrascht, theilte er dieselbe unter anderen dem General Marey-Monge mit, welcher sich seinerseits wieder an mich mit der Bitte um eine Erklärung dieser Erscheinung wandte. Ich erwiderte, daß aller Wahrscheinlichkeit nach hier eine elektrische Wirkung zu Grunde liege, wovon man sich übrigens leicht durch directe Versuche überzeugen könne. Es wurden demgemäß geeignete Experimente angestellt, deren Ergebnisse auch vollkommen befriedigend ausfielen; um aber jeden Zweifel und Vorwurf zu vermeiden, ließ ich mir von Hrn. Marey-Monge zur Controle noch zwei sachkundige Experten beigeben. Ganz harte, kaum trinkbare Weine wurden durch die Behandlung mit Elektricität mild und angenehm, sowie überhaupt alle eine wesentliche Verbesserung dadurch erfuhren. Besonders bemerkenswerth ist in dieser Hinsicht ein Resultat, welches Herr Bouchotte, einer der beigezogenen Experten, fast ohne es zu wollen, erzielte. Derselbe hatte nämlich in

seinem Keller ein Faß rothen Moselweines von mittelmäßiger Qualität, den er gleichfalls, des Versuches wegen, einen Monat lang elektrisirte, hierauf aber, durch sonstige Geschäfte verhindert, gänzlich vergaß. Einige Zeit nachher beauftragte er seinen Küfer, diesen Wein auf Flaschen zu ziehen, mit dem Bemerken, daß es ein mittelmäßiges Product sei. Der Küfer kostete hierauf den Wein und fand denselben zu seinem Erstaunen ausgezeichnet; er glaubte deshalb, sein Herr habe ihm irrthümlicher Weise ein unrechtes Faß bezeichnet, und benachrichtigte daher denselben, daß das betreffende Faß keinen geringen, sondern im Gegentheil einen sehr guten, bouquetreichen Wein enthalte. Herr Bouchotte kostete letzteren nun selbst und fand dabei in der That den elektrisirten Wein vollständig umgewandelt und in überraschender Weise verbessert. Das dabei angewendete Verfahren ist höchst einfach. Eine galvanische Batterie liefert den elektrischen Strom, welchen man in der Weise durch den zu elektrisirenden Wein circuliren läßt, daß man die kupfernen Leitungsdrähte, deren Enden oder Elektroden aus Platin bestehen sollen, in denselben eintaucht. Die Kette ist alsdann geschlossen und der Strom in constanter Thätigkeit." So weit die Mittheilung des Herrn Scoutetten.

Ich glaube nun kaum zu irren, wenn ich annehme, daß die meisten meiner verehrten Leser nach Durchlesung vorstehender Zeilen etwas bedenklich und ungläubig den Kopf zu diesem elektrisirten Weine schütteln und die neue Wunderkraft des elektrischen Fluidums schwer begreiflich finden werden.

Welchen Einfluß könnte in der That der Durchgang eines elektrischen Stromes durch den Wein auf dessen Beschaffenheit ausüben, und wie ist namentlich eine Verbesserung desselben auf elektrischem Wege denkbar und erklärlich? Auch Herr Scoutetten scheint diesen Fragen gegenüber etwas in Verlegenheit zu sein, indem er sich in seiner Mittheilung lediglich darauf beschränkt, Thatsachen zu constatiren, ohne sich weiter auf eine Erklärung derselben einzulassen.

In einer kurzen Arbeit, welche auch bereits ihre Veröffentlichung in einem önologischen Fachblatte gefunden hat, habe ich deshalb versucht, an der Hand feststehender wissenschaftlicher Thatsachen eine Beantwortung obiger Fragen zu geben, wozu ich mich um so mehr berufen fühlte, als mir auf Grund rein theoretischer Betrachtungen schon seit Jahren der Gedanke vorschwebt, daß die Elektricität in einer oder der anderen Richtung einen Einfluß auf die Beschaffenheit des Weines ausüben und daher möglicher Weise sogar eine praktische Verwendung in der Kunst der Weinverbesserung finden könne, weshalb ich auch schon vor ca. drei Jahren einem Weinhändler aus Bingen, der mich über verschiedene Fragen der Weinveredlung consultirte, den Rath ertheilte, zur Erzeugung eines reicheren Bouquets einmal Versuche mit der Elektricität anzustellen und zu diesem Ende den elektrischen Strom einige Zeit durch den betreffenden Wein mit oder ohne Zusatz verschiedener, die Bouquetbildung begünstigender Säuren circuliren zu lassen.

Um die Art und Weise zu verstehen, auf welche die Elektricität hierbei zu wirken vermag, ist es vor Allem nöthig, einen elektrochemischen Vorgang näher ins Auge zu fassen, welcher in der Wissenschaft den Namen „Elektrolyse", d. h. elektrische Zersetzung, trägt und darin besteht, daß leitende Flüssigkeiten durch einen hindurchgehenden elektrischen Strom nach bestimmten Gesetzen in ihre Bestandtheile zerlegt werden, wobei letztere sich je nach ihrer elektrochemischen Natur entweder am positiven oder negativen Pole ansammeln oder ausscheiden. Leitet man z. B. einen elektrischen Strom durch Wasser, das mittelst einiger Tropfen Schwefelsäure leitend gemacht wurde, so wird dasselbe auf dem ganzen Wege des Stromes in seine beiden gasförmigen Bestandtheile, nämlich in Wasserstoff und Sauerstoff zersetzt, von welchen sich ersterer am negativen, letzterer am positiven Polende abscheidet und hier mit Hilfe einer umgestülpten Glasglocke aufgefangen werden kann. In gleicher Weise erleiden auch fast alle übrigen mineralischen und organischen Körper, namentlich alle Salze in flüssigem Zustande eine elektrolytische Zersetzung, und zwar in der Art, daß sich dabei die Säuren und Säureradicale am positiven, die Metalle und basischen Bestandtheile dagegen am negativen Pole abscheiden. Eine höchst bedeutende praktische Anwendung hat diese galvanische Zersetzung von Metallsalzen bekanntlich in der Galvanoplastik zum Vergolden und Versilbern sowie vor Allem zur Herstellung metallischer Abdrücke, Medaillen, Clichés ꝛc. gefunden.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— Dem traurigen Untergange der „Oneida" in den japanesischen Gewässern schließt sich ein ähnliches Unglück im Canal an, ein Zusammenstoß, welcher mehr als dreißig Menschen das Leben gekostet hat. Am 16. März trat von Southampton aus der Postdampfer „Normandy" seine gewöhnliche Fahrt nach den normännischen Inseln an. Um 2½ Uhr am Donnerstag Morgen wurde er während eines dichten Nebels von dem Dampfer „Mary" aus Grimsby, der mit Mais von der Donau nach London fuhr, in den Grund gebohrt. Die beiden Schiffe sahen gegenseitig ihre Lichter erst dann, als ein Zusammenstoß unabwendbar war. Der Steuermann der „Normandy" legte zwar fest an Backbord an; aber die „Mary" rannte mit dem Kiel in die „Normandy" und schnitt deren Seitenwand durch. Das verletzte Schiff füllte sich rasch mit Wasser, und Capitän Harvey ließ die beiden Boote hinab, in welchen 18 Passagiere und 13 Seeleute sich an Bord der „Mary" retten konnten. Die beiden Rettungsboote der „Normandy" kehrten vergebens nach dem Platze zurück, wo sie das Schiff verlassen hatten; sie hörten nur noch einen lauten vielstimmigen Angstruf und fanden näher kommend schwimmende Taue und Balken, ein Zeichen, daß die „Normandy" untergegangen war. Der Capitän Harvey hatte, so lange die Ueberlebenden noch etwas von ihm wahrnehmen konnten, mit der größten Kaltblütigkeit und Ruhe seines Amtes gewaltet; er stand oben auf der Brücke und ertheilte seine Befehle. Mit ihm gingen noch 15 Leute von der Schiffsmannschaft zu Grunde; außerdem drei Passagiere in der hinteren Kajüte (Advocat Westaway, General Grantham und ein Henr. Kinlock), vier oder fünf Passagiere in der vorderen Kajüte, darunter zwei Frauen, und zehn Deckpassagiere, unter ihnen drei Soldaten.

— Aus England berichtet man wieder von mehreren Entführungsgeschichten. Numero eins spielt in einer kleinen Provinzstadt, woselbst eine von ihrem wahnsinnigen Manne getrennt lebende Frau sich mit einem Auctionator in Verbindung setzte, um mehrere Haushabseligkeiten zu verkaufen. Der sechzehnjährige Sohn des Auctionators hatte die neunzehnjährige Strohwittwe in dieser Angelegenheit öfters zu besuchen. Eines schönen Morgens aber erhielt der Auctionator die Mittheilung, sein hoffnungsvoller Sohn habe sich von der interessanten Kundschaft anstiegern lassen und mit dieser den Weg über das große Wasser angetreten. Die Glücklichen waren indeß erst in Liverpool angelangt, und es gelang, den sechzehnjährigen Entführer unter die väterliche Obhut zurückzubringen. — In dem zweiten Falle war der Bund der Herzen bereits geschlossen, als die Verwandten der jungen Dame, der einzigen Tochter reicher Eltern in Blackpool, auf die Spur kamen, und sie sahen sich genöthigt, den ehemaligen Stallknecht — denn mit diesem war das Dämchen vor den Altar getreten — in ihre schwiegerelterlichen Arme aufzunehmen. — Das dritte Histörchen spielt in Glasgow. Mr. B., ein Kaufmann, wurde Wittwer. Sowohl seinetwegen als auch um seines minderjährigen Töchterchens willen führte er nach Jahresfrist eine neue Herrin in seinen Haushalt ein. Die Jahre schwanden; die Tochter Annie wuchs zur blühenden Jungfrau heran und tauschte mit einem Kaufmannsreisenden den Ring. Als der glückliche Gatte noch vor Ablauf der Flitterwochen von einer Geschäftsreise heimkam, fand er, daß sein Weibchen mit einem früher abgewiesenen Anbeter eine Spazier-

fahrt nach Amerika angetreten habe. Die Schwiegereltern aber nahmen ihn unter das eigene Dach und machten ihn zum Theilhaber des nicht unbedeutenden Geschäftes, welchem er mit solchem Eifer vorstand, daß der Schwiegervater sich berechtigt fühlte, eine Reise nach dem Continente anzutreten. Einige Tage darauf machte der Compagnon die sämmtlichen Gelder flüssig und reiste in Gesellschaft seiner Schwiegermama, die, nebenbei bemerkt, einige zwanzig Jahre älter war als er, gleichfalls nach Amerika ab, durch welche Nachricht die Vergnügungsreise des Gatten und Schwiegervaters freilich eine höchst baldige und unangenehme Unterbrechung erlitten hat.

— Beim Londoner Generalpostamte liefen seit einiger Zeit aus einem westlichen Stadtbezirke beständig Beschwerden wegen nicht empfangener Briefe ein. Die eifrigsten Nachforschungen nach den vermißten Briefschaften blieben erfolglos. Da löste sich eines Tages das Räthsel. Beim Niederreißen einer alten Pumpe in einer Straße des betreffenden Bezirkes fand man in deren Innerem eine ansehnliche Sammlung von Briefen, wohl über 50 an Zahl. Das Publicum hatte die Pumpe für eine Briefkastensäule angesehen und die Briefe durch eine Oeffnung hineingeworfen, welche durch Entfernung des Pumpenschwengels entstanden war.

— In Paris ereignete sich in einem der letzten Hofconcerte eine höchst possirliche Geschichte. Eine wegen ihrer Schönheit berühmte Dame, die, nachdem sie sich in einer Pause mit der Kaiserin unterhalten hatte, wieder auf ihren Platz zurückgekehrt war, lenkte plötzlich die Aufmerksamkeit Aller auf sich. Daran gewohnt, der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung zu sein, fiel es der Dame zuerst nicht auf. Da die Sache aber über zehn Minuten dauerte, so schlug sie doch die Augen nieder und erblickte nun auf ihrem Schooße eine ihrer aus Filz angefertigten Augenbrauen. Sie fiel selbstverständlich in Ohnmacht.

— Die Journalisten können sich was einbilden, der Papst ist ihr heimlicher College. Er liefert mit eigener Hand fort und fort Artikel in den römischen Beobachter und der Redacteur dieses Blattes ist ein Pathekind von ihm. Freilich muß sich Seine Heiligkeit auch gefallen lassen, daß der Censor seine besten Artikel streicht oder verunstaltet, wie es erst vor einigen Tagen geschehen ist. Als Zeitungsschreiber ist der Papst also nicht unfehlbar.

— Am 4. März ist das erste große Schiff auf der Linie zwischen Suez und Hongkong in den Suezcanal bei Suez eingelaufen und am 5. Vormittags in Port Said angekommen. Der „Hooghly" ist das größte Dampfboot (Schraubendampfer) der Messageries impériales, das zwischen Suez und Hongkong fährt, ein Schiff von 3200 Tonnen, 500 Pferdekraft, 133 Meter lang, 12 Meter breit, 18 Fuß Tiefgang. Obgleich der Canal für ein so großes Schiff etwas schmal ist, so gelang die Durchfahrt bis Ismailia doch ganz gut. Aber trotz aller Vorsicht gerieth das Schiff einige Kilometer nördlich von Ismailia auf den Grund und mußte mit Tauen wieder ins Fahrwasser gezogen werden. Des Abends wurde Halt gemacht. Den folgenden Morgen wurde die Fahrt fortgesetzt, aber schon nach kurzer Zeit verlor das Schiff wieder zwei Mal das Fahrwasser und stieß dermaßen auf den Grund, daß die eine Schraube einigen Schaden litt. Nachdem man das Boot wieder mit Tauen ins Fahrwasser gezogen hatte, ging die Fahrt bis Port Said glücklich von Statten. Die ganze Fahrt durch den Canal dauerte 16 Stunden.

— Der Eigenthümer einer Restauration in San Francisco macht dem Publicum die Vortrefflichkeit seiner Speisen in allen Localblättern durch folgende Reclame bekannt: „Und Joseph weinete und sprach zu seinen Brüdern: „Lebt mein alter Vater noch?" Und seine Brüder antworteten: „Ja gewiß lebt er noch und er befindet sich sogar sehr wohl, denn er speist alle Tage im Cosmopolitan!"

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

Andachtsbuch. Eine Gabe des Protestantischen Vereins der Pfalz an seine Mitglieder. Neustadt a. d. H. Buchdruckerei von D. Kranzbühler. 1870.

△ Vom Rhein, im März. Vom Vorstande des Protestantischen Vereins der Pfalz wurde soeben an die Vereinsmitglieder ein Andachtsbuch ausgegeben, welches mit lebhafter Freude Aufnahme finden wird. Es ist an sich ein löbliches Unternehmen des Vereins, das religiöse Leben im Verein auf diese Weise zu pflegen; der Verein bezeugt damit, daß er nicht blos alte unangemessene Formen und Ausdrucksweisen des religiös-christlichen Bewußtseins bekämpfe, sondern auch darnach strebe, in der unserer Zeit und unserem Denken entsprechenden Art für seine Glieder Glauben und Christenthum zu vermitteln. Dazu zeigt sich aber das vorliegende Buch in entsprechendster und angemessenster Weise geeignet. Das Buch berücksichtigt zunächst das tägliche Bedürfniß; es ist eine angemessene Anzahl von Gebeten in Prosa und Poesie für je drei Wochen aufgenommen; sodann sind die verschiedenartigen Lebensverhältnisse berücksichtigt, Confirmation, Abendmahl, Ehestand; die Lebensstufen, Jugend, Mannesleben, Alter, sodann Berufsstellung, Elternleben, Hausgenossen, Wohlstand und Dürftigkeit, die Leidensstunden endlich finden in Betrachtung und Lied ihre allseitige Würdigung; Scheidestunden zuletzt, Jahreszeiten und Kindesleben schließen diesen reichen Kreis mit erbauender und anregender Betrachtung, so daß keine wichtige Lage des Lebens ist, für welche nicht ein befruchtendes Wort geboten wird. Eine recht fruchtbare Abtheilung bilden die „stillen Stunden", worin dem Nachdenken kurze und kernige Gedanken geboten werden, aus Werken oder Reden von Lang, Schleiermacher, Parker, Jacobs, Schwarz, Geibel, Gerok, Evertsbusch ꝛc. Wenn nun in allen den bisher genannten Abschnitten das eigenthümliche religiöse Gepräge des Andachtsbuches zwar nicht verkennbar ist, aber doch in dem rein religiösen Ausdruck mehr das allgemein christliche Bewußtsein, das Sein und Bewegen des Menschen in Gott ausdrückt, so tritt der eigenthümliche Standpunkt des Buches, der Grundton des Ganzen bestimmt und würdig in den größeren Betrachtungen hervor, welche, an der Spitze des Buches stehend, über die heiligen Zeiten handeln. Es ist damit die christliche Lebens- und Glaubensauffassung vom Standpunkte der Gegenwart in etwas eingehenderen Betrachtungen zu einer schönen Darstellung gekommen; und zwar finden sich hier Betrachtungen über den Sonntag von Zittel in Heidelberg, Weihnacht von Schellenberg in Mannheim und Maurer in Bergzabern, über den Jahresabend von Müller in Berlin, Neujahr von Laurier in Asselheim, Bußtag von Holtzmann in Heidelberg, Passion von Maurer, Charfreitag von Schenkel, Ostern von Maurer und Schrader in Frankfurt, Himmelfahrt von Lang in Meilen, Pfingsten von Thomas in Berlin und Evertsbusch in Lennep, Erntefest von Mayer in Lautereckeu, Reformationsfest von Schellenberg in Lörrach.

So ist das Buch reich an kräftiger Speise; in der Form durchaus edel und verständlich bietet es aus älterer und neuerer Zeit Erbauendes, Tröstendes, Anregendes aus dem, was verschiedene Männer religiös dachten, dichteten, schrieben. Es ist möglich, daß orthodox gesinnte Beurtheiler das Buch verurtheilen; dem Vorstande des Protestantenvereins bleibt aber das Verdienst, seinen Mitgliedern eine Gabe gegeben zu haben, welche, aus dem Geiste Christi geschöpft, christlichen Sinn, evangelisch-protestantisches Bewußtsein und bei aller Verschiedenheit Einigkeit im Geiste befördern will. Nicht mindere Anerkennung verdient Pf. Maurer, welcher mit Fleiß, Tact und frommem Sinne die Herausgabe leitete, das Ganze sammelte und ordnete. Wohlan, Vereinsgenossen, öffnet dem wackeren Buche Euere Herzen.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stap. Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 36. Dritter Jahrgang. 1870.

—nb—. Geheimnißvoll verschwunden.

(Fortsetzung.)

2.

Unter Mr. Cartwrights Gästen befand sich eine junge Dame, welche die außerordentliche Fähigkeit besitzen sollte, die Verhältnisse, den Charakter und die Empfindungen dritter Personen zu errathen, und zwar nicht, indem sie deren Gesichtszüge oder Handschriften studirte, sondern indem sie die letzteren in ihrer eigenen Hand hielt und sich solchermaßen, wie der Glaube ging, in magnetischen Rapport mit den Schreibern setzte. Sie war ein lustiges, gutmüthiges Mädchen, das sich nicht das Geringste auf die genannte Eigenschaft einbildete, vielmehr kaum selbst daran zu glauben schien und immer bereit war, herzlich in das Lachen Anderer einzustimmen, wenn, wie es zuweilen geschah, ihre Aussprüche sich als Irrthümer erwiesen. An diesem Abende war das Experiment mehrmals und mit ganz ungewöhnlichem Erfolge versucht worden, und einige der sonst zu Zweifeln geneigten Anwesenden erklärten, daß Miß Simpson in der That meistens das Richtige errathen habe.

„Dieses Lob ist aber noch lange nicht gerecht genug," sagte Mr. Cartwright, „und ich will, daß Sie Alle noch zu unbedingtem Glauben an Miß Simpson's Begabung bekehrt werden. Hier ist die Handschrift einer Person, welche Niemand von ihnen, auch ich selbst nicht, je gesehen hat. Miß Simpson soll auch damit den Versuch machen, und ich gehe jede Wette ein, daß sie wieder das Rechte treffen wird."

Er zog einen Brief aus der Tasche und reichte ihn Miß Simpson hin. Diese hielt ihn eine Weile zusammengedrückt in der Hand und sagte dann zögernd:

„Den Brief hat eine Dame geschrieben."

„Richtig!" sagte Cartwright.

„Eine verheirathete Dame," fuhr Miß Simpson dreister fort.

„Wieder richtig. Hat sie Kinder?"

„Nein."

„Ganz recht. Schon lange verheirathet?"

„Ungefähr drei Monate, denke ich."

„Merkwürdig!" rief Cartwright aus, „es sind gerade drei Monate und neun Tage."

Mr. Ackland blickte auf, wurde roth und rückte auf seinem Stuhle unruhig hin und her.

„O, Cartwright," fiel der Richter Griffin ein, „so geht das nicht. Sie stellen zu directe Fragen."

„Gut, so soll sie ganz von selbst sprechen," sagte Cartwright. Er hatte Acklands Bewegung bemerkt und fixirte seinen nordischen Freund; dieser erröthete wieder und wandte das Gesicht ab.

„Aber sie ist nicht glücklich," sprach Miß Simpson langsam weiter, „ganz und gar nicht glücklich."

„Ei der Tausend!" rief Cartwright; „aber es war doch eine Heirath aus Liebe, oder nicht?"

„Ich glaube ja," erwiderte das junge Mädchen mit leisem Zweifel im Ton.

„Mich geht die Sache nichts an," sagte Cartwright, sich im Kreise umblickend, „ich schwöre, daß ich die Dame nie in meinem Leben gesehen."

„Ist ihr vielleicht ein Anderer lieber, als ihr Mann?" fragte Griffin.

„Eigentlich ja," lautete die Antwort, „aber die Dame muß ein seltsamer Charakter sein. Nicht viel Gefühl für irgend Jemand, ausgenommen für sich selbst. Sie wurde ihm untreu."

„Wem?" fragten alle Zuhörer auf einmal.

„Ich weiß es nicht. Doch ich meine, sie grämt sich ein wenig um ihn. Es ist ein so sonderbares Gefühl bei diesem Briefe."

„Sehr angenehm für den armen Mordent!" murmelte Cartwright.

John Ackland sprang auf. Diesmal war er nicht roth, sondern zum Erschrecken blaß und zitterte heftig.

„Den Brief! den Brief!" ächzte er und packte Miß Simpson's Hand. Die junge Dame schrack zusammen.

„O, Mr. Ackland!" rief sie. „Warum ließ man mich so viel sagen? Ich hatte keine Ahnung, daß Sie es wären."

Aber John Ackland war schon aus dem Zimmer geeilt.

Am nächsten Tage suchte Cartwright seinen Gast auf (Mr. Ackland hatte sich am vorigen Abende nicht mehr im Salon blicken lassen) und drückte sein Bedauern über den eben beschriebenen peinlichen Vorfall aus.

„Ich hatte keine Idee, daß Sie irgendwie mit Mrs. Mordent bekannt waren," sagte er.

„Aber wie kommt es, daß Sie mit ihr bekannt sind?" fragte John Ackland.

„Genau gesagt," erwiderte Jener, „bin ich gar nicht mit ihr bekannt. Mordent und ich waren Schulkameraden in West-Point. Er schrieb mir vor einiger Zeit und benachrichtigte mich von seiner Verlobung mit Miß Stevens; und da ich dachte um jene Zeit nicht in Virginien zu sein, so lud ich ihn ein, mit seiner jungen Frau die Flitterwochen in Glenoak zuzubringen. Ich bat ihn auch um ein Portrait der künftigen Mrs. Mordent. Ich habe Portraits von allen Frauen meiner Freunde. Es ist eine Liebhaberei von mir. Er lehnte die Einladung ab, schickte mir indeß die Photographie, begleitet von ein paar freundlichen Zeilen von der Dame selbst. Das war es, was ich gestern Abend Miß Simpson in die Hand steckte, und ich versichere Sie, daß dies Alles ist, was ich von Mrs. Mordent weiß."

John Ackland indeß war in Folge des stattgehabten Ereignisses fest entschlossen, Glenoak so bald als möglich zu verlassen. „Jedesmal," sagte er zu sich selbst, „wenn ich den Leuten in diesem Hause begegne, werde ich die größte Pein empfinden."

Cartwright machte ihn darauf aufmerksam, daß, wenn er durchaus so eilig abreisen wolle, er nicht mehr nach Richmond zurückzukehren brauche. „Wenn Sie einen Seitenweg einschlagen," sagte er, „sparen Sie eine Tagreise, und Sie können den Charlestoner Postwagen an einer Stelle treffen, die viel näher hier ist, als bei Richmond. Ich kann heute Morgen Ihr Ge-

päck vorausfahren lassen und Ihnen ein Pferd leihen, mit dem Sie Nachmittags hinüberreiten können. Wir wollen früh zu Mittag essen, und wenn Sie um vier Uhr aufbrechen, so sind Sie vor Abend und eine Stunde früher an Ort und Stelle, ehe der Postwagen abfährt. Ich werde Ihr Führer durch die Plantagen sein und Sie bis an die Landstraße bringen, auf der Sie dann nicht mehr fehlen können. Ich würde Sie gern den ganzen Weg begleiten, allein ich habe unaufschiebbare Geschäfte mit meinem Aufseher. Sie können das Pferd dem Hausknecht im Wirthshause bei der Poststation lassen. Ich kenne ihn und weiß, daß er es mir sicher nach Glenoak zurückbringen wird. Was halten Sie von meinem Vorschlage?"

„Daß er vortrefflich ist," entgegnete Ackland, „und ich bin Ihnen für Ihren Rath sehr dankbar. Aber ich glaube, ich muß doch nach Richmond der Banknoten halber."

„Das scheint mir nicht nothwendig," sagte Cartwright, „wenigstens nicht, wenn Sie Eile haben. Auf der zweiten Wegsstation werden Sie den größten Theil des Vormittags halten müssen. Ich kenne einen sehr respectabelen Banquier, welcher dicht bei dem Gasthofe wohnt, wo die Pferde gewechselt werden und die Passagiere in der Regel zu Mittag speisen. Ist es Ihnen recht, so gebe ich Ihnen ein paar Zeilen an ihn mit und er wird Ihnen die Scheine einwechseln."

„Sie sind sehr gütig, mein lieber Freund, und ich kann Ihnen nicht genug danken. Aber meinen Sie denn, daß es sicher ist, eine so große Summe in Noten so weit mitzunehmen?"

„Wenn Sie sie bei sich tragen, ja. Gepäck geht manchmal verloren, aber vor Räubern brauchen Sie sich nicht zu fürchten. Unsere Landstraßen sind keineswegs so unsicher, Mr. Ackland. Ich habe zu Pferde das ganze Land nach allen Richtungen durchstreift, Sir, ohne daß mir jemals etwas Unangenehmes passirte; und sobald Sie aus der Plantage heraus sind, haben Sie nur noch ein paar Meilen bis zur Postkutsche. Apropos — ich will Ihnen auch meinen Reisegurt leihen."

„Dann — wirklich —," sagte John Ackland, „wenn es Ihnen nicht gar zu viel Umstände macht, nehme ich mit Vergnügen Ihr gütiges Anerbieten an. Denn ich gestehe, daß sogar Ihre Gastfreundschaft —"

„Bitte bitte!" fiel Cartwright ein, „ich begreife. Und obwohl mir Ihre schnelle Abreise leid thut, so kann ich doch nicht in Sie dringen, länger zu bleiben. Was ich thue, geschieht ohne alle Umstände für mich, und ich will sogleich des Gepäckes wegen das Nöthige anordnen."

Nach Tisch, als John Ackland und Cartwright zu Pferde stiegen, sagte der Letztere: „Wir werden einen angenehmen kühlen Ritt haben, und da uns Zeit genug bleibt, so brauchen wir nicht so sehr zu eilen. Wer weiß, ob wir nicht unterwegs auf ein oder das andere Stück Wild stoßen, daher sollten wir unsere Flinten mitnehmen. Man muß immer das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden suchen."

„Ich bin kein großer Jäger," erwiderte Ackland mit seinem gewöhnlichen Erröthen.

„O," lachte der Andere, „Sie schießen wahrscheinlich viel besser als ich. Ihr Herren aus dem Norden seid so entsetzlich bescheiden. Auf alle Fälle kann es nichts schaden, wenn wir Flinten bei uns haben. Sie werden uns nicht geniren. Sehen Sie, so pflegen wir sie hier umzuhängen; es sieht zwar nicht sehr elegant aus, ist aber sehr bequem. Vorwärts also."

„Lebe wohl, Glenoak!" sagte Ackland, traurig nach dem Hause aufblickend und mit der Hand grüßend. Er war den Tag über ganz ungewöhnlich melancholisch gewesen.

„Sagen Sie lieber: „Auf Wiedersehen!" versetzte Cartwright. „Ich wenigstens hoffe es."

So ritten sie fort.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Anwendung der Elektricität zur Verbesserung des Weines.

(Schluß.)

Was aber der Elektrolyse für unseren Gegenstand hauptsächlich Bedeutung verleiht, ist der Umstand, daß die auf die beschriebene Weise durch die Elektricität getrennten Bestandtheile dabei im Augenblicke der Spaltung oder, wie sich der Chemiker ausdrückt, im Entstehungsmomente mit chemischen Kräften und Eigenschaften begabt sind, welche ihnen unter gewöhnlichen Verhältnissen total abgehen und sie deshalb in diesem Zersetzungs- oder Entstehungsmomente zu Wirkungen und Reationen befähigen, deren sie sonst gänzlich unfähig sind.

So ist z. B. der durch die Elektrolyse aus dem Wasser sich entwickelnde Sauerstoff kein gewöhnliches Sauerstoffgas, sondern Ozon, d. h. activer in seinen Eigenschaften um das Vielfache erhöhter Sauerstoff, und derselbe bringt daher im Entstehungsmomente in der energischsten Weise und in einem Nu Zersetzungen, Oxydations- und Verbrennungserscheinungen, überhaupt Reactionen hervor, welche er unter gewöhnlichen Verhältnissen gar nie oder nur nach sehr langer Einwirkung hervorzurufen vermag. Um nur einige Beispiele anzuführen, so zerstört das Ozon die meisten Pflanzenfarbstoffe, oxydirt Ammoniak zu Salpetersäure, greift das Silber in der Kälte an, verwandelt schwefelige Säure sofort in Schwefelsäure ꝛc., lauter Wirkungen, für welche der gewöhnliche Sauerstoff so zu sagen nicht die nöthige Kraft besitzt.

Nun haben wir aber in früheren Mittheilungen gesehen, daß der Sauerstoff bei dem Vinificationsprocesse, d. h. beim Reifen des Weines, sowie namentlich bei der Bouquetbildung eine Hauptrolle spielt, und man ist daher zu der Annahme berechtigt, daß der durch einen elektrischen Strom im Weine aus der Wasserzersetzung entwickelte, ozonisirte Sauerstoff einen wesentlichen Einfluß auf die Beschaffenheit des Weines, insbesondere auf die Beschleunigung der Vinificationsvorgänge und folglich auf die frühere oder spätere Reife desselben ausübt.

Andererseits erleiden, außer dem Wasser, auch noch andere wichtige Weinbestandtheile, wie Alkohol, Amylalkohol (Fuselöl), weinsaure und essigsaure Salze, Bernsteinsäure ꝛc. durch den elektrischen Strom eine bestimmte je nach ihrer Natur verschiedene Zersetzung, deren Producte alsdann durch veränderte Gruppirung und Eingehung neuer Verbindungen mit den anderen gleichzeitig vorhandenen Weinbestandtheilen eine entsprechende Modification in der Natur und dem Geschmacke des Getränkes hervorzubringen vermögen, was, wie erwähnt, durch die im Entstehungsmomente aufs höchste gesteigerte Verwandtschaftskraft ungemein erleichtert wird.

Da nun die das Weinbouquet bildenden zusammengesetzten Aetherarten zum größten Theile das Ergebniß der Einwirkung freier Säuren auf den Alkohol sind, so ist es wissenschaftlich vollkommen begründet anzunehmen, daß die auf diese Weise bei der Elektrolyse frei werdenden und im Entstehungsmomente mit verzehnfachter Affinität begabten Säuren bei ihrem Zusammentreffen mit dem dabei stets vorhandenen Alkohol Anlaß zu vermehrter Aetherbildung geben und also der elektrische Strom allerdings indirect auf die Erzeugung der Blume und die Veredelung des Weines einwirken könne.

Was den Alkohol selbst anbetrifft, so wird derselbe nach den von Jaillard desfalls angestellten elektolytischen Versuchen gleichfalls durch den galvanischen Strom zersetzt, wobei sich

daraus ein angenehm ätherisch duftender, aldehydartiger Körper bildet. Wie wir nun in einer meiner früheren Mittheilungen gesehen haben, so ist nach den Arbeiten von Berthelot ein Aldehyd ein Hauptträger des Bouquets vieler Weine, und es würde sich also auch hieraus ein Theil der verbessernden Wirkung erklären, welche in den von Scouteten berichteten Fällen beobachtet wurde.

Allein nicht blos die chemische Action, welche wir bisher vorzugsweise in's Auge gefaßt haben, sondern auch die physikalische und physiologische Wirkung des galvanischen Stromes berechtigt zu der Annahme, daß die Behandlung eines Weines mit Elektricität einen günstigen Einfluß auf die Beschaffenheit desselben ausüben könne. Erstens wissen wir in dieser Hinsicht, daß die Elektricität das Leben selbst kräftiger Organismen vernichtet, und zweitens, daß der galvanische Strom bei seinem Durchgange besonders durch unvollkommen leitende Körper einen sehr hohen Hitzegrad erzeugt, welcher bekanntlich selbst Metalle leicht zum Schmelzen bringen kann. Da es nun ferner als definitiv festgestellt zu betrachten ist, daß sowohl die Gährung, als auch die krankhaften Veränderungen des Weines das Resultat der Lebensthätigkeit unendlich kleiner, stets mehr oder weniger im Weine vorhandener pflanzlicher Organismen sind, und da außerdem bereits die Wärme und zwar schon ein mäßiger Wärmegrad bei dem bekannten Pasteur'schen Verfahren mit dem besten Erfolge angewendet wurde, um jene Pilzvegetation zu zerstören und dem Weine dadurch größere Haltbarkeit zu geben, so ist kein Zweifel, daß dieser Zweck auch durch den Durchgang eines elektrischen Stromes erreicht werde, indem letzterer durch seine physiologische wie durch seine intensive Wärmewirkung die auf seinem Wege liegenden Pilzpflänzchen oder Keimsporen unfehlbar tödten oder zerstören muß. Das Elektrisiren des Weines würde daher, gleich der Weinerhitzung, ein wirksames Mittel der Weinconservirung abgeben und möglicher Weise das Pasteur'sche Verfahren sogar ganz ersetzen können, vor welchem es jedenfalls den Vorzug größerer Bequemlichkeit und leichterer Ausführbarkeit voraus hätte.

Denn es ist dabei weiter nichts erforderlich, als den elektrischen Strom in den verschiedensten Richtungen durch die Masse des Weines zu leiten, zu welchem Ende man blos an zahlreichen Punkten des Faßumfanges Metallstifte oder Schrauben in den Faßwänden derart anzubringen hätte, daß dieselben innen und außen etwas hervorragen würden, um so die Poldrähte einer galvanischen Batterie außerhalb daran befestigen und den Strom in allen möglichen Richtungen nacheinander durch die Flüssigkeit senden zu können. Die ganze Operation findet somit an Ort und Stelle im geschlossenen Fasse statt, ohne daß es, wie beim Pasteur'schen Verfahren, nöthig wäre, den Wein zum Zwecke der Erwärmung in besondere Apparate und hierdurch stets mehr oder weniger mit der Luft in Berührung zu bringen.

Immerhin erscheint dieser Gegenstand aufmerksamer Beachtung und weiterer Versuche werth, zu welch letzteren durch diese Zeilen vor Allem eine Anregung gegeben werden soll, indem nur Experimente im Großen über die praktische Ausführbarkeit und den wirklichen Werth der hier vorgeschlagenen Weingalvanisirung entscheiden können.

Es ist mir zwar wohlbekannt, was nicht Alles die Elektricität schon leisten und welche unmöglichen Wunder dieselbe nicht schon möglich machen sollte. Nachdem jedoch in der vorliegenden Frage in der öfter erwähnten französischen Mittheilung bereits bestimmte praktische Erfahrungen vorliegen, und außerdem die Theorie sich entschieden zu Gunsten derselben erklärt, beansprucht dieser neue Zweig der Anwendung des Galvanismus jedenfalls eine ernstere Bedeutung, und wie sich die Wärme trotz anfänglicher Zweifel bereits definitiv unter den önologischen Hilfsmitteln eingebürgert hat, so dürfte nach dem Voranstehenden wohl auch die Elektricität berufen sein, eine nützliche Rolle in der Kellerwirthschaft zu spielen, und elektrisirter Wein in Bälde einen bevorzugten und ehrenvollen Platz auf der Weinkarte einnehmen.

Mannichfaltiges.

— Wie viel Versuche hat man nicht schon gemacht, um den Canal zwischen Frankreich und England zu überbrücken! Ja, ein abenteuerlicher Tunnel und ein Riesendampfloß, welches ganze Eisenbahnzüge sammt Gepäck und Passagieren aufnehmen kann, ist in Vorschlag gebracht worden. Von diesen Plänen ist man aber zurückgekommen. Eine kolossale Röhrenbrücke könnte einmal einstürzen, ein unterseeischer Tunnel möchte leck werden und der gerade hindurchsausende Zug würde dann vielleicht von den salzigen Fluthen verschlungen! Alle diese Gefahren kommen nicht in Betracht, wenn der neue Plan des französischen Ingenieurs Burel zur Ausführung gelangen sollte, der allerdings mancherlei für sich hat, wenn auch die Summen, welche der Suezcanal verschlungen hat, den Kosten dieses Unternehmens gegenüber klein erscheinen dürften. Die Geologen haben nachgewiesen, daß England und Frankreich einst zusammenhingen; aber der Canal brach nach der Nordsee hin durch und Großbritannien wurde eine Insel. Burel will diesen alten Stand der Dinge künstlich wieder herstellen: er will auf beiden Seiten die Straße von Calais verengen und in der Mitte nur einen tausend Meter breiten Canal übrig lassen, der groß genug ist, den Schiffen aller Nationen Durchzug zu gewähren. Boulogne, Folkestone und Dover, die heute am Meere liegen, sollen Binnenstädte werden; man würde aber Canäle und Docks bei diesen Städten offen lassen, so daß sie immer noch mit dem Meere in Verbindung blieben. Gut, so weit wären wir also. Aber wie den tausend Meter breiten Zwischenraum, der noch geblieben, überbrücken? Für diesen hat Burel eine kolossale Dampffähre in Bereitschaft, die binnen fünf Minuten die ganzen Eisenbahnzüge von einem zum anderen Ende transportirt und — wie Mancher wird dies gerne vernehmen — die Seekrankheit für die Passagiere in Wegfall bringt. Gerne werden unsere Leser auch ein paar Worte darüber hören wollen, wie Burel sein Werk zu bauen gedenkt. Nun, die Materialien dazu soll theilweise die See selbst liefern; große Deiche und Dämme werden in das Meer hinaus gebaut, an denen der von der Strömung mitgeführte Sand sich abzusetzen vermag. Wachsen diese künstlichen Bänke höher, so werden sie mit Steinen und Erdreich bedeckt, die aus dem Inneren durch Eisenbahnen herbeigeführt werden; endlich bepflanzt man den so gewonnenen Boden mit Weiden, Sandhafer, Dünenpflanzen und fährt langsam so fort, bis man das Ziel erreicht hat. Ein sehr wichtiger dem Unternehmen zu gute kommender Umstand ist der, daß die tiefsten Stellen des Canals nur 62 Meter oder 203 englische Fuß betragen, die mittlere Tiefe aber nur 28 Meter beträgt oder weniger als die Höhe vieler unserer öffentlichen Gebäude. Wenn das Geld nicht fehlt — und das ist die große Frage — dann glaubt Burel in spätestens zwölf Jahren sein Werk vollenden zu können. An der Möglichkeit aber, daß man in dem seichten Canal einen Deich nach England hinüber bauen könne, darf man in unseren Tagen nicht mehr zweifeln. (Daheim.)

— An den Untergang des Dampfers „Normandy" knüpfen sich zwei ganz besonders traurige Geschichten. In Brixton, einer Vorstadt Londons, wurden vor nicht ganz 14 Tagen zwei junge Leute wegen nächtlichen Lärmens mit einem Besuche der Polizei bedroht. Sie beschlossen, sich aus dem Staube zu machen und auf Jersey abzuwarten, bis die unangenehme Affaire sich vertuscht habe. Sie reisten nach Southampton, nahmen zwei Plätze auf der „Normandy" und gingen mit ihr zu Grunde. Außer diesen beiden Unglücklichen befand sich unter den Passagieren der „Normandy" ein junger Mann, Namens Walter Kenloch, welcher vor ganz kurzer Zeit in Sandhurst sein Officiersexamen mit Auszeichnung bestanden hatte. Als der Zusammenstoß erfolgte, lief er sofort an die Kajüte seiner Schwester, hüllte sie in seinen Mantel ein und brachte sie in eines der Boote, welche inzwischen heruntergelassen worden waren; dann übergab er ihr noch sein Hündchen zur Verwahrung, weigerte sich aber, in dem Boote Platz zu nehmen, obwohl

noch Raum war und man ihn hierzu aufforderte, weil noch andere Frauen an Bord waren. Das Boot stieß ab und kam später zurück, um zu finden, daß das Schiff mit Allen an Bord gesunken war.

— Laut eines Artikels aus Bremen vom 14. März, der aus der „Weser-Ztg." in viele andere Blätter übergegangen ist, verweigert das Comité öffentlich die Herausgabe der Yacht „Grönland" (die Fahrzeuge der ersten deutschen Nordfahrt), welche von Dr. Petermann, dem verdienstvollen Urheber der deutschen Nordpol-Expeditionen, den Herren Dr. Emil Bessels und Marinelieutenant Weiprecht zu einer Expedition nach Ost-Spitzbergen zur Disposition gestellt worden ist. Und weshalb? Weil die Herren glauben, es könne unter Umständen nöthig werden, die „Hansa" und „Germania" aufzusuchen, und zu diesem Zwecke will man sich alsdann der 80 Tons haltenden, sage mit Worten achtzig Tons haltenden „Grönland" bedienen. Allein ans Aufsuchen der Koldewey'schen Expedition kann man erst denken, wenn dieselbe bis zum nächsten Herbst nicht zurückgekehrt sein wird; dann könnte man aber nicht sogleich ein Schiff aussenden, sondern die Möglichkeit dazu wäre erst im Frühling 1871 geboten. Bis dahin ruhe sanft im Hafen, o „Grönland!"

— Mit der Bibliothek eines namhaften Büchersammlers sind bei einem Londoner Auctionär die vier ersten Folioausgaben von Shakespeare unter den Hammer gekommen und haben zu verhältnißmäßig hohen Preisen Käufer gefunden. Die erste, gedruckt bei Isaak Jaggard und Ed. Blount i. J. 1623, erzielte 320 Pfd. St.; die zweite, gedruckt i. J. 1632 von Tho. Cotes für William Aspley, wurde für 25 Pfd. St. 10 Sh. zugeschlagen, während die dritte Ausgabe von P. C. i. J. 1664 gedruckt, für 200 Pfd. St., und die vierte, 1685 bei H. Herringman erschienen, für 20 Pfd. St. 10 Sh. Käufer fanden. Die Halliwell'schen Facsimiles aus den ersten Quart-Ausgaben von Shakespeare's Gedichten und Dramen realisirten 96 Pfd. St. 16 Sh.

— Ein Giftmordproceß machte in den letzten Tagen in Wien großes Aufsehen. Ein den gebildeten Ständen angehöriger junger Mann, der Zögling der medicinischen Josephsakademie Moritz Schochet, spielte in demselben die Hauptrolle. Er hatte einen Freund mittelst Cyankalium vergiftet und sich in den Besitz einer von dem Letzteren besessenen Summe von 4000 fl. gesetzt. Dieses Geld hatte Schochet mit seinen Eltern getheilt, in Folge dessen auch diese vor die Schranken des Gerichtshofes kamen. Die Urtheile lauteten gegen Moritz (Sohn) auf 18 Jahre, gegen Abraham (Vater) auf 3 Jahre und gegen Golde (Mutter) Schochet auf 1 Jahr schweren Kerkers.

— In Wieliczka starb am 8. März Ignaz Zegota Dembinsky, der Letzte von den Zehn des 4. Regiments, die nach den berühmten Schlachten bei Grochow und Ostrolenka von den „1000", die bei Warschau schwuren, nur mit dem Bayonnett anzugreifen, nach Vollzug dieses Gelübdes, das sie so treu gehalten, übrig geblieben sind. Der Verstorbene wurde in seiner Uniform, in welcher er als Hauptmann gekämpft und geblutet, und welche von zahlreichen Kugeln durchbohrt war, beerdigt und der Krakauer Gesangverein sang an seinem Grab das Lied: „Bei Warschau schwuren ꝛc."

— Ein Schreiben aus Tunis vom 16. März meldet: Gestern fand hier ein furchtbares Gemetzel statt; gegen 2½ Uhr Nachmittags stürzte plötzlich ein Wasserträger (man sagt, es sei ein Marocaner) in die Straßen des christlichen Stadtviertels. Er hatte einen Damascener in der Faust und hieb auf Juden und Christen ein, denen er begegnete, die Mauren allein verschonte er. Mehr als 40, andere sagen 60, Personen wurden derart mehr oder weniger schwer verwundet. Man trägt hier vielfach Waffen, namentlich Revolver. Verschiedene Personen feuerten auf den Wütherich, ohne ihn zu treffen. Aber in der Nähe des Maurenviertels traf ihn eine Kugel am Beine. Wahrscheinlich im Glauben, die große Moschee sei den Ungläubigen versperrt und ihm ein Asyl, flüchtete er in diese. Aber ein Janissar des englischen Consulats nahm ihn dort fest und führte ihn nach der Kasbah, der alten Citadelle. Die Metzelei war bald allenthalben bekannt, und der kleine Börsenplatz war eben so bald von einer Menschenmenge, namentlich Sicilianern und Maltesern, angefüllt. Am Platze selbst liegt das englische Consulat. Am Ausgange zum Marinehafen rotteten sich die Mauren zusammen; die ganze Menge verlangte strenge und schnelle Gerechtigkeit, nur die Mauren blieben stumm. Unterdessen hatten sich alle fremden Consuln beim englischen Consul zusammengefunden, wo auch der Schwiegersohn des ersten Ministers des Bey, der General Keireddine, eintraf. Der französische Consul begab sich sofort zum Bey, während die übrigen die Menge zu beruhigen versuchten. Der Bey, nicht gern gestört in seiner Gemüthlichkeit, ließ den französischen Consul durch seinen Premierminister empfangen. Dieser brachte den Befehl des Bey, den Schuldigen enthaupten zu lassen. General Keireddine begab sich also mit einer Menge von Sicilianern und Maltesern nach dem Kasbah-Platze, von wo aus man ihnen den Kopf des bereits hingerichteten Mörders entgegentrug. Darauf hin zerstreute sich die Menge, und am Abende war Tunis so ruhig und still wie gewöhnlich.

— In dem Atlantischen Ocean, schreiben die Chem. News, etwas westlich von den Azoren, befindet sich das sogenannte Sargasso-Meer, eine vollständig mit einer dichten vegetabilischen Masse bedeckte Fläche, welche nach A. v. Humboldt eine etwa sieben Mal größere Ausdehnung als ganz Deutschland hat. B. Lavinière schlug der Société d'agriculture vor, diese schwimmenden Wiesen der Landwirthschaft dienstbar zu machen. Er empfiehlt, die Schiffe, welche im Sommer zum Stockfischfang dienen, während der anderen Jahreszeiten zu verwenden, um die Algen nach den Azoren zu schaffen. Hier sollen sie in einem zu errichtenden Entrepot gepreßt, getrocknet, beziehentlich auf die in ihnen enthaltenen Salze verarbeitet werden.

— Die indischen Blätter erzählen, daß der Maharadscha von Kaschmir dem Herzoge von Edinburgh, als dieser in Lahore war, einen kostbaren Shawl anbot, an welchem 300 Weber drei Jahre lang ohne Aufhören gearbeitet hatten. Als der Herzog sich aber weigerte, ein so kostbares Geschenk anzunehmen, ersuchte ihn der Maharadscha, dasselbe der Königin zu schicken.

Charade.

„1. 2!" ruft mit bitt'rer Herbe
Mir das neid'sche Schicksal zu.
— Treiben ohne Rast und Ruh' —.
Oh, gebiete, daß ich sterbe!
Nur nicht immer „1. 2. Du."

Lieblich ist's durch grüne Auen,
Ohne sonderlich' Bemüh'n,
Seine sich'ren Pfade zieh'n;
Doch ein 3. 4. läßt sich schauen:
Wer wird sich ihm anvertrauen?

Und zum Ganzen ward es schnelle;
Denn von Allem, was mir lieb,
Hier zurück das Liebste blieb.
Und aus kleinster Edelquelle
Rann es auch noch silberhelle.

— Δ —

Auflösung der Homonyme in Nr. 30:
Gesicht.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 37. Dritter Jahrgang. 1870.

—nb—. Geheimnißvoll verschwunden.

(Fortsetzung.)

3.

Es war noch nicht ganz dunkel, als Cartwright allein nach Glenoak zurückkehrte. Er fand den Richter Griffin mit dem wettenden jungen Gentleman in einer Laube sitzen, beide eifrig mit Rumtrinken und Cigarrenrauchen beschäftigt.

„Nun, Cartwright," sagte der Richter, „Ihr Freund ist abgereist, eh?"

„Ja. Der arme Ackland! Ein so guter Mensch, als je einer lebte. Ich werde ihn recht vermissen."

„Ich setze einen Pony ein, Cartwright," sagte der wettende junge Gentleman.

„Auf was? — Hollah, Du schwarzer Klotzkopf," rief Cartwright sich unterbrechend einem Neger zu, „bring' eine frische Flasche Rum, Eis und Sodawasser, aber im Augenblick, hörst Du? oder ich werde Dir Füße machen! Alle Wetter, Ihr Herren, ich bin durstig wie ein ausgetrockneter Schwamm und habe einen ganzen Schäffel Staub in der Kehle."

„Ich wette mit Ihnen," hub der junge Gentleman wieder an, „daß der Yankee den Postwagen heute Abend nicht erreichen wird. Wette mit Ihnen, daß ihm irgend ein Unglück zustoßen wird."

„Wie meinen Sie das?" fragte Cartwright scharf.

„Nun, Sir," erwiderte der vielversprechende Jüngling, „ich denke, Sie hätten ihn nicht auf diese Ihre schwarze Stute setzen sollen."

„Bah!" gab Cartwright zurück, „sie ist lammfromm."

„Wenn man sie zu reiten versteht, aber er versteht's nicht. Sonderbar wie der Yankee zu Pferde saß! Die Stute wird's bald merken, mit wem sie es zu thun hat, und wird sich eine ihrer kleinen Launen erlauben. Denken Sie daran, was ich jetzt gesagt habe," schloß der junge Mensch innerlich hoffend, daß seine Prophezeihung wahr werden möchte und er damit prahlen könnte. Mr. Ackland ging ihn ja nichts an und er konnte schon den Hals brechen.

„Ich sage Ihnen aber, die Stute ist so sanft wie ein Lamm," versetzte Cartwright. „Und bitte, mein junger Freund, denken Sie denn, daß Ihre bemerkenswerthe Fähigkeit, kopfüber von jedem beliebigen vierfüßigen Thiere zu stürzen, so ohne alle Uebung von Jedermann sich zu eigen gemacht werden könnte? Sie selbst haben sich schon geraume Zeit darin exercirt, wie Sie wissen."

Der wettende junge Gentleman, dem eine passende Antwort nicht gleich einfallen wollte, sann über eine solche nach, als der Richter dazwischen sagte: „Haben Sie was geschossen, Cartwright?"

„Nichts, das der Rede werth wäre," antwortete Cartwright. „Ich kam nur einmal zum Schuß und Ackland gar nicht."

„War mir doch, als ob ich vor einer Stunde einen Schuß hörte," bemerkte der wettende junge Gentleman.

„Der Himmel stehe Ihnen und mir bei, Griffin," rief Cartwright aus, „denn ich bin fest überzeugt, daß dieser Jüngling hier eines schönen Tages an zu großer Klugheit sterben wird. Ein solches Gehirn bei so zartem Alter ist etwas ganz Unnatürliches. Ist mir meiner Lebtag noch nicht vorgekommen."

„Nun, ich bin keineswegs von gestern," erwiderte der gedemüthigte Gegenstand dieses sarkastischen Lobes, „und als Sie so jung waren wie ich —"

„Ich war niemals so jung wie Sie, Sir," sagte Cartwright.

„Gleichviel. Was haben Sie geschossen, altes Haus?"

„Nichts, junges Wunderkind."

„Pflegen doch sonst nicht fehlzuschießen, Cartwright."

„Allerdings schieße ich nicht oft fehl, besonders wenn mir die Sache so leicht gemacht wird, wie jedesmal, wenn ich mit Ihnen auf die Jagd gehe, mein junger Freund."

Mr. Philip Cartwright übte noch seinen Witz und seine gute Laune in dieser heiteren Conversation, als der „schwarze Klotzkopf", wie sein Herr ihn nannte, in die Laube trat und mit einem Gesicht so blaß, wie ein Neger es nur haben kann, Cartwright etwas zuflüsterte.

„Zurückgekehrt? Unmöglich!" rief der Letztere aufspringend.

„Was giebts?" riefen die beiden anderen Herren. „Ist Ackland wieder da?"

„Nein, aber die Stute ist wieder da, ohne Reiter, mit Schaum bedeckt und der Sattel umgedreht. Die Stute, die ich ihm lieh."

„Hab's vorhergesagt, daß er ein Unglück mit ihr haben würde. Wäre kein Wunder, wenn er den Hals gebrochen hat," sagte der kluge Jüngling mit triumphirender Freude.

„Sage Sam, mir auf der Stelle ein Pferd zu satteln," befahl Cartwright, „aber nicht das, mit dem ich heute schon aus war, ein frisches."

„Wo wollen Sie denn hin, Cartwright?" fragte der Richter, welcher fürchtete, sich ohne seinen Gastfreund zu langweilen.

„Nach dem armen Ackland sehen, und zwar sogleich."

„Aber es ist gut zwölf Meilen Weges."

„Da ist nicht zu helfen, Richter. Wenn meinem armen Freunde etwas passirt ist, wenn das Pferd ihn abgeworfen hat, so braucht er vielleicht Hilfe. Ich geleitete ihn sicher durch die Plantage. Hat er ein Unglück gehabt, so kann es nicht lange, nachdem ich ihn verlassen geschehen sein, sonst wäre die Stute schwerlich schon zu Hause. Halt, — es wird besser sein, ich fahre. Ist Ackland verwundet, kann ich ihn im Wagen zurückbringen. Wer will mit mir gehen?"

„Ich nicht," sagte der Richter. „Ich bin zu alt. Aber ich will Ihnen etwas sagen, Cartwright, wenn Sie eine frische Flasche bestellen wollen, so will ich aushleiben und auf Sie warten."

„Ich will mitgehen," sagte der junge Gentleman.

„Bah!" rief Cartwright verächtlich, „Sie kann ich nicht brauchen. Ich muß fort."

Und er eilte hinweg.

Als er gegen drei Uhr Morgens nach Glenoak zurückkehrte, hatte der Richter sein Wort gehalten und saß noch auf, nachdem er beinahe eine zweite Flasche ausgetrunken. Cartwright ließ sich müde und erschöpft in einen Stuhl fallen. Er war bis zur Poststation gefahren und wieder zurück, hatte aber nichts entdeckt, ausgenommen daß weder Reiter noch Pferd am Abende von Glenoak im Wirthshause der Stadt angekommen, und daß dem Charlestoner Postwagen keine Passagiere dort zugegangen waren.

„Die ganze Geschichte ist ein Geheimniß," sagte er; „mir steht buchstäblich der Verstand still."

„Sie sehen furchtbar angegriffen aus," versetzte der Richter. Am besten wird es sein, Sie trinken noch ein Glas und gehen zu Bette. Keine Spur von Ackland auf der Landstraße?"

„Nichts."

„Auch nichts von ihm gehört?"

„Nichts, absolut nichts."

Am nächsten Morgen wurden alle Sclaven der Plantage zusammengerufen und über den Verschwundenen befragt. Der Richter Griffin leitete in eigener Person das Verhör und nahm es sehr strenge damit. Natürlich machten sich die widersprechendsten Aussagen vernehmbar und mit jeder neuen Antwort kam größere Verwirrung in die Sache; denn wenn auch Einer oder der Andere der Verhörten ein Fünkchen Verstand besaß, so erlosch es schnell aus Angst vor dem großen Gesetzesmanne oder erstickte unter der Wucht seiner Kreuzfragen. Ein alter Neger besonders, der unter dem Namen „Onkel Ned" bekannt war, entwickelte eine solche unerhörte Dummheit, daß der Richter sagte: „Cartwright, dieser Neger ist der dümmste Neger der ganzen Negerrace."

„Das ist er," erwiderte Cartwright, „und wenn das schwarze Vieh sich nicht zusammennimmt, so werde ich es verkaufen; erst durchpeitschen und dann verkaufen."

„Wird Ihnen nicht viel einbringen," meinte Griffin.

„Ich will ihm die Haut abziehen, bei lebendigem Leibe Hackfleisch aus ihm machen und mit Oel, Essig und Pfeffer zum Frühstück herrichten," scherzte Cartwright, indem er sein ganzes weißes Gebiß in seinem hübschen Munde zeigte und einem hungrigen Tiger frappant ähnlich sah. „Ich passe ihm auf," setzte er hinzu, „und er weiß es."

Der arme „Onkel Ned" schien vollkommen zu wissen, was es hieß, daß Mr. Cartwright „ihm aufpasse", denn er zitterte an allen Gliedern und glich auf's Haar einem alten schwarzen Regenschirm, bei dem durch heftigen Wind das morsche Fischbeingestell kracht. Eines jedoch ergab sich mit Sicherheit aus dem Verhör, nämlich daß kein einziger von Mr. Cartwrights Negern irgend etwas gesehen, gehört oder gedacht hatte, das dazu dienen konnte, auf John Ackland's Schicksal auch nur einiges Licht zu werfen.

Mr. Cartwrights Gäste waren sämmtlich in der größten Aufregung über das Vorgefallene, besonders natürlich die Damen.

„Wir haben Alles gethan, was für den Augenblick zu thun möglich war, meine werthen Herrschaften," sagte der Richter Griffin, „aber zu meinem Bedauern muß ich bekennen, daß wir noch keine Spur zur Lösung dieses Räthsels haben. Apropos, Cartwright, wie wär's, wenn wir es durch Miß Simpson versuchten?"

„O bitte, nein!" rief das junge Mädchen, „Sie wissen, ich bin schon einmal so unglücklich mit Mr. Ackland gewesen."

„Aber diesmal ist es nicht möglich, daß Sie seine Gefühle verletzen, da er leider nicht hier ist; und es ist doch der Mühe werth, dies Mittel zu versuchen, um etwas von ihm zu erfahren."

„Ach was!" sagte Cartwright ungeduldig. „Sie können doch unmöglich ernstlich an solchen Unsinn glauben, Richter."

„Unsinn oder nicht, das Versuchen kann nichts schaden," erwiderte Griffin, „und Sie haben doch gewiß einen Brief von Ackland da, den man Miß Simpson geben kann."

„Aber," sagte die Letztere, „es müßte etwas sein, das er erst kürzlich geschrieben hat."

„Halt!" rief Cartwright, „ich habe gerade was nöthig ist. Ich glaube, es war das letzte, was Ackland in diesem Hause schrieb. Auf alle Fälle ist die Handschrift keine Woche alt."

„Was ist es?" fragte der Richter.

„Die Quittung für das Geld, das ich ihm kürzlich zurückbezahlte."

Mr. Cartwright schien für dieses Document ein besonderes Interesse zu empfinden. Er ließ es sich angelegen sein, daß jeder der Anwesenden davon Einsicht nahm, und knüpfte die Bemerkung daran, „daß Ackland eine festere Hand schrieb, als man seinem eigenen Aussehen nach hätte erwarten können." Die einzige Person, welcher er die Quittung nicht mit der gleichen Bereitwilligkeit anvertraute, war Miß Simpson. Alle jedoch verlangten eifrig, daß das Experiment gemacht werde und die junge Dame ihre magnetische Fähigkeit mit der Quittung versuchen solle.

„Zerknittern Sie es nicht!" rief Cartwright ängstlich, als sie mit einigem Zögern das Blatt in die Hand nahm.

Kaum hatte sie es indeß berührt, als ihre ganze Gestalt wie von einem Krampfanfall ergriffen schien.

„Nehmen Sie es weg!" stöhnte sie, — „nehmen Sie es weg! Sie haben mich in Rapport gebracht mit einer —"

Der Schluß des Ausrufs war unverständlich, Miß Simpson war ohnmächtig geworden. Es dauerte lange, bis sie die Besinnung wieder erhielt, und dann erklärte sie, keine Erinnerung davon zu haben, was vorgegangen war.

„Ich will Ihnen etwas sagen," äußerte Philip Cartwright später am Abend zu Griffin, „das ist eine ernste Geschichte und wir sollten keine Zeit verlieren, ihr auf den Grund zu kommen. Sie müssen mich morgen nach Richmond begleiten."

„Haben Sie den Verdacht irgend einer Gewaltthat?" fragte der Richter.

„Ich weiß nicht," antwortete Cartwright, „aber es ist ein sehr bedenklicher Fall. Ich vermuthe, daß Ackland, als er Glenoak verließ, eine große Summe Geldes bei sich hatte. Wir besprachen wenigstens die Möglichkeit, es auf einer Poststation auf dem Wege nach Charleston gegen Wechsel eintauschen zu können, und ich schlage deshalb vor, daß wir ohne Zeitverlust die Mithilfe der Behörden in Anspruch nehmen sollten."

Cartwright begab sich in Begleitung des Richters Griffin am nächsten Tage nach Richmond, und Beide setzten wirklich die Polizei in Bewegung. Diese war vierzehn Tage lang unausgesetzt thätig, stellte alle möglichen Nachforschungen an und erging sich in allen möglichen Vermuthungen; doch das Ende vom Liede war, daß sie durch nichts, absolut nichts ihre Bemühungen von Erfolg begleitet sah.

„Alles, was wir jetzt thun können," meinte der Richter, „beschränkt sich darauf, nach Charleston zu schicken oder zu schreiben. Und inzwischen sollten wir uns, nach meiner Ansicht,

mit Mr. Ackland's Freunden oder Verwandten in Boston in Verbindung setzen. Kennen Sie irgend Jemanden von ihnen?"

„Sie haben recht," sagte Cartwright, „ich habe auch schon daran gedacht. Aber in der schmerzlichen Aufregung, die ich bei diesen Nachforschungen während der letzten Zeit empfunden, war es mir wieder aus dem Sinn gekommen. Persönlich bin ich mit keinem der Angehörigen des armen Ackland bekannt. Aber ich glaube, er hat einen Vetter in Boston, Mr. Tom Ackland, ein Advocat, wenn ich nicht irre, an den ich sogleich schreiben will. Hier in Richmond kann ich wohl nichts mehr nützen?"

„Nein," versetzte der Richter, „Sie haben Alles gethan, was möglich war, und viel mehr, als ein Anderer, der nicht Ihre Klugheit und Energie besitzt, gethan haben würde."

„Ich befinde mich in einer vollständigen Erschöpfung," sagte Cartwright, „und werde deshalb morgen nach Glenoak zurückkehren."

Mr. Philip Cartwright kehrte jedoch nicht so bald nach Glenoak zurück, als er sagte. Denn am Abende des folgenden Tages war er immer noch in Richmond und beschäftigt, eine wichtige kleine Angelegenheit in gewünschte Ordnung zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Tollheiten der Mode.

(Aus der „Europa".)

Man muß, wie der Autor dieser Zeilen, in einer Stadt leben, welche seit langer Zeit ein Lieblingsaufenthalt für die vornehme Welt der verschiedensten Nationen, ein Rendezvous von Gesellschaft und Reichthum aus aller Herren Länder geworden ist, um das Geschmacklose, das Widersinnige, das Ueberschwängliche, mehr noch, das geradezu Absurde der heutigen Frauenmoden tagtäglich in schlagenden Beispielen ad oculos demonstrirt zu bekommen. Ungraziöseres und Unnatürlicheres als die gegenwärtig umherwandelnden Damengestalten mit den Bergen von falschem Haar auf dem Kopfe und den Roßschweifen unechter Locken über Nacken und Rücken, den à la Tyroler zugespitzten und mit Adler- oder Spielhahnfeder geschmückten handgroßen Hütchen, die zollhoch über den mit dem wundersamsten Firlefanz decorirten Chignongebäuden schweben, den zottigen Behängen à la Eisbär, den sich nach unten verengenden Kleidern mit den abscheulichen doppelten und dreifachen Wülsten um die Hüften, den hohen Stöckeln an den Schuhen und dem schreienden Farbengewirre des gesammten ungeheuerlichen Toiletten-Ensembles — sollte man meinen, könne die ausschweifendste Phantasie gar nicht erfinnen.

Dennoch ist auch dieser Trachtenunsinn und noch viel Tolleres schon dagewesen. Die Mode ist eben jederzeit eine Tyrannin und wird es in alle Ewigkeit hinein bleiben, eine grausame, knechtende Tyrannin, der nichts größeres Vergnügen bereitet, als dem Menschen Körperqualen und allgemeine Unbehaglichkeit zuzufügen und ihn obendrein wie einen Tollhäusler herauszustaffiren.

Beginnen wir mit dem neunten Jahrhundert und den sogenannten „Cottes hardies" (verwegenen Weiberröcken) der damaligen fashionablen Damen, jenen enganschließenden, ausgeschweiften, ärmellosen Obergewändern, durch welche sich die Frauen schlanke und zierliche Taillen zu geben suchten. Hundert Jahre später finden wir schon ein unverkennbares Corsett mit Fischbein und Schnüren und allem sonstigen Zubehör, und zwar trugen diese Corsetts, wie wir aus alten Miniaturen ersehen, nicht etwa die Frauen, sondern die Männer. Dazu hatte man Aermel von so übermäßiger Länge, daß sie in die Höhe gebunden werden mußten, damit der Mann nicht über den allzu reichlichen Ueberfluß strauchelte. Unmittelbar darauf kam das Schleppkleid der Damen, welches mehrere Fuß auf der Erde nachschleifte und unter Karl V. von Frankreich so gewaltige Dimensionen annahm, daß der König Allen und Jeden mit dem Banne drohte, die sich erfrechten, ein derartiges Gewand zu tragen, „welches dem Schweife einer Schlange glich."

Zeitgenossen der aufgeknüpften Aermel und der Schlangenschweife waren der Schnabelschuh und jener zuckerhutförmige hohe Kopfputz, der so weit nach hinten gesetzt wurde, daß man sich nur wundern muß, wie er auf dem Haupte haften konnte. Zugleich errichtete man merkwürdig construirte, mit Diademen von Edelsteinen oder Blumen bedeckte Gebäude auf dem Kopfe, welche zu tragen eine besondere Balancirkunst erheischte, — eine beinahe ebenso große, wie sie jene Amerikanerin angewandt haben muß, die auf dem neulichen Hofballe in den Tuilerien mit einer leibhaftigen Stutzuhr in ihrer Haarconstruction erschien! Der Dauphin versuchte zwar all diesen Ueberschwänglichkeiten ein Ende zu machen; er schnitt Aermel und Schleppen ab, nahm den Schuhen ihre Schnäbel und riß die Thurmwerke auf den Köpfen nieder; allein die guten Frauen widersetzten sich gewohntermaßen diesen zu Gunsten des gesunden Menschenverstandes und Geschmackes beabsichtigten Neuerungen und stolzirten namentlich nach wie vor in Schuhen mit riesigen Schnabelspitzen einher, bis der große Mann erstand, ein gewisser Poulaine, „der mit kluger Hand" den Stöckelschuh „erfand". Da diese neue Chaussure das unbestreitbare Verdienst besaß, zugleich unnatürlich und gefährlich zu sein, so kam sie selbstverständlich bei dem schönen Geschlechte sofort in allgemeine Aufnahme.

Katharine von Medici war eine große Bewundererin von Wespentaillen. Um dieselben in Anschein und Wirklichkeit herzustellen, ersann sie dickaufgeblasene Puffärmel, eine gewaltige dreifache Krause um den Hals, schwere Borden um den Saum des Gewandes zu einem langen festanschließenden Brustlatz mit einem gekräuselten Besatz um den unteren Rand desselben. Auf diese Weise erhielt die Taille schon durch den Contrast mit den Borden, Puffen und Krausen von selbst Gestalt und Dimensionen des Wespenleibes. Ohnedies saß unter dem Brustlatze eine aus Stahlstangen bestehende Maschine, welche der Taille genau dreizehn Zoll und nicht mehr Umfang verstattete und, wie sich ein damaliger Schriftsteller ausdrückt, der unglücklichen Trägerin des Costüms das Ansehen verlieh, als sei sie in einen engen Kerker eingezwängt. Königin Elisabeth von England copirte ihre Schwester von Frankreich in dieser vernünftigen und erfreulichen Mode, aber das englische Stahlcorsett war umfänglicher, schwerer, plumper als das französische. Wohl leistete es im Betreff der Tortur ganz das Gleiche, doch nicht in dem, was der Geschmack des Tages Eleganz nannte. Auch die Männer jener Zeit bedienten sich des Schnürleibes mit einem dem Frauenbrustlatze ähnlichen Wammse, mit Puffärmeln, mit ausgepolsterten Kniehosen und mit Wespeneinschnitten um den Leib, um die Taille verhältnißmäßig ebenso schmal erscheinen zu lassen als ihre Weiber. Ein Blick auf die Portraits der damaligen großen Herren und Höflinge zeigt uns deutlich genug das Vorhandensein des steifen, ungefügigen Corsetts unter ihren reichgestickten Wämmsern.

Die gestärkten Musselin- und Linonkrausen sind in Holland erfunden worden; von hier aus fanden sie erst unter Elisabeth ihren Weg nach England, wo man bis dahin sich mit der bescheidenen Leinwand begnügt hatte. Als die Königin ihre erste Linonkrause empfing, gab es in ganz London Niemanden, der die neue Errungenschaft zu stärken verstand; sie mußte sich daher aus den Niederlanden Wäscherinnen verschreiben, welche in das Geheimniß eingeweiht waren. Bald darauf etablirte sich eine Flamänderin als Wäscherin und Stärkerin in London. Sie gab Unterricht in ihrer Kunst, und viele vornehme Damen sandten ihre Töchter und Verwandtinnen zu ihr in die Schule. Die Frau ließ sich ihre Lectionen ziemlich theuer bezahlen und forderte noch ein Extrahonorar für die Anweisung, die Stärke zu kochen, welche sie ebenfalls ertheilte. Wie man heutzutage der Wäsche durch Zusatz von Kobalt ein bläuliches Ansehen zu

geben, sucht, so wurde sie damals durch Saffran gelblich gefärbt; eine Mode, die sich geraume Zeit erhielt, bis eine zum Tode verurtheilte Mörderin mit sorgfältig gelb gefärbter Krause das Schaffot bestieg und damit den Saffrangeschmack für immer verleidete. Das Höchste im Fache der mächtigen Halskrausen leisteten indeß die venetianischen Damen, die sich den Truthahn zum Modell genommen zu haben scheinen.

Außer diesen „sündenhaften" Krausen und der „höllischen Flüssigkeit", mit welcher dieselben getränkt wurden, wie sich ein puritanischer Schriftsteller ausdrückt, patronisirte Königin Elisabeth übrigens noch eine Menge anderer Tollheiten der Mode. Sie bemalte sich das Gesicht und trug falsches Haar; von dem letzteren hatte sie stets einige achtzig verschiedene Arten und Nüancen zur Hand. Damit die gewaltigen Gebäude, die sie auf ihrem Haupte emporthürmte, nicht zusammenstürzten, so stützte sie dieselben durch untergestellte Drähte, ja durch Gabeln und Messer und „andere wundersame Dinge, vielmehr einem grimmen Ungethüme gleich, als einer keuschen christlichen Matrone", heißt es in einem kurz nach ihrem Tode erschienenen Buche. Die Kleider und Unterkleider der Damen schimmerten wie heute in allen Farben des Regenbogens. „Manche hatten Aermel", heißt es in der nämlichen alten Schrift, „die bis auf die Erde hinabhingen und lang nachschleiften oder wie Kuhschwänze über die Achseln geschlagen wurden; andere hatten kürzere Aermel, die mit vielen seidenen Bändern aufgeputzt und von wahren Liebesknoten zusammengehalten waren."

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— Ein Autograph, welches in der Vorwoche bei einem Antiquar in der Nähe des Temple zu Paris entdeckt wurde, hat große Sensation unter den Autographensammlern hervorgerufen. Dieses Autograph ist auf einem weißen Blatte, das aus einem handschriftlichen Andachtsbuche der Königin Katharine von Medici gerissen wurde. Das Buch befand sich seit Langem im Besitze einer Schusterfamilie, deren 75jähriges Oberhaupt es von seinem Vater überkommen haben will und meint, dieser wieder habe es bei der Plünderung des Hotels Sevigné im Jahre 1793 erbeutet. Das Buch ist sehr schwer gebunden und trägt auf dem Einbanddeckel die halbverwischten Insignien der Königinnen von Frankreich und die verschlungenen Lettern M. und C., die man auch auf den Louvrepfeilern und der Kornhalle vorfindet. Das Buch gehörte unzweifelhaft der Katharine von Medici; ist es schon dieses Umstandes wegen für Sammler interessant, so gewinnt es noch an Werth durch folgende, mit „L. B." signirte Worte: „Es ist alles für den 24. bereit." Sie rühren offenbar von Heinrich von Lothringen her, der sich „der Vernarbte" (le Balafré) zu zeichnen pflegte, und spielt auf den schrecklichen 24. August 1572, den Vortag der blutigen Bartholomäusnacht an. Ein russischer Bücherliebhaber erstand das Buch für 3500 Francs.

— Der „D. A. Z." wird aus Rom berichtet: Von Ausgrabungen sind in letzter Zeit die in Ostium, welche die päpstliche Regierung vornehmen läßt, die bedeutendsten. Man hat dort unter Leitung des Barons Visconti Gebäude bloßgelegt, die in völlig erhaltenem Zustande im Untergeschoß sind und deutlich zeigen, daß nie, weder in alter noch in neuerer Zeit, hier Nachforschungen stattgefunden haben. Dies aber ist ein verhältnißmäßig seltener Fall. Hier nun hat man Bronzesculpturen gefunden, trefflich erhalten und von ziemlich guter Ausführung: einen Apollo Namios, eine Athene, einen Mars, einen Dioscuren, eine weibliche Figur in voller Gewandung, ferner ein laufendes Pferd, zwei mit Silber eingelegte Pantherfatzen und einen Candelaber von feinster Ausführung. Von Marmor hat man einen Aeskulap und eine Frauengestalt, vielleicht eine Diana (die Extremitäten sind abgebrochen), an's Licht befördert.

— Aus London, 23. März, wird berichtet: Der Dampfer „Cruizer", welcher ausgeschickt worden war, um die „City of Boston" aufzusuchen, ist zurückgekehrt, ohne eine Spur von Passagieren, Ladung oder Schiff gefunden zu haben. Heute sind es 54 Tage, daß der unglückliche Dampfer von Halifax ausgelaufen ist. Leider scheint außer Passagieren und Bemannung noch eine Anzahl von Schiffbrüchigen ums Leben gekommen zu sein, welche die „City of Boston" an Bord genommen hatte. In einem aus Nazaire geschriebenen Privatbrief eines englischen Seemanns wird mitgetheilt, daß die Mannschaft der im atlantischen Ocean gescheiterten „Advence" von der „City of Boston" aufgenommen worden sei.

— Die neue Reiseroute nach Australien über San Francisco scheint schon in allernächster Zeit eingerichtet zu werden. Wie nämlich verlautet, ist eine Gesellschaft in der Bildung begriffen, welche das Unternehmen in die Hand zu nehmen beabsichtigt. Milford Haven, nicht Liverpool, soll der englische, und Portland, anstatt New-York, der amerikanische Hafen sein. Der Prospect liest sich sehr gut, vielleicht zu gut, denn die dem Publicum versprochenen Vortheile sind so groß, daß man fast an deren Verwirklichung zweifeln muß. Die Gesellschaft baut Schiffe, die auf 900 Passagiere eingerichtet sind; die Fahrpreise sollen unerhört billig sein, nämlich 60 L. für erste und 30 L. für zweite Klasse, einschließlich Eisenbahn und Beköstigung, und drittens sollen für die neue Postroute nur 1000 L. Subsidien verlangt werden. Die Gesellschaft verpflichtet sich, jede Reise in 40 Tagen zurückzulegen, widrigenfalls für jeden weiteren Tag 50 L. Strafgelder zu zahlen, während sie andererseits für jeden Tag unter der angeführten Zahl 50 L. Prämie verlangt.

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

** Mannheim, 28. März. Nächsten Donnerstag, den 31. März, findet die letzte Musikalische Akademie für diesen Winter statt. Das Programm enthält die Sinfonie in C-moll (op. 67) von Beethoven, welche auch bei dem im Juli ds. J. dahier stattfindenden siebenten Mittelrheinischen Musikfeste zum Vortrag kommen wird. Dieselbe, 1808 zum ersten Male aufgeführt, ist ein wundervolles und gewaltiges Tonwerk, welches das Streben eines gewaltigen Geistes schildert, wie er kämpft mit den Dämonen, mit dem dunkelen Geschick, aber doch, getröstet und gestärkt von Oben, sich Bahn bricht und durch alle Hindernisse hindurch zum freudigsten Hochgefühl, zum Siege gelangt. Beethoven selbst hat von der Hauptfigur des ersten Satzes gesagt: „So pocht das Schicksal an die Pforte" und dadurch Aufschluß über die Idee, die ihn bei der Ausführung leitete, gegeben. — Als Solisten werden wir Concertmeister Singer von Stuttgart zu hören bekommen, der von seinem Auftreten vor einigen Jahren die besten Erinnerungen bei den Musikfreunden sich bewahrt hat. — Den Schluß des Concertes bildet Mendelssohns Werk „Die erste Walpurgisnacht" mit ihrem originellen Teufelsspuck und dem weihevollen Finale. — Wir müssen bei dieser Gelegenheit nochmals auf das eifrige Streben des Concertvereins zurückkommen, welcher die im Laufe des Winters veranstalteten Aufführungen zu einem Anziehungspunkt aller für gediegene Musik sich interessirenden Concertbesucher zu machen gewußt hat, wofür ihm gewiß Alle herzlichen Dank zu zollen bereit sind, und wünschen, daß der nächste Winter eine eben so erfreuliche Theilnahme an der hoffentlich nicht nur für diese Saison bestandenen Vereinigung bringen werde. Die Anerkennung wird auch für die Folge nicht ausbleiben.

Verantwortliche Redaction: Th. Gebhard Slatz.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 38. Dritter Jahrgang. 1870.

—nb—. Geheimnißvoll verschwunden.

(Fortsetzung.)

4.

In der virginischen Stadt Richmond befand sich in der Seitenstraße eines ziemlich verrufenen Stadttheiles ein ebenso verrufenes Spielhaus. Da es glücklicherweise dem Leser dieser wahrhaftigen Geschichte möglich ist, dieses Haus zu betreten, ohne seinen guten Ruf oder den Inhalt seiner Börse zu verlieren, so laden wir ihn hiermit ein, so gut es gehen will, eine dunkele, schmutzige Treppe hinaufzuklettern und zwar bis zum dritten Absatz, wo er in einem kleinen Zimmer, „in welches Fremde nicht zugelassen werden", Mr. Philip Stuart Cartwright in eifriger Unterredung mit einem kürzlich in Richmond angekommenen mexicanischen Gentleman finden wird. Der Letztere führt eine so bescheidene und zurückgezogene Lebensweise, daß, obschon er sich bereits seit drei Wochen in der Hauptstadt von Virginien aufgehalten hat und überdies eine keineswegs unauffällige und auch nicht unthätige Persönlichkeit ist, er doch bis jetzt noch keinem Einwohner des Ortes bekannt wurde, ausgenommen zwei oder drei unternehmenden Geistern, welche sich für das Geschick des Hauses interessiren, dem er die Ehre erzeigt hat, es zu seinem temporären Aufenthalt zu erwählen. Vielleicht auch ist der Name dieses interessanten Ausländers, der sich auf seinen Visitenkarten Don Ramon Cabrera y Castro nennt, nicht gänzlich jenen professionellen Charakterforschern fremd, deren Studienergebnisse in den Annalen der Polizei von Richmond aufgezeichnet sind. Falls dem so ist, so hatte diesmal noch keine weitere Annäherung zwischen den betreffenden Parteien stattgefunden. Die wenigen Auserwählten, welche sich des persönlichen Umganges mit Don Ramon während seines kurzen Aufenthaltes in Richmond erfreuen durften, nannten ihn in vertraulicher Weise schlechtweg den „Don". Er war ein Gentleman mit sauberen Manieren und sauberen Nägeln; ein Philosoph, der gute und böse Tage im Leben mit gleichmäßiger Seelenruhe hinnahm. An der Seite dieses Don verlor sogar der Abkömmling der ritterlichen Parteigänger der Stuarts etwas von seinem aristokratischen Schliff.

„Ich sage Ihnen," ließ sich Cartwright vernehmen, „es half Alles nicht. Diese Yankees sind so vorsichtig wie der Teufel. Er wollte sich um keinen Preis in den Handel einlassen und sagte, es sei nicht seine Branche. Kurz und gut, es war nichts mit ihm zu machen."

„Ich sehe," erwiderte der Don, ohne nur von seiner Beschäftigung aufzublicken, welche darin bestand, daß er seinen glänzenden, rosigen und spitzen Nägeln große Aufmerksamkeit widmete, „daß die Sache Ihnen mißlungen ist, mein lieber Freund."

„Nicht meine Schuld," betheuerte Cartwright, „ich that was ich irgend konnte."

„Natürlich," sagte der Don, „und Don Filippo kann nicht mehr thun, als ein Mann überhaupt thun kann. Sie thaten was Sie konnten, aber Sie haben die Banknoten nicht an den Mann gebracht, das ist es. Wo sind sie?"

„Hier," entgegnete Cartwright, „und Sie werden sie richtig finden." Er schob ein kleines schwarzes Kästchen über den Tisch, welches das gemeinsame Eigenthum der beiden Gentlemen zu sein schien, denn der Don zog einen kleinen Schlüssel aus seiner eigenen Tasche, öffnete damit das Kästchen und nahm ein Paquet Banknoten heraus. Darauf hielt er eine nach der anderen gegen das Licht, wie um deren Echtheit zu prüfen, wobei er sie mit nachdenklichen, melancholischen Blicken betrachtete.

„Sie sind wundervoll fabricirt," murmelte er sanft, „sehen Sie nur einmal das Wasserzeichen, mi querido Don Filippo. Ein wahres Meisterstück der Kunst!"

„Ja," sagte Cartwright, „sogar in New-York könnten sie das nicht besser machen."

„Nicht in der ganzen Welt — nicht einmal im Himmel!" seufzte der Don und hatte dabei ganz das Ansehen eines Mannes, der sich durch den Anblick eines vollendet schönen Gegenstandes zur äußersten Bewunderung hingerissen fühlt.

„Doch ich meine, Sie sollten sie nicht in der Gegend von Richmond in's Publicum bringen," sagte Cartwright.

„Ist das wirklich Ihre Ansicht?" fragte der Don nachdenklich.

„Die Leute hier sind gewitzigt. Einmal haben sie sich anführen lassen, aber zum zweiten Mal werden sie schwerlich in die Falle gehen."

„Schon einmal angeführt?"

„Gründlich. Vor zwei Jahren. Von einem Quäker, der nach dem Süden ging, um das Christenthum zu verbreiten und zugleich verschiedene kleine Fabrikate, wie die da, in Umlauf zu setzen."

„Also würde mich mein Aufenthalt hier nichts nützen?" fragte der Don.

„Ich glaube kaum," sagte Cartwright.

„Und ich meine, es wird am besten sein, Sie bezahlen meine Rechnung, ehe ich abreise, mein lieber Freund."

„Ich werde thun was ich versprochen habe."

„Nochmals im Ernst, — sind Sie überzeugt, daß Richmond für mich kein Markt ist?"

„Ich halte es für eine Thatsache," versicherte Cartwright.

„Aber Sie vergessen," versetzte der Don, „daß, wenn ich einen Theil dieses kleinen Capitals zum Besten der Stadt hier anlegte, Sir, und wenn diese Speculation unglücklicherweise fehlschlüge, mir wenigstens der Schmerz erspart sein dürfte, dieses Fehlschlagen mitanzusehen, da ich dann längst aus den Staaten heraus sein würde."

„Es würde fehlschlagen, noch ehe Sie aus den Staaten heraus wären, und die Union hat Auslieferungsverträge."

„Nicht mit der ganzen Welt," entgegnete der Don, „nicht einmal mit ganz Amerika. Nicht mit Texas, zum Beispiel."

„Nun, warum versuchen Sie es denn nicht gleich mit Texas? Capital-Gegend; gerade über der Grenze und gerade aus dem Bereich des Gesetzes."

„Ich dachte auch schon daran," stimmte der Don bei, „aber das Ding hat zwei Seiten. Auf der schlechten Seite ist unter anderem die Lynchjustiz. Und wenn ein Mann das Un-

glück hat, seine Popularität einzubüßen, so kann er sich auf Bowiemesser und Theertonnen gefaßt machen. Dazu ist es so verflucht weit, und obschon Sie natürlich die Reisekosten bezahlen würden —"

„Das ist nicht mit abgemacht," fiel Cartwright ein. Er steckte die Hände in die Taschen und ging im Zimmer auf und ab, nicht unähnlich einem bengalischen Tiger in einem kleinen Käfig. „Dazu habe ich mich nie verstanden, Don."

„Aber Sie werden sich noch dazu verstehen. Freunde müssen sich gegenseitig helfen, besonders so intime Freunde, wie wir es sind. Und gerade jetzt, wissen Sie, wo Sie so reich sind — wenigstens so viel reicher als ich!"

„Ich bin nicht reich," sagte Cartwright, „und Sie wissen es. Aber ich habe eine Idee, Don."

„Felicita!" rief der Don, sich vorbeugend. „Ideen sind unschätzbar, besonders die Ihrigen, mein lieber Freund, sind wahre Goldgruben, die Sie lange nicht genug ausbeuten. Ich vermuthe, Sie brauchen einen Theilhaber. Welches sind die Bedingungen?"

„Ich will, daß Sie nach Charleston gehen."

„Liegt mir aus dem Wege."

„Reise frei."

„Und von dort nach Texas?"

„Und von dort nach Texas."

„Geschäft in Charleston von langer Dauer?"

„Längstens einen Monat. Wahrscheinlich weniger."

„Sagen wir einen Monat. Charleston ist ein theuerer Ort. Kost, Wohnung, Miethwagen, kleine Vergnügungen —"

„Bezahle ich."

„Jedoch so, wie es sich für einen Fremden von Distinction geziemt. Das Leben für Fremde ist dort doppelt so theuer, wie für Einheimische, und ein allenfallsiges Risico müßten Sie ebenfalls bezahlen. Denn unvorhergesehene Fälle gehören in jede Berechnung und können zuweilen theuer zu stehen kommen. Uebrigens weiß ich immer noch nicht, wovon eigentlich die Rede ist."

„Allerdings. Ich muß die Sache erst überlegen. Treffen Sie mich morgen Abend um dieselbe Zeit wieder hier. Wenn wir einig werden, können Sie sogleich abreisen."

„Je eher je lieber, mein bester Freund."

„Also morgen Abend."

„Ich werde Sie hier erwarten."

„Und jetzt," sagte Cartwright, „gilt's ungesehen aus diesem verwünschten Neste herauszukommen. Vergessen Sie nicht: morgen Abend!"

Die beiden Gentlemen schieden für diesmal.

Am folgenden Abende, als sie sich wieder trafen, wurde die Unterhaltung, wie auch das erste Mal, in spanischer Sprache geführt, welche die einzige war, in der Don Ramon sich geläufig ausdrücken konnte. In der Zeit zwischen der ersten und zweiten Unterredung war Cartwright in seinem Gasthofzimmer sowohl den größten Theil der Nacht, als auch am Tage emsig beschäftigt gewesen. Wahrscheinlich war seine Beschäftigung literarischer Natur, denn ehe er damit begann, hatte er sich mit einer großen Menge Schreibmaterial, verschiedenen Arten Tinte, verschiedenen Arten Federn und verschiedenen Sorten Papier versehen, und als er fertig war und die Thür aufriegelte, um sich zum Rendezvous mit Don Ramon zu begeben, ließ er nicht eine einzige Feder oder nur irgend ein Papierschnitzel zurück. Die Arbeit, welche ihn in Anspruch genommen, hatte, wie es schien, alle diese Materialien absorbirt und vielleicht einige davon verdorben; wenigstens roch es in dem Zimmer stark nach verbrannten Federn und verbranntem Papier.

Am Morgen nach diesem Abend verließ Don Ramon Richmond, aber nicht mit der Post, sondern in einem Einspänner, den er sich nebst dem Pferde eigens zu dem Zweck gekauft hatte, da er nach seiner Aussage zum Vergnügen reise. Und für einen Gentleman, der sein Vergnügen bezahlen konnte, war nichts unangenehmer, als gleich einem Paquet von Ort zu Ort eingeschrieben zu werden.

Am nämlichen Tage kehrte Philip Cartwright nach Glenoak zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Die Tollheiten der Mode.

(Schluß.)

Die Männer thaten es in Modenarrheit den Frauen vollkommen gleich und trugen so abgeschmackt ausgestopfte und aufgebauschte Wämmser und Hosen, daß im Parlamentssaale ein besonderes Gerüste erbaut werden mußte, damit sich die umfänglichen Herren mit einiger Bequemlichkeit niederlassen konnten. Zwar kam die Mode bald wieder ab, doch nur auf kurze Zeit, denn König Jacob unseligen, aber gelehrten Andenkens führte die ganze Ungeheuerlichkeit der widersinnigen Tracht wieder ein und überbot das Maßlose durch noch Maßloseres. Die jungen Damen aber fuhren fort, miteinander im Zusammenschnüren ihrer Leiber zu wetteifern, und „keine hielt ihre Taille für schmal genug, wenn sie dieselbe nicht mit ihren Händen umspannen konnte."

Watteau, Meißner Schäferinnen und Severs Porzellanfiguren thun uns dar, welche weiblichen Gestalten man unter Ludwig XIV. und seinem Nachfolger für schön hielt; alle diese Nachbildungen zeigen uns Wespentaillen und Roben von riesenhafter Peripherie. Was heute die Crinoline ist oder, Gott sei Dank! bis vor Kurzem war, das vertrat damals der Reifrock; er fegte Geräthe und Gefäße über den Haufen, verletzte den Männern die Schienbeine und stiftete noch hundertlei anderes Unheil an. Das hinderte jedoch selbstverständlich nicht, daß sich die Reifröcke in der Gunst der Damen erhielten, so lange überhaupt die Tollheit währte, und als man dieser endlich müde war, kam ein neuer Modewahnsinn an die Reihe. Immer aber blieb die Wespentaille en vogue, und keine Marter wurde zu schwer gefunden, konnte man dadurch dies Hauptziel der fashionablen Frauenwelt erreichen. Das erste Erforderniß einer damaligen Schneiderin war, daß „sie alle Mängel in den Körperverhältnissen der Damen geschickt zu verbergen und den Schnürleib so zu construiren wußte, daß, während er den Wuchs corrigirte, doch die Eingeweide thunlichst geschont blieben, damit den Genüssen des Gaumens kein Eintrag geschah."

Die französische Revolution, die mit Allem aufzuräumen strebte, was an das Ancien régime gemahnte, beseitigte auch das Costüm der guten alten Zeit und suchte nach einer vernünftigeren Kleidertracht; bekanntlich griff sie zu diesem Behufe auf die reinen und anmuthigen Formen der griechischen Gewandung zurück. Dies war insofern ein Fortschritt, als damit der künstlichen Nothwendigkeit der Wespentaille sammt Stahlcorsetts, Reifen und überschwänglicher Kleiderperipherie ein Ende gemacht wurde. Das lockere Mieder, die kurze Taille — zu kurz freilich — die einfache lange Robe, bis zum Ellbogen reichende lange Handschuhe und classisch arrangirtes Haar — so stellte sich das Costüm der französischen Revolution in der Periode seiner höchsten Reinheit und Vollkommenheit dar. Ihm folgte die phantastischere Mode des Kaiserreichs, bis im Jahre 1810 der einzwängende Schnürleib plötzlich und mit verdoppelter Wuth wieder zu grassiren begann, welchen man jetzt aus vier Zoll

breiten und oftmals anderthalb Fuß langen Eisenstangen herstellte. Alle Tage konnte man damals sehen, daß Mütter ihre Töchter auf den Fußboden des Zimmers legten, den unglücklichen Modeopfern den Fuß auf den Rücken setzten und auf diese Weise den Stahlpanzer zusammenschnürten! Eine nur einigermaßen elegante Taille durfte nicht mehr als achtzehn Zoll umfassen, und das Corsett war jetzt eine noch weit grausamere Foltermaschinerie, als in früherer Zeit.

Im zweiten Jahrzehnt unseres Säculums preßten sich Herren sowohl wie Damen in enge Schnürleiber ein. Während der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts pflegte man namentlich in Holland immer den hübschesten Knaben der Familie auszuwählen, um durch fürchterliches Zusammenschnüren seine Taille auf den winzigsten Umfang zu reduciren, gerade wie in China stets eine Tochter des Hauses zur „goldenen Wasserlilie" erkoren wird, mit welchem hübschen Euphemismus der Sohn des Himmlischen Reiches die abscheuliche Verkrüppelung des weiblichen Fußes bezeichnet, die in China zum guten Ton gehört. Die Fürsten Ligne und Kaunitz waren Tag für Tag in kostbare seidene Corsetts eingeschnürt, der Erstere in ein schwarzes, der Andere in eines von weißem Atlas. Die bestgeschnürten Herren sind die Officiere Gustav Adolph's von Schweden gewesen; sie waren „die größten aller Märtyrer der Corsetts", schreibt ein bekannter englischer Culturhistoriker. Noch heute besteht in vielen vornehmen Mädchenpensionaten im Londoner Westende die entsetzliche Unsitte, daß man die armen Kinder des Nachts in ein festes, dicht zusammengeschnürtes Corsett einpreßt, dessen Schnurbänder hinten auf dem Rücken mit einem sinnreichen Knoten geschlossen werden, damit das eingekerkerte Opfer nicht etwa sich von dem Zwange befreien kann. Ueber das Unsinnige, ja das Strafwürdige dieses Verfahrens bedarf es vernünftigen Menschen gegenüber keines Wortes, dennoch lesen wir in einem verbreiteten englischen Modejournale die mit Namen unterzeichneten Erklärungen vieler Damen aus der feinen Gesellschaft, zu welcher hohen Befriedigung ihnen die durch ihre Corsettmartern erzielten Wunderresultate gereichen. Eine dieser Damen erzählt der Welt triumphirend, daß ihre Taille nur dreizehn Zoll im Umfang hat; eine andere, daß die ihrige gar nur zwölf Zoll und „durch die rationelle Behandlung einer fashionablen Erzieherin" zu diesem Minimum an Umfang von einer früheren Ausdehnung von dreiundzwanzig Zoll reducirt worden ist. Dieselbe junge Dame spricht von einer Pensionsfreundin, einem stark und voll gebauten Mädchen, „an welchem zwei Dienerinnen tagtäglich alle ihre Kraft versuchen mußten, um die Taille der Pensionärin auf das von der Vorsteherin des Instituts befohlene Maß von siebzehn Zoll hinabzuführen. Zwar fiel das Mädchen bei dieser Operation öfters in Ohnmacht, als es aber die Schule verließ, hatte es eine Taille von nur vierzehn Zoll." Die jungen Damen in dieser empfehlenswerthen Schulanstalt suchten sich gegenseitig in der Schmalheit ihrer Taillen den Rang abzulaufen, und während man sie einschnürte, daß sie kaum noch zu athmen vermochten, trieben sie die sie bedienenden Zofen doch zu noch immer festerem Anziehen der Schnurbänder an! Ob dabei Gesundheit und Leben auf dem Spiele standen — wer fragte darnach? Giebt es ja nichts Unverletzlicheres, nichts Heiligeres auf dieser Welt, als die Gebote der Mode, wie sehr diese auch dem Geschmacke, dem Anstande, dem gesunden Menschenverstande und der Natur hohnsprechen mögen. Wider die Mode anzukämpfen heißt leider, das Faß der Danaiden voll schöpfen wollen.

Mannichfaltiges.

§ Technisches. In neuerer Zeit haben die Zeitungen auffallend oft über vorgekommene Explosionen von Petroleum, Petroleumlampen, Flaschen ꝛc. berichtet. Es hat sich nun die Vermuthung bestätigt, daß das Petroleum sehr häufig gefälscht in den Handel gebracht wird; und man bezeichnet bereits Hamburg und Stettin als Hauptsitze dieser betrügerischen Industrie. Das Fälschen des Petroleums geschieht nämlich mit Naphta, einem leichteren Destillationsproducte des Rohpetroleums, welches sich schon bei ziemlich niederer Temperatur verflüchtigt, und in Dampfform mit atmosphärischer Luft gemischt, durch eine Flamme entzündet, explodirt. Die Naphta wird in den Petroleumdistricten Amerikas in großen Mengen als Nebenproduct gewonnen, findet aber nur Verwendung als Ligroin, Fleckenwasser und Auflösungsmittel für Kautschuk. Bei dem geringen Consum derselben bewegte sich der Preis zwischen 2 und 3 Thlr. per Ctr., während Petroleum 7 bis 8 Thlr. kostet. Die Fälschung ergiebt demnach einen großen Gewinn. Dieselbe läßt sich zudem weder durch den Augenschein erkennen, da die Naphta die gleiche helle Farbe hat, wie das gereinigte Petroleum, noch ist sie durch den Geruch wahrzunehmen. Anhaltspunkte für die Beurtheilung liefert das specifische Gewicht der Flüssigkeit, welches sich einfach durch Aräometer prüfen läßt; zum genaueren Nachweis der Fälschung sind aber noch andere Proben, namentlich bezüglich der Höhe des Siedepunktes und der Entzündungstemperatur erforderlich. Robert Jacobi veröffentlicht im 2. Februarheft von Dinglers „Polytechn. Journ." einige Resultate desfalls angestellter Versuche, die alle Beachtung verdienen. Derselbe fand, daß handelsmäßige Naphta bei 68 bis 74° C. siedet, im Mittel bei 72°. Die Entzündbarkeit trat schon bei 18 bis 22° C., im Mittel bei 20° ein. Bei verschiedenen Petroleumsorten lagen die Siedpunkte zwischen 159 und 171°, und die Entzündung fand statt bei 38 bis 43°, im Mittel bei 40,5° C. Letztere Temperatur liegt anscheinend so hoch, daß sie als ungefährlich betrachtet werden könnte, denn sie übersteigt die auf circa 22° anzunehmende Temperatur der bewohnten Räume um circa 20°. Wird das Petroleum im Zimmer nur aufbewahrt, dann ist die Gefahr der Entzündung auch kaum vorhanden. Anders ist es aber, wenn das Petroleum in den gewöhnlichen Lampen gebrannt wird. Die von der Flamme ausstrahlende Wärme erhöht die Temperatur der Base und des Inhaltes. Die Entzündungstemperatur von 38 bis 43° C. ist bald erreicht, und wird oft überschritten. Die im Petroleum enthaltene Naphta beginnt nun zu verdampfen, und eine geringe Unvorsichtigkeit oder Uebereilung führt die Entzündung der Dämpfe, und je nach Umständen die Explosion herbei. Jacobi fand ferner, daß die untersuchten Petroleumsorten durchschnittlich 20 pCt. einer Naphta enthielten, welche zwar einen höheren Siedpunkt als die gewöhnliche Naphta zeigte, nämlich bei 120 bis 121° C. liegen, deren Entzündungstemperatur, um welche es sich hier wesentlich handelt, jedoch mit jener fast genau übereinstimmte. Eine gleiche Untersuchung der aus Braunkohlen gewonnenen Leuchtstoffe: Photogen und Solaröl, hat zu dem Ergebniß geführt, daß diese, wie sie zur Zeit noch von den Fabriken geliefert werden, gänzlich ungefährlich sind. Zur Sicherstellung vor Gefahr empfiehlt J. den Petroleumconsumenten entweder das Leuchtmaterial von Zeit zu Zeit auf seine Entzündungstemperatur zu untersuchen oder untersuchen zu lassen, oder an Stelle der Basenlampen sich der weit weniger gefährlichen Schiebelampen mit constantem Niveau zu bedienen. Die gewissenlosen Fälscher sollten aber rücksichtslos der Oeffentlichkeit preisgegeben werden.

— Herr Zantedeschi machte kürzlich der belgischen Akademie den Vorschlag, man möge die eigenthümliche Construction der submarinen Telegraphen-Kabel zum Gegensprechen benützen. Jedes submarine Kabel besteht bekanntlich aus einer inneren Leitung, dem Kupferdraht, welcher durch eine isolirende Hülle von der äußeren Drahtbelegung getrennt ist. Das Kabel ist somit eine Art Leydener Flasche, deren äußere Belegung ebenso oft Elektricität leitet, als durch den inneren Draht eine Depesche geschickt wird. Dieser entgegengesetzte Strom der äußeren Metallleitung soll nun nach Hrn. Zantedeschi dazu benutzt werden, die z. B. von Europa nach Amerika geschickte Depesche gleichzeitig von Amerika nach Europa zurückgehen zu lassen, so daß man am Aufgabeort sofort die Controle über die Richtigkeit der Depesche

habe. Hierzu ist nur nöthig, daß das in Amerika angekommene Zeichen sofort sich auf die äußere Belegung fortpflanze. In welcher Weise diese Uebertragung stattfinden solle, hat der italienische Physiker nicht angegeben; dies sei eine rein technische Schwierigkeit, die den Werth der Methode in keiner Weise beeinflusse.

— Ueber die Heilung von Schlangenbissen durch Injicirung von Ammoniak theilt Professor Halford in dem „Melbourne Argus" einiges Nähere mit: William O'Mara wurde von einer schwarzen Schlange in den Finger gebissen. Seine Extremitäten waren kalt, die Pupille erschien erweitert und starr und der Athem war röchelnd. Ammoniak wurde sofort in beiden Armen injicirt in der Stärke von 1 : 10 Theilen Wasser, jedoch in steigender Scala, so daß die Stärke bei zehnmaliger Einätzung sich steigerte bis 1 : 2 Theilen Wasser. Im Ganzen wurde dabei 1½ Drachme starkes Ammoniak verwendet. Die Symptome zeigten allmählich, daß die Behandlung erfolgreich war: der Athem wurde leichter, die Pupille nahm wieder ihre natürliche Erscheinung an, die Kinnlade, welche sich gesenkt hatte, zog sich wieder hinauf, und zu dem Erstaunen aller Anwesenden ging der Mann zwei Stunden, nachdem er das Haus des Arztes auf einem Wagen erreicht, gesund zu Fuß 15 Meilen weit heim.

— Ein eigenthümlicher Proceß ist vor einigen Tagen in Paris vor dem Handelsgerichte abgeurtheilt worden. Der Abbé Pignand verklagte den Herrn Doussel wegen einer Forderung von 13,050 Frcs. für gelieferte Andachtsbücher und 1784 Frcs. für Kupferstiche. Der Gegner erwiderte, er habe den Betrag von 14,500 Frcs. abgezahlt in von verschiedenen Geistlichen unterzeichneten Promessen auf zu lesende Messen und er wolle die Restforderung bezahlen. Der Abbé Pignand gab zu, die Promessen empfangen zu haben, aber die Geistlichen hätten sich über das Maß des Möglichen verpflichtet und könnten die versprochenen Messen nicht lesen; es fehlten übrigens alle Mittel, einen Geistlichen zu zwingen, eine Messe mit bestimmter Intention zu lesen, wenn er nicht wolle. Das Handelsgericht hat entschieden, daß der Abbé Pignand die Messepromessen in Zahlung auf seine Gefahr hin angenommen habe, und hat ihn mit seiner Klage abgewiesen.

— Ein höchst ergötzlicher echt amerikanischer Humbug im Barnumschen Style ist in der „New-York World" zu lesen. Der Pariser Correspondent tischt den Lesern desselben folgende Sensationsnachricht auf, wodurch das Räthsel, warum der Erwählte der französischen Nation, über Nacht sozusagen, constitutionell geworden, eine merkwürdig einfache Lösung erhält. Der Kaiser Napoleon ist, wie dieser Berichterstatter erfährt, einem stärkeren Gegner, als der Linken oder dem linken Centrum, erlegen; er ist todt, schon am 8. September dem Messer des Chirurgen Ricord gefallen. Ueber den genauen Todestag gesteht der Correspondent einige Zweifel ein; das Factum indessen sei nicht anzufechten. Es war der ausdrückliche Wunsch des Kaisers, daß man seinen Tod geheimhalten möge, und er erhielt vor seinem Hinscheiden die Zusage Englands, wie man glaubt, auch Rußlands, seinen Sohn auf dem Throne zu halten. Die Aufregung, welche damals herrschte, machte es gefährlich, anzukündigen, was sich ereignet hatte. Minister und vertraute Diener wurden von der Kaiserin gewonnen; um das Publicum zu täuschen, wurde ein nachgemachter Schaukaiser beschafft. Der Correspondent hat diese unechte Majestät durch ein starkes Opernglas auf der Terrasse luftwandeln sehen und erklärt, dieselbe sei dem Urbilde im Ganzen wie im Einzelnen sehr ähnlich, auch mit hohen Absätzen unter den Stiefeln bemahe so groß. Dem Vernehmen nach gehöre der Strohmann auch zur kaiserlichen Familie, jedoch nicht zur erbfolgeberechtigten Linie. Es ist nach der Versicherung des amerikanischen Berichterstatters der nachgemachte Monarch, der die Rede an den legislativen Körper hielt, am Neujahrstage das diplomatische Corps empfing (bei welcher Gelegenheit er übrigens der Entdeckung nicht entging) und sich neuerdings mit der Kaiserin und dem kaiserlichen Prinzen im Wagen gezeigt hat.

— Während die eigentlichen Wintermonate in Schweden ungewöhnlich mild gewesen sind, herrscht jetzt, da der Frühling herbeikommen soll, in den südlichen Theilen des Landes eine winterliche Temperatur. Schonen, welches in klimatischer Hinsicht dem nördlichen Deutschland ähnlich ist, ja wegen der inselähnlichen Lage eine höhere mittlere Jahrestemperatur zu haben pflegt, wird in diesem Frühlinge von einem ganz unerhört kalten Klima heimgesucht; in den gothenburger Skären ist das Eis noch so stark, daß an manchen Stellen Frachtwagen hinüber gehen, ebenso ist es auf dem Wenersee.

— In der Sitzung der geographischen Gesellschaft in Petersburg am 16. März berichtete u. a. der Präsident des statistischen Central-Comite's, Herr Semenow, über die im December 1869 ausgeführte allgemeine Volkszählung daselbst. Die Daten sind nicht den Hausbüchern und den Polizeilisten entnommen, sondern nach Haushaltungen zusammengestellt, wobei die Antworten auf die gestellten Fragen durch Offenheit und Bestimmtheit sich auszeichnen, wenn es auch an komischen Scenen nicht gefehlt hat. So z. B. erklärt ein Hausbesitzer, er könne unmöglich seinen Einwohnern die Listen übergeben, da sie alle — Generale sind. Das weibliche Geschlecht hat sich durch die Frage nach dem Alter besonders gekränkt gefühlt: seine Furcht, ein verhängnißvolles Jahrzehend zu überschreiten, zeigt sich in dem Ueberwiegen der Ziffern 19, 29. Die meisten Bedenken hat die Rubrik: „Art der Beschäftigung" hervorgerufen. So finden sich folgende Notirungen: Knabe, lernt gehen; verbringe meine Zeit im Bett; schnappe Luft; nähre mich von Diebstahl; sucht seit zwei Jahren Beschäftigung, geben Sie mir welche! — Ueber die Miethe meldet Jemand: „Sehr viel! Neunhundert Rubel", wogegen der Hausbesitzer seinen Protest verschreibt: „Dafür zahlst Du eine so hohe Miethe, weil Du viel Holz verbrauchst, häufig Dir eine Wanne bereitest", u. s. w. Die Bevölkerungsziffer ergab sich um 26 pCt. höher, als in der Zählung von 1864, — wohl weniger in Folge einer wirklichen Zunahme der Bevölkerung, als vielmehr in Folge der Vervollkommnung in der Zählungsmethode. Jedenfalls läßt sich die Bevölkerung von Petersburg auf mehr als 700,000 Einwohner veranschlagen.

— Aus London, 26. März, wird berichtet: Noch drei Tage, und es sind schon zwei Monate, daß die „City of Boston" von Halifax auslief. Man glaubt jetzt allgemein, daß sie durch den Zusammenstoß mit einem Eisberge ihren Untergang gefunden habe, in gleicher Weise, wie 1841 der „President", 1854 die „City of Glasgow" und 1856 der „Pacific".

— Die Feuilletons der Wiener Blätter wissen, vermuthlich aus der Feder eines Schriftstellers aus dem mehr berüchtigten als berühmten Genus der dortigen „Localcorrespondenzfabrikanten", von Zeit zu Zeit gar Erfreuliches von den naturwissenschaftlichen „Studien" zu berichten, denen der 11½jährige Kronprinz Rudolph seit einigen Monaten mit Eifer obliegt. Besonders bedeutend erscheinen dem loyalen Berichterstatter die Fortschritte des jungen Prinzen in der Chemie, die es demselben unlängst ermöglichten, seiner Schwester, der Prinzessin Gisela, ein himmelblaues Halstuch in das „schönste" grasgrüne umzufärben.

— In Rio Janeiro, der Hauptstadt in Brasilien, starb ein reicher Mann ohne Leibeserben, er war ein Deutscher und hinterließ ein Vermögen von 1½ Mill. Thaler. Niemand wußte, wo er Verwandte habe. Der norddeutsche Gesandte aber hatte es ausgetragen und der glückliche Mann, der die Erbschaft zu erheben hat, ist ein Sergeant der Garnison zu Fulda.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 39. Dritter Jahrgang. 1870.

—nb—. **Geheimnißvoll verschwunden.**

(Fortsetzung.)

5.

Mr. Cartwright hatte vor seiner Abreise nach Hause nicht vergessen, an Mr. Ackland's Vetter nach Boston zu schreiben, wie er es dem Richter Griffin versprochen. Dieser Brief benachrichtigte Tom Ackland von seines Verwandten plötzlichem Entschluß, Glenoak zu verlassen, und zwar in Folge eines unangenehmen Zufalles, bei dem eine Dame, mit welcher, wie der Schreiber glaube, Mr. John Ackland vor deren Verheirathung bekannt gewesen, erwähnt worden sei. Er detaillirte ferner die dem Leser schon berichteten Umstände, nämlich die Abreise von Glenoak, die überraschende Rückkehr des Pferdes, und schließlich die vergeblichen Bemühungen seinerseits und des Richters Griffin, mit Hilfe der Polizei von Richmond Näheres über das Schicksal seines kürzlichen Gastes zu erfahren.

Am Abende seiner Heimkehr nach Glenoak war Mr. Cartwright in vortrefflicher Stimmung, und er küßte seine kleine Tochter, als sie ihm „Gute Nacht!" wünschte, mit mehr als gewöhnlicher väterlicher Inbrunst. In der Frühe des folgenden Tages wurde er sehr angenehm durch eine Botschaft aus dem Wirthshause der Stadt, wo der Postwagen nach Charleston anzuhalten pflegte, aufgeweckt, denn dieselbe meldete ihm, daß Mr. Ackland soeben nach seinem Gepäck geschickt habe, das seit seiner Abreise von Glenoak dort gelegen hatte. Der Wirth hatte das Gepäck an Mr. Acklands Boten abgeliefert, da der Letztere die schriftliche Vollmacht des Eigenthümers vorgezeigt. Die Vollmacht selbst schickte nun der Wirth an Mr. Cartwright, weil dieser sich bei ihm nach Mr. Ackland erkundigt hatte. Der Bote, welcher das Gepäck abgeholt, sei aus Petersburg (Virginien), wo Mr. Ackland in Folge eines Unfalles krank darniedergelegen, von dem er jedoch so weit wieder genesen sei, daß er beabsichtige, am nächsten Morgen in Begleitung eines Herrn abzureisen, bei dem er sich in Petersburg aufgehalten und welcher auf Mr. Acklands Bitte den Boten abgeschickt habe.

Mr. Cartwright verlor keine Zeit, diese frohe Nachricht seinen Freunden in Richmond sowohl, als Mr. Acklands Vetter in Boston mitzutheilen. Dabei unterließ er nicht zu erwähnen, daß er fürchte, Mr. John Ackland könne noch nicht ganz von den Folgen seines Unfalles, — welcher Art derselbe auch gewesen sein möge, — hergestellt sein, denn es sei ihm aufgefallen, daß die Unterschrift der Ermächtigung zur Abholung des Gepäckes nicht so fest und sicher geschrieben, als es sonst die Handschrift seines Freundes gewesen; die breitverzogenen unsicheren Buchstaben schienen auf dem Krankenbette geschrieben worden zu sein.

Tom Ackland war nun so besorgt gemacht, daß er beschloß, Boston zu verlassen, um seinen Vetter aufzusuchen, und er würde es gewiß auch gethan haben, wenn er nicht am nächsten Tage folgenden in einer fremden Hand geschriebenen Brief erhalten hätte.

„Mein lieber Tom! Du wirst erstaunt sein, so bald nach meinem letzten Briefe wiederum einen und in fremder Handschrift zu erhalten. Auch hätte ich Dir in der That eine lange Geschichte zur Erklärung dieses Umstandes zu erzählen; allein aus Rücksicht für die gütige Person, welche für mich schreibt, so wie für mich (denn ich bin noch zu schwach einen langen Brief zu dictiren) muß ich mich möglichst kurz fassen." Der Bericht ging dann weiter, daß John Ackland Glenoak früher verlassen, als er anfangs beabsichtigt und in seinem ersten Briefe geäußert, und daß Mr. Cartwright ihm ein Pferd geliehen, um den Charlestoner Postwagen zu erreichen. Wie Mr. Cartwright ihn durch die Plantage begleitet und darauf bestanden habe, daß ein paar Flinten mitgenommen würden, „obgleich ich ihm versicherte, daß ich kein Jäger bin, mein lieber Tom!"; wie in Folge eines von Mr. Cartwright abgefeuerten Schusses auf einen Hasen, den er nicht getroffen, die Stute, welche John Ackland ritt, einigermaßen stätig geworden, „was mich sehr ängstlich machte, mein lieber Tom!"; wie, nachdem sein Gastfreund ihn verlassen und, so viel er urtheilen konnte, auf halbem Wege nach seinem Bestimmungsorte, an einer Stelle, wo die Wege sich kreuzten, Mr. Ackland einem Einspänner mit zwei Personen darin (einem englischen Herrn und seinem Diener, wie sich später herausstellte) begegnet, und wie dieses Gefährt so rasch in vollem Galop an seinem Pferde vorbei über den Weg gerollt sei, daß das Pferd sich gebäumt und ihn abgeworfen habe. Er sei sogleich besinnungslos geworden. Glücklicherweise hätten die Personen in dem Einspänner den Unfall gesehen und seien zu seinem Beistande hinzugeeilt; die Stute sei unterdessen auf und davon gerannt. Da man ihn bewußtlos und schwer beschädigt gefunden, so habe man ihn mit großer Sorgfalt nach Petersburg gebracht, wohin die Fremden auf dem Wege gewesen seien. Hier sei ihm ärztliche Hilfe geworden. Doch glaube er, mehrere Tage im Delirium gelegen zu haben. Seinen rechten Arm könne er noch nicht gebrauchen, und der Kopf schmerze ihn noch sehr. Er sei jedoch so weit hergestellt, daß er Petersburg verlassen und auf bequeme Art langsam weiter reisen zu können glaube. Sein gütiger Freund, Mr. Forbes, der englische Gentleman, der sich so sorgsam seiner angenommen, stehe im Begriff, sich auf seiner Yacht nach Cap Hatteras zu begeben, um von dort nach der Havannah zu segeln, und er habe ihm angeboten, ihn bis Charleston mitzunehmen. John Ackland hoffe, die Seereise werde ihm gut thun. Sie beabsichtigten ohne Verzug, etwa am nämlichen Abende oder nächsten Morgen, aufzubrechen. Tom werde am besten vorläufig alle seine Briefe nach Charleston, poste restante, adressiren.

Ein paar Zeilen, die von Mr. Forbes selbst unter John Acklands Dictat beigefügt waren, schilderten des Letzteren Beschädigungen als ernstlich, aber keineswegs gefährlich. Ein böser Doppelbruch des rechten Armes sei die hauptsächlichste Verletzung, welche, wie der Arzt anfänglich gefürchtet habe, eine Amputation hätte nach sich ziehen können. Mr. Forbes freue sich übrigens, sagen zu können, daß der Arm glücklich eingerichtet worden, und er selbst zweifele nicht, daß Mr. Ackland den vollen Gebrauch desselben wieder erlangen werde. Eine

Contusion am Kopfe sei leider auch vorhanden, doch sei dieselbe zum Glück mit keiner Gefahr verbunden, sowie überhaupt Mr. Acklands Genesung in der letzten Woche befriedigende Fortschritte gemacht habe. Mr. Forbes gab schließlich noch der Ansicht Raum, daß das körperliche und geistige Befinden des Patienten vielmehr durch den bei dem Sturz gehabten Schrecken, als durch irgend eine andauernde Beschädigung gelitten habe.

Nach Empfang dieses Briefes schrieb Tom Ackland an seinen Vetter, indem er der erhaltenen Weisung zufolge nach Charleston, poste restante, adressirte. Er schloß einige Zeilen des Dankes an Mr. Forbes ein, der, wie er hoffte, dieselben durch seinen Vetter John erhalten werde. Ebenso schrieb er an Mr. Cartwright, dem er gleichfalls für seine Güte und Bemühungen dankte und zugleich mittheilte, was er durch Mr. Forbes von seinem Verwandten erfahren. Als Cartwright seinerseits den Inhalt dieses Briefes dem Richter Griffin mittheilte, sagte der Letztere:

„Ich habe nie daran gezweifelt, daß der Mann irgendwo wieder zum Vorschein kommen würde, weshalb wir uns nicht so viel Mühe seinetwegen hätten zu machen brauchen."

Alle weiteren Maßregeln zum Wiederauffinden John Acklands wurden sofort eingestellt, und Mr. Cartwright übermittelte den Polizisten von Richmond ein hübsches Geldgeschenk zum Lohn für ihren „schätzbaren Beistand".

6.

Einige Zeit verging, ehe Tom Ackland wieder etwas von seinem Vetter hörte. Als dies geschah, war der Brief zwar von John Ackland selbst geschrieben, aber sehr unleserlich. Er entschuldigte diesen Umstand mit dem Schmerz und der Schwierigkeit, die ihm das Schreiben, sogar mit der linken Hand, verursache. Er war der Ansicht, daß der gebrochene Arm nicht ordentlich eingerichtet sei. Mit Geschäften habe er sich bis jetzt noch gar nicht befassen können. Er wolle Toms Brief Mr. Forbes zuschicken. Bestimmt könne er indeß nicht sagen, ob derselbe an seine Adresse gelangen werde, weil er vermuthe, daß dieser Gentleman die Havannah vielleicht schon wieder verlassen habe. Was ihn selbst betreffe, so sei die Seereise nach Charleston für ihn sehr ermüdend gewesen und ihm keineswegs gut bekommen. Das ganze Schreiben trug den Ton tiefster Niedergeschlagenheit. John Ackland beklagte sich über häufige Schmerzen und eine beständige Dumpfheit im Kopfe, welche ihm das Leben unerträglich machten. Er habe niemals gewünscht, lange zu leben, und jetzt wünsche er es weniger denn je. Er wechsele häufig seinen Aufenthalt, da er sich überall höchst unbehaglich fühle, weshalb Tom seine Briefe vorläufig immer noch poste restante adressiren solle.

Einige Aeußerungen in diesem Briefe brachten Tom fast auf die traurige Vermuthung, daß seines Vetters Verstand einigermaßen gelitten. Er antwortete sogleich und beschwor John, nach Boston zurückzukehren, wenn er sich wohl genug fühle, die Reise unternehmen zu können; im entgegengesetzten Falle wolle er — Tom — ohne Verzug nach Charleston gehen, um bei ihm zu sein.

John Ackland versicherte seinen Vetter in seiner Antwort, daß er nicht einmal im Stande sein würde, eine viel kürzere Reise, als die von Charleston nach Boston, zu unternehmen, und bat Tom, den Gedanken, ihn in Charleston zu besuchen, aufzugeben, da er es gegenwärtig nicht ertragen könne, irgend Jemanden bei sich zu sehen. Selbst die kürzeste Unterredung, besonders mit einem Bekannten, rege ihn derart auf, daß er sich entschlossen habe, so viel als möglich den Anblick jedes menschlichen Gesichtes zu meiden. Seine einzige Rettung hoffe er von gänzlicher Zurückgezogenheit und Einsamkeit. Jedermann habe sich verschworen, ihn zu ärgern und zu beleidigen. Er wolle Tom in strengstem Vertrauen nur sagen, daß die Leute in Charleston so sehr seine Concurrenz fürchteten, falls er sein Geschäft dort wirklich etabliren werde, daß sie ihn um jeden Preis ruiniren, vielleicht sogar umbringen würden, wenn sie könnten. Es gebe Personen, welche ihn auf Schritt und Tritt verfolgten, um ihm sogar die Luft zu vergiften, wenn er schlafe; seine Schlauheit habe aber derartige Pläne vollständig zu nichte gemacht. Der Brief schloß mit einigen Citaten von Rousseau über den Selbstmord. Er trug so auffallend die Spuren von Geistesstörung, daß Tom Ackland beschloß, sofort nach Charleston zu gehen. Ein Artikel, der nächsten Tages in einem der Morgenblätter seine Aufmerksamkeit erregte, bestärkte ihn in seinen schlimmsten Befürchtungen und zugleich in seinem Vorsatze, eiligst abzureisen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Sammlung von Münzen der gegen die Kreuzfahrer kämpfenden orientalischen Fürsten.

(Aus dem Nürnberger „Correspondent".)

Bei der Durchsicht der kostbaren Münzsammlung des k. k. österreichisch-ungarischen Botschafters Freiherrn v. Prokesch-Osten in Konstantinopel hatte der erste Director des Germanischen Museums in Nürnberg die ergebene Bitte gestellt, dem Museum aus der Reihe der orientalischen Münzen, die ja bei uns auch im Handel kaum vorkommen, einige Stücke zu überlassen, welche geeignet sind, auf das Verhältniß der morgenländischen Kunst jener Zeit zur abendländischen interessante Streiflichter zu werfen. Der gelehrte Diplomat entsprach durch Uebersendung einer ganzen wohlgeordneten Serie von Gold-, Silber- und Kupfermünzen jener Bitte und fügte zugleich eine kurze historische Uebersicht bei und erläuterte brieflich seine Auswahl in einer Weise, daß wir glauben, auf diese interessante Sammlung das Publicum besonders aufmerksam machen zu sollen, was wohl am besten geschieht, indem wir in Folgendem einige Stellen aus seinem Briefe und die historische Uebersicht selbst sprechen lassen, die er gegeben hat. Er schreibt in seinem Begleitbriefe an den Director des Museums: Ich dachte mir, das Museum müßte eine Zusammenstellung aller Münzen haben, welche der Epoche und dem Boden der Kreuzzüge angehören. Nun denke ich, daß mein Beitrag sich darauf zu beschränken habe, den muselmännischen Theil zu vertreten, nämlich von den Münzen der Fürsten, mit welchen auf asiatischem und afrikanischem Boden die christlichen Könige und Ritter im Namen des Kreuzes sich schlugen, so viele und verschiedene ich eben habe, dem Museum zu senden. Leider fehlen mir viele der wichtigsten, aber dennoch ist das Scherflein nicht ganz klein und manches seltene Stück darunter. Kommt mir später noch etwas vor, so sende ich es nach. Ich zweifele, daß man in Europa eine klare Auffassung davon hat, wie das Reich des Islams damals organisirt war und auf welcher Stufe seiner eigenthümlichen Civilisation es stand. Die Kreuzzüge, welche durch anderthalb Jahrhunderte Europa bis in das Mark bewegten, berührten den Kern der islamischen Macht, das Kalifat, sehr wenig oder gar nicht. Die Franken schlugen sich mit den Seldschukiden, den Ortokiden, den Atabeks von Mossul und Sindschar, den Ejubiden und einer Menge ab-

hängiger Fürsten herum, kaum daß der Kalif von Bagdad davon Kenntniß nahm und mehr that, als den Glaubenseifer der Muselmänner von Zeit zu Zeit aufzurufen und die zunächst bedrohten oder angegriffenen Vasallen mit der Abwehr zu beauftragen. Diese Thatsache muß festgehalten werden sowie diejenige, daß eben diese Fürsten fortwährend in Kämpfen unter sich lagen und diesen weit mehr Bedeutung gaben, als der Abwehr der Kreuzfahrer. Den ersten Kreuzschaaren traten die Seldschuken unter Kilidsch Arslan, dem Sultan von Iconium, entgegen. Er war es, der die Hausen unter Walter Habenichts in den Engen zwischen dem Golf von Nicomedien und an dem askanischen See vernichtete, die schweren Kämpfe bei Nicäa mit dem begeisterten Heere Gottfrieds von Bouillon, der Blüthe des normanischen, flandrischen, französischen und süditalienischen Adels, bestand und an dessen Ferse gehaftet blieb, bis es Kleinasien durchzogen und Tarsus erreicht hatte. Ich sende zwei Kupfermünzen dieses Sultans, der ein Sohn Sulejman's, des Sohnes Kuthlumisch', des Gründers des Reiches der Seldschuken in Rum war.

Sobald das Kreuzheer vor Antiochia, das seldschukische Besatzung hatte, angekommen war und bis über den Euphrat sich ausdehnte, zog ein anderer Zweig der Seldschuken, welcher unter Sultan Rokneddin Abul Mozaffer Borkejarok von Bagdad bis Ispahan herrschte, trotz seiner Zerfallenheit und seiner inneren Kämpfe ein Heer zusammen, zu dem auch Kilidsch Arslan stand, das aber weder den Fall von Antiochia, noch den Marsch des Kreuzheeres nach Jerusalem und den Fall dieser Stadt hindern konnte, die damals in ägyptischen Händen war. Das Päckchen der Seldschuken enthält eine sehr seltene Goldmünze des Borkejarok, schlecht erhalten, aber doch leserlich vom Jahr der Hedschra 490 (1096), die einzige, die ich überhaupt von diesem Fürsten besitze. Der Fatimide, der damals in Aegypten herrschte, hieß Abu Ali Mansur. Ich lege eine Goldmünze von ihm in Päckchen V bei. Nach der Einnahme von Jerusalem boten die Seldschukiden ihre Lehensfürsten auf, und der Kampf entbrannte auf der ganzen Linie zwischen dem Schwarzen Meere bis Mesopotamien. Ibn Danischmend, Hr. v. Sivas, überwand und fing den Fürsten von Antiochia, Boemund; er schlug darauf im Verband mit Kilidsch Arslan und Ridhivan von Haleb das Heer des Grafen Raymund, das über Ancyra eingebrochen war, — ebenso die Pilgerschaar des Grafen von Nevers und ein drittes Heer unter Hugo dem Großen. Die Ortokiden von Mossul und Diarbekr unter Dschekermisch und Solman schlugen den König Balduin und machten ihn zum Gefangenen. Die Herren von Merapha, von Arbella, von Hamadan, von Maradin u. s. w. hielten den Kampf gegen die Franken. Maudud Ibn Altuntschin, Ijaz, Sohn Ilgazi's und andere Ortokiden mit Togbtekin von Damask schlugen den wieder freigegebenen Balduin bei Tiberias (507 der Hedschra, 1113 n. Chr.). Alle diese Fürsten hatten Münzen, ich besitze aber leider deren nur wenige, kann also auch nicht viele senden. In den weiteren Kämpfen bis zum zweiten Kreuzzuge finden wir Ilghazi von Haleb, dem Graf Roger von Antiochia erliegt (512 der Hedschra, 1118 n. Chr.), die Söhne Ilghazi's, Timurtasch und Sulejman, sowie deren Vetter Bedr-eddaulah; den Ortokiden Bulak, der den König Balduin II. zum Gefangenen macht (516 der Hedschra, — 1122 n. Chr.); Emadeddin Zengi, der den Grafen Raimund und den Kaiser Johannes schlug und ch Balbels und Edessas bemächtigte (531—539, 1136—1144). Münzen von einigen dieser Fürsten sind in den Päckchen II und III. Die Kreuzheere des Kaisers Konrad und des Königs Ludwig VII. erlagen größtentheils dem Sultan Masud vor Iconium, und es waren hauptsächlich die Söhne Zenki's, Nureddin und Seifeddin Ghazi, welche die Angriffe auf Damaskus scheitern machten, sowie ihnen auch bald darauf vor Antiochia und Edessa die Grafen Raimund und Joscelin erlagen (544 und 545; 1149 und 1150). Die Ortokiden bedrängten um diese Zeit selbst Jerusalem, bis sie bei Jericho besiegt und zurückgetrieben wurden (547; 1152). Ich lege von diesen Fürsten eine größere Zahl von Münzen bei. Nachdem Balduin III. nach langer Belagerung Ascalon den Aegyptern abgenommen hatte, stand Nureddin, obwohl in Streitigkeiten nach allen Seiten befangen, fast unablässig gegen die Christen zu Felde, bot in Kleinasien dem Kaiser Manuel die Stirne (553; 1163), nahm den Franken Paneas ab (553; 1163), schlug sie im nächsten Jahre bei Artasia und sandte zwei Heere nach Aegypten, wo ihm König Amalrich und zugleich die Aegypter entgegentraten. Hier erscheint Salaheddin, der Sohn Ejubs, unter den Führern von Nurreddins Truppen und zwar in Alexandria, das er 563 (1167) räumen mußte, zwei Jahre darauf aber machte er als unumschränkter Herr in Aegypten der Herrschaft der Fatimiden ein Ende. Von Nureddin, der im Jahr 570 (1174) starb, besitze ich leider keine Münze. Von nun an steht Salaheddin an der Spitze des Krieges gegen die Franken. Er hatte 565 (1169) Damiette glänzend vertheidigt, und sein Ruf war der größte. Er setzte sich nach und nach in den Besitz aller Länder Nureddins und brach am Tage von Tiberias 583 (1187) die Macht Balduins V., dem er das H. Kreuz abnahm, machte ihn selbst zum Gefangenen und nahm bald darauf Jerusalem in Besitz. Von Salaheddin lege ich mehrere Münzen bei. Der Kreuzzug Kaiser Friedrichs I. endete, wie bekannt, nach einem Siege bei Iconium, wenige Monate später mit dem Tode des Kaisers im Kalykadnus 586 (10. Juni 1190), aber schon im folgenden Jahre landeten die Könige Philipp August und Richard vor Acca und zwangen die Stadt zur Uebergabe. Ihren siegreichen Truppen trat Salaheddin mit entmuthigten Kräften entgegen, und nur dem Zerwürfnisse der Franken unter sich verdankte er den Frieden von 588 (1192), der Jerusalem noch in seinen Händen ließ. Der Tod raffte ihn im März des folgenden Jahres weg. Die seldschukischen Fürsten und die Ejubiden setzten den Kampf gegen die Franken fort. Abu Bekr Seifeddin El Adil, der Bruder Saladins, trat an ihre Spitze. Jaffa wurde von ihm erstürmt, und seine Macht wurde zur leitenden vom Kaukasus bis in das südliche Arabien und vom Oxus bis Aegypten. Der Kalif gab ihm den Ehrentitel König der Könige und Freund des Fürsten der Gläubigen. Ich lege von ihm mehrere Münzen bei. Die Kreuzfahrt des Königs Andreas von Ungarn 614 (1217) scheiterte an der Burg El Adils auf dem Berge Tabor. Dagegen waren die christlichen Pilger glücklicher gegen Damiette, das nach mehrjähriger Belagerung 616 in ihre Hände fiel. Die Söhne Al Adils (denn er war 615 gestorben) Muattam, El Kamil und El Aschraf, die sich in die Länder getheilt hatten, theilten sich auch in den Kampf gegen die Franken. Damiette wurde zurück erobert und die Herren von Balbek, Emassa und Hama schlugen die Christen in Syrien. El Kamil als Sultan von Aegypten setzte auch Landpfleger in Syrien ein. Er war es, mit dem Kaiser Friedrich II., der das Kreuz genommen hatte, verhandelte und mit ihm den Vertrag schloß, dem zufolge Jerusalem wieder an die Christen gegeben wurde 627 (1229). Vom Sultan El Kamil liegt unter den Ejubiden auch eine Goldmünze bei. Der Kreuzzug des H. Ludwig endlich, welcher als der letzte betrachtet werden darf, stellte noch die Ejubiden Essaleh Nedschmeddin Ejub und Al Melik Eimuazzam Turan Schah in den Vordergrund, Fürsten von Damaskus und Kaisa, wovon der letzte den frommen König zum Gefangenen machte 648 (1250). Genannt zu werden verdienen noch Ezahir Bibars, der die Tartaren aus Syrien treibt und die Franken in den Jahren 657—663 (1258—1264) besiegte; Almasur Kelavun, der ihnen Tripolis nahm 678 (1279) und dessen Sohn Amelik Alaschraf Salaheddin Chatie, der sie aus Acca, Sidon, Beirut u. s. w. vertrieb 689 (1290). Von den Sultanen Bibars und Kelavun liegen Goldmünzen bei, beide sehr selten.

Mannichfaltiges.

— Der „Economist" schickt einer Betrachtung der Handelsbewegung des Vorjahres eine Tafel voraus, auf welcher die Großhandelspreise der wichtigsten Waaren am 1. Januar 1870 mit ihrem Stand an bestimmten Tagen früherer Jahre

verglichen werden. Der älteste so angeführte Termin ist der 1. Juli 1857, und da zeigt sich denn merkwürdiger Weise, daß bei weitem die meisten Artikel seitdem namhaft billiger geworden sind. Unter zwanzig Artikeln sind nur vier während der letzten 13 Jahre theuerer geworden, nämlich Baumwolle um 50 Proc., Baumwollzeug um 25, Indigo um 28 und Fleisch um 15 Proc.; fünfzehn dagegen wohlfeiler und zwar Wolle um 50 Proc., Weizen, Zucker, Talg und Kupfer um 25, Eisen um 27, Leder und Blei um 24, Tabak um 20, Zinn um 17, Seide um 15, Kaffee um 12, Oel um 10, Bauholz, Flachs und Hanf um 4 Proc., während Thee seinen Preis ungefähr behauptet hat. Dies streitet aufs stärkste gegen die herrschende Meinung, daß die Goldentdeckungen in Californien und Australien den Werth des Goldes verringert und auf diese Weise den Werth aller übrigen Waaren hinaufgetrieben hätten. Man verwechselt die Zunahme und Vervielfältigung der durchschnittlichen individuellen Bedürfnisse, der allgemeinen Erhöhung der Lebensstufe, auf welcher jede Klasse sich wohl fühlt, und die daraus folgende relative Unzulänglichkeit von ehemals ausreichenden Einkünften mit einer durchgängigen Erhöhung der Waarenpreise, welche nicht stattgefunden hat. So weit überhaupt die Goldentdeckungen die Welthandelspreise afficirt haben, ist es höchstens mit dem Effect einer gewissen Ermäßigung ihrer continuirlichen Tendenz zur Wohlfeilheit hin geschehen. Die sinkende Bewegung der Preise ist dadurch ein wenig aufgehalten.

— Die von R. Brenner geführte und durch schweizerische und österreichische Handelshäuser ausgerüstete Expedition nach Ostafrika ist hinsichtlich des Suezcanales und seines Einflusses auf die Eröffnung neuer Verkehrs- und Handelswege, ferner wegen der Ausbeutung Ostafrika's von besonderem Interesse. Das ganze reiche Ostafrika von Babel Mandeb bis hinunter nach Natal, nebst den unermeßlichen Hinterländern, ist uns durch den Suezcanal näher gebracht, und Brenner's Expedition ist die erste, die, diesen neuen Weg benutzend, eine Handelsexpedition nach jenen Ländern führt. Sie führt auf einem Segelschiffe „Mariette", dem zu etwaigem Remorquiren ein kleiner Schraubendampfer beigegeben ist, eine Menge österreichischer Erzeugnisse aus dem Hinterlande, welche einen Werth von 200,000 Frcs. repräsentiren: Glasperlen und bunte Baumwollenwaaren aus Böhmen, Wein aus Dalmatien, Stahl und Eisen aus Steiermark, Mehl aus Görz, Tuche aus Reichenberg, Eisen- und Messingdraht, Seifen und Kerzen, Kurzwaaren und Streichhölzer aus Wien, und viele andere Sachen, damit den Eingeborenen Ostafrika's möglichst Vieles angeboten und der Beweis geliefert werden könne, wie leicht Oesterreich im Stande sei, auf dem Wege des Suezcanales ihre Bedürfnisse um billigen Preis zu decken. Die Umsicht, Energie und Erfahrung dieses erprobten Reisenden, der einer der überlebenden Mitglieder der Decken'schen Expedition ist, erfüllen mit Hoffnung auf gute Resultate. Petermann's geographische Mittheilungen, 1870, Heft V, bringen den ersten Brief Brenner's aus Suez vom 10. Februar, der sich über die Fahrt von Triest bis Suez verbreitet.

— Die „Gazzetta di Venezia" berichtet, daß sämmtliche Merkwürdigkeiten und Alterthümer, welche die österreichische Regierung bei ihrem Abzuge aus dem Arsenale zu Venedig entfernt und nach Wien geschafft hatte, wieder zurückgesandt worden und am 26. März dort mit dem Triester Dampfschiffe eingetroffen sind.

— Am 14. März wurde die sonst so ruhige Stadt Smyrna um die Mittagsstunde in einen nicht unbedenklichen Schrecken versetzt. Mit rasender Hast durchflog die entsetzliche Kunde alle Stadttheile: es sei im Dschezair Chan, der dortigen Strafanstalt, eine blutige Empörung ausgebrochen, die auch mit Rücksicht auf die allgemeine öffentliche Ruhe einen bedrohlichen Charakter anzunehmen scheine. Die dort befindlichen 223 Sträflinge brachen wie auf ein gegebenes Zeichen aus ihren Zellen, stürzten sich auf die überraschten Wachtposten, machten sie kampfunfähig und setzten sich in den Besitz aller Hieb- und Schußwaffen, die im Bereiche des Gefängnisses vorhanden waren. Durch einen glücklichen Zufall erhielt der Polizeichef Kenntniß von dem Vorgange. Er eilte sofort mit seiner Mannschaft herbei, um die Strolche zu Paaren zu treiben. Es war dies jedoch keine so leichte Sache, um so weniger, als jene neben den geraubten Gewehren auch ausreichend Munition besaßen, um eine Weile den von der Gendarmerie wiederholten Angriff durch wohlgezielte Schüsse zu vereiteln. Die Sache nahm indeß eine entscheidende Wendung, als der Generalgouverneur an der Spitze einiger Compagnieen der Garnison auf der Wahlstatt erschien. Nachdem die Sträflinge die Aufforderung des Generalgouverneurs, sich ruhig in ihre Zellen zurückzubegeben, durch Gewehrsalven und Hohnlachen beantwortet, wurden die Soldaten zum Angriff befohlen und nach einer halben Stunde war die Emeute erdrückt. Gegen 92 schwere Verbrecher und Raubmörder, welche die Rädelsführer waren, wurden sofort an Bord des auf der Rhede befindlichen türkischen Stationsschiffes gebracht, um in Bälde, wie es heißt, auf einer Fahrt nach Rhodus oder Konstantinopel die Reise in die Unterwelt zu machen.

— Die Trunkenheit ist ein großes Laster, und Diejenigen, welche sich, um sie fernzuhalten, verpflichten, keinerlei geistige Getränke zu sich zu nehmen, verdienen gewiß alle Achtung. Aber wie man Alles zu weit treiben kann, zeigt eine Versammlung von Temperanzmännern, welche vor kurzem in New-York stattgefunden hat. Der bekannte Prediger Henry Waard Beecher, Bruder der Frau Beecher-Stowe, hielt dort eine Rede, in welcher er Jesus Christus entschuldigte, daß er bei der Hochzeit zu Kana Wasser in Wein verwandelte. Noch weiter ging Herr Horace Greeley, der Redacteur der „New-York Tribune". Er versuchte nicht einmal eine Entschuldigung, und nachdem er seine neueste Entdeckung auf dem Gebiete der Chemie, daß „Alkohol Gift sei", vorausgeschickt hatte, sagte er, das Wunder von Kana sei ihm unverständlich, da er nicht begreifen könne, was Jesus veranlaßte, gesundes Wasser in tödtliches Gift zu verwandeln.

Charade.

„Was soll das? Mit 1 2 kommen
Willst Du mir? Was soll das frommen?
Siehst Du mich für einen Fisch an:
Beut'st mir das an Deinem Tisch an?"

Und es flog Tod und Verderben
Aus der schlanken 3 und 4
Und ich fürchtete zu sterben:
Lief um Wurst und Brod und Bier.

Denn, noch muß ich schnell bemerken:
Er war Vaterlandsbeschützer;
Ging in Urlaub; wollte stärken
Sich bei mir, dem Hausbesitzer.

Als das kleine Mahl vollendet,
War der Unmuth auch gewendet;
Und wir reichten uns die Hand:
„Einig sei das Vaterland!"

Noch begleitete ich dann ihn
Bis zum Ganzen auf der Höhe;
Sah ihn thalwärts weiter fortzieh'n;
Und ins Thal zurück ich gehe.

— △ —

Auflösung der Charade in No. 36:
Scheidewasser.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 40. Dritter Jahrgang. 1870.

—nb—. Geheimnißvoll verschwunden.

(Fortsetzung.)

7.

Um diese Zeit veranstalteten einige politische Freunde des früher erwähnten Redacteurs Mr. D., der die Ansichten derselben über eine zwischen dem Norden und Süden schwebende brennende Tagesfrage mit großem Geschick in seinem Blatte vertreten hatte, in einem der größten Hotels von Richmond eine Festlichkeit, an der außer dem genannten Herrn auch Mr. Cartwright, der Richter Griffin, Dr. Simpson, der Bruder der magnetischen jungen Dame, und mehrere andere Personen, welche John Ackland's Mitgäste in Glenoak gewesen waren, Theil nahmen.

Natürlich fehlte es nicht an politischen Reden und zahlreichen Trinksprüchen, und als die großen Autoritäten in dieser Beziehung ihr Licht hatten leuchten lassen, kamen auch die kleineren Genies an die Reihe. Keines der letzteren war wortreicher als Mr. Cartwright. Er erhob sich, um einen Toast auszubringen. Es war ein echter Unionstoast, denn er verband die Abwesenden mit den Gegenwärtigen. Mr. Cartwright schlug der Gesellschaft vor, auf das Wohl „unserer abwesenden Freunde" zu trinken.

In diesem Augenblick wurde er durch lärmende Stimmen und Hin- und Herlaufen unter den schwarzen Dienern an der Thür unangenehm unterbrochen.

„Ruhe! Ruhe!" gebot der Richter Griffin unwillig.

„Massa Richter vergeben," rief ein großer Neger, der dreister war als die anderen, „Massa Ackland sein in nächste Zimmer und wollen sehr besonders sprechen Massa Cartwright."

„Ei der Tausend, Cartwright!" rief der Richter, „hören Sie das? Wie, Ackland? John Ackland?

„Ja, Sir, Massa Ackland gekommen in groß Eile und wollen sehr besonders sprechen Massa Cartwright."

„Warum sollen wir ihn nicht hereinbitten lassen?" schlug der Richter vor. „Wir Alle werden sehr erfreut sein, ihn zu sehen, besonders da Einige von uns so viel Unruhe seinetwegen hatten."

„Nein, nein," rief Cartwright, der ganz von Erstaunen bewältigt schien. „Meine Herren, ich muß mich kurz fassen. Also auf das Wohl unserer abwesenden Freunde! Und jetzt," setzte er hinzu, indem er mit unsicherer Hand das Glas an den Mund brachte und es auf einen Zug leerte, „hoffe ich, Sie werden mich entschuldigen, da es scheint, daß einer meiner abwesenden Freunde draußen auf mich wartet."

8.

Mr. Cartwright eilte aus dem Saale und stand im nächsten Augenblicke nicht Mr. John, sondern Mr. Tom Ackland, John's Vetter, gegenüber, der sich selbst vorstellte.

„Ich bitte Sie, die Störung zu entschuldigen," sagte er. „Ich bin vor einigen Stunden auf meinem Wege nach Charleston in Richmond eingetroffen, und da ich zufällig von einem der Aufwärter vernahm, Sie seien im Hotel, so lag es mir sehr am Herzen, zu erfahren, ob Sie in jüngster Zeit etwas von meinem Vetter gehört oder Nachrichten von ihm aus Charleston erhalten haben."

„Keines von beiden," sagte Cartwright; „hoffentlich ist doch nichts vorgefallen?"

„Sie haben nicht einmal seinen Namen in den Zeitungen erwähnt gefunden?"

„Nein."

„Dennoch vermuthe ich, daß ein Artikel aus einem Bostoner Blatte, welches ich hier bei mir habe, auch in die Richmonder Zeitungen übergegangen sein muß. Haben Sie die Güte, den Artikel durchzusehen."

Derselbe lautete folgendermaßen: „Der nachstehende Bericht erschien in der Charlestoner Morgenzeitung vom 18. October. Am 16. desselben Monats, ungefähr zwei Stunden nach Sonnenuntergang, hörte ein spanischer Gentleman, welcher zufällig auf dem rechten Ufer des Cooperflusses nach Charleston ging, Jemanden laut reden und kam es ihm vor, als ob der Sprechende sich auf demselben Ufer und zwar in nicht weiter Entfernung von ihm befinde. Da es schon finster war, so konnte er nicht ergründen, wer es gewesen, und seine geringe Kenntniß der englischen Sprache machte ihm dazu unmöglich, das Gesprochene zu verstehen. Im Allgemeinen machte es ihm jedoch den Eindruck, als wenn Jemand eine begeisterte Rede vor einer großen Menge halte, so daß man an eine Volksversammlung hätte glauben können, wenn in der Richtung, woher die Stimme kam, nicht alles dunkel gewesen wäre. Während er noch horchte, schwieg die Stimme plötzlich, dagegen erscholl ein lautes Platschen, wie wenn ein schwerer Körper in's Wasser geworfen würde. Er ging rascher in der Richtung vorwärts, aus welcher er die Stimme vernommen, fand jedoch zu seinem wachsenden Erstaunen gar Niemand. Nach längerem Suchen entdeckte er auf dem Boden einige Gegenstände, einen Hut und ein Buch, doch keinerlei Spur von dem Eigenthümer derselben. Es war auch kein Anzeichen vorhanden, daß ein Kampf stattgefunden habe oder ein Gewaltthat begangen worden sei. Der Spanier rief laut nach allen Richtungen. Da er jedoch keine Antwort erhielt, so nahm er den Hut und das Buch an sich und deponirte beide Gegenstände nebst einem Bericht über die Art und Weise, wie er sie gefunden, bei der Polizei von Charleston. Bei genauerer Besichtigung ergab sich, daß Hut und Buch mit dem Namen John K. Ackland bezeichnet waren. Das Buch ist, wie man hört, der zweite Band einer kleinen Taschenausgabe der „Neuen Heloise", und die markirte Seite darin enthält folgende Stelle: „Es ist das Recht der Natur, das Gute zu suchen und das Böse zu fliehen, sobald es Anderen keinen Schaden bringt. Wenn unser Leben ein Uebel für uns und kein Glück für irgend ein anderes Wesen ist, so ist uns erlaubt, uns von demselben zu befreien. Giebt es in der Welt überhaupt eine sichere und einleuchtende Regel, so scheint es mir diese zu sein; und wenn man dahin gelangte, sie umzustoßen, so gäbe es keine menschliche Handlung, aus der man nicht ein Verbrechen machen könnte." Am Rande bei dieser Stelle steht etwas geschrieben,

aber in ganz unleserlichen Schriftzügen. Der Band gehört zu einer Bostoner Ausgabe. Inspector Jenks, von der fünften Polizeidivision, hat sich sofort mit der Aufklärung dieses geheimnißvollen Vorfalles beschäftigt. Der Fluß ist durchsucht worden, doch hat man keinen menschlichen Körper aufgefunden, was sich daraus erklären läßt, daß ein Gegenstand, welcher an der von dem erwähnten spanischen Gentleman bezeichneten Stelle in den Fluß gefallen und innerhalb der darauf folgenden Stunde in's Treiben gekommen wäre, vor Anbruch des nächsten Morgens bis in's Meer hätte geführt sein können, wenn er eine Stelle, wo die Strömung gerade sehr stark ist, nicht später als Abends halb elf Uhr, passirt habe. Es ist jedoch höchst zweifelhaft, daß ein Leichnam in dieser Weise in's Meer gespült sein kann, ohne bemerkt zu werden; und ebenso unwahrscheinlich ist es, daß irgend Jemand aus der Umgegend von Charleston, sei es durch Zufall oder Gewalt, am Abend des 16. October hätte verunglücken können, ohne daß das Verschwinden dieser Person bis zur Stunde irgendwo aufgefallen wäre. Wir halten die ganze Sache für eine Mystification und werden in dieser Ansicht noch durch den Umstand bestärkt, daß der in Charleston fremde Name Ackland sich weder in einen Fremdenbuche irgend eines Hotels dieser Stadt verzeichnet findet, noch daß auf das Ausschreiben der Polizei sich Jemand einstellte, um den Hut und das Buch zu beanspruchen; daß endlich den gemachten Nachforschungen zu Folge Niemand in oder um Charleston seit der Nacht vom 16. October vermißt wurde. Da es jedoch immerhin nicht unmöglich ist, daß dieser geheimnißvolle Mr. John K. Ackland wirklich und nicht nur in der Phantasie irgend eines schadenfrohen Spaßmachers existirte, so werden die Journale der Union hiermit um Abdruck dieses Artikels ersucht, damit die Freunde und Angehörigen des Vermißten (falls es solche giebt,) von dem Obigen Kenntniß erhalten."

„Nun?" sagte Tom Ackland, als Cartwright den Artikel zu Ende gelesen.

„Ich für meine Person bin auch geneigt, das Ganze für eine Mystification zu halten," antwortete Cartwright.

„Wollte Gott, ich könnte Ihre Ansicht theilen," sagte Mr. Tom, „aber ich habe zu sehr Ursache, die Sache von einer ernsteren Seite zu nehmen."

„Wann werden Sie nach Charleston abreisen?" fragte Mr. Cartwright."

„Morgen in aller Frühe."

„Waren Sie schon einmal dort?"

„Niemals."

„Dann dürfen Sie mir es nicht abschlagen, daß ich Sie begleite. Ich kenne die Stadt so ziemlich, habe dort Freunde und kann Ihnen hoffentlich von Nutzen sein."

„Das ist zu viel, mein lieber Sir. Ich kann dieses Opfer nicht annehmen."

„Es ist kein Opfer. Um Ihres Vetters willen bin ich zu jedem Dienste gern bereit. Er hat sich mir außerordentlich gefällig gezeigt, sehr gütig und freundschaftlich. Und Niemand kann und soll von Philip Cartwright sagen, daß er je einen ihm erzeugten Freundschaftsdienst vergessen habe. In einer Stunde werde ich reisefertig sein, und je eher wir aufbrechen, desto besser."

Mr. Cartwright begleitete wirklich Mr. Tom Ackland nach Charleston. Und Mr. Tom Ackland war ganz gerührt über diesen Beweis von Anhänglichkeit an seinen Vetter John.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Hochzeitsfest in den Karpaten.*)

Langsam entfalten sich um uns her die rauhen Steinmassen der Ostkarpaten, gleich dem zerrissenen von Wogen bespülten Klippenufer eines großen Meeres! Der Glanz des Tages liegt zwischen Stücken grauer Schatten wie weißer Kalk auf ihnen. Die Büsche leuchten in sanftem grünem Feuer, in diesem festlich lodernden Licht der Sonne schwimmen alle Gegenstände in metallischem Duft und die grauen Berghäupter tragen alle goldene Kronen. In einzelnen versteckten Klüften schimmert Schnee. Während der steile schwarze Zug des Gebirges in wilden Massen gegen Westen lagert, öffnet sich uns nach Süden zu ein schwermüthig liebliches Thal, in goldener Ferne mit Dämmerstreifen sanften Waldesblaues. Helles Geläute kleiner Glöckchen aus irgend einer wiesengrünen Bucht kündigt die Nähe menschlicher Wohnungen an. Immer mehr treten die schwarzen Sammetwände des Nadelholzes zurück, freundlich murmelnd gesellt sich der Waldbach Tscheremosch zu uns. Auf blumigen Halden tauchen einzelne weidende Schafe und Kühe auf, endlich eine ganze Herde. Und jetzt wird der grüne Vorhang zur Seite gezogen und vor uns liegt, von dem silbernen Band des Flüßchens durchschossen, das langgedehnte Huzulendorf Hryniawa.

Jedes der kleinen grauen Holzgehöfte steht, von dem nächsten durch mehrere Morgen Wiese, Wald und Garten getrennt, für sich auf einer Anhöhe, in geschlossenem Viereck, eine kleine Burg, von seinem Dornenzaun wie von einem Wall umgeben, ohne Fenster nach außen, ohne Schornstein, an den Orient gemahnend. Der Rauch steigt aus allen Dächern in hellblauen Säulen gerade gegen den Himmel auf. Aus der Mitte hebt sich der braune Holzbau der Kirche mit seinen fünf runden glänzenden Kuppeln im byzantinischen Style, den Ort weit überragend. Sanfte klagende Töne des Trembit[1]), vermischt mit wüthendem Hundegebell, begleiten den Einzug unserer Reisegesellschaft, die aus zwei Damen, einem Professor, einem jungen Geistlichen, einem Chirurg von Zabie in unsterblichem blauem Frack und mir bestand, in das Dorf.

Wir ritten nicht lange auf der steinigen Dorfstraße, als Pferdegetrappel hinter uns ertönte. Aus einer mächtigen Staubwolke sprengte auf schnaubendem Renner ein junges hübsches Mädchen auf uns zu, ihre weiße Gugla[2]) flog im Winde, ihre kleine Hand schwang grüßend den Topor[3]). „Beim Ataman[4]) in Hryniawa ist Hochzeit", sprach der uns als Führer begleitende wettergebräunte alte Huzule[5]), „das ist die Braut."

Hinter ihr ritten der Knjas[6]) und die Knjahina[7]), sowie ein paar junge Burschen aus der Freundschaft.

Nun hielten sie neben uns und die Braut neigte sich artig auf dem Sattel und rief, mir ihre Augen wie ein paar blitzende Edelsteine zuwerfend: „Mein liebes und stolzes Herrchen, wir kommen, Dich auf heute zu unserer Hochzeit schön und herzlich einzuladen und so auch Euch Oberst, und Euere ganze Freundschaft und Gesellschaft." Und ohne unsere Antwort abzuwar-

---

*) Der bekannte Schriftsteller Sacher Maschosch hat unter dem Titel „Aus der Wildniß" im Feuilleton der „N. Fr. Presse" anmuthige Bilder aus den Karpaten veröffentlicht, aus denen wir obige Schilderung zusammentragen.

[1]) Das Karpatenhorn, dessen Ton jenem des Flügelhornes gleicht.

[2]) Weiße Tuchjacke der Huzulen ohne Aermel, welche im Staate wie ein Dolman um die Schultern getragen wird.

[3]) Beilstock.

[4]) Gemeindevorstand.

[5]) Klein-russischer Karpatenbewohner.

[6]) Brautführer.

[7]) Brautjungfer.

ten, trieben sie die Pferde an und sprengten im Galop davon, die flatternden Guglas wie Flügel hinter sich.

„Nun da bleibt nichts übrig, wir müssen hin," sprach unser Führer verlegen.

„Ja wir aus der Gegend wären sonst unseres Lebens nicht sicher," fügte ich hinzu, „denn so gut unser Volk ist, ist es doch jederzeit bereit, Beleidigungen blutig zu rächen. Uebrigens sehen unsere Damen gleich auch ein Stück unseres Volkslebens, in dem das alte Heidenthum noch üppig genug wuchert mit urkräftiger Poesie."

„Und dies ist auch Brauch, zu Pferde einzuladen?" fragte der Professor.

„Ja, Herrchen," erwiderte der Führer, „sie reiten so von Hof zu Hof und dann winden sie unter lustigem Schießen die Kränze für die Braut, den Knjas, die Knjahina, und vor der Hochzeit sendet der Knjas ein schönes Tuch und Rantuch[8]) und bekommt durch seinen Boten von der Knjahina ein feines gesticktes Hemd, welche Hochzeitsgeschenke ihnen heilig sind und sie mit in das Grab begleiten."

Vor dem Hause des Atamans, wo wir abstiegen, war die ganze fröhliche Jugend des Ortes versammelt. Gelächter, muthwilliger Gesang tönten uns entgegen. Von Zeit zu Zeit schoß einer der Burschen seine Pistole ab.

Der Huzulenhof lag in der Mitte hoher düsterer Tannen, einsam auf einem steilen Hügel. Unten rauschte das wilde Karpatenwasser. Die weitläufigen Gebäude, welche aus großen grauschwarzen Stämmen im Viereck gefügt mit Schindeln gedeckt waren, umgab ein hoher Dornenzaun. Gegen uns zu stand das Haus seiner vollen Länge nach ohne Fenster, ohne Thür, ohne Schornstein. Als wir um dasselbe herumgingen, öffnete sich ein geräumiger Hof, von Speicher und Ställen begrenzt. Das Haus hatte hier gegen Süden drei mit Eisen vergitterte Fenster und zwei Thüren. Unter den Fenstern lief ein niederer Holzgang. An der Ostseite standen Bienenkörbe.

Der Ataman, ein hochgewachsener Greis von mehr als achtzig Jahren, mit wallendem weißem Haar und Bart, aus dessen ganzem Wesen eine sanfte Würde sprach, begrüßte uns herzlich und führte uns in sein Haus. Er war ein reicher Mann, denn er hatte drei Zimmer. In der Wohnstube stand bei einem großen Kamine, der mehr zum Räuchern des Fleisches als zum Erwärmen diente, ein schwerfälliger mit großen Blumen bemalter Schrank für Küchengeräthe, längs der Wand liefen breite Bänke, in einer Ecke stand ein massives Bett von auffallender Breite, neben demselben eine Truhe für Kleider, in der Mitte ein plumper Tisch. Eine Thür führte von hier aus in die Komora[9]), in welcher der Huzule seine Festkleider aufbewahrt, eine zweite in das Gastzimmer, das sich in jeder Karpatenhütte findet.

Als wir hier eintraten, blitzte uns von der Mitte der Wand eine achtunggebietende Trophäe entgegen. Zwei türkische damascirte Flinten kreuzten sich über einem herrlichen Paar arnautischer Pistolen, an denen das hölzerne Pulverhorn, die Torba[10]) und der Topor herabhingen. Nicht weit von dem riesigen Kachelofen stand das sehr breite Bett. In dem dritten Gemache war das Brautlager aufgeschlagen. Die Wände waren in keinem der Gelasse geweißt, sondern sorgfältig glatt gezimmert, ebenso die Decke und die Diele. Sogar Löffel, Gabeln, Teller waren aus Lindenholz geschnitzt. Ueberall dieselbe auffallende Reinlichkeit und der gleiche braune Holzton. Unter den vergilbten Bildern, mit denen die Wände beklebt waren, fiel jenes des Heiligen Nikolaus durch seine Größe und sein byzantinisches Gold auf. Nachdem wir in die Wohnstube zurückgekehrt waren und an dem großen Tisch Platz genommen hatten, stieß der Ataman einen leichten kurzen Pfiff aus, auf welchen lebhaft und gehorsam wie ein Hund ein junges Mädchen erschien, das auf seinen Wink wieder verschwand, um rasch mit einer Flasche Horilka[11]) und Gläsern zurück zu kehren.

Der Ataman füllte eine Art Kelch, sprach mit kräftiger Stimme: „Unsere lieben und stolzen Gäste sollen leben," leerte ihn auf einen Zug und schnellte mit einer unnachahmlich männlichen und stolzen Bewegung die letzten Tropfen zur Decke empor. „Sie werden müde sein und guten Hunger haben," sprach er dann, und hieß uns Alle nochmals willkommen, indem er einem Jeden Salz und Brod reichte. „Es ist eine große Ehre für mich und mein Kind an ihrem Hochzeitstage," fügte er hinzu, „so stolze Gäste zu beherbergen. Ich bin sehr dankbar, wirklich sehr dankbar."

Seine Frau, mindestens zwanzig Jahre jünger als er, mit jenen sonnigen Zügen, welche nur andauernde Zufriedenheit ausprägt, bediente uns trotz allem Bedanken selbst.

Eine dampfende Schüssel folgte der anderen, ein echtes galizisches Gebirgsmahl, Suppe, rothe Rüben, gebratenes Hammelfleisch, Mamaliga[12]) in frischer Butter, Pirogi[13]) aus Kuruzmehl mit Käse gefüllt, Plazki[14]) mit Pflaumenmuß, dazu stellte der Ataman eine große Kanne Meth auf den Tisch und entkorkte zwei Flaschen alten goldgelben Ungarweines.

„Nun, wie schmeckt es?" fragte ich die polnischen Damen, etwas spöttisch.

„Vortrefflich! wahrhaft idyllisch", antworteten sie.

Langsam versammelten sich die Hochzeitsgäste und füllten zuletzt alle Räume des Hauses und den Hof. Die Wataschki, die Aeltesten der Gemeinde, hohe würdige Männer, mit ernsten Gesichtern, nachdenklichen Blicken, in festlichen Kleidern traten zusammen herein, sie begrüßten den Ataman mit einer gewissen althergebrachten Etiquette, und er erwiederte ebenso ihre Ceremonien und Glückwünsche. Die jungen Leute küßten ihnen die Hände und die Greise legten die Hände dabei wie segnend auf ihr Haupt.

Den Ataman nannten sie Alle Knejes, Fürst! Jetzt trat die Braut heraus, eine schlanke, hochgewachsene Jungfrau im freundlichen Glanze unbewußter Schönheit. Unsäglich zärtlich ruhte der Blick des Vaters auf ihr, als er ihr den Segen gab und alle Anderen hoben die Hände und segneten sie. Die Damen drängten sich mit Glückwünschen an sie und musterten zugleich erstaunt ihren Aufzug.

Es war ein prächtiges Bild, als sie von dem jubelnden Geschrei der Jugend, den Pistolenschüssen der Burschen, der Musik begrüßt, gleich einer Fürstin in den Hof heraus trat, im vollen prunkenden Staate der Huzulin, die schlanken Hüften von dem blauen mit glitzernden Galonen benähten Tuchrocke umwallt, unter dem die weißen türkischen Beinkleider[15]) und die Strümpfe von rothem Tuch grell hervorleuchteten. Faltige Stiefel von feinem weichem, gelbem Saffian umschlossen zierlich die Füße, dem Oberleib gaben der kurze offene Pelz ohne Aermel, die weiße Gugla, welche von den Schultern herabfiel, das in phantastischen bunten Blumen reichgestickte faltige Hemd, der breite rothe Gürtel, die Schnüre römischer Goldmünzen und großer Korallen, welche vom Halse schwer und glänzend bis auf die Brust herabfielen, etwas orientalisch Prächtiges. Um ihren edlen Kopf lag das schwere reiche Haar in zwei große Zöpfe geflochten, rund gleich einer schwarzen Krone, auf demselben der Brautkranz mit Goldfäden und Silbermünzen durchflochten.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— Aus Wieliczka wird dem „Czas" unterm 27. März geschrieben: Vom Ministerium wurde vor 9 Monaten der Bau

---

[8]) Linnentuch.
[9]) Kammer.
[10]) Tasche aus gefärbter Wolle.
[11]) Branntwein.
[12]) Die Polenta der Kleinrussen, dickgekochtes Maismehl.
[13]) Mehlspeise in der Form der deutschen Polsterzipfen.
[14]) Kuchen.
[15]) Opinki.

eines neuen Ganges in der Richtung der Quelle anbefohlen. Diese seitdem mit allem Eifer geförderte Arbeit wurde in der Nacht vom Mittwoch zum Donnerstag durch plötzlich mit ungeheuerer Gewalt hereinbrechende Wassermassen unterbrochen. Der ganze Gang ist gefüllt; es mußten neue Rinnen angelegt werden, um das Wasser zu den Pumpen zu leiten. Was man nach dieser Katastrophe beginnen wird, um diese Quelle zu stopfen, ist unbekannt. Dem „Kraj" wird gemeldet, man sei bei den Arbeiten, um von der Seite zur Quelle, welche so viel Unheil geschaffen, zu gelangen, auf ein zweites Süßwasser-Reservoir gestoßen. Man weiß noch nicht, ob daraus neue Gefahren drohen, und erwartet weitere Details.

— Ein Besuch des Herzogs von Edinburg bei Sir Jung Bahadur in Nepal wird von den indischen Blättern ausführlich beschrieben. Der Maharadscha, der im Uebrigen keinen Spaß versteht und noch jüngst erst dem durch seine großen Reisen bekannten Punditen durch einen Grenzsperrebefehl den Zugang nach Thibet wehrte, machte sich äußerst liebenswürdig und that dem Prinzen alle erdenkliche Ehre an. Er empfing ihn in großem Staate und trug bei dieser Gelegenheit an seinem Kopfputze Gold und Juwelen im Werthe von 150,000 Rupien, war überhaupt dermaßen mit Schmuck überladen, daß es ihm eine große Erleichterung gewährte, wieder in seine unscheinbare Alltagshülle zu schlüpfen. Die Jagd wurde hier im allergrößten Style betrieben, und Sir Jung Bahadur ließ es sich nicht nehmen, bei dieser Gelegenheit dem Prinzen selbst die Gewehre zu laden und schußbereit in die Hand zu geben. Unter den Geschenken, die er dem Prinzen machte, befand sich auch ein junger Tiger, der sich die Liebkosungen der Gäste bei Tafel mit augenscheinlichem Wohlbehagen gefallen ließ und sich am Dessert gütlich that.

— Ein Verfahren von Dr. Philipps, Naphtalin im Gemisch mit Petroleum unter Zutritt von Sauerstoff zu verbrennen, wurde dieser Tage in Köln probirt. Nach der „Köln. Ztg." sind die Versuche sehr günstig ausgefallen. Dieselben wurden mit einer besonders dazu construirten Lampe ausgeführt. Eine Flamme von der Größe eines Zehngroschenstückes giebt eine Lichtstärke von 90 bis 100 Kerzen. Der Sauerstoff wird nach einem Verfahren ähnlich dem sog. Mallet'schen gewonnen. Diese Erfindung wurde von der Patent-Agentur Wirth und Comp. (Frankfurt) in allen Industrieländern patentirt.

— Das Alexandriatheater in Glasgow ist am vorletzten Freitag Nachts, ungefähr eine Stunde nach Schluß der Vorstellung, völlig niedergebrannt. Der Schaden wird auf 6000 Pfd. Sterl. gerechnet.

— Charles Green, der auch in Deutschland bekannte englische Luftschiffer, ist in dem hohen Alter von 84 Jahren in Tufnell Park gestorben.

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

§§ Neustadt, 3. April. Die fünfte Wanderversammlung der „Pollichia", des naturwissenschaftlichen Vereins der Pfalz, hat gestern dahier stattgefunden und den Beweis geliefert, daß auch in dieser Richtung ein reges Leben unter uns herrscht. Nachdem Herr Subrector Spannagel von Dürkheim als Stellvertreter des ersten Vorstandes Herrn Dr. Neumayer die zahlreiche Versammlung herzlich begrüßt hatte, sprach Hr. Forstgehilfe Rey von Johanneskreuz in einem nach allen Beziehungen trefflichen Vortrage über die Bedeutung des Waldes im Haushalte der Natur und über die Nothwendigkeit, die Waldungen zu erhalten und zu schonen, mit überzeugenden Beispielen aus allen Gegenden und Zeiten. Es wäre sehr zu wünschen, daß dieser Vortrag, der auch durch die dichterische Auffassung seines Gegenstandes in dem gelehrten Forstmanne den edeln, gefühlvollen Menschen erkennen ließ, in volksthümlichem Gewande unserer Landbevölkerung zugänglich gemacht werde, damit richtigere Begriffe über Pflanzenernährung, Düngung, Waldstreu und Kunstdünger allgemeiner würden. Der darauf folgende Vortrag des Herrn Dr. Koch von Waldmohr hatte die Newton'sche Lehre vom Fall zum Gegenstande und zeigte u. a. durch Berechnungen die unendliche Thorheit der Knat'schen Behauptung, daß nicht die Erde, sondern die Sonne mit den Fixsternen sich bewege. Hr. Prof. Dr. Delffs von Heidelberg sprach sodann über Alkaloide und eine neue von ihm entdeckte Methode der so schwierigen Auffindung animalischer und vegetabilischer Gifte. Erläuternde Experimente sowie das Mikroskop unterstützten diesen höchst geistreichen mit Humor gewürzten Vortrag. Es kann nicht fehlen, daß auf dem durch die Wanderversammlungen betretenen Wege hellere Ansichten über die Natur und die in ihr wirkenden Kräfte verbreitet und dadurch manche schädliche Vorurtheile beseitigt werden.

†* Neustadt, 3. April. Ein frischer Geist weht in unserer Stadt und macht sich nach allen Beziehungen geltend. So gestaltete sich das gestrige Concert des hiesigen Orchester-Vereins zu einem Wendepunkt unserer musikalischen Verhältnisse, die in den letzten Jahren trotz alles finanziellen Aufwandes in beinahe völlige Stockung gerathen waren. Zu Anfang dieses Winters gründeten einige hiesige Musikfreunde den Orchester-Verein, dessen Leitung Hr. Director Hamma übernahm. Talent, Willenskraft und Ausdauer dieses Mannes waren längst bekannt, und durfte keinen Augenblick gezweifelt werden, daß unter einer solchen Führung schöne Resultate erzielt würden; aber gegenüber dem über bedeutende Mittel verfügenden Cäcilienvereine schien es für einen jungen Concurrenten fast unmöglich, festen Boden zu fassen. Was nicht zu erwarten stand, ist dennoch eingetroffen: Wir haben auf dem musikalischen Gebiete eine Schlacht von Königgrätz erlebt. Der Orchesterverein reussirte nicht nur, sondern er siegte vollständig, und selbst seine Gegner gestehen offen, daß sie überrascht sind über die Leistungen dieser „Dilettanten". Der Verein zählt bereits 400 passive Mitglieder, eine Anzahl, wozu bei anderen Vereinen Jahrzehnte erforderlich waren. Der Andrang zu dem gestrigen Concerte war so groß, daß viele Personen keinen Platz fanden. Ueber die gelungene Ausführung herrscht allgemeine Begeisterung. Die Ouvertüren zur „Weißen Frau" von Boieldieu und zu „Maurer und Schlosser" von Auber wurden brillant, mit Leben und Feuer vorgetragen. Die Polonaise für Violine mit Orchesterbegleitung, von Hrn. Fritz gespielt, machte einen sehr guten Effect und ließ den tüchtigen Violinspieler erkennen. Frau Ullrich-Rohn und Fräulein Hausen vom Hoftheater in Mannheim, durch ihre Leistungen längst bekannt, wurden nach ihren vollendeten Vorträgen in Duetten, Arien und Volksliedern mit Beifall wahrhaft überschüttet. Es ist nun alle Aussicht vorhanden, daß das Mozartfest, welches der Orchesterverein auf Pfingstmontag und Dienstag abzuhalten gesonnen ist, sich zu einem gelungenen Feste gestalte. Nicht nur haben sich von nah und fern bedeutende Kräfte zur Verfügung gestellt, — auch hier hat sich ein Chor von über hundert Sängerinnen und Sängern gebildet, die mit Eifer an den himmlischen Melodieen Mozarts studiren. Möge der junge Orchesterverein auf dem eingeschlagenen Wege fortwandeln, der daneben bestehende Cäcilienverein aber auch nicht müde werden, in seiner Weise die erhabene Musik zu pflegen. Ein edler Wetteifer kann nur zum beiderseitigen Vortheile ausschlagen.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 41. Dritter Jahrgang. 1870.

—nb—. Geheimnißvoll verschwunden.

(Fortsetzung.)

9.

Mr. Tom Ackland und Mr. Cartwright fragten bei der betreffenden Polizeistation in Charleston nach, und es wurden ihnen das in dem Zeitungsartikel erwähnte Buch und der Hut vorgelegt. Mr. Tom Ackland glaubte sich zu erinnern, daß er einmal das Buch im Besitz seines Vetters John gesehen hatte. Ganz sicher war er seiner Sache allerdings nicht. Der Name, sowohl in dem Hut als in dem Buche, war gedruckt. Die Handschrift am Rande der markirten Seite mit der angeführten Stelle war ganz unleserlich, hatte aber doch große Aehnlichkeit mit den verzogenen unsicheren Buchstaben der zwei letzten Briefe, welche Mr. Tom Ackland von seinem Vetter erhalten. Im Inneren des Hutes befand sich der halbverwischte Fabrikstempel eines Hutmachers aus Georgetown. Die Polizei in Charleston war nach den ersten Tagen der Untersuchung zu dem Schluß gekommen, daß sie mystificirt worden sei, weshalb sie die ganze Sache sehr nachlässig behandelt und sich nicht einmal die Mühe gegeben hatte, das letztere Indicium zu verfolgen. Cartwright war der erste, der darauf aufmerksam machte. In Folge dessen eilte Tom Ackland sogleich nach Georgetown und fand ohne Mühe den Hutmacher auf, dessen Namen und Wohnort Cartwright im Inneren des Hutes entdeckt hatte. Der Hutmacher betrachtete den Hut, sah in seinen Büchern nach und erklärte, denselben am 29. September verkauft zu haben. An wen? konnte er nicht sagen, da so viele verschiedene Hüte im Laufe eines einzigen Tages an eben so viele verschiedene Leute verkauft würden. Auf Befragen erklärte einer der Commis, daß er einen solchen Hut vor einiger Zeit verkauft zu haben sich erinnere, und zwar an einen Herrn, der einen Arm in der Binde getragen; ob es indeß gerade am 29. September gewesen, könne er nicht mit Bestimmtheit sagen. Auch war ihm nicht mehr im Gedächtniß, ob der verletzte Arm der rechte oder der linke gewesen. Auf die weitere Frage, ob der Herr zu Fuß oder zu Wagen gekommen, konnte er keine Auskunft ertheilen.

Dies war Alles, was Tom Ackland in Georgetown herausbrachte. Er fragte noch in den dortigen Gasthöfen nach, fand aber in keinem Fremdenbuche den Namen Ackland. Bei seiner Rückkehr nach Charleston theilte ihm Cartwright mit, daß auch seine Erkundigungen in den Hotels und Logirhäusern dieser Stadt ohne Erfolg gewesen seien.

Weitere Nachforschungen stellten sie nun bei der Post an, und dort theilte man ihnen mit, daß die Briefe für John K. Ackland, Esquire, richtig angekommen und regelmäßig einem sich so nennenden Gentleman ausgeliefert worden wären, welcher sich täglich zur etwaigen Empfangnahme derselben eingefunden. Derselbe habe sehr kränklich ausgesehen, sei immer bis an das Kinn in einen langen Mantel eingewickelt gewesen und habe dem Anschein nach gefroren, wenn das Wetter auch drückend heiß gewesen sei.

„Sah er diesem Herrn irgendwie ähnlich?“ fragte Cartwright, auf Tom Ackland deutend.

Der Postbeamte konnte sich auf keine Aehnlichkeit besinnen.

„War sonst noch etwas Besonderes an ihm bemerkt worden?“

„Ja, er trug einen Arm in der Binde und hinkte ein wenig.“

„Außerdem nichts?“ fragte Cartwright weiter.

„Er hatte einen eigenthümlichen Accent beim Sprechen.“

„Yankeeaccent?“

„Eigentlich nicht. Ich kann nicht recht sagen, welcher Accent es war. Der Gentleman sprach wenig und schien schwerhörig.“

„Hatte er erst kürzlich nach Briefen gefragt?“

„Seit dem 15. October nicht mehr. Ein Brief an seine Adresse liegt noch da.“

Cartwright und Tom Ackland gaben die nöthigen Erklärungen, worauf dieser Brief mit Genehmigung des sie begleitenden Polizeibeamten an Mr. Tom Ackland, welcher den Brief an Stelle seines Vetters beanspruchte, ausgeliefert wurde. Es war Tom's eigene Antwort auf John's letztes Schreiben an ihn.

„Hatte der Gentleman niemals bei der Post seine Adresse in Charleston genannt?“

„Niemals.“

Tom seufzte schwer auf. Er konnte nicht länger zweifeln, daß seine schlimmsten Befürchtungen nur zu sehr begründet waren. Die absolute und allgemeine Unkenntniß, welche in Charleston über John Ackland zu herrschen schien, wäre völlig unerklärlich gewesen, wenn des Verschwundenen in seinen eigenen Briefen an seinen Vetter gethane Aeußerungen bezüglich der gänzlichen Zurückgezogenheit, in welcher er seit seiner Ankunft in dieser Stadt lebt, jenen Umstand nicht theilweise erklärt hätten. Da man nun aber von John Ackland weder an der Börse noch bei einer der Banken etwas wußte, so entstand die weitere Frage, wo und wie er gelebt hatte. Cartwright ließ die Vermuthung laut werden, daß er die ganze Zeit von dem Gelde gezehrt haben müsse, das er ihm in Glenoak in Banknoten ausgezahlt.

„So wird es wohl sein,“ dachte Tom Ackland, denn er erinnerte sich, daß sein Vetter ihm in seinem letzten Briefe von Glenoak geschrieben, die Noten seien noch in seinem Besitz. Aber es war reiner Wahnsinn, daß er sie seitdem bei keiner Bank deponirt hatte. Leider fehlte es nicht an Gründen für Annahme einer Geistesstörung bei dem Verschwundenen. Wer war der Spanier, der angegeben hatte, den Hut und das Buch am Flusse gefunden zu haben? Konnte er John Acklands Mörder sein? Wenn dem aber so war, warum hatte er geflissentlich die Aufmerksamkeit der Behörden auf das Verschwinden seines Opfers gelenkt und die Veranlassung zur Untersuchung gegeben? Die Geschichte, so wie sie die Charlestoner Morgenzeitung gedruckt, war abenteuerlich genug, um die Ansicht dieses Blattes, daß eine Mystification vorliege, zu rechtfertigen. Allein Tom Ackland besaß von seinem Vetter Briefe, welche jene Geschichte weit glaubhafter erscheinen ließen, als sie jedem Anderen vorkommen mußte, der mit dem Gemüthszustand John Acklands

während des letzten Monats unbekannt geblieben war. Unglücklicherweise war auch keine Möglichkeit vorhanden, den Spanier zu sehen und zu sprechen, weil dieser Gentleman, der seine Abreise von Charleston verschoben, um der Polizei in ihren Nachforschungen zu helfen, die Stadt etwa zwei Tage vor Toms Ankunft verlassen hatte, nachdem ihm die Obrigkeit die Versicherung gegeben, daß seine längere Anwesenheit nicht mehr nöthig sei. Und er war gegangen ohne verlauten zu lassen, wohin er sich wenden werde.

Dies war die Lage der Dinge, und keine der Bemühungen Tom Acklands schien zu einem Resultat zu führen, als eines Abends Mr. Cartwright, welcher den ganzen Tag abwesend gewesen war, mit der Nachricht in's Zimmer stürzte, daß er über John Ackland etwas höchst Wichtiges erfahren habe.

Es war ihm nämlich, wie er sagte, eingefallen, daß nach Allem, was bis jetzt verlautet, John Ackland während der letzten Monate beständig kränklich gewesen sein müsse. In diesem Falle hätte er sich gewiß nach einem stillen Landaufenthalt in der Nähe von Charleston umgesehen, wo die Luft gesünder und die Stadt doch nicht so weit entfernt sei, um im Nothfalle von dort ärztlichen Beistand beanspruchen zu können. Er — Cartwright — habe sich demnach (ohne Wissen Tom Acklands, um bei diesem nicht etwa falsche Hoffnungen zu erregen) sogleich, nachdem ihm die Idee gekommen, zum Durchstreifen der Umgebung von Charleston aufgemacht, und zwar zuerst in der Richtung nach einer der anerkannt gesündesten Lagen. Seine Erkundigungen seien anfänglich erfolglos geblieben und er schon auf dem Punkte gewesen, nach Charleston zurückzukehren, als ihm glücklicherweise eingefallen, daß er ein kleines Logirhaus übersehen, in welchem er einmal selbst mit seiner damals schon sehr kränkelnden geliebten Frau gewohnt habe, als er mit dieser vor Jahren eine Zeitlang in Charleston gewesen. Er habe nicht gewußt, ob das Haus noch existire, sich aber doch darnach umgesehen, und sei für seine Mühe belohnt worden, indem er das Haus nicht allein wieder gefunden, sondern auch noch von der Eigenthümerin erfahren, daß vor einiger Zeit ein Gentleman, der sich Ackland genannt, dasselbe eingesehen und auf ein halbes Jahr gemiethet habe. Die Miethe sei von demselben im Voraus bezahlt und alle seine Effecten in's Haus gebracht worden. Indeß vermuthe die Hauswirthin, daß er nicht ein einziges Mal unter ihrem Dache geschlafen, seit er ihr Miether geworden. Bei Tag sei er öfters dagewesen und habe auch zuweilen dort seine Mahlzeiten eingenommen. Doch bei allen diesen Gelegenheiten sei seine Zimmerthür immer von innen verschlossen gewesen. In Gegenwart einer anderen Person schien er die Speisen nie angerührt zu haben, denn obgleich sie ihm stets sein Diener selbst aufgetragen, habe sie ihn nie essen gesehen. Manchmal habe er auch einen Theil der Mahlzeit mit sich fortgenommen und ihr einmal gesagt, er lasse die Speisen analysiren, wodurch sie auf die Vermuthung gekommen sei, daß er in beständiger Angst lebe, vergiftet werden zu können; und sie selbst sei fest überzeugt, daß ihr Miethsmann nicht bei gesundem Verstande gewesen, obschon er sich durchaus ruhig verhalten habe. Sie nannte ihn einen zwar excentrischen Gentleman, aber vortrefflichen Einwohner. Am Morgen des 16. October sei er zum letzten Male gekommen und das Datum dieses Tages sei ihr deshalb erinnerlich, weil er sie gebeten habe, eine Rechnung der Wäscherin für ihn zu bezahlen, worüber sie, da ihr die Vorlage noch nicht zurückerstattet worden, sich Vormerkung gemacht habe. Den ganzen Tag sei er zu Hause, aber wie gewöhnlich in seinen Zimmern eingeschlossen gewesen. Ungefähr um sechs Uhr Abends habe er die Zimmerthüren von außen verschlossen, die Schlüssel zu sich gesteckt und sich entfernt. Beim Weggehen habe er noch gesagt, daß er wahrscheinlich einige Zeit abwesend sein würde, da er von Feinden verfolgt werde. Falls man Erkundigungen über ihn bei ihr einziehen wolle, solle sie diese unbeantwortet lassen und um keinen Preis seinen Namen irgend Jemanden nennen. Seitdem habe sie ihn nicht wiedergesehen. „Die Beschreibung seiner Person, welche mir die Frau gab, stimmt genau mit derjenigen, welche der Postbeamte von dem Gentleman, der die Briefe abgeholt, uns gemacht," schloß Mr. Cartwright und setzte dann noch hinzu: „Die Frau ist schon sehr alt, halb blind und halb taub und sehr einfältig. Ich glaube nicht, daß sie lesen oder schreiben kann. Die Negerin, welche im Hause dient, mußte ihr bei ihren Angaben immer zu Hilfe kommen. Auf mein Zureden versprach sie, morgen in unserer Gegenwart die Zimmerschlösser aufmachen zu lassen, und wenn es Ihnen recht ist, wollen wir nach dem Frühstück hinüberfahren."

Der arme Tom Ackland war tief gerührt über diesen erneuerten Beweis von Eifer und Theilnahme von Seiten Cartwrights. Aber dieser wollte gar kein Lob annehmen. „Bah, bah! mein lieber Sir," sagte er als Erwiderung auf Toms warme Dankesäußerungen, „wenn Sir John Ihr Vetter ist, warum sollte er nicht auch mein Freund sein können?"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Hochzeitsfest in den Karpaten.

(Schluß.)

Im Hofe drängten sich die Gäste, die schönen Frauen in ihren kurzen pelzbesetzten Keptars, rothe Seidentücher gleich einem Turban um das dunkele Haar geschlungen, ein wollüstiges Lächeln im Blick und um die Lippen, die reizenden Mädchen, die Zöpfe mit rothen Bändern und Muscheln vom Tyssafluſſe verziert, in rothen Jacken oder Sardaks, standen zwischen den ernsten Männern wie rother Mohn in einem Kornfelde. Die Burschen in ihrem vollen kriegerischen Staate, die Hüte mit Pfauenfedern geschmückt, erhoben eine Art wildes Kampfgeschrei. Und jeder war irgendwie bewaffnet, mit Pistolen, einer Flinte oder nur mit einem Topor, die Frauen sogar hielten kleine Beilstöcke oder mindestens einen Kantschuk[1]) in der Hand.

In dem Augenblicke, wo die Braut mit Hilfe der Knjahina lächelnd mit funkelndem Blick, leicht wie eine junge Tigerkatze auf das milchweiße Pferd sprang, schüttelte ihr die Mutter eine Handvoll Weizen über das Haupt und betropfte ihr den Brautkranz mit Honig. Zu gleicher Zeit warf sich nun Alles auf die Pferde, Männer und Frauen saßen gleich rasch im Sattel, ringsum Gelächter, Stampfen, Wiehern.

Endlich war auch der Professor im Bügel. Der greise Ataman, welcher jetzt eine runde, mit schwarzem Lammfell besetzte rothe Mütze trug, gab das Zeichen zum Aufbruche.

„Sonderbar, eine Hochzeit zu Pferde," flüsterte eine der Polinnen.

„Zu Fuße in die Kirche zu gehen, gilt als Schande und Armuth bei unseren Huzulen," erwiderte der Caplan.

Der Knjas, ein wildschöner Jüngling, eröffnete auf feurigem Rappen mit fliegender weißer Gugla um die Schultern, den Hut mit blitzenden Pfauenfedern, Silbermünzen und dem Hochzeitskranze geschmückt, den Zug, in der Hand eine junge

[1]) Eine lange Peitsche an kurzem Stiel.

Tanne, von der bunte Federn, farbige Bänder, Rosinen, Aepfel, Beeren herabhingen, eine Art Weihnachtsbaum. Er setzte sein Pferd in leichten kurzen Galop, ihm folgten die Braut und die Knjahina, die Eltern, dann wir mit den übrigen Hochzeitsgästen.

Von weitem schon grüßten uns die Kirchenglocken mit tiefem ernstem Ton.

Die Kirche blickte mit ihren verwitterten Holzwänden und mattblinkenden Thürmen düster aus den herrlichen alten Linden hervor, zwischen diesen uralten, unserem Volke heiligen Bäumen stand gewiß vor Zeiten ein heidnischer Altar. Vor der Kirche tönten Schüsse, dröhnten Mörser, dann schwieg auf einmal die Musik und man hörte nur die hellen Glöckchen der Pferde. Vor dem Kirchhofe trafen wir den Bräutigam, einen schlanken, kräftigen Mann, mit kühner Gesichtsbildung, schwermüthigen Augen und langen, prächtigen, dunkelen Locken, mit ihm waren seine Eltern, Brüder, Schwestern und die ganze Freundschaft, gleich uns zu Pferde, in festlichen Gewändern.

Der Bräutigam vor allem im vollen kriegerischen Staate der Huzulen war eine Prachterscheinung. Das kurze, mit Blumen ausgenähte Hemd ohne Kragen, mit einer kleinen Messingschnalle zusammengehalten, fiel ihm nur bis zu den Hüften herab, so daß bei jeder Bewegung zu beiden Seiten des Gürtels der dunkel gebrannte Körper sichtbar wurde. Die weiten blauen Tuchhosen waren über den rothen Strümpfen zusammengeschnürt, die Füße staken in Bundschuhen von rothem Leder, über die offene braune Jacke trug er den amaranthrothen Sardak[2]) wie einen Dolman auf der Schulter. Die herrliche hohe Brust schützte eine Art römischer Panzer aus mit gleißendem Metall besetzten sich kreuzenden Riemen. Im Gürtel staken die Pistolen. Von der Rechten zur Linken fiel die würfelartig gestickte Tasche, ihr entgegen das Pulverhorn, auf der Mitte der Brust ein großes Messingkreuz, der breitkrämpige schwarze Filzhut war mit einem Kranze von Messingknöpfen und Pfauenfedern geschmückt, die Rechte hielt den Topor, dessen scharfes Beil, ähnlich jenem der Lictoren, drohend blitzte.

Nach einer feierlichen Begrüßung, welche keinem Hofceremoniell etwas nachgab, ritten Alle zusammen in den Kirchhof ein, stiegen von den Pferden und banden sie an die Bäume, an die eingesunkenen Holzkreuze der Gräber und an den Zaun, welcher den Pfarrhof umgab. Der Priester wurde mit Pistolenschüssen empfangen, ihm nach zogen wir langsam feierlich in die Kirche.

Während das Brautpaar zum Altare schritt, sprach der Führer zu mir: „Geben Sie acht, Herr, wenn die Braut Lust zu herrschen hat, wird sie zuerst auf den Teppich zu treten suchen.“ Und wirklich kam in dem Augenblicke, wo sie demselben nahten, unter dem glänzenden Saume ein kleiner Frauenfuß in gelbem Saffian zum Vorscheine, dessen Spitze sich behende auf ihn herabsenkte, ehe der Bräutigam ihn erreicht hatte, zugleich glitt ein unmerkliches muthwilliges Lächeln über das Antlitz des jungen schönen Weibes, ihr Gatte war ihr jetzt von geheimnißvollen Mächten überliefert, ihrem Willen, ihrer Laune verfallen, der Priester gab ihr im nächsten Augenblicke die Weihe der Herrscherin, der Gebieterin, und als er ihre Hand und jene des Bräutigams mit der Stola unauflöslich verband, so sah sie darin nur die Kette, an welcher ihr der leibeigene Knecht für immer hingegeben wurde.

Nachdem ich meinen Namen als Zeuge in das Traubuch eingeschrieben, trat ich aus der Sacristei in das Freie.

Der Hochzeitszug ordnete sich rasch wieder. Die Neuvermählten wurden mit zwei Salven empfangen. Sie ritten jetzt neben einander, voran aber jagte diesmal die Brautjungfer und Alle folgten im wilden Galop mit fliegender Gugla, den Topor in der Rechten hocherhoben, den Kantschuk von der Hand herabhängend unter immerwährendem Schießen und Musik.

Als der Zug im Hause des Atamans wieder angekommen war, betropfte die Mutter den Neuvermählten die Lippen mit Honig. Dann schied der junge Gatte für kurze Zeit, indem er mit den Verwandten und Gästen, die Knjas voran, unter Geschrei und Gesang zu seinem Elternhause zog, um sie dort Alle festlich zu bewirthen. Nur die Braut blieb bei ihren Eltern zurück.

Nach einiger Zeit tönte Musik aus der Ferne.

„Die Hochzeit kommt,“ sprach der Ataman und wir gingen hierauf Alle hinaus. Der Zug kam, der Knjas an der Spitze, mit ungeheuerem Lärm, unter Gesang, Pistolenschüssen heran. Vor dem Hause der Neuvermählten wurde es aber auf einmal stille. Der Brautführer trat hinein und nach einer Weile kam die junge Frau mit ihren Eltern heraus, sie trug Brod, Salz und Honig und begrüßte damit ihren Gatten. Die Menge stimmte ein Hochzeitslied an, dessen jubelnde Töne gleich guten, muthwilligen Hausgeistern und lachenden Liebesgöttern um das junge Paar flatterten. Der Refrain: „Ej! Lada! Lada![3]) klang wie ein wollüstiger, andächtiger, heidnischer Hymnus.

Die Eheleute traten Hand in Hand in die Stube und setzten sich in der Mitte derselben an einen Tisch, welcher für sie allein gedeckt war, die Mutter stellte langsam würdevoll eine Schüssel auf denselben und sie aßen das erstemal aus einer Schüssel, während die Gäste ihnen ihre Glückwünsche und Geschenke darbrachten; dann strömte Alles in die große Stube, welche vollkommen ausgeräumt war, die Musikanten stellten sich in der Schlafkammer daneben auf und nun begann unter Gesang und Jauchzen der Tanz, unsere wildschöne Kolomejka. Und dazwischen tönten immer wieder die Rufe: „Oj! der Huzul!“ und „Ej! ware Leginin!“

Als es dunkel geworden war, sagte der Hajdamak: „Es wäre besser, zur Ruhe zu gehen. Sie werden Alle müde sein und morgen ist auch ein Tag und wir haben einen weiten Weg zu machen und müssen mit der ersten Frühröthe aufstehen.“ Für die beiden Damen waren in dem Gastzimmer Betten bereitet worden, uns Männern hatte man in der Scheune Stroh und duftendes Heu aufgeschüttet. Und so gingen wir dann zeitlich zur Ruhe.

Der Professor hatte sich ein farbiges Tuch um den Kopf gebunden, so daß er mit den weitabstehenden Zipfeln einer großen, verdrossenen Ohreule glich. Wir sprachen noch einige Worte, dann schlief Einer nach dem Anderen ein. Lange tönte noch vom Hofe her Geigenklang und das Stampfen der Tänzer in meine verworrenen Träume, dann schwand auch mir das Bewußtsein und die Erinnerung.

Als ich mitten in der Nacht wach wurde, war es vollkommen stille ringsum und einzelne Sterne blickten freundlich durch die Lucken des Strohdaches auf mich herab, gleichsam aufzuckend in blaufeurigen Funken. Ich erhob mich leise und ging hinaus. Der Himmel spannte sein dunkeles tiefblaues Gewölbe über mir aus, von zahllosen Sternen funkelnd, welche einzeln oder in ganzen seltsam geordneten Geschwadern von Osten gegen Westen zogen. Eine kräftige Feuchtigkeit und köstlicher Geruch von Heu und Wermuth war in der kühlen, klaren, unbeweglichen Luft. Im Dorfe bellten die Hunde von Zeit zu Zeit. Das Wasser rauschte tief unten. Der Wald stand ruhig, eine blauschwarze Wand.

Ein Fenster im Hause des Atamans war beleuchtet, und Stimmen schlugen an mein Ohr, als ich näher trat, leise klagende Stimmen, es war der alte Ataman mit seinem Weibe, die das Nachtgebet sprachen. Ich blickte durch die matterhellte Scheibe, aber unerwartet bot sich mir ein ganz anderes Bild. Auf dem Rande des weißen schimmernden Hochzeitslagers saß das junge schöne Weib, sie hatte den Brautkranz abgenommen und ihr Haar gelöst, das in schwarzen köstlichen Fluthen wollüstig um ihren holden Busen und ihre jungfräulichen Hüften spielte. Und ihr Gatte lag vor ihr auf den Knieen, und sie setzte den Fuß in seinen Schooß, und er zog ihr den Schuh aus, demüthig wie ein Sclave.

„Also wirklich unterworfen,“ dachte ich, „und schon so weit,“

[2]) Ueberrock der Huzulen.

[3]) Lada, die Venus der alten Slaven.

und ich sah mit schauerndem Entzücken jene geheimnißvollen ewigen Mächte, welche sie dämonisch vor dem Altare angerufen hatte, um dieses junge herrliche Weib weben und schaffen und Schlingen legen und unzerreißbare Netze. Aus dem zweiten Schuh fiel eine goldene Münze — der junge Gatte hob sie auf — es war ein funkelnder Ducaten — und schritt langsam zum Fenster.

Ich zog mich rasch in den Schatten zurück.

Er öffnete das Fenster und that einen leisen Pfiff. Eine dunkele Gestalt kam um die Ecke. Es war der Knjas, der Brautführer, der mit Flinte und Pistolen die Hochzeitswache hielt. Schweigend warf ihm der junge Gatte die Münze zu. Der Knjas fing sie mit seinem großen Hute auf, betrachtete sie aufmerksam beim Licht der Sterne, lächelte und nickte mit dem Kopfe. Dann setzte er seine Runde fort.

Das Fenster klang, das Licht flackerte auf und verlöschte. Es war eine wunderbare, heilige Frühlingsnacht, eine Art heitere, ahnungsvolle, schweigende Andacht in der Natur. Und in dieser Nacht gab es zwei Glückliche auf der Erde.

Mannichfaltiges.

§ Technisches. Nach einer Mittheilung des Ingenieurs Jos. Thoma im „Württemberg. Gewerbebl." hat sich in der neuerbauten Weberei und Spinnerei in Volkertshausen folgende einfache Methode für die Schmierung der Transmission am allerbesten bewährt. Bei jedem Lager ist der Deckel mit einem länglichen, sich parallel zum Zapfen oder Wellhalse erstreckenden Schlitze versehen, der ungefähr ein Drittel der Lagerlänge lang, und je nach der Größe des Lagers 2 bis 5 Linien breit ist. In diesem Schlitze steckt eine aus Weißblech gefertigte flache Röhre von 2 bis 4 Zoll Höhe, welche man mit einer geeignet consistenten Schmiere anfüllt, die man durch Zusammenschmelzen von ungefähr gleichen Gewichtstheilen Unschlitt, Schweineschmalz und gewöhnlichem Schmieröl herstellen kann. Zum Einfüllen der Schmiere bedient man sich eines schmalen Schäufelchens, worauf man einen in die Oeffnung der Röhre passenden eisenblechenen Deckel mit Knopf aufsetzt, und damit das Fett gegen die Welle drückt. Die geringste eintretende Temperaturerhöhung verursacht nun ein Schmelzen des Fettes, wodurch die Welle immer nach Maßgabe des Bedarfes in der Schmierung erhalten wird. Je nach der Temperatur des Locales, welche sich mit der Jahreszeit etwas ändert, nimmt man etwas mehr oder weniger Oel zur Fettmischung, damit diese eben flüssig zu werden beginnt, sobald die Welle wärmer wird als die übrigen Theile der Transmission. Die Nachfüllung des Schmiermateriales findet in der Regel jede Woche einmal statt. Diese Schmiervorrichtung, neben welchen verschiedene andere Selbstschmierapparate versucht worden sind, ist als die ökonomisch vortheilhafteste und sicherste befunden worden.

Zum Schneiden des Brennholzes mit Elementarkraft dienten bisher ausschließlich Circularsägen. Erst in neuerer Zeit verwendet Cambon in Paris für diesen Zweck Bandsägen, wodurch entschiedene Vortheile erreicht worden sind: 1) fällt die Schnittfuge dabei viel schmäler aus wie bei der Circularsäge, und es ergiebt sich demnach weniger werthloser Abfall; dann 2) können mit der Bandsäge gleichzeitig mehrere Scheite geschnitten werden, was die Circularsäge nicht gestattet. Beide Sägengattungen liefern mit der gleichen Kraft genau die gleiche Menge Arbeit. 1000 Kilogr. zweifach geschnittene Scheite erfordern nämlich 201,600 Kilogr. Mtr. Arbeit. Die Circularsäge erzeugt aber per 1000 Kilogr. geschnittenes Holz 12 Kilogr. Sägmehl, dagegen die Bandsäge nur 4 Kilogr. dieses Abfalles. Andererseits verhalten sich die Zahlen der zur Bedienung erforderlichen Arbeiter bei gleicher Production wie 8 zu 5, und demnach die betreffenden Kosten umgekehrt wie 8 zu 5. Bei 5 Frcs. Taglohn per Arbeiter stellen sich in Paris die Gesammtbetriebskosten per 1000 Kilogr. geschnittenes Holz auf 1,3 Frcs. bei der Circularsäge und nur auf 0,92 Frcs. bei der Bandsäge. Rechnet man 1 fl. 30 kr. Taglohn, so entziffern sich bei uns die Kosten des Betriebes der Cambon'schen Maschine zu 1 kr. per Centner zweifach geschnittenen Holzes. In Paris stehen zur Zeit 4 Bandsägen stationär im Betrieb, und weiter ist eine transportabele Maschine hergestellt worden, welche durch eine Locomobile betrieben wird. Der betreffende Bericht im Bulletin de la Société d'encouragement besagt, daß sich bisher keinerlei Uebelstände bei dieser Methode des Schneidens von Brennholz gezeigt haben, und daß Cambon seine Säge mit zwei gleichzeitig schneidenden Bändern zum Preise von 4000 Frcs. liefert.

— Wenn Jemand glaubt, daß die Seeschlange blos zur Zeit der sauren Gurken ihre Aufwartung macht, um die trockenen Zeitungsspalten auszufüllen, so wird er heute einsehen, daß er sich schrecklich geirrt hat. Während nämlich die amerikanische Politik nichts weniger denn schlummert, coquettirt der New-York Herald mit einer Seeschlange, welche alle übrigen Mitglieder ihrer wunderlichen Familie in den Schatten stellt. Madame gab dem Capitän Slocum und der Mannschaft des Schooners „Saladin" auf der Reise von Hayti nach New-York ein unerwartetes Rendezvous. Obwohl der tapfere Capitän sich fürchtete, auf sie zu feuern oder sie anderweitig zu belästigen, ist seine Aussage doch gewiß glaubwürdig, wenn er versichert, ihre Berührung sei Gift und ihr Athem Verderben. Das Ungeheuer muß aber auch wirklich fürchterlich gewesen sein, denn nicht allein maß es hundert Fuß in der Länge, sondern war auch von ganz abnormem Körperbau. Der eigentliche Körper wurde durch eine ballonartige Knorpelmasse von zwölf Fuß Höhe, vierzig Fuß Länge und Breite über Wasser gehalten, dieser mit Luft gefüllte Ballon war mit regelrechten Fischbeinstreifen durchzogen, welche vom Kopfe aus nach dem Punkte liefen, wo der eigentliche Fischkörper sich anschloß. Diese Fischbeinstreifen, zwischen denen regelmäßig ein Zwischenraum von vier Zoll lag und die selbst etwa zwei Zoll dick waren, gaben dem ganzen Körper das Aussehen des Netzwerks eines Ballons. Diese Blasenmasse, elastisch wie sie war — und sie gab den Bewegungen der Wellen nach —, war undurchdringlich und würde eines Messers oder einer Kugel spotten. An jeder Seite dieses schwimmenden Darmes waren zwei schwere Flossen von fünf Fuß Länge, welche die Fortbewegung bewerkstelligten. Der eigentliche Fisch, welcher blos ein Anhängsel an diesen Knorpelballon bildete, bestand aus einer schweren fischartigen Substanz mit zwei großen, glühenden Augen. Hinter ihnen spitzte der Körper sich zu einem gabelartigen Schwanz ab aus einem Material so schwer und hart wie Eisen. Auf die Waage gelegt, würde dieser Schwanz hundert Pfund per Kubikfuß wiegen. Nach dieser Beschreibung kann man dem Capitän Slocum gewiß nur Glück zu seiner guten Idee wünschen, das Ungeheuer ungestört gelassen und die Reise nach New-York schleunigst fortgesetzt zu haben.

— Einem Briefe Sir Samuel Baker's zufolge, aus Chartum, 7. Februar, befand die Expedition sich im besten Wohlsein und beabsichtigte, noch am nämlichen Tage den Nil hinauf nach Gondokoro zu fahren, wo man am 3. März einzutreffen hoffte. Die zerlegten Dampfer hatten unter Leitung des Ingenieurs Higginbottom die große Wüste glücklich passirt und befanden sich schon auf dem Wege nach dem Albert Nyanza.

— Ein junger Pester Buchhändler hat die Neuerung eingeführt, in seinem Laden zwei schöne junge Damen mit dem Verkaufe von Bücher zu betrauen. Sie bieten, bemerkt die „Reform", Classiker an, und die Romantiker kaufen gerne von ihnen.

— Das während der letzten polnischen Insurrection als Adjutant des Generals Langiewicz vielgenannte Fräulein Pustowojtow soll, französischen Blättern zufolge, in Konstantinopel gestorben sein.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 42. Dritter Jahrgang. 1870.

—nb—. Geheimnißvoll verschwunden.

(Fortsetzung.)

Als Tom Ackland am nächsten Morgen mit Cartwright in dem Landhause das erste Zimmer betrat, dessen Thür geöffnet worden war, machte ein einziger Umblick ihm Alles klar und mit lautem Schluchzen ließ er sich auf das Bett fallen. Auf demselben lag der Schlafrock, den der arme John an jenem letzten Abende getragen, da er mit Tom seine Zukunftspläne besprochen. Dort im Schrank hingen John's Kleider, auf dem Bücherbrete standen seine Bücher, auf dem Tisch lagen seine Papiere. Unter den letzteren fand Tom einen an ihn gerichteten unvollendeten Brief, der wieder in jener krißeligen, ungleichen Weise geschrieben war, welche zu entziffern er traurigerweise schon gelernt hatte, und welche so wenig der früheren festen, klaren Handschrift seines Vetters glich.

„Gott segne Dich, mein lieber Tom," so lautete der Brief, „mein letzter Gedanke gilt Dir. Ich habe es lange ertragen, jetzt ist meine Kraft zu Ende. Niemand außer Dir wird mich vermissen. Und selbst Du, wenn Du mich sehen könntest, wie ich jetzt bin, wenn Du Alles wissen könntest, was ich gelitten habe — auch Du würdest für mich die Erlösung aus dem Elend wünschen, welche nur der Tod mir geben kann. Man verfolgt mich Tag und Nacht und läßt mir keine Ruhe. Mary Mordent hetzt Alle gegen mich auf. Sie versteckt sich, aber ich weiß es. Ich habe nicht das Herz, diesen Brief zur Post zu geben, Tom; ich habe nicht die Kraft, ihn zu Ende zu schreiben. Leb' wohl, Tom. Grüme Dich nicht. Lieber, lieber Tom, leb' wohl!"

Tom Ackland kehrte von zwei Dingen überzeugt nach Boston zurück; nämlich, daß erstens sein unglücklicher Vetter in der Nacht des 16. October durch Selbstmord geendet, und zweitens daß Philip Cartwright der gutherzigste, liebenswürdigste Mensch auf der Welt sei.

Die ganze Geschichte von John Ackland's geheimnißvollem Verschwinden und beklagenswerthem Ende hatte zu viel Neugierde erregt und war zu vielfältig besprochen worden, sowohl in Richmond als Boston, als daß das Ereigniß an beiden Orten schnell vergessen werden konnte. Ernstliche Streitigkeiten hatten sich, wenigstens in Richmond, erhoben und alte Bekanntschaften hatten sich gelockert, lediglich in Folge der Heftigkeit, mit welcher verschiedene Muthmaßungen über die eigentliche Natur von John Ackland's Schicksal verfochten worden waren. Aber mit der Zeit veraltete die Geschichte und Niemand sprach mehr davon, aus Furcht, durch Auffrischung des abgelebten Themas langweilig zu werden. Doch gab es in Richmond immer noch einige Personen, welche den geschilderten Thatsachen entgegen Philip Cartwright mit dem mysteriösen Verschwinden und nachfolgenden Selbstmorde des Bostoner Kaufmannes in Verbindung zu bringen geneigt waren, und zwar in einer für den Charakter Cartwrights viel weniger schmeichelhaften Weise, als sie Tom Ackland, in dankbarer Erinnerung an dessen freundschaftliche Bemühungen in Charleston, bethätigte.

10.

Mr. D'Oiley, der Uhrenmacher in —Street, Richmond, der, wie der Leser sich erinnern wird, einmal John Acklands Uhr für ein Meisterwerk ersten Ranges erklärt hatte, war ein sonderbares Gemisch von praktischem Verstande und übertriebener Neigung zum Wunderbaren. Der Spiritualismus war damals noch nicht erfunden, sonst würde Mr. D'Oiley sicherlich einer der eifrigsten Anhänger desselben gewesen sein. Aber in Allem, was thierischen Magnetismus, Ahnungen, Hellseherei und dergleichen anbetraf, war er groß und schrecklich. Die ganze Geschichte von John Ackland war, wie schon gesagt, in allen Kreisen der Bevölkerung von Richmond bei Hoch und Niedrig gründlich besprochen worden, und Mr. D'Oiley, der sich ebenfalls sehr dafür interessirt hatte, hegte seine eigene bestimmte Ansicht darüber. Er vertraute dieselbe seiner besseren Hälfte.

„Betrachte die Sache nur ohne Vorurtheil," sagte er im Sanctissimum des ehelichen Schlafgemaches, „und Du wirst mir beistimmen. Es ist eine bekannte Thatsache, daß Cartwright an Ackland eine große Summe Geldes schuldete. Es ist eine eben so bekannte Thatsache, daß Cartwright niemals eine große Summe Geldes, die er wirklich sein eigen nennen konnte, besaß. Wie kam er denn zu dem Gelde, mit dem er, wie er sagte, seine Schuld an Ackland bezahlte? Es giebt nur zwei Arten, in denen dieser Mann zu dem Gelde gekommen sein kann: entweder durch ein von einer dritten Person auf die allerkürzeste Frist entnommenes neues Anlehen oder durch Fälschung. Das erstere ist nicht wahrscheinlich, aber das zweite ist es. In jedem Falle würde es für Cartwright von der höchsten Wichtigkeit gewesen sein, das Geld, das er an Ackland bezahlt, wieder zu erlangen; und zwar im ersteren Falle, um das gemachte Anlehen zu rechter Zeit rückerstatten zu können, im zweiten, um den gefälschten Wechsel vor dem Verfalltage wieder in die Hände zu bekommen. Von dem Augenblick an, da er Acklands Quittung erhalten, hatte er von Ackland nichts mehr zu fürchten. Warum sprach Cartwright so viel von der Angelegenheit, die er mit Ackland hatte? Warum zeigte er Jedermann die Quittung, wenn es nicht aus dem Grunde geschah, jeden Verdacht von sich fern zu halten und die Leute zu der Ueberzeugung zu bringen: „Cartwright hatte keine Ursache, Ackland zu ermorden, denn er war ihm nichts schuldig!" Denke an das, was ich jetzt sage, Frau. Es wird noch an den Tag kommen, daß John Ackland nicht lebendig Virginien verlassen hat, und daß er durch Philip Cartwrights Hand gefallen ist."

„Aber man hat ja den Körper nirgends gefunden?" bemerkte Mrs. D'Oiley.

„Das wird auch noch an den Tag kommen," erwiderte der Uhrmacher mit gewichtiger Miene. „Oder glaubst Du vielleicht, daß Leichen die Gewohnheit haben, mit ihren Köpfen in den Händen spazieren zu gehen und sich dem Publicum zu zeigen, wie Wachsfiguren, eh?"

Es ist unnöthig zu sagen, daß der Uhrmacher sowohl als seine Frau noch viel mehr an Miß Simpsons magnetische Begabung glaubten, als Miß Simpson selbst. Immer, wenn auf

John Adland die Rede kam, versicherte das junge Mädchen ihre Freunde, daß sie nicht zweifle, vielen Unsinn über Mr. Adland gesagt zu haben, daß ihr jedoch nicht die geringste Erinnerung an das geblieben, was sie gesagt haben könne. Das Thema war ihr höchlich zuwider und sie wünschte, daß es in ihrer Gegenwart nicht mehr besprochen werden möchte. Was höchst seltsam war und vielfältig bemerkt wurde, war die unbesiegbare Abneigung, welche seit jenem Tage in Glenoak Miß Simpson gegen Mr. Cartwright zu hegen schien. Sie wich ihm aus so viel sie konnte, und wenn es sich je traf, daß sie mit ihm in demselben Zimmer war oder wenn sie ihm nur auf der Straße begegnete, so kam sie in sichtliche Aufregung und wandte den Blick mit dem Ausdruck des Entsetzens von ihm ab. Sie konnte oder wollte keine Erklärung ihres Benehmens geben, aber Miß Simpsons geflissentliches Vermeiden Mr. Cartwrights brachte die Angehörigen und näheren Bekannten derselben allmählich und unmerklich dahin, eine ungünstigere Meinung denn zuvor über diesen Gentleman in sich aufkommen zu lassen. Auch besserte sich im Verlauf der Zeit weder Philip Cartwrights Lebenslage, noch sein Charakter, ebensowenig sein Ruf. Er vernachlässigte seine Besitzung mehr denn je, war meistens von Glenoak abwesend und trieb sich in den Spielhöllen und Wirthshäusern Richmonds und der benachbarten Städte augenscheinlich zu keinem anderen Zwecke herum, als seine Zeit so nutzlos wie möglich todtzuschlagen. Er versank immer tiefer in das Laster der Trunksucht und die Wirkungen beständiger Berauschung machten seine Laune so reizbar und unerträglich, daß er in wenigen Jahren gänzlich die Beliebtheit einbüßte, deren er sich früher erfreut hatte.

Die arme Virginia Cartwright, welche inzwischen herangewachsen war, führte ein einsames trauriges Leben in Glenoak. Ihres Vaters Zärtlichkeit für sie war unverändert und schien sogar noch stärker geworden zu sein; allein diese Zärtlichkeit war so heftiger und fast wilder Natur, daß sie mehr ängstigte als beglückte. Cartwright selbst war indessen nicht so brutalisirt, um nicht zu fühlen, daß er für seine Tochter keine passende Gesellschaft sei, weshalb er sich auch nur selten bei ihr aufhielt. Obgleich Virginia von vielen Familien in Richmond und der Umgegend stets mit freundlichen Einladungen überhäuft und immer mit einer Art mitleidsvoller Herzlichkeit empfangen wurde, so that ihr das Alles doch weh und machte sie verlegen. Denn Philip Cartwrights Tochter war stolz, und stolz sogar auf ihren übel beleumundeten Vater. Das arme junge Mädchen lebte daher in großer Abgeschiedenheit in Glenoak, wo sie unbestrittene Herrin war, und wo sie durch ihre Sorgfalt und verständige Verwaltung es verhinderte, daß die Besitzung völlig zu Grunde ging.

(Fortsetzung folgt.)

Romantik im Hause der Lords.

Von Julius Rodenberg.

(Aus der „N. Freien Presse.")

I.

Ich kenne einen alten Herrn, welcher zu sagen pflegt: er würde, wenn er noch einmal auf die Welt kommen sollte, nur unter der Bedingung einwilligen, daß er als englischer Lord geboren werde. Das ist, nach continentalen Begriffen, ein ganz vernünftiger Wunsch, besonders wenn man an den Marquis von Westminster denkt, welcher für jeden Wochentag des Jahres 1000 Pfd. St. und für jeden Sonntag 2000 Pfd. St. Renten hat. Allein die Briten sind anderer Ansicht; sie sagen: „Nobilis fit, nascitur generosus" — der Adelige wird gemacht, der Edele geboren, und sie betrachten das Glück, ein Lord zu sein, als gar nichts gegen das Glück, ein „Gentleman" zu sein. Bekannt ist die Geschichte von Jacob I. und seiner Amme. Diese biedere Dame folgte ihrem königlichen Säugling, dem Sohne Maria Stuart's, als dieser berufen wurde, den britischen Thron zu besteigen, und bat Se. Majestät, ihren Sohn zum Gentleman zu machen. „Meine gute Frau," sagte der König, „ich kann ihn zu einem Lord machen; aber es ist außerhalb meiner Macht, ihn zu einem Gentleman zu machen." Ja, der gelehrte John Selden, der in Cromwell's Zeit hinein lebte, ging noch weiter; er sagte, daß sogar der liebe Gott selber keinen Gentleman machen könne. Doch, wie gesagt, wir Deutschen haben nicht das volle Verständniß dieser echt britischen Institution, obwohl wir nicht ganz so weit gehen möchten, wie jener deutsche Baron, welcher nach England kam und zu einem Barbier sendete. Statt des Meisters kam einer von seinen Gesellen und entschuldigte sein Kommen damit, daß der alte „Gentleman" krank sei. Worauf der deutsche Baron, welcher „Gentleman" natürlich mit „Edelmann" übersetzte, nach Hause reiste und erklärte, daß der englische Adel eine ganz gemeine Sorte sei, die sich ihren Lebensunterhalt mit Rasiren verdienen müßte.

Der Irrthum des deutschen Barons ist übrigens nicht so groß, als es auf den ersten Blick scheinen könnte. Nicht als ob Englands Adel durchaus darauf angewiesen sei, vom Ertrage des Messers und Seifenbeckens zu leben; aber soviel steht fest, daß die Gründer von einigen seiner stolzesten Geschlechter Gewerbe betrieben, die nicht viel besser und nicht viel schlechter waren, als die eines Barbiers. Der erste Baron Norreys of Ockwell war Mundkoch der Königin Elisabeth. Der Stammvater der Herzogin von Leeds war ein Tuchwirker und derjenige der jetzigen Herzoge von Nothumberland ein Apotheker, Namens Smithson; derjenige der Marquis von Normanby hieß Phipps und war ein Schmied; derjenige der Craven war ein Schneider und derjenige der Grafen von Radnor ein hugenottischer Refugié und Wollenweber. Der Adel von England kann sich, was das Alter betrifft, weder mit dem von Deutschland, noch mit dem von Frankreich messen. Es giebt dort keine Familie, welche, gleich der französischen der Herzoge von Levis, ihren Stammbaum bis nach Jerusalem zurück verfolgen oder in einem ihrer Schlösser ein Bild zeigen könnte, wie das berühmte, welches die Heilige Jungfrau mit dem Kinde in der Krippe darstellt; drei Levis mit entblößtem Haupte stehen davor und darunter diese vier verbindlichen Worte aus Maria's Munde: „Couvrez-vous, mes cousins!" — Bedecken Sie sich, meine Vettern!

Der Edel in England hängt auf das genaueste mit der Repräsentation im Parlamente zusammen; er ist wesentlich ein politischer und theilt sich demnach in die „nobility", die zur „peerage" gehört und das Oberhaus bildet, und die titulirte „gentry", die sich nur durch den Titel, nicht aber legal durch irgend ein Vorrecht von den Gemeinen Englands unterscheidet. Jene sind die „Lords", diese gehören zu den „Commoners". Die Lords classificiren sich in Herzoge, Marquis (Marquess), Grafen (Earls), Vicomtes (Viscounts) und Barone; diesen gegenüber stehen die „Baronets", die den Titel „Sir" führen und sich sonst durch nichts vor den Gemeinen auszeichnen.

Die Lords sind zugleich die „Peers", d. h. sie haben einen Sitz im Oberhause. Der älteste Sohn eines Lords führt einen sogenannten Titel der Höflichkeit (Title by Courtesy); aber er ist kein Lord im Sinne des Gesetzes. So saß, um nur Eines illustren Beispieles Erwähnung zu thun, der jetzige Graf Derby bei Lebzeiten seines Vaters im Unterhause, und erst als dieser starb, verwandelte sich der Lord Stanley in den Grafen Derby und nahm als solcher seinen Sitz im Oberhause ein. Die Kinder eines Peers, wie gesagt, werden aus Höflichkeit noch zum

Adel gerechnet; der älteste Sohn eines Herzogs wird Marquis, der eines Marquis wird Graf, der eines Grafen schlechtweg Lord genannt und allen Töchtern (bis zu ihrer Verheirathung) und den jüngeren Söhnen das Prädicat „the Honourable Miss“ oder „the Hon. Mr.“ (mit dem Familiennamen) gezollt. Aber während der letzte Baron von seinen „Peers“ gerichtet wird, würde selbst der älteste Sohn eines Herzogs, wenn er ein Verbrechen begangen, vor die gewöhnliche Jury des Landes gehören, und in der zweiten, höchstens aber in der dritten Generation sind die Nachkommen eines adeligen Hauses in England in nichts mehr von allen anderen Menschen unterschieden.

Der Adel in England hat das charakteristische Merkmal seines Ursprunges besser bewahrt, als der Adel sonst in irgend einem anderen Lande der Christenheit. Aller Adel ist und konnte ursprünglich nur ein Verdienstadel sein; aber durch die unbegrenzte Erblichkeit dieser zunächst persönlichen Auszeichnung ist in den meisten übrigen Ländern dieser Charakter fast ganz verloren gegangen. In England hat er sich wenigstens bis auf einen gewissen Grad erhalten. Wiewohl Erblichkeit vorhanden, ist sie doch eine beschränktere; die Kinder der großen Geschlechter kehren nach einer bestimmten Zeit in das Volk zurück, aus welchem ihre Väter emporgestiegen. Umgekehrt ist es in England mehr als anderswo Gebrauch, das Verdienst als solches zu adeln, indem man ihm einen Sitz im Hause der Lords giebt. Zwanzig der größten Adelsfamilien sind durch Bürger und Kaufleute der City begründet worden und siebzig Peers verdanken ihre Erhebung einer erfolgreichen Laufbahn als Advocaten oder Verwaltungs-Beamte. So wurde Brougham zum „Peer des Reiches“ gemacht, wie es in der Bestallungs-Urkunde heißt, „nach einer langen Reihe großer und dem Staate unentgeltlich geleisteter Dienste.“ So wurde Macaulay zum Lord erhoben und so wurde Disraeli die Lordswürde angeboten, die er indessen für sich ablehnte und nur für seine Gemahlin annahm, welche nun wohl als Viscountesse Beaconsfield für eine „Peeress in her own right“ angesehen werden muß, gleich der Baronesse Wenman, welche Wilhelm IV. im Jahre 1833 creirte, und zwar — aus Achtung vor ihrer Tugend. Sie hatte seinen Werbungen widerstanden, als er noch Herzog von Clarence und sie noch Miß Wykeham war, und das erste, was er that, nachdem er König geworden, war, ihr das siebenspitzige Krönlein anzubieten, welches sie nicht ausschlug. Es ist der einzige Fall, soviel ich wenigstens weiß, wo ein König einer Dame zur Belohnung dafür, daß sie ihn *nicht* erhörte, ein Adelspatent gegeben hat! Die „Peeresses in ihrem eigenen Recht,“ deren es, wenn ich mich recht erinnere, gegenwärtig etwa vierzehn giebt, haben Stimme, doch keinen Sitz im Oberhause. Sie müssen sich daher bei den Abstimmungen durch einen sogenannten „Proxy“ vertreten lassen. Besonders beliebt als ein solcher Bevollmächtigter war zu seiner Zeit der alte Herzog von Wellington. Wenn er sich erhob, um seine Stimme zu geben, sagte man: „Seht, da stehen die Unterröcke von England auf!“

Die Titel der Nobility sind durchschnittlich sehr alt; aber man darf daraus keinen Schluß ziehen auf das Alter der Familien, welche gegenwärtig in dem Besitze derselben sind. Von den zwanzig Grafenthümern Wilhelms des Eroberers existirt kein einziges mehr, und nicht besser erging es den Schöpfungen seiner Nachfolger bis zu Johann ohne Land, dem Helden von Shakespeares „König Johann“. Aus den Zeiten der Eduarde sind noch einige titulirte Familien vorhanden, aber merkwürdigerweise nur in den niederen Rangstufen des Adels, während die höheren Würden auf einen immer moderneren Ursprung zurückweisen. Kaum ein Sechstel aller gegenwärtig im Oberhause vertretenen Häuser besaß seine Titel schon zur Zeit der Revolution von 1688, und seit dreißig Jahren ist die Liste der Peers um mehr als sechzig neue Namen vermehrt worden. Nur neun Baronieen gehören dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert an; aber das älteste der jetzt noch bestehenden Earlthümer stammt aus dem fünfzehnten, das älteste Marquisat erst aus dem sechzehnten Jahrhundert. Von den zwanzig Herzogthümern stammt nur eines aus dem fünfzehnten und eines aus dem sechzehnten, aber sieben wurden erst im siebzehnten, sieben im achtzehnten und vier im neunzehnten Jahrhundert geschaffen. In der ersten Zeit der Königin Elisabeth, um das Jahr 1572, war der herzogliche Rang in England ganz erloschen; verschiedene Nobele, denen man die Herzogskrone bot, weigerten sich, sie anzunehmen, weil sie so vielen Häusern, die sie zuvor getragen, verhängnißvoll geworden war. Von achtzehn Grafen, nachmals Herzogen von Northumberland, starb nur der siebzehnte eines natürlichen Todes und der achtzehnte hinterließ keine Kinder. Ein ähnliches Schicksal verfolgte das herzogliche Haus der Buckinghams, welches innerhalb dreier Jahrhunderte viermal seine Träger gewechselt hat. Von den drei Staffords, welche im sechzehnten Jahrhundert Herzoge von Buckingham gewesen waren, wurde einer erschlagen und zwei geköpft. Von den beiden Villiers, denen die Stuarts das Herzogthum gaben, wurde der eine ermordet und der andere starb, flüchtig vor seinen Gläubigern, auf einer Bierbank. Dann kam im achtzehnten Jahrhundert die herzogliche Würde der Buckinghams an die Sheffields; doch sie wurde auch in dieser Familie nur vom Vater auf den Sohn übertragen, welcher minderjährig starb. In unserem Jahrhundert endlich, im Jahre 1822, wurden die Grenvilles zu Herzogen von Buckingham gemacht; doch auch ihnen sollte der ominöse Titel kein Glück bringen. Der erste Herzog aus dieser Familie war ein heilloser Verschwender und starb, nachdem er Alles durchgebracht, unter dem angenommenen Namen eines „Mr. Johnson“ in den Hinterzimmern eines elenden Hauses am Strand.

Der englische Adel, wenn er keinen Anspruch machen kann, der älteste zu sein, hat doch immer darauf gehalten, „der beste“ zu sein, um mit den Worten Disraeli's im „Coningsby“ zu reden. Er hat unwürdige Mitglieder häufig von sich ausgestoßen und der Circulation neuen Blutes freiwillig Raum gegeben. Ein „Titel ohne Mittel“ gilt nicht viel in England, und Verarmung ist daher immer als ein hinreichender Grund zur Degradation angesehen worden. Es würde nicht schwer sein, mehr als ein Dutzend Peers zu nennen, welche wegen Armuth zu ihrem Sitze im Oberhause entweder nicht berufen, oder aus den Listen desselben geradezu gestrichen worden sind; so Henry Grey de Ruthyn Graf von Kent und Baron Oyle im sechzehnten Jahrhundert, so Baron Stafford im siebzehnten, welcher seinen Titel für achthundert Pfund Sterling an Karl I. verkaufte. Massenhafter unter den nobelen Peers räumten in den früheren Jahrhunderten die Kriege, in den späteren die Revolutionen und Verschwörungen auf. Namentlich war es Englands sogenannter „dreißigjähriger Krieg“, der Krieg zwischen der rothen und der weißen Rose, welcher ganze Hekatomben von adeligen Schlachtopfern gefordert hat. In den dreizehn Schlachten, in welchen seit dem Tage von St. Albans im Jahre 1455 bis zu dem von Bosworth im Jahre 1485 das Haus York sich mit dem Hause Lancaster maß, fielen — sei es auf offenem Felde, oder durch Mord, oder auf dem Schaffot — zwei Könige, vier Prinzen, zehn Herzoge, zwei Marquis, einundzwanzig Grafen, zwei Viscounts und siebenundzwanzig Barone. Andererseits war es eine Anklage wegen Hochverraths — attainder —, welche seit den Tagen des Eroberers die Reihen des englischen Adels blutig gelichtet hat: nicht weniger als achtzig Lords starben unter den Händen des Scharfrichters oder Henkers. Die letzten Hinrichtungen aus politischen Gründen fanden statt im Jahre 1746, als die schottischen Lords, welche die Fahne des letzten Stuart aufgepflanzt, ihr heldenmüthiges, aber hoffnungsloses Beginnen auf dem Schaffot von Tower Hill büßten. Der letzte Peer, welcher überhaupt hingerichtet wurde, war Lawrence Shirley Graf Ferrers. Er wurde im Jahr 1760 gehenkt, aber nicht wegen Hochverraths, sondern wegen gemeinen Mordes.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

— Ueber den telegraphisch im Hauptblatte des „Kurier" Nr. 83 erwähnten Einsturz eines Neubaues in Wien theilen wir nach der „N. Fr. Pr." folgende Einzelheiten mit: Das eingestürzte Haus war ein erst in dem laufenden Jahr unter Dach gebrachter Neubau, das vierstöckige Zinshaus Nr. 11 in der Maximiliansstraße. Am Morgen des 6. April, wenige Minuten nach 9 Uhr, vernahm man plötzlich ein dumpfes, donnerähnliches Rollen, dem in den nächsten Augenblicken ein fürchterliches Getrache folgte, durch das herzzerreißende Hilferufe gellten. Der Schauplatz des Unglücks war in eine dichte, undurchdringliche Staubwolke eingehüllt; als sich diese verzogen hatte, bot sich dem Auge ein schaudererregendes Bild dar. Das Hauptgesimse des Daches war herabgestürzt, hatte das ganze, vier Etagen hohe Baugerüste niedergeschmettert und unter dessen Trümmern alle auf demselben arbeitenden Personen begraben. Das Gesimse, in dem 12—15 Centner schwere, behauene Steine eingefügt waren, mochte zu weit vorgesetzt worden sein, so daß der Schwerpunkt desselben verrückt wurde. Die sogenannte „Filzmauer", welche das Gesimse zu halten hat, war überdies schwach und widerstand nicht dem Drucke, den die Last des schon gedeckten Daches ausübte. Mit Einem Schlage stürzte das gesammte Gesimse in einer Ausdehnung von 5½ Klaftern und einem beiläufigen Gewichte von 4—500 Centnern auf das hölzerne Gerüst. Die Macht der fallenden Masse war so groß, daß die stärksten Balken wie dünne Zweige gebrochen, Eisenschienen von zwei Zoll Dicke wie Papier gebogen wurden. Die Arbeiter von vier nahe liegenden Neubauten machten sich sofort daran, aus dem Schutthaufen die Todten und Verwundeten herauszubringen. Einzelne Männer arbeiteten mit wahrhaft heldenmüthiger Aufopferung; während Ziegel und Steine noch von dem lecken Dache herabstürzten, begannen die Wackeren die Pfosten und Balken wegzutragen. Unter denselben lagen fürchterlich verstümmelte Leichen und wimmernde Verwundete. Dieselben wurden in das gegenüber liegende Actien-Hotel gebracht und dort niedergelegt. Die Leichen boten einen fürchterlichen Anblick; einem Maurer war der Unterleib zerquetscht worden, ein zweiter trug eine lange, klaffende Wunde am Kopfe, ein Weib, dem ein Balken den Brustkasten eingedrückt, hatte sich die Zunge abgebissen und starrte mit halb verglasten Augen vor sich hin. Bei den mit aller Anstrengung fortgesetzten Ausgrabungen stieß man auf die Kalkgrube; aus derselben vernahm man Hilferufe; eine Arbeiterin war hinabgeschleudert worden und lebte noch. Sie bat in böhmischer Sprache, man möge sie befreien. Mit großer Vorsicht wurde weitergegraben, um die Eingeschlossene nicht durch Spatenhiebe zu verletzen. Bei aller Anstrengung ging die Arbeit dennoch langsam vor sich; endlich gelang es, die Unglückliche zu befreien. Man fand sie bewußtlos; die angestrengtesten Wiederbelebungsversuche blieben erfolglos. Eine Minute früher und die Unglückliche wäre gerettet gewesen; sie war durch das hinabrollende Erdreich erstickt. Im Ganzen waren bis Mittag 8 Todte gefunden, 9 Personen werden von den Aerzten als schwer verwundet bezeichnet.

— Die Telegraphie hat es so weit gebracht, die Sonne zu überflügeln, denn seit Fertigstellung der directen Verbindung mit Indien kommt es nicht selten vor, daß Depeschen, welche um Mittag in Calcutta aufgegeben wurden, um 10½ Uhr Vormittags in London an die Adressaten ausgeliefert werden. Zwischen London und Teheran, dem Ausgangspunkte der indischen Staatstelegraphen, ist die Verbindung geradezu eine augenblickliche.

— Ueber das schöne Nordlicht am Abend des 5. April liegen aus zahlreichen deutschen Städten, insbesondere aus Berlin, Leipzig, Köln, Coblenz, Bonn, Stuttgart und Würzburg, eingehende Berichte vor. An vielen Orten wurde Brandunglück vermuthet, und die Feuerwehren rückten aus. Ein Bericht der „Köln. Ztg." schildert den Höhepunkt dieser, in unserer Erdbreite selten sichtbaren, Lufterscheinung wie folgt: „Um 8 Uhr 15 Minuten erglänzte das Phänomen in seiner ganzen Schönheit: in dem ein dunkeles Segment umschließenden Lichtbogen, welcher in gelbe, purpurrothe und violette Farben spielte, fuhren, ihre Länge und Farben wechselnd, die bekannten, von smaragdgrünen Streifen durchzogenen Lichtbüschel fächerartig nach allen Seiten hin; bis zum Zenith, und über dieses hinaus noch sich erstreckend, breiteten sich dieselben von der Kassiopeia bis zwischen die Sterne in dem linken Flügel des Schwanes und das Bild der Leyer hin, deren Wega in dem schönen, auf dem östlichen Rande matten Roth besonders hell erschien, während die eingeschlossenen Sterne überstrahlt wurden." Um 8 Uhr 22 Min. nahm nach der Wahrnehmung des Correspondenten der „Köln. Ztg." der Glanz östlich ab, gleichzeitig nach Westen vorrückend. In Stuttgart wurde das Nordlicht eine halbe Stunde lang beobachtet. „Es zeichnete sich," schreibt der „Schw. M.", „weder durch brillante Farben, noch auch durch scharfe Conturen aus; dagegen hatte es eine seltene Ausdehnung, indem es sich gleichzeitig über mehr als einen Quadranten des Horizonts, vom Westpunkte bis über den Nordpunkt hinaus, in blutrother Färbung erstreckte und seine Feuergarben bis in die Nähe des Zeniths entsendete."

— In Pariser Börsenkreisen macht eine großartige Unterschlagung, welche ein höherer Commis des dortigen Hauses Rothschild sich hat zu Schulden kommen lassen, viel von sich reden. Ein Zufall führte am 2. April zu der Entdeckung, daß Hr. Tassius — dies ist der Name des Schuldigen — ein seit achtzehn Jahren im Hause beschäftigter und speciell mit dem Ein- und Verkauf von Metallbarren betrauter Mann, im Laufe der Zeit Unterschleife gemacht hat, die nach den bisherigen Erhebungen nicht weniger als drei Millionen Franken betragen; Hr. Tassius befindet sich bereits in Mazas. Im Rothschild'schen Hause galt er insbesondere für das Fach, welches er versah, als eine überaus tüchtige Kraft. Er scheint den größten Theil der defraudirten Summen in Börsenspeculationen verloren zu haben.

— Der gewiß allgemein bekannte Friedensapostel Elihu Buritt hat Zeit zu einer interessanten Nebenbeschäftigung gefunden. Er hat die Zeit- und Geldverschwendung berechnet, welche der überflüssige Buchstabe u in der Endung our (labour, honour, vigour ꝛc.) verursacht. Der Verlust an Feder, Tinte, Satz und Druck, welchen dieses unschuldige u über den ganzen Erdkreis anrichtet, schätzt der Mann des Friedens auf 10,000 Lstr. in einem einzigen Jahre.

Sylbenräthsel.

Denk' ich der heit'ren Kinderjahre,
So denk' ich 1, 2 auch an Dich.
Wie freute Deiner Schöne sich
Die junge Schaar, in lichtem Haare:
Und Deiner Gaben reiche Spende
Las sie mit Umsicht auf, behende.

Im ferner Winkel stand 3, 4.
Geschmückt mit hunderttausend Blättern.
Uns kleinen Bäschen, kleinen Vettern
Winkt sie, wir jubeln hin zu ihr.
Und gastlich sind wir aufgenommen
Und dürfen immer wieder kommen.

Doch heut', nach so und so viel Jahren:
Wo finde heute ich das Ganze?
Umringt von einem Leserkranze;
Zum östern bei den stillen Laren.
Doch, noch wie sonst, im blätterreichen,
Im Schmuck: sich selber zu vergleichen.

Δ —

Auflösung der Charade in No. 39:
Wasserscheide.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stapf.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 43. Dritter Jahrgang. 1870.

—nb—. Geheimnißvoll verschwunden.

(Fortsetzung.)

11.

An einem klaren frostigen Januarnachmittage, als der Jamesfluß mit dichten Eisschollen bedeckt war, fuhr Miß Cartwright in ihrem von Ponies gezogenen Wägelchen nach Richmond. Es war ungefähr sechs Jahre nach Johns Acklands Besuch in Glenoak und Virginia hatte ihr sechzehntes Jahr zurückgelegt. Wer immer sie an jenem Nachmittage nach Richmond fahren sah, mußte zugestehen, daß aus dem lieblichen Kinde eine sehr schöne Jungfrau geworden. Die gesunde frische Luft gab ihrem südlichen Teint eine erhöhte Färbung, und die Leute sahen ihr bewundernd nach. Nachdem sie verschiedene kleine Einkäufe gemacht hatte, ließ Miß Cartwright vor dem Hause des Uhrmachers D'Oiley halten, stieg aus und gab einem Gehilfen ihre Uhr zur Reparatur, wobei sie den Wunsch aussprach, ihr dieselbe durch den Postboten so bald als möglich wieder zusenden zu lassen. Gerade als sie den Laden verlassen wollte, trat Mr. D'Oiley aus dem Hinterzimmer ein.

„Das ist ein außerordentlich werthvoller Chronometer," sagte er, die Uhr betrachtend, „es ist keine amerikanische Arbeit. Ich sah nur einmal in meinem Leben eine solche Uhr. Darf ich fragen, Miß, wo Sie sie kauften?"

„Ich habe sie nicht gekauft," erwiderte Virginia. „Sie ist ein Geschenk und ich halte sie sehr in Ehren. Bitte, gehen Sie recht behutsam damit um und schicken Sie sie mir so bald als möglich zurück." Mit diesen Worten verließ sie den Laden.

Mr. D'Oiley drückte seine Loupe in's Auge, öffnete den Deckel von Miß Cartwrights Uhr und stellte eine genaue Untersuchung damit an. Plötzlich erheiterten sich seine nachdenklichen Züge, wie wenn ihm über eine lange räthselhaft gebliebene Sache ein Licht aufgehe. Er nahm die Uhr in sein Privatzimmer mit und nachdem er sich eingeschlossen, holte er verschiedene alte Contobücher herbei, in denen er langsam und bedächtig zu blättern anfing. Endlich fand er, was er gesucht hatte.

„Es ist wie ich vermuthete," sprach er bei sich, „und jetzt hat Gott selbst Philip Cartwright in meine Hand gegeben."

Wohl eine Stunde lang berieth sich Mr. D'Oiley darauf im Geheimen mit seiner schöneren Hälfte, worauf er sich in die Wohnung des Dr. Simpson begab und diesen Herrn allein zu sprechen verlangte.

„Nun, Mr. D'Oiley," sagte Dr. Simpson, „was giebt's denn? Sie scheinen ja sehr aufgeregt."

„Ich bin auch aufgeregt, Sir; und zwar wegen einer sehr ernsten Angelegenheit. Die Wege der Vorsehung sind in der That wunderbar. Sehen Sie sich einmal diese Uhr an. Kam Ihnen je eine ähnliche vor Augen?"

„Ich könnte mich nicht entsinnen," sagte der Doctor.

„Ich sah auch noch nie eine ähnliche, Sir, und ich habe doch in meinem Leben Uhren genug in Händen gehabt. Nun geben sie acht, Sir, und wenden Sie die Augen nicht von der wunderbaren Uhr, die ich hier in der Hand halte. Es sind jetzt sechs Jahre, daß Mr. Ackland, der mit Ihnen zugleich auf Besuch in Glenoak war, in meinen Laden kam und mir seine Uhr, weil sie nicht richtig ging, zum Repariren brachte. Die Uhr erregte meine besondere Aufmerksamkeit, weil es eine ganz wundervolle Arbeit war. Wie üblich trug ich die Nummer derselben in mein Buch ein und als ich Mr. Ackland die Uhr zurückgab, bemerkte ich demselben: „„Wundervolle Arbeit, Sir, Genfer Arbeit. Und jetzt garantire ich Ihnen, daß Ihr Chronometer sechs Jahre lang richtig gehen wird."" Und die Uhr ist sechs Jahre lang richtig gegangen. Es ist gerade sechs und ein halbes Jahr, daß Mr. Ackland diese Uhr von mir richten ließ und sie mit nach Glenoak nahm. Und es sind noch keine sechs Stunden her, daß Miß Cartwright in meinen Laden kam und mir die Uhr brachte, damit ich sie wieder nachsehen solle."

„Gott steh' mir bei!" rief Dr. Simpson.

„Das kann man wohl sagen," erwiderte Mr. D'Oiley. „Ich nahm mir die Freiheit heraus, Miß Cartwright zu fragen, wo sie die Uhr gekauft habe, sie antwortete aber, sie habe sie nicht gekauft, es sei ein Geschenk, — und fort war sie."

„Aber Sie wollen doch nicht etwa sagen —"

„Gewiß will ich sagen, Sir. Ich will sagen, daß ich nicht glaube, Mr. Ackland habe diese kostbare Uhr der kleinen Virginia Cartwright geschenkt, die damals, als er nach Glenoak kam, noch ein wahres Kind war. Nein, ich will sagen, Sir, daß ich glaube, und immer geglaubt habe, und immer glauben werde, — daß Mr. Ackland jämmerlich ermordet wurde."

„Still, still!" rief Dr. Simpson, „Sie haben kein Recht, so etwas zu sagen, Mr. D'Oiley."

„Aber ich sage es dennoch, Sir," fuhr der Uhrmacher energisch fort, „ich sage es, wenigstens zu Ihnen, Dr. Simpson. Denn ich weiß, daß, wenn Sie es selbst auch nicht sagen, Sie es doch denken. Und ich weiß, daß Ihre Schwester, Miß Simpson, es auch denkt. Und ich sage noch mehr, Sir. Ich sage, daß der Mann, welcher Virginia Cartwright diese Uhr gab, ein Räuber und ein Mörder war. Das ist es, was ich sage, Sir."

„Aber Sie dürfen es nicht sagen," warnte der Doctor, „wenn Sie nicht auch zugleich bereit sind —"

„Sir," sagte Mr. D'Oiley, „ich bin bereit, die Uhr in die Hände der Gerechtigkeit abzuliefern."

„Sie haben auch kein Recht, etwas Derartiges zu thun, Die Gerechtigkeit wird natürlich die Uhr der rechtmäßigen Eigenthümerin, Miß Cartwright, zurückgeben. Uebrigens lassen Sie sich warnen, Mr. D'Oiley, denn dies ist eine höchst delicate Sache, bei der die geringste Unvorsichtigkeit Sie in große Ungelegenheiten bringen könnte. Wollen Sie die Uhr, — wenigstens für einige Tage, — mir überlassen? Miß Cartwright wird ohne Zweifel im Stande sein, sich über den Besitz derselben in zufriedenstellender Art auszuweisen. Ich verspreche Ihnen, gleich zu ihr zu gehen und auch, wenn nöthig, ihren Vater aufzusuchen. Was meinen Sie?"

Mr. D'Oiley wollte sich nicht dazu verstehen, sich von der

Uhr zu trennen, die, wie er abermals erklärte, „Gott selbst ihm in die Hände gegeben“. Doch fügte er sich, wenn auch ungern, hinein, keine weiteren Schritte in der Sache thun zu wollen, ehe Dr. Simpson mit Miß Cartwright gesprochen.

Dieser Besuch fand am nächsten Tage statt, und Miß Cartwright sagte, daß sie die Uhr vor einem Jahre als Geburtstagsgeschenk von ihrem Vater erhalten. Auf Mr. Simpsons Frage nach ihrem Vater, gab sie zur Antwort, daß er, wie sie glaube, in Maysville sich aufhalte, doch habe sie beinahe einen Monat keine Nachrichten mehr von ihm empfangen. Der Doctor ging nach Maysville, und die erste Person, welche er im Gastzimmer des einzigen Wirthshauses sah, war Philip Cartwright.

Cartwright war wüthend, als er hörte, weshalb Dr. Simpson ihn aufgesucht hatte.

„Natürlich,“ sagte er, „hat die Uhr meinem armen Freunde John Ackland gehört, und er machte mir ein Abschiedsgeschenk damit an dem Tage, da er Glenoak verließ. Und sagen Sie dem Schurken D'Oiley,“ setzte er hinzu, „daß, wenn er die Uhr nicht auf der Stelle meiner Tochter zurückgiebt, ich ihn als Dieb verhaften lassen werde.“

Der Uhrmacher ließ sich jedoch nicht im geringsten einschüchtern. „Es ist meine Ueberzeugung, Sir,“ sagte er, „und es ist seit lange meine Ueberzeugung gewesen, daß die Hand der Vorsehung mich dazu bestimmt hat, dieses große Geheimniß zu entwirren und einem der schwärzesten Verbrecher, der je Gottes Erde belastete, die heuchlerische Maske abzureißen. Und da Sie mir sagen, Sir, daß ich es nicht verhindern könne, die Uhr in unrechtmäßigen Händen zu lassen, so werde ich sie selbst Miß Cartwright nach Glenoak zurückbringen.“

12.

Miß Cartwright dankte dem Uhrmacher, daß er ihre Uhr so sorgfältig bewahrt und sie ihr sogar eigenhändig zurückgebracht habe. Sie bat ihn, einige Erfrischungen zu sich zu nehmen, ehe er Glenoak verlasse, und wenn es ihm gefalle, zu bleiben, so lange es ihm beliebe. Das Wetter sei nicht gerade einladend, aber wenn er einen Spaziergang oder Ritt durch die Pflanzungen machen wolle, so werde Mr. Spinks, der Aufseher, gerne bereit sein, ihn zu begleiten und ihm Alles zu zeigen.

Mr. D'Oiley war Miß Cartwright sehr verbunden für ihre Güte gegen „einen armen überarbeiteten Sohn der geschäftigen Stadt.“ Einen Spazierritt machen wolle er nicht, da Mr. Cartwright's Pferde im Rufe ständen, schlechten Reitern, wie er, gefährlich zu sein. Lieber mache er einen tüchtigen Marsch zu Fuß über Feld an einem kalten Tage, und mit Miß Cartwright's Erlaubniß wolle er denn einen Gang durch die schöne Besitzung machen, ehe er zur Stadt zurückkehre.

Das erste, das Mr. D'Oiley's Aufmerksamkeit erregte, als er seinen Weg antrat, war das Geschrei eines alten Negers, der sich unter der Peitsche krümmte.

„Was hat der Mann denn verschuldet?“ fragte D'Oiley den Aufseher, der dabei stand und aufpaßte, ob das Prügeln auch ordentlich vollzogen werde.

„Sie nennen das einen Mann?“ erwiderte Mr. Spinks; „ich, Sir, nenne das ein verfluchtes starrköpfiges Vieh. Wir können ihn um's Leben nicht dazu bringen, diese Ladung Eis in den Eiskeller zu schleppen, und so geht es zu Grunde.“

„Nun,“ versetzte Mr. D'Oiley, „das Quantum scheint auch nicht gering zu sein, und der Alte scheint auch nicht mehr viel zu taugen.“

„Nicht mehr viel zu taugen? Er taugt zu gar nichts mehr.“

„Warum trägst Du das Eis nicht fort, Sambo?“ fragte der Uhrmacher.

„Ich nicht Sambo,“ antwortete der Neger verdrossen und eingeängstigt, „ich sein Ned, alte Onkel Ned.“

„Nun, Onkel Ned, warum thust Du nicht, wie man Dir befiehlt?“

„Weil arme alte Ned sich fürchten, Massa. Alte Ned sich fürchten vor schreckliches Ding in Eiskeller. Schreckliches Ding, fürchterlich bei Nacht, Massa, fürchterlich bei Tag. Arme Onkel Ned gar schlimmes Leben dabei haben.“

Dem Uhrmacher ging abermals ein Licht auf.

„Ich will Ihnen etwas sagen, Mr. Spinks,“ versetzte er, „ich habe große Lust, Ihnen den Neger abzukaufen, Sir. Er ist doch nicht mehr viel werth, wie Sie wohl wissen.“

„Funkelnagelneu ist er nicht, Sir, so viel steht fest. Aber er versteht sich noch ganz gut auf Feldarbeit. Und er kennt die Plantage, da er auf ihr aufgewachsen ist.“

„Wirklich?“ sagte der Uhrmacher, als ob er etwas sehr Ueberraschendes höre. „Kennt er sie gut? Nun, was sagen Sie zu einem Gebot von hundert Dollars, Mr. Spinks?“

„Nicht für zweihundert, Sir.“

„So fordern Sie, Sir.“

„Nicht unter tausend, Mr. D'Oiley. Ich versichere Sie, Sir, Mr. Cartwright würde nichts davon hören wollen. Er hat den Neger besonders gern. Der Neger ist ihm der liebste auf der ganzen Pflanzung, Sir.“

„Sie sagten tausend Dollars, Mr. Spinks?“

„Ja, Sir.“

„Die Hälfte würde wohl auch genug sein, Mr. Spinks. Ich gebe Ihnen fünfhundert Dollars, Sir.“

„Abgemacht.“

„Abgemacht,“ wiederholte der Uhrmacher, „und wenn Sie meine Anweisung dafür nehmen wollen, so werde ich ihn gleich in meinem Einspänner heimfahren. Es geht nichts über raschen Abschluß in Geschäften.“

„Ich würde Ihre Anweisung für eine Million nehmen,“ antwortete der Aufseher, höchlich erfreut, einen alten, abgenutzten Neger so vortheilhaft zum zweifachen Marktpreise verkauft zu haben.

(Schluß folgt.)

Romantik im Hause der Lords.

2.

So sehen wir das Beil und den Strang, das Schlachtfeld und den Kerker, die Leidenschaft und die kalte Staatsraison, den Haß und die Liebe, das Auf und Nieder eines großen und bewegten Lebens unablässig arbeiten, um die Geschichte des englischen Adels mit jenem eigenthümlichen Schimmer der Romantik zu umgeben, welcher die Träger derselben für immer zu Lieblingsgestalten der Dichtung gemacht. Aber auch die halbmelancholische, halb komische Moral fehlt dieser Geschichte nicht. Was ist aus den Nachkommen all dieser großen und erlauchten Geschlechter geworden, welche vor uns auftauchten und verschwanden? Der Chef dieser Familie fiel auf Bosworth Field, der Chef jener auf Tower Hill; die Würde dieses Peers erlosch wegen Armuth, die Würde jenes Peers wegen Verbrechen. Aber dadurch, daß eine Familie den Titel verliert,

hört sie doch nicht auf zu sein. Das ist auch bei weitem nicht der Fall. Die Nachkommen der Mallet's, eines der größten von des Eroberers Baronen, sind gegenwärtig Taglöhner und die der nobelen Howards führen die Pflugschar in Suffolkshire. Der jetzige Repräsentant der ehemals so stolzen Familie der Moores ist Gefängnißdiener; der der Hays ist Schreiber in einer Filiale der schottischen Bank; der letzte Conyers (verschwägert mit den Byrons) wurde in einem Arbeitshause gefunden und Lord Kircudbright hinter dem Ladentische eines Handschuhmachers. Ich selbst erinnere mich noch aus der ersten Zeit meines Londoner Aufenthaltes eines englischen Barons, welcher Droschkenkutscher, und eines anderen, welcher Commis eines Leinenwaarengeschäfts in Regent-Street war.

Nicht selten erhebt sich aus der Schaar dieser dunkelen Ehrenmänner Einer oder der Andere mit dem Anspruch auf eine vacante oder bestrittene Peerswürde; und wiewohl es ein wenig grotesk und absurd klingt, so hat doch Victor Hugo nicht so ganz unrecht, wenn er in seinem letzten Roman den unglückseligen Menschen, „welcher lacht", aus seiner Gauklerbude direct in das Oberhaus führt, um ihn dort mit den Peersgewändern zu bekleiden. Fälle dieser Art, wenn auch nicht ganz so carrikirt, sind vorgekommen. Das Grafenthum von Huntingdon, welches so alt ist, als die Zeit des ersten Normannenkönigs in England, erlosch im Jahre 1788, oder man glaubte vielmehr, daß es erloschen sei. Da lebte nun im Jahre 1817 ein alter Capitain, Namens Hastings, als Casernen-Inspector (Barrackmaster) in Dublin, welcher sich für Alles eher als für den rechtmäßigen Erben der Grafen von Huntingdon hielt. Allein ein irischer Advocat fand den Anspruch heraus und schloß mit dem erstaunten Krieger auf eine ziemlich beträchtliche Summe für den Fall ab, daß er den Anspruch auch begründen könnte. Dies gelang, und im Jahre 1819 wurde der alte Mann aus der Caserne in das Haus der Peers berufen und vermachte, als er im Jahre 1828 starb, die großen Güter und den Grafentitel der Huntingdons seinem Sohne, der sich noch heute im Genusse beider befindet. Ebenso wurde durch die Bemühungen seines Advocaten ein vom Geschäfte zurückgezogener Specereikrämer auf seine alten Tage noch zum Lord Willoughby de Parham und ein Kellner aus dem Dawson-Street-Hotel zum Lord Kingsland gemacht. Die Geschichte dieses Kellners ist zu interessant, um sie nicht in kurzen Worten zu erzählen, wie wir sie in Burke's „Vicissitudes of families" gelesen haben. Er hieß Matthew Barnewall und war zu Dublin, in der Nähe von Castle-Market, geboren — einem elenden Quartier, welches meist von Bettlern und Dieben bewohnt wird. Er erschien vor dem Publicum zuerst in der Eigenschaft eines Laufburschen, schwang sich jedoch, ehrgeizig von Natur, bald zu der bedeutenden Stellung eines Unterkellners in irgend einer obscuren Taverne empor. Hier, auf eine vage Familien-Tradition gestützt, der zufolge er mit den Kingslands verwandt sein sollte, ergriff ihn der Gedanke seiner zukünftigen Herrlichkeit. Der damalige Lord Kingsland war ein Blödsinniger, der unter Vormundschaft seines Verwandten, Lord Trimlestone's, in einem Irrenhause in Frankreich gehalten wurde. Auf ein Gerücht hin, daß der verrückte Peer gestorben, beschloß Barnewall, der inzwischen zum wirklichen Kellner in einem wirklichen Hotel avancirt war, von seinem Familien-Eigenthum Besitz zu ergreifen.

Er versammelte seine alten Freunde und Collegen in starker Zahl, und mit diesem Aufgebote von Eckenstehern und Bierkellnern zog er nach Turney, dem Schlosse der Kingslands, in welchem er sich nebst seinen Hilfstruppen sogleich häuslich niederließ. Die Bäume des Parkes wurden abgehauen, Freudenfeuer angezündet, und der ganze Pöbel der Umgegend fand sich zu den Festen ein, welche Se. Lordschaft arrangirte. Doch der Jubel sollte nicht lange dauern. Lord Trimlestone wendete sich an das zuständige Gericht, und der „Lord von der schmutzigen Serviette" vertauschte bald die gastlichen Hallen von Turney-Castle mit dem Gefängnisse von Newgate, in welchem er übrigens nur kurze Zeit blieb, um dann wieder auf seinen Posten im Dawson-Street-Hotel zurückzukehren. Die Sache hatte jedoch großes Aufsehen gemacht, und ein berühmter Jurist, der sich bereits in einigen ähnlichen Rechtsfällen ausgezeichnet, bot dem Eroberer des Schlosses von Turney seine Dienste an. Der Stammbaum wurde angefertigt und nach Beseitigung einer unsäglichen Menge von Schwierigkeiten bis auf ein fehlendes Glied vollendet. Der „Kingsland-Fall" wurde eine Cause célèbre, von der alle Zeitungen sprachen, alle Welt sich unterhielt, und so geschah es denn, daß auch die letzte Lücke ausgefüllt werden konnte, und zwar auf das Zeugniß einer alten Frau mit dem romantischen Namen Lucindea Awbridge, die damals bereits über hundert Jahre zählte. Mittlerweile war der irrsinnige Peer wirklich gestorben, und Barnewall's Advocat legte den Stammbaum seines Clienten dem Hause der Lords vor. Das Haus fand, daß der Ausspruch begründet sei, und es dauerte nicht lange, so wurde der Erbe der Kingslands, welcher auch in seinen bisher niedrigen Verhältnissen bewiesen, daß das edle Blut sich nicht verläugnet, berufen, die Titel seiner Vorfahren anzunehmen. Allein, das war auch Alles, was er davon hatte. Die reichen Besitzungen der Familie wurden dem neuen Lord, der nicht einmal seinen Namen schreiben konnte, abgesprochen, und der Viscount Kingland und Baron v. Turney würde wahrscheinlich im Armenhause gestorben sein, wenn er nicht schließlich noch die Pension eines armen Peers mit 500 Pfund Sterling jährlich erhalten hätte. Se. Lordschaft starb kinderlos, und mit ihm erlosch das nobele Haus, das er bis zuletzt so würdig vertreten; aber den Namen seiner Wittwe, Viscounteß Kingsland, habe ich noch in Debrett's Peerage von 1865 gefunden.

Ein ähnlicher Fall, in welchem es sich aber nicht nur um einen Stammbaum, sondern um ein untergeschobenes Kind obendrein handelt, schwebt augenblicklich vor dem Oberhause; es ist der in den Tagesblättern bereits zu einer gewissen Berühmtheit gelangte Proceß um die Wicklow-Peerage. Der Titel der Grafen v. Wicklow wurde erst am Ende des vorigen Jahrhunderts geschaffen und einem in Irland angesiedelten Nebenzweige der großen englischen Familie der Howards verliehen. Gleich der erste Graf, Robert, starb unverheirathet im Jahre 1715, und Titel nebst Besitzungen gingen auf seinen jüngeren Bruder William über, welchem im Jahre 1818 sein gleichfalls William genannter Sohn folgte. Dieser, mit vollem Namen: William Howard, dritter Graf v. Wicklow, hatte sechs Töchter, aber keinen Sohn, und nur einen Bruder, einen Geistlichen, Francis Howard, auf den und dessen Söhne die muthmaßlichen Erbansprüche übergingen, da nach britischem Rechte zunächst der Mannesstamm und nur, wo dieser fehlt, die weibliche Descendenz in eine erledigte Peerage succedirt. Der geistliche Herr und zwei seiner Söhne jedoch starben lange vor dem Grafen, welcher sogar den dritten Sohn seines Bruders, Mr. George William Howard, überlebte, als dieser im Jahre 1864 mit Hinterlassung einer Wittwe das Zeitliche segnete. Als Erbe betrachtete sich nun ein anderer Neffe des Grafen aus der weiblichen Seitenlinie, Mr. Charles Francis Arnould, ein Husaren-Officier. Doch nicht lange, so tauchte plötzlich jene Wittwe mit der alarmirenden Nachricht auf, daß sie ein posthumes Knäblein zur Welt gebracht, welches der wahre und rechte Erbe der Titel und Besitzungen der Wicklows sei. Der Anspruch wurde von der Familie sofort bestritten, indem sie behauptete, von der Geburt dieses Knaben keine Kenntniß zu haben; die Sache hatte jedoch zunächst keinerlei praktische Folgen, bis zum vorigen Jahre, wo der 83jährige Graf v. Wicklow starb. Nun traten die beiden Parteien mit ihren Ansprüchen hervor und brachten dieselben vor das Oberhaus, wo sie gegenwärtig noch, wie jeder Zeitungsleser weiß, „sub judice" sind. Der Husaren-Officier behauptet nämlich, daß das Kind der Frau Howard gar nicht das Kind des Erben von Shellon-Abbey und Castle-Forward, ja nicht einmal ihr Kind, sondern aus einem Armenhaus in Liverpool sei, daß seine richtige Mutter, ein armes Weib, heute noch lebe und als Zeugin auftreten werde. So leichten Kaufes jedoch wird Frau Howard die Grafenkrone und was damit zusammenhängt, nicht aufgeben, und da sie im Sollicitor General einen der ausgezeichnetsten Juristen Eng-

lands zu ihrem Beistand hat, so sind ihre Chancen nicht schlecht. Es hängt in der That nur noch von einem Alibi-Beweis der angeblichen Mutter ab, daß der nunmehr sechsjährige Knabe „mit hellen Haaren und blauen Augen", den sie behufs der Adoptirung in dem Liverpooler Armenhause gesucht haben soll, zum Grafen v. Wicklow und Baron Clanmore gemacht und zum Erben der Familienschlösser in Wicklow, Donegal, Brighton und London erklärt werde.

Wenn hier also noch ein Schimmer von Hoffnung vorhanden, so scheint doch das Unternehmen der alten Dame, welche sich seit einiger Zeit der Welt unter dem Namen einer Gräfin v. Derwentwater bekannt gemacht hat, gänzlich hoffnungslos zu sein. Es war an einem Tage im October des Jahres 1868, als sie, gleich dem Kellner von Dawson-Street, von einem Haufen Bewaffneter umgeben, unter den Hügeln von Northumberland erschien und von den dort liegenden Trümmern des Schlosses Dilston Besitz ergriff. Sie war — ich weiß nicht warum — in eine österreichische Militär-Uniform gekleidet und trug ein Schwert. Da die Ruinen seit Menschengedenken unbewohnt und verödet sind, so leistete natürlich Niemand ihr Widerstand, als sie die zerfallenen Gemächer mit den Familien-Portraits schmückte und auf dem einzig noch stehenden Ueberreste des Thurmes ihre Flagge aufzog. Als am anderen Morgen die Polizei des benachbarten Dorfes kam, um die neue Besitzerin von Dilston-Hall nach ihrem Namen und Vorhaben zu fragen, erwiderte sie, daß sie Amalie Gräfin v. Derwentwater und als Erbin dieses erlauchten Geschlechtes zurückgekehrt sei in das Schloß ihrer Väter. Der Name der Derwentwaters, wiewohl erloschen seit mehr denn hundert Jahren, hat noch einen romantischen Klang in den Bergen des englischen Nordens, der hart an die Grenze von Schottland stößt. Eines der schönsten Gewässer im englischen Seedistricte heißt noch nach ihnen; im Volkslied und in der Sage lebt ihr heldenmüthiger Name bis heute. Die ganze Gegend, so düster in ihren Schluchten und so lieblich an ihren Seeränderu, ist voll von Erinnerungen an die Derwentwaters; die Hirten an den Abhängen der Borrowdale-Craggs singen den Abschied des guten Grafen:

Fahre wohl, du schönes Dilston-Hall,
Meines Vaters alter Sitz —

und die Bauern jener Grafschaft nennen das Nordlicht, welches dort in den Winternächten zuweilen gesehen wird, „die Lichter des Grafen Derwentwater." Allein das Alles hindert nicht, daß dieser letzte Graf Derwentwater, wegen Hochverraths angeklagt, von seinen Peers zum Tode verurtheilt wurde und auf dem Schaffot gestorben ist. Eng verwandt mit den Stuarts, kaum fünfundzwanzigjährig, ein Mann von ritterlicher Schönheit und eben erst vermählt mit einem reizenden Weibe, erhob er sich mit all seinen Vasallen und Lehensleuten, als im benachbarten Schottland der Prätendent gelandet und um die weiße Fahne sich die treuen alten Jacobiten sammelten, Es war der Aufstand von 1715, so blutig und so kurz. Er endete mit den beiden Schlachten von Preston und Sheriffmuir; der Prätendent floh und die vornehmsten seiner Anhänger wurden in den Tower gebracht. Dort, auf Tower Hill, büßte James Radcliffe, letzter Graf v. Derwentwater, die Schuld, einer verlorenen Sache bis an sein Ende treu geblieben zu sein. Seinem jüngeren Bruder, Charles Radcliffe, gleich ihm gefangen und verurtheilt, gelang es, dem Tower zu entkommen. Doch dreißig Jahre später, als der letzte Stuart (1745) noch einmal versuchte, mit dem Schwert in der Hand, ein armer Abenteuerer, sich den Weg zu dem Throne zu bahnen, welchen, wie er sagte, die Hannoveraner usurpirt, da war unter seinen Anhängern ihm auch Charles Radcliffe vom Continente gefolgt. Auf Culloden's Moor ging der Stern der Stuarts für immer unter, und auf derselben Stelle, wo sein Bruder für die Stuarts gestorben, starb auch Charles Radcliffe den Heldentod auf dem Schaffot. Alle die herrlichen Besitzungen der Radcliffes in Northumberland und Cumberland wurden dem Greenwich Hospital übergemacht und sie gehören zu den wenigen Fällen von confiscirten Gütern, welche von dem Hause Hannover den Nachkommen der Rebellen-Lords nicht zurückerstattet worden sind. Der Feldzug der armen Gräfin Amalie gegen die etablirte Gewalt wird daher, wenn auch hoffentlich nicht so tragisch, doch ebenso hoffnungslos sein, als es derjenige ihres großen Vorfahren war, nach welchem sie sich nennt. Kein Mensch mißgönnte ihr den Aufenthalt in den Ruinen von Dilston-Castle, welchen sie übrigens nur mit den Eulen theilte; sobald sie aber Miene machte, den Pächtern das Vieh zu pfänden, legte sich der Magistrat ins Mittel, und es ist zu fürchten, daß sie, wofern sie so fortfährt, umgekehrt wie der Kellner von Dawson-Street, im Schlosse angefangen haben wird, um im Gefängniß zu enden. Denn darin unterscheidet sich die englische Polizei nicht von irgend einer anderen, daß sie weder Spaß noch Romantik versteht, und könnte die letztere sich selbst auf einen so stolzen Titel berufen, als die „Romantik im Hause der Lords."

Mannichfaltiges.

— Ein vor Kurzem zum Tode verurtheilter Mörder, ein gewisser Butterford, der den Wildhüter des in England lebenden indischen Fürsten Dhulep Singh erschossen, wird voraussichtlich der Todesstrafe aus einem sehr eigenthümlichen Grunde entgehen. Nach dem englischen Gesetze muß bekanntlich der Verurtheilte am Halse aufgehenkt werden, bis der Tod erfolgt, und das soll in diesem Falle durch eine eigenthümliche abnorme Bildung des Halses sehr schwer, wo nicht gar unmöglich sein, so daß die sonst nichts weniger als wahrscheinliche Begnadigung leicht als Ergebniß und Folge eines ärztlichen Guchachtens gewährt werden dürfte. Ein Präcedenzfall ähnlicher Art liegt vor: Es ist schon mehrere Jahre her, da wurde ein Mann wegen eines Mordes auf einer der Canal-Inseln zum Tode durch den Strang verurtheilt. Es stellte sich indessen heraus, daß aller Wahrscheinlichkeit nach der Hals des Unglücklichen nicht im Stande sein würde, die Last des Körpers zu halten, und um nicht Erhenken mit Enthaupten zu verbinden, wurde die Todesstrafe umgewandelt.

— Zwischen New-York und Washington soll das neue Little'sche Telegraphen-System eingeführt werden, und bereits sind zahlreiche Arbeiter beschäftigt, die neuen Linien einzurichten. Das neue System, welches von dem Morse'schen wesentlich abweicht, würde eine Revolution im Telegraphenwesen hervorbringen, wenn die über dasselbe verbreiteten Mittheilungen begründet sind. Denn ihnen zufolge soll es möglich sein, vermittelst eines Drahtes 200 Worte per Minute zu befördern, während nach dem früheren System der geübteste Telegraphist nicht mehr als 50 Worte befördern konnte. Der Unternehmer behauptet, durch sein System die Tarife für die Depeschenbeförderung um die Hälfte herabsetzen zu können; das ist für die Geschäftswelt über alle Maßen wichtig. Der Postverkehr würde bedeutend abnehmen, der Depeschenwechsel dagegen wenigstens um das Zehnfache wachsen. Nach zuverlässigen Berichten würde die Einführung des Little'schen Systems auf allen Telegraphen-Linien in den Vereinigten Staaten einen Kostenaufwand von 4½ Mill. Doll. verursachen. Es ist erwiesen worden, daß nach diesem System 200 Worte per Minute über eine 2000 Meilen lange Strecke telegraphirt, und daß zum Dienste Knaben und Mädchen verwendet werden können. Die Maschinerie ist dabei außerordentlich einfach und billig. Die Geschäftswelt in Nordamerika blickt natürlich mit gespannter Erwartung auf die Einführung dieses neuen Systems.

— Der berühmte Violonist Charles de Beriot ist in der Nacht vom 9. auf den 10. April zu Brüssel nach langer Krankheit gestorben. Er war 1802 in Löwen geboren.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 44. Dritter Jahrgang. 1870.

—nb—. Geheimnißvoll verschwunden.

(Schluß.)

An demselben Tage, an dem Mr. Spinks das seiner Ansicht nach so vortheilhafte Geschäft mit Mr. D'Oiley abgeschlossen hatte, kehrte gegen Abend der Eigenthümer von Glenoak unter das Dach seiner Ahnen zurück. Sein erstes Geschäft war, den Aufseher rufen zu lassen.

„Ich will mit Onkel Ned sprechen, Mr. Spinks. Schicken Sie mir das Vieh sogleich herauf."

„Onkel Ned? Ei, Mr. Cartwright, ich habe ihn soeben verkauft und sehr vortheilhaft. Er ist in den letzten drei Jahren nicht sein Essen werth gewesen."

Es wäre unmöglich, den Wuthparoxismus zu beschreiben, in den Mr. Cartwright bei dieser Ankündigung gerieth.

„Aber wirklich, Mr. Cartwright," entschuldigte sich der Aufseher, „ich dachte, es sei dies in Ihrem Interesse, als Mr. D'Oiley mir fünfhundert Dollars bot —"

„Sie verkauften ihn an D'Oiley?"

„Ja, Sir, heute Nachmittag."

„Schurke!" heulte Cartwright, dem Aufseher an die Kehle springend. Aber plötzlich wechselte seine Laune. „So sei's d'rum," sprach er grollend, indem er den Aufseher an die Wand schleuderte, „die Dummheit ist begangen und nicht mehr zu ändern. Lassen Sie auf der Stelle den Reisewagen anspannen und bringen Sie mir alles Geld, was im Hause ist; und dann gehen Sie mir aus den Augen."

Mr. Cartwright schritt in's obere Stockwerk und in's Zimmer zu seiner Tochter.

„Virginia," sagte er mit feuchten Augen und heiserer Stimme, „ich gehe fort von hier, sogleich, und sehr, sehr weit. Wenn Du in Glenoak bleibst, so sehen wir uns vielleicht nie wieder, auf alle Fälle nicht vor langer, langer Zeit. Wenn Du mit mir gehen willst, so werden wir uns nie trennen, aber der Weg ist weit, mein Kind, und die Zukunft ist dunkel wie die Nacht, und Gefahr ist hinter uns her. Was wirst Du thun, Virgy?"

„O, Vater, Vater!" rief das erschreckte Mädchen, „wie kannst Du fragen? Ich werde Dich nie verlassen!"

In derselben Nacht verließen Philip Cartwright und seine Tochter Glenoak, um nie dahin zurückzukehren.

13.

Ungefähr vierzehn Tage, nachdem die Besitzer von Glenoak dem Gute den Rücken gewendet, wurde der schwergekränkte Mr. Spinks, während er überlegte, ob er mit Rücksicht auf weiteren Zuwachs seiner kleinen Ersparnisse auf seinem Posten bleiben oder ihn zur Wiederherstellung seiner beleidigten Würde aufgeben sollte, sehr unangenehm überrascht durch einen zweiten Besuch von Mr. D'Oiley, in dessen Begleitung sich noch dazu Mr. Simpson, der Richter Griffin, Polizeiinspector Tanin und ein halbes Dutzend niederer Diener der Gerechtigkeit befanden.

„Mr. Spinks," sagte der Inspector Tanin, haben Sie die Güte, Ihre Leute zusammenzurufen und alles Eis aus jenem Eiskeller dort entfernen zu lassen. Ich habe die gerichtliche Ermächtigung zu einer Haussuchung und zur Verhaftung Philip S. Cartwrights, wann und wo er in den Vereinigten Staaten gefunden werden sollte."

„Auf welche Anklage?" fragte Mr. Spinks.

„Mord," erwiderte der Inspector lakonisch.

Mr. Spinks that wie ihm geheißen. Die Sclaven erhielten den Befehl, Mr. Cartwrights Eiskeller aufzumachen und alles Eis herauszuschaffen.

Der Leser muß wissen, daß jedes Haus auf dem Lande in Amerika mit einem vortrefflichen Eiskeller von einfacher und praktischer Construction versehen ist. Er besteht aus einer tiefen, mit einem zugespitzten Strohdach überdeckten Erdaushöhlung. Diese Eiskeller werden immer im Winter gut gefüllt, und schwerlich, wenn je im Sommer ganz geleert. Vollständige Dunkelheit war längst hereingebrochen, als die Sclaven von Glenoak das lose Eis aus der Eisgrube entfernt hatten. Die unteren Schichten, die hart gefroren waren wie Granit, mußten mit der Axt aufgehauen werden, so daß die Arbeit, und zwar bei Fackelschein, nur langsam von Statten ging. Endlich rief der Inspector, welcher mit in die Grube gestiegen war, um den Gang der Arbeit selbst zu beaufsichtigen, den Leuten oben zu, ein starkes Seil herunterzulassen. Der unterwürfige Spinks brachte bald ein solches herbei, und als die Zuschauer es in seiner Hand sahen, erreichte die allgemeine Aufregung den höchsten Grad. Onkel Ned war auf seine dringende Bitte der Obliegenheit enthoben worden, die Expedition nach Glenoak zu begleiten.

„Jetzt zieht!" rief der Inspector kurz darauf, „aber zieht sacht."

An dem Seil schien eine schwere Last befestigt zu sein, denn die Leute mußten nach Kräften ziehen, bis endlich ein menschlicher Körper zum Vorschein kam. Es war die Leiche John Acklands. Alle diejenigen unter den Anwesenden, die denselben jemals gesehen, erkannten ihn sogleich, trotz des klaffenden Schädels und des theilweise gequetschten Gesichtes. Denn das Eis hatte das seinem kalten Schutze anvertraute gräßliche Geheimniß so gut bewahrt, daß der Ermordete aussah, als ob er erst vor einer Stunde von der Hand seines Mörders gefallen.

Im Verlauf der Haussuchung in Glenoak fand man auch in Mr. Cartwrights Schreibpult eine Copie von John Acklands Brief an seinen Vetter. Der Uebelthäter hatte es versäumt, ihn zu vernichten. Wahrscheinlich hatte er gefühlt, daß, wenn die Leiche im Eiskeller aufgefunden wurde, wenig daran gelegen sei, was sonst noch entdeckt würde. Und als er von seinem Aufseher hörte, daß „Onkel Ned" an den Uhrmacher D'Oiley verkauft war, so wußte er, daß nur noch durch eiligste Flucht in ein Land, wohin der Arm der Gerechtigkeit in diesem Falle nicht reichte, Rettung vor vollständigem Ruin für ihn möglich sein konnte.

Mr. D'Oiley's Triumph war groß. Er hatte ihn sich auch schwer verdient. Niemals in seinem Leben hatte er soviel

Geduld und Schlauheit angewendet, als bei den moralischen Manipulationen, durch welche er die Enthüllungen, die zu der endlichen Entdeckung führten, aus Onkel Ned herauslockte.

Das Wesentliche dieser Enthüllungen bestand in Folgendem: Philip Cartwright hatte, als er mit seinem Opfer durch die Plantage ritt, den Schritt seines Pferdes gemäßigt, so daß er hinter John Ackland zurückblieb, und diesem sodann eine Kugel in den Hinterkopf gejagt. Der Verwundete fiel sogleich aus dem Sattel, worauf auch Cartwright abstieg, und da er fand, daß noch einiges Leben in Ackland war, ihm mit dem Kolben seiner Flinte den letzten tödtlichen Schlag versetzte. Nachdem er an der Stute, welche Ackland geritten, und an dem Sattel sorgfältig alle Blutspuren beseitigt hatte, trieb er das Thier mit einem scharfen Peitschenhiebe zum raschen Galop in der Richtung nach seinem Hause zurück. Mit der Leiche allein gelassen, war es seine nächste Sorge, sie fortzuschaffen. Alles dieses geschah bei hellem Tage, eine volle Stunde vor Sonnenuntergang. Mr. Cartwright's Sclaven waren noch in den umliegenden Feldern bei der Arbeit und hatten sicherlich den Schuß gehört, vielleicht sogar gesehen, wie das Opfer fiel. Aber was lag daran? Es waren ja nur Sclaven! Philip Cartwright wußte zu gut, daß vor keinem amerikanischen Richter ein Weißer eines Verbrechens überwiesen werden konnte, dessen ein Farbiger ihn anklagte. Er wußte, daß keiner seiner Sclaven gegen ihn zeugen würde, selbst wenn sie Alle Zeugen seines Verbrechens gewesen wären. Er band sein Pferd an den nächsten Baum und ging gemüthlich auf einen Zaun zu, über den er sich lehnte. Dort sah er einige seiner Neger im Felde arbeiten, unter denselben einen alten Neger, von dem er aus Erfahrung wußte, daß er leicht einzuschüchtern war, leichter noch sogar, als die anderen. Er winkte ihn zu sich und sagte so gelassen, als ob es die natürlichste Sache von der Welt wäre: „Ich habe soeben einen Mann todtgeschossen; komm' mit mir, Onkel Ned, und hilf mir den Leichnam in den Eiskeller tragen." Es war im Spätsommer und der Keller in Glenoak war fast leer. Ganz leer war er niemals. Mit einiger Mühe entfernten Cartwright und der Sclave die obere Eisschicht und begruben die Leiche darunter. „Und jetzt gieb Acht!" sagte Cartwright. „Wenn Du jemals einem menschlichen Wesen verräthst, was in dem Eiskeller ist, oder was ich Dir gesagt habe, oder was wir eben gethan haben, so werde ich Dich lebendig schinden und nachher bei hellem Feuer braten. Ich will bei alledem kein Geschwätz haben, oder Andeutungen oder Winke. Verstehst Du mich? Wenn Du Deine Augen nicht lehrst zu vergessen, was sie gesehen haben, so werde ich sie ausstechen. Wenn Du Deine Ohren nicht lehrst zu vergessen, was sie gehört haben, so werde ich sie abschneiden. Wenn Du Deine Zunge nicht lehrst still zu sein, so werde ich sie mit der Wurzel ausreißen. Jetzt kennst Du meine Meinung; richte Dich darnach, und fort mit Dir!"

Ehe jedoch der Mörder den Ermordeten begrub, nahm er ihm die gefälschten Banknoten ab, welche John Ackland, wie Cartwright wußte, in dem Reisegurt trug, den er demselben gerade zu diesem Zwecke geliehen hatte. Unglücklicherweise konnte Mr. Cartwright, während er das eben erwähnte Geschäft besorgte, der Versuchung nicht widerstehen, sich die „wundervolle Uhr", wie Mr. D'Oiley sie nannte, anzueignen, so daß John Ackland's Chronometer hurtig in Philip Cartwright's Tasche wanderte. Ohne diese gelegentliche kleine Spitzbüberei würde, aller menschlichen Voraussicht nach, der Besitzer der schönen Plantage Glenoak das Geheimniß seines großen Verbrechens wohlbehütet mit in's eigene Grab genommen haben.

* * *

„Und wie endete Philip Cartwright?" wird der Leser fragen.

Je nun, das Gesetz konnte ihn in Texas, das noch nicht zur Union gehörte, nicht erreichen. Aber John Ackland's Vetter und einige seiner Freunde im Norden und Süden vereinigten sich, den Ermordeten zu rächen. Sie schwuren, Cartwright zu vernichten, doch nur durch den Arm der Gerechtigkeit. In Texas, nicht weit von der Grenze, wo er eine Spielbank errichtet hatte, spürten sie ihn auf; verkleidet, spielten sie an seiner Bank und wetteten gegen ihn, bis es ihnen eines Abends gelang, ihn, unter dem Vorgeben, daß sie ihm „ein fettes Huhn" in die Hände liefern wollten, über die Grenze zu locken, von wo es dann für ihn nicht mehr weit bis zum Galgen war, an dem er schließlich auch baumelte.

„Und seine Tochter?"

Die arme Virginia überdauerte nicht lange die Reise nach Texas und die rauhe Lebensweise, die ihr dort auferlegt wurde. Es war das beste für sie. Es wurde ihr damit die Kenntniß von ihres Vaters Schuld und die Demüthigung seines schmachvollen Todes erspart; und sie liebte den Elenden, dessen Abgott sie stets gewesen, bis zum letzten Augenblicke ihres kurzen Daseins.

Mittelalterliche Reise-Noth*).

Wir reisen in achtzig Tagen um die Welt, schiffen in zehn Tagen über den atlantischen Ocean und brauchen nicht die Hälfte dieser letzteren Zeit, um uns aus dem Herzen Deutschlands an die Grenze des asiatischen Rußlands zu versetzen. Zu einem ungeheueren Umschwunge im Verkehrswesen haben wir wenig mehr als ein Menschenalter gebraucht. Im Mittelalter sind die Verkehrsverhältnisse im Ganzen und Großen durch Jahrhunderte dieselben geblieben. Manches ist vielleicht besser, Anderes dagegen schlechter geworden. Man hörte immer dieselbe Litanei, wenn in den Artushöfen, Herrenstuben und Rathskellern die Rathsherren von ihren Deputationen zu den Reichstagen, die Doctoren von ihren Studentenfahrten erzählten, oder wenn in den Trinkstuben der Zünfte und den Herbergen der Gesellen die Erlebnisse der Wanderschaften besprochen wurden.

Gleich uns hatten auch die Handelsvölker des Mittelalters ihre Ueberlandstraße von Ostindien nach Europa. Sie nahm eine etwas andere Richtung als die heutige Suez-Straße. Von Kambodscha am Indus gingen die indischen Waaren nach Norden und gelangten auf dem Amu Daria ins kaspische Meer. Von Astrachan führte eine Caravanenstraße nach den Niederlassungen der Genuesen und Venetianer am Asow'schen Meere. Die nach den deutschen und slavischen Ländern bestimmten Artikel rasteten gewöhnlich eine Zeit lang in Konstantinopel und wurden dann auf der Donau oder dem Dniepr ihren Bestimmungsorten zugeführt. Hainburg, Enns, Passau und Regensburg waren Hauptemporien an der Donau. Am Dniepr entwickelte sich Kiew zu einer Stadt mit 200,000 Einwohnern und 400 Kirchen. Von Kiew zweigten sich mehrere Wege ab. Der am meisten benutzte lief über Krakau nach Danzig, ein zweiter erreichte über den Jablunka-Paß Frankfurt an der Oder. Auf den meisten Strecken dieser fast endlosen Ueberlandstraße waren die Waaren noch Gefahren durch Seeräuber und Landräuber, Stürme und Stromschnellen ausgesetzt.

---

*) Das Verkehrsleben im Mittelalter von Heinrich Stephan, in „Raumer's historischem Taschenbuch", vierte Folge, zehnter Jahrgang (Leipzig, Brockhaus).

Als die deutschen Städte zu Macht und Wohlstand gelangten, beeinträchtigten sie den allgemeinen Verkehr durch das jeder von ihnen innewohnende Streben, Privilegien und Monopole auszuüben. Die Transportirung der Waaren an gewisse Centralpunkte, sowie die Innehaltung bestimmter Straßen wurde bald vom Eigennutz ausgebeutet und zu einer unerhörten Plage für den Handel. Nach dem Wiener Stapelrechte war es bei Strafe von zwei Mark Gold den Schwaben, d. h. allen von oberhalb Passau kommenden Kaufleuten, verboten, über Wien hinaus ihre Waaren zu verführen. Sie durften nur zwei Monate in Wien bleiben und ihre Waaren nur an Wiener verkaufen. Den Straßenzwang, ausgedrückt durch den Satz: „Niemand darf die Stadt umfahren," besaßen unter anderen Erfurt, Freiberg in Sachsen, Halle, Braunschweig, Lüneburg und selbst Pritzwalk. Leipzig machte noch in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts für die Transporte zwischen Magdeburg und Böhmen einen Straßenzwang geltend.

Die besten Wege waren in den geistlichen Staaten. Wo die landesherrliche Gewalt der größeren Reichsfürsten sich entwickelte, traten im Straßenwesen überall Verbesserungen ein. Philipp der Großmüthige sagte: „Einen guten Fürsten erkennt man an reiner Straße, guter Münze und Haltung geschehener Zusage." Sehr häufig ließ man die Straßen absichtlich in schlechtem Zustande, damit die Fremden lange im Lande bleiben müßten und die Einheimischen mit Hufbeschlag, Wagenbesserung und Vorspann viel Geld verdienten. Machte die Grundlosigkeit ein weiteres Fortkommen unmöglich, so wurden Baumäste und Steine auf den Schlamm geworfen. Daher stammt die Redensart: „Ueber Stock und Stein." Das Grundruhrrecht war eine zweite Aufforderung, auf möglichst schlechte Wege zu halten. Dieses Recht, ein würdiges Seitenstück des Strandrechtes, erklärte jeden Wagen, der zerbrach, jeden Güterballen, der den Grund berührte, dem Landesherrn verfallen. Der Fuhrmann mußte sein Eigenthum auslösen, wenn der Landesherr nicht vorzog, es in Natura zu behalten.

Verödet waren die deutschen Landstraßen trotz ihrer schlechten Beschaffenheit und Unsicherheit nicht. Da sah man Rotten von Landsknechten, oft von Weib und Kind begleitet, Schaaren singender Pilger, Wagen von Frohnbauern, Caravanen von Kaufleuten mit Waaren der Levante und Venedigs, heimischem Tuch, Weinfässern vom Rhein und vom Main, zuweilen mit einem bewaffnetem Gefolge, nicht selten auch von Gauklern, „Stocknarren" und Musikanten begleitet. Man begegnete wandernden Handwerksburschen, umherziehenden Lautenspielern mit Weiblein, Bettelmönchen, hausirenden Juden, fahrenden Schülern, Marktschreiern und Doctoren. Viele Handwerke wurden im Umherziehen betrieben. Die Glaser, Maurer, Wagner und Zimmerleute durchstreiften das Land und den Fleischern zu Roß und Wagen begegnete man so häufig, daß der Gebrauch, diese Gelegenheit zur Beförderung der Correspondenz zu benutzen, sehr erklärlich war.

Ein malerisches Schauspiel boten die Reisezüge der weltlichen und geistlichen Großen und der Gesandtschaften und Deputationen, welche sich zu den Wahlconventen und Krönungstagen, den Reichsversammlungen, Kreis- und Städtetagen begaben oder aus Anlaß bedeutender Festlichkeiten sich in Bewegung gesetzt hatten. Die Städte, denen man zureiste, wurden mehr überfüllt, als heute bei den Festen der Turner und Sänger. Wie konnte Kostnitz die hunderttausend Fremden mit dreißigtausend Pferden unterbringen, die zum Concil kamen? Die Herrschaften mußten sich eben behelfen und auf der Reise war es auch nicht immer glatt abgegangen. „Hier liege ich im Namen des Teufels!" fluchte Papst Johann zum Aergerniß seiner frommen Umgebung, als er auf der Fahrt zum Concil mit dem Wagen umgeworfen und in den tiefen Koth zu liegen gekommen war. Leuten, die solche Reisen überstanden hatten, gebührte am Ziel ihrer Wanderung eine Erquickung, eine Credenz, wie man sagte. Frankfurt am Main verehrte gewöhnlich Hochheimer, wußte aber seine Unterschiede zu machen. So erhielt „der moskowitische Ambassadeur, welcher 1657 ankam, beneben deme so üblich, noch sechs Flaschen Brandwein, extra vom hohen Rath verehret."

Modebäder kannte das Mittelalter nicht, als Heilorte wurden in Deutschland besonders Schwalbach und Schlangenbad besucht. Vornehme Personen wählten zu Reisezielen berühmte Städte, Frankfurt am Main, Wien, Innsbruck, Venedig, Padua, Florenz, Rom und Neapel. Unter Umständen rief ein durchreisender Fremder Angst und Besorgniß hervor. Die gute Stadt Frankfurt gerieth in nicht geringe Aufregung, als 1573 der zum König von Polen gewählte Herzog von Anjou „mit vielen Polacken" angesagt wurde. Die Zünfte wurden gemustert, Wasserfässer zum Feuerlöschen vor die Thüren gestellt, die Schützenmeister zum Laden der Geschütze auf die Wälle beschligt. Als der König ankam, bildeten die Bürger im Harnisch mit Hakenbüchsen, Hellebarden und Knebelspießen Spalier. Bei den Salutschüssen ereignete sich das Versehen, daß der Stückmeister ein scharf geladenes Geschütz losbrannte. Die Kugel nahm die Richtung gegen den König hin, getroffen wurde Niemand.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

§ Technisches. In Nr. 9 der „D. Ind. Ztg." wird einem in Rußland in Gebrauch stehenden Verfahren der Zurichtung von Fässern für Spiritus das Wort geredet, welches darin besteht, dieselben mit einem dichtenden, gegen Weingeist indifferenten inneren Ueberzug, den man Emaille benannt hat, zu versehen. Die dieser Zurichtung unterworfenen Fässer fertigt man nicht aus Eichenholz, sondern es genügt dann, sowohl für große Lagerfässer als auch für Transportfässer, Kiefern- oder Tannenholz. Die Emaille wird folgendermaßen bereitet: Man weicht 33 Pfund Tischlerleim in süßer Milch, und kocht ihn ziemlich stark ein, dann schüttet man 8 Pfund feingestoßene und gesiebte Gallöpfel zu, kocht ½ Stunde, fügt hierauf 6 Pfund feingestoßenes und gesiebtes Glas und später 5 Pfund gemahlenen Cement oder auch ungelöschten Kalk bei. Alle diese Substanzen werden gut miteinander durchgekocht; darnach setzt man 5 Liter guten Leinölfirniß zu, und kocht nochmals, wobei gut gerührt werden muß. Gut ist es, auch noch einige Pfund Schwefelblüthe einzurühren. Schließlich hebt man den Kessel mit dem noch kochenden Inhalte vom Feuer und setzt ihn in eine dazu vorbereitete Grube mit Eis. Dadurch erstarrt die Masse plötzlich und die nicht aufgelösten Theile bleiben feinzertheilt im Leime. Die Emaille muß halb erstarrt aufgetragen werden, weswegen die Quantität derselben immer nach dem Bedarf zu bemessen ist. Inzwischen läßt sie sich, wenn sie zu stark erstarrt, wieder streichbar machen, indem man kleine Mengen über Feuer erwärmt und diese einrührt. Nach dem Trocknen des ersten Anstriches läßt man einen zweiten und später einen dritten Anstrich folgen. Der Spiritus nimmt von der Emaille nicht den geringsten Geschmack, auch keine Farbe an. Die Fässer sind in dieser Beziehung besser als solche aus Eichenholz, Wasser vertragen sie jedoch nicht. In Nr. 12 der „D. Ind. Ztg." werden nun die Vorzüge der eisernen Fässer, nach der Construction des Kesselfabrikanten Held in Dresden, sowohl gegenüber den emaillirten als auch den Eichenholzfässern, erörtert. Diese Fässer, von der Form der Wein- ꝛc. Fässer sind weniger voluminös als diese, sehr fest und dicht, und wenig schwerer als eichene Fässer. Ein eisernes 100 Literfaß wiegt 55 Pfund, ein eichenes 45 bis 47 Pfund. Ein solches Faß von 200 Liter Inhalt, mit Wasser gefüllt, wurde vom Wagen über die Schrotleiter gestoßen, und rollte auf dem Pflaster weit fort, ohne die geringste Beschädigung zu erleiden. Dasselbe Faß wurde mit der Druckpumpe geprobt; erst bei 2 Atmosphären Druck ließ der Boden eine geringe Wölbung wahrnehmen. In Bezug auf Feuersgefahr bieten eiserne Spiritusfässer gewiß die größte Sicherheit, und wenn sie in gemauerten Wasserreservoirs untergebracht werden, besteht wohl vollkommene

Sicherheit. Ein Held'sches Faß von 100 Liter kostet 8½ Thlr., ein solches von 200 Liter 12½ Thlr. Die Mehrkosten gegen hölzerne Fässer sollen sich aber durch die Dauerhaftigkeit und die jedes Manco verhütende Dichtheit sehr bald bezahlt machen. Ein Destillateur habe Spiritus von Breslau nach Dresden bezogen, im hölzernen Faß habe derselbe 3° eingebüßt, das eiserne Faß aber sei spundvoll und mit gänzlich unverändertem Gehalte angekommen. Die Firma: Karl u. Ernst Berndt in Deuben (Sachsen), welche den alleinigen Verkauf der Held'schen eisernen Fässer übernommen hat, erbietet sich zu Lieferung von Probefässern. — Eine durch „Scientific american" ganz kürzlich mitgetheilte amerikanische Novität, ein originelles Velociped, wird zuverlässig bald bei uns Nachahmung finden. Dasselbe besteht nur aus zwei Rädern von 15 Zoll Durchmesser, deren Drehzapfen vermittelst Bandagen mit einer Art Steigbügeln direct an den Füßen, und zwar außerhalb, angeschnallt werden. Die Fortbewegung geschieht also in ähnlicher Weise wie beim Schlittschuhlaufen, der gleitende Schuhschlitten ist nur durch das rollende Schuhrad ersetzt. Wie das Bild zeigt (die „Illustr. Ztg." hat es schon copirt) bedienen sich bereits auch Damen des neuen Vehikels.

— Ueber die Entstehung des Nordlichtes machte vor kurzem eine von Silbermann in der französischen Akademie vorgetragene Hypothese die Runde durch die deutschen Journale. Diese Ansicht bringt die Ursachen der Gewitter in Beziehung mit den Ursachen des Auftretens der Polarlichter und behauptet, daß die mit Elektricität stark geladenen Dampfbläschen der unteren Wolkenschichten, nachdem eine Aspiration nach den höheren Gegenden eingetreten, sich zu kleinen Prismen krystallisiren und dann an diesen Eisstückchen ihre Elektricität als Polarlicht ausströmen. Diese ganze Theorie bezeichnet Dr. Herm. J. Klein in den „Ergänzungsblättern" als ohne den allergeringsten wissenschaftlichen Werth, erinnert dagegen an die auf wirklich wissenschaftlichen Principien gebaute Hypothese von de la Rive. Nach diesem Forscher entsteht das Nordlicht dadurch, daß die Erde negativ und die atmosphärische Luft positiv elektrisch ist, während bei einer gewissen Spannung diese Elektricitäten sich an den Polen ausgleichen, wodurch in der Erde Ströme veranlaßt werden, welche gewöhnlich auf der nördlichen Halbkugel von Norden nach Süden gehen und durch welche die Magnetnadel abgelenkt wird. Die neueste Theorie über den Ursprung des Nordlichtes trug der Entdecker des mechanischen Wärme-Aequivalents, Rob. Mayer aus Heilbronn, auf der jüngsten Naturforscher-Versammlung zu Innsbruck vor. Dort bezeichnete er die Passatwinde als die Hauptursache des Erdmagnetismus; für das Vorhandensein einer elektrischen Strömung auf der Erdoberfläche führte er — neben dem durch Lamont direct geführten Nachweise — die Richtung der Magnetnadel an. Dem bedeutenden Verbrauche von elektrischer Action müsse ein fortlaufender, ebenso bedeutender Ersatz entsprechen. In dieser Beziehung habe man sich die Erde als eine große, immer thätige Elektrisirmaschine zu denken. Die Gewitter bilden nur Localerscheinungen der Elektricität. Für die constante Ursache der constanten Störung des elektrischen Gleichgewichtes des Erdkörpers erklärt Mayer einzig und allein die permanenten Luftströmungen zwischen den Tropen, d. h. die Passatwinde. Er sagte in Innsbruck wörtlich: „Die unterste Schichte der Passatwinde nimmt durch die Reibung mit der Meeresoberfläche eine dem Wasser entgegengesetzte elektrische Beschaffenheit an; diese Luft erhebt sich aber, von der Sonne erwärmt und von der kälteren, unten nachströmenden Luft verdrängt, wieder nach oben, um gegen die Pole hin abzufließen, wo sie durch die erhaltene elektrische Spannung die prächtige Erscheinung des Polarlichtes hervorruft."

— Der Defraudant Tassius, welcher bekanntlich dem Hause Rothschild zu Paris so ungeheuere Summen veruntreut hat, ist bereits verhaftet. Derselbe entwickelt im Gefängnisse eine so befremdliche Heiterkeit, daß man anfängt, seinen Geisteszustand für alterirt zu halten. Er hatte übrigens vor einigen Monaten einen Schlaganfall, der ihn auf einer Seite gänzlich lähmte. Aus den weiteren Erhebungen hat sich ergeben, daß die Defecte bis auf 18 Jahre zurückreichen. Ein gewisser Becker, welcher sich für einen Doctor der Medicin ausgab und Börsenoperationen für Rechnung Tassius' besorgt hat, ist unter der Anklage der Mitschuld an den Unterschleifen ebenfalls verhaftet worden. Die Summe der letzteren soll sich auf 3½ Millionen Francs belaufen. Tassius hatte das in dem Hause eingehende Gold und Silber in Empfang zu nehmen und den Betrag dafür an die Kasse anzuweisen; indem er gleichzeitig seine Bücher und diese Anweisungen fälschte, konnte er bei dem außerordentlichen Vertrauen, welches er Seitens seiner Principale genoß, das Deficit lange vertuschen, bis es am 2. April aus Anlaß einer Goldsendung nach London, zu welcher 2000 Sovereigns fehlten, entdeckt wurde. Sein Privatleben war sehr einfach; er bewohnte mit einer Frauensperson ein bescheidenes Appartement in der Avenue Trudaine und verbrachte seine freien Stunden meistens in der Bierstube. Auch soll er den größten Theil der entwendeten Summen nicht an der Börse verloren haben; dagegen war er ungemein freigebig, und die Zahl der Personen, die er durch Darlehen, Geschäftseinlagen und dergl. unterstützte, ist nicht unbedeutend.

— In der russischen Zeitung „Golos" wird folgender kaum glaubliche Vorfall erzählt: Am 5. Februar sollte in der Kreishauptstadt Gorochowez eine Verbrecherin, Namens Praskowja, die ihre Großmutter getödtet hatte, vom Gefängniß auf's Schaffot geführt werden. Es war am Vorabend eines Markttages, am Mittwoch. Man führte sie auf einem Wagen aus dem Gefängniß, in Begleitung von Trommeln und Militär, sowie einer ungeheueren Volksmenge. Der Wagen hielt, wie es gebräuchlich ist, beim Schaffot, man führte die Verbrecherin vom Wagen und es begann das Verlesen des Urtheils. Alles war still, jedes Wort des Vorlesers war deutlich zu vernehmen; die Verbrecherin hörte aufmerksam zu und schwieg. Endlich, als das Urtheil verlesen war, erhob Praskowja ihren Kopf und erklärte laut, daß sie nicht Praskowja, sondern Daria heiße, und nicht angeklagt sei, ihre Großmutter getödtet, sondern ihren Mann vergiftet zu haben. Und es erwies sich, daß ein Versehen stattgefunden hatte. Man kann sich die allgemeine Verwunderung vorstellen. Plötzlich gerieth Alles in Aufregung und lief fort, die Gerichtsbehörde und die Polizei. Die Soldaten standen schweigend um das Volk, welches murrte. In einem Augenblicke hieß es: links umgekehrt, marsch! und die Verbrecherin wurde beinahe im Trabe in's Gefängniß geführt, jetzt aber nicht mehr auf dem Wagen, sondern zu Fuß. Zum Glück war das Gefängniß nicht mehr als hundert Schritte vom Schandpfahl entfernt. Bald nachher kam der Wagen mit der wirklichen Praskowja, der Verbrecherin, an welcher nun das schon einmal verlesene Urtheil vollzogen wurde.

— Ueber die abnormale Halsbildung bei dem zum Tode verurtheilten Verbrecher Butterford, von welcher wir bereits in unserer letzten Nummer berichtet, ist das ärztliche Gutachten nunmehr eingeholt wurden. Die Regierung sandte einen Medicinalbeamten ins Gefängniß, der nach gründlicher Untersuchung sich dahin aussprach, es stehe kein physisches Hinderniß der Vollziehung des Urtheils durch den Strang im Wege.

— Eine Wittwen-Verbrennung hat wieder in dem Dorfe Jounpore in Indien stattgefunden. Die englischen Behörden erhielten zu spät Nachricht, um den Vorgang hindern zu können. Die Verwandten der Selbstmörderin sind zu sieben Jahren Einsperrung verurtheilt, weil sie dieselbe zur That überredet hatten, und jeder Bewohner des Dorfes, welcher dem entsetzlichen Schauspiele zugesehen, hat eine dreijährige Gefängnißstrafe zu verbüßen.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 15. Dritter Jahrgang. 1870.

* Gehen Sie!

Novelette von Wilhelm Leopold.

„Nein, nein, junger Mann, Sie müssen ferner dieses Haus meiden; meine Nichte ist noch viel zu jung, um schon heute einem Manne, dessen Existenz nichts weniger als gesichert erscheint, die Hand zu reichen."

„Sie urtheilen zu streng, geehrte Frau Brenner —"

„Was Frau — Frau? Ich bitte Sie, mein Herr —"

„Ich vergaß mich," stammelte der junge Mann wie verlegen. „Mein Fräulein, verzeihen Sie mir und sagen „Ja" zu meiner Werbung um Aureliens Hand!"

„Nein, Herr Norner! Das ist meine Antwort."

„Sie sind grausam!"

„Ich — grausam! O, Sie werden immer höflicher," erwiderte Fräulein Brenner in einem Tone, welcher Satyre und Kränkung zugleich vergegenwärtigen sollte.

„Es ist ein Unglückstag heute, ohne Hoffnung lassen Sie mich scheiden. Und wenn ich es noch verdient hätte! Ich liebe Aurelie und sie erwiedert diese Liebe. Wir könnten glücklich werden, wären Sie, die Tante, nicht wider uns."

„Nur Sie wollen glücklich werden, Herr Norner, ich aber habe zunächst das Glück meiner Nichte im Auge; mit achtzehn Jahren sich schon verheirathen zu wollen, mein Himmel, das wäre unerhört!"

„Nicht sofort verheirathen, sondern verloben wollen wir uns; wenn ich nur weiß, daß Aurelie mir angehört, dann will ich mich gern noch gedulden, bis eine Aufbesserung meines Gehaltes erfolgt und damit der Tag gekommen ist, an dem ich Aurelie standesgemäß als meine Frau heimführen kann."

„Es ist genug, Herr Norner, gehen Sie! Meine Nichte kann warten —"

„O, so wie Sie gewartet haben! Aber, Fräulein Brenner, ich gelobe es, Aurelie soll Ihren Jungfernideen entrückt werden, ehe Sie es ahnen."

„Das sagen Sie mir, mein Herr? Gehen Sie, gehen Sie!"

„Fräulein Brenner, ich sagte und ich halte es! Adieu!"

Norner verbeugte sich und schritt eiligst zur Thür hinaus. Draußen im Vorgarten des Landhauses, worin diese Scene spielte, huschte indessen hinter dem Buschwerk eine junge, hohe Mädchengestalt hervor und blickte mit ihren blauen, strahlenden Augen in das erregte Antlitz des jungen Mannes.

„Nun, Eduard?" fragte sie flüsternd und halb erröthend.

„Vergebens!" war die eben so leise Antwort. „Alte Jungfern sind wie ein versteinertes Thermometer, sie zeigen stets dieselbe Temperatur."

Das junge Mädchen seufzte. „Die Tante Brenner war sonst so gut, jetzt aber scheint sie wie umgewandelt."

„Sehr erklärlich," entgegnete Norner mit einem Lächeln auf den Lippen, „Du bist ja nicht mehr das Kind von früher, als welches Deine Tante Dich noch immer betrachtet; daher, nur daher kommt der Widerstreit."

„O, möchte er doch günstig für uns endigen!"

„Habe Muth, Aurelie, ich werde der Tante ein Parolibieten, wie sie noch keines bisher vernommen hat. Bald kehre ich wieder, bis dahin lebe wohl!"

Mit diesen Worten verabschiedete sich der junge Mann, von einem langen, liebeländenden Blicke Aureliens begleitet.

Aurelie schritt endlich wieder weiter in den Garten zurück und nahm in einer Laube Platz, um ihren Gedanken, die heute so trübe und aufgeregt waren, ungestört nachhängen zu können. Was konnte auch nur die Tante bewogen haben, Eduard Norner, welchen Aurelie als einen liebenswürdigen, geistreichen jungen Mann schätzen und lieben gelernt hatte, zurückzuweisen und sie selbst nach wie vor in dieses vorstädtische Landhaus, welches Aurelie schon als eine Einsiedelei zu betrachten anfing, zu bannen? Nur einmal hatte sie mit der Tante Brenner, welche bei ihr, der Waise, früh schon Mutterstelle vertrat, über Eduards Liebe zu ihr andeutungsweise gesprochen. Damals hatte die Tante ausweichend geantwortet und mehr im Tone des Scherzes als des Ernstes ihre schüchternen Geständnisse beurtheilt. Jetzt aber, wo der Ernst nicht mehr wegzuläugnen war, legte die Tante ein energisches Veto ein und that damit Aureliens Herzen so unendlich weh.

Die Thränen traten dem jungen Mädchen in die schönen Augen bei diesen Gedanken. Sie zerpflückte fast wie unbewußt die gefüllte Rose, welche sie in der Hand trug, eine Rose, die doch so recht das Symbol ihrer Liebe war. Sie summte dann eine traurige Liederweise nach der anderen vor sich hin, ohne den lustigen Gesang der Finken zu vernehmen, welche in den Obstbäumen des Gartens nisteten. Wie viele der Weisen sie aber auch beginnen mochte, immer und immer wieder drängte sich das Lorelеylied von Heinrich Heine in den Vordergrund ihres düsteren Ideenreigens, und tief im Inneren durchtönten sie die Worte:

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin! — — —

„Du weinst, Aurelie?" schallte es plötzlich in ihr Ohr. „Wie kannst Du nur weinen, weil ich Dir Deine Freiheit sichere!"

Aurelie schaute auf, ihre Tante Brenner stand vor ihr.

„Mir die Freiheit sichern, Tante? Nein, Thränen sicherst Du mir, wenn ich nicht aus der von Dir gemeinten Freiheit heraustreten darf, wenn ich mein Herz ihrethalben fesseln soll."

„O, wie Du nur gottlos sprichst, mein Kind. Die Freiheit, welche ich meine, wird Dir das Joch der Ehe ersparen."

„Ich will aber in dieses beglückende Joch gespannt sein. Eduard sagte mir gestern noch, daß er mich auf den Händen tragen und stets beschützen würde."

„Glaube doch den Betheuerungen der Männer nicht; man will Deine Hand wegen Deines Geldes oder auch nur aus Laune, ein schönes Mädchen zu besitzen."

„Wie Du doch redest, Tante! Du willst wohl nur, daß ich warte und alt werden soll. Aber nein, Tante, das kannst Du nicht wollen!"

„Warum nicht, Aurelie?"

„Weil ich dann ein Menschenfeind würde, denn alle alten Jungfern,“ sagte mir Eduard, seien Menschenfeinde.“

„Der böse Mann,“ knirschte Tante Brenner. „Er hat meine arme Aurelie, wie Schiller sagt, aus ihrem Frieden herausgeschreckt, er hüte sich nun, daß er mir nicht die bisher geübte Langmuth und Nachsicht in gährend Drachengift verwandelt.“

„Drachengift — hu, Tante, Du sprichst da schlimme Worte!“

„Ja, ja, schlimm sind sie, aber ich kann nicht anders. Es ist gut, daß ich heute standhaft blieb und Deinen Bewerber, der voller böser Tendenzen steckt, abgewiesen habe. Wie man sich ärgern muß über dessen lose Reden — ja, Aurelie, meide diesen Mann, der Dich unter dem Zauber der Jugendfreundschaft wie eine Schlange bestricken möchte.“

„Fahre nicht so fort, Tante, fast fange ich an, mich vor Eduard zu fürchten, wenn Du noch mehr solche Schilderungen von ihm machst.“

„Ich will Dich retten, Aurelie. Alle Männer sind wie Eduard; die Frauen sich dienstbar zu machen, war von jeher ihr erstes Bestreben.“

„Aber Tante Brenner, ich liebe Eduard doch so sehr!“

„Das ist es ja eben, aus dem Gängelbande der Liebe schneiden die Männer stets die Jochriemen der Ehe und um das Glück des Weibes ist es dann gethan.“

„Bist Du denn glücklich, Tante?“

„Ich — ich —,“ stotterte Fräulein Brenner und schlug ihre Blicke zum lichten Himmel auf, „ich bin glücklich — ohne Zweifel, weilst Du doch bei mir.“

„Und ohne mich, würdest Du dann auch glücklich sein?“

„Schweige mit dergleichen Fragen, mein Kind, und laß Dich warnen von Deiner Tante, die einstens auch zu lieben wähnte, aber inzwischen längst erkannt hat, daß nur noch Mädchen und Frauen liebenswerth sind.“

Aurelie schwieg; sie seufzte diesmal nicht, sondern nach dem ersten schalkhaften Blicke, welche sie unter ihren noch mit Thränen bethauten Wimpern hervor auf die Tante Brenner richtete, flog ein Lächeln des Bedauerns über ihre sanften Züge, und indem sie sich erhob, reichte sie schweigend der Tante den Arm, um mit ihr im Garten zu promeniren.

Aurelie hatte einen neuen Eroberungsplan während dieser Promenade entworfen, und wenn sich auch im Verlaufe unserer kleinen Erzählung zeigen wird, daß dieser Plan keineswegs der rechte war, um die Einreden der Tante zu besiegen, so legt er doch Zeugniß ab von dem edlen Herzen und der hohen Gesinnung des jungen Mädchens. Aurelie suchte die Vergangenheit der Tante zu erforschen, um auf diesem Wege Gründe zur Widerlegung jener Hemmnisse, welche Tante Brenner gegen die Liebe zu Eduard bereitete, zu finden. Sie glaubte solcherweise Gefühle der Liebe zu entdecken, die zwar im Herzen der Tante vergraben, jedoch noch nicht erstorben seien, die also ein warmer Erinnerungshauch wieder erwecken könne.

Acht Tage waren seit diesem wichtigen Tage in Aureliens und Eduards Liebeleben verflossen — acht lange und bange Tage, denn für Liebende wird die Zeit zur Qual, wenn sie sich nicht sehen, nicht sprechen und auf's neue ihre Liebesschwüre wiederholen können. Eduard hatte das Landhaus in der Vorstadt während dieser acht Tage nicht wieder aufgesucht, und Aurelie war es von Tante Brenner unmöglich gemacht worden, einen Gang in die Stadt zu unternehmen. Tausend Fragen stellte sie sich, warum Eduard nicht mindestens schreibe oder einmal vorübergehe oder selbst einmal vorüberreite, wie er es früher zuweilen zum Entzücken seines Mädchens gethan hatte. War Eduard vielleicht krank geworden? Oder sollte er sich in den Strudel der Zerstreuung gestürzt und sie schon vergessen haben? — Es wäre entsetzlich, ihr junges, hingebendes Herz würde dies nicht ertragen!

Tante Brenner hatte natürlich nicht unterlassen, die Zurückhaltung Eduards auf das ungünstigste zu beurtheilen. Sie säete Argwohn in ihrer Nichte Hoffnungen und glaubte bald über diesen ersten Störenfried ihrer altjungferlichen Anschauungen über den ebenso biederen als gewiegten Eduard Norner, gesiegt zu haben, ohne zu ahnen, daß Norner gleichfalls seine Fäden spann, womit er die Hindernisse der Tante zu umgarnen strebte.

(Fortsetzung folgt.)

Mittelalterliche Reise-Noth.

(Fortsetzung.)

Wegen der schlechten Straßen reiste man zu Pferde. Der Transport von Waaren auf Saumthieren war natürlich ein theuerer und langsamer. Die Touristen der Zeit kamen nicht viel schneller vorwärts, da sie eigene Pferde zu benutzen pflegten. Fünf Wochen dauerte eine Reise von Stettin nach Florenz, um von Frankfurt am Main nach Prag zu kommen, brauchte Graf Karl von Mansfeld dreiundzwanzig Tage. Der Gebrauch von Wagen zu Reisen wurde erst mit dem Beginn des siebzehnten Jahrhunderts allgemeiner. Dem Kaiser Friedrich III. machte man es noch zum Vorwurf, daß er in einem „behangenen Wagen“ reiste, wie die Frauenzimmer ihn benutzten. Den Eisenbeschlag der Räder erfanden die Böhmen, die in Federn hängenden Kutschen die Ungarn. Von dem Einzuge des Königs Matthias mit dreitausend Reisigen in Frankfurt am Main (1612) meldet die Chronik: „Ihre königliche Majestät haben einen schwarzbraunen Spanier geritten, die Königin aber saß in ihrem Leibwagen, begleitet von dreien Kutschen Frauenzimmer, und weilen der König über hundert Kutschen, jede mit sechs Pferden bespannt, ohne die Landkutschen, Kaleschen und Lastwagen bei sich hatte, sind sie nicht alle zu einem Thor hereingekommen.“ König Karl II. von England, Königin Christine von Schweden und der Herzog von Marlborough hielten alle schon zu Wagen ihren Einzug in Frankfurt. Prinz Eugen war der Erste, welcher 1700 mit einer gewöhnlichen Postkalesche ankam und seine Fahrt über Aschaffenburg nach Wien fortsetzte, „ohne Aussteigung der Postkutschen“, wie die Chronik ausdrücklich anmerkt.

Der Bau von bequemen Reisewagen verdrängte die Sänften von den Landstraßen. Frauen und schwächliche Personen hatten sich früher oft ihrer zu Reisen bedient, jetzt wurden sie in den Städten die Vorläufer der Droschken. In Frankfurt nannte man sie Stadttragstühle, in den übrigen Städten ließ man ihnen ihren französischen Namen der Portechaisen. Herr Stephan glaubt, daß die letzten ihres Stammes sich in Wien, und zwar bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein, erhalten hätten. Diese Wiener Portechaisen waren nicht die letzten, Dresden conservirte die ehrwürdigen Kasten mit den Gardinenfenstern noch länger. Die Dresdener Chaisenträger erlangten als treue und verschwiegene Boten und als Erzieher von Singvögeln einen gewissen Ruf und verdienten bei ihren Nebengeschäften mehr Geld als beim Tragen.

Das Volk benutzte, als das Reisen zu Pferde abkam, Landkutschen und Hauderer. Diese Fuhrwerke nahmen durch ganz Europa ziemlich denselben Charakter an. „Die Landkutsche legt in vierzehn Tagen vierzehn Stunden zurück,“ sagt ein französisches Sprichwort. Hogarth's Bilder der „Fliegenden Kutsche von Salisbury“ und der „Mädchenpost aus Yorkshire“ documentiren die nächste Verwandtschaft des englischen Hauderers

mit dem deutschen. Ein solcher Wagen wurde mit Hilfe einer Leiter erstiegen und nahm an Personen und Gepäck mehr auf, als er eigentlich zu fassen im Stande war. Von Paqueten, Fässern und Ballen umgeben, saßen die Fahrgäste dicht an einander gepreßt. Keine Feder milderte die Stöße, die der schlechte Weg verursachte. Im Felde draußen fuhr der Wagen langsam, in den Städten ließ der Kutscher die Pferde in einen trügerischen Trab fallen und zu Jahrmarktszeiten wohl einen symbolischen Galop einschlagen, damit seine Passagiere das abscheuliche Straßenpflaster fühlten. Der Hauderer hat dem Fortschritt, dem Alter und dem Untergange mit unverwüstlicher Ruhe, ja mit einem Anfluge von Humor getrotzt. In der Umgegend von Neapel beherrscht er noch heutigen Tages den Verkehr. Im Mittelalter konnten die Frauen von Glück sagen, daß die Sitte ihnen die Benutzung eines solchen Fuhrwerks untersagte und das Reisen von Frauen überhaupt nicht für schicklich hielt, „weil solches Begeben unter fremde Leute wider die weibliche Zucht und Schamhaftigkeit laufe, zumal dergleichen Reisen öfters Gelegenheit, darwider zu handeln, zu geben pflegen."

Daß man am liebsten zu Schiff reiste, erklärt sich von selbst. Da für Regulirung der Flüsse noch nichts geschehen war, so hatten alle Ströme ihre gefährlichen Stellen, der Rhein das Binger Loch, die Donau den Wirbel und Strudel. Die Wassermenge war größer und der Schifffahrt günstiger. Die Klagen über das Seichtwerden der Flüsse sind nicht älter als unser Jahrhundert und nicht älter als der landwirthschaftliche Fortschritt, das Austrocknen von Sümpfen und das Roden von Wäldern. Auf allen großen Strömen gingen regelmäßige Marktschiffe. Zwischen Frankfurt und Mainz konnte man diese Gelegenheit täglich benutzen und brauchte auch nicht zu fürchten, daß man sie versäume. Von zwei Frankfurter Thürmen wurde durch Trompetentöne angekündigt, daß die Abfahrt bevorstehe. Die Stadt hielt zwei schöne „Raths- und Marktschiffe", von denen jedes zweihundert Menschen faßte. Auch zwischen Hanau und Frankfurt fuhr ein Marktschiff hin und her. An Fahrgeld zahlte man durchschnittlich vier Kreuzer für die Meile. Im Jahre 1413 hatte man von Frankfurt nach Mainz zwölf Heller zu entrichten. Das Pfund gutes Rindfleisch kostete damals 5½ Heller, das Pfund Speck 8 Heller. Auf den Anlageplätzen unterwegs wurde Wein gezapft und Musik gemacht, falls die Ortsbehörde das erlaubte. Das Recht dazu wurde dem Marktschiff bestritten und manche Schriften wurden darüber gewechselt, manche Processe geführt. Das Marktschiff hat wie der Hauderer eine langlebige Natur bewährt. In den „Briefen eines in Deutschland reisenden Deutschen" wird es noch als regelmäßiges Beförderungsmittel erwähnt und zu Jahrmärkten reisen die Händler von der Elbe noch heutigen Tags mit dem Marktschiff.

Vornehme Personen fuhren in ihren eigenen Jachten. Auf dem Rhein besaßen die Erzbischöfe von Köln und Mainz Schiffe, die beschrieben werden als „schön anzusehen von Gestalt, mit Zierrath und Vergüldung, mit Pauken und Trompeten und für Salven eingerichtet. Sie dienten fürtrefflich zu kurzen und geschwinden Reisen, sintemahlen man mit denselben in einer Stunde zwei teutsche Meilen segeln konnte." Hauptsächlich zu Wasser verkehrten Straßburg, Worms, Mainz, Trier, Frankfurt und Köln mit einander, ebenso Stettin und Frankfurt an der Oder, Magdeburg und Hamburg, Danzig, Elbing und Königsberg. Durch Zölle, Brückengelder und andere Abgaben mehr wurde dieser Verkehr nach Möglichkeit erschwert und vertheuert. Zwischen Mainz und Köln gab es dreizehn Zollstätten, auf der ganzen Elbe fünfunddreißig, auf der Donau allein in Unterösterreich siebenundsiebzig. Es ist fraglich, ob diese Steuerstellen in Registern, Protokollen u. s. w. mehr Papier verschrieben haben, als bei den Denkschriften, Beschwerden und Petitionen, die ihrer Aufhebung galten, verbraucht worden ist. Endlos sind die Verhandlungen über die freie Flußschifffahrt gewesen und immer erhält sich in den Elbzöllen noch eine häßliche Erinnerung an die alten Zollstätten, von denen Börne mit Recht gesagt hat, daß sie zum Ersatz der ältern Raubritterburgen bestimmt gewesen seien.

(Schluß folgt.)

Fräulein Tinne.

Das dritte Heft der „Geographischen Mittheilungen" von Dr. A. Petermann enthält folgende Biographie der vielgenannten unglücklichen Reisenden Fräulein Tinne:

Alexandrina Petronella Francina Tinne, am 17. October 1835 im Haag geboren, war das einzige Kind von Philip Frederic Tinne aus seiner zweiten Ehe mit Henrietta Maria Louisa, der ältesten Tochter des verstorbenen holländischen Vice-Admirals Baron Theodore van Capellen, welcher am 16. August 1816 mit dem britischen Admiral Sir Edward Pellew, später Lord Exmouth, Algier bombardirte, als die christliche Sclaverei abgeschafft wurde. Der Abscheu gegen die Sclaverei, unter irgend welcher Gestalt oder Nationalität, den ihr Großvater hegte, ging in bedeutendem Maße auch auf „Alexine Tinne" über, und ihre Bemühungen, dem Sclavenhandel am oberen Nil und in der Berberei entgegenzuwirken, zogen ihr die Feindschaft der Sclavenhändler, sowohl wie der ägyptischen und anderer türkischer Regierungen zu.

Fräulein Tinne's Vater, ein Holländer von Geburt, naturalisirte sich in England, kehrte aber später nach Holland zurück und ließ sich im Haag, seiner Geburtsstadt, nieder. Von früher Kindheit an zeigte Fräulein Tinne Neigung zum Reisen. Kurze Ausflüge nach England, Irland, Deutschland, der Schweiz, Italien, Süd-Frankreich, Spanien, Norwegen und Schweden boten ihr jedoch verhältnißmäßig wenig Genuß, und sie fühlte sich bald zu den ausgedehntesten Forschungen im Oriente hingezogen.

Zuerst besuchte sie Palästina, Syrien und Konstantinopel und lernte so die Reize des arabischen Lebens kennen, welches, wie sie sagte, „das Malerische mit dem Anmuthigen, die Freiheit mit der Neuheit verbindet." Da ihr das Erlernen fremder Sprachen leicht fiel, so lernte sie bald Arabisch wie ein Eingeborener sprechen. In einem Briefe neueren Datums schreibt sie: „Ich fühle mich nicht sehr nach Amerika hingezogen und durchaus nicht nach Australien. Afrika hat stets, ich kann mir selber nicht sagen warum, von meiner Kindheit an Reiz für mich gehabt, und als ich Geographie lernte, war es ein großer, leerer, gelber Fleck in der Mitte der Karte von Afrika, wohin ich stets zu gehen wünschte. Ich bin schon einmal bis zu diesem leeren Fleck und weiter gekommen, kehre aber wieder dahin zurück, vielleicht instinctiv wie eine Motte nach der Flamme."

Nach der Rückkehr von ihren großen Nilreisen, auf denen sie ihre Mutter und ihre Tante, Fräulein Adriana van Capellen, verlor, beabsichtigte sie, sich in Kairo niederzulassen; ihr ruheloser und energischer Geist trieb sie jedoch bald weiter, da es ihrem Geschmacke widersprach, in den Schooß der europäischen Gesellschaft zurückzukehren. Sie verließ Aegypten und versuchte nach einem längeren Aufenthalte in Algier von dort aus in die Sahara vorzudringen, wurde aber durch die Feindseligkeit der Stämme an der französischen Grenze daran verhindert. Im Februar 1869 trat sie ihre letzte verhängnißvolle Reise von Tripoli aus an; sie erreichte Mursuk und hatte daselbst einen heftigen Krankheitsanfall auszuhalten, welcher ohne den rechtzeitigen Beistand des Dr. Nachtigall, der wie sie nach Bornu unterwegs war, verderblich geworden wäre. In der Absicht, nach Mursuk zurückzukehren, brach sie auf specielle Einladung des großen Tuareg-Häuptlings Ithenukhen nach Ghat auf. Drei Tage war Fräulein Tinne unterwegs, als sie am Abend des 1. August von ihrer treulosen Tuareg-Escorte bei Scharaba in Wadi Aberdschusch ermordet wurde, wo sie jetzt neben ihren beiden treuen holländischen Seeleuten Jacobse und Oostmans begraben liegt, deren Ergebenheit ihnen den Tod brachte, während ihre übrige Begleitung, die feigen Araber und Neger, dem

Massacre entweder durch ihre Feigheit oder Unthätigkeit entschlüpften. Man glaubt, daß Fräulein Tinne von Bornu und dem Tsad-See aus versucht haben würde, ostwärts nach dem oberen Nil vorzudringen.

Bis jetzt ist noch keine Genugthuung für das schreckliche Verbrechen erlangt worden, auch sind die Ueberlebenden noch nicht nach Tripoli zurückgekehrt, obgleich so viele Monate seit der Katastrophe verflossen sind. Die Sache ist in die Hände des königlich niederländischen General-Consuls in Tripoli, des Baron de Testa, gelegt worden, da die Dame eine holländische Unterthanin war. Es steht zu erwarten, daß dieser Beamte in Gemeinschaft mit den anderen Mitgliedern des diplomatischen Corps in Tripoli auf einem rascheren und energischeren Vorgehen, als bisher von Seiten der ottomanischen Behörden gezeigt wurde, bestehen wird.

Das Kind beim Feuer.

„Schön Töchterlein, Töchterlein! lasse das Springen,
Wenn feu'rige Geister erheben die Schwingen!"
„O Mütterlein! bin ja zwölf Jahre erst alt,
Wie kann ich da springen, so leicht von Gestalt!""
Ein Feuerlein brennt,
Schön Töchterlein rennt
Und tanzet, beflügelten Schrittes, im Kreise
Um's Feuerlein her;
Deß freut es sich sehr,
Und höher noch schwebt es in jubelnder Weise.

„Schön Töchterlein, Töchterlein! feu'rige Geister
Sind tückische Freunde: o werde nicht dreister!
Sie wärmen Dich anfangs, dann brennen sie Dich —
Schön Töchterlein, Töchterlein! höre auf mich!"
„Zwölf Jahre erst alt,
So leicht von Gestalt!
Will brennen mich Feuerlein, tückisch entglommen,
Eil' hurtig davon
Und spreche ihm Hohn;
Du, Mütterlein, wirst ja zu Hilfe mir kommen.""

Und höher noch schwinget das Mägdlein die Schritte,
Im Winde verwehet die Warnung, die Bitte:
Es küssen die Funken das fliegende Kleid,
Und schneller noch dreht sich die tanzende Maid.
Da lodert es schnell,
Wie Blitze so hell,
Umzischend das Mägdlein mit prasselnden Flammen.
Das Mütterlein weint,
Schön Töchterlein heult
Und stürzet, o gräßlich getödtet, zusammen.

Landau. Fr. Jung.

Mannichfaltiges.

— Dr. Brehm, der technische Director des Aquariums in Berlin, ist am 8. April nach dem Mittelmeer abgereist, um von dessen interessantesten Bewohnern eine Auswahl für das Berliner Aquarium zu treffen. Die Häringe im Aquarium, die ersten, welche man lebend über Land transportirt hat, sind bereits wieder gestorben.

— Den 11. April Morgens 10½ Uhr erklang in Lausanne plötzlich die Lärmglocke der Kathedrale. Eine Menge Menschen sammelten sich auf den Straßen, um zu vernehmen, in welcher Richtung das Feuer ausgebrochen sei; einige Feuerspritzen rasselten schon über die Straßen. Da aber der Thurmwächter stumm blieb, so erstieg der Polizeichef den Thurm und fand da einen Engländer, der noch immer an der Glocke zog, und auf die Frage, was das zu bedeuten habe, erklärte, daß er vergleichende Studien über den Klang der Glocken auf dem Continent anstelle. Er hatte für seine Versuche 12 Franken zu zahlen.

— Die abnorme Halsbildung des zum Tode verurtheilten Mörders Butterford, von dem wir bereits gemeldet, hat demselben nun schließlich doch das Lebengerettet. Nachdem ein erstes medicinisches Gutachten einigermaßen zweifelhaft ausgefallen war, äußerten sich zwei andere von der Regierung mit Untersuchung des Verurtheilten beauftragte Aerzte dahin, derselbe werde in der That nicht ohne große Schwierigkeit in der bisher gebräuchlichen Weise mit dem Strange vom Leben zum Tode zu bringen sein, und das Todesurtheil ist in Folge dessen umgewandelt worden.

— Ein Silberberg, 1000 Fuß hoch und von 1000 Fuß Weite, soll kürzlich in New-Mexico entdeckt worden sein. Die San Francisco „Alta" schreibt hierüber folgendes: Ein Herr Brown, von mehreren hiesigen Kaufleuten unterstützt, bereiste New-Mexico und entdeckte am 2. Februar einen Berg, der aus Silbererz bestehend, sich 1000 Fuß hoch erhebt, 3600 Fuß lang und 1000 Fuß weit ist. Derselbe brachte Erzproben mit nach hier und ergab die chemische Untersuchung, daß die Tonne desselben Sh. 2000 werth sei. Eine Compagnie zur Ausbeutung dieser reichen Minen ist sofort gebildet worden. Wenn nur nicht statt des Silberbergs die unvermeidlichen Actionäre ausgebeutet werden sollen!

— Eine asiatische Pflanze, welche in vielen Fällen den Flachs zu ersetzen geeignet ist, von den Kirgisen Kendyr genannt, wächst in großer Menge am Ili und anderen in den Balkaschsee mündenden Flüssen und liefert den Eingeborenen den Stoff zur Anfertigung von Stricken und Tauen, welche die Hanftaue an Festigkeit noch übertreffen. Sie kommt in Europa gar nicht vor, gehört zur Gattung Apocyneae und ist in der Botanik unter dem Namen Apocynum Sibiricum bekannt. Die Wurzeln sind perennirend, die Stengel wachsen jedoch jedes Jahr. Die Eigenschaft dieser letzteren, einen zum Spinnen geeigneten Faserstoff zu liefern, war noch unbekannt. Die mikroskopische Untersuchung hat nachgewiesen, daß die Faser dieser Pflanze viele Aehnlichkeit mit der des Flachsstengels hat. Aus 10 Pfd. Kendyr erhielt man 2½ Pfd. spinnbarer Faser.

Homonyme.

Mit der.

Ein Jüngling — einer Göttin gleich,
Geschmückt mit Palm- und Lorbeerzweig —
Folgt einer gräßlich wilden Sie:
So Grauenvolles sah' ich nie.
Und ihren blutgetränkten Lauf
Giebt, nur wenn er erscheint, sie auf.

Mit die.

Als eine Jungfrau frisch und schön
Seh'n wir aus düsterm Wald sie geh'n;
Und einem würdevollen Er
Eilt sie entgegen, schier zu sehr;
Der nimmt sie gerne bei sich auf:
Und so vollendet ist ihr Lauf.

A

Auflösung des Sylbenräthsels in No. 42:
Gartenlaube.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 46. Dritter Jahrgang. 1870.

* Gehen Sie!

Novelette von Wilhelm Leopold.

(Fortsetzung.)

Eduard Norner besaß Weltkenntniß und Weltklugheit. Er war sowohl im Geschäftsleben wie im eigentlichen Gesellschaftsleben vielfach geprüft worden und würde sich ein Armuthszeugniß ausgestellt haben, wäre er thatlos gegen die Tante geblieben. Heute — an einem Sonntag Vormittag — sollte denn auch ein entscheidender Schlag gegen diese hartnäckige Verwahrerin seines Herzensidols geführt werden.

Ein guter Gedanke war in ihm im Laufe der Woche gereift; ein zufälliger Blick in die Zeitungen ließ ihn den Entschluß fassen, gegen das harte, alte Herz der Tante eine Sturmpetition in's Werk zu setzen, imponirend genug, um dies Herz in seinen Grundfesten zu erschüttern oder es gar zu erobern.

In einer gewissen Annoncen-Rubrik, welche jetzt in allen größeren Tagesblättern ständig geworden ist und worin die Liebe auf „diesem nicht mehr ungewöhnlichen" Wege zu erringen gesucht wird, fand Eduard reichlich dasjenige Material, dessen er bedurfte, um seinen Feldzug gegen den alternden Cerberus seiner Liebe zu eröffnen. Täglich reichte er mit verstellter Handschrift und zuweilen selbst mit einer zierlichen photographischen Einlage Offerten ein, welche die Truppen zu diesem Feldzuge anzuwerben bezweckten, und ein homerisches Gelächter bemächtigte sich seiner, wenn er Abends beim Lampenlicht den zärtlichen Inhalt dieser Offerten in allen beliebten und unbeliebten Variationen niederschrieb. Sieben solcher Briefe hatte er an die städtischen Zeitungsexpeditionen abgeliefert und erwartete nun mit Spannung deren Ergebniß.

Der heutige Tag, ein warmer Julisonntag, war zum Spazierengehen wie geschaffen. Als die Uhr die neunte Vormittagsstunde verkündet hatte, befand sich auch Eduard Norner schon auf der Promenade und unter dem Schatten dunkelgrüner Ulmen schritt er langsam, ein Liedchen vor sich hinträllernd, der Vorstadt zu. Seltsam, daß er stets in der Richtung nach dem Landhause des alten Fräuleins Brenner weiterschritt und, in der Nähe dieses Landhauses angekommen, hinter einem hohen Strauche, welcher ihn völlig den Blicken der Vorübergehenden entzog, stehen blieb. Hatte er etwa ein Stelldichein mit seiner angebeteten Aurelie verabredet und war dies der Ort der Zusammenkunft? Fast schien es so, denn Eduard wandte bald kein Auge mehr von der Eingangspforte zum Vorgarten des Brenner'schen Landhauses.

„Soeben ist der erste Vogel in's Netz gegangen," flüsterte Eduard, und ein Lächeln des Triumphes überflog zugleich sein von einem Erstlingsbarte umschattetes Antlitz.

Ja, der erste Vogel war in's Netz gegangen! Im Garten, am Eingange der Laube, saß Tante Brenner. In ihren Händen hielt sie ein Buch, es war die Bibel. Sie las darin mit halblauter Stimme und war gerade an der Stelle; „Liebet Euch untereinander" angelangt, als die Gartenpforte geöffnet wurde. Ein ältlicher Herr trat ein. Er trug in der Hand einen zierlichen Blumenstrauß, ging aber in einen Rock gekleidet, welcher nichts weniger als modern zu nennen war. Ein hoher Cylinderhut bedeckte sein Haupt. Mit gravitätischen Schritten ging er durch den Vorgarten auf die Laube zu, vor welcher Fräulein Brenner saß. Als er kaum mehr einen Schritt von dem letzteren entfernt war, verbeugte er sich in einer Weise, die wahrhaft vorsündfluthliche Manieren zeigte. Dabei stand sein hoher Rockkragen stracks vom Halse weg und seine Perrücke fing zu wackeln an.

„Habe ich die Ehre, vor dem Fräulein mit den zwanzigtausend Thalern zu stehen?" fragte er, und sein stierer Blick nahm bei dem Worte „zwanzigtausend" einen in der That unheimlichen Ausdruck an.

„Was sagten Sie, mein Herr?" fragte ihrerseits Fräulein Brenner, und dies in einem Tone, so kalt und schneidend, wie er nur aus dem Munde einer alternden Dame zu erklingen vermag.

„Was ich sagte — o, o, entschuldigen Sie, hier wohnt doch Fräulein Brenn— Brenn— richtig, Brenner?"

„Ja wohl, hier wohnt Fräulein Brenner — es ist mein Name; und was wollen Sie?"

„Ah, ich merke, Sie fragen nur so — ungefähr wie ich's machen wollte, hi, hi! Wissen Sie, mein geehrtes Fräulein, zwei Mal zwanzigtausend Thaler macht vierzigtausend und das giebt zu sechs Procent — —"

„Aber Herr, was ist Ihr Begehr? Sie sind mir ein Räthsel und Ihr baroques Auftreten hier ist es nicht minder!"

„Hi, hi, das klingt ja komisch — vierzigtausend Thaler zu sechs Procent, das soll baroque sein — o, o, ich mache oft noch bessere Zinsen."

Fräulein Brenner erhob sich; in ihrem faltenreichen Antlitze malte sich Entrüstung und Verwunderung zu einem befremdenden Bilde.

„Mein Herr!" lispelte sie und trat einen Schritt zurück in die Laube, als der wunderliche Mann mit einem lauten „hi, hi" ihr seine magere, langfingerige Hand entgegenstreckte.

„Mein Name ist Meyer, Gotthold Ephraim Meyer, gerade so wie der des großen Lessing, hi, hi! Ich bin aber Rentner, mein Fräulein, und habe nichts mit armen Poeten gemein. Alles, alles besitze ich, was ein bescheidener Mann gebraucht; ich besitze ferner ein gut geführtes Hauptbuch und ein Kassabuch, das jährlich höhere Zahlen ergiebt. Nur eines fehlt mir noch — es ist ein gutes, liebes und gesetztes Mädchen, das mein Weib zu werden bereit wäre."

„Was interessirt das mich? Verschonen Sie mich mit derartigen Mittheilungen," rief Fräulein Brenner, und ihre grauen Augen schossen auf die hagere Gestalt des Herrn Meyer grelle Blitze.

„Nein, das darf ich nicht, das kann ich nicht mehr! Nachdem ich Sie gesehen, nachdem ich mich über Ihre zwanzigtausend Thaler wohl unterrichtet habe, bin ich fest entschlossen, aus dem Junggesellenleben heraus und in den Stand der heiligen Ehe einzutreten."

„Mann, sind Sie berauscht?" rief Fräulein Brenner und erhob die Hände, als wenn sie damit den heirathslustigen Herrn Meyer von sich abwehren wollte.

„Hi, hi, berauscht soll ich sein und habe doch seit Jahren

keine Spirituosen genossen. O, Fräulein, Sie thun mir großes Unrecht! Mäßigen Sie sich und rechnen Sie; rechnen, rechnen muß der Mensch, wenn er glücklich werden will."

„Gut, mein Herr, ich rechne ja schon, und zwar rechne ich darauf, daß Sie sich sofort von hier entfernen! Ist das eine Manier, die Sonntagsandacht einer Dame zu dieser Stunde zu unterbrechen? — Gehen Sie, gehen Sie!"

„Ach, ich merke, das ist das Losungswort — ich bin am Ziele, hi, hi!"

Herr Meyer rief diese Worte mit seiner gellenden Stimme wie jubelnd aus und stürzte sich vor der Dame seiner Berechnung auf's Knie, indem er sein Auge mit Wohlgefallen auf dem hochgerötheten Antlitz der Jungfer Brenner ruhen ließ.

„O Himmel, was ist Ihnen?" kreischte Fräulein Brenner und ließ sich, von der Aufregung ermattet, laut ächzend auf die Bank in der Laube nieder.

„Fräulein Brenner," hob nun Herr Meyer mit feierlicher Stimme an, „Sie erhören mich, Sie machen mich zum glücklichsten Manne unserer Stadt. In Ihrem Briefe stand es deutlich: „gehen Sie, gehen Sie," das sei das Wort Ihrer Liebe. Hier bringe ich Ihnen nun mein Herz und meine ganze Stellung, lassen Sie uns jetzt einen Bund schließen für ewig."

Fräulein Brenner antwortete nicht; sie hielt nur die Hände vor das Antlitz und lispelte zornbebend: „Mir das! O, es ist unerhört!"

„Ja, meine Theuerste, es mag selten sein, daß sich zwei Herzen unseres Schlages in so später Lebensstunde noch finden; aber wir werden glücklich sein — ich lebe so einfach, hi, hi, und vergessen Sie nicht, zweimal zwanzigtausend macht vierzigtausend!"

Herr Meyer streckte seine Hand gegen Tante Brenner aus, er suchte sie in die Rechte seiner Angebeteten zu legen. Fräulein Brenner aber rief:

„Zurück, mein Herr, Sie sind im Irrthum, Sie — Sie —"

„Was, im Irrthum? Nein, Ihren Brief trage ich in der Tasche und Sie können es mir auf meine treuen Augen hin glauben, daß ich es ernsthaft meine."

Jetzt erhob sich Fräulein Brenner mit aller Würde, die sie sich zu geben vermochte. Ihre Hände ballten sich fast krampfhaft und ihre Worte klangen herb und drohend.

„Sie reden von einem Briefe von mir? Mann, Sie leiden entweder an Verstandesmangel oder —"

„Keine Beleidigung," fiel Herr Meyer halb warnend, halb begütigend ein, dann aber breitete er seine langen Arme wie ein segnender Hoheprieſter aus und sagte mit heiterer Miene: „O, ich weiß, das soll nur eine Feuerprobe für mich sein — in der Ehe giebt es zuweilen wohl noch liebenswürdigere Anreden, aber ich versichere Sie, Fräulein, ich kenne das schon, meine alte Wärterin hat mich längst daran gewöhnt."

„Was soll ich thun?" flüsterte Tante Brenner, „er ist ein Narr." Dann stampfte sie mit dem Fuße und sagte wiederholt: „Gehen Sie, gehen Sie!"

Bei diesen Worten zog der hagere Mann seine langen Arme zusammen und schloß, gleich einem Krebse, der mit den Scheeren seine Beute erfaßt, die laut aufschreiende Tante Brenner an seine Brust.

„Hi, hi, „gehen Sie," das ist ja die Losung!" sagte Herr Meyer entzückt. „Gehen Sie, das heißt: Du willst mein Weib werden, Du edles, reiches Mädchen Du!"

„Halt!" rief es plötzlich vor der Laube, „wer ist diese Dame? Und wer gab Ihnen, alter Filz, das Recht zu solchem Auftritt? Sie spielen fürwahr einen wunderlichen Don Juan!"

Herr Meyer ließ bei dem Klange dieser ihm wohlbekannten Stimme seine Beute los, indeß das alte Fräulein Brenner einer Ohnmacht nahe war.

„Junger Mann," stotterte Herr Meyer und sein Antlitz war dabei kreideweiß vor Haß und Zorn, „junger Mann, Sie sind — Sie wollen — Sie — Sie — werden doch nicht —"

„Ich werde thun, was einem Cavalier zukommt," dann raunte der Ankömmling Herrn Meyer die Worte in's Ohr: „Sie ließen mich gestern pfänden, Sie alter Geizhals, und ein Zufall will es, daß ich mich heute schon rächen kann."

Herr Meyer gewann wieder etwas Fassung, doch hielt er es für gerathen, dem jungen Manne das Feld zu räumen.

„Ich gehe," sagte er erregt, und fügte dann noch, gegen Tante Brenner gewandt, hinzu: „aber ich warne Sie, meine Theuerste, vor diesem Gauner in Geckengestalt!"

„Sie gehen nicht," donnerte der junge Mann, „Sie haben eine Dame grob beleidigt und mir Injurien gesagt, ich fordere deshalb sofort Genugthuung!"

„Hi, hi, das fehlte noch! Bald werde ich hier Herr sein und darum: Gehen Sie!"

Der junge Mann lachte verächtlich. Dann wandte er sich an Fräulein Brenner.

„Was befehlen Sie, meine Gnädige?"

„Auch ich sage: Gehen Sie, gehen Sie!" erwiderte Tante Brenner mit zitternder Stimme.

„Sind das die Laute der Liebe?" fragte sich hierauf der junge Fremde. „Unmöglich, dies wird wohl die Tante, die Mutter oder sonst ein beschützendes Wesen der mir im Bilde angetragenen jungen Schönen sein." Dann sagte er wieder vernehmlich: „Sie weisen meinen Schutz diesem Harpagon gegenüber zurück — o, ich bin zu allem bereit und hoffe, daß Sie, als die Verfasserin der bewußten Zeilen, mich huldreichst empfangen werden."

„Nein, nein, nun wird es zu viel, hier herrscht entweder eine Mystification, oder es ist sonst ein Verhängniß, welches mich verfolgt."

„Nicht so, meine Gnädige, ich meine es gut —"

„Zurück, meine Herren, oder ich rufe um Hilfe. Aurelie, Aurelie!"

(Schluß folgt.)

Mittelalterliche Reise-Noth.

(Schluß.)

Zu einer großen Belastung des Handels gestaltete sich das Geleitswesen. Im Anfange empfanden es die Kaufleute als eine Wohlthat, daß man ihnen zum Schutz gegen Schnapphähne und Räuber Bewaffnete mitgab, und bezahlten die Gebühr für dieses Geleit gern. Die Räuber und Ritterburgen verschwanden aber von der Erde, ein Geleit wurde unnöthig und auch nicht mehr gegeben, aber die Erhebung des Geleitsgeldes dauerte fort. Erst die Zollvereinsverträge haben hier keine Wirthschaft gemacht. Das meiste Geleitsgeld war in den thüringischen Gebieten, namentlich in den Reußenländern zu bezahlen, und daher stammt der Name der Raubstaaten, den man ihnen gab, daher auch der Fuhrmannsfluch:

Reuß, Schleiz, Greiz, Lobenstein,
Schlag' das Donnerwetter drein!

Reisen in ferne und zumal überseeische Länder waren große Wagestücke. Wo man nicht, wie auf den italienischen Märkten und Hochschulen und auf den zu ihnen führenden Straßen, an ausländische Reisende gewöhnt war, sah man in jedem Fremden eine verdächtige Persönlichkeit. Konnte es doch selbst im lieben Vaterlande vorkommen, daß man aus keinem anderen Grunde, als weil man nicht aus dem Ort gebürtig war, verhaftet und scharf ins Verhör genommen wurde. Entstand nämlich ein „Rumor", oder verbreitete sich auch nur das Gerücht, daß ein Feind heranziehe, so verhaftete man die in der Stadt weilenden Fremden und Fuhrleute, damit sie ihren Spießgesellen draußen die Thore nicht öffnen könnten. In den ruhigsten Zeiten fand der Reisende, wenn er sich bis nach dem Dunkelwerden verspätete, die Thore geschlossen. In langsamen Uebergängen ist diese Thorsperre zu dem Thorgroschen geworden, der noch innerhalb Menschengedenken in den meisten Städten von allen Leuten erhoben wurde, die nach Sonnenuntergang das Thor passirten. Nun selbst Hamburg dieses Sperrgeld aufgehoben hat, wird es wohl nirgends mehr existiren.

Daß Reisen zu ungläubigen oder wilden Völkern gemacht wurden, erklärt sich aus dem allgemeinen Hang zum Wunderbaren. Die tausend Sagen und Märchen, die über die Länder des Ostens umliefen, erweckten in Vielen einen unwiderstehlichen Trieb, diese Wunder zu sehen. Das Reich des Priesters Johannes zu betreten oder einem Feste am Hof des Großmoguls beizuwohnen, war ein mächtiges Lockmittel. Als dann Amerika entdeckt wurde, entstanden neue Sagen von Dorados und über ihren Zauberreiz. Es ist ein grausames Spiel des Zufalls, daß die Städte mit silbernen Mauern, goldenen Zinnen und einem Diamantenpflaster meistens in Gegenden gesucht wurden, von denen man jetzt weiß, daß nichts als Fieber und Tod von dort geholt werden konnte. Wo Sumpfdickicht und pfadlose Urwälder ihn empfingen, da sollte der Abenteurer, wenn er nur muthig vorwärts dringe, ein Dorado als Preis seiner Mühen finden. Der Orient-Reisende wurde nicht selten zum Sclaven gemacht und brachte er sich nach den peinlichsten Erlebnissen müde und matt zu Hause und erzählte von dem, was er gesehen, so erklärte man ihn für einen Lügner. Jahrhunderte hat Marco Polo, der große venetianische Reisende, im Grabe geruht, ehe man so gerecht gegen ihn geworden ist, die Wahrheit seiner Schilderungen anzuerkennen.

Einen wohlthätigen Einfluß nahm die Post auf die Verbesserung der Wege und die größere Annehmlichkeit des Reisens überhaupt. Vor dieser Neuerung beförderte man die Briefe durch Gelegenheiten oder besondere Boten. Die Pilger, Klosterbrüder, wandernden Gesellen, hausirenden Juden, umherziehenden Metzger und reisenden Kaufleute waren die gelegentlichen Briefträger. Die Städte legten zuerst Botenanstalten zu einer gegenseitigen Verbindung unter einander an. Die Boten gingen, ritten oder fuhren. Als „geschworene Städteboten" oder „Magistrats-Ausreuter" führten sie das Stadtwappen und die Botenbüchse mit den Farben der Stadt. Jeder hatte ein Patent, seinen Paß, in dem die fremden Obrigkeiten ersucht wurden, dem städtischen Boten „Fürschub und Fördernuß" zu ertheilen. Die Waffe desselben war ein hölzerner Botenspieß mit eiserner Spitze, der bei Gräben zugleich die Dienste einer Springstange verrichtete. Mitunter hielt die Kaufmannschaft ihre besonderen Boten und auch Universitätsboten finden sich aufgeführt. Fürstliche Personen hatten ihre Kanzleiboten oder Postirabanten.

Die erste Taxis'sche Post war eine reitende. Siebenundzwanzig Jahre später (1588) hatte Graf Leonhard von Taxis fahrende Post eingerichtet und beförderte außer Briefen auch Paquete, Gelder und Personen. Wie er selbst gegen den Reichspostmeister Birgden in Frankfurt am Main äußerte, warf ihm die Reichspost jährlich einen reinen Ueberschuß von hunderttausend Ducaten ab. „Es ist ein solcher Brunnen," sagte er erklärend, „wohin alle Quellen zusammenfließen." Außer den Kaufleuten, dem jungen Buchhandel, dem entstehenden Zeitungswesen, dem wissenschaftlichen Verkehr brachte die neue Anstalt der Mehrzahl der Gesellschaftsklassen directen oder indirecten Vortheil. Die gleichzeitigen Schriftsteller erkennen an: „Die Erfindung der Posten ist unter die Glückseligkeiten jetziger Zeit billig zu setzen." Die Klagen, die auf dieses Lob bald folgten, waren nicht alle unbegründet. Die Post wurde als Monopol gehandhabt und die Unterdrückung der alten Botenanstalten mit Härte durchgeführt. Zwei Jahrhunderte stritt man, ob der Kaiser überhaupt ein Postregal besessen und das Recht der Belehnung damit nicht usurpirt habe. Während dieses langen Zankes war die Taxis'sche Post zurückgegangen, so daß die Entstehung von trefflich verwalteten Landesposten, zuerst in Brandenburg und später in Kursachsen, Braunschweig, Hannover, Hessen, Württemberg und mehreren Reichsstädten Freude hervorrief.

Die Posten gingen zwischen großen Handelsstädten oder nahe belegenen lebhaften Orten zweimal wöchentlich. Traf man die Abgangszeit nicht, so „blieb man liegen." Die Personenpostwagen waren in der Regel sechssitzig. Das Personengeld für die Meile betrug im Sommer drei, im Winter vier Groschen. Später „egalisirte" man den Satz und erhob fünf Groschen für die Meile. Bei gutem Wetter und Wege legte man diese Entfernung etwa in einer Stunde zurück. Da die Streu des Wagens zuweilen in Brand gerieth, so war „das Tabakrauchen ganz und mit Ernst verboten," ebenso das Mitnehmen großer Hunde. An Extrapostgeld wurde für Pferd und Station (zwei Meilen) der hohe Satz von 16 Groschen bezahlt. Gleichwohl kamen die Extrapostreisen sehr in Aufnahme.

Auf Nebenstraßen kann man die „Poesie" einer Reise mit der Post immer noch genießen. Auch Wagen kann man hie und da noch kennen lernen, die nach dem Muster der berufenen „gelben Kutsche" gebaut zu sein scheinen. Die alte historische Post hat mit dieser von der Welt Abschied genommen.

Mannichfaltiges.

§ Technisches. In Amerika finden in neuerer Zeit Wassermotoren häufige Anwendung, welche von den Trinkwasserleitungen der Städte betrieben werden. Namentlich leisten dieselben in solchen Fällen gute Dienste, wo nur mäßige Betriebskräfte erforderlich sind, z. B. für Nähmaschinen, Elevatoren, Drehbänke, ferner in Hotels für Waschmaschinen, Ventilatoren ꝛc. Auch Schnellpressen der Zeitungsdruckereien werden damit betrieben. Für eine Cylinderpresse, welche 25 bis 28 Bogen pro Minute druckt, genügt eine einzöllige Leitung des Wassers, bei 45 Pfund Druck desselben pro Quadratzoll. Solche hydraulische Kraftmaschine, nach dem System Stannards, liefert die Werkzeugmaschinenfabrik von Pratt, Whitney und Comp. in Hartford. Dieselben sind bereits auch in Europa eingeführt, und finden u. a. in einer Nähmaschinenfabrik in Berlin Benützung. Die Construction ist fast übereinstimmend mit derjenigen bekannter rotirender Pumpen. Bei 50 Pfund Wasserdruck pro Quadratzoll ergiebt ein 10zölliger Cylinder in der Minute 95 Umdrehungen, consumirt pro Umdrehung $^3/_4$ Gallons Wasser, und liefert einen Effect von $1^1/_2$ Pferdekräften. Der Preis der Maschine ist 150 Dollars. Eine 16zöllige Maschine macht dagegen 65 Umdrehungen, verbraucht $3^1/_{10}$ Gallons Wasser pro Umdrehung, effectuirt 5 Pferdekräfte und kostet 330 Dollars. — Civilingenieur A. Riedel in Chemnitz empfiehlt in der „D. Ind. Ztg." eine für mancherlei Verwendung besonders geeignete neue Nivellirwaage, welche er ausschließlich des dazu gehörigen Gummischlauches zum Preise von 12 Thlr. liefert. Dieselbe besteht aus zwei, vermittelst messingener Fassungen, die mit Füßen versehen sind, vertical stehenden Glasröhren, welche oben offen sind, und unten durch einen Gummischlauch von etwa $^3/_4$ Zoll Weite mit einander in Communication gebracht werden können. Beide Röhrenfassungen sind zur Erkennung des Wasserstandes mit Schlitzen und gleichen Scalentheilungen versehen. Stehen beide Röhren mit ihren Füßen auf demselben Niveau, so zeigen beide Wasserspiegel an den Scalen

die gleiche Höhe, ob die Röhren auch mehr oder weniger von einander entfernt sind, und der Gummischlauch kann dabei beliebig herabhängen. Stehen aber die Fußflächen der Röhren in verschiedenen Niveau's, so läßt sich der Höhenunterschied unmittelbar an den Scalen ablesen. Mit diesem Apparate läßt sich durch Maueröffnungen und um Ecken herum bequem nivelliren, und ganz besonders dürfte sich derselbe bei Montirungen größerer Maschinenanlagen und umfänglicher Transmissionen als vortheilhaft erweisen. — Der deutsche Verein für Ziegelfabrikation hat mit der Einführung des Metermaßes als normales Format der Ziegel folgendes proponirt: Die Länge 25 Centimeter, die Breite 12 Centimeter, die Dicke 6,5 Centimeter. Die Bestimmungen bezüglich der Länge und Breite haben allgemein Billigung gefunden; dagegen gehen die Ansichten über die zweckmäßigste Dicke der Ziegel auseinander, indem von Einigen die Dicke von nur 5,5 Centimeter, sowohl rücksichtlich der Herstellung als auch der Verarbeitung, für geeigneter gehalten wird. Inzwischen steht fest, daß dickere Ziegel, wenn sie gut durchgebrannt sind, ein festeres Mauerwerk liefern als schwächere Steine, und anderseits verursacht das vollkommene Brennen von 6,5 Centimeter dicken Ziegeln bei gehöriger Ofeneinrichtung keine besonderen Schwierigkeiten. Aeltere Steine von sehr guter Herstellung haben oft 7,5 bis 7,8 Centimeter Dicke.

— Professor Dr. Justus Freiherr v. Liebig hat in diesen Tagen die goldene Albert-Medaille erhalten, welche die Gesellschaft für Kunst, Handel und Manufactur in England zu Ehren des Prinzen Albert gestiftet hat. Alljährlich wird nur ein Exemplar ausgegeben und Liebig ist der erste deutsche Empfänger. Frhr. v. Liebig wurde ausgezeichnet für die zahlreichen und werthvollen Untersuchungen und Schriften, welche wesentlich zu der Entwickelung der Agricultur, der Ernährung und der chemischen Wissenschaft beigetragen, so wie auch für den Nutzen, welchen Kunst, Handel und Manufactur daraus geschöpft haben. An diese hohe Auszeichnung reiht sich zu gleicher Zeit eine nicht minder ehrenvolle für den Freiherrn v. Liebig an, indem die deutschen Landwirthe eine Stiftung gegründet haben, bestehend in einer goldenen Medaille, mit dem Brustbilde Liebig's, welche unter dem Namen Liebig's Medaille, demjenigen verliehen werden soll, der sich im Laufe des Jahres hervorragende Verdienste um die Landwirthschaft erworben hat.

— Ein Seitenstück zu Herrn Knak liefert die „N. Stett. Ztg." in Folgendem: Wenn Herr Pastor Knak durch seinen kindlichen Glauben an die Sonnendrehung Aufsehen machte und viele gläubige Nachbeter fand, so hat er nunmehr seinen Meister in Herrn Christlieb, Lehrer der praktischen Theologie und Universitäts Prediger zu Bonn, gefunden. Dieser Gelehrte tischt uns in einer kürzlich herausgegebenen Schrift („Moderne Zweifel am christlichen Glauben für ernstlich Suchende." Bonn bei Markus, 1870) noch ganz andere Dinge auf, als der vielgenannte Berliner Geistliche. Außer dem Wunder des Stillstandes der Sonne unter Josua, sucht er den Glauben seiner Leser zu erwärmen für die redende Eselin Bileam's (4. Buch Moses, Capitel 22). Er bemüht sich, ernstlich zu beweisen, daß auch eine Thierseele der menschlichen momentan nahegerückt werden, ja sich dem Menschen in seiner Sprache verständlich machen könne. „Kann ein Erdenkloß reden, der Mensch, konnte im Paradiese eine Schlange reden — warum sollte nicht auch ein Esel reden können? (!!) Ferner begeistert sich der Bonnenser Gelehrte für die leibliche Himmelfahrt des Elias und findet diese Thatsache schon in dem Umstande bestätigt, daß nach IV. Könige, 2, 16—17, erfolglos nach Elias' Leib geforscht wurde. Endlich sucht der Bonnenser Universitäts-Lehrer in den Herzen seiner Leser den Glauben an den dreitägigen Aufenthalt des Jonas im Bauche des Walfisches zu retten und zu befestigen. Er meint, eine physiologische Unmöglichkeit liege bei einem solchen Aufenthalte nicht vor, denn im Bauche von Haifischen — ein solcher soll es gewesen sein und kein Walfisch — habe man schon todte Menschen gefunden, woraus folge, daß Jonas sich drei Tage und drei Nächte lebendig in diesem Bauche habe aufhalten können!!! Herr Christlieb, der solche Dinge leistet, ist unlängst vom sächsischen Cultusministerium unter der Firma eines „Vertreters der freieren Theologie" nach Leipzig berufen worden.

— Vor kurzem wurde ein Eisen-Meteorstein von 103 Zollpfund Gewicht nach Wien gesendet, der in der Wüste Atakama in Chile gefunden ist. Dieser schöne Meteorit ist von dem Oberhofmeisteramte für das Hof-Mineraliencabinet angekauft worden und bildet eine wahre Bereicherung der Wiener Meteoriten-Sammlung. Dem Gewichte nach steht er zwischen dem von Elbogen, welcher 158, und dem von Agram, welcher 78 Zollpfund wiegt.

— Die Thäler der grünen Steyermark macht zur Zeit eine Bande alter Hausirerinnen unsicher, welche den Bauernmädchen die Haarzöpfe ablockt. Die Gaunerinnen erzählen nämlich den Mädchen, in dem und dem Kloster fehle es der Statue der Muttergottes an der entsprechenden Coiffure, und es hieße ein christlich Werk thun, ihr dazu zu verhelfen. Die armen Bauernmädchen lassen sich oft beschwatzen und denken nicht daran, daß die Köpfe, für die ihr Haar bestimmt, wohl auch häufig angebetet werden — aber nicht in den Kirchen.

— Ein californischer Sinologe, Hanlay genannt, hat San Francisco durch den Nachweis, daß Chinesen tausend Jahre vor den Spaniern im Lande gewesen seien, in lebhafte Aufregung versetzt. Um das deutsche Erstlingsrecht dieser Behauptung zu wahren, wird jedoch in verschiedenen Blättern darauf hingewiesen, daß Professor Neumann in München schon vor einem Vierteljahrhundert aus chinesischen Quellen die Belege für die Entdeckung Amerikas durch die Chinesen beigebracht hat. Noch früher hatte Desguigues bekannt gemacht, daß chinesische Bücher von einem Lande im Osten sprächen, welches kein anderes als Amerika sein könne. Neumann veröffentlichte sogar den Reisebericht eines chinesischen Mönchs und Glaubensboten über das Reich Fusang. Daß unter Fusang nur Mexico gemeint sein könne, folgt aus den Angaben des Mönches über die geographische Lage und die Producte des Landes. Aus den letzteren nennt er den Fusang-Baum, dessen Sprosse man esse, dessen Rinde ein Leinen und ein Papier gebe und dessen Saft zu einem berauschenden Getränke bereitet werde. Der Fusangbaum ist die Maguey oder große chinesische Aloe, die noch heute zu den angegebenen Zwecken dient. Der Berichterstatter ging im Jahre 499 unserer Zeitrechnung nach Mexico; aber nicht als der erste Glaubensbote, denn 458 waren 5 andere Mönche dahin aufgebrochen, um die Lehren Buddha's zu verbreiten. Was Hr. Hanlay ferner über die Aehnlichkeit in gewissen Sitten und Gebräuchen der Azteken und Chinesen, wie über die Einwirkung des Buddhismus auf die Religion der Ersteren sagt, war ebenfalls bereits bekannt. Neu ist nur die Liste sprachverwandter chinesischer und aztekischer Wörter, die er aufstellt. Sie spricht übrigens weniger für die Entdeckung Amerikas durch die Chinesen, als für den gleichen Ursprung der Indianer, Mongolen und Chinesen, den Alexander von Humboldt und andere Naturforscher annehmen.

— Bei Gelegenheit des Todes des Gefängniß-Aufsehers von Darjeeling macht ein indisches Blatt eine interessante Mittheilung. Man schöpfte Verdacht, daß es bei dem Tode des Gefängnißwärters nicht mit rechten Dingen zugegangen sei, weil er ein großer Mann war und die Booteahs ihm vielleicht Gift gegeben haben möchten, um nach dem Tode das Grab zu plündern und sich seiner schönen, langen Zehenknochen zu bemächtigen. Gelegentlich — so heißt es — statten die Booteahs nächtlicherweile dem Friedhofe von Darjeeling einen Besuch ab, um nach großen Zehenknochen zu suchen, welche sie sehr hochschätzen und aus denen sie Trompeten machen. Diesmal indessen ergab eine Obduction, daß der Gefängnißwärter eines natürlichen Todes gestorben war. Liebenswürdige Musikanten!

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stoz.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 47. Dritter Jahrgang. 1870.

* Gehen Sie!

Novelette von Wilhelm Leopold.

(Schluß.)

Auf den ängstlichen Hilferuf der Tante erschien sofort Aurelie auf der Veranda des Hauses und eilte dann geflügelten Schrittes der Laube zu. Aber noch hatte sie nicht die Laube erreicht, da trat auch schon ein dritter Herr, diesmal ein Spießbürger im vollsten Sinne des Wortes, durch die Gartenpforte ein.

Aurelie achtete seiner nicht, sondern schritt, als sie die Tante mit den beiden Männern in der Laube bemerkte, staunend dieser Gruppe entgegen.

„Aurelie, Aurelie!" rief die Tante auf's neue.

„Was ist denn?" erwiderte Aurelie, als sie vor der Laube stand und ihre Tante die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen sah.

„Ach, meine gute Aurelie!" ächzte die Tante und sank dann an die Brust ihrer schönen Nichte.

Der junge Fremde zog ehrerbietig seinen Hut und brachte, gegen Aurelie gerichtet, einige wohlgesetzte Höflichkeitsworte hervor.

„Sie sind ein Engel, mein Fräulein, und ich preise mich glücklich, Sie gleich in der humanen Rolle des Samariters auftreten zu sehen."

„Aber mein Gott, was soll denn das heißen? Sie hier, mir völlig fremd, und dieser Herr da — dieser auch noch, als der dritte — — Tante, liebe Tante, was fehlt Dir?"

„Es ist eine Verschwörung, mein Kind, schicke sie fort, alle fort."

„Entschuldigen Sie, ich komme hier doch zu Fräulein Brenner?" erklang nun die Frage des hinzugetretenen Spießbürgers. „Entschuldigen Sie — nicht wahr?"

„Wasser, Wasser!" rief Aurelie, auf diese Frage nicht achtend, „die Tante wird ohnmächtig."

„Hi, hi, das werde ich holen, gewiß, das werde ich holen!" Herr Meyer sprach's und lief darauf mit langen Storchschritten dem Hause zu.

„Wie beklage ich diesen Zwischenfall, mein Fräulein," hob der junge Mann nun wieder an; „ich glaubte, wir würden bei unserem Rendezvous ungestört sein, würden unsere Herzen gegenseitig ihrer Liebe versichern können — — —"

„Mein Herr," entgegnete Aurelie stolz, indeß sie ihren Arm stützend um die Taille der Tante schlang, „was berechtigt Sie —"

„Entschuldigen Sie," warf der naive Spießbürger in diesem Moment wieder ein, „nicht wahr, hier wohnt Fräulein Brenner?"

„Ach, schweigen Sie, guter Freund," antwortete hierauf der junge Mann lächelnd, „Fräulein Brenner kennt Sie nicht."

„Bitte, entschuldigen Sie — Adieu!" Der Spießbürger ging, einfältig, wie er gekommen war, nachdem er sich vorher in's Blaue hinein gegen den in stiller Sonntagsruhe daliegenden Garten ergebenst verneigt hatte.

„Mein Fräulein," begann nun der junge Fremde auf's neue, „ja, mein Fräulein — Aurelie darf ich Sie nennen, wie es Ihre gute Tante hier gethan hat, ich komme nicht von ungefähr. — Aurelie, Ihre Tante hat mich von allem unterrichtet, und ich wage es, Ihnen Hand und Herz anzutragen. Zeit und Ort sind allerdings dazu wenig geeignet, aber der Flug der Liebe erhebt sich über alle Hindernisse und heiligt jede Stunde, jede Lage, in der sie sich dem Erdenkinde offenbart."

„Ich verstehe Sie nicht, mein Herr, verlange aber keineswegs noch mehr zu wissen," erwiderte das junge Mädchen ernst. Dann warf sie wieder einen besorgten Blick auf Tante Brenner, welche kaum hörbar lispelte: „Schicke sie fort, alle fort, Aurelie!"

„O, Fräulein Aurelie, seien Sie nicht allzu strenge, gestatten Sie, daß ich — —"

„Nein, nichts mehr, gehen Sie!"

„Gehen Sie — o Aurelie, ist dies Wort wirklich das Präludium unserer Liebe?"

„Mein Herr," rief Aurelie voll Bangen, während sich der junge Fremde mit allen Wahrzeichen eines lebemännischen Gecken näherte, „mein Herr, gehen Sie, ich begreife nicht, welche Comödie Sie hier aufführen."

„Ich — eine Comödie aufführen? Sie verkennen mich —"

„Genug," fiel Aurelie ein, „jetzt gehen Sie!"

„Sie sprechen diese entscheidenden Worte so ernst und furchtbar aus, Aurelie, und doch weiß ich, daß Sie mir dadurch den Himmel öffnen. Im Briefe Ihrer Tante sind mir diese Worte in die wahre Herzenssprache übersetzt worden."

„Gehen Sie!" konnte nun auch die erschreckte Aurelie nur noch kaum hörbar hervorbringen.

„Ah, es ist wahr, ich bin der Ihrige, wie Sie die meinige sein zu wollen durch diese schüchterne Taubensprache andeuten! — Aurelie!"

Der junge Mann näherte sich den hocherglühten Wangen des Mädchens, er spitzte schon den Mund zum Kusse, er neigte sich sehnsüchtig lächelnd über die laut aufschreiende Aurelie, da plötzlich wurde er von einer starken Hand ergriffen und schonungslos zurückgeschleudert. Torkelnd würde der junge Fremde zu Boden gestürzt sein, hätte er nicht einen unerwarteten Halt an seinem Todfeinde, Herrn Meyer, gefunden. Letzterer eilte mit einer großen, wassergefüllten Schüssel auf die Laube zu und stieß damit so heftig auf den verschmähten Liebeswerber, daß er fluchend und polternd in's Schwanken gerieth, fiel und sich und seinem Gegner im Falle ein unfreiwilliges Sturzbad bereitete.

Die langen Storchbeine des Herrn Meyer verwickelten sich mit denen seines Gegners und während dieser deshalb fluchte und sich vergebens zu erheben bemühte, schrie Herr Meyer wie in einem Athemzuge: „O, mein schöner Sommeranzug, o, o!"

Endlich gelang es dem Gefallenen, wieder festen Fuß zu fassen.

„Sie sind in der That eine Giraffe, Sie Wucherer, Sie Harpagon, Sie angeschlissener — —"

„Hi, hi, das sagen Sie mir? Und durch Sie bin ich in's

Unglück, in dieſes naſſe Bad geſtürzt worden! Ach und mein neuer Hut, mein armer, ſchöner Hut!"

Herr Meyer nahm mit der kläglichſten Miene von der Welt ſeine eingedrückte, formlos gewordene Kopfbedeckung von der naſſen Erde auf, noch immer jammernd: „Mein armer, neuer Hut!" Aber noch war das Unglücksmaß dieſes Mannes nicht voll; mit einem kühnen Griff zog Eduard Norner — denn er war es, welcher ſo urplötzlich zu Gunſten der bedrängten Dame intervenirt hatte — aus dem zerknitterten Hute Herrn Meyers hellbraune Perrücke, ſie triumphirend wie ein Scalp in den Händen ſchwenkend.

„Mein Haar, mein theueres, braunes Haar!" rief nun Herr Meyer, eilte aber, als Eduard mehr lachend, als drohend auf ihn zuſchritt, den faltenreichen Hut über ſeinen kahlen Schädel ſtülpend, beſtürzt und halbverzweiflungsvoll von dannen.

Der fremde junge Mann folgte ihm; doch ſchleuderte er, ganz nach moderner Helden Art, noch an der Gartenpforte drohende Worte gegen Eduard, welcher ihm höhnend bedeutete, daß durch die Pforte der Ausgang ſei.

„Gehen Sie, Herr X. U., diesmal aber heißt „Gehen Sie" ſoviel als: Entfernen Sie ſich!"

Jetzt war Eduard Norner mit den beiden Damen im Garten allein.

„Eduard, Eduard," ſeufzte Aurelie, „wie gut, daß Du zu rechter Stunde kamſt!"

„Ja, wie gut!" ſeufzte auch die Tante, indeß ſie noch vor Aufregung am ganzen Körper zitterte.

„Auch ich ſchätze mich glücklich, daß der Zufall mich zur rechten Minute hierher führte. Ich wollte einen Freund beſuchen, da hörte ich Deinen Ruf, Aurelie; er war ſo angſtvoll, daß ich trotz des Verbotes Deiner lieben Tante ſofort hier einzutreten beſchloß."

„Welch ein Glück, Herr Norner, daß Sie es gethan haben," ſprach Tante Brenner.

„Ja, welch ein Glück," wiederholte Aurelie.

„Aber," fiel Eduard wieder ein, „wie hat ſich nur das alles hier ereignen können?"

Jetzt fing Tante Brenner zu erzählen an. Eduard Norner lächelte verſtohlen, als dieſelbe ſich immer mehr über die fremden Eindringlinge ereiferte.

„Es war offenbar ein Complott gegen mich und Aurelie, und ſo oft wir auch zum Gehen aufforderten, ſo wurde unſere Lage doch immer kritiſcher."

„Und wenn Du nicht gekommen wäreſt, Eduard, dann —"

„Ja, was hätte dann geſchehen können!" rief Tante Brenner, noch immer nicht ganz frei vom Gefühle der Furcht.

„Gern würde ich täglich hier weilen," ſagte Eduard nach einer kleinen Pauſe, indem er Aureliens Hand ergriff, „aber auch mir hat Tante Brenner ihr heftiges „Gehen Sie" vor acht Tagen zugerufen."

„Schweigen wir doch davon," entgegnete Tante Brenner faſt kleinlaut, „das will reiflich geprüft ſein."

„Ach was, prüfen, Tante," ſcherzte Aurelie und ihr Auge ſtrahlte höher, „einem ſolchen Ritter, wie Eduard, huldige ohne Ceremoniel."

„Und dieſer Ritter würde Sie ſicher vor jedem Unheil, wie das vorhin erlebte, zu ſchützen ſuchen."

„Lieber Freund," ſagte Tante Brenner ſanfter wie je, „das wollten Sie? Alſo mich würden Sie dabei nicht vergeſſen?"

„Wie eine Mutter meiner Aurelie wollte ich Sie lieben!"

„Hörſt Du, Tante!" rief Aurelie begeiſtert.

Und Tante Brenner hörte; ſie ſchaute mit einem Dankesblick zum Himmel hinan und ließ es ruhig geſchehen, daß Eduard ſeine Aurelie umarmte, herzte und küßte.

„Nun biſt Du mein, meine Liebe!"

„Dein!" flüſtert verſchämt das Mädchen, und es fand dieſes Wort ein Echo in beider Herzen.

„Jetzt auch einen Kuß der Tante!" rief Eduard.

Tante Brenner aber wollte anfangs abwehren. „Gehen Sie, gehen Sie!" ſagte ſie lächelnd.

„Nein, nun bleibe ich, nun ſoll dies „Gehen Sie" auch für mich als gute Parole gelten."

Eduard drückte einen Kuß auf die runzelige Stirn der Tante; es mochte dies ſeit langer, langer Zeit für die Tante wieder das erſte Liebeszeichen von Manneslippen ſein.

„Ach Gott," rief die Tante, „was ſeid Ihr doch für gute Kinder. Hier reicht Euch nun die Hände und liebet Euch ewig, ewig!"

Tante Brenner war wie völlig umgewandelt; ſie bewährte ſich ihr ganzes Leben lang als der Schutzgeiſt des jungen Paares. Aber dafür blieb ſie auch allſonntäglich am frühen Morgen während ihrer gewohnten Bibelſtunde ungeſtört und wurde niemals wieder von Freiern beläſtigt.

Erſt am Hochzeitstage beichtete Eduard Norner ſeiner jungen Frau, daß er der Urheber der ſtürmiſchen Werbung von Herrn Meyer und dem jungen Unbekannten geweſen war. Auf die Heirathsgeſuche der letzteren hatte er die Adreſſe der Tante Brenner eingereicht und damit ſich ſelbſt die Hand ſeiner theueren Aurelie erobert.

„Es war eine Kriegsliſt," ſagte er zum Schluß, „die mich ſiegreich in die feindliche Feſtung führte."

„Eine Liſt!" ertönte es aus dem Munde der Tante Brenner, welche dieſes Geſtändniß des jungen Gatten lächelnd belauſcht hatte, „eine Liſt! Ach ja, ſo ſind die Männer, ſie überliſten ſelbſt die Frauen!"

„Nein, Tante Brenner, die Jungfrauen, nur dieſe!"

„Gehen Sie!"

Es war dies das erſte Mal, daß Tante Brenner dieſe Worte, welche ſie ſo häufig ausſprach, wirklich ſcherzhaft meinte. Ein neues Leben begann ja auch für ſie mit dem Eheleben der beiden jungen Leute.

Das fahrende Hotel der amerikaniſchen Weſtbahn.

(Aus „Chambers Journal").

Wir kennen, das Reiſen auf Eiſenbahnen betreffend, in Europa nichts was ſo viel Bequemlichkeit, Comfort, Gemächlichkeit und Eleganz bietet wie der Pullman Hotel Expreß Train auf den Union and Central Pacific-Eiſenbahnen, der zwiſchen Omaha und San Francisco in Nordamerika ſeine Fahrten macht. Der Zug iſt für die ganze Reiſe in folgender Ordnung gebildet. Zuerſt, nach der Maſchine, kommt der Gepäck-Wagen, der ſo gebaut iſt, daß er nöthigenfalls auch Reiſende aufnehmen kann; dann der Rauch Wagen, in deſſen einem Ende die Speiſekammer ſich befindet, wo die Lebensmittelvorräthe für die Fahrt, wie es in einem Gaſthof erſten Rangs der Fall ſein würde, in Eisliſten und Proviſionskellern aufbewahrt werden. In der Rauch-Abtheilung des Wagens ſind die gewöhnlichen Möbel eines ſolchen Gemachs. Stühle, Tiſche ꝛc. Jeder der Gepäck- und Rauchwagen iſt fünfzig Fuß lang und zehn Fuß

breit, die gewöhnliche Breite des Zugs. Dann kommt der Proviant-Wagen, der sechsundfünfzig Fuß lang ist, mit der Küche an einem Ende, die ungefähr ein Drittel des Wagens einnimmt, dessen Rest mit jeder Bequemlichkeit unseres eigenen Speisezimmers, an Möbeln, Dienern ꝛc., ausgestattet ist, und wo man nach Muße die Mahlzeit einnehmen kann, während der Zug den Reisenden schnell vorwärts dem Endziel seiner Reise entgegenführt.

Bei Mahlzeiten ist der modus operandi folgender. Wenn du, lieber Leser, in den Proviantwagen eingetreten bist und Platz genommen hast, findest du neben dir einen Glockenzug; du klingelst, und ein schwarzer Aufwärter, reinlich in eine weiße Jacke gekleidet und das Abzeichen der Pullman-Company tragend erscheint und legt dir eine Speisekarte vor. Während du in Betreff der Größe deines Appetits mit dir zu Rathe gehst, und erwägst, was du zur Befriedigung desselben verlangen willst, bedeckt der Aufwärter deinen Tisch mit reinlichem Linnen, berührt eine Feder, öffnet den Spiegel zwischen Fenstern neben dir, und enthüllt deinem Auge das zu jeder Mahlzeit gehörige Silberservice. Kaum ist dieses geordnet, ist auch schon dein Auftrag ausgeführt, und vor dir steht dampfend heiß dein schmackhaftes Stück Rind- oder Antilopenfleisch, deine Gebirgsforelle oder ein gebratenes Hühnchen. Wein, Thee, Kaffee oder frische Milch stehen dir zu Diensten. Ueber den Umfang, die Abwechselung oder die Kosten des sehr mannichfaltigen Mittagmahls, das du wählst, kannst du durch die Speisekarte Auskunft erhalten, und dieselbe Mannichfaltigkeit der Speisen bieten Frühstück und Abendessen.

Nun kommt einer der Salon- und Schlafwagen (drawing-room and sleeping cars, wie man sie nennt), welche, aufs bequemste eingerichtet, sanft und sicher dahin rollen. Sophas und Lehnstühle stehen an den Seiten; Doppelfenster schließen Hitze, Kälte und Staub aus; kräftige Ventilatoren pumpen, ohne unangenehmen Zug, einen beständigen Strom reiner Luft ein. Bei Nacht verwandeln sich Sophas und Stühle in Bettstellen; eine Haar-Matratze fällt von irgendeiner Bergestelle herab, reinliche Betttücher, Wolldecken und Ueberzüge gleiten, durch Springfedern, da und dort heraus, und Schiebschirme und Vorhänge vollenden dann ein Ruhelager, wie du es in deinem eigenen Schlafzimmer nur wünschen magst, und wo du so kurz oder so lang schlafen kannst als dir beliebt. Nun kommen wir zum eleganten Salonwagen, dem allgemeinen Stelldichein für die Reisenden des ganzen Zugs, wo man sich, besonders Abends, zu freiem Verkehr wie eine Familie versammeln kann. In der Mitte des Wagens ist ein Salon-Harmonium der besten Construction, und hier, inmitten eines durch gedämpfte Lichter erhöhten Prunks, bei schwellender Musik und im Gespräche mit Freunden, schwinden die Stunden heiter dahin. Erforderlichen Falls bietet auch dieser Wagen, wie die Gesellschafts-Wagen, Schlafräumlichkeiten für achtundzwanzig Personen; die hiefür benöthigten Bettstücke springen wie zauberhaft aus Bergeplätzen in den Füllungen und Möbeln auf allen Seiten der Wagen hervor.

Dem Salon-Wagen folgen wieder zwei Gesellschafts-Wagen, ähnlich dem bereits beschriebenen, und damit ist der Zug vervollständigt.

Sobald der Zug für die Fahrt bereit steht, kann man vollständig geschützt durch die Wagen in der ganzen Linie hin- und hergehen, und es sind die erprobtesten Bremsen vorhanden, um denselben zum Stehen zu bringen; auch ist die ganze Einrichtung und sind sämmtliche Bestandtheile der Wagen so vollkommen, und machen so wenig Geräusch, daß man während der Bewegung im Lesen, Schreiben und Sprechen nicht unterbrochen wird. Die Wagen sind durch von oben herabhängende und an den Seiten befindliche Lampen beleuchtet, die bei Tag durch Spiegel verborgen, bei Nacht aber durch Einlegung dieser Spiegel in eine Fuge sichtbar werden, und so jeder Abtheilung ihr eigenes Licht geben, das man zum Lesen oder zu jedem anderen Zwecke, solange man will, benützen kann. Diese einzige Einrichtung ist von unberechenbarem Comfort für alle. Die Wagen sind durch heißes Salzwasser erwärmt, das sich in Röhren, nach Bakers Patent-Wärmer hergestellt, unter jedem Sitze befindet, nie gefriert, stets gleichförmig in Thätigkeit ist und durch alle Wagen hindurch eine gleiche Wärme verbreitet.

Ein anderer besonderer Zug von großem Interesse für den Reisenden in den Pullman'schen Wagen ist deren ausgezeichnete Construction und außerordentlich große Stärke. In allen Unfällen, welche bei Zügen vorkamen, die einen oder mehrere dieser Wagen mitgenommen hatten, waren sie die mindest beschädigten von sämmtlichen in der ganzen Linie; von keinem ist eine andere Beschädigung bekannt geworden als das Zerbrechen des Spiegelglases oder der Endplattformen. Das Zerdrücken eines Pullman'schen Wagens — das bei gewöhnlichen Passagierwagen so häufig vorkommt — ist in der amerikanischen Eisenbahn-Geschichte unbekannt. Man sieht also, daß Reisende vermehrte Sicherheit bei Tage haben, und daß sie in der Hülflosigkeit des Schlafes mit beinahe gänzlicher Sicherheitszuversicht ruhen können.

Wie aber ist dies alles hergestellt und bezahlt worden? Nach vieljährigen Arbeiten und Versuchen gründete Hr. Pullman im August 1867 eine Actien-Gesellschaft, genannt die Pullman Palace Car Company, deren Präsident er ist, und die jetzt ein Betriebscapital von sechs Millionen Dollars hat. Der Hauptsitz dieser Gesellschaft ist in Chicago, wo, an der Michigan Avenue, vor dem Dearborn-Park, sich die Bureaux des Präsidenten, des Schriftführers, der Inspectoren u. s. w. nebst dem Vorraths-Depot befinden, in dem beständig ein Werth von 50,000 Dollars jeder Art Artikel, die man zum Bau eines Wagens oder für seine Ausstattung mit Lebensmitteln braucht, aufbewahrt wird. Dieses Bureau steht durch einen Telegraphen mit jeder Eisenbahnlinie, auf welcher die Wagen der Gesellschaft sich bewegen — gegenwärtig mehr als 40 Bahnen — in Verbindung, und die Conducteure aller dieser verschiedenen Bahnen erstatten täglich Bericht nach Chicago. Hier sind auch die Zimmer der Zeichner, welche beständig mit der Ausarbeitung neuer Verbesserungen und Vervollkommnungen beschäftigt sind. Die Wagen der Gesellschaft werden in etwa einem halben Dutzend Werkstätten in verschiedenen Theilen des Landes gebaut; man geht aber jetzt mit dem Plan um, sie in Bälde, der Bequemlichkeit halber, alle in einem Etablissement unterzubringen. Die Gesellschaft besitzt dreihundert bereits im Gebrauch befindliche derartige Wagen, und ihre Anzahl nimmt fortwährend zu. Die Geschäfte zwischen der Gesellschaft und der Eisenbahn, auf welcher die Wagen gehen, werden durch Vertrag zwischen beiden ungefähr folgendermaßen abgeschlossen.

Die Gesellschaft liefert der Eisenbahn diese eleganten Wagen, bis ins Einzelnste ausgestattet, in genügender Anzahl, um die Anforderungen von Reisenden, welche Schlafräumlichkeiten wünschen, vollständig befriedigen zu können, giebt aber ihr Eigenthumsrecht an dieselben nicht auf. Die Eisenbahn-Gesellschaft benützt die Wagen, hält sie in allen ihren Theilen in guter Ordnung, übernimmt die Aufsicht über dieselben, und zieht ihre gewöhnlichen Fahrpreise ein, ist jedoch in keinem Sinn der Verantwortlichkeit für ihre Ordnung und Sicherheit überhoben, erspart sich aber die Kosten der Beschaffung eigener Schlafwagen für ihre Bahnen. Die Pullman'sche Gesellschaft erhält ihre Schadloserhaltung durch den Verkauf der Bettstellen an die Reisenden, welche Schlafräume wünschen, und liefert ihre eigenen Aufseher und Bediensteten zur Ueberwachung derselben.

Mannichfaltiges.

— Ueber einen Orcan, welcher am 9. März die Stadt und Umgegend Buenos-Ayres heimsuchte, theilt die „Deutsche Zeitung am Rio de la Plata" Folgendes mit: „Von 5 Uhr Abends an entwickelte sich das Unwetter in seiner ganzen schreckenerregenden Größe. Während fünf Stunden hatten wir einen wolkenbruchartigen Regen, begleitet von einem stets an Stärke zunehmenden Sturme; die Straßen der Stadt, besonders die,

welche eine Fortsetzung des fast immer trockenen Flußbettes des Tercero bilden, waren in kürzester Zeit überschwemmt; in einigen wälzte sich ein reißender Strom bis zu fünf Fuß tief dem Flusse zu, alles, was ihm in den Weg kam, mit sich fortreißend. Es sind einige Menschen beim Versuch, die Straßen zu durchwaten, ertrunken, mehrere Wagen, darunter schwer besetzte Omnibusse, wurden fortgeschwemmt und konnten sich die Insassen nur mit genauer Noth retten, während die Pferde ertranken und die Wagen zertrümmert wurden; leider fanden in zwei Fällen auch die Insassen von Wagen ihren Tod in den in einen ungebändigten Bergstrom verwandelten Straßen dieser Stadt. Alle in der Nähe jener Straßen gelegenen Häuser hatten schon gegen 8 Uhr bis zu zwei und drei Fuß Wasser in den Zimmern, und da sie fast ausnahmsweise nur aus einem Erdgeschosse bestehen, war an ein Retten der Mobilien nicht zu denken. Bei dem ungeheuren Luxus, der hier besonders in Teppichen und Mobilien getrieben wird, muß der Schaden, den die Ueberschwemmung auf diese Weise anrichtete, bedeutende Dimensionen angenommen haben. Der Brauerei des Herrn J. Bühler wurde ein Schaden von 35,000 Thlr. zugefügt. Mehrere Mauern vermochten nicht dem Andrange des Wassers zu widerstehen, sie fielen zusammen und bedeckten in zwei Fällen mit ihren Trümmern die Bewohner der betreffenden Häuser. Im Ganzen rechnet man, daß im Hafen und in der Stadt 30 Menschenleben dem wüthenden Unwetter zum Opfer fielen. Von deutschen Schiffen, welche im Hafen Havarieen erlitten, werden genannt; die deutsche Schoonerbrigg Martin (Papenburger), Capitän Rampe, die deutsche Brigg Magnet, Capitän Jürgensen, der deutsche Schooner Maria Heydorn, Capitän Paulsen, der deutsche Dreimastschooner Genitiv."

— Ein Amerikaner hat neulich begonnen, ein neues Theaterblatt von sonderbarer Beschaffenheit zu ediren. Indem er glaubt, dem theaterbesuchenden Publicum angenehm zu sein, wenn er dessen Langeweile in den Zwischenacten durch literarische und materielle Genüsse zugleich zu zerstreuen suche, ließ er einen Kunstbäcker einen sehr süßen Blätterteig und aus demselben schreibpapierähnliche Blätter machen, auf welche er nicht mit Tinte, sondern mit aufgelöster Chocolade kurze geistreiche, witzige und spitze Artikel drucken ließ. Nachdem diese neuen Blätter als Programm gedient, konnten sie als angenehmes, wohlschmeckendes Dessert verzehrt werden. Diese neue Art Schriftstellerei soll den Theaterbesuchern vortrefflich munden.

— Durch einen Zufall wurde man in London kürzlich gewahr, daß die Themse einen seltenen Gast, einen Alligator, beherbergt hat. Vor einem der Polizeigerichte klagte nämlich ein Fährmann sein Leid, daß er die Bestie im Flusse gefangen habe, daß sie aber auf die eine oder andere Weise in die Hände eines Menagerie Besitzers und Verkäufers von wilden Thieren gelangt sei, welcher die Herausgabe verweigere. Der Richter ordnete die Herausgabe an.

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

Magister Johann Bader's Leben und Schriften und Nikolaus Thomä und seine Briefe. Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte der Städte Landau, Bergzabern und der linksrheinischen Pfalz. Von J. P. Gelbert, k. prot. Stadtpfarrer in Landau. Neustadt. 1868.

* Ueber diese von dem Verfasser zur Feier des 50jährigen Jubiläums der kirchlichen Union in der Pfalz gewidmete literarische Gabe, welche auch in diesen Blättern schon eine Erwähnung gefunden hat, schreibt ein Mitarbeiter der „Karlsr. Ztg." Folgendes: „Diese Schrift enthält nicht nur eine nahezu ganz aus bisher ungedruckten und unbenützten Quellen geschöpfte Darstellung des Wirkens der beiden genannten rheinpfälzischen Reformatoren, der Pfarrer in Landau und Bergzabern, sondern dieser letztere ist auch außerdem ein Kind unseres Landes. Nikolaus Thomä wurde nämlich in Sigelsbach (Amt Neckarbischofsheim) 1492 geboren und starb 1546 als Pfarrer in Bergzabern, nachdem ihm 1545 Bader in Neustadt im Tod vorangegangen war. Die Geschichte dieser beiden Männer bildet nur ein kleines, aber sehr abgerundetes und anziehendes Miniaturbild neben den großen Heldenbildern der Reformationstage. Es zieht wie alle derartige Leistungen mehr den Kenner als das große Publicum an, dem Historiker aber bietet es die werthvollste Handreichung. Je weniger demnach solche Arbeiten geeignet sind, den Ruhm ihres Verfassers in die weiten Kreise des lesegierigen Publicums zu tragen und die aufgewendete Mühe und Sorgfalt durch glänzenden Absatz zu entschädigen, je mehr solche Arbeiten in der That ein Opfer an Zeit, eine wirkliche dankenswerthe und werthvolle Gabe an die Zeitgenossen sind, um so mehr verdienen sie wenigstens öffentlich genannt und als das bezeichnet zu werden, was sie sind: die dankenswerthesten Liebesdienste bescheidener, aber ganz unentbehrlicher Mitarbeiter an dem Aufbau echter historischer Wissenschaft. Daß wir hier nicht eine Parteischrift, weder eine antikatholische, noch eine antilutherische oder antiorthodoxe, sondern eine weitherzige und von echt historischem Sinn getragene Arbeit vor uns haben, braucht wohl kaum noch besonders erwähnt zu werden."

Buchstabenräthsel.

Nicht lange mehr, und zu den Heimgegang'nen
Zählt man den Freund, der eben zu Euch spricht.
Ich sah es, wie ein Volk die Ketten bricht
Mit Grimm, gleich einem schuldlos Eingefang'nen.
Da gab es tiefe Wunden, blut'ge Schrammen
Und manches alte Haus, es brach zusammen.

Nach Außen Frieden, Innen Streit und Zwist:
Ich denke nur aus meinen Jünglingstagen
An das, was sich in Mannheim zugetragen.
Und wieder, nach nicht allzulanger Frist,
Sah ich als Mann auf Hambachs freien Höhen
Das schwarz, roth, gold'ne deutsche Banner wehen.

Kurzum: ich war der Spielgenoss' von jenen,
Zu deren Enkeln man Euch heute zählt;
Ich sah, wie Eure Väter sich vermählt
Mit Euren Müttern, den erkor'nen Schönen.
Und wollt Ihr, wer ich bin, denn endlich wissen?
So werdet Ihr noch weiter lesen müssen.

Ich berg' in mir den Kern gesunder Kost.
Wollt Ihr den Kopf mir unbedenklich nehmen,
Darüber braucht sich gar Niemand zu grämen, —
Dann findet Ihr ein Kind des fernen Ost;
Zugleich ist es der Sohn des warmen Süden;
Auch kann es jeder Baum und Strauch Euch bieten.

Und wiederum das erste Zeichen falle:
Und vor Euch liegt das Kind des tiefsten Nord;
Es kommt mit Leben, zieht mit Jubel fort:
Ja, wenn es weicht, dann freuen wir uns Alle.
Und mag es auch die Allerhöchsten krönen,
Sei es doch fern vom Herzen Eurer Schönen.

— Δ —

Auflösung der Homonyme in Nr. 45:
Der Sieg — die Sieg.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stab.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 48. Dritter Jahrgang. 1870.

* Eine Volksjustiz.

Ein Culturgemälde aus der „guten alten Zeit".

Von Wilhelm Andreä.

1.

Es war ein freundlicher Augustmorgen des Jahres 1579. Die goldene Domkuppel der alten Bischofsstadt Hildesheim glänzte und blitzte in den Strahlen der aufgehenden Sonne, unzählige Lerchen schmetterten in der Luft, Schnitter dengelten ihre Sensen, durch deren Schärfe die gelben Saaten auf den bunten, üppigen Feldern und die Gräser in den herrlichen Wiesenthälern der Innerste niedergestreckt werden sollten, als zwei junge Männer durch das graue, hochgewölbte Goslar'sche Thor schritten und an der Innerste entlang den Weg einschlugen, welcher nach der alten bischöflichen Festung Marienburg führt.

Sie waren mit den damals modernen, buntgestreiften Pluderhosen bekleidet, welche, über dem Knie zusammengeschnürt, durch ihr Faltengewirr dasselbe noch weit überbauschten. Ihre Füße waren mit breiten Schuhen von ungefärbtem Leder und ihre Unterbeine mit rothen Wollstrümpfen bekleidet. Ein etwas verblaßtes und besonders an den Aermeln stark geschlitztes Wams umschloß ihren Oberkörper, während ihre Kopfbedeckung aus einem Barett bestand. Das des Einen war dunkelfarbig, das des Anderen blaßroth.

In ihren Händen trugen sie Angelruthen. Der mit dem dunkelfarbigen Barett war der Gerbermeister Nord Kock, und der mit der blaßrothen Kopfbedeckung der Gewandschneider Hans Gabel.

Beide wohnten als Nachbarn auf dem „Alten Markte", und waren schon seit ihren Knabenjahren befreundet gewesen.

Die Angelruthen, welche sie in den Händen trugen, bewiesen, daß sie im Begriff waren, in der Innerste zu fischen. Als Bürger der Stadt waren sie ja dazu berechtigt und deswegen konnten sie auch ihr Fischergeräth offen zur Schau tragen.

Sie waren beide ein Paar stattliche und hochachtbare Zunftmeister, die ihr Geschäft aus dem Grunde verstanden und demselben mit allem Eifer oblagen. Aber auch der fleißigste Mensch ist nicht immer zum Arbeiten aufgelegt; er sehnt sich mitunter nach Erholung, Abwechselung und Kurzweil, und was könnte es wohl für einen angenehmeren Zeitvertreib geben als das Fischen und Jagen? Freilich sagt ein altes Sprichwort:

„Fischefang und Vogelstellen
Verdarb schon manchen Junggesellen",

aber Nord Kock und Hans Gabel hatten die Fischerei keineswegs zu einer Leidenschaft werden lassen, sie erlaubten sich diesem Vergnügen nur ausnahmsweise nachzugehen.

Jener schöne Augustmorgen, an welchem wir sie am Strande der Innerste schreiten sehen, war nun obendrein ein „blauer Montag", und warum sollten sie als Meister nicht auch einmal „blau machen", da doch ihre Gesellen nach alt hergebrachtem Brauche jeden Montag die Arbeit einstellten?

Je höher die Sonne am Himmel stieg, desto höher stieg auch ihre Lebenslust und Fröhlichkeit; es schien, als ob die Strahlen des großen Weltenauges bis tief in ihre Herzen gedrungen wären und dieselben erwärmt hätten. Unter allerhand kurzweiligen Gesprächen immer fürder schreitend, hätten sie mit den in den blauen Lüften singenden, jubelnden Lerchen wetteifern mögen.

Nord Kock, dessen Herz überdies durch die Liebe zu einer liebreizenden Jungfrau entflammt war, stimmte auch wirklich ein Liedlein an, doch wurde er darin von seinem Begleiter unterbrochen, welcher ihn fragte, ob er den Tag seiner Hochzeit schon festgesetzt habe?

Das sei freilich noch nicht geschehen, meinte der Lohgerber, aber da seine Verlobte mit den Vorbereitungen zu ihrer Ausstattung noch im Laufe des Herbstes fertig werden würde, so hoffe er dieselbe noch vor dem heiligen Weihnachtsfeste als sein ehelich Weib heimzuführen.

„Sonder Zweifel wäre ich schon früher zum Ziele gekommen," fuhr er fort, „wenn mir der Amtsverwalter Pauli in der Marienburg nicht den Tanz verdorben hätte."

„Ja, ja," erwiderte Hans Gabel, „der böse Muffel wollte Dir Dein Herzblättchen vor der Nase wegfischen, und wenn Deine vielliebe Gertraud nicht eine steife Kappe aufgesetzt hätte, so würdest Du jetzt das Nachsehen haben."

„So ist es," bestätigte Nord Kock. „Gertrauds Eltern hätten ihn viel lieber zu ihrem Eidam erkürt als mich, denn er versteht es, mit dem großen Messer aufzuschneiden und weiß sich fürtrefflich das Ansehen eines großen Hansen zu geben, obgleich er doch nur aus demselben bürgerlichen Teig geknetet ist wie wir."

„Ja, und als Amtsverwalter nicht einmal einer ordentlichen Zunft angehört," fügte Hans Gabel hinzu.

„Ein Schelmenzünftler ist er!" rief der Andere ärgerlich, „denn, um seinen Zweck zu erreichen, hat er nicht nachgelassen, mich bei meiner Gertraud mit Tinte zu streichen und anzuschwärzen, aber es hat ihm nichts geholfen, denn er hat endlich den Kehrab zum Lohn bekommen und mir das Feld überlassen müssen. Aber um meiner Gertraud und der ganzen Welt zu zeigen, was für ein vornehmer Hans er ist, hat er gleich darauf um die Schwester des fürstbischöflichen Kanzlers Sievert Nuntz auf Schloß Marienburg gefreit, und da dies Frölen bereits den Fünfzig näher ist als den Zwanzig und deshalb kaum ein Fünkchen Hoffnung mehr hegen durfte, unter die Haube zu kommen, hat sie fröhlich mit beiden Händen zugegriffen und ist des thörichten Minnewarts eheliches Weib geworden."

Hans Gabel lachte.

„Das wird eine lustige Ehe werden!" sagte er dann.

„Ja, die Minne hat bei derselben nichts zu schaffen," behauptete Nord Kock, „aber was schadet das auch? Beide haben ihren Zweck erreicht. Jungfer Nuntz ist eine eheliche Frau geworden und der Amtsverwalter Heinrich Pauli hat durch diese Verbindung mit einer so vornehmen Sippe seinen Rachegelüsten gegen Gertraud ein Genüge gethan."

„Er trägt aber auch seit jener Zeit seinen Kopf so hoch aufgerichtet, als ob er auf der Erde gar nichts mehr zu suchen

hätte," warf Hans Gabel ein; „er ist ein großer Schnarcher und Prunkhans geworden."

„Ich habe deß keine Pein und fürchte mich vor ihm nicht. Wenn er mir jemals in den Weg treten sollte, der ungehobelte Klotz, so mag er nur fürsichtig sein, daß er nicht auf die Nase fällt und von mir Aufnäschel und Schnappen zum Trinkgeld bekommt!"

Bei diesen Worten hob der junge Lohgerbermeister drohend seine Angelruthe in die Höhe und warf einen finsteren Blick nach der Marienburg hinüber, in deren Nähe die beiden Freunde inzwischen angelangt waren.

Das begonnene Gespräch fortsetzend, gingen sie noch einige Schritte weiter, bis sie einen für ihren Zweck geeigneten Platz ausgespäht hatten, wo sie ihre Angelruthen auszuwerfen für gut fanden.

Nachdem sie dann etwa eine halbe Stunde lang still und stumm und mit der unermüdlichen Geduld aller Angler dagestanden, hin und wieder auch einen Weißfisch emporgezogen hatten, bemerkten sie von der Marienburg her drei Männer auf sie zuschreiten. Je näher dieselben kamen, desto mehr schienen sie sich zu beeilen, in den Bereich der beiden Fischenden zu gelangen, und als sie diese bis auf Stimmweite erreicht hatten, rief einer der Ankommenden, welcher drohend einen Knüttel schwang, den fischenden Bürgern zu: „Wer hat Euch Galgenvögeln die Erlaubniß gegeben, hier zu fischen? Habet Ihr keine Augen im Kopfe, den Grenzstein zu erkennen, welcher das Hildesheimische Gebiet von dem Marienburger scheidet?"

„Wir sind keine Galgenvögel, sondern Hildesheimische Bürger!" rief Hans Gabel, „und als solche haben wir das Recht, in der Innerste zu fischen, wann und wo es uns beliebt!"

„Das sind leere Ausflüchte und Windfänge, aber gebet acht, Ihr Tagdiebe, ich werde Euch den Bart pflücken!" lautete die Gegenbemerkung.

„Mich sollen die Raben verzehren, wenn das nicht der Amtsverwalter Pauli ist!" Mit diesen Worten wandte sich Kord Kock an seinen Genossen, und dann rief er dem an der Spitze seiner beiden Gefährten heranstürmenden Amtsverwalter entgegen: „Du willst uns den Bart pflücken? Du Schalknarr? Ei, so komm' doch heran!"

„Freilich will ich das," lautete die Antwort des Pauli, „und der Teufel soll Euch bei Euerem diebischen Fischfange das Licht halten! Was? Ihr Städter wollt Euch mit unserem Weizen füttern? uns unsere Fische aus der Innerste ziehen? Blaue Rücken und Beulen auf dem Kopfe sollt Ihr heimtragen, aber keine Fische!"

Kord Kock und Hans Gabel hatten sich inzwischen um einige Schritte von dem Flusse entfernt, und indem sie ihre Angelruthen drohend in den Händen hielten, eine kampfbereite Stellung eingenommen.

„Deine Drohung achte ich so viel, als ob mich eine Gans anbläst!" erwiderte der Erstere. „Komm' nur näher, wenn Du Lust hast, mit uns einen Tanz zu machen!"

„Daß Dich die Pest küsse, Du Malefizbube!" rief Heinrich Pauli, der mittlerweile mit seinen Begleitern den beiden Bürgern näher getreten war und seinen dicken Knüttel in den Händen schwang. „Hab' acht, Du Galgenstrick, der Rücken soll Dir so weich werden wie der Bauch!"

Kaum hatte er diese Drohung ausgestoßen, als er auch schon seinen Knüttel auf den Kopf des Kord Kock niederfallen ließ. Obgleich der Letztere den Schlag mit seiner Angelruthe aufzufangen suchte, wurde er doch derartig getroffen, daß er sofort einige Schritte rückwärts taumelte.

Während die beiden Genossen des Schloßverwalters über Hans Gabel herfielen und diesen mit ihren Stöcken durchbläuten, stürzte sich Pauli zu einem erneuerten Angriff auf Kord Kock. Ein zweiter Schlag streckte diesen zu Boden. Mit einem lauten Aufschrei sank er bewußtlos und halb leblos nieder, worauf die drei Marienburger mit langsamen Schritten den Rückweg antraten und die bereits gefangenen Fische mit sich nahmen. Sie schauten sich noch einige Male nach ihren geschlagenen Feinden um, und Pauli rief ihnen im Gefühle seiner befriedigten Rache noch aus der Ferne zu: „Euch haben wir den Fischfang gesegnet! Ihr werdet uns unser Eigenthum nicht wieder vor der Nase wegfischen!"

Schon waren sie in der unmittelbaren Nähe der Marienburg wieder angelangt, als sie bemerkten, daß Kord Kock mit Hilfe seines Freundes sich langsam wieder erhob und, unterstützt von demselben, mit verbundenem Kopfe den Rückweg nach der Stadt antrat.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bibelweiber Londons.

(Aus der Wiener „Presse".)

London besitzt mehrere Gesellschaften von Missionären. Jedes Jahr findet eine Conferenz von Mitgliedern derselben meistens in Liverpool statt. Berichte aus allen Theilen der Welt werden dann gelesen, und dieselben beweisen den Heroismus, mit dem die Missionäre allen Gefahren trotzen, um das Christenthum unter den Wilden zu verbreiten. Die wichtigste und reichste Missions-Gesellschaft Londons heißt die „City-Mission", und deren Missionäre sind größeren Gefahren ausgesetzt als ihre Brüder, welche die Einöden Afrikas durchstreifen, und die Männer, denen sie das Wort Gottes verkündigen, haben den Namen des Heilands vielleicht noch seltener vernommen, als die Kannibalen, und sind weit weniger von den Schauern eines religiösen Gefühls ergriffen worden als die Wilden. Das Bereich der City-Missionäre liegt nicht in Afrika oder Asien oder irgend einem fremden Lande, es beschränkt sich auf die Heiden und Wilden von — London. Nur wenige Engländer und noch weit weniger Fremde haben eine Ahnung von der Welt des Verbrechens und Lasters, des Schmutzes und Elends, des Hungers und Todes und vor Allen der Unwissenheit und Trunkenheit, in welche die City-Mission ihre Propaganda zu bringen sucht. Bei einer künftigen Gelegenheit wollen wir vor unseren Lesern den Vorhang lüften, welcher die schreckliche Welt verhüllt, die hinter den Coulissen der glänzenden Schaubühne des Londoner Lebens aufzufinden ist.

Heute wollen wir nicht den City-Missionary, sondern seine unerschrockene, ernste, fanatische Schwester, das Bible-Woman (Bibelweib), das Hand in Hand mit ihm arbeitet, unseren Lesern vorführen, und wir sind überzeugt, daß dieselben darüber staunen werden, wie solche erhabene Figuren in der prosaischen, nach Gold lechzenden, egoistischen Metropole der modernen Industrie einen Raum finden können. Um den Heroismus dieser Weiber, dieser wahrhaft antiken Charaktere zu begreifen, muß man eine Ahnung von der unbesuchten, unbesuchbaren Welt haben, in welche sich dieselben begeben, um — Exemplare der Bibel zu verkaufen. Dr. Letheby, der Gesundheits-Officier der City, hat die Atmosphäre der Stadttheile Londons analysirt, in die die Bibelweiber sich begeben, und hat dieselbe voll von giftigen Ausdünstungen geschwängert erklärt. Seit einigen Jahren sind wohl die Düngerhaufen verschwunden, welche ehemals in den engen, finsteren Gassen von St. Giles, Spitalfields, Beth-

nal Green, Shoreditch, Whitechapel, Lime-House, St. Georges East, Shadwell, Westminster u. s. w. sich anhäuften. Allein noch jetzt ist der Typhus in einigen dieser Viertel z. B. Bethnal Green, fortwährend epidemisch und Todesfälle aus Hungersnoth sind in demselben normal.

Wenn man vor den Höfen vorübergeht, in denen diese nicht officielle, nicht anerkannte, ignorirte, häßliche, uncivilisirte Welt sich ausbreitet, so begreift man, daß von den Tausenden, welche in denselben ihre Zufluchtsstätte finden, fast kein Einziger auf eine ehrliche Weise sein Leben verdient, und daß die halb nackten Kinder, welche, in Schmutz begraben, daselbst aufwachsen, nicht die geringste Kenntniß einer besseren Existenz und nicht die leiseste Ahnung der Civilisation besitzen. Diese Kinder und ihre Eltern befinden sich in einem fortwährenden Kampf mit der Gesellschaft. Wenn sie nicht stehlen können, so kaufen sie in Whitechapel falsches Silbergeld, und trachten, dasselbe in Circulation zu bringen; sie kennen vom Leben nur die Nachtseite und das Laster. Einen Tag sind sie dem Hungertode nahe und am folgenden Tage erscheint Fleisch auf dem Tische und wird ohne Teller, ohne Messer und Gabel verschlungen. Ihre Wohnungen gleichen eher Ställen als menschlichen Behausungen, das Licht dringt durch ein einziges Fenster ein, dessen Glas meistens zerbrochen und mit Fetzen verstopft ist; statt der Betten sieht man einen Haufen von Holzabschnitzeln und schmutziges Stroh. Einige derselben kaufen Kaninchen- und Hasenhäute und sammeln dieselben, bis sie sie wieder verkaufen können, und der Gestank dieser Häute ist eine der Ursachen der Fieber, welche das ganze Jahr hindurch in diesen Vierteln heimisch sind. Das Haar der Weiber sieht so aus, als ob es nie gekämmt worden wäre, ihre Kleidungsstücke sind dermaßen zerlumpt, daß es unmöglich erscheint, wie dieselben je abgelegt werden können, weil es unbegreiflich erscheint, wie dieselben je wieder aufgenommen werden könnten, ohne in Stücke zu fallen. Jene erbärmlichen Wohnungen sind so überfüllt, daß nicht selten 16 bis 20 Personen von verschiedenem Alter und Geschlecht in einem Zimmer die Nacht zubringen, in dem kaum Raum für drei Personen ist.

Dies ist der Schauplatz der Thätigkeit der Bibelweiber, die vor ungefähr zehn bis zwölf Jahren begonnen hat. Das alte Bibelweib hieß Marian, sie lebt noch, und es ist rührend und ergreifend, dieses blasse Weib zu sehen, in ihren Zügen liegt eine ganze Leidensgeschichte, Niemand kennt ihre Vergangenheit, und man ahnt blos aus ihrer gebildeten Sprache und ihrer düsteren Haltung, daß sie den bittersten Kelch geleert habe. Ihr erstes Auftreten erfolgte auf folgende Art: Die Bibelgesellschaft Londons, welche die heilige Schrift in fast allen Sprachen und Dialekten vertheilen läßt, suchte ungefähr im Jahre 1858 ein Weib, das die Bibel unter den Tausenden von Heiden Londons vertheilen wollte. Man wendete sich an einen der City-Missionäre, und derselbe brachte dieses Weib, Marian, in deren Geschichte die späte Lectüre der Bibel einen entscheidenden Einfluß ausgeübt hatte, und die mit einem wahren Fanatismus sich an das Buch der Bücher anklammerte und es mit dem Muthe eines Apostels zu verkündigen suchte.

Marian erklärte der Bibelgesellschaft, welche bis dahin Tausende von Exemplaren der Bibel unentgeltlich vertheilt hatte, daß sie ihre Mission nur dann erfüllt zu haben glauben würde, wenn die armen Leute sich die Pfennige absparen sollten, um die Bibel zu kaufen, weil sie nur dann dem Buche einen Werth beilegen können. Der Preis wurde so niedrig gestellt, daß nicht einmal der Werth des Papiers dadurch gedeckt wurde; aber selbst dieser geringe Betrag erforderte ein außerordentliches Opfer von Denjenigen, die im größten Mangel lebten. Das Erstaunen der Heiden, welche fast nie von der Bibel gehört hatten, und von denen Tausende, obschon sie in London lebten, dort nie den Namen Jesus Christus vernommen hatten, und denen nun das „Buch Gottes" angeboten wurde, war über alle Maßen groß. In mehreren der Höfe wurde die fromme Verkäuferin anfänglich nicht nur verhöhnt und verspottet, sondern auch mißhandelt. Einmal wurde ein großes Gefäß mit Unrath von einer höheren Etage auf sie hinuntergegossen. Ein Weib nahm sie hierauf in ihr Zimmer, reinigte ihre Kleider und wusch ihr Gesicht und im Allgemeinen war die Anzahl Derjenigen, welche ihr mit einiger Sympathie entgegentraten, größer, als die Zahl Derjenigen, die ihr mit Feindseligkeit entgegenkamen. Einmal war sie eben im Begriffe, in eine der scheußlichen Wohnungen zu treten, in denen sie das Licht der Religion zu verbreiten suchte, als ein City-Missionär vorüberging und ihr zurief: „Gehe nicht in dieses Haus; das Weib, das in demselben wohnt, ist nicht ein menschliches Wesen, sondern ein Teufel. Wenn sie betrunken ist, können nur vier Männer sie überwältigen." — „Gerade zu Weibern ihrer Art begebe ich mich, um die Bibel zu verkaufen." Als sie vor dem Zimmer dieses Weibes anlangte, hörte sie die Stimme einer Furie; sie öffnete die Thür und sah eine riesige weibliche Gestalt vor sich, die sie mit Verwunderung anstaunte, weil keine der Nachbarinnen es je gewagt hatte, ihre Schwelle zu überschreiten. Ein Knabe, neun Jahre alt, stand in einer Ecke nackt, seine Mutter hatte ihn eben geschlagen und seine Kleider in Stücke zerrissen, um ein Geldstück zu finden, daß sie ihn beschuldigt hatte, zu verheimlichen. „Schlage ihn nicht mehr," sagte Marian mit großer Sanftmuth, „er wird gewiß der Züchtigung sich erinnern und sich besser aufführen," und sich an den Knaben wendend, fügte sie hinzu: „Eine Dame gab mir diesen Morgen ein paar Kleidungsstücke für einen Knaben, der seiner Mutter gehorchen sollte. Willst Du versprechen, Deine liebe Mutter künftig mehr zu achten?" Die milden Worte, wie sie früher nie in diesem Zimmer gehört worden waren, verfehlten nicht ihre Wirkung; das Kind begann zu weinen und selbst die Mutter war gerührt. Als Marian anfing, von der Bibel zu sprechen, wurde jedoch das Weib wüthend und warf sie zur Thür hinaus. Marian ließ sich nicht abschrecken und kam abermals zurück, obschon die Furie ihr drohte, sie in Stücke zu zerschneiden, falls sie sich je wieder sehen ließe. Dieses entsetzliche Weib wurde nach einigen Wochen die Schützerin Marian's gegen jede Unbilde, sie subscribirte für eine Bibel und bezahlte jede Woche einen Penny.

Auf ähnliche Weise zähmte Marian manche wilde, thierische Natur, die ihr gewaltsam entgegentrat. Jeden Tag stattete sie einer reichen frommen Dame, welche auf Wunsch der Bibelgesellschaft ihre Thätigkeit regelte, ihren Bericht ab und diese Berichte öffnen einen Blick in eine Welt des Grauens, der Barbarei und der Rohheit, wie kein anderes Document der Neuzeit. Man glaubt ein Märchen zu lesen, das von einem Kinde erzählt, welches sich in die Höhlen von Menschenfressern und Riesen unerschrocken schleicht und von denselben nicht getödtet wird, wenn man die rührende Ausdauer und das kindliche fromme Gemüth Marian's beobachtet. Durch die eben erwähnte reiche Dame in Stand gesetzt, kleine Geldopfer zu bringen, lud Marian ihre Bibelkunden abwechselnd zu sich, um ihnen die anziehendsten Capitel derselben vorzulesen, nachdem sie sie auf bescheidene Weise bewirthet hatte. Das war nicht die einzige Gelegenheit, welche Marian besaß, durch ihr Gespräch die verwilderten Gemüther dieser Weiber zu besänftigen. Da sie die Bezahlung der Bibel durch wöchentliche kleine Beiträge leisten ließ, so konnte sie regelmäßig ihre Besuche erneuern, um die fällig gewordenen Pfennige zu holen, und da sie in ihren Gesprächen stets rührende Bibelsprüche citirte und erklärte, so weckte sie die Begierde nach der genauen Kenntniß derselben. Diejenigen, welche nicht lesen konnten, ließen sich Abschnitte vorlesen, und da zwischen den armen Familien eine große Solidarität herrscht und jede Familie eine Geräthschaft besitzt, die sie ihren Nachbarinnen leiht und von denselben wieder andere Haushaltdinge entlehnt, so fand sich stets eine Person, von der es sich herausstellte, daß sie lesen konnte. Marian verband den Verkauf vieler anderer Dinge mit ihren Bibeln, und mehr als ein Weib subscribirte auf Bibeln, weil es dadurch gleichzeitig auf Leinwand, Betten, auch Thee und Zucker u. s. w. subscribiren konnte.

Das Beispiel Marian's wirkte belebend auf andere Weiber, die sich derselben Mission unterzogen, und es giebt jetzt eine

große Anzahl derselben, aber keine der Bibelweiber hat den Muth und die Ueberzeugung bewährt, wie Marian.

Mannichfaltiges.

— Außer der „City of Boston", welche 192 Seelen an Bord hatte, werden bekanntlich noch drei andere nach Liverpool gehörige Dampfer vermißt, und zwar zunächst ein Passagierschiff der nämlichen Compagnie wie jene, die „City of Brussels", welche am 28. März von New-York nach Liverpool abgegelte, aber noch am 9. April von dem Schraubendampfer „Idaho" gesprochen wurde. Bei dieser Gelegenheit hatte die „City of Brussels" ihre Schraube verloren, brauchte aber keinen Beistand seitens der „Idaho". Seither hat kein Dampfer sie gesehen, und man muthmaßt, daß sie ihren Cours nach Süden gewendet hat, um den Passatwinden zu begegnen. (Einer telegraphischen Notiz aus Crookhaven in Irland zufolge soll die „City of Brussels" am 21. April dort unter Segel vorbeipassirt sein.) An zweiter Stelle kommt der Dampfer „Venezuelan", der, von Liverpool auf dem Wege nach Westindien begriffen, zuletzt am 16. März von dem Schraubendampfer „Camilla" in stark beschädigtem Zustande gesehen wurde; die „Camilla" brachte Passagiere und Post des „Venezuelan" nach New-York, während Capitain und Mannschaft entschlossen waren, beim Schiffe zu bleiben. Das dritte der vermißten Fahrzeuge ist der neue Schraubendampfer „Sirius", welcher verschollen ist, seit er vor etwa drei Monaten von Liverpool nach Calcutta in See ging.

— Ein erst vor Kurzem erlassenes Decret hat in verschiedenen Regimentern der französischen Armee die durch ihre urwüchsigen Bärte ausgezeichneten Sappeurs abgeschafft. Bevor der Oberst eines Regiments die bärtigen Helden zur Schur verurtheilte, versammelte er sie im Hofe der Caserne und verlas ihnen das Decret. Die Lesung brachte tiefe Erregung in der Gruppe hervor. Endlich verließ ein Corporal die Reihen und sprach mit erstickter Stimme: „Mein Oberst, bevor man uns unsere Bärte nimmt, erbitte ich von Ihnen die Erlaubniß, uns photographiren lassen zu dürfen." — „Geht, Kinder," erwiderte der Oberst, „hier sind zwanzig Francs für den Photographen." In wehmüthiger Freude marschirten die Sappeurs ab und zum nächsten Photographen, der aber in Erwartung des Gewinnes, der ihm aus dem Verkaufe der Bilder der „letzten Sappeurs" erwachsen müsse, die Annahme jedweder Bezahlung verweigerte. Die Sappeurs verwendeten hierauf die zwanzig Francs dazu, aus ihren abgeschorenen Bärten einen Zopf flechten zu lassen und einen Goldrahmen anzukaufen, in welchen sie den Zopf einfügten. Das Ganze erhielt der Oberst „zur ewigen Erinnerung", nachdem es zuvor durch eine Woche das Schaufenster eines der ersten Pariser Coiffeurs geziert hatte.

— Aus Amsterdam, 22. April, wird der „Köln. Ztg." mitgetheilt, daß im dortigen Zoologischen Garten am 19. d. Mts. eine Zwillingsgeburt von Hippopotamus erfolgt ist, was in naturgeschichtlicher Beziehung insofern bemerkenswerth erscheint, als bisher angenommen wurde, daß die Weibchen dieser Dickhäuter-Species nur Ein Junges zur Welt brächten. Die vorbenannten Zwillinge sind verschiedenen Geschlechts. Das männliche Junge mag 70, das weibliche, viel kleiner, 40 Pfd. schwer sein. Es soll Alles aufgeboten werden, die interessanten Ankömmlinge getrennt von der Mutter aufzuziehen. Ein früher im Zoologischen Garten zu Amsterdam geborenes Hippopotamus verunglückte beim Brande des Palastes zu Sydenham.

— Das Telegraphennetz in New-York besteht aus nicht weniger wie 200 Telegraphendrähten, welche hier von außerhalb der Manhattaninsel zusammenlaufen, ausschließlich derer zu den verschiedenen Eisenbahnen gehörigen. Die meisten derselben kommen vom Süden und Westen und kreuzen mittelst Kabels den Hudsonfluß oberhalb Jersey City. Die Gesammtlinie aller hier mündenden Linien des ganzen Landes beträgt 130,000 englische Meilen, mit 5000 Bureaux. Eine einzige dieser Linien hatte in einem Jahre für Beförderung von Depeschen nur der Presse allein eine Einnahme von nahezu einer Million Dollars gehabt, während ihre Gesammteinnahme für den gleichen Zeitraum über 7 Millionen Dollars betrug. Die im Hudson liegenden Kabel laufen an der 15., 39., 55., 59. und 72. Straße durch den Strom und sind je 7—8 Tonnen schwer. Es sind 75 Telegraphenbureaux in der Stadt, in denen 150 Telegraphisten beschäftigt sind. Zu diesen kommen noch die Privattelegraphen, deren bereits 100 existiren, obwohl der erste derselben vor kaum 5 Jahren errichtet worden ist. Diese Linien wurden von Privatpersonen zwischen ihren Wohnungen und Geschäftshäusern errichtet und erstrecken sich nicht nur durch die ganze Stadt, sondern gehen auch nach Brooklyn und New-Jersey; eine derselben hat eine Länge von 70 engl. Meilen. Die Instrumente, die bei diesen Privattelegraphen benutzt werden, sind so einfach, daß Jeder, der zu lesen vermag, in wenigen Minuten lernen kann, Botschaften abzusenden und zu empfangen. Auch die Geldbörse und Stockbörse haben eine jede ihre eigenen Telegraphen, die ihre Locale mit den Geschäftshäusern verbinden. Außerdem ist die Errichtung eines neuen Feuer-Alarm-Telegraphen mit einem etwa 800 engl. M. langen Drathe in 400 durch die ganze Stadt vertheilten Instrumenten in Angriff genommen.

— Eine naturhistorische Merkwürdigkeit meldet ein amerikanisches Blatt aus Chicago. Dr. Nathaniel Morton, ein ausgezeichneter Ornithologe, machte kürzlich den Versuch, einem Vogel, der in Nordamerika unter dem Namen Mocking Bird bekannt ist, ein Gesangsstück zu lehren und wählte dazu den Chor aus „Freischütz": „Was gleicht wohl auf Erden dem Jägervergnügen?" u. s. w. Wie groß war das Erstaunen des Doctors, als derselbe die Entdeckung machte, daß der Vogel nicht nur sehr rasch den ganzen Chor (natürlich nicht den Text, sondern nur die Melodie!) lernte, sondern darüber ein solches Vergnügen zeigte, daß er seither den ihm sonst eigenthümlichen Gesang ganz aufgab und vom ersten Morgengrauen bis zur Abenddämmerung stets nur die Musik Karl Maria von Webers in bester Correctheit hören ließ. Dr. Morton lud Freunde zu sich, die über die Fähigkeit des Vogels ganz erstaunt waren. Ein zweites Stück zu lernen, schien dem Vogel aber unmöglich, das erste hatte sein Gedächtniß ganz ausgefüllt. Der Naturforscher versuchte dasselbe mit mehreren anderen Exemplaren dieser Vogelart, aber alle erwiesen sich als ungelehrig. Endlich kaufte er noch ein Dutzend Mobing Birds an, um sie abzurichten, mußte aber, nachdem er sie erhalten, auf acht Tage nach Pittsburg reisen, während welcher Zeit seine Haushälterin die Vögel fütterte, sich aber weiter nicht um deren Abrichtung bekümmerte. Trotzdem sangen alle zwölf Neulinge, als Morton aus Pittsburg zurückkehrte, den Freischütz-Chor meisterhaft, den sie von dem zuerst abgerichteten Vogel von selbst gelernt hatten. Morton ließ hierauf sechs der abgerichteten Vögel in einem Park Chicagos fliegen und seitdem soll dort der Chor nicht nur von allen Zweigen ertönen, sondern man vermuthet, daß der Mocking Bird in Amerika in einigen Jahren überhaupt nur diesen Gesang haben werde. — Die amerikanischen Journalisten scheinen übrigens im Münchhausen gar nicht so übel bewandert zu sein.

— In den Vereinigten Staaten steht die Journalistik in voller Blüthe. Die Zahl der Zeitungen ist nicht geringer als 5244 und hiervon werden 542 täglich, 4425 wöchentlich und 27 monatlich veröffentlicht. New-York figurirt mit der größten Anzahl, nämlich 675, wovon 77 Tageblätter; dann kommt Pennsylvanien mit 495, wovon 49 Tageblätter. Illinois hat 415, Ohio 377, Indiana 269, Missouri 240, Iowa 228, Massachusetts 219 und Arizona nur 2.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 49. Dritter Jahrgang. 1870.

* Eine Volksjustiz.

Ein Culturgemälde aus der „guten alten Zeit".

Von Wilhelm Andreä.

(Fortsetzung.)

2.

Einige Tage später war die ganze Einwohnerschaft Hildesheims in großer Aufregung. Es durchlief die Stadt das Gerücht, der Bürger Nord Kock sei in Folge der erlittenen Mißhandlung an den von dem Amtsverwalter Pauli erhaltenen Wunden gestorben.

Es verhielt sich auch in der That so. Der Unglückliche war nach unsäglichen Schmerzen nach zwei Tagen verschieden. Seine alten Eltern und seine arme Braut waren trostlos und erregten das Mitleid der ganzen Einwohnerschaft. Bald war dies unglückliche Ereigniß das allgemeine Stadtgespräch. In allen öffentlichen Localen und in allen Straßen unterhielt man sich von weiter nichts als von dem gewaltsamen Tode des unglücklichen Mitbürgers. Dem Gefühl des Mitleides für den Verunglückten und seine Angehörigen folgte das der Rache gegen den Mörder. Die Aufregung wuchs mit jeder Stunde. Die sich auf allen Straßen und Plätzen gruppenweise zusammen rottenden Bürger verlangten einstimmig Maßregeln zur Bestrafung des Thäters. Der Magistrat konnte dem Drängen der Bürgerschaft nicht widerstehen. Die Mitglieder desselben traten daher auf dem altstädter Rathhause zu einer Berathung zusammen.

Einstimmig faßten sie den Entschluß, eine Abtheilung Hakenschützen nach der Marienburg zu schicken und das Schloß rings umher besetzen zu lassen, damit der Amtsverwalter sich der gerechten Strafe durch die Flucht nicht entziehen könne. Gleichzeitig beschlossen sie aber auch, bei den fürstbischöflichen Räthen die Bestrafung des Frevlers zu beantragen. Zu diesem Zwecke begaben sich die beiden Bürgermeister mit einem Syndikus auf die fürstliche Amtsstube, wo ihnen auf ihr Ansuchen die Antwort zu Theil wurde, daß man sofort eine genügende Anzahl Hakenschützen zu der Marienburg entsenden und den Uebelthäter mit seinen beiden Genossen festnehmen solle.

Während Hans Gabel, der gemißhandelte, aber glücklicherweise nur leicht verwundete Freund des Erschlagenen der ganz in Thränen aufgelösten Braut desselben einen Besuch abstattete und sie zu trösten suchte, wurden von den beiden Riedemeistern Henni Arnecke und Hans Meier gegen fünfzig Hakenschützen aufgeboten, welche die Marienburg umzingeln und die Todtschläger festnehmen sollten.

Es schlossen sich den Schützen noch eine große Anzahl bewaffneter Bürger und selbst Weiber und Kinder an, so daß der Troß, an dessen Spitze die beiden Riedemeister ritten, sich auf fünfhundert bewaffnete Männer, die Frauen und Kinder ungerechnet, belief.

Die Burg war bald erreicht und noch schneller umzingelt. Jedoch hatten die Schuldbewußten bei dem Herannahen des tobenden Haufens und noch bevor derselbe die Burg umschloß, das Weite gesucht.

Schloß, Stallungen und Scheune — alles wurde genau durchsucht, doch vergebens. Schon wollte man die Hoffnung auf den Fang der Schuldigen aufgeben, als den noch auf dem Schloßhofe befindlichen Hakenschützen vom nahen Felde her ein ungeheueres Jubelgeschrei zu Ohren drang. Sie eilten dorthin und sahen, daß einige ihrer Kameraden sowie auch namentlich ein großer Theil der Knaben und Weiber einen Mann aus einer hohlen Weide herauszogen. Es war der Amtsverwalter Pauli.

Da demselben eine offene Flucht über das Feld gefährlich scheinen mochte, hatte er es für räthlich gehalten, sich hier vor seinen Nachfolgern zu verbergen.

Einige Minuten später wurden auch seine beiden Mitschuldigen aufgefunden. Sie hatten sich ihr Versteck in einem Bache gewählt, wo sie an einer tiefen Stelle bis an den Hals im Wasser saßen, so daß nur ihre Köpfe sichtbar waren.

Nachdem man den Uebelthätern mit Stricken die Hände auf dem Rücken zusammen gebunden hatte, wurden sie inmitten der triumphirenden Schaaren nach der Stadt geführt.

Vor der Neustadt, die damals noch nicht mit der Altstadt vereinigt, sondern sogar noch durch Graben und Zugbrücke von derselben getrennt war, wurde auf Befehl der beiden Riedemeister Halt gemacht, um erst dem Rathe der Altstadt von dem glücklichen Erfolge der Expedition Bericht zu erstatten.

Dieser ließ den Führern des Zuges die Weisung zukommen, daß sie die Gefangenen auf den Marktplatz der Neustadt führen und den Magistrat derselben auffordern sollten, die Verbrecher für den Dompropst in Empfang zu nehmen, weil die Verhaftung in dessen Gerichtsbezirk, jenseits Marienburg, geschehen sei.

Die Riedemeister kamen dieser Anweisung nach, es wurde ihnen aber von Seiten des Neustädter Rathes bemerklich gemacht, daß die Neustadt die Gefangenen nicht aufnehmen könne und wolle, weil man schon bei ähnlichen Gelegenheiten den Dompropst abschläglich beschieden habe, Gefangene in seinem Namen auf der Neustadt in Verwahrung zu nehmen.

Diesem Entscheide gemäß blieb das Goslar'sche Thor den Gefangenen und ihren Häschern verschlossen.

Der Magistrat der Altstadt, welcher von diesem Vorgange durch den einen der beiden Riedemeister, Hans Meier, schleunigst in Kenntniß gesetzt wurde, holte sich seine Verhaltungsmaßregeln von den fürstbischöflichen Räthen ein.

Diese bestimmten, daß die Gefangenen zunächst nach dem für den Viehmarkt bestimmten freien Platze, der nordöstlich von der Stadt gelegenen „Steingrube" geführt und von dort durch eine andere Abtheilung Bürger nach dem bischöflichen festen Schlosse Steuerwald in Gewahrsam gebracht werden sollten.

Diese Verordnung stieß indessen auf den Widerspruch der Bürger, denn als diese ihre Gefangenen bis zur Steingrube gebracht hatten, rief einer aus ihrer Mitte ihnen ein lautes „Halt!" zu. Es war der Gewandschneider Hans Gabel.

Derselbe konnte füglich als Rädelsführer der ganzen Expedition gelten, denn als Freund des Getödteten gehörte er zu den eifrigsten Verfolgern der Todtschläger.

„Halt! nicht weiter! Sollen wir uns dem Domcapitel

etwa wieder wie Narren und unweise Tröpfe am Band herum führen lassen?"

Es entstand bei diesen Worten eine Stille in der Menschenmenge, worauf der Redner fortfuhr: „Bürger und Bürgerskinder von Hildesheim! Habt Ihr etwa schon vergessen, daß das Domcapitel vor etlichen Jahren einen Mörder, den wir auch eingefangen hatten, mit Fleiß entwischen ließ?"

„Ja, ja, wir erinnern uns — der Mörder hieß Grobe — Hans Gabel hat recht! — Nicht nach Steuerwald! — hier bleiben!"

So rief es bunt durcheinander.

„Fangen wir die Verbrecher etwa für das Domcapitel ein?"

„Nein — für uns! für uns!" rief die Versammlung.

„Wohl denn! so wollen wir diesmal eine steife Kappe aufsetzen und den fürstlichen Räthen nicht zu Willen sein. Im Gegentheil, wir wollen über diese drei Rölze und Galgenvögel mit Gebühr und Genügen selbst zu Gerichte sitzen und sie selbst justificiren, ohne alle Einmischung des Domcapitels, denn Ihr wißt ja, wie's im Sprichwort heißt:

Wer will haben ein reines Haus,
Der lasse Pfaffen und Mönche daraus.

Wenn wir den Pauli und seine beiden Spießgesellen nach dem Steuerwald brächten, so würde man mit ihnen ein gleiches Gevatterspiel wie mit Grobe treiben, sintemal er der Schwäher des Kanzlers Siewert Nunz auf der Marienburg und seine Freundschaft unter den großen Hansen in Hildesheim auch nicht gering ist. Wenn Ihr also nicht unweise sein wollt, so laßt uns hier bleiben und den geistlichen Herren den Tanz verderben!"

„Ja, hier bleiben! — hier bleiben!" schrie die Volksmenge.

„Oho, Hans Gabel! ich habe meine Karten auch noch mit einzuwerfen!" donnerte jetzt der Riedemeister Henni Arnecke dazwischen. „Hast Du hier zu befehligen oder ich? Ich müßte wahrlich ein hasenherziger Riedemeister sein und würde meines Amtes übel warten, wollte ich Euch die Malefikanten ohne vorausgegangenen rechtmäßigen Urtheilsspruch auf die Fleischbank liefern! Ich werde sie trotz Eueres wüsten Geschreis dennoch gen Steuerwald führen, und wer mich daran verhindern will, dem soll der Teufel seinen Fürwitz gesegnen!"

Nach diesen Worten riß er sein Schwert aus der Scheide und befahl den Gefangenen, weiter zu marschiren. Er selbst ritt in kurzer Entfernung hinter ihnen her.

Es entstand ein immer lauter und lauter werdendes Gemurmel in der aufgeregten Menge.

„Man wird dem Mörder in Steuerwald wieder die Hinterthür öffnen!" rief eine Stimme.

„Ja, wir haben das Nachsehen, und unsere Mühe, die Buben einzufangen, ist umsonst gewesen!" bemerkte ein Zweiter.

„Und der jammervolle Tod unseres Mitbürgers bleibt ungesühnt!" rief ein Dritter.

In dieser Weise schrie es wild durcheinander. Bald machte sich die Unzufriedenheit der Volksmasse in gegenseitiger Aufreizung und Drohung gegen den Riedemeister Henni Arnecke Luft.

„Nicht von der Stelle!" rief endlich Hans Gabel herbeispringend und dem Pferde des Beamten in die Zügel fallend. „Ehe wir dulden, daß die Todtschläger zum Steuerwald geführt werden, legen wir ihnen und Dir selbst die Köpfe hinter die Hacken!"

„Hüte Dich, Du Fürwitzig, daß ich Dir den Kopf nicht hinter die Hacken lege!" erwiderte der Riedemeister, indem er Miene machte, mit seinem Schwerte darein zu schlagen.

Inzwischen hatten sich auch schon die Freunde des jungen Gewandschneiders sammt einem großen Theile der immer noch anwachsenden Volksmenge drohend und tobend herbeigedrängt und das Pferd des Riedemeisters so eng umzingelt, daß dasselbe nicht im Stande war, einen Schritt fürder zu schreiten.

Auch die noch immer gefesselten Gefangenen wurden nach und nach vollständig von der racheschnaubenden Schaar eingeschlossen und unter Flüchen und Rippenstößen hin und her gezerrt.

Zitternd baten sie um Schonung und um die Vergünstigung, in irgend einen Kerker, wohin es auch sein möge, abgeführt zu werden.

„Der Gewalt und offenen Empörung muß ich weichen!" sagte endlich der Riedemeister, indem er sein Pferd umzulenken und die Menschenmenge zu durchbrechen suchte.

„Wollt Ihr uns die Gefangenen hier zurücklassen, dann mögen Ihr reiten, wohin es Euch beliebt!" rief ihm Hans Gabel zu.

„Man zwingt mich ja dazu, denn viele Hunnen sind des Hagen Tod," versetzte Arnecke, „aber es ist meine Pflicht, diese Gesetzwidrigkeit dem Rathe zu hinterbringen und neue Verhaltungsmaßregeln von demselben einzuholen. Er mag dann in dieser Sache das Weitere verfügen."

Mit diesen Worten ritt der Riedemeister, dem man jetzt gutwillig Platz machte, fort, froh einen passenden Grund gefunden zu haben, der ihm drohenden Gefahr entrückt zu werden.

Der tumultuarische Haufen schritt dann zu der Berathung, welche Strafe über die Gefangenen, und insbesondere über den Todtschläger Heinrich Pauli zu verhängen sei.

Schon war die Mitternacht nahe und noch immer war kein entscheidender Beschluß gefaßt worden. Da trat plötzlich ein vom Magistrate abgesandter Bote mit der Aufforderung unter sie, die drei Uebelthäter die Nacht hindurch „auf der Steingrube" zu bewachen und am nächsten Morgen des weiteren Bescheides gewärtig zu sein. Der Magistrat selbst war durch den Eigenwillen der Bürgerschaft in die größte Verlegenheit versetzt worden und deshalb nicht eher zu einem Resultate seiner Berathung gekommen.

Mit diesem Entscheide beruhigte sich indessen das Volk und ließ den Schloßverwalter Pauli durch den Rathsboten und Executor Berthold Münstermann an einem am Wege liegenden Balken befestigen und die beiden anderen Gefangenen an zwei Thorsäulen benachbarter Gärten.

Bereits verkündeten die Glocken der Stadtkirchen und die Hörner der Nachtwächter die Mitternacht, als die Menge, mit Zurücklassung einiger zur Bewachung der Uebelthäter aufgestellten Bürger, sich verlief und nach Hause begab.

(Fortsetzung folgt.)

Chinesische Kochkunst.

(Aus dem „Food Journal".)

Die chinesische Brodbereitungsmethode ist merkwürdig; das Mehl wird mit Wasser gemischt, der Teig mit der Hand gewalzt und in Kegel geformt, welche man dann auf aus zersplittertem Bambu gemachte Mulden oder Ständer legt und sie in dem aus gußeisernen Kesseln aufsteigenden Dampfe kocht;

natürlicherweise hat derartiges Brod nur wenig Aehnlichkeit mit dem unserigen, da es so ziemlich einen im Dampf bereiteten harten Pudding gleicht. Viel solchen Brodes wird aus Mais gemacht; Weizenbrod aber wird sehr vorgezogen. Reis ist indeß das gewöhnliche Brod in China, und die Chinesen verstehen sich vortrefflich auf die Zubereitung dieser Nahrung, was in Europa nicht oft der Fall ist. Der Reis wird fast ganz auf dieselbe Weise zubereitet wie das Brod, indem man ihn zuerst sorgfältig in mehreren Wassern wäscht, dann in Bambu-Körbe legt und in den Dampf hängt; oder man siedet ihn eine halbe Stunde lang, bringt ihn dann in einen Bambu-Korb und trägt ihn nicht eher auf, als bis alles Wasser abgelaufen ist; in welcher Weise immer man ihn aber auch zubereitet, die Körner sind stets abgesondert wie die kleinen Fische in gut gekochten Whitebait-Gerichten.

Erbsen-Pudding ist kein luxuriöses oder sehr kostspieliges Gericht, und neben diesem haben die Chinesen ihren sogenannten Erbsen-Käse, der so ziemlich denselben Rang einnimmt und ein sehr wohlfeiler und nützlicher Nahrungsartikel ist; er wird aus ölhaltigen Erbsen, die man auch als Gemüse ißt, und aus denen man eine ziemlich theuere Art Oel gewinnt, verfertigt. Die Verfertigung dieses Käses, obgleich eine einfache Arbeit, erheischt beträchtliche Sorgfalt. Man weicht die Erbsen zuerst vierundzwanzig Stunden lang in Wasser ein, trocknet sie dann in einem Korbe und mahlt sie hierauf in einer aus zwei harten Steinen bestehenden Handmühle. Von diesen Steinen hat der obere in der Mitte ein Loch, durch welches die Mühle, wie ein Wickelkind, mit einem Löffel gespeist wird; das Wasser, in dem die Erbsen sich zuvor befunden, wird von Zeit zu Zeit aufgeschüttet, so daß die Erbsen die Mühle in Form eines dünnen Teigs verlassen, den man nun in ein Filtrirtuch bringt und ihn beständig schüttelt. Hierauf wird die filtrirte Flüssigkeit in einem eisernen Gefäß sehr langsam gesotten und bedeckt sich sogleich mit einem dicken Schaum; dann läßt man sie in einem hölzernen Gefäß abkühlen, rührt sie eine Zeit lang um, und nimmt das Häutchen, welches sich gebildet hat, mit einem hölzernen Schöpflöffel ab, worauf das Ganze getrocknet wird. Diese Masse wird entweder frisch oder getrocknet gegessen, und hat nahezu den Geschmack von neuem Käse. Damit hat man indeß noch keinen Erbsen-Käse, der aus der Flüssigkeit im Gefäß bereitet wird, sondern man fügt eine kleine Quantität Gyps enthaltenden Wassers und einige Tropfen einer concentrirten aus den Salzmarschen gewonnenen Salzauflösung hinzu. Der Gyps hat die Wirkung, daß er den Käsestoff der Erbsen zum Gerinnen bringt, worauf die ganze Masse, nachdem man sie ein wenig umgerührt, fest wird. Diesen Käse legt man in hölzerne Gerüste von ungefähr 15 Zoll im Geviert und 2 Zoll Tiefe, und stellt sie auf einen Stein, damit er trockne, mit einem Stück Leinwand von enger Textur unter jedem Gerüst; ist der Käse hinlänglich getrocknet, so wird er durch Holzstücke, die mit Gewichten beschwert sind, auf ungefähr die Hälfte seiner ursprünglichen Dicke zusammengedrückt, und dann in Kisten verpackt und oft weithin versendet. Der Käse wird in seinem natürlichen Zustande bei heißem Wetter zwar nicht mehr als einen Tag halten; allein man salzt ihn oftmals ein und giebt ihm auf sonstige Art Haltbarkeit, so daß er Jahre lang gut bleiben kann. Ein Stück davon, so groß wie eine Mannsfaust, kostet nicht mehr als etwa einen halben Kreuzer. Die armen Chinesen trinken auch die Flüssigkeit, ehe sie geronnen ist, und die Käsemacher-Läden sind beständig mit Massen von Käufern angefüllt. Der Erbsenkäse bildet eine der Stapelwaaren des Landes und ist sehr nahrhaft. Wenn man ihn in Oel oder Fett röstet, wie Kartoffeln, so giebt er ein treffliches Gericht. Trockener Erbsenkäse enthält ungefähr 24 pCt. Fett- und 8 pCt. Stickstoff.

Die Chinesen und Japanesen erzeugen aus einer Seepflanze, der Grateloupia filicina, Gallerte, welcher von dem französischen Chemiker Payen der Name „Gelose" gegeben worden ist. Die Pflanze wird vielmals in Wasser gewaschen und durch Aussetzen an die Sonne und den Thau gebleicht; sodann wird sie abermals gewaschen und wiederum zum Bleichen ausgelegt — Operationen, die man nacheinander so lange wiederholt, bis die erforderliche Farbe erlangt ist; endlich wird sie in Stücke geschnitten, ein Zeit lang gesotten und in einem leinenen Tuch kräftig gepreßt. Die so erzeugte Flüssigkeit wird in Formen gebracht, wo sie in der Sonne bis zur Trockenheit verdunstet. Man gebraucht diese Gallerte zur Bereitung von Gelées, sowie zur Verdickung der Gerichte; auch schneidet man sie in kleine Stücke und legt sie, wie geröstetes Brod, vor dem Auftragen in die Suppe.

Außer dem gewöhnlichen Zucker bereiten die Chinesen auch Zucker aus gekeimtem Weizen und Reis; diese Glucose wird Gallerte-Zucker genannt und zur Bereitung von Gerstenzucker und anderen Süßigkeiten gebraucht; sie gleicht dem Aussehen nach dem Manna und wird zu verschiedenen pharmaceutischen Präparaten verwendet. Mit dieser Glucose, rohem Zucker ꝛc. ꝛc. wissen die Chinesen auch eine Nachahmung von Honig herzustellen, welche die meisten Leute täuscht.

Die Chinesen sind große Freunde von Eiern und haben mehr als eine Art, sie aufzubewahren: die gewöhnlichste ist, daß man sie in eine Mischung von Thon und Wasser legt und sie dann in der Sonne trocknen läßt, so daß der Thon eine harte Kruste um dieselbe bildet. Folgendes aber ist die Art, wie man Eier für chinesische Feinschmecker behandelt. Jedes der Eier wird einzeln mit einer aus Thee, ungelöschtem Kalk, Meersalz und Eichenasche bestehenden Paste überzogen, dann in Reisstroh-Asche gelegt und mit Massen von Reis, um sie vor gegenseitiger Berührung zu bewahren, in Kisten verpackt, in denen sie drei Monate lang bleiben, worauf sie um je etwa einen Penny (Groschen) verkauft werden. In dieser Verpackung erleiden sie eine merkwürdige Umbildung: der Dotter ist grün geworden und das Weiße geronnen, auch geben sie einen starken Schwefelgeruch von sich. Die Chinesen aber halten sie für köstlich! Nun, wer hat ein Recht über sie zu lachen — etwa diejenigen, welche rohe Austern, Schnecken, Hochwild oder halb verfaulten Käse essen?

Zum Schluß dieser Notizen wollen wir unseren Lesern noch den Speisezettel eines sogenannten regelmäßigen Mandarinen-Soupers mittheilen, welches Sir Charles Macdonell in Hongkong im Jahre 1867 dem Herzog von Penthièvre, dem Grafen von Beauvoir und einigen anderen französischen Herren gab. Er lautet: „Eingemachtes Obst; Fisch-Rogen in süßer Caramel-Sauce; Mandeln und Rosinen; Haifisch-Finnen in gallertartiger Sauce; Kuchen von geronnenem Blute; gehacktes Hundefleisch mit Lotus-Sauce; Vogelnester-Suppe; Lilien-Samen-Suppe; Walfisch-Flechsen mit süßer Sauce; Kwei-po Hing-Enten; Störkiemen in Compot; in Schmalz gebackene Fische und Ratten; Haifischfett-Suppe; gedämpfte Seeschnecken mit Kaulfröschen; ein süßes Gericht aus Fischflossen, Obst, Schinken, Mandeln und Essenzen; als Nachtisch Lotus- und Mandelsuppe mit versetztem Wein und warmem Arac." Die Mischung klingt europäischen Ohren seltsam, allein die Chinesen stehen im Rufe, große Leckermäuler zu sein.

Licht und Liebe.

Gott ist Licht und Gott ist Liebe!
Ohne Liebe, ohne Licht
Wären Erd' und Himmel trübe,
Wären Erd' und Himmel nicht.

Wenn in's Herz nur Jeder schriebe,
Wessen Glaubens er auch sei,
Das Gesetz der höchsten Liebe —
Aller Zwiespalt wär' vorbei!

Wenn nur Jeder in sich trüge
Dieses Licht, so Wahrheit heißt, —
Wohl den schönsten aller Siege
Feierte der Menschengeist!

Licht und Liebe schlingt die Welten
Erst in ewigen Verein.
Kräfte, die sich nie gesellten,
Zwingt ihr Zauber eins zu sein.

Licht und Liebe flügelt höher
Des Erschaffers Ebenbild,
Und zum Engel wird der Seher,
Dessen Brust von Liebe schwillt.

Seht hinan zur Himmelsferne!
Lernet, was die Schöpfung spricht!
Dort am Himmel tanzen Sterne,
Mücken hier im Sonnenlicht.

Wo die Liebe treibt und leitet,
Zeichnet Licht des Lebens Spur.
Die ihr zur Vollendung schreitet,
Folgt der Meisterin Natur!

Zündet an der Liebe Flammen
Selbst der Wahrheit Fackel an!
Nicht im Blindsein und Verdammen
Ruht des großen Bildners Plan.

Sonnenwarm im Herzen werden,
Sonnenhell im freien Geist,
Sei des Ringers Preis auf Erden,
Bis das Lebensband zerreißt.

Aulenbach.

Mannichfaltiges.

ß Technisches. Im „Scientific American" vom 26. März findet sich ein kleiner Straßendampfwagen für zwei Personen beschrieben und abgebildet, dessen Bestimmung durch die Benennung „Dampfvelociped" zwar sonderbar, aber doch nicht ganz unpassend bezeichnet ist. Der Constructeur L. J. Todd in England verspricht eine Geschwindigkeit von 100 engl. Meilen (ca. 20 deutsche Meilen) per Tag von 10 Stunden auf gewöhnlicher Landstraße, wobei der eine Passagier die Kesselfeuerung und Speisung, der andere die Führung der Maschine, die Lenkung des Wagens und wenn nöthig die Application der Bremse zu besorgen hat. Die Maschine hat 1 Pferdekraft. Der aufrechtstehende Kessel besitzt 16 Quadratfuß Heiz- und $^3/_4$ Quadratfuß Rostfläche. Die Kohlenbehälter sind zu beiden Seiten des Kessels angebracht, und der Wasserkasten befindet sich unter dem Sitze der Passagiere. Das Speisen des Kessels geschieht durch eine Wasserstrahlpumpe (Injector) kleinster Gattung. Die Treibräder von 4 Fuß Durchmesser sind lose auf der Achse, aus Holz hergestellt, und mit stählernen Reifen versehen. Dieselben werden vermittelst Darmsaitenschnuren umgetrieben, zu welchem Zwecke ihre Büchsen mit 14zölligen Kerbrollen fest verbunden sind. Die Achse ruht auf Federn, die sich gegen Kautschukscheiben stützen. Jedes Rad kann mit dem Fuße vermittelst Hebeln gebremst werden. Die zwei Dampfcylinder von $2^1/_2$ Zoll Durchmesser mit 4 Zoll Hub sind zuvörderst an den Kohlenbehältern neben dem Kessel angebracht, und die auf dem Rahmen gelagerte Kurbelwelle liegt unterhalb. Letztere hat an beiden Enden sechszöllige Kerbrollen, welche durch eine halbzöllige Schnur die Treibräder umtreiben. Die Steuerung ist nicht zum Rückwärtsfahren eingerichtet, jedoch bis zu $^4/_5$ Expansion. Die Kerbrollen der Kurbelwelle sitzen auf Frictionskegeln, so daß durch einseitige Auslösung der Wagen leicht gedreht werden kann. Am vorderen Ende, beim Kessel, ruht das Wagengestell auf einem Leitrade, welches in einer Gabel gelagert und um die verticale Achse der letzteren drehbar ist. Auch diese Achse ruht auf einer Stahlfeder nebst Kautschukpuffer. Sitz und Kessel sind mit einem Schutzdache überdeckt.

Die „D. Ind. Ztg." Nr. 12 berichtet über ein ganz neuerdings in den Handel gebrachtes vorzügliches Surrogat für Roßhaare, welches mit dem Namen „gereinigte Pflanzendaune" belegt worden ist. Dieses Product stammt von einer Frucht, deren holzige Schale traubenförmig zusammenhängende Samenkörner einschließt, die von dem faserigen Stoffe umhüllt sind. Zur handelsmäßigen Zurichtung der Daune bedient sich H. F. G. Kratzenstein in Amsterdam eigens construirter Maschinen, durch welche der Rohstoff gereinigt, gedämpft und gekämmt wird. Die gehörig präparirte Pflanzendaune soll einen vollständigen Ersatz der Roßhaare bieten, indem sie alle Eigenschaften derselben, daneben aber eine noch größere Dauerhaftigkeit besitze. Es wird angegeben, daß dieselbe bereits ausgedehnte Verwendung finde, namentlich für Eisenbahnwagen. Das Zollpfund kostet 13 Sgr., jedoch sollen 20 Pfund dieselbe Füllfähigkeit besitzen wie 28 bis 30 Pfd. Roßhaare. Zu einer großen Matratze genügen 18 bis 20 Pfund; übrigens ergäbe sich kein Verlust, da die Waare ganz rein sei. Muster sind von Ernst Dehoff in Leipzig zu beziehen.

— Daß falsches Haar in der Gunst des schönen Geschlechtes immer mehr steigt, zeigt der ewig wachsende Kopfputz unserer Damen, wie wir ihn bei jedem Spaziergange beobachten können, daß es aber in London eine Fabrik giebt, welche jede Woche 40,000 Stück künstliche Zähne anfertigt, sollte man für unmöglich halten. Und doch ist dem so. Eine Fabrik in Kentish Town befaßt sich mit der Herstellung künstlicher Beißwerkzeuge aus Porzellan und schickt allwöchentlich die genannte Zahl in die Welt. Das zur Herstellung verwandte Material ist sehr einfach und besteht hauptsächlich aus Feldspath, Kaolin und Kieselerde. Desto complicirter ist der Herstellungsproceß, welcher die größte Sorgfalt fordert, um eine genaue Nachahmung der Natur, besonders in der Farbe, zu ermöglichen. Wenn die Zähne sorgfältig hergestellt und ordentlich polirt sind — das letztere geschieht durch etwa 70 junge Frauenzimmer —, gehört ein Kenner dazu, sie von den natürlichen zu unterscheiden.

— Die „Ess. Ztg." schreibt: Ein Strike eigenthümlicher Art fand in Duisburg in den jüngst verflossenen Tagen statt. Das Fahrpersonal des Zuges der Rheinischen Eisenbahn, der die kurze Strecke zwischen der Station Duisburg und Hochfeld täglich neun Mal hin und zehn Mal zurück fährt, stellte wegen verweigerter Lohnerhöhung den Dienst ein, so daß am vergangenen Donnerstag, den 14., der Verkehr völlig unterbrochen war und Aushilfe von anderen Stationen requirirt werden mußte.

— In Magdeburg fand am 22. April eine Versammlungsschlacht zwischen den Socialisten Bebel'scher und Schweitzer'scher Richtung statt. Die Letzteren hatten die stärksten Lungen und — siegten. Im Laufe der Debatte kamen, wie die „Magdeburgische Zeitung" erzählt, drei Anträge an das Präsidium, von denen der erste den Wirth zum Urheber hatte. Der Antrag ging dahin: das Inventarium zu schonen.

— Der Fischermeister Klodik zu Szolnok hat dieser Tage, wie der „Ungar. Lloyd" meldet, einen interessanten Fund gemacht. Beim Fischen in der Theiß stieß er auf einen schweren Körper, den er mit vieler Mühe aus dem Grundschlamme an's Tageslicht förderte. Es erschien ein riesenhafter fossiler Thierschädel, der sorgfältig abgewaschen und in das Haus des Fischermeisters geführt wurde, wo er seitdem, auf einem improvisirten Holzgestelle „aufgebahrt", von der ganzen Bevölkerung mit gerechtem Staunen als ein „Wunder" betrachtet wird. Der Schädel rührt vermuthlich von einem Ur-Elephanten (Elephas primigenius) her, die vorhandene, gut erhaltene Partie ist etwa 3 Fuß lang und hat gegen $2^1/_2$ Fuß im Durchmesser.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 50. Dritter Jahrgang. 1870.

* Eine Volksjustiz.

Ein Culturgemälde aus der „guten alten Zeit".

Von Wilhelm Andreä.

(Fortsetzung.)

3.

Kaum wurden am folgenden Morgen die Spitzen der Kirchthürme und die rothen, hohen Ziegeldächer der alten Bischofsstadt Hildesheim von den ersten Strahlen der Morgensonne beleuchtet, als auch schon der Zusammenlauf und die Aufregung der Einwohnerschaft sich erneuerte. Eine große Anzahl von Bürgern und Nichtbürgern, von Weibern und Kindern strömten auf dem altstädter Marktplatze zusammen.

Theils wurden sie von dem Drange geleitet, die gegenseitigen Mittheilungen des vorigen Tages wieder aufzunehmen und ihre Erlebnisse auszutauschen, und theils durch Fragen und Gegenfragen zu belehren und sich belehren zu lassen, namentlich aber durch die Neugierde, die endgiltigen Beschlüsse des Rathes in Betreff der drei Marienburger zu erfahren. So sehr aber auch hin und her gestritten wurde und die Meinungen aus einander gingen — in dem einen Punkte waren alle einig, daß wenigstens der Amtsverwalter Pauli sein Leben verwirkt habe.

Als die Menschenmenge, einem Immenschwarme gleich, dessen Kern und Mittelpunkt zu einem dichten Knäuel verbunden ist, dessen Außentheilen aber in steter Unruhe und Bewegung sind, etwa eine halbe Stunde auf dem Marktplatze hin und her gewogt hatte, erschienen auch dreihundert Hakenschützen, die sich vor dem Hause des Bürgermeisters Joachim Brandis aufstellten und ihn zu sprechen verlangten.

Derselbe hatte sich aber bereits vor dem Erscheinen der Volksmasse nach der Wohnung seines Schwiegersohnes, des Doctor Bocholtern, begeben, um mit demselben zu überlegen, auf welche Weise man der von Minute zu Minute immer bedenklicher werdenden Aufregung der Menge am wirksamsten entgegen arbeiten und die Gefangenen der drohenden Volksjustiz entziehen könne.

Als die Hakenschützen vernahmen, daß Brandis sich in der Wohnung seines Schwiegersohnes aufhalte, lenkten sie auf Befehl des Rottenführers gleichfalls ihre Schritte dorthin, jedoch begegneten sie ihm schon an der nächsten Straßenecke, vor der Rathsapotheke.

Mit großem Geschrei wurde er sofort von den Schützen und der tobenden Menge umringt. Alle verlangten Paulis Tod.

„Ich bitte Euch, Kinder," erwiderte der Bürgermeister, „keine sträflichen, eigenmächtigen Handlungen vorzunehmen, denn die Urheber und Rädelsführer derselben werden unfehlbar ohne Gnade und Barmherzigkeit den Pranger und Staupbesen zum Trinkgeld bekommen. Lasset den Magistrat in dieser Sache nur gewähren, ich verspreche Euch, daß die Uebelthäter ihrer gerechten Strafe nicht entgehen sollen. Zu diesem Zwecke muß ich zuvor aber die Meinung der fürstbischöflichen Räthe hören."

„Die fürstlichen Räthe wollen mit uns falsches Spiel treiben! — Wir wollen von den fürstlichen Räthen nichts wissen! — Sie werden die Uebelthäter wieder entwischen lassen! — Der Rath selbst soll sie justificiren!"

So schrie und tobte es wild durcheinander.

Der Bürgermeister zuckte mit den Schultern.

„Das darf der Rath nicht," erwiderte er. „Kinder, seid doch nicht unweise, sondern beruhigt Euch und geht nach Hause! Ich habe Euch mein Wort gegeben, daß die Schuldigen zur gebührenden Strafe gezogen werden sollen, und ich wiederhole meine Bitte! geht ruhig nach Hause!"

„Der Pauli soll noch heute sterben!" rief Hans Gabel, und tausend Kehlen riefen es ihm nach, sogar einige Augustinermönche, die sich unter der Schaar der Aufgeregten befanden.

„Ich werde allen meinen Einfluß aufbieten, Euch zufrieden zu stellen!" sagte der Bürgermeister und suchte der tobenden Volksmenge zu entkommen. Nur mühsam konnte er sich zwischen derselben hindurch drängen und seine Wohnung erreichen.

Der Haufen war gerade im Begriff, sich nach der Steingrube zu begeben, als das Factotum des Magistrats, der Executor Münstermann, in großer Eile aus des Bürgermeisters Hause trat und sich durch die Menge Bahn zu brechen suchte.

Auf die vielfachen an ihn gerichteten Anfragen, wohin er so eilig renne, antwortete er, daß er von dem Bürgermeister zu den fürstbischöflichen Räthen geschickt werde, um den Entscheid über das Schicksal der Gefangenen einzuholen.

Die Tumultuanten trieben ihn zur Eile an und kamen überein, die Rückkehr des Boten noch abzuwarten, bevor man zu eigenmächtigem Handeln schreite.

Münstermann kehrte bald wieder zurück. Er brachte die Nachricht mit, daß die fürstlichen Räthe erklärt hätten, es solle bei dem ersten Beschlusse sein Bewenden haben, demgemäß also die Gefangenen nach dem festen Schlosse Steuerwald abgeführt werden sollten.

Bei dieser Nachricht erhob die vieltausendköpfige Volksmenge ein lautes, wüstes Geschrei. Die Einen jauchzten, die Anderen schimpften oder fluchten, und es bedurfte der gegenseitigen Aufforderung nicht, den Marsch nach der Steingrube anzutreten.

Die Pöbelschaaren stürmten voran, in ruhigeren Schritten folgten die Bürger und Hakenschützen.

Auf dem großen, freien Platze vor der Stadt, der Steingrube, angelangt, wo die unglücklichen Gefangenen noch gefesselt und bewacht in ängstlicher Spannung ihres Schicksals harrten, traten die Bürger sofort zu einer Berathung zusammen. Dieselbe war selbstverständlich außerordentlich tumultuarisch.

„Ich verhoffe, daß wir nicht viel Mäuse mit den Malefizbuben machen werden!" rief der Führer der Hakenschützen.

„Den Amtsverwalter wollen wir etliche Spann höher machen und als Feldglocke an einen Baum hängen!" bemerkte ein Schieferdecker.

„Nein, weil er ein Todtschläger ist, muß er wieder todt geschlagen werden, denn Wurst wider Wurst!" meinte ein dicker Schlachtermeister.

„Wer Blut vergießt, deß Blut soll wieder vergossen werden!" secundirte ein Bader. „Wir wollen dem Wicht gründlich zur Ader lassen!"

„Freilich, wir wollen ihm seinen Kopf hinter die Hacken legen und ihn dann laufen lassen!"

Mit diesen Worten suchte der dicke Schlachtermeister den Witz des Baders noch zu überbieten.

Er selbst lachte über seinen eigenen Witz so sehr, daß er sich mit beiden Händen den wackelnden Bauch halten mußte. Auch seine Nachbarn stimmten mit in das Gelächter ein. Einer derselben — es war Hans Gabel — meinte darauf, es sei ihm für seine Person ganz gleichgiltig, ob der Verbrecher gehängt oder geköpft werde, wenn er nur überhaupt abgethan würde. Daß derselbe aber nicht lebendig von der Stelle komme, dafür wolle er allein schon Sorge tragen und wenn er ihn eigenhändig erwürgen solle.

Nachdem man in dieser Weise etwa eine Viertelstunde lang in Betreff der über den Hauptschuldigen zu verhängenden Strafe berathschlagt hatte, kam man endlich zu dem Entschlusse, ihn zu enthaupten.

Es wurden zu dem Zwecke die nöthigen Vorkehrungen getroffen.

Auf Veranlassung der Einflußreichsten und Hauptwortführer unter den versammelten Bürgern wurde zunächst die Leiche des erschlagenen Lohgerbermeisters Nord Kock unter Begleitung der singenden Chorschüler herbeigeholt. Sie lag in einem Sarge, welchen man in der Mitte des großen freien Platzes, wo viele Jahre vorher und auch besonders noch nachher Schuldige und Unschuldige unter den Keulenschlägen der Henker und in den Flammen der Scheiterhaufen vom Leben zum Tode gebracht wurden, inmitten der unabsehbaren Menschenmenge niedersetzte. Dann befreite man den Schloßverwalter Pauli von seinen Fesseln und führte denselben zu dem geöffneten Sarge.

„Kennst Du diesen Leichnam?"

Mit dieser Frage wandte sich der Gewandschneider Hans Gabel an den Uebelthäter.

Ein mit leiser und zitternder Stimme gesprochenes „Ja!" war die Antwort.

„Wer ist es?"

„Der Lohgerbermeister Kock."

„Ist Dir die Art und Weise seines Todes bekannt?"

„Ja."

„Erzähle sie den hier Versammelten mit lauter, vernehmlicher Stimme!"

Pauli theilte nun den unseren Lesern bereits bekannten Vorgang an der Innerste wahrheitsgetreu mit. Er fügte aber hinzu, daß es seine Absicht nicht gewesen sei, den Nord Kock zu tödten.

„Du bekennst also offen, ihn mit Deinem Stecken so übel tractirt zu haben, daß er seinen Wunden erlegen ist?"

„Ja, ich muß mich für den Urheber seines Todes halten."

„Dann mußt Du wieder erschlagen werden, Heinrich Pauli, denn es steht in der Schrift geschrieben: Wer Menschenblut vergießt, deß Blut soll wieder vergossen werden."

Darauf trat der Führer der Hakenschützen vor, zog ein Stäbchen aus seinem Wamms und zerbrach es mit den Worten: „Dein Urtheil ist gesprochen, der Stab ist zerbrochen, Heinrich Pauli, Du mußt sterben! Bei den Menschen ist keine Gnade mehr für Dich, nur bei Gott."

Pauli starrte ihn entsetzt und sprachlos an.

Dann nahm Gabel wieder das Wort:

„Ist es Dir gereut, ihn erschlagen zu haben?"

„Ich habe schon erklärt, daß es meine Absicht nicht war ihn zu tödten."

„Ich frage Dich, ob Du Deine Uebelthat bereuest?"

„Ja!"

„Wohl denn! weil Du ein offenes und reumüthiges Bekenntniß abgelegt hast, sollst Du auch der Wohlthat eines Beichtvaters theilhaftig werden, damit Du nicht in Deinen Sünden dahinfährst."

Der Schloßverwalter, welcher jetzt erst den furchtbaren Ernst seiner Situation kennen lernte, hob seine Hände empor und bat in herzzerreißenden Worten um Schonung seines Lebens.

„Wie gesagt, Heinrich Pauli, nicht mehr von uns, sondern von Gott allein noch hast Du Gnade zu hoffen," erwiderte Hans Gabel und kehrte ihm den Rücken zu. Dann winkte er einem Mitbürger, welcher den bereits in Begleitung der Leiche angekommenen Pastor Ursinus von der St. Georgenkirche an der Hand durch die Menge führte.

Dieser reichte dem Delinquenten die Hand, richtete einige tröstende Worte an ihn und sprach ihm die Beichtformel vor.

Als die Beichte beendigt war und der Geistliche ihm seinen Segen ertheilt und der Gnade Gottes empfohlen hatte, trat der Executor und Rathsbote Münstermann, welcher von den Führern dieser Volksjustiz als Scharfrichter gedungen war, mit dem vom Rathhause geholten und ihm von dem ängstlichen Bürgermeister mit Widerstreben eingehändigten Richtschwerte vor und forderte den unglücklichen Pauli auf, niederzuknieen.

Nachdem demselben dann die Hände auf's neue gefesselt und seine Augen verbunden waren, führte Münstermann einen so kräftigen Hieb nach seinem Nacken, daß der Kopf sofort in den Sand rollte.

Ein ungeheuerer Beifallssturm der wild aufgeregten Menge belohnte das Schauspiel, welches der improvisirte Scharfrichter Münstermann ihnen bereitete, der zum Schluß den blutigen Kopf vom Boden aufraffte und hoch emporhielt.

Der Leichnam wurde unmittelbar darauf an der Mauer des nahe gelegenen Katharinenkirchhofes verscharrt.

Die beiden minder gravirten Gefährten des Hingerichteten kamen mit der ausgestandenen Angst und dem Schrecken davon. Sie erhielten nur einige Stockschläge und wurden dann wieder in Freiheit gesetzt.

So endigte das Volksgericht, welchem Einhalt zu gebieten weder die fürstlichen Räthe noch die städtischen Rathsherren den Muth und die Kraft besaßen.

Daß indessen Jene zu diesem Acte der Gewaltthat nicht schweigen würden, läßt sich, in Betracht ihrer Stellung, ihrer Pflichten und besonders ihrer mißachteten Autorität, leicht vermuthen. Der Frevel, an dem eigenen Schwager des Kanzlers verübt, mußte diesen doppelt anspornen, die Schuldigen zur Rechenschaft und Strafe zu ziehen. Mit eigener Kraft einzuschreiten, war eine Unmöglichkeit, und somit blieb den Stellvertretern des damals abwesenden Landesherrn weiter nichts übrig, als die Reichsjustiz in Anspruch zu nehmen. Es wurde daher eine Klage wegen gebrochenen Landfriedens bei dem kaiserlichen Reichskammergerichte, welches damals noch in Speyer seinen Sitz hatte, eingereicht und von diesem ein Verfahren eingeleitet. Der Magistrat der Stadt Hildesheim kam den Verhältnissen nach dabei in die eigenthümliche Lage, das von ihm mißbilligte Verfahren der Bürgerschaft zu vertreten. Die Vertheidigungsgründe waren charakteristisch für jene Zeit, und eben

so schwach wie originell. Hauptsächlich wurde darin die christliche Vorbereitung Pauli's zu seinem Tode hervorgehoben. „Er wird es noch im Himmel dankbar anerkennen — so lauteten die Worte des hochweisen Rathes — daß er in einem so frommen und bekehrten Zustande aus dieser Welt geschieden ist, da er sonst vielleicht im Schlamme der Sünden gestorben und in jener Welt nicht zur Rechnung gekommen sein möchte."

Die Rathsherren, welche sich die Schwäche dieser ihrer Beweisführung doch wohl selbst nicht verhehlen konnten, sahen sich in die Nothwendigkeit versetzt, ihr Bestreben darauf zu richten, daß die Angelegenheit in Güte beigelegt werde. Dazu bot das persönliche Erscheinen des Landesherrn die beste Gelegenheit.

Der Fürstbischof Ernst, ein junger, liebenswürdiger Prinz, schon in seinem elften Jahre zum Bischofe von Freisingen und im zwanzigsten Lebensjahre zum Bischofe zu Hildesheim erwählt, besuchte im Herbste 1580 zum ersten Male dieses sein zweites Bisthum.

Begrüßt von der Einwohnerschaft Hildesheims, langte er daselbst am 30. October des genannten Jahres an, fuhr aber, ohne sich in der Stadt aufzuhalten, sofort weiter nach dem eine Viertelstunde davon entfernt gelegenen festen Schlosse Steuerwald, wo er seinen Sitz nahm.

Auf Ansuchen des Reichskammergerichtes wurde die Untersuchung gegen die bei der Hinrichtung Pauli's am meisten gravirten Personen sogleich in Angriff genommen und der Proceß gegen dieselben eingeleitet.

Der junge Fürst war über das rechtswidrige, eigenmächtige Verfahren der Bürgerschaft nicht minder wie über deren Nichtbeachtung der fürsträthlichen Verfügung äußerst aufgebracht und drohte, nicht allein über die Schuldigen, sondern auch über den Magistrat der Stadt eine exemplarische Strafe zu verhängen.

Die Rathsherren waren daher in keiner geringeren Angst als die Rädelsführer und Hauptschuldigen der Volksjustiz: Hans Gabel, Münstermann, der Führer der Hakenschützen, sowie noch einige andere Mitglieder der Bürgerschaft, welche alle nach den für Pauli und seine Genossen bestimmt gewesenen Gefängnissen des Schlosses Steuerwald abgeführt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Alte Sittenpolizei.

Von Ed. Ofenbrüggen.

Das Strafensystem früherer Zeit war bekanntlich buntfarbig, zeichnete sich aber durch Symmetrie und Parallelismus aus, indem die Strafe in sinnlicher Weise unmittelbar dem Delict angepaßt wurde. Nicht nur wurden dem Meineidigen die Finger abgehauen, welche er zum falschen Schwur erhoben hatte, sondern auch sonst wurde an dem Gliede, mit welchem gefrevelt war, die Strafe genommen oder in anderer Weise eine in die Augen springende Relation zwischen der strafbaren Handlung und der Strafe dargethan. Das ist nun alles anders geworden, und wie wenig wir geneigt sein können, jenes bunte Colorit des Strafensystems zurück zu wünschen, so wenig läßt sich verkennen, daß durch die an die Stelle gekommene Schablone der Individualisirung Abbruch gethan ist, da doch jedes Verbrechen wie jeder Verbrecher ein Individuum ist. So ist denn, wie auch sonst oft im Leben, mit dem Fortschritt ein Rückschritt verbunden.

Wie das frühere Strafensystem, so hatte auch die alte Sittenpolizei eine Mannichfaltigkeit und die Neigung zu plastischen Formen in den Mitteln, mit denen sie operirte, und da die Polizei der alten Zeit noch nicht allwissend und allmächtig war, so wurde die Sittenpolizei ergänzt durch eine Lynchjustiz, welche sich Respect zu verschaffen wußte. Eine Anregung zu solcher Ergänzung der Thätigkeit der Behörden im Staat und in der Gemeinde lag schon in der einst weit mehr als jetzt im Bewußtsein getragenen Verpflichtung der Bürger, der Obrigkeit überall beizustehen, wo Hilfe nöthig war. Leicht konnte von dieser rechtlichen Verpflichtung aus das Volk auch zu einem eigenmächtigen Einschreiten kommen, wo das gemeine Wohl gefährdet schien, und sich als Wohlfahrtspolizei constituiren. Berühmt ist in dieser Beziehung die Vehme des bayerischen Gebirges, das Haberfeldtreiben, aber die Schweiz hat Aehnliches aufzuweisen. Die Obrigkeit schreitet vielleicht nicht ein, weil sie sich an den Buchstaben des Gesetzes hält und der Buchstabe des Gesetzes einen Fall nicht erfaßt, oder sie will aus Parteilichkeit nicht einschreiten: da wird die Volksstimme laut und das Volk nimmt, selbst in polizeiwidriger Weise, die Ausübung einer strengen Sittenpolizei in die Hand.

Während unserer Polizei der Humor gänzlich abhanden gekommen ist, ließ die sittenrichterliche Obrigkeit in früherer Zeit oft dem bitteren Ernst den Humor als Schalk zur Seite gehen und wirkte dadurch recht volksthümlich, und nicht anders ist es mit dem Sittenrichteramt, welches aus eigenem Auftrag das Volk, besonders die männliche Jugend, übernahm. Beispiele aus verschiedenen Gegenden der Schweiz mögen dazu als Erläuterung dienen.

Wenn es zwar heißt, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden, so bringen doch nicht alle Ehen den Himmel auf Erden, und es ist oft eine ganz andere Musik als die Sphärenmusik, welche von Eheleuten in Recitativen und Duetten aufgeführt wird. Gegen solche Ungebühr sind die Behörden im Staat in früherer Zeit bisweilen in drastischer Weise eingeschritten, mit einem besonderen Eifer hat aber die Volksjustiz davon Notiz genommen und in energischer Weise disharmonisch gewordene Ehen wenigstens „verträglam" zu machen versucht. Die dazu gewählten Formen haben dieselbe pädagogische Tendenz.

David Heß berichtet in seinem Charakterbilde Salomon Landolts (1820) über salomonische Urtheilssprüche dieses originellen Mannes, während er zürcherischer Landvogt in Greifensee war (1781—87). Eines Tages kam ein Bauer aus Maur zum Landvogt und beklagte sich über die Unverträglichkeit seiner Frau, die immerfort mit ihm zanke, ihn mißhandele und in ihrer Wuth ihm sogar jüngst eine Schale siedenden Kaffee in die Brust gegossen habe, wovon die Spuren noch sichtbar seien. Landolt hörte ihm lange zu, ohne jedoch darüber vollkommen klar zu werden, wer von den beiden Eheleuten die meiste Schuld trage. Endlich sprach er: „Ich sehe wohl, daß Du ein geplagter Hiob bist und ich will Dir Recht schaffen. Künftigen Sonntag laß ich Dein Weib in die Drille sperren, und dann kannst Du den giftigen Satan vor der ganzen versammelten Gemeinde drillen, so lang es Dir gefällt." Der Bauer erschrack und betheuerte dem Landvogt, dazu könne er sich unmöglich verstehen; wenn auch böse, so sei sie doch seine Frau, und es stehe ihm nicht an, sie vor den Augen aller Welt der Schande Preis zu geben; er hätte eigentlich nur gewünscht, der Herr Landvogt möchte ihr einen kräftigen Zuspruch halten. Landolt ließ ihn abtreten und die Frau rufen. „Ich höre," begann er zu dieser, „Du lebest in einer schlimmen Ehe und bist oft in einem heftigen Wortwechsel mit Deinem Mann. Er muß wohl ein nichtsnutziger Kerl sein!" „Ja wohl ist er das," erwiderte das Weib, und fing nun an, mit geläufiger Zunge einen ganzen Strom bitterer Klagen über des Mannes Fehler zu ergießen. „Wenn dem also ist," sprach Landolt, „so werde ich Dir wohl Ruhe verschaffen müssen. Weißt Du was! Wir lassen den Schwerenöther am Sonntag in die Drille setzen und dann kannst Du ihn nach Herzenslust curanzen!" Jetzt funkelten die Augen der Xantippe, und freudig rief sie aus: „Ja, ja, Herr Landvogt! das will ich mit tausend Freuden thun; ich will ihn drillen, daß er an mich denken soll!" Jetzt wußte Landolt, wen er vor sich hatte, und er ließ die Zänkerin zwar

nicht drillen, aber doch für einige Tage bei Wasser und Brod einsperren.

Die in dieser Geschichte als Vorrichtung zu einer beschimpfenden Strafe bezeichnete Drille, in der Schweiz sonst gewöhnlich Trülle genannt, war bis zum Schluß des vorigen Jahrhunderts sehr in Gebrauch. Diese Trülle war ein durchsichtiger, auf einer Spindel beweglicher Käfig, in welchem man den Eingesperrten vor dem schaulustigen Publicum so lange herumdrehte, bis er ohnmächtig wurde oder vomirte. Wegen der Aehnlichkeit mit dem Käfig des Eichhörnchens sagte man auch Eichorntrülle. In Zürich behielt das an der jetzigen Bahnhofstraße gelegene Haus einer patricischen Familie wegen der früheren Nachbarschaft der Trülle noch lange diesen Namen. In Frankfurt a. M. war auch ein Trüllhaus für Felddiebe und dasselbe oder ähnlich war das Narrenhäuschen an anderen Orten, in Niedersachsen die „Dorenkiste."

Von dem Landvogt Landolt meldet auch sein Biograph, er habe zanksüchtige Nachbarn oder Eheleute zusammen einsperren und mit dem nämlichen Löffel so lange aus der gleichen Schüssel essen lassen, bis sie sich unter einander vertragen lernten. Diese Art der Friedstiftung war keine eigene Erfindung Landolts, paßte aber ganz zu seinem System, die Menschen zu behandeln. In Solothurn wurden 1639 auch zwei zänkische Weiber, die einander mißhandelt hatten, in einem Gefängniß zusammen eingesperrt und mußten aus derselben Schüssel mit demselben Löffel essen. Bleiben wir bei der Verwendung dieser Procedur für Eheleute, so läßt sich mit ziemlicher Sicherheit als frühere Praxis in Zürich Folgendes annehmen Wenn zwei Ehemenschen sich wollten scheiden lassen, so sollten, wie anderswo, Sühnversuche gemacht werden und namentlich die Eherichter waren durch das Gesetz angewiesen, die Scheidung „schwerlich und mit Noth zuzulassen." Ein letzter Sühnversuch war die Einsperrung der beiden Leute mit der Beschränkung auf dieselbe Schüssel und denselben Löffel. Der Löffel war aber sinnreich construirt, wie das in den Sammlungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich aufbewahrte Exemplar zeigt. Es ist dieser „Ehelöffel" ein aus Lindenholz geschnitzter Doppellöffel, dessen Schalen divergiren, so daß nur eine Schale zur Zeit gebraucht werden kann, indem, wenn die eine Höhlung nach oben, die andere nach unten gekehrt ist. Ein zierliches Kettchen, in der Mitte zwischen den beiden Schalen angebracht, ist zu kurz, als daß man annehmen könnte, es habe daran der Doppellöffel von der Zimmerdecke herabgehangen; das Kettchen diente zum Aufhängen des zum Gerichtsinventar gehörigen Instrumentes an der Wand. Den officiellen Charakter des Instruments verrathen die auf den Rückseiten der beiden Schalen angebrachten zürcherischen Wappenschilde, deren Form in das 16. Jahrhundert zurückweist. Für ein bedeutendes Alter des Löffels spricht auch die braune Farbe des Holzes.

Es liegt nicht fern, in der Construction dieses Ehelöffels Symbolik zu sehen. „Mann und Weib sind ein Leib," sagt das Sprichwort und der Doppellöffel, der doch nur einer ist, kann sehr wohl die Lebenseinheit der Ehegatten versinnlichen. An dem fraglichen Instrument findet sich auch noch ein kleines Löffelchen, das in der Stielverbindung zwischen den beiden Schalen angebracht ist. Ein scharfsinniger Betrachter hat vermuthet, es solle dieses Löffelchen die streitigen Eheleute an ihre Kinder, die ja auch eine Verbindung zwischen ihnen herstellen, erinnern.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

— Im Münchener Magistrate meinte neulich Dr. Zechmeister bei der Erörterung der Frage, ob amtliche Bierbeschauer anzustellen seien, die besten Bierbeschauer wären wohl die königlichen „Hartschiere". Deßhalb schickte der General Capitän der Hartschiere, General Hohenhausen, seinen Adjutanten mit dem Ersuchen an den Magistrat, es mögen solche Bemerkungen über das Leibgardecorps nicht mehr vorkommen.

— Eine seltsame und geheimnißvolle Begebenheit hat die Vorstadt St. Antoine in Paris in Aufruhr versetzt. In Nummer 13 der Sanct Nikolausstraße bewohnte ein Maurer eine bescheidene Wohnung. Vor etwa drei Monaten benachrichtigte der Miether die Hausmeisterin, daß er in seine Heimath verreise und erst nach einigen Wochen zurückkehren werde. Zur April-Ziniszeit ließ der Hauseigenthümer, der von dem Maurer keinerlei Nachricht erhalten hatte, dessen Wohnung öffnen. Ein Schlosser wurde gerufen, man erbrach die Thür. Hinter dieser fand sich zur allgemeinen Ueberraschung eine Scheidemauer aus Ziegeln. Andere Arbeiter wurden gerufen, und man riß diese Zwischenmauer nieder. Nun erst konnte man in das Zimmer vordringen, dessen Luft verpestet war, und fand man auf dem Estrich die schon in Fäulniß übergegangene Leiche des Maurers.

— In der Nähe von Aix (Departement der Rhonemündung) war dieser Tage ein Landwirth damit beschäftigt, einen alten Olivenbaum umzuhacken, als er auf einen harten Gegenstand stieß, der einen metallischen Klang gab. Er grub weiter nach und fand ein wohlverschlossenes festes Kistchen, das mit Goldstücken angefüllt war. Die Münzen tragen das Bildniß Ludwigs XIII. und stellen einen Werth von 80,000 Frcs. dar.

— Bei Perran Porth, der nördlichen Küste von Cornwallis, ist, einem englischen Blatte zufolge, ein blau angestrichenes, etwa drei Fuß langes Holzbret aufgefischt worden, auf welchem in großen Buchstaben die Worte eingeschnitten waren: „City of Boston ist am Sinken. 11. Februar." Augenscheinlich enthielt das Bret noch einen anderen Satz, aber schon nach dem ersten Buchstaben, einem M, ist dasselbe abgebrochen.

— Das schönere Geschlecht im Staate Texas hat, einem Briefe in dem „New-York-World" zufolge, eine Gewohnheit angenommen, welche gewiß nicht verfehlen wird, die Gluth ihrer Anbeter um ein Bedeutendes zu steigern. Ein Stückchen Holz, an einem Ende zerkaut, wird in die geräumige Familienschnupftabaksdose gesteckt und mit dieser Süßigkeit in einer Ecke des Mundes einquartiert. Schon mit dem zarten Alter von 10 Jahren fängt dieser Schnupftabakcultus an und er hört erst mit dem Leben auf. Wie aus dem erwähnten Briefe hervorgeht, ist diese neue Methode des Primens nicht allein dazu angethan, den Geschmack, sondern auch die ganze Körperconstitution zu veredeln — der Teint erhält eine interessante Schnupftabaksfarbe, die Rosenlippen werden mit einer lieblichen Kruste überzogen und das Innere des Mundes erhöht durch seinen Wohlgeruch die weibliche Grazie um ein Bedeutendes. Da die Vortheile einleuchten, ist es kein Wunder, daß die Damen von Texas aus diesem nachahmenswerthen Vergnügen kein Hehl machen und regelmäßig nach Tisch diesem veredelnden Cultus obliegen.

Anagramm.

Oft mit geflügelten Worten setzt man die Welt in Erstaunen;
Der, den mit e ich benenn', hat es zuweilen versucht.
Wenn es den Künsten gelänge, die er mit Eifer betreibt,
Würden die Feinde sich eilen, Deutschland für immer zu theilen.

Doch mit dem r, wie gepanzert, schirme dem Deutschen das Herz ich;
Spende dem kleinen Bär'nhäuter, eh' noch sein Dada-er lallt,
Liebliche kräftige Nahrung; Sende — voraus mit dem Arm' — Feinden entgegen mit Eile tödtlich verwundende Pfeile.

— △ —

Auflösung des Buchstabenräthsels in Nr. 47:
Greis — Reis — Eis.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stark

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 51. Dritter Jahrgang. 1870.

* Eine Volksjustiz.

Ein Culturgemälde aus der „guten alten Zeit".

Von Wilhelm Andreä.

(Fortsetzung.)

4.

Im Maimonat des folgenden Jahres 1581 war auf den Wiesenflächen, bei dem festen Schlosse Steuerwald, ein reges, lustiges Leben.

Die weiße Farbe der mit bunten Fähnlein geschmückten Zelte, welche dichtgedrängt in verschiedenen Reihen einen großen Theil des geräumigen Platzes einnahmen, bildete zu dem frischen Wiesengrün einen wohlthuenden, freundlichen Gegensatz.

Pauken und Trompetenschall, Gläsergeklirr und Gejauchze, harmonischer Gesang und unharmonisches Geschrei, untermischt mit einzelnen in ziemlich regelmäßig stattfindenden Zwischenpausen hörbaren Hakenbüchsen- und Scharpentinerschüssen — alles dieses deutete darauf hin, daß hier ein Volksfest gefeiert wurde.

Und so war es in der That.

Der jugendliche Fürstbischof Ernst, welcher selbst ein großer Nimrod und gewaltiger Jäger vor dem Herrn war, gab den Hildesheimer Bürgern ein Schützenfest.

Da ihm nämlich von den Patriciern der Stadt bereits vielfache Aufmerksamkeit und insbesondere Einladungen zu Theil geworden waren, so glaubte er sich seiner Verbindlichkeiten gegen dieselben auf diese Weise am besten entledigen zu können. Er verband aber auch noch eine zweite Absicht damit.

Während seines kurzen Aufenthaltes in seiner neuen Residenz hatte er sich nämlich bereits in eine bedeutende Schuldenlast gestürzt, und er hoffte, die ihn arg drängenden Gläubiger durch dies freigebige Geschenk eines Schützenfestes sich wiederum zu verpflichten und am besten von sich fernhalten zu können.

Es gelang ihm dies allerdings nur zeitweilig.

Ein ungeheurer Jubel erhob sich, und die Musik blies einen Tusch, als er in Begleitung der Väter der Stadt und einiger Herren vom Domcapitel in das „Junggesellenzelt" trat.

Der Tanz hörte sofort auf, und die Sitzenden erhoben sich und begrüßten die Eintretenden, namentlich ihren neuen Fürsten, auf das ehrerbietigste.

Nach einem flüchtigen Gruße, den der Letztere den Versammelten zunickte, schweiften seine Blicke über die Schaar der Tänzerinnen und blieben auf einer derselben haften. Es war dies die liebliche, rosige Tochter des Bürgermeisters Brandis. Er hatte ihre Bekanntschaft bereits in ihrem elterlichen Hause gemacht. Nach kurzem Zögern schritt er, freundlich grüßend, auf sie zu und forderte sie zum Tanze auf.

Verschämt, aber doch mit stolzer Freude verneigte sie sich vor ihm.

Alles trat sogleich ehrerbietig zur Seite und räumte dem tanzenden Paare den Platz.

Als der Tanz beendigt war und der Fürstbischof seine Tänzerin mit einigen verbindlichen Worten wieder zu ihrem Sitze zurückgeführt hatte, machte sich plötzlich unter den Zuschauern eine auffallende Bewegung bemerkbar.

Aus der Mitte der Menge drängten sich unverhofft einige junge Männer, die nächsten Anverwandten der in den Gefängnissen Steuerwalds schmachtenden Rädelsführer der Volksjustiz und sanken vor dem Landesherrn auf die Kniee.

„Gnade! Gnade für die Hildesheimer Bürger!" riefen sie.

„Bei den Martern Christi flehen wir Euere Bischöflichen Gnaden an, uns die Gefangenen wieder frei zu geben!"

Der Fürst war im höchsten Grade überrascht. In seiner fröhlichen Stimmung schien er keineswegs abgeneigt, den Wünschen der Bittsteller zu willfahren, aber das plötzliche Einschreiten der Herren vom Domcapitel drängte seine edleren Gefühle und seine Neigung, Gnade für Recht ergehen zu lassen, wieder zurück.

„Nein, nein, Bischöfliche Gnaden, das darf nun und nimmer geschehen!" sagte einer dieser Herren, ein kleiner, feister Mann mit einem kugelrunden Fettgesichte. „Der Kaiser würde uns einen gar übelen Daus dazwischen werfen, wollten Euere Gnaden die Uebelthäter wieder in Freiheit setzen; sie haben gegen göttliches und menschliches Recht gesündigt und dürfen die festen Mauern des Steuerwaldes nur wieder verlassen, um als Klöppel in der Feldglocke aufgehängt zu werden, denn sie haben den Galgen reichlich verdient."

„Es ist meine Absicht auch noch nicht gewesen, die Malefikanten wieder frei zu geben," erwiderte der Fürst, und sich dann an die Bittsteller wendend, fuhr er fort: „Nein, nein, Ihr guten Leute, ich kann und darf dieselben nicht frei lassen: Ihr hört es ja selbst, wie die ehrwürdigen Herren vom Domcapitel darüber urtheilen."

„Ja, das Domcapitel! — das Domcapitel! —" schallte das dumpfe Gemurmel der Menge durch den Saal.

„Ich habe selbst die ganze Angelegenheit fleißig erwogen," nahm der Fürstbischof wieder das Wort, „und ich bin zu der Einsicht gekommen, daß ich es weder vor Gott, noch vor dem Kaiser und meinem Gewissen verantworten könnte, wenn ich Euere Bitte erfüllen wollte. Die Gerechtigkeit muß ihren Lauf haben; lasset mich also in dieser Sache ferner ungeschoren und fahret fort, Euch durch Spiel und Tanz Kurzweil zu bereiten."

Nach diesen Worten wandte er den noch immer vor ihm knieenden Personen den Rücken, verabschiedete sich von den Rathsherren und verließ mit den anderen Geistlichen das Zelt, um zu seinem Schlosse zurückzukehren.

Die Bürger theilten sich in verschiedene Gruppen und erörterten den Vorfall nach allen Seiten hin.

Auch die Väter der Stadt, an ihrer Spitze der Bürgermeister der Altstadt, Brandis, steckten die Köpfe zusammen und ließen sich nach einer kleinen Weile an einem nahe stehenden Tische nieder.

Bei einigen Flaschen vortrefflichen Einbecker Bieres, welche sie sich auftragen ließen, wurde die Debatte über diesen für den Rath und die Bürgerschaft gleich wichtigen Gegenstand immer lebhafter und lauter.

„Seine fürstlichen Gnaden würden der bekümmerten Sippe

unserer gefangenen Mitbürger sonder Zweifel zu Willen gewesen sein und uns selbst dadurch einen Stein von dem Herzen gewälzt haben, wenn die Herren vom Domcapitel ihre Karten nicht mit eingeworfen hätten," meinte der Bürgermeister.

„So ist es," erwiderte der erste Syndikus, mehrmals mit dem Kopfe nickend. „Sie sind seine bösen Dämonen, wenigstens in dieser Sache, denn sie haben ihn derart umgarnt, daß es mir bis auf diesen Tag noch nicht möglich gewesen ist, ihn sub rosa, unter vier Augen zu sprechen. Wenigstens einer von den Domherren ist fortwährend bei ihm."

Der Bürgermeister blickte tief aufseufzend unter die Decke, dann sagte er: „Es thut mir leid um die armen Schelme, denn zu retten sind sie nicht mehr. Ich habe freilich schon das Glück gehabt, Seine bischöflichen Gnaden in dieser Angelegenheit allein zu sprechen, jedoch auch nur ein einziges Mal, als Hochdieselben nämlich meinem Hause die Ehre ihres Besuches widerfahren ließen; aber Hochdieselben meinten, sie dürften ohne die Zustimmung des von der Bürgerschaft so schwer beleidigten Domcapitels die Gefangenen nicht begnadigen."

„Sollte es denn gar kein Mittel geben, unsere unglücklichen Mitbürger aus ihrer peinlichen Gefangenschaft zu befreien?" fragte der Syndikus mit etwas leiserer Stimme.

„Die Mauern des Schlosses Steuerwald spotten aller unserer Kraft und List," meinte kopfschüttelnd ein neben ihm sitzender Herr mit einer langen Spitznase und einem noch längeren Spitzbarte — es war der zweite Syndikus — „aber," fuhr er fort, „ich halte dafür, wir begeben uns noch einmal in corpore zu unserem Landesherrn und erflehen die Begnadigung der Gefangenen. Es müßte dies aber stehenden Fußes geschehen, denn Seine bischöflichen Gnaden sind jetzt in einer fröhlichen Stimmung. Sollten aber die Domherren wiederum dazwischen reden wollen, so wollen auch wir kein Mehl im Munde tragen, sondern frei mit der Sprache herausfahren und es ihnen auf den Kopf sagen, daß sie selbst durch ihre Hartnäckigkeit die größte Schuld an der Hinrichtung des Heinrich Pauli haben. — Wie gefällt Euch mein Vorschlag?"

„Er ist gut," sagte der Bürgermeister, „denn nützt unser Gang nichts, so schadet er auch nichts. Wir wollen aber wenigstens nichts unterlassen, was unsere Mitbürger retten könnte, damit wir unser Gewissen salviren."

Die Herren leerten darauf ihre Flaschen und Gläser und traten den Weg zum Schlosse an.

(Schluß folgt.)

Alte Sittenpolizei.

(Fortsetzung.)

Sowie das Thema des Unfriedens in der Ehe in verschiedenen Variationen abgespielt wird, so hat auch die Volksmoral für die Mißbilligung starker Excesse unter Eheleuten und speciell des Davonlaufens eines Ehegatten von dem anderen, verschiedene Formen gefunden, welche in der Deutlichkeit und Eindringlichkeit mit einander übereinstimmen. Im Domleschg bestand früher eine Gesellschaft der ledigen Mannspersonen, die Knabenschaft, welche in manchen Fällen ein sittenrichterliches Amt sich herausnahm, namentlich wenn Eheleute zum öffentlichen Aergerniß sich gezankt oder geschlagen hatten. Dann versammelte sich die Gesellschaft an einem Abend vor dem Hause jener Leute und führte einen entsetzlichen Lärm aus. Genau berichtet über einen derartigen Act im Ober-Toggenburg der vormalige Pfarrer Franz in seinem Büchlein „Zwingli's Geburtsort" (1819). Er meldet, seit undenklichen Zeiten herrsche in diesem Thal die Gewohnheit, ein Ehepaar, das sich mit Hilfe des Pfarrers und der Kirchenvorsteher wieder vereinige, zusammen zu schellen. Damit verhält es sich so. Junge Männer des Thals, in großer Zahl, behängen sich mit Kuhschellen und anderen tönenden Geschirren, schleichen sich aber vorerst ganz geräuschlos an einem Abend vor das Haus der Zusammengewiesenen und lassen dann auf ein gegebenes Zeichen ihre Instrumente ertönen, wobei sie mit wilder Lust aufspringen und trampeln, um ein allegro con fuoco zu Stande zu bringen. Nicht selten ergreift das neuvereinte Paar beim Anrücken der Menge die Flucht und sucht in einer benachbarten Wohnung oder im Walde sich zu verbergen, was aber schwerlich gelingt; sobald die jungen Burschen davon Wind bekommen, zerstreuen sie sich, um sich der flüchtigen Hauptpersonen für die Feierlichkeit zu versichern. Die Nachbarhäuser, der nahe Wald, nichts bleibt ununtersucht und Niemand begiebt sich heim, bis die Flüchtlinge eingebracht und in ihre Wohnstube zurückgeführt sind. Jetzt giebt der Anführer das Zeichen zum Anfang der Aufführung; ein fürchterlicher Lärm, davon die Alpen wiederhallen, ertönt, bis das Zeichen zum Stillschweigen folgt. Die Musik schweigt und eine überraschende Ordnung tritt ein. Ein Redner, angethan mit einem weißen Gewande, wozu meistens nur ein Hemd gewählt wird, und vorzugsweise mit einer Menge Rollen umwunden, tritt hervor, während die Genossen einen Halbkreis um ihn bilden, und wendet sich an die an das Fenster genöthigten Eheleute, um ihnen zu ihrer Wiedervereinigung Glück und eine gesegnete Fortdauer zu wünschen. Er schärft ihnen ihre häuslichen Pflichten ein, ermahnt sie in kräftigster Weise zur Eintracht, malt ihnen, so gut er es kann, eines Theils das häusliche Glück vor, anderen Theils das Unglück, wenn nicht Friede und Liebe im Hause herrschen, und befiehlt ihnen zum Zeichen der Versöhnung, sich im Angesicht der Menge die Hände zu reichen. Kaum hat der Redner seinen Vortrag beendigt, so tritt ein Pseudo-Meßmer, in der Figur eines Possenreißers hervor, um in seiner Rhetorik Alles, was der Ehrenprediger ausgesprochen, zu bestätigen. Damit ist der Actus beendigt und Alle begeben sich ruhig nach Hause.

Man hat Beispiele, daß Ehepaare den jungen Burschen der Gemeinde eine beträchtliche Summe versprachen, wenn man sie mit einer solchen Nachtmusik verschonen würde, aber immer blieben diese Anerbietungen fruchtlos, denn das junge Volk läßt sich seine Freuden nicht mit Geld abkaufen und hält auf althergebrachte Sitten. Wenn dennoch die Sache in Abnahme gekommen ist, so kann man dies wohl weniger der im Ober-Toggenburg nicht eben allmächtigen Polizei zuschreiben, als vielmehr den Bemühungen der Ortspfarrer, welche davon abmahnten, weil streitige Eheleute aus Furcht vor einem solchen nächtlichen Besuch abgehalten würden, sich wieder zu vereinigen.

Wie in jenem Fall die scharfe Kritik der Jungen die Trennung einer Ehe erfaßt hat, so mißbilligt sie andererseits auch die Eingehung gewisser Ehen. Leonhardi erzählt, daß es im Puschlav, wenn Wittwer oder Wittwen sich wieder verheirathen, Gebrauch sei, am Abend des Hochzeittages vor ihren Wohnungen mit Viehschellen und anderen tönenden Dingen einen rechten Höllenlärm zu machen. Die Sitte ist früher ohne Zweifel weit verbreitet gewesen, denn das bekannte Charivari wird von Lexikographen erklärt als: unharmonische Musik, welche einer zur zweiten Ehe schreitenden Person gebracht wird. Diese Form der Kritik ist ein Nachklang der Mißbilligung solcher Ehen durch die Kirche, welche auch wohl dem sich wieder Verheirathenden eine Buße auflegte, und im bündnerischen Münsterthal ist es noch Sitte, daß bei Eingehung einer solchen Ehe der Jugend des Thals, je nach dem Vermögen der Hochzeiter, ein Quantum Wein, der Hochzeitwein, gespendet werden muß.

In ausdrucksvoller Weise hat die volksthümliche Sittencensur sich gegen die Ausschweifung in geschlechtlicher Beziehung und schon gegen die Neigung und Anreizung dazu gewendet. Im Toggenburg ging man im 17. Jahrhundert so weit, bei hoher Buße den „Alpstubeten" zu verbieten und denen, die mit der Geige oder Maultrommel dabei aufspielen würden, unnach-

sichtliche Bestrafung mit der „Trülle" anzudrohen. Daselbst wurden auch, ähnlich wie in anderen Ländern, Personen, welche sich vor der Hochzeit mit einander vergangen hatten, am Tage der ehelichen Einsegnung auf eine beschämende Weise gestraft, indem die Braut mit einem Strohkranz, der Bräutigam mit einer strohernen Hulschleife und Hosenbande zur Kirche ziehen mußte. Sie wurden auch gar noch in die Trülle gesetzt.

Sehr streng war man in Zug, wie ich aus der schriftlichen Aufzeichnung eines dortigen Antiquars entnehme. Er meldet: „Es ist noch nicht lange her, daß, wer in Aegeri zu wiederholten Malen wider das sechste Gebot gefehlt hatte, vom Gemeinderath auf folgende Art bestraft wurde. Der oder die Fehlbare mußte an einem Sonntag vor dem vormittägigen Gottesdienst mit einem Strohkranz auf dem Haupte in einer Hand eine Ruthe und in der anderen eine brennende Kerze halten und so öffentlich in der Mitte des Dorfes ungefähr eine halbe Stunde ausgestellt bleiben. Dann wurde er oder sie in die vordersten Stühle der Kirche geführt, wo oft der Pfarrer eine kräftige Strafpredigt auf solche Personen hielt. Man sagte dann: „„sie hend müssen in der Kirchen züßlen."" In früherer Zeit hat das Weibsbild sogar eine schwarze Kleidung mit Hörnern tragen müssen. Es wurde im Dorfe umhergeführt und in einem Brunnentrog von Wasser getauft. Daneben wurde auch wohl Horn, altes Schuhwerk verbrannt, was einen übelen Geruch verursachte. Die Reichen konnten, wie an anderen Orten, solche Bestrafung mit Geld ablaufen."

In diesem Bericht sind einige Punkte, welche einer weit verbreiteten Sitte angehören, einiges ist auffallend.

Die Brunnentaufe hat ohne Zweifel die Bedeutung, daß sie Liebesgluth abkühlen sollte. So ist es auch in verschiedenen Gegenden der Schweiz üblich gewesen und wohl auch jetzt noch, daß die jungen Bursche eines Dorfes, wenn sie an einem Abend einen Wilderer aus einem anderen Dorfe in ihrem Jagdbezirk auf dem Kiltgange treffen, ihn erfassen und in den Brunnen werfen. — Die Ruthe ist das Symbol der verwirklichten körperlichen Züchtigung; im Mittelalter konnte Jeder die Ruthe nehmen und den Ausgestellten damit schlagen. Daran denkt zwar jetzt Niemand mehr, aber die symbolische Zugabe zu der Ausstellung an oder auf dem Lasterstein (Pranger) gehört noch der neuesten Zeit in der inneren Schweiz an. — Die brennende Kerze bei der Ausstellung im Freien ist auffallend, und ich glaube, der Berichterstatter habe sich darin geirrt. Die brennende Kerze gehört in die Kirche und möglicher Weise zur Kirchenbuße. Im Toggenburg wurde der Ehebruch im 17. Jahrhundert mit Pranger und Staupenschlag oder damit gestraft, daß die fehlbare Person, während des Gottesdienstes in der Kirche zur Schau gestellt, eine Ruthe und eine brennende Kerze in den Händen halten mußte und Stalder hat dies auch als Sitte von Zug angeführt. In der angeführten Formel von Aegeri heißt es auch „in der Kirche züßlen." Stalder erklärt zeuseln (züseln): mit Licht, Feuer oder anderen brennbaren Materialien tändeln, unbehutsam damit umgehen.

Im Ober-Toggenburg übten die jungen Leute noch in diesem Jahrhundert gegen lüderliche Leute beider Geschlechter eine Sittenpolizei aus, die an Kraft und Derbheit bis zum Aeußersten ging. Der schon genannte Pfarrer Franz bezeichnet die jungen Bursche als Nachtbuben, welcher Name sonst in der Schweiz nicht auf einen geradezu unsittlichen Wandel, sondern auf tolle Streich hinweist. Aus der breiten Darstellung des Pfarrers nehme ich das Wesentliche heraus.

Wenn ein Haus wegen Einkehr lüderlicher Menschen und als Ort der Verführung zum Spielen und Trinken in übelen Ruf gekommen war, so verbanden sich junge Bursche, um in ihrer Weise Ordnung und Sittsamkeit herzustellen. In den Bund wurden blos Jünglinge von gutem Wandel aufgenommen. Man hielt einen Kriegsrath und bestimmte die Nacht zum Sturm auf das berüchtigte Haus. Aus ihrer Mitte wählten sie sich einen Anführer, dem Jeder zu gehorchen hatte. Zur bestimmten Stunde fanden sie sich an einem verabredeten Ort, gewöhnlich auf freiem Felde, ein und zwar vermummt und mit einem guten Stock versehen. Wenn die kleine Truppe sich versammelt hatte, so ertheilte der Anführer die nöthigen Befehle und überreichte einem der Burschen eine mitgebrachte Birkenruthe und damit die Ehre, der Zuchtmeister der Dirnen zu sein. Nach dieser Vorbereitung zogen sie in aller Stille zu der einzunehmenden Festung und besetzten, bevor es zur Action kam, jeden Paß, um den Personen, deren sie habhaft werden wollten, die Flucht abzuschneiden. Dann trat der Befehlshaber vor und nachdem er mit einem kräftigen Stockschlag an die Fensterladen sich und seine Truppe angekündigt hatte, forderte er den Hausbesitzer auf, die im Hause befindlichen Dirnen und verdächtigen Mannspersonen herauszugeben. Geschah dies gutwillig, was aber selten der Fall war, so trat die Execution mit Ruthe und Stock ein. Im anderen Fall wurde das Haus mit furchtbarem Geschrei gestürmt und wenn die Insassen stark genug waren, um Widerstand zu leisten, so kam es zu einem wilden Handgemenge und einer gräulichen Verwüstung im Inneren des Hauses. In der Regel mußten die so Ueberfallenen sich ergeben und erfolgte die Execution, bei welcher der Hausbesitzer, weil er sein Haus zu einer lüderlichen Herberge gemacht, oft dadurch ausgezeichnet wurde, daß man ihm das Gesicht zerkratzte. Mit einer kräftigen Strafpredigt und sehr verständigen Mahnung für die Zukunft schloß der Anführer dieses Nachtstück.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— In Köln ist man dieser Tage beim Ausschachten eines Kellers (in der Frankstraße) in einer Tiefe von 6—7 Fuß auf einen römischen Mosaikboden gestoßen. Die Dessins dieses Bodens sind sehr zierlich. Die Unterlage ist so morsch und mürbe, daß es wohl schwerlich gelingen wird, den Fund in seiner Integrität zu heben; man wird sich wohl mit der genauen Constatirung des Fundortes und der sorgfältigen Abzeichnung der Details des Bodens begnügen müssen. Die Villa, zu der dieser Boden gehört hat, lag einige hundert Schritte vor der alten römischen Westmauer. Unmittelbar unter dem Mosaikboden fand sich eine nicht unbedeutende Menge von Knochen, ein Beweis, daß man es dort mit einer Stelle zu thun hat, die zuerst wahrscheinlich als Begrabnißplatz gedient hat, später zur Anlage einer Villa benutzt wurde. Auf demselben Terrain haben sich auch verschiedene andere Reste römischer Cultur gefunden, die die von den Arbeitern gleich an einen Freund von Antiquitäten und Kunstgegenständen veräußert worden sind.

— Durch Dr. Labordette, einen französischen Arzt, sind Untersuchungen über Erscheinungen angestellt worden, welche man bisher bei Ertrunkenen als Symptome des eingetretenen Todes angesehen hat. Diese bestehen namentlich in dem krankhaften Zusammenpressen der Kinnladen und der Finger. Dr. Labordette hat gefunden, daß dieses Verhalten, weit davon entfernt, wie bisher angenommen, ein unzweifelhaftes Anzeichen erfolgten Todes zu sein, im Gegentheil ein Merkmal noch bestehender Lebensfähigkeit ist. Die Rettungsboot-Gesellschaft in London hat in Folge dieser Entdeckung die Verhaltungsmaßregeln für ihre Beamten entsprechend geändert.

— Bisher hat man stets auf die beschwerlichste Weise Nachrichten von der hohen See an das Land zu expediren gesucht. Die Briefe wurden einfach in eine Flasche gesteckt und dann dem Spiele der Wellen überlassen. Die meisten dieser Nachrichten gingen natürlich nebst ihren Behältern verloren. Auf der letzten maritimen Ausstellung in Havre machte ein sehr sinnreich construirter Seebriefkasten zum ersten Male Aufsehen. Er besteht aus einer Holzkugel und hat oben eine luft- und wasserdicht verschließbare Oeffnung zur Aufnahme von Briefen. Auf dem Deckel steht eine Blechstange und ein Galgen mit einem Glöckchen. Unterhalb des Deckels sind dreieckige Glasspiegel eingelassen. Bei Sonnenschein glitzert also der Briefkasten

weithin, und nebenbei sucht er noch durch Flagge und Glocke die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Damit er immer in der richtigen Lage bleibt, ist er unten mit einem Gewicht beschwert. Dieser Briefkasten zerschellt nie und bleibt durch sein Aeußeres vor dem Schicksal bewahrt, spur- und theilnahmlos in das Unendliche fortzutreiben. Es wäre wünschenswerth, wenn diese Holzkugel noch die Bezeichnung „Briefkasten" in verschiedenen Sprachen erhielte, damit man über den Inhalt desselben, wofern er an unbekannten Gestaden an's Land geworfen würde, nicht im Zweifel sei.

— Im Londoner „Athenäum" vom 9. Mai theilt J. A. Grant, der Reisegefährte des Nilquellen-Entdeckers Speke, nach Briefen von Livingstone von älterem Datum, Nachrichten über einen merkwürdigen, von Letzterem in Rua, einem der nördlichsten Punkte von Centralafrika, wohin er gelangt war, entdeckten unterirdischen Weg (Tunel) mit, der nicht weniger als dreißig englische Meilen lang und in welchem Häuser sich befinden, die den dortigen Schwarzen als Wohnungen dienen. Ein fließendes Bächlein durchläuft den ganzen Tunel, von dem die Eingeborenen sagen, daß er von einer Gottheit gebaut worden; auch sollen sich in demselben auf einzelnen Steinen Thierbilder oder Hieroglyphen befinden. Herr Grant fügt hinzu, daß er eine ähnliche Nachricht über das Vorhandensein eines solchen langen unterirdischen Weges auf einer Hochebene zwischen Lobemba und Marungu, nahe dem See Tanganyika, von einem vielgereisten, zuverlässigen Eingeborenen, Namens Manua, erhalten, der von jenem Tunel gesagt, daß er unterhalb des Flusses Kaoma sich befinde und den Einwohnern als Flußpassage diene.

— Aus San Francisco, 18. März, schreibt man der „A. Z.": In der letzten Zeit wurden mancherlei Schritte vom schönen Geschlechte gethan, um die „dreitausendjährige Herrschaft der Männer" abzuschütteln. In fast allen größeren Städten der Union haben sich Gesellschaften gebildet — meistens durch alte Jungfern und Wittwen vertreten — welche darauf hinarbeiten, das Stimmrecht zu erlangen. Bei unserer hiesigen Legislatur hat sich auch eine Commission dieser Damen mit einer betreffenden Petition eingestellt; trotz der schönen Reden, welche bei dieser Gelegenheit gehalten wurden, fand dieselbe aber bei unseren Gesetzgebern kein Gehör, weil das nöthige Aequivalent fehlte, auch in dem nicht jugendlichen Aussehen der Bittstellerinnen. Zwar könnten an den Ufern des stillen Oceans dieselben Motive geltend gemacht werden, welche im Territorium Wyoming den Weibern endlich zu ihren vermeintlichen Rechten verhalfen; allein hier sind die Verhältnisse schon weit geregelter, während dort der achtbare Theil der Bevölkerung durch stärkere Einwanderung des weiblichen Geschlechtes ein veredelndes Element herbeizuziehen hoffte, um den in Wyoming überhandnehmenden Räubern und Gurgelabschneidern die Spitze zu bieten. Um dieses Ergebniß zu erlangen, hat man dort schon den Anfang gemacht, Frauen und Mädchen in die große und kleine Jury zu wählen. Jedoch die Probe eines Monates reichte hin, um unter den Bewohnern jenes Territoriums Eifersüchteleien zu erregen, denn als bei der ersten Geschworenensitzung sechs Frauen und sechs Männer für eine Nacht zusammen eingesperrt wurden, um ihr „Schuldig" oder „Nichtschuldig" abzugeben, versuchten die Ehemänner jener Damen mit Gewalt ins Juryzimmer zu dringen. Jedenfalls sind diese Agitationen des schönen Geschlechtes weniger anstößig als die überhandnehmende Manie, sich in der Tracht, im Rauchen und ähnlichen Aeußerlichkeiten zu emancipiren. In den Straßen von Florence (New-Jersey) erschienen kürzlich auf den Straßen die sämmtlichen Zöglinge eines „weiblichen Collegiums" in Männerkleidern, nur unter Beibehaltung des „Bonnet" oder Matrosenhütchens, und die Frauen, welche zu den „Female Suffrage Unions" gehören, streben danach, der menschlichen Gesellschaft in ihrer Person einen veredelten Mann zu präsentiren; sie scheinen darüber hinaus zu sein, daß es etwas Höheres giebt: die Grazie und den Leibreiz einer schönen Frauengestalt.

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

Allgemeines Commersbuch für die deutsche Feuerwehr, bearbeitet und herausgegeben von Franz Gilardone. Speyer. Im Selbstverlage des Herausgebers. 1870.

—λ. Feuerwehr und Liederbuch? Feuersbrunst und Sängerlust? So haben wir uns gefragt, als uns obiges Büchlein zu Händen gekommen. Und doch haben wir nachträglich den Gedanken der Herausgabe einer solchen Liedersammlung sehr zweckentsprechend gefunden. Wenn das Institut der Feuerwehrmannschaften ein durchaus nothwendiges ist, wenn dessen größtmöglichste Verbreitung über Stadt und Land in hohem Grade wünschenswerth erscheint, dann muß jedes Unternehmen willkommen geheißen werden, welches den Zweck hat, den Feuerwehrverbindungen zu dienen, ihre Verbreitung zu fördern, den Geist der Verbrüderung zu kräftigen. Das aber ist gerade der Zweck, welchen der Herausgeber obiger Liedersammlung im Auge gehabt hat. Er will seinen Kameraden mit dieser Sammlung ein Buch in die Hände geben, in welchem ihnen die Mühen und Gefahren ihres Berufes in poetischer Form vor die Augen gestellt werden, in welchem der edle Zweck desselben in einem idealen Lichte erscheint.

Die Sammlung umfaßt in bequemem Taschenformat auf 220 Seiten 246 verschiedene Lieder. Da der Gedanke eines eigenen Feuerwehrliederbuches durchaus originell ist, so ist die erreichte hohe Anzahl der Lieder sehr zu verwundern. Unter den Verfassern der in der Sammlung vertretenen Lieder treffen wir auf Namen aus allen Gegenden Deutschlands. Die hervorragendsten Dichter der Gegenwart haben ihre Beiträge geliefert. Besonders sind auch unsere pfälzischen Sänger fast ohne Ausnahme in dem Buche vertreten, ein Umstand, welcher für dessen Verbreitung in der Pfalz sicher von Nutzen ist. Den eigentlichen Feuerwehrliedern, welche in den mannichfaltigsten Variationen des Feuerwehrmannes Lust und Leid besingen, ist ein Anhang von Vaterlandsliedern, von Turngesängen und von Volksliedern angefügt. Die Auswahl der Vaterlandslieder ist eine sehr geschickte zu nennen, indem nur alte und gediegene Waare zur Verwerthung gelangt ist. Daß die ganze Sammlung neben ihrem Hauptzweck noch nebenbei darauf angelegt ist, die Liebe zum Vaterlande zu wecken, Muth und Begeisterung für die nationale Größe des deutschen Volkes in die Herzen zu pflanzen, wird ihr gewiß vielfach zur Empfehlung gereichen. Als Volkslieder sind nur solche zur Auswahl gelangt, welche sich neben der größten Verbreitung auch die allgemeinste Zustimmung erworben haben. Daß in einer solchen Sammlung auch das humoristische Element nicht vergessen ist, versteht sich von selbst. Wenn auch die Zahl dieser Lieder nur eine beschränkte ist, so sind dagegen diese wenigen voll des köstlichsten Humors und dieselben werden, wo sie auch gelesen oder gesungen werden, die heiterste Stimmung erzeugen. Fast allen Liedern sind eigene Melodieen beigegeben. Die beigedruckten vierstimmigen Originalcompositionen tragen die Namen unserer ersten Meister, eines Richard Wagner, G. Vierling, H. W. Schletterer, B. Lachner u. a. an d.r Stirne. Die nicht ausgedruckten, sondern nur angedeuteten Melodieen sind entweder Volks- oder doch sonst bekannte Melodieen. Es werden deshalb diese Lieder allerorts ohne jede Schwierigkeit gesungen werden können. Da auch die Ausstattung des Buches im Inneren und Aeußeren nichts zu wünschen übrig läßt, da sein Preis sehr niedrig gestellt ist, so zweifeln wir nicht, daß es allenthalben willige Aufnahme finden, daß es besonders von den Feuerwehrmännern als eine willkommene Gabe „eines alten Kameraden" begrüßt werden wird.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gerhard Glatz.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 32. Dritter Jahrgang. 1870.

* Eine Volksjustiz.

Ein Culturgemälde aus der „guten alten Zeit".

Von Wilhelm Andreä.

(Schluß.)

Der Fürstbischof empfing die Deputation auf das freundlichste, hörte auch ihren Vortrag und ihre Bitte gnädig an, doch gab er auch ihnen, im Hinblick auf die anwesenden Domherren, eine ablehnende Antwort. Zwar mischten sich diese ausnahmsweise nicht mit in das Gespräch, aber ihre Blicke sagten mehr als Worte.

„So gern ich auch dem Wunsche des hochedelen Magistrats ein Genüge thäte," erwiderte der Fürst, „so kann und darf ich als Landesfürst jenes Verbrechen doch nicht ungestraft lassen. Von mir soll man, wenn ich Hildesheim nach längerer oder kürzerer Frist wieder verlassen werde, nicht sagen, daß ich den Uebelthätern durch die Finger gesehen hätte."

„Euere Bischöfliche Gnaden werden uns doch nicht wieder verlassen wollen?" fragte der Bürgermeister.

„Ja, meine Herren," lautete des Landesherrn Antwort, indem er einen auf dem Tische liegenden geöffneten Brief ergriff und denselben emporhielt; „kaum war ich kurz zuvor in meinem Schlosse wieder angelangt, als mir ein reitender Bote aus Lüttich dieses Schreiben überbrachte, in welchem das Domcapitel daselbst mir anzeigt, daß die dortige Bischofswahl auf mich gefallen ist."

Auf den Gesichtern der Rathsherren malte sich das größte Erstaunen.

„Und Euere Bischöflichen Gnaden beabsichtigen auch in Lüttich ihren Wohnsitz zu nehmen?"

„So über alle Maßen vortrefflich es mir in Hildesheim auch gefällt," meinte der Fürst, „und so angenehm alle meine Unterthanen, und vorab der Rath, mir den Aufenthalt auch zu machen bemüht sind, kann es mir doch kein Mensch verargen, wenn ich unter Freisingen, Hildesheim und Lüttich mir die letztgenannte Stadt zu meiner Residenz erwähle."

Nachdem die Väter der Stadt hierauf den Fürsten beglückwünscht, zugleich aber auch ihr Bedauern ausgesprochen hatten, ihn verlieren zu müssen, erhoben sie sich wieder von ihren zuvor angewiesenen Sitzen, um den Rückweg zu den Zelten anzutreten. Ihre nochmals wiederholte Bitte, seinem obgleich kurzen, doch segensreichen Wirken in dem Bisthum Hildesheim durch die Begnadigung der Gefangenen die Krone aufzusetzen, wurde indeß wiederum abschläglich beschieden.

Kaum waren sie unter den Zelten wieder angekommen, so theilten sie die wichtige Neuigkeit ihren nächsten Bekannten und Befreundeten unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit mit, aber nach Verlauf einer Stunde wußten sämmtliche auf der Wiese Anwesenden, daß der Fürstbischof Ernst von dem Domcapitel zu Lüttich gewählt und er in nächster Zeit dorthin überzusiedeln gedenke.

Diese Nachricht brachte eine große Sensation hervor, den größten Eindruck jedoch machte dieselbe auf die vielen Gläubiger des hohen Herrn, unter denen besonders die Kaufmannschaft stark vertreten war. Ihre Geduld hatte von diesem Augenblicke an ihr Ende erreicht. Zwar versuchte der Bischof sie mit Vertröstungen auf seine demnächstige bessere Einnahme abzuspeisen, aber vergeblich! sie gingen jetzt in geschlossener Phalanx mit der größten Entschiedenheit gegen ihn vor.

Je näher der Tag seiner Abreise rückte, desto größer wurde die Angst der Gläubiger, und auch die Verlegenheit, in welcher sich der hohe Herr befand, zumal Niemand vorhanden war, der ihm bei seiner Verschwendungssucht und bei seinem luxuriösen Leben eine größere Summe Geldes vorstrecken wollte.

In einer nicht geringeren Verlegenheit, wenn auch ganz anderer Art, befand sich der Bürgermeister Brandis sammt den übrigen Herren vom Rathe, denen das traurige Schicksal ihrer gefangenen Mitbürger um so mehr zu Herzen ging, als sie sich selbst sagen mußten, daß sie dasselbe durch ihre Schwäche größtentheils selbst herbeigeführt hatten. Ueberdies war es ja auch eine Ehrensache für den Rath, sich den Triumph zu bereiten, durch eigene Bemühungen die Gefangenen wieder befreit zu sehen. Die Herren setzten deshalb alles daran, die fatale Angelegenheit noch vor der Abreise des Landesherrn mit demselben auszugleichen.

Eines Tages, als der Bürgermeister Brandis bekümmert und gedankenvoll in seinem Lehnstuhle saß und seine Geisteskräfte anstrengte, um nach so vielen vergeblichen Bemühungen noch ein Mittel zu ersinnen, seinen Zweck zu erreichen, wurde an die Thür geklopft. Auf seinen Hereinruf trat der Gewandschneider Heinz Wendelin in's Zimmer und bat um einige Worte Gehör.

Er sei gekommen, sagte er, den Herrn Bürgermeister zu bitten, ihm in einer recht unangenehmen Sache Rath zu ertheilen. Der Fürstbischof schulde ihm nämlich fünftausend Goldgulden für Zeugwaaren. Derselbe habe ihn von einem Monate zum anderen vertröstet, aber noch immer seine Schuld nicht abgetragen, und es gewinne fast den Anschein, als ob er ihn ganz und gar um dieselbe betrügen wolle, da die Abreise des Landesherrn schon in einigen Tagen erfolgen werde. Verklagen dürfe er ihn nicht, denn in diesem Falle würde er sich die gesammte Geistlichkeit zu Feinden machen, und diese sei seine beste Kundschaft. Er sei in einer verzweifelten Lage, da der Verlust des Geldes ihm zum Verderben gereichen würde; er erlaube sich daher, den Herrn Bürgermeister zu bitten, ihm irgend einen geeigneten Rathschlag zu ertheilen, auf welche Art und Weise man den Fürsten veranlassen könne, seine Schuld abzutragen.

„Mein lieber Herr Nachbar," erwiderte Brandis, „ich bin in einer noch weit peinlicheren Lage als Ihr. Könntet Ihr mir keine Rathschläge ertheilen, auf welche Art und Weise wir den Fürsten veranlassen können, uns unsere gefangenen Mitbürger wieder heraus zu geben? Ich wollte mit Genehmigung der Rathsherren Euch gar gern die fünftausend Goldgulden auszahlen, wenn Ihr mir ein wirksames Mittel anzugeben wüßtet."

Heinz Wendelin wurde durch diese Antwort etwas bestürzt.

Plötzlich veränderte sich sein Gesicht, er wandte sich um, und mit verklärtem Gesichte die Frage auf: „Redet Ihr im Ernst, Herr Bürgermeister?“

„In vollkommenem Ernst.“

„Gut, dann will ich Euch ein wirksames Mittel sagen. Begebet Euch zum Fürsten nach Steuerwald und bietet ihm die fünftausend Goldgulden zum Geschenk an, und zwar unter dem Beding, daß er die Gefangenen sofort in Freiheit setze.“

Der Bürgermeister blickte den Kaufmann mit großen Augen an. „Ihr meint also —“

„Ich meine, daß er sich keinen Augenblick besinnen wird, gegen die Herausgabe der Gefangenen das Geld anzunehmen, denn es liegt ihm in seiner gegenwärtigen Verlegenheit wahrlich mehr an dem Besitze des Geldes als an der Hinrichtung unserer unglücklichen Mitbürger, und wer weiß, ob er nicht längst auf ein ähnliches Anerbieten von Seiten des Magistrates gehofft hat? Was hat er außerdem auch noch für Rücksichten auf das Domcapitel zu nehmen, dem er ja in allernächster Zeit für immer den Rücken kehren wird?“

„Das ist bei Gott ein glücklicher Einfall, der des Ueberlegens werth ist!“ rief der Bürgermeister aus. „Ich werde mit den Mitgliedern des Rathes darüber verhandeln; billigen dieselben diesen Plan, so soll er noch heute ausgeführt werden. Es wird mir in der That nicht leicht werden, Seiner fürstbischöflichen Gnaden ein solches Anerbieten zu machen, aber — du lieber Himmel! — was thue ich nicht alles um meiner lieben Mitbürger willen? — Ja, ich will es thun, wenn die Rathsherren damit übereinstimmen, aber ich kann Euch nicht versprechen, Herr Nachbar, daß der Bischof mit diesem Gelde seine Schuld an Euch abträgt.“

„Dafür will ich dann schon selbst sorgen, wenn ich ihn nur erst im Besitze der fünftausend Goldgulden weiß,“ meinte Wendelin. „Uebrigens halte ich dafür, daß dies der einzige Weg ist, wie uns Allen geholfen werden kann.“

Die beiden Männer unterhielten sich noch eine geraume Zeit über diesen für sie so wichtigen Gegenstand, dann aber nahmen sie sich gegenseitig das Versprechen ab, gegen Unbetheiligte nichts darüber verlauten zu lassen, zumal man ja noch nicht wissen könne, ob man zu dem erwünschten Ziele gelangen werde.

Kaum hatte Wendelin die Wohnung des Bürgermeisters verlassen, als dieser die Rathsherren zu sich bescheiden ließ und ihnen den Wendelin'schen Vorschlag zur Begutachtung vortrug.

Derselbe fand ihren Beifall, worauf sie sich sofort anschickten, dem Fürsten in dieser Angelegenheit den letzten Besuch abzustatten.

Es war ein saurer Gang für die Herren, aber beschwert mit ihren fünftausend Goldgulden machten sie sich getrost und muthig auf den Weg. —

Nach Verlauf von etwa zwei Stunden kehrten sie schon wieder zur Stadt zurück, und in ihrer Begleitung — die befreiten, jubelnden Gefangenen. Heinrich Pauli's Schatten war mit einer Goldspende gesühnt!

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht von der Freilassung der Gefangenen. Die Straßen, durch welche sie zogen, füllten sich sofort mit großen Menschenmassen, die ihnen mit Jubelgeschrei bis zu ihren Wohnungen das Geleit gaben und dann zum Schluß dem Bürgermeister, dem sie die Befreiung und Errettung der Gefangenen allein verdanken zu müssen glaubten, noch ein Lebehoch brachten.

Zehn Tage später trat der Fürstbischof Ernst seine Reise nach Lüttich an.

Die Bürger sahen ihn ungern scheiden, denn er war ein Regent nach dem Grundsatze: „Leben und leben lassen.“

Als er bei seiner Abreise durch die Hauptstraßen der Stadt Hildesheim fuhr, bildeten die Bürger und Handwerker Spalier und riefen dem Scheidenden ihre Glückwünsche nach. Auch Hans Gabel befand sich unter ihnen, und im Kreise mehrerer Weiber in seiner Nähe stand seine Verlobte, die hinterlassene Braut seines erschlagenen Freundes Kord Kod.

Ob der Gewandschneider Wendelin von dem scheidenden Fürsten sein Guthaben erhalten hat, berichtet der Chronist nicht, dem wir die kurzgefaßte und trockene Mittheilung obiger Thatsachen als Grundlage für diese Erzählung entlehnten.

Alte Sittenpolizei.

(Schluß.)

Vielen Orten wurden zänkische Weiber, welche sich wider alle Zucht und Ehrbarkeit gerauft und geschlagen hatten, exemplarisch gestraft, mit Ruthenstreichen wo gehörig, mit der Trülle, mit Einsperrung bei Wasser und Brod oder auch wohl in einer exquisiten Weise zur Ruhe gebracht, wie früher von Solothurn erwähnt ist. Im bündnerischen Münsterthal ist es wieder die Jugend, welche die Censur übernimmt, indem sie mit allen möglichen Instrumenten vor den Häusern der zänkischen Weiber eine Katzenmusik ausführt. Früher ließ sie sich durch das Versprechen eines guten Trunkes von Seiten des Ehemannes einer solchen Frau oder eines anderen Hausgenossen derselben wohl bestimmen, die begonnene Musik einzustellen, jetzt dauert die Musik nur eine Weile, aber doch so lange, bis sie als Warnung für die Zukunft wirksam erscheint.

Große Aufmerksamkeit ist den bösen Zungen geschenkt, wegen des Unheils und des Unglücks, das sie anrichten können. In einer Offnung von Mülheim, Kantons Thurgau, vom Jahre 1475, ist am Schlusse gesagt: „Item wann auch Frauen oder Töchter einander freventlich blutrünstig machen, verfallen ein Pfund Pfennige, und ob sie einander mehrbarlich mißhandeln, schmähen oder schelten mit Worten, mögen die Herren strafen nach Größe der Schuld, es sei mit Steintragen oder Geldbußen, wie sie das erkennen.“ Es ist hier deutlich angegeben, wofür der Stein getragen werden sollte und das macht auch der sehr gewöhnliche Name eines solchen zum Gerichtsinventar gehörigen Steins „Lasterstein“ oder „Klapperstein“ kenntlich. In welcher Weise die schimpfliche Bestrafung vor sich ging, erfahren wir durch einen Bericht aus Mühlhausen im Elsaß: „Den schwätzigen Weibern, welche andere und Ehrenleute fälschlich verleumden, ist in dieser Stadt eine besondere Strafe zugerichtet, ein Weiberangesicht mit ausgestreckter Zunge, daran ein Mahlenschloß (Maulschloß, Vorlegeschloß), alles von Stein, ohngefähr 25 Pfund schwer, gemacht, der Klapperstein geheißen, der wird der Thäterin an einem Wochen- oder, wo es sich also fügt, Jahrmarkt durch die Amptleute angehängt, den sie also in der Stadt anderen Lästermäulern zu einem Abscheu herumtragen muß. Diese Strafe wird sehr verächtlich und wenig geringer als des Halseisens geachtet.“ Noch in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts soll dort dieser Stein gebraucht worden sein. Jetzt hängt er als eine Reliquie im Rathhause von Mühlhausen, unter der Inschrift:

„Zum Klapperstein bin ich genannt,
Den bösen Mäulern wohl bekannt,
Wer Lust zu Zank und Hader hat,
Der muß mich tragen durch die Stadt!“

Obgleich die Sitte allgemein in Deutschland verbreitet war, mit Variationen in der Form, ist sie mit besonderer Vorliebe und, was sehr nahe lag, mit Humor und dramatischer

Gestaltung in Oesterreich behandelt worden. Das zeigen die das volksthümliche Recht am vollständigsten überliefernden Weisthümer von dort. Die schuldbare Frau mußte den ihr umgehängten Stein, der übrigens nicht so kunstvoll zugerichtet war wie in Mühlhausen, durch das Dorf tragen, auch wohl dreimal herum, oder von der Saule, an welcher er aufgehängt war, bis zum Hause der Geächteten, und zwar am Freitage, dem gewöhnlichen Gerichtstage. Zur musikalischen Begleitung diente ein Pfeifer und ein Pauker; jenen sollte der Richter, diesen der Ehemann dingen; ja, wenn dem Ausdruck an einer Stelle zu glauben ist, sollte der Ehemann, der seine Frau nicht in Zucht gehalten hatte, selbst pauken. Für die Erheiterung der Jugend war noch besonders gesorgt. Während die Frau in dem Dorfe auf und nieder geführt wurde, sollte der Richter einen Eimer des besten Weins nehmen, drei oder vier Holzbecher daran legen, und alle jungen Burschen des Dorfes sollten den Wein zu einer „Gedächtniß" austrinken und das böse Weib hatte ihn zu bezahlen. So oft die steintragende Frau während der Procession rastete, mußte sie eine Buße von 72 Pfenningen zahlen.

Mit dem Steintragen für die Zungensünde war die Sache nicht immer abgemacht, sondern es kamen noch Bußen hinzu. So in Bayern, worüber ein Weisthum von dort Auskunft giebt: „Item, welche Frau, Magd oder Tochter der anderen an ihre Ehre freventlich redet oder flucht, die soll geben 100 Eier, darzu strafbar sein mit dem Stein gegen dem Gericht, und dem Beleidigten Abtrag zu thun, nachdem nur die Worte grob oder verletzlich sind."

Ueber die Praxis des Steintragens in der Schweiz haben wir keine so reichlichen Nachrichten, wie aus anderen Ländern, und einiges darüber Mitgetheilte ist genauer darauf anzusehen, ob es auch dieselbe Beziehung habe.

Aus einer Chronik meldet Ed. Im Thurn in seiner Beschreibung des Kantons Schaffhausen (1840): „1481 verleumdete ein böses Weib, die Färwerinn, einen unbescholtenen, ehrbaren Mann Hänslen Stein. Sie wurde verurtheilt, den größten Lasterstein durch die Stadt zu tragen; an allen Straßenecken laut ihr Vergehen auszurufen und dem Verleumdeten abzubitten." Dazu gibt Im Thurn einige Notizen: „Solcher Lastersteine gab es drei. Der kleinste mochte 60, der größte aber mehr als dreimal so viele Pfunde wiegen. Wer sich einer entehrenden Handlung schuldig machte, mußte einen solchen Stein unter Begleitung des Büttels durch die Stadt tragen. Später wurde dabei noch getrommelt. Diese Strafe galt für sehr beschimpfend, war aber nicht criminell. Erst 1836 wurden die beiden übrig gebliebenen Lastersteine, welche vor dem Rathhaus hingen, entfernt; sie waren seit mehr als 100 Jahren nicht mehr gebraucht worden."

Es ist unglaublich, daß die Färwerinn einen Stein von ungefähr 200 Pfund durch die Stadt getragen habe, und welche Vorstellung man auch von der Körperkraft der ehemaligen Schaffhauserinnen haben mag, so ist schwerlich anzunehmen, daß die Männer der Rheinstadt so grausam gewesen seien, eine Frau auch nur einen Stein von 60 Pfund durch die Stadt schleppen zu lassen. Die Lastersteine an anderen Orten waren viel kleiner. Der genannte Stein von Mühlhausen wog 25 Pfund, der Lasterstein von Winterthur ebenfalls. Wenn daher jene drei Steine, welche am Rathhause von Schaffhausen aufgehängt waren, wirklich als Lastersteine in der genannten Bedeutung verwendet wurden, so sind sie wahrscheinlich nicht getragen, sondern gezogen worden, wie in Winterthur im 11. Jahrhundert Personen, die im Verdacht der Hexerei standen, den Lasterstein durch die vier Hauptgassen der Stadt zu ziehen hatten.

Eine Sittenpolizei übten auch verschiedene Gesellschaften aus, welche zunächst zum heiteren Lebensgenuß und zu Carnevalsfreuden sich vereinigt hatten. Die schon erwähnte Knabenschaft im Domleschg gehört dahin. Lehmann, dem mehr Glauben zu schenken ist, wenn er aus dem Domleschg, in dem er sich aufhielt, berichtet, als wenn er aus anderen Theilen Graubündens erzählt, — Lehmann meldet in dem „Patriotischen Magazin von und für Bünden" (1790): „Sie erwählen ein sogenanntes Knabengericht, welches eine Nachäffung der gewöhnlichen Obrigkeit ist, setzen einen Landvogt ein und halten Gerichtstag. Sonderbar aber ist es, daß sich ein jeder Richter auch ein Mädchen wählt, das mit zu Gericht sitzt und Antheil am sittenrichterlichen Amt hat." Eine solche Nachahmung, theilweise Persiflirung obrigkeitlicher Amtsthätigkeit war früher sehr beliebt und galt nicht als Amtsehrenbeleidigung, man gestattete die Maskenfreiheit. In Zug war bis 1798 eine uralte Genossenschaft, welche schon im vierzehnten Jahrhundert gegründet sein soll, unter dem Namen „großmächtiger Rath". Alljährlich am schmutzigen Donnerstag wählten sie auf dem Platz unter der großen Linde ihren „frommen, ehrlichen" Schultheißen und andere Beamte mit sonderbaren Namen. Sie verfolgten während der kurzen, der Lebenslust und der Ausgelassenheit gewidmeten Zeit ihre sonstigen Gesellschaftszwecke, daneben dictirten sie aber auch neckende und beschämende Strafen, wenn eheliche Untreue und Unzucht zu rügen waren.

Der „äußere Stand" in Bern, eine Gesellschaft junger Leute, nach einer Hauptfigur ihres Wappens auch „Affenrath" genannt, verband Ernst und Scherz mit einander. Die Gesellschaft, deren Ursprung in die Gründungszeit der Stadt verlegt wird, hatte anfangs den Charakter einer Kriegsschule, behielt in der Folge eine politische Färbung und übernahm auch sittenrichterliche Functionen. Das Jahr 1798 machte auch dieser Gesellschaft ein Ende.

Ein sittenrichterliches „Tagebing" im großartigen Maßstabe war der von Stalder, Schweizer u. A. geschilderte „Hirsmändig" im Entlebuch. An diesem Montag vor den Fasten wurde für das ganze letzte Jahr Abrechnung gehalten und auch die gnädigen Herren in Luzern bekamen einen bedeutenden Theil der Kritik, daher sie mehrere Male die Feier als „der christlichen Liebe zuwiderlaufend" verboten haben. Im Jahre 1821 fand die letzte Feier des Hirsmontags in alter Weise statt.

(Sonntagsblatt des „Bund".)

Mannichfaltiges.

§ Technisches. Sollte die Dampfmaschine früher oder später einer noch wirksameren Maschine ganz oder theilweise das Feld räumen müssen, so dürfte dieser Sieg am ehesten von irgend einer Explosionsmaschine, als deren erster Versuch die Gasmaschine anzusehen ist, zu erwarten sein. Die Verwendung der Explosionskraft des Schießpulvers zum Maschinenbetrieb hat für specielle Zwecke ebenfalls bereits Eingang gefunden. Eine derartige amerikanische Ramm-Maschine haben wir vor einiger Zeit beschrieben. Nach neueren Nachrichten ist nun in der Maschinenfabrik von Thom. Shaw in Philadelphia auch ein durch Schießpulver zu betreibender Fallhammer zum Schmieden von Eisen hergestellt worden. Ueber dessen Einrichtung wird Folgendes berichtet: In einem über dem Ambose befindlichen, verticale Führungen enthaltenden Gerüste sind drei verschiedene Körper beweglich, nämlich zu oberst ein schwerer Block der Fallhammer, dann ein kegelförmiger Körper zur Aufnahme des explodirenden Pulvers (Augendre's weißes Pulver, bestehend aus 1 Th. Blutlaugensalz, 1 Th. weißem Zucker und 2 Theilen chlorsaurem Kali), und drittens der eigentliche Hammerkopf mit der schwalbenschwanzförmig eingelassten Bahn. Ist die Maschine außer Thätigkeit, so wird der Fallblock beinahe ganz oben im Gerüst durch Klinken gehalten, von welchen er mit Gestäng und Hebeln ausgelöst werden kann. Der kegelförmige Körper und der Hammerkopf nehmen den unteren Theil des Gerüstes ein und werden durch Luftfedern (von Luft getragenen Pistons) in solchem Abstande von der Ambosbahn erhalten, daß die zu schmiedenden Stücke aufgebracht werden können. Der das Pulver aufnehmende Kegel und der Hammerkopf sind durch eine Art Rahmenwerk miteinander verbunden. Der Fallblock ist unterwärts mit einem kleinen Kolben versehen, der beim Herabfallen in die correspondirende Höhlung des Kegels eintritt, die Luft comprimirt, und dadurch die Patrone ent-

zündet. Durch die Explosion wird der Fallblock wieder in die Höhe gejagt, gleichzeitig aber auch der Kegel nebst Rahmen und Hammerkopf niederwärts getrieben und dadurch der Schlag vollführt. Die letztgenannten Theile werden darnach durch die Luftfedern wieder soviel erhoben, daß das Arbeitsstück dirigirt werden kann. Ob die Zuführung der Patronen mechanisch bewerkstelligt wird, ist nicht gesagt. Immerhin ist der Gegenstand von technischer Bedeutung. — Im Arsenal von Woolwich werden seit einiger Zeit Bandsägen zum Schneiden von Metall angewendet, wozu die Maschinen ganz ähnlich wie die für Holzbearbeitung beschaffen sind. Die Geschwindigkeit der Säge beträgt 200 bis 250 Fuß pro Minute. Die Zähne sind feiner und weniger geschränkt, auch entsprechend härter als für Holzbearbeitung. Die untere Rolle taucht in einen Trog mit Seifenwasser, wodurch das Blatt kühl erhalten und geeignet geschmiert wird. Bei $^3/_4$zölligen Eisenplatten ergiebt sich eine Schnittlänge von 4—6 Fuß stündlich. Schwere Platten läßt man, um dem Arbeiter die Führung zu erleichtern, auf eisernen Kugeln ruhen. Die Sägen arbeiten durchschnittlich 4—5 Stunden, bis sie wieder der Schärfung bedürfen. — Zur Beseitigung der Krusten in Bier- und Weinflaschen empfiehlt Dr. O. Buchner in Gießen, die Flaschen mit einer Lösung von übermangansaurem Natron zu schwenken, oder, wenn die Krusten stark sind, diese Lösung kurze Zeit in den Flaschen stehen zu lassen, wonach der Rest des Ansatzes leicht mit einer Bürste entfernt werden könne.

— Das „Amtsblatt für die landwirthschaftlichen Vereine des Königreichs Sachsen" schreibt: „Auch den kleinen Ameisen erklärt der Mensch den Krieg, da er es nicht unterlassen kann, überall in das Walten der Natur einzugreifen. Man verhandelt darüber, wie man sie von den Bäumen abhalten kann, schlägt Petroleum, Düngung mit Guano zu diesem Zwecke vor, fragt aber gleichzeitig, ob sie denn wirklich schaden, und kommt zu der scharfen Distinction, ob sie wirklich blos die sogenannten Blattläuse vertilgen oder auch von dem Safte des Laubes sich nähren. Wer die Thätigkeit dieser kleinen Thiere beobachten will, der findet, daß sie nur nach den Blättern wandern, wo die Eier der Insecten, namentlich aber der Schmetterlinge, abgelegt sind, daß sie die gesunden Blätter nicht aufsuchen, den Baum verlassen oder solchen meiden, wo Ungeziefer sich nicht findet. Aber weil möglicherweise einige Blätter beschädigt werden könnten, will man die Ameisen vertreiben und dem Ungeziefer den ganzen Baum preisgeben. Mit Recht hat man in Preußen das Schonen der Ameisen in den Wäldern angeordnet, um die in ihrer Masse gefährlichen Insecten zu vernichten; vielleicht würden die Schäden durch die Raupen vermieden werden, wenn man die Ameisen nicht direct oder durch Wegnahme ihrer Eier vernichtete. Was sie aber schaden sollen, das weiß man nicht."

— In einem jüngst erschienenen Synodalberichte der Provinz Sachsen ist an einer Stelle, wo von der Heiligung des Sonntages die Rede ist, wörtlich Folgendes zu lesen: „Und die Lohnarbeiter, die kleinen Leute allzumal, ach, wenn sie nur ein besseres Zutrauen zu ihrem Hergott fassen und ihm und der Erfahrung glauben wollten, daß man in sechs Arbeitstagen mehr verdient als in sieben!"

— Auf welch sonderbare Dinge sich der manchen Menschen angeborene Sammeltrieb wirft, ist aus vielen Beispielen bekannt. Den charakteristischsten derselben schließt sich eine von dem eben in Paris verstorbenen Feuilletonisten und Theaterdirector Nestor Roqueplan hinterlassene Collection würdig an. Außer einer zahlreichen Sammlung ausgewählter Kunstgegenstände besaß derselbe eine Collection, die einzig in ihrer Art sein dürfte, nämlich eine Sammlung von Bettwärmern, welche die Ehre gehabt haben, die Betten der größten und berühmtesten Damen von der Renaissance bis zum 19. Jahrhundert zu wärmen. Er besaß die Bettwärmer der Anna von Bretagne, Diana von Poitiers, Maria Stuart, der schönen Gabriele, der Mademoiselle von Lafayette, Marion Delorme, Ninon de Lenclos, Madame von Sevigne, Mademoiselle von Fontange, der La Valliere, der Damen von Montespan, Maintenon, Lenclo, der Pompadour, Dubarry, Marie Antoinette ꝛc. Man versichert, daß er für diese zum mindesten sonderbare Sammlung unsinnige Summen ausgegeben habe. — In Breslau starb vor einigen Tagen ein Mann, der eine eine sehr große Anzahl von Bänden zählende Bibliothek hinterließ. Die Bücher sind aber wenig fesselndes Inhaltes; er sammelte nämlich die Adreßbücher und Wohnungsverzeichnisse aus allen Städten der alten und neuen Welt.

— In der Nacht vom 1. zum 2. Mai ist zu Antwerpen die große Branntweinbrennerei von Van den Bergh u. Co. total abgebrannt. Diese Destillerie, in welcher 250 Arbeiter beschäftigt sind, arbeitete, seitdem die Frage wegen der Abgaben auf Spirituosen in der Schwebe war, Tag und Nacht. Das Feuer brach gleich nach Mitternacht aus und verbreitete sich mit solcher Gewalt, daß alle Löschversuche vergeblich waren. Obgleich alle Hilfsmittel sogleich zur Hand waren und die Löschmannschaften sich die äußerste Mühe gaben, ergriff das Feuer sämmtliche Gebäude des ganzen großen Complexes der Fabrik; die großen Kornböden fielen ein, die Mauern stürzten um und es ist zu bewundern, daß Niemand von den Trümmern erschlagen wurde. Drei Mann von der Löschmannschaft wurden beschädigt. Glücklicher Weise sind die Keller, worin sich etwa 2000 Fässer Spiritus befanden, vom Feuer nicht erreicht worden. Der Schaden wird taxirt: für die Gebäude auf 230,000 Fr., Vorräthe und Waare 150,000 Fr., Material 186,000 Fr. Es ist jedoch Alles versichert gewesen.

— Eine der eigenthümlichsten Zierathen für die neue Sommerresidenz des Prinzen von Wales in Sandringham ist aus China in London eingetroffen. Es ist dies eine große Götterstatue aus Glockenmetall von etwa anderthalb Tonnen Gewicht, welche Admiral Sir Henry Keppel dem Prinzen zum Geschenke gemacht hat. Der Gott ist in halbknieender Stellung, das Gewand besteht aus einer Hülle geschmackvoll gearbeiteter Blätterformen, und auf dem Haupte trägt er eine Krone, welche gleich dem Fuße mit einer Reihe von Götterfiguren in Relief verziert ist. Die Dimensionen dieses Kunstwerkes sind kolossal. Drei und einen halben Fuß hoch, beträgt der Umfang des Fußes vierzehn Fuß, der der Hüfte zehn Fuß, während die Krone sechs Fuß Umfang hat.

— Dem Suez-Canal wird Concurrenz gemacht; man trägt sich nämlich mit der waghalsigen Idee, Frankreich in zwei Theile zu spalten. Der westliche Inseltheil würde als Hauptstädte Nantes, Bordeaux, Saint-Etienne, Lyon und Marseille haben; der östliche Theil bliebe mit dem Festlande verbunden. Es ist dies ein Project des Ingenieurs Hippolyte Peut. Ein Canal, welcher den Ocean mit dem mittelländischen Meere verbände, würde bedeutend die Fahrt der vom Norden kommenden Schiffe nach Indien abkürzen. Im Falle eines Seekrieges wären die französischen Geschwader von Toulon und Cherbourg leicht zu vereinigen und die Festung von Gibraltar wäre dann unnütz. Selbstverständlich schwärmen die südlichen Städte, und namentlich Bordeaux, für die Eröffnung dieses Canales.

— Die mit letzter Post eingetroffenen Newyorker Blätter melden, daß in einer Bucht am Staten Island eine Sodawasserflasche gefunden worden ist, welche eine vom 2. April datirte, angeblich von Jemandem an Bord der „City of Boston" mit Bleistift auf ein Stück braunes Papier geschriebene Aufzeichnung enthielt. Am Morgen dieses Tages — so heißt es — sei in der Maschinenkammer des Schiffes Feuer ausgebrochen und 40 Personen seien bei einem verunglückten Versuch, das Rettungsboot herabzulassen, umgekommen. Man hält drüben diese Mittheilung nicht für echt, sondern für einen grausamen Scherz.

Verantwortliche Redaction: Th. Gibhard Stark.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 53. Dritter Jahrgang. 1870.

* Telegraphisch verbunden.

Ein Reiseerlebniß.

Von Johanna Roeder.

Ein weicher Maimorgen entfaltete sein Banner an den Ufern des Bodensee's. Leichte Nebelwölkchen flatterten an den dunkeln Bergen hin, und an dem Himmel stritten graue und blaue Lichtungen um den Vorrang. Hier und da streckte eine Alpenkuppe das ernste Haupt neugierig aus der Wolkenwand heraus, um zu sehen, ob der Kampf noch nicht entschieden sei. Die Sonne blitzte nur zuweilen aus dem grauen Heer herunter und dann schlängelten sich eilig geschäftige Lichtboten über den leicht gewellten See, um dem harrenden Wasser zu künden, daß doch noch Hoffnung auf einen schönen Tag sei.

An dem Ufer ging es sehr lebendig zu. Große Wagen mit gefüllten Frucht- und Mehlsäcken wurden rasch abgeladen, Koffer kamen von allen Richtungen her und ihnen folgten die reiselustigen oder geschäftsmäßigen Passagiere.

Ein Knäuel weiblicher Gestalten bewegte sich langsam dem Landungsplatze des Dampfbootes zu. Es waren drei ältere Damen und eine frisch aufgeblühte Pfingstrose. Das gesetzte Kleeblatt blieb oft stehen. Es gab sicherlich noch Vieles zu besprechen, und das junge Röschen sah dabei manchmal ganz verwundert auf die ernsten Gesichter.

Eben zeigte sich das Dampfboot, welches, von Ludwigshafen kommend, einen kleinen Halt in Ueberlingen macht. „Da ist es schön," flüsterte die sanftblickendste unter den Dreien. „Aber wie heißt der dampfende Dämon, der Dich uns wieder entführt, Hertha?"

Die Angeredete lächelte. Bevor sie aber antworten konnte, rief das Pfingströschen: „Tante, es ist nicht Dein bevorzugter „Friedrich", sondern die ruhige „Germania" ist es."

„Gleich und gleich gesellt sich gern, mein Kind," entgegnete die schlanke, reisefertige Tante im Regenmantel, „und als gute Deutsche vertraue ich mich ohne Murren der „Germania" an."

Das stattliche Schiff legte bei. Im Nu waren die vollen Ladungen an Bord gebracht. Die Scheidende umschlang die lieben Begleiterinnen, küßte das frische Röslein, und wenige Augenblicke später rauschte das Dampfboot hin über den herrlichen See, auf dem röthliche, gelbe und violette Streifen wechselnd hintanzten.

Wehmüthig sah Hertha zurück auf die lieben Menschen, welche ihr dort vom Ufer aus nachwinkten. Auch das freundliche Städtchen grüßte noch traulich herüber aus den grünen Bäumen; nur der alte Gallerthurm sah ernst und unbeweglich der Scheidenden nach. Er träumte wohl wieder von seiner frohen Kindheit, von längst versunkener Römergröße. Lebe wohl, du liebliche Badestadt mit deinem Frieden, deinen uralten Erinnerungen und deinen neuen, lebenswarmen Hoffnungen!

Der Himmel ist noch immer nicht klar. Ueber die dunkeln Wälder ziehen stets wieder phantastische Nebelgestalten und über den See wälzt sich die graue Rauchsäule und ringelt sich wie eine heimtückische Schlange an den grünen Ufern hinauf. Dort schaut die schöne Kirche von Maurach herüber, Schloß Mainau leuchtet aus der lieblichen Zauberinsel heraus, und in einiger Entfernung zeigt sich Meersburg. Der Morgenwind weht frisch, aber wer möchte in die dumpfe Kajüte hinab? Wie schön sind die tiefgrünen Wellen der Berghöhen, wie verlockend die Thalschluchten, und überall schaut helles, junges Maigrün hervor, aus jeder Felsritze und aus jedem Baumgipfel.

Um den warmen Schlot des Schiffes hat sich eine kleine Gesellschaft gelagert, Alt und Jung bunt durcheinander. Man plaudert, man scherzt, man lacht.

Ueberlingen ist hinter dem Hügelvorsprung verschwunden, und Hertha's Augen und Sinne wenden sich nun auch der näheren Umgebung zu. Eben macht die „Germania" ihre Schwenkung vor Meersburg, um sich der stolzen Herrscherin würdig zu nahen. Immer wieder entzückt der Anblick des Städtchens, das im vollen Sinne da thront wie eine Burg im Meere. Auf steilen Felsen steigt es kühn hinauf. Oben das alte Schloß, das Seminar, die dichten Reihen schöner Bäume und die steilen, vielverschlungenen Straßen.

Neue Reisegesellschaft kommt über das schmale Bret, welches als Verbindungsbrücke zwischen dem Ufer und dem Dampfboot dient.

Hertha sieht nicht hin auf die Menschenwellen, die hereindrängen. Sie will sich die wechselnden Züge des lieben See's einprägen, von welchem sie auf unbestimmte Zeit scheidet.

In raschem Flug eilt die „Germania" jetzt Constanz zu. Da steht schon der hohe Leuchtthurm wie eine Riesenschildwache, und dort schwankt die uralte Wasserkirche heran. Der Landungsplatz ist von Menschen überfüllt. Die Städter wollen sehen und gesehen sein.

Die „Germania" entleert sich, denn nur die Reisenden, welche nach Friedrichshafen wollen, dürfen noch länger auf ihr weilen, und die Zahl der Auserwählten ist klein.

Hertha sitzt allein am warmen Schlot. Der ganze, lustige, lärmende Schwarm hat sich auf das nahe Ufer ergossen, aber die stille, ernste Frauengestalt ist an Einsamkeit gewöhnt. Vor langen, langen Jahren, als es noch Mai war in ihrem Herzen und ihrem Leben, da hatte sie es freilich anders geträumt. Da stand ein liebevoller Schützer, ein Jugendideal an ihrer Seite; da tauchten liebliche Bilder von einer beglückenden Häuslichkeit wie wunderbare Oasen auf in der Mädchenseele, aber diese Oasen waren trügerische Erscheinungen, blendende Fata Morgana's gewesen. Der Jugendfreund hatte wohl einen eigenen Herd gegründet und war freudig und frisch geblieben in einem schönen Lebensberuf. Männer schütteln ja die Jugendträume ab, wie erfrischenden Mairegen, aber das warm fühlende Weib, das von dem Ideal das Vergessen nicht gelernt, arbeitete sich mühsam und schmerzvoll hinein in die schwere Kunst des Alleinstehens, ohne darüber den Glauben an die Menschen zu verlieren und den Pulsschlag der wahren Menschenliebe einzubüßen. Das ist eben nur gar zu häufig Frauenloos, Loos der Schwächeren.

Eben war Hertha auf dem Weg zu einer theueren Freun-

bin, in deren Familienkreise ihr stets ein neues Heimathglück aufblühte. Die Sinnende bemerkte es nicht, daß ein junges Mädchen ihr nahte. Erst als eine schüchterne Stimme fragte: „Darf ich mich bei Ihnen niederlassen?“ sah Hertha wie aus einem Traum erwachend auf und entsprach freundlich der Bitte.

Die äußere Erscheinung der jugendlichen Nachbarin war sehr ansprechend, ohne gerade vollendet schön zu sein. Die Gestalt, von mittlerer Größe, war eher voll als schlank. Das ovale Gesicht mit etwas dunkler Färbung zeigte nur einen leichten Anflug von Roth. Aus den großen, dunkelbraunen Augen sprach Offenheit und Herzenswärme. Der frische Mund, von angenehmer Form, war nicht klein, aber mit gesunden weißen Zähnen geziert. Um die freie offene Stirne wellte sich glänzendes kastanienbraunes Haar, das in einfachen Zöpfen am Hinterkopf verschlungen war. Ein allerliebstes Strohhütchen mit weißem Band und leicht herabhängenden Rosenzweigen schützte das junge Haupt. Ein einfaches, graues Kleid von elegantem Schnitt mit gleichem Ueberwurf umhüllte die Gestalt. Ueber die ganze Erscheinung war der weiche Duft einer lieblichen Unbefangenheit und Kindlichkeit ausgegossen.

Hier und da hustete die junge Reisende, und ein weiches wollenes, um den Hals geschlungenes Tuch zeigte, daß Vorkehrungen gegen den lästigen Gast getroffen waren.

Das liebliche Mädchen schien instinctmäßig das warme Herz der älteren Mitreisenden herauszufühlen, denn immer vertraulicher wendete es sich derselben zu.

Ein leuchtender Sonnenstrahl fiel aus den Wolken hin auf die weite Wasserfläche. Tausend und aber Tausend blitzende Sterne zuckten umher und schienen sich haschen zu wollen. Dort tauchte ein niedliches Schiffchen auf mit schneeweißem, spitz zulaufendem Segel. Wie eine leichte Seemöve schwebte es hin über die glänzenden Wellen. Hinter ihm her jagte ein gewaltiges Schiff mit weitausgespanntem, grauem Segel. Es sah aus, als ob ein ungestümer, beutelustiger Raubvogel eine weiße Taube verfolge.

Von Rorschach her kam mit voller Dampfkraft das schwerbeladene Boot und jetzt zog mit anmuthiger, sicherer Raschheit der schlanke „Friedrich“ an der „Germania“ vorüber. Kein Ruf, kein Gruß, und doch war es, als neigten sie sich leise und redeten mit einander in ihrer geheimnißvollen Sprache.

„Wie wunderbar schön,“ rief das junge Mädchen begeistert. „O bitte, ist Friedrichshafen noch fern und bietet es auch einen erfreulichen, fesselnden Anblick?“

Hertha lächelte. „Im Sonnenschein ist Friedrichshafen bezaubernd. Die große Wasserfläche, das imposante Schloß, die parkähnlichen Gärten, die Kirchen, die Fabriken und der stets wogende Menschenstrom geben ihm den Anstrich einer großen Seestadt, und wer helle Augen und ein bischen Sonnenlicht im Herzen mitbringt, dem wird es sicher gefallen.“

„Dann wird es mir paradiesisch erscheinen,“ flüsterte das erregte Mädchen erröthend.

„Erwartet Sie ein besonderes Glück dort?“ fragte Hertha theilnehmend und innig.

„Ach ja, mein Bräutigam,“ kam es über die Lippen der Hocherglühenden.

„Sie sind noch sehr jung und schon Braut,“ entfuhr es der ernsten Hertha.

„Das meint die Mutter auch,“ sprudelte die Glückliche hervor.

„Deshalb dürfen wir auch noch nicht heirathen, aber nächstens werde ich achtzehn Jahre alt, und da darf man doch daran denken. Jetzt warte ich gern noch,“ fügte sie mit gedämpfter Stimme hinzu, „denn ich will meinen Gustav recht, recht glücklich machen, und das könnte ich eben nicht, weil ich nicht gesund bin. Da hätte er ja gleich Sorgen und Last mit der jungen Frau.“

In den braunen Augen glänzten große Thränen. Hertha's ganzes Herz war im Sturm für das junge Paar erobert.

„Darf ich ohne unbescheiden zu sein um nähere Mittheilungen über Ihr Leben bitten, für das mich das lebhafteste, wärmste Interesse erfaßt hat?“ fragte sie sanft.

Die Angeredete schien nur auf diese Aufforderung gewartet zu haben, und erklärte sich bereit, dem Wunsche Hertha's zu entsprechen.

(Schluß folgt.)

Im Spielsaal von Baden-Baden.

(Aus der „Europa“.)

„Rien ne va plus, Messieurs, le jeu est fait.“ Ich sitze in einem Sammtsessel, in einem der prächtigen Zimmer, einem der salles de jeu von Baden. Ich betrachte die Menschenmenge, die beständig zu den Thüren hereinströmt und an die Spieltische eilt. Ich höre das Klappern der Elfenbein-Kugel im Roulette-Rade und den monotonen Ausruf des Croupiers am trente et quarante-Tische: „Huit, un, rouge gagne et couleur,“ Welch ein Luxus herrscht ringsum! Die weiß und goldene Tapete, welche die Wände bekleidet, ist keusch und elegant, der Parquet-Fußboden ein Wunder seiner Art. Die Frescobilder an der Decke rühren von keinem geringen Künstler her und die Kosten aller dieser großen Candelaber würden im Einkommen eines kleinen deutschen Fürsten ein häßliches Loch machen.

Sehen Sie diese höflichen und gefälligen Diener in der scharlachrothen und himmelblauen Livree der Verwaltung. Wie zuvorkommend bieten sie Ihnen einen Stuhl an, wie eifrig kommen sie Ihrem Wunsche zuvor, eine Karte zu besitzen, um notiren zu können, wie Roth und Schwarz mit einander wechseln, wie anmuthig nehmen sie Ihnen Hut und Handschuhe ab und mit welcher Vorsicht legen sie Ihre Sachen auf einem entfernten Sopha oder Sessel nieder. Man schämt sich fast, solchen eleganten Herren einen Gulden anzubieten. Es kommt einem so vor, als hätten sie als Gentlemen einem Gentleman einen Dienst erwiesen. Sie weisen übrigens die kleine Gabe nie zurück. Sie fürchten vielleicht, ungefällig zu erscheinen, wenn sie Ihr Geld nicht annehmen, und bringen ihr Selbstgefühl ihrer Höflichkeit zum Opfer. Vielleicht haben sie mit Ihrem Hotelwirth ein geheimes Uebereinkommen getroffen, daß Ihre Geschenke von Ihrer Rechnung abgezogen werden, denn es ist ganz unmöglich, daß solche glänzende Geschöpfe von der Freigebigkeit Fremder einen persönlichen Nutzen ziehen. An die einfältigen Erzählungen, daß diese Herren gleich den Oberkellnern englischer Hotels für das Privilegium, aufzuwarten, Geld bezahlen, kann man unmöglich glauben. Viel wahrscheinlicher ist, daß sie als Actienbesitzer zur Gesellschaft gehören und sich deshalb in Livree gesteckt haben, um durch aufmerksame Bedienung zu den Erfolgen des Unternehmens beizutragen.

Welch eine heitere Scene haben wir vor uns! Welche Gruppen schön gekleideter Damen und Herren ziehen durch die Zimmer, machen dann und wann einige Minuten an den Spieltischen Halt und setzen dann mit geräuschlosen Schritten ihren Spaziergang fort. Ihre Unterhaltung ist ein Geflüster, denn ein Anschlag an der Thür des Cursaals spricht die Erwartung

aus, daß jeder „wohlerzogene Fremde“ nicht laut sprechen oder lachen oder die Spieler in irgend einer Weise stören werde. Und ist das nicht in der Ordnung? Für wen sind diese glänzenden Räume bestimmt? Nicht für uns, die wir uns auf Sammtkissen dehnen und die Toiletten der großen Damen studiren, die unaufhörlich gleich den ewig wechselnden Figuren eines Kaleidoskops vor uns vorbeiziehen, sondern für die eifrigen Spieler dort, die den Tisch mit Goldstücken bedecken, damit dieses Geld seinen Weg in die Casse der Verwaltung finde und die Dividende der glücklichen Actionäre vermehre.

Wir wollen nicht fragen, welche Tragödien in dieser Spielhölle spielen. Das ist ein altes, bis zum Ueberdruß behandeltes Thema. Wir werden manches Heitere sehen, wenn wir die Spieler studiren. Treten wir also auf einige Minuten an den Roulette-Tisch und beobachten das Spiel. Die Dame zu unserer Rechten spielt sehr schüchtern. Furchtsam und zitternd setzt sie auf die Nummer 34 einen Gulden, und weil ihr gleich die Angst kommt, daß sie zu viel wage, giebt sie dem Geldstück einen kleinen Stoß, so daß es jetzt zwischen 31, 32, 34 und 35 steht. Ihr nächster Nachbar scheint die fixe Idee zu haben, daß 26 gewinnen muß, denn er setzt einen Louisdor auf die Nummer und auf jede der Ecken noch ein Goldstück, so daß er hundert Franken daran wagt, wofür er die Aussicht hat, wenn eine Nummer von 15 bis 30 einschließlich herauskommt, achtzig Franken zu gewinnen und, wenn 26 diese glückliche Nummer ist, noch fünfzig Pfund dazu einzustreichen. Jener lange Engländer gegenüber mit der weiten weißen Weste spielt nach einem anderen Plan. Er setzt Friedrichsdors auf Columnen, dann und wann auch einen Gulden auf Zero und spielt offenbar mehr zur Unterhaltung, als aus Gewinnsucht. Der fette Jude neben ihm mit der zweifelhaft reinen Wäsche und der Diamantennadel scheint ein Spiel, bei dem ihm alle seine Schlauheit nichts hilft, nur halb zu lieben. Offenbar ist er ungewiß, wie er über sein Geld verfügen soll, aber nach langer Ueberlegung kommt er zu der Ueberzeugung, daß noir und impaire die meiste Aussicht hat, und setzt mit bebender Hand auf jedes einen Louisdor, wobei seine Blicke im nächsten Augenblicke sagen, daß er bereits schwankt, ob er sein Geld stehen lassen oder wieder in den Abgrund seiner dunkelgrünen Börse versenken soll. Sehen Sie dort den kleinen Franzosen in dem schnupftabakbraunen Rocke. Sein Kopf muß vor kurzem geschoren sein, oder vielleicht verlangt die neueste französische Mode, daß man struppiges Haar trägt. Was für eine Menge Gold hält er in seinen fetten Händen und wie eifrig vertheilt er es über den ganzen Tisch! Er läßt kaum ein Viereck leer und setzt noch auf Columnen und auf douzaines. Kommt eine seiner Nummern heraus, so gewinnt er kaum so viel, als er auf anderen verliert. Zum Glück spielt er mit Gold, denn sonst geriethe er mit den anderen Spielern in Streit, da er unmöglich im Gedächtniß behalten kann, auf welche Nummern und Combinationen er gesetzt hat. Außer ihm setzen aber Alle mit Silber und so kann die Ruhe durch keinen unziemlichen Zank gestört werden. Ein seltsamer Bursche mit einem langen Barte scheint ein verdächtiger Charakter zu sein, denn als er einen Friedrichsdor neben und fast auf den Friedrichsdor des Engländers setzt, zieht dieser die Münze rasch zurück und ersetzt sie durch einen Napoleondor. Während dieser ganzen Zeit hat die Kugel, von den geübten Fingern des Croupiers in Bewegung gesetzt, ihren Rundlauf im Rade gemacht. Endlich läßt die Centrifugalkraft nach, die Bewegung wird langsamer, man hört ein leises Klirren eines der kupfernen Unterschiede des Rades, und der Croupier ruft: „Le jeu est fait.“ Der Franzose setzt rasch einen Louisdor auf Zero, der Jude verliert den Muth und macht einen Griff nach seinem geliebten Gelde, aber zu spät. Die Kugel bleibt liegen und einen Augenblick später verkündet der Croupier das Resultat: „Vingt-six, noir, pair et passe.“ Mit seiner Krücke zieht er alles Geld ein, welches auf den falschen Nummern, Columnen u. s. w. steht, während sein College ebenso schnell die Gewinne auszahlt. Die Dame, von der wir zuerst sprachen, hat ihren Gulden verloren und sieht ihm wehmüthig nach, während sie neidisch die Goldsäule betrachtet, welche der Croupier ihrem Nachbar, der die Nummer 26 so stark besetzt hat, zuschiebt. Was der Mann für einen Zug gethan hat! Man hat ihm eine Note von 1000 Franken nebst einem verführerischen Haufen Gold zugeschoben. Er ist ein kluger Mann und verläßt den Tisch, denn er will der Bank das gewonnene Geld nicht zurückgeben, wenigstens nicht auf der Stelle. Der Engländer hat seinen Napoleondor verloren, der Jude bleibt im status quo, denn sein einer Einsatz hat gewonnen, der andere verloren. Ob der kleine Franzose im Nachtheil oder im Vortheil gewesen ist, läßt sich schwer bestimmen. Allerdings hat ihm der Croupier einen Haufen Gold zugeschoben, aber da er so ziemlich auf Alles gesetzt hat, muß Gewinn und Verlust bei ihm ungefähr im Gleichgewicht stehen. Der verdächtige Mann mit dem Barte hat verloren und geht mit grimmigen Mienen fort, um sein Glück an einem anderen Tische zu versuchen. Er rechnet darauf, außer seinem eigenen Gewinn den eines anderen einstreichen zu können.

Jetzt ist Alles ausgezahlt. Der Croupier bringt das Rad in Bewegung und ladet zu neuen Einsätzen ein. Bleiben wir noch länger, oder haben Sie genug gesehen? Gehen wir zum Tisch des trente et quarante und beobachten dort das Spiel. Wir müssen einige Minuten warten, ehe wir herankommen können; offenbar ist irgend eine Anziehungskraft vorhanden. Da ist endlich ein leerer Platz und wir können uns setzen. Richtig, da ist die berühmte russische Fürstin Killemoff. Nun wird es uns an Unterhaltung nicht fehlen. Sie hat eben einige Tausendfranken-Noten auf Schwarz gesetzt „Deux, trois.“ Schwarz gewinnt. Wird sie das Geld einziehen? Nein, sie läßt es auf dem Tische. „Tout va à la masse.“ Schwarz gewinnt wieder. Die Fürstin hat jetzt mehr als vierhundert Pfund auf dem Tische, und da der höchste Satz dreihundertzwanzig Pfund beträgt, so zieht sie den Mehrbetrag ein und läßt das Uebrige stehen. Offenbar hat sie vor ihrer Ankunft schon bedeutend gewonnen, und da sie im Glück ist, so folgen fast alle anderen Spieler ihrem Beispiel und setzen auf Schwarz. Sie ist nicht die Einzige, welche hoch setzt. Wenn Schwarz gewinnt, hat die Bank mehr als zwanzigtausend Franken zu zahlen und streicht blos einige Gulden ein. So kommt es: Schwarz gewinnt wieder. Die Fürstin, die eben acht Tausendfranken-Noten bekommen hat, scheint die ruhigste Person im Saal zu sein. Sie läßt den höchsten Satz stehen und abermals folgen Spieler in Menge ihrem Beispiel. Die Karten werden gelegt. „Deux.“ Die Gesichter der Spieler werden bei dieser Ankündigung hell und verfinstern sich gleich wieder, da der Croupier ausruft: „Vingt-neuf, il n'y a plus de cartes.“ Die Karten werden aus dem Behälter genommen, um neu gemischt zu werden, und Alle, die auf Schwarz gesetzt hatten und sicher gewinnen mußten, haben ihre Einsätze zurückzunehmen.

Die Fürstin hat ihre Theorieen und eine ihrer Ansichten ist, daß sich das Glück mit einem neuen Spiel Karten ändert. Da sie beim letzten Abzuge gewonnen hat, so verläßt sie den Tisch und zieht einen Schwarm von Spielern hinter sich her. Ihr hohes Spiel hat ihr einen solchen Ruf verschafft, daß die Leute immer in Masse herbeiströmen, wenn sie sich dem Roulette-Tische nähert. Im vorigen Jahre sprengte sie die Bank in Monaco dreimal und lieh der Verwaltung jedesmal zehntausend Pfund, damit das Spiel fortgesetzt werden könne. Trotzdem hatte sie, als sie Monaco verließ, nicht blos ihren ganzen Gewinn, sondern auch fünfzigtausend Franken von ihrem eigenen Gelde verloren. Denselben Ausgang wird ihr jetziges Spiel in Baden-Baden nehmen. Sie spielt so widersinnig, wie man nur spielen kann, und obgleich sie, wie wir eben gesehen haben, dann und wann einen guten Schlag macht, befindet sie sich doch in großem Nachtheil und muß um so sicherer verlieren, je länger und je höher sie spielt. Wie sticht gegen ihr Auftreten das vorsichtige Spiel des kleinen grauhaarigen Mannes neben dem Croupier ab! Er hat einen großen Haufen von Banknoten, Geldrollen, doppelten und einfachen Friedrichsdors

und Gulden vor sich liegen. Es ist ein Sonderling, dieser reiche Kornhändler von der Ostsee. Jeden Morgen, bevor das Spiel beginnt, wechselt er bei der Bank Noten im Betrage von drei- bis viertausend Thaler gegen Gold und Silber um. Man sollte daraus schließen, daß er auf hohes Spiel ausgeht, doch darin täuscht man sich. Im Verlaufe eines Abzugs setzt der alte Mann zwei bis drei Male, gewöhnlich einen Doppelgulden, höchstens einen Friedrichsdor. Gewinnt er, so läßt er den Einsatz vielleicht stehen. Fallen ihm die Karten wieder günstig, so streicht er sein Geld schleunigst ein und fügt es zu dem Haufen, der bereits vor ihm liegt. Verliert er, so wird er noch vorsichtiger und läßt häufig einen ganzen Abzug ohne Einsatz vorübergehen. Ob er einfach zu seiner Unterhaltung spielt, oder ob er ein System erprobt, das er später in größerem Maßstabe befolgen wird, ist sein Geheimniß. Ganz unbegreiflich ist seine Gewohnheit, täglich so viele Banknoten in Geld umzuwechseln, um sich am Schluß des Spiels wieder Banknoten dafür geben zu lassen.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— In Liverpool wird augenblicklich ein Boot von nur 20 Fuß Länge ausgerüstet, in welchem zwei Seecapitäne die waghalsige Reise über den atlantischen Ocean unternehmen wollen. In etwa 50 Tagen denken sie bei einigermaßen günstigem Wetter New York zu erreichen. Das Innere des Bootes ist mit so vielen Bequemlichkeiten ausgestattet, wie der enge Raum dies erlaubt, und enthält außer einem Patentofen zur Zubereitung der Lebensmittel, deren für 3 Monate an Bord genommen werden sollen, eine Hängematte für den der beiden Segler, der nicht auf Wache ist, denn außer den Beiden wird nur ein lebendes Wesen die Reise mitmachen, ein großer neufundländischer Hund.

— Im Departement der Meurthe, zwischen Liverdun und Frénard an der Mosel, hat man eine Begräbnißstätte germanischer Krieger aufgefunden. Nach den dabei gefundenen Waffen und Geräthen schließt man, daß sie von einem der Einfälle der Deutschen in Gallien unter der Regierung des Valentinian herstammen. In der verhältnißmäßig großen Tiefe von 1 Meter 60 Centimeter hat man bis jetzt schon mehr als 200 Skelette gefunden, sowie auch einen aus Steinplatten zusammengesetzten Sarg. Außer den Gebeinen fand man eiserne Waffen verschiedener Art, Agraffen und Knöpfe von Silber und Kupfer, einen großen kupfernen Kamm und zwei zerbrochene Gefäße, deren Stücke sich aber vollkommen wieder zusammensetzen ließen.

— Zum Plebiscit empfiehlt ein Franzose auf folgende Schreibung des Namens des Kaisers zu achten: NapOleoN!

— Was den Humbug betrifft, so scheinen die indischen Blätter den amerikanischen so ziemlich ebenbürtig zu sein. So erzählt eine indische Zeitung nachstehendes Stückchen: Bei dem ersten Besuche des Herzogs von Edinburg in einem Elephantenkraal auf Ceylon brachen 29 wilde Elephanten, ein mit gewaltigen Hauzähnen bewehrtes riesiges Leitthier an der Spitze, in die Umzäunung und direct auf den Stand zu, wo der Prinz sich befand. Da indessen an diesem Tage das große Schauspiel des Elephantenfanges noch nicht in Scene gesetzt werden sollte, sprang einer der Beamten von der hohen Warte auf den Boden, stieg mit seinem Regenschirm der zornigen Herde entgegen, öffnete das Regendach und trieb die bestürzten Thiere mit dieser harmlosen Defensivwaffe vor sich her nach einer anderen Richtung.

— Das zahlreiche Geschlecht der Briefmarkensammler wird es interessiren, zu erfahren, daß in Amerika demnächst folgende nach Zeichnungen bekannter Künstler hergestellten Postmarken in den Verkehr gebracht werden: 1 Cent, blau, mit dem Bildniß Franklin's; 2 Cent, Vandyk; braun (Jackson); 3 Cent, grün (Washington); 6 Cent, roth (Lincoln); 10 Cent, lichtbraun (Jefferson); 12 Cent, dunkelpurpurblau (Clay); 15 Cent, orange (Webster); 24 Cent, purpurblau (Scott); 30 Cent, schwarz (Hamilton); 90 Cent, carminroth (Perry).

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

♂ Mannheim, 6. Mai. Von morgen an bietet zwei Wochen lang der hiesige Kunstverein seinen Mitgliedern und den Kunstfreunden hiesiger Stadt und der Umgegend eine seltene Ausstellung, auf welche wir nicht versäumen, die Leser dieser Blätter aufmerksam zu machen. Es ist Prof. Schwind's „Schöne Melusine", das große Meisterwerk, welches zu Stuttgart und Karlsruhe, wo es schon ausgestellt war, das größte Aufsehen erregte und magnetisch die Beschauer in solcher Menge anzog, daß es oft schwer wurde, zu ruhiger Beschauung desselben zu gelangen. In einem Aquarelle von 46 Fuß Länge sind die einzelnen Gruppen der schönen Romanze, aus welcher das Lied des Ritters von Staufenberg, de la Motte-Fouque's Roman „Undine" und Lortzings gleichnamige Oper entstanden sind, mit Schwind'scher Genialität dargestellt: die Liebeswerbung des Grafen von Lusignan bei der reizenden Wassernixe; ihre Erhörung desselben und ihr Walten als Hausfrau; die Bethörung des Grafen zum Mißtrauen, welches ihn in den Zauberbau eindringen läßt, in welchem sie insgeheim durch Baden ihre Jugend und Schönheit erneuert; der Zusammensturz desselben und Melusinens Flucht, von welcher sie nur wiederkehrt, um schirmend über ihre Kinder sich zu beugen; des Grafen reuevolle Pilgerfahrt und Wiederkehr zum Brunnenquell, wo er die Geliebte einst gefunden. Was das Genie Schwinds aus diesem Stoffe bilden konnte mag jeder ermessen, der seine „Sieben Raben" gesehen. Wir können hier nur sagen, daß jenes berühmte Bild uns durch die „Schöne Melusine" übertroffen scheint.

Anagramm.

Mit **F** ist es nicht Glanz, nicht Schein
Und doch etwas von beiden.
Das Auge mag's nicht leiden:
Ihm lieber ist der dunk'le Hain.
Jedoch, in banger Finsterniß
Wär' es ein großer Trost, gewiß.

Mit **G** als Gold ganz ohne Werth
Hängt es an manchen Thieren;
Schier wär' es zum Verführen
Für den, der nur nach Glanz begehrt,
Jedoch ist's brauchbar auch geworden,
Wie man uns sagt, im tiefen Norden.

Mit **Sch** Comparativ
Von einem Prädicate,
Empfehlend nicht gerade;
Denn übel ist sein Sinn und schief.
Doch geht es so mit einem Kranken:
Steht er an bessern Jenseits Schranken.

Δ

Auflösung des Anagramms in Nr. 50:
Beust — Brust.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Baur.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Digitized by Google

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 54. Dritter Jahrgang. 1870.

Telegraphisch verbunden.

Ein Reiseerlebniß.

Von Johanna Roeder.

(Schluß.)

Mit lebhafter Erregung und fühlbarer Herzenserleichterung theilte das junge Mädchen der Hörerin Folgendes mit:

Julie Burg, so hieß sie, war die älteste Tochter eines hessischen Eisenbahnbeamten, der längere Zeit in der Rheinpfalz eine angenehme Stellung in seinem Fach bekleidete. Die Familie zählte fünf Kinder, und als Burg in voller Manneskraft starb, war Julie kaum zwölf Jahre alt. Da galt es einen schweren Kampf mit dem Leben für die beinahe mittellose Wittwe, aber wenn eine Mutter für die Erhaltung und das Wohl ihrer Kinder kämpft, wachsen ihre Kräfte unter Gottes Schutz über ihre eigenen Erwartungen hinaus.

Frau Burg zog in die Residenzstadt K. und lavirte sich und den kleinen Haushalt vermittelst Aufnahme und Verpflegung junger Polytechniker durch die scharfen Klippen der Nahrungssorgen. Ihre Kinder, zwei Töchter und drei Söhne, wurden einfach erzogen, aber an der Ausbildung ihres Geistes und Herzens ließ es die wackere Frau nicht fehlen.

Mit fünfzehn Jahren übernahm Julie die Stelle einer höheren Bonne in Frankreich, um sich in der französischen Sprache noch weiter auszubilden und sich besonders die weiche, richtige Aussprache anzueignen. Beständiges Heimweh quälte das junge Herz, aber es blieb der vorgesetzten Aufgabe treu und hielt das schwere Jahr bis zur Neige aus.

In jener Zeit tauchte zuerst die Verwendung weiblicher Kräfte für das Kassenwesen an Eisenbahnen und für die Telegraphenbureaux auf. Rasch entschlossen wendete sich Julie dem Telegraphendienst zu. Das Lehrjahr wurde mit redlichem, eifrigem Streben zurückgelegt, und dann am Schlusse desselben ein glänzendes Examen bestanden. Julie war talentvoll und unermüdlich. Ihr Styl war fließend und stets dem Inhalt entsprechend. So wurde sie bald die erste Telegraphistin auf ihrer Station, und die schwierigsten Arbeiten gingen ihr leicht und sicher von der Hand.

Der Hauptverkehr fand mit einer nicht sehr entlegenen Residenz des Nachbarlandes statt. Könnte ich nur jedem Leser diese Perle großer Städte zeigen. Von hohen Bergen umschlossen, die sich nur nach einer Seite hin öffnen, mit prächtigen Gärten und lustigen, baumreichen Plätzen reichlich versehen, streckt sie ihre breiten Straßenarme nach allen Richtungen aus, bietet alle Kunstgenüsse, ist belebt von der regsten Pulsader geschäftlichen Verkehres und liegt doch von den Höhen betrachtet in dem grünen Baumschlag da, wie ein Stückchen verkörperten idyllischen Friedens.

Also mit dieser Perle großer Städte fand der regste, telegraphische Verkehr unserer Julie statt, und da sie so zu sagen die beste Arbeiterin war, gingen auch ihre Depeschen an die vorzüglichste Arbeitskraft in dem Nachbarstaate ab. Diese vorzügliche Arbeitskraft gehörte nun aber zufällig keinem weiblichen Wesen, sondern einem kräftigen, bärtigen Manne an, der den gelungenen Depeschen seiner Mitarbeiterin die vollste Anerkennung nicht versagen konnte.

Privatmittheilungen sind den Angestellten bei Strafe verboten, wahrscheinlich weil diese Beziehungen an seinen Drähten doch immerhin bedenklich und gefährlich sind. Das junge Paar war lange Zeit pflichtgetreu, aber die Schlange der Uebertretungssünde kroch so verlockend hin und her, bis endlich der stärkere Theil erlag.

„Guten Morgen Fräulein Julie. Wie haben Sie geschlafen?" vibrirte es plötzlich von dem Draht aus der Perlenstadt.

„Ganz wohl, Herr Gustav!" lautete die rasche Antwort.

„Recht guten Abend!" hieß es ein anderes Mal. „Könnten wir nur einmal mündlich telegraphiren, damit ich die geschätze Collegin kennen lerne.

Es kam nur ein: „Guten Abend" zurück.

Nach und nach wurden die Unterhaltungen fließender und ausführlicher, aber Versucher und Verräther sind selten weit auseinander, und so wurde auch eines schönen Tages Julie des Hochverrathes am Telegraphenverbot angeklagt. Sie kam, in Betracht ihrer außerordentlichen Leistungen, mit einer strengen Rüge davon.

Was war natürlicher, als daß Gustav sich nach dem störenden, drohenden Unfall per Draht erkundigte, und die innigste Theilnahme an der Strafpredigt bekundete?

Nun war man einige Zeit vorsichtig, aber das unmerklich immer mehr wachsende, gegenseitige Interesse verdunkelte doch schließlich wieder die jungen Menschenaugen. Die kleinen Berichte tauchten wieder auf und wuchsen mit unerhörter Raschheit, und, o Entsetzen, Julie wurde zum zweiten Male der Uebertretung angeklagt. Sonderbar, daß die Anklagen immer von der Seite kamen, wo liebenswürdige, junge Mädchen gemeinschaftlich arbeiteten. Dadurch fällt ein kleiner Schatten auf das zarte, weichfühlende Geschlecht.

Julie, die rückfällige Sünderin, büßte das erneute Verbrechen mit zwei Gulden Strafe und der unerläßlichen, verstärkten Ermahnungsrede.

In diesem Falle konnte nun aber Gustav nicht mehr mit dem kalten Draht aus weiter Ferne seine Theilnahme ausdrücken. Er eilte auf den Flügeln des Dampfes zu der Gestraften, um ihr unumwunden zu erklären, daß er, als der eigentliche Hauptschuldige, zum Director gehen, um ihre Freisprechung bitten und die ganze Verantwortung auf sich nehmen wolle.

Da standen sie sich denn zum ersten Male einander gegenüber, die jungen, eifrigen Arbeiter im Dienste des mächtigen Telegraphen und jedes wollte in aufwallendem Edelsinn dem anderen das Recht der Strafbarkeit bestreiten.

Wie drang der Blick der großen, beredten, braunen Augen so tief in Gustav's wohlvorbereitetes, mit Zündstoff überfülltes Herz, und wie staunte Julie den dunkelblonden Lockenkopf, die tiefblauen gefühlvollen Augen und das regelmäßige Gesicht mit dem feingezeichneten Schnurrbart an. Nein, so hübsch hatte sie sich das Drahtendchen doch nicht vorgestellt.

Auch in der Unterhaltung begegneten sich verwandte Anklänge. Gustav Braun war der Sohn eines ausgezeichneten Arztes. Auch ihn hatte eine verwittwete Mutter mit großer Liebe, Sorgfalt und Aufopferung erzogen, und auch bei ihm waren die segensreichen Saatkörner der mütterlichen Hand nicht auf felsigen, unfruchtbaren Boden gefallen. Er war ein durch und durch gebildeter, kenntnißreicher, gewandter, liebenswürdiger, junger Mann.

Juliens Beredtsamkeit, vielleicht noch mehr der warme Blick ihrer Augen, trug endlich den Sieg davon. Sie durfte die Bestrafte bleiben, und Gustav zog sich als doppelt Besiegter zurück.

Nach acht Tagen kam er wieder. Er hatte bei dem ersten Besuch etwas sehr Wichtiges zurückgelassen, nämlich sein von Liebe überwallendes Herz. Der Telegraphendraht hatte gut vorgearbeitet, denn, o Wunder, Julie gab dem armen Herzlosen zwar nicht sein verlorenes Gut zurück, räumte ihm aber zum Ersatz die größte und wärmste Gefühlskammer ihrer linken Seite ein. Frau Burg, welche mit liebevoller Umsicht einen reicheren Bewerber begünstigt hatte, mußte sich nun auch schließlich dem unwiderstehlichen Telegraphennetz fügen.

Um nicht in beständige Strafe zu verfallen ließ sich Gustav nach dem beglückenden Ja an die Ufer des Bodensee's versetzen. Julie, bei welcher der Telegraphendienst mit seinen Aufregungen und Anstrengungen nachtheilig auf die Brust wirkte, will nur noch in Amt und Würde bleiben, bis ihre sich nachbildende, jüngere Schwester ihre Nachfolgerin werden kann.

Zur einstweiligen Erholung hatte sie eben einen achttägigen Urlaub zu einem Ausflug nach Meersburg benützt, wo liebe, bewährte Freunde ihrer Familie wohnen. Schon Tags zuvor war der glückliche Bräutigam bei ihr auf der Felsenveste und hatte sich als höchste Liebesgunst ihren heutigen Besuch erbeten, um die Erwählte seines Herzens endlich seinen neuerworbenen Freunden zu zeigen. In dem Hause eines seiner Vorgesetzten erwartete sie ein sicheres, behagliches Asyl.

„Sehen Sie, liebe Julie", sagte Hertha mit warmem Händedruck, „da springt uns schon der Leuchtthurm von Friedrichshafen entgegen und die ganze, liebe Stadt folgt zum Lohn für Ihre liebenswürdige Erzählung, die ich als freundliches Gedenkblatt mit innigsten Dank mit mir nehmen will."

„O, dort steht er ja schon," rief das Mädchen, entzückt mit den Händen winkend. „Er hat mir schon einen Kuß herüber geworfen." Ja dort stand er und harrte bis die schmale Verbindungsbrücke angelegt wurde.

„Da habe ich Orangen für ihn," plauderte Julie erregt weiter. „Ich weiß gar nicht, mit was Allem ich ihn erfreuen möchte."

„Liebliches Kind, Du bringst Dich ihm ja ganz und gar mit all Deiner innigen Liebe," flüstert Hertha und — denkt vergangener Zeiten.

„Die Billets, meine Herrschaften!" schnarrte die Stimme des Capitains. Hertha hatte das ihrige schon in die Hand genommen, aber Julie suchte vergebens in fieberhafter Hast.

„Geben Sie mir ihr Gepäck," beschwichtigte Hertha, „und suchen Sie an unserem Platz." Alles vergebens, und dort stand an der schmalen Planke der von Sehnsucht gefolterte Gustav, und hier quälte sich im gleichen Gefühl die hochglühende Julie.

„Herr Capitain, seien Sie nachsichtig!" flehte Hertha.

„Im Gottes Namen," brummte der Angeredete. „Aber lassen Sie sichs zur Warnung dienen. Wären Sie nicht auf dem gleichen Schiff geblieben, dann müßten Sie unabänderlich ein neues Billet lösen."

Noch ein warmer Händedruck und schon war das selige Mädchen hinübergeflattert über die schwanke Glücksbrücke. Gustav hielt sie innig umfaßt, aber tactvoll und liebenswürdig trat er jetzt mit der holden Braut am Arm Hertha entgegen.

„Meinen Dank, werthes Fräulein, für den Schutz, den Sie meiner Rose gewährten. Erlauben Sie, daß ich Ihnen den Reisesack tragen darf?"

„Nein, mein Herr," erwiderte Hertha dankend, „begnügen Sie sich jetzt mit dem liebenswürdigsten Gepäck, daß der gütige Himmel Ihnen zugetheilt hat."

Das Pärchen lachte der Scheidenden glückstrahlend zu.

„Mögen sie stets so glücklich bleiben, so seelenfroh, und möge nie das Leben und das Schicksal störend einwirken auf die lieben Menschen, die sich telegraphisch gefunden und verbunden haben!" So dachte Hertha still in sich versunken, und der Wiederschein des jungen Glückes glänzte in ihrer Seele fort bis an das Ziel ihrer Reise, und dort stand ja die liebe Freundin und verklärte mit herzlichem Händedruck und Willkommsgruß das frohe Wiedersehen.

Im Spielsaal von Baden-Baden.

(Schluß.)

Der Engländer, den wir jetzt an den Tisch treten sehen, ist eine lebendige Warnung vor dem Spiel. Vor einigen Jahren erschien er hier mit einem System, dem Resultat langer und aufmerksamer Beobachtungen, das er für untrüglich hielt. Es bestand einfach darin, daß er die Nummern, die beim Roulette-Spiel zwei Stunden lang herauskamen, aufzeichnete und dann die besetzte, welche gar nicht oder nur selten gewonnen hatten. Am ersten Tage, wo er sein System in Anwendung brachte, lächelte ihm das Glück. Er verweilte nicht ganz eine Stunde am Spieltische und gewann siebenhundert Pfund. Seine Freude kannte keine Grenzen Er glaubte wirklich den Stein der Weisen entdeckt zu haben. Schleunigst begab er sich zu seinem Banquier und schickte den größten Theil seines Gewinnes nach London. Am nächsten Tage spielte er wieder mit einem Verlust von fünfzig Pfund. Beim dritten Male hatte er solches Unglück, daß er sich sein Geld von London zurückschicken lassen mußte. Kurz, nach einer Woche blieben ihm von seinem Gewinn blos fünfzig Pfund, die er mit sich nach Hause nahm. Da er sich nun von der Wandelbarkeit des Glückes vollständig überzeugt hatte, setzte er nie wieder einen Pfennig und thut seitdem sein Möglichstes, Andere vom Spiel abzuhalten.

Jene beiden jungen Männer in eleganter Kleidung und mit lavendelfarbigen Handschuhen sind eben aus Paris angekommen und Mitglieder einer Gesellschaft, welche die Bank sprengen will. Sie befinden sich seit einem Monat hier und haben, wie das Gerücht sagt, genug gewonnen, um ihre Hotelrechnung bezahlen und verschiedene Einkäufe machen zu können. Ihr Capital haben sie aber nicht vermehrt und werden wohl nichts Großes ausführen können. Augenscheinlich spielen sie nach irgend einem System. Worauf dasselbe beruht, weiß Niemand, und man sieht nur, daß sie häufig die Köpfe zusammenstecken und sich in Berechnungen vertiefen. Es sind ihrer sechs und sie spielen abwechselnd, immer je zwei, den ganzen Tag. Wahrlich, eine beneidenswerthe Existenz!

Jener magere und bleiche Mann mit dem klugen Gesicht und in halb geistlicher Tracht, der auf seiner Karte so hübsch und so genau notirt und sie Jedem, der sich von dem bisheri-

gen Gange des Spiels überzeugen will, so höflich darbietet, hat mir lange zu rathen gegeben. Er ist ein Spieler von Handwerk, wie es deren hier und in den anderen Bädern viele giebt, obgleich das Publicum von ihnen wenig zu hören oder zu wissen scheint. Diese Leute rathen Anderen, wie sie spielen müssen, und nehmen von jedem Gewinn einen Antheil in Anspruch, halten sich aber für Verluste nicht verantwortlich. Ob sie sich gut dabei stehen, fragen Sie? Mein verehrter Freund, auf Ihre Frage giebt es nur eine Antwort. Sie bleiben eben Spieler von Handwerk und man sieht sie fast nur für Andere setzen. Verräth dies ein großes Vertrauen auf ihr richtiges Urtheil?

In der Nähe dieses Spielers sitzt ein Mann, der ein auffallend einnehmendes Gesicht hat, der aber sorgenvoll und ängstlich aussieht. Vor Zeiten war er ein naher Freund und Verbündeter des bekannten Garcia, dessen wunderbares Glück für Spieler, die sich der Berühmtheiten vor fünfzehn bis zwanzig Jahren erinnern, noch immer ein Lieblingsthema des Gesprächs bildet. Unser neuer Bekannter hier unterscheidet sich von Garcia darin, daß er sich einen unbefleckten Ruf erhalten hat und als zu Grunde gerichteter Mann ein Gentleman geblieben ist. Diejenigen, welche die beiden früher beobachtet haben, sagen, daß er ein „feinerer Spieler" als Garcia war, daß aber sein Glück, obgleich es groß war, nie so außerordentlich war, wie das seines Freundes. Er spielte stets allein, während Garcia in der Regel vier Leute mitbrachte, die für ihn spielten, dieselben Karten und Nummern besetzten, die er gewählt hatte, und gleich ihm stets den höchsten Satz wagten. Unser Freund hier hatte länger Glück als Garcia, aber zuletzt verlor er Alles. Er besucht noch die Schauplätze seiner früheren Triumphe, setzt noch gelegentlich ein paar Goldstücke und verweilt selten länger als einige Minuten am Spieltische.

Was Garcia betrifft, so ist er gänzlich verschwunden und Wenige wissen, ob er noch lebt oder todt ist. Durch seine Verluste zur Verzweiflung getrieben, betrog er in einem Pariser Club, wurde mit Schimpf und Schande zur Thür hinausgewiesen und versank sofort in das Dunkel, das alle ruinirten Spieler erwartet. Ich bin nie im Stande gewesen, mir eine zuverlässige Angabe über seine Gewinne zu verschaffen, und weiß nur, daß sie ungeheuer gewesen sind. Man nennt verschiedene Summen, die zwischen achtzigtausend und fünfmalhunderttausend Pfund schwanken. Die letztere Angabe ist gewiß eine Uebertreibung. Eines ist übrigens gewiß und beweist die Höhe, welche seine Gewinne gelegentlich erreichten: der Schrecken, den er den Actienbesitzern der Bank einflößte. In einem der Cursäle, wo er häufig erschien, war es Sitte, jeden Morgen eine Liste anzuschlagen, welche die Course der verschiedenen Staatspapiere und Actien enthielt. Unter diesen Coursen wurde auch jener der Actien der Privilegirten Bank mitgetheilt. Es ist eine verbürgte Thatsache, daß nach jedem Abend, an dem Garcia mit besonderem Glück gespielt hatte, die Actien um zehn bis zwanzig Procent fielen. Hatte dann die Bank einige gute Tage, so gingen die Actien wieder auf ihren früheren Stand zurück, so daß ihr Steigen und Fallen für die Gewinne oder Verluste dieses merkwürdigen Mannes einen zuverlässigen Maßstab gewährte.

Während wir schwatzten, haben die Croupiers die Karten gemischt, einen der Spieler abheben lassen und einen neuen Abzug begonnen. Was soll dieses plötzliche Einströmen von Menschen in den Saal? Wir werden gewiß eine Notabilität sehen. Der schlanke hellblonde junge Mann, der auf uns zuschreitet und ein so großes Gefolge hinter sich hat, ist ein sächsischer Edelmann, der vor einiger Zeit hier erschien und mit ganz kleinen Einsätzen begann. Da er das ungewöhnlichste Glück hatte, so konnte er sein Capital dergestalt vermehren, daß er jetzt selten unter dem höchsten Satze spielt und immerfort Glück hat. Man sagt, daß die Croupiers, so wie sie ihn sehen, sich in Bereitschaft setzen, ihm sein Geld auszuzahlen, und daß sie ihm eine hübsche Summe geboten haben, wenn er Baden-Baden verläßt oder während seines ferneren Aufenthaltes nicht mehr spielt. Jeden Morgen stehen eine Menge Menschen draußen vor dem Cursaal, um auf seine Ankunft zu warten und ihm an den Spieltisch zu folgen, wo sie setzen, wie er setzt. Hört er zu spielen auf, so begleiten sie ihn zur Thür und überschütten ihn mit Glückwünschen, und mit Danksagungen für den Vortheil, den er ihnen verschafft hat. Sehen Sie nur, wie man ihm zum Spieltische Platz macht und wie zuvorkommend er von seinen Bekannten begrüßt wird! Er hat nicht viel Geld bei sich und braucht bei seinem Glück in der That nicht viel. Er nimmt einige Banknoten aus seiner Brieftasche und besetzt Schwarz und couleur mit der höchsten Summe, die gestattet ist. Sofort strecken sich von allen Seiten des Tisches Hände aus und häufen Silber, Gold und Banknoten auf die Stellen, die er besetzt hat, so daß kaum ein Fleckchen leer bleibt, während die übrigen Räume des Tisches blos einige Gulden aufweisen. Diese Einsätze rühren von Skeptikern her, die an ein dauerndes Glück des Grafen nicht glauben. Er ist vollkommen ruhig, aber seine Mitspieler beobachten das Legen der Karten mit Aengstlichkeit. „Huit neuf, rouge perd, couleur gagne", verkündet der Croupier. Der Graf und die ihm gefolgt sind, gewinnen und er steckt abermals mehr als sechshundert Pfund ein. Er versucht dasselbe Spiel noch einmal und gewinnt mit einem, verliert mit dem zweiten Satze. Bei ihm gleicht sich die Sache also aus, aber seine Freunde blicken ihn vorwurfsvoll an, als ob er ihnen ein Unrecht zugefügt habe. Jetzt schiebt er sein Geld auf die entgegengesetzte Seite hinüber und wird für seine Mühe belohnt, da er mit beiden Einsätzen gewinnt. Die Croupiers sehen nicht besonders vergnügt aus. Das Glück des Grafen könnten sie vertragen, aber es wurmt sie, daß auch alle Anderen gewinnen und so hoch setzen. Sie wissen aus Erfahrung, daß der Graf, wenn er in Verlust kommt, den Tisch sofort verläßt und meistens auch seine Freunde mit sich zieht, so daß die Bank keine Aussicht hat, ihr Geld gleich wieder zu bekommen. Ueberdies hat der Graf, wenn das Gerücht nicht lügt, den festen Entschluß gefaßt, bei einem Glücksumschlage sein Spielen ganz einzustellen, damit man von ihm nicht sagen soll, daß er einer der gewöhnlichen Spieler ist, die nach anfänglichem Glück schließlich doch immer verlieren, weil sie in dem Verlangen, das verlorene Geld wieder zu gewinnen, allen Halt einbüßen. Wenn er diesen Entschluß gefaßt hat und ihm treu bleibt, so steht es um die nächste Dividende schlecht. Die Gewinne des Grafen haben ein tüchtiges Loch in die Bank gemacht, von den sehr beträchtlichen Gewinnen derjenigen, welche seinem Spiel gefolgt sind, zu schweigen. Diese letzteren Gelder werden freilich aller Wahrscheinlichkeit nach zur Bank zurückkehren und wenn auch nicht die nächste, so doch die dann folgende Dividende vermehren helfen.

Halten Sie Ihren Doppelgulden bereit und lassen Sie uns das nächste Mal mit dem Grafen setzen. Wofür entscheidet er sich? Für Roth. So mag es denn Roth sein. Den Verlust von einigen Gulden kann man leicht verschmerzen, aber man wird beim Legen der Karten doch etwas nervös und denkt, daß der Graf sich dieses Mal geirrt haben könnte. „Deux, an." Wir haben gewonnen. Der Graf steckt seinen Gewinn ein und verläßt den Saal. So lange wir ihn beobachteten, hat er seine hunderttausend Franken gewonnen. Für eine Morgenarbeit ein hübscher Lohn! Wir thun am besten, wenn wir auch gehen und uns der Versuchung entziehen. Ueberdies ist es Zeit zum Mittagessen. Speisen Sie in Ihrem Hotel? Schön, ich gehe mit und von unserem Gewinn kaufen wir uns eine Flasche Champagner und trinken auf die Gesundheit des glücklichen Grafen. Vive le jeu!

Mannichfaltiges.

— Die Dresdner Nachrichten schreiben aus Dresden: Man erzählt sich vielfach in der Stadt folgende Anekdote. „Bekanntlich weilte vor kurzem der Herzog von Meiningen in

Dresden und benutzte die wenige Zeit seiner Anwesenheit hierselbst unter Anderem auch zu einigen Spaziergängen durch die Residenz. Zufällig in eine Kunstsammlung eingetreten, wollte Se. Hoh. das übliche Entrée bezahlen. Der Kassenbeamte kannte den Herzog nicht, um so mehr, als Letzterer in Civil und ohne alle Begleitung war. Als es zur Bezahlung kam, gab der Fürst eine Meininger 1-Thlr.-Kassenanweisung hin, die sich der Beamte besah und mit den Worten zurückgab: „Das thut mir leid, den kann ich nicht nehmen, das ist ein wilder." Durch Hinzukommen des Adjutanten wurde später das Hinderniß beseitigt."

— In London bildet das Tagesgespräch die vor Kurzem erfolgte Verhaftung zweier junger Leute, welche als Damen verkleidet in Gesellschaft eines dritten Herrn eine Loge im Strand-Theater inne hatten. Die Angelegenheit, anstatt sich durch die Nachforschungen der Polizei aufzuklären, wird (schreibt die „Engl. Corr.") immer mysteriöser, und seltsame Gerüchte machen die Runde, daß die Beiden nicht allein stehen, daß es einen Verein von etwa dreißig bis vierzig jungen Leuten aus bester Familie giebt, die sämmtlich Theater und andere Vergnügungslocale in weiblicher Tracht zu besuchen pflegten, daß unlängst in einem am Strand belegenen Hotel ein Ball stattgefunden habe, dessen zwölf Paar sämmtlich masculini generis, obwohl zur Hälfte in Damen verkleidet, gewesen seien u. dgl. m. So viel steht fest: die beiden Angeklagten gehören allem Anscheine nach den besseren Ständen an, die Privatwohnung des Einen ist in der aristokratischen Bruton-Street gelegen und auf das eleganteste möblirt; in dem weniger aristokratischen Absteigequartier, in welchem die Metamorphosen vor sich zu gehen pflegten, fand die Polizei etwa 40 Damenkleider vor, alle nach der neuesten Mode und von den feinsten Stoffen gemacht, mit Spitzen oder Pelz besetzt, eine ganze Masse verschiedener Damenhüte mit Schleiern — kurz Alles, was zur weiblichen Toilette gehört, bis auf die kleinsten Gegenstände der Untertleidung. Daß Puderbüchse und Schminktöpflein nicht fehlten, versteht sich von selbst. Unter all den Kleidungsstücken waren höchstens zwei, welche irgend welche Aehnlichkeit mit Maskenanzügen hatten; der Rest bestand ausschließlich aus Gegenständen alltäglicher Toilette. Auch fand sich eine große Anzahl Photographie-Albums vor, alle mit Bildern von anscheinlich den besseren Gesellschaftsklassen angehörigen jungen Leuten oder mit Photographieen unserer beiden „Tämchen" in ihren verschiedenen Anzügen, aber kein einziges irgendwie anstößiges Bild. Wenn wir es hier wirklich — wie die Angeklagten vorgeben — mit einem Scherz zu thun haben, dann ist es jedenfalls ein ungeheuer kostspieliger Scherz, denn festgestellter Maßen hatten die Beiden erst wenige Tage vor ihrer Verhaftung im Strand-Theater zwei andere Theater besucht, und als man ihnen im Arresthause die weibliche Tracht abnahm, fanden sich bei ihnen noch Billete für eine Loge der italienischen Oper.

— Zu den schönsten Zierden, welche die Gärten Englands durch Mr. Fortune aus China erhalten haben, gehört unstreitig eine neue Art Cypresse, welche wegen ihrer herabhangenden Zweige den Namen „Trauer-Cypresse" erhalten hat. Dieselbe findet sich nur in den Gebirgsgegenden am oberen Laufe des Stromes von Shanghai und hat ungefähr das Ansehen der Trauerweide. Der gerade Stamm erreicht eine bedeutende Höhe und Stärke; die Aeste gehen zuerst im rechten Winkel von demselben ab, biegen sich dann ziemlich aufwärts und lassen die Spitzen wieder herabhängen. Die kleinen Blätter gleichen denen des Sodabaumes, sind aber von hellerem Grün. Da dieser Baum, welcher die italienische oder gewöhnliche Cypresse an Schönheit weit übertrifft, im nördlichen China wächst, dessen Klima mit dem von England und Mittel- und Süddeutschland ziemlich übereinstimmt, so steht zu hoffen, daß er sich bald acclimatisiren und in der Zukunft unsere Friedhöfe schmücken wird. In der That ist er in den Gärten Englands aus dem von Fortune gesendeten Samen in reichlicher Menge aufgegangen und scheint dort eben so gut zu gedeihen, wie in seinem Vaterlande.

— Experimente, welche jüngst in England angestellt wurden, um zu ermitteln, welche Farben das Auge am schnellsten wahrnehmen kann, sind zu Gunsten der gelben Farbe ausgefallen, weshalb dieselbe für Eisenbahnsignale in Anwendung kommen soll.

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

Der Prophet Jesaias als religiöser Volksredner mit Blicken auf das römische Concil. Vortrag von Dr. E. O. Schellenberg, Stadtpfarrer in Mannheim. Berlin, 1870. Verlag von F. Henschel.

-λ. Diese Brochüre bildet in der Reihe der „Protestantischen Vorträge" das 6. Heft. Der in ihr vorliegende Vortrag wurde in seiner ersten Hälfte zuerst in Berlin und sodann unter dem 20. März in seiner jetzigen Gestalt in Speyer gehalten. Die eigenthümlichen Vorgänge, welche dabei in der letzteren Stadt vorkamen, sind in einem kurzen „Vorwort" besprochen. Der eigentliche Vortrag umfaßt 38 Seiten. Er ist in seinen beiden Theilen von gleich spannendem Interesse. Im ersten Theile ist das Wesen der Prophetie, welches unsere Orthodoxie zum Theil in mysteriöse Nacht gehüllt, zum Theil in einen willenlosen Mechanismus verkehrt hat, im Anschluß an die psychologischen Grundgesetze des menschlichen Geistes in verständiger durchsichtiger Weise charakterisirt. Sodann wird die Persönlichkeit des Propheten Jesaias in „blühenden Farben" gezeichnet. Zuerst erscheint er als der „Wächter des Gesetzes", als ein Mann voll der höchsten „sittlichen" Thatkraft, sodann als der wahre „Patriot" mit glühender Volks- und Vaterlandsliebe erfüllt, um jeden Preis den Bund mit dem Ausland vermeidend, zuletzt als der in die Zukunft blickende „Seher", dem der Sieg des Wahren und Guten über jeden Zweifel gewiß ist. Die gewöhnlich beliebte, ungeschickliche, allegorische Auffassung der Bilder und Reden des Propheten wird nach ihrer Plattheit und Keckheit in ironisirender Weise gegeißelt. Die Anlage des prophetischen Buches, das Verhältniß seiner Theile wird nach den jetzigen Resultaten der historischen Kritik auseinander gelegt. Mit Schauer werden die „Heiligen unserer Tage" die Kunde vernehmen, daß die letzten 27 Capitel des Buches nicht von Jesaias, sondern von einem Unbekannten aus der Zeit des Exils ihren Ursprung haben.

In seinem zweiten Theil beschäftigt sich der Vortrag mit dem Concile in Rom. Die Aufgaben desselben, sein Endzweck, die Gefahren, die es in seinem Schoße birgt, werden in der schlagendsten Weise, zumeist durch die Aussprüche katholischer Kirchenfürsten, gekennzeichnet. Die zu lösenden Aufgaben, der Dogmatisirung der leiblichen Himmelfahrt der Maria, der Lehren des Syllabus und der Encyklika und der päpstlichen Unfehlbarkeit haben einzig den Endzweck, die Herrschaft des Jesuitenordens über die katholische Kirche und mit ihr über die ganze moderne Weltanschauung zu besiegeln. Daraus erhellt die Größe der Gefahren des Concils, es droht allen Errungenschaften auf dem Gebiet des menschlichen Geistes Kampf und Vernichtung. Diesen Gefahren gegenüber ist die Schlußmahnung des Vortrags völlig im Rechte, daß es unsere heiligste Aufgabe sei, für unsere theuersten Güter auf der Wache zu stehen. — Der ganze Vortrag ist in lebendiger, frischer Weise gehalten, die Darstellung ist voll poetischen Schwungs und reich an blühenden Bildern. Kein Leser wird ihn aus der Hand legen können, ohne ihm das Zeugniß geben zu müssen, daß er ihn mit dem höchsten Interesse gelesen, und daß er aus ihm die kräftigste Anregung empfangen habe.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 85. Dritter Jahrgang. 1870.

* Durch Sonnenlicht.

Novelle von André Hugo.

1. Aus der Rhone.

Auf dem einen der größeren Einschiffungsplätze der Stadt Lyon herrschte reges Leben. La Guillotière, das neue Stadtviertel des Botteaux von Lyon, mußte heute seiner sämmtlichen Bewohner beraubt sein, denn es wimmelte von hohen Gästen und Einwohnern dieses reichen Stadttheiles. Und dieses Kauderwälsch von Sprachen! Englisch, Französisch, Spanisch, Italienisch in den verschiedenartigsten Dialekten tönte so wild und wirr durcheinander, daß sich die zwei jungen Deutschen lächelnd anblickten, als sie durch die dichten Reihen drängten und dieses entsetzliche Sprachchaos an ihr Ohr drang. Auch die beiden Deutschen wollten sich an der projectirten Lustfahrt auf der Rhone betheiligen, denn kaum hatten sie sich dem dichten Menschenknäuel entwunden und sich dem Ufer genähert, an dem die Schiffer in dem miserabelsten Französisch, das wohl in ganz Frankreich gesprochen wird, mit den Vertretern fast aller Nationen des Erdballs um die Fahrpreise feilschten, so hatten sie sich sehr bald eine kleine Barke gemiethet und eilten mit dem Führer derselben nach dem betreffenden Landungsplatze.

Nach kurzer Zeit setzte sich der Zug in Bewegung; die Schiffe und Barken ordneten sich ein, und dahin zog unter Singen, Plaudern und Scherzen in den einzelnen Booten die Flottille der Rhone.

Der ungewohnte und außergewöhnliche Anblick bot für die Deutschen so viel Interessantes, daß sie darüber ihre eigene Unterhaltung vergaßen. Aus dieser Hingabe an die sich entwickelnde bunte Scenerie riß die Beiden das Heranrauschen eines tiefgehenden größeren Bootes. Die Gardinen desselben waren theilweise zurückgezogen, so daß das Innere den beiden Beobachtern in der kleinen Barke erschlossen war. Auf einem schwellenden Divan von dunkelrothem Sammt lag nachlässig hingestreckt ein blühendes Mädchen, dessen scharfgeschnittenes Profil durch den dunkelen Hintergrund und durch die scharfe Beleuchtung von der anderen Seite um so schöner hervortrat.

Der Aeltere der Beiden, Lieutenant von Steinberg, der Begleiter des jüngeren Mannes, eines Prinzen aus einem bekannten deutschen Königshause, machte denselben flüchtig auf das Mädchen aufmerksam und bewunderte mit diesem zu gleicher Zeit die wunderliebliche Erscheinung. Auf den Prinzen schien das Mädchen nur einen vorübergehenden Eindruck gemacht zu haben, denn er lehnte sich wieder rückwärts an den Bord der Barke, während sein Begleiter noch immer unverwandten Auges nach dem Boote an ihrer Seite blickte.

Der Prinz ersuchte seinen Begleiter um eine Auskunft.

Lieutenant Steinberg überhörte die Worte, so bezaubernd wirkte der ungewöhnliche Anblick auf ihn ein.

Als der Prinz seine Frage wiederholt hatte, aber dennoch keine Antwort erhielt, klopfte er dem Insassen der Barke unwillig auf die Schulter und riß ihn dadurch aus seinen Träumereien.

Der Lieutenant wandte sich um und stammelte verlegen einige Worte der Entschuldigung.

In demselben Augenblick gellte ein schrecklicher Ausruf um Hilfe in reiner deutscher Sprache von einem weiblichen Wesen durch die Luft.

Als sich der Prinz und sein Begleiter umblickten, sahen sie eben die schöne Nachbarin des an ihrer Seite fahrenden Bootes unter den Wasserspiegel tauchen. Ohne langes Zaudern, ohne weitere Ueberlegung riß der Lieutenant seinen Rock vom Leibe und sprang trotz der versuchten Zurückhaltung von Seiten des königlichen Prinzen in die Rhone.

An den Wendungen und Bewegungen des Lieutenants konnte man den geübten Schwimmer nicht verkennen. Im nächsten Augenblicke war er auf der Stelle, an der das Mädchen soeben verschwunden war. Hier mußte sie doch zu fassen sein! Er tauchte. Ohne Resultat erschien er wieder über der Oberfläche des Wasserspiegels. War es nun das zweifelhafte Licht, welches der Himmel sandte, oder war es sonst ein anderer ungünstiger Umstand, kurz, sein Bemühen blieb auch bei dem nochmaligen Tauchen ohne Erfolg. Gleichzeitig mußte er aber auch mit Anstrengung auf die Seite zu entkommen suchen, um nicht von der Zugbahn des von Lyon kommenden Paketdampfschiffes erfaßt zu werden.

Die übrigen Schiffe hatten, theils aus Neugier, theils um im Nothfalle Hilfe leisten zu können, einen großen Kreis um die Unglücksstelle gebildet, so daß man die Bemühungen, welche von den verschiedensten Seiten gemacht wurden, um der Verunglückten habhaft zu werden, deutlich bemerken konnte. Lieutenant Steinberg hatten sich noch einige Schwimmer in gleicher Absicht zugesellt; Seile und Stangen wurden ins Wasser gehalten; kurz, alle möglichen Anstalten waren getroffen, um die junge Deutsche, denn daß es eine solche war, ging aus dem Hilferuf deutlich genug hervor, bei ihrem etwaigen noch einmaligen Auftauchen zu retten. Lieutenant Steinberg näherte sich eben dem Boote, worin sein königlicher Herr saß; — schon hatte er das zugeworfene Seil erfaßt und an demselben sich bis unmittelbar an das Boot gearbeitet; und eben wollte er sich, als er den Rand der Barke erfaßt hatte, in dasselbe schwingen, als plötzlich die schöne Gestalt vor ihm auftauchte und im nächsten Augenblicke an seinem Halse hing. Steinberg hatte alle seine Kräfte zusammenzuraffen, um sich mit der kostbaren Last an der Oberfläche zu halten, denn er hatte es mit einem sich im Todeskampf befindenden Wesen zu thun.

Ein lautes Hurrah dröhnte über die Wellen der Rhone, als er die Deutsche mit Hilfe des Schiffers in das Boot gearbeitet hatte und er sich im nächsten Augenblicke auch in dasselbe schwang.

Alle Fahrzeuge drängten sich um die Barke, in der Lieutenant Steinberg seine Wiederbelebungsversuche mit seiner schönen Landsmännin anstellte und so lange fortsetzte, bis dieselbe nach Verlauf einiger Minuten die Augen wieder aufschlug und neues Leben durch ihre erstarrten Gliedmaßen eilte.

Eine kurze Zeit ruhte der sprechende Blick der Unbekannten auf Steinberg, gleichsam als wollte sie sagen: „Wer bist Du?

. . . Wie bin ich hierhergekommen? . . . Was ist überhaupt mit mir vor? . . .“ Doch der Ernst des Augenblicks und das Gefahrvolle der Lage der unglücklichen Schönen ließen Steinberg keine Zeit zu weiteren Beobachtungen. Ueberdies waren jetzt auch die Begleiter der Deutschen mit ihrem Fahrzeug herangekommen und transportirten mit Steinbergs Hilfe die Schöne von der Barke nach dem elegant ausgestatteten Boote der Fremden.

Steinberg warf noch einen Blick nach dem Madonnengesichte und der Umgebung desselben, die sich eifrig bemühte, das erlöschende Leben zu erhalten, dann begab er sich wieder zurück nach seinem Boote. Und ehe sich weitere Gedanken in ihm entwickeln konnten, hatten sich die Fahrzeuge in bunter Folge zwischen das Steinbergs und das gedrängt, welches die Gerettete hinter den vorgezogenen grünseidenen Vorhängen barg.

Nach diesem unglücklichen Vorfalle schien Niemand große Lust zu haben, die Fahrt weiter fortzusetzen. Die plötzlich übergehende Witterung trug auch ihr Möglichstes dazu bei, denn an die Stelle des sich verdüsternden und bald darauf ganz verschwindenden Mondlichts trat eine tiefe, tiefe Nacht, wie sie in den südlichen Ländern nur herrschen kann; die im spärlichen Mondlicht erglänzenden Ufer des Flusses zeichneten sich nur noch in ihren Contouren am Nachthimmel ab, bis sie ganz verschwanden, und ein dichter Nebel sich vor den Bug der Fahrzeuge legte.

Nach kurzer Fahrt war Lyon wieder erreicht.

Steinberg hatte zwar die beiden warmen Decken, welche sein königlicher Begleiter aus Fürsorge mitgenommen hatte, übergeworfen, und die Nachtluft war auch mild genug, um nicht nachtheilig auf den gänzlich Durchnäßten einwirken zu können, allein dennoch überlief ihn ein stärkeres Fröstеln, als bei einer gewöhnlichen Erkältung. Bei dem Landen versuchte er mit seinem Begleiter noch einmal nach der schönen Unbekannten zu forschen, allein, da alle ihre Mühe resultatlos blieb, begaben sie sich schließlich nach Hause.

Gott Morpheus hatte aber noch nicht lange die Beiden in seine Arme genommen, als ein reitender Bote sie aus dem Schlummer riß und dem Prinzen die Nachricht brachte, daß die königliche Mutter desselben in Nizza, wo sie sich seit einigen Wochen aufhielt, bedenklich erkrankt sei und so schnell als möglich ihren Sohn bei sich haben möchte.

Die Sachen waren bald gepackt, so daß die ersten Strahlen der Morgensonne die Beiden bereits reisefertig fanden. Und als sich die Sonne durch die schweren Morgennebel hindurch gekämpft hatte, waren die jungen Deutschen längst über das Weichbild der Stadt Lyon.

In Nizza angelangt, eilte der königliche Prinz zu seiner Mutter; Lieutenant Steinberg dagegen mußte das Lager suchen, denn Fieberfrost schüttelte ganz gewaltig seine Glieder. Und nach diesen Vorläufern stellte sich auch die Krankheit in Folge der heftigen Erkältung ein. Wirre Fieberphantasieen kämpften einige Tage lang in dem jungen Mann, bis sich die Krankheit weiter und weiter entwickelte und sein Lebenslicht zu erlöschen drohte. Allein die kernhafte Gesundheit behielt endlich die Oberhand, so daß es Steinberg möglich wurde, den Prinzen und seine Mutter bei Anbruch des Winters nach Wien zu begleiten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Billingsgater Großfischmarkt in London.

Von J. F. Schneeberger.

London ist alles und doch nichts, London ist die größte Cultur- und Sittenstadt, es ist aber auch eine Stadt der größten Raubwirthschaft. London verschlingt alles, aber verdaut nicht alles, London wird immer größer und doch immer schwächer. London laborirt am Altersmarasmus und regenerirt sich scheinbar immer; kurz und gut, London ist zu vergleichen einem Traum in der Wirklichkeit, es ist alles möglich Gedenkbare, unter anderem alles Möglichen Markt, immerwährender, unaufhörlicher Tag- und Nacht-, Wochen-, Jahr- und Weltmarkt, zu jeder Jahreszeit Oster- und Michaelismesse. Es giebt nie eine Stunde im Tage oder Jahre, in welcher nicht etwas feilgeboten und gekauft würde. Am Heiligen Sonntage, wenigstens Morgens, ist es mitten unter Polizei und Verbot am schlimmsten, denn kein Volk mehr als die Engländer liebt die verbotenen Früchte um des süßen Geschmacks des Unerlaubten willen. Die Sonnabend-Nacht- und Sonntagsmorgen-Märkte versorgen die Menge, die Millionen hauptsächlich für die Woche. Auch wird jede Nacht hindurch in jeder Stunde auf der Straße und in weit offenen Läden und Instituten gekauft und verkauft, gegessen und getrunken. Auf den Straßen werden Austern und andere See-Delicatessen, geröstete Kartoffeln u. dgl. bis nach Mitternacht feilgeboten. Und dann sind schon die großen, blechernen Straßen-Kaffeebehälter mit frischer Labe bereit, den müden obdachlosen Vagabunden oder Unglücklichen für ihren letzten Halb-Penny heißes Cichorienwasser zu credenzen.

Auch kommen dann schon die häuserhohen Fuder von Früchten, Blumen und Gemüsen schwer und duftig durch die Straßen gerumpelt, alle nach der Centralstelle Coventgarden. Und unten auf der mächtig heranfluthenden Themse klappen und klatschen wie seit Jahrhunderten, jede Nacht nur immer zahlreicher, die bunten Segel einer ganzen Flotte von Gravesend herauf, reichlicher für einen Tag mit einer Ernte aus dem Meere beladen, als vielleicht ganz Deutschland und die Schweiz mit ihrer vernachlässigten See- und Flußfischerei in einem ganzen Jahre selber aus dem unerschöpflichen Erntefeld zu schöpfen vermögen.

Es ist die Seefischflotte Londons, die auf der stillen, ewig lebendigen Wasserstraße der Themse heranwächst, um, wie jede Nacht, in Billingsgate den täglichen Fischbedarf für London abzuliefern. Noch schläft London wie es scheint, die Penny-Dampfboote, die den ganzen Tag wie Schwalben auf der gepeitschten Themse umherfliegen, liegen zusammengehuddelt an den Ufern, die riesigen Waarenlager und Großgeschäfte sind ungeheuer diebesfest geschlossen, und die lange Säulenwand des Zollhauses hat nicht ein einziges ihrer vielen Fensteraugen offen. Selbst der knorzige Thurm der Kohlenbörse scheint sich schläferig zusammengekauert zu haben. In den Docks liegen die Tonnen Wein, Cognac und sonstiger Spirituosen, die Lattenkörbe mit Früchten u. s. w. wie dicht zusammengepferchte, unabsehbare Schafherden. In den engen Citystraßen trappt blos mit schwerem Schritte der einsame Policeman und zieht und sperrt im Vorbeigehen immer wieder an den dicken Eisenbarren der Ladenfenster, um sich zu überzeugen, daß sie wirklich diebesfest halten. Hier und da begegnen ihm bekannte Diebe mit Gin-Gesichtern. Aber er thut ihnen nichts, so lange sie blos wandern, und trinkt wohl gar seinen Cichorien-Mocca aus derselben Quelle.

London schläft, wie es scheint. Alle soliden Häuser, Läden und Augen sind geschlossen. Aber kommt nur in die rechten Gegenden des Nachtlebens, z. B. in die Nachbarschaft von Coventgarden und Billingsgate! Läden scheunenthorweit, heraus- oder vielmehr hereinfordernd offen, ohne eine einzige Scheibe in der ganzen Front, sondern mit lustig gähnender Hahaha-Mauloffenheit jeden Nachtwanderer anlachend und einladend, das sind die Shops oder Schuppen, die dich sättigen, um dich durstig zu machen, das sind die Schuppen der Fischgerichte, die bei uns

größtentheils nur als Gerüchte vorkommen. Welche Bündel und Haufen fabelhafter Fische, geräuchert, gesalzen und frisch, lachen aus diesen weiten Shops hervor! Getrocknete, gesalzene, geräucherte und frische Häringe, Bloaters (schwer übersetzbare Benennungen, die wir deshalb beibehalten, da, wenn es auf Unterscheidung ankommt, die englischen Namen wieder zu Hilfe genommen werden müssen) aus Yarmouth, „gekipperte" Seefische, Pilchards, Mussels, Periwinkels, Shrimps, Sprotten, Lachse, Hummern, riesengroße Seespinnen, unbekannte Delicatessen des Meeres in Fässern, Körben, Tonnen, Haufen, Paqueten und Bündeln, in Millionen, in Myriaden!

Da viele dieser ehemaligen Bewohner salzigen Wassers getrocknet sind, so wirken Trockenheit und Salz ganz besonders auf den Durst. Es ist daher kein Wunder, daß die blau geschürzten Eigenthümer dieser Fisch- und Austern-Shops nicht selten mitten aus ihren Reichthümern hervor um die Ecke schlüpfen, um im nächsten Nachtdier- und Gintempel ihre Andacht zu verrichten und nationale Mittel gegen den Durst einzunehmen. Manche begnügen sich auch mit der auf der Straße feilgebotenen Abkochung aus Cichorien, Pferd- (das heißt bei uns Sau-) Bohnenmehl und gebranntem Korn, die unter dem Namen Kaffee gekauft und nicht tassen-, sondern pintenweise — eine Nösel auf einmal — getrunken wird.

Dicht an Billingsgate ist eine Schlüpfe, ein Gäßchen, genannt Darkhouse Lane — Dunkelhausgasse — mit der Darkhouse-Taverne, stets die ganze Nacht offen, wie die Namensvetterin auf dem Nachts lebendigen großen Fleischmarkte Newgate; die anderen drei: Bowlers, Bacons und Simpson's nehmen einen höheren Rang und besseren Platz auf dem prachtvoll modernisirten Billingsgate-Fischgroßmarkte ein.

Das Wort Billingsgate ist so wichtig und wesentlich in der englischen Sprache und Literatur, daß man gut thut, zu sagen, was es bedeute.

Der König der altheidnischen Britten, Belin mit Namen, soll das Wasserthor und den Fischhafen Londons, jetzt genannt Billingsgate, vierhundert Jahre vor Christi Geburt erbaut haben. Da Fischweiber und Fischmärkte überall in einem bestimmten Rufe stehen, konnte es auch im Laufe der vielen Jahrhunderte nicht fehlen, daß Billingsgate mit seiner Bevölkerung, Sprache und Sitte als Muster des Plebejischen und Gemeinen ein festes Gepräge gewann, so daß Jeder wußte, was es heiße, wenn Shakespeare oder irgend ein anderer Dichter Jemanden mit Billingsgate-Anspielungen tractirte. Das Alte ist nun freilich verschwunden. An die Stelle der alten Schuppen, Ställe, Schmutzereien und Hütten, die bis vor 20 Jahren den Großfischmarkt von London charakterisirten, ist eine architektonisch großartige Verkaufshalle mit Dach und Thurm und eine luftige, reinliche Räumlichkeit mit einem Springbrunnen in der Mitte getreten, so daß die vornehmsten Herren nicht anstehen, hierher zu kommen, um bei Simpsons an einem der täglich zweimal wiederholten Ordinär-Fisch-Diners (à 18 Pence oder 15 Sgr. = 54 kr.) Theil zu nehmen und dazu ein Glas des berühmten Simpson'schen kalten Punsches zu trinken.

Freilich jetzt, d. h. zwischen 1—5 Uhr des Nachts, ist nicht viel Platz für vornehme Herrschaften, die Fahrzeuge der Flotte landen und löschen in fieberhafter Schnelligkeit, holländische Schiffe von Hartlepool, Whitstaple, Harwich, Groß-Greensby u. s. w., klobige, kauernde, faßartige, aber auch sehr faßliche Lastwagen des Meeres, die sich immer dichter heranschieben, durch fliegende Brücken mit dem steinernen Bollwerk verbunden und in einer Mischung von Gaslicht und Morgenroth von unzähligen, massiven privilegirten Trägern gelöscht werden; dabei kann man das seit Jahrhunderten berühmte Billingsgate-Englisch in ganzer Stille und Frische hören, aber selten etwas davon verstehen, auch wenn man mit der Ausdrucksweise des gemeinen Lebens und Volkes vertraut ist.

Das frische, stets für die vornehme Welt und die Literatur productive Straßen-Englisch mischt sich hier stark mit nautischen Ausdrücken, mit der eigenen mächtigen Seemanns-Salz- und Süßwassersprache. Die englische Sprache ist ungemein productiv an neuen, treffenden, meist schlagend witzigen Ausdrücken, die sich fortwährend in die höhere Umgangs- und Literatursprache einbürgern. Dickens und andere drastische Volksschriftsteller schöpften ihren besten Reichthum an frischen Worten und Anschauungen aus den Polizeigerichtshöfen, in denen Verbrecher und Vagabunden und gemeine Leute von der Straße ihre unstudirte, aus der Tiefe und Niedrigkeit des Lebens sprudelnde Beredtsamkeit entwickeln. Sie sind die besten Wort- und Witz-Lieferanten. Anderswo, in Deutschland, wie namentlich in den großen Hauptstädten, Berlin, Wien, München, ferner in Bern auf dem sogenannten Dienstenmärit beim Kornhaus, in Zürich am Limmatspitz u. s. w. ist's ebenso, nur daß unsere meisten Literaten sich der gebildeten Mittelmäßigkeit wegen, unparlamentarischer Blöße willen, zu sehr an ausgemünzte und abgescheuerte Phrasen und Formen halten und neue Anschauungen und Worte aus dem Leben als unparlamentarisch vermeiden. Auch lassen Redactionen und Verleger nicht leicht originelle Kraft und Frische zu.

Doch zurück in den malerischen Tumult des beginnenden Billingsgater-Marktes! Straßen- und Seewasser-Englisch, der Duft frischer Makrelen und von Theer und Pech, gelbbraune Segel und morgenrother Himmel, Taue, Takelagen, Körbe, Fische, Leinwandhosen, Wasserstiefeln, blaue Schürzen, schwer tropfende Füße, Nachtluft und Düfte aus den „Halts" der Fischerflotte mischen sich in dramatischer Confusion; dabei schlägts auch mit der Zeit fünf Uhr von der großen Billingsgate-Glocke herunter, fünf elektrische Schläge, die durch alle Glieder des Fisch-Publicums zucken, denn nun geht's los. Die nicht privilegirten Fisch-Auctionatoren eilen aus Bacon's Taverne heraus mit ihren langen starken Conto-Büchern, die sie beim Zuschlagen an den Meistbietenden als Hammer brauchen und suchen ihre Bühnen auf in der Mitte von hölzernen Bänken und umgeben von eifrig herandrängenden Menschen und Haufen beschuppter Seeungeheuer, unter denen aber auch die populären Häringe, ganz frisch und eingesalzen (obgleich Jemand sagte, das Meerwasser sei salzig wegen der vielen Häringe darin), fette Lachse und sonstige alte Bekannte nicht fehlen.

Die meisten Leute drum herum haben ihre orthodoxen blauen Fischhändlerschürzen um, und kleine Augen im Kopfe. Ob vielleicht eine Art von physiologischer Sympathie zwischen den kleinäugigen Wasserbewohnern und ihren Händlern herrschen mag, so daß sie im zeitlebigen Umgang mit ihnen unwillkürlich so fischäugig werden?

Wir überlassen die Antwort darauf anderen Leuten und sind ganz Auge für die nun rasch und frisch sich entwickelnde achtfache Verauctionirung.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

§ Technisches. Im „Praktischen Maschinen-Constructeur" wird folgendes Mittel zur Wiederherstellung verbrannten Gußstahles empfohlen: Man schmelze 3, Gewichtstheile reines Colophonium in einem Tiegel und setze nach dem Flüssigwerden unter langsamem Umrühren 2 Gewichtstheile gutes gekochtes Leinöl zu, wobei man aber vorsichtig zu Werke gehen muß, da das Gemisch bei hoher Temperatur leicht in Flammen aufgeht. So erhält man eine dunkelbraune Masse von Syrupsconsistenz, welche die Eigenschaft hat, daß jeder durch Ueberhitzen noch so sehr verdorbene Gußstahl, wenn man ihn rothwarm in dieselbe eintaucht, seine ursprüngliche Güte vollkommen wieder erlangt. Durch mehrmalige Wiederholung der Operation läßt sich die Qualität des Stahles sogar wesentlich verbessern. Es sei überraschend zu sehen, wie ein bis zur Reißnadel ausgestrecktes und dann absichtlich verbranntes Stück Gußstahl, nachdem es in der Masse abgelöscht worden, sich mit dem Hammer fein spitzen läßt, und durchaus nicht mehr brüchig und mürb erscheint. Das Härten des rege-

nerirten Gußstahles geschieht, wie überhaupt des guten Gußstahles, am besten bei mäßiger Rothgluth und in Regenwasser. Das Mittel findet besonders nützliche Anwendung für gußstählerne Billen zum Schärfen der Champagnermühlsteine. Der gewöhnliche in Deutschland fabricirte Gußstahl erlangt damit so vorzügliche Güte, daß die Werkzeuge den besten aus Frankreich bezogenen Billen vollkommen gleich gestellt werden dürfen. Aehnliche günstige Resultate erzielte man nach unserer eigenen Erfahrung schon durch mehrmaliges langsames Ablöschen des verdorbenen Stahles in kochendem Wasser. Der Erfolg beruht ohne Zweifel auf einem rein mechanischen Vorgange; inzwischen ist man über die Natur des Stahles überhaupt noch nicht zur klaren Erkenntniß gelangt. — H. P. Boyd in Newcastle erzeugt nach einem neueren Patent Holzschrauben durch Schmieden, was gegen das Schneiden derselben den Vortheil hat, daß die Metallfasern nicht abgeschnitten, sondern nur wellenförmig gebogen werden, auch verbleibt denselben die gegen den Rost schützende Glühspanhaut. Nach diesem Verfahren lassen sich sowohl kleine wie große Holzschrauben, ebenso glatt und tadellos geformt wie geschnittene und auch zum gleichen Preise wie diese, herstellen, welche zunächst hauptsächlich beim Schiffsbau und zum Befestigen der Schienenstühle für Eisenbahnen Verwendung finden.

Dr. Robert Schmidt veröffentlicht im „Polytechnischen Journal" eine Berechnung der Fabrikationskosten des künstlichen Eises, welche namentlich für Bierbrauereien von Interesse sein kann. Die gesammte Capitalanlage für eine Eismaschine nach Carre'schem System, welche eine Düsseldorfer Brauerei von Baaß und Wittmann in Halle bezogen hat, beträgt 6340 Thlr. Diese Maschine producirt stündlich 4 Ctr. Eis. Für den Arbeitstag von 12 Stunden und bei einem Preise des Salmiakgeistes zu 14 Thlr. und des Chlorcalciums zu 4 Thlr. pro Ctr., ergeben sich denn die sämmtlichen Betriebskosten, einschließlich der Capitalamortisation und Verzinsung zu 6 Thlr. 20½ Sgr. Hiernach kostet der Centner Eis 4½ Sgr., welche Calculation von der betreffenden Bierbrauerei, Gebr. Dietrici in Düsseldorf, als mit den praktischen Resultaten übereinstimmend anerkannt wird. Der Preis des natürlichen Eises resultirt aus Wasserpacht, Gewinnungskosten und Fuhrlohn, und ist auch von der Temperatur des Winters abhängig. Der Brauer wird hiernach berechnen können, ob die Selbsterzeugung des Eises ihm Vortheile verspricht.

— Der Vorstand des Germanischen Museums in Nürnberg giebt im „Anz. für Kunde der deutschen Vorzeit" Folgendes bekannt: Aus Paris geht uns die angenehme Mittheilung zu, daß Se. Maj. der Kaiser der Franzosen die Anfertigung des Gypsabgusses einer durch ihre Schicksale sehr merkwürdigen deutschen Kanone für unser Museum angeordnet hat. Dieses Geschütz, sächsischen Ursprungs, wurde 1523 gegossen. Karl V. nahm es im schmalkaldischen Kriege als Beutestück an sich. In dem Geschützbuche, das die Abbildungen seiner ganzen Artillerie enthält, ist das Stück abgebildet und bemerkt, daß es aus dem Schlosse zu Gotha genommen sei. Dieses Geschützbuch ist spanisch; es ist also wahrscheinlich, daß das Stück auch durch den Kaiser nach Spanien und bei irgend einem Kampfe zwischen Spanien und Afrika dahin kam. 1830 befand es sich in Algier und machte den Franzosen zu schaffen, die nach der Einnahme der Stadt das Geschütz nach Paris führten, wo es nun im Artilleriemuseum sich befindet.

— Zum Conserviren von thierischen Präparaten und ganzen Thieren benutzt man schon längere Zeit Kreosot. „E. Holbein empfahl nun," schreiben die „Industrie-Blätter", „in der D. chem. Gesellsch., um ganze Thiere zu conserviren, dieselben in Kreosotwasser zu legen, welches durch Schütteln von Steinkohlenkreosot mit gewöhnlichem Wasser dargestellt wird. Je nach der Größe des Thieres läßt man die Einwirkung eine bis mehrere Wochen dauern, bei großen Thieren öffnet man die Haut durch einen Schnitt, bei kleineren, besonders bei Vögeln, Reptilien und Fischen, ist dies nicht nöthig. Man trocknet sie dann an der Luft und giebt ihnen dabei die Stellung, welche sie einnehmen sollen. Da die Körper auch nach dem Trocknen elastisch bleiben, kann man sie ohne besondere Vorsicht verpacken. Vorzüglich eignet sich dieses Verfahren für Vögel, Reptilien und Fische. Das Gefieder der Vögel behält seine Farbe, die Fische behalten Form und Farbe, weiche Thiere, wie Muscheln, schrumpfen dagegen ganz zusammen."

— Wie man vernimmt ist auf den in der Nähe von Ibbenbüren in Westphalen befindlichen Bleigruben Platin gefunden worden. Dies wäre das erste Vorkommen dieses technisch und für die Wissenschaft so wichtigen Metalls in deutschen Landen. Nur Südamerika und der Ural konnten sich bisher der Gewinnung des Platins und seiner Begleiter rühmen.

— Das englische Handelsamt theilt den Inhalt zweier Zettel mit, welche in einem Kruge in der Nähe von Waterloo angeschwommen kamen, und vorgeblich von Personen an Bord der verunglückten „City of Boston" herrühren. Dem Inhalte dieser vom 4. Februar datirten Zettel zufolge wäre das Schiff in Brand gerathen, nachdem es an seiner Schraube Schaden genommen und nachdem vier Personen über Bord gefallen waren. Der erste Zettel ist unterzeichnet „Hough, Thon, W. Eccleston", und wegen der schlechten Schrift wie der Fehler gegen die Orthographie sollte man glauben, daß drei Matrosen diese Botschaft in ihrem letzten Stündlein den Wellen anvertraut hätten, allein keiner dieser Namen findet sich in den Contracten mit der Mannschaft. Stellenweise ist die Schrift unlesbar geworden, aber eine solche Stelle besagt zweifelsohne, daß vier Fahrzeuge die „City of Boston" passirt hätten, daß sie aber entweder nicht helfen konnten oder nicht helfen wollten.

— Die „Ill. Austral. Ztg." von Elburn berichtet über eine gänzlich haarlose Menschenrace an den Ufern des Balconne, eines der höher gelegenen Nebenflüsse des Darling. Ein Ansiedler brachte jüngst einen Menschen dieser Race aus dem Inneren nach Sidney. Es gebe dieser Leute, so sagte er, nur wenige, sie seien mild und freundlich in ihrem Wesen und ihre Sprache sei von der ihrer Nachbarn gänzlich verschieden. Die Letzteren vermeiden auch jeden Umgang mit diesen haarlosen Geschöpfen und thun ihnen nichts zu Leide, sondern gehen ihnen vielmehr mit abergläubischer Scheu aus dem Wege. Sollte dies nicht ein Sporn für unsere Chignon-Fabrikanten sein, den Schwerpunkt ihrer Thätigkeit wo anders hin zu verlegen.

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

—g. Mannheim, 11. Mai. Die Vorbereitungen zu dem am 3. und 4. Juli hier stattfindenden siebenten Mittelrheinischen Musikfeste werden jetzt mit aller Energie getroffen, nachdem über das Concertlocal vor einigen Tagen definitiver Beschluß gefaßt werden konnte. Akustische Schwierigkeiten und größere Baukosten, als ursprünglich in Aussicht standen, haben den musikalischen Ausschuß veranlaßt, von dem früheren Plane der Benutzung der städtischen Halle vor dem Heidelberger Thore Abstand zu nehmen, und die dankenswerthe Betheiligung unserer Gemeindebehörden hat zu dem Resultat geführt, daß die beiden Concerte in den Räumen des Theaters stattfinden und die Bühne zu diesem Zwecke in einen großen Concertsaal umgestaltet wird. — Von den bei der Aufführung als Solisten mitwirkenden auswärtigen Künstlern haben bis jetzt definitiv zugesagt: Frl. Ritter und Herr Vogl vom k. Hoftheater in München und der großh. mecklenburgische Kammersänger Herr Karl Hill, früher in Frankfurt a. M.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Sieb. — Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 56. Dritter Jahrgang. 1870.

* Durch Sonnenlicht.

Novelle von André Hugo.

(Fortsetzung.)

2. Der Henkelducaten.

Die politischen Blätter Wiens berichteten schon seit einigen Tagen von dem baldigen Eintreffen der gefeierten Schauspielerin Marie König. Die ganze gebildete Welt war auf das erste Auftreten der Künstlerin, der ein so bedeutender Ruf vorangegangen war, im höchsten Grade gespannt; Kritiker und Journalisten tauchten schon ihre Federn ein, um sofort über den Triumphzug in Wien berichten zu können. Da erschien das Phänomen am Künstlerhimmel. Alles drängte nach den Vorstellungen der jungen Künstlerin, denn gleich durch ihr erstes Auftreten hatte sie alle Herzen für sich gewonnen.

Der Prinz und sein Begleiter gehörten auch mit zu den enthusiastischen Verehrern der „Bühnenkönigin", wie sie ein Blatt genannt hatte. Der Prinz brachte der schönen Fremden in ganz auffallender Weise seine Huldigungen dar, so daß es ihm endlich geglückt war, mit seinem Begleiter zu einem für den Kreis ihrer Verehrer bestimmten Souper eingeladen zu werden. Hoch entzückt leisteten die Beiden der Einladung Folge und wurden von der Künstlerin auf das freundschaftlichste empfangen.

Unter enthusiastischen und witzigen Toasten nahm das Souper seinen Fortgang. Als die Tafel sich ihrem Ende zuneigte, der Wein auch bereits seine Wirkung that, indem er die Gemüther der Anwesenden in die heiterste Laune versetzte, und der Prinz sowie sein Begleiter von der vollendeten Liebenswürdigkeit der Gastgeberin entzückt waren, klopfte ein älterer Herr dem Begleiter des Prinzen auf die Schulter und ersuchte ihn, ihm in das Nebenzimmer zu folgen.

„Darf ich um Ihren Namen bitten, mein Herr?" sagte der ältere Herr, als sie eingetreten waren.

Der Lieutenant nannte seinen Namen.

„Und wo haben Sie sich früher aufgehalten?"

„Aber, mein Herr, wie kommen Sie zu dieser Frage?"

„Weil ich möchte gerne wissen, ob Sie nicht gewesen sind früher in Lyon," fuhr der alte Herr in einem fehlerhaften Deutsch fort, woraus Steinberg auf die französische Abkunft des Fragestellers schloß.

Steinberg bejahte seine Frage.

„Haben Sie nicht gehabt dort ein Abenteuer bei einer Fahrt zu Wasser auf der Rhone?"

Steinberg bejahte abermals.

Der kleine bewegliche Mann schnellte freudig in die Höhe, sah sich den Lieutenant noch einmal scharf an, ersuchte ihn, einige Minuten hier verweilen zu wollen und eilte dann nach dem kleinen Saal zurück.

Steinberg blieb einige Augenblicke kopfschüttelnd stehen, überdachte sich die eigenthümlichen Worte des Fremden und ließ im raschen Fluge noch einmal die Hauptmomente seines damaligen Abenteuers an sich vorüberziehen, als die Saalthür wieder aufging und Marie König, die heutige Gastgeberin, leuchtenden Auges unter derselben erschien. Steinberg kam es wie ein Traum vor, denn das waren ja die Züge seiner geretteten Unbekannten. Er wollte sprechen, auf sie zueilen und sich überzeugen, ob das, was sich soeben seinem Auge darbot, Wirklichkeit oder ein Trugbild sei.

Ehe er sich aber aus seiner momentanen Bestürzung erholen, ehe er überhaupt zu Worte kommen konnte, war die Erscheinung an seiner Seite und flüsterte ihm in Tönen, die ihm wie Seraphsklänge vorkamen, deutlich ins Ohr: „Sind Sie wirklich mein kühner Retter aus der Rhone?"

Steinberg beantwortetete die an ihn gestellte Frage rein mechanisch. Seine Blicke hingen dabei wie versteinert an den klaren und scharfen Linien dieses zarten Gesichtes, in denen sich Wohlwollen und Herzensgüte mit einer wirklichen Seelentiefe zu vermischen schienen.

„Ich bitte um Ihren Arm, mein kühner Herr Landsmann!" bat sie den Lieutenant, der noch ganz betreten vor ihr stand und sich von seinem Staunen noch nicht recht erholt hatte.

Als die klaren runden Töne dieser Worte an sein Ohr gedrungen waren, reichte er seiner Geretteten den Arm und wollte eben der Dame einige Erwiderungen bringen, allein der Eintritt in den hellerleuchteten Saal schnitt ihm die Worte ab. Hier war schon Alles durch die Abberufung Steinbergs und das fast gleichzeitige Verschwinden der Gastgeberin aufmerksam geworden. Kein Wunder, wenn sich alle Blicke nach der Thür und den Eingetretenen richteten.

„Herr Lieutenant von Steinberg, mein kühner Retter aus den Wogen der Rhone bei Lyon!" sagte sie mit heller, klarer Stimme zu den Staunenden.

Die Anwesenden erhoben sich zum größten Theile von ihren Plätzen und drängten sich, Freude bezeugend oder vielleicht auch heuchelnd, um den Eingetretenen; denn es kam Steinberg bei einigen der Anwesenden vor, als klänge ein Mißton, ein Hohn aus ihren Worten. Unter der Zahl der eingeladenen Verehrer befanden sich nämlich auch Persönlichkeiten, welche sich einbildeten, über der Stufe eines enthusiastischen Verehrers zu stehen, und der Eine mehr, der Andere weniger glaubten Bevorzugte von ihr zu sein. Graf Sandosz, ein reicher ungarischer Edelmann, konnte seine Wuth und seinen Ingrimm am wenigsten verbergen, wie er das durch den leidenschaftlich erregten Ton seiner Stimme deutlich zu erkennen gab. Steinberg erkannte hieraus allerdings sofort, daß ihn der Graf als einen unerwarteten und höchst unliebsamen Nebenbuhler betrachte, allein die interessante Unterhaltung mit seiner geretteten Schönen, die ihm den Ehrenplatz an ihrer Seite eingeräumt hatte, lenkte bald seine Beobachtungen ab, so daß er die zornsprühenden Blicke und stechenden Redensarten seiner Gegner gänzlich überhörte. So nahte das Ende der Tafel.

„Betrachten Sie diesen kleinen Gegenstand als ein Zeichen meiner andauernden Freundschaft und als Talismann bei jeglicher Gefahr, in welcher Eigenschaft er seither in unserer Familie existirt hat!" sagte Marie König, die Gastgeberin, zu Lieutenant Steinberg beim Abschiede, als sie ihm einen

alten Henkelducaten, mit sonderbaren Schriftzeichen versehen, überreichte.

Während der Nacht, die diesem Abend folgte, durchkreuzten die sonderbarsten Gedankencombinationen, die tollsten Pläne das Hirn Steinbergs. Erst gegen Morgen fand er die Ruhe, welche als wohlthuende Ausgleichung für die auf ihn einstürmenden Ereignisse nothwendig war.

* * *

Der Winter war längst vorübergezogen. In der Gartenwohnung der Schauspielerin König und um dieselbe grünte und blühte es in den verschiedensten Farben; die befiederten Sänger schmetterten lustig ihre alten Weisen in die reinen Lüfte und sangen dem lauschenden Menschenkinde, bis der Abend hereinbrach, daß König Sommer mit großem Gefolge eingezogen sei.

Ein derartiger heller Sommertag war auch heute vorübergezogen. In einer der dichten Lauben koste ein junges Brautpaar. Und die liebetrunkenen Blicke Marie Königs hingen an den festen markigen Zügen Steinbergs, als wollten sie ihm heute ein besonders wichtiges Geheimniß mittheilen.

„Du willst mir etwas sagen!" klang es von Steinbergs Lippen.

Wenige Worte nur waren es, die an das Ohr des Lieutenants drangen, aber viel mußten sie enthalten haben, denn in dem seligsten Gefühle, das nur eine Mannesbrust zu durchströmen vermag, zog er die leise zitternde Gestalt fest an sich und überschüttete sie mit Liebkosungen, in die sich nur von Zeit zu Zeit Worte einer beglückten Liebe mischten. Und diese Glückseligkeit verwob die Gegenwart mit der Zukunft zu den buntesten Bildern und Träumen . . .

Da plötzlich knirschte der Sand auf. Im gleichen Augenblick fühlte der Lieutenant einen heftigen Stich in der Seite. Ein greller Aufschrei gellte durch die stille Abendluft; ein Schreckensruf einer weiblichen Stimme irrte dem Davoneilenden nach. Der Stahl eines feigen Meuchelmörders hatte den Weg zu Steinbergs Herz gesucht. Mit dem Rufe: „Das ist Sandosz Machwerk!" sank Steinberg zu Marie Königs Füßen.

* * *

Seit jenem Vorfalle waren Jahre verstrichen. Lieutenant Steinberg war nach seiner Rückkehr in Deutschland zum Hauptmann avancirt. Der Prinz, der unterdeß die Regentschaft des Landes übernommen, war sein väterlicher Freund geblieben; seine pecuniären Verhältnisse hatten einen bedeutenden Aufschwung durch die Erbschaft einer Tante gewonnen, so daß er von seinen Freunden im Stillen über seine glückliche Stellung beneidet wurde. Daß er als begehrenswerthe Acquisition auch den Damen seiner Umgebung nicht ungleichgiltig war, hätte er vielfach beobachten müssen, wenn er gewollt hätte. Allein gerade dieser Umstand schien ihn mehr und mehr der schöneren Hälfte unseres Geschlechtes zu entfernen, denn je häufiger die Annexionsversuche erfolgten, desto zurückhaltender wurde er gegen die Damenwelt. Man raunte sich die verschiedensten und seltsamsten Gerüchte ins Ohr, allein Niemand vermochte in das fest verschlossene Innere Steinbergs zu sehen, in dem das Bild jener Marie König in den unauslöschlichsten Farben stand, welche noch am Abende jenes versuchten Meuchelmordes, wie er nach seiner Genesung erfahren hatte, mit dem Grafen Sandosz verschwunden war.

Mochte es nun Reiselust sein oder hatte er die Hoffnung, auf seinen Streifereien doch noch einmal auf Diejenige zu stoßen, welche ihm seine Ruhe geraubt hatte, kurz, Hauptmann Steinberg durchzog alljährlich auf längere Zeit fremde Gegenden, sah fremde Städte, lernte fremde Menschen kennen und kehrte dann wieder nach der Residenz zurück, um dort seinen einförmigen Obliegenheiten nachzukommen.

So hatte er auch im zwölften Jahre nach jenem Vorfalle eine Reise durch Vorarlberg und Tyrol beendet. Auf seiner Rückkehr nach der Heimath besuchte er auch den vielgenannten Badeort W . . . . . .

Nach einem mehrtägigen Aufenthalte in demselben schickte er sich wieder zur Abreise an. Lustig schmetterte die Trompete des Postillons zum dritten Male. Steinberg war der Letzte der Einsteigenden. Eben wollte er auf den herabgelassenen Wagenschlag treten, als die Kleine, welche für eine in der Nähe stehende ärmlich aber reinlich gekleidete blinde Frau bettelte, auch ihre Bitte um eine Gabe an ihn richtete. Der scharfe Schnitt des Gesichts, das so verständig und klar blickende Auge des Mädchens und der sympathische Klang der Stimme desselben hatte die Augen der vor ihm eingestiegenen Reisenden schon so gefesselt, daß sie fast ohne Ausnahme dem Mädchen mehr gegeben hatten, als es sonst der Fall war. Auf Steinberg übte der Anblick des ungefähr elfjährigen Mädchens einen ähnlichen Zauber aus. Er stieg ein. Die Thür klappte zu.

Und diese Züge! — Gott! wo hatte er die doch schon einmal gesehen? Während er sich in die Betrachtung des Mädchenkopfes versenkte und sein Gedächtniß anstrengte, sich diese Züge in die Erinnerung zu rufen, griff er mechanisch in die geöffnete Börse und reichte dem Mädchen ein Geldstück. Da auf einmal standen diese Züge lebhaft vor seinen Augen. Steinberg zitterte. Das waren die Züge Marie Königs!

„Wie heißt Du, mein Kind?" fragte er hastig aus dem geöffneten Wagenfenster hinaus.

„Helene König-Steinberg!" klang es als Antwort zurück.

In demselben Augenblick zogen die Pferde des Postwagens an und entzogen das Mädchen seinem Blicke.

Es kam Steinberg Alles wie ein Traum vor. Er lehnte sich in die Wagenecke und rief sich noch einmal das eben Erlebte in sein Gedächtniß zurück. Nein, nein — es war keine Täuschung gewesen! Das waren ihre Züge gewesen . . . . die Züge derjenigen, welche so bestimmend in das rollende Rad seines Lebens eingegriffen. Doch was nun thun? Die sonderbarsten Pläne durchjagten sein Gehirn, bis der Postillon durch eine lustige Fanfare die nächste Station meldete.

Steinberg war in fieberhafter Aufregung. Er sprang aus dem Wagen, ließ sich seine Effecten zurückgeben, bestellte Extrapost und fuhr nach dem Badeorte W . . . . . zurück.

Hier angekommen fragte und forschte er überall nach der blinden Frau und dem Kinde. Kein Mensch wußte ihm aber Auskunft zu geben. Zu seinem größten Schrecken bemerkte er jetzt noch, daß er dem Mädchen in seiner Zerstreuung den Henkelducaten gegeben hatte. Er machte sich jetzt tausend Vorwürfe, daß er nicht sofort umgekehrt war, daß er nicht im Augenblick seine Nachforschungen angestellt hatte, die ihn ja unbedingt die Beiden hätte finden lassen müssen.

Auch der Aufruf in dem öffentlichen Blatte des Badeortes, worin er der Wiederbringerin den dreifachen Werth zurück zu erstatten versprach, blieb ebenso wie der eine bedeutende Belohnung versprechende Aufruf über den Nachweis des Aufenthaltsortes der blinden Frau mit dem Kinde ohne Erfolg.

Nachdem Steinberg einsehen gelernt hatte, daß ihm ein längeres Verweilen an diesem Orte kein Resultat bringen würde, kehrte er nach seinem Wohnorte zurück.

Die frischaufgerissene Herzenswunde schmerzte so sehr, daß er über die ihn hier erwartende Ueberraschung kaum äußerlich seine Freude zu erkennen zu geben vermochte; denn wenn es ihm auch schmeicheln mußte, daß ihm sein hoher Freund das Majorspatent zu seinem sechs und dreißigsten Geburtstage verehrt hatte, so war die Ueberraschung doch nicht mächtig genug, die Forderung des Herzens nach Erreichung seines Zieles zu befriedigen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Billingsgater Großfischmarkt in London.

(Schluß.)

Wir halten uns an einen Auctionär. Er steht in seinem „box", auf seinem Katheder, seiner Auctions-Kanzel. Um ihn herum stehen in dichten Haufen auf Bänken die „doubles" von plaice, soles, haddocks, whitlings, mackerels, herrings und „offal". Ein Double oder „Doppelt" ist ein länglich runder Korb, nach unten abnehmend, gefüllt mit 3 bis 4 Dutzend Fischen „Offal" Abfall, heißt jeder Haufe verschiedener, mehr oder weniger beschädigter, aber natürlich ebenfalls noch ganz frischer Fische. Auf ein Zeichen des Auctionators packt ein muskulöser Kerl ein paar „doubles", wirft sie sich auf beide Schultern, daß sie vom Publicum genau gesehen werden können und nun beginnt das Bieten.

„Soles", Solfische, eigenthümlich runde und flache Creaturen, gehen manchmal für 4 Schillinge per double ab und werden nicht selten ein paar Stunden darauf für 2 bis 3 Pfd. gleich ca. fl. 35 im Einzelnen verkauft, so daß man sieht, was für ein Geschäft der Fischhandel ist, von welchem wir in unserer Trägheit noch gar keine Ahnung haben, obwohl wir mit ordentlichem „Fischfang auf hoher See" und einiger Organisation landeinwärts alle Tage unsere frischen Seefische essen könnten. In früherer Zeit wurden in Billingsgate einmal 40 Guineen (ca. fl. 500) für 100 Makrelen geboten. Jetzt wird dieselbe Menge oft für eben so viel Schillinge zugeschlagen. Die „plaice"-Fische gehen für 1 Schilling 6 Pence bis 4 Schillinge für jedes double ab.

„Offals" oder Abfälle werden nur von den Fischbratern gekauft, besonders von dem Rothschild der zahlreichen Fischbrater-Race, der weit im Norden, im populären plebejischen „Somers town" wirthschaftet. Der lange, hagere, gelbliche Mann mit einem brennendrothen und gelben Taschentuche um seinen schedigen, schmutzigen Hemdenkragen, der kaltblütig und spielend bemahe in einem Athem bis 20 doubles von Abfällen und bis 30 Scheffel „perwinkles" und „whelks" (zwei Arten von Meeresschnecken) kauft, um sie mit Profit wieder an Tausende von kleinen Bratfischhändlern und Verkäufern auf der Straße abzulassen, das ist der Rothschild der Offalisten und Bumbarees. Bumbarees sind in diesem gewerbefreien Lande gedeihende, ungelehrte und unconcessionirte, völlig freie Geschäftsleute, die weiter nichts thun, als Fische vom Auctionär zu Billingsgate kaufen und sie im ersten besten für 6 Pence gemietheten Stall, offener Bude, mit Profit an Wiederverkäufer und „Brater" verkaufen. Jeder Mensch kann mit fl. 10 Bumbaree werden und es weit zu Vermögen bringen. Nicht alle Fische werden in Billingsgate verauctionirt, dazu privilegirt sind blos folgende: plaice, soles, frische haddocks, skates, maids, cods und lings, letztere beide Sorten in Bündeln zu 3 bis 4 Stück, die an Fäden durch die Floßen zusammengebunden sind.

Die frischen Häringe werden auf den Schiffen selbst in langen „Hunderts" (d. h. zu 130) und in fünf Würfen (mit jedem Wurf 5) verkauft, Aale in rafts oder Zügen zu 20 Pfd., Sprotten scheffelweise und in „Tindal" und vielleicht jeden Tag ein Tindal zu 1000 Scheffeln verkauft und wohlfeil und wohlschmeckend von den Reichsten und Aermsten gegessen. Für 3 Pence oder 9 kr. kann man sich über, in- und auswendig mit gebratenen Sprotten einölen. Sie werden eine Minute auf einer Drathpfanne übers Kohlenfeuer gehalten und mit den Fingern gegessen. Wer dazu Messer und Gabeln gebrauchte, würde für eben so barbarisch gelten, als Jeder, der beim Fischessen ein Messer in die Hand nähme.

Lachse und Lachsforellen kommen in Fässern (im Sommer in Eis) per Eisenbahn und werden durch Privat-Contract für so und so viel pro Pfund an Wiederverkäufer abgelassen. Dieser aristokratische Fisch wird nicht der Demüthigung des Hammers unterworfen.

Die ungeheuere Masse von getrockneten und geräucherten Fischen, die uns aus unzähligen Fisch- und Austernläden oder Speiseanstalten entgegenduften, kommen meistens (wenigstens am besten) von Yarmouth. Die meisten Verkäufer auf den Straßen räuchern sich ihre frisch gekaufte Waare selbst und zwar in schilderhausförmigen Kasten von Draht, an welchen die frischen Fische ringsum angereiht werden. Dann wird ein Kohlenfeuer unten in die Mitte gemacht und mit Mahagonispänen so lange bestreut, bis die Räucherung vollendet ist. Unter den Käufern und Verkäufern von Billingsgate fiel uns ein sonderbares Individuum auf, das blos Häute von abgelederten Solfischen (Soles) für den festen Preis von 4½ Pence pro Pfund kaufte und nicht Anderes. Dieses eigene beschränkte Geschäft hat gleichwohl eine ungeheuere Ausdehnung. Alle Fischhändler bringen ihre Sol-Häute zu ihm und er verkauft sie wieder centnerweise für Kaffinirzwecke.

Krustaceen und Mollusken, also krebs- und schneckenartige Seethiere, werden in anderen traditionellen Formen verhandelt. Was die populäre von jedem Bettler bis in die Nacht hinein auf der Straße gegessene Auster betrifft, so giebt es außer den allgemeinen „natives" noch native pearls, eingeborene Perlen, Jerseys, Old Borleys und Commons, gemeine. Sie werden immer auf den Austernschiffen selbst aus erster Hand gekauft und zwar scheffelweise. Vermöge einer alten mysteriösen Gerechtigkeit muß jeder Käufer für jeden Scheffel 4 Pence an einen stets anwesenden Mann abgeben. Niemand weiß warum und wofür und wozu, aber deshalb verweigert ihm doch Niemand diese Steuer. Ebenso läßt sich's jeder Käufer gefallen, daß er seine Waare nicht selbst ans Ufer tragen darf, sondern sie für 4 Pence pro Scheffel von priviligerten „shoremen" (Ufermännern) ans Land bringen lassen muß, so daß dem Käufer für jeden Scheffel 8 Pence Abgaben entstehen; dies vertheuert aber den allgemein beliebten Artikel nicht bemerkbar. Jeder in London kann Austern von früh bis tief in die Nacht hinein essen, entweder vornehm zum Weine oder billiger in einem der unzähligen Austernshops oder noch billiger mit Essig und Pfeffer gleich auf der Straße von der Tisch-Kanne des herumfahrenden, bis tief in die Nacht ausrufenden Hökers.

Die jedesmalige Eröffnung der Austernsaison ist ein echtes Volksfest auf allen Straßen, besonders in der Nähe von Billingsgate und den tiefen, alten Straßen der Nachbarschaft der Londoner Brücke, in deren Regionen man auf die vielstufigen Steintreppen hinaufsteigen muß. Die echten Austern-Enthusiasten steigen dann aber lieber hinunter, um sich mit Matrosen, Krethi und Plethi weiblichen, männlichen und unerwachsenen Geschlechts um den Tisch auf der Straße zu drängen und zu warten, bis der aufgestreifte nackte Arm und das blitzschnelle Austernbrechmesser des Händlers ihnen seine Dutzend für 18 Kreuzer aufbricht und mit der Hand präsentirt. Aus der Essigflasche und Pfefferbüchse kann Jeder sich soviel dazu nehmen, als er will. Oder der junge Austern- und Schönheitsliebhaber wartet wohl auch, bis die dralle Gehülfin oder Tochter des geschäftigen Vaters ihn mit derber Antwort auf eine derbe Schmeichelei mit den zwölf oder vierundzwanzig vollen Austernschaalen-Präsentirtellern bedient. Manchmal sind sie auch billiger als ½ Pence (5 Pfen-

sign vor 1717. Es hat die Art, wie auch Fig. 34 zeigt, die Form eines Kreuzes, dessen Arme in Kugeln endigen. Die Kugeln sind durch Bänder mit einander verbunden. Auf dem Kreuze befindet sich ein Kranz, der mit einer Krone geschlossen ist. Auf dem Kranze ruht ein Adler, der mit seinen Fängen die Kugeln des Kreuzes umfasst. Auf der Brust des Adlers befindet sich ein Schild, auf welchem ein Kreuz angebracht ist. Dieses Kreuz ist mit Edelsteinen besetzt und trägt in der Mitte ein Bild des Heilandes.

Der Reichsapfel, welcher in der Hand des Kaisers ruht, ist ebenfalls ein Kreuz, dessen Arme in Kugeln endigen. Auf dem Kreuze befindet sich ein Kranz, der mit einer Krone geschlossen ist. Auf dem Kranze ruht eine Kugel, die mit Edelsteinen besetzt ist. Auf der Kugel befindet sich ein Kreuz, das ebenfalls mit Edelsteinen besetzt ist.

Das Szepter, welches der Kaiser in der rechten Hand hält, ist ein Stab, der mit einer Krone geschlossen ist. Auf dem Stabe

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 57. Dritter Jahrgang. 1870.

Durch Sonnenlicht.

Novelle von André Hugo.

(Fortsetzung.)

3. Aus früheren Tagen.

. . . . . Was doch zehn Jahre Leben für Veränderungen in einem Menschen hervorzurufen vermögen. Wenn ich meinen Freund, Karl von Rothenburg, jetzt betrachte und denselben neben den Karl von Rothenburg von vor zehn Jahren hinstelle, so halte ich es kaum für möglich, daß es derselbe sei. Auf der Universität das tollste Haus, das es je gegeben — ein Mensch, dem kein Wagniß zu unausführbar erschienen, keine Rempelei zu gewagt gewesen wäre, und jetzt? — schweigsam, finster in die heitere Gotteswelt hineinblickend; von allen rauschenden Vergnügungen ein abgesagter Feind, ohne Leben, ohne Freude . . .

Diese Worte schrieb ich in mein Tagebuch, als ich im Sommer 186* meinen momentanen Wohnsitz bei meinem obengenannten Freunde aufgeschlagen hatte. Meinen Bitten um Aufklärung über diese Verwandlung hatte er ausweichende Redensarten oder beharrliches Schweigen entgegen gesetzt, so daß ich nach dreitägigem Aufenthalt entschlossen war, meinen Bündel zu schnüren und mich reisefertig zu machen, denn ich wollte Zerstreuung, lebhafte Unterhaltung und dergleichen Dinge, nicht aber den Umgang eines schweigsamen, unfreundlichen Menschen. So entschlossen begab ich mich auf Ersuchen des Dieners meines Freundes aus der Gaststube des Hauses nach den unteren Räumlichkeiten, um den Morgenimbiß gemeinschaftlich mit meinem Freunde einzunehmen.

Nachdem dies geschehen, schlenderten wir plaudernd durch den Garten und erstiegen dann den Berg, der sich hinter den Gartenanlagen terrassenförmig erhob. Als wir auf der Höhe angekommen waren, athmete ich tief auf, denn die ungewohnte Körperbewegung bei dem Heraufsteigen auf den einhundert und zwanzig Stufen hatte meine Athmungswerkzeuge in ganz außergewöhnliche Thätigkeit versetzt.

„Ah ist das prächtig!“ mußte ich unwillkürlich ausrufen, als ich meinen Blick über die reizende Gegend schweifen ließ. „Wahrhaftig, Karl, wenn mich mein Amt nicht an die Residenz fesselte; wenn ich, wie Du, über ein beträchtliches Vermögen disponiren könnte und außerdem vollständig Herr meiner Zeit wäre . . . ich würde jetzt vor Dich hintreten und sagen: Lieber Karl von Rothenburg, verkaufe mir Dein Besitzthum, oder, wenn es Dir zu sehr ans Herz gewachsen ist, überlasse mir wenigstens gegen Miethsentschädigung hier dieses kleine, wundernette Häuschen mit seiner Umgebung!“ fuhr ich erregter werdend, fort, als ich sah, wie mein Freund eben wieder die Stirn in Falten gezogen hatte und nachdenklich und sinnend nach der jenseits des Thales sich hinziehenden Hügelkette blickte.

Als er sich zu mir wandte, huschte jenes eigenthümliche Lächeln über sein Gesicht, das bei den Mundwinkeln ansetzt, leise über die Wange huscht und sich im Auge verliert — jenes Lächeln, welches uns den frühzereisten, in dem Strome der hochgehenden Wogen des Freudentaumels umhergeworfenen, dabei aber auch gealterten jungen Mann erkennen läßt. „Der Anblick ist Dir neu, und daher Dein Enthusiasmus!“ entgegnete er mir mit höchst trockenem Tone. „Würdest Du nur zwei Monate hier verweilen, Du würdest sehen, die Aussicht käme Dir eben so alltäglich vor, wie der Blick aus dem Fenster Deines Arbeitszimmers in der Residenz!“

„Bist Du ein schauderhafter Alltagsmensch geworden!“ rief ich unwillig aus.

„Ein Alltagsmensch?“ fragte er gedehnt, während sein Blick wieder die Ferne suchte. „Wollte Gott, ich wäre ein Alltagsmensch, dann stände es jedenfalls besser um mich.“

Es schien mir jetzt der passende Augenblick gekommen zu sein, nochmals in ihn zu dringen. Ich ergriff die Hand meines Freundes, sah ihn mit durchdringendem Blick an und sagte dann, als er demselben absichtlich auswich: „Karl, bist Du noch mein Freund?“

Jetzt ließ er einen Moment seinen Blick auf mir ruhen. „Aber wie kommst Du zu dieser Frage?“ sagte er endlich nach einer kleinen Pause.

Statt einer anderen Antwort wiederholte ich meine Frage.

„Nun ja doch, ich bin Dein Freund, wenn Du es noch einmal versichert haben willst!“ gab er etwas unwillig zurück. „Doch was soll die Frage?“

„Sieh,“ begann ich, indem ich seinen Arm in den meinigen legte, „ich glaubte sicher, als ich Dein Haus betrat, meinen alten Studiengenossen, den flotten, lebenslustigen Karl von Rothenburg zu finden . . . und wen treffe ich? . . . . einen sauertöpfischen Philister, dem nur noch die Pfeife, das Hausmützchen und der großgeblümte Schlafrock fehlen, um als das Urbild eines solchen vor mir zu stehen. Und beobachte ich Dich in unbewachten Augenblicken genauer, so drängt sich mir unwillkürlich der Gedanke auf, das Dir etwas centnerschwer auf dem Herzen liegen müsse . . . .“

In dem Blicke meines Freundes lag etwas wie eine Frage, als er sein eben hell aufblitzendes Auge auf mir ruhen ließ; allein ich fuhr, ohne mich weiter stören zu lassen, ruhig fort . . . „denn so sehen blos verliebte Schlucker oder . . . oder . . . Verbrecher in die Welt hinein. Willst Du nun mein Freund sein, wie Du mir soeben versichertest, so schütte Dein Herz vor mir aus, theile mir mit, was Dich drückt und ändere Dein Wesen. Kannst Du es aber nicht, nun, dann will ich noch heute meinen Wanderstab fürder setzen und ein Haus verlassen, das einen griesgrämigen Menschenfeind zum Besitzer hat.“

Ich wollte eben meinen beobachtenden Blick auf meinen Freund heften, um zu erfahren, welchen Eindruck meine Worte auf ihn gemacht hätten, als meine rechte Achsel ein ziemlich kräftiger Schlag traf und eine Stimme zu gleicher Zeit sagte:

„Bravo! . . . das war ein Kernschuß . . . der saß!“

Beim Umdrehen gewahrte ich den alten pensionirten Major, den Onkel meines Freundes, der, wie auch ich, sich seit einiger Zeit hier zum Besuche aufhielt.

„Nicht wahr,“ fuhr der lebendige Alte fort, — „mein Neffe kommt Ihnen auch wie ein pensionirter Maikäfer vor?

— Keine heitere Miene, — kein Leben, — keine Fröhlichkeit! Heil'ges Kanonenrohr! wenn ich in meinem Alter ein solches Gesicht machen wollte, dann wäre es wohl noch eher zu entschuldigen, denn ich kann die glücklichen Tage aus meinem Leben alle zählen — — daß aber mein Herr Neveu unter die Melancholiker und Misanthropen gegangen ist, das ist doch rein unverzeihlich! Meinen Sie nicht auch?"

Ich mußte unbedingt die Frage des Alten bejahen.

„Kopf in die Höhe! — Brust heraus! — Antreten! — Vorwärts Marsch ins Leben hinein! — das Alles ruf' ich ihm des Tages über ein paar Dutzend Male zu, und dennoch bleibt er wie eine Henne, der man das Futter genommen!"

„Du sprichst, wie Du es verstehst!" unterbrach mein Freund den Alten.

Dieser ließ sich aber nur einen Augenblick in seinem Redefluße stören, denn, ohne von der Gegenrede seines Neffen weitere Notiz zu nehmen, fuhr er, zu mir gewandt, fort:

„Heirathen muß er . . . . heirathen! . . . nicht wahr, das ist auch Ihre Meinung?"

„Gewiß!" stimmte ich ein.

„Und ich versichere Euch, daß es mir nie . . . nie in in den Sinn kommen wird . . . nie — nie — ich wiederhole es."

Der Ton der Stimme meines Freundes klang eigenthümlich gefärbt.

„Nein — das ist doch wahrhaftig zum Todtlachen . . . Du und nicht heirathen!? . . . Du? . . ein junger Mann von kaum dreißig Jahren will sagen: ich werde nie heirathen. — — Was willst Du denn? . . . willst wohl ein alter Junggeselle werden, den die Fliege an der Wand ärgert, wenn sie nicht in schnurgerader Linie zur Decke läuft — he? Anlagen hast Du allerdings dazu! . . ."

„So laß mich doch nur in Ruhe, Onkel . . . ich verkenne Deine gute Absicht keineswegs, allein mich zu einem solchen Schritte zu entschließen, das ist doch zu viel von mir verlangt."

„Zu viel? — — aber weshalb?"

„Weil . . . weil . . . je nun, weil ich Beweggründe habe!"

„Beweggründe?" wiederholte der Alte; „Du hast Beweggründe? . . . die möchte ich auch kennen lernen! Willst Du mir dieselben vielleicht mittheilen oder bergen sie etwa ein Geheimniß in sich, das mir verschlossen bleiben muß?"

„Keineswegs — Du kannst sie hören!"

„Sind dieselben auch für meine Ohren geschaffen?" fragte ich.

„Warum nicht! . . . Du kannst sie eben so gut wie mein Onkel hören."

Die horizontalen Stirnfalten meines Freundes verschwanden und verschwammen; sein Kopf senkte sich etwas nach vorn, gleich als ob er die unwillige Miene seines Gesichtes vor uns verbergen wollte.

„Dann heraus mit der Sprache! Dein Freund und ich sind auf die Entwickelung Deiner Beweggründe gespannt!" nahm der Alte wieder das Wort. „Da aber voraussichtlich diese Entwickelung mehr als einige Minuten in Anspruch nehmen dürfte, so schlage ich vor, wir setzen uns dort unter den alten Eichbaum . . . es ist ein allerliebster Fleck zum Plaudern und Erzählen."

Wir schritten nach dem bezeichneten Platze, der sich in kurzer Entfernung von uns in halbrunder Form vor der alten Eiche ausdehnte. Hier ließen wir uns auf der aus rohen Fichtenstangen gezimmerten Bank nieder.

Der Platz mit seiner heimischen Stille, überdacht von dem grünen Eichenlaub an den knorrigen, weitabstehenden Aesten, auf denen eine muntere Vögelschaar hin und her hüpfte, sang und zwitscherte, und seiner herrlichen Aussicht über die weitläufigen Gartenanlagen des Besitzers und das daran stoßende Thal bis hinüber zu der etwa eine halbe Stunde in gerader Linie sich hinziehenden Hügelkette war wie zum Austausch der Gedanken geschaffen.

„Nun schieß aber los!" sagte der Alte etwas ungeduldig, als er sah, daß sich sein Neffe erst noch eine Cigarre anzündete.

Dieser ließ sich jedoch nicht beirren, sondern blies erst noch einige blaue Rauchwölkchen in die reine Mailuft hinaus und begann dann mit einem halbunterdrückten Seufzer:

„Ihr Beide wißt, daß ich mich längere Zeit in dem modernen Babel, in Paris, aufhielt. Durch Eueren Aufenthalt in dieser Metropole der Aufklärung, wie die Franzosen ihre Hauptstadt gar zu gern zu bezeichnen pflegen, ist Euch ja wohl auch das dortige vielgestaltige Leben und Treiben näher gerückt worden."

Der Alte und ich nickten beistimmend mit dem Kopfe.

„Dann wißt Ihr ja auch, wie der junge Mann, der nicht zur Welt geboren ist, von den vielseitigen Sinnesreizen aller Art so lange umgaukelt wird, bis er hinein gerissen wird in jenen Strudel, der von der Nachtseite des menschlichen Lebens gebildet wird und uns besonders die schönere Hälfte unseres Geschlechtes in den verschiedenartigsten Farben, Gestalten und Beziehungen vor die Augen führt."

„Ich war allerdings nur zwei und einen halben Monat dort —" sagte der Alte.

„Und ich drei Jahre!" entgegnete ich.

„Dann seid ihr ja wohl auch im Stande, jene Ermattung und Erschlaffung zu begreifen, die eine solche Lebensweise, ein derartiger Umgang im Gefolge hat."

„Ja, ja, allerdings," sagte der Alte mit einer lebhaften Gesticulation; — „Du hast in diesem Punkte ganz und gar recht; — auch ich habe trotz meines kurzen Aufenthaltes in Paris diese unmittelbare Folge des Ueberreizes kennen gelernt, allein wie ich wieder nach Deutschland zurückgekehrt war, unsere sittsamen Hausfrauen wieder sah und die rosigen Kernmädchen unseres Volkes wieder erblickte, da — na — wie soll ich mich nur gleich ausdrücken . . . kurz, da war ich wieder ein anderer Mensch. Du bist nun jetzt seit geraumer Zeit wieder in Deutschland, und ich sollte meinen, daß Du nun jene Zeit vergessen haben müßtest, aber es scheint mir nicht der Fall zu sein."

„Du bist s e h r kurzsichtig, lieber Onkel!"

„In wie fern?"

„Hast Du denn noch nicht bemerkt, daß jene Erschlaffung, welche jedem Ueberreize auf dem Fuße folgt, bei mir schon längst vorüber ist, daß ich schon längst zum thatkräftigen Handeln wieder erwacht bin, das mich auf die Bahn eines b.sseren Lebens geführt hat?"

Der alte Herr sann einen Augenblick nach.

„Ich soll doch nicht etwa Dein fortwährendes Studiren, Deine Grübeleien, Deine Experimente und Gott weiß! was Du noch Alles treibst, für das Erwachen Deines besseren Ichs halten?"

„Und wenn ich Deine Frage bejahte?"

„Würde ich Dich dennoch für einen Thoren halten, denn Dein ganzer gelehrter Firlefanz wird Dir auf die Dauer der Zeit keine Befriedigung gewähren."

„Du kennst Das nicht, Onkel. Wenn du die Beruhigung zu schätzen vermöchtest, welche ein glücklich gelungenes Resultat bei meinen Studien auf mich ausübt; wenn du wüßtest, wie sich nach und nach die Nische, welche die Mutter Natur für ein Ideal, für ein Götterbild in uns gelassen hat, durch diese Resultate ausfüllt, dann würdest du nicht mehr so urtheilen . . . Du würdest das Gefühl zu ermessen vermögen, welches mich antreibt, in das Studium der Naturwissenschaften tiefer und tiefer einzudringen."

„Holla, mein Herr Neffe, jetzt hast Du Dir die Waffe selbst aus der Hand genommen!" rief der Alte mit blitzenden Augen. „Du behauptetest soeben, daß die Mutter Natur eine Nische für ein Götterbild in einem jeden Menschen gelassen habe, und daß diese Nische durch die Krönung Deiner Mühen, durch Deine gewonnenen Resultate ausgefüllt werden könnte. Gut! — es ist das Deine augenblickliche Meinung, die sich aber auf die Dauer nicht halten lassen wird, denn in jeder jungen Brust erwacht wenigstens einmal im Leben jene Forderung des Herzens, sich anzuschmiegen an den lebenswarmen Busen eines liebenden Weibes, und diese Forderung des Herzens . . . was ist sie anders, als das unausgesprochene Bestreben, die leere Nische in der Menschenbrust auszufüllen . . . . . Meinen Sie nicht auch?" fragte mich der Alte, als er geendet.

Ich konnte und mußte dem Major beistimmen.

„Und ich glaube bestimmt, daß Du mit Deiner Ansicht durch irgend welchen unglückseligen Zufall, durch irgend eine bittere Erfahrung auf diesen Irrweg gerathen bist; denn je länger ich mir Deine auffallende Veränderung mit Deinem früheren Wesen zusammenstelle, desto mehr drängt sich der Gedanke in mir auf, daß die vorhin ausgesprochene Ansicht in Wirklichkeit gar nicht in Dir existirt, daß Du Dir überhaupt diese Idee nur einreden willst, um die ungestümen Forderungen Deines Inneren zu übertönen. Oder ist dem etwa nicht so?"

(Fortsetzung folgt.)

Otto Mündler.

Unserem jüngst in Paris verstorbenen und am 20. April in Ludwigshafen beerdigten Landsmann Otto Mündler, in welchem die Kunstwissenschaft einen ihrer ersten Vertreter verloren hat, widmet Alfred Woltmann in der „Nat.-Ztg." folgenden Nachruf: Otto Mündler war am 9. Februar 1811 zu Kempten in Bayern geboren, Sohn eines Lehrers der französischen Sprache am Gymnasium und späteren Rectors der Gewerbeschule daselbst. Schon in früher Knabenzeit zeigte er lebhaften Trieb zum Lernen und seltene Begabung. Nur mit Mühe konnte die Mutter ihren Liebling von den Büchern in das Freie treiben. Er machte Schule und Gymnasium der Vaterstadt durch und kam mit 17 Jahren auf die Universität München. Dort wohnte er im Hause eines Verwandten, des Bildhauers Leeb, der eine junge schöne Römerin zur Frau hatte. Hier, wo viel von Rom, von Italien die Rede war, wurden ihm wohl die ersten künstlerischen Anregungen zu Theil. Ein Jahr später ging er nach Erlangen, als Student der Theologie, aber noch entschiedener mit philologischen und philosophischen Studien beschäftigt, dabei unausgesetzt seine Kenntniß der lebenden Sprachen fördernd. Neben einer seltenen Herrschaft über die französische und italienische Sprache eignete er sich jetzt eine gleiche über die englische an. Spanisch, zugleich aber auch Sanskrit, studirte er unter Leitung von Friedrich Rückert, den er fortdauernd als Menschen wie als Dichter auf das wärmste verehrte und aus dessen Werken er im Gespräch so häufig ein Citat bereit hatte. In Erlangen war Mündler zugleich eifriges Mitglied der deutschen Burschenschaft und hielt als Sprecher der Verbindung feurige Reden für Freiheit und Vaterland. Von der Universität aus benutzte er seine Ferien meist zu Ausflügen und besuchte besonders häufig die jetzt ihrer besten Schätze beraubte gräflich Schönborn'sche Galerie in Pommersfelden, in die er sich ganze Tage einschließen ließ, Essen und Trinken vergessend. Daß er dies über der Bilderschau im Stande war, habe ich selbst oft später bei manchem Zusammentreffen auf Reisen erfahren. Sein fünftes und letztes Studienjahr brachte er in Berlin zu, bestand im Herbst 1833 seine theologische Prüfung in Bayern, predigte zum Stolz der Mutter ein paar Mal in seiner Vaterstadt, ging dann aber 1834 nach der Schweiz, um zu Launay am Genfer See im Hause des Herrn Regis die Stelle eines Hauslehrers zu bekleiden. Im Frühjahr 1835 wandte er sich nach Paris, wo er bald darauf die Stelle eines Hofmeisters in der Familie eines Deputirten von Bordeaux, des Herrn Gueftier, annahm. Dieser besaß eine Bildersammlung, die er zu verkaufen wünschte, und da er aus dem Umgang mit Mündler dessen feines Verständniß für Gemälde kannte, beauftragte er ihn mit dieser Angelegenheit. Mündler konnte sich nicht entschließen, einige der besten Bilder aus der Hand zu geben, sondern behielt diese auf eigene Rechnung und fand sich mit dem Eigenthümer ab, sie zu bezahlen, wenn er sich das erforderliche Geld verschafft haben würde. Dies war der Anfang seines Handelns mit Gemälden, durch welchen er sich jetzt eine neue Lebensstellung gründete. Noch immer wünschten die Eltern, ihn als Pfarrer in ihrer Nähe zu haben, noch schickte er dem Vater theologische Abhandlungen ein, die dem Consistorium vorgelegt werden sollten, aber allmählich wurde ihm klar, daß die stille Wirksamkeit eines schwäbischen Landgeistlichen nicht seine Bestimmung sein konnte. Bereits hatte er darüber Klarheit gewonnen, daß seine Lebensaufgabe Studium der Kunst sei. In gediegener wissenschaftlicher Arbeit gab er sich demselben hin, Reisen förderten seine Ausbildung, er lernte die Kunst der verschiedensten Länder in ihrer Heimath kennen, studirte die mannichfaltigsten Richtungen mittelalterlicher und moderner Malerei in den verschiedenen Galerieen Europas, und das Geschick, mit welchem er Bilder zu kaufen und zu verkaufen verstand, gewährte ihm die äußere Möglichkeit, sich ganz dieser Richtung hinzugeben. Von Paris aus ging er 1837 nach England, über das südliche Frankreich trat er im Jahre 1842 seine erste Reise nach Italien an, von da war er fortwährend in Bewegung, bald für einige Zeit in London oder Paris, bald in Italien, das er nach allen Richtungen hin durchstreifte. Seine wissenschaftliche Stellung sicherte zuerst eine Schrift, die im Jahre 1850 erschien: „Essai d'une analyse critique de la notice des tableaux Italiens du Musée National du Louvre, accompagné d'observations et de documents relatifs à ces mêmes tableaux." Den neu erschienenen Katalog der Galerie unterwarf er darin einer scharfen Kritik und publicirte bei dieser Gelegenheit über Bilder und Meister der Louvre-Sammlung eine Reihe der interessantesten Forschungen, die für die späteren Verzeichnisse maßgebend wurden. Die Schrift, wenn auch nicht umfangreich, gehört zu den besten Leistungen der vergleichenden Gemäldekunde, die, so gehandhabt wie von Mündler, als eine der schwierigsten, aber auch interessantesten Gattungen urkundlicher Forschung dasteht. Dazu legte die Schrift Zeugniß ab von der strengen philologischen Methode, mit der Mündler durch seine Studien umzugehen gelernt hatte, und zwar, von ihm, dem Deutschen, in einem meisterhaften Französisch geschrieben. Dies war das glänzende Resultat seiner modernen Sprachstudien, die ihm auch auf Reisen besonders werthvoll waren, wo es darauf ankam, mit den verschiedenartigsten Leuten zu verkehren, sich überall mit Geschick zu bewegen, wo es galt, unbekannte Kunstwerke aufzusuchen und an das Licht zu ziehen. Besonders im Englischen hatte er es so weit gebracht, daß er in England selbst stets für einen geborenen Engländer gehalten wurde. Gerade mit diesem Lande eröffneten sich ihm denn auch die wichtigsten

Verbindungen. Er war bereits früher dem Präsidenten der Akademie, Sir Charles Eastlake, nahegetreten, diesem edlen Kunstfreund und feinen Kenner, und als derselbe im Jahre 1855 zum Director der Nationalgalerie ernannt wurde, wurde Mündler als Agent der Sammlung angestellt. Jetzt durchstöberte er besonders in Oberitalien die Kirchen, die Privatsammlungen, die vergessenen Winkel der kleineren Städte nach Bildern, und wenn die Londoner Nationalgalerie in so kurzer Zeit sich aus bescheidenen Anfängen zu einer der ersten, namentlich gewähltesten Sammlungen Europas entwickelte, war auch Mündler viel davon zu danken. Aber gegen Sir Charles Eastlake, gegen den Prinzen Albert und Diejenigen, die in gleichem Sinne für die idealen Interessen wirkten, namentlich gegen die Deutschen, mit denen sie in Verbindung standen, regte sich eine starke Partei, Leute wie Cunningham und Morris Moore arbeiteten in der Presse gegen die Verwaltung der Nationalgalerie; diese Kämpfe gingen in das Parlament über und hatten die Folge, daß Mündlers Anstellung, als es sich im Jahre 1858 um ihre Verlängerung handelte, nicht mehr bewilligt wurde. Dennoch blieb er fortdauernd mit der Nationalgalerie in thätiger Verbindung.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— Eine gewiß außerordentliche Fahrt hat vor einem halben Jahre der nordamerikanische kleine Steamer „Halen Brooks" gemacht. Am 5. August vor. Jahres verließ derselbe Baltimore, um nach Bayou Teche in Louisiana zu gehen. Er verließ Baltimore durch die Chesapeake Bay, und passirte den Staat Delaware per Canal; dann setzte er seine Reise auf dem Delaware fort nach Trenton, im Staat New-Jersey; durch den Staat New-Jersey wieder auf dem Canal; dann den Raritan hinunter nach New-York City; auf dem Hudson bis nach Troy; durch den Staat New-York auf dem Eriecanal bis Buffalo; von dort auf dem Erie- und Michigan-See nach Chicago; herunter den Illinois-Canal bis zum Illinoisfluß, und von da den Mississippi hinunter, an welchem er zu Napoleon in Arkansas am Donnerstag Morgens den 14. October nach einer Rundreise von mehr als dreitausend englischen Meilen ankam. — Diese Reise giebt einen Begriff des Netzes von Wasserstraßen, das die Vereinigten Staaten bedeckt, und die durch ein ausgedehntes Canalsystem im innigsten Zusammenhange stehen.

— Die seltsamste Ehrenpforte, unter welcher wohl in moderner Zeit ein fürstliches Haupt durchgewandelt ist, wurde unlängst auf Ceylon von mehreren lustigen und sinnreichen Kaffeepflanzern dem Herzog von Edinburgh errichtet. Der Weg von Colombo nach dem Elephantenkraal, wo der Fang wilder Elephanten für den hohen Gast eigens in großem Maßstabe in Scene gesetzt werden sollte, war von den Herren ausersehen worden, ihre Idee auszuführen, und der Prinz wurde nicht wenig überrascht, als er nach all den Triumphbogen nach hergebrachtem Muster hier eine kühne Construction aus leeren Bierflaschen erblickte. Im Mittelpunkte der Wölbung war aus Sodawasser- und Champagnerflaschen ein prächtiger Stern gebildet, und die Pflanzer standen in hellen lustigen Gewändern darunter und schauten mit Genugthuung auf das, was sie zur Verminderung des Bieres und zu Ehren des Herzogs geleistet und zu Stande gebracht hatten.

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

♂ Mannheim, 16. Mai. Gestern wurde die Ausstellung von Schwind's „Schöne Melusine" geschlossen und heute das Kunstwerk, glücklicherweise vollkommen unbeschädigt, in eigenem Wagen nach Heidelberg abgeliefert. Der Besuch war im allgemeinen ein lebhafter, in den letzten Tagen aber ein so zahlreicher, daß es schwer war, zu ruhiger Betrachtung zu kommen. Es folgt nun noch in gleicher Woche das große historische Oelgemälde „Gastmahl der Wallensteiner", dessen Ausstellung nächsten Samstag beginnen und bis gegen Ende des Monats dauern wird, da um die Mitte des nächsten Monats die große Kunstausstellung folgen wird. Es hat überhaupt der Kunstverein in diesem Jahre an kleineren Ausstellungen mehr thun können, als seit einer Reihe von Jahren, zumal wenn er nach der großen Ausstellung noch Anselm Feuerbachs „Medea" zur Ausstellung bringen kann. — Ebenfalls gestern hat der Alterthumsverein seine Sammlungen im erweiterten Local im Großh. Schlosse dem Publicum wieder geöffnet. Die Räumlichkeiten von zwei Sälen und einem Zimmer genügen kaum, die ganze Sammlung unterzubringen; so sehr haben sich die Sammlungen in den letzten Jahren gemehrt. — Das Großh. Hoftheater schließt mit Ende des nächsten Monats seine Räume, um für das 7. mittelrheinische Musikfest Platz zu machen. Proben und die zwei Aufführungen werden in den Sälen desselben stattfinden, während das Ballfest am zweiten Tage in den neuen Räumlichkeiten, die Restaurateur Back im alten Ballhause des Großh. Schlosses hat einrichten lassen, stattfindet. Dann werden die schönen, mitten im Gartengrün gelegenen Räume dem Gesammtpublicum eröffnet werden.

Theorie und Praxis auf dem Gebiete der Pädagogik. Vortrag, gehalten zur Eröffnung der regelmäßigen Versammlungen des Bezirks-Lehrervereins Kaiserslautern-Landstuhl von Dr. Karl Andreä. (Zum Besten des pfälzischen Lehrer-Waisenstiftes.) Kaiserslautern, Verlag von J. J. Tascher. 1870.

= Wie ein frischer Morgenhauch muthet dem Leser dieser geistvolle Vortrag des neuen Inspectors des protestantischen Schullehrerseminars der Pfalz an, der gewiß auch in den zu Landstuhl versammelt gewesenen Hörern das Gefühl neu belebt hat: trotz des Falls des Schulgesetzes, und trotz der Majorität seiner Gegner in den jetzigen Landtag braucht die Schule an ihrer Zukunft nicht zu verzweifeln. So wenig jetzt die Pädagogik als Anhängsel der Theologie noch betrachtet werden kann, so wenig wird sich auch die Volksschule auf die Länge als Dienerin der Kirche, d. h. des Klerus behandeln lassen, und wenn der Beruf der intellectuellen und sittlichen Volksbildung zu der religiösen Aufgabe der Kirche immer in einem nahen Verhältniß bleiben wird, so muß doch die Stellung der Lehrer zur Geistlichkeit aus der Subordination zur Coordination fortschreiten; denn nur dadurch kann ein freies und freudiges Zusammenwirken in der gemeinsamen Aufgabe der Menschenerziehung ermöglicht werden. Bestände die Aufgabe des Volkslehrers in der bloßen Praxis, d. h. in handwerksmäßiger Routine, in der immer sich wiederholenden Absolvirung des vorgeschriebenen Lehrplanes, so wären die hier gegebenen Anregungen zu einer theoretischen Erfassung dieser Aufgabe etwas sehr Ueberflüssiges. Wird der, welcher auf selbstständiges Denken verzichten soll, zu demselben aufgemuntert, so wird seine Lage dadurch mehr verschlimmert als verbessert. Er fühlt dann erst den Druck, in welchem er sich befindet. Steht es aber so, daß die Pflichten des Berufes ohne Selbstdenken und freie Selbstthätigkeit gar nicht erfüllt werden können, dann dürfen theoretische Anregungen nicht fehlen. Ethik, Culturwissenschaft, Psychologie müssen mit hereingezogen werden in das Bereich der Lehrgegenstände der Seminarien, so weit sie sich da nutzbringend verwenden lassen. „Was wäre der Lehrer ohne Ideal, was die Schularbeit ohne Idealität? Nur wo sie wohnen, giebt es eine Begeisterung für den Beruf, giebt es jenes unbegreifliche und ungreifbare und doch allerreellste Etwas, das über alle Sorgen und Mühen des Alltagslebens hinüberhelfend erst das verklärende Band schafft zwischen den Dunkelheiten der Theorie und dem Druck der Praxis." Möchte dieser erfrischende ideale Zug aus dem Seminar sich allen Lehrern und Schulen mittheilen.

Verantwortliche Redaction: Ph. Eduard Stay.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 58. Dritter Jahrgang. 1870.

* Durch Sonnenlicht.

Novelle von André Hugo.

(Fortsetzung.)

Mein Freund hatte stillschweigend dem Sermon des Alten zugehört, ohne daß ich eine Einwirkung auf denselben hätte bemerken können; erst bei der bestimmt an ihn gerichteten Frage, blickte er den Alten wieder an.

„Ehe ich Dir antworte, Onkelchen, erlaube ich mir erst eine Frage!"

„Nun?" fragte der Major erstaunt.

„Du bist doch auch einmal in meinen Jahren gewesen?"

„Sicher!"

„Da hättest Du ja wohl auch Gelegenheit gehabt, eine derartige Idee zu realisiren? . . . Warum hast Du Dich keiner jener vermeintlichen Schönen zu Füßen gestürzt und Herz und Hand ihr angetragen? Hand auf's Herz, Onkelchen!"

Obwohl mein Freund den Blick hinaus in die grünende Landschaft richtete und dabei, anscheinend ohne weiteres Interesse, den Dampf aus seiner Cigarre in die klare Luft wirbeln ließ, blickte der Alte dennoch den jungen Mann einen Moment starr an. Er räusperte sich, seine Hand fuhr über das Gesicht, als wollte sie die Röthe von den wettergebräunten, harten Zügen vertreiben — das vollkommene Bild eines Verlegenen.

„Nun siehst Du, mein lieber Karl . . . ich . . . ich . . . ich hatte gerade in jener Zeit strengen Dienst, bewegte mich aus diesem Grund mehr unter meinen Kameraden, als auf dem Parquetboden der Salons, hatte nebenbei, um ganz ehrlich zu sprechen, nicht so viel Privatvermögen, um standesgemäß einen Hausstand gründen zu können," antwortete der Major.

Ich konnte deutlich bemerken, wie ein verschmitztes Lächeln über das Gesicht meines Freundes lief, als er meinen Blick kreuzte und seine Hand auf die Schulter des Majors legte.

„Und das ist die reine Wahrheit . . . das sind keine Ausflüchte, Onkelchen?" fragte er mit einem unterdrückten Lächeln.

„Heil'ges Kanonen . . . ."

„Halt — halt, Onkelchen! Nicht fluchen! Ich weiß, was Du sagen willst. Nur noch eine Frage, gestrenger Herr Onkel!" Dabei blickte er den Alten so schelmisch an, daß dieser sich eines Lächelns kaum erwehren konnte.

„Und welche ist sie?"

„Du warst doch zwei und dreißig Jahre alt, als Dir das nicht unbeträchtliche Vermögen Deiner Großtante zufiel?"

„Du hast schon recht, allein das was ich vorhin sagte —"

„Ist kein stichhaltiger Grund für mich, zumal ich durch — durch — nun ja doch, durch einen Zufall ganz anderer Meinung über die Vergangenheit meines hagestolzen Herrn Onkel geworden bin."

„Aber Karl —"

„Aber Onkel —"

„Ja, ja," fuhr mein Freund fort; „ich möchte fast mit Bestimmtheit annehmen, daß Onkel Hermann von Steinberg auch einmal ein Götterbild in die offene Nische seines Herzens gestellt hat!"

„Aber ich begreife Dich nicht!"

„Sollte der kleine allerliebste Lockenkopf in der Mappe meines Oheims nicht damit in Beziehung stehen? . . . oder ist das Bild durch einen bloßen Zufall dahingekommen?"

Die grauen Brauen des Alten rückten näher aneinander, als sein Neffe geendet hatte. „Du hast also trotz meines Verbotes in meinen Papieren gekramt?"

Die Unterhaltung schien auf meinen Freund einen wohlthätigen Einfluß ausgeübt zu haben, denn als er jetzt fortfuhr, klang seine Stimme in ganz anderer Färbung, vollständig von aller düsteren Beimischung befreit.

„Ja, lieber Onkel," rief er; — „ich will mich Dir und meinem Freunde gegenüber als Sünder decouvriren und Alles reumüthig bekennen; denn wisse: ich habe Deine Scripturen und Bilder durchblättert, als mich bei meinem letzten Besuche auf Deinem Gute die Langweile plagte und ich gerade nichts Besseres zu thun wußte. Daß ich dabei einen wunderschönen Mädchenkopf fand, das ist nicht meine Schuld, daß sich aber jetzt mein Herr Onkel verrathen hat, das ist gewiß!"

Der Major sprang von seinem Sitze auf, blieb mit verschränkten Armen einen Augenblick mürrisch vor seinem Neffen stehen, mußte aber, sobald er den listigen Blick desselben auf sich gerichtet sah, unwillkürlich lächeln und die leidenschaftliche Aufwallung niederkämpfen.

„Nun so sei es denn! Ich capitulire!" rief der Major.

In diesem Augenblicke verkündigte ein schriller Glockenton aus dem Wohnhause die Mittagsstunde.

Der Major machte darauf aufmerksam, versprach aber, uns nach Tische Einiges aus seinen früheren Tagen mitzutheilen.

Darauf begaben wir uns von der kleinen Anhöhe hinab nach dem Wohnhause. — — —

Das Diner war vorüber. Onkel Steinberg hatte den Vorschlag gemacht, den Kaffee in der Laube vor dem kleinen Häuschen auf der Anhöhe einzunehmen, und wir hatten natürlich seinen Vorschlag acceptirt. So saßen wir nach Verlauf einer Stunde wieder auf der Anhöhe. Jeder von uns blies mächtige Rauchwolken in die Luft, während sich die Unterhaltung um ganz gewöhnliche Alltagsdinge drehte. Nachdem ich bemerkt hatte, daß mein Freund den Onkel nicht noch einmal um das Versprochene bitten wollte, nahm ich endlich das Wort und erinnerte den Alten an sein gegebenes Versprechen.

Der Major that noch einige gewaltige Züge aus seinem Ulmer, dann aber begann er in umständlicher Breite dieselbe Erzählung, wie sie der Leser bereits aus den beiden ersten Capitein unserer Geschichte kennt.

„Nun, das war meine Geschichte!" sagte der Alte, als er geendet und seine bei dem Erzählen ausgegangene Pfeife wieder anzündete. „Vivat Bruder sequens! Jetzt bist Du an der Reihe mein lieber Neveu. Mich hat mein damaliges Erlebniß zum Junggesellen gestempelt. Jetzt würde ich es nicht mehr thun. Meine Sinnesart hat sich geändert und der Gang der Zeit gleicht ja auch vieles aus."

„Wie lange ist es her, daß sie in W. ..... waren?“ fragte ich den Major.

„Je nun, es sind wohl zehn Jahre her!“

„Also müßte Ihre Tochter circa zwanzig Jahre alt sein?“

„Gewiß,“ antwortete mir der Alte. „Doch nun lassen Sie meinen menschenfeindlichen Neffen reden . . . ich bin auf seine Erzählung gespannt.“

„Eigenthümliche Gefühle durchziehen mein Inneres in diesem Augenblicke, so daß ich nicht im Stande bin, Euch eine Episode aus meinem Leben zu erzählen, die neben meinen Ansichten über das Leben, insbesondere über die Ehe einen so bestimmenden Einfluß ausgeübt hat. Wenn Ihr aber darauf besteht, dieselbe dennoch wissen zu wollen, so werde ich Euch morgen Mittag die betreffende Skizze aus meinem sorgsam geführten Tagebuche übergeben. Für heute wollen wir des Erzählens genug sein lassen.“

Obwohl es uns Beiden lieber gewesen wäre, wenn Rothenburg uns die Zeit durch seine Erzählung vertrieben, so willigten wir dennoch ein.

Rothenburg war gesprächiger geworden.

Die Unterhaltung war unter Anderem auch auf die Photographie gekommen.

„Ich selbst habe mich längere Zeit mit der Anfertigung solcher Lichtbilder beschäftigt und mir dadurch manche Stunde vertrieben. Schade, daß man dazu so complicirter Vorrichtungen bedarf!“ setzte mein Freund mit einem tiefen Seufzer hinzu.

Ich mußte unwillkürlich Rothenburg anblicken.

Er lächelte.

Auch dem Major war die sonderbare Aeußerung meines Freundes aufgefallen, denn als ich hinsah, ließ auch er sein Auge fragend auf seinem Neffen ruhen.

„Wie kommst Du denn zu dieser Aeußerung?“ fragte ich.

Wieder spielte jenes sarkastische Lächeln um den Mund Rothenburgs.

„Wenn Du morgen die betreffenden Blätter meines Tagebuches durchlesen haben wirst, wirst Du die Antwort haben,“ gab er mir zurück.

Wir traten hierauf auf Ersuchen des Neffen in das kleine Gartenhäuschen, in dessen vorderer Hälfte einige ausgezeichnete antike Gruppen in Bronzeguß standen, während an den Wänden kostbare Stahlstiche und Oelgemälde hingen. Ich sah mir alle diese Dinge an. Keines der Bilder vermochte aber einen so tiefen Eindruck auszuüben, als das Oelgemälde eines renommirten deutschen Malers, „Das Sehnen des Jünglings“. Als ich dasselbe längere Zeit unverwandten Auges betrachtet, nahm mich mein Freund in den Arm und trat mit mir wieder aus dem Häuschen. Kaum hatten wir uns aber wieder an unseren vorherigen Platz begeben, als der Onkel auch aus dem Häuschen trat und mit einer Glasplatte auf uns zueilte.

„Kennen Sie den Mann?“ fragte mich der Major, als er die Glasplatte über seinem Arm hielt und ich auf derselben meine Person gewahrte. Ich drückte mein Erstaunen über die Anfertigung des Bildes aus.

„Das ist mein Geheimniß!“ erwiderte mein Freund lachend. „Jedermann, der mein kleines Häuschen betritt, muß mir sein Bild lassen . . . nach dem, wie es entstanden, frage nicht,“ sagte er zu mir. „Wenn ich Dir morgen die Reihen aller der Schönen zeige, welchen ich auf diese Weise ihr Bild geraubt habe, wirst Du erstaunen und mich wohl nicht länger mehr einen Menschenfeind nennen, denn wenn ich kein Interesse an der Menschheit fände, wie Du meinst und mein Onkel urtheilt, würde ich etwas Derartiges wohl unterlassen haben.“

„Eine sonderbare Idee! Wie kann man nur auf einen solchen Gedanken gerathen?“ mußte ich unwillkürlich ausrufen.

„Die Beantwortung auch dieser Frage wirst Du morgen in meinem Manuscripte finden . . . bis dahin Geduld!“

Mein Freund war, wie es schien, durch die Unterhaltung nach Tische heiterer und gesprächiger geworden, und seine gute Laune nahm bis zum Abend so zu, daß ich in dem augenblicklichen liebenswürdigen Wirth meinen finsteren Freund von heute Morgen vergaß.

(Fortsetzung folgt.)

Otto Mündler.

(Schluß.)

Mündler's eigentlicher Wohnsitz war und blieb Paris, hier war er im Centrum des Bildermarktes, in Mitten der Kreise, die für ältere Malerei Interesse haben. Reisen, die sich allmählich noch weiter, nach Spanien, nach Rußland ausdehnten, und auf denen er auch nie versäumte, zu Studien und erneuertem Vergleich die längst bekannten Punkte wieder aufzusuchen, kehrten alljährlich wieder, dann brachte er eine kürzere oder längere Frist in der Muße stiller wissenschaftlicher Arbeit bei seinem Bruder in Ludwigshafen zu. Stets aber fand ihn die Saison in Paris. Das Häuschen in der Rue Laval, in welchem sich seine behagliche Junggesellenwohnung befand, enthielt stets eine Anzahl trefflicher Gemälde. Hier traten oft die reichen und vornehmen Bildersammler Frankreichs und Englands ein, hier waren ebenso die Prinzessin Mathilde und der Prinz Napoleon als Rochefort, der auch seinerseits eifriger Gemäldeliebhaber ist, zu treffen. Mündler galt in diesen Kreisen als der Erfahrenste, an den sich Sammler, Händler und Liebhaber um Rath und Auskunft wenden konnten. Allen Gemäldeversteigerungen folgte er mit eifrigster Theilnahme. Aber neben der alten Kunst interessirte ihn auch die gegenwärtige. Er verkehrte mit den bedeutendsten Künstlern in Paris und war besonders seit längerer Zeit mit Winterhalter, der auch bei seinem plötzlichen Tode gegenwärtig war, befreundet. Vorzugsweise nahe standen ihm aber die eigenen Fachgenossen in den verschiedenen Ländern, in Frankreich W. Bürger (eigentlich Théophile Thoré), der Forscher holländischer Malerei, in Deutschland Herr B. Suermondt, der Schöpfer und Eigenthümer einer der schönsten existirenden Privatsammlungen, und besonders Waagen, mit dem er fortwährend in Correspondenz stand. Er reichte diesem willig und uneigennützig die Hand, um manche der besten neueren Erwerbungen für die Berliner Galerie, namentlich den Ankauf spanischer Meisterwerke, möglich zu machen. Leider wurden Aussichten gleicher Art durch die Verhältnisse in der Leitung des Berliner Museums vereitelt. Waagen's letzter Wunsch war, sein Nachfolger als Galeriedirector in Berlin möge Otto Mündler sein, wozu diesen sein ehrenwerther Charakter ebenso sehr wie seine volle Herrschaft über alle dazu erforderlichen Kenntnisse befähigten. Freilich war es wohl nicht ohne weiteres zu erwarten, daß Mündler, der unteressen ein vermöglicher Mann geworden, einer solchen Stellung zu Liebe sein unabhängiges und freies Leben in Paris geopfert haben würde. Zu lange schon hatte das Vaterland seine Kraft unbenutzt gelassen, die es so wohl hätte bemühen können, indem die Leitung der Kunstsammlungen, namentlich der Gemäldegalerieen, fast überall in Deutschland in der Hand von Künstlern liegt, die solche Stelle meist als Sinecure betrachten, nicht immer die erforderlichen Kenntnisse besitzen und auch nicht die Nothwendigkeit fühlen, sich dieselben zu erwerben. Dachte Mündler an die Stagnation oder den Verfall, die sich hieraus ergaben, an die Unwissenheit und Saumseligkeit

keit, die sich breit machten, an die ewigen Versäumnisse, wo es darauf ankam, dem Vaterlande Meisterwerke zu erhalten oder zu gewinnen, den Mangel an Sorgfalt für Erhaltung der Kunstwerke, die abgeschmackte Taufe der Bilder, die überall irrthümlichen und mangelhaften Kataloge, so waren es freilich oft scharfe und schneidige Worte, in denen er sich Luft zu machen suchte. So in den Studien über die neuen Verzeichnisse der Münchener und der Augsburger Galerieen, die er in den „Recensionen" und in der „Zeitschrift für bildende Kunst" veröffentlichte. Für diese beiden Journale und auch schon früher für das „Deutsche Kunstblatt" wirkte er als Pariser Correspondent, und wie in scharfer Kritik und wissenschaftlicher Deduction war er auch in geistvoller feuilletonistischer Behandlung Meister, wenn er in seiner Würdigung von den Leistungen des Tages sprach oder dem interessanten Verlauf so mancher Versteigerungen folgte. Sein Styl war stets klar, gewandt, durchgebildet. Formale Mängel der Darstellungsweise konnten ihn auch bei Anderen verletzen, und der Mißbrauch von Fremdwörtern fand einen lebhaften Gegner in ihm, der doch wieder von übertreibendem Rigorismus frei blieb. So wurde er trotz des Lebens in Paris keineswegs, wie so manche Landsleute, zum Franzosen, blieb gerade durch die Sprache mit der Heimath im engsten Zusammenhang. Zu abschließenden wissenschaftlichen Arbeiten kam er nicht mehr, aber mit seltenster Bereitwilligkeit stellte er Anderen sein reiches wissenschaftliches Material zur Geschichte der Malerei, das stets aus der Quelle geschöpft war, zur Verfügung, so Lübke für die spätere Auflage der Kugler'schen Kunstgeschichte, A. v. Zahn für die eben vollendete neue Bearbeitung von Burckhardt's „Cicerone", vor Allem aber lieferte er die Resultate langen Sammelns und Arbeitens zur eben begonnenen Umgestaltung des Nagler'schen Künstlerlexikons, eines Unternehmens, das in ihm seine wesentlichste Stütze verliert. Seine mannichfachen Eigenschaften machen ihn namentlich für die Kunstjournale unersetzlich. Wo man in deren neueste Nummern blickt, findet man noch Arbeiten von ihm. In den „Jahrbüchern für Kunstwissenschaft" schließen eben seine Nachträge zum Cicerone ab, in der „Zeitschrift für bildende Kunst" beginnt die Publication von Radirungen nach Gemälden der Kasseler Galerie mit Text von O. Mündler, und im Beiblatt „Kunstchronik" steht seine Notiz über den jungen, so schnell berühmt gewordenen spanischen Maler Fortuny, in dessen Wohnung ein Schlagfluß dem Leben Mündler's ein Ende machte. 1868 starb der greise Waagen, 1869 W. Bürger, jetzt ist ihnen Mündler gefolgt. Mit ihm ging der Letzte hin, der in so umfassender Weise die Kennerschaft in Gemälden, zur Wissenschaft ausgebildet, besaß. Er verstand es, in den Werken der Kunst wie in Urkunden zu lesen, er hatte sich den sichersten Blick für Eigenthümlichkeit und Handschrift der verschiedensten Meister angeeignet. Es war staunenswerth zu sehen, in welchem Grade er selbst mit untergeordneteren provinziellen Malern vertraut war, auch solche Perioden, die sonst minder beachtet werden, beherrschte. Auch er hat sich zuweilen geirrt, wie es auf diesem Gebiete nicht vermieden werden kann. Man mußte mit ihm eine Galerie betreten, um die Feinheit seines vergleichenden Blickes, sein Gedächtniß, seine Schlagfertigkeit zu bewundern. Ich lernte Mündler 1865 kennen, wo ich mit ihm und Bürger in Wien zusammentraf, und vielleicht nie habe ich für mein Fach so intensiv gelernt, als damals bei den wochenlangen gemeinschaftlichen Studien der dortigen Galerieen. Die jüngeren Vertreter des Fachs, welche mit Schmerz gerade in jüngster Zeit die Reihen ihrer Meister immer mehr sich lichten sehen, haben in ihm besonders viel verloren, der stets fördernd zur Hand, wo man Rath und Beistand bedurfte, und der zu Allem, was er in der Wissenschaft war, das Anregende, Liebenswürdige des Wesens, die edelste Humanität des Charakters fügte.

Mannichfaltiges.

s Technisches. Dr. Runge empfiehlt in seiner „Techn. Chemie", das Eisen als Mittel gegen Fäulniß des Wassers anzuwenden. Da Eisen nur in lufthaltigem Wasser rostet, nicht aber in reinem, so folgt daraus, daß es den Sauerstoff nicht dem Wasser, sondern der darin enthaltenen Luft entzieht. Bringt man Eisen in eine Flasche, die man dann verschließt, so rostet dasselbe nur so lange, als Sauerstoffgas noch vorhanden ist, ein später hineingelegtes Stück blankes Eisen bleibt blank. Das Wasser läßt sich demnach durch Eisen vom beigemengten Sauerstoffgas befreien, und dieses Mittel eignet sich um so mehr, als der entstehende Rost oder das Oxydhydrat im Wasser unlöslich ist, demselben daher nichts Fremdartiges mitgetheilt wird. Ein Wasser, welches kein Sauerstoffgas enthält, ist aber der Fäulniß nicht unterworfen, und somit ist Eisen das einfachste und wohlfeilste Mittel, um Wasser auf Seereisen trinkbar zu erhalten. Es genügt, zur Aufbewahrung statt der Fässer eiserne (besonders blecherne, nicht gußeiserne) Gefäße zu verwenden; selbst in hölzerne Fässer gelegte Eisenstücke dürften dem Zwecke entsprechen. R. hat beobachtet, daß das Faulwerden des Wassers in einem hölzernen Bottich, aus dem ein Dampfkessel gespeist wurde, durch Einwerfen von Schwarzblechabschnitzeln bald gänzlich beseitigt war. Das Mittel eignet sich auch für Brennereien, wo das Wasser in den Kühlgeräthschaften bei häufig unterbrochenem Betriebe oft einen unerträglichen Geruch annimmt. Man umwickelt zu dem Zwecke das kupferne Kühlrohr mit Eisenabschnitzeln, wodurch denn auch das Kupfer vor der Oxydation geschützt bleibt. R. hat in einem kleinen Gefäße mit 6 Loth Wasser und einer Lage Eisenfeilspäne von ¼ Zoll Höhe 6 Monate lang Blutegel verwahrt, wobei nur das verdunstete Wasser zeitweilig ersetzt wurde. Das Wasser zeigte nicht die geringste Neigung zum Faulen und die Thiere blieben frisch und gesund. Unzweifelhaft läßt das Verfahren manche nützliche Anwendung zu, z. B. würden einige Nägel in einem Wassergefäße für abgeschnittene Blumen das Uebelriechendwerden des Wassers gewiß längere Zeit verhindern. — In London finden in neuerer Zeit Dampfkessel mit Leuchtgasheizung für kleinere Dampfmaschinen, die nur periodisch betrieben werden, zahlreiche Verwendung. Dieselben werden während der Arbeitspausen durch wenige Gasflammen auf einem mittleren Druck erhalten, welcher sich im Falle des Kraftbedarfes schnell auf die normale Höhe steigern läßt. Ein Kessel dieser Art von Arthur Jackson in London, Southwark, ist ein stehender cylindrischer Röhrenkessel. Derselbe hat für 2 Pferdekräfte 2 Fuß Durchmesser, die normale Dampfspannung beträgt 4 Atmosphären, welche man bei Pausen auf etwa 2½ Atm. herabsinken läßt. Bei ununterbrochener Arbeit stellt sich der Gasverbrauch auf 100 Kubikfuß pro Pferdekraft und Stunde. Wie bei allen Gasheizapparaten wird das Gas mit Luft gemischt verbrannt. Die zahlreichste Verwendung finden solche Kessel bei Dampfmaschinen, welche Hebmaschinen zu betreiben haben, namentlich in Waarenhäusern, wo sie gänzlich ungefährlich gelten, während bei Heizung mit Kohlen sehr hohe Versicherungsprämien gefordert werden. — Eine neue patentirte Druckschwärze erzeugen J. Kircher und E. Ebner in Stuttgart folgendermaßen: Man löst Eisen in Schwefel- oder Salzsäure, oxydirt mit Salpetersäure, fällt mit Kali, Natron oder Kalk, wäscht den Niederschlag sorgfältig aus, und behandelt ihn mit gleichen Theilen Gerbsäure und Gallussäure oder auch nur mit Gerbsäurelösung, bis er eine dunkelbraune, sepiaähnliche Farbe oder, bei Anwendung größerer Säuremengen, eine rein schwarze Farbe angenommen hat. Die Masse soll dann gewaschen, getrocknet und schließlich mit Leinölfirniß vermengt werden, worauf sie sofort zu Buch-, lithographischem und jedem anderen Drucke geeignet sei.

— Karl Seidig, Schlossermeister aus Potsdam, welcher — ohne jeden Humbug — den Berlinern das gefährliche Schauspiel bieten wollte, auf seinem zweiräderigen Velocipede über ein 40 Fuß hoch gespanntes Seil zu fahren, hat seine Kühnheit mit dem Leben gebüßt. Wie Placate an den Anschlagssäulen

bereits verkündeten, sollte diese Fahrt Sonnabend im Prater vor sich gehen. Am Vormittag unternahm Seidig noch eine Probefahrt, bei welcher er eine staunenswerthe Sicherheit an den Tag legte; als er jedoch schon ziemlich das Ende der lustigen Bahn erreicht hatte, kam der Künstler ins Schwanken, verlor die Balance und fiel mit dem Velocipede aus der Höhe zur Erde. Innere Verletzungen sowie das Aufschlagen des schweren Fahrzeugs, das mehrere Knochenbrüche verursachte, hatte den sofortigen Tod des Unglücklichen zur Folge, der eine Frau und 5 Kinder hinterläßt. Die Leiche wurde ins Obductionshaus geschafft und um die Mittagszeit verkündeten rothe Zettel, daß „wegen eingetretener Hindernisse" die angekündigte Fahrt nicht stattfinden könne.

— In Köln wurde am 14. Mai die bekannte Theaterbrandstiftungsgeschichte vor dem Schwurgerichte verhandelt. Die Zeugenaussagen waren für die Beklagte, Ursula Schmitz (die sich aber bekanntlich selbst angeklagt hatte), der Art, daß der Staat-anwalt selbst Freisprechung beantragte. Auf Grund des freisprechenden Wahrspruches der Geschworenen erklärte der Präsident die Ursula Schmitz für freigesprochen und verordnete die sofortige Entlassung, inwiefern nicht andere Gründe für die Fortdauer der Haft vorlägen. Der Oberprocurator erklärte: „die liegen vor." Von dieser Erklärung war die Angeklagte, die nun eine neue Untersuchung wegen wissentlich falscher Denunciation zu gewärtigen hat, unverkennbar auf das peinlichste betroffen.

— Der Pfarrer von Telfes, Herr Jg. Schöpf, erzählt im „Boten von Tyrol und Vorarlb." unter dem 11. Mai: „Gestern um 7 Uhr früh stürmten zwölf Weiber in meinen Widdum, fingen im Speisezimmer, wo ich gerade vom Frühstück aufstand, mich auf die gröbste Weise zu beschimpfen an und drohten mir. „Nimm einen Stock," rief eine dieser Amazonen von Telfes einer anderen zu, und da gerade kein Stock vorhanden war, so wollte die Angeredete ein Scheit ergreifen, aber auf den Zuruf meiner Haushälterin ließ sie dasselbe liegen. Ich mußte dann von der Straße umkehren, und da ich sah, daß mein Heil einzig und allein in der Flucht bestehe, so suchte ich ihnen zu entkommen. Aber wie die Furien umringen sie mich, wild flammten ihre Blicke und kreischten ihre Stimmen. Als sie sahen, daß ich aus ihrem Kreise treten wollte, schrieen sie: „Da bleiben, nicht hinaus!" Es gelang mir jedoch, ich weiß freilich nicht mehr, wie, ihnen zu entkommen, und betrat mit Hast die Stiege, die zu meinem Wohnzimmer führt. Mir eilte die ganze Schaar nach, und besonders eine, Maria Freund, zeigte mit zornglühendem Antlitze mir die beiden Fäuste und überhäufte mich mit Schmähungen: „Du Protestant, du Pastor, selbst die schlechten Liberalen in Meran und Bozen haben dich nicht mögen" — ich war nämlich einige Tage in Obermais — „wir wollen dich schon fortbringen" ꝛc. Als ich in meinem Zimmer war, hörte ich bald darauf drei Schüsse und freudiges Jauchzen dieser Heldinnen; à la Simson haben sie drei Thüren des Widdums aus und trugen sie nach Unterlelles in jenes Haus, aus dem die Tapferste der Tapferen war. Die beiden Haustüren und die Thür zum Speisezimmer wurden in der Absicht ausgehoben und fortgetragen, um mir das fernere Verbleiben im Widdum unmöglich zu machen. Auf meine Anzeige von dieser öffentlichen Gewaltthätigkeit an das k. k. Bezirksgericht in Sterzing erschien sogleich — ich muß es mit Dank bekennen — die gerichtliche Commission. Dieser Act scheint die Folge jener Hetzereien zu sein, die vom früheren und gegenwärtigen Frühmesser so eifrig gegen meine Person betrieben worden sind. Das Nähere wird seiner Zeit mitgetheilt."

— Mehrere Pester Blätter erzählen, Deak habe im Thiergarten einem der dort befindlichen Bären eine Semmel an der Spitze seines Regenschirmes gereicht, der Bär aber habe die Semmel sammt dem Regenschirme erfaßt und letzteren zerrissen. Darauf habe Deak gesagt: „Seht, seht! auch die Bären können undankbar sein." Als man ihm nun in einem Kreise von Freunden dieses Geschichtchen vorgelesen hatte, sagte Deak, wie „P. N." mittheilt: „Die Geschichte ist ganz wahr, nur mit dem kleinen Unterschiede, daß sie sich nicht mit mir, sondern mit einer alten Frau ereignete. Auch war es kein Bär, sondern ein Affe, und dieser hat nicht den Regenschirm, sondern den Hut der Frau erfaßt. Der Frau that es sehr leid um ihren Hut, aber ich habe nicht gehört, daß sie etwas gesagt habe. In den sonstigen Details ist die Geschichte wahr!"

— Die beiden jungen Leute Boulton und Park, welche seit mehreren Jahren in Frauenkleidern öffentliche Vergnügungsplätze zu besuchen pflegten, standen am 12. Mai vor dem Londoner Polizeigericht. Die Zeugenaussagen gingen dahin, daß die beiden Angeklagten mit zwei oder drei Anderen theils in weiblicher, theils in männlicher Tracht auszugehen pflegten, daß sie sich im letzteren Falle durch Schminken, Bemalen der Augenbrauen und einen besonderen Kleiderschnitt stets das Aussehen zu geben wußten, als seien sie Frauenzimmer in Männertracht, und daß sie aus einem einzigen Vergnügungslocal der Alhambra, etwa ein halbes Dutzend Male wegen des Aufsehens, welches sie erregten, an die Luft gesetzt worden sind. Da indessen zur Stunde keinerlei criminelle Anschuldigungen vorliegen, zeigte der Polizeirichter sich nicht abgeneigt, die Angeklagten gegen Bürgschaft bis zum Schluß des Processes auf freien Fuß zu setzen. Der Anwalt der Krone jedoch, welche letztere sich des Falles angenommen hat, protestirte hiergegen auf das entschiedenste. Es sei gewiß, daß man es nicht mit einem bloßen Scherz zu thun habe, und — wenn er gezwungen werden sollte — müsse er einige von den in der Wohnung der Angeklagten vorgefundenen Briefen vorlegen, obwohl das Interesse der Gerechtigkeit es erheische, daß diese Briefe jetzt noch nicht öffentlich vorgelesen würden. Der Polizeirichter gab diesen Vorstellungen in so weit nach, als er die Verhaftung bis Samstag aufschob, aber deren Freilassung gegen Bürgschaft in Aussicht stellte, falls die Anklage dann nicht im Stande sei, der Beschuldigung einen ernsteren Charakter zu geben.

— An der Westküste der irischen Grafschaft Kerry hat eine Paraffinexplosion vier Menschen das Leben gekostet und mehrere andere stark beschädigt. Ein Faß Paraffinöl kam angetrieben, und zwölf herbeigeeilten Personen gelang es, dasselbe an's Land zu bringen. Man glaubte, der Inhalt sei durch das Seewasser verdorben und steckte unvernünftiger Weise einen brennenden Holzsplitter in das Oel, um zu sehen, ob dem wirklich so sei. Sofort erfolgte eine Explosion, welche die erwähnten traurigen Folgen hatte.

— Die Anpflanzung von Gummi-Bäumen in Algerien gewährt, wie es scheint, gegründete Aussicht auf einen ansehnlichen Handel in nordafrikanischem Bauholz. Der Eucalyptus, oder Gummi-Baum, wurde im Jahr 862 von Hrn. Renel aus Australien eingeführt, und gedeiht in Algerien wundervoll. Es ist eine allgemeine Regel für das Wachsthum der Pflanzen, daß, je rascher die Zunahme, desto weniger dicht das Holz; bei dem Eucalyptus aber ist gerade das Gegentheil der Fall; er wächst schnell, das Holz jedoch ist mindestens eben so hart wie Eichenholz. Ein achtjähriger Gummi-Baum wird ebenso viele Kubikfuß festes Bauholz enthalten als eine neunmal ältere Eiche. Gegenwärtig ist Hr. Trottier ein thätiger Förderer des Anbaues dieser Bäume.

— Eine geschichtliche Curiosität ist die in der Bibliothek des Théâtre français unter Glas und Rahmen befindliche Freikarte, welche Talma, der große Schauspieler, Napoleon zum Geschenk machte, als dieser in Paris noch ein Dachstübchen bewohnte und es ihm selbstverständlich an Geldmitteln zum Theaterbesuche fehlte. Beide hatten in einem Café Freundschaft geschlossen, und später schrieb Talma auf ein Blatt Papier: „Entrée. Talma à son ami Buonaparte."

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stein. Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 59. Dritter Jahrgang. 1870.

* Durch Sonnenlicht.

Novelle von André Hugo.

(Fortsetzung.)

4. Die Brunnennymphe.

Der Wohnort meines Freundes ist ein kleiner thüringischer Badeort, den wir Arbach nennen wollen. Er liegt am Fuße einer mehrfach durchbrochenen Hügelkette und wird durch den mitten durch denselben rinnenden kleinen Fluß in zwei Theile getrennt. Sein gesundes Klima und die ziemlich bekannten Mineralquellen haben in den letzten Jahren demselben eine größere Bekanntschaft erworben, als man eigentlich denken sollte.

Der Assistenzarzt des Medicinalrathes und Directors der Heilanstalt, auch ein Jugendbekannter von mir, hatte mich auf den anderen Morgen zum Frühstück eingeladen. Ich war seinem Wunsche nachgekommen, hatte mit demselben einige Gläser Wein getrunken und war dadurch in eine heitere Stimmung gerathen. In einer der schattigen Lauben des Brunnenholzes, wie der kleine Park in der Umgebung des Curhauses genannt wird, stachen wir eben eine neue Flasche Wein an, als ein in ein lichtes, einfaches Kattunkleid gehülltes Mädchen an unserer Laube vorbeischritt. Der Kopf interessirte mich.

„Wer war das Mädchen?“ fragte ich den Doctor, als er demselben den gebotenen Morgengruß erwiederte.

„Unsere Brunnennymphe!“ antwortete er mir, als er mein Glas von neuem füllte. „Komm, laß uns anstoßen!“ sagte er zu mir, als er sah, daß ich noch immer unverwandten Auges dem Mädchen nachblickte. „Du bist verheirathet, Du darfst nicht nach solchen Mädchen blicken, noch dazu nach solchen albernen Frauenzimmern.“

„Du nennst das Mädchen albern?“ fragte ich.

„Freilich ist's ein albernes Ding. Denke Dir, der spleenige Engländer, den wir hier haben, hat der dummen Gans 100 Pfund Sterling geboten, wenn sie sich photographiren oder malen ließe, und sie will nicht.“

„Was giebt sie denn für einen Grund dafür an?“

„Eben gar keinen. Darin liegt ja gerade die Dummheit!“

„Dann ist sie allerdings eben so spleenig wie der Engländer!“

„Das meine ich auch,“ rief der Doctor, indem er ein neues Glas leerte und mich ebenfalls animirte, mehr zu trinken.

Als ich mich kurze Zeit darnach von meinem Freunde verabschiedete und durch das Brunnenholz nach der Villa meines Freundes Rothenburg schlenderte, vermochte ich das Bild des Mädchens und ihre sonderbare Weigerung nicht aus dem Sinne zu bringen. So kam ich in die Nähe des großen Brunnens, an dem das Mädchen stand und den Curgästen das Wasser credenzte.

Es war eine über Mittelgröße etwas hinausgehende Erscheinung in einem Alter von zwanzig bis einundzwanzig Jahren. Das Gesicht, in jenem scharfen Schnitt, wie man denselben häufig bei griechischen Göttinnen findet, gehalten, umrahmte eine Fülle lichtblonden Haarschmuckes, der, in einzelne dicke Flechten getheilt, in kunstloser, dadurch aber um so anziehenderer Biegung um den schönen Kopf geschlungen war. Die hohe gewölbte Stirn deutete auf einen hohen Grad der harmonischen Ausbildung ihrer Geisteskräfte und auf einen Kampf, den sie um ihre Selbsterhaltung gekämpft haben mußte und aus dem sie siegreich hervorgegangen war. Darauf deuteten auch die sämmtlichen scharf markirten Linien des Gesichts hin.

Ich stand eine Zeitlang in der Nähe und beobachtete den interessanten Kopf. Der größte Theil der Curgäste und der übrigen Anwesenden bestand aus jungen Männern. Auf die an sie gerichteten Fragen antwortete sie bescheiden und dennoch äußerst kurz. Ging ja Einer oder der Andere einmal über die ceremonielle Bescheidenheit der Rede hinaus, so entwaffnete sie den Sprecher durch einen einzigen Blick aus ihren tiefschwarzen Augen. Sie alle, die sich um das schweigsame, ernste Mädchen drängten, hatten gewiß schon einmal erfahren müssen, daß sie selbst den gewiegtesten Weltmann in seine Schranken zurückzuweisen vermochte. Und doch kamen sie Alle wieder, die kühn aus dem Felde geschlagenen Gesellschaftsritter und buhlten von neuem um einen Blick aus den bezwingenden Augen des Mädchens, weil, wie sie sich scherzweise ausdrückten, es ihnen angethan war.

Eben trat der Maler Fremont, den ich persönlich kannte, zu ihr und sagte: „Nun mein Fräulein, haben Sie es sich überlegt? Mylord bietet Ihnen hundert Pfund, wenn Sie sich von mir portraitiren lassen.“

„Bitte, Herr Fremont, verschonen Sie mich mit Ihren Anträgen. Bei mir ist ein Wort so gut wie zehn. Und wenn mir Mylord das Doppelte bieten sollte, ich würde es nicht thun.“

„Ich bin beauftragt, Ihnen mitzutheilen, daß er das Doppelte geben will.“

„Und wenn er das Zehnfache bieten würde . . . ich bleibe bei meinem Ausspruch.“

Der Maler wollte weiter sprechen.

„Nicht doch!“ sagte sie streng. Dabei machte sie eine so bestimmte abwehrende Geste, daß dem Maler der Muth entfiel, weiter in sie zu dringen.

„Noch ein letztes Wort!“ sagte der Maler sichtlich erregt.

Das Mädchen richtete seinen fragenden Blick auf Fremont.

„Erlauben Sie mir wenigstens, eine Skizze von Ihrem Kopfe machen zu dürfen.“

Ein kurzes, entschiedenes „Nein!“ kam als Antwort zurück, während sie den übrigen Wartenden die vollgeschenkten Gläser reichte.

„So versuche ich Ihr Portrait aus dem Kopfe auf die Leinwand zu bringen, wenn Sie durch keine Geldsumme zu bewegen sind, Ihre Züge copiren lassen zu wollen.“

Die Lippen des Mädchens umspielte ein Lächeln, das sich wie Spott ausnahm.

„Versuchen Sie es nur!“ sagte sie kurz.

Der Maler bat um ein Glas Wasser. Sie reichte es ihm. Wahrscheinlich hatte er gehofft, daß er bei dieser Gelegenheit die schon so oft angestaunten Züge des schönen Antlitzes

in seinem Gedächtniß zu fixiren vermöchte, allein er hatte sich getäuscht. Das Mädchen schien seine Gedanken errathen zu haben, denn nachdem sie das Wasser geschöpft hatte, überreichte sie ihm das Glas mit weggewandtem Gesicht.

Aergerlich über seinen mißlungenen Versuch wandte ihr der Maler den Rücken und ging. Ich eilte ihm nach, denn ich hatte einen Plan gefaßt, um Fremont zu einem treuen Bilde des Mädchens zu verhelfen. Gestützt auf das gestrige Erlebniß mit meinem Freunde, theilte ich demselben mit, daß derselbe in seinem Privatatelier eine Vorrichtung besäße, wodurch er jede Person, die in dasselbe träte, zu photographiren vermöchte.

Der Maler war ganz entzückt über meinen Plan. Ich versprach ihm, mit Rothenburg über die Einzelnheiten sprechen zu wollen, und begab mich dann nach der Villa desselben.

Ich kam gerade zur Mittagszeit. Der alte Major hatte wie immer heitere Laune und sein Neffe bemühte sich ebenfalls, so heiter als möglich zu erscheinen, obwohl mitunter ein störender Schatten über die absichtlich nicht in Falten gezogene Stirn huschte.

Nach der Tafel entfernte sich Karl, nachdem er mir einige lose Blätter mit dem Bemerken übergeben hatte, daß dieselben einen Theil seiner Herzensgeschichte enthalten.

Als die Thür hinter meinem Freunde ins Schloß gefallen war, nahm ich die Blätter zur Hand und las auf Ersuchen des alten Majors, der sich in seinen Lehnstuhl geworfen hatte, Folgendes:

„Abenteuer im Badeort M. . . . .

„Unter Scherzen, Lachen und heiteren Gesprächen langten wir Drei, der Doctor Mund, der Maler Benning und ich, heute in M. . . . an. M. . . . ist ungefähr so groß, wie unser Arbach und hat ein durchaus modernes Aussehen. Wir besahen uns das Städchen nach allen Richtungen und kamen endlich nach dem Curhaus. Nachdem wir uns hier restaurirt hatten, durchwanderten wir noch ein Stück die allerliebsten Brunnenanlagen. Als wir an einem Seitenbrunnen vorübergingen, bemerkten wir ein wunderschönes Mädchengesicht. Der Maler Benning, ein ohnehin exaltirter Kopf, war über die Erscheinung ganz und gar entzückt und schwor mehr als zehnmal, nie einen so harmonisch schön entwickelten Mädchenkopf gefunden zu haben, bei dem der Schöpfer, wie er sich ausdrückte, ein Meisterstück geschaffen habe. Natürlich wollte er sofort das Mädchen bereden, sich von ihm portraitiren zu lassen, allein diesmal schien er auf Widerstand zu stoßen, denn das Mädchen schlug ihm seine Bitte rund ab. Am anderen Tage versuchten wir noch einmal das Mädchen zu überreden. Gleicher Widerstand, wie gestern. Noch immer glaubten wir, daß irgend welche Laune das Mädchen leite, unseren Wunsch und unsere vereinten Bitten abzuschlagen. Für mich hatte diese Störrigkeit etwas Anziehendes. Ich näherte mich allein dem Mädchen und erfuhr nun von ihr, daß ihre Weigerung auf einem Gelöbniß beruhe, welches sie ihrer sterbenden Mutter in die Hand habe versprechen müssen . . . . .“

Der Alte war bei den letzten Worten von seinem Sitze aufgesprungen. Ich richtete meine Blicke nach ihm und bemerkte zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß sich auf dem Gesichte des Majors deutlich eine innere Erregung abspiegelte.

„Lesen Sie nur weiter!“ bat er, als er sah, daß ich inne hielt.

Ich las weiter: „. . . . Und je länger ich mich mit dem Mädchen unterhielt, desto mehr lernte ich sie lieb gewinnen. Ich kam an dem nächsten und dem folgenden Tage wieder, um den Klang ihrer Stimme wieder zu hören, der mir durch seinen sympathischen Ton auf einmal so zu Herzen drang, daß eine selige Wonne über mich ausgegossen zu sein schien . . . . . Zwar wollte ich mir das Bild des Mädchens aus dem Kopfe schlagen, denn der Pessimismus, der mich ergriffen, raunte mir ja immer und immer wieder in ruhigen Stunden ins Ohr, daß ich mich von dem Aeußeren eines Mädchens habe bestricken lassen und nun unter den süßen Fesseln seufze und klage. Ich mied einen vollen Tag die Gesellschaft des Mädchens. Aber welche Qualen hatte ich zu ertragen, welche Sehnsucht marterte mich! — — — Und wie ich einen Tag später wieder mit ihr zusammentraf und sie ihr großes, schönes Auge so eindringlich fragend auf mir ruhen ließ, da . . . da war es um mich geschehen. Ich stürzte dem unvergleichlichen Bilde zu Füßen und gestand ihr, daß ich sie mit aller Inbrunst meines Herzens liebe. — — —

„Und mit verzehrendem Feuer hingen meine Blicke an den purpurnen Lippen des Mädchens, um von ihnen jenes ewig beglückende Wort inniger Zuneigung aussprechen zu hören. Täuschung! — — — Nur einen Moment zuckte ein freudiger Lichtblitz über die schönen Züge, dann blickte sie in die Ferne und gleich darauf spielte ein schmerzliches Zucken um den Mund. „„Stehen Sie auf,“ sagte sie mit zitternder Stimme zu mir, „ich kann und darf Ihnen heute keine Antwort darüber geben.“

„„So rauben Sie mir nicht allen Trost?“ rief ich immer noch ziemlich erregt.

„„Sie kennen mich nicht, Herr von Rothenburg!“ antwortete sie mit niedergeschlagenen Blicken, während eine dunkele Purpurgluth den etwas nach vorn gebeugten Nacken und das unvergleichliche Gesicht überzog.

„Herankommende Schritte schreckten mich aus meinem Sinnesrausche. Ich raffte mich auf und bat das Mädchen um ein Glas Wasser.

„So viel sie sich auch Mühe gab, das Zittern ihrer Hand zu verbergen, so fiel es mir dennoch auf, als sie mir das Glas reichte. Ich stürzte es hinunter, sah ihr noch einmal in die jetzt mit feuchtem Glanze überzogenen Augen und eilte dann, ohne die Ankommenden weiter eines Blickes zu würdigen, davon, als wenn ich etwas Böses begangen hätte . . . .“

Bis hierher trug das erzählte Abenteuer auf den wenigen kleinen Blättern kein Datum. Ich habe mir nie einen anderen Grund denken können, als daß mein Freund zur Zeit, als er das Mädchen kennen lernte, kein Tagebuch führte und die Episode erst nach jenem Morgen aufzeichnete. Jetzt begannen wieder genauere Angaben der Zeit, als ich das nächste Blättchen ergriff und es zu lesen begann.

„Freitag, den 26. Juli!“ las ich jetzt weiter.

„. . . . Ich kann mich dem Mädchen nicht nähern. Ein nie gekanntes Gefühl hemmt meine Schritte, sobald ich versuche, mich dem Orte nähern zu wollen, wo sie weilte. Unerträgliches Gefühl! . . . .“

„Sonnabend, den 27. Juli.

„Früh 4 Uhr. Schreckliche Bilder haben mich die ganze Nacht hindurch gefoltert und gequält. Meine Reiseeffecten stehen gepackt, weil meine Freunde morgen Mittag M. . . . verlassen wollen. Heute muß ich noch einmal einen entscheidenden Schritt wagen . . . . Diese oder keine . . . .“

„Abend 6 Uhr. Ich stehe Höllenqualen aus. Das Mädchen ist heute nie allein. Ich muß sie noch vor meiner Abreise

sprechen, ich muß Gewißheit haben. Ich komme mir vor wie ein Schulbube, der Strafe zu erwarten hat."

„Abend 10 Uhr. Alles vergebens. Das Mädchen ist nicht aufzufinden, trotz meiner eifrigen Nachforschungen. Vielleicht morgen! . . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Englische Wirthshausschilder.

Von Julius Rodenberg.

(Aus der „N. Freien Presse".)

Meine erste glorreiche Erinnerung aus England ist die an ein Wirthshaus in Hull. Dasselbe stand dicht am Hafen (wahrscheinlich steht es heute noch) und führte, ich weiß nicht welchen großen Namen. Damals, als ich, noch „trunken von der See", den ersten Schritt auf Englands freien Boden that, war mir Alles neu, zuerst das Factum, daß dieser Boden wieder fest unter meinen Füßen sei; denn das Wasser und der Herbststurm hatten uns drei Tage und ebenso viele Nächte lang unbarmherzig geschaukelt. Ich kann noch jeden einzelnen Umstand in mein Gedächtniß zurückrufen: den Himmel mit seinem zerrissenen Gewölk, welches hierhin und dorthin flatterte; die Morgensonne, welche strahlend auf eine Weile heraustrat und dann wieder verschwand; die Möven, welche mit silberweißen Flügeln um die Bucht und die zahlreichen Masten schwebten; die See, welche fern unter dem wechselnden Lichte bald blinkend schillerte, bald in monotones Grau sich hüllte; die Steuerbeamten, welche nach Cigarren fragten — der ungewohnte Klang der englischen Sprache — das wohlthuende Gefühl der frischen Luft, der wiedergewonnenen Freiheit (denn in einem Schiffe ist man immer ein Gefangener); die Straßen am Quai mit dem eigenthümlich ungewohnten Leben, und endlich das Wirthshaus.

Ich habe heute den Namen desselben vergessen und glaube auch nicht, daß es ein sehr vorzügliches Wirthshaus gewesen sei. Doch damals schien es mir so. Mit dem echt continentalen Respect für alles Englische war ich gekommen und hielt Alles, was ich sah, für gar gewaltig und mächtig in seiner Art. Ein Mann in seinen besten Jahren und von würdigem Aussehen, mit einem schwarzen Frack, einem weißen Halstuch und Pantoffeln bekleidet, empfing mich. Es war offenbar ein Kellner; allein er hatte etwas in seinem Wesen, was mir imponirte. Das wahre Benehmen eines Gentleman, dachte ich mir, indem ich ihm nur zögernd den Reisesack anbot, den ich bis hierher selbst getragen. Er sprach einige Worte, die ich nicht verstand, und es schien seine Meinung von mir nicht zu erhöhen, als ich ihn fragte, was er gesagt hätte. Darauf trat er, mit meinem Reisesacke in der Hand, seine Wanderung an, und ich folgte ihm in meines Nichts durchbohrendem Gefühle zuerst über eine alte Holztreppe, die aus den Rippen untergegangener Fahrzeuge gemacht zu sein schien, so braun war sie; dann kamen wir auf einen langen, langen Gang, in dem es wie in einer Schiffskajüte roch (und das ist ein gar besonderer Geruch, Sir!), und an einer Menge von Mahagonithüren vorbei, auf welchen in Goldschrift folgende Namen leuchteten: „Trafalgar", „Navarino", „Chesapeak-Bai", „The Chennel". Mein Gott, dachte ich, wenn das so weiter geht, so will ich keinen Eid darauf ablegen, daß ich wieder seekrank werde! Die ganze Herrlichkeit der britischen Marine ging in goldenen Buchstaben an meinen Augen vorbei; dabei war mir, als ob der Boden unter meinen Füßen abermals zu schwanken beginne (wowohl es in Wirklichkeit nur eine dicke Strohmatratze war, die diesen Eindruck hervorbrachte); in meinem Inneren fing sich vorahnend jenes unbeschreibliche Weh zu regen an, bis wir endlich vor der letzten Mahagonithür mit der Inschrift: „The rock of Gibraltar" Halt machten. „Treten Sie ein, Herr," sagte der würdige Mann, der mich bediente, indem er die Thür weit öffnete, und mit einer Art von Bangigkeit trat ich in das Zimmer, in welchem das erste, was ich erblickte, ein Bett war — ein Bett, in das man mittelst einer Leiter stieg; ein Bett aus vier Säulen, Dach und Wänden, wie ein kleines Wohnhaus. Dieses Bett und dieses Zimmer waren die ersten großen, überwältigenden und unverwischlichen Eindrücke von England. „Der Fels von Gibraltar," sagte ich mir, „ein guter Platz zum Ausruhen, wenn man drei Tage und drei Nächte auf der See gewesen."

Vierzehn Jahre sind seitdem verflossen, und ich habe mittlerweile manches andere Bett, manches andere Zimmer und manches andere Wirthshaus in Großbritannien kennen gelernt. Aber vergeblich in der ganzen Zeit habe ich nach einem anderen „Fels von Gibraltar" gesucht, und ich fürchte, daß sowohl die Felsen als die Heldenthaten der englischen Flotte von den Thüren der englischen Wirthshäuser immer mehr verschwinden.

Wenigstens von den Zimmerthüren. Auf den Wirthshausschildern dagegen scheint ihnen und ihresgleichen noch ein etwas längeres Dasein gegönnt zu sein. Allein man muß sich eilen, sie zu sehen, denn auch sie verschwinden, und man muß Dörfer und Plätze außer dem Wege suchen, wo sie sich noch gehalten haben, wie der Winterschnee hinter den Hecken, wenn schon überall Frühling ist — altmodische Städte, mit altmodischen Menschen darin, deren es merkwürdigerweise nirgends so viele giebt, als gerade in England. Dort, im Schutz und Schatten irgend einer alten Kathedrale hat sich noch mehr als ein Stück bunten, farbigen Mittelalters conservirt — Reste und Reliquien dessen, was man die „die gute alte Zeit" nennt (sie selber ist, Gott sei Dank, in England und überall todt); und dort, in irgend einem stillen Winkel, schwankt noch eines und das andere jener köstlichen Wirthshausschilder, welches nur von weitem zu sehen das Herz des Reisenden schon vor Vergnügen lachen macht. Mir wenigstens ist es immer so gegangen, und wo ich auf meinen Reisen in Englands Städten und Dörfern, auf dem Markte oder an der Landstraße solch ein altes Zeichen der Gastfreundschaft erblickte, da habe ich es begrüßt wie einen alten Freund.

In früheren Zeiten gab es keine Nummern, weder für einen Menschen, noch für ein Haus. Ein Mensch war ein Mensch und ein Haus war ein Haus; und wenn jener sein Gesicht, seine bestimmt ausgeprägte Physiognomie hatte, so hatte jenes ein Zeichen, an dem man es erkannte, irgend eine schöne Figur, einen Mohren, einen Türken, eine goldene Kugel, oder das Bild eines Ochsen, eines Hirsches u. dgl. mehr. Man sagte damals nicht: das Haus Nummer so- und soviel, sondern: das Haus zum Mohren, zum Türken, zu der goldenen Kugel, zum Ochsen, zum Hirschen ꝛc. Heut ist Alles zu Nummern geworden: das Haus, in dem man wohnt; der Wagen, in dem man fährt; unser Reisegepäck ist eine Nummer, und von dem Augenblicke an, wo wir in einem Hotel ankommen, werden wir selbst Nummer. Zu der Zeit, wo es noch Pässe gab, wurde man doch von Zeit zu Zeit, auf der Grenze, bei der Ankunft, bei der Abreise, wieder Mensch; jetzt aber gehen wir als Nummern durch die Welt und erwachen erst zu menschlichem Bewußtsein, wenn wir heimgekehrt, in den Armen unserer liebenden Gattin.

Zuerst waren es die Häuser, welche ihre scharf ausgesprochene Individualität verloren; dann folgten die Wirthshäuser, welche ihre ehrwürdigen Schilder herabnahmen und durch das nichtssagende „Hotel" ersetzten. So war es in England, in Deutschland, in Frankreich, kurz überall; denn überall war früher eine frische Unmittelbarkeit in der Fassung und Deutung des Lebens. Das Alltägliche trug den bunten Schimmer des Abenteuerlichen; die Phantasie war rege, man hatte mehr Platz und mehr Zeit.

Aber „non omnis moriar", wie der lateinische Dichter sagt. Die Poesie des Wirthshausschildes ist noch nicht gänzlich ausgestorben, und nirgends findet man mehr davon, als in jenen Winkeln und Ecken des guten Alt-England.

Das Erste, was dem Wanderer auffällt, wenn er die Haupt- und Nebenstraßen des Landes durchpilgert, sind die wunderbaren Monstra, Fratzen und sonstigen Ungeheime, zu welchen entweder der Humor oder die Phantasie der früheren

Wirthshausbesitzer mit Vorliebe gegriffen zu haben scheint. Den „Mann im Mond“ auf einem Wirthshausschilde darzustellen, mag noch hingehen. Aber was sagt der Leser zu der „pfeifenden Auster“ (the whistling oyster), die er auf einem Wirthshausschilde einer der obscuren Kneipen in dem Spelunkengewirr um Drurylane sehen kann? Oder wie gefällt ihm „der Ziegenbock in Stiefeln“? Oder die unabsehliche Reihe beständig wiederkehrender blauer Löwen, rother Ochsen und schwarzer Schwäne? Schon Addison bemerkt hierüber im „Spectator“ von 1711, daß die Thiere auf den Wirthshausschildern in der Regel das Gegentheil der Farbe haben, welche die Natur ihnen gegeben; gar nicht zu gedenken der fliegenden Schweine und Ferkel in Rüstung nebst vielen anderen Geschöpfen, welche außerordentlicher sind, als irgend etwas in den Wüsten Afrikas. „Sonderbar!“ ruft er aus, „daß ein Mann, welcher alle Vögel und Thiere der Welt zu seiner Verfügung hat, sich gerade ein Ding aussuchen soll, welches nirgends lebt, als in seiner Einbildungskraft.“

Indessen liegt die Sache doch etwas anders und mehr zu Gunsten des gesunden Menschenverstandes, als der Philosoph des achtzehnten Jahrhunderts sich denken mochte. Diese wunderbaren Thiere gehören nämlich nicht sowohl der Phantasie der Wirthe, als vielmehr den Erfindungen der Heraldik an: es sind einfach Wappenthiere. Mochten nun die Wirthshäuser entweder auf dem Grund und Boden der feudalen Lords stehen oder umgekehrt (wie dies heutzutage noch oft geschieht) der Diener eines solchen Lords ein Wirthshaus eröffnen, immer lag es ziemlich nahe, dasselbe nach der Familie zu benennen: „Zum Wappen Argyle's“ oder „Zum Wappen Bedford's“, und dem Namen das Wappenschild hinzuzufügen. Wenn man seltsam gefärbte Bestien, geflügelt, gehörnt und decorirt sehen will, so schlage man das erste beste Wappenbuch auf. Aus diesem stammen die Einhorne, die blauen Löwen, die Pferde mit Fischschwänzen (desinit in piscem!), die Hähne mit Brustharnisch (risum teneatis amici). Aus den Regierungszeiten aller mittelalterlichen Könige von England haben sich dergleichen Phantasiestücke auf den Wirthshausschildern erhalten; aus der Zeit von Richard II.: der weiße Hirsch mit der goldenen Kette; von Heinrich IV.: die Antilope; von Heinrich VI.: die Federn; von Eduard IV.: der weiße Schwan, und aus der Stuartszeit endlich stammt „die königliche Eiche“. Mit dieser hat es eine eigene Bewandtniß. Als nach der Schlacht von Worcester Karl II. von Cromwell's Eisenstreitern verfolgt wurde, flüchtete er sich in einen Eichbaum im Walde von Boscobel, der ihn mehr denn 24 Stunden verbarg, während seine Feinde am Fuß desselben lagerten. Die „Boscobel-Eiche“ spielte später in den Erinnerungen Karl's II. eine große Rolle, und ein Wirthshausschild „Zur königlichen Eiche“ wurde seit der Restauration in jedem Dorfe gesehen. Es stellte das Haupt Karl's II. mit drei Kronen (für England, Schottland und Irland) vor, in der Mitte eines starken Eichenwipfels, so daß der Busch beinahe wie das paar für den königlichen Kopf erschien; so sieht man es zum Beispiel noch auf Hogarth's berühmtem Blatte „Canvassing for votes“, und so erhielt es sich lange noch, nachdem die Stuarts längst aus England vertrieben worden, ja, nachdem sie bereits ausgestorben waren, unter der Bezeichnung des „trauernden Busches“ im Gebrauch der letzten Jacobiten. Ich erinnere mich einer Zuschrift an das antiquarische Journal „Notes and Queries“ aus dem Jahre 1854, in welcher der Correspondent sagt: „Die Anhänger der Stuarts sind nun fast ausgestorben; doch ich entsinne mich bis vor wenigen Jahren eines alten Herrn, der über achtzig Jahre alt und damals noch ein standhafter Jacobit war. Ich hörte ihn erzählen, daß, als er selber noch ein junger Mann gewesen, sein Vater zu einer Gesellschaft in Aldersgate-Street gehörte, welche „Der trauernde Busch“ hieß, und dieser Busch solle so lange in Trauer bleiben, bis die Stuarts wieder „zu ihrem Eigen“ gekommen wären.“ Nun, der Busch wird lange trauern können; denn es sind nun auch bereits einige achtzig Jahre, seitdem der letzte Stuart in Rom gestorben und begraben ist.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— Die kräftige chemische Wirksamkeit der Lichtstrahlen ist durch viele Vorkommnisse und Thatsachen in Natur und Kunst hinreichend bekannt, auch hat man die chemische Wirkung des Lichtes in Beziehung auf bestimmte chemische Verbindungen bereits seit längerer Zeit kennen gelernt. Neu ist aber die von Grotowsky entdeckte Einwirkung des Lichtes auf unsere Leuchtstoffe, wie Petroleum, Solaröl, Erdöl ꝛc. Unter Einwirkung des Lichtes beladen sich dieselben mit Sauerstoff der Luft und wandeln diesen in Ozon um. Sogar die Luft in mit diesen Oelen gefüllten und gut verkorkten Ballons wird ozonisirt, und es hängt die Wirkung hierbei mehr oder weniger von der Farbe des Glases ab. Bei Anwendung von weißem, blauem und grünem Glase ist die Wirkung am stärksten, bei gelbem, rothem und schwarzem Glase am schwächsten gefunden worden. Das so gebildete Ozon bewirkt eine chemische Veränderung der Mineralöle. Die vorher völlig neutralen Kohlenwasserstoffe reagiren kräftig sauer, Aetznatron, welches in den Oelen vorher keinerlei Veränderung hervorbrachte, scheidet bedeutende Mengen saurer Verbindungen aus, auch ist eine Zunahme im specifischen Gewicht von 0,003—0,005 constatirt. Die Erklärung für letztere Thatsache dürfte sein, daß das Ozon einen Theil des Wasserstoffes an sich nimmt und damit Wasser bildet, während ein an Kohlenstoff reicheres Oel zurückbleibt. Das oxygenirte Oel ist zum Brennen in Lampen untauglich geworden und erscheint wie eine Sauerstoffverbindung, welche den Sauerstoff sehr locker gebunden enthält und ihn leicht an oxydirbare Körper abgiebt.

— Die Mittel zur Errichtung eines Standbildes Ph. Melanchthon's zu Wittenberg haben einen Ueberschuß ergeben, mit welchem eine „Melanchthon-Stiftung zu Wittenberg“ zur Unterstützung von Gymnasiasten, Studenten und Docenten, während ihrer Ausbildung und zu ihrem Fortkommen, bezweckt wird. Das gesammte Restcapital ist auf 10,500 fl. festgestellt. Die Zinsen von 10,000 Thlr. sind zur Bezahlung der Stipendien und die Zinsen von 500 Thlr. zur Erhaltung der Denkmäler Luther's und Melanchthon's auf dem Wittenberger Markte bestimmt.

Palindrom.

Ich habe vorn herein
Das Recht, bekannt zu sein:
Vermöge meiner Größe meiner Lage;
Doch hatte ich das Glück,
Durch Dichtung und Musik
Und noch vielmehr, dies ist gar keine Frage:
Durch einen hohen, stattlichen Gesellen
Mich auch geschichtlich an den Platz zu stellen.

Läßt Du das zweite Zeichen,
— Vielleicht das dritte — weichen,
Und buchstabirst verkehrt die ganze Schaar:
Dann weit im Osten hinten,
Bin ich als Stadt zu finden
Und als ein umfangreich' Gebiet sogar.
Du siehst: das Räthsel ist für die geschrieben,
Die die Geschichte und die Karte lieben.

— △

Auflösung des Sylbenräthsels in Nr. 56:
Druckfehler.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Blatz.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 60. Dritter Jahrgang. 1870.

Durch Sonnenlicht.

Novelle von André Hugo.

(Fortsetzung.)

„Sonntag, den 28. Juli.

„Dieser Tag wird mir unvergeßlich bleiben. — — — — In Gesellschaft meiner Freunde schlenderte ich durch das Brunnenholz. Die Sonne spendete ihre Wärmestrahlen aus vollen Händen; die Zeit der Morgenpromenade war bereits vorüber, so daß nur wenige Badegäste in den Wegen gingen. Meine Freunde schlugen die Richtung nach dem großen Bassin ein. Unsere Unterhaltung wurde spärlicher, je näher wir dem Orte kamen, von dem wir wußten, daß dort ein Mädchen weile, welches auf uns einen nicht unbedeutenden Einfluß ausübte. Als wir aus dem letzten verdeckenden Gebüsch heraustraten, klopfte mein Herz hörbarer. Und welcher Anblick! Dort lag die Brunnennymphe neben der sprudelnden Quelle. Der Oberkörper war hintenübergebogen, so daß der schöne Kopf auf das harte Steinlager zu liegen gekommen war. War es nun das scharfe, durch die Zweige auf sie fallende Sonnenlicht oder war es die leichenhafte Blässe des Gesichtes, kurz es durchzuckte uns im Augenblick ein schrecklicher Gedanke und ich vermochte nicht über mich zu gewinnen, einen leisen Aufschrei auszustoßen. Mein Freund Benning war uns vorausgeeilt. „„Sie schläft!"" flüsterte er uns zu, als wir näher gekommen waren. Ich athmete auf. Gleichzeitig bedeutete er uns aber auch, daß wir uns vollständig ruhig verhalten sollten, um die süße Ruhe der Daliegenden nicht zu stören. Benning ergriff seine Skizzenmappe, die er fortwährend bei sich trug, und schickte sich an, die Züge der von uns in den wenigen Tagen unseres hiesigen Aufenthaltes so oft Bewunderten auf das Papier zu bringen. Welcher neue Schreck! Benning hatte seinen Bleistift verloren. Er durchsuchte alle seine Taschen — kein Resultat. Auch wir unterwarfen unsere Taschen einer näheren Untersuchung — ebenso erfolglos. Schon wollte der Maler nach dem Curhaus eilen und dort sich den fehlenden Stift verschaffen, als der Doctor Mund zu unserer Freude ein unscheinbares Exemplar des Gewünschten vorfand. Bei dieser Gelegenheit hatte der Arzt auch sein Chloroformfläschchen, welches er als eifriger Schmetterlings- und Insectenjäger stets bei sich trug, hervorgebracht. Ein Gedanke durchzuckte mich. Ich deutete dem Doctor durch Gesten an, daß er das Mädchen chloroformire. Der Doctor willfahrte meinem Wunsche, während der Maler eifrig die Züge der Daliegenden zu skizziren begann. Unterdeß war ich auch in das Bassin hinabgestiegen, um in ganz unmittelbarer Nähe den Genuß der Schönheit zu haben. Da sehe ich, wie eine Wespe um das Gesicht der Brunnennymphe schwirrt und sich eben auf den Mund des Mädchens niederlassen will. Ich biege mich etwas nach vorn, um das Insect zu vertreiben, stolpere auch gleichzeitig über einige im Wege auf einem Teller stehende Gläser, — es klingt und klirrt und im nächsten Augenblicke stand die Erscheinung hoch aufgerichtet vor uns, als wollte sie uns durch ihren flehenden Blick fragen: „„Was ist hier geschehen?""

„Der Maler hatte sich unbemerkt in das nächste Gebüsch zurückgezogen, während wir, der Doctor und ich, wie zwei über einem Vergehen ertappte Schulbuben dastanden und verlegen einige Worte der Entschuldigung stammelten. Ich vergesse den Moment nicht, als sie ihren Blick mit stolzer Würde und hochmüthiger Verachtung über uns gleiten ließ und dann zu uns sagte: „Gehen Sie meine Herren — ich weiß nun, was ich von Ihnen zu halten habe!"

„Es war mir, als wollte mir das Herz zerspringen. Ich wollte, nachdem ich mich schon von dem Bassin entfernt hatte, wieder zurückgehen und dem Mädchen, das ja eine so bedeutende Herrschaft über mich gewonnen hatte, den Zusammenhang mittheilen, allein ich vermochte es nicht.

„Montag, den 29. Juli.

„Das Mädchen ist und bleibt verschwunden. Kurz nach dem gestrigen Vorfalle ist sie zum Inspector des Curhauses gekommen, hat sich dort ihre Papiere aushändigen lassen und ist seit der Zeit nicht ausfindig zu machen. Es ist mir . . . ."

Hier brach der Inhalt der einzelnen Blätter ab.

Als ich aufblickte und mir den alten Major betrachtete, konnte ich mir nicht verhehlen, daß eine bedeutende Erregung in demselben vorging, denn er blickte starr zur Erde, schüttelte dann einige Male den Kopf und sagte, während er aufstand und träumerisch in die Ferne blickte, nur die Worte: „Sonderbar, sonderbar . . . höchst eigenthümlich!"

Ich vermochte mir die plötzliche Veränderung des Alten nicht zu erklären, und als ich mir durch einige schlau gestellte Fragen Kenntniß von der so plötzlichen Veränderung des Majors zu verschaffen suchte, wich er mir mit seinen Antworten aus, daß ich vorzog, nicht mehr weiter in ihn zu dringen.

Mein Freund erschien mir, als er wieder zurückkehrte, bedeutend mittheilsamer als an den vorhergehenden Tagen. Ich setzte die Verwandlung auf Rechnung des mitgetheilten Geheimnisses, das ja nun nicht mehr allein ihn, sondern auch uns Beide zu Mitwissern hatte.

4. Durch Sonnenlicht.

Die eigenthümliche Weigerung des Brunnenmädchens am vergangenen Tage und der Inhalt der Tagebuchblätter meines Freundes hatten mich schon beim Niederlegen am Abend vorher beschäftigt und bildeten auch am nächsten Morgen beim Erwachen meine ersten Gedankenreihen.

Wenn das Brunnenmädchen dieselbe wäre, welche einen so bestimmenden Einfluß auf meinen Freund ausgeübt hatte?

Ich konnte mich von dem Gedanken nicht trennen und immer wieder trat er in den Vordergrund, bis ich endlich auf einen Plan kam, der möglicherweise nicht nur meine erregte Neugierde stillen, sondern auch vielleicht das Glück meines Freundes, wenn meine Vermuthungen sich als richtig bewiesen, begründen konnte. Kurz vor der Mittagszeit begab ich mich zu meinem Freunde, dem Badearzte, ersuchte diesen, bei der Ausführung meines Planes Theil zu nehmen, und gewann ihn auch, daß er das Mädchen um drei Uhr des Nachmittags nach dem Gartenhäuschen Rothenburgs unter dem Vorwande zu

schicken versprach, daß sie dort an mich einen Brief abgeben solle.

Nach meiner Rückkehr in die Rothenburg'sche Besitzung theilte ich meinem Freunde mit, daß mich der Badearzt ersucht habe, ihm ein Bild mit Hilfe des photographischen Apparates von einem diesen Nachmittag herüberkommenden Mädchen zu verschaffen; daß ich ihm das gewünschte Bild versprochen habe, und ihn nun ersuche, das Bild auf gleiche Weise dem Mädchen zu rauben, wie er es mit dem meinigen gethan hatte.

Das Diner war vorüber und der Kaffee eingenommen. Der alte Major war schon während des Mahles sehr schweigsam gewesen und hatte als Grund eine Erkältung und ein damit zusammenhängendes Unwohlsein vorgeschützt. Unser Ersuchen, eine kleine Gartenpromenade mit uns zu unternehmen, schlug er aus und begab sich auf sein Zimmer.

Mein Freund und ich schlenderten durch den Garten. Die Mittagssonne schien heißer denn je hernieder, so daß wir froh waren, als wir das Gartenhäuschen erreicht hatten, in dessen schattiger Umgebung wir gewöhnlich die Zeit nach Tische zu verbringen pflegten. Mein Freund klagte über Müdigkeit und auch in mir machte sich ein Bedürfniß nach Ruhe rege.

Aus diesem Grunde warf ich mich in die dem Eingange schräg gegenüber zwischen zwei Bäumen befestigte und durch hohes Gebüsch verdeckte Hängematte, während mein Freund den Divan im Gartenhäuschen zu seiner Ruhestätte aufsuchte.

Ich mochte wohl eine halbe Stunde geruht haben, als ich durch das Summen einer Fliege aus meinem Halbschlafe geweckt wurde. Aergerlich wandte ich mich auf die andere Seite, sah aber auch in diesem Augenblicke den Major den Weg heraufkommen. Er kam näher und blieb vor dem Gartenhäuschen stehen. Das eine Fenster war geöffnet. Unmittelbar an der Fensterwand lag mein Freund auf dem kleinen Divan ausgestreckt. Auf der Brust desselben lag, wie ich von meinem Versteck jetzt ganz deutlich bemerken konnte, ein Blatt Papier. Eine eigenthümliche Erregung spiegelte sich plötzlich auf dem Antlitz des Majors ab. Im nächsten Augenblicke hatte er das Bild, denn als ein solches konnte ich es jetzt auch erkennen, in der Hand. Er ließ sich auf einem der vor dem Fenster stehenden Rohrstühle nieder.

Lange, lange weilten seine Blicke auf den Contouren des schönen Mädchenkopfes, den das Bild wiedergab. Eine Zähre rann über die gefurchte Wange des Alten, dann legte er die Bleistiftskizze weg und blickte mit feuchtem Auge hinaus in die Landschaft.

Aber nicht die Anschauung der in ihrer vollen Pracht prangenden Kornfelder, der dunkelgrünen Nadelbäume auf den Höhenzügen jenseits des Thales; nicht der Gesang der schwärmenden Singvögel und nicht der herrliche Anblick des Flusses, der sich wie ein silbernes Band durch das Thal schlängelte, war es, was sein Inneres beschäftigen mußte, nein, es waren Gedanken an die schöne, längst vergangene Zeit, in der auch ihm die Welt wie ein Rosengarten vorgekommen war, in der auch er, von dem scharfen Pfeile des Liebesgottes verwundet, in den Armen eines weiblichen Wesens jene Seligkeit genossen hatte, welche ihn auch jetzt noch am Abende seines Lebens zu erwärmen vermochte.

Jetzt zog er ein kleines goldenes Medaillon hervor, welches er an einer dünnen seidenen Schnur am Halse trug, und versenkte sich in den Anblick des kleinen Bildes in demselben. Seine Augen erglänzten dabei in der seligen Freude der Erinnerung, seine Brust hob sich sichtlich höher und höher und tief senkte er den Blick in die wunderlieblichen Mädchenaugen des kleinen Portraits in der goldenen Kapsel. Dabei griff seine Hand mechanisch nach der Zeichnung, hob dieselbe in die Höhe, als wolle er zwischen den beiden Mädchenköpfen Vergleichungen anstellen, als mein Freund in dem Fenster erschien, die Zeichnung ergriff und lachend zu dem Major sagte:

„Halt! Onkelchen, das ist mein Eigenthum!"

Der Major fuhr zusammen und sprang auf.

„Nun Onkelchen Dieb!?" scherzte mein Freund, als er dem Alten ins Gesicht sah, auf dem sich nicht nur Ueberraschung, sondern auch eine bedeutende Verlegenheit abspiegelte.

„Und — ei der Tausend, Onkelchen, was ist denn das? . . . . . Ein Medaillon an Deinem Halse? . . . . . Ei, ei, Onkelchen!"

Der Major wollte das goldene Kleinod schnell verbergen, besann sich aber doch, als er sah, daß er dasselbe nun doch nicht mehr den Blicken seines neugierigen Neffen zu entziehen vermochte.

(Schluß folgt.)

Englische Wirthshausschilder.

(Schluß.)

Andere Embleme, welche die Nobility von England den Wirthshäusern gegeben hat, sind: „Der Bär und der Knotenstock" der Warwicks, der „Stern" der Oxfords, der „Löwe" der Percies — derselbe Löwe, welcher mit emporgestrecktem Schweif hoch auf der Giebelspitze ihres Stadthauses in Charing-Cross sich so majestätisch gegen den Himmel abzeichnet — die „Sonne" von York — „die rothe" und „die weiße Rose" — die ganze Geschichte von England ist in diesen Wirthshausschildern erzählt. „Der Sarazenenkopf" stammt hier wie in vielen anderen Ländern aus den Zeiten der Kreuzzüge, und die religiösen Zeichen tragen noch die Spuren des Gottesregimentes unter Cromwell und der Restauration unter Karl II. Aus Cromwell's Zeit datirt das heute noch oft vorhandene Wirthshausschild: „Gott unsere Zuversicht", aber auch das weniger verständliche: „Der Ziegenbock und die Compasse" — „The goat and compasses", in der That eine Corruption der Inschrift: „God encompasseth us", d. h. Gott umgebe uns. Aus den katholischen Zeiten stammt auch „Die Begrüßung der Heiligen Jungfrau", welche zu einem sehr beliebten Wirthshausschilde geworden. „The Salutation Inn", das Wirthshaus zur Begrüßung ist ein sehr häufiges Zeichen, dem man auf den englischen Landstraßen unzählige Male begegnet. Wie aber kommt die Katze zur Jungfrau? „Die Begrüßung und Katze" ist nämlich ein Räthsel, welches uns schon mehr als ein Wirthshausschild in England aufgegeben hat. Ueberhaupt ist die Katze ein Thier, welches in den seltsamsten Ideen Associationen der Schildermaler und Wirthshausbesitzer vorkommt; und so wie der Cromwell'sche Fanatiker aus der „Begrüßung des Engels und der Heiligen Jungfrau" mit kurzem Proceß den „Soldaten und Bürger" machte, so verwandelte er „Das Rad der Heiligen Katharina" in „the Cat and the wheel", die Katze und das Rad — allerdings ein originelles Wirthshausschild. Allein das ist noch nicht Alles. Die Katze muß außerdem für ein sehr musikalisches Thier gegolten haben, denn wir finden sie auch in folgenden sehr häufig erscheinenden Combinationen: „Die Katze und die Fiedel" und „Die Katze und der Dudelsack", was freilich noch nichts ist gegen „Das Schwein und die Pfeife" — gleichfalls ein sehr beliebtes Wirthshausschild.

Diese Zusammensetzungen sind nach dem Anblicke der einfachen Unholde, die wir oben betrachtet haben, der zweite komische Zug der englischen Schilder-Literatur, indem wir hier näm-

lich unter Einem Schild und Zeichen-Creaturen zuſammen treffen, die nichts mit einander gemein haben und von denen die meiſten ſich wohl ſonſt auch im weiten Gebiete der Schöpfung niemals begegnet ſind, außer auf einem engliſchen Tavernenſchilde. Zu dieſen geiſtreichen Verbindungen gehören: „Das Lamm und die Hoſen", „Das Füllen und die Wiege", „Der Fuchs und die ſieben Sterne", „Der Zuckerhut und der Sarg", „Der Hund und der Bratroſt", „Der Knabe und die Tonne", „Der Löwe und das Hufeiſen" (noch beſſer: „Die Krähe und das Hufeiſen"), „Der Ochs und der Bettpfoſten", „Das Schwein und die Rübe", „Die Kuh und die Lichtſcheere", „Der Reif und die Paſtete", „Der Georg und die Kanone" ꝛc.

Nicht alle dieſe ſeltſamen Paare ſind ſo ſinnlos, wie es auf den erſten Blick ſcheinen könnte; wenn man die genannten Wirthshausſchilder ſprachlich unterſucht, ergiebt ſich vielmehr bei den meiſten eine Bedeutung, die man freilich unter ſolcher Hülle nicht geſucht. „Der Georg und die Kanone" z. B. (the George and Cannon) iſt der populäre Premier der letzten Generation: George Canning. „Das Schwein und die Rübe" (the pig and carrot) iſt eine volksthümliche Lesart für „Pique" und „Carreau" aus dem Kartenſpiel. Bei dem „Knaben und der Tonne" läuft eine mythologiſche Vorſtellung unter: der Knabe iſt nämlich Bacchus, „der fröhliche Knabe". Auch der obenerwähnte „Geisbock in Stiefeln" (goat in boots) erklärt ſich auf ähnliche Weiſe: es iſt das zur Zeit Wilhelms III. aus Holland importirte Wirthshauszeichen „der Goden boode", der Götterbote — nämlich Merkur! Auf demſelben Wege, aus Holland, wurden die engliſchen Wirthshäuſer um das Schild „Zum ernſten Moritz" (grave Maurice) bereichert; in der That iſt es der Graf Moritz, nachmals Prinz von Oranien. Die ungewöhnliche Verbindung von einem „Ochſen und Bettpfoſten" bezieht ſich auf die grauſamen Tage der Stierkämpfe, die einſt in England ſehr populär waren; „bed post" hieß der Pfahl, an welchen der Ochſe gebunden wurde. Ein jedem Londoner, ja jedem Fremden in London ſehr bekanntes Wirthshauszeichen iſt „Der Elephant und das Schloß" (the Elephant and castle), die Hauptſtation aller nach und über Camberwell hinausgehenden Omnibuſſe; dieſe merkwürdige Compoſition erklärt ſich daraus, daß der „Elephant und das Schloß" ein Gildezeichen ſind, welches noch heute von der ehrbaren Compagnie der Londoner Meſſerſchmiede geführt wird. Ein Wirthshausname, den man ebenfalls nicht leicht entziffern wird, iſt „Der Ochs und das Maul" (the bull and mouth), wie der jetzt unter dem Namen „Queen's Hotel" der Hauptpoſt von London gegenüberliegende bekannte und vielbeſuchte Gaſthof lange hieß. Noch jetzt ſieht man in Stein gehauen über der Thür ſein altes Zeichen: ein großes Maul und einen Ochſen, der darüber ſteht, mit den Verſen:

Milo, der Crotonianer, ſchlug
Einen Ochſen mit ſeiner Fauſt,
Und hat ihn bis auf die Knochen dann
An einem Mittag verſchmaust.

Dieſe Anſpielung auf den Athleten von Croton iſt indeſſen nur apokryph; die wahre Meinung von „the bull and mouth" iſt „the Boulogne mouth", der Hafen von Boulogne, und das betreffende Wirthshaus wurde ſo genannt zur Erinnerung an den denkwürdigen Handſtreich Heinrichs VIII., der einmal zu ſeiner Zeit den franzöſiſchen Seehafen überrumpelte. Doch ſind inzwiſchen mehr als dreihundert Jahre vergangen, und es iſt dem modernen Londoner nicht weiter übel zu nehmen, wenn er ſich der Sache nicht mehr ganz deutlich erinnert.

Einen ſehr richtigen Gedanken (die Damen mögen mir verzeihen!) veranſchaulicht das Wirthshausſchild „Zur ſtillen Frau"; daſſelbe zeigt nämlich das Bild einer Frau, welche den Kopf anſtatt auf den Schultern — in ihren Händen trägt. Nicht minder witzig iſt „Das Bild von uns Dreien", welches in Shakeſpeare's Zeit ſehr beliebt geweſen zu ſein ſcheint und von dem Dichter in der That in ſeinem „Was ihr wollt" erwähnt wird. Es war das Bild zweier Narren, mit der Unterſchrift: „Wir ſind unſer Drei", ſo daß der Unglückliche, welcher ſich verſuchen ließ, dieſelbe zu leſen, „Stoff zum Geſpräch für eine Woche, zum Gelächter für einen Monat und zu einem guten Witz für ſein Leben lang gab."

Das berühmteſte Wirthshauszeichen aber aus Shakeſpeare's London war der „wilde Schweinskopf" in Eaſtcheap, mit ſeinen Erinnerungen an Sir John Falſtaff und den Prinzen „Hal" — ein Haus, welches durch das große Feuer von 1666 zerſtört, dann auf derſelben Stelle wieder aufgebaut und endlich, vor etwa vierzig Jahren, der neuen London Bridge weichen mußte, an deren Eingange von der City her nun die Statue König Wilhelms IV. den denkwürdigen Platz bezeichnet. Bis zu ſeinen letzten Tagen jedoch hielt das alte Haus ſeinen Ruhm und ſeinen Namen aufrecht, führte den „Eberkopf" (the boar's head) im Schilde und darunter die beſcheidene Inſchrift: „Dies iſt das Hauptwirthshaus in London." Allerdings; in dieſem Wirthshauſe verſchied der unſterbliche Sir John, „juſt zwiſchen Zwölf und Eins fuhr er ab, gerade wie es zwiſchen Fluth und Ebbe ſtand .... Gott! Gott! Gott! rief er aus — immer ſtärker drei- oder viermal. Ich ſagte, um ihn zu tröſten, er möchte nicht an Gott denken und hoffen; es thäte ihm noch nicht noth ...." Armer Sir John — es that ihm doch noth! Er ſtarb aus Kummer über den ungetreuen Prinzen Hal, der ſeinem Vater, König Heinrich IV., verſprochen, ſich zu beſſern, und geſchworen hatte, niemals eine Taverne wieder zu betreten. Hat der Prinz ſeinen Schwur gehalten? Den Prinzen von Wales iſt einmal, in alter und neuer Zeit, nicht recht zu trauen. Allein unſer Prinz war ſchon König Heinrich V., als er im Jahre 1415 auf ſeinem Triumphzuge, von der Schlacht von Azincourt heimkehrend, im „Rothen Löwen" zu Sittingbourne in Kent übernachtete. Ein ſpäterer Beſitzer dieſer Wirthſchaft, Namens William Whitaker, machte von dieſem Factum einen ſehr weiſen Gebrauch, als er im Jahre 1820 ſich und den „Rothen Löwen" der Welt ins Gedächtniß zurückrief mit der in den Zeitungen veröffentlichten Anzeige: „Dieſes Haus iſt merkwürdig von wegen einer Mahlzeit, welche der damalige Beſitzer (Anno 1415!) Mr. Norwood dem König Heinrich V. zugerichtet. Die Rechnung betrug nicht mehr als 9 Sh. 9 D. (etwa 5 fl. 36 kr.), da der Wein damals nur einen Penny per Flaſche koſtete und alle anderen Dinge ebenſo billig waren. Denſelben Charakter, im Verhältniſſe, hofft William Whitaker durch ſeine mäßigen Preiſe in gegenwärtiger Zeit zu verdienen."

Was die Wirthshausſchilder im heutigen London betrifft, ſo haben die großen und vornehmen Hotels dergleichen ſo wenig als auf dem Continent; allein nicht nur in den entlegenen und räucherigen Nebengaſſen des Strandes und der Häfen auf beiden Seiten von Fleet Street, ſondern auch an den Tavernen und Bierhäuſern hat ſich noch mancherlei erhalten. Nach Larwood und Hotten's Buch über „die Geſchichte der Schilder und Schilderzeichen" (London 1866), welchem wir auch ſonſt für manche in dieſem Artikel enthaltene Notiz verpflichtet ſind, giebt es noch eine ganz anſehnliche Zahl bemerkenswerther, freilich moderniſirter Wirthshaus- und Tavernenſchilder in London. Adam eröffnet noch immer den Reigen derſelben; dann folgt Adam und Eva, Adam's Wappen und die Arche Noah's. Die Linie der Herrſcher beginnt mit König David, umfaßt König Heinrich VIII., König Georg, König Wilhelm IV. und ſchließt mit zwanzig Königinnen Victoria. Unter den Prinzen glänzt der Prinz von Wales fünfzigmal auf Londoner Wirthshausſchildern und unter den Herzogen der von Wellington vierzigmal; außerdem prangen auf denſelben ſechsundfünfzig Lords, von denen zwei Dutzend Lord Nelſons ſind. Unter den Celebritäten von nichtadeliger Geburt ſind Shakeſpeare, Newton, Walter Scott, Milton, Lord Palmerſton und Mr. Gladſtone. Außerdem ſind die Wappenthiere da, mit all ihren unmöglichen Farben; ferner Schiffe, Ackerbau-Geräthſchaften, fröhliche Pächter, fröhliche Waſſermänner, fröhliche Angler u. ſ. w. — kurz, der Humor iſt in England noch nicht ausgeſtorben, und ſo wie der Wirth zum „Rothen Löwen", thut „im Verhältniß" auch das Wirthshausſchild noch immer das Seinige, um „denſelben Charakter zu verdienen".

Historischer Verein der Pfalz.

× Das erste Lebensjahr des wiedergeborenen und mit lebhafter Theilnahme begrüßten historischen Vereins der Pfalz naht sich seinem Ende. Wenn auch während der abgelaufenen Zeit der Verein nur durch ein kleines Heft „Mittheilungen" in die Oeffentlichkeit treten und bisher noch keine Forschungsergebnisse auf dem Gebiete der heimischen Geschichte in die Hände seiner Mitglieder legen konnte, so würden letztere doch sehr irren, wollten sie hieraus auf eine schwache Lebenskraft des jungen Unternehmens schließen. Eine Wanderung durch das Museum zu Speyer wird jedem Besucher die Ueberzeugung bieten, daß der Verein seine nächste Aufgabe, die vorhandenen und neu aufgefundenen Ueberreste unserer Vorzeit zu sammeln und zu bewahren, treu erfüllt. Die nunmehr vereinigten Alterthümersammlungen des Kreises, der Stadt Speyer und mehrerer Privaten haben in den ihnen von der Stadt Speyer eingeräumten Sälen durch den Conservator des Vereins eine Aufstellung erfahren, welche einen vorher ungeahnten Reichthum wissenschaftlicher Schätze der Pfalz zur allgemeinen Anschauung und durch nach und nach beizufügende Erklärung auch zum allgemeinen Verständnisse bringt. Keine Woche vergeht jetzt, ohne daß Mitglieder und Freunde des Vereins entweder der römisch-germanischen oder der mittelalterlichen Abtheilung jener Sammlung einen neuen werthvollen Beitrag zuwenden. Unmittelbar an die Alterthümersäle des Museums reiht sich das Bibliothekzimmer des Vereins an, in welchem regelmäßig am ersten Mittwoche eines jeden Monats unter der Leitung des ersten Vorstandes, Herrn Regierungspräsidenten v. Pfeufer, die Sitzungen des Ausschusses abgehalten werden. Diesen Sitzungen liegt stets ein ansehnlicher und meistens sehr interessanter Berathungsstoff vor, theils durch Berichte und Anfragen der Geschäftsverwalter und einzelner Mitglieder, theils durch Uebergabe neuer Fundstücke und Geschenke geboten. Um nun die auswärtigen Mitglieder des Vereins auch während der Zeit, welche zwischen der Herausgabe der zwanglosen „Mittheilungen" liegt, von den wichtigeren Vorkommnissen in Kenntniß zu setzen und eine engere Verbindung derselben mit dem Ausschusse anzubahnen, wird in Zukunft, wie es bei anderen historischen Vereinen üblich, über jede Sitzung ein getrennter Bericht in pfälzischen Zeitungen erstattet werden, welchem Zwecke die verehrlichen Redactionen in dankenswerther Weise ihre Spalten öffnen wollen.

Die Menge der bisher verhandelten Gegenstände läßt ein Zurückkommen auf dieselben unthunlich erscheinen und es sei daher sofort auf die letzte Monatssitzung übergegangen.

Das vor Kurzem verstorbene Vereins-Mitglied, Bürgermeister Wilhelm Eugen Schultz in Zweibrücken, dessen früher Tod als ein großer Verlust für die pfälzische Geschichtsforschung beklagt werden muß, hatte eine bedeutende Büchersammlung historischen Inhaltes hinterlassen, welche dem Verkaufe ausgesetzt wurde. Um aus dieser Bibliothek wenigstens die für die Pfalz werthvollsten Werke als Vereinseigenthum zu erwerben, war der Conservator Herr Heydenreich nach Zweibrücken gereist und konnte in der Sitzung berichten, daß seine Sendung den gewünschten Erfolg gehabt. Zugleich brachte Herr Heydenreich die erfreuliche Kunde, daß die Schultz'schen Erben durch ihren auch für die Vereinszwecke bemühten Bevollmächtigten, Herrn Polizeianwalt Raquet, die Absicht ausgesprochen, die sämmtlichen handschriftlichen Aufzeichnungen des verlebten fleißigen Forschers, sowie dessen gesammelte Münzen und Siegel dem Vereine als Geschenk zu überlassen, wodurch letzterer in den Besitz eines für spätere Geschichtsschreiber äußerst werthvollen Materials gelangen wird. — Herr Schultz hatte auch die im Jahre 1866 gelegentlich des Baues der Districtsstraße von Gersheim nach Walsheim beim Durchschneiden eines Erdhügels aufgefundenen Alterthümer im Verwahr. Diese Alterthümer keltischen Ursprungs, bestehend in Schwertern, Lanzen, Ringen, mit Silber und farbigen Steinen eingelegten Zierrathen u. s. w., welche seinerzeit durch die Fürsorge des Herrn Bezirksamtmannes Damm gesammelt und Herrn Schultz zur näheren Beschreibung übergeben worden waren, wurden jetzt schon dem Vereine zugestellt und fanden sogleich ihren Platz in dem Museum.

Der Ausschuß hatte sich hierauf über die Erwerbung eines Fundes schlüssig zu machen, welcher nicht nur bezüglich seines materiellen, sondern auch bezüglich seines antiquarischen Werthes gleich nach dem berühmten, aber der Pfalz leider entführten Schifferstadter goldenen Hute und dem das Speyerer Museum zierenden Dürkheimer Goldschmuck zu setzen ist. Es sind zwei massiv goldene Armringe von einfacher Form germanischen Charakters, welche die Gebrüder Fischer in Böhl kürzlich auf ihrem Grundstücke ausgegraben. Der Kauf wurde mit den bereitwilligen Findern um den Preis von fl. 400 abgeschlossen, welcher dem Metallwerthe der Ringe entspricht.

Nachdem die Vereinskasse durch diese Erwerbung einen tiefen Eingriff erfahren, mußte die sich anreihende Uebergabe von Geschenken um so erfreulicher berühren. Herr Gutsbesitzer Bollmer von Edenkoben ließ nämlich durch den Geschäftsverwalter Herrn Pfarrer Rey eine größere Anzahl meistens mittelalterlicher Silbermünzen übergeben, eine weitere Sendung in Aussicht stellend. Assessor v. Stichaner von Germersheim legte einen während des Reichstages zu Speyer im Jahre 1529 ausgestellten kaiserlichen Wappenbrief und römische Münzen vor, letztere im Auftrage des Herrn Pfarrers Dr. Krüll in Leimersheim, welcher für den Verein ein lebhaftes Interesse bekundet und durch die Abfassung einer Leimersheimer Gemeindechronik in nachahmenswerther Weise den Anfang gemacht hat, die im ersten Hefte der „Mittheilungen" angeregten Ortschroniken einzuführen.

Herr v. Stichaner berichtete schließlich wiederholt über den sogenannten Wählerplatz bei Erlenbach im Kanton Kandel, einen der wenigen öffentlichen Gerichtsplätze der Pfalz, welche sich durch die Tradition und durch die äußere Gestalt erhalten. Auf diesem durch einen großen Sandhügel kenntlichen Platze wurden im Mittelalter unter anderen auch die wichtigsten Waldstreitigkeiten der Gegend entschieden und im Jahre 1804 der Schiedsspruch gefällt, daß der Wald eine rechte Gemeinde sei und sein solle dem Reichen wie dem Armen und dem Armen wie dem Reichen. Der Gemeinderath von Erlenbach, aufmerksam gemacht auf die geschichtliche Bedeutung dieses Hügels, hat beschlossen, denselben vor der bereits begonnenen Abtragung zu schützen und ihn mit einer Gedenktafel zu bezeichnen, dem Vereine die Ausführung der letzteren übertragend. Herr Archivar Schandein übernahm es, die urkundlichen Nachrichten über die Vorgänge auf dem fraglichen Gerichtsplatze aufzusuchen und zur Niederlegung in dem Gemeinde-Archive zusammenzustellen.

Möchte vorstehende Berichterstattung wie die in Zukunft folgenden auf die Thätigkeit der auswärtigen Vereinsmitglieder anregenden Einfluß üben!

Mannichfaltiges.

— Die Frage, wer in der neuen Oper R. Wagner's, in der „Walküre", in München den Dirigentenstab führen soll, ist nun, wie man hört, dahin entschieden worden, daß Capellmeister Wüllner mit der Leitung des musikalischen Theiles der Oper betraut wurde.

— In Sevilla ist seit Kurzem das Biertrinken Mode geworden, und zwar hat den lebhaftesten Zuspruch ein deutscher Brauer, der das in Europa wie in Amerika so beliebte „Lagerbier" ausschenkt. Man trinkt jedoch in Spanien das Bier nicht aus Kuffen oder Seideln, sondern gießt es in eine Bowle, mischt es mit Limonade und schöpft es mit einem Löffel in. Weingläser, aus denen es wie Punsch oder Bischof geschlürft wird

Verantwortliche Redaction: Th. Gebhard Stav

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 61. Dritter Jahrgang. 1870.

Durch Sonnenlicht.

Novelle von André Hugo.

(Schluß.)

„Du kommst mir sehr komisch vor!“ sagte der Alte, als er in das spöttisch lachende Gesicht seines Neffen blickte.

„Ha, ha, ha!“ lachte mein Freund. „Du mir auch, Onkelchen! Indem Du jetzt Dein Geheimniß zu verbergen suchst, hast Du Dich verrathen; denn nun glaube ich ganz sicher, daß irgend eine unbekannte Schönheit von den goldenen Wänden Deines Medaillons verborgen wird .... Vielleicht gleichen die Züge jenem Mädchenkopfe, der als Skizze in Deiner Mappe liegt ... was, Onkelchen?“

„Ja!“ antwortete der Alte hastig. „Doch jetzt sage mir, wer ist die Besitzerin dieses Kopfes? Ist es das Brunnenmädchen, von dem Dein Freund Benning das Bild gestohlen?“

„Du hast es errathen, Onkelchen!“

„Und wie heißt sie?“

„Das weiß ich nicht!“

„Du kennst ihren Namen nicht?“

„Nein, Onkelchen!“

Der Alte sah seinen Neffen fragend ins Gesicht.

„Es ist so, wie ich Dir sagte. Ich habe nie ihren Namen erfahren können, so viel ich mir auch Mühe darum gegeben.“

Jetzt war auch meine Neugierde rege geworden. Ich stieg aus meiner Hängematte und trat aus dem Gebüsch zu meinem Freunde, der noch immer die Bleistiftskizze in der Hand hielt. Ein Blick darauf bestärkte mich in meinen heute früh gefaßten Vermuthungen.

Der Alte ging schweigend davon.

„Nun, ist Alles bereit?“ fragte ich meinen Freund.

„Ich werde gleich Alles in den Stand setzen!“ antwortete er mir, indem er in das Gartenhäuschen trat. Hier ging er auf die starke Säule zu, die in der Mitte des Raumes den Träger des Mittelbalkens bildete und zu gleicher Zeit unter künstlich um die Säule geschlungenem Epheu einen ziemlich complicirten photographischen Apparat barg. Er untersuchte denselben und fand Alles in Ordnung, dann trat er in der Nähe des kleinen Divans auf einen kaum bemerkbaren Knopf in dem Fußboden und sogleich zeigte sich an der Säule eine dunkele runde Oeffnung, die sich, nachdem der Druck nachließ, wieder schloß.

„Es gelingt!“ sagte er freudig erregt zu mir. „Der Wunsch Deines Freudes wird erfüllt werden.“

Ich sah nach der Uhr. Es waren einige Minuten vor drei Uhr. „Es ist die höchste Zeit!“ sagte ich. „Das Mädchen kann jede Minute kommen; ich werde mich deshalb entfernen, um Dir nicht im Wege zu sein, und Du ... na, Glück zu!“

„Tausend! da fällt mir ein, daß ich doch noch Etwas vergessen habe — ich muß noch einmal hinunter in das Wohnhaus!“ Mit diesen Worten eilte mein Freund fort und ich war nun in der peinlichen Lage, das Mädchen selbst empfangen zu müssen, denn als ich meinen Blick nach dem Brunnenhäuschen richtete, sah ich deutlich eine weibliche Gestalt in hellem Sommergewande durch die Büsche herauskommen.

Jetzt stand sie mir gegenüber und fragte nach meinem Namen. In der Zerstreuung fragte ich sie, was sie gesagt habe.

Sie wiederholte ihre Frage nach meinem Namen.

Nannte ich ihr den meinigen, nun, so hätte sie sicherlich mir den Brief überreicht und wäre, ohne daß unser Zweck erreicht worden wäre, wieder davon geeilt. Ich griff aus diesem Grunde zu einer Nothlüge, indem ich ihr sagte, daß der Träger des Namens im Augenblick nicht zugegen sei, sie sich einige Augenblicke gedulden und einstweilen in das Häuschen eintreten solle.

Sie folgte meinem Rathe.

Ich eilte meinem Freunde mit hochklopfendem Herzen entgegen, denn die Züge des Mädchens schienen mit denen der Brunnennymphe in dem Tagebuch meines Freundes identisch zu sein. Als wir unmittelbar am Eingange des Häuschens angekommen waren, so daß wir von dem Brunnenmädchen gesehen werden konnten, hörte ich einen leisen Aufschrei und zog mich dann nach meinem Versteck zurück, von dem aus ich unbeachtet der sich abspielenden Scene beizuwohnen vermochte.

„Herr von Rothenau!“ rief das Mädchen entsetzt, als mein Freund in der Thür erschien. „Sie hier?“

„Gewiß!“ rief mein Freund freudig erregt, als er auf sie zueilte und ihre Hand zu fassen suchte.

„Nicht doch, Herr von Rothenau!“ sagte das Mädchen in ziemlich bestimmtem Tone und mit einer so entschieden abwehrenden Geste, daß mein Freund staunend vor ihr stehen bleiben mußte. „Ich wollte dem Herrn ***** — sie nannte meinen Namen — den Brief übergeben — wo finde ich denselben?“

„Sie werden ihn hier finden ... er kehrt in einigen Minuten zurück!“

„So war es wohl derselbe Herr, der mich hier eintreten hieß?“

Meinem Freunde schoß alles Blut nach dem Kopfe, denn er fühlte, daß das Mädchen das Absichtliche meiner Handlungsweise erkannt hatte.

In diesem Augenblicke hatte sie die Bleistiftskizze auf dem kleinen Tischchen neben dem Divan erblickt. Sie griff hastig darnach und überflog sie noch einmal.

„Wer ist das, Herr von Rothenau?“ fragte das Mädchen in hastigem Tone.

Mein Freund vermochte im Augenblick nichts zu erwidern.

„Habe ich recht, wenn ich behaupte, daß es mein mir gestohlenes Portrait ist?“

„Ja!“ rief mein Freund, — „allein, Fräulein ... es ... ich ...“

Das in der Decke des Zimmers angebrachte mattrothe Oberlicht überg ß die Mädchenerscheinung in dem lichten Sommergewande mit rosigem Licht, während sie ihre Augen auf die Bleistiftskizze heftete. Ihre feinen weißen Hände zitterten, als

sie den oberen Rand des Bildes ergriffen und dasselbe zu zerreißen drohten.

Dieser Moment gab Rothenburg alle seine Fassung wieder. Das mit Vernichtung bedrohte, unter so erschwerenden Umständen mühsam errungene Kleinod plötzlich sich entrissen oder doch wenigstens verdorben zu sehen, ließ ihn sogar über die Grenze der Convenienz gehen. Durch den raschen Vorgang von Seiten meines Freundes war das Mädchen einige Schritte zurückgewichen und auf den Divan gesunken. Das Bild hinter sich haltend heftete sie ihr großes sinnendes Auge auf meinen Freund, der jetzt unentschlossen vor ihr stand. Und wie der plötzlich hervorbrechende Sturmwind die Oberfläche der noch vor kurzem ruhigen See zu gewaltigen Wogen aufzubäumen vermag, so überkam Rothenburg jenes Wonnegefühl, welches nur selten an uns herantritt, dann aber auch um so berauschender wirkt.

Er trat dem Mädchen, das mit hochklopfendem Busen und tief gerötheten Wangen vor ihm saß, einen Schritt näher und tauschte einen tiefen Blick mit ihm aus, der durch seine stumme Sprache in dem Moment des Ausbruchs der seligsten Leidenschaft mehr als tausend Zungen zu sprechen vermag. Und leise glitt er zu ihren Füßen. Seelenvolle Worte der innigsten Zuneigung flossen über seine Lippen wie das Geflüster des Erlengebüsches am einsam dahin rauschenden Bache.

Sie antwortete nicht. Noch einen Moment kämpfte das Mädchen mit der auch ihr überströmenden Gemüthserregung, dann zog sie ihn in die Höhe und preßte ihn in aufwallender Leidenschaft an ihren Busen.

Von meinem Versteck konnte ich jetzt das leise Geflüster nicht mehr verstehen, auch drängte es mich, an der unverhofften Freude Theil nehmen zu können. Ich näherte mich deshalb dem Hause und trat in die Thür desselben.

Mein Freund sprang auf. In der nächsten Minute hing er an meinem Halse und rief dann, nachdem er eine Weile seinen trunkenen Blick auf mir hatte ruhen lassen: „Freund, sie ist mein! Ich bin der Glücklichste der Sterblichen; und Du — Du bist der Begründer meines Glückes!"

„Oder das Sonnenlicht!" warf ich lächelnd ein.

„Das Sonnenlicht? Wie so?" rief er.

„Nun, sehr einfach. Hättest Du nicht mit Hilfe des Sonnenlichts mir am gestrigen Tage mein Bild geraubt, so wäre ich nicht auf den Gedanken gekommen, das Mädchen, in der ich allerdings schon bei dem Durchlesen Deiner Tagebuchsblätter jene schöne Unbekannte aus dem Badeorte M . . . . . zu erkennen glaubte, hierherzubringen. Du hast einzig und allein die Gründung Deines Glücks dem Sonnenlicht zu verdanken!"

Mein Freund reichte dem Mädchen den Arm und sagte: „Du sollst recht haben. Doch nun komme — der Onkel muß auch Zeuge unseres Glückes sein."

Als wir im Hause ankamen, hörten wir durch den Bedienten, daß der Onkel erst vor wenigen Minuten dasselbe verlassen habe.

„Ich werde ihn suchen!" sagte ich und eilte in die Schneckengänge des Gartens. Kurz vor dem Gartenhäuschen traf ich ihn. Er schien gedankenvoll zu sein.

„Es ist gut, daß Sie kommen!" sagte er zu mir. „Ich muß mich gegen Jemanden aussprechen."

Ich konnte mir nicht denken, was der Alte wohl auf dem Herzen haben würde.

„Als wir gestern die Tagebuchsblätter meines Neffen durchblättert, erinnern Sie sich doch der sonderbaren Maxime des Mädchens, kein Bild von sich nehmen zu lassen."

Ich bejahte seine Frage.

„Eine gleiche Ansicht über das Portraitiren hatte auch meine Herzensfreundin, von der ich Ihnen erzählt habe. Es ist wirklich ein eigenthümliches Zusammentreffen, denn außer der in meinem Besitze befindlichen Bleistiftskizze existirt kein Bild von der früher so gefeierten und vielleicht jetzt zu den Todten gegangenen Schauspielerin Marie König."

„Ich bin vielleicht im Stande, das Räthsel zu lösen!"

„Sie?" Der Alte sah mich groß an.

„Vor allen Dingen," begann ich, „lassen Sie uns nachsehen, ob der Apparat drinnen im Häuschen seine Pflicht gethan hat, denn ihr Herr Neffe hätte sich soeben vorgenommen, einer Schönen das Bild zu rauben und ich glaube sicherlich, daß es, da durch ein plötzlich eingetretenes Ereigniß die Ausführung des Ganzen unterbrochen ist, noch hinter der Säule sich befindet und nur der Hervorrufung und Fixirung wartet."

Der Major schüttelte den Kopf, doch ging er hinein in das Häuschen und kam nach kurzer Zeit mit der nassen Glasplatte lachend zurück. „Was?" rief er lachend; — „noch vor wenigen Tagen schwört mir der Mensch, daß er die Nische für ein Götterbild in seinem Herzen nie ausfüllen wolle — und heute . . . nein sehen Sie nur her! . . . . heute liegt er einer Schönen zu Füßen und girrt um Liebe. Mein Gott! . . . wie ist das nur zugegangen?"

„Auf die einfachste Weise der Welt!" entgegnete ich. „Das Brunnenmädchen, von dem ihr Herr Neffe in seinem Tagebuche erzählt, weilt hier."

„Hier?" Die Züge des Alten nahmen den Ausdruck der höchsten Spannung an.

„Drüben am großen Bassin des Brunnenholzes!" sagte ich.

„Weiter!" drängte der Alte.

„Durch Zufall hatte ich Kenntniß von ihrer curiosen Weigerung, sich portraitiren zu lassen, so daß ich nicht mit Unrecht vermuthete, die Brunnennymphe des Badeortes M . . . . . und das Brunnenmädchen des hiesigen Badeortes seien identisch. Ich bewerkstelligte ihre Hierherkunft und — meine Voraussetzungen haben mich, wie Sie sehen, nicht getäuscht."

„Und wo ist mein Neffe?"

„Er erwartet Sie unten im Wohnhaus!"

„Eilen wir, daß wir zu ihm kommen. Gerechter Gott! ich ahne . . ." Der Alte sprach sich nicht weiter aus. Er ergriff mich am Arme und eilte mit mir in hastiger Eile nach dem Wohnhause hinab. „Und der Name Deiner Braut?" fragte der Alte, als wir zu den Beiden zurückgekehrt waren.

Mein Freund erschrack. Er selbst hatte sie nur bei ihrem Vornamen „Marie" genannt.

Jetzt trat das Mädchen einen Schritt vor und sagte mit bebender Stimme: „Mein Name ist Marie König-Steinberg!"

„Marie Kö — nig-Steinberg!" rief der Alte. Der Major sank in die Knie. „Großer Gott! meine Tochter!"

Ein Ruf der Freude entglitt den Lippen des Mädchens. Eifrig löste sie ihr Halsband und reichte dem Alten eines kleines Medaillon und einen neben demselben befestigten Henkelducaten.

„Hierdurch sollte ich meinen Vater wiedererkennen." Sie öffnete das kleine Medaillon, in dem sich der Kopf eines Officiers befand.

Der Alte vermochte nicht zu antworten. Er schloß das

Mädchen in seine Arme und lange, lange preßte er sie an sich, bis Thränen der Freude über seine Wangen flossen und er sie seinem Neffen mit einem Segensspruch zurückgab.

Der Nachmittag verfloß unter gegenseitigem Austausch der Erlebnisse, wobei der alte Major über seine frühere Herzensfreundin erfuhr, daß sie nach der bewerkstelligten Flucht aus dem Schlosse des Grafen Sandosz, der sie damals entführt hatte, sehr unglücklich durch das Verlieren des Augenlichts geworden war, bis der mitleidige Fürst der Schatten ihrem Leiden ein Ziel gesetzt.

Der Tag neigte sich beinahe seinem Ende zu, als das Mädchen die Leidensgeschichte ihrer Mutter beendet.

Nach einer kleinen Pause fragte der Major: „Und wodurch habe ich meine Tochter wiedergefunden?"

„Und wodurch ist es mir geglückt, ein Götterbild für die leere Nische in meinem Herzen zu finden?" fragte mein Freund.

„Durch Sonnenlicht!" ergänze ich.

Alle stimmten mir bei.

Ein kleiner Kreis von Freunden und Bekannten feierte am Abend desselben Tages die Verlobung Rothenburgs, während ich wenige Wochen später als Trauzeuge bei der Verehelichung der Beiden fungirte.

Typen von Pariser Bettlern.

(Aus der »Revue des deux mondes.)

Ehemals legten die Pariser Verwaltungsbeamten eine weit größere Duldung an den Tag als gegenwärtig; man ließ die an Beinen und Schenkeln Verstümmelten, die sogenannten Culs-de-jatte, die sich in einer Art Mulde durch die Straßen schleppten und in diesen Holzschalen Sprünge machten wie verwundete Krabben, gern frei herumwandeln; die Einarmigen streckten den Vorübergehenden ihren Stümmel unter die Nase — eine physische Monstrosität war ein Vermögen und trug Renten ein wie eine gute hypothekarische Geldanlage. Ein Einarmiger, der zum Aufenthaltsort das Trottoir der Rue de Choiseul gewählt hatte, stellte Späher aus, welche er bezahlte, damit sie ihn von der Ankunft der Agenten in Kenntniß setzten. Der geschickteste Bettler aber, den ich je gesehen, der Almosen zu empfangen wußte, ohne darum zu bitten, übt sein Gewerbe in Paris schon seit langer Zeit. Er ist schwächlich und kann sich nur mit Mühe bewegen. Er wählt die Stunde, wo der Boulevard des Italiens von Spaziergängern wimmelt, wo die Rue Vivienne angefüllt ist von Leuten, welche von der Börse kommen. Längs den Läden hingehend, sich auf einen Stock stützend, nur mit äußerster Mühe und unter zeitweiligen Seufzern sich fortbewegend, mischt er sich unter die Menge, vor sich hin stierend, eine große Brille vor den Augen, Niemanden betrachtend, und mit vieler Schalkheit bittet er, wenn er durch die Straße gehen muß, einen Sergeant de Ville ihm seinen Arm als Stütze zu leihen. Er ist bemitleidenswerth anzusehen; in seine linke, halb offene und nachlässig ausgestreckte Hand läßt man einige Sous, vielleicht silberne Stücke gleiten, die mit außerordentlicher Behendigkeit sofort in seine Taschen verschwinden. Keiner spielt seine Rolle besser als er; er ist in seiner Kunst zum Meister geworden. Hat man die Geduld, ihm zu folgen, so wird man ihn in einer wenig besuchten Straße unter einen Thorweg treten und seine Einnahme zählen sehen; dünkt sie ihm befriedigend, dann nimmt er einen minder mühevollen Gang an, und steigt in einen Omnibus, der ihn in den Faubourg St. Martin, wo er wohnt, zurückführt. Wenn man Erkundigungen über ihn einzieht, wird man folgendes erfahren: dieser Bettler ist ein Deutscher aus dem Großherzogthum Baden; er entzog sich der Conscription, flüchtete nach Frankreich und nahm Dienste in der Fremdenlegion in Algerien; in einem Zweikampfe zu Bona erhielt er die Wunde, welche sein Gehen so mühselig macht. Nach Paris zurückgekehrt, wurde er am 31. August 1838, unter der Anschuldigung eines mit falschen Schlüsseln verübten Diebstahls, verhaftet; am 22. October desselben Jahres aber erhielt er seine Freiheit wieder, die er indeß nicht lange genoß, denn schon am 31. März 1839 wurde er abermals wegen Diebstahls und Verpfändung einer Uhr im Leihhause verhaftet. Am 16. December erhielt er nach sechsmonatlicher Haft seine Entlassung aus St. Pelagie. Am 16. October 1840 wurde er in der Rue Choiseul inmitten einer Gruppe von etwa fünfzig Personen von neuem verhaftet, vor welchen er mit Gier ein Brod aß oder vielmehr verschlang; er that dies gewöhnlich, sagen die Berichte. Am 14. April 1841 wurde er, als eines Diebstahls angeklagt, in Untersuchungshaft gebracht und dem Staatsanwalt zur Verfügung gestellt, der ihn aber freigeben ließ; wegen hartnäckiger Bettelei zu 24stündigem Gefängniß verurtheilt, wurde er am 6. Februar 1847, kraft des Artikels 274 des Strafgesetzbuchs, der Polizei-Präfectur zur Verfügung gestellt, welche ihn in die Armenanstalt schickte, wo er sich in neun Monaten 53 Frcs. erwarb. Am 26. Februar 1849 begegnete er einer ehemaligen Concubine, von der er kein gutes Andenken bewahrt zu haben schien, denn er prügelte sie derb durch und entwendete ihr einen Leihhausschein. Die Folge war, daß er aus Frankreich ausgewiesen wurde; er kehrte aber im Jahr 1852 zurück. Abermals wurde er beim Betteln ertappt und von neuem ausgewiesen. Am Rande des Ausweisungsbefehls stand folgende charakteristische Bemerkung: „Er ist Deserteur des Großherzogthums Baden, man sorge daher, daß er nicht an die Grenze dieses Landes gebracht werde." Man führte ihn nach Boulogne, damit er sich nach England begeben könne. Gewisse lockere Pariser Freuden aber reizen ihn, er kehrt nochmals zurück: dies ist eine That des Bannbruchs, für die er am 20. Mai 1855 zu drei Monaten Gefängniß verurtheilt wird; man notificirt ihm einen neuen Ausweisungsbefehl, setzt ihn aber nicht in Vollzug, denn der Unglückliche legt das Versprechen ab, nicht mehr zu betteln. Er hat Wort gehalten; er streckt seine Hand nicht mehr aus, sondern nimmt nur alles an, was man hineinlegt. Ist er — so darf man nach all dem wohl fragen — arbeitsunfähig, und daher zu entschuldigen, wenn er sich an das öffentliche Mitleid wendet? Keineswegs. Er ist seines Zeichens ein Schneider, und selbst ziemlich geschickt; er hat zwei gesunde Arme, zwei gute Hände, allein er findet es vortheilhafter und minder beschwerlich, in den Straßen zu wimmern und die mitleidigen Seelen zum Besten zu haben.

Es giebt eine Kategorie von Bettlern, die noch interessanter ist — die Blinden. Man überläßt ihnen gewisse Plätze, besonders denen, welche, die sehr milde Disciplin der Quinze-Vingts (d. h. des bekannten Hospitals für dreihundert Blinde in Paris) scheuend, die Zufälle der Unabhängigkeit und Mildthätigkeit vorziehen. Es herrscht im Pariser Volke der Glaube, daß die meisten der blinden Bettler Millionäre sind. Ehemals z. B. hielt sich vor den Gärten des Hotel Gontaut, welche an den Boulevard des Capucines stoßen, zwischen der Rue Louis-le-Grand und der Rue de la Paix, ein von einem Pudel begleiteter Blinder auf. Tagtäglich kam und ging er zu den gleichen Stunden; auf einem Feldstuhl sitzend, den Kopf mit einer wollenen Mütze bedeckt, den Leib in einen großen siebenkragigen Mantel gehüllt, hob er seine milchfarbigen, ausdruck- und blicklosen Augen gen Himmel, und schüttelte von Zeit zu Zeit eine blecherne Sparbüchse. Es herrschte in dem von ihm bewohnten Stadttheil die Sage: er habe seiner Tochter, die einen Notar geheirathet, eine Mitgift von 300,000 Frcs. gegeben, und Abends habe man ihn oft in einer Parterre-Loge der Oper bemerkt, wohin er sich in seinem eigenen Wagen begeben. Ich glaube, daß manches Uebertriebene darin liegt, und daß man einfach sagen muß: die Einnahmen der Blinden seien keine schlechten. Ein Beleg hierfür dürfte sein, daß junge Arbeiterinnen sehr gern Blinde heirathen, da sie bei ihnen reichlich zu leben haben, und wenig überwacht sind. Aufrecht vor den Thüren stehend

bisweilen knieend und selbst in gewissen Fällen klüglich dafür sorgend, ihre Augen hinter den Schutz einer farbigen Brille zu verbergen, tragen die Blinden gewöhnlich ein Täfelchen auf ihrer Brust, welches den Unfall schildert, durch den sie ihr Augenlicht verloren, oder einfach einen Zettel, welcher die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich zieht, und oft nur den einzigen Satz enthält: „Wenn auch ich Euch nicht sehe, sieht Euch doch Gott.“ Unter anderen habe ich folgende Inschrift gelesen: „Ohne Vermögen und dem gräßlichsten Elend preisgegeben, bitte ich Euch, habt Mitleid mit einem auf beiden Augen blinden Armen.“ Am glücklichsten sind diejenigen, die sich eines Platzes auf einer Brücke bemächtigt haben; denn kraft des Satzes: „Besitz gilt als Rechtsanspruch,“ macht man ihnen denselben nicht streitig. Diese musiciren mit einem Accordeon und versammeln bisweilen eine große Anzahl Menschen um sich. Der Pont des Arts ist der Schauplatz berühmter Kämpfe gewesen; die Apollo und Marsyas der Blindheit führten mit ihrer unerträglichen Blasebalgmusik wahre Höllenconcerte auf, schimpften während der Zwischenacte nach Herzenslust aufeinander und steckten ziemlich beträchtliche Summen in die Tasche. Als ich eines Tages dort vorbei ging, sah ich eine Frau, eine Haushälterin oder gesetzmäßige Frau, welche einem der Blinden das Mittagmahl brachte. Sie gab ihm einen blechernen Napf in die Hand, den er rasch öffnete, daran roch und dann sagte: „Was ist denn das?“ Die Frau antwortete mit einem gewissen Furcht-Ausdruck: „Es ist ein Schöpsen Ragout mit jungen Erbsen.“ — „Hol' dich der Teufel mit deinem Schöpsen, du weißt, daß ich nur Rindfleisch haben will.“ Ich behielt mein Almosen und bewahrte es für eine bessere Gelegenheit auf. Dieser Blinde war nicht der einzige, welcher Vortheil aus seinem Uebel zog, denn ich las in einem Bericht vom 17. September 1853: „Einige Blinde kommen während der schönen Jahreszeit nach Paris, und kehren mit Hülfsmitteln für den Winter zu ihren Familien zurück.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

s Technisches. Nach dem Génie industriel erzeugt M. Lange nach einem ihm in Frankreich patentirten Verfahren eine dauerhafte Appretur der Gewebe und Gespinnste aus Pflanzenstoffen, welche dem Waschen widersteht und auf demselben chemischen Vorgange beruht, wie die Erzeugung des Vergamentpapiers. Die Zeuge oder Fäden von Baumwolle, Leinen, Hanf oder anderen vegetabilischen Fasern werden je nach ihrer Beschaffenheit in concentrirte Schwefelsäure, oder in mit ¼—⅓ Wasser verdünnte und auf 15—17° C. wieder erkaltete Schwefelsäure, oder auch in concentrirte Chlorzinklösung eingetaucht. Die Stoffe werden der Flüssigkeit vermittelst einer in dieselbe zur Hälfte eintauchenden Walze zugeführt, die demnach aus geeignetem Material bestehen muß. Schwer durchdringbare Gewebe läßt man rasch zwischen zwei Walzen durchgehen, deren untere in die Flüssigkeit taucht. Durch Verminderung der Geschwindigkeit und Vermehrung der Pressung läßt sich den Stoffen größere Steifigkeit ertheilen. Sobald die Stoffe das Bad verlassen haben, werden sie sofort mit Wasser vollständig ausgewaschen. Um die letzten Spuren der Säure zu entfernen, sind sie noch in Ammoniakwasser oder eine andere geeignete alkalische Lösung zu bringen, und darnach in reinem Wasser zu spülen. Die so appretirten Zeuge nehmen auch beim Färben und Drucken die Farben leicht an, welche sich rasch und schön fixiren lassen. Nach einem anderen neueren französischen Patente von Imbs soll sich mit Albumin, dem man etwas Glycerin beimischt, eine unzerstörbare Appretur herstellen lassen, indem man den Eiweißstoff durch Wasserdampf oder kochendes Wasser unlöslich macht. Durch Zufügung von Farbstoffen ließe sich das Färben und Appretiren in einer Operation ausführen. — Nach dem patentirten Druckverfahren von E. Mathieu in Paris lassen sich leichtere Stoffe z. B. zu Taschentüchern, Vorhängen ꝛc. in der Weise drucken, daß das Muster beiderseitig gleich erscheint. Dieser Erfolg wird einfach durch Anwendung einer 2 Millimeter dicken Kautschukdecke als Unterlage erzielt, auf welche ein weicher befeuchteter Wollenstoff aufgelegt wird. Statt des letzteren kann man auch die Kautschukdecke mit Tuchscheerstaub bekleiden, der sich mit einer Auflösung von Kautschuk in Benzin leicht aufkleben läßt. Die Unterlage erfordert nach jedem Drucke ein schnell zu bewerkstelligendes Waschen. — Dr. Gamgee's Verfahren zur Präservirung des Fleisches wird in einer großen Schlächterei Londons täglich und ausschließlich in Anwendung gebracht. Dem zu schlachtenden Vieh zieht man eine Capuze über den Kopf, die durch einen Schlauch mit einem Behälter in Verbindung steht, der Kohlenoxydgas enthält. Das Thier, welches das Gas einathmet, wird schnell bewußtlos, in diesem Zustande wird es geschlachtet, dann sofort gehäutet und zertheilt. Das Fleisch bringt man in Cementkästen, die luftdicht geschlossen werden; durch einen Ventilator entfernt man die atmosphärische Luft, welche ihren Weg durch einen mit Holzkohlen geheizten Ofen nimmt und so das oben erwähnte Kohlenoxydgas liefert. Nachdem die Luft möglichst abgeführt ist, läßt man schweflige Säure auf das Fleisch einwirken, zu welchem Zwecke eine in jedem Kasten mit dem Fleische eingesetzte verschlossene Büchse, welche das Gas nebst Holzkohlen eingeschlossen enthält, durch einen Drahtzug von Außen geöffnet wird. Je nach der Größe der Fleischstücke bleiben dieselben 7 bis 12 Tage der schwefligen Säure ausgesetzt, und sind dann zur Versendung und beliebigen Aufbewahrung fertig zubereitet. Die verwendeten, an sich giftigen Gase sind von keinerlei schädlichem Einfluß beim Genusse des Fleisches, da sie durch die Wärme beim Kochen ausgetrieben werden. Das Fleisch hat, gekocht oder gebraten, nach vielen Monaten noch das Aussehen und alle Eigenschaften des frischen Fleisches.

— Anton Rubinstein wird ein ganzes Jahr seinen bleibenden Wohnsitz in Versailles aufschlagen, um sich ausschließlich der Composition einer Oper zu widmen, welche der Director der großen Oper ihm aufgetragen hat.

— Am 22. Mai fand die erste Locomotivfahrt auf der Rigibahn statt; dieselbe fiel zu vollster Zufriedenheit aller Betheiligten aus.

Homonyme.

Dreifach ist des Wortes reicher Sinn:
Selbst ein Gott und Sohn vom höchsten Gotte,
Kämpfend gegen eine Riesen-Rotte,
Zieht er siegreich durch die Wolken hin.
Seiner Sprache welterschütternd Grollen
Hörst Du durch der Berge Schluchten rollen.

Andrerseits ein schwacher Erdensohn:
Bar der Klugheit, sehen wir den Armen,
Wahnbefangen, oft bis zum Erbarmen,
Jede Ueberlegung ihm entflohn.
Doch in Carnevals buntesten Reihen
Dürfte er zu Lust und Scherz gedeihen.

Und zum Dritten sieh' ich kühn und fest,
Biete Dir die ehr'ne Brust entgegen.
Doch gewiß, ich bin Dir just gelegen,
Und an langer Wand das allerbest'.
Nur durch mich, ich gehe ein die Wette,
Kommst Du in gar manche alte Städte.

Δ.

Auflösung des Palindroms in Nr. 59:
Saardam — Madras.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 62. Dritter Jahrgang. **1870.**

* Vereint.

Novelle von E. Diethoff.

1. In zwei Pfarrhäusern.

In Nußbaum- und Lindenschatten barg sich das eine: ein altes, hochgiebeliges Haus. Man sah es nicht eher, als bis man davor stand, gleichermaßen wie das Dorf, das sich in den Thaleinschnitt geschmiegt hatte und fast versteckt war unter seinen Obstbäumen. Abseits der Landstraße gelegen, sah es Niemand, als wer es aufzusuchen kam. Es war kein großes, kein reiches Dorf, in welchem das alte Pfarrhaus unter Linden und Nußbäumen stand, aber es war ein freundlicher, reinlicher Ort, und wie klein die Feldmark auch war, sie gehörte zu den bestbebauten. Weingärten zogen sich am Berge hin, und war das Gewächs, das hier gezogen wurde, auch nicht auf den Weinkarten genannt, so blieb es doch noch nie ungetrunken und unbelobt.

Vom Pfarrhause führte ein Steg über den Bach; von da ging es den Berg hinan durch Rebenland und jungen Eichwald, ein sauberer, bequemer Pfad zum nächsten Pfarrdorfe. Auf halben Wege bog ein Seitenpfad in den Wald ein, und war man diesem gefolgt, dann kam man auf einen eigenthümlich schönen Platz, wie deren die Vogesen zahlreiche bieten. Eine Felswand starrte aus dem Walde hervor, zerrissen und zerklüftet, fast anzusehen wie zerbrochenes Mauerwerk, große, vor Jahrtausenden abgelöste Blöcke, von Strauchwerk überwachsen, lagen umher, aber weit, fast wie eine Altane, sprang eine breite Felsplatte über den Abhang des Berges vor. Sie hing über die unten liegende Schlucht, deren dunkele Tannenwipfel regungslos dicht aneinander gedrängt standen, während der Bach an ihren moosigen Stämmen vorbei lustig über sein üppiges Bett hinschäumte. Der Blick nach unten von der Felsplatte aus war eng umgrenzt, dunkeler Tannenwald, der auch den gegenüberliegenden Berg bis zum Gipfel bedeckte, ließ nur da und dort den Bach aufschimmern zwischen seiner gedrängten Masse. Wendete man aber den Blick zur Seite, wo die Berge coulissenartig auseinander traten, da öffnete sich eine Fernsicht über bebaute Hügel hinweg in's offene ebene Land. Es war der einzige Fernblick, den man in der nächsten Umgebung des Dorfes genoß, und er war um so reizender, da Fels und Wald für das lachende, sonnige Landschaftsbild da draußen den wirksamsten Rahmen bildeten.

Es war wunderbar schön auf dem heimlichen Plätzchen, das im Volksmunde und auf den Flurkarten den Namen „die Grafenbank" führte, wunderbar schön jetzt zu Ende Mai, da die dunkelen Tannen mit frischen grünen Schossen sich geschmückt hatten und Maiblumen und Ehrenpreis neben den moosigen Felstrümmern lustig blühte und duftete.

Aber das war nicht das Blühende all auf der Grafenbank; es war da ein wonniges Glück erblüht, zwei Herzen hatten das Wort gefunden und es laut ausgesprochen, was Jedes bis jetzt nur still in sich getragen. Zwei schöne junge Menschen standen da Hand in Hand und Auge in Auge, eine schweigende Weile in ihrem Glücke ruhend.

Jetzt brach der junge Mann das Schweigen. „So bist Du mein, Antonie, mein! sieh', ich möchte mein Glück hinausjubeln in die weite Welt, es Jedem zeigen und sagen: Das hab' ich errungen! Diese Schöne, diese Holde sie ist mein — mein auf ewig! Sag' es noch einmal, Antonie, daß Du mein bist, daß Du mein sein wirst auf immer."

Sie sah ihn an mit tiefem innigem Liebesblick. „Ich liebe Dich, Paul —"

„Warum sagst Du nicht, daß Du mein sein wirst auf ewig, auf immer?" fragte er, ungestüm sie an sich ziehend.

Sie machte sich sanft los. „Kann ich das? Weiß ich das? Das Eine weiß ich, daß ich Dich liebe, und daß es meines Herzens heißester Wunsch ist, mit Dir vereint zu sein, das gebe Gott!"

Er strich ihr lächelnd das dunkelblonde Haar aus der Stirn. „Immer Bedenken, Du Sorgliche. Was sollte, was könnte uns scheiden? Was kann zwischen uns treten?"

„Nein, nein, Paul, sage das nicht, das ist Vermessenheit. Wir wollen zu Gott beten, daß er nichts zwischen uns möge treten lassen und hoffen —"

Er küßte ihre lichte Stirn. „Du wirst mein frommes, gutes Pfarrmütterchen werden. Aber heute, Liebe, heute lasse mich und Dich nichts fühlen als die beseligende Gewißheit des Glücks. Bist du glücklich, Antonie?"

In ihren blauen Augen leuchtete ein Himmel voll Glück, sie hatte nicht nöthig, es ihm zu sagen.

In diesem Augenblick zog ein tiefer Schatten über den Wald, der bis jetzt vom Sonnenlicht überflossen gewesen war. Der junge Mann blickte auf: eine dunkele Wolke war über den Berg gezogen. „Komm', Liebchen," sprach er, „diese Wolke, das ist die Mahnerin daß wir hier nicht bleiben dürfen, daß wir wie gesittete Menschen den Schutz eines häuslichen Daches aufsuchen sollen und darunter den ehrwürdigen Herrn Papa und die liebevolle Frau Mama, welchen wir gebotenermaßen mitzutheilen haben, daß wir hier Anwesende, die Jungfrau Antonia Walter, deren holdes Töchterlein, und der zwar etwas wilde, aber heute von allen guten Vorsätzen erfüllte Pfarramtscandidat Paul Herius, auf dem Platze, zubenamset „die Grafenbank", sich einestheils zufällig, anderntheils aber in wohlerwogener Absicht zusammengefunden haben, allwo dieselben für Zeit und Ewigkeit sich in Liebe einander zugeschworen, und für ihre vorhabende Vereinigung um den elterlichen Segen bitten —"

„Ja, der wilde Paul Herius", sagte das Mädchen, ihn zärtlich anblickend, aber scherzend den Finger erhebend, „was wird dieser noch erleben müssen, bis er ein Pfarrer seiner Gemeinde wird, wie er sein soll?"

„Welche Zurechtweisungen seiner sorglichen Antonie, bis er das Ideal eines wohlconditionirten Pfarrherrn sein wird! Aber nun komm', Schätzchen, da sendet der Himmel einen Mahnboten über den anderen."

„Was werden die Eltern sagen?" fragte sie erröthend, indem sie den Strohut von dem schwankenden Zweig einer jungen Tanne nahm, an welchen sie ihn gehängt hatte.

„Daß das Töchterlein ausging, Maiblumen zu der Mutter Ge-

burftag zu suchen, aber statt Blumen einen Bräutigam nach Hause bringt."

Er legte ihr sorglich den leichten Sommershawl um die Schultern. „Aber nun eilig, Liebchen, das Wetter kommt sturmschnell gezogen!"

Sie warf noch einen Blick zurück nach dem Lieblingsplatze, an welchem sie so oft schon träumend und sinnend gesessen, wo die glückseligste Stunde ihres Lebens ihr jetzt aufgegangen. Aber der vorher so sonnige heimliche Platz sah jetzt düster, fast unheimlich aus unter dem Schatten der Wetterwolken, die über den Berg jagten, und jetzt fuhr ein Windstoß durch den Wald, die alten Tannen stöhnten und brausten, aus der Schlucht klang es wie ein dumpfes Grollen herauf. Sie hing sich zusammenschauernd in den Arm des Geliebten und eilte mit ihm den engen Waldpfad hinab.

Aus den Fenstern des Pfarrhauses schaute die Pfarrerin ängstlich nach der Tochter aus, und hieß den ältesten der frischen Buben, die in dem Garten sich tummelten, der Schwester nach der Grasenbank entgegen laufen, während sie die übrige Schaar der Mädchen und Buben, die noch gar gerne in dem vom Sturm durchjagten Garten geblieben wären, in das Haus gehen hieß, und sorglich alle Fenster und Thüren schloß, auch auf dem Herde nach dem Feuer sah, damit der Rauch den Blitz nicht auf das friedliche Dach herablenken möge.

Abgerissene Blüthenzweige wirbelten in der Luft, als das junge Paar den Garten betrat.

„Siehst Du, Du Aengstliche, die Blumen fliegen uns ja entgegen," lachte der junge Geistliche, die Hausthür öffnend, durch welche sie rasch eintrat. Indem er aber den Arm von der Thür zurückzog, um selbst einzutreten, warf die Gewalt des Zugwindes diese dröhnend vor ihm zu. Es war nur ein Moment, daß er vor der verschlossenen Thür stand, aber es war genug, um urplötzlich sein so frohgestimmtes Herz einen eigenthümlichen Schauer empfinden zu lassen, wie die Ahnung eines Schweren, das ihn betreffen müsse. Doch rasch, wie dieser Schauer gekommen, bannte er ihn wieder.

„Wie kann ich Antoniens Zagen und Bangen begegnen wollen, wenn ich mich selbst auf solchen abergläubischen Regungen ertappe?"

Glücklicherweise hatte das Mädchen jedoch nicht das gleiche bange Vorgefühl gehabt, da ihre Kraft hinlänglich genug in Anspruch genommen war, das schwer vorgefallene Schloß wieder zu öffnen.

Der Sturm hatte das Gewitter über die Berge hinweg nach der Ebene gejagt und die abendliche Sonne strahlte hell auf das Pfarrhaus und in den blühenden Garten herab, der erfüllt war von frohem, heiterem Leben. Mit stiller Freude ruhten die Blicke der Eltern auf der glücklichen Tochter, auf dem kräftigen, stattlichen jungen Manne, der fortan nun auch ihr Sohn sein und den reichen, hoffnungsvollen Kreis ihrer Lieben vergrößern wollte.

Fröhlich drängten die Geschwister sich heran, den neuen Bruder zu begrüßen, die kleinen Mädchen sahen nun mit ganz anderen Blicken zu der ältesten Schwester hinan, die eine Braut geworden war.

Aber der glückliche Tag sollte auch äußerlich als ein festlicher sich bewähren. Die Pfarrerin winkte der Tochter ins Haus, sie sollte helfen, ein kleines Festmahl bereiten, wie es des Hauses schlichte Sitten und Verhältnisse gestatteten; sie sollte dem künftigen Gatten beweisen, daß er nicht nur eine Liebende, sondern auch eine sorgsam Schaffende ins Haus führe, und vor Allem drängte es die Mutter, ungestört vom Jubel der Kinder oder der Nähe des Mannes, der fortan das größte Recht auf ihr Kind haben sollte, die Tochter an's Herz zu ziehen. Diesen Augenblick benützte der Pfarrer, den künftigen Schwiegersohn allein zu sprechen. Unter dem Vorwande, ihm seine Bienen zeigen zu wollen, führte er ihn an den entlegensten Theil des Gartens, wo eine Rasenbank unter einer überschattenden Haselnußhecke ein lauschiges, stilles Plätzchen bot.

(Fortsetzung folgt.)

Typen von Pariser Bettlern.

(Fortsetzung.)

Ehemals setzten sich die Gaukler überall fest, auf den öffentlichen Plätzen, auf den Boulevards, in den Straßen; ja ich erinnere mich einmal Männer auf Stelzen stehend gesehen zu haben, welche affenbesetzte Dromedare über den Vendome-Platz und durch die Rue St. Honoré führten. Mehr als einmal suchte man dieser Unzukömmlichkeit abzuhelfen; Polizei-Verordnungen wurden erlassen am 3. Messidor Jahr IV, am 3. April 1828, am 14. Dec. 1831, am 17. Nov. 1849, am 30. Nov. 1853. Endlich regelte eine letzte, am 28. Febr. 1863 verkündigte und die früheren zurücknehmende, die Sache auf endgiltige Weise, indem ein Verwaltungsrathsbeschluß die Zahl der Erlaubnißscheine auf 600 beschränkte, 150 für die Gaukler, 150 für die Orgelspieler, 150 für die Sänger und 150 für Musikanten. Dieses Maximum wird heutzutage aber nicht erreicht, man hat sich in jeder Kategorie auf 100 beschränkt. Allein dennoch ist die Zahl derselben viel beträchtlicher. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur einen Blick in die Höfe der Häuser, in die Cafés der Erdgeschosse zu werfen. Hier herrscht Privatindustrie; niemand hat das Recht einen Hauseigenthümer oder Gastwirth zu hindern, den Sängern und Musikanten Eintritt zu gestatten. Die oben erwähnten allein können ihr Gewerbe auf öffentlichen Gassen ausüben.

Unter den Gauklern die sich einen gewissen Ruf in Paris erworben, muß man in erster Linie den Stockfechter Pradier nennen. Er war ein ehemaliger Weinschankkellner, der, an einer der schlechtesten Barrieren von Paris placirt und oft genöthigt die Schenke räumen zu lassen, in der Handhabung des spanischen Rohrs eine ungeheuere Gewandtheit erlangt hatte. In Folge sehr hoher Vermittelung erhielt er die Erlaubniß seine sogenannte „Kunst" in allen Städten des Kaiserreichs auszuüben; in Paris selbst hatte man ihm gewisse, anderen Gauklern verbotene Plätze zugestanden, namentlich einen Winkel des Madeleineplatzes, den Pyramidenplatz, den Börsenplatz am Sonntag, den Marigny-Square in den Elyseeischen Feldern. Er blieb aber nicht dort, weil er nicht zum Vortheil der Seinepräfectur 15 Fr. Platzgeld und 5 Fr. Armengebühr monatlich bezahlen wollte. Niemand war anmaßender gegen das Publicum; er taxirte es zu einer gewissen Summe, sonst blieb er unbeweglich, seine Stöcke in der Hand, verlachte und verspottete diejenigen, die ihn betrachteten. Er besaß eine außerordentliche Geschicklichkeit, und nie wurde ein Stockspiel mit gleicher Gewandtheit ausgeführt. Die Präcision seines Blickes und die Sicherheit seiner Bewegungen waren staunenswerth. Er war ein kleiner breitschulteriger, knochiger Mann, unverschämt, oft sehr demüthig gegenüber den Behörden, von welchen er abhing, aber äußerst grob gegenüber einfachen Neugierigen. Man erzählt sich eine Menge Geschichten von ihm. So sagt man, daß er aus ungemeiner Frömmigkeit von seinen täglichen Einnahmen nur 2 Fr. für seinen Lebensunterhalt nahm, und das übrige den Kirchen schenkte. Dies ist eine jener gewöhnlichen Sagen, wie sie in jedem Land in Betreff derer, die sich ein wenig über die Menge erheben, aus welcher sie hervorgegangen, von Mund zu Mund gehen. Pradier war verheirathet, lebte nüchtern und

erzog mit den Erträgnissen seines Gewerbes zwei Kinder. Dennoch gab er in den Monaten Mai und Juni 1848 die Hälfte seines Gewinnes, einmal wöchentlich, der Unterstützungskasse beschäftigungsloser Arbeiter. Er starb fast plötzlich im Jahre 1864.

Unter den gegenwärtig Paris ausbeutenden Gaunern könnte man einen Mann nennen der, in eine englische Uniform gekleidet, mit Kölnischem Wasser handelt, — ferner den Wilden, welchem „die Incas in Afrika" das Geheimniß der diamantirten Paste der Araber zur Schärfung der Messer und Rasirmesser mitgetheilt haben, — einen Greis der eine weiße Ratte zeigt, und erklärt: dies sei das Weibchen des von den berühmtesten Naturforschern vergeblich gesuchten Meerschweins, — den Vater der Arbeiter, eine ziemlich originelle Figur, mit Schnurr- und Knebelbart, der einen in seiner Art einzigen Balsam verkauft, mit welchem er Napoleons I. bei Regensburg erhaltene Wunde geheilt hat, — den Mann von Lyon, der sich mit seinen feinen Manieren brüstet und, außer mit den Gewichten, gelegentlich auch mit unzufriedenen Zuschauern seine Gaukelspiele treibt.

Eine neue Spielorgel kostet 400—500 Fr., eine alte Orgel, die noch Dienste leisten kann, ist 100 oder 150 Fr. werth — eine starke Ausgabe und eine erste Geldanlage, welche nur sehr wenige Unglückliche zu machen im Stande sind. Da sie von einem Tag zum anderen leben und nur sehr precäre Hilfsquellen haben, sind sie genöthigt, ihr Instrument zu miethen, und ihr Budget mit einer verhältnißmäßig beträchtlichen Summe zu beschweren: eine kleine Orgel, geeignet leicht auf dem Rücken getragen zu werden, wird um 50 Centimes bis 1 Fr. täglich vermiethet; für jene großen und schönen Cremoneser Orgeln, die ein vollständiges Orchester nachahmen, verlangt man im Durchschnitt täglich 10 Fr. Miethe, und überdies ist ein Führer erforderlich, der mit 2 Fr. bezahlt wird. Mit diesen letzteren Orgeln macht man gewöhnlich sehr schöne Einnahmen, und kehrt bisweilen Abends mit einem Gewinn von etwa 50 Fr. nach Hause zurück.

Unter den Musikanten darf man den „Orchestermann" nicht vergessen, der einen chinesischen Hut auf dem Kopfe, eine Pan-Flöte zwischen den Lippen, Glöckchen an den Knieen, Cymbeln zwischen den Beinen, eine große Kiste am Bauch und einen Triangel ich weiß nicht wo hat. Seine Uebungen müssen ihn ungeheuer durstig machen, denn sobald er einiges Geld erhalten, geht er zum „Mastroquet", wie er den Weinwirth nennt. Die Sänger sind meistens verstümmelte Arbeiter, welche, wegen der Wunden oder Gebrechlichkeiten, die ihnen das Arbeiten unmöglich machen, ihren Lebensunterhalt durch dieses peinliche Mittel zu gewinnen suchen. Man sieht indeß Leute darunter, welche diese mit Landstreicherei so nahe verwandte Lebensweise aus einem Bedürfniß mißverstandenen und bedenklichen Unabhängigkeitssinnes führen: ja es giebt in diesem Augenblick in Paris eine Frau, von verhältnißmäßig guter Herkunft — ein sehr naher Verwandter derselben hat eine wichtige Stellung — welche Straßensängerin ist, und in den Höfen der Häuser, auf den hierfür gestatteten Plätzen, in den Kneipen sentimentale und prätentiöse Romanzen ableiert. Sehr oft wollte man sie diesem abscheulichen Gewerbe entreißen, und sie versprach zu wiederholtenmalen, darauf zu verzichten; irgend etwas Geheimnißvolles aber treibt sie immer wieder auf die Gasse; sie greift von neuem zu ihrem Liederheft und führt ihr Zigeunerleben fort. Es scheint, daß man sich mit diesem eigenthümlichen Gewerbe in jedem Alter seinen Lebensunterhalt verschaffen kann, denn es giebt einen gutmüthigen Alten von 78 Jahren, der, mit der Guitarre sich begleitend und mit meckernder fast ganz erloschener Stimme singend, Mittel findet sich ein monatliches Einkommen von 45 Fr. zu verschaffen.

Muß man aber unter die Bettler, die herumziehenden Musikanten, die Gaukler oder die Landstreicher nicht auch jene kleinen Italiener einreihen, welche, besonders seit einigen Jahren, mehr und mehr sich in unseren Straßen herumtreiben? Ich weiß es nicht gewiß. Sie gehören jeder dieser Arten an: sie erhalten Almosen, sie spielen die Harfe oder die Violine, sie zeigen Murmelthiere oder Affen, und oft rafft man sie des Nachts zusammengekauert unter den Bänken der Boulevards, an der Brustwehr der Quaien, auf der Schwelle der Hauseinfahrten auf. Die Basilicata liefert neun Zehntheile dieser Unglücklichen (der größere Theil derselben kommt von Marsicovetere, Corleto, Laurenzano, Calvello, Piccinisco, Viggiano). Es wird mit ihnen eine Art Handel getrieben, dessen Unsittlichkeit diejenigen, welche sich desselben schuldig machen, wahrscheinlich nicht begreifen; alles wird regelmäßig und sehr oft vor einem Notar abgemacht — es ist der Sclavenhandel mit Weißen. Ein Unternehmer wandert von Dorf zu Dorf, sammelt die Kinder, welche man ihm übergeben will, und nimmt sie in Pacht, gewöhnlich für drei Jahre. Alles, was die Kinder, gleichviel wo, während dieses Zeitraumes erwerben, gehört ihm, und er giebt dafür der Familie eine bestimmte Summe oder ein Jahresgeld. Man unterzeichnet Actenstücke in aller Form, und bedingt sich Rückkauf aus im Fall der Nichtvollziehung der Clauseln des Vertrages. Ich habe mehrere dieser Contracte gelesen; man kann sie unmöglich mit größerer Naivität und größerem gegenseitigem Vertrauen abfassen. Ein Vater vermiethet seinen Sohn wie er ein Stück Feld verpachten würde. Das Kind ist ein Capital, dessen Erträgniß von Rechtswegen dem Vater gehört.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— Am 21. Mai hat auf dem bis jetzt vollendeten Stück der Rigibahn die erste Probefahrt stattgefunden. Dieselbe hat auf alle Theilnehmer den Eindruck gemacht, daß die technischen Schwierigkeiten als gelöst zu betrachten seien. Den „Bas. Nachr." zufolge lief die Locomotive auf einer Strecke von etwa 1200 Fuß mit einer Steigung bis 25 Procent in drei Minuten ohne Schwierigkeit und mit vollendeter Präcision. Der ersten Fahrt aufwärts waren zwei mit Schwellen beladene Güterwagen vorgestellt und auf diesen befanden sich bei vierzig Personen. Meister Riggenbach brachte die Locomotive beliebig und plötzlich, wie auf Commando, zum Stehen. Nachher führte die Locomotive 72 Arbeiter und an 30 Wagen Schwellen mit der gleichen Leichtigkeit auf- und abwärts. Weithin tönende Böllerschüsse und das Hurrah von hundert Arbeitern begrüßten Hrn. Riggenbach bei seiner ersten Bergfahrt.

— Ein Gartenfreund in England, so heißt es in „Gardeners Chronicle", machte im Sommer 1868 den Versuch, Erdbeeren, die zum Abfallen reif waren, mit den Stielen in einem gegen den Süden gelegenen Fenster zum Trocknen aufzuhängen und giebt die Versicherung, daß dieser nicht nur ganz nach Wunsch ausgefallen sei, sondern sogar noch seine Erwartung weit übertroffen habe; die Beeren hatten im Monat März, wo sie verzehrt wurden, nur ihre Wässerigkeit, aber nichts von dem ihnen eigenthümlichen Aroma verloren und zergingen auf der Zunge wie Zucker. Außer dem angenehmen Geschmack gewähren die so getrockneten Beeren auch noch den großen Vortheil, ein sehr gutes Magenstärkungsmittel zu sein.

— Am Sonntag, 22. Mai, zog über Paris ein Gewitter, welches an mehreren Stellen einschlug. Auch die Gutenbergstatue auf dem Hofe der kaiserlichen Druckerei wurde vom Blitze berührt; die Statue, welche ganz von grünem Rost bedeckt war, wurde plötzlich weiß; der Blitz hatte den Rost verzehrt.

— Ein schreckliches Unglück hat sich am 27. Mai früh auf der Orleansbahn ereignet. Der Postzug, welcher von Limoges nach Poitiers ging, war unweit des Tunnels von Saint-Benoist in Folge eines Achsenbruches aus den Schienen gerathen, und vier Waggons rollten von dem Eisenbahndamm in eine Tiefe von etwa 20 Meter hinab in die zu Füßen dieses Abhanges aufgeschüttete Erde. Der Zugführer konnte glück-

licher Weise anhalten und so wenigstens verhindern, daß der ganze Zug diesen entsetzlichen Sturz theilte. Die vier (nach anderen Angaben fünf) Waggons waren theilweise mit Reisenden, theilweise mit Kohlen gefüllt. Man zog aus den Trümmern der Waggons zwei Leichen, die eines ehemaligen Maires und eines Soldaten, ferner mehrere schwer verwundete Personen hervor. Mehrere Reisende kamen mit leichten Quetschungen davon.

— Ein furchtbarer Wolkenbruch ging am 13. Mai um 6 Uhr Nachmittags in Nagy-Bun in Siebenbürgen nieder und wurden 80 Wohnhäuser von den angeschwollenen Fluthen weggerissen, 60, nach einer zweiten Nachricht 90, Menschen fanden in den Wellen ihren Tod.

— In Madrid spricht man wieder einmal viel von den im Hafen von Vigo mit ihren Schätzen untergegangenen Galionen; es sind aus denselben sieben gewaltige Barren Silber zu Tage gefördert worden. Die zur Bergung dieser Schätze gebildete Gesellschaft hatte eine bedeutende Prämie denjenigen Tauchern versprochen, welche zuerst einen Silberbarren auffinden würden; zwei derselben drangen nun mit großer Kühnheit durch eine von ihnen in den Flanken aufgebrochene Oeffnung in den Rumpf der Galione „Almirante" ein; sie zwängten sich mit dem Oberkörper durch und zogen wirklich sieben Silberbarren im Gesammtgewicht von 164 Pfund hervor. Die Galione „Almirante" liegt 14 Meter unter Wasser; sie ist derartig in Sand und Schlamm eingebettet, daß man nur schwierig an den Rumpf gelangen kann.

— Auf der Insel St. Pierre Miquelon findet sich in nicht sehr großer Entfernung von einer Station des französischen transatlantischen Telegraphen die der englisch-amerikanischen Linie. Die erstere ist mit sehr empfindlichen Instrumenten ausgestattet und fand diese häufig durch Erdströme afficirt, welche in störender Weise die dem Verkehr dienenden elektrischen Ströme kreuzten. Nachdem man Maßregeln ergriffen hatte, um denselben zu entgehen, zeigte es sich, daß ein großer Theil von ihnen der englisch-amerikanischen Station sein Daseln verdankte. Trotzdem die Stationen einige hundert Meter von einander entfernt sind, vermochte man auf der des französischen Kabels die Depeschen der englisch-amerikanischen mit Bequemlichkeit zu lesen, da sie durch das Medium der Erde sich mittheilten. Das kleine Eiland wirkt hier gleich einer Leydener Flasche, die durch die englisch-amerikanische Linie geladen und durch die Apparate der französischen Station theilweise entladen wird. Indem der amerikanische Beamte den Schlüssel niederdrückt, elektrisirt er die ganze Insel und theilt so gegen seinen Willen der französischen Station seine Depeschen mit.

— Das Marinedepartement in Washington hat die Anschaffung einer neuen Art von Rettungsbooten aus ¼ Zoll dickem Papier angeordnet. Dieselben bestehen aus zwei cigarrenförmigen, mit Luft gefüllten Cylindern aus genanntem Stoff verfertigt, welche floßartig ein Boot tragen. Der New-Yorker Ruderclub „Waverly" besitzt solche aus Papier verfertigte Boote.

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

Protestantische Vorträge. Berlin, Verlag von F. Henschel. 1870. Preis pro Heft 5 Sgr.

-†- Wir glauben diese Sammlung von Vorträgen nicht besser empfehlen zu können, als wenn wir unsere Besprechung darüber einleiten mit einer in dem vortrefflichen „Evangel. Kirchenboten" citirten Kritik, die also lautet: „Vorwiegend bleibt in den geistigen Producten dieser Richtung die Phrase, die dogmatische und historische Oberflächlichkeit, welche mit einigen wenigen dürftigen Kategorieen das ganze Gebiet des christlichen Glaubens und Lebens zu beherrschen vermeint; es bleibt die gewohnte Selbstbespiegelung des Vereins, sowie jene vermeintliche Weitherzigkeit, welche alles ertragen kann, nur nicht die feste Position eines auf die Schrift gegründeten evangelisch kirchlichen Glaubens." Sie haben nun bereits in Ihrem Blatte einige dieser „oberflächlichen" und „phrasenhaften" Vorträge besprochen*), unter diesen auch den über den Propheten Jesaias, als religiöser Volksredner u. s. w., jenen Vortrag des Hrn. Pfarrers Dr. Schellenberg, dessen Ankündigung schon dem allerchristlichen „Pilger" zu Speyer das wallende Blut durch die Adern jagte, jenen Vortrag, der auch unserem glaubensstarken „Kirchenboten" eine um so tiefere Wunde schlug, als selbst der Consistorialdirector Glaser und Consistorialrath König demselben anzuwohnen sich erkühnten, ohne zuvor die Genehmigung des „Kirchenboten" eingeholt zu haben. Hat uns nun der Vortrag des Dr. Schellenberg in das Jordanland und in längst verflossene Jahrhunderte versetzt, so führt uns ein Vortrag des Oberpostraths Dr. Fischer aus Berlin, den wir heute besprechen wollen, in die neue Welt und auf ein anderes Gebiet, indem besagter Vortrag behandelt: „Die Anfänge der deutschen Auswanderung nach Amerika." Nachdem zunächst ausgeführt wird, in welch naher Beziehung wir zu Amerika stehen, wie massenhaft sich die deutsche Auswanderung dorthin ergießt, und welche verheißungsvolle Zukunft dem deutschen Element in der Entwickelung des großen Weltstaates zuerkannt werden muß, versetzt uns der Vortrag sodann in jene Zeit, wo die ersten deutschen Auswanderer ihren nachfolgenden Landsleuten die Bahn gebrochen. Diese Mittheilungen gewinnen aber für uns noch einen besonderen Reiz und ein besonderes Interesse, wenn wir daran erinnert werden, daß neben den schwedischen, holländischen und englischen Niederlassungen die pfälzer, die schwäbischen und elsässer Bauern es waren, welche dem späteren Strom der deutschen Einwanderung das Bett gegraben. Wir wissen ja, wie im vorigen Jahrhundert die Pfälzer massenweise nach Amerika auswanderten; wie der Name „Pfälzer" und „Auswanderer" als gleichbedeutend gebraucht wurde; wir wissen, wie unter der bigotten, jesuitischen Regierung der katholischen Kurfürsten die Pfälzer für ihre „rührende, wahrhaft übermenschliche Treue", womit sie an ihrem Fürstenhaus in den schwersten Zeiten hingen, später mit dem schnödesten und schändlichsten Gewissensdruck belehnt wurden. So sehen wir denn im Jahr 1708/9 eine wahre Massenauswanderung aus der Pfalz, vereint mit schwäbischen und elsässer Bauern; zunächst landen die Auswanderer in England. Aber was diese armen Leute schon dort erdulden mußten, wie man sie darnach in Amerika selbst in perfidester Weise behandelt, und wie sie endlich, des Druckes müde, den Wanderstab ergriffen, um unter unsäglichen Mühen sich eine freie Niederlassung zu gründen, wie sodann diese deutschen Bauern so treu und tapfer den amerikanischen Freiheitskrieg durchkämpfen halfen, aber allerdings im Lauf der Zeiten ihre deutsche Eigenthümlichkeit, vorab in geistiger Beziehung, mit dem amerikanischen Wesen verschmolzen haben: darüber sich zu belehren, müssen wir den Lesern des empfohlenen Vortrags selbst überlassen. — Möge diese Besprechung genügen, um diese Sammlung „Protestantischer Vorträge" der Aufmerksamkeit Derjenigen auf das dringendste zu empfehlen, die sich über die großen und wichtigen Fragen unserer Zeit interessiren. Vor Allem die städtischen Protestantenvereine in der Pfalz sollten es sich angelegen sein lassen, diese Sammlung von Vorträgen ihren Mitgliedern in die Hände zu geben, damit die Sache der Wahrheit und Freiheit rege erhalten und befördert wird. In dieser Absicht werden wir gelegentlich auch die übrigen Vorträge der Reihe nach zur Besprechung bringen.

*) Siehe Nr. 23 und Nr. 54 d. Bl.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stadt.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 63. Dritter Jahrgang. 1870.

* Vereint.

Novelle von E. Diethoff.

(Fortsetzung.)

„Ich freue mich des Tages," begann der würdige Mann, „der meiner Tochter und uns das Glück zuführt, einen trefflichen Mann, wie Sie, den Unseren nennen zu dürfen. Ich habe Ihrem Verlangen, Ihnen unser Kind anzuvertrauen, meine Einwilligung und meinen warmen, vollen Segen gegeben. Aber Sie? Haben Sie Alles wohl erwogen, ehe Sie diesen Schritt gethan?"

Der junge Mann fuhr auf. „Welche Erwägungen, welche Bedenken sollten mir kommen, wenn ich Ihre, wenn ich Antoniens Einwilligung habe? Glauben Sie mir, es ist mein fester, ernster Vorsatz, der Geliebten das Leben so gut zu gestalten, als menschliches Ermessen und Können es vermag."

„Ich zweifle nicht an Ihnen," antwortete Pfarrer Walter. „Aber Ihr Vater, weiß er von Ihrem Vorhaben?"

Der junge Mann erröthete leicht. „Nein! Noch weiß er nichts davon, aber er wird mit Freuden Antonien als meine Braut willkommen heißen. Ist sie doch ein Mädchen, die jedem Hause zur Zierde dienen mag."

Ein Schatten legte sich auf die Stirn des Pfarrers. „Verzeihen Sie mir, mein lieber Sohn, denn so nenne ich Sie gern, wenn der Ernst dieser Stunde mich nöthigen sollte, von Ihrem Vater anders zu reden, als ein feinfühlender Sohn gern hören mag. Ihr Vater ist ein gelehrter Mann, eifrig in seinem Berufe, ich erkenne alle seine Vorzüge an, aber — — die Güter dieser Welt, der Besitz, das Vermögen haben in seinen Augen, wie ich weiß, einen hohen Werth, und — — meine Tochter ist arm. Lassen Sie mich ausreden, lieber Paul," und der Pfarrer machte dem heftig Auffahrenden eine beschwichtigende Bewegung. „Meine Familie ist zahlreich, meine Frau und ich wir hatten kein oder nur wenig Vermögen. Es wäre vielleicht klug, in Hinsicht auf die Kinder vielleicht geboten gewesen, mich nach einer einträglicheren Pfarrei umzuthun, aber ich habe darin meine eigenen Grundsätze und glaube, daß der Geistliche nur dann segensreich wirken kann, wenn er in den Verband seiner Gemeinde eingelebt ist, wenn ihm diese gleichsam die weitere Familie geworden. Und das ist mir seit Jahren meine Gemeinde. Mich von ihr zu trennen, wäre mir fast einer Trennung von meiner Familie gleich. Die Verhältnisse der Gemeinde sind aber derart, daß ich eine Gehaltserhöhung nicht beantragen kann. Wir leben, ich kann meine Kinder erziehen, und diese gute Erziehung ist außer Dem, was Mutter und Großmutter gesponnen, außer dem Pathenducaten, vielleicht das Einzige, was ich meiner Tochter als Aussteuer mitzugeben vermag." Der Pfarrer hatte das Letzte scherzend gesprochen, aber es hatte sich dennoch eine Wehmuth auf seine Stirne gelagert, und abermals dem Jüngeren das Wort abschneidend, sagte er: „Daß Ihnen meine Tochter auch so werth ist, das glaube ich Ihnen. Die Jugend pflegt selten berechnend zu sein, mein Bedenken gilt Ihrem Vater — —"

„Ich weiß, daß mein Vater vielleicht mehr als billig an Geld und Besitz Freude findet," sprach der junge Mann. „Aber er ist nicht unedel, glauben Sie mir das, er wird nie meine Frau es empfinden lassen, daß sie das nicht besaß, was er mehr als gut zu schätzen weiß. Und darin ein Hinderniß zu unserem Glück zu sehen, das kann ihm nicht einfallen. Ich bin der Einzige, und wie wenig demonstrativ er auch sonst mit Gefühlsäußerungen sein mag, daß er mich liebt, das weiß ich und habe es oft empfunden. Er hat dem Kinde und dem Jüngling oft den unbilligen Wunsch erfüllt, warum sollte er das Höchste und Beste, was der Mann sich erwählt, aus kleinlichen Bedenken stören wollen?"

„Wir wollen das Beste hoffen," sprach der Pfarrer aufstehend. „Wann gehen Sie zu Ihrem Vater?"

„Nach Sonntag", antwortete der junge Mann. „Diese drei nächsten Tage gönnen Sie unserem verschwiegenen Glück."

Beide gingen jetzt nach dem Garten, wo das Abendbrod bereitet stand, und entzückt sah der Liebende, wie anmuthig die Erwählte seines Herzens die sorgliche Arbeit und Umsicht kleidete, mit der sie der Mutter zur Seite stand, ohne jedoch das Ziel ihres Herzens und ihrer Augen zu vernachlässigen.

Fröhlich redete er von dem heimathlichen Pfarrhause, wie er alle Hoffnungen habe, dort als Pfarrer erwählt zu werden, da der Vater, des Landlebens satt, seinen Abschied zu nehmen trachte, um in Heidelberg, wo er als Student vergnügte Jahre verlebt, sich für den Rest seiner Tage niederzulassen. Er malte die Zukunft in den rosigsten Farben und Pfarrer Walter, der durch jeweilige Begegnungen einen nicht gerade sehr wohlthuenden Eindruck von dem Decan Hesius empfangen hatte, konnte sich dennoch der fröhlichen Stimmung nicht entziehen, in welche der junge Mann, der als Vicar des nächstwohnenden alten Pfarrers ihnen schon längst bekannt und werth war, die Familie stets zu versetzen wußte. Eine Nachtigall sang aus dem Haselbusch, Flieder und Jasmin dufteten, der stille Mond stieg auf, es war eine wonneselige Frühlingsnacht, und von allen Denen, die heute ihren Zauber empfanden, waren gewiß Keine beglückter als das junge Paar, das Hand in Hand durch die schmalen Gartenwege nach dem Steg am Bache ging, um dort mit einem Kusse sich zu trennen.

„Bald, bald, Liebchen, sind wir auf immer vereint," flüsterte der junge Mann. „Schlaf wohl, Du Süße, und alle guten Träume sollen bei Dir sein! Aber das halte ich mir aus: träume auch von mir!"

* * *

Nacht lag über dem großen Dorfe in der Ebene, wo das zweite Pfarrhaus, stattlich und neu, dicht an der Straße lag. Alle Häuser waren dunkel, nur in dem Pfarrhause waren noch mehrere Fenster erhellt. Im oberen Stockwerk, in einem für ein Landpfarrhaus luxuriös zu nennenden Studirzimmer, saß der Pfarrer im Lehnstuhl, vor ihm auf einem Tische, welchen eine schöne Lampe erhellte, lag ein Pack Zeitungen, in welchen er von Zeit zu Zeit blätterte, um mit einem Bleistift Notizen aus denselben in ein kleines Buch einzutragen, welches er in der Hand hielt. Der Ausdruck seines Gesichts war gespannt, als

müsse er gewaltsam eine große Aufgeregtheit der Welt verbergen, jetzt stand er seufzend auf und trat an das geöffnete Fenster, durch welches mild und balsamisch die Nachtluft hereinquoll. Er horcht in die Ferne, aber Alles war draußen still, nur vom unsernen Fischweiher her, dessen Wasser matt unter den überhängenden Weiden aufblitzte, klang der Ruf eines Wasserhuhns. Er schloß das Fenster wieder und setzte sich abermals in den Lehnstuhl, wie in tiefer Erschöpfung die Stirne mit der Hand stützend. Er schien zu schlafen, doch ruhte er nicht, denn von Zeit zu Zeit entrang ein Seufzer sich seiner Brust, oder er blickte nach der Uhr über dem Spiegeltisch, deren Zeiger allmählich auf Mitternacht vorrückte.

Unten in einem großen, nach dem Hofe gehenden Zimmer war ebenfalls noch Licht. Zwei Frauen saßen bei demselben, mit Handarbeiten beschäftigt. Die Eine schien nach Kleidung und Ausdruck eine alte Magd zu sein; ihre hartgearbeiteten Hände bewegten mechanisch die Nadeln eines großen Strickstrumpfes. Die Andere war ein junges Mädchen in städtischem, aber äußerst einfachem Anzug; sie war noch jung, aber diese Jugend hatte keine Blüthe. Es war eine magere dürftige Gestalt mit kränklichem Ausdruck des Gesichtes; das schwarze Haar war tief in die Stirn herein gewachsen und gab dem Antlitz etwas unsäglich Gedrücktes, auch die zwar großen, aber matten Augen hatten diesen Ausdruck; es war im Ganzen eine wenig gewinnende Erscheinung.

Die alte Magd sah nach der Schwarzwälder Uhr, die neben der Thür hing. „Es ist bald halb zwölf Uhr," sprach sie, „in längstens einer Viertelstunde muß der Postwagen vorbei kommen. Freuest Du Dich denn gar nicht, Malchen, den Paul wiederzusehen?"

Das Mädchen gab sich den Anschein, als verbessere sie emsig einen Fehler an der Decke, an welcher sie arbeitete; in Wahrheit strebte sie jedoch, ihre Verwirrung zu verbergen. Gleichmüthig die Häkelnadel wieder in Bewegung setzend, sagte sie: „Er hat sich nie viel um mich gekümmert; was soll mich sein Kommen nun besonders freuen?"

„Nun, warum bleibst Du denn bis Mitternacht auf, wenn es nicht um seinetwegen ist?" fragte die Alte.

„Damit Du nicht so allein bleibst, Margareth!" antwortete das Mädchen.

„Ach was!" sprach die Alte mürrisch. „Ich bin schon oft genug in die Nacht hinein aufgeblieben und es ist Dir nie eingefallen, mir Gesellschaft zu leisten. Sag' es nur: es ist wegen dem Paul."

Das Mädchen schüttelte den Kopf, antwortete aber nicht.

„Nun, er darf Dir schon gefallen," fuhr die unerschütterliche Alte fort. „Ich denke, Ihr Zwei gebt doch noch ein Paar."

„Wie kannst Du so reden, Margareth?" rief das Mädchen.

„Ei nun, ich weiß, was ich weiß, und ich meine, Ihr Zwei schicktet Euch am besten zusammen. Bös bist Du ihm nicht, das weiß ich, und er — —"

„Nun und er?" fragte das Mädchen aufhorchend, während eine tiefe Röthe ihr blasses, unschönes Gesicht übergoß.

Die alte Magd lachte, daß sie fast außer Athem kam. „Gelt, Malchen, jetzt bekennst Du Farbe? Nun, ich erleb' es noch, daß er Dich zum Altare führt, und es wird das Geschiedieste sein."

Dem Mädchen waren Thränen in die Augen getreten, während die Alte lachte. „Es ist unrecht von Dir, Margareth, mich foppen zu wollen. Ich weiß wohl, daß ich nicht schön und daß ich eine arme Waise bin, die bei dem Pfarrer das Gnadenbrod ißt — —"

„Nun, nun, so schlimm ist es nicht," unterbrach sie die Magd. „Es sind schon viel häßlichere unterm Brautkranz gegangen als Du, und was das Andere anbetrifft, so hab' ich auch schon ein Vöglein anders pfeifen hören, Deine Eltern waren doch wohlstehende Leute — —"

„Ich weiß es nicht," antwortete das Mädchen traurig. „Der Herr Pfarrer sagt, mein armer Vater habe viel Unglück gehabt, und Du weißt, wie jung ich noch war, da meine Eltern starben."

„Ja," sprach die Magd, „ich weiß es noch so gut wie heute. Ich saß wie heute Abend auch mit der seligen Pfarrerin auf, um den Postwagen zu erwarten. Ich war noch ein blutjunges Ding und nickte beständig ein, denn wir hatten an dem Tage gewaschen. Die Pfarrerin, um mich munter zu halten, ließ mich aber ein Lied nach dem anderen aus dem Gesangbuch vorlesen und erzählte mir dazwischen, daß der Herr Pfarrer auf die Reise sei, um ihres Vetters Kind ins Haus zu holen, dem der Herr Pfarrer Vormund sein solle. Sie freute sich auf Dich, Malchen, wie ein Kind auf den Christbaum, denn sie hatte sich immer eine Tochter gewünscht."

„Ach, sie war auch so gut zu mir, wie eine Mutter," sprach das Mädchen wehmüthig.

„Ja, gut war sie, das muß man ihr nachsagen im Grabe," sprach die Magd und setzte rücksichtslos hinzu: „Aber wie Du ankamst und standest so erfroren und erbärmlich da, da hätte sie Dich doch gern schöner gehabt. Ich habe sie zu dem Herrn sagen hören, sie könne sich gar nicht denken, wie so schöne Eltern ein so häßliches Kind haben könnten."

Das Mädchen zuckte zusammen, als hätte ein Stich sie getroffen, und doch war es ihr nichts Neues; die Rücksichtslosigkeit der Dorfbewohner hatte ihr das oft genug gesagt, und Paul selbst hatte sie einmal im Zorn eine Vogelscheuche genannt. Eine heiße Thräne fiel ihr auf die Hand, die in krampfhafter Hast an den Blumen und Blättern der Decke weiter häkelte.

Die alte Magd sah es, und gutmüthig setzte sie hinzu: „Du brauchst Dich darum nimmer zu kränken, Malchen, das ist schon lange her, und Du bist seitdem auch viel manierlicher geworden und, wie die Pfarrerin sagte, Gott sieht auf das Herz und nicht auf den vergänglichen Leib, und Du hast ein gutes Herz."

„Ja, Gott sieht das Herz an, aber er ist nicht Gott," seufzte die Arme leise vor sich hin.

(Fortsetzung folgt.)

Typen von Pariser Bettlern.

(Schluß.)

Der Erwerbszweig des Vermiethens der Kinder hat seine Commis Voyageurs, seine Recrutirer, seine Unterbringer. Die einen suchen die Kinder, und führen sie nach Paris in die Hände eines Patrons, der sie erwartet und so und so viel per Kopf bezahlt; andere benachrichtigen die Betheiligten, daß sich in diesem oder jenem Dorf ein Kind befindet, das gute musikalische Anlagen und eine angenehme Physiognomie besitzt; wieder andere endlich, und dies sind nicht die mindest Gefährlichen, nehmen, wenn sie erfahren, daß ein Patron durch administrative Maßnahmen ausgewiesen worden ist, die zu seiner Bande gehörenden armen Kleinen zu sich, ergreifen die Leitung der-

selben und beuten sie aus. Dieses Handwerk bezahlt sich. Ein solcher Mann, mit dem Beinamen „el Cieco", lebt gegenwärtig mit einem auf mehr als 200,000 Fr. geschätzten Vermögen, das er in diesem gräulichen Handel erworben, in London. Im Jahre 1867 zwang die stets zunehmende Zahl kleiner Italiener die Verwaltung zu größerer Strenge; die Patrone wurden, alle und jeder einzelne, benachrichtigt, daß, wenn sie nicht sofort ihr Gewerbe aufgäben, man sie kraft des Gesetzes vom 3. Dec. 1849 an die Grenze schaffen würde. Man hätte nun glauben sollen, sie würden sich an ihren Gesandten, an den Minister des Inneren, an den Polizeipräfecten wenden, um die Ausweisungsmaßregel zur Kenntniß derselben zu bringen. Keineswegs; am 10. October 1867 verfaßten sie eine Adresse an das französische Volk und sagten dem gastfreundlichen Lande, der „Schwester Italiens", Lebewohl. Die ganze Adresse ist ein Muster von Rhetorik und Gemeinplätzen.

Genau betrachtet, giebt es fast kein bejammernswertheres Leben, als das dieser armen Wesen. Was die Sittlichkeit betrifft, so erräth man, welchen gefährlichen Einfluß die beständige Landstreicherei, zu welcher sie verurtheilt sind, ausüben muß; denn, wenn man schon von Kindheit an ganz auf die öffentliche Mildthätigkeit angewiesen ist, so gehört viel dazu, ehrlich zu bleiben. Lebt man nur von Glücksfällen, unter Sonnenschein und Regen, eignet man sich die Sitten, wo nicht die Gewohnheiten, des schlimmsten Auswurfs der menschlichen Gesellschaft an, so verkümmert man schnell, und die Gesundheit wird rasch zerstört. Auch kann man, nach ernsten von einem sachkundigen italienischen Gewährsmann aufgestellten Berechnungen, behaupten, daß von 100 ausgewanderten Kindern nur 20 in ihre Heimath zurückkehren, 30 sich im Ausland niederlassen und 50 vor Elend und Entbehrungen zu Grunde gehen.

Will man einen Begriff von ihrem Zustande gewinnen, so muß man sie Morgens vor der Stunde des Aufstehens in ihren Wohnungen überraschen. Sie haben Quartiere, für welche sie eine besondere Vorliebe hegen: die Rue Simon-le-Franc, die Rue de la Clé, die Rue des Boulangers, den St. Victorplatz; eine alte Ueberlieferung führt sie unablässig wieder dahin; sie versammeln sich dort oder, besser gesagt, sie schaaren sich dort zusammen: fünf, sechs manchmal sieben Betten in einem und demselben Zimmer; in jedem Bett drei, vier, fünf und bisweilen sechs Kinder. Tritt man unversehens in diese eingenthümlichen Schlafgemächer ein, so sieht man mit Erstaunen überall Köpfe auftauchen, und an jedem Ende des Bettes ein Querkissen; die Kinder liegen, nach italienischer Gewohnheit, ganz nackt darin. An den Wänden, an der Zimmerdecke hängen die Harfen, welche in ihren Händen eher ein Vorwand als ein Instrument sind; auf dem Boden herum liegen einige Kleidungsstücke und Säcke von grober Leinwand. Als ich in eine dieser Leichen trat, deren unausdrückbarer Geruch mir die Kehle zusammenschnürte wie ein schlechter Rauch, war die Einnahme vom Tage zuvor bereits gezählt und getheilt, aber noch nicht eincassirt worden.*) Haufen von Kupfermünze in ungleicher Höhe lagen auf einer Commode; elf verschiedene Haufen entsprachen elf Kindern; sie wichen verhältnißmäßig beträchtlich von einander ab, denn sie schwankten zwischen 32 Sous und 3 Franken 15 Centimes.

Alles gehört dem Patron, der das Kind ernähren, bekleiden und beherbergen muß. Wenn man diese unglücklichen Kleinen sich in unseren Straßen mit den Lumpen herumschleppen sieht, die einst alten Uniformen von Collegienzöglingen angehörten, so kann man sich ohne Mühe einbilden, woher die Fetzen kommen, mit denen sie sich bedecken. Die Nahrung, mit Ausnahme der Suppe, die sie Morgens vor Antritt ihrer Wanderung erhalten, wird ihnen meist von öffentlicher Mildthätigkeit gegeben; in vielen Speisehäusern und Küchen vertheilt man an sie Ueberreste, die zweifellos besser sind, als die Kost ihres Patrons. Ihre Wohnung kostet ohne Ausnahme per Kopf und Monat 5 Fr. Uebrigens werden die Kinder zu einer Reinlichkeit angehalten, die mir auffiel; man spart weder Wasser noch Kamm an ihnen, und die Vorbereitungen, welche dem Antritt ihrer Tageswanderung vorangehen, Toilette, Frühstück, summarische Ausbesserung der zerrissenen Kleider, Fetzen, an die man Stücke ansetzt, dauern bis 9 Uhr; man stimmt, so gut es gehen mag, die Instrumente, zieht Saiten an Harfen und Violinen auf, untersucht das Aeußere der Sackpfeife der Pifferari; ist dann Alles bereit, so geht man (wie das Wort lautet) nach Paris hinunter. Die Instructionen, welche die Kinder vor Beginn ihrer Tageswanderung empfangen, beschränken sich kurz darauf: „Bringet so viel als möglich Geld zurück und laßt euch nicht verhaften."

Die Verhaftung ist einer der Wechselfälle ihres Gewerbes, sie wissen es ohne Zweifel und suchen sie zu vermeiden; sie retten sich, womöglich, wenn man sie verfolgt, sie beißen und kratzen, wenn man sie ergreift; sind sie aber einmal im Gewahrsam, sei es im Wachthaus oder in den Gefängnissen der Präfectur, so werden sie sanft wie Lämmer. Hat man verabsäumt, sie zu durchsuchen, so ziehen sie sehr schnell ein Paquet schmutziger Karten aus ihrer Tasche, und beginnen eine Partie Scopa, das Lieblingsspiel der Süditaliener. Die Lage dieser Kinder ist eine der härtesten; denn wenn sie dem Patron kein Geld zurückbringen, bekommen sie Schläge; bitten sie die Vorübergehenden darum, so laufen sie Gefahr, ins Wachthaus geführt zu werden. Sie unterliegen denn auch diesem schrecklichen Gewerbe in kurzer Zeit und um so schneller, je jünger sie sind, und, man muß es sagen, je jünger sie sind, um so werthvoller sind sie, weil man Mitleid mit ihnen fühlt, wenn man sie sieht, und ihnen daher gern ein Almosen giebt. Werden die Kinder verhaftet, so verfehlen die Patrone nicht, über Ungerechtigkeit zu schreien; ein solches Kind, das sie um 100 oder 120 Fr. jährlich miethen, zu verhindern zu ihrem (des Patrons) Vortheil zu betteln, heißt ihnen einen ernsten Nachtheil zufügen. Sie begnügen sich indeß damit, ihre Klagen gegenseitig auszutauschen, denn sie wissen daß es nicht klug ist, gewisse Ohren zu behelligen. Die Verhaftungen sind zahlreich, bringen aber nur mäßige Erfolge hervor. Man dreht sich in einem fehlerhaften Kreise, der die Verwaltung schwächt und entwaffnet. Folgende Erscheinung erneuert sich immer wieder. Eine Bande von fünf Individuen kommt aus der Provinz in Paris an, und sieht sich von ihrem Führer schon am Eisenbahnhofe verlassen. Von allen Mitteln entblößt und ohne Wohnung, suchen die fünf Virtuosen in einem im Bauen begriffenen Haus ein Nachtlager; sie werden dort überrascht und vor den Polizeicommissär geführt. Im Verhör erklären sie, daß sie keinen Sou baares Geld haben, und bitten um Nahrung. Man bringt sie in die Armenanstalt und überliefert sie dann dem italienischen Consul, der sie in ihr Heimathland abführen läßt, von wo sie vierzehn Tage später mit vollkommen regelrechten Papieren und unter der Leitung eines neuen Unternehmers, der sich für ihren Oheim oder sonstigen nahen Verwandten ausgiebt, zurückkehren. Man kann sie fünfmal zurückschicken, sie werden fünfmal wieder kommen.

*) Eine sehr bekannte Frau im St. Victorviertel macht den Banquier der italienischen Patrone. Man hinterlegt bei ihr das Geld, für das sie nie Zinsen zahlt, und sie hat bisweilen mehr als 60,000 Fr. in der Casse; mit diesem Capital macht sie starke Geschäfte auf sehr kurze Verfallzeiten, und wußte ein Vermögen anzuhäufen das den Namen „mäßig" nicht mehr verdienen soll.

Mannichfaltiges.

s Technisches. In der „D. illustr. Gewerbeztg." giebt C. Rost Mittheilungen über einen Kitt von sehr werthvollen Eigenschaften. Derselbe besteht einfach aus einer Mischung von gewöhnlichem käuflichen Glycerin und geschlämmter trockener Bleiglätte, und soll nicht nur gegen verdünnte, sondern selbst gegen concentrirte Säuren, ferner gegen alkalische Laugen, Aether, Alkohol, Benzol, Schwefelkohlenstoff u. dergl. lösende Stoffe großen Widerstand zeigen. Mischt man Glycerin und Bleiglätte, so erhält man in den Abstufungen vom steifen Teige

zum dünnen Brei einen Kitt, der in der Zeit von 10 bis 30 Minuten zur gleichmäßig harten Masse erstarrt. Mit demselben lassen sich nicht nur alle Metalle und überhaupt alle festen Körper, ob sie gleichartig oder verschieden sind, miteinander sehr dauerhaft verbinden, sondern seine Erhärtung findet ebensowohl unter Wasser und anderen Flüssigkeiten, als in freier Luft statt, und weiter vermag derselbe ohne seine Bindekraft zu verlieren, eine Temperatur von 220 Grad R. zu ertragen. Zur Verdichtung chemischer Apparate hat sich dieser Kitt ausgezeichnet bewährt, da er gegen Chlor, Salzsäure, schwefelige Säure, Salpetersäure sehr gut aushält. Auch dient er besser als Oelkitt zu Verdichtungen bei Dampfmaschinen, Kesseln und Pumpen. Ferner eignet sich diese Masse vorzüglich als Unterguß für Fundamentplatten von Dampf- und anderen Maschinen, besonders deswegen, weil sie beim Erstarren ihr Volumen nicht vermindert, sondern vielmehr um ein Geringes vergrößert. Dieselbe besitzt auch alle Eigenschaften zur ausgedehnten Verwendung in der Galvanoplastik, indem sie äußerst feine und genaue Oberflächenabdrücke ergiebt, und sehr leicht gut leitend gemacht werden kann. Um den Kitt oder die zu Abdrücken zu benützende plastische Masse herzustellen, reibt man die Bleiglätte möglichst fein in einer Reibschale, und setzt dann unter Rühren und Kneten mit einem Spatel oder mit der Reibkeule das Glycerin nach und nach zu, bis die gewünschte Consistenz erlangt ist. Die zu kittenden Flächen müssen vor dem Auftragen des Kittes gehörig gereinigt, und mit etwas Glycerin abgerieben werden. Während des Erstarrens des Kittes ist demselben Ruhe zu lassen, sonst wird die Erhärtung sehr verzögert. Zum Copiren von Oberflächen soll man erst eine schwache Schicht dünnen Breies, dann aber dickeren Teig auftragen. — Für den Zweck der Aufbewahrung der Malztreber, welche bekanntlich ein gutes Viehfutter geben, wenden Milburn u. Comp. in London ein Trockenverfahren vermittelst eigens construirter Dampfapparate an, welches auch in mehreren anderen größeren englischen Brauereien Eingang gefunden hat. Ein langsam rotirender etwas geneigt liegender Trockencylinder ist mit einem Dampfmantel versehen. Die Treber werden an einem Ende durch eine Gosse zugeführt, und durch einen um die Achse des Cylinders rotirenden Schaufelapparat aufgerührt, während sie zugleich langsam gegen das andere Cylinderende fortgetrieben werden. Der entstehende Dampf entweicht in einen Schornstein. In einer Trockenmaschine von 190 Fuß Länge und 4 Fuß äußerem Durchmesser lassen sich wöchentlich ca. 300 Hectoliter Treber trocknen. 12 solcher Maschinen bei Milburn u. Comp. erfordern zum Betrieb eine 10pferdige Dampfmaschine und einen Kessel für 40 Pferdskräfte.

— In einer französischen Glasfabrik waren zwei Arbeiter, die viel Milch genossen, inmitten der durch Bleistaub verunreinigten Atmosphäre unversehrt geblieben; seitdem hat man in jener Fabrik die mit mineralischen Säuren versetzten Getränke durch Milch ersetzt und es ist seit anderthalb Jahren daselbst kein Fall von Bleivergiftung vorgekommen.

— Amerikanische Blätter melden aus Indianopolis vom 4. d. M.: „Gestern Abend fiel in der Nähe von Montpellier in Blackford County, Indiana, ein Zettel von einem hoch in der Luft in südöstlicher Richtung dahin schwebenden Ballon herunter. Er war an ein mit Eisen beschlagenes Stück Holz befestigt, das anderthalb Pfund schwer ist, und enthielt folgende Worte: „Stieg in Toronto am 28. April auf, um nach New-York zu fahren, begegnete widrigen Winden und durch eine plötzliche Bewegung des Ballons wurde Hr. Lafarge herausgeworfen. Ich glaube, so genau ich es zu bestimmen vermag, geschah dieses im südlichen Theile von Michigan. Da ich nicht weiß, wie ich das „Schiff" handhaben muß, so ist es, seitdem er herausfiel, nach allen Richtungen umhergeschleudert worden. Ich bin allein und keine irdische Macht kann mich retten. Ich werfe diese Zeilen herab in der Hoffnung, daß irgend ein menschliches Wesen sie findet und meiner Familie die Kunde von meinem Schicksal mittheilt. Sendet diese Note gefälligst an Ralph Lawrence in Obercanada. Bertha Lawrence."

— Wie für andere Theile der südasiatischen Inselwelt hat man nun auch für die Gruppe der Andamanen eine ziemlich beträchtliche Landsenkung nachgewiesen. Dieselbe soll durchschnittlich einen Fuß im Jahrhundert ausmachen. In den Meerengen, welche die einzelnen Inseln scheiden, finden sich zahlreiche Strünke von Bäumen, die nur auf trockenem Boden zu wachsen pflegen, und an den Ufern lassen sich die verschiedensten Grade der Einwirkung des steigenden Wasserniveau's erkennen. Die sumpf- und brackwasserliebenden Mangrovenwaldungen treten dort allmählich an die Stelle der eigentlichen Landpflanzen, um endlich selbst beim fortschreitenden Sinken des Bodens abzusterben. In tausend Jahren wird die Geographie dieser Region allem Anscheine nach gründlich verändert sein.

Siebentes Mittelrheinisches Musikfest
zu Mannheim am 3. und 4. Juli 1870.

-g. Wir geben in Nachstehendem das für die beiden in den Räumen des großh. Hoftheaters stattfindenden Concerte endgiltig festgestellte

Programm.

Erstes Concert,
Sonntag den 3. Juli, Abends 6 Uhr:

1. **Ouverture in C-dur** (op. 124) von L. v. Beethoven.
2. **Missa solemnis** für Soli, Chor und Orchester von L. v. Beethoven. — Die Soli werden gesungen von Frl. Wilhelmine Ritter, k. bayer. Hofopernsängerin von München, Frau Henriette Ullrich-Rohn, Hofopernsängerin von Mannheim, Herrn Heinrich Vogl, k. bayer. Hofopernsänger von München, und Herrn Karl Hill, großh. mecklenb. Kammersänger von Schwerin.

Zweites Concert,
Montag den 4. Juli, Nachmittags 4 Uhr:

1. **Ouverture** zu der Oper „Genovefa" von Robert Schumann.
2. **Arie für Tenor,** gesungen von Herrn Heinrich Vogl, k. bayer. Hofopernsänger aus München.
3. **Der 114. Psalm** für achtstimmigen Chor von Felix Mendelssohn-Bartholdy.
4. „Ah perfido", **Concertarie für Sopran** von L. van Beethoven, gesungen von Fräulein Eugenie Pappenheim, herzogl. braunschweigische Hofopernsängerin.
5. „**Crucifixus**", achtstimmiger Chor von Lotti.
6. „**Jesu dulcis memoria**", vierstimmiger Chor von Vittoria.
7. **Arie für Baß** und **Duett für Sopran und Baß** aus der Oper „Euryanthe" von Karl Maria v. Weber, gesungen von Herrn Karl Hill, großh. mecklenb. Kammersänger, und Fräulein Eugenie Pappenheim, herzogl. braunschweigische Hofopernsängerin.
8. **Mirjams Siegesgesang** für Soli, Chor und Orchester von Franz Schubert. Das Sopransolo wird gesungen von Fräulein Eugenie Pappenheim, herzogl. braunschweigische Hofopernsängerin.
9. **Sinfonie in C-moll** von L. van Beethoven.

An sonstigen Festlichkeiten für die Mitwirkenden ist für Samstag den 2. Juli, Abends, eine gesellschaftliche Vereinigung in den Bad'schen Localitäten im Schlosse, für Montag den 4. Juli ein Festball ebendaselbst und für Dienstag den 5. Juli, Nachmittags, ein Ausflug nach Heidelberg in Aussicht genommen.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Sieb.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 61. Dritter Jahrgang. 1870.

* Vereint.

Novelle von E. Diethoff.

(Fortsetzung.)

Die alte Magd stand auf und legte das Strickzeug zusammen. „Er wird jetzt wohl kommen," sprach sie, „und sei Du nur zufrieden, Malchen, Du bekommst ihn doch noch."

Wieder flog die Röthe über das bleiche Gesicht, noch gluthvoller als vorher, denn jetzt ließ sich draußen auf der Landstraße das Geräusch des nahenden Wagens hören. Die Magd eilte hinaus und begegnete auf dem Hausgang dem Pfarrer, der, seine kleine Studirlampe tragend, die Treppe herab kam.

„Ist Alles bereit?" fragte er, und das junge Mädchen bemerkend, welches ebenfalls unter die Thür getreten war, fragte er staunend: „Du bist noch auf, Malchen?"

Sie murmelte einige verlegene Worte und blieb unter der geöffneten Thür stehen, ohne zur Begrüßung des Sohnes vom Hause vorzutreten. Ein Krampf schien ihr die Brust zusammen schnüren zu wollen, mühsam rang sie nach Fassung und Athem. Sie hörte jetzt draußen den Wagen vorfahren, hörte den gellen Bewillkommnungsschrei der alten Magd, die sonore Stimme des Pfarrers und die helle klangvolle Stimme Desjenigen, den sie liebte seit ihren Kindheitstagen und der nie, nie eine andere als eine mitleidig flüchtige Beachtung ihr geschenkt hatte. Jetzt kam er über den Hof, sie hätte fliehen mögen, und doch blieb sie wie festgewurzelt; es war als versagten die Glieder ihr den Dienst. Jetzt öffnete sich die Thür, das helle Licht der Lampe fiel auf sein Gesicht, auf diese weiße, vom braunen Kraushaar umwallte Stirn, wie schön, wie schön war er — und sie — —. Jetzt sah er sie. „Gott grüß Dich, liebes Malchen," sprach er, die Hand ihr bietend. „Liebes Malchen", „liebes Malchen" — wie ihr das klang; so hatte er sie noch nie genannt, und sein Blick hatte so freundlich auf ihr geruht. Ach, sie ahnte es nicht, daß er so mild, so glücklich war, weil der Gedanke an eine Andere ihn beseeligte.

„Liebes Malchen" — das war das Schlummerlied, mit dem sie sich einsang, da sie den Kopf auf die Kissen legte, das war die Melodie, die sich durch ihre Träume webte.

Oben in des Pfarrers Zimmer bei dem schnell beschafften Mahle saßen indessen Vater und Sohn. Der Junge schenkte zwei Gläser voll. „Und nun, lieber Vater, Du willst wissen, was meine eilige Reise zu Dir zu bedeuten habe. Stoße mit mir an auf das Glück meines Lebens, auf meine Braut!" Er hob das Glas, der Alte setzte das seine wieder nieder.

„Auf Deine Braut?" sprach er gemessen. „Du hast Dich verlobt, ohne mir Mittheilung davon zu machen?"

„Das Mädchen ist so, daß Du meine Wahl nur billigen kannst."

„Wer ist es?"

„Antonie Walter, die Tochter des Pfarrers von Thalheim."

„Du hast höchst unbesonnen gehandelt, dem Mädchen Hoffnungen gemacht, welche Du nicht erfüllen kannst. Das ist keine Frau für Dich!"

„Warum? warum, Vater?"

„Sie ist arm."

„Ich weiß es."

„Es ist unmöglich, daß Du sie heirathest."

„Gilt Dir denn der Besitz so viel?" fragte sein Sohn traurig. „Mir nicht, und zu was begehrst Du so viel, Du hast genug zum leben."

Der Pfarrer ging unruhig auf und ab und rang sichtbar mit einem harten Entschlusse. „Paul," sagte er jetzt und legte dem Sohn die Hand auf die Schulter, „Paul, sieh mich an und sage mir, ob Dir je der Gedanke gekommen ist, Dein Vater könne etwas Anderes wollen als Dein Glück. Nein, ich weiß es, Du kannst es nicht. Ich habe Dir selbst meine Lieblingspläne geopfert, Du weißt, wie sehr ich für Dich die Beamtencarrière wünschte und wie ich Dir nachgab, als Du nach vier Semestern zur Theologie übergingest. Ich habe Dich reisen lassen, ich wollte einen gebildeten Mann aus Dir machen mit freiem Urtheil, ich habe gearbeitet und gespart, ich wollte Dich selbstständig stellen. Ich habe Summen an Dich gewendet, größer als Du glaubst."

„Ich weiß das, mein theuerer Vater, aber jetzt gieb mir das größte Zeichen Deiner Liebe, gieb meinem Bunde mit Antonien den Segen, sieh sie und dann wirst Du wissen, daß Du nie einen größeren, edleren Schatz errungen, sie wird Dir die fehlende Tochter sein, und mir all' Das, was meine verklärte Mutter Dir gewesen."

Der junge Mann hatte mit steigender Wärme gesprochen, erschüttert besonders bei der Erinnerung an die todte Mutter wandte der Alte sich ab.

„Und es ist dennoch unmöglich; sie kann die Deine nicht werden," murmelte er.

„Warum?" brauste der Junge auf.

„Weil, weil — — weil Dein Vater entehrt sein wird, wenn Du Amalie Winter die Hand nicht reichest."

„Amalie Winter — Du meinst wohl Malchen?" fragte der junge Mann mit einer Betonung, als zweifle er an dem klaren Verstande des Alten. „Vater, besinne Dich, wen meinst Du? Malchen, die arme, kränkliche, häßliche Waise, die Du aus Mitleid einst ins Haus genommen, sie könntest Du im Ernste meiner blühenden Rose vorziehen wollen?"

„Amalie ist ein gutes, treues Mädchen, sie ist anspruchslos — sie liebt Dich —" sprach der Alte stockend, „— — und dann, mein armer Sohn, es muß sein."

„Muß sein, daß ich um Amaliens willen Antonie aufgebe?" rief der junge Mann mit einem verzweifelt klingenden Lachen. „Vater! Was will das sagen?"

Der Alte holte tief und schwer Athem und langsam erzählte er, daß er ohne Vermögen gewesen sei, daß er frühe mit der schönen Tochter des Professors sich verlobt habe, bei dem er Collegia gehört. „Deine Mutter war viel umworben und ich schämte mich, als armer Student, vor ihr zu erscheinen, ich machte Schulden und dann — —"

Und dann hatte er die Professorentochter geheirathet, die zwar kein Vermögen aber Gewohnheiten mit aufs Land brachte,

welche kostspielig waren, die Schulden, der Frau verheimlicht, wuchsen an und dann — —

Er war befreundet gewesen mit einem Vetter seiner Frau, mit einem jungen Manne, der einst selbst die Professorentochter geliebt. Diesem war die Frau gestorben, er selbst siechte an der Schwindsucht hin. Sterbend bestimmte er den Gatten der einst Geliebten zum Vormund seines Kindes, um an dieser, der Waise, eine Mutter zu geben.

„Und Du nahmst das arme Kind auf," sprach der junge Mann mit krauser Stirne, „ich weiß es."

„Sie war nicht arm," sprach der Pfarrer dumpf. „Man hat mir, als ihrem Vormund, ihr Vermögen überantwortet, ich war arm, jenesmal bedrängt von Schulden — —"

„Und Du bist es jetzt nicht mehr!" rief der junge Mann auffahrend. „O, ich verstehe nur zu gut. Aber glaube nicht, daß ich dem Mammon meine Liebe opfere, die Waise empfange ihr Gut wieder zurück."

„Es war meine Absicht," sprach der Pfarrer dumpf, „ich wollte Dich frei machen, mich frei, ich habe mit dem fremden Gut speculirt — — in Papieren, die ich sicher glaubte — — es ist verloren —"

„Verloren!" rief der junge Mann, nach seiner Stirn greifend.

„Verloren," wiederholte der Alte, „und wenn ich nun Rechenschaft geben muß von dem Gut der Waise einem anderen Manne, als meinem Sohne, was dann?"

Der junge Mann wurde todtenbleich und seine Stimme klang tonlos und hart, als er sprach: „Was nützt es, Dich zu fragen, Vater: warum hast Du mir das gethan? Es ist geschehen, und der einzige Weg, auf dem Dein Vergehen nicht ungesühnt, aber doch ungekannt bleiben kann, ist der, daß ich mein Lebensglück, das Glück meines Mädchens hinwerfe, um — o Gott! — o großer Gott! —" Er brach ab und verbarg schluchzend das Gesicht in beiden Händen.

Der Pfarrer stand gebeugt am Tische. Er schien in diesen wenigen Minuten um Jahre gealtert zu sein, der stolze Mann war zum Greis geworden, auch seine Stimme klang nicht mehr so wie sonst. „Paul, Paul, mein Einziger, mache mir keine Vorwürfe — — und es kann sich doch noch gut gestalten. Das Mädchen liebt Dich, sie wird Dir eine ergebene Gattin sein."

Der junge Mann schlug in heftigem Schmerzensausbruch die Hände vor das Gesicht. „Antonie! Antonie, Du, mit der ich mich auf immer vereint wähnte, Du mir auf ewig verloren! Lasse mich allein, Vater, morgen früh will ich weiter mit Dir reden, jetzt ist das Entsetzliche zu gewaltsam auf mich eingestürmt, ich brauche Ruhe und Fassung."

Der Alte ging, und ruhelos verbrachten Vater und Sohn die Nacht.

Paul stand am offenen Fenster und starrte in die Nacht hinaus, sein Leben ging an ihm vorüber, dieses Leben, welchem bis jetzt kein Wunsch versagt gewesen. Er dachte an seine fröhliche Studentenzeit, an seine Reisen, und wie mit Tigerkrallen faßte ihn der Gedanke, daß er alle diese Freuden und Genüsse, ja, daß er die Möglichkeit seiner Ausbildung dem Gut der Waise verdanke, die so unbeachtet im Vaterhause neben ihm hin gelebt hatte, ein wahres Aschenbrödel. Tiefes Mitleid mit der Armen regte sich in seiner Brust, er fühlte, daß auch er ihr etwas schulde — — aber warum gerade das? warum gerade das Glück seines Lebens, die Freude seines Herzens? Und in die weichere Stimmung mischte sich der Grimm gegen den gewissenlosen Vater; aber durfte er ihn verdammen, er, der dieses Gut genossen hatte? — nein, nein, zehnmal nein, er war, wenn auch unwissentlich, der Mitschuldige und er mußte helfen.

Im Dunkel der Mitternacht war an dem Pfarrhause ein von Glück strahlender heiterer junger Mann abgestiegen, einen ernsten schweigsamen Mann mit den Falten der Sorge auf der Stirne sah die Morgensonne am Fenster stehen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Verbrennung des verstorbenen Königs von Siam.

(Aus der „Köln. Ztg.")

Die Verbrennung des vor anderthalb Jahren verstorbenen Königs von Siam, Mongkat, hat am 18. März unter großen Feierlichkeiten stattgefunden. Die Leiche wurde seit dem Tode des Königs in einer goldenen Urne in einem Tempel verwahrt und am 12. März in feierlicher Procession nach dem „Prameen", dem eigens dazu erbauten Verbrennungstempel, geführt. Der Prameen ist ein imposantes Bauwerk. Im Style der siamesischen Pagoden aufgeführt, ragt seine schlanke Kuppel fast 200 Fuß empor, die von vier riesenhaften schnurgeraden Stämmen getragen wird. Zwanzig andere kolossale Bäume tragen das hohe Mittelgewölbe, dem sich nach den vier Seiten hin ein etwa dreißig Fuß hoher Unterbau anschließt. Das Ganze wird von einem quadratischen Hofe umgeben, gebildet von vier kleineren Pagoden, die durch eine Kette kleinerer Tempelgebäude verbunden sind. In der Mitte jeder dieser vier etwa 300 Schritt langen Fronten erhebt sich ein prächtiges Portal. Das ganze Bauwerk ist nur aus Holz und Bambus aufgeführt und ganz durchweg mit Matten bekleidet, die mit Gold- und Silberpapier überklebt sind, wie es eben nur in einem solchen Klima in der regenlosen Jahreszeit möglich ist. Im Glanz der Sonne unter dem klaren, tropischen Himmel macht das Ganze einen wahrhaft märchenhaften Eindruck. Die Urne mit dem Leichname des Königs ist unter der großen Kuppel auf einem erhabenen, von Gold und Steinen strahlenden Postament in einer Höhe von etwa 25 Fuß aufgestellt. In weitem Umkreise ist rund um den Prameen ein Platz geebnet, auf dem die — vierzehn Tage andauernden — Festlichkeiten stattfinden. Diese Todtenfeier gestaltet sich zu einem Volksfeste der großartigsten Art. Rings sind öffentliche Theater aufgeschlagen, die den ganzen Tag über Vorstellungen geben; Ringkämpfe, Kletterkünste und Tänze belustigen die Menge, die sich Kopf an Kopf auf dem Platze drängt. Alle Völker Hinterindiens haben hier ihre Repräsentanten. Chinesen, Indier und Malayen mit ihren mannichfaltigen Zwischenstufen drängen durch einander. Viele dem Könige von Siam zinspflichtige Fürsten und Radschahs aus Laos, Anam und Malacca sind mit großem Gefolge nach der Hauptstadt gekommen, um an der Feier Theil zu nehmen.

Am Nachmittage, wenn die sinkende Sonne eine ungehinderte Bewegung im Freien gestattet, beginnt der Hauptheil des Festes. Dann erscheint der König mit einem glänzenden Zuge, und nachdem er im Prameen ein Gebet verrichtet hat, nimmt er auf einer prächtigen Tribüne, dem Verbrennungstempel gegenüber, Platz, um dem Schauspiele zuzusehen. Pauken- und Beckenschlagen verkünden das Nahen des Zuges. Hinter einer starken Abtheilung Soldaten eröffnet eine Anzahl Männer den Zug, die Bündel von Bambusstäben tragen. Ihnen folgen Edelleute mit schwarzen, rothen, silbernen, endlich acht mit goldenen Schwertern, und darauf erscheint der König selbst auf einem hohen goldenen Tragesessel, von einem großen goldenen Sonnenschirme beschattet. Ihm folgen einige kleine Sessel mit seinen Brüdern (Kinder von 8—10 Jahren). Eine Abtheilung Lanzenträger schließt den Zug der keine anderen Farben zeigt, als Weiß (die Landestrauer) und Gold. Der König selbst, als

Sohn des Verſtorbenen, barhaupt, und ohne ein anderes Abzeichen als ein goldenes Schwert. Sobald der König — indem rings Alles mit der Stirn den Boden berührt — ſeinen Platz eingenommen, beginnen die Spiele. Eine Anzahl Athleten zeigt ihre Künſte, und ein Trupp buntbekleideter Paukenſchläger vollführt einen rhythmiſchen Tanz. Auf einen Wink des Königs wird unterdeſſen von rings um den Prameen aufgeſtellten Gerüſten Geld unter die jubelnde Menge ausgeworfen. Der König ſelbſt ſtreut über ſeine Umgebung einen wahren Regen von Orangen aus, in deren jeder ein goldener Ring oder dergleichen verborgen iſt. Auf die Athleten und Paukenſchläger folgen Ringkämpfer, auf dieſe zwei Lanzenreiter auf goldgeſchirrten Pferden, der eine in Gold, der andere in Silber gerüſtet. Nach einem kurzen Scharmützel entreißt der Eine dem Anderen die Lanze, dieſer zieht ſein Schwert, es gelingt ihm, die feindliche Lanze unſchädlich zu machen, und Beide dringen mit krummem Säbel auf einander ein.

Es iſt ein feenhafter Anblick! Vor uns der Tempel, der die Urne des todten Herrſchers bewahrt, mit ſeinen goldenen Dächern und Kuppeln im rothen Lichte der untergehenden Sonne glitzernd, dort die prächtige Tribüne, auf welcher der König mit ſeinem Hofſtaate Platz genommen, rechts und links eine glänzende Leibwache, rings eine unabſehbare Volksmenge, alle Trachten Aſiens wogen durch einander, darüber wölbt ſich der tiefblaue Himmel; es iſt, als wären wir plötzlich in das Reich eines fabelhaften Königs der Tauſend und eine Nacht verſetzt!

Unterdeſſen ſinkt die Sonne unter den Horizont, und die Nacht bricht ſchnell herein. An Stelle der Reiterſpiele beginnt ein Schattenſpiel vor einer von Pechpfannen erleuchteten Wand, während weiter hinten Tauſende von Lampen angeſteckt werden. Der Hauptfront des Prameen gegenüber befindet ſich nämlich eine Reihe von ſechzehn ſchlanken, ca. hundert Fuß hohen Gerüſten, die zum Zweck der Illumination aufgerichtet ſind. An und zwiſchen dieſen entwickelt ſich nun ein Netz von Lichtern. Im Vordergrunde wird es ſchon vollſtändig finſter, kaum laſſen ſich noch die Umriſſe des Tempels unterſcheiden. Da zuckt plötzlich ein Feuerſtreifen von dem königlichen Sitze her, und wie mit Einem Zauberſchlage erleuchtet ſich die ganze Façade des Verbrennungstempels. Dies iſt das Signal zum Anfange eines großartigen Feuerwerkes. Während ſich abwechſelnd eine Front des Prameen nach der anderen erleuchtet und ſo das Gebäude in magiſchen Reflexen immer wieder anders ſich vom dunkelen Nachthimmel abhebt, ſteigt eine Unmenge Raketenbüſche von allen Seiten in die Luft, rieſenhafte Schwärmer ſchwirren umher, und die hohen Illuminationsgerüſte wechſeln ſich in farbiger Beleuchtung ab. Hohe Garben Feuerregen ſteigen auf, und dazwiſchen wälzen ſich bunte Papierungethüme auf dem Platze umher. Beim plötzlichen Aufzucken bengaliſcher Flammen werden kleine Marionettentheater ſichtbar. Vor der königlichen Tribüne wird von ſechzig phantaſtiſch gekleideten Geſtalten ein Laternentanz aufgeführt, der, von den Tänzern ſelbſt mit eigenthümlichem Geſange begleitet, die verſchiedenſten Pantomimen durchmacht und wohl eine Stunde währt, während rings ſich wiederholt ganze Reihen von Blumenſträuchern entzünden und im Verglühen Blumen in den verſchiedenſten Farben zeigen.

Gegen acht Uhr verläßt der königliche Zug den Platz in der Ordnung, wie er gekommen, jeder Einzelne trägt eine Fackel in der Hand. Ihm folgen die höchſten Würdenträger, während das Volk noch bis tief in die Nacht hinein durch einander ſchwirrt, bis die Theater ſich ſchließen und die Lichter verlöſchen.

In ganz derſelben Weiſe wiederholte ſich das Feſt täglich bis zum 21. März. Am 18. wurde die Leiche aus der Urne genommen und, nachdem das Poſtament entfernt war, über einem Sandelholzfeuer in einer Metallurne verbrannt. Am 20. wurde die Aſche in einer kleinen Urne in feierlicher Proceſſion nach einem Tempel, der ſtromabwärts auf einer Inſel im Fluſſe liegt, gebracht. Damit ſchloſſen die Todtenfeierlichkeiten.

Jetzt wird der Prameen wieder abgetragen, kein Stück davon wird bewahrt, ſondern Alles an die Tempel des Landes verſchenkt. An der Stelle der jetzigen Feſtlichkeiten grünen ſchon im Juni wieder die Reisfelder.

Bergphantaſie.

Im Frühling.

Schmeichelndes Lüftchen, woher? was lockſt du mit duftendem Fittich,
Webſt und erweckeſt mit Macht höhere Sehnſucht in mir?
Durch das lebendige Grün, im Labyrinthe des Waldes,
Winket der einſame Pfad glatt und getrocknet dahin.
Um das bewegte Geſträuch, wo über den ſproſſenden Boden
Zarter Schatten zerfließt, ſäuſelt einladender Duft.
Munter lockt am Strand die kleine harmoniſche Welle,
Und es taucht in die Fluth winkend die Blume ihr Haupt.
Aber mich reizen die Höh'n mit ihrem erfreulichen Schimmer,
Und auf Flügeln der Luft eilt die Begierde voran.
Ha! nun ſind ſie erklimmt; nun küſſen mich himmliſche Lüfte,
Jegliche Sorge entflieht leicht, wie der Nebel in's Thal.
Ueber die liebliche Welt, von zartem Gedüfte umfloſſen,
Die dem umfaſſenden Blick jugendlich-heiter ſich zeigt,
Wie ein Gedanke der Lieb' in holder Verwirrung entworfen,
Schwebet, ähnlich dem Flug fröhlicher Tauben, mein Sinn.
Ferne Gefilde, auch über euch lacht dieſer liebliche Himmel!
Weſen, ihr trinket mit mir dieſe berauſchende Luft!
Welch' ein entzückendes Band, das alles Erſchaffene umſchlinget,
Geiſter und Blüthen vermählt, Erde und Himmel vereint!
Seid mir vor allem gegrüßt, ihr zart empfindende Seelen,
Durch ein ätheriſches Band ewig verbunden mit mir!
Auf dem Pfad der Natur begegnen ſich unſre Gefühle,
In den Strahlen der Kunſt ahnen die Liebenden ſich.
Sind wir auch ewig getrennt, begegnen ſich nie unſre Blicke:
Sind wir doch ewig uns nah, ſchön durch das Ganze vereint. —
Einſam lauſche ich oft entzückt den harmoniſchen Tönen
Und ein Schauer durchirrt lieblich die Saiten der Bruſt —
Die im Strome des Lebens, im Spiel der Herzen erklingen,
Zart, vernehmlich und rein, mir eine ſüße Muſik.
Und ein liebliches Bild von ſchöner Menſchlichkeit Blüthe
Malet auf duftigem Grund mir der Begeiſterung Hand;
Himmliſch ſteigt es empor, mit milden ätheriſchen Farben,
Und mit ahnender Luft weil' ich im Zauberrevier.
Heilig walten ſie hier, die holden Genien der Menſchheit:
Freiheit, der himmliſche Trieb, Freude, ihr liebliches Kind,
Wahrheit mit leuchtendem Blick, und Liebe, die Blüthe des Aethers,
Und mit der Neigung verſteht hier ſich das freie Geſetz.
Mild, wie die Lüfte des Frühlings, umwebet der Wirklichkeit Blüthen,
Nimmer von ihr mehr getrennt, ſanfter Begeiſterung Duft;
Und der erhöhte Geſchmack erwählet die Formen des Schönen
Und dem beſeelten Gebild huldigt der Schwan des Geſangs.
Mit dem zarten Geſchmack, dem Schönheitsſinne der Griechen,
Einet der reifern Vernunft klares Bewußtſein ſich gern;
Alle ſind hier erwacht, die ſchlafenden Kräfte des Menſchen
Und durch den ſchönen Accord bricht ſich kein Mißton mehr durch.
O! warum iſt das Vollkomm'ne, ihr Himmliſchen ſagt, warum iſt's
Ewig der Sehnſucht nur werth, ewig der Sehnſucht verſagt?
Feſt umſchlingen wir es mit zarten Banden der Liebe,
Tragen im Herzen es ſtets, ach! und erreichen es nie. —

Lächle noch, Aether, so mild, und umfanget mich, himmlische Lüfte,
Wehe Begeist'rung mich an, weile noch, liebliches Bild!
Aber du hüllest dich sanft. So schwindet im Abendgedüfte
Manches erfreuliche Bild schweigend in Nebel dahin.

Aulenbach.

Mannichfaltiges.

— Prof. v. Halbig in München hat ein herrliches, 12 Fuß hohes Crucifix aus einem 306 Centner schweren Blocke Kehlheimer Marmors vollendet, welches die Mitte des neuen nördlichen Friedhofes zieren soll.

— Aus Frankfurt meldet die „A. Z.": Herr Baurath Denzinger hat nach gründlicher Untersuchung unserer Domruine sich für die Abtragung des Thurmes bis zum Achteck ausgesprochen. Die Höhe desselben, welche jetzt 256 Fuß beträgt, soll beim Wiederaufbau bis zu 333 Fuß ausgedehnt werden. Der von diesem Techniker vorgelegte Kostenanschlag beläuft sich auf 600,000 fl. für Wiederherstellung und Vollendung der Kirche, des Kreuzgangs, für technische Restauration des Thurmes und Herstellung der Glocke und der Uhr, und für die Vollendung des Thurmes, sowie für sechsjährige Bauaufsicht und Bureau-Arbeiten.

— Gegen Kleiderverbrennen veröffentlicht der Chemieprofessor Dr. Marquart in Bonn eine einfache Manipulation, welche darin bestehe, daß man der Stärke, womit die Stoffe nach dem Waschen behandelt werden, ein Salz zusetzt, welches hauptsächlich aus wolframsaurem Natron, Tungstate of Soda, Natron wolframinum besteht, der Farbe nicht schadet und es zuläßt, daß die Stoffe mit heißem Eisen geplättet werden können. In England verkauft man zum Hausgebrauche die Stärke mit den Salzen gemischt und in den Fabriken werden die leicht verbrennlichen Stoffe beim Appretiren mit den Salzen imprägnirt.

— Die Berge der Schweiz beginnen in diesem Jahre schon früh ihre Opfer zu fordern. Ein junger Engländer, Namens Royds, der Sohn eines bekannten Banquiers in Rochdale, bestieg am 25. Mai mit seiner Schwester und einer Base von Lugano aus den Salvatore, dessen Gipfel einen prachtvollen Blick auf die ganze südliche Alpenkette der Schweiz bietet. Die lang anhaltende Dürre hatte das Gras sehr schlüpfrig gemacht. Der junge Mann glitt aus und stürzte einen der senkrechten Abhänge des Berges hinab. Nach langem Suchen fanden die beiden Begleiterinnen die Leiche; der Unglückliche hatte jedenfalls den augenblicklichen Tod gefunden.

— In Ostende wurde am 19. Mai auf dem Walle an der See das seltene Schauspiel einer Luftspiegelung wahrgenommen. Man sah, wie die Küste sich gegen Westen auf eine ungeheuere Entfernung hin erweiterte. So erkannte man z. B. deutlich die Dünen, die Bauwerke, ja sogar die Pfähle im Hafen von Nieuport, man erkannte die Stadt Dünkirchen und ihre Hauptgebäude. Ueber Dünkirchen hinaus zeichnete sich klar eine lange Linie weißer Dünen, deren Krümmungen und Ausbuchtungen man vollständig verfolgen konnte. Aber diese Linie erschien nicht wie eine Fortsetzung der Küste; sie schien eine riesig große Sandbank zu sein, welche quer über die Meerenge des Pas de Calais geworfen war. Ein heller Sonnenschein beleuchtete dieses wunderbare Schauspiel mit den lebhaftesten Farbentönen. Das Wetter war schön und ruhig; der Wind wehte aus Nord-Ost. Gegen 5 Uhr Nachmittags sah man auf der Höhe der Düne zwischen Lombardzyde und Nieuport eine Art gewaltiger schwarzer Säule aufsteigen, welche aus Wolken aufgethürmt und ähnlich einer dunklen Rauchwolke war, wie man sie etwa bei einer Feuersbrunst sieht, nur stieg diese Säule grade und vollständig senkrecht auf, wie ein Thurm. Bald zertheilte sie sich wieder und löste sich in kleine schwarze Wölkchen auf, welche am Horizont einen dunklen Streifen bildeten. Als es etwa 6 Uhr geworden war, spiegelten sich am Himmel alle die Schiffe ab, welche auf der See weithin in Sicht waren, ebenso alle Schiffe, welche auf der Rhede lagen, so daß der Himmel in einen gigantischen Spiegel verwandelt zu sein schien.

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

†* Neustadt, 3. Juni. (Mozartfest in Neustadt a. H.) Es kann dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen, daß in unserer Pfalz auf dem geistigen Gebiete seit den letzten Jahren ein bedeutender Fortschritt zum Guten stattfindet und eine Rührigkeit, ein Wirken und Schaffen sich kundgibt, das zu dem Schlusse berechtigt, daß unser engeres Vaterland sich in Kunst und Wissenschaft bald mehr hervorthun werde, als dies bisher der Fall war. Dies gilt besonders hinsichtlich der Musik, die allenthalben mit Eifer und Vorliebe gepflegt wird. Der Einfluß der Tonkunst auf die nationale Entwickelung, auf die Bildung und Gesittung unseres Volkes ist aber von der größten Bedeutung, weshalb man das Bestreben, die Werke unserer großen Meister dem größeren Publicum vorzuführen, mit Freude begrüßen muß. Das „Mozartfest", welches der Orchesterverein in Neustadt auf Pfingstmontag und Dienstag veranstaltet und bei welchem eine bestimmte Anzahl Mozart'scher Werke, namentlich Kirchencompositionen zur Aufführung kommen wird, hat für uns deshalb auch eine viel tiefere Bedeutung, als eine gewöhnliche Unterhaltungs- oder flüchtige Vergnügungs-Production. Hier handelt es sich um die Kunst in ihrer absoluten, tieferen Bedeutung, und das Interesse, welches das Publicum an solchen Festen nimmt, kann gewissermaßen als Maßstab dienen für den jeweiligen Grad der Entwickelung des geistigen Lebens. Das Interesse am „Mozartfeste" ist aber bereits ein so großes geworden, daß nicht nur für das Gelingen kein Zweifel mehr obwaltet, sondern man kann aus den gemachten Wahrnehmungen denselben in jeder Hinsicht einen guten Erfolg prophezeihen, besonders wenn der Himmel uns gutes Wetter schickt. Das Programm bildet eine Blumenlese aus den Werken Mozart's, und wir sind insbesondere dafür dankbar, daß man Compositionen wählte, die in der Pfalz zum Theil noch nicht öffentlich aufgeführt wurden, daher neu sind, wie z. B. die Cantate: „Heilig, heilig!", sowie die beiden Kirchenarien für Sopran. Die Hymnen sind zwar besser bekannt, werden aber in der vollständigen Besetzung des Orchesters und des zahlreichen Chores nicht verfehlen, einen unauslöschlichen Eindruck zu machen. Man hat den Mozart'schen geistlichen Compositionen den Vorwurf der Unkirchlichkeit gemacht — gewiß mit Unrecht. Pedanten mögen wohl finden, daß dies der Form nach der Fall sein könnte; allein dem Geiste, dem Inhalte und der Wirkung nach ist wohl keine Musik religiöser, als die Mozart'sche. Wie Waldesbrausen steigt sie empor, das Lob des Herrn verkündend, und klar wie der lichtblaue Himmel dringt sie in das Gemüth und weckt Freude und Dank dem ewigen Gott. Bei Mozart ist Alles Wahrheit, keine Heuchelei, nichts Gemachtes, sondern selbst Empfundenes, Natur und Leben; deshalb sind seine Klänge unsterblich und seine Werke universell, für alle Völker und Länder und gewiß auch für alle Zeiten.

Möge das Fest zu einem wahren Volksfeste werden, geeignet, in den Herzen der Zuhörer jene Empfindungen wach zu rufen, die der Boden wahrer Religiosität und echter Vaterlandsliebe sind!

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Glatz. Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 63. Dritter Jahrgang. 1870.

* Vereint.

Novelle von E. Diethoff.

(Fortsetzung.)

Dort in dem alten Pfarrhause unter Nußbaum- und Lindenschatten, in dem Garten, in welchem die Nachtigall gesungen hatte, die jetzt schwieg, saß thränenlosen Blickes die schöne, aufgegebene Braut und starrte den Weg hinan, auf welchem sie jenesmal glückselig mit ihm herabgekommen war. Die Rose war zur Lilie geworden im Laufe dieses heißen, schwülen Sommers, dem ein so kurzer, kurzer Frühling vorangegangen war, und jetzt wollte es Herbst werden. Dürre Blätter fielen sachte von den Bäumen und auf den Beeten blühte statt der Rose die Aster. Wie war es anders geworden, seitdem er jenesmal so hoffnungsfreudig geschieden, und dann; sie hatte mit Sehnsucht seiner Rückkehr geharrt, statt seiner kam ein Brief an ihren Vater, ein harter, kurzer Brief, daß schwere Verhältnisse, auf deren Darlegung er nicht eingehen könne, ihn nöthigten, das Verlöbniß mit Antonien zu brechen. An sie kein Wort, keine Zeile.

So saß sie da und sah den Schwalben nach, die in Schaaren gesammelt, südwärts über sie hinzogen, da rauschte neben ihr das Laub und aufsehend erblickte sie einen kleinen Bauernknaben, der ihr einen Zettel entgegenhielt. In hastigen Schriftzügen war mit Bleistift darauf geschrieben: „Liebe! Um der Barmherzigkeit willen, komme zur Grafenbank — Paul."

Sie wollte dem Knaben ablehnend antworten, aber wie ein Gesicht trat sein Bild zerstört und flehend vor sie hin, es war ihr, als ob unsichtbare Mächte sie zögen — und sie ging.

Auf der Grafenbank war es wie immer, die Tannen trotzten Herbst und Winter und die Septembersonne beleuchtete hell wie im Mai das fernhin schimmernde Land. Aber es war so ganz anders wie im Mai. Die Beiden, die jenesmal sich gefunden hatten, im Glauben vereint zu sein für alle Zeit, standen jetzt in bitterem Abschiedsschmerz beieinander.

Wochen, Wochen lang hatte Paul mit seinem Schmerze gerungen. Er hatte es nicht über sich bringen können, mit sentimentalen Phrasen Abschied von der Geliebten zu nehmen, an seinem Weh ermaß er das ihrige, und doch von ihr zu scheiden ohne Abschied, das vermochte er eben so wenig.

Hier, wo er glücklich gewesen, hier wollte er sie zum letzten Male sehen — er sah sie, die blasse Gestalt, die so müde zwischen den Bäumen hervortrat, ein Bild des schwersten Weh's, Antonie! Antonie! Er wollte ihr entgegenstürzen und sie in seine Arme reißen, aber sich bezwingend, faßte er nur ihre Hand, die sie mit mattem Lächeln ihm bot. „Antonie, wie dachten wir so glücklich zu werden und wie unglücklich sind wir geworden! Das Wetter kam schnell über uns."

Sie sah ihn an, sie sah in seinem Gesichte die Spuren des tiefen Grams, und die ersten Thränen, die sie seit seinem Scheiden geweint, rollten über die blassen, eingesunkenen Wangen. Er führte sie zu einem übermoosten Steine und sich neben ihr niederlassend, begann er, ihr rückhaltlos den Grund seines Rücktrittes zu erzählen. „Nun weißt Du es, Mädchen, was mir zu tragen auferlegt ist, und auch Du — Du, die ich lebenslang im Herzen tragen werde, auch Du wirst stark sein."

Sie sah ihn an und wie Sonnenschein über eine verödete Landschaft strahlte ihr süßes Lächeln. „Ja, ich werde stark sein, wie Du, mein Paul, Du hast Erbarmen an mir geübt, daß Du mir so vertraut. Ich werde Dein Vertrauen nie mißbrauchen, ich danke Dir aus tiefster Seele dafür, es hat mich wieder gesund gemacht. Denn das Schwerste war mir, daß ich an Dir hätte zweifeln müssen. Nun ist dieses Weh von mir genommen, das andere trage ich nun mit mehr Muth, wie Du will ich der Pflicht leben. — Leb' wohl, mein Theuerer, mein ewig Geliebter!" Sie wollte aufstehen, aber der junge Mann hielt sie zurück.

„Antonie! Antonie! Ich kann es mir nicht denken, daß wir, die Gott vereinigt hat, durch Menschen sollen geschieden sein."

Sie lächelte und wies nach dem hellen sonnigen Himmel. „Hat Gott uns vereinigt, so wird er auch Wege finden, uns wieder zu vereinen, leb' wohl!" Und ehe der junge Mann es verhindern konnte, war sie ihm entschwunden.

In dem Pfarrhause in der Ebene war Hochzeit, aber eine Hochzeit ohne Sang und Klang. Die Bauern und noch mehr die umwohnenden Honoratioren konnten sich nicht genug wundern, daß von allen Töchtern des Landes der überall gern empfangene junge Pfarrer gerade diese, eine der Unschönsten, gewählt hatte.

Die alte Margareth schmückte die Braut. „Habe ich es Dir nicht gesagt, Malchen, daß Du ihn doch noch bekommen würdest?"

Diese aber saß still und räthselte noch immer an der einen Frage, deren Lösung sie nicht finden konnte: warum wohl er sie gewählt haben mochte? Denn daß er sie nicht liebte, das sah sie wohl, wie mild und gütig er auch gegen sie war; aber sie liebte, und ein liebendes Herz zweifelt nie am endlichen Sieg.

2. Nach Jahren.

Wieder war es in den schönen Tagen des September, als von der Ebene her durch die Rebgärten, in welchen die Trauben schon sich färbten und durchsichtiger wurden, zwei Wanderer geschritten kamen, ein älterer und ein jüngerer.

Man sah es den Beiden an, daß sie auf einer Fußtour begriffen waren, und wohl mochte sich kein schönerer Zielpunkt denken lassen als diese lachenden Berge.

Die Sonne schien brennend heiß auf den Rücken des mit Wein bewachsenen Berges, und der junge Mann, der der Führung des wegekundigen Aelteren sich überlassen hatte, lechzte nach Schatten.

„Halte nur noch eine Weile aus, Anton," sprach der alte Herr, „wir kommen bald auf ein liebliches Plätzchen, an einen Ort, wohin ich Dich nicht ohne Absicht führe. Es ist eine Stelle, die in meinem Leben einen bedeutenden Raum einnimmt. Hier habe ich mich der Geliebten meines Herzens verbunden, hier habe ich mich mit Todesschmerzen im Herzen von ihr ge-

trennt. Aber der Mensch lernt Vieles überwinden. — Deine Mutter war in unserem Hause aufgewachsen. Ich hatte nie daran gedacht, daß sie die Meine werden solle, und ich lernte sie erst lieben, da ich ihre warme nimmermüde Liebe empfand, mit der sie um mein verödetes Herz warb. Friede sei mit ihr."

„So war es meine Mutter nicht, mit welcher Du Dich hier verbandest?" fragte der junge Mann.

„Sie war es nicht, und später erzähle ich Dir, warum die Geliebte nicht mein Weib geworden. Heute lasse mich dem Eindruck und der Weihe leben, die für mich die Grafenbank umschwebt. Da sind wir!"

Mit diesen Worten theilte der Mann die Zweige der Tannen, aber staunend trat er zurück. Wie war hier Alles verändert! Wohl stand die alte Felsenwand noch und hing die breite Steinplatte über die Tannenschlucht, aber sorgsam von einem hölzernen Geländer eingefriedigt; ein zierliches Hüttchen von Rinden und Moos, in der Art einer romantischen Einsiedelei, lehnte sich an den Felsen. Ringsum war eine ordnende Hand sichtbar, die mit Geschmack dem Platze einen freundlichen Charakter zu geben wußte, ohne den Reiz des Waldes zu stören. Bänke und Tische von Birkenästen geformt waren zusammengestellt, ein neuer gut unterhaltener Fußsteig führte in den Wald hinein, aber das Wundersamste und Neueste war ein junges, reizendes Mädchen, das eifrig bemüht war, die Pfosten des Rindenhäuschens mit Kränzen von Epheu und Eichenlaub zu umwinden. Jetzt durch die nahenden Schritte aufmerksam gemacht, wandte sie das von blondem Haar umlockte Köpfchen und sah nach den Fremden hinüber. Ihr Blick traf den alten Herrn. Wie hell und sonnig diese Augen aber auch waren, auf diesen schienen sie nicht diesen Eindruck zu üben, denn plötzlich erblassend und zusammenschreckend, wankte er und würde ohne die Hilfe seines Sohnes zusammengebrochen sein.

„Was ist Dir, Vater? Was ist Dir?" rief der junge Mann ängstlich.

„Nichts, nichts, mein guter Anton! Das rasche Steigen in der Hitze hat mich ermüdet. Mir ist es wieder besser."

(Schluß folgt.)

---

* Aus musikalischer Welt. *)

Vom Rheine, im Mai.

An unabweisbare Arbeit gebunden habe ich über pfälzische Musikzustände, insbesondere über die Wirksamkeit des Cäcilienvereines in Speier seit längerer Zeit nicht geschrieben. Ich komme wol spät, doch ich komme. Denn es wäre ein Unrecht, die Leistungen dieser Musikgenossenschaft während verwichenen Winters zu überschweigen, Leistungen, welche in der ganzen Pfalz kaum erreicht, vielweniger überholt werden dürften. Beruht dieser Erfolg zumtheil in der Gunst äußerer Umstände, so trägt doch sein Redliches bei auch der kunst- und musikfreundliche Sinn der guten Stadt Speier, und ist es nicht ihr geringstes Verdienst, die Musik nicht blos zu lieben, zu achten und in Ehren zu halten, sondern sie auch zu hegen und werkthätig zu pflegen. Freilich wo ein so gewaltiges Mahnzeichen steht wie der allbewunderte Dom, ein so herrliches Baumal mit dem Schmucke seiner herrlichen Bilder, da muß im Volke sich doch auch etwas regen von Kunstsinn und von Kunsttrieb, und muß dieser Trieb sich allmälich in irgendeiner Kunstform entfalten.

Die Musikverehrung nimmt in der Pfalz allerdings zu denn das gehört mit zu der fortschreitenden Bildung. Allein die eigene Uebung namentlich in der instrumentalen Musik bleibt jenseitigen Kreisen gegenüber doch etwas zurück. Vom allbetupften Klavier ist hier nicht die Rede. Allerdings kostet eine gediegene Vorbereitung auf irgend einem Instrumente verhältnißmaßig viele Anstrengung und Zeit, und heutzutage verlangt man bei allen Unternehmen einen raschen Erfolg. Würde übrigens von Staatswegen nur halb so gesorgt für Hege und Pflege, für Verbreitung und Festigung der Orchestermusik als für die bildende Kunst: dann wäre unsere instrumentalmusikalische Noth lange nicht so groß weder in der Stadt, noch auf dem Lande. Rede man aber ja nicht von musikalischem Fortschritt, auch nicht von der hohen Apostelschaft der Tonkunst für die Kulturentwickelung des Volkes, so lange noch nicht die Instrumentalmusik, die vollausentfaltete Blüte der Tonkunst, auch dem Volke zugänglich gemacht und zum Verständniß gebracht wird.

Der Gesang — oder vielmehr die „singende Kunst" — hat für ihre Entfaltung ein viel leichteres Spiel als die instrumentale Musik, die „klingende Kunst". Sein Instrument, dick oder dünn, groß oder klein, trägt der Sänger in eigener Kehle und trägt es mit sich herum. Jeden Augenblick steht es ihm zur Verfügung. Was zum Einzelbedarf, was selbst zum Chorgesang nöthig, lernt der Sänger gewißermaßen so unter der Hand, und die Vorbereitung selbst hat für ihn das Kostspielige nicht. Darum auch sprießt und wächst und blüht der Gesang, vorab der Männergesang, in allen Ecken und Enden der Pfalz. Und gerade diese Annehmlichkeiten der singenden Kunst, dann des Chores vereinigte, das Volksgemüth mächtig anwirkende Kraft tragen viel dazu bei, daß die klingende Kunst, welche ohnedies ein tieferes Verständniß voraussetzt, nicht so recht bei uns aufkommen will. Zu alledem sind die Schwierigkeiten einer gelungenen Orchesteraufführung nicht selten unübersteiglich.

Von all' den Nöthen und Zustößigkeiten, welchen eine Konzertprobe oder die Aufführung selbst unterliegt, wäre viel zu erzälen. Versuchen wir hier einmal ein nur annäherndes Bild, dessen Einzelzüge verschiedenen Zeiten, auch verschiedenen Orten entstammen. Wol möglich, daß manches darin auch auf heutige Zustände klappt. Was läge übrigens daran? Der freundliche Leser wolle mir aber diesen kleinen Ausumflug in unserem musikalischen Treiben gestatten.

Welche Plackereien, welche Verdrießlichkeiten, bis so ein Ding von einem nur halbwüchsigen Dilettantenorchester zusammengebracht ist, und selbst wenn ein Grundstock von Erzmusikanten im Orte sich einstellt! Und sind sie denn glücklich erfunden die da blasen und streichen, mit Verlaub auch ein wenig kratzen — die da tupfen, schlagen, stoßen, klopfen und sonst hantieren auf allerhand Klingsal — sind sie wirklich gefunden, dann erst die Mühe und Noth, sie auch zusammenzuhalten. Lustig ist freilich das Treiben, aber der Teufel mag Dirigent sein!

Da zum Beispiel ist gleich einer, der schmachtet nach dem Dirigirstab — drum steht er aus. Dort einer, der hält sich für ganz unentbehrlich — drum macht er nicht mit. Der wieder dünkt sich für die zweite Violine zu hoch — er violint lieber gar nicht. Der hat's am Finger, der auf der Brust, der im Kopf und der — hinter den Ohren. So hat ein jeder dieser Genien gleich seinem eigenen musikalischen Ursprungsgesichte auch seinen eigenen Ursinn, manche behaupten — seine eigensinnige Schrulle.

Heute haben wir Probe. Die Probe war extra auf sieben gesetzt; vor acht Uhr — denkt jedes — kommt doch niemand: also komme ich um halb neun. Eben schlägt's neun Uhr. Der Dirigent erhebt sich und zält die Häupter seiner Lieben, und sieh — es fehlt kein theu'res Haupt. Du überglücklicher Mann, ist das nicht ein Wunder? Vollzälig, vollgiltig, vollwichtig sind sie alle um dich heute versammelt; denn es gilt ja deinem eigenen, selbsteigenen Tonwerk, dem neuen geistlichen Oratorium,

*) Auf besonderen Wunsch des Herrn Verfassers haben wir dessen Orthographie, die von der in diesem Blatte gebräuchlichen abweicht, beibehalten. D. Red.

das was du begeistert geschaffen für Mischchor und volles Orchester, und was da benamst ist „Jonas im Bauche des Meerfisches!“ — Die Vorbereitung geht vor sich. Nun aber andere Schmerzen. Dem fehlt die Stimme oder besser die Rolle, die er heute zu spielen gedenkt; dem seine Brille; der hat des Meisters Ehrengeschenk, den frischlackirten Taktirstock verlegt, und der Taktirstock ist doch die Seele des Ganzen. Vom vergessenen Mundstück, von der trockenen Embouchure, vom verlorenen Paukenknippel, der endlich, aber auf seltsamen Wegen sich wiedergefunden und mit seinem Zwillingsbruder nun glücklich vereint ist, und von lauter ähnlichen Dingen tragen sich geheimnißhelle Sagen. Aber vom verstimmten Brummbaß, von der blatternarbigen Trompete, der verstauchten Posaune, dem verkrumpelten Waldhorn, der leisenden Klarinette bis hinauf zum verbissenen Flageolet — werden Dinge gemunkelt, dunkele, aber wundersam drollige Dinge, die prächtig einpaßten in den Rahmen eines nichtsentimentalen Romans.

Also zum Stimmen. Die Obere tutet ihr langgezogenes A—: in allen Ecken A—l's wieder und echot's zurück; die halsstarrige Pauke klopft stumpf und unentschieden dazwischen. Der am Baß — ihm ist der Handschuh verwehrt — spuckt in die Hand und reißt sein A so gewaltig, daß die Wände erdröhnen; doch der Drehzapfen stockt, der Nachbar muß helfen. Indessen zieht sich das A nebelnd noch fort. Ein Violiner beichtet sein A dem anderen so lange in's Ohr, bis es völlig absolvirt ist. Nun kommen die Quinten. Alle Quinten, die oberen wie die unteren, erklingen zumal. Ist das ein Wetzen und Schleifen, ein Schieben und Schaben, ein Schnarren und Knarren, ein Aechzen und Krächzen, als keuchen schwerbeladene Karren über den Kies. Immer wird's lauter, und jeder gibt nun sein Bestes zum Besten, nämlich was insgeheim in heißer Begeisterung er sich sauer erschwitzt hat. So manches verdeckte Genie bringt seine ganze verkannte Unsterblichkeit zur Geltung. Geigenpassagen steigen rapid wie Raketen empor: schwindelhoch-oben erglänzt im Brillantfeuer ein Triller, der sich selbst überschlägt und — verknallt. Der webt süßen Mondschein — der reißt Gewitter und Nachtsturm; der harpeggirt Blütenflocken und Schmetterlingsflatter — der staccatert brausende Kaskaden; der säuselt Frühlingswehen — der pizzicatert Hagel und Schlossen; der tremulirt eine Sandwüste ohne Oasen — der streicht allerlei Landschaft; der endlich meilt liebeheißes Verlangen — und der katzenjammert seine eigene, naßkalte Liebe. Also trägt jeder Großgeist etwas Ureigenes in sich, was einmal hinaustantasirt werden muß. Aber auch nur dem Geiger, dem Patrizier des Orchesters, haben solches die Götter in die Wiege gelegt. Sanfteren, auch etwas bescheideneren Sinnes sind schon, die Mittelsaßen am Holz und die Hintersaßen am Blech; selbst die am Rappelwerk sind wenn auch hitzig, doch wieder befangen. Denn hier im idyllischen Hinterrevier gedeiht — der Vorderregion gegenüber — des Orchesters ländliche Urwüchsigkeit. Die Flöte lerchelt ein wenig und trillirt selbstbefriedigt ihre Lust in die Luft; die Oboe schäfert und schäkert mit dem Fagott und beide schlendern schallmaiend auf grüner Weide umher; die Klarinette dudelt laufauf und laufab, juchzet und jolt als ging's auf die Kirchweih; die Trompete gackert, es nachtwächtert das Horn, die Triangel übt sich, die große Trommel erprobt ihre Kraft. Und mitten in diesen Trubel hinein näselt die verwittwete Stadtmamsell, das alte Cello, seine redselige Sehnsucht. Ist es die Sehnsucht nach Jugend und verlorener Liebe? oder nach der Sommerfrische und stärkender Landluft?

Der Kapellmeister klopft: neuer, gesteigerter Lärm. Dieses Quiken und Quaken, Reißen und Ranzen, Zwitschern und Pfeifen, Rumoren und Rasen, als stünden wir mitten im Jahrmarktsgewühl. Es klopft ab: plötzliches Schweigen, doch kratzt sich die Bratsche noch aus, und die trotzklopfige Pauke wird nicht fertig. Es klopft zum dritten . . . putsch! dort das Violin-E. Gleich aufgezogen. Abermaliges Klopfen . . . patsch! das A des Violoncell — und keine Saite ist da — nöthigenfalls spielt sich der Part auch auf dem D. „Nun also, wir beginnen!“ . . . putsch! der Steg an der Baßgeig. Endlich steht alles gerüstet.

Unser Oratorium beginnt tiefbrütiger Weise mit dem Urbeginne der Schöpfung, jedoch ohne Tempo und Takt, denn dazumal, wo man die Zeit weder gezählt noch gemessen, gab es keinen Taktirstock. Darum bewegt sich des Meisters Zauberstab in nur weiten, langsamen Bogen, hie und da winkend und weisend, gleichsam sie segnend — über die gläubige Schar. Das Instrumentalvorspiel schildert den Kampf der Naturelemente. Seiner philosophischen Anschauung nach gehört unser Tondichter nicht zu den Feuer-, sondern zu den Wasseranbetern, er ist Neptunist. Seines Werkes Grundelement ist also Wasser, Wasser und — wiederum Wasser. Wasser und Feuer treten in heftigen Kampf. Was sich hieraus entwickelt, das ist — wie jedermann weiß — Dunst und Dampf. Und in der That hat eine Musik nie dicker gedampft, nie dicker gedunstet.

In zwei strenggesonderten Gruppen steht die Streitmacht vertheilt: die Streicher machen das Wasser, die Bläser blasen das Feuer; die Rappler unsers Orchesters unbedingtes, unentbehrliches Urelement, hetzen und scharen. Das Wasser schlägt brausende Wogen empor, in glühenden Flammen prasselt das Feuer. Das ist musikalisch nun so dargestellt. Von seiner tiefsten Saite aus rutscht jeder Geiger mit wuchtigem Finger eine chromatische Tonleiter aufwärts bis zur Oktave und wiederholt, aber um einen Halbton höher gegriffen dieses Kunststück so lange, bis der Tonumfang seiner Geige völlig erschöpft ist: ein gleiches thun die Bläser vom höchsten Tone aus oben herunter. Durch diesen neuerfundenen „modus contrarius“ gerathen die Streiter sich bald in die Haare, ein verwickeltes Tongedränge entsteht, die Rappler geben ihr Zeichen, und so weichen die Streiter jederseits und desselben Weges zurück, um mit erneuerter Wuth, und zwar jedesmal hier um einen Halbton höher, und dort um einen Halbton tiefer das Experiment neu zu beginnen. Endlich sind wir von einem farblosen, undurchdringlichen Tonwolkenqualm gänzlich umdichtet. Das schwillt und schwallt und ballt sich endlos zusammen, um gleich zu verschwimmen; das ganze Gelling ein sich selbst umkreisendes In-, Mit- und Durcheinander ohne alle erkennbare Form. Indessen Formlosigkeit ist ja das mächtige Wort, welches der Musik eine neue Zukunft verkündet. Und diesem Grundsatze hat unser Tonsetzer allenthalben hartnäckig gehuldigt, lauter angefangene, gleich aber wieder zerschlagene Formen. Aber auch unser Orchester fühlt sich einem solchen Tonkampfgewühle am besten und zwar da am besten gewachsen, wo der Tonwirrwarr am allerärgsten. Nur schade, daß zum neuen Notensysteme mit Viertelstönen, das unser Meister erdacht, die Instrumente noch nicht ausgeführt sind. Der Eindruck wäre ein unerhört kolossaler.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

s Technisches. Bleifreie Glasuren für ordinäres Töpfergeschirr sind schon gar viele probirt worden, jedoch hat sich bis jetzt noch keine derselben ganz bewährt. So zeigten sich Geschirre mit bleifreier Glasur, welche dem polytechnischen Vereine in München vor einiger Zeit zur Prüfung übergeben waren, zu schwach glasirt und dennoch haarrissig, daher auch nicht wasserhaltend. Selbst die Geschirre, die nur innerlich bleifreie und äußerlich die gewöhnliche Glasur hatten, entsprechen nicht, während bekanntlich eine gute innere Glasur sonst allein schon genügt. Dinglers „Polytechn. Journal“ berichtet nun nach dem „Moniteur scientique“ über Richards bleifreie Glasur, welche sich bei genügender Härte sehr gut halten soll. Dieselbe ist nach folgender Vorschrift zu bereiten: Die nachgenannten Substanzen werden einzeln fein gemahlen, nämlich: 100 Gewichtstheile Soda, 80 Th. toscanische Borsäure, 13½ Th. Porzellanerde, 25 Th. Gyps, 75 Th. krystallisirter Feld-

spath, 28 Th. Quarz, 15 Th. Flußspath und soviel Braunstein, als zur gewünschten Färbung erforderlich ist. Dann werden die Pulver gut gemischt und bei passender Hitze im Ofen gefrittet. Hierauf wird die Fritte gemahlen und diese schließlich auf 46 Th. mit 11 Th. Porzellanerde und 25 Th. Feldspath, beide ebenfalls fein gemahlen, gemischt. Das Auftragen der Glasur geschieht durch Eintauchen ꝛc. der Geschirre in der sonst üblichen Weise. — C. Puscher hat sich im Nürnberger Gewerbeverein sehr günstig über die Wasserglasfarben aus der Fabrik von Bärle u. Comp. in Worms ausgesprochen. Sie lassen sich auf rohen, jedoch trockenen Kalkverputz, reines Holz (das zuvor nicht mit Oel- oder Leimfarben angestrichen war), wie auch auf reines rostfreies Eisen mit dem Schwamme oder Pinsel auftragen, decken gut, und bieten den Oelfarben gegenüber, wegen ihrer Geruchlosigkeit und ihres schnellen Trocknens manche Vortheile. Bei ihrer Billigkeit (das Pfund kostet nur ca. 9 kr.) eignen sie sich zu Anstrichen für Häuser, Fußböden, Lamperieen, Treppen, ordinäre Möbel, Korbwaaren, Papiere, Tapeten, Theaterdecorationen ꝛc. Die damit bestrichenen Gegenstände sind, wenn auch nicht vollständig, so doch in hohem Grade gegen das Verbrennen geschützt; Papier, Zeug und Holz können wenigstens nicht mehr Feuer fangen. Es lassen sich natürlich nur solche Mineralfarben mit dem Wasserglas mischen, welche durch dasselbe nicht zersetzt werden, z. B. gelbe und rothe Erde, Ocker, grüne Erde, Englischroth, Terra di Sienna, Ultramarin, Chromgelb, Chromgrün ꝛc. Inzwischen hat Puscher mit Erfolg auch einige Theerfarben zum Färben des Wasserglases benützt, wie Corallin, Ponceau und Vesuvin. Beim Bestreichen von Papier und Zeugen muß den Wasserglasfarben, wenn dieselben nicht brüchig werden sollen, etwas Glycerin zugesetzt werden. — H. Janasch in Bernburg liefert in neuerer Zeit Leitungsröhren, aus einer gebrannten, durch und durch glasigen Masse bestehend, die er Ascanialith nennt, welche dem Froste, Wasser, Säuren und Alkalien vollkommen widerstehen sollen. U. a. wurde am Harze damit eine Wasserleitung von 62,000 Fuß Länge und einer Druckhöhe von 80 Fuß ausgeführt.

— Der bekannte Metzger Duval, der Gründer der seinen Namen führenden Pariser Bouillon-Anstalten, ist vor einigen Tagen gestorben. Derselbe hatte seinen Fleischerladen in dem aristokratischen Viertel der Madeleine, und da er deshalb viel Fleisch erster Kategorie gebrauchte, so war derselbe früher genöthigt, die geringeren Sorten an die kleinen Restaurationen zu verkaufen. Dieses brachte ihn nun auf die Idee selbst eine Restauration zu billigen Preisen zu gründen und so seine geringeren Fleischsorten zu einem guten Preise anzubringen. Er miethete zu diesem Zwecke 1854 den Saal Montesquieu in der Nähe des Palais Royal, der bis dahin als öffentliches Tanzlocal untergeordneten Ranges benutzt wurde, und gründete dort sein erstes Etablissement. Die Speculation gelang vollständig, und heute giebt es in Paris 16 bis 17 größere oder kleinere Duval'sche Anstalten, die er nach und nach gründete und welche noch immer in gutem Rufe stehen, obgleich das, was sie geben, nicht mehr so preiswürdig ist, wie es anfangs der Fall war. Vor zwei Jahren verkaufte Duval seine Etablissements an eine Actien-Gesellschaft, und gerade jetzt wollte er sich mit den Millionen, die er sich erworben, zurückziehen, als ihn der Tod plötzlich ereilte. In Deutschland selbst sind die Duval'schen Bouillon Anstalten insoweit bekannt, als die Deutschen, welche nach Paris kommen, sie vielfach besuchen.

— Gegenwärtig ist in Nr. 551 auf dem Broadway in New-York ein neuer Dampfmensch ausgestellt, welcher wirklich geht und nicht nur mit den Gliedern die zum Gehen nöthigen Bewegungen macht, wie der vor zwei Jahren so viel Spectakel von sich machende Dampfmensch, der jetzt gestorben sein dürfte. Der alte Dampfmensch war zu dem Zwecke construirt, um Lasten fortzuziehen ꝛc.; der neue macht nicht derlei Ansprüche er will nichts anderes als eine interessante mechanische Construction sein, welche sich für Ausstellungen eignet. Der Dampfmensch ist die Erfindung des Hrn. Morrison und hat denselben Mechanismus fürs Gehen, wie seine Puppen, die mittelst Uhrwerk getrieben und vor einigen Jahren patentirt wurden. Der Mechanismus wird durch eine rotirende Dampfmaschine von Behrens getrieben, welche sich besser dazu eignet, wie irgend eine andere Dampfmaschine, da sie weniger Erschütterungen verursacht, und deshalb nicht so leicht das Gleichgewicht des gehenden Dampfmenschen stört. Als ein ingenidses Stück mechanischer Arbeit ist der Dampfmensch jedenfalls zu betrachten, sagt der amerikanische „Artis".

— Zur Anfertigung künstlicher Gebisse bedient man sich in Amerika seit kürzerer Zeit statt der Kautschukplatten der Collodiumplatten. Zu diesem Zweck wird die aus Schießbaumwolle bereitete Collodiumlösung in Schichten ausgegossen, die man, nachdem sie durch Verdunstung erstarrt sind, als Platten abhebt und, mit wenig Aether angefeuchtet, in einer Form zusammenpreßt, welche ihnen die Form des Gaumens giebt, dessen vorderer Rand die Zähne trägt. Statt des Zinnobers, mittelst dessen der Kautschuk röthlich gefärbt wird, bedient man sich, um die rothe Farbe des Zahnfleisches nachzuahmen, eines unschädlichen vegetabilischen Farbstoffes. Derartige künstliche Gebisse sollen leichter und dabei noch dauerhafter sein als die aus Kautschuk.

— Die neueste indische Post bringt die Kunde, daß 21 Personen von der Bemannung des englischen Schiffs „Mariana" Hungers gestorben sind. Capitän Stuart vom Schiffe „Tweed" begegnete der „Mariana", welche Nothsignale ausgesteckt hatte, am 7. Mai im 9. Grad nördl. Breite und 69. Grad östl. Länge. Er begab sich auf das Verdeck, wo sich ihm ein schauerlicher Anblick darbot. Nicht weniger als 21 Leichen lagen zerstreut umher, und der Rest der unglücklichen Mannschaft war dem Verscheiden nahe; weder Lebensmittel noch Wasser fanden sich an Bord vor. Die „Tweed" versorgte die „Mariana" mit dem Nöthigen, worauf beide Schiffe ihren Weg fortsetzten.

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

—r. Haardt, 6. Juni. Von den herrlichen Melodieen, die aus dem Zauberstabe des Directors Herrn Hamma in Neustadt hervorgegangen sind, berauscht, sitze ich hier im paradiesischen Haardt unter dem Obdach der freundlichen Familie Kaub und labe mich am friedlichen Anblicke des freien lieben Dorfes und der weiten Ebene von Worms bis Straßburg hinauf.

Fräulein Grobhöfer von Kaiserslautern entzückte im Mozart-Concerte zu Neustadt die staunenden Zuhörer; die Fräulein Gaujot von Weißenburg bewunderte ich noch beide in der Erinnerung wie zwei Nachtigallen, deren Natur wohl höher anzuschlagen sein dürfte, als die Kunst, in deren Mühe sie zu dem Parnasse hinaufgelangt sind. Welch ein Genuß für mich beseligten Bewunderer wäre es, solche Klänge im engeren Kreise zu hören, wo die feinste verhallende Schwingung der süßesten Töne nicht verloren ginge.

Frl. Fleischmann von Stuttgart, Frl. Haase von Kusel, Frl. Müller von Speyer und Hr. Lehmann von Kaiserslautern insbesondere noch höre ich hier oben auf der Haardt (bei der schlichten Familie Kaub) wunderbar in der Erinnerung. Hier auf der Höhe in Gottes Natur können die hohen und lieben Lieder erst recht nachempfunden werden.

Das Bankett mit großem Orchester, die Reveille und die Bälle scheinen nach solchen Genüssen, die der Stab des nicht genug zu schätzenden Hrn. Hamma hervorgezaubert hat, nur erfunden zu sein, um die Eindrücke der heiligen Musik erst recht zu verwischen. —

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stark.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 66. Dritter Jahrgang. 1870.

* Vereint.

Novelle von E. Diethoff.

(Schluß.)

Das junge Mädchen war bescheiden näher getreten. „Ihnen ist unwohl, mein Herr," sprach sie freundlich. „Wir haben Wein und Wasser hier oben — —"

„Ich bitte um ein Glas Wasser, mein Fräulein," sprach der junge Mann, mit Entzücken in das rosige, holde Gesicht blickend. Das Mädchen eilte fort, um das Gewünschte zu holen, aber ehe sie noch mit dem Glase zurückkehrend die Fremden erreicht hatte, war zwischen sie und diese ein Mann getreten, der rüstigen Schrittes den neuen Waldpfad hergeschritten kam. Er trug die grüne Kleidung des Jägers, seine kraftvolle Gestalt, sein frischgefärbtes Gesicht ließen ihn nicht so alt erscheinen, als der vollständig graue dichte Schnurrbart und das graue Haar es verriethen.

Er sah die Fremden und das mit dem Glase herbei kommende Mädchen. „Potz Sternenelement, Mädel!" rief er mit starker, gutlauniger Stimme. „Seit wann ist das Art in der Pfalz, daß man die Fremden mit Wasser tractirt?"

„Dem Herrn ist unwohl geworden," sagte das hübsche Kind halblaut.

„Ei, da ist Wein der rechte Medicus," lachte der alte Förster. „Willkommen, meine Herren, auf der Grafenbank! Sie kommen heute gerade recht, es fehlt uns zu unserem Feste an Gästen, denn, Paulinchen," er wandte sich zu dem Mädchen, „Pfarrers haben absagen lassen, ihr Kind ist krank geworden. Erschrecke nicht, 's ist nicht gefährlich, aber Du hättest heute für Deinen Kuchen nur die Mutter und mich als Gäste, wenn Du die beiden Herren nicht invitirest."

„Mit Vergnügen, wenn die Herren es annehmen," sprach das junge Mädchen und machte einen zierlichen Knix.

„Wer könnte einer solchen Einladung widerstehen?" sprach der junge Mann. „Aber wir fürchten — —"

„Fürchten Sie gar nichts und nehmen Sie an, schlicht und recht, wie es gemeint ist. Ah, da kommt die Mutter, sie ging noch nach des Pfarrers Kleinen sehen. Seien Sie unsere Gäste, meine Herren, es ist heute der Geburtstag meiner Frau, den wir stets auf ihrem Lieblingsplätzchen feiern. Seien Sie mir willkommen auf der Grafenbank; ich bin der Oberförster Hardwald, das ist meine Tochter Pauline, und das — —" Er wandte sich um gegen die Seite, von wo aus dem Tannendickicht eine frisch und blühend aussehende Matrone heraustrat.

„— — Das ist Antonie!" rief der alte Herr aufspringend, in tiefster Bewegung.

„Meine Frau — Sie kennen meine Frau?" fragte der Oberförster staunend.

Aber auch die Frau war vorgetreten. Die tiefste Bewegung sprach aus ihren Zügen, doch ruhig und gefaßt bot sie dem Fremden die Hand. „Seien Sie mir willkommen, lieber Freund, wenn auch der Zufall nur Sie heute heraufgeführt, so wollen wir doch glauben, es sei eine bewußte Absicht, um an einem festlichen Tage mit unseren Lieben der Tage der Jugend uns zu erinnern — —," und zu dem Oberförster sich wendend, sprach sie in der gleichen klaren ruhigen Weise: „Das ist Paul Herius, lieber Mann — —"

„So, so —," brummte der Oberförster, mit der breiten Hand über den grauen, buschigen Schnurrbart streichend und den Fremden, der ihm nun kein Fremder mehr war, mit wenig freundlichen Blicken betrachtend, denn er trug ihm die Schmerzen nach, die die so hoch gehaltene und verehrte Frau in ihrer Jugend durch ihn erlitten. Aber sich erinnernd, daß ohne diese Schmerzen die Frau wohl nie die seine geworden wäre, und von seiner zweiten Natur getrieben, bot er gleichfalls vortretend dem Manne die Hand, von dem noch immer der Bann nicht gewichen war, in welchen das Wiedersehen der Jugendgeliebten ihn versetzt hatte.

Der Consistorialrath schüttelte die dargebotene Hand, aber sein Auge ruhte auf der Frau, und nur mühsam zwang er sich zu der von ihr gebrauchten Anrede, er, der diese langen Jahre hindurch noch stets ein Anrecht auf die Geliebte glaubte gehabt zu haben. „Wir haben uns seit Jahren nimmer gesehen, und ich danke Gott, daß das erste Wiedersehen mich erkennen läßt, daß Sie eine Glückliche sind."

„Das bin ich," sprach sie mit warmem Tone und bot ihren Arm dem nebenstehenden Manne, durch dessen weiterbraunes Gesicht es zuckte und arbeitete wie eine verhaltene Rührung, welche sich gern als Aerger geben möchte. „Das bin ich, und Sie, lieber Freund, werden es wohl auch sein, da ich neben Ihnen Ihr verjüngtes Ebenbild sehe und Sie sich wohl eines trefflichen Sohnes freuen dürfen."

Der Consistorialrath blickte mit Stolz auf den Sohn, der zartfühlend zur Seite getreten war, um diese Erkennungsscene nicht zu stören, und sich nun von dem unbefangenen Mädchen alle die Dörfer nennen ließ, welche man in der Ebene sah.

„Er bildet meine ganze Familie," sprach der Geistliche. „Meine Frau starb vor zwei Jahren, zwei kleine Mädchen gingen der Mutter im Tode voran — — und Sie, Frau Antonie? — auch Ihr Ebenbild sehe ich dort neben meinem Sohne stehen."

„Ja, Pauline ist Dir wie aus dem Gesichte geschnitten," sprach der Alte, mit Wohlgefallen das blonde, weißgekleidete Mädchen betrachtend, das an dem Geländer lehnte und mit ausgestreckter Hand in die sonnige Ferne deutete. „Aber nun, werther Herr," fuhr er fort, „der Weg vom Forsthause hierher macht durstig, und auch Sie werden sich nicht besonders erquickt fühlen von dem Glase Wasser, das Paulinchen Ihnen bot. Rasch, Mädel, zeig', daß Du noch etwas anderes in den Körben hast, die Gäste sollen mit uns auf die Mutter und auf ein fröhliches Wiedersehen anstoßen."

„Von ganzem Herzen!" sprach der Consistorialrath. „Ich hätte nicht gedacht, daß dies je auf diesem Orte wieder geschehen könne, hier, wo ich meine bittersten Schmerzen durchlebt."

Erröthend wandte die Matrone sich ab, der ehrliche Forstmann aber faßte seine Hand. „Ja, es ist Ihnen hart ergangen und Niemand besser als ich kann wissen, welch' ein Schatz

Ihnen entrissen worden ist. Sehen Sie, wie ich hierher kam, da war des Pfarrers Haus das einzige, wohin ich ging. Mir war weiß Gott das Herz oft schwer und voll Sorgen, denn vier Buben hatt' ich daheim und keine Mutter dazu, die trug man zu Grabe, da der jüngste in der Wiege lag. Des Pfarrers Antonie gefiel mir, aber wo hätte ich je, ein Wittwer mit vier Kindern, daran gedacht, daß sie in ihrer Jugendblüthe mich nehmen wolle. Nun war ich wieder einmal unten im Pfarrhause, saß so vor mich still am Tisch und dachte an meinen armen Buben daheim und wie es hier so behaglich und sauber war, wo eine Mutter sorgte und ordnete mit drei Töchtern zur Seite. Da ich nicht viel zu erzählen wußte außer von der Jagd und meiner Noth mit den Haushälterinnen und Mägden, schwieg ich still und nahm ein Zeitungsblatt, das ich daheim eingesteckt hatte, und las darin, denn der Pfarrer war nicht zu Hause und die Frau in der Küche. Es stand aber nichts darin, und so legte ich es wieder auf den Tisch und stellte mich an's Fenster. Nach einer Weile kam die Pfarrerin herein und sagte: „„Ei, ei, Antonie, wir haben einen Gast und Du liesest in der Zeitung?"" Ich drehte mich nun, da stand das Mädchen mit glänzenden Augen und flammendroth vor Eifer. „„Mutter!"" rief sie, „„jetzt hab' ich gefunden, was ich bedarf, Du hast jetzt Käthchen und Lorchen zur Hilfe, für dreie ist der Arbeit zu wenig. Da steht es in der Zeitung, die Waisenanstalt zu L. sucht eine Hausmutter; ich werde mich dahin melden. Herr Oberförster, Sie lassen mir doch das Blatt?"" — „„Warum nicht,"" sagte ich, „„mit Vergnügen, aber wenn Sie eine Waisenmutter sein wollen, ich wüßte Ihnen vier Waisen, die einer Mutter bedürfen — freilich sind's vier wilde Buben und ich wäre auch noch mit in den Kauf zu nehmen —"" — — — „na was soll ich weiter sagen? Sie ist eine Mutter geworden wie keine mehr im Lande, meine vier Buben hat sie, sie allein zu Männern gemacht. Der Aelteste ist in Thalheim Pfarrer, der Jüngste im jenseitigen Bayern Forstgehilfe und die zwei Mittleren, das sind Kaufleute geworden, die ihr eigenes Geschäft haben in Bordeaux. Der Wein in Ihrem Glase, den haben sie gesandt. Ich mache mir nichts daraus, ich trinke den lieber, der im Lande wächst. Und nun stoßen Sie an, die Mutter soll leben!"

„Antonie!" flüsterte der Geistliche und trank langsam sein Glas leer. Er dachte an die harten Stunden, die er vor bald dreißig Jahren hier erlebt. Wie hatte er ahnen können, daß in Frohsinn er hier der Geliebten wieder begegnen könne und neidlos, aber nicht ohne Wehmuth, einem braven Manne ein Glück gönnen mußte, das er selbst so sehr ersehnt?

Rosig erglomm der Abend, da die kleine Gesellschaft den Waldpfad wieder einschlug. Der Oberförster ging mit den beiden jungen Leuten voran, Paul Herius und Antonie folgten nach.

Paul sprach von seinem Leben, von seiner Frau, die Jahre, viele Jahre lang krank gewesen, von ihrer Sanftmuth, ihrer demuthsvollen Güte, aber es klang immer hindurch, daß sie die Geliebte nicht war. — — „O, Antonie, warum habe ich Dir entsagen müssen? warum mußten wir scheiden?"

„Es war Gottes Wille nicht," antwortete sie sanft.

„Ich habe Jahre, Jahre lang an die Möglichkeit einer Vereinigung mit Dir wieder gedacht — bis noch vor wenig Stunden," setzte er leise ihr nicht vernehmlich hinzu.

Sie legte sanft die Hand auf seinen Arm. „Stören wir uns den Frieden unseres Abends nicht, indem wir nutzlos die Sonne zurückrufen wollen, die uns ein paar Morgenstunden erhellte. Blicken Sie nicht rückwärts, mein Freund, vorwärts liegen unsere Hoffnungen," und sie wies auf die beiden voranwandelnden jungen Leute, welche in eifrigem Gespräch begriffen schienen, während der alte Forstmann behaglich seine Pfeife schmauchend an einem sauber aufgesetzten Klafter Scheitholz lehnte, um den Consistorialrath und seine Frau zu erwarten.

„Ja, das ist es!" rief jetzt der Geistliche mit all' der Lebhaftigkeit, welche früher Paul Herius so unwiderstehlich gemacht hatte. „Das ist es, theuere Freundin! Sie haben es ahnend gefunden, die Möglichkeit, wie wir vereint sein können, daß wir in gemeinsamer Elternfreude auf unsere Kinder blicken können. Nehmen Sie meinen Anton als Sohn und geben Sie mir dafür Ihre Pauline als Tochter. Indem wir beide Kinder vereinigen, sind auch wir vereint."

Die Frau stand betroffen still, aber ein seliges Lächeln glitt über ihr noch immer so anmuthiges Gesicht. Der Oberförster aber rief: „Bei meiner armen Seele, das ist ein Vorschlag, der sich hören läßt, und ich glaube, ich glaube," er nahm bei diesen Worten die Pfeife aus dem Munde und deutete auf das vorangegangene Paar, das nun stillstehend sich umgewendet hatte, „ich glaube, diese Beiden haben am wenigstens etwas dawider, daß auf diese Weise die Vereinigung einer alten Liebe zur Wahrheit wird."

Und sie hatten in der That nichts dawider, denn ehe der Herbst nochmals in's Land kam, trat eine Braut aus dem Forsthause hervor den Weg zur Kirche an, eine Braut, die glücklicher war, als die beiden Mütter es an diesem Tage gewesen.

Aus musikalischer Welt.

(Fortsetzung.)

Also dauert's eine Weile noch fort. Unterdessen geht den Bläsern der Wind aus und der Sieg bleibt — dem Wasser. Alles hat sich in Wasser verwandelt, und vor uns aufthut sich das Meer, ein glattes, weites, unabsehbares Meer. Was dem Auge das Unabsehbare — das ist das Unaufhörbare dem Ohr. Unaufhörbar musizirt also unser unabsehbares Meer: ein einförmig leises, spinnradartiges Summen erwirkt, von der Violine hochoben am Stege und — um zugleich das Unabsehbare des Tonumfanges zu symbolisiren — auf der Untersaite des Basses. Indessen des Oratoriums Hauptfigur, der große Meerfisch soll doch auch vorgedeutet sein, jedoch noch unter das Wasser geduckt, denn naß muß er bleiben: während das Meer noch fortmusizirt, übernimmt das die Pauke in einem an- und abschwellenden schnurrenden Triller. Man hört, wie der Riesenfisch kommt, wie er Wellen schlägt, wie er sich sprudelt und pudelt, sich lustig herumwälzt, schließlich sich beugt und wieder verschwindet. Ein Puff — und

Ein anderes Bild. Nun erscheint Land. Und das Land ist eine unabsehbare, sandige Wüste. Aber auch den Sand, den dürren Flugsand der Wüste malt unsere Musik unübertrefflich: das geschieht durch eine geheime neue Hantirung, die uns gemahnt, als überreibe ein Kehrbesen die Fläche der Trommel, während die allgewandte Violine die Hitze darzittert. Nach und nach geht das Wachsthum vor sich und — das Gras „hört" man wachsen in überraschenden Tonfigurationen. Grüne Wiesen erscheinen, lichte Auen, schattige Wälder — und der klare Himmelsbogen umspannt schützend und schirmend das duftige Land wie eine Glashalbkugel den —. Der Frühling ist gekommen und die dumpfträumende Welt zum Leben erwacht: es regt und bewegt sich alles ungefußte, geflohte, geflügelte, alles zwei- und vierbeinige Gethier; man hört durcheinander sum-

men, surren, schwirren, schwippern, girren, gurren, grummen, brummen, brüllen, blöcken, bellen, miauzen, meckern, muhen, wiehern, pfeifen, zwitschern, zirpen — kurzum Stimmen aller Farben und Formen. Aufgegangen ist die Welt in lauter Klang. Und der Sommer folgt nach, der schwüle Sommer, wo man schwitzt, und wirklich — der sauere Schweiß seiner Arbeit — das sei inzwischen gemeldet — trieft nur so herab von den Tönen des Meisters. Auch Herbst und Winter bleiben nicht aus. Indessen um alles das zu erschauen, zu genießen und dankbar zu preisen erscheint schließlich der Schöpfung erstes Prachtexemplar — der Herr Adam und neben ihm sein holdseliges Ehegespons, seiner eigenen Rippe vollreife Frucht. Und somit ist das letzte Rad eingesetzt in das Uhrwerk der Schöpfung. Die aufgezogene Uhr, die Geschichte beginnt, und inzwischen stellt sich auch etwas ein von Tempo und Takt, geschlagen von einer höheren Hand. Geschlechter kommen und gehen, und sie kommen in immer neuen, aber doppelt vermehrten Auflagen. Endlich wird der Menschen Geschlecht so zahlreich wie „der Sand am Meer". Das Vorspiel hat nun seinen Kreislauf vollendet, und wie zu Anfang hört man auch jetzt noch musikalisches Wasser und musikalischen Sand. Das Alles war aber nur Vorbereitung, bis wir gelangt sind zu Jonas, der da heißet „der große Prophet."

Des Werkes Hauptabtheilung hebt nun an — Musik und Text, die Sänger stehen bereit, der Jungfrauen anmuthige Schar hat sich erhoben. Die eben vorliegende Piece bedarf besonderer Aufmerksamkeit, denn das wechselnde Tempo ist sehr kitzelig. Anfangs geht es ganz leidlich, die Freude malt sich auf des Meisters Zügen. Aber du grundgütiger Himmel! . . unser alter Paukist, seit kurzem in die Primadonna vernarrt, sieht mehr auf die Köpfe der Damen als auf die Köpfe der Noten: der verzählt sich beständig und übertrommelt dem armen Meister gerade sein Allerbestes im Stück, nämlich die plötzlich eintretende Pause; oder er hämmert herzhaft und gottlos hinein in das lautlich-quellende, wellende, schwellende Frühlingspiano der Geigen; oder er paukirt, wo man paukirt, vorab an jenen Kraftstellen, worauf unser Tondichter den Hauptdruckdrauf gesetzt hat. Anderen begegnet wieder anderes. Dem holdseligen Violinisten, der in seinem Duett mit der Klarinette liebäugelt und schier bis zur Umarmung gelangt ist, springt auf einmal das Herz — wollt' sagen — die Saite. Der Klarinettist hingegen umschlägt zwei Blätter auf einmal. Die zweite Geige läuft Sturmschritt, während die Bratsche hinkend sich nachschleppt. Dem schmalen Bassisten dort drüben putzt mitten im eifrigsten Schaben — an besonders markirter Stelle — der dienstfertige Diener das Licht aus. Noch eines. Eben girrt unser erster Flötist sein langersehntes, langgehätscheltes Trillersolo, und das schmeichelt sich ein so zart, so weich und so süß . . . putsch! da platzt plötzlich die Prise, so einer vorsorglich noch während des Stimmens geschnupft. Und wer? das ist ja der neue dicke Trompeter, der Mann von der Embouchure, der Augapfel der Damen! Dort steht er großmächtig und niest, und niest und übernetzt schier das ganze Orchester. Sein träumender Nachbar, der aufgeschreckte Paukist, ruft ihm selbstvergessen und laut ein „Prosit" hinüber. So kommt nun Unglück auf Unglück, und unser armer Kapellmeister, der sich so sehr abgeplagt, hat nun entschiedenes Pech. Was er auch anfängt — es geht halt nichts mehr zusammen. Immer ein neuer Zustoß, von dem man nicht weiß, hat ihn ein Schick- oder ein Tückfal verhängt. Also haben sie noch bis tief in die Nacht musizirt, aber auch der Mond, der heute besonders freundlich durch die Fenster gelacht, ist schläfrig geworden, legt sich nieder und überdeckt sich mit Wolken. Jammerschade um den gehofften Genuß, denn das Ganze erschien als ein in seiner Art neues einziges Werk, wie solches kaum erahnt werden konnte. Auch der leiteste, dürrste Gedanke hat sich hier in Musik versleischt. Der Wille des Orchesters war diesmal wol gut, aber das Fleisch war schwach. Das bereits angesetzte Konzert muß aus- oder ganz abgesetzt werden, und der unglückliche Meister, wäre er nicht schon tiefsinnig von selber, auf solche Erfahrungen hin wäre es wirklich geworden.

Also gibt sich die noch leidliche Seite zwischen Dirigent und Orchester, wenigstens aus der Vogelschau betrachtet ist sie nicht ohne komische Wirkung. Wehe aber dem Dirigenten, wenn er streng ist und auf Pünktlichkeit hält, auf Pünktlichkeit nicht blos im Abspielen der Noten, sondern auch im rechtzeitigen Kommen. Wehe dem Tyrannen, so ein weisendes Wort seinem Munde entfährt! Haucht halbverzweifelt er einen etwas mehr als gelind an, zumal in der Hauptprobe selbst: dann brütet so ein zartbesaitetes Künstlergemüth Rache und schürt — wenn nur irgend Erfolg in Aussicht — an einer geheimen Verschwörung. Und wer steht dafür, ob der Gekränkte nicht noch unmittelbar vor dem Konzerte — zumal wenn er unentbehrlich sich weiß — dem Vereine ausfteht.

Ungefähr so ist der Zustand noch manchen Orchesters; so sind die Leute, die da musiziren, so eines Kapellmeisters Leiden und Freuden, so ist mancher Kapellmeister selbst mit der Schrulle — etwas Urneues zu bringen. Wir sehen hier unsers musikalischen Treibens und Reibens ein Bild, dessen Zeichnung und Färdung, wie bemerkt, vergangenen Tagen und verschiedenen Orten entlehnt ist. Doch die Hoffnung zum Besserwerden besteht. Man fühlt, daß zur musikalischen Bildung unserer Gesellschaft der Gesang allein nimmer ausreicht, und daß in größeren Städten der Pfalz die Ausführung eines mehr als gewöhnlichen Orchestertonwerkes sich ermöglichen soll ohne auswärtige Verstärkung. Denn es steht noch dahin, ob das bevorstehende allgemeine pfälzische Musikfest, ganz abgesehen von den Solisten, durch eigene Kräfte allein ausgeführt werden kann. Allerdings ein Armuthszeugniß für ein sonst so hellsichtiges, fortschrittliches Volk. Wol hat es schönere Tage gegeben, damals aber gingen auch die Ansprüche an eine Musikaufführung nicht so hoch wie heute, wo jeder gebildete Mensch Gelegenheit findet, Vollendetes auswärts zu hören. Uebrigens scheint mit dem wachsenden Nützlichkeitstriebe der Zeit auch des Volkes Schönsinn zu leiden. Soll aber das Volksleben sich nach und nach harmonisch gestalten, so darf die Musik und zwar die Instrumentalmusik als solche nicht im Hintergrund bleiben. Vorläufig also hole und verwende man Kräfte, wo sie zu finden, und das noch so lange, bis unser musikalischer Nachwuchs sich einmal gekräftigt hat. Für einen solchen sollte jetzt schon gesorgt sein. Indessen ist in diesen Blättern diese Frage schon öfters angedeutet und hoffentlich nicht ohne Erfolg. Haben nun die Cäcilianer von Speyer sich durch auswärtige Musikkräfte ergänzt, so sollen andere Vereine ein Gleiches thun. Nicht allein das Orchester wird dabei nur gewinnen, sondern es hat die musikfreundliche Zuhörerschaft selbst um so größeren Genuß.

Früher hielt die „Liedertafel" von Speier, deren Ruhm unter L. Heydenreich's feinfühliger Leitung bereits auch außer der Pfalz festgestellt ist, mit dem „Cäcilienvereine" in Eintracht zusammen. Allein ein eigenes Ding, daß gerade die Musik, das Tonbildzeichen der Eintracht, ihre Priester im Leben entzweit. In keinem Stande bestehen vielleicht so viele Reibereien, als bei den Musikanten. Wie ist das erklärlich? Hat man zuviel und zulange „Eintracht" geblasen und gestrichen, getrommelt und gepfiffen, so darf auch die Gegenbewegung, der modus contrarius nicht fehlen, und der Anläße hiezu gibt es im Verkehre ja immer. Eine Hauptrolle spielt hier aber der Ehrgeiz, welcher in einer musikalischen Seele gar nicht aufkommen sollte.

Also ein Riß zwischen Liedertafel und Cäcilienverein, und zwar — wie manche behaupten — ein auf immer unflickbarer Riß! Jede Partei streitet mit ihren schneidigsten Waffen. Die Künstler der Liedertafel pochen auf die Kraft und die Macht ihrer Masse: der h. Cäcilie Schirmlinge hingegen behaupten: zu unserm Handwerk gehört einmal Talent und Geschick, auch Fleis und Geduld! Soll ein Instrument nur halberträglich erklingen, dann kostet es sauere Uebung; und das Vereinspiel im Orchester kostet erst recht noch besonderen Fleiß. Und wie dem auch sei, immerhin sind der wirklichen Chorsänger dutzend-, ja schockmal mehr auf der Welt als wirkliche

Musikanten. Und uns Leute stampft man nicht so aus der Erde heraus! Lassen wir aber die Ausfechtung des Streites den beiden Parteien. Die Liedertafel soll fortbestehen, und der Cäcilienverein auch, und zwar nicht in-, sondern hübsch nebeneinander. Eine Wiederverschmelzung der beiden Vereine ist meiner unmaßgeblichen Anschauung nach gar nicht geboten. Ein jeder Theil mache wie bisher nur so fort. Im Gegentheile: der gegenseitige Wettstreit um den Preis der Anerkennung, wenn jedes Heerlager seine besten Kräfte anstrengt, kommt jedem zu gut; namentlich haben die Musikfreunde alle Ursache im Herzen dafür dankbar zu sein.

Doch endlich zur Sache. Der Cäcilienverein gibt seiner zahlreichen Mitgliederschaft jeden Winter in der Regel sechs Konzerte, darunter mindestens zwei große, wobei Symphonien und sonstige Instrumentalwerke, selbst auch Oratorien mit gemischtem Chore zur Ausführung kommen. Die diesjährige Auswahl war nicht allein mannigfaltig und geschmackvoll, sie bot auch den edelsten Genuß. Tonstücke älterer und neuerer Zeit, nach Geist und Richtung unendlich verschieden, wurden mitaufgenommen, um jedem Musikfreunde für seinen Sondergeschmack etwas Besonderes zu bieten. So zeigt sich die Summe des Ausgeführten als ein umfassendes, lebenreiches, zugleich belehrendes Bild über den Reichthum musikalischen Geistes, ganz geeignet, den Entfaltgang musikalischer Kunst in kleinem Rahmen verfolgen zu können.

Die kleineren Konzerte brachten von Kammermusik folgende, mitunter klassische Stücke: Streichquartett in D, op. 611. Nr. 1 von J. Haydn, ausgeführt von den Herren K. Dafferner, Schäfer, Wyrott und Jacob. — Serenade, Streichtrio von L. v. Beethoven (Dafferner, Wyrott und Jacob). — Cellquartett von Paqué (Wyrott, Jacob, Hornberger und Schäfer). — Walter's Preislied aus den Meistersingern von Richard Wagner, für Cello (Jacob) mit Streichorchester (doppelt besetzt).

In den geistigen Inhalt all dieser nach Gehalt und Gestalt so sehr verschiedenen Tonstücke hier näher einzugehen, oder ihre musikalische Bedeutsamkeit in der Entwickelung der Musik überhaupt zu ermessen, das führte uns offenbar zu weit. Genug, jeder der Mitspieler fand und benutzte die Gelegenheit, seine eigene Auffassung in seiner eigenen Spielweise zur Geltung zu bringen, ohne jedoch die nothwendige Einheit und Zusammenwirkung des Vereinsspieles zu beeinträchtigen. Bei aller Freiheit die gebotene Unterordnung unter das harmonische Gesetz war der Grundsatz, den unsere wackeren Spieler mit möglichster Ausdauer befolgten. Der Gesammterfolg war, wenn man die besonderen Verhältnisse erwägt, befriedigend in hohem Grade. Kaum besteht in der Pfalz ein Orchester, was vier oder auch fünf ganz tüchtige Cellisten aufzeigt, und ist es nur der innigste Wunsch: mögen diese Wettstreiter auf dem Felde der Musik wie bisher so auch für alle Zukunft zusammenbleiben: denn ein fertiges, spielbereites Streichquartett bleibt immerhin ein schätzbarer Ersatz für die Zeit der musikalischen Noth. — Ferner wurden vorgetragen L. v. Beethoven's Trio, op. 97 für Piano, Violine und Cello (A. Wolfer, Dafferner und Wyrott) und ein solches von Hummel. —

Der gemischte Singchor — bestehend aus Damen und einigen Herren von Speier, sowie den wackeren, allezeit zur Unterstützung bereiten Schulseminaristen — brachte ein lieblich anmuthendes Volkslied „die Vöglein" von Julius Maier, und „die Heimat" von Kücken, in angemessenster Weise zur Ausführung. — Eine zarte, in der Stimmführung geistvoll behandelte Motette für weibliche Stimmen von F. Mendelssohn-Bartholdy, mit Begleitung des Harmonium, Cello und Contrabasses, und geleitet von Kapellmeister Dr. Mück, übte eine tiefeingreifende Wirkung. In anderer, aber mächtiger Weise wirkte eine klargearbeitete Motette für Chor und Orchester von J. Haydn.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— Am 5. Juni Abends ist in Berlin der Professor an der königl. Akademie der Künste, Fr. Wilh. Gubitz im Alter von 85 Jahren verstorben. Als Meister der Holzschneidekunst, Herausgeber des „Gesellschafter" und des Gubitz'schen Kalenders, hat er sich auch weit über die Grenzen der Hauptstadt an der Spree hinaus einen rühmlichen Namen erworben.

— Die aeronautische Gesellschaft in London hielt jüngst eine Versammlung unter Vorsitz des bei der Sternwarte in Greenwich thätigen bekannten Luftschiffers Glaisher. In einem der gehaltenen Vorträge wurde die kühne Hoffnung ausgesprochen, daß über kurz oder lang der Mensch dem Geschick nicht entgehen werde, „ein fliegendes Thier" zu werden, und daß man einst den Engländern auf der Schule eben so regelmäßig Unterricht im Fliegen geben werde, als man dies auf deutschen Schulen mit der Schwimmkunst zu thun gewohnt sei. Ein Anderer beschrieb Experimente mit einer Luft-Velocipede, auf dem System der Schiffsschraube regulirt, die ein Volumen Luft, wie erstere das Wasser zu verarbeiten veranlaßt werde. Es käme Vieles auf den ersten Anlauf an, — ein Velocipedist könne mit Hilfe eines Ballons zehn englische Meilen in der Stunde auf ebener Bahn zurücklegen, und es komme dann nur auf „graduelle Erleichterung" an, um ihn zuletzt durch die Luft kutschiren zu machen. Durch auf der Tafel gezeichnete Diagramme überzeugte der gelehrte Redner seine Zuhörer „so viel als möglich" von der praktischen Ausführbarkeit des Problems. Ein dritter Redner verbreitet sich über die Vorzüge der — „Geduld" in dieser wie in anderen „schwebenden Fragen".

Homonyme.

Und zögen sie, die Riesen, alle hin
Und ließen nur zurück die öde Heide,
Den kahlen Hügel, kaum noch Ziegenweide:
Mir käme solches nimmer in den Sinn.

Ich halte Stand bis auf den letzten Mann;
Und kann ich auch den Berg in allen Stücken,
Wie sich's gebührt, mit hoher Pracht nicht schmücken,
Will ich doch thun, was ich nicht lassen kann.

Ich lebe kümmerlich und werde dennoch alt;
Und muß ich auch als Krüpp'l oftmals kriechen
Und mich an harte Felsenwände schmiegen:
Von weitem glaubst Du doch an einen Wald.

In anderer Bedeutung wohl bekannt
Bin ich Dir, Freund und Leser dieser Zeilen:
Wer würde denn die Speisen Dir zertheilen
Wär' ich mit meiner Schaar Dir nicht zur Hand?

Und nicht bei Dir allein bin ich zu Hauf',
Bei allen Thieren und zumal den großen.
Als Körpertheile bild' ich oft die bloßen
Und kampfbereiten; stets zu Schreck und Graus.

Doch eingehüllt, ein reizend Halboval,
Das sich an rosenfarb'ne Rundung schmieget
Und an die Stelle, die so süß oft lüget:
Bereite ich Dir kaum des Unmuths Qual.

Δ

Auflösung der Homonyme in Nr. 61:
Thor.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 67. Dritter Jahrgang. 1870.

* An Bord des „Imperial“.

Ein Erlebniß.

Von L. DuBois.

Nie in meinem Leben werde ich jenen Abend vergessen, den ich vor längerer Zeit — im Jahre 1863 — auf den breiten und schimmernden Wassern des Mississippi zubrachte! Der drückend schwüle Tag war endlich zur Neige gegangen, und als mit der sinkenden Abenddämmerung die erschlafften Lebensgeister der Passagiere erwachten, versammelte sich unwillkürlich Alles unter dem Zelte des Piloten zu geselliger Unterhaltung, ohne selbst an die Gefahren zu denken, welche uns von den grünen und blumigen Ufern des Flusses aus bedrohten.

Deutlich liegt noch das Bild jenes Abends vor mir. Der Lootse stand an seinem Rade, anscheinend nur mit der Leitung des Schiffes beschäftigt, während jedoch ein leichtes Lächeln verrieth, daß er der munteren Unterhaltung ein aufmerksames Ohr lieh. Die Wasserfläche unter uns glühte in jenem eigenthümlich röthlichen Scheine, den man nur auf dem Mississippi beim Sonnenuntergang wahrnehmen kann; purpurne Schatten mischten sich in das Gold und die Carminfarbe der Ufer, und das eintönige, aber wohlklingende Schlagen der Wellen verband sich damit, um der allgemeinen Stimmung einen schwärmerischen Anstrich zu geben.

Unsere Gesellschaft war zahlreich und das kleine Lootsenzelt fast ganz gefüllt. Der Capitain saß neben mir, geduldig die Guitarre im Arme haltend, welche er absichtlich aus der Kajüte herauf geholt hatte, während sein Secretär der ihm gegenüber sitzenden hübschen jungen Frau eines Officiers eine Geschichte erzählte, der die Anderen ebenfalls mit Spannung zuhörten. Als sie geendet war, wurde fast einstimmig ein Gesang in Vorschlag gebracht.

Ich fühlte mich nicht gerade aufgelegt zum Singen, allein der schöne, romantische Abend machte mich nachgiebig. Die Guitarre ergreifend, trug ich ein Liedchen aus „La Traviata“ vor, welches so allgemeinen Beifall fand, daß mein Schicksal für jenen Abend besiegelt war. Duette und Trios folgten, und alle Herzen wurden immer wärmer und wärmer. Die Sonne war versunken, die Nacht angebrochen, und der bleiche Mond stieg langsam über der stillen Erde auf, während der Klang unserer Stimmen, sich mit dem Rauschen der Wellen mischend, hier und dort ein fernes Echo am Ufer weckte. Allmählich überließ ich das Singen Anderen und begleitete nur auf der Guitarre, bis auch meine Finger erlahmten und ich erschöpft das Instrument sinken ließ.

„Ich danke Ihnen, Miß,“ sagte der Lootse mit einem tiefen Athemzuge stillen Genusses zu mir, als Gesang und Spiel verklungen waren. „Ich habe manchen Abend auf diesem Strome verlebt, aber nie einen so schönen und genußreichen, wie den heutigen. Wer weiß, ob ich einen ähnlichen wieder erlebe, — er wird mir ewig unvergeßlich sein!“

In Ton und Worten lag etwas Düsteres, gleichsam Prophetisches, das mich seltsam berührte. Während das Dampfboot eine Schwenkung machte, fiel das Mondlicht auf das Gesicht des Mannes, und ich sah in seinen dunkelen Augen einen ernsten, wehmüthigen Ausdruck. Als ihr Blick jedoch dem meinigen begegnete, lächelte er und ließ ihn wieder auf die Guitarre fallen.

„Daß ein so kleines Ding so großen Genuß gewähren kann!“ sagte er.

„Wir verdanken oft unsere besten Genüsse sehr geringfügigen Gegenständen,“ erwiderte ich.

„Ja, das ist wahr. Noch vor wenigen Augenblicken brachte es beinahe Thränen in meine Augen, und jetzt liegt es stumm und leblos da,“ versetzte er seufzend.

Plötzlich erscholl ein heiteres Lachen, und der Capitain richtete seine blauen Augen mit schelmischem Blicke auf den gebräunten Lootsen.

„Wie, sentimental, Powell?“ rief er. „Mann, was ist mit Euch los? Das ist doch sonst nicht Euere Schwäche.“

„Ich weiß nicht,“ antwortete der Lootse lachend. „Es muß wohl von dem Einfluß der Gesellschaft kommen, in der ich mich befinde.“

„Ganz recht,“ bemerkte die hübsche kleine Officiersfrau gegenüber, deren Gatte sie in Memphis erwartete. „Wissen Sie denn nicht, Herr Capitain, daß die Dame an Ihrer Seite eine Schriftstellerin ist? Wir müssen uns Alle in Acht nehmen, denn wer weiß, wie bald wir uns sämmtlich irgendwo geschildert lesen.“

Ich lachte und erröthete vielleicht auch etwas, aber dachte bei mir, daß sie nichts zu fürchten hätten. Ach, wie wenig ahnte das schöne junge Wesen, wie bald und unter welchen traurigen Umständen ihr Name in allen öffentlichen Blättern genannt werden sollte!

„Können Sie auch Geschichten eben so gut erzählen, wie Sie dieselben schreiben?“ fragte mich hierauf der Capitain.

„Ich weiß es nicht. Meine jüngeren Geschwister daheim, wenn sie sich in der Dämmerung um mich drängten, dachten es.

„Kinder sind gute Kritiker, und ich, meinerseits, hege eine eben so große Vorliebe für hübsche Geschichten, wie sie. Meine Herrschaften, ich stimme für eine Erzählung. Was meinen Sie?“

„Ja, eine Erzählung, eine Erzählung!“ wiederholte die ganze Gesellschaft, ihre Blicke auf mich richtend.

Es war mir nicht gerade sehr angenehm, zur allgemeinen Unterhalterin erwählt zu werden, allein die Stimmung von uns Allen war so heiter, daß ich sie durch nichts stören mochte und mich fügte.

„Unter einer Bedingung will ich Ihrem Wunsche entsprechen,“ sagte ich. „Sie müssen der Wahrheit dessen, was ich erzählen werde, vollen Glauben schenken und mich gleichwohl nicht für abergläubig halten. Meine Geschichte wird höchst wunderbar sein.“

„O, natürlich wollen wir Alles glauben und werden dessen ungeachtet weit entfernt sein, Sie für abergläubig zu halten,“ versicherte der Capitain in scherzhaftem Tone. „Bitte, fangen Sie an.“

Ich ließ den leisen Spott, der in seiner Ausdrucksweise

lag, unbeachtet und begann die Schilderung eines nach meiner Meinung höchst seltsamen Erlebnisses aus meiner Jugend.

„Ich war noch ein sehr junges Mädchen, kaum zehn Jahre alt, als mir das begegnete, was ich Ihnen erzählen will. Im Voraus bemerke ich nur, daß ich von Natur nie furchtsam war und von Jugend auf über sogenannte Gespenstergeschichten immer nur lachte, indem ich die Ueberzeugung hegte, daß für alle wunderbaren und anscheinend unerklärlichen Erscheinungen bei genauerer Untersuchung eine natürliche Lösung zu finden sein müsse.

„Eines Abends war unser Haus gefüllt von Gästen aus der Umgegend, welche nach unserer kleinen Stadt gekommen waren, um einer großen daselbst stattfindenden Methodistenversammlung beizuwohnen. Alle Räume des Hauses waren deshalb in Anspruch genommen, und ich hatte in Folge dessen auch das mir seit einiger Zeit angewiesene besondere kleine Schlafzimmer verlassen müssen, um das meiner Schwester zu theilen. Letzteres befand sich dicht an der Treppe des Hausflurs im zweiten Stockwerke und erhielt von den unten befindlichen Gaslampen helles Licht.

„Unsere ganze Familie besuchte an jenem Abende die Kirche, mit alleiniger Ausnahme meiner Mutter, welche zu Hause blieb, um meinen erkrankten jüngeren Bruder Edward zu pflegen. Der Gottesdienst fesselte meine Aufmerksamkeit in hohem Grade. Als er zu Ende war, schlich ich mich von den Anderen weg und eilte ihnen voraus nach Hause, wo ich mich in einer tiefen, von Vorhängen verdeckten Fensternische verbarg, um über das, was ich in der Kirche gesehen und gehört hatte, nachzudenken. Niemand entdeckte mich in meinem Versteck, und so blieb ich darin, bis alle Personen des Hauses sich zu Bett begeben hatten und nur meine Mutter im Krankenzimmer des Brüderchens noch auf war. Erst dann schlich ich mich leise hinauf nach der Schlafstube meiner Schwester Lilly.

„Als ich die Thür öffnete, fiel von den unten im Hausflur noch brennenden Lampen ein heller Schein auf den Fußboden des Zimmers. Da Lilly ihr Licht verlöscht hatte, ließ ich die Thür offen, um zu sehen, wohin ich meine Kleider legte, und warf mich dann gedankenlos in das Bett. Meine Schwester schlief fest; sie hatte mich nicht gehört, da ich jedes Geräusch vermieden hatte. Erst als ich den Kopf auf das Kissen legte, fiel mir die noch offene Thür ein.

„„O, wie dumm,“ rief ich, „die Thür aufzulassen und nun noch einmal aufstehen zu müssen!“

„Im nächsten Augenblicke wäre ich wieder aus dem Bett gewesen, wenn mich nicht eine plötzliche Wahrnehmung daran verhindert hätte. Es erschien nämlich eine große Katze auf der Thürschwelle, schritt durch den Lichtschein und blieb in der Dunkelheit stehen. Sie schien mir zahllose Augen zu haben, die ich staunend betrachtete, aber ohne Furcht dabei zu empfinden. Ich mußte über das seltsame Thier im Stillen sogar lachen. Noch nie hatte ich eine Katze von dieser Größe gesehen, und noch viel weniger eine mit so vielen Augen. Während ich sie jedoch verwundert anstarrte, verschwand sie plötzlich, ohne wieder durch die Thür gegangen zu sein.

„Als ich sodann aufstand, um die Thür zuzumachen, hörte ich das Schreien meines kleinen Bruders im Zimmer meiner Mutter. Sie hatte die Wärterin für die Nacht nach Hause gehen lassen, und indem ich deshalb glaubte, daß sie bei dem kranken Kinde meines Beistandes bedürfen möchte, ging ich hinab in das Zimmer. Sie saß in einem Lehnstuhle, bemüht, den Knaben wieder in Schlaf zu lullen. Ich sagte ihr, weshalb ich komme, und setzte mich an den Kamin, in dem ein behagliches Feuer brannte. Der Kleine schlummerte bald wieder ein und wurde ins Bett gelegt, worauf meine Mutter ihren Sitz ebenfalls an das Feuer zog. Sie schien sehr ermüdet und niedergeschlagen zu sein und kaum meine Anwesenheit zu beachten.

(Fortsetzung folgt.)

Aus musikalischer Welt.

(Schluß.)

Im Einzelgesang hob sich besonders hervor eine Arie für Bariton von A. Lortzing. Leopold Müller aus Speier, ein junger Mann, der unter Dr. Muck's ersprießlicher Leitung seine musikalischen Studien macht, erfreut sich einer prächtigen, kraft- und klangvollen, volanmuthenden Stimme, und verspricht mit der Zeit ein sehr tüchtiger Gesangkünstler zu werden. Denn mit jedem Besuche in seiner Heimath bemerkt man einen erheblichen Fortschritt. Sind auch noch einzelne Tonfarben auszugleichen, und ist noch manches in Ansatz, in der Aussprache noch nicht vollkommen erreicht, so bewährt sich unser Sänger schon jetzt als ein sehr brauchbarer Künstler, der bei dem wirklichen Mangel an tauglichen Kräften eine schöne Laufbahn sich gründet. — Ferner waren zu hören zwei Lieder für Sopran von Franz Schubert, befriedigend vorgetragen von Fräulein Müller in Speier; — zwei Lieder von Schumann und Taubert, gesungen von Frau Wertenson in Speier, welche mit schöner Altstimme einen feinausgebildeten, warmen Vortrag verbindet. Lieutenant Hanfstängel (Bariton) sang mit Beifall den „Deserteur“ von Heiser und „Nach und nach“ von Holdermann; Lieutenant Simon aus Landau eine Arie von Lachner und zwei kleinere Lieder. Simon's Tenor ist nicht besonders ausgiebig, aber von angenehmem Charakter, die Weise des Vortrages zeugt von Gewandtheit und guter musikalischer Schule.

Das Klavier wurde vertreten durch Fräulein Brandstetter in Speier mit einer „Nocturne“ von Chopin und einem „Ständchen“ von Franz Liszt, beides Tonstücke, womit die erstangekommene Debutantin sich auf das Beste empfahl. Bedeutender, wolgeschulter Fertigkeit gesellt sich ein feingewiegter Geschmack, so daß unsere Pianistin ihre schwierige Aufgabe nach allen Seiten erfüllte.

Endlich und vor allen zu nennen ist Anton Wolfer mit Präludium und Fuge in F-moll von Händel, den „Moments musicals“ von Franz Schubert und einer „Etude“ von Franz Liszt. Ueber Wolfer's Spiel ist bereits in diesen Blättern Rühmliches gemeldet. Der unermüdlich fort- und emporstrebende Künstler hat aber unter der Zeit mächtige Fortschritte gemacht, sein ganzes musikalisches Wesen hat sich bedeutend gehoben. Der Fortschritt auf dem Hammerinstrumente, dem Klavier, wird uns viel schwerer als auf den gestrichenen und geblasenen Musikinstrumenten. Dem Klavier fehlt einmal das unmittelbar Bestechliche des Tones und der ganzen Spielweise, und es gehört schon eine ungemeine Kunstübung und Ausdauer dazu, um durch bloßen mechanischen Anschlag den Klavierton zu schattiren in Kraft wie in Farbe. Wolfer hat sich nunmehr vieles errungen in äußerer Fertigkeit, in Brillanz, in Eleganz und wie alle die modernen Meißeigenschaften heißen, nicht minder an innigem Verständniß, an der musikalischen Interpretation.

Und gerade ist das sein edles Bestreben, inmitten der vielfältigen Sucht nach äußerlich überraschenden Erfolgen seine echt künstlerische Stellung rein und würdig zu wahren. Wolfer ist ein allseitiger Künstler. Seine gründliche theoretische Bildung erleichtert ihm die praktische Ausführung. Er spielt darum die

älteren Klassiker mit derselben richtigen Auffassung als die neuesten Meister. Er weiß sich aber eher nicht fertig mit dem Studium eines Tonstückes, als bis er dessen innerstes Wesen, den eigenartigen Charakter richtig erfaßt und lebendig gemacht hat in seinem eigenen Spiele. Eine solche Aufgabe ist groß und umfassend, darum des Künstlers Fleiß um so größer. Ein erfreuliches Zeugniß von alledem hat Wolfer in seinem letzten, dem „Abschiedskonzerte" gegeben. Neben anderen und zwar den schwierigsten Klavierstücken neuester Zeit spielte Konzertant auch L. v. Beethovens gewaltige „Große Sonate für das Hammerwerk" in B, op. 106, eine Tondichtung, welche nur höchst selten zum öffentlichen Vortrage kommt, an welche auch nur die größten Meister der Neuzeit sich wagen. Das Tonwerk hat, wie alle die Schöpfungen Beethoven's aus letzter Periode, ein ganz eigenthümliches, scheinbar verworrenes Gepräge, und bedarf es schon mehrmaligen Hörens, um über des Tondichters Intensionen sich nur etwas Klarheit zu verschaffen. Was damit vorgestellt sein soll, das wollen wir gar nicht betupfen. Aber in den schnellen Zeitmaßen jagen die musikalischen Motive dahin und schlagen wiederum gegeneinander mit einer Wucht wie die Wogen des Meeres, es ist ein ewiger, wüthender Sturm, von dem das ruhig gehaltene, in traumhafter Wehmut dahinfließende Adagio so tiefergreifend sich abhebt. Kurz, die treue Darstellung dessen verlangt einen allseitig gebildeten Künstler. Wolfer spielte das alles, den rapiden Doppellauf, wie die leise Liedweise, zu allgemeinem Erstaunen. Seinen Künstlerberuf hat er hiermit glänzend bekundet, möge auch seine Künstlerlaufbahn — ich will nicht sagen — eine glänzende, doch eine sorglose werden. In der kleinen Pfalz kann ein großer Künstler den rechten Boden nicht finden. Die Verhältnisse sind einmal nicht anders. Wäre es aber nicht wohlgethan, wenn A. Wolfer Veranlassung nähme, bei dem nächsten allgemeinen pfälzischen Musikfeste in Kaiserslautern, was jedenfalls eine Menge von Kunstfreunden herbeizieht, einen Klaviervortrag zu halten?

Die größeren Konzerte standen unter der ausschließlichen Leitung des Kapellmeisters Dr. Muck aus Würzburg. Von Instrumentalwerken für großes Orchester kamen zur Aufführung: Symphonie aus C-moll (allegro con brio, Andante und Allegro) von L. v. Beethoven; drittes Finale aus der Oper „Undine" von A. Lortzing; Jubelouvertüre von K. M. v. Weber; Ouvertüre zu Egmont von L. v. Beethoven; Ouvertüre, Terzett und zweites Finale aus der Oper „Tell" von Rossini.

Wir sehen, diese Aufgaben sind schwierig und groß für das Orchester einer nicht großen Stadt. Den gewöhnlichen Instrumentalbestand bilden in Speier 6 erste und 6 zweite Violinen, 3 Bratschen, 3 Celli, 2 Bässe, 2 Flöten, 2 Klarinetten, 2 Hörner, 1 Pauke, 2 Trommeln, 1 Triangel, 1 kleine Trommel, 1 Cymbalo. Erweitert und ergänzt wird das Orchester in der Regel durch die vortreffliche Heidelberger Kapelle, nämlich mit 2 Oboen, 2 Hörnern, 2 Fagotten, dann noch mit 2 Trompeten und 3 Posaunen der Speierer Garnison. Wenn diese Tonmittel nun auch vollzälig, so sind sie doch nicht immer vollgiltig, denn zu schwierigen Tonstücken bedarf manches Orchestermitglied doch noch einer ganz besonderen Vorübung. Beethoven's großartig angelegte, tiefsinnige, feingegliederte Symphonie aufzuführen, blieb immer ein Wagniß, ja unter Umständen selbst für ein bessergeschultes Orchester. Indessen die Stimmen wurden vertheilt, mancher schüttelte bedenklich das Haupt, machte sich aber eifrig dahinter, und endlich erscheint der Dirigent Dr. Muck. Da heißt es gehen oder brechen — und wirklich es geht: denn nach wenigen Proben erleben wir eine Hauptaufführung, im ganzen so vollaus gelungen, daß auch der Kenner von Fach seine vollste Anerkennung nicht versagen konnte. War das aber auch ein Eifer unter den Mitwirkenden selbst, alle hielten sie fest und innig zusammen, um das Werk — wie das auch mitunter geschieht — nicht fallen, sondern es glänzend erstehen zu lassen vor der lauschenden Welt. Unsere Aufführung gab wenigstens doch ein klares, vollganzes Begriffbild von der musikalischen Idee, wie der Meister des Werkes sie in seiner Seele getragen; sie gab uns aber auch einen reinen Vorgeschmack von dem mächtigen Eindrucke, den ein großes, reichbesetztes Orchester zu schaffen vermöchte.*) Jede Tongruppe ließ ihren Umriß, ließ Schatten und Licht, ja die eigene Färbung deutlich erkennen. Das Vereinspiel entfaltete ebensowol eine überraschende Kraft als Milde und Zartheit, und die Einzelstimmen, wie sie hie und da hervortreten, wurden ihrer Aufgabe in hohem Grade gerecht. Das Ganze war ein einheitlicher Guß. Und dieses schöne Gelingen verdanken wir dem erfahrenen Dirigenten Dr. Muck, der allerdings mit unerbittlicher Strenge verfährt, dafür aber auch etwas Gutes vollbringt und zwar in verhältnißmäßig kürzester Zeit. Unser Doktor ist ein geborener Dirigent, der — was bei einem kleinen Orchesters die Hauptsache ist — namentlich versteht, die musikalischen Partieen gleichsam plastisch heraustreten zu lassen und sie einander gegenüberzuhalten. Dadurch wird die Gesammtwirkung des Ganzen erzielt, und der alle Glieder des Tonwerkes belebende Geist kommt zum Verständniß. Zur Ausführung des feineren Schmuckwerkes hat ein kleines Dilettantenorchester nicht immer Zeit, noch auch Geschick. —

Die Krone all' dieser Genüsse war das sechste und letzte Konzert — das altbekannte, aber immer wieder in neuen Reizen erscheinende Oratorium „Die Schöpfung" von J. Haydn. Alles war in großer Erwartung, man glaubte nicht an das gute Gelingen. Die bereits aufgezählten Instrumentalkräfte von Speier wurden verstärkt von Heidelberg aus durch eine erste Violine, 1 Cello, 2 Contrabässe, 2 Oboen, 2 Klarinetten, 2 Fagotte, 2 Hörner. Der gemischte Chor zählte etwa 110 Personen; es betheiligten sich dabei 35 Schulseminaristen. Eigenthümlich — trotz der allgemeinen Pflege des Gesanges in der Pfalz besteht doch an tüchtigen Solokräften ein fühlbarer Mangel; es kamen also die entsprechenden Kräfte aus Würzburg: Frau Seifer (Gabriel und Eva), Assessor Huber (Uriel), und L. Müller (Raphael und Adam). Das Einüben des instrumentalen Theiles und des gemischten Chores war eine harte Aufgabe. Allein wer sollte es glauben? Innerhalb achtzehn Tagen war Dr. Muck mit der Vorübung fertig. Die Aufführung wurde von einer überzahlreichen Zuhörerschaft mit Begeisterung aufgenommen. Sie war in der That überaus gelungen, sie ging ohne Makel. Alles war hingerissen von der frischen, sprudelnden Kraft dieser himmlischen Töne. Die Befriedigung strahlte von allen Gesichtern. Und gerade hier bewährten sich die Eigenschaften, die Dr. Muck's Leitung auszeichnen, auf's neue, das Orchester that seine Schuldigkeit, es war ein wahrer Wetteifer erwacht, jede Stimme — wie verschieden und manigfach ihre Aufgabe im Verlaufe des Tonwerkes auch ist — brachte sich zur würdigen Geltung, alles griff wohlbemessen zusammen und bildete einen breiten, durchsichtigen Strom, der den Gesang auf seinen Wogen dahintrug. Die Chöre, weibliche wie männliche Stimmen, waren ganz ausgezeichnet im sicheren Einsetzen, in der Schattirung, in jeder Beziehung. Die Solovorträge waren außergewöhnlicher Genuß. Frau Seifer, ein umfangreicher, warm anmuthender, in allen Stimmlagen entsprechend ausgebildeter Sopran, gab die Partie des Uriel und der Eva mit tiefsinnigem Verständniß. Ihr weicher, kraftvoller und wieder so sehr schmiegsamer Ton wurde jeder Stimmung gerecht. Wie fein war der Gegensatz behandelt zwischen den beiden Arien „Nun beut die Flur" ꝛc. und „Auf stolzem Fittig schwinget sich," ꝛc. die Koloraturen, zumtheil sehr schwieriger Art, zeigten sich wie ein natürlicher Schmuck, und ist das alles durchweht von einem warmen Hauche der Andacht. Frau Seifer ist eine Künstlerin im schönsten Sinne des Wortes. — Herr Huber, dessen prachtvoller markiger namentlich in den oberen Lagen besonders ausgiebiger Tenor nicht so ganz der Partie des Uriel angemessen, wußte bei seiner künstlerischen Durchbildung und bei dem edeln Geschmacke, womit er jedem Tongebilde zu seiner eigenen Geltung verhilft, auch diesen großen

*) Die Mitwirkenden haben ihre Schuldigkeit in vollstem Maße gethan.

Ansprüchen vollkommen gerecht zu werden, und bewährte sich auch hier als ein vollendeter Sänger. — Mit großem Erfolge behandelte L. Müller die Partieen des Raphael und des Adam, deren jede in ihrem eigenen musikalischen Charakter erschien. Besonders wirksam ward sein Organ im Duette mit Eva. — In die übrigen Einzelheiten uns weiter einzulassen, ist nicht geboten. Das Ganze war über alle Erwartung gelungen, eine einheitlich und harmonisch durchgeführte Leistung, aus deren Einzeltheilen man die tüchtige Leitung des vielverdienten Dirigenten erkannte, eines Dirigenten, welchem — ganz abgesehen von seiner völlig uneigennützigen Kunstliebe — das Orchester zu Speier seine Belebung und Hebung verdankt.

Auch in Kaiserslautern soll künftigen Herbst auf dem allgemeinen pfälzischen Musikfeste Haydns „Schöpfung" zur Aufführung kommen. Das wäre wol das geeignetste Tonwerk für die Masse im ganzen. Die Betheiligung, sagt man, werde für Lautern eine allgemeine. Das ist löblich und schön und zeugt davon, daß der Geist der musikalischen Zusammengehörigkeit im Wachsen begriffen. Bei den dereitwilligen, aber nicht immer zureichenden Orchesterkräften der Pfalz darf man auf eine nach allen Seiten „vollendete" Ausführung nicht wol rechnen. Das wäre unbillig. Leiste man dort nur im Großen, was der Cäcilienverein im Kleinen geleistet. Aber ohne Zuziehung auswärtiger Kräfte wird es auch in Lautern nicht gehen. Nun, das ist für jetzt nicht zu ändern. Aber gewiß, durch die Aufführung des Oratoriums in Speier ist schon viel, sehr vieles im voraus gewonnen, und die von Speier wollen sich in Masse an der Lauterer Aufführung betheiligen. Bravo. Das ist musikfreundlich gehandelt, denn dort in Lautern hat die musikalische Pfalz sich als solche zu bewähren, und die dortige Leistung wird den Gradmesser abgeben für unsere musikalische Bildung. Darum sollte auch alle musikalische Kraft jetzt aufgespart werden für den einzigen Zweck, um nach langer Entbehrung die Aufführung um so glänzender, den ganzen Eindruck um so gewaltiger und nachhaltiger zu machen, und also der guten Sache fruchtbares Feld zu bereiten. Doch wir stehen auf einmal überrascht: ein nicht ganz aber doch blaßrothes Plakat verkündet ein großartiges musikalisches Fest. Das hätte an und für sich nichts zu sagen, allein der Trompetenstil der Ankündigung selbst klingt etwas nach der Bude. Bei einer so würdigen Sache war man das in der Pfalz bisher nicht gewohnt. Doch ein jeder hat seinen eigenen Geschmack und — seine eigene Freiheit. Wir alle wünschen den besten Erfolg und zwar aus aufrichtigem Herzen. Aber ein neues Bild ist geliefert aus musikalischer Welt. X.

Mannichfaltiges.

— Die Badeärzte von Lippspringe haben vor Kurzem für die dortigen Curgäste ein Circular entworfen, nach welchem sie übereingekommen sind, beim Grüßen ihr Haupt nicht mehr zu entblößen und so den Anfang zur Abschaffung einer besonders an belebten Curorten höchst lästigen Sitte zu machen. Sie fordern ihre Patienten freundlich auf, sich ihnen darin anzuschließen nach Goethe's Worten:

Grüßet mit Neigen,
Grüßet mit Beugen
Des bedeckten männlichen Haupts.

— Kürzlich hat sich im Dorfe Dohndorf bei Köthen der gewiß seltene Fall der vorsätzlichen Tödtung eines Menschen durch ein Pferd ereignet. Einen auf der dortigen Domaine befindlichen Hengst, welcher sich von seinen Führern losgerissen und im Dorfe der Stute nachgelaufen war, versucht ein auf der Straße mit Anstreichen eines Hauses beschäftigter Maurer durch Vorhalten des Maurerpinsels aufzuhalten. Da ihm dies nicht gelingt, geht er unbesorgt nach der Eingangsthür des Hauses. Plötzlich wendet der Hengst sich um, erfaßt mit den Zähnen den Unglücklichen im Rücken, hebt ihn hoch, wirft ihn dann zur Erde, kniet mit den Vorderfüßen auf ihn und beißt ihn wiederholt, so daß der Tod auf der Stelle erfolgte. Ein dem Maurer zu Hilfe eilender Mann wird ebenfalls von dem wüthenden Thiere angegriffen und kann sich nur durch Ueberspringen einer Gartenwand retten. Ein ähnlicher Fall ereignete sich vor mehreren Jahren in der Nähe von Dessau, wo ein Förster von einem im Wildparke befindlichen Elenn-Hirsche in der Brunstzeit schwer beschädigt wurde.

— Am 7. Juni fand zu Echternach die sog. Springprocession statt. An derselben betheiligten sich im Ganzen 10,823 Personen. Darunter sind 7850, welche die eigentliche Procession der Springenden bildeten; bei ihnen waren 8 Fahnenträger, 109 Musikanten, 104 Zugführer (die Echternacher Pompiers), 32 Turner (Musikanten), 17 Gendarmen und Polizeidiener. Die Procession der Betenden und Singenden zählte 38 Geistliche, 900 Sänger und 1763 Beter.

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

Theorie und Praxis auf dem Gebiete der Pädagogik. Vortrag gehalten zur Eröffnung der regelmäßigen Versammlungen des Bezirks-Lehrervereins Kaiserslautern-Landstuhl von Carl Andrä. Kaiserslautern. Verlag von J. J. Tascher. 1870. 28 S. Preis 12 kr.

tz. Bei der Gründung des Bezirks-Lehrervereins Kaiserslautern-Landstuhl im Herbste vorigen Jahres sprach Recensent seine Ueberzeugung dahin aus, daß dieser Verein bald eine rege Collectivthätigkeit entfalten dürfte, zu welcher Hoffnung schon die Zusammensetzung des Vereinsausschusses berechtigte. Die allegirte Brochüre liefert den erfreulichen Beweis, daß wir richtig geurtheilt haben. Der 1. Vorstand, Herr Seminarinspector Dr. Andrä ist der Mann, der über Theorie und Praxis auf dem Gebiete der Pädagogik zu reden versteht. Das mit oratorischer Gewandtheit behandelte Thema lieferte dem Autor reichen Stoff, den er ebenso interessant als lehrreich auszubeuten wußte.

„Es schien mir, als könne und dürfe die Pädagogik sich nicht gefallen lassen, nur als Anhängsel einer anderen Wissenschaft behandelt zu werden, und es sei ebenso in ihrem Interesse als Wissenschaft, wie in dem Interesse ihres Gegenstandes, der Pädagogie, daß sie sich selbstständig mache.

„Nur eine gereinigte und gesichtete, eine einheitliche mit logischer Schärfe aufgebaute Theorie macht geschickt, sich zurecht zu finden in dem Labyrinth des weitverzweigten Erziehungs- und Unterrichtsgeschäftes.

„Ohne Erfahrung giebt es kein Wissen. Soll ein theoretisches Wissen zu Stande kommen, so muß Etwas gegeben sein, die Erfahrung. Denn wo immer theoretisch für wahr gilt, was sich praktisch als unrichtig herausstellt, da ist jedesmal die Theorie selbst unvollständig. Dagegen je umsichtiger und vollständiger, je besser die Theorie, desto richtiger und vollwichtiger ihr Urtheil über die Praxis.

„Freiheit des Wissens und Virtuosität des Handelns, das theoretisches Können und praktisches Wissen zur unmittelbaren Einheit in sich selbst verarbeitet, gelten als das Ziel alles pädagogischen Studiums."

Das sind die Plan- und Centralpunkte des Vortrags, um welche sich die Motive in mannichfaltigen Radien und sachgemäßer Anordnung gruppiren. Die Ansichten und Grundsätze wissenschaftlicher Autoritäten z. B. eines Herbart, Waiz, Diesterweg, Meyer, Stoy u. A. wurden gebührend berücksichtigt und finden sich in zahlreichen Anmerkungen citirt. Kein pfälzischer Lehrer wird das Schriftchen ungelesen lassen. Die äußere Ausstattung ist sehr freundlich und der Ertrag zum Besten des pfälzischen Lehrer-Waisenstiftes bestimmt.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stoy. Bau r'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 68. Dritter Jahrgang. 1870.

An Bord des „Imperial".

Ein Erlebniß.

Von L. DuBois.

(Fortsetzung.)

„Während ich so neben meiner Mutter saß und den flackernden Feuerschein auf ihrem sanften, bleichen Gesichte beobachtete, vernahm ich plötzlich leise Tritte und gewahrte, mich umwendend, die große Katze durch die offen gebliebene Thür herein und auf mich zukommen. Sie war von grauer Farbe und schwarz gestreift, wie ich jetzt deutlich sah. Im Vorübergehen sich an mir reibend, schritt das Thier bis an die Wand, wo es sich umdrehte und dann, nach Art der Kaninchen sich auf den Hinterbeinen emporrichtend, den Rücken fest gegen die Wand drückte.

„Erstaunt nahm ich das Schüreisen zur Hand, und berührte die Katze damit, um sie zu verjagen; allein zu meinem Entsetzen blieb dieselbe fest und regungslos sitzen, wie wenn es eine ausgestopfte Figur gewesen wäre, so daß ich vor Schrecken unwillkürlich aufschrie.

„„Mama," rief ich, „sieh nur, was für eine sonderbare Katze dies ist! Ich habe sie schon oben im Zimmer gesehen, und jetzt ist sie hier. Bitte, nimm Du auch das Eisen und versuche es."

„Mechanisch nahm meine Mutter das Eisen zur Hand und berührte das Thier damit, indem sie gleichgiltig dazu lächelte. Allein plötzlich wurde sie ernster, drückte Staunen aus und blickte das Thier schärfer an, was meine Verwunderung noch erhöhte. Ich wußte, daß sie von Natur nicht zaghaft war, und konnte deshalb den plötzlichen Wechsel in ihren Zügen als ein sicheres Zeichen annehmen, daß sie ebenfalls von der Erscheinung bestürzt war. Allein schnell sich sammelnd, verbarg sie ihr Erstaunen, legte sich in den Stuhl zurück und sagte zu mir: „„Gehe zu Bett, mein Kind. Weshalb bleibst Du so spät auf? Du solltest schon seit zwei Stunden im Bett liegen."

„„Aber die Katze!" erwiderte ich. „Ist das nicht sonderbar?"

„„Was kann denn an einer Katze Sonderbares sein?" versetzte sie begütigend. „Gehe nur zu Bett, mein Kind, und denke nicht mehr an dergleichen alberne Dinge."

„Ich gehorchte sogleich, wie ich gewohnt war, denn ihr Wort war Gesetz für mich. Während ich jedoch die Treppe hinaufstieg, kam ich zu der Ueberzeugung, daß sie mich nur deshalb fortgeschickt habe, um mich von dieser wirklich mysteriösen Erscheinung zu entfernen. Es war, wie ich wußte, von jeher ihr Bemühen gewesen, jede Spur von Furcht und Aberglauben bei ihren Kindern zu vertilgen, weil sie diese Schwächen verachtete.

„Kaum war ich in dem Schlafzimmer meiner Schwester angelangt, als ich das seltsame Thier wieder neben mir sah. Ich hörte es die Treppe herauf trotten und fühlte, wie es sich im Vorübergehen an mir rieb. Gleichwohl schloß ich die Thür und ging zu Bett, indem ich über den seltsamen Gast zwar nachdachte, aber keineswegs Furcht empfand. Einige Male schaute ich noch aus dem Bett hinaus, um zu sehen, ob die glühenden Augen sichtbar seien, allein ich gewahrte nichts mehr.

„Am folgenden Morgen erzählte ich mein Abenteuer natürlich anderen Gliedern unserer Familie und wurde ausgelacht. Man hatte mir von jeher eine allzu lebhafte Phantasie zugeschrieben und trotz aller meiner wirklichen Furchtlosigkeit und Freiheit von Aberglauben hieß es jetzt, daß meine erhitzte Einbildungskraft mir einen Streich gespielt habe. Alle Gegenvorstellungen waren vergeblich und bewirkten nur, daß noch ärger gelacht wurde. Verzweifelnd wandte ich mich an meine Mutter, allein auch sie schüttelte nur den Kopf und lächelte. Auf diese Weise gedrängt, schwieg ich endlich über die Sache, bis sich die Erscheinung in der folgenden Nacht abermals zeigte. Ich war erfreut darüber, weil ich glaubte, nunmehr den Beweis liefern zu können, daß der mir gemachte Vorwurf einer überreichen Phantasie unbegründet sei. Mich schnell im Bett aufrichtend, rief ich meine Schwester, weckte sie und theilte ihr meine Wahrnehmung mit. Sie erhob sich ebenfalls und blickte anfangs ängstlich und zitternd hinaus, aber konnte nichts entdecken und warf sich dann lachend wieder zurück. Ich fuhr fort in sie zu dringen und auf die Erscheinung hinzudeuten, doch sie wollte nicht mehr hinausblicken und lachte nur, während ich vor Aerger weinte.

„Von der Zeit an wurde ich von Allen im Hause fortwährend mit meinem Katzengespenst geneckt. Den ganzen Tag hörte ich nichts anderes als spöttische Erkundigung danach. Man fragte mich, wie das Thier sich befinde, ob es noch immer so viele Augen habe, u. s. w. Ich schwieg zu dem Allen nur und dachte mein Theil. Jede Nacht kam die Erscheinung wieder, mochten die Thüren verschlossen sein oder nicht. Wenn ich einmal einschlief, ohne vorher die glühenden Augen gesehen zu haben, so wachte ich ganz gewiß vor Anbruch des Morgens auf, um sie dann in irgend einem Theile des Zimmers wahrzunehmen. Allmählich verschwanden jedoch die vielen Augen eins nach dem anderen, bis endlich nur noch ein einziges sichtbar war; und als ich dieses in einer Nacht betrachtete, begannen plötzlich Funken aus dem äußeren Rande desselben zu sprühen, was so lange fortdauerte, bis das glühende Auge selbst ganz erloschen war. Dann zeigte sich auch die Erscheinung nicht wieder, und meine Geschichte hat hiermit ein Ende."

Die Zuhörer lachten und klatschten scherzend Beifall. Nur der Lootse blieb ernst und fragte mich, ob später irgend ein unglückliches Ereigniß in meiner Familie stattgefunden habe.

„Mein Bruder Edward starb," erwiderte ich mit Wehmuth, „und bald darauf, ehe noch Gras sein kleines Grab bedeckte, legten wir meine theuere Mutter an seine Seite. Doch man wird mich wirklich für abergläubig halten, wenn ich noch länger davon rede. Wir müssen eine angenehmere Unterhaltung suchen. Wie wäre es, wenn wir in die Kajüte gingen und irgend ein Spiel begännen?"

Der Vorschlag wurde bereitwillig angenommen, und die Gesellschaft stieg in bester Laune in die Kajüte hinab. Als ich

folgen wollte, hielt mich der Lootse, Mr. Powell, zurück, um mir noch einmal seinen Dank auszudrücken, wobei ein so tiefer Ernst in seinem Tone lag, daß ich mich auf seltsame Weise davon ergriffen fühlte.

„Ich danke Ihnen für Ihren Gesang und Ihre Erzählung," sagte er, mit seiner derben rauhen Hand die meinige drückend. „Während Sie schlummern, werde ich hier oben daran denken, wie angenehm Sie uns unterhalten haben. Es wird vielleicht die lange und einsame Nacht verkürzen, die recht traurig sein wird, denn ich empfinde eine unerklärliche Niedergeschlagenheit. Es ist selten, daß ich traurig bin oder von trüben Ahnungen geplagt werde."

„Aber heute Abend sind Sie beides. Vielleicht ist es nur eine Wirkung der schönen träumerischen Nacht, oder weil Sie wissen, daß an diesen grünen und blühenden Ufern mannichfache Gefahren drohen."

„Allerdings, wir müssen fast jeden Augenblick darauf gefaßt sein, daß eine Bande entmenschter Guerillas uns von dort aus eine Ladung Kugeln oder Granaten in das Schiff sendet. Doch an diesen Gedanken bin ich schon gewöhnt und lasse mich dadurch nicht sehr beunruhigen. Ich will Sie nicht länger aufhalten. Leben Sie wohl, Gott segne Sie!"

Während ich hinab ging, mußte ich unwillkürlich über den ernsten, feierlichen Ton des braven Mannes lächeln; allein später, als ich mehr darüber nachdachte, fühlte ich mich in Folge desselben von einer Beängstigung ergriffen, die ich weder erklären noch unterdrücken konnte.

Wir spielten kurze Zeit und trennten uns dann, um zur Ruhe zu gehen. Beim Abschiede schien es mir, als wenn Alle in der Gesellschaft ein wärmeres Gefühl ausdrückten, als es sonst bei ähnlichen Gelegenheiten zu geschehen pflegte. Die Herren drückten sich die Hände, und die Damen wechselten Küsse, ehe sie schieden. Die hübsche kleine Frau des Officiers, der in Memphis ihrer wartete, kam sanft wie ein Kind zu mir, schlang ihre Arme um meinen Hals und legte ihren schönen Kopf mit den üppigen Locken an meine Brust.

„Es macht mich traurig, schon gute Nacht sagen zu müssen," sagte sie lächelnd. „Ich weiß eigentlich nicht, weshalb, — vielleicht nur deshalb, weil ich heute Abend so heiter gewesen bin und noch keine Müdigkeit fühle. Ueberdies kommen wir morgen nach Memphis, wie Sie wissen, und dann sehe ich möglicher Weise keinen von allen Ihnen wieder. Das ist die trübe Seite des Reisens. Die lieben Freunde, denen man unterwegs begegnet, zerstreuen sich nach allen Himmelsgegenden und selten sieht man einen derselben wieder."

„Sie werden für Alle, die Sie hier getroffen haben, in Memphis vollen Ersatz finden," versetzte ich lächelnd und blickte auf sie hinab, bis ihre Wangen sich mit Purpur überzogen und aus den blauen Augen das Licht der Freude strahlte.

„Ja," flüsterte sie zärtlich, „dort werde ich meinen theueren Gatten finden, der mir mehr als die ganze Welt ist!"

Als sie mehrere Stunden später sanft schlummerte, saß ich noch immer in meiner Kajüte und schaute hinaus in die stille Nacht. Ich vermochte nicht zu schlafen, und die Unruhe, aus der diese Schlaflosigkeit entsprang, stimmte mich außerordentlich trübe. Die Millionen Sterne, die am klaren Horizonte leuchteten, erschienen mir wie Augen, die sich mitleidig auf die Erde hinab richteten, welche gerade jetzt von den blutigsten Kämpfen zerfleischt wurde, wie sie noch nie dagewesen. Ich dachte an die zahllosen verödeten Hausstätten, an die vielen gebrochenen Herzen, deren Hoffnungen mit den Strömen warmen jugendlichen Blutes geschwunden waren, das auf zahllosen Schlachtfeldern vergossen worden. Selbst der Fluß, der mich trug, hätte er seine Geheimnisse zu enthüllen vermocht, würde von unglaublich schmerzlichen Scenen haben erzählen können.

Plötzlich schlug ein knarrender, kratzender Ton an mein Ohr, der mich veranlaßte, nach dem Ufer hinaus zu schauen. Unser Fahrzeug hatte angelegt, um Holz einzunehmen. Eine leuchtende Fackel wurde auf das untere Verdeck gestellt, und die Arbeit begann. In geringer Entfernung lag ein starker Haufen Holz, welches von unseren Leuten an Bord geschafft wurde.

Ich lehnte mich über das Geländer des Schiffes und schaute den emsigen Bewegungen der Matrosen zu, die sich in dem röthlichen Scheine des düsteren Fackellichtes noch wilder als gewöhnlich ausnahmen. Während dies geschah, wurde ich auf ein Spritzen des Wassers gerade unter mir aufmerksam und gewahrte daselbst die Gestalt eines Mannes, der sich aus dem Wasser zu dem Verdeck emporhob. Es konnte ein Matrose sein, der die kurze Zeit des Anhaltens zu einem schnellen Bade benutzt hatte, allein es erschien mir nicht als wahrscheinlich. Ueberdies waren seine Bewegungen so geräuschlos und vorsichtig, und er entschwand meinen Blicken so schnell, daß ich nicht umhin konnte, Verdacht zu schöpfen. Alle Gedanken, die mich vorher erfüllt und bewegt hatten, waren jetzt verschwunden, denn ich fühlte, daß es nothwendig war, schnell zu handeln, und begab mich deshalb sogleich zu unserer schwarzen Köchin, die ich weckte, um sie zu dem Capitain zu schicken. Dieselbe zeigte sich jedoch sehr unwirsch und weigerte sich, meiner Aufforderung Folge zu leisten, mit dem Bemerken, daß sie nicht nöthig habe, sich durch die Einfälle der „zaghaften Weißen" im Schlafe stören zu lassen. Ich beschloß deshalb, den Capitain selbst aufzusuchen und ihm meine Wahrnehmung mitzutheilen.

Das Fahrzeug war wieder im Gange als ich die Treppe zum Verdeck hinaufstieg. Langsam setzten sich die schweren Räder in Bewegung und trieben uns schnell den Strom hinab. Wenige Minuten darauf begegnete mir der Capitain, der sich in seine Kajüte begeben wollte. Ich theilte ihm in kurzen Worten mit, was ich gesehen hatte. Er hörte mir aufmerksam zu und ging sogleich in den unteren Schiffsraum, um Nachforschungen anzustellen. Da er jedoch nichts Verdächtiges fand, kehrte er bald darauf zurück, lächelte über meine — wie er augenscheinlich dachte — weibliche Furchtsamkeit, wünschte mir gute Nacht und verschwand.

Gleichwohl nahm das Vorgefühl eines kommenden Unheils bei mir zu, und ich war unwillig über die meiner Meinung nach unverantwortliche Sorglosigkeit des Mannes. Die Wache schritt zwar auf dem unteren Verdeck hin und her und die ganze Mannschaft war daselbst, allein dennoch schwand meine Unruhe nicht, und ich blieb sinnend neben meinem Bette sitzen. Daß ein Unheil nahe war, fühlte ich, aber in welcher Gestalt es sich zeigen werde, vermochte ich mir nicht klar zu machen. Alle Vermuthungen führten zu nichts, während die Stunden verstrichen, und ich war endlich ungeachtet meiner Unruhe im Begriffe, mich niederzulegen.

(Schluß folgt.)

* Pfälzischer Kunstverein.

Dritte Wanderausstellung.

Wie durch das Concert und die wiederaufgenommenen Centralmusikfeste der Sinn für feinere Tonkunst im Volke geweckt und belebt werden soll, ebenso verhält es sich hinsichtlich der bildenden Kunst mit den jährlichen Wanderausstellungen, welche der pfälzische Kunstverein in unseren größeren Städten eingeführt hat. Das ist ein löblicher, dankwerther Gedanke, nur sollte die Betheiligung am Vereine selbst eine noch größere sein. Je größer die Mitgliederzahl, desto reicher und werthvoller kann sich eine Ausstellung gestalten, desto mehr Genuß, und zwar innerlich bildender Genuß ist dem Kunstfreunde geboten. Gute Bilder kosten gutes Geld, und das Beste des Schönen ist immer noch gut genug zur Veredelung des schönen Geschmackes. Darum wäre es gut, wollten auch mehr ausgezeichnete Künstler unsere Ausstellung beschicken: denn Ein vortreffliches Bild wiegt viele minder gute doch auf. Unsere Ausstellung läßt jedoch von Jahr zu Jahr etwas nach sowohl an Zahl als an innerem Werthe der Bilder. Oft hängt das von äußeren Zufällen ab, auch ist unsere Pfalz nicht gerade der Markt für den Absatz bedeutsamer Werke; denn bei uns geht es wie allenthalben: wo Geld — ist nicht immer der Sinn für die Kunst, und wo der Sinn — da fehlt es gewöhnlich an Geld. Und doch geschieht von einzelnen Männern sehr Anerkennungswerthes, vergessen wir nicht der, wenn auch noch kleinen aber schätzbaren Kunstgalerie, die ein kunstfreundlicher Mann im Westrich sich anlegt. — Die dritte Wanderausstellung macht im ganzen einen nicht ungünstigen Eindruck. Wie überall zeigt sich auch hier viel Mittelgut, weil gerade die jüngeren Kräfte ihr Heil auf der Ausstellung suchen, hingegen erfreut uns wieder manch' ausgezeichnetes Kunstwerk. Während des Rundganges der Sammlung durch die Pfalz kommt hoffentlich manches Gute noch nach. Halten wir uns aber vorerst an das, was Speyer geboten.

Bis zum Schlusse fanden sich vor 41 Landschaften, 5 Architekturen, zum Theile landschaftlichen Charakters, 9 großentheils landschaftliche Genrestücke, 2 Heiligenbilder, 5 Portraits und Studienköpfe, 3 Thierstücke, 2 Stilleben, 8 Aquarelle, 2 plastische Werke. Beginnen wir unsere Betrachtung in rückaufsteigender Ordnung.

Die **Plastik** ist nur einmal vertreten durch den Pfälzer Hirt in München mit zwei Figuren in Gypsabguß „Faust und Gretchen", wovon die größeren Originale aus weißem Marmor auf der internationalen Kunstausstellung in München große Anerkennung gefunden. Hirt's geschmeidiger Meisel neigt mehr zu kleineren Figuren und Gruppen, weiß auch in diesen eine lebensvolle Grazie, einen Reiz und eine Schönheit mit feinster Correctheit der Form zu entfalten. Dieser Vorzug erweist sich besonders bei Gretchen's anmuthsvoller Gestalt, welcher vielleicht die treuherzige Naivität des einfachen Mädchens wohl abgehen mag. Die ganze künstlerische Behandlung, namentlich der etwas zierlichen Gewandungen macht sich vortrefflich. Die beiden Figuren eignen sich ausnehmend zum Schmucke des Zimmers.

Die acht **Aquarelle** (Wasserfarbstücke) von Joseph Gröber in Innsbruck, vielerlei landschaftliche Motive aus dem dortigen Gebirgsland, zeichnen sich aus durch die Frische des Eindrucks wie durch die kecke, sichere Führung des Pinsels. Namentlich die größere Gebirgslandschaft ist von reizender Wirkung.

Stilleben: Anna Peters in Stuttgart — Blumen auf umgelegtem Strohhut, eine treue, fleißige und geschmackvolle Arbeit, die das Talent der Künstlerin gerade für diese Kunstgattung bekundet. Dann von J. Correggio in München ein wahrhaftes Prachtstück: Pfirsiche, eine aufgeschnittene Melone, eine Gurke, hüben und drüben schwarze Trauben und anderes Obst, hinten eine Kanne, alles das so naturwahr und warm, ja bis zur Täuschung gemalt, und zu alledem viel feiner Sinn hinsichtlich der malerischen Anordnung.

Die beiden **Thierstücke** (wozu auch das halbe Stilleben „Kaninchen in der Vorrathskammer" von Wilh. Im Schmitt in Karlsruhe zu zählen) sind nicht besonders bedeutend. Die „Füchse" von A. Hesselberg in München verrathen in der Zeichnung viel Leben und Kraft, doch ist die Färbung im Ganzen nicht lebendig genug, so daß sich nichts von der Fläche recht abheben will. Das andere Bild: „Junger Hund mit Hahn und Hühnern" von Alma Holzheimer in Düsseldorf zeigt schöne Begabung für Zeichnung und Farbe, doch dürfte der malerische Eindruck etwas lebendiger sein. Die „Kaninchen" von Schmitt sind übrigens eine in jeder Beziehung wackere, wohl durchstudirte Arbeit.

Zum **Portrait** oder zur Bildnißgattung gehören: „König Ludwig II. von Bayern zu Pferd" von Feodor Dietz, Hofmaler in Karlsruhe. Die ganze Behandlung imponirt allerdings, allein bei näherer Betrachtung treten so manche Mängel, so manche Incorrectheiten oder wenigstens Mehrdeutigkeiten in der Zeichnung des Pferdes, selbst in der landschaftlichen Perspective hervor, welche den Werth des sonst tüchtigen Bildes beeinträchtigen müssen. — Ein „männliches Bildniß" von J. Serr, einem Pfälzer in Heidelberg, hebt sich hervor durch charakteristische Treue, durch einfache Auffassung und äußerst gelungene Modellirung der Fleischpartieen; alles Beiwerk ist mit feinem Geschmacke sowie mit gewandtem, in das Detail eingehendem, aber nicht ängstlichem Pinsel behandelt. Das schöne Bild geht übrigens an seinen Eigenthümer zurück. Gleiche Vorzüge hat des Künstlers „Idealisirtes Portrait", eine anmuthende Mädchenerscheinung, bei welcher nicht so sehr die Zeichnung, als besonders die elegante, und doch warme Behandlung der Carnation uns anspricht. — Der weibliche „Studienkopf" von Maria Schenkh in Mannheim beweist wohl Begabung, allein die Behandlung der Schattenpartieen an Gesicht und Nacken sind ohne Schmelz und deren Färbung selbst zu braunviolett. — „Ein junges Mädchen im Strohhute" von Römer in Zweibrücken zeigt sich als das unfertige Werk eines erst angehenden Malers.

Zwei „musicirende Engel" und eine „H. Katharina" von genannter Maria Schenkh, die einzigen **Heiligenbilder** der Sammlung, haben den mittelalterlich flachen, unvermittelten Farbenvortrag ohne die Wärme des innigen Ausdruckes, die Zeichnung selbst ist ungelenk und nicht überall richtig.

Im **Genre** und zwar im **landschaftlichen Genre** ist mitunter Vortreffliches geliefert. Vor allen ist Wagner-Deines in München zu nennen mit seinem „Halt eines Schiffes am Inn." In der That eine lebensvolle, allseitig durchgebildete, vollendete Leistung ungefähr in H. Bürkels Manier, ohne nicht auch etwas Eigenthümliches zu haben. Die Staffage ist bewegt und lebendig und jede Figur charakteristisch. Dazu steht in harmonischem Einklang die ganze Landschaftlichkeit, welche in allen Dingen das erfahrere Studium des tüchtigen Meisters bekundet. Der Gattung des eigentlichen Genre ist der genannte J. Serr weniger geeignet, das beweist seine „Verbotene Frucht", ein Bild, das allerdings fein gebildeten Farbensinn, jedoch nicht in dem Maße die Fertigkeit einer richtigen Figurenzeichnung darlegt. — Hingegen Rudolph Epp in München bewährt sich als vortrefflicher Künstler in seinem Bilde „Der Kaminfeger kommt!" Abgesehen vom guten Humor, so verrathen Zeichnung und Gruppirung der Figuren, sowie die Anordnung des Ganzen einen ausgebildeten Liniensinn. Mit der wohl empfundenen Färbung zusammen macht die Arbeit den günstigsten Eindruck. — Auch von A. Schmidt's (München) „umgeworfenem Stellwagen" ist viel Gutes zu sagen. Die Gruppirung der Figuren ist lebendig, doch geht mancher Gedanke über die Grenzen des Schönen etwas hinaus, das Ganze arrangirt sich vortrefflich zusammen. Jedenfalls liegt hier das Zeug zu einem tüchtigen Künstler. — Anzutreiben wäre J. A. Klein's (München) „Schmiede in Muggendorf", ein in der Färbung nicht ganz glückliches Bild. — Ein gleiches gilt von F. Jäger in München mit seinem „Heuwagen", der mit Vorgespann auf abschüssigem Wege herunter

muß. Lauter Dinge, die schon einen besonders erfahrenen Zeichner voraussetzen. Die ganze Behandlung zeugt von anerkennungswerthem Geschick. Nicht ganz so glücklich ist Canow-Wismar mit seiner „Sommerfreude", zwei fischenden Kindern, Knabe und Mädchen in einem Kahn. Der Himmel ist allzuschwer, das Wasser glanzlos und matt, die Wellenringe um den Kahn durchaus nicht Natur. — Die „Kinderschule" von genanntem A. Peters hat lebendige Composition, ist aber in der Farbe etwas zu stumpf und zu todt, zeigt hier indessen ein schönes Talent. Dagegen das „Bilderbuch" von Petronella Peters in Stuttgart gemahnt uns wie ein schwacher, zaghafter Versuch.

Ein eigentliches **Architekturstück** ist „Innerer Hofraum der Pfalz im Rhein bei Caub" von J. C. Heerdt in Frankfurt am Main. Wir sehen eine Säulenhalle mit verschiedenartigem Aufbau, davor etwas mageres Baumwerk. Die energisch wirksame Beleuchtung, welche zur Markirung der verschiedenen Linien und namentlich der Vorsprünge bei Baulichkeiten so sehr nothwendig ist, sowie namentlich zur Herstellung einer richtigen Perspective, scheint hier zu fehlen. Der Himmel liegt matt und schwer über dem Ganzen. Ja die Zeichnung der Linien läßt vielfache Zweifel aufsteigen. Das Ganze ohne allen bestechlichen Ausdruck. Und doch läßt sich so Manches mit Freude erkennen, was dem wahrscheinlich noch angehenden Künstler eine schöne Zukunft verspricht. — Wie lebendig angeordnet, wie fein detaillirt, und wie malerisch aufgebaut sind dagegen die drei Architekturstücke von C. Weyßer in Karlsruhe: „Partie aus Weil der Stadt, Partie in Wimpfen am Berg und eine Straße in Calw." Haben diese Dinge auch noch nicht die feine Vollendung eines Reher in München und anderer Architekturmaler, so sind es immerhin sehr erfreuliche Beweise eines tüchtigen Talentes. Manches dürfte plastischer, farbenfreudiger und selbst glücklicher in der Perspective behandelt sein, aber liebenswürdige Erzeugnisse bleiben sie immer.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— Ein gewandter Velocipeden-Reiter hat in Folge einer Wette vermittelst seines Transportmittels die Reise von Dresden nach Potsdam unlängst in zwei Tagen und drei Stunden zurückgelegt. Da ihm zu dieser Tour drei Tage Zeit gegeben waren, traf er also volle einundzwanzig Stunden vor Ablauf der Frist an seinem Bestimmungsort ein. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir denn auch von einer abermaligen Bereicherung des deutschen Sprachschatzes; in dem Berichte über die erwähnte Wettfahrt wird nämlich das Wort „Velocipede" mit „Strompelfuhrwerk" übersetzt. Kürzer und eben so gut wäre indessen die Verdeutschung „Reitrad", und für Velocipedarier böte sich alsdann die Ableitung „Radreiter" dar.

— Charles Dickens, dessen am Abend des 9. Juni erfolgten Tod der Telegraph gemeldet, war im Februar 1812 in Landport bei Portsmouth geboren. Mit ihm sinkt einer der populärsten Schriftsteller der Neuzeit und wohl der bedeutendste Humorist der englischen Literatur ins Grab. Er begann seine schriftstellerische Laufbahn als parlamentarischer Berichterstatter. Bald jedoch nahm seine Thätigkeit eine andere Richtung, denn in der Abendausgabe des „Morning Chronicle" erschienen von ihm Skizzen des englischen Lebens und Charakters, die 1836 und 1837 als „Skizzen von Boz" nochmals veröffentlicht wurden. Ihnen folgten die „Pickwick Papiere", welche Dickens sofort zum populärsten Schriftsteller Englands machten und seinen Ruhm weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus verbreiteten. Den „Pickwickiern" folgten „Nicolas Nickleby" und in rascher Folge eine große Reihe von Romanen, zu denen er theilweise den Stoff auf größeren Reisen sammelte.

— Das kleinste Fahrzeug, welches wohl je die Reise über den atlantischen Ocean angetreten hat, die „City of Ragusa", ist nunmehr von Liverpool aus in See gegangen, nachdem sie dort mehrere Tage lang durch ungünstiges Wetter zurückgehalten worden war. Sie hat nur zwei Tonnen Gehalt und nur zwei Personen an Bord, während blos für Einen Schlafstelle vorhanden ist. Die beiden Waghälse sind Capitain Buckley und ein genuesischer Matrose, Namens Peter de Costa. Innerhalb 50 Tagen hoffen sie, falls Alles gut geht, die amerikanische Küste zu erreichen.

— Eine neue Art, sich bekannt zu machen, oder vielmehr sich dem Publicum aufzudrängen, hat das Haus „Zum Nordstern", Faubourg Montmartre in Paris, erfunden. Statt die Prospecte seines großartigen Unternehmens — „Vente forcée-déballage", vulgo Losschlagen von Ladenhütern — bescheiden an die Vorübergehenden vertheilen zu lassen, wurden dieselben vom ersten Stocke aus förmlich herabgeschüttet. Ganze Körbe voll wurden auf die vorüberfahrenden Wagen, namentlich Omnibusse, geworfen, so daß ein Jeder „Papier auf längere Zeit" haben konnte und man schließlich vor dem Hause im vollen Sinne des Wortes in gedruckten Papier-Pretecouranten des „Nordsterns" watete. Schließlich wurde der Tumult zu arg, denn die Straßenjugend benutzte die Gelegenheit, um die Vortheile des Angebotenen geltend zu machen, indem sie die Prospecte zusammengeballt den Leuten an die Köpfe warf. Die Polizei schritt daher ein, um den Platz von Gassenbuben und Papier zu reinigen.

— Vor einigen Wochen ging durch die Blätter eine Notiz, der zufolge in Karpfenteichen Kröten dadurch den Tod der Fische herbeiführen, daß sie sich auf dem Kopfe derselben festklammern. So unglaublich die Sache klingt, wurde sie doch durch mehrere Zuschriften an die Pariser Akademie bestätigt; es liegt aber hier offenbar keine Absicht des Tödtens, sondern nur ein mißleiteter Instinct vor, denn aus dem Berichte geht hervor, daß die betreffenden Kröten nur Männchen sind und daß diese Fälle nur in der Laichzeit beobachtet werden. Der Schaden soll allerdings oft ganz beträchtlich sein.

— In Aden hat am 20. und 21. Mai ein furchtbarer Gewittersturm gewüthet, welcher mit einem Sandwirbel begann, dem ein gewaltiger Regenguß mit so zahllosen und blendenden Blitzen folgte, wie man sich deren seit 1846 nicht erinnert. Von den Anhöhen stürzten Felsblöcke hinab und viele Wege wurden ganz und gar verdorben. In dem arabischen Stadttheile richtete die Ueberschwemmung unermeßlichen Schaden an. Zwei englische Soldaten erschlug der Blitz; viele Eingeborene wurden mit ihrem Vieh von den reißenden Wassergüssen ins Meer geschwemmt und ertranken. Auch in Australien wurden fast um dieselbe Zeit, wie aus Sidney vom 20. Mai berichtet wird, verderbenbringende Ueberschwemmungen erlebt. Die Stadt Sidney stand zum Theil unter Wasser und der Verlust an Menschenleben, Wohnungen und Heerden war sehr bedeutend. In der Jervis-Bucht strandete das Schiff „Walter Hood", wobei der Capitain und zwölf Leute ertranken.

— Der „California Demokrat" schreibt: „Wir hatten Gelegenheit, den Riesenkrebs zu sehen, welcher auf dem an der japanischen Küste untergegangenen Dampfer „Oneida" gefangen und vor kurzem hierher gebracht wurde. Die beiden größten Scheeren sind zusammen beinahe 12 Fuß lang und haben in der Mitte zwei Gelenke. Der vordere Theil dieser Scheeren ist mit großen weißen Zähnen geschmückt, während im Maule 3 bis 4 Zoll lange Fangzähne wagerecht hängen. Die Höhe des eigenthümlichen Körpers beträgt beinahe zwei Fuß; die Augen haben einen pechschwarzen Glanz und die Größe einer Perle oder Koralle. Die Farbe des Krebses ist gelb mit schwarzen Flecken." Allerdings ein gewaltiges Unthier, wenn es nur nicht ein allzu naher Verwandter der Seeschlange ist.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Slan.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 69. Dritter Jahrgang. 1870.

An Bord des „Imperial“.

Ein Erlebniß.

Von L. DuBois.

(Schluß.)

Gerade als ich mich zu entkleiden begann, drang ein eigenthümlicher Geruch in meine Kajüte. Leise die Thür öffnend, blickte ich hinaus und sah auf der Seite des Schiffes von unten einen starken Rauch aufsteigen. Ich errieth augenblicklich, daß ein Feuer im Schiffe ausgebrochen war, aber hielt es doch für nöthig, mich erst genauer davon zu überzeugen, ehe ich etwas that. Ich lehnte mich deshalb möglichst weit über das Geländer hinaus und konnte nunmehr durch den Rauch eine Feuerlinie über einen langen Haufen Heu laufen sehen, welches auf dem unteren Verdeck lag. In der Nähe desselben befanden sich, wie ich aus früherer Wahrnehmung wußte, mehrere mit Oel gefüllte Fässer, welche auch bereits in Flammen standen. Das furchtbare Element griff mit rasender Schnelligkeit um sich und kam bereits den Kajüten nahe, während auf dem Verdeck die grenzenloseste Verwirrung herrschte, die Männer heiser durch einander schrieen und die dort befindlichen Pferde vor Schrecken wüthend zu stampfen begannen.

Eine gewisse Geistesgegenwart hat mich, Gott sei Dank, nie in mannichfachen gefahrvollen Lagen meines Lebens verlassen, und ich bewahrte sie auch jetzt. In weniger als einer Minute hatte ich alle entbehrlichen Kleidungsstücke nebst den Schuhen abgelegt und mein Geld in den Busen gesteckt. Dann befestigte ich die stets an meinem Bette hängende Schwimmblase um meinen Leib und eilte hierauf nach den anderen Kajüten, um so viel Beistand zu leisten, als in meiner Macht stand.

Die Scene, die sich mir hier bot, ist kaum zu schildern. Die Schlafzimmer waren von den Passagieren bereits verlassen worden, welche sich sämmtlich, bleich vor Schrecken, unter Heulen und Schreien in die große Kajüte drängten. Die gräßliche Gefahr war bekannt geworden, und das Wort „Feuer“ schwebte auf allen Lippen. Die Männer waren ebenfalls nur halb bekleidet ihren Betten entsprungen, und viele derselben zeigten sich in ihrer Todesangst ebenso schwach und hilflos wie die Frauen. Von ihnen ließ sich also wenig Beistand erwarten.

„Meine Freunde,“ rief ich dringend, „werden Sie ruhiger, um handeln zu können. Jede Dame muß die Schwimmblase um ihren Leib befestigen. Denken Sie nicht daran, irgend etwas retten zu wollen, denn das Leben ist werthvoller als alles Andere, und wir müssen uns sämmtlich dem Wasser anvertrauen Schnell, thun Sie, was ich Ihnen gerathen habe, und in Ruhe und Ordnung!“

Manche folgten mir, Andere sanken verzweifelnd zu Boden, und die Meisten rannten schreiend und wie wahnsinnig umher, ohne zu wissen, wohin sie sich wenden sollten. Ich bot alle meine Kräfte auf, um sie zur Besinnung zu bringen.

„Gehen Sie nach dem Hintertheil des Schiffes und bleiben Sie dort,“ rief ich ihnen zu. „Das Feuer ist dem Bug näher und von dort kein Entkommen möglich, wenn es auch gelingt, das Schiff an das Ufer zu bringen. Diejenigen, welche nicht schwimmen können, müssen in die Boote gehen. Aber um Alles in der Welt drängen sie sich nicht so besinnungslos durch einander, denn Sie stürzen sich gerade dadurch in Gefahr, der Sie entgehen wollen!“

Nunmehr bemühte ich mich, die kleine Officiersfrau, Mrs. Nelson, zu finden, welche ich in der großen Verwirrung bis jetzt nirgends gesehen hatte. Nach ihrem Schlafzimmer eilend, fand ich sie dort in tiefer Ohnmacht auf dem Fußboden liegen. Die Schwimmblase ergreifen, sie um ihren Leib befestigen und ihr dann etwas Wasser in das Gesicht schütten, war das Werk einer Minute. Sie holte tief Athem, schlug die Augen auf und blickte mich verstört an.

„Seien Sie ruhig,“ sagte ich in so zuversichtlichem Tone, als mir möglich war. „Wir sind in Gefahr, aber etwas Besonnenheit kann uns Alle retten. Ich selbst kann schwimmen, und Sie können mit dieser Blase um den Leib nicht untergehen. Wir wollen uns also dem Wasser anvertrauen, denn wir müssen es thun, und ich werde Sie an das Ufer bringen. Aber bleiben Sie ruhig und lassen Sie sich nicht durch die Furcht um alle Besinnung bringen.“

Sie klammerte sich an mich wie ein Kind, während ich sie aus der Kajüte halb trug halb führte.

Die Hoffnung, die ich gehegt, meine Unglücksgenossen durch Vorstellungen besonnener machen zu können, scheiterte, und es war vielleicht auch Thorheit von mir, unter den obwaltenden Umständen etwas Anderes zu erwarten. Das schwere Fahrzeug war aller Anstrengungen ungeachtet nicht an das Ufer zu bringen, und ehe wir demselben auch nur näher kamen, stand das ganze untere Verdeck in Flammen, welche ihre langen und rothen Zungen bereits zu uns emporstreckten. Die Boote waren in das Wasser hinabgelassen worden. Ein Mann, der muthiger und entschlossener als die anderen zu sein schien, übernahm ihre Leitung, während der Capitain, an jeder anderen Rettung verzweifelnd, nur bemüht war, die unter den Passagieren befindlichen Damen und Kinder in dieselben zu bringen.

Die ersten beiden Ladungen erreichten wohlbehalten das Ufer, und die Uebrigen hätten eben so folgen können; allein als uns das Feuer näher und näher kam, wurden die noch an Bord befindlichen Personen von einer wahnsinnigen Todesangst ergriffen und begannen blindlings in das Wasser hinab zu stürzen. Während ich Mrs. Nelson mit einer Hand fest hielt, um sie an einem ähnlichen Schritte zu verhindern, sah ich die Unglücklichen hinunter springen, untersinken, wieder emporkommen und dann mit den Wogen kämpfen. Manchen glückte es, das Ufer zu erreichen, Andere versanken und wurden von den Wellen verschlungen.

Plötzlich riß sich Mrs. Nelson von meiner Hand los und sprang ebenfalls in das Wasser hinab. Ich sah ihr weißes Nachtkleid in der Luft flattern und folgte ihr im nächsten Augenblicke. Wenn es auch mein eigenes Leben kostete, ich mußte das unglückliche Wesen zu retten versuchen, denn ich dachte an den Gatten, der in Memphis ihrer wartete.

Als ich wieder an die Oberfläche des Wassers kam, ver-

mochte ich mich kaum gegen die furchtbare Gewalt der Wellen zu halten, und es dauerte eine Minute, bis ich die Frau entdecken konnte. Sie kam zum zweiten Male aus dem Wasser empor, weil sie vermöge der Schwimmblase nicht versinken konnte, und befand sich in meiner Nähe. Ich erreichte leicht die kleine weiße Gestalt und hielt sie mit einer Hand fest.

Ein Freudenschrei entfuhr ihren bleichen Lippen, als sie mich im hellen Scheine des brennenden Schiffes erkannte. Ihre angstvollen Augen starrten mich mit einem Blicke an, den ich nie vergessen werde, und mit beiden Händen klammerte sie sich fest an mich an.

„Thun Sie das nicht," keuchte ich. „Lassen Sie mich los und vertrauen Sie mir. Das Ufer ist nicht fern. Wenn Sie still liegen, kann ich Sie dahin bringen, — aber wenn Sie mir nicht folgen, muß ich Sie loslassen, sonst gehen wir Beide zu Grunde."

Mit noch angstvollerem Blicke als vorher zog sie ihre Hände von mir ab und überließ sich meiner Leitung. Wenn ich auch die Gewißheit vor Augen gehabt hätte, mein Leben opfern zu müssen, so würde es mich nicht abgehalten haben, Alles aufzubieten, um dieses so kindlich schöne und hilflose Wesen zu retten. Mit der einen Hand sie fest haltend, zog ich sie, dem Ufer zuschwimmend, neben mir her. Es war schwere Arbeit und erforderte alle meine Kräfte, allein der Anblick ihres zarten, sanften Gesichtes stärkte mich und förderte meine Bewegungen. Kaum sechs Schritte war das Ufer noch entfernt, und ich glaubte bereits mit ihr in Sicherheit zu sein, als ein langer und schwarzer Gegenstand uns gerade entgegen schwamm, der, ehe ich es verhindern konnte, mit dem einen Ende gewaltsam gegen Mrs. Nelson's Schläfe stieß und sie auf mich warf. Mit dem Triebe der Selbsterhaltung tauchte ich unwillkürlich mit ihr unter. Einen Schritt weiter tauchte ich wieder empor, und noch einige Stöße brachten mich an das Land.

Glücklicher Weise war das Ufer an dieser Stelle nicht sehr steil und hatte stufenartige Absätze, welche das Ersteigen erleichterten. Allein ich konnte dessen ungeachtet nicht gleich dazu schreiten, sondern mußte einige Minuten ausruhen, da ich von der doppelten Anstrengung des Schwimmens und der Sorge für die junge Frau zu sehr erschöpft war. Ich ließ mich deshalb auf einen am Wasserrande liegenden Stamm nieder. Mrs. Nelson lag leblos und regungslos in meinen Armen, ich hielt sie für ohnmächtig. Ihr Gesicht konnte ich an dieser Stelle nicht deutlich sehen, weil ein dunkeler Schatten darauf ruhte.

Sobald ich wieder frei Athem holen konnte, nahm ich die Unglückliche in meine Arme und erstieg mit ihr das Ufer. Oben angelangt, legte ich sie auf einen Rasenfleck nieder.

Inzwischen stiegen die Flammen immer wüthender vom Schiffe auf, und das Wasser war voll von Schwimmenden, welche gegen die Wogen kämpften, um sich zu retten. Auch der Capitain war in den Strom gesprungen, denn ich sah ihn auf die Stelle zuschwimmen, wo ich mich befand, während er mit dem einen Arme irgend eine Gestalt über dem Wasser hielt. Selbst alle Matrosen schienen das brennende Fahrzeug verlassen zu haben, was mir eine gewisse Beruhigung gewährte.

Ich richtete meine Augen wieder auf die junge Frau. Kein Zeichen von Leben war an ihr erkennbar. Als jetzt aber der helle Schein des Feuers auf ihr bleiches Gesicht fiel, gewahrte ich an der einen Schläfe, da wo sie von jenem Gegenstande im Wasser gestoßen worden war, einen schwarzen Fleck, der sich weiter unter das Haar erstreckte. Eine genauere Besichtigung erfüllte mein Herz mit Schrecken, ich suchte ihren Puls, — er stand still. In meinen Armen, der Rettung und dem sicheren Ufer so nahe, war sie in einem Moment getödtet worden!

Ich war außer Stande, meinen Schmerz zu mäßigen. Zu der Todten niederknieend, begann ich bitterlich zu schluchzen. Alles, was in meinen Kräften stand, hatte ich mit äußerster Anstrengung gethan, um das schöne junge Wesen zu retten und noch im letzten Augenblicke mußten meine Bemühungen vereitelt werden. Dem tiefen Kummer ganz hingegeben, hörte ich jetzt fast nichts mehr von dem Prasseln der Flammen, dem Geschrei der Menschen und dem Zischen und Toben des Wassers, in das die brennenden Gegenstände fielen, bis plötzlich ein Alles übertönendes gellendes Geschrei zahlloser Stimmen an mein Ohr schlug. Dann mich aufrichtend und nach dem brennenden Schiffe blickend, gewahrte ich den Lootsen, Mr. Powell, welcher jetzt, von Flammen umgeben, noch immer auf seinem Posten am Steuerruder stand und augenscheinlich dem unvermeidlichen Tode preisgegeben war.

Er hatte bis zum letzten Augenblicke Alles aufgeboten, um das Fahrzeug an das Ufer zu bringen, aber vergebens, weil er von allen Anderen verlassen worden war. Jetzt stand er mit tiefsinnigem, resignirtem Blicke dort und sah dem sicheren Tode entgegen, während Rauch und Flammen ihn von allen Seiten umgaben.

„Springet in das Wasser, Powell!" schrie ihm der Capitain zu, welcher soeben keuchend das Ufer erreicht hatte. Doch der Rath war nutzlos, denn der Unglückliche konnte nicht mehr an die Seite des Fahrzeugs gelangen, ohne in die Flammen zu gerathen. Im nächsten Momente entschwand er unseren Blicken ganz. Das Dampfboot erzitterte plötzlich gewaltsam, neigte sich vorwärts und schleuderte viele tausend brennende Fragmente in die Luft. Die Kessel waren gesprungen.

Ich kann bei den Schrecken jener Nacht nicht länger verweilen. Als der Tag anbrach, wurden die noch lebenden Passagiere, nebst den Leichnamen und den schwer Verletzten derselben, zur Weiterreise nach Memphis auf ein anderes Boot gebracht. Mrs. Nelson's Leichnam nahm ich in meine Kajüte, um ihn dem Gatten zu überbringen. Es war eine schmerzliche Pflicht, welche ich glaubte erfüllen zu müssen. Die anderen Leichname wurden in einer langen Reihe auf das Verdeck gelegt und gewährten einen herzerschütternden Anblick.

Als wir in Memphis landeten, kamen zahllose Menschen vom Ufer an Bord des Schiffes gestürzt, um die Ihrigen zu suchen, und — o mein Gott! — was für eine Scene folgte dann! Ich vermochte sie nicht mit anzusehen. In meiner Kajüte, wo die Ueberreste des schönen, unglücklichen Wesens auf meinem Bett ruhten, setzte ich mich nieder und wartete, bis eine Hand an meine Thür klopfte und ein angstvolles, bleiches Gesicht sich zeigte. Ich wußte, wer es war. Aus Beschreibungen seiner Person, die ich früher von ihr erhalten hatte, erkannte ich ihn sogleich. Er suchte sie und sank, nachdem ich auf das Bett gedeutet hatte, mit tiefem Stöhnen neben ihr auf seine Kniee. Ich zog leise das Tuch von ihrem Gesichte und schlich dann aus dem Zimmer. Draußen hörte ich sein heftiges Schluchzen, Thränen strömten auch über meine Wangen, und mir war, als müßte auch mein Herz brechen.

Später kam er, um mir für das zu danken, was ich gethan hatte. Es erhöhte nur meinen Schmerz, denn ich hätte fast über das Schicksal murren können, daß mir das Leben erhalten worden war.

Die nächstfolgenden Tage in Memphis waren sehr traurig. Mehrere wurden dort, in einem fremden Lande, begraben, Andere wurden heimwärts geführt. Von den Verletzten starben dort die Meisten bald darauf, nur Wenige genasen. Mrs. Nelson fand dort auch ihre letzte Ruhestätte. Als der trostlose Gatte sich in namenlosem Schmerze über das offene Grab beugte, dachte ich mit unendlicher Wehmuth daran, welches andere Wiedersehen Beide gehofft hatten!

Es gewährte mir eine gewisse Beruhigung, als ich wenige Monate später hörte, daß Capitain Nelson bei Vicksburg gefallen sei. Er war nun mit ihr vereint. Welches Glück kann das Leben noch bieten, wenn das Herz Alles verloren hat, was ihm theuer war?

Wie sich später herausstellte, war es ein Guerilla gewesen, der sich an Bord des Schiffes geschlichen, daselbst verborgen und es in Brand gesteckt hatte.

---

* Pfälzischer Kunstverein.

Dritte Wanderausstellung.

(Schluß.)

Wir kommen zur

Landschaft.

Wie auf allen Bilderausstellungen steht diese auch hier in üppigster Blüthe. Eine eigene Erscheinung, die sich aber dahin erklärt: daß mancher oft reichbegabte Jünger der Kunst auf halbem Wege zurückschreckt vor den Mühen und Opfern, welche die vielumfassende Geschichtsmalerei fordert, sich dann aber lieber zurückzieht in die scheinbar leichtere Landschafterei. Gewährt ja diese an und für sich schon mehr Genuß und mehr Unterhaltung, und ist auch viel früher etwas Namhaftes, selbst Verwerthbares zu leisten. Darum Mittelwaare die Hülle und Fülle. Aber gerade bei dieser wird das unbefangene Urtheil dadurch erschwert, als die Mittelmäßigkeit sich nicht entschieden aussprechen und kennzeichnen kann. Ein Bild gleicht in der Behandlung so ziemlich dem anderen, wenn auch der Gegenstand wechselt. Denke man nur, wir haben 41 Landschaften vor uns und eine jede verlangt besondere Beachtung. Ist das aber möglich? Was nun unser Urtheil vor einem Bilde leitet und bestimmt, das ist das ersichtliche, eingehende Studium des Künstlers, das Verständniß des landschaftlichen Geistes in allen seinen Lebenserscheinungen. Wir wollen sehen die Behandlung von Himmel, Luft, Wolken, Wasser, Land in Höhen und Tiefen, von Wachsthum und von aller Sichtbarkeit; vornehmlich sehen die Darstellung des Lichtes und seiner Wirkung auf all' diese Dinge. Wir wollen aber auch wissen, ob ein bestimmtes landschaftliches Bild im Auge des Malers sich spiegelt, als ein einheitliches, selbstständiges, wohlgegliedertes, harmonisches Ganzes mit entsprechender Stimmung, ja — um uns kühn auszudrücken — ob dieses Bild sich ihm zeigt als eine Persönlichkeit mit bestimmtem Gesichte, und ob dieses Bild mit entsprechendem handlichem Geschicke auch auf seine Leinwand gekommen. Freilich ist die Forderung groß, aber ein bestimmtes Gesetz, einen unbedingten Maßstab muß man doch haben, um das Bedingte, Bezügliche der äußeren Erscheinung abschätzen zu können.

Das bayerische Hochgebirge und die Nachbarschaft Schweiz bleiben noch immer der Lieblingsgegenstand der Landschafterei. Einiges unserer Ausstellung gehört zu Mitteldeutschland, zunächst an den Rhein, das Uebrige an die nordische See. Lassen wir den Münchener Künstlern den Vortritt.

„Auf dem Wege nach Rosenlaui, mit dem Wetterhorn, Berner Oberland" ist ein prächtiges Bild von J. G. Stephan, dem auch auf anderen Landschaftsgebieten wohlerfahrenen Meister. Im Hintergrunde der blaulichgraue Gebirgsstock des Wetterhorn, rechts ragen Tannen empor und ist anderes Baumwerk in saftiger Frische, links eine Felsenwand und liegen im Vordergrunde Felsstücke zerstreut. Die Hintersicht mit der Windung des Weges hinab in die Schlucht ist von großartiger Wirkung. Alles, auch das Kleinste, ist mit einer Liebe, einer Sorgfalt und einem Verständniß, dabei aber flüchtig und doch so behandelt, daß die Verfolgung der Pinselstriche ein wahrer Genuß ist. Scheint auch der Vordergrund in der Farbe nicht entschieden genug — es liegt an der überall fein empfundenen Beleuchtung — so macht das Ganze in der Frische der Färbung und dem Zusammenklang aller Gegenständlichkeit die wohlthuendste Wirkung. Man wittert ordentlich den Geist der Gebirgsluft. Stephan hat als Landschafter eine eigene, hochachtbare Stellung. Man erkennt ihn sofort auf den ersten Blick.

H. Höfer ist ein vielseitiges, in allen Dingen aber höchst achtbares Talent, das namentlich in letzteren Jahren ersichtliche Fortschritte gemacht hat. Sein „Kalkofen am Inn", eine belebte Winterlandschaft, ist ein erfreuliches Werk. Das Ganze stimmt ungemein wohlthuend zusammen in Farbe und Umriß, das Einzelne zeugt von liebevollem, gründlichem Studium der Natur ohne ängstlichen Vortrag. Ohne Zweifel wird sich unser Künstler einen ehrenvollen Platz in seiner Richtung erringen.

A. Stademann ist der Winterlandschafter per se. Seine Productionskraft, bald diese, bald jene Partie des Winters behandelnd, ist fast unglaublich. Dies ist aber nur möglich bei dieser skizzenhaften, flüchtigen und doch sicheren Führung des Pinsels. Das Ganze hat, in richtiger Entfernung betrachtet, eine wunderschöne, einklangige Stimmung, während die Einzelheiten doch einer sorgsameren Ausführung bedürften. Neben einer zweiten Winterlandschaft mit Hügel und Wald zeigt uns der Künstler auch zwei Sommerlandschaften, beide in trüber, regnerischer Stimmung, mit denen sein allezeit fertiger Pinsel doch nicht eben so glücklich zu sein scheint.

Vier Sommerlandschaften, jede in verschiedener Beleuchtung, von G. Vogl, sind anziehend in hohem Grade, einmal durch das feine Verständniß der malerischen Anordnung, und dann durch die sorgsame Liebe, womit alle Gegenständlichkeit, selbst die kleinsten Dinge an und für sich und in ihrem gegenseitigen Bezuge behandelt erscheinen. Besonders anmuthend ist die „Mondscheinlandschaft" mit der wohlgelungenen Spiegelung des Lichtes im Wasser. Eine feine, abgewogene Stimmung geht durch all' diese Bilder, und besonders scheint dem Künstler das gedämpfte Licht zu gelingen, wie im „anbrechenden Abend im Felsengebirge". Die anderen Bilder: „Partie einer Sennerei mit der Aussicht auf die Bergwelt," und die „Nachmittagsruhe auf der Alm" sind ebenfalls fleißig bis in das Kleinste gemalt. Der Eindruck eines jeden ist ungemein gewinnend.

In fast ähnlicher Weise erweist sich A. Seidl mit einer „Partie aus Verona" (Abendlandschaft mit geröthetem Himmel) und einer „Mondnacht an der Etsch." Die erstere, ein schwierigerer Vorwurf wegen der Spiegelung des röthlichen Kuppelbaues im Wasser, scheint nicht so gelungen, als die reizende Mondnacht. Hier hüben links ein Gebäude, unten das Wasser mit der Abspiegelung des Mondlichtes. Drüben rechts ein Schiff mit rother Flagge, hinten ein mächtiger, in der Dämmerung verschwimmender Bau. Die Perspective vortrefflich in dieser gedämpften Beleuchtung. Der Künstler zählt zu den besten seines Faches.

Eine „Holländische Marine bei bewegtem Wasser" bringt der bereits uns bekannte Wagner-Deines. All dessen Vorzüge zeigen sich hier in neueigener, ansprechender Weise. Alles stimmt wirksam zusammen: die trübe Luft mit den drohenden Wolken, das schäumende, durchsichtige Wasser, das schwankende Schiff und die Mannschaft in angstvoller Bewegung. Die malerische Behandlung zeigt des Meisters feine, erfahrene Hand.

Von L. Correggio ist die „Kleine Landschaft" ein ganz braves Bild. Auf einer Anhöhe steht eine Baumgruppe, links schon in herbstlicher Färbung. Die Partieen des Laubes sind besonders gelungen, sie sind voll, schwellend, fein individualisirt und doch wieder luftig und weich. Weiter unten eine

kleine Hütte aus Brettern, ein bewölkter Himmel wölbt sich über das Ganze, das in allen Theilen einen frischen, unmittelbaren, dabei verständnißreinen Pinsel verräth.

Beachtungswerth ist eine Arbeit von Friedrich Meyer: „Italienische Arbeiter an der Brennerbahn, ihr Mittagsmahl kochend", jedoch weit mehr Landschaft als eigentliches Genrestück. Das hochaufsteigende Felsengestein mit anhangendem Strauchwerk ist ziemlich naturwahr, und das Ganze ein ansprechendes Bild. — Ferner thun sich hervor W. Reinhardt mit einer gelungenen „Gegend am Lech in Tyrol"; — F. Andreä mit „Capri mit dem Schlosse des Nero", wobei jedoch die Färbung etwas zweifelhaft scheint; — Fr. Kreuzer mit „Partie am Königsee"; — A. Steinach mit „Winterbild", auch E. Steegmann mit seinem Ausblick durch ein grünbelaubtes, weites, steinernes Thor auf die hellbeleuchtete Landschaft. — Bernhard Fries mit seiner „Aussicht vom Rehberg gegen Westen" ist nur insoferne zu erwähnen, als er vielleicht glaubt, der Pfälzer kenne seine eigene Gegend nicht recht. Eine so leicht hingeworfene, verschwommene Arbeit hätte man von dem sonst tüchtigen Maler nicht erwartet.

Ein wahrer Trost ist dagegen die „Mondlandschaft" des noch nicht lange verstorbenen Heinrich Bürkel, des allbekannten pfälzischen Malers. Auf diesem kleinen Raume, kaum handlang breit und handbreit hoch, ist soviel reizende Schönheit zusammengedrängt, daß man nicht satt wird an der Beschauung. Wir sehen in die Gasse eines Gebirgsdorfes hinein: links am Ufer des herabkommenden, breiten Baches eine Gebirgswohnung aus Holz, rechts eine Reihe malerisch gebauter Häuser mit vielerlei Vorsprung; rechts unten ein Röhrbrunnen mit Trog, an den ein Stab angelehnt ist, hinten die Kirche mit hohem Thurm und anderem Beiwerk. Der volle Mond steht am Himmel, sein Licht besäumt und durchwebt leise den Zug weicher Wolken, überstreift die Flächen der Dächer, durchzittert glitzernd die Wellen des Baches. Ist das eine friedliche, anheimelnde Stimmung. Alles ruht im duftigen Schimmer der Nacht. Und dennoch ist alles Geformte so klar und hebt sich so greiflich heraus, wenn auch nur mit wenigen keden, aber desto sichereren Strichen. Wie schön stellt sich die Fernsicht durch die wohlberechnete Vertheilung der Schatten. Kurzum — ein durchweg vollendetes Werk, worin auch kein Theil ohne die harmonische Stimmung des Ganzen gedacht wäre. Bürkels Tucht und Tugend beruht auf dem Studium der Natur und des Lebens, die malerische Behandlung seiner Vorwürfe jedoch auf dem Studium der niederländischen Schule, deren Vorzüge er in sich auf eigene Weise vereinigt. Kaum ein landschaftlicher Maler, der so viele Werke geschaffen, kaum einer, der in allen seinen vielseitigen Richtungen gleiche Trefflichkeit zeigt.

Von ausländischen Malern bringt Schirmann (Salzburg) eine „Strandpartie", eben ein noch nicht ganz vollendeter Versuch, und ein „Morgen bei Andernach", eine Arbeit, die manche gute Seite aufweist. — Olof Winkler (Leipzig) entwickelt in „Waldschlucht im bayerischen Hochgebirge", selbst in dem allzu violettblau gefärbten Nachtbilde „Auf der Rhön" mehr handliche Gewandtheit als in seiner „Thüringischen Winterlandschaft", die gar zu sehr an den Anstrich erinnert. Auch der Karlsruher Kunstler E. Tenner „Motiv von Heidelberg" und „Mondnacht" hat viel Schönes, schwächer dagegen sind Fritz Sturm „Motiv aus dem Hamburger Hafen" und besonders die „Anhaltische Waldlandschaft" von W. Schröter.

Aus Frankfurt sehen wir wiederum J. C. Heerdt mit einem „Motiv aus den bayerischen Hochalpen", eine Arbeit, die zu guten Hoffnungen berechtigt, und von J. Buhl eine große Landschaft „König Ludwig II. zu Pferde im Hochgebirge". Die kleine Staffage entspricht nicht dem Titel, und die großartige Landschaft selbst mit dem mächtigen Gebirge und den kräftigen Waldespartieen dürfte mehr individualisirt sein. — Von Stuttgart sehen wir P. J. Peters mit einer „Schloßruine in der schwäbischen Alp", etwas unausgesprochen und stumpf in der ganzen Behandlung und „Fischerhütte auf Frauenchiemsee". Dagegen von H. Funk ein farbenheiteres, wohlarrangirtes und fleißig durchgeführtes Bild „See und Castell Dublino im Sacrathale bei Trient". — Aus Düsseldorf hat sich eingefunden J. Hornbeck mit „Motiv an der Würm bei München" und E. v. Ernst mit zwei hervorragenden Landschaften: „Motiv von den römischen Bädern in Trier" und ein solches „von der Burg Strauchweiler am Rhein". Das erste Bild mit seinem gelblichen Steinwerk, seinem saftigen Baumschlag und seinem tiefblauen, wolligen Himmel gemahnt etwas an südliche Luft, und am anderen dünkt uns das Laubwerk der Bäume etwas zu schwer. Beide Arbeiten zeugen aber von vieler Gewandtheit des ebenso erfahrenen als feinfühligen Künstlers. Endlich hat H. Hoffmann aus Darmstadt zwei herzliche, etwas elegisch gestimmte Bildchen gebracht: „Morgen im Klostergärtchen" und „Capelle auf dem alten Kirchhofe in Worms". Ein inniges Gefühl für den Gegenstand, reinliche Ausführung ohne Zierlichkeit, dann wohlthuende Farbenempfindung üben hier eine gewisse Anziehungskraft auf den Beschauer. Und damit wäre unsere Betrachtung beendigt. P.

Mannichfaltiges.

— Der bekannte Erfinder des Stahlbereitungsprocesses, Herr Henry Bessemer, hat einen Plan entdeckt und patentirt, wonach künftig die Seekrankheit vermieden werden kann. Nach demselben Princip, nach welchem die Schiffscompasse in der Schwebe gehalten werden, stellt der Erfinder ein Zimmer her, das allen bewegenden Einflussen der See nicht ausgesetzt ist. Ein bereits angefertigtes Modell zeigt die Einfachheit und Wirksamkeit des Planes. Das schwebende Zimmer ist von halbkugeliger Form und kann auf Wunsch auch mit einem Glasdache versehen werden.

— Aus der Werkstatt von Friedhofer in San Francisco ist ein solider Bierwagen nach Japan verschickt worden, um in einer dort errichteten deutschen Bierbrauerei verwandt zu werden. Dieser Umstand liefert den erstaunlichen Beweis, daß sich das deutsche Element bereits eine Heimath in Japan gegründet hat; denn wo Lagerbier gebraut und getrunken wird, dahin reicht auch die deutsche Zunge und deutsches Leben und Treiben.

Anagramm.

Gewiß es wäre mit dem U
In hohem Grade, wolltest Du,
Nicht mit dem A es sein und Dich
Doch zeigen frei und öffentlich.
Auf hohem Postamente oft,
Wer hält' von ihnen das gehofft? —
Siehst Götter Du und starke Helden
Auch holde Göttinnen nicht selten:
Die sind es nicht mit A und doch
Mit U viel weniger es noch;
Ja mit dem U wär' es der Spötter,
Säh' er sie deshalb an, die Götter;
Mit A und mit dem U zumeist
Sind Buben es, mit frechem Geist.
Mit U ist es noch manche Last,
Trotz Winden, Hebel, Walzen, Schrauben
Und starkem Bergversetzung-glauben:
Doch unwillkürlich, ja so fast
Gewaltig fühlst Du Dich mit A,
Kömmst Du dem wahrhaft Schönen nah'.

△

Auflösung der Homonyme in Nr. 66:
Kiefer.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 70. Dritter Jahrgang. 1870.

* Nur nicht heirathen.

Humoreske von Otto Schreyer.

In einem behaglich eingerichteten Parterrezimmer, von dem man die Aussicht nach dem Garten hatte, und dessen Flügelthüren weit geöffnet waren, um der erfrischenden Mailuft Einlaß in die freundlichen Räume zu gönnen, saß ein junges hübsches Ehepaar traulich plaudernd auf dem Sopha.

Hermine, die junge Frau, hatte ein einjähriges Kind auf dem Schooße und schäkerte mit demselben in der jungen Müttern eigenthümlichen Weise.

Der Gatte hatte einen Arm auf ihre Schulter gelegt und sah mit heiterer Miene, mit innerem Behagen, den Spielereien Herminens zu.

„Wie der Kleine uns anlächelt mit seinen großen klugen Augen," sagte er, dem Kinde über die Wange streichelnd.

„Der herzige Schelm, er soll uber auch einmal ein großer Mann werden."

„Ja, lang wird er schon werden, ob aber auch groß, das ist die Frage."

„Gewiß, Robert, siehst Du nicht, wie aus seinen Zügen die Intelligenz leuchtet?"

„Was eine Mutter alles aus den Zügen ihres Kindes lesen kann; es ist fabelhaft," sagte Robert heiter lachend.

„O, ich glaube an eine große Zukunft unseres Sohnes," entgegnete Hermine mit wichtiger Miene.

„Ist Dir ein Prophet erschienen, Hermine, der aus dem Buche des Schicksals die Zukunft unseres Sohnes Dir enthüllte?"

„Ein Traum, lieber Robert, zeigte mir ihn einst umgeben von Glanz und Ehren."

„Die Gedanken, mit denen man sich bei Tage beschäftigt, verweben sich in die nächtlichen Träume."

„Ich will Dir das Gegentheil beweisen. Ich träumte — —"

„Von mir?"

„Du spielst in meinem Traume eine Hauptrolle."

„Siehst Du, Herminchen, da hast Du den Beweis für meine Behauptung: Du denkst am Tage an mich und im Traume erscheine ich Dir."

„Höre erst meinen Traum," sagte Hermine und begann: „Es kam mir vor, als gingen wir am Strande eines Flusses. Der Mond spiegelte sich silberklar in den sanft bewegten Wellen. Es war eine herrliche, von milden Lüften bewegte Nacht, die uns verführte, am Ufer in harmonischem Frieden zu lagern. Da nahte ein kleines Boot sich langsam dem Orte, wo wir uns befanden. Am Steuer saß ein Greis mit langen weißen Haaren, in denen der Wind leicht spielte. Der Greis gebot Dir mit einer befehlenden Handbewegung, ins Boot zu steigen. Willenlos gehorchtest Du. Ich wollte Dir folgen, da stieß das Schiff vom Ufer ab. Du strecktest mir sehnsüchtig die Arme entgegen, doch die Entfernung zwischen mir und Dir wurde immer größer, bis zuletzt Alles im dichten Nebel verschwand."

„Und hier war Dein Traum zu Ende?" fragte Robert.

„Nein, ich träumte später die Fortsetzung."

„Das ist wie ein Roman eines Feuilletons: Fortsetzung folgt," rief Robert lachend.

„Gegen Morgen träumte mir," fuhr Hermine fort, „Du seiest glücklich und mit Reichthümern gesegnet zu mir zurückgekehrt."

„Das war ja recht brav von mir."

„Nun sage selbst, Robert, hatte ich je den Gedanken an eine Trennung? Nein, und doch webte derselbe sich in meinen Traum."

Robert drohte neckend mit dem Finger und sagte in schalkhaftem Ernst: „Wer weiß, Frauenherzen sind nicht zu ergründen!"

„Das ist Dein Ernst nicht, Robert. Mein Herz liegt offen vor Dir."

Robert küßte sein Franchen zärtlich und sagte in liebevollem Tone: „Ich habe auch noch nicht einen Augenblick bereut und werde es nie bereuen, Dich als mein liebes Weib heimgeführt zu haben."

„Trotz dem gestrengen Gebot Deines reichen Onkels," fügte Hermine mit komischem Pathos hinzu, „der von dem Thron seiner hohen Weisheit das Interdict erließ: Nur nicht heirathen oder — — —"

„Du bist enterbt," vervollständigte Robert pathetisch. „Er weiß nicht, welche Seligkeit es ist, wenn sich zwei Seelen in Harmonie verschmelzen. Er kennt sie nicht, die beseligenden Gefühle der Liebe. — Allein, vor dem Onkel sind wir sicher. Schon seit zehn Jahren hat er sein einsames Gut nicht verlassen und wird in seinen alten Tagen hoffentlich keine weite Reise mehr unternehmen."

„Aber vor Verrath ist man nie sicher," schaltete Hermine ein.

„Ich würde ihm unsere Verbindung längst enthüllt haben," fuhr Robert fort, „aber einestheils muß ich Rücksicht nehmen, ihm jede Aufregung zu ersparen, anderentheils würde dann durch dies Bekenntniß das Vermögen in die Hände lachender Erben kommen. Es ist besser, wir verschweigen, was wir nicht gezwungen werden zu sagen."

„Gewiß, Robert, Schweigen hat noch nie geschadet. Schweigen ist Gold!"

„Der Wunsch, das Vermögen des Onkels einst für mich zu erhalten, liegt mir ferne, aber unserem Sohne soll es einst zu Gute kommen."

„Warum hattest Du mir aber vor unserer Verheirathung kein Wort über das Gebot Deines Onkels mitgetheilt?"

„Weil Du mir, liebe Hermine, dann wahrscheinlich aus Edelmuth Deine Hand nicht gereicht haben würdest."

„Jetzt ist's leider zu spät, den einmal gethanen Schritt rückgängig zu machen," entgegnete die junge Frau neckend.

„Du bereust es doch nicht, mich zum Lebensgefährten erwählt zu haben?" Hermine schmiegte sich zärtlich an ihren Gatten, und sagte in innigem Tone: „Nein, nein, muß ich Dir nicht ewig dankbar sein, daß Du mich arme Waise, ohne

Familie, ohne Namen, ohne Vermögen, allen anderen Frauen vorgezogen!"

„Es war trotz alle dem, auch keine so wie Du, Hermine," erwiderte Robert, sie zärtlich küssend.

In diesem Augenblick erschien der Diener mit einem Brief in der Hand im Zimmer und übergab denselben an Robert mit den lakonischen Worten: „Der Briefträger brachte soeben dieses Schreiben, Herr Liebenau." Darauf entfernte er sich dann wieder, nachdem Robert ihm ein Zeichen gegeben zu gehen.

Robert betrachtete den Brief von allen Seiten, dann öffnete er denselben mit sichtbarem Erstaunen und sah nach der Unterschrift. „Von meinem Onkel," rief er erschrocken.

„Von Deinem Onkel? Was schreibt er Dir?" fragte Hermine, besorgt das Kind von dem Schooße nehmend und in die vor ihr stehende Wiege legend.

Robert hatte unterdessen das Schreiben rasch gelesen und rief mit gepreßter Stimme: „Da haben wir die Bescheerung! Mein Onkel will mich besuchen. Er will mir die Freude bereiten, wie er schreibt. Die Freude wird außerordentlich sein, o, außerordentlich!"

„Diese unerwartete Ueberraschung," sagte Hermine, nachdenkend die Hände in den Schooß sinken lassend, nachdem auch sie das Schreiben gelesen.

Robert ging mehreremal im Zimmer unruhig auf und nieder und fuhr mit der Hand in sein volles lockiges Haar, indem er seufzte: „Mein Onkel kommt und ich bin verheirathet trotz seines Gebots. Er wird mich enterben. O, mein armer Sohn!"

„Da müssen wir uns scheiden," entgegnete Hermine traurig mit umflortem Auge.

„Scheiden!" rief Robert exaltirt. „Scheiden! meine theuere Hermine, nimmermehr," und sie leidenschaftlich mit dem Arme umschlingend, fügte er pathetisch hinzu: „Vereint mit Dir fordere ich den Onkel in die Schranken!"

„Du darfst ihn nicht erzürnen, lieber Robert. Giebt es denn keinen Ausweg?"

„Ich weiß keinen, mir steht der Verstand stille," entgegnete er kleinlaut.

„Wir müssen aber zu einem Entschluß kommen," sagte Hermine sich fassend, „die Zeit ist kostbar. Dein Onkel schreibt, er würde fast gleichzeitig mit seinem Briefe erscheinen, da er denselben zur Post gegeben, als er abreiste."

„Leider! Und dann will er einige Tage bei mir wohnen. Da ist guter Rath theuer. Es bleibt nichts anderes übrig, als Dich zu verstecken, Hermine," fügte er nach einer kleinen Pause des Nachdenkens hinzu.

„Aber wohin, lieber Robert? Die Wohnung ist so durchsichtig wie ein Glaskasten, die Mauern sind so dünn, daß man jeden Seufzer hört. Und dann giebt's nur einen Ausgang aus dem Hause."

„Es ist zum Verzweifeln: — Halt, eine Idee!" rief Robert plötzlich. „Wenn Du einige Tage mit unserem Kinde Dich bei Deiner Nachbarin Schwatzmeier einquartiertest?"

„Bei der Schwatzmeiern?" entgegnete Hermine enttäuscht, „dann weiß es in einer Stunde die halbe Stadt."

„Aber wo sonst hin, liebes Herz? Ich weiß im Augenblick wirklich kein besseres Asyl für Dich."

„Nun gut, ich will es thun," sagte Hermine nachgebend, „das heißt, wenn sie mich aufnimmt."

„Sie ist ja Deine Freundin, wenn auch Euer Alter nicht harmonirt."

„Meine Freundin! Ja, so lange ich ihrer nicht bedarf und ihren boshaften Erzählungen Gehör schenke."

Robert ging wieder mehreremal nachdenkend im Zimmer auf und nieder, dann blickte er durch's Fenster. Plötzlich rief er erschrocken: „Eben fährt ein Wagen vor die Gartenthür."

Hermine eilte an die Seite ihres Gatten und blickt ebenfalls durch's Fenster. „Ein alter Herr steigt aus dem Wagen," sagte sie, über ihres Gatten Schulter sehend.

„Es ist mein Onkel!" stöhnte Robert erbleichend.

„Schon so früh!" rief auch Hermine ängstlich.

„Wie kann ich nun entkommen?"

„Es ist zu spät, Du kannst das Haus nicht mehr verlassen, ohne meinem Onkel gerade in die Arme zu laufen. Jetzt heißt es rasch handeln und die Verstellungskunst zu üben. Schnell, Hermine, verberge Dich im Nebenzimmer so gut wie Du kannst." Hermine wollte rasch entfliehen, da erblickte Robert die Wiege, mit seinem Sprößling, noch im Zimmer stehend.

„Aber Hermine!" rief er in höchster Zerstreuung, „das Kind, das Kind! Komm', hilf mir die Wiege nach dem Nebenzimmer bringen, denn, wenn der Onkel den Kleinen sieht, ist Alles verrathen!"

Als Robert und Hermine die Wiege schnell nach dem Nebenzimmer befördert hatten, kam der Erstere mit ängstlicher Miene zurück. Sein Auge schweifte prüfend in den Räumen umher, ob auch nichts umherliege, was seine Ehe verrathen könnte, und traurig monologisirte er: „Die schönen Tage der Ruhe und des Friedens sind nun vorüber!" Da erblickte sein Auge eine Crinoline, an der Hermine vor kurzem etwas ausgebessert. Entsetzt erfaßte Robert die viel gelästerte Beilage weiblicher Toilette, um sie rasch aus dem Gesichtskreis zu bringen. Aber Robert hatte die Crinoline nicht an der richtigen Stelle erfaßt und verwickelte sich dadurch derart mit seinen Beinen darin, daß er beinahe in seiner hastigen Eile zu Boden gefallen wäre. Glücklich brachte er sie doch endlich in einen Wandschrank, den er darauf rasch verschloß. Es war die höchste Zeit, denn der Onkel Roberts schritt schon durch den Garten und kam auf das Haus zu. Robert stand der Angstschweiß auf der Stirn, er holte tief Athem und murmelte, indem er sich zu ermannen suchte: „Nun Geistesgegenwart, steh' Du mir bei!"

(Fortsetzung folgt.)

Edelsteine des Meeres.

An den Schaufenstern der europäischen Juweliere bemerkt man Schmucksachen, zu denen ein räthselhaftes Geschöpf den Stoff geliefert hat. Was ist eine Koralle? Ein Zoophyt, antworten die Naturforscher. Dieser griechische Name läßt sich mit Pflanzenthier oder auch mit Thierpflanze übersetzen. Uebrigens gestehen die Naturforscher offen ein, daß sie vom Leben der Koralle sehr wenig wissen. Nur das erklären sie mit Bestimmtheit, daß dieses Gebilde mehr zum thierischen als zum Pflanzenreich gehört. Poiret hat die Naturgeschichte der Koralle in seiner „Reise in die Barbarei" am ausführlichsten behandelt. Er vertritt die Meinung, daß die Korallensubstanz nicht die Muschel oder der Panzer eines Thieres von der Classe der Polypen, sondern eine Umbildung dieses Thieres selbst ist. „Der Tod eines Polypen ist eine Art von Verknöcherung," sagt er. „Das Thier wird trocken und hart und bleibt an dem Korallenzweig, der seine Geburtsstätte war, hängen. Auf diese

Weise kann die Koralle allmählich durch Lagen getrockneter und verhärteter Polypen Zweige von großer Ausdehnung bilden. Dieser Stoff vermehrt sich durch die reichlichen Absonderungen der lebenden Polypen und durch ihre Hüllen, d. h. durch die Zellen, welche sie gebildet haben, und die, eine an der anderen sitzend, die Zweige vergrößern und neue bilden." Die Koralle ist also, kurz gesagt, weder ein Thier, noch eine Pflanze, noch ein Mineral, sondern die Metamorphose von Millionen von Polypen.

Was die Heimath der Korallen betrifft, so müssen wir unter das Wasser gehen, um sie zu finden. In Shakespeare's Sturm singt Ariel, als Ferdinand um seinen Vater weint:

Fünf Faden tief liegt Vater Dein,
Sein Gebein wird zu Korallen.

Der große Dramatiker ist hier der wissenschaftlichen Wahrheit merkwürdig nahe gekommen, denn in der That ist derselbe phosphorsaure Kalk, der die Gebeine des Königs Alonzo von Neapel bildete, ein Hauptbestandtheil der Korallen, und auch das: „Fünf Faden tief" paßt vortrefflich, da die Koralle in Tiefen von zehn bis hundert Fuß unter dem Wasser lebt. Zuweilen baut sie auf dem Meeresgrunde selbst, doch benutzt sie auch jeden unterseeischen Gegenstand als Stützpunkt. So wenig man von den Arbeiten dieses Architekten der Tiefe weiß, vermuthet man wohl mit Recht, daß das Wachsthum der Koralle ein rasches und ihre Entwickelung eine einfache ist. Auch die Eigenschaft, sich verschiedenen Umständen anzubequemen, scheint sie zu besitzen. Ihre Zähigkeit ist so groß, daß sie selbst dann am Leben bleibt, wenn ihr Bau zerstört ist. Losgerissene Zweige einer Korallenbank klammern sich an den nächsten festen Gegenstand an. Das allgemeine Aussehen der Koralle ist das einer Pflanze mit Zweigen ohne Blätter und von rother oder Rosafarbe. Je tiefer das Roth ist, um so dichter und zerbrechlicher ist die Koralle. Je tiefer sie unter dem Wasser lebt, um so schöner pflegt sie zu sein.

Die Koralle kommt in vielen Meeren vor, meistens in der Nähe der Küsten. Die Korallenfischerei wird am lebhaftesten im Mittelmeer betrieben. Vielleicht liegt der Grund darin, daß dieses Meer den Culturvölkern am längsten bekannt ist, doch zeichnen sich die Küsten von Corsica, Sardinien, Sicilien, Algier, Majorca, Minorca, Dalmatien und Rhodus durch ihren Reichthum an diesem Product besonders aus.

Die Fischerei wird nach festen Regeln betrieben. Die mit zehn bis zwanzig Leuten bemannten Boote segeln zu bestimmten Zeiten von bestimmten Häfen aus und verweilen Monate lang an den Stellen, wo Korallen vorkommen. Der Rheder versorgt die Mannschaft mit Nahrung, Kleidung wie allen sonstigen Bedürfnissen und zahlt ihr einen gewissen Wochenlohn. Ein Theil des letzteren wird der Familie des Fischers oder Matrosen vorausbezahlt, damit sie während der Abwesenheit ihres Ernährers zu leben hat. Gewöhnlich läßt sich die Regierung des Landes, an dessen Küste gefischt wird, für ihre Erlaubniß dazu eine Abgabe entrichten. Die Methode des Fischens hängt natürlich von der Art des Vorkommens der Koralle ab. Man findet sie weniger auf dem Grunde des Meeres, als an den Abhängen unterseeischer Felsen in der Form eines Busches, der selten höher als eine halbe Elle ist. Sie wählt immer ein festes Felsenbett, keinen Sand oder Schlamm. Darnach trifft der Fischer seine Einrichtungen. Die Sicilianer, deren Verfahren ziemlich allgemeine Annahme gefunden hat, benutzen zum Abreißen der Korallen zwei Hölzer, die sich in der Mitte kreuzen und an deren unteren Endpunkten ein Netz befestigt ist. Um dieses Werkzeug wird ein langes Seil geschlungen und ein Stein an dasselbe gebunden, damit es untersinkt. Der Fischer, der das Seil in der Hand hält, lenkt es an die richtige Stelle, verwickelt die Korallenzweige in die Maschen des Netzes und zieht nun mit einem kräftigen Ruck an. Der Hauptstamm der Koralle sitzt so fest auf dem Felsen auf, daß es einer großen Kraftanstrengung bedarf, um ihn loszureißen, die kleineren Zweige lassen sich leicht abbrechen. Je nach den Stücken, die er zu erlangen wünscht, richtet der Fischer sein Verfahren ein. Die Koralle steht auf der Stelle, welche sie gewählt hat, immer senkrecht auf, mag diese Stelle nun horizontal sein oder steil abfallen. In einigen Theilen des Mittelmeeres benutzt man zwei Instrumente, das eine bei einem verhältnißmäßig glatten Grunde, das andere bei ungleichem und felsigem Boden, der gewöhnlich die besten Korallen liefert.

Hat der Fischer die Korallen an die Oberfläche geschafft, so verkauft er sie so schnell wie möglich, denn sie zu Schmucksachen zu verarbeiten, gehört nicht zu seinem Geschäft. Was den Preis betrifft, so läßt sich eine Durchschnittssumme kaum angeben. Schlechte Stücke werden mit einem halben Gulden das Pfund bezahlt, aber für ausgesuchte Zweige finden sich Liebhaber, welche dafür dreimal so viel Gold geben, als das Gewicht beträgt. Von den Korallen, die man an der Küste von Sardinien fischt, haben die kleinen Stücke, die sogenannten feraglie, einen Werth von drei Neugroschen das Pfund, während man für die größeren Stücke dreizehn bis siebzehn Thaler zahlt.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

§. Technisches. Ingenieur J. Thoma berichtet im „Württemberg. Gewerbeblatt" über einen mit dem Fuße zu betreibenden mechanischen Schmiedehammer, welcher in neuerer Zeit in England große Verbreitung gefunden haben soll. Aehnliche, jedoch weniger vollkommene Apparate sind vor etwa 20 Jahren in vielen Maschinenfabriken Amerika's verwendet worden; dieselben erforderten aber eine große Fertigkeit des Arbeiters, weswegen sie meistens wieder außer Gebrauch gekommen sind. Die englischen derartigen Hämmer haben sich dagegen als bequemer und wirksamer erwiesen. Dieselben eignen sich besonders für gewisse gleichartige Arbeiten, namentlich solche, wo sonst Gesenke Anwendung finden, wie für Nieten, Schraubenbolzen und dergleichen. Der Ambos und ebenso der Hammer sind mit Schwalbenschwanzschlitzen zum Einsetzen von Gesenken oder verschieden gestalteten Bahnen versehen. Der Hammer, beiläufig 12 Pfund schwer, hat einen hölzernen Stiel, welcher wie ein Schwanzhammer in einer Hülse mit Drehachse befestigt ist. Die Lagerung der Drehachse befindet sich in zwei hölzernen Säulen, die im Boden eingemauert und am Deckengebälk angeschraubt sind. Beide Säulen verbindet oberhalb der Hammerachse ein Querholz, an welchem zwei schraubenförmig gewundene Federn aus Stahldraht angehängt sind, die den Schlag des Hammers zu bewerkstelligen haben. Zu diesem Zwecke stehen dieselben mit zwei kurzen Armen, welche hinterhalb an der Hammerachse angebracht sind, in Verbindung. An dem nach hinten verlängerten Hammerstiel ist vermittelst einer Kette ein Trittbrett angehängt. Der Schmied bewirkt nun die Erhebung des Hammers durch Auftreten auf letzteres, und den Schlag durch darauffolgendes Heben des Fußes. Bei dem älteren amerikanischen Zuschlagapparate dienten umgekehrt die Federn zum Heben des Hammers, und der Schlag wurde durch den Fußtritt, natürlich weniger kräftig, hervorgebracht. Ein Mann und ein Knabe sollen jetzt im Stande sein, täglich 800 Stück große Nieten, im Gewichte von 3½ Ctr. anzufertigen. — Im „Scientific American" ist die von Hodgson bei Brighton (England) ausgeführte Drahtseiltransportanstalt ziemlich genau beschrieben und äußerst günstig beurtheilt. Es ist die Erwartung ausgesprochen, daß dieses nun vollkommen bewährt befundene Transportmittel demnächst nicht mehr ausschließlich für Güter, sondern auch für Personen Verwendung finden werde. Die Transportlinie bei Brighton hat reichlich 5 englische Meilen Länge. Das endlose Drahtseil ist aus bestem Eisendraht gefertigt, die Litzen sind um einen hänfenen Kern gedreht, und jede hat eine hänfene Seele. Der Umfang des Seils beträgt nur zwei Zoll (also der Durchmesser circa 17 Millimeter). Der Betrieb geschieht mit einer Geschwindigkeit von 4 bis 8 englische Meilen per Stunde durch

eine an einem Ende der Linie aufgestellte Dampfmaschine von 16 Pferdekräften, welche eine Trommel umtreibt, über die das Seil geschlungen ist. Auf seine ganze Länge ist das Seil nur in 112 Punkten durch Rollen unterstützt, welche von Pfosten getragen werden, die zum Theil geringe, zuweilen aber auch bis 70 Fuß Höhe haben. Der größte Abstand zweier Unterstützungspunkte beträgt an 1000 Fuß. Es können in 10 Stunden 4800 Ctr. Güter, nämlich nach jeder Richtung die Hälfte, befördert werden. Die vom Seile getragenen Kästen laufen auf den Endstationen selbstthätig ab. Auf der Insel Ceylon soll eine Transportlinie von 60 engl. Meilen Länge hergestellt werden, welche man in Sectionen von 5 Meilen Länge abtheilen wird, deren je zwei gemeinsam durch eine Dampfmaschine betrieben werden.

— Im Reichenbacher Thal, Berner Oberland, wurde dieser Tage ein vierzehnjähriger Knabe von einem mächtigen Lämmergeier überfallen und zu Boden geworfen und erlitt an Kopf und Brust durch Schnabel und Krallen ziemliche Verwundungen. Der Ueberraschte erhob ein Zetergeschrei, wehrte sich nach Leibeskräften und konnte sich mit Noth dem Raubvogel entwinden, welcher, von einer herbeieilenden, in einem nahen Kartoffelfelde beschäftigten und mit einem Karste bewaffneten Frau gänzlich verscheucht, sich langsam kreisend in die freien Lüfte emporschwang.

— Einen Betrug meldet die „Mosk. Ztg." aus Rußland: „Am 26. Mai kam vor der Wohnung des Pristaws des dritten Bezirks (Stan) Herrn Bystrow eine mit vier Pferden bespannte Calesche, aus welcher ein Herr, der sich Baron Korff genannt, stieg. Derselbe trat als höherer Beamter zur Untersuchung einer Angelegenheit auf, in welcher es sich um verstreckte Capitalien der gefährlichen Skopzensecte handle. Für den Gehilfen eines Untersuchungsrichters sich ausgebend, wies der Unbekannte die betreffenden Papiere in Hülle und Fülle auf. Darauf ließ er das Haus eines Kaufmannes Barinow umstellen, besondere Zeugen aus der Gemeinde, wie sie das Gesetz fordert, erwählen, und nun mit allen zusammen das Haus durchsuchen und den Geldkasten des Kaufmannes eröffnen, in dem sich in der That ungewöhnlich viel an Geld und Werthpapieren vorfand. Das Geld, in Paqueten von Silberscheinen, Serien und Wechseln bestehend, wurde herausgenommen, in ein besonderes großes Paquet eingesiegelt unter peinlich genauer Beobachtung der gerichtlichen Formalitäten. Darauf verhängte der geheimnißvolle Untersuchungsrichter über die Familie des Kaufmannes, sowie über diesen selbst und alle im Hause Befindlichen polizeilichen Hausarrest und reiste mit dem Stanowoi und dem versiegelten Gelde nach Moskau ab. Auf dem Wege entließ er den Stanowoi, forderte einen Soldaten zur Begleitung bis zur Chaussee und entließ zuletzt auch diesen. Zwei Tage darauf zeigte sich, daß der vermeintliche Untersuchungsrichter Baron Korff Niemand Geringeres war als — ein frecher Betrüger! Das mit peinlicher Genauigkeit untersuchte und mitgenommene Geld und die Serien waren alle richtig gewesen. Der Betrüger wurde bereits am 1. Juni in der Person eines Edelmannes, Namens Twanißow, entdeckt und mit seiner Nichte und einem Landmesser in dem Augenblicke verhaftet, als er sich sein blondes Haar schwarz färben wollte."

— In Amerika hat man es bekanntlich so weit gebracht, Häuser und sogar Paläste von der Stelle zu bewegen, ohne daß ihnen ein Schaden geschieht und während die Bewohner in aller Gemüthsruhe beim Frühstück oder Mittagstisch sitzen. In England hat das erste Beispiel eines ähnlichen Unternehmens sich in Westacre, Grafschaft Norfolk, ereignet, von wo aus eine hölzerne Windmühle von ungeheuerem Gewichte 16 englische (oder über drei deutsche) Meilen fortbewegt wurde. Der Proceß war jedoch von dem amerikanischen verschieden, indem die Mühle auf Rädern stand und durch eine ungeheuere Dampfmaschine fortgezogen wurde.

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

Verhandlungen gegen die Herren Ph. Schmidt, Ph. Rohr und Karl Luebeck aus Kaiserslautern vor dem Landgerichte Kaiserslautern wegen Amtsehrenkränkung des katholischen Pfarrers, Herrn Joseph Dahl, sowie wegen Ehrenkränkung von vier katholischen Volksschullehrern, in Bezug auf ihre Berufsthätigkeit, am 4. Mai 1870. Herausgegeben von Hugo Weiße, Redacteur der Kaiserslauterer Zeitung. Kaiserslautern 1870.

tz. Die Proceßverhandlungen, welche durch das allegirte Schriftchen dem Wortlaute nach constatirt werden, haben weit mehr als eine locale Bedeutung gewonnen. Die geistliche Schulaufsicht, welche längst von den renommirtesten Pädagogen Deutschlands, z. B. Diesterweg, Lüben, Eisenlohr ꝛc., bekämpft und verurtheilt worden ist, hat insbesondere bedeutenden Schiffbruch gelitten. Ebenso treten die Motive, welche die Ultramontanen bestimmten, gegen das gefallene bayerische Schulgesetz eine so lebhafte Agitation zu provociren, für Denjenigen, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht, klar an den Tag. Andererseits findet aber auch die Wahrheit, daß gute Volksschulen, welche die solideste Grundlage in einem wohlorganisirten Staatsgebäude und die sicherste Stütze für Thron und Altar bilden, nur unter sach- und fachkundiger Leitung gedeihen können, ihre Bestätigung. Möge darum die Brochure eine weite Verbreitung finden, zumal der Ertrag für einen wohlthätigen Zweck — für den Fonds des Pfälzischen Lehrerwaisenstiftes — bestimmt ist.

Siebentes Mittelrheinisches Musikfest zu Mannheim am 3. und 4. Juli 1870.

-g. In der am 20. Juni stattgehabten Sitzung des Centralcomité's ist das Festprogramm in folgender Fassung zur Annahme gekommen:

Samstag, 2. Juli, Vormittags zwischen 8 und 10 Uhr: Empfang der auswärtigen Mitwirkenden am Bahnhof und Geleitung derselben in den großen Concertsaal des großh. Hoftheaters, von wo sich dieselben nach eingenommener Erfrischung zu der um 10 Uhr beginnenden und bis gegen 1½ Uhr Mittags dauernden ersten öffentlichen Probe zum ersten Concert begeben. Nachmittags 4 Uhr findet die Hauptprobe zum ersten Concert statt. Auf Abends 8 Uhr ist eine gesellschaftliche Zusammenkunft der sämmtlichen Mitwirkenden im Ballhause des großh. Schlosses angeordnet, bei welcher die Mannheimer Männergesangvereine: Liederkranz, Liedertafel, Sängerbund und Singverein sich bereit erklärt haben, Gesänge zum Vortrag zu bringen. Die vollständige Capelle des großh. 2. Grenadier-Regiments hat den instrumentalen Theil für diesen Abend übernommen.

Sonntag, 3. Juli, Vormittags 9 Uhr, findet die (nicht öffentliche) Vorprobe zum zweiten Concert und Abends 6 Uhr das erste Concert (nach dem in Nr. 63 d. Bl. bereits mitgetheilten Programm) in den Räumen des großh. Hoftheaters statt. Der Abend bleibt der freien Verfügung der Festgäste überlassen.

Montag, 4. Juli, Vormittags 9 Uhr Hauptprobe und Nachmittags 4 Uhr Aufführung des zweiten Concerts (Programm in Nr. 63 d. Bl.). Abends 9 Uhr beginnt sodann der Festball in den Räumlichkeiten des Ballhauses im großh. Schloß.

Dienstag, 5. Juli, Nachmittags 2 Uhr 40 Min., Ausflug per Bahn nach Heidelberg und daselbst Zusammenkunft auf der Schloßwirthschaft bei Concert des Heidelberger Stadtorchesters.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stau.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 71. Dritter Jahrgang. 1870.

Nur nicht heirathen.

Humoreske von Otto Schreyer.

(Fortsetzung.)

Der Onkel erschien mit lächelndem Antlitz in der Thür und breitete seine Arme aus, um den geliebten Neffen in dieselben zu schließen.

„Herzlich willkommen, lieber Onkel," rief Robert, an die Brust des Angekommenen sinkend.

„Diese Ueberraschung hast Du wohl nicht erwartet, mein Junge," rief ihm Trautmannsdorf, ein noch rüstiger Mann, hoch in den Fünfzigern, von etwas corpulenter Statur, seinen Neffen fest umschlingend, entgegen.

„So schnell nicht, lieber Onkel, denn Deinen Brief habe ich soeben erst erhalten."

„Und ich folgte ihm auf dem Fuße," entgegnete er lachend. „Nun, mein Herzensjunge, wie geht es Dir? Lasse Dich 'mal ordentlich anschauen. Du siehst recht behäbig aus, bist ein wenig kräftiger geworden seit den drei Jahren, in welchen ich Dich nicht gesehen habe."

„Ich bin auch recht glücklich, lieber Onkel."

„Ja, ja, das kommt davon, wenn man nicht die Sorgen der Ehe hat. Darum bleibe dem Wahlspruch treu, mein Freund: nur nicht heirathen!"

„Doch mache es Dir bequem, lieber Onkel! Du wirst ermüdet von der Reise sein. Nachher wollen wir nach Herzenslust plaudern."

„Hast recht, mein Junge, wohin wirst Du mich denn einlogiren? Ich bedarf nicht viel. Mache nur keine Umstände, ich bin mit allem zufrieden. Ich werde Dich nur einige Tage in Deiner Junggesellen-Wohnung stören."

„Bitte, bitte, lieber Onkel, Du störst mich durchaus nicht. Siehst Du, hier ist unser Schlafzimmer," sagte Robert beklommen, die entgegengesetzte Thür von dem Zimmer öffnend, worin sich Hermine verborgen hielt.

Herr Trautmannsdorf blickte befriedigt in das geöffnete Zimmer. „Ah, recht hübsch. Sehr geeignet zum Schlafen. Aber sag' einmal, mein Junge, da stehen ja schon zwei Betten?"

„Zwei Betten?" entgegnete Robert zerstreut. „Ja, richtig, zwei Betten. Ich habe das andere für Dich dahin stellen lassen."

„So rasch?" fragte Trautmannsdorf erstaunt. „Du hast ja erst jetzt erfahren, daß ich komme."

„Ja, und da habe ich gleich von meinem Diener das zweite Bett für Dich aufstellen lassen. Bei uns in der Residenz geht Alles per Dampf!"

Trautmannsdorf reichte gerührt seinem Neffen die Hand und sagte dann leutselig: „Ich danke Dir für Deine Aufmerksamkeit."

Bei diesen Worten erschien der Diener Roberts mit dem Gepäck.

„Bringe die Sachen in dieses Zimmer, Jean!" sagte Robert und, gegen seinen Onkel gewendet, fügte er hinzu: „Ich werde gleich für einige Erfrischungen Sorge tragen."

„Thue das, Robert, ich will unterdessen hier im Schlafzimmer ein wenig Toilette machen, wie die Frauenzimmer sagen. Ruhen will ich später, wenn erst der Magen etwas befriedigt ist."

Trautmannsdorf ging nach dem Nebenzimmer, während Robert zurückblieb und den Diener erwartete. Als derselbe das Gepäck abgelegt, kam er zurück. Robert winkte ihm mit geheimnißvoller Miene zu sich heran und sagte mit leiser Stimme: „Kannst Du schweigen, Jean?"

„Wenn es sein muß, gewiß, Herr Liebenau," entgegnete der Diener mit stupidem Lächeln.

„So höre und beachte wohl, was ich Dir sage."

„Sehr wohl, Herr Liebenau."

„Wenn mein Onkel Dich nach irgend etwas um Auskunft fragt, so antworte stets: Ich weiß nicht!"

„Schön, Herr Liebenau."

„Mag es auch sein, was es wolle, Du weißt über nichts Auskunft zu geben. Verstanden?"

Jean nickte bejahend mit dem Kopf.

„Du darfst höchstens noch hinzusetzen: Es könnte sein, oder es wäre wohl möglich. Hast Du mich begriffen?"

„Jawohl, Herr Liebenau, das ist nicht schwer zu behalten."

„Wenn Du meinem Wunsche zuwider handelst, bist Du augenblicklich aus meinem Dienste entlassen."

„Ich werde Ihrem Befehle strengstens Folge leisten."

„Es ist gut. Nun besorge ein gutes Frühstück. Hier ist der Schlüssel zum Keller."

Kaum hatte Jean das Zimmer verlassen, als Trautmannsdorf wieder erschien. Er trug in der rechten Hand eine Damen-Nachthaube, in der linken ein Damen-Corsett. „Sage doch, lieber Neffe, was hast Du denn für merkwürdige Sachen in Deinem Schlafzimmer? Trägst Du denn Nachthauben?"

Robert erröthete bis zu den Ohren und stammelte verlegen: „Ja, lieber Onkel, ich versuche meine Haare zu conserviren."

„Das hast Du doch nicht nöthig, mein Junge, Du hast ja Haare wie Simson. Und was ist denn dieses da?" examinirte Trautmannsdorf weiter, seinem Neffen das Corsett hinhaltend.

„Dieses da? Ah, das ist mein Corsett, lieber Onkel."

„Ih, Teufelsjunge, was machst Du denn damit?"

„Ich? ich trage es."

„Bist Du so besorgt um Deine Taille?"

„Es ist jetzt so Mode in der Residenz."

„Verrückte Mode das," lachte der Onkel.

„Ich würde auch sonst zu dick."

„Wahrhaftig! Nun, dann werde ich in Zukunft auch Corsett's tragen."

„Thue das, lieber Onkel, es wird Dich sehr gut kleiden."

Eine neue Verlegenheit war für Robert im Anzuge, indem die Putzmacherin seiner Frau plötzlich unangemeldet im Zimmer erschien, und mit lauter Stimme Herrn Liebenau begrüßte.

Einen großen Carton vor sich haltend, sagte sie: „Hier bringe ich das neue Kleid für Ihre — — —"

Robert stürzte auf den Carton zu und unterbrach ihre Anrede, indem er durch seine Person dem Onkel den Anblick der Putzmacherin entzog, mit den eiligen Worten: „Für mich. Ich danke, danke."

„Nein, Herr Liebenau, für Ihre —", wollte das Fräulein wieder beginnen, aber Robert ließ sie nicht zu Wort kommen und versuchte, sie höflich aus der Thür zu becomplimentiren, indem er unter Verbeugungen und lebhaften Gesticulationen die aphoristischen Sätze hervorbrachte: „Ich weiß schon, danke, will es gleich anprobiren. Sie kommen wohl in einigen Tagen wieder. Adieu, Mamsell, kommen Sie wohl nach Hause! Ich empfehle mich Ihnen bestens!"

Durch das fortwährende Avanciren Roberts war die Putzmacherin bis zur Thür retirirt und, der Vermuthung Raum gebend, Herr Liebenau sei plötzlich verrückt geworden, eilte sie aus dem Hause.

„Gott sei Dank, daß diese Putzmamsell fort ist," murmelte Robert, ins Zimmer zurücktretend und den Carton auf den Tisch stellend.

„Du bist ja außerordentlich höflich gegen das weibliche Geschlecht," sagte Trautmannsdorf verwundert. „Was wollte denn die Mamsell?"

„Ach, nichts besonderes. Sie brachte da einen Carton, ich glaube mit neuen Hemden."

Trautmannsdorf ging nach dem Carton. „Laß einmal sehen. Hat die Mode in der Residenz auch in den Hemden eine Veränderung gebracht?"

„Nein, lieber Onkel, es ist noch alles beim Alten."

Trotz der Bemühungen Roberts, seinen Onkel zu verhindern, den Carton zu öffnen, hatte derselbe schon den Deckel desselben abgenommen und zog ein hellfarbiges Damenkleid daraus hervor. „Das ist ja ein komisches Hemd!" rief er lachend.

Robert stand wie auf glühenden Kohlen und stammelte verlegen sich zum Lachen zwingend: „Ja wahrhaftig, es ist sehr komisch!"

„Aber das ist ja ein Damenkleid, bei rechtem Lichte besehen. Was machst Du denn mit solcher Kleidung?"

„Ich wollte heute Abend in diesem Costüm zum Maskenball."

„Als Dame?"

„Nein, als Jungfrau von Orleans!"

„Sind denn hier auch im Sommer Maskenbälle, bei dieser Hitze?"

„Gewiß, lieber Onkel, das ganze Jahr, man kommt aus den Gesichtsmasken gar nicht heraus. Nun gehe ich aber nicht zu Ball, da Du mich mit Deinem lieben Besuch erfreut hast."

„Thue Deinem Vergnügen keinen Zwang an!"

Der Becher der Fatalitäten war jedoch noch nicht zum Ueberlaufen voll; es gesellte sich eine neue Verlegenheit zu den übrigen, denn in diesem Augenblick ertönte das laute Geschrei des kleinen Kindes. Robert glaubte, er müßte vor Schreck in den Boden sinken. Er versuchte durch heftiges Husten die Stimme seines Sprößlings zu übertönen, aber der Kleine hatte eine vortreffliche Lunge und rief mehreremals unter Weinen: „Papa! Papa!"

„Was ist denn das?" fragte Trautmannsdorf erstaunt horchend. „Ich glaube, da weint ein Kind im Nebenzimmer."

„Beinahe kommt es mir auch so vor," entgegnete Robert, sich den Schweiß von der Stirne trocknend.

„Junge! Junge! das hätte ich nicht von Dir gedacht. Leichtsinniger Verführer! Wie konntest Du Dich so vergessen?"

„Aber Onkel — das Kind — —"

„Ist eben einmal da, das läßt sich nicht mehr ändern. Aber sage mir um alles in der Welt, Robert, wie kommst Du dazu?"

„Ach, lieber Onkel, das ist eine traurige Geschichte."

„Eine traurige Geschichte?" wiederholte Trautmannsdorf, seinen Neffen erstaunt anblickend.

„Ich werde sie Dir später einmal erzählen."

„Nein, theile mir dieselbe lieber gleich mit, damit ich in's Reine komme."

Robert stand sinnend da und wußte nicht gleich, was er seinem Onkel erzählen sollte.

„Nun, Robert, erzähle!"

„Ja, lieber Onkel, es war eine traurige Geschichte."

„Aber so fange doch endlich einmal an zu erzählen," bat der Onkel ungeduldig.

Robert fuhr sich mit der Hand über die Stirne, als wolle er seine Erinnerungen wach rufen und begann in einem etwas pathetischen und gedehnten Tone: „Es war an einem trüben Herbstnachmittage, ein scharfer Wind wehte durch die halbentlaubten Bäume und trieb die welken Blätter in den rauschend dahin fließenden Fluß. In den Lüften kreisten die Vögel — —"

„Gehört denn dies Alles zu Deiner Geschichte?" fragte Trautmannsdorf verwundert.

„Das ist nur die Einleitung, das Andere kommt nach. Aber lieber Onkel, Du mußt mich nicht unterbrechen, sonst kann ich mir nicht mehr Alles vergegenwärtigen."

„Gut, ich höre."

„Es war also an einem trüben Herbstnachmittage, ein scharfer Wind — —"

„Aber das habe ich ja schon einmal gehört," rief Trautmannsdorf, seinen Neffen unterbrechend.

„So?" entgegnete Robert gedehnt, welcher nicht wußte, wie er die erfundene Geschichte zu Ende bringen sollte. „Wo sind wir denn stehen geblieben?"

„Bei den Vögeln, die in den Lüften kreisen," antwortete der Gefragte.

„Richtig, bei den Vögeln, die in Grüften kreisen. Nun wollen wir in die Tiefe. Es war an jenem Tage, wo ich meinen Gedanken nachhängend, am Ufer des Flusses spazieren ging. Da — höre ich plötzlich einen Schrei, gleich darauf einen Fall in's Wasser. Entsetzt blicke ich nach dem Orte, woher der Schrei ertönt war. Ich sehe nichts, als das aufbrausende Wasser und kleine unruhige Wellen. Da — taucht plötzlich der Kopf eines Kindes über der Wasserfläche empor. Das Volk stand willenlos umher und starrte in den Strom. Keiner wagte sich hinab, um das Kind zu retten. Rasch entschlossen stürze ich mich in die Fluthen, erreiche das Kind, nehme es in meinen Arm und schwimme nach dem Ufer."

„Es lebte?" unterbrach Trautmannsdorf erregt.

„Es war gerettet!"

„Das war brav von Dir, mein Junge," sagte der Onkel, seinem Neffen die Hand drückend.

„Es ist mir auch schwer genug geworden, selbst das Er-

zählen fällt mir nicht leicht bei dem Gedanken dieser That. Seit dieser Zeit habe ich eine so große Anhänglichkeit an meinen Schützling, daß ich ihn Tage lang in meiner Wohnung behalte und mich an seinen Spielereien erfreue."

„Und wer ist die Mutter des Kindes?" fragte Trautmannsdorf mit Theilnahme.

„Die Mutter?" entgegnete Robert mit verblüfftem Antlitz.

„Ja, das Kind wird doch wohl eine Mutter haben?"

„Gewiß, das Kind muß eine Mutter haben," sagte Robert nachdenkend. „Die Mutter des Kindes ist, — ich sollte es eigentlich nicht sagen, lieber Onkel. Aber Du wirst ja darüber schweigen, nicht wahr?"

„Welche Umschweife. Eine Fürstin wird die Mutter ja nicht sein. Nun, wer ist es?"

„Eine gewisse Madame Schwatzmeier," antwortete Robert etwas zögernd.

„Schwatzmeier?" sagte der Onkel lachend, „wie kann man nur Schwatzmeier heißen!"

„Ja, das begreife ich auch nicht. Aber sonst ist sie eine sehr brave Frau."

Die Unterhaltung wurde hier durch den Eintritt des Dieners unterbrochen, welcher das Frühstück brachte und dasselbe auf den in der Mitte des Zimmers stehenden Tisch stellte.

(Fortsetzung folgt.)

Edelsteine des Meeres.

(Schluß.)

Wenn ein Korallenzweig, dessen Korallenthiere noch leben, von seinem Felsenbett losgerissen und an die Oberfläche geschafft wird, so zeigt er eine Art von Rinde, die mit kleinen Tuberkeln oder Warzen bedeckt und mit einer dicken und klebrigen Feuchtigkeit überzogen ist. Die Tuberkeln sind die Zellen, in denen die fleißigen Pflanzenthiere leben oder gelebt haben. Die klebrige Feuchtigkeit ist der Stoff, aus dem die Rinde gebildet wird, und der, wenn er alt geworden und das Pflanzenthier gewachsen ist, zu dem Kern der Koralle gehört. Die Koralle wächst nämlich wie unsere Waldbäume von innen nach außen. Wie alt oder wie groß ein Korallenzweig sein mag, das Innere ist stets härter, dichter, schöner gefärbt und einer besseren Politur fähig, als das Aeußere. Je dicker also ein Zweig ist, um so mehr Kern enthält er und um so größer ist sein Werth. Die Spitzen der Nebenzweige sind zart und dünn, so daß sie wenig von dem Kern haben, auf dem der Werth der Koralle hauptsächlich beruht. Die Fischer haben daher einen guten Grund, nach großen Stücken und Hauptstämmen zu streben.

Italien besitzt in Livorno und anderen Städten große Fabriken für die Bearbeitung der Korallen. In und bei Livorno giebt es vier solche Fabriken, von denen jede hunderte von Frauen beschäftigt und jährlich fünfzig- bis hunderttausend Pfund Korallen zu kleinen, runden oder viereckigen, glatten oder facettirten Perlen verarbeitet. Der größte Theil derselben geht nach Marseille und von da nach Ostindien, andere sind für Deutschland bestimmt und wieder andere für Rußland, wo man sehr viel wohlfeile Korallen trägt. In Genua wird die Fabrikation in einem noch größeren Maßstabe betrieben. In jener Stadt giebt es vierundzwanzig Korallenhandlungen, von denen vierzehn mit Fabriken verbunden sind. Dort wie in Livorno macht man hauptsächlich Perlen. Das Schneiden, Abrunden und Bohren wird meistens von Frauen auf dem Lande besorgt. Die Art, wie diese verschiedenen Geschäfte besorgt werden, ist ein interessantes Beispiel der Vertheilung der Arbeit. Die sämmtlichen Arbeiter, die beim Schneiden Verwendung finden, gehören zu etwa hundert Familien der Gemeinde Assio. Das Bohren und Abrunden besorgen ungefähr sechzig Familien, die in anderen Theilen des Val di Bisagno leben. Jedes Dorf dieses Thales liefert Perlen von einer besonderen Größe. Die Arbeiter holen sich die rohen Korallen von Genua und bringen die bearbeiteten dorthin zurück. Außer den Landleuten arbeiten in der Stadt selbst Frauen, welche die Korallen, ehe sie in die Hände der anderen Arbeiter übergeben, gewissen vorbereitenden Processen unterwerfen. Arbeiter höherer Classe sind auch in Genua zu Haus damit beschäftigt, die Korallen in Facetten zu schneiden und wohl auch zu graviren. Was die Classificirung der Korallen nach der Farbe betrifft, so unterscheidet man rothe, schwarze, hellweiße, dunkelweiße und theilt die rothen weiter ein in dunkelcarmoisinrothe, blaßrothe und scharlachrothe, welche letztere sehr selten sind. Eine zarte Rosen- oder Fleischfarbe kommt so selten vor, daß Korallen dieser Art mit hundert Gulden die Unze bezahlt werden, während man dasselbe Gewicht in gewöhnlichen rothen Korallen für einen Thaler bekommen kann.

Der Geschmack an Korallen läßt sich schwerlich bis zu seinem Ursprunge verfolgen. Der griechische Name Korallion, Seeschmuck, deutet auf eine Bewunderung für dieses Product des Meeres hin, doch wurden die Korallen von den Alten weniger als Schmuck für Helme, denn als Amulette und Arznei gegen Fieber, Ophthalmie und andere Krankheiten gebraucht. Während des Mittelalters werden die Korallen von den Schriftstellern selten erwähnt und scheinen wenig in Gebrauch gewesen zu sein. Franz I. brachte sie als Schmucksachen in Mode und seit dieser Zeit haben sie sich in Gunst erhalten. Man benutzt sie jetzt zur Verzierung von silbernen Geräthen und zu weiblichen Schmucksachen aller Art. Die Neger lieben Korallen sehr und wir sind vielleicht nicht ungerecht, wenn wir annehmen, daß sie nicht Kenner genug sind, um nicht mit nachgemachten Korallen häufig betrogen zu werden. Was Indien betrifft, so ist dort der Verbrauch der Korallen darum so groß, weil der Hindu seine Schmucksachen mit ins Grab zu nehmen pflegt.

Die großartigen Korallenbildungen sind von jenen des Mittelmeeres, welche die Schmucksachen liefern, ganz verschieden. Unter diesen großartigen Bildungen sind die Korallenriffe zu verstehen. Vor einigen Jahren hat Darwin eine Karte entworfen, auf der alle die Korallenriffe verzeichnet sind, welche die zahlreichen Inseln des Stillen Meeres umgeben. In einer ziemlich geraden Linie von mehr als zweitausend deutschen Meilen Länge laufen diese Riffe von der Pitcairn-Insel bis China durch das große Weltmeer. Man theilt sie in drei Gruppen. Die erste umfaßt die Atolle oder ringförmigen Riffe, die bei Ebbe sichtbar sind, von der Fluth aber fast bedeckt werden und einen ruhigen Binnensee umschließen. Ihr Durchmesser wechselt zwischen einer Viertelmeile und dreizehn Meilen, ihre Form ist gewöhnlich die eines unregelmäßigen Ovals. Regelmäßig ist der Ocean in ganz geringer Entfernung eines Atoll außerordentlich tief. Man hat tausend Schritt vor dem Riff eine Tiefe von nicht weniger als tausend Fuß gefunden. Bei einem anderen Atoll kam man nur zweihundert Fuß von demselben mit einer Leine von zwölfhundert Fuß nicht auf den Grund, bei einem dritten betrug die Tiefe in einer Entfernung von anderthalb englischen Meilen über siebentausend Fuß. Der Binnensee hat nie eine besondere Tiefe. Man schließt aus dem Allem, daß das Atoll auf der Spitze eines unterseeischen Kegelberges mit einem flachen Krater in der Mitte liegt.

Die zweite Gruppe besteht aus Schranken-Riffs, die eine oder mehrere Inseln zwischen sich haben. Sie bilden in beträchtlicher Entfernung eine förmliche Schranke um die innerhalb liegenden Inseln und der dazwischenliegende Canal hat eine große Tiefe. Die dritte Gruppe der Küsten-Riffe gleicht der zweiten darin, daß eine Küste in der Nähe ist. Hier befindet sich das Land aber ganz nahe und das dazwischenliegende Wasser ist seicht. Bei allen drei Gruppen ist das Riff von zahllosen Myriaden von Korallenthieren gebildet worden. Bei

ihrer Entstehung hat die vulcanische Thätigkeit mitgeholfen. Wo ein Atoll oder ein Schranken-Riff entstanden ist, hat der Boden des Meeres sich gesenkt, an den Stellen, wo Küsten-Riffe existiren, hat eine Hebung stattgefunden oder das Meer ist stationär geblieben. Durch die erwähnten Senkungen sind Inseln und Berge unter Wasser gerathen und nun haben die Korallenthiere ihre Arbeit beginnen können, denn sie sind stets im Wasser, aber in keiner großen Tiefe unter der Oberfläche thätig. Zuerst sind die Küsten-Riffe als Korallensaum des Ufers einer Insel entstanden. Bei fortdauernder Senkung wird aus dem Küstenriff ein Schrankenriff und dieses gestaltet sich schließlich, da die Korallenthiere auf seiner Spitze fortbauen, zu einem Atoll. An Schönheit stehen die Korallen des Stillen Meeres jenen des Mittelmeeres gleich, aber da sie den Culturländern fern sind, so hat man sie bis jetzt noch nicht bearbeitet. (Europa.)

Mannichfaltiges.

— Im k. Hoftheater zu München findet nun jeden Tag Abends 6 Uhr eine große Probe mit Musik und Decoration zur „Walküre" und zwar immer von je zwei Acten der Oper statt. Im Hintergrund der Bühne steht bereits das große, die ganze Breite derselben einnehmende Gerüst aufgeschlagen, über welches 4 Pferde zu sprengen haben. Um eine solche Last zu tragen, mußte dasselbe äußerst fest und solid gebaut werden. Es ist das wohl das größte Requisitenstück, das sich im Inventar des Hoftheaters befindet. Die Generalprobe ist definitiv auf den 24. Juni festgesetzt und wird selbe mit Decoration, Costüm und Beleuchtung stattfinden. Für den kommenden Monat Juli sind auf das Repertoire des Hoftheaters fast ausschließlich nur die beiden Wagner'schen Opern „Rheingold" und „Walküre" gesetzt, und soll erstere am 7., 14. und 21. Juli, letztere am 10., 17. und 23. Juli stattfinden.

— Der Königin der Blumen, der Rose, wird vom 25. bis 27. Juni in den Räumen der großherzoglichen Orangerie zu Darmstadt eine Specialausstellung gewidmet, zu welcher sie, unser Liebling, mit ihren tausendfachen Varietäten, der Mannichfaltigkeit ihrer Farbenpracht und ihres süßen Duftes sich wie keine andere Blume eignet. Durch die Munificenz der großherzoglichen Familie und anderer Gönner, sowie aus den Mitteln des Vereins sind hohe und zahlreiche Preise für die Bewerber ausgesetzt. Die Lage Darmstadts inmitten der bedeutenden Städte: Frankfurt, Mainz, Heidelberg, Mannheim, Offenbach, Worms, Wiesbaden und Homburg verspricht den Ausstellern zahlreichen Besuch.

— Ein unternehmender deutscher Bewohner Sacramento's, Namens Friedrich W. Sennet, hat eine Wette um 500 Dollar gemacht, von dort nach Newyork innerhalb 120 Tagen marschiren und die Vereinigten Staaten Flagge tragen zu wollen. Es ist nicht mitgetheilt worden, welchen Weg er einzuschlagen gedenkt; nehmen wir übrigens selbst die directeste Route an, so wird sein Marsch wenigstens 3300 bis 3400 Meilen betragen, und er folglich im Durchschnitt täglich 28 Meilen zurücklegen müssen. Bei gutem Wetter und guten Wegen läßt sich diese Strecke schon machen, und wir hoffen daher, daß er Beides auf seiner Reise über den Continent antreffen möge. Herr Sennet hat am 1. Mai Morgens 9 Uhr seinen Marsch angetreten.

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

Zehn Blatt Linien-Uebungen. — Heft I a — **für den ersten Anfang im Zeichnen, in stigmographischer Anwendung** bearbeitet von C. Volz, kgl. Lehrer für das Zeichnen und Bossiren an der Kreis-Gewerbschule zu Kaiserslautern. Lithographie, Druck und Verlag der lithogr. Anstalt von B. Zeitrag in Nördlingen. In Commission bei J. J. Tascher in Kaiserslautern.

Fortsetzung. — Heft I b — **Zwölf Blatt Linien-Uebungen.**

Heft II — **Zwanzig Blatt Flächen-Uebungen.**

Heft III — Vierzehn Blatt, enthaltend **Uebungen mit krummen Linien.**

B. Wir glauben uns verpflichtet, durch dieses Werkchen die Leser dieses Blattes mit einer neuen wichtigen Erscheinung im Gebiete der Volksschule bekannt zu machen. Nachdem sich bereits das „Pfälz. Schulblatt" und die „Bayer. Lehrerzeitung" anerkennend hierüber ausgesprochen, bringt die letzte Nummer der in Berlin erscheinenden „Monatshefte für das Zeichnen ꝛc. ꝛc.", herausgegeben von H. Troschel, Professor an der Dorotheenstädt. Realschule daselbst, folgende Recension: „Verfasser dieses Werkchens, das vielleicht epochemachend für den Zeichenunterricht werden könnte und darum allseitige Beachtung verdient, ist als tüchtiger Fachlehrer in weiteren Kreisen gekannt und hat sich bereits als Bearbeiter anderer in sein Fach einschlagender Werke (u. A. durch die Erfindung der Flachmodelle) einen Namen erworben. Er nennt seine hier zum ersten Male in Anwendung gebrachte Methode mit Recht die stigmographische oder Dictandomethode. Der große Vortheil derselben, besonders für Elementarclassen, besteht hauptsächlich darin, daß nach ihres erst dem Lehrer möglich wird, eine ganze Classe gleichzeitig zu unterrichten und weiter zu führen, während der Zeichenunterricht, wie er bisher betrieben wurde, nur ein Einzelunterricht sein konnte. Dadurch, daß hierbei der Schüler genöthigt ist, ohne vorgelegtes Muster und ohne Beihilfe des Lehrers nach bloser Angabe (dem Commando) desselben die einzelnen Figuren auszuführen, wächst allmählich seine Kraft und damit das Vertrauen in seine Tüchtigkeit und die Liebe zum Gegenstande. Er wird in steter Spannung und Aufmerksamkeit erhalten und gewinnt von Stunde zu Stunde erhöhteres Interesse am Unterrichte. Neben fortgesetzter und gesteigerter Uebung in der mechanischen Fertigkeit erhält dieser Gang in beständiger geistiger Anregung und bietet überdies Gelegenheit, die nöthigen geometrischen Begriffe gleichsam spielend den Zöglingen beizubringen. Ueber die specielle Verfahrungsweise beim Unterrichte spricht sich die einleitende Vorrede genauer aus. — Eine sehr zweckmäßige Ergänzung und ein nothwendiges Hülfsmittel für die Schüler sind die durch die oben genannten Verlagshandlungen, wie durch den Verfasser selbst zu beziehenden Schülerzeichenhefte . . . . ." Herr Troschel schließt die Recension mit der Bemerkung, daß somit dieser Gang, da er sich auf die Elemente beschränke und in höchst zweckmäßiger Weise auf das Zeichnen nach Wandtafeln und die von Hrn. Volz eingeführten Flachmodelle vorbereite, alle Anerkennung verdiene. Wir fügen diesem noch an: Es bleibt hierbei nur der Wunsch, daß die Gemeindeverwaltungen nicht anstehen werden, wie sie ärmeren Schülern die Schreibhefte liefern, so auch die wenigen Kosten für deren Zeichenhefte zu tragen. Bereits ist Kaiserslautern mit gutem Beispiele vorangegangen, mögen andere Gemeinden folgen. Die Wichtigkeit wenigstens einiger Fertigkeit im Zeichnen wird selbst von dem einfachsten Handwerker täglich mehr und mehr erkannt, und von Seiten hoher kgl. Regierung der Pfalz wurde wiederholt darauf hingewiesen, diesem Gegenstand schon in den Volksschulen die nöthige Sorgfalt zu widmen. An den Verfasser aber hätten wir die Bitte, diesem seinem Werkchen auch ferner entsprechende Aufmerksamkeit zu schenken und die etwa nöthigen Ergänzungen folgen zu lassen.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 72. Dritter Jahrgang. 1870.

* Nur nicht heirathen.

Humoreske von Otto Schreyer.

(Fortsetzung.)

„Ist das Dein Diener," fragte Trautmannsdorf, denselben musternd. „Ein hübscher Bursche, gefällt mir. Bist Du Soldat gewesen?" fragte er Jean, welcher in strammer Haltung der weiteren Befehle harrte.

„Ich weiß nicht," antwortete Jean mit stupider Miene.

„Du weißt das nicht?" lachte Trautmannsdorf. „Ist das schon so lange her, daß Du es vergessen hast?"

„Es könnte sein," war die lakonische Antwort des Dieners, der dem Befehl seines Herrn wörtlich Folge leistete.

„Wie alt bist Du denn?" fragte Trautmannsdorf erstaunt weiter.

„Das weiß ich nicht."

„Na, so dumm habe ich noch Niemand gesehen."

„Das wäre wohl möglich."

„Kannst Du denn essen und trinken?"

„Es könnte sein," entgegnete Jean mit dumm verschmitztem Lächeln.

„Wirklich! das sollte man bei Dir kaum für möglich halten!"

„Komm, lieber Onkel!" sagte Robert, welcher der weiteren Prüfung seines Dieners ein Ende machen wollte, und diesem ein Zeichen gab, sich zu entfernen. „Wir wollen frühstücken."

Jean marschirte im Bewußtsein, seine Sache zur Zufriedenheit seines Herrn durchgeführt zu haben, stolz aus dem Zimmer. Trautmannsdorf und Robert ließen sich an dem Tische nieder.

„Wo hast Du Dir denn diesen Diener bauen lassen, Robert? Das ist ja ein Prachtexemplar von Dummheit!"

„Es ist ein Charakterzug seiner Familie."

„Das muß eine nette Familie sein," lachte Trautmannsdorf.

„Trinkst Du Bordeaux oder Rheinwein?" fragte Robert.

„Gieb mir Rheinwein."

Robert schenkte die Gläser voll.

„Ah, gut, sehr gut," sagte Trautmannsdorf, den Wein schlürfend.

„Ein Stückchen Pastete wirst Du nicht verachten," sagte Robert, das Stück vorlegend.

„Ah, Straßburger Gänseleber! Wie das duftet! Führst eine feine Küche, Du Gourmand. Geht auch nichts über ein gutes Leben," sagte Trautmannsdorf, behaglich speisend, und mit halbvollem Munde fügte er hinzu: „Es gefällt mir so gut bei Dir, mein Herzensjunge, daß ich mich entschließen könnte, längere Zeit bei Dir zu bleiben."

„Das fehlte noch," murmelte Robert unwillkürlich vor sich hin.

„Was sagst Du, Robert?"

„Ich wollte sagen, daß mich Dein längerer Aufenthalt sehr freuen würde."

„Die Freude kann ich Dir bereiten, ich bin Herr meiner Zeit. Das ist die Annehmlichkeit, wenn man ledig ist. Man gehört sich nur selbst an."

„Warum bist Du denn ein so großer Feind der Ehe, die doch so Viele glücklich macht?"

„Glücklich? Täuschung, lieber Neffe, nichts als Täuschung! Du sprichst eben nicht aus Erfahrung. Diejenigen, welche die Ehe nicht kennen, idealisiren sich dieselbe und träumen sich den Himmel auf Erden; sind sie aber erst verheirathet, dann erkennen sie leider zu spät, daß der geträumte Himmel die Hölle ist."

„Du urtheilst zu strenge, lieber Onkel."

„Ich spreche aus eigener Erfahrung."

„War denn Deine Ehe keine glückliche?"

„Am Anfang wohl, aber dann —"

„Erzähle, Du hülltest diese Periode Deines Lebens stets in tiefes Dunkel."

„Hatte auch alle Ursache dazu," sagte Trautmannsdorf mit einem Anflug von Bitterkeit. „Doch Dir will ich meine Erlebnisse mit wenigen Worten erzählen, damit Du vor einer ähnlichen Lage gewarnt seiest. Wie schon gesagt, lebte ich die erste Zeit mit meiner Frau so glücklich, als es mit derselben möglich war. Da kam ein Freund zu mir auf einige Zeit zum Besuch. Er ließ es sich in meinem Hause wohl sein und verzögerte seine Abreise von Tag zu Tag. Plötzlich war er verschwunden und mit ihm meine Frau. So lohnte der Freund dem Freunde die Gastfreundschaft. Daß der Schurke meine Frau entführt, will ich ihm verzeihen, daß er aber auch mein einziges vielgeliebtes Kind, ein Mädchen von zwei Jahren, so schön, so lieb, mit in die weite Welt geführt, wo es vielleicht elend umgekommen ist, das kann nur Gott allein ihm verzeihen."

„Und Du hast nie wieder eine Nachricht über das Schicksal der Entflohenen erhalten?" fragte Robert theilnehmend.

„Alle Nachforschungen blieben in der ersten Zeit erfolglos. Später erhielt ich ganz unbestimmte Nachrichten. Der Verführer soll in Amerika die Bethörte wieder verlassen haben und dieselbe dann im Elend umgekommen sein."

„Und das Kind?"

„Wird längst im Grabe ruhen," antwortete Trautmannsdorf traurig, sich mit der Serviette eine Thräne aus dem Auge wischend; doch gleich darauf fügte er mit verändertem Tone hinzu: „Lassen wir ruhen, was nicht mehr zu ändern ist. Es sind bereits 22 Jahre der Trauer seit jenem ereignißreichen Tage verflossen und die Wunden dieses Schicksalsschlages vernarbt. — Darum, Robert: Nur nicht heirathen!"

„Nicht Alle haben das gleiche Schicksal."

„Ein anderes Bild," rief Trautmannsdorf in heiterem Tone. „Laß uns das Wiedersehen nicht mit traurigen Reflexionen feiern. Wir wollen heiter sein und das Bischen Leben in Frohsinn genießen. Ergreife das Glas, Robert, und stoße mit mir an. Es lebe der Junggesellenstand, hoch!"

Trautmannsdorf trank sein Glas in einem Zuge aus und Robert war besorgt, das Glas seines Onkels gleich wieder zu füllen. Ob er die Absicht hatte, seinem Besuch ein kleines ermüdendes Räuschchen angedeihen zu lassen, damit sein Onkel ein

wenig dem Schlaf sich ergebe und dann seine Frau unbemerkt das Haus verlassen könne? Wohl möglich! Aber Herr Trautmannsdorf konnte etwas vertragen und unterlag nicht so leicht dem mächtigen Geiste des Weines.

Obgleich Robert zu seinem Onkel eine große Zuneigung besaß und es ihm in der Seele leid that, ihn mit Unwahrheiten zu täuschen, so wußte er sich in dieser Situation nicht anders zu helfen, um ihn nicht beim ersten Wiedersehen gleich zu erzürnen. Denn hätte er ihm reuig bekannt, daß er bereits in den Stand der Ehe getreten, so wäre von diesem Augenblick an sein Schicksal entschieden gewesen und er hätte seinem Onkel nie wieder vor die Augen treten dürfen. Er hoffte, in späterer Zeit seinen Onkel auf das Bekenntniß vorzubereiten und in seinen Ansichten milder zu stimmen.

Trautmannsdorf ließ sich das Frühstück vortrefflich schmecken, denn die Reise hatte seinen ohnedies gesunden Appetit noch mehr gereizt, aber die Tafelmusik sollte er beim Essen auch nicht entbehren, denn Robert's hoffnungsvolles Söhnlein erhob wieder seine durchdringende Stimme und executirte eine Schrei-Arie, deren Fortissimo einer edleren Sache würdiger gewesen wäre und Robert zu sehr ungelegener Zeit zu Gehör kam.

„Der Junge hat eine Stimme, wie ein Wachtmeister," sagte Trautmannsdorf lachend.

Robert wußte nicht, was er beginnen sollte. Er stand auf und sagte beunruhigt: „Ich will einmal nach dem Kinde sehen, denn wenn es so fortschreit, verdirbt es sein edles Organ für immer."

„Ich geh' mit," sagte der Onkel, sich von seinem Sessel erhebend. „Ich will mir den kleinen Schreihals doch auch einmal in der Nähe besehen."

„Nicht jetzt, lieber Onkel," bat Robert ängstlich, seinen Onkel wieder zum Niedersitzen auffordernd.

„Warum denn nicht? Ich werde Deinem Schützling kein Leid zufügen. Ich liebe die Kinder."

„Es ist, glaube ich, gerade im Bade."

„Ach, wenn's weiter nichts ist," entgegnete der Onkel lachend, Robert unter dem Arm fassend, um ihn nach dem Nebenzimmer zu führen. „Komm'! nur, keine Umstände."

„Bleibe hier, lieber Onkel, ich will Dir den Kleinen herausholen."

Aber Trautmannsdorf war einmal im Gange und schritt auf die Thür des Nebenzimmers zu.

„Nun platzt die Bombe; Alles ist verloren," murmelte Robert mit bebender Stimme.

Trautmannsdorf öffnete die Thür, da — trat Hermine, als Bauernmädchen gekleidet, das Kind auf dem Arm tragend, demselben entgegen.

„Ach, da kommt es schon," rief Trautmannsdorf erfreut.

Robert starrte seine Frau verwundert an, aber er ahnte sofort ihre Pläne und war entzückt über ihren klugen Einfall, als Kindermädchen vor dem Onkel zu erscheinen. Dankend sandte er ihr hinter dem Rücken Trautmannsdorfs pantomimische Küsse zu, und er fühlte seine Besorgniß schwinden, als er den zuversichtlichen Blick seiner klugen Frau bemerkte.

„Ein netter Junge," sagte Trautmannsdorf, Hermine bittend, ihm denselben einen Augenblick zu überlassen.

Die junge Frau legte das Kind sanft in die Arme des alten Herrn, welcher mit demselben wiegend einigemal im Zimmer auf und ab schritt. Das Kind blickte mit seinen großen Augen verwundert in das freundlich lächelnde Antlitz des Onkels, welcher versuchte, den Kleinen zum Lächeln zu bringen. „Ja, ja, kleiner Bursche, Du willst mir in den Finger beißen?" sagte er neckend. „Nein, das soll Dir nicht gelingen, Du süßer Schelm!"

Robert und Hermine wechselten unterdessen Blicke des Einverständnisses. Es schien bis jetzt Alles einen günstigen Verlauf zu nehmen, aber die Verlegenheiten des jungen Ehepaares sollten noch nicht ihr Ende erreicht haben, denn durch den Garten schwebte bereits ein neues Ungewitter in Gestalt des Fräuleins Schwatzmeier heran. Doch ehe Robert noch seine Frau davon benachrichtigen konnte, war die Dame schon an der offenen Thür angelangt. Fräulein Schwatzmeier mochte wohl 40 Sommer erlebt haben, obgleich sie seit 15 Jahren stets ihren 25sten Geburtstag feierte. Sie war auffallend bunt gekleidet und ihr längliches Gesicht rahmte ein paar Schmachtlocken von beträchtlicher Länge ein. Ob sie echt waren, wagen wir nicht zu behaupten.

„Guten Tag allerseits," grüßte sie freundlich und, gegen Hermine gewendet, fügte sie mit erstaunten Tone hinzu: „Aber meine Liebe, wie siehst Du denn heute aus?"

Hermine legte den Finger auf den Mund, als Zeichen daß die Redselige sie nicht verrathen möge, und machte einen ehrerbietigen Knicks.

„Ah, guten Tag, Madame Schwatzmeier," begrüßte sie auch Robert, ihre Hand ergreifend und fest in der seinen haltend.

„Aber erklären Sie mir, Herr Liebenau, warum Hermine — —,"

„Madame Schwatzmeier seien Sie uns herzlich willkommen," unterbrach sie Robert schnell, welcher nun seine ganze Geistesgegenwart zusammennehmen mußte, um die Nachbarin nicht in den Strom ihrer Redseligkeit kommen zu lassen. Denn war derselbe einmal entfesselt, dann war das Geheimniß vor seinem Onkel nicht länger mehr zu verbergen. Jetzt galt es zum Aeußersten seine Zuflucht zu nehmen, sonst war Alles entdeckt.

„Aber Herr Liebenau, wie kommen Sie mir denn heute vor?" sagte Fräulein Schwatzmeier erstaunt, ihre Blicke bald auf Hermine, bald auf Robert richtend.

„Es geht Ihnen doch recht gut, Madame Schwatzmeier? Lieber Onkel, ich habe die Ehre, Dir hier Madame Kunigunde Schwatzmeier vorzustellen!" und eine Handbewegung nach Trautmannsdorf machend, setzte er hinzu: „Mein Herr Onkel, welcher heute von der Reise angekommen ist."

Das Fräulein knickste mehreremal und ergriff verschämt die dargebotene Hand des Onkels.

„Es freut mich," sagte dieser in freundlichem Tone, „Ihre werthe Bekanntschaft zu machen, Madame Schwatzmeier."

„Bitte, bitte, mein Herr, ganz auf meiner Seite, aber ich kann auf die Benennung „Madame" keinen Anspruch machen."

„Ich war so frei," sagte Trautmannsdorf, welcher die letzten verschämt gesprochenen Worte des Fräuleins überhört hatte, „Ihren kleinen Sohn auf meinen Armen zu wiegen, doch jetzt liefere ich ihn mit vielem Vergnügen wieder an das Herz der liebenden Mutter zurück."

„Bitte, bitte," wehrte Kunigunde höflich ab.

„Ich gratulire Ihnen zu einem so schönen Kinde."

„Danke, gar keine Ursache," entgegnete Fräulein Schwatzmeier verletzt und, sich an Hermine wendend, fragte sie in gereiztem Tone: „Mein Kind? Erkläre mir doch, Hermine, was das alles bedeuten soll."

„Ich habe das Geheimniß nicht verrathen," antwortete Hermine, die Achseln emporziehend und einige Schritte zurückgehend.

Robert faßte seinen Onkel beim Arme, zog ihn etwas zur Seite und flüsterte ihm zu: „Aber lieber Onkel, es sollte ja vor Anderen ein Geheimniß bleiben. Familienrücksichten — Madame war nicht verheirathet. Deshalb wollte ich Dir vorhin die Mutter des Kindes nicht verrathen."

„Ach so! Verstehe," sagte Trautmannsdorf mit den Augen blinzelnd.

(Schluß folgt.)

---

* Der Schwefel und dessen Vorkommen in der Natur.

Von Emil Sommer.

Von jeher, von den frühesten Anfängen menschlicher Cultur und gewerblicher Thätigkeit an, gehört der Schwefel zu den hervorragendsten und für den Menschen unentbehrlichsten Stoffen aus dem Reiche der unorganischen Welt, in welcher er unstreitig in dieser Beziehung den ersten Platz neben Salz und Eisen einnimmt. Allein fast ausschließlich sind und waren es stets die Verbindungen desselben mit Sauerstoff, Wasserstoff, Kohlenstoff und den Metallen und unter ersteren vor Allem die Schwefelsäure, die Trägerin fast der ganzen modernen Industrie, sowie die schwefelige Säure, welche dem Schwefel diese hohe und universelle Bedeutung verliehen, wogegen die Anwendung des reinen, gediegenen Schwefels, z. B. in der Fabrikation von Zündhölzchen und Schießpulver, eine mehr engbegrenzte und untergeordnete war.

Seitdem jedoch der Schwefel als erfolgreiches Schutz- und Heilmittel gegen den verheerenden Rebenwürger, das Oïdium, nun in der neueren Zeit zugleich eine so eminente Wichtigkeit für den gesammten Weinbau erlangt hat und hierin unstreitig der Retter eines der werthvollsten Bestandtheile des Nationalreichthums für viele Gegenden geworden ist, hat derselbe eine neue, ungeahnte wenn auch wenig erfreuliche Bedeutung gewonnen und die Anwendung desselben in fester, namentlich in Pulverform eine Ausdehnung erreicht, welche man früher auf diesem Gebiete kaum für möglich gehalten hätte. Bereits hat sich der Schwefel, trotz der verhältnißmäßig erst kurzen Zeit seiner viticolen Anwendung derart in unseren Weinbau treibenden Kreisen eingebürgert, daß das Schwefeln der Reben fast förmlich in die Reihe der regelmäßigen Weinbergarbeiten eingetreten ist, und der Winzer beinahe instinctmäßig in dem betreffenden Zeitpunkte zur Schwefelbüchse oder zum Schwefelblasbalg greift. Auch dieses Jahr bereitet sich, den angesammelten Schwefelvorräthen nach zu schließen, wieder längs des ganzen mit Rebgeländen umsäumten Gebirges ein wohlgerüsteter und wohlorganisirter Feldzug vor, um den alljährlich drohenden Feind im geeigneten Momente mit dem wirksamen Bombardement eines dichten Schwefelregens zu empfangen, und es dürfte daher, nachdem wir seiner Zeit an dieser Stelle vorzugsweise die Anwendung des Schwefels betrachtet haben, Vielen nicht ohne Interesse sein, nachstehend auch einiges Nähere über das natürliche Vorkommen und die bergmännische Gewinnungsweise desselben kennen zu lernen, worüber die gewöhnlichen Quellen im allgemeinen nur sehr nothdürftige und unvollständige Auskunft gewähren.

Die Hauptlagerstätte des Schwefels in Europa und überhaupt auf der gesammten Erde ist bekanntlich die Insel Sicilien, welche in ihren zahlreichen und unerschöpflich scheinenden Schwefelgruben einen Schatz von wahrhaft unermeßlichem Werthe in sich birgt, indem alljährlich mehr als vier Millionen Centner dieses kostbaren Materiales von den verschiedenen Häfen der Insel ausgeführt werden. Die bedeutendsten und reichsten Schwefellager finden sich in der Umgebung von Girgenti auf der Südküste, sowie in der Gegend von Palermo auf der Nordküste; auch in der Nähe des Aetna bei Catania sowie bei Trapani und noch an unzähligen anderen Punkten giebt es ansehnliche Gruben. Die reichsten und großartigsten unter allen sind aber wohl diejenigen von Sommatino und hauptsächlich von Caltanisetta, so daß sich die Schwefellager demnach über die ganze Insel hin erstrecken.

Die Gesteinsschichten, in welchen der Schwefel hier eingebettet ist, bestehen zum größten Theile aus Gyps (schwefelsaurem Kalk) oder Anhydrit (wasserfreiem schwefelsaurem Kalk) untermischt mit Kalk und Mergel und einem eigenthümlichen blauen Thon. Ueber die Natur dieser Lagerungen gehen zwar die Ansichten der Geologen immer noch auseinander, doch ist es mehr als wahrscheinlich, daß dieselben der Tertiärformation angehören. Bemerkenswerth ist dabei, daß die Schwefellager an verschiedenen Punkten, z. B. bei Trapani, mit namhaften Steinsalzlagern vergesellschaftet sind, welche, trotz der äußerst unvollkommenen Art der Ausbeutung, ein sehr schönes und reines Speisesalz liefern. Auch hinsichtlich der ursprünglichen Bildungsweise dieser Schwefelablagerungen herrscht einige Ungewißheit, indem sich nur schwierig entscheiden läßt, ob der Schwefel schon von vornherein in gediegenem Zustande vorhanden war, oder ob derselbe erst durch chemische Processe aus Schwefelverbindungen ausgeschieden worden, vielleicht etwa aus der gegenseitigen Einwirkung von schwefeliger Säure und Schwefelwasserstoff hervorgegangen ist, welche Gase sich bekanntlich auch heute immer noch bei vulcanischen Processen aus dem Erdinneren entwickeln. Wenigstens spricht für letztere Annahme der Umstand, daß sich in den Kratern der meisten feuerspeienden Berge, sowie in deren Nähe häufig Schwefel abgelagert findet, welcher offenbar gleichfalls auf dieselbe Weise entstanden ist. Der Wasserstoff des Schwefelwasserstoffgases verbindet sich dabei mit dem Sauerstoffe der schwefeligen Säure zu Wasser, während der Schwefel abgeschieden wird.

Gewöhnlich ist der Schwefel in den sicilianischen Lagern in dem Gesteine zerstreut, bildet aber auch zuweilen zusammenhängende Schichten, welche alsdann mitunter eine kolossale Mächtigkeit, bei Sommatino z. B. eine solche von dreißig, an anderen Orten blos von 8—10 Metern erreichen. Nicht selten findet sich der Schwefel auch krystallisirt als hell oder dunkelgelbe Krystalle; in anderen Fällen ist derselbe trüb und von fettig sich anfühlender Oberfläche, weshalb man ihn alsdann mit dem Namen Seifenschwefel bezeichnet.

Die meisten Schwefelgruben befinden sich in dem Besitze von Grundeigenthümern, welche jedoch dieselben fast nie selbst ausbeuten, sondern an fremde Unternehmer oder Gesellschaften gegen einen entsprechenden Pachtzins und in der Regel auch gegen bestimmte Tantiemen verpachten, welche meistens 15—20 Procent des geförderten Schwefels betragen. Ein großer Uebelstand dabei ist, daß sich diese Grundbesitzer fast immer nur auf eine Pachtdauer von 6—8 Jahren einlassen und es ist hiernach leicht zu begreifen, daß die Unternehmer es nicht der Mühe werth finden, durch kostspielige Anlagen und Verbesserungen den Grubenbetrieb zu vervollkommnen, sondern ihr ganzes Streben darauf richten mit den geringsten Kosten in der ihnen zugemessenen kurzen Zeit möglichst viel Schwefel zu gewinnen. Daß aber die Schwefelgruben durch ein derartiges Raubsystem meistens sehr beschädigt und in ihrem ferneren Ertrage geschwächt, nicht selten sogar ganz ruinirt werden, ist eben so klar. Ein geregeltes Concessionswesen besteht einmal nicht, und da deshalb jeder Eigenthümer den auf seinem Grundstücke liegenden Theil eines Schwefellagers für sich ausbeutet oder auf die bezeichnete Weise ausbeuten läßt, so liegen sich die Nachbarn fast unausgesetzt mit Grenzstreitigkeiten in den Haaren. Gruben die 60 bis 80,000 sicilianische Centner (à 79 Kilogramm) Ausbeute liefern, bringen ihren Besitzern jährlich 150—200,000 Franken Pacht ein. Um eine Mine zu eröffnen, treibt man gewöhnlich zunächst geneigte Galerieen oder Stollen in den Boden und arbeitet dabei treppenartige Stufen in das Gestein, auf denen man den Schwefel zu Tage fördert. Die Ausbeutung beginnt

in der Regel in einer Tiefe von 30 Metern; doch giebt es nicht selten auch Terrains, in welchen sich erst in einer Tiefe von 80 Metern Schwefel vorfindet.

Der ganze Schwefelminenbetrieb ist übrigens ein so roher und primitiver, daß von einer Untermauerung oder Holzverschalung der regellos geführten Gänge kaum die Rede ist und man nur von Strecke zu Strecke einen Pfeiler des Gesteines als Stütze stehen läßt. Blos an den allergefährlichsten, einsturzdrohenden Stellen wird hier und da ein leichtes Mauerwerk aufgeführt. Zur Bearbeitung des Schwefelerzes selbst bedient man sich ausschließlich eiserner Spitzhauen, indem die Anwendung von Schießpulver bei der Leichtentzündlichkeit der Schwefelmasse zu große Gefahren darbieten würde und man deshalb nur in den äußersten Nothfällen zur Sprengung des Gesteins mittelst Pulver seine Zuflucht nimmt. Die Förderung des losgehauenen Schwefelerzes geschieht sodann durch Kinder bis zu 16 Jahren, welche dasselbe in großen Körben unter unsäglicher Mühe auf den schlechten Treppen aus dem Inneren der Mine heraufschleppen. Eine vortheilhafte Ausnahme hiervon macht nur eine Grube zu Castel Termini, wo das Erz auf einer Eisenbahn zu Tage gefördert wird. Die Kosten der beschriebenen Arbeit und Förderung des Schwefels sind je nach den Oertlichkeiten verschieden und schwanken für 100 Pfund zwischen 50 kr. und 1 fl. 10 kr.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

§ Technisches. Der „Prakt. Maschinenconstructeur" Nr. 7 bringt einen interessanten Originalbericht aus New-York über Waiths Universal-Nähmaschine, die Erfindung eines Deutschen, welche auf der Ausstellung des „American Institut" über alle anderen Nähmaschinen den Sieg errungen hat. Die Maschine sollte wegen verspäteter Einsendung nicht zugelassen werden, der Erfinder erwirkte aber die Aufnahme durch Vorlegung von Proben ganz außerordentlicher Leistungen. Warth näht mit derselben Nadel, demselben Faden und derselben Spannung mit gleicher Geschwindigkeit und dem feinsten Stiche sowohl den feinsten Stoff wie auch Doppelleder, weswegen ihm die Auszeichnung für Origmalerfindungen, die goldene Medaille, zu Theil wurde. Soviel der Beschreibung zu entnehmen ist, arbeitet die Warth'sche Nähmaschine mit einem eigenthümlichen halbmondförmigen, in einer kreisrunden Kammer wiederkehrend rotirenden doppeltgespitzten Schiffchen, welches, sobald der Spulfaden die Schleife des Obersadens passirt hat, auf dem gecurvten Boden der Kammer durch sein Gewicht niedersinkt. Die Verschlingung der beiden Fäden findet sowohl bei der Vorwärts- wie Rückwärtsbewegung des Schiffchens statt. Die Maschine näht in der Regel den Doppelsteppstich, vermittelst einfacher Vorrichtungen aber auch den Grover und Baker-, den überwendlichen und den Kreuz-Stich. Durch Zufügung eines besonderen Apparates lassen sich Stickereien in Steppstich, ferner in lang verzogenem und sogenanntem Herrenstich herstellen. Die Maschine eignet sich zu den feinsten Weißstickereien, und ihre Leistung soll in Quantität und Qualität diejenige aller anderen Systeme übertreffen. Leider wird diese vortreffliche Maschine nicht so bald auf den Markt kommen, da die amerikanischen großen Nähmaschinen-Compagnieen, vermöge ihres Monopols, dem Erfinder die Fabrikation zunächst noch erschweren können und werden. Für die Benützung des unentbehrlichen Stoffrückers (der übrigens auch die Erfindung eines Deutschen ist) verlangt nämlich die Singer-Compagnie, deren Patent noch zwei Jahre Geltung hat, die Kleinigkeit von 10,000 Dollars Vorausbezahlung, wovon dann nach und nach der Gewinnantheil für jede einzelne Maschine in Abzug gebracht werden darf. Unser amerikanischer Berichterstatter macht hierbei die richtige Bemerkung, daß jetzt schon gar manche deutsche Fabrikate den amerikanischen mindestens gleichstehen, wenn auch Wheeler u. Wilson oder Singer bisher auf unseren Ausstellungen vorherrschend die höchsten Prämien erlangt haben. — Schmidt und Keerl in Kassel verfertigen eine neue Art Gießkannen, welche folgende Eigenschaften haben sollen. Die Entleerung geschieht viermal schneller als bei den gewöhnlichen Gießkannen, und das Wasser breitet sich auf eine viermal so große Fläche ohne Schlenkern des Gefäßes höchst gleichmäßig aus, die Strahlen bleiben bis zum letzten Tropfen gleich fein und Verstopfungen durch Sand kommen nicht vor, während Verunreinigungen durch Blätter ꝛc. leicht zu beseitigen sind. Statt der conisch geformten Brause ist nämlich ein auf seine ganze Länge siebartig durchlöchertes Rohr aufgesteckt, oder es sind auch zwei solche Mundstücke angebracht. — Zum Weißmachen des durch langes Liegen gelb gewordenen Flanells soll man, nach Prof. Dr. Artus, den Stoff eine Stunde lang in einer verdünnten Auflösung von saurem schwefligsaurem Natron weichen lassen, dann unter Umrühren verdünnte Salzsäure zusetzen (auf 50 Theile Wasser 1 Theil Salzsäure), das Gefäß bedecken und eine Viertelstunde ruhen lassen, hierauf den Flanell gut spülen.

— Aus Wien berichtet die „Presse": Herr N. N. hatte als Fünfzigjähriger den sonderbaren Einfall, ein siebzehnjähriges Mädchen zu heirathen. Die Flitterwochen gedachte er mit ihr in Baden zu verleben. Wohl einsehend, daß dieses Mißverhältniß in dem beiderseitigen Alter, wenn nicht für seine junge Frau, so doch für ihn unangenehm werden könnte, gab er sie für seine Tochter aus; denn sagte er sich, die jungen Leute sind heutzutage nicht heirathslustig und werden schön ferne bleiben. Alle Welt hält die junge Frau für die Tochter des Herrn N. Und er fühlt sich ganz sicher. Aber wer hat je den Kampf gegen das Geschick mit Erfolg beendet? Vorige Woche läßt sich ein junger Mann bei Herrn N. melden und bittet nach einigen verlegenen Worten um die Hand seiner angeblichen Tochter. Natürlich weist ihn der Gatte zurück; aber der junge Mann beharrt bei seiner Bitte und meint erröthend: „Wir lieben uns sehr seit vierzehn Tagen und ich muß Ihnen gestehen, daß es Zeit ist, uns aufbieten zu lassen." — Tableau . . .

— Dem „Athenaeum" zufolge hat Professor Piazzi Smyth, der königliche Astronom für Schottland, eine merkwürdige Beobachtung über die Temperaturcyklen gemacht, welche ihn in den Stand setzt, die Temperatur einer bestimmten Jahreszeit um ein ganzes Jahr voraus zu berechnen. Aus den statistischen Aufstellungen von 1837 bis 1869 ergiebt sich, daß eine sehr heiße Periode ungefähr alle elf Jahre eintritt, worauf nach einem Zwischenraume von etwas mehr als zwei Jahren eine sehr kalte Periode folgt. Der vorige Winter war dem Professor Smyth zufolge der erste eines kalten Cyklus, in welchem wir von 1870 auf 1871 und voraussichtlich auch von 1871 auf 1872 außerordentlich strenge Winter haben werden.

Buchstabenräthsel.

Ich war vorhanden, eh' Dein Vater war,
Von dem das alte heil'ge Buch erzöhlet:
Wie er ganz ohne eig'ne Wahl vermählet,
Und ohne Priester auch und Traualtar.
Wir vier, wir waren seine ganze Welt;
Doch eh' ihm noch ein lieber Sohn geboren,
Hat er das Heimathrecht bei uns verloren,
Und schaffen hieß es nun, in Wald und Feld.
Nun setze zwischen 1 und 2 hinein
Das vierte Zeichen, und es wird gelingen,
Daß wir das Letzte sind von allen Dingen:
So mag es auch an dieser Stelle sein.

△

Auflösung des Anagramms in Nr. 69:
Ungezogen. — Angezogen.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stan.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 73. Dritter Jahrgang. 1870.

Nur nicht heirathen.

Humoreske von Otto Schreyer.

(Schluß.)

„Aber meine Herren, so erklären Sie mir doch, was das Alles zu bedeuten hat!“ wendete sich Fräulein Schwatzmeier wieder zu den Männern.

„Warum eine Thatsache läugnen, die nicht mehr zu ändern ist, Madame Schwatzmeier?“ sagte Robert.

Kunigunde fing an der Geduldsfaden zu reißen und in gereiztem Tone entgegnete sie, wüthende Blicke um sich sendend: „Madame und immer Madame! Ich bin eine ehrsame Jungfrau und Präsidentin des Jungfrauen-Vereins. Ich habe keinen Sprößling.“

„So ereifern Sie sich doch nicht so sehr Jungfrau Mutter Schwatzmeier,“ sagte Trautmannsdorf heiter. „Es bleibt ja in der Familie. Ich bin discret, über meine Lippen kommt kein Verrath.“

„Ich brauche Ihre Discretion nicht, alter Sünder. Mein Ruf ist unbefleckt. Mein Wahlspruch ist stets gewesen: Nur nicht heirathen!“

„Ah, eine Gleichgesinnte, nur in anderer Art,“ lachte Trautmannsdorf.

„Ich war von jeher eine Männerfeindin. O die abscheulichen Männer!“ rief Fräulein Schwatzmeier in Extase.

„Eine Männerfeindin!“ murmelte Trautmannsdorf, das Haupt schüttelnd und auf das Kind blickend. „Und hier das corpus delicti. O, welch' eine Mutter! Verzeihen Sie, Madame, aber das ist doch zu arg. Sie hätten vielleicht keine Thräne geweint, wenn Ihr Kind in den Fluthen umgekommen wäre.“

„Mein Kind in den Fluthen? Bin ich denn von Sinnen.“

„Ja, Sie waren es, als ich das Kind aus dem reißenden Strome rettete,“ sagte Robert.

„Wenn Sie denn vor der Welt durchaus nichts von dem schönen unschuldigen Kinde wissen wollen,“ sagte Hermine, „so will ich mich desselben mütterlich annehmen.“ Bei diesen Worten nahm sie dem Onkel das Kind von den Armen und küßte es innig.

„Welch edles, aufopferndes Wesen,“ sagte Trautmannsdorf mit einem wohlwollenden Blick auf Hermine.

„Du bist ja auch die Mutter, Hermine,“ rief Fräulein Schwatzmeier etwas erleichtert.

„Trösten Sie sich, ich will es auch gerne für immer sein. Ich habe das herzige Kind zu lieb und könnte mich nicht von ihm trennen.“

„Welche Heuchelei!“ sagte Trautmannsdorf vor sich hin. „Die Mutter Schwatzmeier gefällt mir gar nicht, ein wunderliches Frauenzimmer!“

„Vor meinem Onkel hatten Sie nicht nöthig, eine kinderlose Mutter zu spielen,“ sagte Robert, welcher die Gelegenheit wahrnahm, sich für Andere an der klatschsüchtigen Kunigunde zu rächen, die stets eifrig bemüht war, über andere Frauen die böswilligsten Gerüchte zu verbreiten und sie in ein schlechtes Renommee zu bringen. „Mein Onkel ist Rationalist und hätte Sie deshalb nicht weniger freundlich begrüßt.

„Gewiß nicht,“ sagte der Onkel beruhigend mit lächelnder Miene. „Ein jeder Mensch hat in seinem Leben einmal eine schwache Stunde.“

„Ich habe niemals schwache Stunden,“ brauste Fräulein Schwatzmeier zornig auf. „Bin ich denn in ein Tollhaus gerathen, welche Verrücktheiten, mir wirbelt Alles im Kopfe. Fort, fort, aus diesem Hause, ich verliere sonst noch meinen Verstand.“

„Ist ganz unmöglich,“ flüsterte Trautmannsdorf vor sich hin.

Fräulein Schwatzmeier eilt wüthend aus dem Zimmer und verliert unglücklicherweise eine Schmachtlocke.

„Lieber Onkel, du entschuldigst mich wohl einen Augenblick, ich komme gleich wieder zurück. Ich muß die Rasende zu besänftigen suchen.“ Bei diesen Worten hob Robert die entwurzelte Locke von der Erde auf, nahm das Kind auf den Arm und eilte der Erzürnten in den Garten nach, Trautmannsdorf mit Hermine allein zurücklassend.

Hermine beschäftigte sich damit, den Tisch wieder in Ordnung zu bringen, während Trautmannsdorf sie mit Interesse betrachtete.

„Du bist wohl das Kindermädchen dieser Madame Schwatzmeier?“

„Zu dienen, mein Herr.“

„Gefällt es Dir denn bei dieser curiosen Frau?“

„O ja! ich habe das kleine Kind so gern.“

„Hast Du auch einen Schatz?“

„Aber Herr Onkel!“ entgegnete Hermine in verschämtem Tone, mit ihrer Schürze spielend und etwas bäuerliche Manieren annehmend.

„Nun, Du brauchst Dich deshalb nicht zu schämen!“ begütigte Trautmannsdorf leutselig. „Liebst Du ihn denn?“

„Ach ja!“

„So! — Ist wohl ein hübscher Bursche?“

„Ach ja!“

„Und hat Dir das Heirathen versprochen.“

„Ach ja!“

„Die Menschen wollen sich doch alle in's Unglück stürzen!“ rief Trautmannsdorf mit einem Anflug von Unwillen.

„Wir lieben uns so sehr, aber heirathen dürfen wir uns nicht.“

„So, wer will es denn nicht haben?“

„Der Onkel meines Geliebten.“

„Der Onkel hat wohl seine guten Gründe?“

„Es muß wohl sein,“ entgegnete Hermine seufzend, „aber es ist nicht gut von dem Onkel, uns so unglücklich zu machen. Er weiß nicht, wie unser einem dabei zu Muthe ist. Der Onkel hat gut reden, er hat es nicht mehr nöthig zu heirathen, er ist über die Jahre hinaus; aber wir sind jung und haben nicht solche ehefeindliche Ansichten.“

„Liebes Kind, Du kennſt die Sorgen und Leiden des Eheſtandes noch nicht, und ſtellſt Dir das Leben viel ſchöner vor, als es in der Wirklichkeit iſt. Folge meinem Rath und bleibe ledig.“

„Ach nein, Herr Onkel, ich werde in der Ehe nicht unglücklich werden.“

„Da trägſt Du wohl ſchon das Bild Deines Geliebten auf der Bruſt?“ fragte Trautmannsdorf, auf ein Medaillon deutend, welches Hermine an einem Bande um den Hals trug.

„Nein, das Bild meines Geliebten trage ich im Herzen.“

„Laß' mich das Medaillon doch ſehen,“ bat Trautmannsdorf neugierig.

Hermine nahm daſſelbe ab, öffnete es und reichte es dann Trautmannsdorf hin.

Doch kaum hatte derſelbe das Bild erblickt, als ſein Antlitz plötzlich einen veränderten Ausdruck annahm. Staunend prüfte er das Bild, und rief mit bebender Stimme: „Was ſehe ich, iſt es Täuſchung oder ſpiegelt mir ein böſer Geiſt dieſe Züge vor? Von wem haſt Du dieſes Bild?“ fragte er faſt heftig.

„Sie erſchrecken mich,“ entgegnete Hermine zurückweichend, „das Bild? Ich habe es ſeit — —“

„Nun ſprich,“ rief Trautmannsdorf ungeduldig.

„Ich beſitze das Bild ſeit meiner früheſten Jugend,“ ſagte Hermine mit ängſtlichem Blick auf Trautmannsdorf.

„Aber, wer, wer hat es Dir gegeben?“

„Ich trug es ſchon als Kind, als ich noch weit, weit über dem Meere wohnte.“

„Und wie kamſt Du hierher?“ fragte Trautmannsdorf aufgeregt.

„Nach dem Tode meiner Mutter nahmen ſich gute Leute der armen Waiſe an und erzogen mich wie ihr eigenes Kind. Ich führte in Amerika ihren Namen. Als auch ſie das Zeitliche geſegnet, kam ich nach Deutſchland.“

„Und dieſes Bild, wen ſtellt es dar?“

„Meine Mutter.“

„Deine Mutter? Deine Mutter?“ rief Trautmannsdorf mit einer leidenſchaftlichen Erregtheit, die Hermine ſich nicht zu erklären wußte. „Nicht möglich! und dennoch, wenn ich Dich mit dem Bilde vergleiche, welche Aehnlichkeit! Mein Gott, erleuchte meinen Geiſt, daß ich klar ſehe. Dies Glück, es kommt ſo unerwartet, daß ich noch nicht daran glauben kann. Sage mir, wie ſind Deine Vornamen?“

„Adele Marie Hermine,“ antwortete die junge Frau mit ſteigendem Erſtaunen über das eigenthümliche Benehmen des Onkels ihres Gatten.

„O, mein Gott, ich danke Dir!“ rief Trautmannsdorf mit einem verklärten Blick nach Oben, dann breitete er die Arme aus und ſagte mit tiefer Rührung und thränenfeuchtem Auge: „Komm an meine Bruſt, Du theueres, wiedergefundenes Kind. Hermine, meine liebe gute Tochter, komm in meine Arme!“

„Sie, mein Vater?“ rief Hermine mit ſtaunender Freude.

„Ja, mein Kind, ich bin Dein Vater. Später will ich Dir Alles ſagen, was Deine früheſte Jugend betrifft, und es wird dann kein Zweifel in Deiner Seele zurückbleiben.“

Hermine ſank in die offenen Arme ihres wiedergefundenen Vaters, der ihr ſchönes Antlitz mit Küſſen bedeckte.

In dem Augenblick der innigen Umarmung erſchien Robert mit Fräulein Schwatzmeier, welche er wieder verſöhnt hatte, in der Thür. Beide waren wie ſtarr vor Staunen ob der Scene, welche ſich ihren Augen darbot.

„Was ſehe ich,“ flüſterte Robert, „iſt Hermine eine Zauberin, die in wenigen Minuten einen Weiberfeind zu bekehren vermag? Iſt hier ein Wunder geſchehen?“

„Ein zärtliches tête-à-tête. Wie rührend!“ ſagte Fräulein Kunigunde, die Naſe rümpfend.

„Sieh' her, mein Herzensjunge,“ rief der Onkel bewegt, „welche unendliche Freude mir die gütige Vorſehung noch in meinen alten Tagen aufbewahrt hatte. Ich habe ſie wiedergefunden, die längſt Todtgeglaubte. Gott wollte mich nicht von dieſer Welt abrufen, bevor er mir die größte Freude nach langer Trauer zu theil werden ließ.“

„Was iſt geſchehen, lieber Onkel?“ fragte Robert, der ſich in die neue Situation noch nicht zu finden wußte.

„Hier ſieh', Robert,“ ſagte Trautmannsdorf, Hermine nochmals in ſeine Arme ſchließend, „die Vorſehung hat meine verlorene Tochter, mein einziges, vielgeliebtes Kind wieder in meine Arme geführt.“

„Hermine iſt Deine Tochter?“ rief Robert auf das höchſte erſtaunt.

„Meine Tochter, Robert. Gott ſegnete meinen Eingang in dieſes Haus.“

„Welch rührendes Wiederſehen! Dieſe Hermine hat auch mehr Glück, als ſie verdient,“ murmelte Fräulein Schwatzmeier zwiſchen den Imitations-Zähnen.

„Wirſt Du auch jetzt noch immer ſagen: Nur nicht heirathen“, nachdem Dir durch die Ehe ein ſolch beſeligendes Glück geworden?“ fragte Robert den Onkel.

„Nein, mein Junge, jetzt gebe ich Dich wieder frei. Ich bin heute zu glücklich! Hat Dein Herz ſchon eine Wahl getroffen, ſo ſoll Dir mein Segen nicht vorenthalten bleiben.“

Robert war im Begriff, ſeinem Onkel ein Geſtändniß zu machen, als er durch den Eintritt des Dieners daran geſtört wurde, welcher mit den Worten ſich an Hermine wandte: „Hier bringe ich Ihnen Ihren Herrn Sohn, er langweilte ſich mit mir allein im Garten und rief immer nach ſeiner Mama.“

Hermine nahm das Kind auf ihre Arme und liebkoſte es liebevoll.

„Dein Kind, Hermine?“ rief Trautmannsdorf verwundert.

„Es könnte ſein, es wäre möglich,“ entgegnete Jean raſch, welcher dem vorwurfsvollen Blick ſeines Herrn begegnete und dadurch an ſeine Befehle wieder erinnert wurde.

„Komme ich denn heute aus den Ueberraſchungen gar nicht mehr heraus,“ ſagte Trautmannsdorf. „Sprich, Hermine, iſt der Kleine Dein Kind?“

„Ja, lieber Vater,“ entgegnete Hermine mit geſenktem Blick.

„Und ich ſtehe wieder als fleckenloſe Jungfrau da,“ rief Fräulein Schwatzmeier triumphirend.

„Und wo iſt Dein Mann?“ fragte Trautmannsdorf mit einiger Beſorgniß.

Robert beugt ein Knie vor dem Onkel und ſagte: „Liegt hier zu Deinen Füßen und bittet Dich um Deinen Segen, lieber Onkel.“

Kaum hatte Hermine die Abſicht ihres Gatten bemerkt, als auch ſie mit dem Kinde auf dem Arme an der Seite ihres geliebten Mannes niederkniete.

„Eine reizende Gruppe!“ ironiſirte Fräulein Schwatzmeier, durch ihre Lorgnette auf das junge Ehepaar und den erſtaunten Onkel ſchauend.

„Was muß ich hören," rief Trautmannsdorf. „Und Euere Verbindung habt Ihr mir nicht angezeigt?"

„Nur nicht heirathen, sonst enterbt," antwortete Robert kleinlaut.

„Ah so!" sagte der Onkel lächelnd. „Nun wird mir Alles klar. Also darum diese ganze Comödie. Gut, steht auf, mein Segen soll Euch zu theil werden, aber — ich werde mein Wort dennoch halten. Du hast meinem Gebot zuwidergehandelt, Robert, hast geheirathet ohne meine Einwilligung, — Du bist von mir enterbt."

„Aber Onkel — —", wollte Robert beginnen, doch Trautmannsdorf fiel ihm ins Wort, indem er heiter hinzufügte: „Du bist enterbt; aber Deine liebe Frau soll dadurch nicht leiden, sie sei nach meinem Tode meine Universalerbin, weil sie mich zu einem so glücklichen Großvater gemacht hat."

Der Onkel nahm liebevoll das Kind auf den Arm und fügte mit zufriedenem Lächeln hinzu: „Von nun an bilden wir zusammen eine Familie und wollen uns nicht mehr trennen, das heißt, wenn Ihr Glücklichen den alten Onkel freundlich aufnehmen wollt."

Robert und Hermine umarmten den Onkel mit gerührtem Herzen und riefen wie aus einem Munde: „Du sollst bei uns den Himmel auf Erden haben!"

Fräulein Schwatzmeier aber legte die Hand auf die wattirte Brust und sagte pathetisch: „Ich bleibe meinem Wahlspruch für immer treu: Nur nicht heirathen!"

---

* Der Schwefel und dessen Vorkommen in der Natur.

Von Emil Sommer.

(Schluß.)

Der Aufenthalt in den Gruben ist theils in Folge der hohen Temperatur, theils in Folge der daselbst herrschenden, mit beengenden Schwefeldünsten geschwängerten Luft und der schlechten Ventilation ein äußerst unangenehmer, sowie überhaupt für die Sicherheit und Erleichterung der Arbeiter, Seitens der gewinnsüchtigen Unternehmer, auch nicht das Geringste geschieht.

Durch den Leichtsinn und die Unvollkommenheit des Betriebes gehen nicht selten ganze Schwefelgruben mit ihrem reichen Inhalte verloren, und namentlich sind es in dieser Beziehung Ueberschwemmungen und Feuersbrünste, welche schon unberechenbaren Schaden angerichtet haben. Zur Verhütung der ersteren hat man endlich in der neueren Zeit angefangen, die schwerfälligen, bis dahin blos durch Menschenhände bewegten Wasserpumpen durch Dampfmaschinen zu ersetzen. Geräth dagegen eine Grube in Brand, so ist an eine Rettung derselben kaum zu denken, indem sich das Feuer bei der großen Brennbarkeit des Materials mit außerordentlicher Schnelligkeit verbreitet. Man läßt daher die Feuersbrunst in der Regel ruhig walten und beschränkt sich darauf, den durch die Hitze im Inneren ausgeschmolzenen Schwefel, welcher alsdann an geeigneten Stellen durch die Spalten des Gesteines ausfließt, zu sammeln. Zu Sommatino, wo ein Theil des Berges schon über 40 Jahre brennt, hat man auf diese Weise in den letzten Jahren nach ungefährer Schätzung mehr als 600,000 Pfund gediegenen Schwefels, der hier fast ununterbrochen hervorquillt, gesammelt. Natürlich verzehrt aber das Feuer hierbei den größten Theil des vorhanden gewesenen Schwefels; doch findet man nicht selten nach dem Erlöschen des Brandes noch einen ganzen Vorrath, oft von vielen 100 Centnern des auf diese Weise ausgeschmolzenen Schwefels.

In gewisser Beziehung diesen Schwefelfeuersbrünsten im Kleinen ähnlich und namentlich eben so unvollkommen und reich an Verlusten, ist das allgemein angewendete, äußerst primitive Verfahren zur Ausbringung oder Ausschmelzung des Schwefels aus den geförderten Erzen, das sehr viel Aehnlichkeit mit der Methode des Kohlenbrennens und den dabei angewendeten Meilern darbietet.

Gleichwie bei letzteren das Holz zum Zwecke der langsamen Verkohlung in großen Haufen aufgeschichtet und, mit Rasen bedeckt, an verschiedenen Stellen angezündet wird, so häuft man auch bei dem in Rede stehenden Verfahren das geförderte Gestein zum Zwecke der Ausschmelzung und Reinigung des darin enthaltenen Schwefels in Massen von mehreren Hundert Kubikmetern in einem sogenannten Calcarone, d. h. auf einer gemauerten und geneigten Fläche oder Tenne auf, welch' letztere zur Beschränkung des Luftzutrittes ringsum von einer 1½ Meter hohen Mauer umgeben und blos vorn an der tiefsten Stelle offen ist. Das in einem solchen Calcarone aufgeschichtete Schwefelerz wird hierauf an verschiedenen Punkten entzündet, von welchen sich alsdann das Feuer allmählich durch die ganze Masse verbreitet und den Schwefel herausschmilzt, der sich auf dem geneigten Boden sammelt und auf letzterem herabrinnend, in eine gemauerte Kammer fließt, welche hier für diesen Zweck an der offenen Seite vor dem Calcarone angebracht ist. Aus dieser Kammer wird sodann der Schwefel durch Arbeiter in hölzerne Kästen von 100—120 Pfund Inhalt geschöpft und erkalten gelassen.

Die großen Mängel und Unvollkommenheiten des ganzen Verfahrens müssen sofort Jedem in die Augen springen; denn dadurch, daß der Schwefel dabei selbst als Brennmaterial und Wärmequelle für den Schmelzungsproceß dient, geht natürlich ein sehr beträchtlicher, ja sogar der größte Theil desselben verloren, um in Form von schwefliger Säure in die Luft zu entweichen, während auch in den nach dem Ausbrennen rückständigen Gesteinsschlacken noch circa 1½ bis 2 pCt. Schwefel unbenützt zurückbleiben. In Folge dessen ist denn auch die wirkliche Ausbeute eine verhältnißmäßig so geringe, daß ein Gestein, welches 40 pCt. Schwefel enthält, im Allgemeinen nur 12—15 pCt., im allergünstigsten Falle aber nur 18 pCt. desselben liefert. Was hier ein wohlgeleiteter und rationeller Betrieb leisten und retten könnte, ist hiernach von selbst einleuchtend. Allein sowohl die große Einfachheit des Verfahrens und die noch größere Indolenz der Bewohner, wie namentlich auch der Mangel und hohe Preis des sonstigen Brennmateriales in den hier in Rede stehenden Districten haben bis jetzt alle Verbesserungs- und Neuerungsversuche in dieser Richtung unterdrückt und die Calcarones fast überall noch in ungestörtem Gebrauche erhalten.

Die Dauer der beschriebenen Operation in einem solchen Calcarone umfaßt von dem Aufschichten des Schwefelerzes bis zum Wegräumen der ausgebrannten Steinschlacken in der Regel drei Monate. Etwas rationeller verfährt man mit dem bei dem Abbau in den Schwefelgruben sich ergebenden Staube, der in einem großen Kessel erhitzt wird, wobei sich die erdigen Unreinheiten zu Boden setzen, während der ausgeschmolzene Schwefel oben abgelassen wird.

Was die Darstellung der Schwefelblüthe, oder mit anderen Worten des sublimirten Schwefels, betrifft, so ist dieselbe aus chemischen und technologischen Werken allgemein bekannt. Der Rohschwefel wird dabei in einem geschlossenen eisernen Kessel oder Cylinder bis zur Verdampfung erhitzt und die Schwefeldämpfe hierauf durch eine Röhre in eine geräumige gemauerte Kammer von 60 bis 80 Kubikmeter Inhalt geleitet, auf deren Wänden sich dieselben alsdann in Folge ihrer Abkühlung in Form eines feinen leichten Pulvers niederschlagen. Der sogen. Stangenschwefel wird dagegen erhalten, indem man den geschmolzenen Rohschwefel einfach in entsprechende, etwas konische Holzformen gießt, in welchen derselbe zu den bekannten runden Schwefelstangen erstarrt. Der gemahlene Schwefel, welcher von den meisten Praktikern mit Recht zum Schwefeln der Wein-

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 75. Dritter Jahrgang. 1870.

* Die Prinzessin.

Eine Geschichte aus dem Leben von Wilhelm Andreä.

(Fortsetzung.)

Die Magd hatte inzwischen den Thee gebracht, den Alwine mit feinem Anstande servirte. Heinboldt verfolgte jede Bewegung der reizenden Geliebten mit innigem Entzücken; er berauschte sich an ihren Blicken und Worten, und faßte jedes dieser letzteren als den Orakelspruch einer Gottheit auf. Seine Augen entdeckten immer neue Schönheiten ihres Körpers und Geistes. Sie erschien ihm fast wie ein höheres Wesen und er betheuerte ihr, daß ihr Besitz ihn „zu dem Glücklichsten aller Sterblichen" mache.

Es war schon spät geworden, als er sich endlich aus ihren Armen losriß. Sie gab ihm das Geleit bis an die Gartenpforte.

„O, könnten wir doch öfter so selige Stunden genießen!" flüsterte er, ihre Rechte in seinen beiden Händen haltend.

Alwine senkte ihr Haupt un seine Brust und seufzte.

„Sollen wir nicht Deine Eltern in unser süßes Geheimniß einweihen, damit wir uns öffentlich verloben und den Leuten uns zeigen können?" fragte er weiter.

„Meine Eltern? — um Gottes willen nicht! — O Gott, Geliebter, Du weißt nicht — Es liegt eine große Kluft zwischen meinen Eltern und mir! — und bis zu unserer Verlobung haben wir noch manche Schwierigkeit zu überwinden, von denen Du keine Ahnung hast."

„Du ängstigst mich, Geliebte, Du spannst mich auf die Folter! — o, so erkläre mir doch! — Meine Liebe ist stark genug, alle Hemmnisse aus dem Wege zu räumen! — Aber, mein Gott, wie Du zitterst! — Was ist Dir?"

„Ach, mein einzig Geliebter! Ich kann es Dir noch nicht sagen; — ein Geheimniß, ein tiefes Geheimniß drückt meine Seele, aber ich kann, ich mag es Dir nicht entdecken!"

„Du mußt es mir entdecken, geliebte Alwine, damit wir um so eher zu unserem Ziele gelangen."

„Ja, Du hast recht, und ich bin auch sogar als Deine Geliebte verpflichtet, Dir jede Falte meines Herzens zu öffnen, Dir also auch mein Geheimniß, das mich unglücklich macht, anzuvertrauen, aber nur heute nicht, bitte, nur heute noch nicht, mein theuerer Isidor! Ich kann es noch nicht über meine Lippen bringen."

„Dann will ich Dich jetzt nicht weiter drängen," antwortete der Student; „theile es mir mit, wenn wir einmal wieder ungestört beisammen sind."

„Hast Du morgen Zeit?" fragte Alwine.

„Für Dich immer!"

„Gut, dann erwarte ich Dich morgen Abend um sieben Uhr hier vor dem Garten. Wir wollen dann jenen Feldweg einschlagen, auf dem wir ganz ungestört plaudern können. Wozu auch sollten wir unsere Liebe schon bekannt werden lassen und dieselbe dadurch profaniren? Ist es nicht bei weitem poetischer und romantischer, wenn wir sie noch vor der Welt geheim halten? Du weißt ja:

Keine Kohle, kein Feuer
Kann brennen so heiß,
Als die verborgene Liebe,
Als die verborgene Liebe,
Von der Niemand nichts weiß!"

Nach diesem poetischen Citate drückte sie einen Kuß au seine Lippen und schlüpfte rasch ins Haus zurück.

Der ihr daselbst begegnenden Magd sagte sie lächelnd: „Du hast Deine Sache gut gemacht, Johanne, ich erwarte von Dir, daß Du mich auch ferner in seiner Gegenwart immer „gnädiges Fräulein" nennst und stets die Mienen und Geberden der allerhöchsten Ehrerbietung zur Schau trägst!"

II.

Am folgenden Abende fand sich Heinboldt noch vor der festgesetzten Zeit vor der Gartenpforte ein und ging erwartungsvoll in dem mit Kies bestreutem Fußwege auf und ab.

Schon leuchtete die Mondsichel am Himmel, und eine Sterngruppe trat nach der anderen hervor. Der junge Mann hatte Muße, sie genauer zu betrachten und zu vergleichen. Der schönste, der glänzendste Stern war aber doch seine Alwine! Pünktlich, mit dem Glockenschlage trat sie aus dem Hause und flog mit raschen Schritten in seine Arme. Nach der ersten flüchtigen Begrüßung betraten sie ohne Zögern einen nahen Feldweg, wo sie, gesichert vor unberufenen Zeugen und Lauschern, von ihrer Liebe und dem Glück ihrer Zukunft plaudern konnten.

„Nun, meine geliebte Alwine," hob Heinboldt an, als die Stadt weit genug hinter ihnen lag, um nicht mehr genöthigt zu sein, im Flüsterlone zu reden und sich ängstlich und scheu nach allen Seiten umzublicken, „nun mußt Du mir vor allen Dingen Dein Geheimniß entdecken, damit ich die nächste Nacht ruhiger schlafen kann, als in der vorigen, denn Deine gestrigen Andeutungen haben fast allen Schlaf von meinen Augen verscheucht."

„Ja, geliebter Isidor," lautete Alwinens Antwort, „ich will es Dir entdecken, das Geheimniß, das mich so grenzenlos unglücklich macht und mir jede Lebensfreude verkümmert. Vielleicht erleichtert die Mittheilung mein gequältes Herz, obgleich ich kaum die Hoffnung hege, daß Du stark genug sein wirst, die Hindernisse, die sich unserer Liebe entgegen stellen, aus dem Wege zu räumen."

„Mein Himmel, so rede doch, Geliebte!"

„Gut denn. Zunächst also muß ich Dir bemerken, daß ich nicht das Kind, sondern nur die Pflegetochter Wellmanns bin."

Heinboldts Erstaunen war groß. „Du bist Wellmanns Kind nicht?" fragte er, „o, so erkläre mir doch dies Räthsel!"

„Ist Dir denn nicht schon längst der Umstand aufgefallen, daß der Professor sowohl wie seine Frau mich so zu sagen auf den Händen tragen, vor mir die größte Ehrerbietung an den Tag legen und meinem Willen sich fügsam zeigen?"

„Gewiß, Geliebte, ist mir dieser Umstand schon aufgefallen."

„Wären sie meine rechten Eltern, so müßte das Verhältniß zwischen ihnen und mir sicher ein anderes sein.“

„Ja, das ist wahr, Alwine, herzlich ist es nicht; eine gewisse Kühle, oder besser gesagt, ein gewisses Etwas, das einem herzlichen Einvernehmen zwischen Euch hinderlich ist, ist unverkennbar. Aber, wer sind denn Deine Eltern? Leben sie noch?“

„Ja, sie leben noch und nehmen einen sehr hohen Rang in der menschlichen Gesellschaft ein. Ich bin nicht von bürgerlicher Abkunft, mein Isidor!“

„Mir geht ein Licht auf, Alwine!“ rief Heinboldt; „die zarte Rücksicht, mit denen Du von dem Professor sowohl wie auch von seiner Frau behandelt wirst — die Herrschaft, die Du im Hause ausübst — Deine hohe ästhetische Bildung — die Eleganz Deiner Tournüre — die Anrede „gnädiges Fräulein“, womit die Magd Dir immer in der größten Unterwürfigkeit nahe tritt — dies Alles hätte mich schon längst auf den Gedanken bringen müssen, daß Du nicht aus bürgerlichem Blute entsprossen, daß Du Wellmanns Kind nicht bist und daß hier ein seltsames Geheimniß vorliegen muß!“

„Ja, mein geliebter Isidor, Du hast vollkommen recht; es ist in der That ein seltsames Geheimniß, das hier vorliegt und mein ganzes Leben umgiebt, und wenn ich es Dir zu enthüllen versuche, so werden Dir meine Worte wie ein Märchen klingen, so wie ich mir denn auch selbst als ein Märchen vorkomme: ich bin eine Prinzessin!“

War das Staunen des Studenten vorhin schon groß, so war es jetzt maßlos. Er suchte vergebens nach Worten, dasselbe auszudrücken.

Nicht wahr?“ fuhr sie fort, „Du meinst, ich habe Dir ein Märchen aufgetischt? So höre denn weiter: Mein Vater ist der Herzog von Marteigny, aus dem Hause der Bourbons, und meine Mutter ist eine geborene Gräfin von Corbi-Reinstein. Mein Vater lernte dieselbe in Nizza kennen, wo ich auch geboren wurde. Der Heirath meiner Eltern stellten sich wegen des Standesunterschiedes unübersteigliche Hindernisse entgegen, so sehr Beide auch bemüht waren, ihr Bündniß durch den kirchlichen Act zu sanctioniren. Da aber meines Vaters Bemühungen in dieser Hinsicht an dem Widerstande seiner hohen Verwandten scheiterten, zog er sich mißmuthig auf sein Landgut in der Nähe von Lyon zurück, wo er noch jetzt als Privatmann lebt. In Nizza wurde meine Mutter mit der Professorin Wellmann, meiner jetzigen Pflegemutter, die sich damals zur Stärkung ihrer Gesundheit zufällig dort aufhielt, bekannt und sogar befreundet. Sie theilte derselben ihr Schicksal mit und diese erklärte sich darauf bereit, mich an Kindesstatt anzunehmen und mir eine sorgfältige Erziehung angedeihen zu lassen. Der Zufall war meiner Mutter allerdings außerordentlich günstig, denn eine passendere Familie, als die Wellmann'sche, konnte sie hinsichtlich einer sorgsamen, gewissenhaften Pflege und Erziehung für ihr Kind nicht treffen, zumal Rudolph, den ich jetzt als meinen leiblichen Bruder betrachte, damals noch nicht geboren war, meine Pflegeeltern also noch kinderlos waren und auch wenig Aussicht hatten, mit Leibeserben gesegnet zu werden. Die Welt glaubte natürlich, ich sei Wellmann's rechtes Kind, und in Nizza geboren.“

„Also eine Prinzessin!“ rief Heinboldt aus, und ich darf hoffen, daß Du mir auch ferner Deine Liebe bewahrst?“

Du zweifelst? — Meinst Du etwa, daß ich auf meine hohe Geburt stolz sei? Du solltest mich doch schon besser kennen! Ich erkenne nur eine Geistesaristokratie an. Von meinen Eltern habe ich nicht einmal einen Namen geerbt, ich darf mich nur Alwine Wellmann nennen, und ich werde ihnen daher auch nicht das Recht einräumen, über mein Herz zu verfügen, obschon meine Mutter dieses Recht für sich in Anspruch nimmt.“

„Wirklich? das wagt sie?

„Ja, denke Dir, lieber Isidor, sie will mich durchaus mit einem jungen Adeligen, einem Herrn von Wulpenfeld, verheirathen, der mich vor zwei Jahren in München kennen lernte, wo ich mich einige Monate bei meiner dort lebenden Mutter aufhielt. Er ist ein hübscher Mensch, wirklich ein sehr hübscher Mensch, dieser Hugo von Wulpenfeld, und sein Vermögen soll sehr beträchtlich sein, aber lieben könnte ich ihn nicht und würde ihn schon aus diesem Grunde nicht heirathen, weil meine Mutter fest darauf besteht und ich die freie Verfügung über meine Hand mir selbst vorbehalten habe. Nein, geliebter Isidor, fürchte nichts, mein Herz gehört Dir, nur Dir! und keine Macht der Erde soll es Dir entreißen.“

Sie drückte bei diesen Worten seinen Arm, in welchem der ihrige eingeschlossen lag, fester an sich, gleichsam als suche sie aus Furcht vor einer gewaltsamen Trennung Schutz bei dem Geliebten.

„Ich zweifle nicht an Deiner Liebe zu mir,“ entgegnete Heinboldt, „denn sonst würdest Du Dich als Prinzessin nicht herabgelassen haben, die meinige zu erwidern und Dein Herz einem bürgerlichen jungen Manne zu schenken, der nicht die geringste Aussicht hat, jemals Titel und Würden zu erlangen, sondern Dir nur dereinst ein sorgefreies, behagliches Leben zu verschaffen im Stande ist; aber hast Du auch wohl bedacht, meine theure Alwine, daß Du bei Deiner Minderjährigkeit der mütterlichen Gewalt noch nicht entwachsen bist? weißt Du, daß Deine Mutter Dich zwingen kann, den Herrn von Wulpenfeld zu heirathen?“

„Gewiß habe ich das bedacht,“ lautete die Antwort der Prinzessin, „und dieser Gedanke macht mich ja so grenzenlos unglücklich. Meine Mutter besteht ungeachtet aller vernünftigen Vorstellungen von Seiten meiner Pflegeeltern und trotz meines inständigsten Flehens, mich nicht zu einer Verbindung mit einem Menschen zu zwingen, dessen Liebe ich nicht erwidern kann, fest darauf, mich mit ihm zu vermählen. Sie hat, wie sie mir in ihrem letzten Briefe schrieb, den Hochzeitstag bereits bestimmt und will in den ersten Tagen des nächsten Monats mich nach München abholen. Ich komme mir vor wie ein Opferlamm, das zur Schlachtbank geführt wird. Aber wahrlich, ehe ich die Schmach über mich ergehen lasse, mich mit einem ungeliebten Manne zum Altare geschleppt zu sehen, mache ich meinem armseligen Leben lieber durch Gift ein Ende!“

„Wie kannst Du nur solche sündhafte Gedanken hegen, mein theures Mädchen!“ rief Heinboldt vorwurfsvoll aus. „Du mußt bedenken, daß ich jetzt auch Rechte an Dein Leben habe, und daß Du es mir zu Liebe zu erhalten hast. Dein Tod würde auch der meinige sein, denn ohne Deinen Besitz hätte auch mein Leben keinen Werth mehr.“

„Du hast Recht, mein theurer Isidor; verzeihe, ich ließ mich durch den Gedanken an die Lieblosigkeit meiner Mutter und durch das nichtswürdige Gesetz, das ein solches Unrecht, wie man mir zu thun gedenkt, gut heißt, zu jener Aeußerung hinreißen. Sie war allerdings ernstlich gemeint,“ setzte sie mit halblauter Stimme hinzu.

(Fortsetzung folgt.)

Die Trümmer der Vorwelt.

(Schluß.)

And're Trümmer liegen dort zur Seite!
Sieh' den Wirrwarr, wie abscheulich bunt!
Ist es nicht erschlag'ne Siegesbeute,
Aufgehäuft vom halben Erdenrund?
Diademe, Scepter, gold'ne Kronen,
Ha! zerfetzt, zersplittert und zerstückt!
Drüber hin, die Flügel abgeknickt,
Gold'ne Adler stolzer Legionen!
Auf den Preis des hohen Heldenruhm's,
Auf den Preis unüberwund'ner Schaaren
Treten Priester, prunkend mit Tiaren
Und der Mummerei des Heiligthum's:
Bückt Euch, bückt Euch, Bürger stolzer Reiche!
Auf den Gräbern echter Männlichkeit
Gurgeln hier entmannte faule Bäuche
Seelenloses Weiberliebesleid. —

Solche Frucht von solchem edlen Stamme!
Hätteſt Du's erwartet, Menschenwitz!
Majestätisch schoß die Himmelsflamme
Auf und ach! verzischte wie ein Blitz.
Römersinn! Du Kraft der Herrlichkeit
Aus dem dunklen Nichts emporgestiegen,
Wie gelang es Dir in Sturm und Streit
Unſ're halbe Kugel zu besiegen?
Trank'ſt auch Du der Schönheit Nektarschale?
Kos'teſt mit den Grazien auch Du?
Trug Prometheus aus dem Götterſaale
Geist des Sieges, Dir auch Feuer zu?
Phöbus und die Musen alle fanden
Dieses Volk für ihr Gaben kalt.
Doch die stolzen Riesenkinder standen
Starr und prächtig wie ein Federnwald.
Nicht zu wandeln auf beblümten Wegen,
Pochte hier ein Herz mit heißen Schlägen.
Doch es pochte, durch sich selbst geehrt,
Jedes Römerherz von Männerwerth.
Darum rauscht' es ihm wie Meereswogen,
Wenn der Name: Vaterland! erklang.
Eh' der Knabe von der Mutter ſprang,
Hat er dies Gefühl schon eingesogen.
Sorgsam ward es in ihm auferzogen,
Bis es ganz in Mark und Adern drang.
Darum fühlt er jede Lebenskraft beflügelt
Jede Kraft zum Stürmen aufgewiegelt,
Wenn in seinem Männerparadies
Je ein Herrscher Ketten blicken ließ.

Was die Stoa von den steilen Höhen
Reiner Menschenmajestät ersann,
Sah der Römer, ruhend an Trophäen
Für bescheid'ne Bürgertugend an.
Unter den zerstreuten Millionen
Aller Zeiten, unter allen Zonen
Gab's nie solch' ein Thatenüberfluß.
Edelsinn ist Edelsinn geblieben.
Einmal nur im Lebensbuch geschrieben
Steh'n die Namen Brutus, Regulus.
Hohe Namen! statt Euch anzubeten,
Guter Gott! bekrittelt man euch nun.
Eure Thaten klüger nachzuthun
Lernt man von Minervens weisen Räthen.
Laßt mich denn im Stillen niederknieen!
Euch zu faſſen, laßt es mir gelingen!
Wird einmal die Erde ſich verjüngen,
Dann erſt werden wieder Römer blüh'n. —
Welche Stärke konnte Dich zertrümmern,
Völkerüberſchreitender Koloß?

Siehſt Du dort die Felſenſpitzen ſchimmern?
Das war einſt ein deutſches Ritterſchloß.
Deutſche Kraft, erloren zum Vermahnen.
Schlug, wie Wetterſchlag auf dürre Halmen,
Auf die abgelebte Römerſchaar,
Die nicht mehr der Stolz der Erde war.

Römer, die ſich knechtiſch niederſchmiegten
Unter der Neronen Tyrannei,
Lernten nun, wo deutſche Schwerter ſiegten,
Wieder ahnden, was die Freiheit ſei.
Herrſchſucht riß die deutſche Kraft nicht hin,
Einer halben Erde Hohn zu ſprechen.
Siegen nur und Ketten zu zerbrechen,
Wacker ſein und Frevelthaten rächen,
Kämpfen nur im redlichen Gewinn,
Lehrte Deutſche deutſcher Freiheitsſinn.
Frommer und beſcheid'ner Seelenadel
Sproßte aus der deutſchen Erde Schooß.
Biedertreue ſonder Fleck und Tadel
Hieß dem deutſchen Heldenherzen groß.
Welch' ein Grund zum ſtattlichſten Gebäude!
Welch' ein Schritt auf herrlich-ſchöner Bahn!
Schickſal, gab auch das Dir keine Freude?
Auch die Thaten ſind umſonſt gethan? —
Hingedorret vor der Zeit der Früchte
Iſt des Landes ſchöner Blüthenbaum
Dieſes treuen Biedervolks Geſchichte
Endigt wie ein kurzer Morgentraum.
Väter, wacht nicht auf aus Eurer Aſche!
Wenn ſich nur von goldgefüllter Taſche
Euer Enkel Ruhm und Heil verſpricht,
Schlummert, Väter, fort und ſeht es nicht!
Seht es nicht, die ihr für Ehre wachtet,
Wie der Deutſche, er, den Ihr erhobt,
Pfui der Schande, nun ſich ſelbſt verachtet,
Nur das Fremde kennt und liebt und lobt!
O mein Vaterland! Zwar nur im Traume
Nenn' ich Dich im Ernſte Vaterland;
Doch iſt auf dem weiten Erdenraume
Dieſer Bruſt kein Land ſo nah verwandt.
Sei mir denn in Deinen Trümmern heilig,
Land, das mir zur Wieg' erkoren war.
Schwand auch Deine Würde noch ſo eilig
In ein todtes Schattenbild,
Bring ich doch Dir Lieb' und Opfer dar.
Land, in dem mit Kraft empor zu ragen,
Hier und da noch edle Geiſter wagen;
Wie die Freunde, die ich in Dir fand,
Lieb' ich Dich, mein gutes deutſches Land!

Wenn die Sommernacht mit lauem Flügel
Niederdämmert unter Sternenſchein,
Und ich dann auf einem Grabeshügel
Sinnend ruhe, dann gedenk' ich Dein,
Blickend auf den thaubenetzten Raſen
Wein' ich um die ſchönen Seifenblaſen,
Die kaum hingeſchwebt, bewundert kaum,
Schon zerſpritzen in ein Reſtchen Schaum.

Blieskaſtel.

Mannichfaltiges.

— In der Neuen Charité in Berlin befinden ſich gegenwärtig zwei Männer, welche von dem ſonderbaren Wahn befangen ſind, ſich als Geſtorbene zu betrachten. Sie führen, wie das „Fr.-Bl." erzählt, ihre Adoptivrolle mit großer Conſequenz durch, liegen wie wirkliche Leichen ſteif und ſtarr mit geſchloſſenen Augen im Bett, machen nicht die leiſeſte Bewegung und können nur mit Gewalt zur Annahme von Speiſen bewogen werden. Zu dieſem Zweck richten die Wärter dieſe Unglücklichen wie ein Bret kerzengerade im Bett auf, biegen dann gewaltſam das Hüftgelenk, um ſie hinſetzen zu können, öffnen den Mund und bringen die natürlich nur in flüſſigem Zuſtand gereichte Nahrung bis auf die Zungenwurzel, wo die Fortbewegung der Nahrungsmittel nicht mehr vom Willen des Menſchen abhängig iſt, ſondern unwillkürlich durch Reflexbewegung geſchieht. Der Eine dieſer bedauernswerthen Individuen hat auch noch nicht einen Ton von ſich gegeben, während der Andere auf Fragen zu antworten pflegt: „Gehen Sie fort von meinem Grabe."

— Aus London, 24. Juni, wird geschrieben: Anläßlich der Eröffnung des unterseeischen telegraphischen Verkehrs zwischen England und Indien fand gestern bei Herrn Pender, dem Präsidenten der British Indian Submarine Telegraph Company, in Arlington-Street, Piccadilly, eine Soirée statt, zu welcher sich eine sehr zahlreiche und glänzende Versammlung, darunter der Prinz von Wales, der Herzog von Cambridge, Prinz Teck, fast sämmtliche fremde Botschafter und Gesandte, Herr v. Lesseps, Lady Mayo, die zur Zeit hier anwesende Gemahlin des Vicekönigs von Indien, sowie die Elite des britischen Adels und der hiesigen Gelehrtenwelt, eingefunden hatte. Um die Leistungsfähigkeit des erst kürzlich gelegten britisch-indischen Kabels vor den Augen eines solch distinguirten Publicums zu erproben, war ein Theil des Salons in ein elegantes Telegraphen-Bureau verwandelt worden, und von da aus trug der elektrische Funke Botschaften nach allen Theilen des Globus. Zuerst sendete der Prinz von Wales Glückwunsch-Telegramme an den Vicekönig von Indien nach Calcutta, an den Khedive von Aegypten nach Cairo und an den König von Portugal nach Lissabon, worauf in kurzen Zwischenräumen die Antworten der fürstlichen Personen prompt eintrafen. Die Depesche von London nach Calcutta nahm nur einen Zeitraum von 4 Min. 2 Sec. in Anspruch. Ein von Lord Mayo in Simla gestern um 7 Uhr Abends aufgegebenes Telegramm an den Präsidenten der Vereinigten Staaten, des Inhalts: „Der Vicekönig von Indien spricht mittelst des Telegraphen zum erstenmale direct mit dem Präsidenten der Vereinigten Staaten. Möge die Vollendung dieser langen Linie ununterbrochenen Verkehres das Emblem dauernder Union zwischen der östlichen und westlichen Welt sein!“ — legte die enorme Entfernung von 8442 (englischen) Meilen in der Zeit von 40 Minuten zurück. Auch der Prinz von Wales tauschte mit dem Präsidenten Grant Glückwunsch-Telegramme zur Vollendung des unterseeischen Verkehrs zwischen Großbritannien, Amerika und Indien aus. Lord Mayos Antwort auf die Depesche des Prinzen von Wales, welche kurz nach Mitternacht hier eintraf, aber Simla, den 24. d. M., 5 Uhr 4 Minuten Morgens, datirt war, gab zu vieler Heiterkeit Anlaß. Se. Excellenz war nämlich aus dem Schlafe geweckt worden, um mit dem Prinzen und der eleganten Menge in Arlington-Street Complimente auszutauschen.

— In Saragossa (Spanien) fand unlängst, wie der „Times“ berichtet wird, eine eigenthümliche Auction statt. Der Erzbischof der dortigen Kathedrale ließ nämlich, um der durch Baukosten erschöpften Kasse des Bisthums aufzuhelfen, sämmtliche der Kirche dargebrachten Opfergaben meistbietend versteigern. Die zu verauctionirenden Artikel umfaßten jeden nur erdenklichen Schmuck, den Damen tragen können, von Diamantkreuzen im Werthe von 3000 Guineen bis zum einfachsten Rosenkranze. Diademe, Geschenke von Königinnen und unscheinbare Ringe, Opfergaben der Aermsten des Ortes, kamen unter den Hammer. Eine prachtvoll emaillirte Uhr von Philipp IV. wurde mit 130 Guineen bezahlt; Diamantnadeln, eine Gabe von Marie Christine de Bourbon; ein prächtiger Schmuck von der Gemahlin des Finanzministers Karl's IV. und ähnliche werthvolle fromme Gaben erzielten ebenfalls hohe Preise. Im Ganzen kamen 523 Gegenstände zur Versteigerung und waren dieselben vorher drei Tage zur öffentlichen Schau ausgestellt. Da eine Auction zu den größten Seltenheiten in diesem Theile von Spanien gehört, hatten sich von nah und fern zahlreiche Besucher eingefunden, die sich aber sehr reservirt verhielten und wenig oder gar nichts erstanden. Der größere Theil der Gegenstände wanderte daher, mitunter zu Spottpreisen, in den Besitz französischer und englischer Curiositätenhändler.

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

Musikalisches Wochenblatt. Organ für Tonkünstler und Musikfreunde. Herausgegeben unter Verantwortlichkeit des Verlegers E. W. Fritzsch. Leipzig.

M. Gegenwärtig hebt und regt sich wieder in unserer Pfalz musikalisches Leben und Streben. Dessen ein Zeugniß sind schon die ausführlichen musikalischen Berichte, welche das Feuilleton des „Kurier“ schon früher, wie auch jüngsthin gebracht hat. Abgesehen von den Vorbereitungen zum allgemeinen pfälzischen Centralmusikfeste in Kaiserslautern, das allerseits mit erfreulicher Bereitheit unterstützt wird, ist man doch zur Ueberzeugung gelangt, daß die Pflege und Ausübung nicht allein des Männergesanges, sondern auch der Orchestermusik an und für sich schon einen nothwendigen Faktor bildet in dem Fortschritte unserer Bildung. Wird nun einerseits eifrig gesorgt für schönen Genuß, so muß anderseits auch das reine Verständniß der Musik wenigstens angebahnt werden bei ihren Verehrern. Ohne das rechte Verständniß dessen, was der Tondichter gewollt, gedacht und empfunden, ohne würdigen zu können, wie seines Werkes innerer Gehalt in der äußeren, vernehmbaren Gestalt sich spiegelt, wird der musikalische Genuß in unserer Seele kein fruchtbarer sein, wird auch die Musik ihre eigentliche Lebensaufgabe nicht vollkommen lösen. Um indessen bei dem Verständniß der Musik nicht einen einseitig persönlichen Standpunkt einzunehmen, um seine Einsicht immer mehr zu vertiefen, muß der Musikfreund auch seine Umsicht möglichst erweitern, er muß sich die nothwendige Erfahrung sammeln von dem, was einmal auf musikalischem Gebiete geleistet wird, und dann, wie das Geleistete von der sachkundigen Kritik beurtheilt und anerkannt wird. Nur auf diesem Wege bildet sich des Musikfreundes eigenes Urtheil, und nur durch den veredelten Geschmack unterstützt kann auch in der Pfalz ein reges, echt musikalisches Leben gedeihen. Der Mittel nun, um das so nothwendige musikalische Verständniß erleichtern und steigern zu helfen, giebt es verschiedener Art. Der Musiker von Fach hat natürlich seine Lehre zum voraus, dann seine musikalischen und musikwissenschaftlichen Werke, dem Dilettanten, dem blosen Musikverehrer aber, der schnelleren Weges eine gewisse Umschau verlangt, dient am besten eine musikalische Zeitschrift, die ihn über das Wesen des musikalischen Strebens, über die interessantesten musikalischen Fragen und anderes gehörig verständigt. Eine solche Aufgabe löst das obengenannte Wochenblatt in anerkennungswerthester Weise. Erst mit dem Jahre 1870 ins Leben getreten, erfreut sich das Blatt, was schon die vielseitigen Berichte aus weitester Ferne beweisen, bereits einer sehr großen, wohlverdienten Verbreitung. Und wirklich leistet das Unternehmen im Interesse unserer musikalischen Kultur nur Zweckdienliches und Gutes. Die Redaction entwickelt auf musikalischem Felde eine ungemeine, erfahrene Umsicht. Der dargebotene Stoff ist so glücklich gewählt und so überschaulich vertheilt und geordnet, daß der Leser in kürzester Zeit ein klares Bild von unserer musikalischen Gegenwart gewinnt. Theoretische Abhandlungen über ältere, neuere und neueste Musik wechseln mit gut- und objectivgeschriebenen Recensionen, mit musikalischen Biographien, denen in der Regel ein ausgezeichnetes Bildniß in Holzschnitt beigedruckt, mit geistreichen musikalischen Briefen u. s. w. in unterhaltender, aber immerhin belehrender Weise. Selbst unsere Pfalz ist von verschiedenen Seiten vertreten. Wöchentlich erscheint eine Nummer (8 Blätter in 4°), die Ausstattung ist prächtig, der Preis des Jahrganges (3 fl. 30 kr.) verhältnißmäßig sehr billig. Seiner ganzen wackeren Tendenz nach verdient das junge Unternehmen alle Unterstützung. Wir empfehlen Gesang- und Musikvereinen der Pfalz, öffentlichen Bildungsanstalten, sowie Fachmusikern und Musikfreunden das verdienstliche Blatt auf das wärmste.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 76. Dritter Jahrgang. 1870.

Die Prinzessin.

Eine Geschichte aus dem Leben von Wilhelm Andreä.

(Fortsetzung.)

Heinboldt war sehr ernst geworden. Sinnend schritt er an Alwinens Seite weiter. Nach einer kleinen Pause richtete er an sie die Frage, ob es unter diesen Umständen nicht zweckmäßig sein würde, wenn sie sich einmal brieflich an ihren Vater wendete und ihn bäte, seinen Einfluß zu ihren Gunsten auf ihre Mutter geltend zu machen.

„Das ist längst geschehen," antwortete das Mädchen, „aber er steht vollständig auf Seiten meiner Mutter, denn er schreibt mir wieder, daß ihre Wünsche auch die seinigen wären und ich gegen ihre Verfügungen keine Einreden zu machen habe. Er sei bereits von allem unterrichtet und fest überzeugt, daß, da Hugo von Wulpensfeld mich so unaussprechlich lieb habe, ich ihn auch noch lieb gewinnen würde. Ueberdies möge ich bedenken, daß ich als sein einziges Kind sein beträchtliches Vermögen nur dann erben würde, wenn ich mich als ein gehorsames Kind bewiese."

„Und auf dieses Vermögen, sowie auf all diesen Glanz, der Dir durch eine Verbindung mit dem jungen Adeligen winkt, wolltest Du meinetwegen verzichten?" fragte Heinboldt.

„Das ist mein fester Entschluß, lieber Isidor. Der Glanz des Goldes und des feinen Lebens in aristokratischen Kreisen vermag mich nicht zu blenden; ohne Deinen Besitz würde ich mich in aller Pracht und Herrlichkeit unglücklich fühlen. Nur Dir gehört meine Liebe und mein Leben, das schwöre ich Dir bei den Sternen da droben, den einzigen Zeugen unseres stillen Glücks!"

„Wohlan, Geliebte, so schwöre auch ich Dir Liebe und Treue bis zum Tode! Um nun aber die Hindernisse, die sich unserem Glück entgegen thürmen, aus dem Wege zu räumen, müssen wir nothgedrungen, da wir auf die Unterstützung Deines Vaters nicht rechnen können, uns Deinen Pflegeeltern entdecken und mit deren Rath und Hilfe unser Ziel zu erreichen suchen."

„Um Gottes willen nicht, mein Theuerster!" rief Alwine; „wenn sie wüßten, daß ich Dir meine Herkunft entdeckt hätte, wäre ich unrettbar verloren. Kein Sterblicher darf wissen, daß ich nicht ihr Kind, sondern eine Prinzessin bin, auch Du darfst es nicht wissen. Wir würden dadurch weiter von unserem Ziele entfernt werden als jetzt. Wenn Du mich lieb hast, so laß weder meinen Pflegevater noch meine Pflegemutter jemals merken, daß ich Dich in das Geheimniß eingeweiht habe, — nie, hörst Du? selbst dann nicht, wenn wir schon durch den kirchlichen Segen verbunden sind. Sie betrachten mich nun einmal als ihre rechte Tochter und wollen auch, daß die Welt in diesem Wahne erhalten werde."

„Also auch dieser Weg ist uns verschlossen?" meinte Heinboldt, „dann müssen wir uns selber helfen, ja, dann bleibt uns kein anderes Mittel übrig als — —"

„Nun?"

„Die Flucht!"

„Du sprichst ein großes Wort gelassen aus, mein Geliebter."

„Weißt Du etwa noch einen Ausweg, Alwine?"

„Es ließe sich vielleicht noch ein Ausweg finden," meinte sie, „wenn nur die Zeit nicht so sehr drängte; da meine Mutter mich aber schon im Anfange des nächsten Monats abholen will, bleibt mir kaum noch Zeit zum Nachdenken. Zeit gewonnen, ist alles gewonnen, sagt das Sprichwort, und es könnte sich auch in meinem Falle bewähren, selbst dann, wenn ich kein Mittel zu meiner Rettung fände. Könnte nicht irgend ein unvorausgesehenes Ereigniß rettend dazwischen treten? könnte sich das Herz meiner Mutter nicht endlich doch erweichen lassen oder könnte nicht der Tod allen ihren hochfliegenden Plänen ein Ende machen und damit zugleich mir meine Freiheit zurückgeben?"

„Auf solche Zufälligkeiten können wir unsere Hoffnung nicht bauen," entgegnete der Student. „Hier heißt es: rasch entschlossen handeln, denn die Zeit drängt, und ehe ich dulde, daß Du mir entrissen wirst, entführe ich Dich und fliehe mit Dir bis an das Ende der Welt."

„Ja, die Zeit drängt," wiederholte sie, „und wenn wir uns besitzen wollen, bleibt uns wahrlich kein anderer Weg als die Flucht übrig."

„Gott sei Dank, Alwine, daß Du diese Ueberzeugung gewonnen hast! Nicht wahr, Du bist bereit?"

„O, mein Geliebter, wohin reißt Du mich! — Ich soll meine Pflegeeltern heimlich verlassen —"

„Mit ihnen werden wir uns sehr bald wieder aussöhnen."

„Soll dem Geschwätz der Leute mich aussetzen —"

„Laß sie schwatzen, wenn wir glücklich sind!"

„Soll Dir folgen in ein fremdes Land —"

„Wir fliehen nach England, verheirathen uns dort und kehren als Mann und Frau wieder zurück. Dann lasse ich mich mündig sprechen und übernehme mein väterliches Gut."

„Hast Du aber auch bedacht, mein theuerer Isidor, daß ich zu den Reisekosten, die nicht unbeträchtlich sein werden, nicht das Geringste beitragen und Dir vielleicht nie einen Pfennig wieder erstatten kann, da, wie Du weißt, mein Vater und vielleicht auch meine Mutter mich enterben würden?"

„Der Gedanke darf Dein Herz nicht beschweren," meinte Heinboldt; „ich bin vermögend genug, um die Reisekosten und die Ausgaben für unseren zeitweiligen Aufenthalt in England bestreiten zu können. Von Dir verlange ich nichts, als ein liebendes Herz. Diese Aussteuer genügt mir, und ich möchte auch in der That gegen Deine hartherzigen Eltern nicht die geringsten Verbindlichkeiten haben. Mit diesem Schritte, den wir zu unternehmen in Begriff stehen, wird ja überhaupt das Band, das Dich noch an sie fesselt, für immer zerrissen."

Ja, für immer!" wiederholte sie mit einem tiefen Seufzer.

„Es fragt sich nun," fuhr Heinboldt fort, „ob Du stark genug sein wirst, diesen Schmerz überwinden zu können."

„Dein Besitz wird mich alles Andere, was mir lieb und theuer war, vergessen machen! — Was thue ich nicht Deinetwillen, mein Geliebtester!"

Bei diesen Worten legte sie ihr Lockenköpfchen an seine Brust.

Er drückte einen Kuß auf ihre Stirn.

„Du stimmst also meinem Vorschlage bei?“ fragte er.

„Ja!“ hauchte sie.

„Und bist bereit, mit mir zu fliehen?“

Sie seufzte wiederum und bejahte dann auch diese Frage. „Jedoch bitte ich Dich,“ fuhr sie fort, „mir noch acht Tage Zeit zu lassen, um meine Sachen zu ordnen und die nöthigen Vorrichtungen zu treffen.“

So viel Zeit gebrauche er auch noch, um die Flucht vorzubereiten und die nöthigen Geldsummen flüssig zu machen, meinte der Student, der sodann mit ihr den Rückweg wieder antrat.

Alle in Alwinens Herzen noch ferner auftauchenden Bedenken wußte er durch seine Ueberredungsgabe und durch das rosige Gemälde, welches er von der Zukunft entwarf, endlich völlig zu beseitigen.

Als das Liebespaar wieder vor der Gartenpforte der Wellmann'schen Wohnung anlangte, war Tag und Stunde oder vielmehr Abend und Stunde der Flucht festgesetzt.

4.

Es mochten etwa acht Tage nach diesen mitgetheilten Begebenheiten verflossen sein, als in der Restaurationshalle einer größeren Bahnstation eine Anzahl Reisender beiderlei Geschlechts versammelt war, um den nächsten Zug, der sie weiter nach Norden führen sollte, abzuwarten. Viele von ihnen mochten wohl schon die halbe oder ganze Nacht hindurch gefahren sein, denn das merkte man theils an der Müdigkeit Einzelner, theils an dem vortrefflichen Appetite, mit welchem Andere bereits ein sehr consistentes Frühstück mit obligatem Wein oder Bier genossen, obwohl eben erst der Tag graute und die Gasflammen in der Halle noch brannten.

Die Reisenden saßen gruppenweise oder einzeln an den verschiedenen Tischen zerstreut. An einem derselben, welcher im Halbdunkel unweit der Thür des Haupteinganges stand, hatten sich zwei junge Männer niedergelassen, die in Mäntel gehüllt und mit pelzverbrämten Kopfbedeckungen versehen waren. Die Kragen ihrer Mäntel waren hoch gezogen, so daß dieselben von den Gesichtern nur wenig erkennen ließen, wenigstens war dies bei dem offenbar jüngeren und kleineren der Herren der Fall. Sein Mantel war ihm überdies augenscheinlich zu groß, ein Umstand, der besonders recht bemerklich wurde, wenn er sich zufällig einmal von seinem Sitze erhob. Schon bei seinem Eintreten in die Restaurationshalle war dies den daselbst bereits anwesenden Passagieren aufgefallen. Einzelne derselben steckten die Köpfe zusammen, reckten die Hälse empor und flüsterten, gafften und kicherten so sehr, daß der junge Mensch darüber verlegen wurde und erröthete. Es war dies nicht zu verwundern, zumal er kaum dem Knabenalter entwachsen schien. Noch nicht der geringste Flaum war auf seinen Wangen oder seiner Lippe bemerkbar, dagegen aber war sein kastanienbraunes Haupthaar um so kräftiger und voller. Die Fülle desselben konnte kaum durch die Kopfbedeckung gehalten werden, sondern quoll nach dem Nacken zu, mächtig unter ihr hervor, wie sehr der Jüngling sich auch bemühte, mit seinen zarten und ringgeschmückten Händen den widerspänstigen Naturschmuck zu bändigen.

Seine auffallende Kleidung, sein nicht minder auffallendes, verlegenes Benehmen, sein ängstliches Versteckenspiel mit seinem mädchenhaften, rosigen Gesichte und dergleichen mehr — dies Alles zog bald die Aufmerksamkeit auch aller übrigen Passagiere auf sich, die sich bis dahin noch nicht um die Anwesenheit der beiden jungen Leute bekümmert, ja, diese vielleicht kaum bemerkt hatten.

Beide saßen an einem kleinen Tische in der Nähe der Thür einander gegenüber und unterhielten sich nicht minder lebhaft mit einander als die sie beobachtenden Fremden. Sich über den Tisch neigend, flüsterte der ältere der Herren dem jüngeren zu: „Du bist viel zu ängstlich; Du mußt Dich unbefangener zeigen und freier benehmen, wenn wir uns nicht verrathen und die Aufmerksamkeit der Leute noch mehr auf uns ziehen wollen, wie dies bereits der Fall ist. Sieh nur hin, wie sie gaffen und schwatzend die Köpfe zusammen strecken. Es fehlt nicht viel, so weisen sie mit Fingern auf uns.“

„Ich komme mir auch gar zu sonderbar in diesem Anzuge meines Bruders vor — lautete die Gegenbemerkung — und ich bin so ängstlich, so beklommen! Wenn doch nur der Zug erst wieder weiter ginge!“

„Horch — da läutet's schon zum ersten Male!“ sagte Heinboldt (denn daß die Leser diesen in der Person des größeren und älteren der beiden Passagiere vor sich haben, bedarf wohl kaum der Erwähnung).

„Gott sei Dank!“ entgegnete Alwine.

Beide erhoben sich gleichzeitig und zogen dadurch noch einmal die ungetheilte Aufmerksamkeit aller ihrer Mitreisenden auf sich.

Alwine suchte sich mit ihrer Rechten erst noch einmal zu vergewissern, ob das Haar ihres Hinterkopfes durch die pelzverbrämte Mütze auch noch fest gehalten wurde, und legte dann arglos ihre Hand in den Arm ihres Begleiters.

Ein lautschallendes Gelächter sämmtlicher Anwesenden begleitete diese Bewegung, worauf Alwine ihr Händchen wieder zurückzog und aufs neue erröthete.

In diesem Augenblicke wurde die Thür geöffnet und — ein Polizist stand vor ihnen. Derselbe hatte unser Paar schon beim Aussteigen aus ihrem Coupé erster Klasse aufs Visir genommen und dasselbe dann fortwährend von der Halle aus durch die Glasscheiben an der Thür beobachtet.

Er sprach kein Wort, gab aber den Beiden einen bedeutungsvollen Wink, der durchaus nicht mißzuverstehen war.

Erschrocken traten sie mit ihm in die Halle hinaus. Der Mann des Gesetzes führte sie einige Schritte beiseite und sagte ihnen dann, daß sie nicht weiter reisen dürften.

„Nicht weiter reisen?!“ riefen Beide zu gleicher Zeit.

„Nein, wenigstens nicht mit diesem Zuge,“ entgegnete der Polizeidiener, „ich bitte Sie, mir auf das Polizeibureau zu folgen.“

„Himmel!“ rief Alwine erblassend.

„Aber wie wird's mit unseren Sachen?“ fragte Heinboldt.

„Haben Sie Sachen bei sich, mein Herr?“

„Ja, jeder von uns hat einen Koffer.“

„Gut, mein Herr, darüber ängstigen Sie sich nicht; ich werde dafür sorgen, daß beide Stücke uns sofort nachgeschickt werden. Darf ich mir Ihren Gepäckschein ausbitten?“

Heinbold überreichte ihm denselben, worauf der Polizeidiener einige Worte mit einem Eisenbahnbeamten wechselte und sodann mit seinen beiden Begleitern in's Freie trat, wo die Droschken hielten. Auf Heinboldis Veranlassung wurde eine

derselben gemiethet, die das seltsame Kleeblatt in wenigen Minuten vor das Polizeigebäude brachte.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Japan.

(Aus der „Europa".)

Die Bucht von Yeddo gewährt den lieblichsten Anblick, den man sich denken kann. Uns gewährte sie ein besonderes Entzücken, denn wir hatten eine stürmische Nacht gehabt und noch am Morgen war der Wind so heftig geblieben, daß er das Meer zu Schaum peitschte. Kaum waren wir aber um die Insel de Vries gefahren, so kamen Luft und Meer plötzlich wie durch Zauber zur Ruhe, und nun entfaltete die schöne Bucht, deren Eingang der Schneekegel des Vulcans Fusijama bewacht, alle ihre Reize vor unseren trunkenen Blicken. An vielen Dörfern auf dem Lande und an vielen kleinen und großen Fahrzeugen auf der Bucht segelten wir vorbei und ließen dann auf der Rhede von Yokohama neben drei Schiffen mit der neuen Flagge des Norddeutschen Bundes unseren Anker fallen.

Der nächste Tag war der erste Februar, der japanische Neujahrstag. Es war so kalt, daß das Feuer im Kamin wohlthat, aber draußen in der Sonne war es wie bei uns im Mai. Die meisten Geschäfte waren geschlossen und vor der Thür unseres Gasthofes schlugen Leute aus dem Volke Ball. Jeder Spieler hatte einen Malerpinsel durchs Haar gesteckt, und traf einer den Ball nicht, so malte ihm ein anderer einen Strich ins Gesicht. Weiterhin hatte ein Taschenspieler einen Haufen Menschen um sich versammelt und versprach, mit der Vorstellung zu beginnen, sobald Jeder seinen Beitrag bezahlt habe. Die Tempel wurden stark besucht. Die, welche ich sah, hatten ein flaches Dach, zu dem Treppen hinaufführten und auf dem ein Altar mit einigen brennenden Kerzen stand. Die Beter warfen eben ein in Papier gewickeltes Stück Geld hin, klatschten in die Hände, als ob sie ihren Gott aufmerksam machen wollten, sprachen ein kurzes Gebet und entfernten sich.

Wir besuchten mehrere Kaufleute und wurden mit großer Höflichkeit empfangen. Der Japaner verbeugt sich fast bis zur Erde und berührt seine Füße mit den Händen. Am heutigen Tage macht und empfängt Jeder Geschenke. Die fremden Kaufleute schicken ihren einheimischen Geschäftsfreunden zuweilen Champagner, der Japaner schenkt Papier und allerlei Kleinigkeiten. Um jede Gabe wickelt man eine roth und weiße Schnur, an die oft eine kleine Papiertüte mit einem Stückchen Fisch befestigt wird. Man sagte mir, daß der Fisch in Japan das Emblem des Wohlstandes ist. In den überaus reinlichen Zimmern waren weiße Matten gelegt, Stühle, Sophas, Tische und Betten gab es nicht. Einer der Kaufleute setzte uns Thee vor, den er in kleine Tassen goß. Untertassen sind nicht üblich und werden durch kleine Präsentirteller mit einer Höhlung ersetzt, in der die Tasse steht und aus der man sie beim Trinken herausnehmen muß.

Ein leichter offener Wagen, mit zwei Pferden bespannt, führte uns nach Yeddo. Die Entfernung wird verschieden angegeben, nach meiner Schätzung beträgt sie nicht ganz fünf deutsche Meilen. In einiger Entfernung von Yokohama biegt der Weg in den Tokaido oder die große Heerstraße ein, die auf einer langen Strecke durch das Land läuft. Zwischen Yokohama und Yeddo wird sie auf beiden Seiten von einer ununterbrochenen Häuserlinie eingefaßt. Die Gebäude sind aber nur zwei Stockwerke hoch und man sieht zwischen ihnen nicht ein einziges höheres und keinen Kirchthurm. Merkwürdig waren das Leben und die Bewegung dieser Straße. Berittene Officiere mit fünf bis sechs bewaffneten Dienern hinter sich, tättowirte Kulis mit schweren Lasten, Reisende in Tragsesseln, Händler und Hökerinnen, die mit Grünzeug zu Markt gingen, bildeten einen Menschenstrom, der nicht aufhörte. Unzählige Kinder ließen Drachen fliegen, die wie ungeheuere Schmetterlinge geformt waren, aber keinen Schweif hatten. Die Läden in den Häusern an der Straße waren sämmtlich geöffnet und es herrschte in ihnen ein lebhafter Verkehr. Unterwegs machten wir zweimal Halt, einmal um Thee zu trinken, und das zweite Mal, um zu Mittag zu essen. An den Thee, der ohne Milch und Zucker servirt wird, muß man sich erst gewöhnen. Zu Mittag erhielten wir Fisch, in kleine Stücke geschnitten, Reis, Rindfleisch, eingelegte Früchte und Gemüse.

Yeddo war kurz vorher von einer ungeheueren Feuersbrunst heimgesucht worden. Man sprach von einer Quadratmeile, die niedergebrannt sei; doch ist den japanischen Angaben nicht zu trauen. Die Bevölkerung wird zu einer bis drei Millionen angegeben, die richtige Zahl ist nicht zu ermitteln. In dem Bezirk, wo das Feuer gewüthet hatte, herrschte die vollständigste Ordnung. Der Schutt war bereits weggeräumt und hier und dort erhoben sich neue Häuser. Sie werden den niedergebrannten so ähnlich sehen, wie eine Erbse der anderen. Auf der Brandstelle standen von Strecke zu Strecke Godauns, feuerfeste Waarenlager von Lehm oder Luftziegeln, die ganz unverletzt geblieben waren. So wie ein Feuer ausbricht, tragen die Kaufleute ihre Waaren in die Godauns, schließen die feuerfesten Thüren und können sicher sein, ihr Eigenthum unversehrt wiederzufinden. Solche Waarenlager sind hier nöthig, da man keine Feuerversicherung kennt.

Yeddo macht durchaus nicht den Eindruck einer Hauptstadt. Meilenweit zieht es sich, aber die Häuser sind alle niedrig und sehen eines wie das andere aus. Kein Palast, Tempel oder Theater tritt so hervor, daß er das Auge fesselte und dem Fremden zum Wegweiser diente. Unser Hotel zählte zu den imposantesten Gebäuden. Es ist von einer japanischen Gesellschaft im Styl des Landes erbaut worden und gewährt eine prächtige Aussicht über die Bai. Die Diener sind lauter Japaner und blos der Wirth versteht eine europäische Sprache, die englische. Die Möbel sind so zierlich, das man denkt, sie müßten zerbrechen, wenn man sie zornig anblickt.

Unser erster Ausflug galt der Schiba, dem Mausoleum der Taikuns. In einem schönen Fichten- und Cedernwalde sahen wir eine seltsame Anhäufung von Tempeln und Grabmonumenten. Die Thore waren alle geschlossen und als wir von den Aufsehern Einlaß begehrten, wurden wir von Herodes zu Pilatus geschickt. Wir hatten keinen Führer und würden unverrichteter Dinge haben abziehen müssen, wenn wir nicht ein Wachthaus bemerkt hätten, das voll von Priestern war. Auch diese versicherten natürlich, daß der Eintritt nicht erlaubt sei, gaben aber zu verstehen, daß die Sache durch einen spanischen Piaster zu erledigen sein werde.

Zu beschreiben, was ich sah, als die Priester mich und meine vier Begleiter durch ein Gewirr von Gängen zum Allerheiligsten führten, ist unmöglich. An diesem Tage habe ich hundertmal bedauert, daß ich nicht zeichnen kann und daher nicht im Stande war, die tausend sonderbaren Gegenstände, die ich sah, für mein Gedächtniß zu fixiren. Vor dem Mausoleum der Taikuns liegen zwei große offene Höfe, von denen der eine mit steinernen, der andere mit mit bronzenen Pfeilern gefüllt ist. Sie haben eine vorgeschriebene Form und dienen an gewissen Jahrestagen zu Beleuchtungszwecken. Sie sind von Daimios oder großen Lehnsfürsten den Taikuns, einem verstorbenen Ahnherrn zu Ehren, geschenkt worden. Hinter diesen Höfen führt eine Treppe zu einem großen steinernen Pfeiler empor, der allein steht und theils von einer immergrünen Hecke, theils von einer Wand verrosteter und schwarz gewordener Kupfertafeln umgeben wird. Dieser Pfeiler, den eine Art von steinernem Kronhimmel krönt, enthält die Asche von zwei berühmten Taikuns. Der eine heißt Kudmi, der Name des anderen ist unaussprechlich und klingt wie der Name eines polnischen Dorfes.

(Fortsetzung folgt.)

Die Säcular-Feier von Beethovens Geburtstag in Mannheim.

I.

Seit einer Reihe von Jahren sind die Musikfeste am Mittelrhein wieder erstanden. Sie sind ein Zeugniß des wieder erwachenden Geistes, der durch Jahrhunderte hin geschlummert, durch die Kraft der Wissenschaft und Kunst aber empor gerüttelt war. Vor einem halben Jahrtausend waren diese schönen Gaue bereits der Schauplatz größerer Musikfeste gewesen, zu der Zeit, als der Meister Heinrich Frauenlob mit seinen Genossen die Sängerschule zu Mainz gegründet hatte. Die politischen und religiösen Kämpfe des 15. und 16. Jahrhunderts hatten das Interesse des Volkes von der Kunst abgelenkt; die rohe Faust der Krieger hatte die edle Blume zerknickt; so erstarb die schönste Blüthe menschlichen Geistes in dem fruchtbarsten Boden deutschen Landes. Dem 19. Jahrhundert war es erst wieder vorbehalten, den neuen Samen zu streuen. Noch blüht zwar die zarte Pflanze nicht; doch verräth sie eine zunehmende kräftige Entwickelung.

Das diesjährige Fest hatte für uns eine besondere Bedeutung. Denn vor hundert Jahren war des Rheinlands größter Sohn geboren — Ludwig van Beethoven. Wie eine heilige Tradition hatten rheinländische Fürsten die schöne Kunst in ihren Kammern noch fortgepflegt, als sie längst im Herzen des Volkes ertödtet war. Aus solcher Kammer entsprang der Künstler, der berufen war, das Volk wieder seine heiligste Sprache zu lehren, die Kraft des Volkes für die Erringung der höchsten Lebensgüter anzuspornen. Von hier war er ausgegangen; im Donauland zwar schlug er die ersten Schlachten, durch die er die Welt eroberte; aber das Rheinland hatte ihm doch so viel Gedächtniß bewahrt, daß es nach seinem Tode wenigstens zu vergelten suchte, was es dem Künstler im Leben nicht bieten mochte.

Das siebente mittelrheinische Musikfest sollte dem Volk des Rheinlandes seinen Sohn in höchster Glorie zeigen. Man wählte zu diesem Zwecke zwei seiner Werke, welche die Größe seiner Idee, die Hoheit und Reinheit seines Fühlens in schönster Form enthalten: seine „Missa solennis“ und seine „Sturm-Symphonie“ (in C moll). Jene stellt den großen sittlichen Reformator dar, der mit der Kraft des erleuchtenden Wortes, der Stärke des liebenden Herzens die Menschheit zu höheren Zielen emporhebt; diese den politischen Reformator, der von dem Unrecht, dem an der Menschheit verübten Frevel erzürnt, mit Keulschlägen sein Strafgericht übt. Jenes Werk war für den ersten Festtag bestimmt; dieses bildete das Hauptstück des zweiten.

Der erste Festtag begann mit einer Vorrede des Hrn. Dr. Werther. Der Redner zeichnete in großen Zügen mit phantasievoller Einkleidung das Bild des Meisters in dem Augenblick, wie er, von dem schalen Treiben seiner Umgebung abgestoßen, sich auf sein Innerstes zurückzieht und die geheimsten Regungen seines Herzens in Tönen vor sich hinhaucht; wie er in der Einsamkeit von den an der Menschenwürde verzweifelnden Freunden aufgesucht wird, um dem bethörten Volk einen erschütternden Weckruf entgegen zu rufen; wie der Meister sich zu dieser That entschließt und das erstaunte Volk in dem wieder gefundenen Meister sein eigenes, heiligstes Wesen wiederfindet.

Dieser Rede folgte eine Ouvertüre (in C-dur, 124. Werk), die zur selben Zeit wie die große Messe (123. Werk) entstand und in Einem Concert mit ihr von Beethoven aufgeführt wurde. Sie ist in der Form ähnlich der Ouvertüre zur „Zauberflöte“ und auch in der Idee gemahnt sie an den Apostel des Friedens, den erhabenen Sarastro. Das zauberhafte Werk, in graziösen Linien von dem Orchester hingezeichnet (unter der Leitung des Hrn. Lachner) elektrisirte die Zuhörer in wunderbarer Weise. Sie, die zu einer kirchlichen Feier hergezogen kamen, wurden auf einmal dem Zwang des kirchlichen Dogmatismus entrückt und verkündeten in lautem Beifallsruf ihre herzinnige, ungekünstelte Freude. Das war die rechte Vorbereitung für Beethovens Messe.

Beethoven hat sich in seinem Leben nur zwei mal zur kirchlichen Musik verstiegen: im Jahre 1808, als er seine erste Messe (in C-dur, 86. Werk) schrieb, und im Jahre 1820 bei seiner Missa solennis (in D-moll, 123. Werk). Jene folgte auf die „Sturm-Symphonie“ (67. Werk) und die „Pastoral-Symphonie“ (68. Werk); diese ging seiner „Symphonie des Völkerbundes“ (in D-moll, 125. Werk) voran. Die Sturm-Symphonie war der Racheschrei des niedergetretenen Volkes; die Pastoral-Symphonie, der freudige Gesang des von allem Harm befreiten; die erste Messe, sein Dankgebet an die Gottheit, sein Gelöbniß eines sittenreinen Lebens. Die neunte Symphonie feiert in jubelndem „Seid umschlungen, Millionen!“ die Verbrüderung der befreiten, geeinigten Völker; die zweite Messe war die sittliche Vorbereitung zu dieser Weltverbrüderung. Der Reformator durchzieht mit Posaunenschall die Lande und verkündet das neue Reich Gottes, das Reich der Menschenliebe. Die erstaunten Völker begreifen den hohen Sinn seiner Worte, sie streuen ihm Palmen und breiten Teppiche vor seinem Einzug; sie vergessen allen Neid und Hader, den Urquell ihres Unglücks, und umschlingen einander in Brüderlichkeit und Liebe.

Brüderlichkeit und Liebe, das war das Gefühl, welches die Hörer am Sonntag durchzog. Es ging kein unedler Gedanke durch das voller Andacht und hehrer Begeisterung lauschende Volk. Zwar schlugen sie, statt des altgermanischen Brauches des Schildanschlagens, mit den Fäusten zusammen; das Volk in seiner Naivität äußert sich aber naiv. Es war nichts Unedles, als sie selbst nach dem weihevollen „Benedictus“ ihren Beifall riefen.

Einzelheiten zu schildern will uns nicht ziemen, wo wir nur den gesammten Eindruck wieder geben wollen. Doch sei dem Leser kund, daß Herr Lachner mit viel Umsicht und Geschick die Massen der Sänger und der Spieler zusammen packte. Sie erschienen wie die unmittelbar electrisirten Organe seines Willens, die seine Idee in bestimmtester Weise zum Ausdruck brachten. Waren Mängel in Kleinigkeiten, so wird kein Einsichtiger von einem aus den Vereinen verschiedener Städte zusammengesetzten Chor ideale Vollendung erwarten.

Frau Ullrich-Rohn aus Mannheim, Fräulein Ritter aus München, Herr Vogl aus München und Herr Karl Hill aus Schwerin sangen die Solopartieen. Sie waren die beredten Sprecher des im Anstaunen des Heilandes befangenen Volkes. Würde, Hoheit, Adel und Reinheit sprach aus allen Zügen. Herr Jean Becker aus Mannheim hatte auf seiner Geige die himmlische Stimme darzustellen, die den Menschen ein „Friede auf Erden“ verkündete. So wie der Chor in den beklemmten Tönen des „Miserere“ seine Schauer aushaucht und dann in ein jubelndes „Ehre sei Gott in der Höhe“ ausbricht; so war es den Zuhörern, die mit athemloser Stille den Tönen gelauscht, dann in unendlichem Beifall ihren Jubel, ihr Frohlocken verkündeten.

Es war ein Tag ernster, heiliger Feier. Das Volk hat seinen großen Sohn erkannt, in dem Sohn sich selbst verherrlicht gesehen und in dem freudigen Zuruf die eigene reine Seele verkündet. Es sind nur Momente, in denen das Volk solchen Gefühles fähig ist; doch wie sie dem Einzelnen in ferne Zukunft leuchten, so mögen sie auch dem ganzen Volke ein Leitstern sein. Die Erinnerung an das Beethoven-Fest werde uns auch in trüben Tagen ein Sporn zu geistiger Erhebung.

Heinrich Becker.

Verantwortliche Redaction: Vb. Gebhard Stav.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 77. Dritter Jahrgang. 1870.

Die Prinzessin.

Eine Geschichte aus dem Leben von Wilhelm Andreä.

(Fortsetzung.)

Die beiden Flüchtlinge wurden in dem Polizeigebäude augenblicklich getrennt. Heinboldt wurde in die Wachtstube geführt, während Fräulein Wellmann eine Treppe höher in das Geschäftszimmer des Polizeicontroleurs gewiesen wurde.

„Sie haben sich sowohl durch Ihren Anzug, wie auch durch Ihr auffallendes, ängstliches Benehmen in der Bahnhofsrestauration sehr verdächtig gemacht," so redete der Beamte sie an. „Gestehen Sie mir nur ein, daß Sie kein Herr, sondern eine verkleidete Dame sind."

Beschämt vor sich nieder blickend, bestätigte sie diesen Ausspruch.

„Wer sind Sie?"

„Die Tochter des Professors Wellmann in X."

„Und Ihr Begleiter?"

„Mein Bräutigam, der Studiosus Heinboldt."

„Und das Ziel Ihrer Reise?"

„England."

„Gedenken Sie dort zu bleiben?"

„Nein, wir wollen uns dort trauen lassen und dann nach Deutschland zurückkehren."

„War denn zu diesem Zwecke überhaupt eine so weite Reise und Ihre Verkleidung nöthig?"

„Ja, denn ich fürchtete, daß meine Eltern mir ihre Einwilligung verweigern würden."

„Sie sind also Ihren Eltern heimlich entflohen?"

„Ja."

„Wer hat Ihnen das Reisegeld gegeben?"

„Das ist Sache meines Bräutigams, der sehr wohlhabend ist."

„Führen Sie Pretiosen bei sich?"

„Nein, nur einige Kleidungsstücke."

„Ihr Koffer wird gleich gebracht werden. Wir wollen dann sehen, ob Sie die Wahrheit geredet haben. Sie behaupten also, daß Sie die Tochter des Professors Wellmann sind?"

„Ja."

„Kennen Sie vielleicht Jemand hier im Orte, der Sie recognosciren könnte? Wenn das nicht der Fall wäre, so dürfte Ihre Weiterreise noch um einige Tage verzögert werden."

Nach einigem Besinnen erwiderte Alwine: „Doctor Werth, ein Universitätsfreund meines Vaters, wird jedenfalls meine Identität beweisen können, denn er war noch vor wenigen Wochen zum Besuch bei uns."

Der Beamte ließ einen Diener kommen und forderte ihn auf, den genannten Herrn sofort auf das Polizeiamt zu entbieten.

Mittlerweile wurden die beiden Reisekoffer gebracht und in einer Ecke des Zimmers niedergesetzt.

Da die Schlüssel zu denselben in den Händen Heinboldts waren, wurde dieser aufgefordert, heraufzukommen und die Koffer zu öffnen.

Der seinige enthielt Kleidungsstücke und Reisenutensilien, während der Inhalt von Alwinens Koffer aus sechs prachtvollen seidenen Damastkleidern bestand, von denen eins noch immer kostbarer als das andere war.

Das Erstaunen Heinboldts war nicht geringer als das der Polizeibeamten.

„Alwine, liebe Alwine," rief der Student aus, „nun zweifle ich keinen Augenblick mehr daran, daß Du eine Prinzessin bist!"

„Was sagen Sie da?" fragte der Polizeibeamte erstaunt, „eine Prinzessin?"

„Er nennt mich immer so," nahm lächelnd Alwine statt seiner das Wort.

„Ja, ja, es ist nichts als ein Schmeichelwort," setzte dieser dann sich besinnend hinzu.

In demselben Augenblicke trat der herbeigerufene Doctor Werth herein.

Nach einer flüchtigen gegenseitigen Begrüßung fragte ihn der Beamte, indem er auf Alwine zeigte: „Kennen Sie diesen jungen Herrn da?"

Der Doctor stutzte bei dessen Anblick, beugte sich, die Hand als Schirm über die Augen legend, einen Schritt vor, trat dann wieder zurück und endlich wieder einen Schritt vor. In seinem Gesichte malte sich ein von Secunde zu Secunde wachsendes Erstaunen. „Alle Wetter!" rief er aus, „das ist ja — junger Herr, sagen Sie, Herr Polizeicontroleur? — Hol' mich der Kuckuck! Das ist ein Mädchen in Mannskleidern! und ihr Gesicht kommt mir sehr bekannt vor — sehr, Herr Polizeicontroleur! — Das ist so wahrhaftig Alwine Wellmann aus X., wie ich der Doctor Werth bin! — Habe ich recht?"

Die Antwort des Beamten auf diese Frage verzögerte sich einige Secunden, weil er gerade einem Polizeidiener in flüsternden Worten einen Auftrag gab. Dieser nickte gehorsamst und eilte fort.

„Ja, Sie werden recht haben, Herr Doctor," lautete jetzt des Controleurs Antwort. Er theilte dann dem Zeugen in kurzen Worten die ganze Sachlage mit, worauf dieser sich in den bittersten Vorwürfen sowohl gegen Alwine als auch gegen ihren Begleiter erging.

Beide konnten zu ihrer Entschuldigung nichts weiter vorbringen, als daß hier ein großes Geheimniß obwalte, welches noch nicht bekannt werden dürfe, und daß die Beweggründe ihrer heimlichen Flucht recht bald der Welt offenbar werden würden.

Während die Unterredung in dieser Weise noch eine geraume Zeit fortgesetzt wurde, und der Doctor sich vergeblich abmühte, die jungen Leute durch Vernunftgründe von ihrem thörichten Unternehmen zu überzeugen und sie zur Rückkehr nach X. zu bewegen, trat derselbe Polizeidiener wieder ins Zimmer, welcher dasselbe mit einem Auftrage seines Vorgesetzten kurz vorher verlassen hatte.

„Wir wollen hören, was Ihr Herr Vater darüber urtheilt,

Fräulein Wellmann," sagte der Beamte, indem er das Couvert von einer ihm durch den Diener überreichten Depesche löste. „Ich habe ihn fragen lassen," fuhr er fort, „ob wir Sie nach K. zurückschicken sollen."

Alle Anwesenden waren in großer Spannung.

„Und was antwortet er?" fragte Alwine.

„Die Depesche lautet," sagte der Beamte, „folgendermaßen: Ich will meine Tochter nicht zurückhalten, sie mag gehen, wohin es ihr beliebt!"

Ein triumphirendes Lächeln glitt über des jungen Mädchens Gesicht. „Auf solche Antwort war ich gefaßt," sagte sie, „ich kenne meinen Vater!"

„Ihrer Weiterreise steht demnach kein Hinderniß mehr im Wege," nahm der Polizeibeamte wieder das Wort, jedoch darf ich Ihnen, mein Fräulein, nicht gestatten, in dieser Verkleidung weiter zu reisen. Sie haben ja eine große Auswahl von Kleidern; suchen Sie sich eines derselben aus und treten Sie gefälligst in dieses Nebenzimmer."

Alwine that, wie ihr geheißen. Sie wählte ein gelbes Kleid und einen Hut mit Bändern von derselben Farbe.

Ihre Metamorphose nahm nicht viel Zeit in Anspruch. Schon nach wenigen Minuten trat sie wieder in das Dienstzimmer des Beamten und machte durch ihre vortheilhafte Umwandelung auf diesen sowohl, wie auch auf den Zeugen, den Doctor Werth, sichtlich einen überraschenden Eindruck.

Die Flüchtlinge verabschiedeten sich von diesen beiden Herren und fuhren dann, begleitet von den Segenswünschen derselben, in einer Droschke wieder zum Bahnhofe.

Noch am Abende desselben Tages erreichten sie Hamburg und traten schon am folgenden Morgen auf einem Postdampfer die Seereise nach England an. Alwine wurde während derselben der besonderen Obhut der Frau des Capitäns anvertraut, die nebst ihrem Gemahle an dem Bestimmungsorte zugleich das Liebesamt als Trauzeugen übernahmen.

5.

Kaum acht Tage später waren Isidor Heinboldt und Alwine Wellmann Mann und Frau.

Der Geistliche, der sie ehelich verband, verlangte keine schriftlichen Nachweise von ihnen, weder einen Geburts- noch Taufschein, weder einen Confirmations- noch einen Erlaubnißschein von Seiten ihrer Eltern und Vormünder. Die einfache Angabe ihrer Namen, des Datums und Jahres ihrer Geburt, des Standes ihrer Eltern, sowie endlich ihre beiderseitige Erklärung, sich zu ehelichen, war hinreichend, sie durch den kirchlichen Act zu Ehegatten zu machen.

Nach ihrer Rückreise besuchten sie mehrere der berühmtesten Städte Deutschlands, um sich eine derselben zu ihrem bleibenden Aufenthalte auszuwählen, wenigstens bis zu dem Zeitpunkte, in welchem Heinboldt sein elterliches Haus übernehmen konnte. Sie wählten endlich eine mitteldeutsche Residenz, wo sie sich in einem dem Thore nahe gelegenen neuerbauten Hause sehr comfortabel einrichteten.

Es lag Heinboldt, der seiner jungen Frau mit der aufrichtigsten Liebe ergeben war, vor allen Dingen daran, ihr ein ihrem hohen Stande einigermaßen angemessenes Loos zu bereiten. An Mitteln für diesen Zweck fehlte es ihm nicht, denn, wie bereits erwähnt, war er wohlhabend, und zwar besaß er ein hinreichendes Vermögen, um möglicherweise in der exclusivsten Gesellschaft eine nicht unbedeutende Rolle spielen zu können. Aber dessenungeachtet hielt sich das junge Paar von derselben fern und führte ein stilles, zurückgezogenes Leben, das es nur durch Natur- und Kunstgenüsse noch zu verschönern suchte.

Wie unendlich glücklich fühlte sich Heinboldt in dem Besitze seines jungen Weibes! Und was für eine angenehme Ueberraschung war es für ihn, als er fand, daß sich Alwine, obschon sie bei jedem öffentlichen Erscheinen gern so geputzt wie möglich erschien und auch nicht ohne Gefallsucht war, doch als eine abgesagte Feindin von allen rauschenden Vergnügungen erwies, und ihr höchstes Glück in ihrer freundlichen Wohnung, an der Seite ihres jungen Gemahles fand. Um so mehr bemühte er sich, ihr Gutes und Liebes zu erweisen. Sie brauchte daher nur den leisesten Wunsch zu äußern, um ihn auch schon erfüllt zu sehen.

Er hätte mit Recht erwarten können, daß sie solche vielfachen Beweise von Zärtlichkeit dankbar anerkennen müsse, und in dem mühsam errungenen Besitze desjenigen Mannes, der so vielfache Opfer für sie gebracht und sogar seinen guten Namen ihr zu Liebe auf's Spiel gesetzt hatte, sich nicht minder glücklich gefühlt haben würde, als dieser selbst. Dies schien aber nicht der Fall zu sein. Denn nie kam ein Wort der Anerkennung für des Gatten aufopfernde Liebe über ihre Lippen, nie ein Wort der Zärtlichkeit, nie ein Dank für erwiesene Aufmerksamkeiten. Die Kälte ihres Herzens berührte ihn oft sehr unangenehm, und er mußte sich endlich selbst sagen, daß sie an seiner Seite sich nicht so glücklich fühle, wie er erwartet und gewünscht hatte. Gern hätte er sich mit dem Gedanken getröstet, daß ihr, der Prinzessin, diese vornehme Kälte angeboren sei, wenn nicht der unruhige Blick in ihren Augen und ihr ganzes Wesen deutlich genug Zeugniß davon abgelegt hätte, daß ihr der innere Frieden und somit die Hauptbedingung jedes wahren Glückes fehlte.

„Liebe Alwine," so redete er sie eines Tages an, indem er seinen Arm um ihren Nacken legte, „ich habe seit unserer Verheirathung Dir angemerkt, daß Dich ein geheimer Kummer bedrückt; willst Du mir nicht die Ursache desselben entdecken?"

„Ein geheimer Kummer?" erwiderte sie mit einem gekünstelten Lachen. „Lieber Isidor, ich habe keinen Kummer. Ich fühle mich als Deine Frau ja so glücklich, so unendlich glücklich! Du bist ja so gut gegen mich und ich fühle es täglich mehr, wie lieb Du mich hast! Du opferst Dich ja ganz für mich auf, und eben deswegen beunruhige ich mich oft im Stillen, denn ich fühle, daß ich eine so grenzenlose Liebe nicht nach Gebühr erwiedern kann. Wenn Du dieses Gefühl einen Kummer nennen willst — ja, dann habe ich einen solchen."

„Darüber mache Dir keine unnöthigen Sorgen," antwortete Heinboldt, „denn ich habe Dich nur aus Liebe geheirathet und nicht etwa deshalb, weil Du aus dem königlichen Geblüt der Bourbons entsprossen und eine Prinzessin bist. Mögen Deine Eltern Dich immerhin enterben — ich bin vermögend genug, Dir eine sorgenlose Zukunft und vielleicht ein glücklicheres Loos zu bereiten, als dies Hugo von Wulpenfeld gekonnt hätte, denn inniger und treuer als meine Liebe kann die seinige nicht gewesen sein. Der ungewohnte Ernst Deiner Stimmung hat mir in der That schon große Besorgniß erregt. Du bestätigst mir ja jetzt auf's neue, daß Du mich liebst und ich will fortan auch an diese Liebe glauben, fest und wahr. Sei nun aber offen gegen mich, sage mir aufrichtig, was Dein Herz bedrückt! Der angeführte Grund ist es nicht, der Dich so verstimmen könnte, und ich möchte doch nicht das geringste Wölkchen auf

Deiner Stirn erblicken. Bereitet Dir vielleicht der Umstand, daß wir uns mit Deinen Pflegeeltern noch nicht wieder ausgesöhnt haben, einige Unruhe?"

„Ja, Isidor," lautete Alwinens Antwort, „dieser Gedanke hat mir allerdings seit der ersten Stunde unserer Verheirathung und so lange wir von unserer Reise zurückgekehrt sind, schwer auf dem Herzen gelegen. Wie sehr mögen sich meine armen Pflegeeltern grämen! Sollen wir ihnen nicht unsere Karten zuschicken?"

„Gewiß, liebes Weibchen, und zwar soll dies noch heute geschehen. Ich habe über diesen Punkt mit Dir schon reden wollen. Es wird auch nöthig sein, daß wir sie in einem ausführlichen Schreiben um Verzeihung bitten und sie einladen, uns zu besuchen, damit sie unsere häusliche Einrichtung kennen lernen und sich von unserem Glück überzeugen."

Alwine war mit diesem Vorschlage einverstanden. „Ich will sogleich schreiben," sagte sie entschlossen, indem sie aufsprang und ihre Schreibmappe hervorsuchte. „Ich erinnere Dich aber noch einmal daran, lieber Isidor, meinem Pflegevater — denn dieser wird uns jedenfalls zunächst und wahrscheinlich auch sofort nach erhaltener Einladung besuchen — nicht die geringste Andeutung darüber zu machen, daß Du mit den Verhältnissen meiner Geburt bekannt bist. Es wäre wahrhaftig mein Tod, denn Du hast keine Ahnung von dem Jähzorn meines Pflegevaters."

Heinboldt versprach ihr über diesen Punkt das tiefste Stillschweigen zu beobachten, und setzte sich dann ebenfalls zum Schreiben nieder.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus Japan.

(Fortsetzung.)

Mit den Höfen steht eine Reihe von Tempeln in Verbindung, die uns nur nach langen Verhandlungen geöffnet wurden. Sie strotzten von goldenen Geschirren, schönen Brocat-Teppichen und vergoldeten Holzschnitzereien. Auf den Altären lagen Fächer und verschiedener Trödelkram. An der Hinterwand jedes Altars hingen Bildnisse, wie die Gemälde italienischer Heiligen anzusehen. Die Ziegeldächer dieser Tempel waren höchst phantastisch und liefen an den Ecken in Chimären aus. Jeder Altarraum lag eine Treppe hoch und von jedem ging ein kleines schräges Dach von schwarzem Ebenholz aus, das mit den weißen Matten auf dem Fußboden des Inneren stark contrastirte.

Der nächste Tag war zu einem Ausfluge auf das Land bestimmt. Die Straßen Yeddo's waren so dicht mit Menschen gefüllt, daß wir ohne die Hilfe unserer Jakonins kaum durchgekommen sein würden. Von diesen Jakonins oder Polizeidienern befanden sich immer mehrere in der Hausflur unseres Hotels. Jeder führt zwei Schwerter und trägt einen schweren lackirten Hut. Die Reiter, die uns begegneten, waren immer höhere Officiere mit einem Gefolge von Ordonnanzen und Bedienten. Kulis zogen hohe und stark beladene zweiräderige Karren durch die Straßen und ermunterten sich durch Gesang. Wie bei der russischen Hornmusik gab jeder Kuli nur einen Ton an und die Töne folgten so rasch aufeinander, daß die Wirkung eine recht hübsche war. Vor den Barbierläden ließen sich die Kunden scheeren, das Haar ordnen und die Ohren reinigen. Die Japaner tragen keine langen Zöpfe wie die Chinesen, sondern lassen sich den Scheitel und den vorderen Theil des Hauptes scheeren und die Hinterhaare in einen kleinen Zopf von vier bis fünf Zoll Länge flechten, der fest nach dem Wirbel hinaufgebunden wird.

In den letzten Jahren ist Japan durch den Bürgerkrieg und durch Mißernten verarmt. Während früher nie Reis eingeführt wurde, befanden sich bei meiner Landung achtzig Schiffsladungen auf dem Wege nach Yokohama, und an die Stelle der Baumwollenausfuhren wären Einfuhren von China getreten. Jetzt hat der Krieg aufgehört, der Taikun ist verbannt und der Mikado regiert allein. Was wir draußen vor der Stadt sahen, verspricht dem armen Volke das Ende seiner Leiden. Die höchst fruchtbare und ausgezeichnet bebaute Gegend prangte im üppigsten Reichthum. Reisfelder wechselten mit Gerstenfeldern und Gemüsegärten. Schöne hohe Fichten bildeten malerische Gruppen und erquickten das Auge. Ein zweistündiger Gang brachte uns nach Oji, wo ein hübsches Theehaus uns willkommen hieß. Es liegt an einem rauschenden Bache, der sich durch steile Felsen seinen Weg gebahnt hat. Dieses Haus ist ein solches Muster von Reinlichkeit, daß es Freude macht, seine weißen Matten zu betrachten und auf ihnen zu gehen. Das ganze Erdgeschoß hat keine Mauern und die einzelnen Räume werden durch spanische Wände von Papier, die sich verschieben lassen, von einander getrennt.

Der lange Gang hatte uns hungrig gemacht und wir setzten uns gleich zum Mittagessen. Zuerst wurde Thee herumgereicht, dann folgte Fischsuppe in lackirten Schalen und darauf kam roher, in kleine Scheiben zerschnittener Bonito (ein großer Fisch), Reis, eingelegte Früchte und süßer Liqueur. Der rohe Bonito behagte uns nicht, und da wir mit den Hölzchen, die uns statt der Gabeln dienten, den Reis nicht essen konnten, so bestellten wir uns gekochte Eier. Unsere Jakonins, die für uns mitaßen, spielten nach Tisch mit den Mädchen des Theehauses Ball, sprangen wie Kinder umher und zogen sich gegenseitig, wenn der Ball gefehlt worden war, Tintenstriche durchs Gesicht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Säcular-Feier von Beethovens Geburtstag in Mannheim.

II.

Der erste Festtag hatte Beethovens große Messe gebracht, den Inbegriff seiner sittlichen Idee; der zweite brachte seine „Sturm-Symphonie" (C-moll), den Inbegriff seiner politischen Grundsätze, den Ausdruck seines Thatendranges, seiner Völker befreienden Kampflust. Aber nur jenes Werk vermochte den Zuhörer ganz in den Ideenkreis Beethovens zu bannen; dieses konnte nicht in gleicher Art wirken, denn es bildete nicht den Haupttheil des Concertes und die übrigen Werke waren weder im Stand es vorzubereiten, noch einen wirksamen Gegensatz zu bieten.

Die „Sturm-Symphonie" ist zum mindesten der „Missa solennis" an Hoheit der Idee gleichzustellen; für eine Beethovenfeier wirkte sie aber weniger als jenes Werk. Sie ist äußerst knapp und gedrängt gefaßt — kaum ein anderes Werk Beethovens und noch weniger die anderer Künstler sind in dieser Hinsicht mit ihr zu messen — während jenes in mächtiger Breite hingelagert ist. Die „Sturm-Symphonie" deutet nur an, was die Messe umständlich ausmalt. Jene ist in bloßen an die Phantasie appellirenden Ideen geschrieben, wo diese mit eindringlichen Worten zum Verstand spricht. Wo die Messe völlig verstanden wird, regt die „Sturm-Symphonie" nur an, wenn auch vielleicht stärker als jene. Braucht die Messe schon einer Vorrede, so bedarf sie die Symphonie noch viel mehr. Läßt aber alter Musikantenbrauch die Musik nicht durch das prosaische Wort entweihen, dann müssen solche Werke durch andere Werke der Dichtkunst oder der Musik erläutert, dem naiven Verstand näher gebracht werden. Leider wurde von all diesen Mitteln keines hier angewandt. Es kam weder ein anderes von Beethoven, welches die Entwickelung des heute gefeierten Meisters zeigte, noch wurde irgend ein Werk seiner

Vorgänger und Nachfolger aufgeführt, an denen man die geschichtliche Vorbereitung eines Beethoven oder seinen Einfluß auf die Nachwelt hätte merken können; ja nicht einmal einen rechten Gegensatz konnte man in den übrigen Stücken erkennen. Von Beethovens Werken war nur aufgeführt die Arie „Ah perfido", von seinen Vorgängern nur Lotti und Vittoria in zwei kleinen Chorstücken und Mozart in einer unbedeutenden Arie aus der Entführung. Von seinen Zeitgenossen und Nachfolgern kamen solche Werke, die aufs deutlichste bekunden, daß ihre Autoren von dem Grundsatze des Meisters sich wenig angeeignet haben: von Weber ein Stück aus der „Euryanthe", von Schubert „Mirjams Siegesgesang", von Mendelssohn der 114. Psalm, von Schumann die Ouvertüre zur Genofeva. Die folgende Schilderung wird zeigen, daß auch in ästhetischer Hinsicht nicht eine Hauptwirkung durch Steigerung und energischen Wechsel beabsichtigt war. Bei aller Sorgfalt in der Darstellung war die Wirkung nach dritthalb Stunden eine völlige Ermüdung des Zuhörers und in diesem Zustand sollte er die „Sturm-Symphonie" aufnehmen!

Das Concert begann mit Schumann's Ouvertüre zur „Genovefa". Das Werk ist eines der besten von Schumann und überragt alle anderen außer der Symphonie aufgeführten Concertstücke; es zeigt wenigstens Spuren des Beethoven'schen Einflusses. Der Inhalt ist die Klage der verstoßenen Gattin, die, bald in verzweifelndem Weheruf, bald in sanft gelösten Thränen, ihren Schmerz und ihre unendliche Liebe ausspricht. Nach Inhalt und Form ist das Werk Beethoven's Ouverture zum „Coriolan" nachgebildet. Wie diese zeigt es die Gegensätze einer großen Leidenschaft; bei Beethoven sind sie nur mächtiger, der Sturm gewaltiger, die Ruhe sicherer. In dem Bestreben, Charakteristisches zu zeichnen, giebt sich aber Schumann als würdiger Schüler Beethoven's kund. Die Ausführung (durch Herrn Naret-Koning) entsprach den Absichten des Componisten.

Eine Arie aus Mozarts „Entführung" („Constanze Dich wieder zu sehen!") folgte. Das Stück ist ein zarter Ausdruck einer kindlich reinen Seele. Herr Vogl sang die Arie mit herzinniger Naivität; die Frauen waren entzückt von dem Wohllaut seiner Stimme: die Männer aber erwarteten Größeres von einem stattlichen Mann und Erhabeneres für die Beethovenfeier.

Der 114. Psalm von Mendelssohn, von achtstimmigem Chor ausgeführt, ist als Musikwerk betrachtet gefällig und interessant durch die Klarheit und Durchsichtigkeit des Baues. Der naive Hörer wird aber von dem Gedanken nicht erwärmt. Das Fliehen des Meeres, das Hüpfen der Berge ist mehr äußerlich gemalt, als innerlich empfunden. Für den Chor war es indeß eine schöne Gesangsleistung.

Eine Concertarie von Beethoven, („Ah, perfido!") folgte. Die Arie hat für den Interesse, der sich mit der Detailgeschichte Beethoven's befaßt. Er findet darin das Capitel von der „verlassenen Geliebten", was am Ende des vorigen Jahrhunderts zum stereotypen Repertoire der Concerte gehörte, in neuer Weise behandelt. Für den Studirenden ist es interessant, weil er darin die Scene in Worte gefaßt findet, die Beethoven in seinen Sonaten in F-moll (2. Werk, 1. Nr.) der „Sonate pathétique" (13. Werk) und anderen gleichzeitigen Werken (1796—98) in bloßen Tönen darstellte. Die Arie zeigt uns, wie Beethoven (damals 28 Jahre alt) von den großen Ideen der Zeit noch so wenig berührt war, die er doch vier Jahre nachher (1802) in seiner „Heldensymphonie" in einer so großartigen, alle Zeitgenossen überbietenden Weise aussprechen konnte. Fräulein Eugenie Pappenheim aus Braunschweig trug die Arie vor, mit der Feinheit und Delicatesse, die nothwendig ist, um das Stück von einer gewöhnlichen „Rache-Arie" zu unterscheiden. Wie hätte sie aber, bei so viel Anmuth und sinnigem Wesen, bei einer so wohltönenden Stimme und durchgebildetem Vortrag mit einem Beethoven'schen Lied von Göthe (ein Lied der Mignon oder des Clärchen) wirken können? Da war in kleinen Zügen der große Beethoven gezeichnet!

Zwei Chorgesänge ohne Instrumentenbegleitung von Lotti („Crucifixus") und Vittoria („Jesu dulcis memoria") verkündeten den echt katholischen Geist ihrer Schöpfer. Zerknirschung, Reue, Buße war ihr Inhalt. In anderer Zusammenstellung hätten sie für Beethoven's Schaffen ein treffliches Relief geboten. Sie konnten in historischer Folge den Anfang der geistigen Bewegung darstellen, die Beethoven zum Ziel zu führen hatte. In diesem Rahmen — eine moderne „Rache-Arie" zuvor und eine andere nachher — konnte kein noch so aufmerksamer Hörer daran denken. Selbst der Gegensatz einer aus lauter Dreiklängen aufgebauten Musik (nur am Schluß der Chorsätze die Vierklänge) und einer aus Vier-, Fünf-, Sechs- und Siebenklängen construirten in den Arien ging bei dem schreienden Gegensatz der Ideen den meisten Hörern verloren. Die Gesänge waren vom Chor mit der größten Genauigkeit und Reinheit ausgeführt. Herr Naret-Koning hatte hier bei dem aus verschiedenen Elementen zusammengesetzten Chore noch eine größere Schwierigkeit zu überwinden, wie am Tag zuvor Herr Lachner, dem das Orchester einen festeren Zusammenhalt bot.

Die Scene aus Webers „Euryanthe", in der Lysiart und Eglantine ihre teuflische Bosheit mit Zähneknirschen herauspressen, gehört zu den schwächsten Arbeiten Webers. Sie fände eher Platz in einem Ritter- oder Räuberroman als in einer Weber'schen Oper. Wie der Phantasie einer ihrer Würde bewußten Frau (die Dichterin ist Helmina von Chezy) und einem so zart besaiteten männlichen Herzen, wie das Webers, solche Ausgeburt der Hölle entspringen konnte — begreife, wer's kann. Das eine versteht man nur, daß bei solch diabolischem Treiben Beethoven sich von allem künstlerischen wie gesellschaftlichem Leben zurückzog.

Hr. Karl Hill und Fräulein Pappenheim stellten die Scene dar. Leidenschaft und Schärfe des Tones waren hinreichend, das ganze grauenhafte Bild der Phantasie vorzuführen. Für einen Concertvortrag, dem die Geberde fehlt, hätte der Ton selbst minder scharf sein dürfen; man wird durch die zarte Sprache eines anscheinend ruhigen Menschen viel mehr afficirt, wie durch das Schreien von einem, der mit allen Fäusten umher schlägt. Das Publicum schien übrigens an solchen Kraftstücken Gefallen zu finden. Es wollte sich kaum in seinem Beifallssturm beruhigen.

„Mirjams Siegesgesang" von Grillparzer schildert den Jubel des Judenvolkes nach seiner Errettung vor dem verfolgenden Heere Pharaos. Franz Schubert hat das Gedicht in Musik gesetzt; Hr. Naret-Koning schrieb eine Instrumentenbegleitung dazu. Das Gedicht ist in harten, eckigen Versen geschrieben, mit fremdartigen Bildern durchwirkt; es hielt schwer eine einfache, charakteristische Musik zu schreiben. Schubert ist den Wendungen des Dichters genau gefolgt; die Musik hat dasselbe Gepräge des Eckigen, Seltsamen, Unverständlichen. Hr. Naret-Koning hat die Musik Schuberts durch die Instrumentenbegleitung möglichst deutlich interpretirt.

Fräulein Pappenheim sang den Gesang der Mirjam; der Chor begleitete sie. Die Darstellung fand beim Publicum allen Beifall.

Diese vielen, verschiedenartig die Seele bewegenden Eindrücke hatte der Hörer in dritthalb Stunden — von vier bis halb sieben Uhr eines heißen Nachmittags — aufzunehmen, als das Hauptwerk des Tages, Beethovens „Sturm-Symphonie", begann. Der Leser wird einsehen, daß man in dem Moment nur noch zu einer oberflächlichen Aufnahme des Werkes die Kraft hatte. Wir selber wollen ihm heute nicht mehr den Eindruck der Ermüdung geben, sondern die Sturm-Symphonie mit möglichster Frische ihm darstellen. Deshalb bitten wir um Aufschub bis übermorgen.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stav.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 78. Dritter Jahrgang. 1870.

Die Prinzessin.

Eine Geschichte aus dem Leben von Wilhelm Andreä.

(Schluß.)

6.

Unsere Lebenstage rauschen unaufhaltsam dahin, einerlei, ob wir sie kummervoll, in Noth und Sorgen oder in Freuden und Wonnen verleben.

Unserem jungen Ehepaare war ein halbes Jahr verflossen; ob in reinem, ungetrübtem Glück — das wollen wir dahin gestellt sein lassen; — von unangenehmen äußeren Verhältnissen waren die jungen Leute wenigstens unberührt geblieben. Als die Natur sich wieder mit frischem, jungem Grün schmückte, wurden sie durch den längst verheißenen Besuch des Professors Wellmann erfreut, der sich schon an dem ersten Tage wieder vollständig mit seinen Kindern — wie er sie nannte — aussöhnte. Er schien keine Ahnung davon gehabt zu haben, daß Heinboldt, der ihm die Pläne für seine Zukunft vorlegte, ein so bedeutendes Vermögen besitze. Er hatte vorausgesetzt, daß Alwine ihn davon in Kenntniß gesetzt haben würde. Dies war aber nicht der Fall gewesen; sie hatte mit ihren Pflegeeltern nie über Heinboldt geredet. Um so auffallender aber mußte dem alten Herrn die Flucht seiner Kinder selbst erscheinen.

„Ich begreife nicht, lieber Sohn," sagte er eines Morgens, als Alwine das Essen bereitete, „warum Sie mir und meiner Frau Ihre Liebe zu meiner Tochter nicht entdeckt haben. Es lag ja unter diesen Umständen gar kein Grund vor, ihre Hand Ihnen zu verweigern. Sie hätten nicht nöthig gehabt, sie uns zu entführen und sich und uns ins Gerede der Leute zu bringen."

„Es lagen Verhältnisse vor," erwiderte Heinboldt, „die uns keine andere Wahl ließen."

„Verhältnisse?" fragte der Professor. „Was für Verhältnisse könnten das gewesen sein?"

„Sie selbst kennen dieselben ja am besten," meinte der junge Mann. „Wenn wir nicht entflohen, so war mir Alwine ja unrettbar verloren."

„Wie so?" fragte der Professor erstaunt.

„Aber, ich bitte Sie, Herr Vater, stellen Sie sich doch nicht so unwissend in dieser Sache. Es ist Ihnen ja hinlänglich bekannt, daß Alwinens rechte Mutter sie mit einem gewissen Hugo von Wulpenfeld verheirathen und schon nach vierzehn Tagen nach München abholen wollte. Wir hatten also wahrhaftig keine andere Wahl und auch keine Zeit mehr zu verlieren."

Der alte Herr starrte seinen Schwiegersohn mit großen Augen an. Das Blut schoß ihm zum Kopfe und es wurde ihm unheimlich zu Muthe.

„Ich verstehe Sie nicht, lieber Sohn," sagte er endlich.

„Sie wollen mich nicht verstehen, lieber Vater," lautete die Antwort.

„Nein, in der That, ich verstehe Sie nicht. Sie reden da von Alwinens rechter Mutter, — von einem Hugo v. Wulpenfeld, — von München, als dem Wohnorte meiner Frau, — nein, bei Gott, ich verstehe Sie nicht!"

„Lieber Herr Vater, München ist ja der Wohnsitz von Alwinens rechter Mutter — so stellen Sie sich doch nicht so entsetzlich unwissend — ich weiß ja Alles — Ihre Frau Gemahlin ist ja nur die Pflegemutter meiner Frau, sowie Sie nur ihr Pflegevater sind."

Der Professor rieb sich die Stirn, als wolle er seine Gedanken ordnen und sich vergewissern, ob er träume oder wache. Als er sich überzeugt hatte, daß dies letztere der Fall war, hegte er nicht den geringsten Zweifel mehr, daß sein Schwiegersohn verrückt sei. Nun lag ihm mit einem Male Alles klar, denn nun konnte er sich auch die Flucht erklären.

„Meine Frau Alwinens Pflegemutter? — ich Alwinens Pflegevater?" fragte er in langgedehntem Tone, worauf er in ein schallendes Gelächter ausbrach. „Aber, bester Heinboldt, ich weiß wahrhaftig nicht, was ich von Ihnen denken soll!"

„Sie müssen denken, daß ich mit dem Geheimnisse, welches Alwinens Geburt umgiebt, vollständig vertraut bin. Ja, lieber Herr Vater, ich bin in dasselbe eingeweiht und weiß so gut wie Sie, daß Alwine eine Prinzessin ist."

Der Professor Wellmann machte jetzt noch größere Augen als vorhin und richtete dieselben forschend auf die seines Schwiegersohnes, um darin jenen eigenthümlichen Schleier zu entdecken, der die Blicke der Geisteskranken zu umdüstern pflegt.

„Meine Tochter eine — eine Prinzessin?" stammelte er; „meine Tochter Alwine eine Prinzessin? — Um Gottes willen, lieber Sohn, besinnen Sie sich und bedenken Sie, was Sie sagen!"

Heinboldt stutzte.

„Sie läugnen, daß meine Frau, aus dem königlichen Geblüte der Bourbons stammend, die Tochter des Herzogs von Martaigny und der Gräfin von Corbi-Reinstein ist?" fragte er mit kecker Zuversicht, während es dem Professor vor den Augen schwindelig wurde.

Alle Kraft zusammenraffend, um wenigstens äußerlich so ruhig wie möglich zu bleiben, stellte dieser die Gegenfrage: „Reden Sie wirklich im Ernst, lieber Heinboldt?"

„Ei, freilich, in meinem vollsten Ernste."

„Auch mit klarem Bewußtsein?"

„Mit dem klarsten Bewußtsein."

„Und Sie haben heute, vielleicht aus Freude zu meiner Ankunft, auch noch keine geistigen Getränke zu sich genommen."

„Nicht einen Tropfen — aber wozu diese Fragen?"

„Nun, dann erkläre ich Ihnen," fuhr der Alte, ohne Heinboldts Frage zu beantworten, fort, „daß ich von all dem tollen Zeuge, das Sie da über Alwinens Herkunft auftischen, nichts begreifen kann, sondern es für eine Ausgeburt Ihrer Phantasie ansehen muß. Alwine sollte aus königlichem Geblüte stammen? eine Herzogstochter sein? — Gott, welch ein Wahn! — Ich sage Ihnen, daß meine Tochter Alwine, Ihre jetzige Frau, weder eine Gräfin noch eine Prinzessin, sondern meine und meiner Frau leibliche und eheliche Tochter ist."

War vorhin das Staunen des Professors groß gewesen, so war es jetzt das des jungen Ehemannes nicht minder. Er saß wie versteinert da, und es währte mehrere Secunden, bevor er

Worte finden und sich zu dem Ausrufe ermannen konnte: „Grundgütiger Himmel! sollte denn Alwine mich so heillos belogen, mich mit einem Netze von so teuflischen Unwahrheiten umstrickt haben? Unmöglich — und zu welchem Zwecke?“ — Nein, nein, es kann, es darf nicht sein!“

„Hat sie Ihnen wirklich gesagt, daß sie eine Prinzessin sei?“

Heinboldt bejahte diese Frage seines Schwiegervaters und theilte ihm nun in Ausführlichkeit den ganzen Verlauf seiner Liebschaft und die Beweggründe der Flucht mit; auch nahm er keinen Anstand mehr, jetzt dem Vater zu entdecken, wie besorgt Alwine immer gewesen sei, daß er ihm, dem Vater, von seiner Mitwissenschaft des Geheimnisses Mittheilung mache. Er war nun fest entschlossen, Alles aufzubieten, um das Wahre oder Unwahre in dieser Sache zu erforschen. Wem sollte er glauben — seiner geliebten Frau oder deren angeblichem Pflegevater, der, wie Alwine ihm schon früher offenbart hatte, sie durchaus als sein leibliches Kind betrachtet wissen wollte. Ohne Rücksicht auf das seiner Frau gegebene Versprechen wollte er daher mit kecker Hand den Schleier zerreißen, der das Geheimniß verbarg, und sollte es mit dem Verluste seines ehelichen Glückes geschehen.

„Das Mädchen ist eine Phantastin,“ sagte der Professor, als Heinboldt seine Erzählung beendigt hatte, „aber zu solchem Intriguenspiel habe ich sie wahrlich nicht fähig gehalten. Es ist mir jetzt völlig klar, daß das Ganze ein fein angelegter Plan von ihr war, Sie in ihr Netz zu ziehen und sich Ihrer zu vergewissern. Sie sind nicht der Entführer, sondern der Entführte gewesen!“

Nach diesen Worten erhob er sich und schritt zur Thür. Er öffnete dieselbe und rief mit lauter Stimme: „Alwine, komm' mal herein!“

Die junge Frau folgte dem Rufe augenblicklich, doch hatte sich ihre sonst blühende und frische Gesichtsfarbe in eine tiefe Blässe verwandelt. Schöpfte sie vielleicht schon aus dem etwas barschen Tone der väterlichen Stimme Verdacht, daß ihr Lügengewebe einen Riß erhalten habe? Die finsteren Mienen und ernsten Blicke der beiden Männer mußten ihr sofort sagen, daß ihre Muthmaßung wahrscheinlich richtig sei.

„Was wünschest Du?“ fragte sie in einem Tone, der nicht gerade von kindlicher Pietät zeugte. „Hast Du mir etwas zu sagen, so bitte ich, daß Du Dich etwas kurz fassest, denn ich habe gegenwärtig keinen Augenblick Zeit.“

„Du sollst mir nur die Frage beantworten, ob Du eine Prinzessin bist?“

„Ich — ich — bin — ja, ich bin —“ stotterte sie.

„Was bist Du?“ unterbrach sie ihr Vater in der höchsten Aufwallung seines Zornes, „bist Du nicht meine leibliche Tochter? Wie? Du willst Deine Eltern verläugnen und rühmst Dich Deiner Abstammung aus Bourbonischem Geblüt? Dein Ruhm ist nicht fein! Schäme Dich, Alwine! — O, Deinen Mann, der Dich so unaussprechlich lieb hat, so zu belügen!“

Thränen traten in ihre Augen, und mit einem verächtlichen Seitenblicke auf ihren Gemahl, warf sie sich ihrem Vater zu Füßen.

„Verzeihung!“ flehte sie händeringend.

„Warum hast Du das gethan?“ fragte der Alte.

„Weil ich fürchtete,“ antwortete sie, „daß Heinboldt mich nicht nehmen würde, wenn ich ihm die Wahrheit sagte, denn ich war ja ein armes Mädchen! Ach, und ich hatte ihn so lieb!“

„Nein!“ rief der junge Mann, „Du hast mich nie geliebt, denn sonst hättest Du mich nicht belogen! Dir war es nur um mein Vermögen zu thun! Du wolltest, obschon unter der Maske einer soliden, häuslichen Frau, ein genußreiches Leben führen, wolltest durch einen reichen Mann — die Person war Dir gleichgiltig — in den Stand gesetzt werden, Deine aristokratischen Gelüste nach dem high life befriedigen und Dich von der Damenwelt beneiden, von der Herrenwelt bewundern und anbeten zu lassen! Du Coquette! Geh'! ich verachte Dich!“

Alwine wollte eine Erwiderung machen, aber Heinboldt fuhr fort: „Nun weiß ich mir auch die eisige Kälte Deines Herzens gegen mich zu erklären, sowie auch die Unruhe desselben und die Unbehaglichkeit Deiner ganzen Lage. Du hast Gewissensbisse gehabt, Deinen Gatten auf eine so abscheuliche Weise hintergangen, durch eine Lüge verkauft zu haben, und hast zufolge dessen in einer unaufhörlichen Furcht gelebt, daß Dein Truggewebe zerrissen, Deine unverschämte Lüge offenbar werden würde! Elende Intriguantin! Geh'! ich verachte Dich!“

Alwine warf ihm einen stolzen, verächtlichen Blick zu und entfernte sich mit raschen Schritten.

Ihr Vater hatte den Kopf in die Hand gestützt und blickte, in dumpfes Hinbrüten versunken, vor sich nieder. Heinboldt ging mit verschränkten Armen im Zimmer auf und ab.

Es währte eine geraume Zeit, ehe Beide wieder Worte fanden, um über diesen traurigen Gegenstand noch weiter zu verhandeln.

„Sie ist mir stets ein Märchen gewesen, wie sie es denn auch am liebsten hört, wenn ich sie mit diesem Namen bezeichne,“ bemerkte Heinboldt schließlich und machte seinem Schwiegervater den Vorschlag, mit ihm einen kleinen Spaziergang zu unternehmen und in einer benachbarten Restauration ein Glas Wein zu trinken.

Der Professor erklärte sich dazu bereit. „Ja wohl, ein Mä.chen!“ sagte er, sich von seinem Sitze erhebend. „Sie erzählten vorhin,“ fuhr er fort, „wie sehr Sie und der Polizeibeamte beim Anblicke ihrer kostbaren Garderobe erstaunt gewesen. Mein Erstaunen, lieber Heinboldt, war gewiß nicht geringer, als ich kurz vor meiner Abreise von X. die Rechnung für das Zeug erhielt!“ Damit zog er ein Papier aus der Tasche und überreichte es seinem Schwiegersohne. „Sie sehen also,“ hob der Professor wieder an, „daß sie die Kleider nicht von ihrer angeblichen Mutter in München erhalten, sondern ohne Wissen ihrer wirklichen Mutter und ihres wirklichen Vaters auf Credit entnommen hat.“

„Auch das noch! — und für vierhundert Thaler!“ rief Heinboldt erblassend, indem seine Hand, in der er das geöffnete Papier hielt, wie gelähmt am Körper nieder sank.

Beide blickten sich einige Secunden sprachlos an, dann ergriffen sie ihre Hüte und verließen das Haus, ohne mit Alwine noch ein Wort weiter zu reden.

Als sie nach Verlauf von etwa zwei Stunden wieder zurückkehrten, trat die Magd in großer Bestürzung auf sie zu und sagte: „Ach, Herr Heinboldt, Ihre Frau ist plötzlich unwohl geworden, sie hat sich in's Bett legen müssen und nun seufzt und ächzt sie ohne Aufhören. Soll ich vielleicht einen Arzt holen?“

„Gewiß, sofort!“ stieß der junge Mann hervor und eilte mit seinem Schwiegervater in das Zimmer, wo die Kranke lag.

Auch ohne die Frage nach ihrem Befinden mußte ihnen ein flüchtiger Blick auf das vor Schmerz verzerrte Gesicht Alwinens sagen, daß sie bedenklich erkrankt war.

„Ich habe es Dir vorher gesagt," bemerkte sie mit einem gewissen schadenfrohen Lächeln, sich an ihren Gatten wendend, „daß ein Ausplaudern meines Geheimnisses von Deiner Seite mein Tod sein würde."

„Um Gotteswillen — was fehlt Dir?" riefen beide Männer fast gleichzeitig.

„Ich habe Gift genommen! — Phosphor! —" erwiederte sie unter krampfhaften Zuckungen.

Ihr Vater schlug die Hände vor's Gesicht, taumelte einige Schritte zurück und sank auf einen Stuhl. Thränen, ungekannte Thränen rollten über seine Wangen.

„Unglückseliges Kind!" schluchzte er, „Du hast Deinen Roman zu Ende geführt!"

Heinboldt sank vor dem Bette auf seine Knie nieder und breitete seine Arme nach ihr aus, als wollte er sie wegen seiner harten Worte um Verzeihung bitten oder ihr entfliehendes Leben festhalten. Sie aber wandte sich verächtlich von ihm ab.

In diesem Augenblicke trat der Arzt herein. Ein Blick auf die Kranke genügte ihm, um den Zustand derselben sofort zu durchschauen und ihrem Gatten und dem Vater die geheime traurige Mittheilung machen zu können, daß seine Hilfe zu spät komme; zwei bis drei Tage vermöge er vielleicht durch Gegenmittel ihr Leben noch zu erhalten, länger aber nicht.

Eine telegraphische Depesche berief eiligst die Professorin Wellmann an das Krankenbett ihrer Tochter. Als sie anlangte, war die Unglückliche eben verschieden; sie konnte nur noch die traurige Pflicht übernehmen, ihr die Augen zuzudrücken.

Am folgenden Abende traten die bejammernswerthen Eltern die Rückreise in die Heimath an. Heinboldt begleitete sie, aber auch Alwine folgte in dem letzten Wagen — als Leiche.

Auf dem Gottesacker der Stadt X. ragt vor allem übrigen ein prachtvoll geschmücktes Grab mit einem eisernen Gitter hervor. Es trägt als Inschrift nur das einzige Wort: „Märchen".

Die Säcular-Feier von Beethovens Geburtstag in Mannheim.

III.

Beethovens „Sturm-Symphonie" (in C-moll) war das Hauptwerk des zweiten Festtages. Sie kam am Ende des Concertes, nachdem acht minder bedeutende Stücke verschiedenartigen Inhaltes vorausgegangen waren, die in keinem ideellen Zusammenhang weder mit der Symphonie, noch mit Beethoven standen. Wir wollen nun durch eine Schilderung des Inhaltes zeigen, wie dieses Werk hätte wirken können, wenn es zum rechten Verständniß wäre gebracht worden.

Die „Sturm-Symphonie" bildet ein Hauptstück in der Kette von Kunstwerken, durch die Beethoven des Volkes Sehnen und Drängen nach dem höchsten Glück, nach dem Genuß der Freiheit, der gleichen Rechte für Alle, ausgesprochen hat. Beethoven sprach in der Musik das aus, was Schiller in der Dichtkunst gethan hatte; sie beide sind die Hauptschöpfer des deutschen Freiheitsgesanges; ihre Werke sind die Vorspiele für die Ereignisse gewesen, die an der Markscheide dieses Jahrhunderts über die Weltbühne zogen.

Schiller führte in ununterbrochenem Drama dem Volk den Freiheitskampf vor, von dem ersten Moment, wie der Freiheitsdrang die Studenten aus den Schreibstuben jagt (in den „Räubern"); wie er sich zur Verschwörung der Patrioten gestaltet (im „Fiesco"); wie der Philosoph bis zur Königsburg dringt, um den Königssohn für sein Volk zu gewinnen (im „Carlos"); wie das von Freiheitsgefühl berauschte Volk den Bürgergeneral auf den Schild erhebt (in „Wallenstein"); bis dahin, wo das Volk, seiner Rechte sich völlig bewußt, zum Schwert greift und ein großes Gottesgericht übt (im „Tell").

Beethoven, um ein Jahrzehnt jünger als Schiller, trat auf den Kampfplatz, als Schillers Werk beinahe vollendet war. In neuer Gestalt führte er die Helden herauf, denen die „tausend zähen Wurzeln des frommen Kinderglaubens" ein Fallstrick geworden waren. Seine „Helden-Symphonie" (die dritte) zeigt uns, gleich „Wallenstein", den Helden, der zum Ordnen der Völkerrechte berufen wird; sein „Fidelio", sein „Egmont" die opfermuthigen Führer, die auf des wankelmüthigen Volkes Schwüre trauend, im Kerker, auf dem Schaffot für den edlen Glauben büßten; in seiner „Sturm-Symphonie" (der fünften) erschallt endlich, wie im „Tell", der Angstruf des gepreßten Volkes, das bis zum Aeußersten gebracht, als Rächer-Schaar gegen die Tyrannei sich erhebt. Seine „Sieges-Symphonie" (die achte) feiert die wirkliche Befreiung des Volkes; seine „Symphonie des Völkerbundes" (die neunte) ruft in unendlichem „Seid umschlungen Millionen" die durch despotische Willkür gegen einander gehetzten Völker zum friedlichen Bruderbund.*)

Schillers „Wallenstein", der 1799 erschien, war das Vorspiel für den französischen Usurpator gewesen. Die „Helden-Symphonie", ähnlichen Inhaltes wie der „Wallenstein", kam in dem Moment, wo Bonaparte nach der Kaiserkrone griff. Schiller hatte nach der Ergreifung der Dictatur Bonapartes dem Volk schon den Weg zur Befreiung gezeigt (im „Tell"). Der erschien gerade noch vor der Kaiserkrönung (im März 1804). Er kam aber zu früh, um augenblicklich zu wirken. Es mußte noch Schlimmeres geschehen, bis ein Stauffacher und Melchthal mit dem alten Attinghausen sich vereinen und eine gemeinsame That vollführen konnten. Oesterreich und Preußen mußten zusammen geschlagen werden, das deutsche Reich in Trümmer gehen, Adel, Bürger und Bauern im eigenen Haus nicht mehr sicher sein, bis der Entschluß geschah.

Kein Schiller lebte mehr; kein anderer Dichter, der dem Volk das Sturmlied gesungen hätte; sie waren alle zerstoben, keiner fühlte die Kraft, keiner den Muth, den Ruf zu erheben. Nur ein Mann lebte, der neben schmeichlerischen Hofpoeten und Kammermusikanten noch das Herz hatte, dem Volk von seinem Recht zu singen — Beethoven. Sein „Fidelio" (1805) zeigte den Patrioten die Größe einer Heldenseele, zeigte dem Volk, was es seinen Führern schulde. Und als das Vaterland von neuem und abermals niedergetreten wurde (1807), als die Blicke der Patrioten sich sehnsüchtig nach einem leuchtenden Sterne wandten, da erhob er den Schreckensruf, den er bei Bonapartes Kaiserkrönung nur vor sich hingehaucht hatte: „Jetzt ist es aus!" Mit Sturmgetös schrie er ihn in alle Lande, daß er gellend wiederhallte. „Jetzt ist es aus! Jetzt ist es aus!" so durchzuckt der Wuth- und Schmerzensruf alle Völker. Entsetzen packt den ruhigen Bürger, den friedlichen Bauer, er greift zur Pflugschaar, zur Sense; der Nachbar gesellt sich zum nächsten, es rotten sich die Schaaren zusammen, sie kommen gezogen in Haufen; brausend toben sie heran — „das Volk steht auf, der Sturm bricht los!"

Die „Sturmsymphonie" war seinem innersten Herzen entsprungen: die Noth des Volkes hatte sie ihm erpreßt. Und doch hatte außer dem politischen Drang ein großer geistiger Anstoß ihn zu dem Werk gebracht, das war Schillers „Tell". Mehr noch wie beim „Wallenstein" lebt hier die geistige Verwandtschaft. Die „Sturmsymphonie" umfaßt die „Tells"-Idee so vollkommen, daß man sie fast einen „Tell"

---

*) In einer für das Musikfest bestimmten Schrift über Beethovens „Freiheits-Symphonien," die durch ein Mißgeschick leider nicht zur Verbreitung gekommen ist, hat der Verfasser diesen Gedankengang weiter ausgeführt.

in Musik, oder wenigstens eine Musik zum „Tell“ nennen könnte.

Der erste Theil des „Tell“ schildert die Noth des Volkes: wie die Frohnvögte der Bauern Güter rauben, in Haus und Hof dringen, Weib und Kind nicht schonen und die ungeheueren Frevel an wehrlosen Greisen begehen. Das Gräßliche ist auf seinem Gipfel;

— — — — — — — — — „Welch Aeußerstes
Ist noch zu fürchten, wenn der Stern des Auges
In seiner Höhle nicht mehr sicher ist?“

So ruft der unglückliche Melchthal aus Jammer über den geblendeten Vater. Die drei Männer, Walter Fürst, Werner Stauffacher und Arnold Melchthal, schwören Rache und vereinigen sich im heiligen Bund. Was ihre Seele fühlt, das durchzieht das ganze Land; ein Ruf der Rache zieht durch alle Thäler und tönt wieder von den fernsten Bergen. Diesen Ruf hat Beethoven im ersten Hauptstück seiner „Sturmsymphonie“ ausgesprochen: „Jetzt ist es aus! Jetzt ist es aus!“ Wie er als Schrei der Entrüstung der gepreßten Seele des Patrioten entstürzt, so kehrt er in tausendfachem Echo wieder, als stürmischer Ruf: „Heraus zur Schlacht! Heraus zur Schlacht!“

Den zweiten Theil des „Tell“ bildet die Verschwörung im Rütli. Von den drei Urkantonen waren die Männer nächtiger Weise auf der heimlichen Wiese am Ufer des Vierwaldstädtersee zusammen gekommen. Dort, wo sie „auf eignem Erb und väterlichen Boden verstohlen zusammen schlichen,“ holten sie sich ihr gutes Recht. Da lauschten sie der weisen Rede des wackeren Stauffacher von dem großen Volk, das nach der Mittagssonne durch deutsches Land mit dem Schwert sich geschlagen bis in das Hochland dieser Waldgebirge, wo sie den Wald gerodet, Häuser gebaut und gewirthschaftet haben. Bis auf den Tag sind sie dieses gemeinsamen Ursprungs gedenk, aber auch des Rechts und der Thaten ihrer Väter, die das Recht vertheidigten.

„Kein Kaiser kann, was unser ist, verschenken;
Und, wird uns Recht versagt vom Reich, wir können
In unsern Bergen auch des Reichs entbehren.
— So sprachen uns're Väter: Sollen wir
Des neuen Joches Schändlichkeit erdulden,
Erleiden von dem fremden Knecht, was uns
In seiner Macht kein Kaiser durfte bieten?“

So von Stolz erfüllt auf ihre Rechte, sehen sie das Morgenroth über den Häuptern der heimathlichen Berge erglühen, das Licht des jungen Tages, der ihnen die neue Freiheit bringen soll. Sie sind nicht die wenigen Männer,

— — — — — — — das Herz ist hier,
Des ganzen Volkes, die Besten sind zugegen.

So ziehen sie auch stolz von dannen im Hochgefühl der großen That, zu der sie jetzt den Keim gelegt. „Indem sie zu drei verschiedenen Seiten abgehen,“ schreibt der Dichter, „fällt das Orchester mit einem prachtvollen Schwung ein; die Scene zeigt das Schauspiel der aufgehenden Sonne über den Eisgebirgen.“ Das ist die Musik des zweiten Hauptstückes der Symphonie. In stolzem Schritt beginnt der Gesang, die hohe Freude über einen großen Gedanken, eine große Hoffnung verkündend. Der Gesang erhebt sich zur Hymne, zur heiligen Opferfeier, die im Geist begangen wird. Er schließt mit dem Aufruf zur That. Das „Horn von Uri“ ertönt; mit dem Ruf: „Auf zum Kampf!“ ziehen die Schaaren von dannen.

Den dritten Theil des Tell bildet die befreiende That selber, zuerst des in Banden geworfenen Helden, dann des ganzen Volkes. Der Dichter hat diese That in drei Acten dargestellt; für den Musiker war's nur ein einziger Act: der Auflauf zum Sturm konnte nur ein einzigesmal geschehen. Die Erklärung zum dritten und vierten Hauptstück der Symphonie finden wir deshalb im fünften Act des Tell.

Seht ihr die Feu'rsignale auf den Bergen?
Hört ihr die Glocken drüben über'm Wald?
— — — — — — — — —
Wo ist der Stier von Uri? — — — —
Steigt auf die Hochwacht, blast in euer Horn,
Daß es weitschmetternd in die Berge schalle,
Und, jedes Echo in den Felsenklüften
Aufweckend, schnell die Männer des Gebirg's
Zusammenrufe! — — — — — —

So beginnt in der Symphonie der Weckruf. Von den Bergen erschallt, wie Echo, die Antwort. Eine Schaar ist schon herangezogen, die Rufe ertönen von Neuem und wecken aus anderen Ecken die Männer; eine zweite, dritte Schaar erscheint. Die Schaaren schließen sich zusammen und ziehen mit fröhlichen Rufen davon.

Einige Augenblicke der feierlichen Stille verkünden das ferne Kampfgetümmel. Der Kampf ist nur kurz; denn feig flieht das böse Gewissen. Der Wächter auf der Hochwacht winkt uns mit freudigem Zeichen; die Sieger kehren zurück, das Getümmel kommt immer näher und näher; im Triumphgesang braust das jubelnde Volk daher (viertes Hauptstück). Wie die überglücklichen Schweizer ihren Ruf erheben: „Es lebe Tell, der Schütz und der Erretter!“ so beginnt auch hier der Lobgesang: „Preis und Ehr', dem Helden Lob und Dank! Preist ihn hoch! Ehrt ihn hoch! Den Helden hoch!“ Wie die Freude, so ist auch der Ruf unendlich; immer und immer beginnt wieder der Lobgesang. Neue und immer neue Schaaren ziehen herauf, bis sie Alle, Alle versammelt sind, dem verehrten Führer zu danken und hoch oben von den Spitzen der Berge das neu gewonnene, von allem Harm und Jammer befreite Vaterland zu begrüßen.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— Im Jahre 1868 wurden in einem Torfmoor bei Robenhusen in der Schweiz Pfahlbautenreste entdeckt. Hr. Masskomer aus Zürich hat inzwischen dieses Torfmoor, welches ca. 60,000 Quadratfuß groß ist, bis auf 12 Fuß, d. h. bis auf den weißen Seeboden, austiefen lassen und auf diese Weise drei übereinander stehende Pfahlbauten entdeckt, welche eine feste Unterlage von Pfählen und Balken haben und deren Untersuchung die mannichfaltigsten Gegenstände zu Tage gefördert hat. Es fanden sich daselbst Knochen- und Steinwerkzeuge, namentlich Steinäxte und Steinsägen, Reibsteine und Knochenahle, auch hölzerne Keulen, Lederstücke, Netzfragmente, Gewebe und Bestandtheile von Webstühlen; an Naturproducten: Weizen, Gerste, Hirse, desgleichen Weizen-, Gersten- und Hirsebrod, Flachs (roh und bearbeitet), Aepfel und Birnen, ferner Reste von Bären, Wolf, Wildschwein, Torfschwein und Torfkuh, Wildkatze, Wisent, Ur, Elenn und Biber, desgleichen von Rind, Schaf, Ziege, selten von Pferden.

— In Groß-Gerau fand am 5. Juli Morgens 5 Minuten nach 4 Uhr ein derartiges Rollen und eine solche Erschütterung durch die Erde statt, gleich den stärksten Bewegungen der Wiege, welchen ein Stoß folgte, so daß alle Schlafenden erwachen mußten. Nur höchstens 3/4 Minuten Zeit beanspruchte dieses. Den früheren Erschütterungen machte diese den Rang streitig.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 79. Dritter Jahrgang. 1870.

* Die zu Hallenberg.

Novelle von Hermann Hirschfeld.

„Wer unterstand sich, die Kerzen anzuzünden?"

„Es geschah im Namen des Herrn Baron, gnädiger Herr, auf Herrn Gerding's Befehl," erwiderte der Diener, in brauner, reich gallonirter Livree, dem stürmisch Eintretenden. „Der Herr Baron will hier soupiren."

Die Stirn des Kommenden runzelte sich, ein gehässiger Zug entstellte für einen Augenblick das Antlitz des hoch gewachsenen Mannes, das einen harten, aber dennoch nicht unschönen Ausdruck aufwies.

„Gut, daß ich meine Rückkehr aus der Stadt beeilte," murmelte er vor sich hin. „Dieser Gerding ist ein böser Dämon. Lösche die Kerzen wieder aus, Jean! Der Herr Baron wird auf seinem Zimmer speisen, ich bin dem Arzt für ihn verantwortlich, und Dr. Götting hat strenge jeden Zug, jede Reizung seiner angegriffenen Nerven untersagt. Die Menschen sind hier von einem Leichtsinn —"

Der Diener hatte bereits das Gebot des Herrn erfüllt, die Kerzen der hohen silbernen Armleuchter auf dem Kamin waren verlöscht bis auf eine, welche mit mattem Scheine das kostbar ausgestattete Gemach mit seinen dunkelen Seidentapeten, seinen antiken Statuen und modernen Kunstwerken beleuchtete.

Und dennoch, so reich und kostbar es war, es gab noch Zimmer und Säle auf dem Landsitz des Baron Alwin von Hallenberg, die diesen Raum weit überstrahlten. Denn reich, sehr reich war der Besitzer dieses Gutes, das als Stammort den Namen der Familie trug, nebst anderen Gütern seit undenklichen Zeiten Majorat bildete und in directer Linie ohne Unterbrechung vom Vater auf den Sohn vererbt worden war.

Nun aber schien es zu Ende, Alwin von Hallenberg, obgleich erst dreißig Jahre zählend, war unvermählt und wollte es bleiben. Seine Gesundheit war erschüttert. Der Arzt hatte ihn für nervenkrank erklärt und ihm tiefe Zurückgezogenheit empfohlen, nun weilte er auf Hallenberg, seinen Studien, seinen Träumen lebend, ein Vater der zahlreichen Gutsunterthanen, ein treuer Freund der ihm Nahestehenden.

Ach, wie wenig waren ihrer! Ausgestorben war der Stamm, der zu Hallenberg bis auf einen, der ihn überleben und, in Ermangelung eines directen Erben, sich Herr des Vermögens und der Güter nennen konnte; es war Alwin's Vetter, Eduard von Werloh, drei Jahre älter als er selber, aber von unerschütterlicher Gesundheit.

Seit zwei Jahren hatte der, von unbemittelten Eltern geborene, muthmaßliche Erbe von Millionen seine Beamtencarriere aufgegeben und lebte auf dem Gute als der Pfleger seines Vetters, zum großen Aerger der gesammten Umgebung, denen das stolze, hochfahrende und zuweilen mit falscher Freundlichkeit gepaarte Wesen Eduards vom ersten Augenblick seines Kommens an mißfallen hatte. Aber Alwin hing an ihm und wirklich schien er es ernst mit seiner Aufgabe zu nehmen.

Um seinen Vetter vor unnöthiger Aufregung zu bewahren, wurde nach und nach Alwin's Umgang auf die unvermeidlichsten Besuche einiger alten Freunde der Familie beschränkt; kein Fest durchklang mit heiteren Tönen die stattlichen Säle, kein reizendes Frauenantlitz spiegelte sich in den hohen silberumrahmten Trumeaux, denn keine junge Dame hatte das Schloß Hallenberg seit Jahresfrist besucht. Eduard von Werloh bildete nebst dem Secretair des Barons, Fritz Gerding, die einzige Gesellschaft des Edelmannes.

„Fritz Gerding," warum runzelte sich die Stirn des Erben bei diesem Namen? — —

„Ich gehe, um meine Toilette zu wechseln," sagte Herr von Werloh, das Zimmer verlassend. „Man soll ein Couvert für mich im Zimmer des Barons auflegen; eine Flasche Rheinwein dazu, Jean."

Der Diener verneigte sich, tiefer vielleicht, als er es vor seinem rechtmäßigen Herrn gethan haben würde, während Herr von Werloh seinen eigenen Zimmern zuschritt, die im Vorderflügel des Schlosses gelegen waren.

Der gewöhnliche Aufenthalt Alwins von Hallenberg befand sich in einem Gemach des ersten Stockwerks, das nach dem Garten belegen war. Es war ein gar heimlicher Raum, mit dunkeln Tapeten ausgeschlagen; die kostbaren Bilder der alten Schule schmückten die Wände, Statuen und Pflanzen die Nischen, und durch die zurückgeschlagenen Flügel einer Portiere von braunem Sammt konnte man in eine reichhaltige Bibliothek, mit den Meisterwerken fast sämmtlicher Zweige der Wissenschaft ausgestattet, blicken. Zwischen den beiden Fenstern des Zimmers stand ein kostbarer Flügel, geöffnet, und herrliche Töne, von kunstfertiger Hand entlockt, drangen hinaus in die Abendluft durch die halb geöffneten Flügel, draußen war Schweigen, die Vögel hatten ihre Hymnen beendet, eingelullt von den süßen Klängen bargen sie träumend ihr Haupt im weichen Nest. Nur die alte Linde dicht vor dem Fenster des Spielenden schüttelte wie unwillig über die Störung ihre Krone, wenn da unten ein loser Käfer mit zärtlichem Summen ein schüchternes Blümlein umschwärmte und neckisch an den fest geschlossenen Kelch zu pochen wagte.

Beethovens unsterbliche Cis-moll-Sonate war es, jenes allewige Lied des höchsten Sehnens, des gewaltigen Aufbäumens gegen den eisernen Druck des Verhängnisses, die hinausschallte in die Stille des Abends, und kein anderer war der Spieler als der Baron Alwin von Hallenberg selber.

Da saß er, der beneidete und doch bedauerte reiche Mann, sein Denken weit, weit der Gegenwart entrückt, die Seele bewegt von den Tönen, welche die eigenen Finger dem fühllosen Elfenbein entlockten. Der Verordnung des Arztes entgegen brannten nicht nur die durch Kuppeln von mattem Glase geschützten Flammen des Lüstres von dunkeler Bronze, sondern auch die von den hohen silbernen Armleuchtern auf dem Bureau des Edelmanns strahlten hell durch das Gemach.

Hier saß eifrig schreibend ein Mann von etwa vierzig Jahren, seine Figur war nur etwas über Mittelgröße, aber muskulös und kräftig gebaut, mit gutmüthigem Antlitz, das zugleich den Stempel der Energie aufwies. Es war Fritz Ger-

ding, der Secretair Alwins von Hallenberg. Von Zeit zu Zeit hielt er mit seiner Arbeit inne und warf einen halb besorgten, halb freudigen Blick nach dem Manne, der mehr als Freund denn als Herr zu ihm stand. „Gott lob," murmelte er dann vor sich hin, „er kommt noch nicht, mag ihn der Teufel unterwegs holen."

Plötzlich verstummte das Clavier, mit schrillem Accord brach der Spielende ab. „Still, hörst Du nichts, Gerding, — ein Pferd, Eduard ist heimgekehrt, lösche die Kerzen aus, ich will den Flügel schließen." Er erhob sich von dem Sessel und trat an den Schreibtisch.

Wie sein Vetter war Alwin von Hallenberg von hoher Gestalt, aber seine Figur war schmächtig und feingebaut, sein zartes Antlitz, das bleich, aber nicht krankhaft erschien, war von einem hellblonden Bart umrahmt und zwei tiefblaue Augen leuchteten in seltener Milde und Herzensgüte.

Auch der Secretair erhob sich, aber nicht um den Befehl seines Herrn zu vollziehen. „Mag er kommen," sagte er trotzig, „dies Halbdunkel schadet ihren Nerven nur mehr, und, gnädiger Herr, ich sehe es Ihnen an, je mehr Licht im Zimmer, desto freier und lichter wird es in Ihrem Inneren!"

„Wohl mag es sein," meinte der Baron gedankenvoll, „aber der Arzt —"

„Der Arzt kennt Sie nicht, wie Fritz Gerding seinen gnädigen Herrn kennt," rief der Secretair eifrig. „Merken Sie nicht selber Besserung Ihres Zustandes seit dem halben Jahre, daß Herr von Werloh alltäglich zur Stadt reitet und wir seine Abwesenheit benutzen, um den Vorschriften des Arztes, die er mit aller Consequenz eines Kerkermeisters durchführen will, stracks zuwider zu handeln. Sie wollen Halbdunkel, wir machen es hell, sie verbieten Ihnen das Musiciren, wir kehren uns nicht daran, denn mit den Tönen Ihres Flügels kräftigt sich Ihre Seele und Ihre Schwermuth weicht. Sie sind nicht krank, wenn auch nur von zarter Gesundheit, gnädiger Herr! Die Schwermuth hat Sie übermannt, genährt durch finstere Vorstellungen, und wenn Sie es noch ein Vierteljahr so treiben, so schließt Ihr Sarg die Gruft der zu Hallenberg und das Haus Werloh erbt Hab' und Gut und Majorat."

„Mag er, ich gönne es meinem Vetter vom Herzen. Wohl weiß ich, daß ich nicht alt werde, und doch, ich fühle es im tiefsten Herzen, Fritz, daß Du im Rechte bist. Kein Laut, kein Wort davon an Eduard. Der arme Mensch, der mit mir meine Einsamkeit theilt, meint es so gut. Nur aus Freundschaft, aus übergroßer Sorge ist er ein wenig mein Tyrann geworden. Aber sprich selbst, Fritz, was würde aus ihm werden, wenn ich mich jetzt auf's neue in den Strudel der Welt stürzte, Geschmack am Leben fände, mehr noch, wenn vielleicht die heiße, glühende Sehnsucht, die schon jetzt zuweilen leise mein Herz beschleicht, sich in ein anderes Gefühl verwandeln würde; Fritz, wenn die Leidenschaft einst mächtiger als der Wille, wenn ein Weib einziehen sollte in diese Räume, ein Sohn, o mein Gott, mein Gott, Träume, unerreichbare Träume und doch so süß, — so selig!"

Seine Hand legte sich über seine Augen, die hervorquellenden Thränen vermochte sie nicht zu verbergen.

Die Röthe höchster Bewegung überflog das joviale Antlitz Fritz Gerdings. „Und jene Regungen, jenes Sehnen, das wollen Sie mit Ihren dreißig Jahren unterdrücken, gnädiger Herr, wollen gegen Gottes Willen Ihr Leben verkürzen eines Fremden halber. Und sind Sie von der Aufrichtigkeit des Mannes überzeugt, wissen Sie, ob jene Sorgfalt, jene Theilnahme nicht Heuchelei, ob die falschen Thränen, die er vielleicht Ihnen nachweint, nicht das Lächeln des Triumphes verbergen sollen?"

Die bleichen Wangen des Barons flammten auf. „Gerding, Ihr sprecht von meinem Vetter!"

„Ich spreche, wie Gott es mir in die Seele gelegt, spreche, wie Recht und Gewissen es mir gebieten. Sie kennen Fritz Gerding, gnädiger Herr, Sie wissen, daß er Sie liebt, daß er sein Leben freudig für Sie zu geben bereit ist und kein Interesse, keine Habsucht seine Gedanken trübt. Es muß zu Ende kommen zwischen uns, Baron von Hallenberg. Gott, Ihren Leuten und sich selber sind Sie Ihre Erhaltung schuldig, denn Eduard von Werloh spielt ein falsches Spiel, und ist er der Herr, so wird sein Fuß die Blumen zertreten, die Sie gepflanzt, wird er Wunden schlagen, die Sie geheilt, wird er —"

„Beweise, keine Worte", unterbrach ihn der Baron gebieterisch. „Was weißt Du von Herrn von Werloh?"

„Was ich von ihm Schlimmes weiß? Dasselbe, was Sie unbewußt in tiefster Seele fühlen und aussprachen, daß er Ihr Tyrann ist und jede Freude von Ihrem Dasein fern hält, die einen Lichtblick in Ihre Seele werfen könnte. Aber ich ahne Schlimmeres. Was war's, daß sich Martha, die hübsche Enkelin unserer Wirthschafterin, der alten Barbara, plötzlich auf lange Zeit von hier entfernte? Warum überraschte ich sie einst in vertraulichem Gespräche mit Herrn von Werloh? Warum behandelt er das Mädchen nach ihrer Heimkehr rauh und verächtlich, während sie scheu und zärtlich zu ihm aufblickt, wie die Sclavin zu ihrem Herrn? Dahinter steckt etwas, sage ich Ihnen."

Der Baron war sehr ernst geworden, aber allmählich glätteten sich seine Züge. „Es wäre freilich schlimm von ihm, hätt's ihm nimmer zugetraut, aber was willst Du, er ist jung, ungestüm rollt das Blut in seinen Adern, die Einsamkeit reift leicht die Leidenschaft, er wird gut machen, was er fehlte."

„Und werden Sie auch das Doppelspiel entschuldigen, das Herr von Werloh in der Stadt treibt?" fragte der Secretär eifrig. „Mögen Sie es denn wissen, gnädiger Herr: zum erstenmal in seinem Leben ist Fritz Gerding zum Spion geworden, dieses Mannes willen, denn ich traue ihm nicht; ich bewache jeden seiner Schritte und seit heute ist mir Alles klar!"

„Rede! Aber keine Muthmaßungen, Thatsachen will ich, wenn ich Dich hören soll!" unterbrach ihn der Baron.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Japan.

(Fortsetzung und Schluß aus Nr. 77.)

Die Felsen von Oji sind der Rand einer Hochebene, von der wir eine prachtvolle Gegend überblickten. Die Wiesen, an denen wir hingingen, waren von schönen immergrünen Fichten- und Lorbeerhecken umgeben. Dann und wann kamen wir bei großen, mit Steinmauern eingefaßten Besitzungen von Daimios vorbei. Auf einem Platze, den die Japonins Ten Oji nannten, erhob sich in einem Fichtenwäldchen eine hohe fünfstöckige Pagode. Neben ihr stand auf einem Piedestal, aus einer Blume aufsteigend, ein kolossaler bronzener Buddha, barthäuptig, mit kurzem, krausem Haar über den ganzen Kopf und die beiden Hände im Gebet faltend. Nicht weit davon sahen wir die ausgedehnten Ruinen des Palastes und Tempels des Taikun. Wir hörten, daß vor zwei Jahren hier eine blutige Schlacht zwischen dem Taikun und dem Mikado stattgefunden und mit der Nie-

derlage des Ersteren geendet habe. Von dem Palaste steht nichts mehr, als das massive, von Flinten- und Kanonenkugeln beschädigte Eingangsthor.

Diese wüsten Plätze verlassend, waren wir bald in Asaxa, einem der belebtesten Stadttheile von Yeddo. Unser Zug von fünf Barbaren und ebenso vielen Jakonins erregte bedeutendes Aufsehen. Wir besuchten zwei ungeheuere Tempel, von denen der eine dem Buddha- und der andere dem Sinto-Cultus diente. In beide strömten die Menschen zum Gebet und warfen kleine, in Papier gewickelte Münzen auf den Altar. Der Buddha-Tempel ist das größte Gotteshaus, das ich in Yeddo gesehen habe, und strahlt von Roth und Gold. An der Spitze seiner Treppe hielten zwei riesige Bildsäulen Wache. Der Tempel war mit aufgeregten Menschen gefüllt, die große Laternen hin und her schwenkten. Rings um ihn herum wurde ein Jahrmarkt gehalten, auf dem Waaren aller Arten zu kaufen waren. In ganzen Budenreihen wurde mit Pfeil und Bogen nach der Scheibe geschossen. Drei kleine Scheiben hingen vor einer Trommel; fehlte der Schüß, so verrieth ein dumpfer Schall sein Ungeschick. Die Japaner scheinen diese Unterhaltung sehr zu lieben und können stundenlang dasitzen und Pfeil auf Pfeil abschießen. Auch wir versuchten unser Heil, aber mit wenig Glück, und wurden durch eine wahrhaft reizende Japanerin, die Tochter des Eigenthümers, beschämt.

Die untergehende Sonne mahnte uns zur Rückkehr in unser Hotel. Da wir über drei Meilen weit gegangen waren, so legten wir den letzten Theil unseres Weges zu Wasser zurück. Die Flußboote gleichen den venetianischen Gondeln, nur daß sie nicht so elegant und bequem und nicht schwarz angestrichen sind. In gebückter Stellung begaben wir uns unter Deck und streckten uns auf einer Matte aus. Unsere beiden Ruderer arbeiteten mit großer Kraft und Gewandtheit. Wir fuhren unter vier weiten hölzernen Brücken hin, bei Palästen von Daimios, vielen Waarenlagern und langen Häuserreihen vorbei und befanden uns nach anderthalb Stunden in der Bai von Yeddo. Wenige Augenblicke später landeten wir vor unserem Hotel und konnten nun an die Erfrischung unseres inneren Menschen denken.

Den nächsten Tag hatten wir zum Besuche des Lustschlosses des Taikun bestimmt, das der Herzog von Edinburg während seines Aufenthaltes bewohnt hat. Man sagte uns, daß wir im Zollhause einen Erlaubnißschein bekommen würden, und wir begaben uns also dorthin. Ein höflicher Beamter erklärte uns, daß das Lustschloß gegenwärtig vom Ministerium des Aeußeren verwaltet werde, und daß wir uns also dorthin wenden müßten. Wir wollten eben in das Gebäude treten, als wir Stimmen hörten, die einander einen Namen zuriefen. Wir vermutheten, daß irgend eine hohe Person angemeldet werde, und in der That erschien bald ein großer Herr, der in grüne Seide gekleidet war, eine ungeheuere schwarze Nachtmütze auf dem Kopfe trug und einen reich geschirrten Pony ritt. Sobald er auf der falschen Seite abgestiegen war, sanken alle seine Diener auf ihre Hacken nieder und blieben in dieser Stellung, bis er in den Palast gegangen war. Wir folgten in bescheidener Entfernung und wurden in ein Zimmer geführt, das auf europäische Weise mit Stühlen und Tischen versehen war. Wir hatten nicht lange zu warten, um den Bescheid zu hören, daß wir das Lustschloß nicht betreten könnten, da wir keine Empfehlung von unserem Gesandten hätten. Wir gingen wenigstens um das Gebäude herum und ließen uns das verschanzte Lager zeigen, in dem der Taikun 200,000 Soldaten vereinigt haben soll. Der ungeheuere Umfang des Raums, den Wälle und Gräben einschließen, machte jene Zahl glaublich.

Es begann nun in Strömen zu regnen und schien nicht wieder aufhören zu wollen. Die übrige Zeit meines Aufenthalts in Yeddo war zwischen dem Hotel, einem französischen Restaurant und japanischen Läden getheilt. Der erste Preis, den jeder Händler fordert, ist immer lächerlich hoch. Man bietet ihm die Hälfte, geht zur Thür, wenn er die Waare nicht so wohlfeil weggeben will, kehrt wieder um, legt etwas zu und fährt so lange fort, bis er endlich in die Hände klatscht und so seine Zustimmung zu erkennen giebt. Nach dem längsten Feilschen hat man noch immer sehr theuer gekauft. Schöne Bronzen sind unbezahlbar und man muß sich mit seidenen Stoffen und lackirten Waaren begnügen.

Regen und Sturm und die in ein Schlammmeer verwandelten Straßen machten uns den Abschied von Yeddo leicht. Bei den letzten Ausflügen, die wir von Yokohama aus machten, hatten wir das schönste Frühlingswetter. Die Camelienbäume, die sich unter die Fichten- und Lorbeerbäume mischten, erregten unsere höchste Bewunderung. Es waren prachtvolle Bäume, zwanzig bis vierzig Fuß hoch, und ganz mit rothen Blüthen bedeckt. Wie auch die Regierung und die Beamten über die Fremden denken mögen, die gewöhnlichen Leute waren die Höflichkeit und Freundlichkeit selbst. So oft wir durch ein Dorf kamen, rief Jung und Alt: Anata Ohio! Guten Morgen, Ew. Gnaden!" Das Wort Ohio wird ganz ebenso wie der amerikanische Staat desselben Namens ausgesprochen und ein Gentleman aus Cincinnati hätte den Zuruf für ein Compliment gegen seine Heimath halten können.

In Kataffi machten wir die Bekanntschaft eines japanischen Nachtlagers. Das Theehaus, das uns Aufnahme gewährte, besaß einen europäischen Tisch und mehrere Stühle. Nach dem Abendessen suchten uns zwei Sängerinnen, muthmaßlich eine Großmutter mit ihrer Enkelin, zu unterhalten, brachten aber mit ihren Stimmen und Guitarren solche Mißtöne hervor, daß wir froh waren, als sie aufhörten. Für die Nacht gab man uns Matratzen, die härter waren als jedes Gestein, Granit allein ausgenommen. Obgleich das einzige Fenster unseres Zimmers mit Scheiben von Papier versehen war und draußen Blenden vorgesetzt wurden, fächelten uns doch die Winde des Himmels die ganze Nacht und durchkälteten uns gehörig. Wir schliefen trotzdem etwas und machten am Morgen unsere Toilette ohne Waschbecken und Spiegel.

Unser Ziel war Enasima, früher ein Eiland, welches durch das Zurücktreten des Meeres eine Halbinsel geworden ist, zu der man auf einer sandigen Landzunge trockenen Fußes gelangt. Im Sommer ist Enasima ein Sammelpunkt zahlreicher Pilger, welche die dortigen Tempel besuchen. Uns interessirte weit mehr die Aussicht, die wir von einer mit Immergrün bekleideten Höhe auf den ruhig wogenden Ocean und auf ein Panorama von beschneiten Bergen hatten, über die der Vulcan Fusijama blickte. Zum Frühstück waren wir in Kataffi zurück und besuchten noch den Tempel, in dem ein Priester ganz in demselben einförmigen Ton Gebete sprach, in dem ein katholischer Geistlicher einem spärlichen Auditorium Messe liest. In einem Seitenzimmer der Capelle kauerten die anderen Priester an einem Feuer und tranken Thee und rauchten. In Kamakura sahen wir die Riesenstatue Buddha's. Sie ist sechzig Fuß hoch und eine prachtige Arbeit von Bronze. Buddha sitzt auf den Knieen, hat die Daumen beider Hände aneinander gepreßt und ist mit niedergeschlagenen Augen in tiefe Betrachtungen versenkt. Eine schöne Einfachheit und ein ernster Ausdruck sind die Vorzüge der Statue. Gerade über der Nase, zwischen den Augen, sitzt eine große Warze. Dieselbe Eigenthümlichkeit bemerkt man bei dem Budoha von Ten-Oji und sie muß also wohl etwas zu bedeuten haben.

Geschichtliche Erinnerungen umschweben die Tempel von Kamakura mit ihren Sammlungen alter Bogen und Pfeile, Speere, Helme und Banner berühmter Taikuns. Die fröhlichen Bewohner der nahen Dörfer scheinen für diese Reliquien keinen Sinn zu haben. Ein weit größeres Interesse hat für sie die sogenannte Ebene des Himmels, ein Platz in der Nähe von Yokohama, wo die Engländer ein Lager errichtet haben. Es lagen dort neunhundert Mann vom zehnten Regiment, gute Kunden für die Bauern. Die Partei des Mikado hat diese Soldaten während des letzten Krieges sehr gut aufgenommen und den Officieren und Soldaten bequeme Quartiere gebaut. Man sprach bei unserer Abreise von einem neuen Bürgerkriege, der bevorstehe, und schien auf diese Engländer zu rechnen.

Die Säcular-Feier von Beethovens Geburtstag in Mannheim.

III.

(Schluß.)

Es würde die Grenzen einer Festschilderung überschreiten, wollten wir in gleichem Maß auch die Technik dieses einzigen Werkes beschreiben. Einige Andeutungen mögen auch hierin die Größe des Künstlers zeigen. Die Melodie, der wir jene Worte im ersten Hauptstück unterlegten: „Jetzt ist es aus!" ist aus einem Ur-Theil von drei Tonstufen gebildet. Die Rufe werden von verschiedenen Instrumenten hinter einander in einem Accord wiederholt, so daß sie ein fortlaufendes Echo bilden. Man glaubt ein unendliches, von tausend Stimmen gebrachtes Rufen zu hören, das wie ein ungeheurer Wiederhall im Hochgebirge ein unheimliches Grausen erweckt.

Im zweiten Abschnitt erweitert sich derselbe Ruf auf fünf Töne: „Heraus zum Kampf!" und wird vier Töne tiefer in einem neuen Accord wiederholt. Zu diesem Rufe ertönt dann gleichzeitig eine zweite Weise als freudiger Gesang: „Laßt die Hörner laut erschallen! Laßt die stolzen Fahnen wallen!" Beide Weisen bewegen sich in entgegengesetzter Richtung um einen einzigen Ton, als Angelpunkt, die eine heftig schlagend, die andere sanft sich windend. Sie werden dann in gleicher Art in andere Tonarten übertragen, behalten dieselbe Bewegung bei, und schwellen, allein durch den höher steigenden Angelpunkt gehoben, zu immer mächtigerem Getöse, bis sie in eine einzige triumphirend absteigende Schlußweise münden.

Die Weisen sind einfach, naiv, der Volkssprache gleich, wie Haydn's und Mozart's; sie sind charakteristisch, dramatisch, schlagend, wie bei Gluck; sie sind mathematisch genau gezeichnet und durch Nebeneinanderschichten und Aufthürmen zu einem Gebäu aufgerichtet, wie es die Mathematiker Händel und Bach nicht correcter bauten. Was Schiller der strengen Logik Lessing's, der Volksthümlichkeit Göthe's, dem phantasievollen Schwung Herder's gegenüber in seinem „Tell" vereinte, das hat Beethoven in dieser Symphonie gethan: durch ein urgewaltiges Zusammenfassen aller Kräfte hat er alle Vorzüge seiner Vorgänger überboten. Deshalb ist er der Große, der Einzige — er war mehr, als sie Alle zusammen!

Wenn wir oben eine zum Verständniß Beethovens führende Feier verlangten, so möge man dies hiermit gerechtfertigt finden. Der Wege giebt es viele, wenn man einmal das Ziel feststeckt. Was wir auch Anerkennendes über das Concert sagen mögen, wir müssen den Schluß ziehen: es war keine Feier Beethovens. Wir würden dem Dirigenten (Herrn Maret-Koning) großes Unrecht thun, wenn wir seine Aufführung der Symphonie nicht rühmten. Der Verfasser hat sie selten besser gehört. Aber was würden die Zuhörer sagen, wenn man ihnen am Schiller-Fest ein Quodlibet von Klopstock, Wieland, Tieck, Gutzkow und Hebbel brächte und zum Schluß einen Act aus Schillers „Tell"? Hier würden sie den schneidenden Gegensatz spüren; in der Musik nimmt man ihn ohne viel Nachdenken hin.

Rheinlands Volk wollte seinen großen Sohn feiern; es wollte in diesem Sohn seine eigene Glorie schauen. Die Pariser Gesang-Vereine feiern ihr Beethoven-Fest mit der ersten Messe von Beethoven, mit der „Symphonie des Völkerbund", der „Sturm-Symphonie" und anderen kleineren Werken: sie wollen einen ganzen Beethoven sehen. Die Idee mußte auch in den Veranstaltern des Mittelrheinischen Musikfestes leben. Blos Werke des Meisters wählen, war ihnen nicht auferlegt; die Wahl der Stücke mußte aber den Gedanken erkennen lassen: Beethoven hat den Geist der Nation am tiefsten ausgesprochen, drum feiern wir ihn.

Heinrich Becker.

Mannichfaltiges.

ß Technisches. Nach dem Verfahren von H. Highton werden gegenwärtig in London große Massen künstlicher Steine von der Victoriasteen-Compagnie fabricirt, welche als Bausteine, besonders aber zum Bodenbelag, in Thürschwellen, Treppenstufen, Rinnen, Kaminsimsen ꝛc. zahlreiche Verwendung finden. Die Materialien sind kleine Granitbruchstücke, Portland-Cement und Wasserglas. Es werden die Abfälle aus Granitbrüchen in der Fabrik zerkleinert; auf je 4 Theile derselben giebt man 1 Theil Portland-Cement mit soviel Wasser, als zur Erzielung einer teigigen Consistenz erforderlich ist. Gut gemischt wird diese Masse in Formen gebracht, in welchen man sie bis zur Erhärtung, etwa 4 Tage lang, stehen läßt. Hierauf bringt man die Steine, etwa 2 Tage lang, in eine Lösung von Natron-Wasserglas. Die letztere wird aus einem weichen Steine gewonnen, welcher 25 Proc. Kieselsäure enthält, die sich leicht in kalter Natronlauge löst. Man übergießt einfach den gepulverten Stein mit der Natronlauge, und legt dann die zu härtenden künstlichen Steine in die Flüssigkeit. Die in Lösung gehende Kieselsäure wird sofort vom Cement absorbirt, und das Natron löst fort und fort neue Kieselsäure, so daß im Wesentlichen nur das diese letztere enthaltende Material dem Verbrauche unterliegt. So hergestellte Platten von 2 Zoll Dicke haben sich besonders zu Trottoirs bewährt, indem sie die Feuchtigkeit nicht durchlassen und dem Froste gut widerstehen. Die Festigkeit nimmt nach Monaten noch zu. Eine 2 Zoll dicke und 2 Fuß breite Platte auf zwei Träger in 2 Fuß Abstand lose aufgelegt, trägt nach der Erhärtung des Cementes, ehe sie in die Wasserglaslösung eingetaucht worden, in der Mitte eine Belastung von circa 700 Pfund, kurz nach dem Eintauchen schon über 1000 Pfd., 5 Monate später 1700 Pfd. und nach 9 Monaten 2400 Pfd. Die Druckfestigkeit des künstlichen Steines ist zu 6440 Pfd. pro Quadratzoll engl. bestimmt worden. Eine andere Gesellschaft in Boston fertigt mit Anwendung von Magnesia-Cement künstliche Steine nach dem Verfahren von Sorel in Paris. Dieser Cement wird durch Anrühren von gebrannter Magnesia in Chlormagnesium erhalten. Mit viel Sand verarbeitet giebt er Ziegelsteine, mit kohlensaurem Kalk Nachahmungen von Marmor ꝛc. Die Bostoner Gesellschaft fabricirt auf diese Weise besonders auch Schmirgelräder, Schleifsteine, Wetz- und Oelsteine. Zu letzteren dienen Feuersteine, die zu verschiedenem Korn zerkleinert werden. — Asphaltröhren finden zur Leitung von Flüssigkeiten aller Art und von Gasen immer ausgedehntere Verwendung, nachdem namentlich der Hamburger Röhren- und Dachpappenfabrik die Herstellung einer soliden Flantschen-, wie auch Muffenverbindung für dieselben gelungen ist. Diese aus Gußeisen bestehenden Verbindungstheile sind nämlich derartig angebracht, daß die Flüssigkeit niemals mit denselben in Berührung kommen kann. Vor Allem haben sich diese Röhren für Abtritte bewährt, indem sie besser als solche von Steingut und weit besser als solche von Eisen der Zerstörung widerstehen; aber auch für Wasserleitungen unter hohem Drucke sind sie ganz vorzüglich geeignet. Zudem stellt sich ihr Preis billiger, als derjenige der Eisenröhren. — Eine Schutzvorrichtung für Circularsägen, ganz übereinstimmend mit jener, welche Hrn. Werkmeister Hermann in Kaiserslautern vor zwei Jahren in Bayern patentirt worden ist, und von der wir s. Z. auch Notiz nahmen, findet sich im „Engineering" als das Erzeugniß eines B. Littler in Cannock beschrieben. Möglich ists, daß die gleichen Ideen von einander unabhängig entstanden sind.

— In London ist dieser Tage die größte Bibel der Welt unter den Hammer gekommen und für 165 Pfd. St. zugeschlagen worden. Es ist dies die Prachtausgabe von Macklin, und der letzte Eigenthümer hatte sie durch einige 11,000 Kupferstiche und Zeichnungen aus jeder Schule bereichert. Das ganze Werk bestand aus 63 großen Foliobänden.

Verantwortliche Redaction: Vb. Gebhard Stav.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 80. Dritter Jahrgang. 1870.

* Die zu Hallenberg.

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

„Eine halbe Stunde von der Stadt," berichtete Gerding, „befindet sich das Landhaus der Wittwe Marborn. Die Frau, aus patricischer, aber verarmter Familie, lebt eingezogen in beschränkten Verhältnissen mit ihrer einzigen Tochter Melanie. Seit einiger Zeit kommt täglich Herr von Werloh über die Schwelle dieser Wohnung. Gott mag wissen, wie er sich dort eingenistet, und wie die Wittwe selber geäußert, erstrebt er die Hand ihrer Tochter."

„Ich finde darin nichts Ungewöhnliches," meinte der Baron scharf. „Haß und Eifersucht verblenden Dich. Ist das Mädchen seiner Liebe werth?"

„Melanie Marborn ist ein Engel, aber sie liebt ihre Mutter zärtlich, die in einer Verbindung mit dem dereinstigen Erben von Hallenberg, denn Ihr Vetter hat Sie schon als sterbend dargestellt, ihr eigenes Glück, das Glück ihrer Tochter sieht."

„Und woher weißt Du diese Neuigkeit so genau?" fragte der Baron.

„Ich glaube, Sie wissen, daß Fritz Gerding Sie noch nie belogen hat. Die Quelle meiner Nachrichten lassen Sie mein Geheimniß sein, gnädiger Herr. Aber alles dieses wäre noch keine Schlechtigkeit. Eine Schlechtigkeit ist's, wenn Herr von Werloh auch im Hause des reichen Kaufmannes Westhoff ein täglicher Gast ist und, wie mir gestern im Comptoir mitgetheilt wurde, wo ich in Gutsgeschäften zu thun hatte, wohl bald die Verlobung zwischen ihm und der jungen Alma, der einzigen Tochter des Hauses, gefeiert wird."

„Das ist ein Verbrechen!" rief der Baron außer sich. „Wenn es Wahrheit wäre, was Du mir enthüllst, nie hätte ich's ihm zugetraut und sobald er kommt —"

„Ich beschwöre Sie, gnädiger Herr, kein Wort zu ihm von Allem, was ich Ihnen mitgetheilt," unterbrach der Secretair den Redenden. „Mit eigenen Augen sollen Sie sehen, mit eigenen Ohren hören. O, mein guter, gnädiger Herr, vertrauen Sie mir. Ich will ja nichts weiter, als Sie dem Leben und der Freude wieder geben; seine Ausbildung, seine Stellung, sein Glück, alles dankt der schlichte Müllerssohn Ihrem Vater und Ihnen, kann er es ruhig ansehen, wenn böse, falsche Menschen Sie zu umgarnen versuchen?"

Der junge Edelmann legte beide Hände auf die Schultern des Secretairs und sah ihm fest in's Auge. „Ich glaube Dir," sagte er dann mit herzlichem Tone. „Ich will Dich als meinen guten Genius betrachten, der rücksichtslos, aber mir selbst zum Heil, den Schleier von der Wahrheit zog, mit dem ich selber sie zu umhüllen liebte. Ich will mich Deiner Führung anvertrauen, will versuchen, ob wirklich noch Leben und Liebe — still, mein Vetter! Lösche die Kerzen aus, Gerding."

Einen vorwurfsvollen Blick warf der Secretair auf den Baron. „Gnädiger Herr, —"

„Du hast recht," sagte Alwin, leicht erröthend, „mag er kommen."

Und er kam. Stolz und gebieterisch wie immer, öffnete er die Thür des Zimmers, auf der Schwelle seinem Verwandten beide Hände zum Gruß entgegen streckend. „Du hast mich noch nicht erwartet, Alwin," sagte er, „allein die Sorge um Dich ließ mir nicht Ruhe und ich wählte den kürzeren, wenngleich gefahrvolleren Weg durch den Waldbach, um eher bei Dir zu sein. Du siehst heute Abend wieder so nervös, so abgespannt, — aber Gerding," unterbrach er sich, und der schmeichelnde Ton seiner Stimme wurde schroff und verletzend, „sind Ihre Augen so schwach geworden, daß sie der vielen Kerzen bedürfen? Ich begreife Ihre Unvorsichtigkeit gar nicht, als ob ich nicht eine Stunde vom Hause sein kann, ohne daß Nachlässigkeiten vorfallen."

„Wenn wirklich Nachlässigkeiten vorfielen, lieber Vetter," unterbrach Alwin den Gereizten, „so bin ich, Gott sei Dank, noch nicht todtkrank genug, um denselben zu steuern. Daß dieses Zimmer aber hell beleuchtet ist und daß in Zukunft jedes trübe Halbdunkel aus meiner Nähe verbannt bleibt, geschieht auf meinen Willen und Befehl."

„Ich kann mir denken, wer Deinen Zustand benutzt, Dich zu Extravaganzen zu verleiten!" bemerkte Eduard kalt, „aber Du vergissest, daß nach Ausspruch des Arztes einer augenblicklichen Erregung der Nerven, die Du für Besserung nimmst, eine desto größere Reaction folgt."

„Ich will diese Reaction abwarten, bis jetzt ist sie noch nicht erfolgt, obgleich ich so kühn war, die Tasten eines Flügels zu berühren, und ich gestehe Dir, ich fühle mich heute wohler als je, so wohl, daß ich Lust hätte, morgen einmal zur Stadt zu fahren, wo ich seit Jahr und Tag nicht war. Es muß doch gar prächtig geworden sein, daß es Dich fast täglich dahin zieht."

Eduard von Werloh wurde todtenbleich, zwischen den fest aufeinander gepreßten Lippen schimmerte ein Blutstropfen.

Fritz Gerding kannte seinen Herrn, er wußte, daß Alwin, gutmüthig bis zur Schwäche, kein Ziel kannte, wenn sein Zorn erregt wurde oder er die Wahrheit eines Verdachtes erkannte. Er hielt es für gerathen, einzuschreiten.

„Verzeihung, Herr Baron," nahm er das Wort, „da Herr von Werloh früher gekommen ist, als wir glaubten, könnten wir wohl über den neuerdings verübten Frevel reden. Es ist in der letzten Nacht abermals Wilddiebstahl verübt, der Jude Ruben aus dem Dorf will Klagas mit seiner Flinte dicht bei seinem Hause gesehen haben."

„Das ist ein gefährlicher Mensch, dieser Klagas," meinte der Baron, „und wenn sich Herr von Werloh nicht des Burschen angenommen hätte, so hätten wir ihn schon längst ins Zuchthaus gesandt. Wenn man ihn abermals überführt, wär's Schwäche, ihn zu schonen."

„Mehr als Schwäche," bestätigte der Secretair, „als ob die Wilddieberei das einzige Schlimme wäre, das man diesem Klagas nachsagt."

„Hm," meinte Herr von Werloh achselzuckend; „Ihr solltet Euch hüten, diesen Mann gar zu sehr zu reizen, Gerding. Ihr

wißt, Klagas iſt Euer Feind, ſeitdem Ihr ſelber ihn auf Jagdfrevel ertapptet."

Der Secretair richtete ſich auf. „Ich fürchte keinen Schurken, gnädiger Herr," ſagte er, „was ich thue, geſchieht im Dienſte meiner Herrſchaft und mein Gewiſſen iſt rein."

Ein leiſes Klopfen unterbrach das Geſpräch der Männer. Ein Diener erſchien an der Thür. „Gnädiger Herr," ſagte er, ſich mehr zu Werloh als an den Herrn des Hauſes wendend, „draußen ſteht der Klagas und wünſcht den Herrn Baron zu ſprechen, ich habe ihm aber bedeutet, daß nur Herr von Werloh in den Morgenſtunden Gehör gebe, wenn er ſich nicht an Herrn Gerding wenden wolle."

„Was mag er haben?" meinte Alwin, „ob wir ihn kommen laſſen?"

„Um Gottes willen nicht, die Aufregung könnte Dir ſchaden," rief Eduard eifrig, „ich werde ihn morgen ſprechen, ſage ihm das, Friedrich."

„Und ich will ihn heute Abend ſehen," rief der Baron, nachdem er einen Blick mit ſeinem Secretair gewechſelt hatte, „man ſoll ihn hierher führen, Friedrich."

„Du ſcheinſt heute das Widerſpiel meiner Wünſche zu lieben, Vetter," warf Eduard halblaut ein.

Der Diener gehorchte nicht ſogleich. Faſt ſcheu blickte er auf Herrn von Werloh.

„Bin ich nicht verſtanden?" fragte Hallenberg, einen Blitzſtrahl aus ſeinen Augen auf den Schwankenden ſchleudernd.

Im Nu war der Diener verſchwunden und im nächſten Augenblick erſchien der Gemeldete im Cabinet des Gutsherrn.

Gottfried Klagas mochte etwa vierzig Jahre zählen, ſeine Statur war unterſetzt, aber musculös, ſein Haar ſchwarz und ſtruppig, und ſein Geſicht roth und verſchwommen. Rohheit und Verbrechen ſtanden auf ſeine Stirn geſchrieben. Frech, ohne jene Scheu, die der Untergebene gewöhnlich dem ſo unermeßlich hoch über ihm Stehenden bezeugt, ſtand der Wildſchütz den Herren gegenüber, Eduard von Werloh einen faſt vertraulichen, dem Secretair aber einen ſo feindſeligen Blick zuwerfend, daß ein eigenthümliches Gefühl den ſonſt ſo beherzten Mann beſchlich. Der Baron hatte im Fauteuil vor dem Schreibtiſch Platz genommen.

„Ihr wollt mich ſprechen, Klagas, zu ſo ungewöhnlicher Zeit?" fragte er und etwas unwillkürlich Gebietendes lag im Ton ſeiner Stimme. Man erkannte, daß es der Herr war, der ſprach.

„Ja, gnädiger Herr, hab' Euch ein Anliegen vorzutragen," erwiderte Klagas mit rauher, heiſerer Stimme. „Zuvor wollte ich Euch aber ſagen, ehe andere alberne Gerüchte an Euer Ohr dringen, daß ich's nicht war, der dieſe Nacht wiederum Wilddieberei getrieben hat, ich kann mein Alibi, wie's im Criminal heißt, beweiſen, und Gott ſoll den ver—"

„Das gehört nicht hierher," unterbrach ihn der Gutsherr kurz. „Zur Sache!"

„Martha, die Enkelin der alten Barbara, mag ich leiden, ich möchte ſie zum Weib haben; man könnte mir's vielleicht abſchlagen, ſprecht Ihr mit dem Mädchen, ich habe mein Brod."

„Ein ſeltſames Anſinnen," meinte der Gutsherr lächelnd. „Ich habe keine Macht über Herzen. Liebt Euch das Mädchen denn?"

„Hm, ich glaube nicht, aber es wäre gut, wenn ſie bald unter die Haube kommt, ich thue vielleicht noch ein gutes Werk, ſprecht mit ihr, gnädiger Herr; der Klagas wird's Euch danken."

„Ich werde mit dem Mädchen ſprechen," ſagte Werloh. „Ich ſehe nicht ein, wenn der Mann es ehrlich meint —"

„Und Ihre Anſicht, Gerding?" fragte der Baron, da ſein Vetter inne hielt?

„Ich werde Alles aufbieten," erwiderte der Secretair, „ſelbſt wenn das Mädchen blind genug, vielleicht durch andere verleitet ſein ſollte, in ihr Unglück zu rennen, ſie davor zu bewahren."

Die Fauſt des werbenden Mannes ballte ſich, die Adern auf ſeiner Stirn ſchwollen plötzlich an, wenig fehlte und er wäre auf den Secretair zugeſtürzt.

Der Baron erhob ſich, gebieteriſch ſtreckte er die Hand gegen Klagas aus. „Geht," ſagte er, „verſucht es ein Jahr oder zwei, durch Euere Aufführung jene finſteren Gerüchte zu widerlegen, die über Euch im Schwange ſind, und wenn das Mädchen dann noch frei iſt, wollen wir weiter ſehen."

Klagas wollte antworten, aber ein Wink Eduards von Werloh ſchien ihn zu beſtimmen. Er neigte trotzig, kaum merkbar das Haupt und verließ das Cabinet des Gutsherrn.

Eine Pauſe entſtand. Ganz wirkungslos war der Eindruck nicht vorüber gegangen, den die wilde Erſcheinung des Mannes auf die Anweſenden ausgeübt hatte. Schweigend wurde die Abendmahlzeit eingenommen, nach deren Beendigung ſich Werloh, Ermüdung vorſchützend, aus dem Zimmer begab.

(Fortſetzung folgt.)

Die Ahnfrau unſerer Anrichte.

In den Kunſtgewerben iſt ein Wetteifer entbrannt. Die Weltausſtellungen haben gezeigt, welchen Vorſprung der Schönheitsſinn einem Volke giebt. Man ſucht jetzt durch Ausſtellungen, Muſterſammlungen, Zeichenſchulen u. a. m. den Geſchmack zu heben. Unter den literariſchen Hilfsmitteln möchten wir auf ein franzöſiſches hinweiſen, deſſen Verfaſſer auch bei uns Ruf hat, obgleich ſein Werk nicht ſehr bekannt iſt. Viollet le Duc's Dictionaire raisonné du Mobilier français de l'époque Carlovingienne à la Renaissance iſt ein ausgezeichnetes Buch. Es erſcheint ſeit zehn Jahren in Lieferungen und iſt noch nicht vollendet. Sein Verfaſſer hat eine große Anzahl von alten Miniatur-Handſchriften in Klöſtern, öffentlichen und Privat-Bibliotheken benutzt. Einer der beſten Artikel ſeines Werkes iſt der über die mittelalterliche Anrichte, von uns, wenn ſie im Zimmer ſteht, Büffet genannt.

Im Mittelalter war die Anrichte ein vornehmes Möbel und die Etiquette beſtimmte, wie viele Fächer (Zwiſchenbretter, Unterſchiede) ſie haben durfte. Edelleute von höherem Rang waren zu einer Anrichte mit drei „Stufen" berechtigt, bloſe „Herren von" mußten ſich mit zweien begnügen. Die franzöſiſchen Königinnen genoſſen des Vorrechtes, ihre goldenen und ſilbernen Gefäße, Kryſtallſachen und feinen Töpfergeſchirre auf Anrichten mit fünf Stufen über einander aufſtellen zu dürfen. Allerdings gab es wie heute auch in den Küchen Anrichten, aber dieſe wurden blos dazu benutzt, die einen Gang bildenden Schüſſeln, die im Speiſeſaal aufgetragen werden ſollten, in Ordnung zu bringen. Die prunkend ausgeſtellten Anrichten ſtanden nicht blos in den zu Feſten beſtimmten Zimmern, ſondern auch in den Privatzimmern. Sie hatten eine Rückenwand, die nicht ſelten einen Thronhimmel trug. Die Fächer waren mit Damaſttüchern belegt, deren Enden man mit Stickereien zu ſchmücken pflegte, und auf ihnen ſtand der ganze Reichthum, den das Haus an ſilbernen und goldenen Gefäßen beſaß.

Das Haus Burgund war es, welches dieſe Sitte aufbrachte. Alienor von Poitiers hat uns die Anrichte Iſabellens von Bourbon, der Gemahlin Karls des Kühnen, beſchrieben. Sie hatte vier ſchön gearbeitete Stufen, auf denen Gefäße von

Krystall, mit Gold und Edelsteinen eingefaßt, und Geschirre von gediegenem Gold in geschmackvoller Ordnung standen. Auch drei Confectbüchsen mit Juwelen und zwei große silberne Armleuchter trug die Anrichte. Neben ihr befand sich ein kleiner Tisch mit Bechern und Kannen, aus denen die Gäste von Madame, nachdem sie von den Süßigkeiten in den Confectbüchsen gegessen hatten, mit Wein bedient wurden. Als Isabella von Marie, der nachmaligen Gattin des Kaisers Maximilian, entbunden worden war, stand in ihrem Wochenzimmer eine Anrichte und eine zweite in dem Paradezimmer, durch das jeder Besuch geführt wurde. Die letztere war die prächtigere und mit Geschirren von vergoldetem Silber ganz beladen.

Die Confectbüchsen waren stets mit Süßigkeiten gefüllt, von denen man den Gästen bei der Ankunft und beim Abschiede anbot. Sie hatten gewöhnlich die Form eines Bechers mit einem Deckel und mit einem reich verzierten Fuße und standen auf einem länglichen Präsentirteller mit Handgriffen, die das Herumtragen bei den Gästen erleichterten. Auf der einen Seite neben der Confectbüchse lagen die Löffel, mit denen man sich von dem Inhalt nahm, auf die andere Seite legte man den Deckel. Die Krone des letzteren hatte einen Rand, damit der Deckel, wenn man ihn mit der oberen Seite nach unten auf den Präsentirteller legte, fest stehe und die Servietten aufnehmen könne, mit denen die Gäste sich die Finger reinigten, nachdem sie gegessen hatten. Zu den Confectbüchsen nahm man verschiedenes Material, meistens vergoldetes Silber oder Gold mit Schmelz und Edelsteinen. Im Verzeichniß der Geschirre Karls V. von Frankreich figuriren acht Confectbüchsen von reinem Gold und fünfundvierzig von Gold, eingefaßt mit edlen Steinen und Perlen. Zum Hofstaat der Herzoge von Burgund gehörten zwei Confectmacher nebst zwei Gehilfen, welche alle Gewürze, Zuckersachen und sonstige Conditorwaaren in ihrer Verwahrung hatten. Trat der Confectmacher mit seiner Büchse ein, so hatte er erst von ihrem Inhalte zu kosten, ehe der erste Kammerherr sie ihm aus der Hand nahm. Nun konnte auch der Herzog essen, ohne Furcht vor einer Vergiftung.

Auf der Anrichte stand auch das „Schiff", ein kleines tragbares Gefäß für Mundtücher, Gabeln, Messer, Löffel und Gewürze von der Form eines Schiffes und mit einem Schloß versehen. Es wurde auf den Tisch vor den Hausherrn gestellt, der den Schlüssel dazu hatte. Die Schiffsform wurde streng durchgeführt, selbst die Matrosen fehlten nicht und die Segel bestanden aus Seide. Am Rand und an den Seiten des Schiffes hingen Banner mit dem in Schmelz ausgeführten Wappen des Eigenthümers. Sie bildeten die Thüren der inneren Fächer oder die Vorderseite der Auszüge. Wie die Sitte des Vorkostens verdankten auch diese phantastischen Gegenstände der Furcht vor Vergiftung ihren Ursprung. Auf den Tafeln der französischen Könige war das Schiff noch im vorigen Jahrhundert im Gebrauch. Auch ihren Wein hielten die französischen Seigneurs in Fäßchen, die auf der Anrichte ihren Platz fanden, unter gutem Verschluß.

Die Fäßchen wurden von feinem Holz mit eingelegtem Silber, oder von Elfenbein, oder von Silber gemacht. Einige waren für Weine, andere für den Senf oder die Sauce bestimmt. In den Comptes Royaux befinden sich Rechnungen des Goldschmidts Guillaume Arode über ein silbernes Fäßchen für Senf und über zwei andere, mit einem Schloß versehene für Saucen. Die Weinfäßchen standen oft auf einem silbernen Bock, so daß ein Becher unter den Hahn gestellt und gefüllt werden konnte. Wir müssen hierbei erwähnen, daß man vor dem 16. Jahrhundert nie Flaschen mit Wein auf den Tisch stellte. Bei einem mittelalterlichen Bankett reichte der Gast seinen Becher einem Pagen, der ihn gefüllt zurückbrachte. In den älteren Zeiten wurde das Faß auf den Boden gelegt. Als die Sitten sich verfeinerten, hob man es auf die Anrichte, die deshalb Credenztisch oder Büffet genannt wurde, und bildete es aus kostbarem Stoff.

(Schluß folgt.)

Keine Regiments-Musik mehr!

Armes Leben! dich umziehet
Schwarze Nacht auf deiner Rhede!
Dich durchfegen kalte Stürme,
Wo dir früher Zephir wehte!
Wo ich trostlos mich hinwende,
Seufzt in Trauer Land und Meer:
„Für den bay'rischen Soldaten
Giebt es keine Musik mehr!

Einst durch viele Länder zogen
Wir zu Hellas fernem Strande.
Waren müde unsre Glieder,
Rief der Oberst das bekannte
„Musik!", und in leichtem Tacte
Schritt dahin das ganze Heer;
Aber jetzo auf dem Marsche
Giebt es keine Musik mehr!

Kamen wir auf unsrer Route
Durch ein Städtchen — welch' Vergnügen!
Grüßend uns entgegen strömten
Mädchen schön in großen Zügen,
Beigelockt von süßem Schalle,
Den die Holden lieben sehr;
Aber jetzo für die Mädchen
Giebt es keine Musik mehr!

War des Königs Tag gekommen,
Hörtest du durch alle Straßen
Die Reveille in hohem Jubel
Zu dem hehren Feste blasen.
Jung und Alt schritt mit dem Zuge,
Unserem Könige zur Ehr';
Aber jetzo für die Treuen
Giebt es keine Musik mehr!

* * *

Armes Leben! dich umziehet
Schwarze Nacht auf deiner Rhede!
— — Aber horche nur! Es schmettert
Wieder lustig die Trompete . . .
Ha! du bist es noch, du schönes,
Du geliebtes Musikcorps!
Droht dir **Einer**, Hunderttausend
Heben höher dich empor!!

Landau, Juli 1870. Fr. Jung.

Mannichfaltiges.

— Die ausgedehnteste Anwendung haben die in neuester Zeit so vielfach empfohlenen Brutkisten bis jetzt wohl in dem anmuthigen Elisenhain zu Eldena bei Greifswald auf einem verhältnißmäßig kleinen Raume gefunden. Nicht weniger als 600 derselben sind hier an den mächtigen Buchen- und Eichenstämmen befestigt und fast alle sind von Staaren bewohnt. An einer einzigen mehrhundertjährigen Buche mit majestätischem Blätterdache sind bis zu einer Höhe von 50 Fuß allein 86 Brutkisten angebracht. Dafür gehört denn auch eine Raupe in dem lieblichen Haine und seiner Umgebung zu den Seltenheiten, und das muntere Völkchen der nützlichen Staare zieht in seine Gesellschaft auch andere gefiederte Sänger. Das Verdienst um diese Anlage gebührt dem Restaurateur des Elisenhaines, Herrn Richter, der die Brutkisten bis auf 1000 Stück zu bringen hofft.

— Die Rigibahn ist bis zum Tunnel vollendet und gegenwärtig wird das Material für die Eisenbahnbrücke jenseits des

Tunnels über den Schnurtobel hinaufbefördert; von da bis zum Kaltbad sind die Erdarbeiten in vollem Gange, und Schienen und Zahnstangen können gelegt werden, sobald die Brücke montirt ist und der Transport über dieselbe stattfinden kann.

— Zwei Mitglieder des schweizerischen Alpenclubs, Emil Ober aus Interlaken und Ferdinand Springer aus Berlin, haben am 18. Juni in Begleitung zweier Führer von der Oeschinenalp aus den bis dahin noch von keinem Fuß betretenen, beinahe senkrecht aufsteigenden, gegen 10,000 Fuß hohen Blümlisalpstock erklommen. Die Genannten mußten ihr weiteres Vorhaben, über die Jungfrau das Mönchsjoch zu ersteigen, aufgeben, da bei dem Ueberschreiten des Aletschgletschers leider einer ihrer Führer, ein Walliser, in einen tiefen Eisschlund stürzte, aus dem er nach stundenlangem Suchen und Mühen todt herausgetragen wurde.

— Lancashire ist ganz unerwarteter Weise von einem Wolkenbruche heimgesucht worden, welcher mehrere Personen getödtet und sonst an Leib und Eigenthum großen Schaden angerichtet hat. Stellenweise stand das Wasser sieben Fuß hoch. Mehrere ziemlich starke Gebäude wurden weggeschwemmt, zwei Kohlengruben unter Wasser gesetzt und überhaupt ein Schaden angerichtet, den man zur Stunde noch nicht genau abzuschätzen vermag, der sich aber auf mehr als 100,000 L. belaufen wird.

— Aus Alexandria wird von einem starken Erdbeben gemeldet, welches dort am Abend des 24. Juni stattgefunden hat und gleichzeitig in Kairo, Ismailia und an der Ostküste des Rothen Meeres empfunden wurde. Es waren drei Stöße, die sich in kurzen Zwischenräumen folgten; der zweite der stärkste. In Alexandria hörte man dabei ein dumpfes Rollen. Die Bewegung war scheinbar von Südost nach Nordwest. Im Hafen war das Meer in unruhiger Bewegung, und die ankernden Schiffe wurden stark geschaukelt. Unglücksfälle sind nicht vorgekommen. In Kairo waren die Stöße noch stärker, und es sollen einige Gebäulichkeiten eingestürzt sein. Aus Ismailia wird berichtet, daß die drei Stöße sehr heftig und in der Richtung von Osten nach Westen gewesen seien. Jeder Stoß habe etwa fünf Secunden gedauert.

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

Karl Mathy. Geschichte seines Lebens von G. Freytag. Leipzig. Verlag von R. Hirzel. 1870.

Ein Volksbuch, das in seiner Darstellung die Vorzüge des Historikers mit denjenigen des patriotischen und geistvollen Feuilletonisten meist glücklich zu verbinden weiß, ist die obengenannte, 420 Seiten starke Schrift.

Echte Sittlichkeit, wahre, hohe Vaterlandsliebe, ganze Keuschheit des freien Gedankens, tiefe Kenntniß und volle Würdigung des modernen Staates und der bestimmten Forderungen, welche derselbe im Interesse des Ganzen unerbittlich an seine Bürger stellen muß, durchwehen gleicherweise den Biographen wie den von ihm gezeichneten, kühn angelegten deutschen Staatsmann. Denn als ein solcher erwies sich der Mannheimer Karl Mathy, je weniger er in den Jahren idealer Bewegung und jugendlicher Ueberstürzung, in 1848 und 1849, von gar Manchem seiner warmblütigen näheren Landsleute dafür gehalten wurde. Nachträglich haben das Viele, wenn auch nur bei sich, sagen müssen — sofern sie leidenschaftslos und ehrlich waren — die früher heftig wider ihn standen.

G. Freytag, der seiner Nation die trefflichen und fleißigen „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" geschaffen hat, war ganz der Mann dazu, das Bild des etwas älteren Freundes nach allen ihm zu Gebote stehenden, durchaus discret benützten mündlichen und schriftlichen Quellen zu gewinnen und festzuhalten für die dankbare deutsche Nachwelt, auf daß sie sich daran erbaue und stärke für weiteres nationales Thun und Leben.

Vom Vaterhause (Mathy wurde 1807 geboren) begleiten wir, das Buch in der Hand, den jungen, gesunden, rastlos fleißigen Cameralisten durch die Universitätsjahre in die badische Praxis, zum Hambacher Fest (Mai 1832) und zum Journalistenberuf. Dann folgen wir dem noch jugendlichen Gatten auf der nur halbfreiwilligen Flucht in die Schweiz und finden ihn hier mitten unter den Flüchtlingen so vieler Länder Europas, in Beziehungen zu G. Mazzini, dem Typus aller politischen Conspiratoren, um ihn endlich, müde von der Flüchtlingshatz, ein wohnlich Asyl als Schulmeister von Grenden, im Kanton Solothurn, erlangen zu sehen. Dabei fallen helle Lichter auf die oft trübe Bewegung des damaligen „jungen Europa", wie es in der Schweiz, in Italien und Paris sich bildete und umtrieb.

1841 kehrte Mathy in die Heimath Baden zurück, um die „Badische Zeitung", das rasch zur Anerkennung gelangte Organ der kräftigen Landtagsopposition jener Tage, herauszugeben und noch im nämlichen Jahre als Abgeordneter in die Kammer einzutreten. Der Kampf für die Verfassung, nach Rechts und nach Links hin, war jetzt sein unumstößliches Programm, an dem er, nichts scheuend, Alles opfernd, festhielt, bis ihn das Jahr 1848 in die Frankfurter Nationalversammlung rief, nachdem er schon eines der vollwichtigsten Mitglieder des 50er Ausschusses gewesen. Die einzigartige Bewegung des deutschen Volksgeistes, wie sie das Jahr 1848 zeigte, machte Mathy auch zum Mitglied des badischen Ministeriums, aus dem ihn später das Ministerium Marschall und v. Rüdt in der rücksichtslosesten Weise vertrieb. So zu sagen daneben war er Minister resp. Unterstaatssecretär bei der deutschen Reichsregierung gewesen und lebte alle Wandelungen derselben thatkräftig und männlich-ernst mit durch. Ungebrochen überdauerte er den Ausgang und das Ende der Volkserhebung, um von neuem, zunächst als badischer Abgeordneter, den Kampf aufzunehmen für den nationalen Gedanken und seine liberale Durchführung.

In den 1850er Jahren suchte und fand der unbemittelte, ausnahmsweise arbeitstüchtige Mann Stellung und Auskommen als Bankdirector in Berlin, Gotha und Leipzig. Es mußte die neue, bessere Aera in Baden kommen, und der hochsinnige v. Roggenbach dort Minister des Auswärtigen werden, ehe die engere Heimath einen ihrer besten Söhne zurückrief. 1862 wurde Mathy vorsitzendes Mitglied des Finanz- und 1864 Präsident des badischen Handelsministeriums. Weckte beides seine gesetzgeberische Thätigkeit wieder, so stellte ihn das Jahr 1866 vor die Frage: Auf welcher Seite Baden für Deutschland einzustehen habe. Mathy war nicht zweifelhaft, daß dies da sein müsse, wo Preußen stehe und kämpfe. Allein die Umstände waren damals stärker als er. Er trat aus dem Ministerium, um schon Ende Juli 1866 ein neues zu bilden mit Jolly, v. Freydorf u. s. w. Seinen innigsten Wunsch: den Eintritt Badens in den Norddeutschen Bund, erlebte er nicht mehr, am 3. Februar 1868 starb der kinderlose Mann, betrauert von Baden, dessen Großherzog mit eingeschlossen, von vielen der Besten in Deutschland und von seinem treuen Weibe, das den Schmerz um den Tod von drei erwachsenen und geliebten Kindern mit dem Gatten getheilt und ritterlich überdauert hatte.

Von Allem dem giebt Freytag in seinem Buche, welches „der Freund dem Freunde, ein Journalist dem anderen, der Preuße dem denkenden Badenser" geschrieben hat, frische, packende Kunde, in dem Bewußtsein, daß tüchtiges Leben auf Erden nicht mit dem Tode endigt, daß es fortdauert im Gemüth und Thun der Freunde, wie in den Gedanken und der Arbeit des Volkes. Möge Jeder der zahlreichen Leser und Leserinnen, welche diesem Buche herzlich und ernstlich zu wünschen sind, etwas davon in sich verspüren.

W. S—r.

Verantwortliche Redaction: Wh. Gebhard Stan.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 81. Dritter Jahrgang. 1870.

* Die zu Hallenberg.

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

Nachdenklich, mit gewölbter Stirn, schritt der Vetter des Gutsherrn über die Corridore, die zu seinen Gemächern führten. Flackernden Irrlichtern gleich tauchten tausend böse Gedanken ohne Ziel, ohne Form vor seiner Seele auf und nieder, und Klagas, der Wilderer, spielte die Hauptrolle in dem finsteren Drama, von dem — vielleicht ihm selber unbewußt — sein Inneres träumte.

Er hatte sein Zimmer erreicht, fast ängstlich blickte er sich in dem mittelgroßen Raum rings um, als erwarte er, das Antlitz des Mannes hinter einer der schweren Sammetdraperieen hervorlugen zu sehen; dann klingelte er dem Diener.

„Meinen Schlafrock!“ befahl er, „und dann magst Du zur Ruhe gehen.“

Wenige Minuten später ruhte Herr von Werloh auf dem weichen Divan; er war in einen kostbaren Schlafrock gehüllt und hielt die Cigarre im Munde. „Es muß zu Ende kommen,“ sagte er halblaut vor sich hin. „Der Bursche von Gerding muß unschädlich gemacht werden, ha, wenn Klagas, — er wäre der Mann dazu, aber wie ihn zu einer That veranlassen, die auf mich selber zurückfallen könnte? Aber fort muß er, denn mir ahnt, er weiß mehr von mir, als ich für nöthig halte. Wenn er hinter das Doppelspiel in der Stadt käme, wenn Martha plauderte, aber ja, ich habe sie Alle, Alle am Seile, lange kann der überspannte Alwin es nicht mehr treiben, und wenn ich erst der Herr bin und Erbe —“

Es huschte hinter der Thür, ein leichter scheuer Tritt, es kratzte kaum hörbar und geräuschlos, wie ein Schatten schlüpfte ein Weib durch den kaum halb geöffneten Flügel.

„Martha, Du wagst es, was willst Du hier?“

Sie war nicht schön, die Enkelin der alten Wirthschafterin, denn sie war es, die sich im Zimmer des Edelmannes befand; aber sie zählte zwanzig Jahre, war kräftig und üppig gewachsen, und es lag etwas Gewinnendes in ihrem gebräunten Antlitz, das jetzt die Spur hoher Aufregung trug.

„Was ich will? Schutz und Nachricht. Was ich wage? Wozu mich die Verzweiflung treibt. Ist es wahr? Klagas, der wilde wüste Mensch, war bei dem gnädigen Herrn und hat um mich angehalten?“

„Vor allen Dingen,“ bemerkte Werloh, sich gemächlich dehnend und eine Rauchwolke in die Luft blasend, „vor allen Dingen, sei so gut, nicht so laut zu schreien. Glücklicherweise habe ich den Diener zu Bette geschickt, im anderen Fall hätte ich Dich wahrlich hinauswerfen lassen.“

„Böser, furchtbarer Mann, der Du mit dem Heiligsten Spott treibst, vergissest Du, was Du mir geschworen; welche Waffe ich gegen Dich in Händen führe?“

Werloh lächelte hämisch. „Keine Tiraden, meine Gute,“ sagte er, „überlasse das den Damen der Stadt. Vergissest Du denn, daß in meiner Hand sich eine weit mächtigere Waffe befindet: Dein Kind, das ein Wort von mir in's Elend stürzen, auf ewig von Dir trennen kann?“

Martha's drohend aufgerichtete Gestalt sank zusammen. „Es ist wahr,“ murmelte sie, „ich vergaß unser Kind, unseren Sohn, den ich nie gesehen —“

„Deinen Sohn“, unterbrach sie der Edelmann scharf, „der sich in guter Pflege befindet, und je gehorsamer Du Dich meinem Willen fügst, desto eher Dir zurückgegeben werden wird.“

Martha neigte das Haupt. „Sprecht, was soll ich thun?“

„Klagas' Weib werden,“ erwiderte der Edelmann, eine neue Wolke von sich blasend.

„Niemals, eher sterben!“

So fest, so verzweiflungsvoll fest war der Ton ihrer Stimme, daß Werloh, der den Charakter des Mädchens kannte, von jedem Versuch abstand, ihren Sinn zu beugen. „Wie Du willst. Ich meinte Dein Bestes. Vielleicht hätte man auch nach der Hochzeit Dir Deinen Sohn als Pflegekind übergeben,“ erwiderte er trocken. „Aber ich will Dich nicht zwingen.“

„Lieber ihn niemals sehen, als an Leib und Seele verderben,“ rief Martha. „O Herr! entsetzlich straft mich Gott für meine Sünde. Hätte ich Euch nie, nie gehört. Aber wer konnte glauben, daß Euere Schwüre Wind, Euere —“

„Du langweilst mich, Kind! Geh' schlafen, gute Nacht!“

„Nur eins noch, wie geht es dem Kinde?“

„Ich hatte Nachricht, der Knabe wächst munter heran, ich verdoppele das Kostgeld für ihn.“

Demüthig küßte Martha den Saum seines Rockes. „Ich war ein dummes thörichtes Mädchen,“ sagte sie leise, „mußte doch wissen, daß ein hoher Herr nur sein Spielwerk mit armen Geschöpfen treibt, aber um seinetwillen dank' ich Euch, daß Ihr gut seid gegen mein Kind, und nun, da ich über ihn beruhigt, da ich von Klagas nichts zu fürchten habe, will ich Euch auch nicht länger quälen. Gute Nacht, gnädiger Herr, gute Nacht!“ Ihre Stimme war weich und schmelzend geworden, während der letzten Worte und mit einem letzten, fast liebevollen Blick auf den Mann, der sich nicht die Mühe nahm, ihren Gruß zu erwidern, sondern vertieft in den Genuß seiner Havana mit halbgeschlossenen Augen sich dehnte und streckte, verließ sie leise und flüchtig, wie sie gekommen war, das Cabinet des Edelmanns.

Ob wohl eine Saite, von der weichen Hand des Mitleids berührt, im Herzen des Mannes leise tönte? Seine Züge verriethen keine Spur einer Bewegung, nur ein bitteres, fast höhnisches Lächeln spielte um seine Lippen.

„Marionetten alle, alle; jeder Mensch ist eine geborene Marionette, und es handelt sich nur darum, den rechten Draht unter den zahlreichen Fäden ihrer Neigungen und Leidenschaften zu finden und ihn zu lenken. Mein Weg wurde mir nicht geebnet; wohl, ich will ihn mir bahnen, wer sagt mir, wie's droben ist? Hier will ich herrschen und genießen, Amboß oder Hammer sein. Und thut's dem Hammer weh, wenn er ein Menschenherz oder zwei zerschlägt? Fühlen ist Thorheit, nur der, der auf der Höhe steht, unberührt von Empfindungen, ist Sieger, — ich will's versuchen.

2.

Die Morgensonne sendet ihre Grüße über Berg und Thal; „der Frühling ist kommen,“ schreibt sie mit goldenem Strahl auf Auen und Felder, und bis ins Menschenherz hinein dringt sie, dort jeden Schatten, jede Sorge zu verscheuchen, es ist ja Frühling draußen, Frühling überall, und Vogel, Blume und Blüthe grüßt jubelnd die erwachende Natur!

Von der Hinterseite des Häuschens, das, vor dem Thor der Stadt gelegen, der Wittwe Marborn gehörte, trat ein junges Mädchen von etwa neunzehn Jahren in den Garten, in ihren reichen blonden Flechten spielte der Sonnenschein Versteckens und schmeichelnd drang ihr die Frühlingsluft um Haupt und Herz. Aber Melanie Marborn schien nicht heiter, eine Wolke der Schwermuth lagerte auf ihrem Antlitz, und kein Auge hatte sie für ihre Lieblinge, die Blumen, die, vom Morgenthau erquickt, ihre Köpfchen zu der Herrin emporstreckten.

Hart am Ende des Gartens befand sich eine kleine eiserne Gitterthür, die, fast gänzlich von Schlingpflanzen überwuchert, kaum sichtbar war, und doch gab es Jemanden, der diese Pforte kennen mußte, denn eine Hand hatte das üppige Gesträuch seitwärts gebogen und ein Mannesantlitz schaute durch die Stäbe. Ach, es war nicht schön, dieses Antlitz, ja ein unverkennbarer Zug des orientalischen Typus lag auf ihm ausgeprägt, aber von der hohen Stirn, aus den graublauen Augen des Mannes, der etwa hoch in den Dreißigern stehen mochte, leuchtete der Strahl einer hohen Intelligenz.

Der Draußenstehende war von nur kleiner Gestalt, die rechte Schulter erhob sich sogar bedenklich über ihre Nachbarin, und sein Lauschen hätte einen fast komischen Eindruck gemacht ohne den tiefsinnigen und doch so traurigen Blick, mit dem er jede Bewegung des Mädchens im Garten verfolgte.

Langsam schritt sie dahin durch die duftenden Blumenbeete; ein schlichtes weißes Kleid von einem lilla Gürtel gehalten, umhüllte ihre schlanke Gestalt und ihr Haupt war unbedeckt.

„Sie ist so ernst,“ murmelte der Draußenstehende, „trübe Gedanken müssen ihre Seele durchziehen, o, könnte ich sie erhellen, wäre meine Liebe doch ein Strahl, der jene Schatten verscheuchte, könnte ich alle Wünsche, alle Gluthen, die das thörichte Herz nährt, zusammendrängen in einen Augenblick des Glücks, ihn zu ihren Füßen legen und dann —“

Eine glockenreine harmonische Stimme unterbrach diese trüben Reflexionen. „Wie, Sie Herr Ewald zu so früher Stunde und auf Spionage begriffen. Verbergen Sie sich nicht, Sie sind erkannt und verrathen, Sie lieber, garstiger Freund!“

Purpurgluth bedeckte das Antlitz des Ertappten. „Verzeihung,“ stammelte er in höchster Befangenheit, „Verzeihung, Fräulein! Der Morgen war so schön, es lockte mich hinaus, ein Zufall nur führte mich hierher, und da ich ein Gewand in Ihrem Garten schimmern sah, trieb mich die Neugier, ich fühle meine Unhöflichkeit —“

Ein Lächeln, so hell und licht, wie die Gottessonne hoch am Firmament, flog für einen Augenblick über die Züge des Mädchens. Sie öffnete die Pforte und dem kleinen Manne ihre Hand reichend, unterbrach sie seine verlegenen Worte. „Ihre Unhöflichkeit ist nur gut zu machen, wenn sie mir eine Weile Gesellschaft leisten, Herr Ewald. Lassen Sie uns plaudern, Sie reden so gut und ich höre Ihnen so gerne zu. Wollen Sie?“

„Ob ich will?“ Mit wenigen Schritten war der Draußenstehende im Garten, alles Blut schien ihm zum Herzen zu dringen. „Sie reden so gut,“ — ach und doch war seine Zunge wie gebannt, sein Mund verstummt, da er an ihrer Seite dahin schritt, den Kiesweg entlang, der schattigen Laube zu, — ein seltsames Paar! Die hohe, schlanke Gestalt der Dame überragte ihren Begleiter fast um die Länge eines halben Kopfes.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ahnfrau unserer Anrichte.

(Schluß.)

Von den zahlreichen Trinkgeschirren der Anrichte ist zuerst der Humpen zu erwähnen. Er war groß genug, daß mehrere Personen aus ihm trinken konnten, ohne daß er wieder gefüllt zu werden brauchte. In alten Zeiten war es Ceremonie, daß je zwei Personen aus demselben Becher tranken und von demselben Teller aßen. Im zwölften Jahrhundert gab man Jedem sein eigenes Geschirr zum Essen und Trinken. Die ersten Humpen hatten die gewöhnliche Becherform, den späteren gab man Deckel, die sich abnehmen ließen und zuweilen auch wie ein Becher geformt waren, so daß der Zecher sie umkehren und aus dem Humpen so viel Wein, als er trinken wollte, hineingießen konnte. Die mit festen Deckeln versehenen Humpen hatten Schlösser und zuweilen Handgriffe, damit der Wein, wenn er die Runde mache, nicht warm werde. Solche Humpen wurden vielfach zu Ehrengeschenken oder zu Preisen benutzt und wurden dann von kostbarem Material gemacht und schön gearbeitet. In dem bereits erwähnten Verzeichnisse der Geschirre Karls V., das von 1380 datirt, finden wir vierzehn Humpen, ebenso viele goldene Wasserkannen und hundertsiebenundsiebzig von vergoldetem Silber, alle mit Schmelz ausgelegt, und fünfhundert und drei Mark Silber schwer, aufgeführt.

Bei Festen und Banketten nahm die Anrichte auch jene Wasserkannen auf. Gewöhnlich waren es schmale Gefäße mit einem Fuß, einem Handgriff und einem Gießer. Gelegentlich gab man ihnen die abenteuerlichsten Formen, so daß sie wilde Thiere, Menschen auf Schlangen reitend und Vögel darstellten. Eine Wasserkanne der Abtei Saint-Maurice, die das Eigenthum Karls des Großen gewesen sein soll, besteht aus Gold und ist nicht blos mit Schmelz, sondern auch mit Saphiren geschmückt. Jaspis, Bergkrystall, Onyx und Chalcedon, in kostbare Metalle gefaßt, fanden häufige Verwendung. Im sechzehnten Jahrhundert lieferte Limoges eine ungeheure Quantität mit Schmelz auf Metall. Häufig wurde die Kanne mit wohlriechendem Wasser gefüllt, in ein Becken gestellt und bei den Gästen herumgetragen, die ihre Hände über das Becken hielten und sie von einem Diener begießen ließen.

Die geringeren Trinkgefäße waren Becher, Schalen, Tassen und kleine Flaschen. Die Schale war ein weites und flaches Gefäß, das oft mit einem Fuß versehen war und sich der Becherform näherte. Häufig diente sie blos zum Füllen des Bechers. Auf der berühmten Tapete von Nancy, die aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammt, ist ein Gastmahl abgebildet, bei dem die Gäste aus flachen Schalen ohne Fuß trinken. Die Tasse hatte einen Handgriff, zuweilen auch zwei.

Das Material dieser Geräthschaften war nicht blos Gold oder Silber, sondern auch venetianisches Glas oder Majolika. Als die italienischen Töpfer so kunstvoll zu arbeiten lernten wie die Goldschmiede, wurden ihre Waaren eben so stark begehrt, wie Sachen von Gold und Silber. Die Fürsten des Hauses Medici halfen zu diesem Wechsel der Mode sehr. Einer von ihnen verwendete zehn Jahre auf Versuche, in der Majolika die höchste Vollendung zu erreichen, und gelangte ans Ziel. Der Oberstallmeister Heinrichs II. von Frankreich errichtete eine Fabrik, welche die wunderbaren Sachen lieferte, die unter dem Namen des Orion-Geschirrs bekannt sind und für die dem Liebhaber zwölfhundert Louisd'or nicht zu viel sind. Die meiste Majolika wurde übrigens von achtzehn italienischen Städten geliefert. An der Spitze derselben stand Faenza und daher schreibt sich der französische Name „Faience“ für Majolika. Die

neue Waare trat bei Geschenken an die Stelle von Gold und Silber. Liebende beschenkten die Geliebte mit kleinen Tellern und Schüsseln, die mit Früchten und Süßigkeiten gefüllt waren. Die Arbeiten der Töpfer von Majorca, Urbino, Rouen und Nevers standen auf allen Anrichten der Vornehmen. Als wahre Schätze wurden orientalische Geschirre und Gläser betrachtet. Vor fünfhundert Jahren wurden zwei persische Glassachen in die Wiener Schatzkammer aufgenommen. Es waren Flaschen mit Gold und Schmelz verziert, duae amphorae ex Damasco, wie es in dem Katalog von 1373 heißt.

Große Schüsseln, wie Lucca della Robbia und Bernard Palissy sie lieferten, waren Prachtstücke der Anrichten. Man konnte sie nicht wie Gold und Silber einschmelzen, wenn man in Noth gerieth. Daraus erklärt sich die große Zahl dieser Sachen, die noch existirt, während von den großen metallenen Schüsseln des Mittelalters nicht eine mehr in Frankreich aufzufinden ist. Verschiedene silberne Teller werden in den Museen des Landes aufbewahrt. Sie sind kleiner als die unserigen und die für flüssige Speisen bestimmten sind wie unsere Suppenteller geformt. Karl V. von Frankreich, auf den wir noch einmal zurückkommen, hatte vier Dutzend große, zwölf Dutzend kleine Teller und zwanzig Dutzend Näpfe von Silber, fast eben so viele von vergoldetem Silber und achtundvierzig große Teller von Gold, nebst sechsunddreißig goldenen Fruchtschalen und sechs Dutzend goldenen Näpfen. Die goldenen Löffel und Gabeln des Königs waren mit Edelsteinen und Perlen eingefaßt.

Unsere Beschreibung der alten Anrichte würde unvollständig sein, wenn wir nicht noch der Armleuchter und Candelaber erwähnen wollten. Zur Beleuchtung der Zimmer dienten Wachskerzen, für die man Leuchter von Holz, Eisen, Bronze, Silber und Gold in seltsamen oder eleganten Formen anfertigte. Zur Erhellung des Schlosses der französischen Könige standen sechs Dutzend Candelaber von vergoldetem Silber zur Verfügung, bevor Kriege, Auslösungen von Gefangenen und andere Ursachen sie in den Schmelztiegel wandern ließen. Die goldenen Leuchter sind alle verschwunden und silberne giebt es nur wenige noch, bronzene um so mehr. Die ältesten entnehmen ihre Ornamentik der nordischen Sage. Zwerge reiten auf Schlangen, oder Drachen breiten sich so aus, daß sie als Fuß dem Leuchter Halt geben und bilden aufsteigend den Schaft. Später entstanden zahllose Formen, denen wir in ihren Varietäten nicht folgen können. Wir wollten nur zeigen, welche herrliche Tage unsere Anrichte gesehen hat und wie viel noch fehlt, daß sie in ihrer heutigen Ausbildung zum Büffet ihrer Ahnfrau gleichkommt.

An Frankreich.

(Aus der „Elberf. Ztg.")

Ein Krieg, ein Krieg! Noch einmal Blutvergießen?
Wer hat entfacht der Völker wilden Zorn? —
Wir seh'n die Saat in volle Garben schießen —
Wer tritt zu Boden unser gold'nes Korn?
Wir konnten kaum die alten Wunden heilen,
Noch wächst das Gras ob den Gefall'nen kaum,
Und wiederum ein Spiel mit Donnerkeilen
Und um ein Nichts, um einen tollen Traum!

Du Volk im Westen, stolzes Volk der Franken,
Ist's deine Stimme, die nach Waffen schreit?
Du warst ein Streiter ew'ger Lichtgedanken,
Warst einst Prophet der hohen Menschlichkeit,
Und du willst Kampf und Noth und Blut und Leichen,
Willst allen Jammer, dem die Nachwelt flucht?
Laß' ab! Wir wollen Bruderhände reichen
Dem Volk von Frankreich, das die Freiheit sucht! —

Ist Elsaß nicht beim deutschen Reich gewesen?
Singt nicht von Straßburg manches deutsche Lied? —
Wir fordern nicht die Kämme der Vogesen
Und du, du schielst nach deutschem Rheingebiet?
Nein, nimmer du! Was an der Seine Horden
Die Schlacht begehrt mit übermüth'gem Ton,
Ist ein Despot mit seinen Söldnerhorden
Und nicht das Volk der Revolution!

Sei fest und ruhig! Auf den Ruf nach Waffen
Entgegne du mit tausendfachem Nein!
Wir wollen ernst des Friedens Arbeit schaffen;
Die freien Völker sollen Brüder sein!
Gieb nicht der Ehrsucht Raum, der ewig blinden!
Wie weit auch heut' der Spalt der Meinung klafft,
Ein fremder Feind wird nicht Parteien finden,
Nur eine deutsche Waffenbrüderschaft!

Die Hand vom Schwert! — Noch lacht des Sommers Segen.
Weh, wenn der heiße Völkersturm erbraust!
Doch sind geschliffen noch die deutschen Degen
Und noch ist markig deutscher Männer Faust!
Noch fühlen wir's im Busen feurig klopfen!
O, schürt nicht des Krieges grimmen Brand,
Doch muß es sein — des Blutes letzten Tropfen
Für unser liebes, deutsches Vaterland!

Emil Rittershaus.

Mannichfaltiges.

§ Technisches. In dem eben erschienenen zweiten Hefte der „Zeitschrift des bayer. Architekten- und Ingenieurvereins" pro 1870 giebt Hr. Professor Dr. Wolpert in Kaiserslautern dankenswerthe Mittheilung über ein von ihm mit vorzüglichem Erfolg angewendetes Verfahren der Heizung und Lüftung eines Schlaf- und Krankenzimmers. Als ganz zweckmäßig und ökonomisch erweist sich hierzu ein Mantelofen in Verbindung mit Ventilationscanälen. Wer aber in der Miethe wohnt, kann eine solche Anlage nicht wohl ausführen. Der Verfasser benützte demnach von zwei aneinander stoßenden Zimmern das eine zur Heizung und Lüftung, während das andere, welches als Schlaf- und Krankenzimmer diente, stets auf ziemlich constanter Temperatur und genügend luftrein erhalten blieb. Jedes Zimmer hatte ca. 75 Kubikmeter Rauminhalt. Die Thür zwischen beiden blieb in der Regel offen. Die Lüftung geschah dadurch, daß wenigstens dreimal täglich, bei geschlossener Schlafzimmerthür die beiden Fenster des geheizten Zimmers 5 Minuten lang geöffnet wurden. Nach 5 bis 10 Minuten, nachdem dieselben wieder geschlossen waren, zeigte sich die Luft jenes Zimmers stets wieder so warm wie zuvor, so daß dann die Schlafzimmerthür wieder geöffnet werden konnte. Der Luftwechsel im geheizten Zimmer war durch das Oeffnen der Fenster während 5 Minuten stets ein vollkommener, und es würden dazu sogar 2 Minuten, selbst unter ungünstigen Temperaturverhältnissen, genügt haben. Die so erlangten Resultate waren in Bezug auf Heizeffect und Kostenersparniß überraschend. Länger als 8 Wochen, bei äußerm Temperaturen von + 10 bis —17 ° R. zeigte bei Tag und Nacht (kurze Unterbrechungen beim Reinigen der Zimmer ausgenommen) ein Thermometer im Schlafzimmer nie weniger als 15 ° und nie mehr als 17 ° R. Auch hatte die Zimmerluft niemals einen schlechten Geruch, und die relative Luftfeuchtigkeit wechselte nach Angabe eines Procent-Hygrometers zwischen 45 und 65 Procent der Maximalfeuchtigkeit. Die Temperatur des Zimmers, in welchem geheizt wurde, war, von der kurzen Abkühlung beim Oeffnen der Fenster abgesehen, immer ungefähr 3 ° R. höher als im Schlafzimmer, also ebenfalls noch zum Aufenthalte erträglich. Für die continuirliche Heizung der beiden Zimmer von zusammen 150 Kubikmeter Inhalt wurde in 24 Stunden durchschnittlich ½ Ctr. Gascoals gebraucht, was bei einem Preise von 30 kr. pro Ctr. incl. Beifuhr ꝛc. 10 kr.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 84. Dritter Jahrgang. 1870.

* Die zu Hallenberg.

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

Vor der Thür des Marborn'schen Hauses hielt wenige Stunden später eine einfache Equipage. Aus dem weit geöffneten Schlage stieg Alwin von Hallenberg. Er warf einen Blick an dem Hause empor, ehe er die Thür desselben erfaßte.

Halb von den schweren Gardinen verdeckt, schaute aus einem Fenster des ersten Stockes ein Mädchenantlitz auf den Kommenden hernieder.

Jetzt blickte er zu ihr empor. Wohl wußte sie, daß er sie nicht gesehen haben konnte, und doch überflog Scharlachröthe ihr Antlitz und, ihr selber unbewußt, legte sie ihre Hand auf das heftig pochende Herz.

Die wahre Liebe klopft nicht an,
Und wartet bis ihr aufgethan;
Ist gar ein ungestümer Gast,
Gönnt zum Besinnen keine Rast,
Und pocht und stürmt und ziehet ein,
O Herz, ergieb Dich nur darein!

„Der Herr Baron Alwin von Hallenberg." Julius Ewald war es, welcher mit diesen Worten der hohen Gestalt des Edelmannes die Thür des Zimmers öffnete, wo sich Frau Marborn und Melanie befanden.

Alwins bisheriges Dasein war wenig von dem Einfluß berührt worden, den ein gebildeter Frauenkreis auf einen jungen Mann ausübt. Die Leidenschaft, selbst die Liebe hatte bis jetzt nur mit schüchternen Fingern an sein Herz gepocht und da sie keinen Einlaß gefunden, sich leise und bescheiden wieder zurückgezogen. Seine Seele machte keine großen Ansprüche. Die Zuneigung Gerdings, die vermeintliche Anhänglichkeit seines Vetters genügten ihm, und nur zu sorgsam hatte dieser seit der Zeit, daß er Hallenbergs Einsamkeit theilte, dafür gesorgt, daß Alwin keine Gelegenheit geboten wurde, eine Bekanntschaft zu machen, die eine zarttönende Saite seines Herzens berührte.

Nun stand er Melanie gegenüber, ein schönes, jugendliches Paar. Wie schlug des Edelmanns Herz, wie überflog ein unwillkürliches Zittern seine Gestalt. Und doch, es war ein süßes, ein empfundenes Gefühl, nicht die Folge überspannter Nerven, wie ihn sein Arzt geängstigt hatte — eine Welt des Glücks zog in diesem Augenblick durch seine Seele. Er fand Melanie, doppelt durch Ewald und ihre Mutter von Werlohs falschem Spiel unterrichtet, gefaßt, beinahe heiter. Ein unterhaltendes Gespräch war bald angeknüpft zwischen Personen, die sich verstanden, und die Zeit schwand dem Baron wie ein Traum. Zum erstenmal einem Mädchen gegenüber, das bei der ersten Erscheinung einen so tiefen Eindruck auf sein Herz machte, gab er sich, wie er war, herzlich und anspruchslos, und als er sich verabschiedete, da las er im Blick und im Händedruck der drei Menschen, daß hier Herzen in wärmerer Theilnahme für ihn schlugen. Nicht ihr Mund, der ihn willkommen geheißen, war es allein, auch die Seelen riefen ihm zu: „Auf Wiedersehen, du reicher, armer Mann!"

Während Ewald und Frau Marborn die Liebenswürdigkeit des Freiherrn priesen, blieb Melanie still. Sie fühlte, daß oft der Blick des Freundes forschend und prüfend auf ihr ruhte, und konnte eine gewisse Befangenheit nicht verbergen.

Was ging in ihrer Seele vor, welch' heiliger Keim, vom ersten Sonnenstrahl getroffen, reifte darin empor zu duftiger Blüthe?

Und Hallenberg kam wieder und wieder, während Eduard von Werloh wie ein gebannter böser Geist aus dem Marborn'schen Hause verschwunden war. Immer mehr erschloß sich im Umgang mit den beiden Frauen, mit dem gereiften Manne Alwin's Herz.

Einst traf er bei einem solchen Besuche Melanie allein, — die Mutter war zu einer kranken Freundin gerufen und das junge Mädchen hielt es für unschicklich, den Mann abzuweisen, der, wie sie wußte, nur um sie und ihre Mutter zu sehen, vom Gute in die Stadt kam. Dennoch überkam es sie wie ein beängstigendes und doch seliges Gefühl bei dem Gedanken, allein mit dem Manne zu sein, den sie noch vor wenigen Wochen kaum dem Namen nach gekannt hatte.

Und doch, nun saßen sie einander gegenüber, ihre Augen begrüßten sich, ihr Mund lächelte, sie wußten selber nicht warum; sie setzten sich an's Fenster, rechts der eine, links die andere, und sprachen mit einander wie alte Freunde, die sich von Kindheit an kennen. Draußen Frühlingsgrün und Sonnenschein, drinnen stiller Frieden, wie nannte sich der Genius, der zwischen beiden stand und die Hände segnend legte auf beider Herzen.

Da kam ein Leichenzug an dem Hause vorbei, ein hölzerner, schmuckloser Sarg mit einem Epheukranz darauf, kein Priester im Ornat, kein Wagengeleite, nur eine Frau mit einem Kinde und einige Männer, in deren Antlitz die Trauer sichtlich zu lesen, es war der letzte Weg eines Armen.

Trübe lächelte der Baron. „Was hätte dieser Mann vielleicht darum gegeben, Baron Alwin von Hallenberg zu sein," sagte er. „Und doch, um ihn, den Armen, fließen aufrichtige Thränen, keiner weint um Alwin von Hallenberg."

„Woran denken Sie, Herr Baron," besänftigte Melanie seine erregte Phantasie, „wozu so düstere Bilder? Sie werden leben, lange, lange, zum Wohl, zur Freude Ihrer Freunde!"

Der Freiherr neigte das Haupt. „Ich werde nicht alt," sagte er leise, „wozu auch? Mein Vetter hofft auf meinen Tod, ihm lebe ich zu lange. Versprechen Sie mir Eines."

„O, nichts Trauriges," bat das Mädchen mit steigender Aufregung. „Sie selber gestanden, leichter und froher sei Ihre Seele in unserem Hause gestimmt, trägt meine Gegenwart Schuld an diesen düsteren Phantasieen?"

„Verzeihen Sie mir," bat der Baron. „Es ist nicht Schmerz, es ist sanfte Wehmuth, die in mir tönt und sie ist zuweilen süß. Versprechen Sie mir Eines, mein Fräulein. Mag, wenn ich todt bin, Eduard von Werloh der lachende Majoratserbe, in geheuchelter Trauer meinen Sarg mit kostbaren Blumen schmücken, ehe man ihn unter Chorgesang und

Glockengeläute in der Erbgruft derer zu Hallenberg beisetzt. Sie aber, Fräulein, Sie sollen einen Epheukranz legen auf das letzte Bett des Einsamen, Erlösten, — einen Epheukranz, schlicht aber innig gemeint, wie jener, den das Weib des Armen dem Gatten mitgab in die Gruft; — und schimmert eine Thräne auf seinen Blättern, — o Melanie, ich werde den Kranz sehen mit meiner Seele, werde die Thräne fühlen auf meinem Herzen — —"

„Alwin!"

Eine ganze Welt lag in diesem Ausruf, — alle Thränen, die das junge Mädchen vergebens in ihrer Brust zu pressen versuchte, flossen in diesem Laut zusammen.

Ein Aufschrei des höchsten Glücks, der reinsten Seligkeit tönte ihr von Alwins Lippen entgegen — „Melanie, — es ist kein Traum, — o sprich, darf ich glauben, Du liebst den Einsamen, Verlassenen? Großer Gott, solltest Du mir wirklich dieses Glück beschieden haben? Melanie, — soll Werloh's Tücke zu Schanden werden — willst Du mein Weib sein, Melanie?"

Waren es ihre Lippen, die da flüsterten: „Ich will," — da glühend sie des Freiherrn Arm umfaßte; ihr Auge sprachs und ihre glühenden Wangen. „Ich will", klang es in Alwin's Ohr wie Engelsgruß, „ewig, ewig Dein!"

* * *

Frau Marborn war selig im Glück ihrer Tochter, — auch Julius Ewald bewies dem jungen Paare die innigste Theilnahme; keiner wußte, daß er sich, sobald er die Nachricht erfahren, in seinem Zimmer eingeschlossen, keiner wußte, daß auch in der Brust des kleinen, unansehnlichen Mannes ein Herz schlug, so glühend, so leidenschaftlich — aber nun war's vorüber, — er konnte wieder lächeln, — lächeln wie ein freundlicher Vater, der junge Brautleute Hand in Hand sitzen und Blick um Blick tauschen sieht, — wie Alwin und Melanie in seligem Vergessen!

Die Verlobung des Baron von Hallenberg mit Melanie Marborn, welcher in wenigen Monaten die Vermählung folgte, machte nicht geringes Aufsehen in der Residenz; man munkelte von heftigen Scenen, die in Folge des plötzlichen Entschlusses des Edelmannes zwischen beiden Vettern vorgefallen sein sollten, aber Gerding, der einzige Zeuge derselben, war verschlossen wie das Grab. Freilich hatte Herr von Werloh das Gut seines Verwandten schon am Tage, nachdem Alwin zum erstenmal das Haus der Frau Marbon betreten hatte, verlassen; er hatte in einem Hotel der Stadt ein Quartier genommen, das in der Nähe des reichen Kaufmannshauses gelegen war, mit dessen einziger Tochter, der viel umworbenen Alma Westhoff, er sich nach kurzem Brautstand vermählte, ein Fest woran, im Gegensatz zu der schlichten Trauung Hallenbergs mit Melanie in der Capelle des Gutes, die halbe Stadt Antheil genommen hatte.

Am Morgen des anderen Tages fand man den Kaufmann todt in seinem Zimmer; er hatte Gift genommen, um dem Banquerotte zu entgehen. Schulden und Schande waren die Mitgift seiner Tochter.

Großmüthig ließ Alwin seinem Vetter Hilfe anbieten; Werloh, unbewegt wie immer, wies jeden Beistand ab. Eine kurze Reise des jungen Paares benutzend, fuhr er nach Hallenberg, um seine Abreise aus der Stadt anzuzeigen, und nach einer langen Unterredung mit Martha, schlüpfte er verstohlen in die einsame Hütte des berüchtigten Klagas am Waldesrande. Die Nacht war angebrochen, ehe er wieder zur Stadt heimkehrte, verschlossener als jemals, aber das Auge blitzend im Gefühl guter Hoffnungen für die Zukunft.

Doch das Schicksal selber schien wider ihn. Kaum ein Jahr war verstrichen, als ein Brief, von ungeübter zitternder Hand geschrieben, ihn in dem Landstädtchen auffand, wo er mit wenigen Mitteln sich einen Anstrich der Wohlhabenheit zu geben vermochte.

Das Schreiben war von Martha. „Auf dem Gute ist „Freude und Jubel, dem Baron ist ein Sohn und Erbe gebo„ren, der gnädige Herr, in letzter Zeit kränkelnd, scheint neu „aufzuleben. Klagas ist im Gefängniß. Herr Gerding hat ihn „überführt, daß er um einen Diebstahl gewußt; was macht „mein Kind, mein geliebtes Kind, soll ich sterben, ohne es ge„sehen zu haben?"

Einen Augenblick schien Wehrloh bei der Nachricht von der Geburt eines Erben seine Fassung zu verlieren, aber im nächsten Moment lächelte er spöttisch.

„Er kränklich, sein Kind allen Zufällen eines Neugeborenen unterworfen, Klagas zum Aeußersten gebracht, — Geduld, und wehe dem Weibe, das mir mein Recht gestohlen, bin ich erst Herr auf Hallenberg!"

(Fortsetzung folgt.)

Rathschläge für die Hilfsvereine

die Anschaffung und Verarbeitung von

Hilfsmitteln für die Kriegs-Lazarethe

betreffend.

Das beste Material für Verbandsgegenstände ist alte, durch langen Gebrauch und vieles Waschen weich gewordene Leinewand (Leinen und Drell).

Aber auch gemischte und ganz baumwollene Stoffe, wie Shirting, Stouts ꝛc., lassen sich sehr wohl für diese Zwecke verwenden.

Von der größten Wichtigkeit ist es, daß nur ganz reine Stücke in Gebrauch genommen werden. Aus diesem Grunde verwendet man in der Regel nur weiße Stoffe und müssen alle Stücke, welche Schmutzflecken oder irgend einen besonderen Geruch zeigen, mit kochendem Wasser und Seife oder Lauge noch einmal durchgewaschen werden, ehe man sie gebrauchen kann.

Die Verbandsmittel, welche am häufigsten zur Anwendung kommen, sind folgende:

1) Binden, aus alter Leinwand oder Baumwollenstoffen. (Neue Leinewand taugt wegen ihrer Steifigkeit nicht zu Binden.) Man reißt dieselbe oder schneidet sie nach dem Faden und der Länge nach aus den am besten erhaltenen Partieen großer Stücke (Bettlücher, Tischtücher ꝛc.) und muß sich deshalb bei Bestimmung der Breite und Länge nach dem vorhandenen Stoffe richten.

Bei einer Breite von 2 bis 4 Zoll können die Binden eine Länge von 4 bis zu 15 Ellen haben. Die Länge kann sehr wohl durch Anstücken mit Hedienstich gewonnen werden, das Umsäumen der Ränder ist unnütz, ebenso das Annähen eines Bändchens am Ende. Das Ende jeder Binde muß mit einer Stecknadel befestigt werden, nicht mit einem Faden; auch ist es zweckmäßig, die Länge der Binde nach Ellen mit Tinte auf das Ende zu notiren.

Flanellbinden werden aus neuem feinem Flanell gerissen und dürfen nicht gestückt werden. Im Uebrigen von derselben Breite und Länge wie die leinenen Binden.

Gypsbinden, 8 Ellen lang und 2 bis 4 Zoll breit,

aus neuer Futtergaze (York oder Bock) geschnitten; sie dienen zur Anlegung des erhärtenden Gypsverbandes.

2) Dreieckige Tücher, aus neuer oder gebrauchter, noch starker Leinewand, Drell, Stouts ꝛc., zu Armtüchern und verschiedenen anderen Verbänden. Man schneidet sie je 2 aus quadratischen Stücken, deren Seiten 3 bis 4 Fuß lang sind.

3) Compressen, viereckige Lappen aus alter weicher Leinewand oder Baumwolle, von 1 Fuß Breite und 1 bis 3 Fuß Länge.

Zum Einschlagen des warmen Verbandes (Kataplasmen) dienen Compressen von 3 Fuß im Quadrat, welche keine Löcher haben dürfen.

Zu Salbenläppchen gebraucht man ganz weiche Stücke Leinwand oder Shirting verschiedenster Größe, in die man mit einem Locheisen zahlreiche Löcher schlägt. Man kann dazu also schadhafte und durchlöcherte Stücke und Fetzen verwenden, welche zu anderen Zwecken nicht mehr zu gebrauchen sind.

4) Charpie. Dieselbe wird aus reiner, recht alter und weicher Leinewand gemacht.

Bei weitem am häufigsten wird gebraucht die krause Charpie; man zupft sie aus Stücken von der Form und Größe einer Spielkarte und wirft die ausgezogenen Fäden nach allen Richtungen durcheinander.

Es ist zweckmäßig, Fäden von verschiedener Feinheit nicht mit einander zu vermischen und jede Sorte für sich in sauberes Papier zu verpacken.

Viel seltener kommt die geordnete, lange oder glatte Charpie zur Anwendung. Man zupft dieselbe aus 6—8 Zoll langen breiten Lappen, indem man die Fäden alle in einer Richtung legt.

Nur mit sorgfältig rein gewaschenen und gesunden Fingern darf Charpie gezupft werden. Jeder Schmutz, welcher den Charpiefäden anhängt, und namentlich Beschmutzung durch Eiter und ähnliche Absonderungen kann dem Verwundeten verderblich werden.

Auch die käufliche englische Charpie, sowie die sogenannte Gittercharpie ist für manche Fälle ein sehr zweckmäßiges Verbandmaterial.

5) Stecklaken oder Unterlagen, große Stücke alter Leinwand, am besten ganze oder halbe recht weiche Betttücher, werden bei Schwerverwundeten viel verbraucht.

6) Kissenbühren oder Kissensäcke, 1—1½ Fuß breit, 2—3 Fuß lang aus festem Leinen oder starken baumwollenen Stoffen, an einem Ende offen; dieselben werden erst beim Gebrauche mit Haferspreu gefüllt. Die Haferspreu ist meistens für geringen Preis oder unentgeltlich von den Landwirthen zu bekommen.

7) Kopfnetze von Filet, aus groben baumwollenen Fäden gehäkelt, mit einem Zugbande am Rande, zum Verbinden der Kopfwunden.

8) Watte; dieselbe muß von sehr guter Baumwolle gemacht und noch nicht gebraucht sein.

9) Wasserdichte Stoffe zu Unterlagen, zum Schutz der Bettwäsche und zum Bedecken feuchter Umschläge, als Wachstuch, Krankenleder (Guttapercha-Papier), Kautschuckzeuge, gefirnißtes Seidenpapier und gefirnißter Shirting.

Die letztgenannten gefirnißten Stoffe sind für die Behandlung der Verwundeten so außerordentlich nothwendig und dabei so leicht und mit geringen Kosten herzustellen, daß man die Thätigkeit der Hülfsvereine ganz besonders auf diesen Gegenstand hinlenken möchte. Es sind im vorigen Kriege von dem den Centralhülfsvereinen viele Tausende von Bogen gefirnißten Seidenpapiers und viele Hunderte von Ellen gefirnißten Shirtings verbraucht worden, und die Nachfrage wurde immer größer, je länger der Krieg dauerte.

Ein guter Firniß für diesen Zweck wird dadurch bereitet, daß man in 1 Pfund kochenden Leinölfirniß 1 Loth weißes Wachs auflöst und nach Erkalten der Masse 2 Loth Siccativ hinzurührt. Mittelst eines großen Malerpinsels bestreicht man das Seidenpapier einmal und hängt es dann auf seine Fäden in einem luftigen Raume auf. In 24—48 Stunden ist der Firniß trocken. Beim Shirting muß das Bestreichen 3 Mal in 24stündigen Zwischenräumen wiederholt werden. Frischgefirnißte Stoffe in größerer Menge zusammenzupacken, ehe sie ganz trocken geworden sind, ist gefährlich, weil sie sich erhitzen können.*) Auch kleben die Flächen dann leicht fest aneinander.

Es empfiehlt sich, die verschiedenen Gegenstände so zu verpacken, daß **gleichartige zusammen** bleiben und auf jedem Paquete die Bezeichnung des Gegenstandes mit etwaigen kurzen Erläuterungen, die Anzahl Stücke ꝛc. anzugeben, damit man vor dem Weitersenden sich nicht erst durch Oeffnen der Paquete von ihrem Inhalte zu überzeugen braucht.

Außer diesen Verbandsmitteln werden in allen Kriegslazarethen folgende Gegenstände stets willkommen sein, welche aber unter Aufsicht eines Arztes und von einem tüchtigen und zuverlässigen Instrumentenmacher hergestellt sein müssen.

10) Schwämme von allen Größen, sorgfältig ausgeklopft und gereinigt, zum Gebrauch bei Operationen.

11) Eisbeutel von vulcanisirtem Kautschuk.

12) Wasserkissen und Luftkissen von vulcanisirtem Kautschuk. Die großen viereckigen sind den runden kranzförmigen bei weitem vorzuziehen.

13) Unterbindungsfäden, zum Gebrauch bei Amputationen, aus ungebleichter chinesischer Seide Nr. 3, einen Fuß lang, gut gewichst in Päckchen von 25 Stück.

14) Wunddouchen (Irrigatoren) von Blech mit elastischem Schlauch und Zinkspitze; dazu Ansätze von vulcanisirtem Kautschuk zum Einführen in die Schußcanäle.

15) Eiterbecken, nierenförmig und von verschiedenen Größen, von Messing oder verzinntem Eisenblech.

16) Badewannen von Zinkblech für Arme und Beine.

17) Chloroform-Apparate einfacher Construction mit Zungenzange.

18) Gypskasten von Blech, gefüllt mit gutem, vorher geprüftem Gyps und eingegypsten Gazebinden, und luftdicht verschlossen.

19) Bestecke zum Aufschneiden des Gypsverbandes, eine Gypsscheere und ein Gypsmesser enthaltend.

20) Schienen, Beinladen und Lagerungsapparate verschiedenster Art, aber nach zweckmäßigen und bewährten Mustern gearbeitet.

21) Einfache Verbindtaschen für Wärter und Gehilfen, eine gute Scheere und 2 Pincetten enthaltend.

22) Schieberpincetten, Kornzangen, Kugelzangen.

23) Kästchen mit Messern verschiedenster Größe.

24) Etuis mit Heftnadeln und guter gewichster Seide.

25) Pravazsche Spritzen für subcutane Injectionen.

Vom Kriegsschauplatz.

Die „Köln. Ztg." meldet aus Saarbrücken, 20. Juli, Abends: Heute Mittag erschoß ein Soldat des 40. Infanterie-Regiments, der auf Vorposten stand, einen französischen Infanteristen auf 300 Schritt Entfernung. Die französischen Chasseurs zu Pferde gaben darauf mit ihren Carabinern Feuer, gingen aber dann zurück, als unsere Ulanenpatrouillen vom 7. Ulanenregimente vorrückten. Die französischen Patrouillen kommen jetzt häufig über die Grenze. Es haben noch verschiedene andere kleinere Vorpostengefechte stattgefunden und es wurden heute Abend 2 gefangene französische Soldaten eingebracht. Die Franzosen klagen über die Gewaltmärsche, die sie in letzter Zeit

*) Im Jahre 1860 wäre auf diese Weise in Kiel fast eine Feuersbrunst entstanden.

gemacht hätten. Die Hitze ist entsetzlich und erschwert unseren braven Soldaten sehr den Dienst.

Ferner von ebendaher, 21. Juli, Morgens. Täglich haben wir hier kleine Knallereien, Besuche hüben und drüben; bald machen die Franzosen uns einen Abstecher, bald wir ihnen. Der Feind steht drüben in Stärke von 2 Brigaden mit etwa 16 Geschützen, ist aber augenscheinlich noch nicht fertig. Die Bevölkerung in Saarbrücken ist fortwährend auf dem Exercierplatze versammelt, von welchem aus man die Franzosen beobachtet. Die letzte Nacht erwartete man allgemein einen Ueberfall. Die Bevölkerung der Stadt schlief nur mit einem Auge. Indeß ist Alles ruhig geblieben.

Ein anderer Correspondent desselben Blattes schreibt von Saarbrücken, 21. Juli. Folgendes. Vorgestern wurden in einer auf französischem Gebiete liegenden Schenke zwei sehr berauschte französische Infanteristen von einigen preußischen Zollbeamten betroffen. Die Franzosen warfen ihre Gewehre hin und liefen fort. Einer von ihnen entkam, der andere wurde gefaßt und dem nächsten preußischen Posten übergeben, von wo er nach Saarbrücken transportirt wurde. Der Franzose geberdete sich hier wüthend. Den Helm hatte er, à la mauvais sujet weit auf den Hinterkopf zurückgeschoben. Den Adler, den er davon abgerissen, hielt er, den Arm ausgestreckt, in der Hand und focht damit bald in der Luft umher, bald zeigte er ihn den nicht wenig verwunderten Leuten, an denen er vorbeikam. Also durchschritt er, unaufhörlich auf die Preußen schimpfend und Drohworte ausstoßend, die Straßen. Einen ihm begegnenden Stabsofficier nannte er „Du . . ." Zwischenzeitlich wird dieser erste der Kriegsgefangenen wohl nüchtern geworden sein. — Gestern früh, bei Tagesanbruch, gab ein Franzose aus der Entfernung von etwa 1000 Schritten Feuer auf einen preußischen Infanteristen. Er fehlte, ging aber, nachdem er wieder geladen, doch vor. Der Preuße ließ ihn auf ungefähr 400 Schritte herankommen und schoß dann so trefflich, daß sein Gegner gleichsam im Feuer niederstürzte, um nie wieder aufzustehen. So gesellte sich zum ersten Gefangenen der erste Todte und das Zündnadelgewehr hat bei dieser ersten Concurrenz mit dem Chassepot sich des besseren Resultates zu erfreuen gehabt. — Gestern Nachmittag sind, wie versichert wird, noch zwei Franzosen als Gefangene eingebracht worden. — Kaiser Napoleon, der schon vor mehreren Tagen zu Metz ankommen sollte, wo das schöne Hotel de l'Europe für ihn gemiethet ist, beeilt sich nicht, zu Pferde zu steigen. Im Allgemeinen gelangt man hier mehr und mehr zu der Ansicht, daß die Kriegsbereitschaft in Frankreich noch keineswegs soweit vorgerückt ist, wie geglaubt wurde.

Auf, auf mein Volk!

Auf, auf mein Volk, sei muthig und sei stark!
Laß dir den Hohn der Franken nicht gefallen!
Fühlst du im Arm noch deiner Väter Mark,
Fühlst du noch echt ihr Herzblut in dir wallen,
Bist du der Erbe ihres tapferen Muthes,
So schlage drauf und schone nicht des Blutes.

Verflucht die Hand, die feige da erbebt,
Gilt es des Vaterlandes Stolz und Ehre! —
Verflucht das Volk, das da sich nicht erhebt
Und stellt wie eine Mauer sich zur Wehre! —
O seid d'rum ein's und laßt die Zwietracht fallen,
Die Schmach, sie gilt ja Allen, ja uns Allen.

Erwürget sie, die uns mit frechem Muth
Verrathen und verkaufen und verhöhnen! —
Protokollirt mit ihrem Sünderblut
Die Schmach und Schande, der sie ruchlos fröhnen,
Und schreibt auf alles, was an ihnen schlecht ist,
Mit blut'ger Schrift, was unser ehrlich Recht ist.

So lasset sie denn länger nicht mehr wähnen,
Wir seien nur ihr Spielwerk. D'rauf und d'ran! —
Zuerst an die Verräther, dann zu Jenen,
Und dann, was sonst noch tritt in uns're Bahn;
Das Eine nur, mein Volk, das Eine nur erfasse:
„Der Freiheit und dem Rechte eine Gasse! —"

Heinrich Sander.

Mannichfaltiges.

— Aus Berlin, 20. Juli, berichtet die Kreuzzeitung: Die Polizei holte gestern auf dem Potsdamer und Anhalter Bahnhofe 21 Knaben aus den Waggons, die sich dort unter den Bänken und zwischen den Füßen der Reservisten versteckt hatten, um sich nach dem Rhein mit durchzuschmuggeln und den Truppen anzuschließen. Das Zetergeschrei und der Widerstand der jungen Durchgänger konnte nur mit Gewalt überwunden werden. Es waren Jungen von 8 bis 11 Jahren darunter.

— Am 19. Juli ist die Eisenbahnbrücke der Bergisch-Märkischen Bahn zu Neuß, an welcher im vorigen Jahr das bedauerliche Unglück des Einsturzes eines Brückenbogens stattfand, fertig gestellt worden, nachdem in der letzten Zeit die Arbeiten Tag und Nacht mit der größten Anstrengung forcirt worden waren. Ein Zug mit zwei Locomotiven und einigen Personenwagen, worin sich die Direction befand, machte die Probefahrt.

— Aus London, 18 Juli, berichtet die Engl. Corr.: Es scheint aller Grund zu der Annahme vorhanden zu sein, daß Livingstone demnächst wohl und munter an der afrikanischen Küste erscheint und den langjährigen Besorgnissen seiner Freunde so ein Ende macht. Dem „Capetown Standard" nämlich zufolge legte das Schiff „Montrose", welches am 12. März von Zanzibar abgegangen war, in beschädigtem Zustande am Cap an. Capitain Anderson sagt, Dr. Kirk, der englische Agent in Zanzibar, habe gerade vor seiner Abreise einen Brief von Livingstone erhalten. Dieser befinde sich recht wohl und werde binnen kurzem in einer der europäischen Ansiedelungen an der Küste erscheinen.

— Dem „Melbourne Argus" zufolge tritt den bekannten Export-Artikeln Australiens, wie Gold, Kupfer, Wein, Wolle, Getreide und — Millionäre, ein neuer Artikel hinzu, nämlich Blutegel, an denen Australien sehr reich sein soll. Die Qualität der im Flusse Murray gefundenen Egel soll dieselben zu mächtigen Rivalen der gesteckten Egel im nördlichen Europa machen. Sie saugen leicht, ohne fest zu halten, und lassen keine entzündete Wunde oder Merkmale zurück. Diese Vorzüge sind in der Colonie Victoria vollkommen gewürdigt, und haben einen solchen Begehr nach diesem Artikel zur Folge gehabt, daß die Blutegelzucht ein regulärer Industriezweig geworden ist.

— Wie „Chambers Journal" berichtet ist für den gegenwärtigen Sommer eine neue englische Schleppnetzfahrt beabsichtigt. Die Admiralität wird abermals den Dampfer „Porcupine" dazu hergeben, und die Fahrt, welche im verflossenen Jahre nördlich nach den Faroern bis südlich von Irland ging, wird jetzt bis in die Bucht von Biscaya und von dort durch die Meerenge von Gibraltar in das Mittelmeer, wo möglich bis nach Malta, ausgedehnt werden. Hierdurch wird man, wie zu hoffen steht, Exemplare von Thieren, die in südlichen Breiten im Meeresgrunde leben, ans Tageslicht bringen, und unsere Kenntniß über die Vertheilung der Arten wird wesentlich erweitert werden.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stan.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 85. Dritter Jahrgang. 1870.

* Die zu Hallenberg.

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

3.

Der Herbststurm tobte um die Mauern des Schlosses Hallenberg, mit schrillem Pfeifen sich einen Eingang in Fenster und Thüren suchend; vom nächtlichem Himmel aus schwarzen Wolken hernieder strömt Regen und Hagel, im Aufruhr ist die Natur, denn mit mächtiger Hand dräut der Winter durch seine Vorboten und wie ein banges Klagen tönt es schaurig über Feld und Flur, selbst die Bäume im Walde neigen ächzend ihre Häupter, wenn höhnend der Sturm durch ihre Kronen fährt. Und doch, trotz später Stunde, trotz des tobenden Unwetters, das, fast seit Tagesanbruch während, bereits die Wege rings um Hallenberg unpassirbar zu machen drohte, war im Schlosse noch Licht und Bewegung. Vor den hell erleuchteten Fenstern des Erdgeschosses huschten flüchtige Gestalten hin und wieder, und ab und zu erschien eine tief eingehüllte Gestalt am Eingangsthor und spähte in die Gegend hinaus.

Die Straße daher kam ein einsamer Wanderer, mit raschen Schritten; des furchtbaren Wetters nicht achtend, eilte er dem Schlosse zu. „Ich muß wissen, wie es oben steht," murmelte er vor sich hin, „muß wissen, ob es wirklich der Schuft von Gerding war, der wie der wilde Jäger durch den Wald stürmte. Wehe ihm, wenn er noch heute heimkehren will, er soll den Klagas kennen lernen; ein treuer Diener folgt seinem Herrn selbst in den Tod, ich will Dir dazu verhelfen, ehe Du es ahnst."

„Wer da?" tönte die Stimme eines Dieners vom Eingang des Schlosses her.

„Ich bin es nur, Klagas," erwiderte der Kommende näher und, wie Schutz vor dem Unwetter suchend, in die Halle tretend. „Gott straf' mich, unsereins ist auch ein Mensch, will seh'n wie's oben steht."

„Schlimm, sehr schlimm, der gnädige Herr wird die Nacht nicht überleben," entgegnete der Diener, „es ist ein Jammer, das Elend und Herzeleid da oben anzusehen. Die arme Frau Baronin. — — Aber nun macht, daß Ihr fortkommt," unterbrach er sich rauh. „Ihr wißt, es ist Euch verboten, das Schloß zu betreten, seit Ihr aus dem Gefängniß entlassen seid."

„Gott lohn's Gerding, er that mir himmelschreiendes Unrecht, aber ich bin nicht rachsüchtig und vergebe ihm; er ist gewiß bei seinem Herrn."

„Gerding ist zur Stadt zur Mutter unserer gnädigen Frau, wo sich der Sohn der Herrschaft befindet; in zwei Stunden versprach er zurück zu sein, aber jetzt geht, man könnte es mir verargen, daß ich Euch so viel Rede gestanden." Er schloß die Thür.

Der Wilderer stand allein im strömenden Regen. Aber sein Auge funkelte, und krampfhaft erfaßte er einen Gegenstand unter seinem weiten Rocke. „Die Stunde des Gerichts bricht an," sagte er halblaut vor sich hin und wie die Stimme eines Dämons klang es durch das Toben des Sturmes. „Erwartet ihn nur immer heim, Fritz Gerding, der Vielgeliebte, der Gerechte wird nimmer heimkehren, so wahr ich Klagas heiße." Dann wandte er sich um, woher er gekommen war, und in wenig Augenblicken verschwand er im Dunkel der Nacht wie ein gespenstischer Schatten.

Droben im ersten Stock mit den hohen Spiegelfenstern war alles dunkel und stille. Nur aus einem Zimmer leuchtete ein matter Schein, gedämpft durch die Vorhänge von schwerem dunkelgrünem Sammet. Mit gleichem Stoff war das mittelgroße Gemach ausgeschlagen; ein dicker wollener Teppich bedeckte den Boden und machte jeden Schritt unhörbar. Eine einzige silberne Lampe mit grünem Schirm verbreitete ein mattes Licht, ach, es war hell genug, das bleiche eingefallene Antlitz des Mannes zu beleuchten, der auf dem mit grünen Vorhängen umgebenen Bette ausgestreckt lag, die fieberhaft glänzenden Augen bald mit dem Ausdruck der äußersten Zärtlichkeit auf die neben ihm sitzende Dame gerichtet, die seine abgezehrte marmorweiße Hand in der ihren hielt, bald mit unaussprechlicher Spannung auf die Thür des Zimmers blickend, als erwarte er dort Jemanden eintreten zu sehen.

Der Tod sprach aus diesen Zügen, der Tod war es, der ungesehen am Bette des reichen Mannes stand. Vier Jahre des reinsten ungetrübten Glückes waren ihm vergönnt gewesen, ehe das tödtliche Uebel ihn befiel, das, erst langsam zehrend, innerhalb weniger Tage ausartete.

Melanie von Hallenberg, denn sie, die treueste, liebevollste der Gattinnen, war es, die an dem Lager des Scheidenden saß, weinte nicht; keine Klage, keine Thräne sollte ihm den Abschied erschweren, aber auch ihr Blick irrte, von ihm unbemerkt, oft zur Thür und unwillkürlich lauschte ihr Ohr wie auf ein entferntes Geräusch.

Die Lippen des Sterbenden bewegten sich: „Henry, mein Sohn!"

„Sei ruhig, mein Freund, er kommt. Gerding, unser treuer Gerding ist zur Stadt, ihn von meiner Mutter zu holen, ihn zu bringen, daß Du ihn küssest, ihn segnest." Die Stimme versagte ihr, die mühsam zurückgehaltenen Thränen schienen sie zu ersticken.

„Bald, bald," flüsterte Alwin, „ehe es zu spät; — was ist's, das so heftig an die Fenster pocht, ist's der Engel des Todes?"

Die junge Frau zitterte. „O still, Geliebter, still, es ist der Sturm, nichts weiter, bald wird Gerding mit unserem Kinde hier sein, er hat das beste unserer Pferde und ist ein guter Reiter."

Der Kranke schien befriedigt, er schloß die Augen und lag eine Weile unbeweglich da; nur das Heben und Senken seiner Brust verkündete, daß der Athem noch nicht entflohen war. Plötzlich färbte sich sein Antlitz mit brennender Röthe. „Gerding!" murmelte er, „schütze das Kind — Eduard — das Testament, — nicht in seine Hände, nimm es selber, ich will's sehen." —

Mit der Bereitwilligkeit, mit der man die Wünsche eines Sterbenden erfüllt, eilte Melanie an den Schreibtisch ihres Gatten und ein geheimes Fach öffnend entnahm sie demselben ein versiegeltes Document, das sie auf das Bett des Sterbenden legte.

Alwin's zuckendes Antlitz wurde ruhiger, seine Finger umklammerten das verhängnißvolle Papier, das die Zukunft seiner Theueren sichern sollte. „Hüte Dich vor Eduard," flüsterte er kaum hörbar, „baue auf Gerding — er —." Plötzlich stockten seine Worte, sein Auge öffnete sich weit, mit dem Ausdruck des Grauens, gurgelnde Laute entwanden sich seiner Kehle.

„Alwin — Geliebter!" — schrie Melanie auf, „Herr des Himmels erbarme Dich unser!"

„Dort das Wasser," röchelte der Kranke, „haltet ihn — den Mörder — Fritz — mein Kind — es lebt —." Kraftlos sank er zurück, Todesschweiß bedeckte sein Antlitz, tastend griffen seine Finger in die Luft.

In höchster Verzweiflung zog die Baronin die Klingel, die zum Aufenthalt der Dienerschaft führte, um Hülfe herbei zu rufen, aber keiner erschien. Dagegen vernahm sie im Hofe inmitten des tobenden Sturmes ein Geräusch wie von den Hufen eines galopirenden Pferdes, ein wüstes Durcheinander von Stimmen.

Namenlose Angst ergriff ihre Seele, wie eine finstere Wolke kam es über sie, voll drohenden Unheils, es betäubte ihre Sinne, und den Sterbenden allein lassend, stürzte sie hinaus, die Stiegen hinunter, in den Hof — das Haupt unbedeckt, preisgegeben der Wuth des Sturmes, der ihre Haare entfesselte, durchnäßt vom strömenden Regen.

„Die gnädige Frau!" — ein allgemeiner Ausruf des Entsetzens ertönte bei dem Anblick der Baronin, die todtenbleich, mit entstelltem Antlitz den Kreis theilte, der sich um ein Pferd gebildet hatte, das zitternd, über und über von Schweiß und Schmutz bedeckt, von zwei Knechten gehalten, in der Mitte des Hofes stand.

Ein Mädchen warf sich der Herrin entgegen, es war Martha, die Enkelin der Wirthschafterin. „O, geht hinauf, gnädige Frau, es kann ja noch alles gut werden — —"

Frau von Hallenberg schien sie kaum zu bemerken, mit einer stummen Bewegung schob sie das Mädchen zur Seite und schritt gerade auf das Pferd zu. „Dies Pferd hat Gerding benutzt, wo ist er, wo ist mein Sohn?"

Keiner antwortete, wie ein unterdrücktes Schluchzen ging es durch den Kreis, keiner schien des furchtbaren Sturmes zu achten, keiner inmitten der allgemeinen Bestürzung daran zu denken, daß dort oben der Herr des Hauses mit dem Tode rang.

Mit der Starrheit der höchsten Verzweiflung richtete sich die unglückliche Frau empor. Keine Thräne, keine Spur der Aufregung war in ihren marmornen Zügen zu lesen; jede Empfindung war in ihrem Inneren zusammen gepreßt. Sie wandte sich an Jean, den ältesten der Diener. „Steh mir Rede," sagte sie mit heiserer Stimme, „was ist geschehen? Wahrheit will ich, ich befehle sie Dir."

Der Alte ließ das Haupt sinken. „Gnädige Frau," sagte er mit leiser, zaghafter Stimme, „wir fürchten, daß ein Unglück geschehen — — Das Pferd kam herrenlos, in wüthendem Galop in den Hof, unsere stärksten Knechte vermochten es kaum zu halten. Aber verzagt nicht, es bürgt ja nichts dafür, daß Herr Gerding es in der Stadt bestiegen, es kann sich ja im Stall der Frau Marborn in der Stadt losgerissen haben —"

Starren Blicks, scheinbar ohne Theilnahme hatte die Baronin den Worten des alten Mannes zugehört, unverwandt war ihr Auge auf das Pferd gerichtet, als suche sie an ihm nach irgend einem Merkmal der Gewißheit.

Plötzlich schrie sie auf, wie Schatten des Wahnsinns lagerte es sich über ihr Antlitz, sie wollte reden, aber kein Laut entwand sich ihrem Munde, mit der Hand nur deutete sie auf das Thier. Dann brach sie zusammen. Das scharfe Mutterauge hatte entdeckt, was den Blicken der anderen bis jetzt entgangen war. Zwischen dem Zaumzeug versteckt befand sich ein Kinderstiefelchen, wie es der von allen geliebte Sohn und Erbe der Hallenberg zu tragen pflegte, es war kein Zweifel mehr, trotz des Unwetters hatte Gerding das Kind aus der Stadt geholt, um den letzten Wunsch des sterbenden Freundes zu erfüllen; wo aber waren beide, was war aus dem Reiter und seinem Schützling geworden?

Eine unbeschreibliche Verwirrung herrschte auf dem Hofe, vermehrt durch das tobende Unwetter, dessen Wuth mit jedem Augenblicke stieg. Während ein Theil der männlichen Dienerschaft, mit Laternen versehen, sich aufmachte, die Umgegend zu durchstreifen, um eine Spur der Vermißten aufzufinden, trug ein anderer die ohnmächtige Mutter in ihre Zimmer.

Stundenlang lag die Unglückliche, vom Starrkrampf gefesselt, auf ihrem Lager. Als sie erwachte, war der neue Tag angebrochen; welch ein Morgen, wohl hatte sich die Wuth des Sturmes vermindert, aber finster und drohend jagten die Wolkenmassen am Horizonte dahin und kein freundlicher Sonnenstrahl vermochte die düstere Mauer zu durchbrechen, die sich feindlich zwischen ihr und der sehnenden Erde gelagert hatte. Welch ein Morgen, — düster draußen, düster und trostlos im Inneren, mit schwarzen Fittichen war der Dämon des Unheils daher gerauscht über Hallenberg, er hatte sich niedergelassen auf der Stätte des Friedens und sein Werk der Zerstörung vollbracht, ehe er sich hohnlachend in die Tiefe der Finsterniß flüchtete. Alwin von Hallenberg war nicht mehr, allein, ohne Scheidegruß des Sohnes, ohne den letzten Händedruck der treuen Gattin hatte sein Auge brechen müssen.

Fremde waren es, die ihn zur letzten Ruhe trugen, denn Melanie von Hallenberg durfte auf strengen Befehl des Arztes ihr Lager nicht verlassen und der Sohn und Erbe der Hallenberg war spurlos verschwunden, mit ihm der treue Gerding; der Waldbach, — es konnte kein Zweifel walten — der in jener Schreckensnacht sein Ufer übertreten hatte, mußte das Grab beider gewesen sein, aber kein Leichnam wurde trotz alles Suchens gefunden, nichts als das Stiefelchen blieb der verzweifelnden Mutter als einzige Reliquie ihres Kindes.

Wer hatte im Gewirr der traurigen Ereignisse Zeit und Neigung, zu bemerken, daß Gottfried Klagas ebenfalls vom Gute verschwunden war; an sein häufiges Abwesendsein gewöhnt, vermißte man den gefürchteten Wilderer erst nach einigen Wochen, aber keiner dachte daran, sich um sein Verbleiben zu bekümmern. Man hoffte aber, daß er nie wiederkehren und damit die Gegend von einer Plage befreien werde.

An demselben Abend, da sie den letzten der Hallenberg in die Erbgruft seines Geschlechts in der Schloßcapelle, wo noch vor wenigen Jahren der Altar im Glanz der Hochzeitskerzen gestrahlt, betteten, empfing Eduard von Werloh in seinem Landstädtchen einen schwarz gesiegelten Brief von zitternder ungeübter Frauenhand geschrieben. Gierig erbrach ihn seine Hand, überflog sein Auge die Zeilen, dann aber leuchtete sein Auge

auf, Triumph sprach aus seinem Antlitz. „Endlich! gelobt sei Gott!“ entwand es sich jubelnd seiner Brust, er war ja allein und durfte schon für einen Augenblick die Maske fallen lassen.

Einige Minuten später trat er ins Nebenzimmer, wo Lottchen, ein etwa dreijähriges Mädchen mit blauen Augen und rosigen Wangen, bei seiner Gattin saß; diese war eine stille, einfache Frau und durch den Despotismus Eduards an schweigenden Gehorsam gewöhnt.

„Sorge, daß meine Koffer gepackt werden, Alma,“ sagte er. „Ich habe Nachrichten aus Hallenberg, gute Nachrichten. Noch heute reise ich dahin ab; ich denke, in wenigen Wochen wirst Du mir mit unserem Kinde folgen, um als Herrin dort zu walten!“

(Fortsetzung folgt.)

An die Frauen.

(Aus „Briefe aus der Heimath“ von Fanny Lewald, Original-Correspondenz der „Köln. Ztg.“)

Berlin, 16. Juli.

Der Krieg ist da! Wild aufschäumend wie das grollende, in seinen tiefsten Tiefen aufgeregte Meer, fluthen die Wogen der zornigen Empörung durch das ganze deutsche Vaterland, und belebend wie Meereshauch erfrischt und durchzittert die Einmüthigkeit dieser gerechten Empörung jedes deutsche Herz.

Wir sind kein kriegsuchendes Volk, wie die Franzosen, die unser Vaterland bedrohen, aber die Männer unseres Volkes sind wehrhaft, — wir sind kein Volk der Phrase, wie unsere Feinde, die sich berauschen in dem Glauben an ihr Prestige, aber der Deutsche weiß es, was die Worte Vaterland, Ehre, Treue und Selbstachtung gebieten. Er erhebt sich nicht, wie der Franzose, um zur Befriedigung seiner prahlerischen Eitelkeit und zur Bepflasterung seiner inneren Schäden sich Ruhm suchen zu gehen in dem gestörten Frieden seiner Nachbarn, aber er steht auf Mann für Mann, wenn man seine Ehre beleidigt, seine freie Selbstbestimmung hindert, sein Vaterland bedroht.

Das ist geschehen! Der sanfte Frieden, in welchem unsere Saaten der Ernte entgegenreiften, in dem die Schnitter ihre Sensen schärften, in dem mit mächtigem Schritte Bildung und Cultur in unserem Vaterlande vorwärts gingen, ist zerstört durch frechen Uebermuth. Der Augenblick ist gekommen, in welchem Männer und Frauen, wie ich es einmal gegen Sie ausgesprochen habe, die Einen fechtend, die Anderen erleidend, die furchtbare Blutsteuer für das Vaterland zu zahlen haben — und die ernsten Gesichter der Männer, die Augen der Mütter, der Gattinnen, der Bräute und der Töchter, wie nahe die Thräne der bangen Sorge sich in ihnen auch hervordrängt — sehen zuversichtlich vorwärts!

Ich habe neulich in diesen Briefen das Wort gebraucht: Wer uns Deutsche lieben lernen will, muß uns an Weihnachten und an Pfingsten, an den Kirchfesten sehen, die zu Familienfesten geworden sind! Ich spreche es heute mit stolzer Freude aus: wer uns Deutsche achten und richtig schätzen lernen will, muß uns in diesen Tagen, in der festen Entschlossenheit begeisterter Vaterlandsliebe, in der selbstgewissen Ruhe einmüthigster Erhebung sehen.

Die höchste Begeisterung hat den König bei seiner Rückkehr in seines Volkes Mitte empfangen. Kaum dem Knabenalter entwachsene Schüler haben an demselben Spätabende des 15. Juli sich an die Obersten und Generale herangedrängt, die sich, den König erwartend, auf den Straßen befanden, und sie beschworen, ihre Namen anzumerken, sie in ihre Regimenter aufzunehmen. Die Anmeldungsbureaux für die Freiwilligen können die Zahl der sich Meldenden kaum bewältigen; die Docenten steigen nieder von ihren Katheedern, die Studenten verlassen, ohne daß man sie zu rufen braucht, ihre Hörsäle, junge Männer, die gestern noch ihren ganzen Besitz in neuen gewerblichen Unternehmungen, als deren Leiter, angelegt haben, schließen die Fabrik und die Bücher; von den Ferienreisen eilen die jungen Männer, vom Meere und von der Alpenhöhe, mit Kurierzügen zurück, mit raschem Händedruck von der Geliebten in der Heimath Abschied nehmend, um sich einzureihen in das Heer! Arm und Reich, die höchste Bildung, die feurigste Thatkraft und der stille Arbeitsmuth, Alter und Jugend sind jetzt nur Eines! Sie fühlen sich nur als Deutsche, als Söhne des Vaterlandes, sammt und sonders sind sie entschlossen, Alles einzusetzen für des Vaterlandes Unabhängigkeit und Ehre, für das frech angetastete Recht der freien Selbstbestimmung — und aufs neue können wir die Worte des Heldenjünglings, Theodor Körners Worte, wiederholen:

Das Volk steht auf! Der Sturm bricht los!

Ja, das ganze Volk! Auch die Frauen treten zusammen, um zu thun und zu leisten, was in ihrer Macht steht — und das wird bei Ihnen am Rheine eben so geschehen, wie im tiefsten Süden und in dem letzten nordischen Grenzdorfe unseres Vaterlandes. Alle, alle Frauen empfinden sich in diesem Augenblicke als deutsche; fühlen, was die Selbstständigkeit eines Volkes besagen will — und gerade, weil sie dies jetzt so klar und tief empfinden, ist es die rechte Stunde, die Frauen darauf hinzuweisen, wie viel gerade sie dazu beigetragen haben, den thörichten Dünkel der Franzosen zu nähren, indem sie sich zu den kindischen Nachahmern aller ihrer Thorheiten und Geschmacklosigkeiten machten.

Es gab keine von französischen Dirnen jeden Ranges erfundene Mode, mochte sie auch die schamloseste sein, welche unsere wohlhabenden Frauen nicht angenommen hätten. Erinnern Sie sich, daß ich Sie schon früher daran mahnte! — Sie kannten aus den unzüchtigen Romanen der Franzosen, die Sie nicht mit dem gebührenden Abscheu von sich gestoßen haben, die Gesellschaft und die Frauenwelt, deren Tracht und Manieren Sie annahmen; Sie kamen sich vornehm vor, wenn Sie sich über die Gebühr entblößen und französische Floskeln in Ihre Rede mischen; Sie sahen es mit Vergnügen an, wenn französische Dichter für französische Musiker die erhabensten Arbeiten unserer Dichter zu albernen, sinnentstellenden Textbüchern zerfetzten; Sie hielten darauf — nicht daß Ihre Töchter die deutschen Classiker in ihrer erhebenden Bedeutung kennen lernten, sondern daß sie von irgend einer hergelaufenen Französin das Französische mit Pariser Aussprache plappern lernten; Sie zahlten einer Madame Salic oder Mademoiselle Elise für ein Pariser Kleidungsstück jeden, auch den unsinnigsten Preis und handelten um Groschen mit der armen Mutter Näherin, deren Söhne heute gemeinsam mit den Ihren ihr junges Leben den Chassepots der Franzosen gegenüber stellen müssen. Sie halfen es möglich machen — nicht die deutschen Männer — nicht die Männer und Frauen unserer ehrlich arbeitenden Stände — daß die Franzosen in Deutschland auf ein mangelndes Selbstgefühl und auf Anhang für Frankreich rechnen konnten. — Wollen Sie, während Ihre Söhne vor den französischen Kanonen stehen und Tausende von ihnen ihr junges, edles Herzblut für Deutschlands Selbstständigkeit vergießen werden — wollen Sie da auch noch mit den thurmhohen, wahnsinnig aussehenden französischen Chignons umherlaufen und sich nach französischem Zuschnitt, nach frecher französischer Mode die Trauerkleider machen lassen?

Da verstanden die deutschen Frauen es 1813 besser! Da verstanden die Liviänderinnen es besser, die zur Zeit der Hungersnoth nur noch Kleider aus heimischen Stoffen kauften!

Sie haben viel gut zu machen in der Hinsicht. Der Augenblick ist da, es zu thun. Die Franzosen sind ein Handel und Gewerbe treibendes Volk wie wir! — Zeigen Sie es ihm, was es bedeutet, einen Einbruch in den Frieden seines Nachbarvolkes zu thun! Zeigen Sie ihm, daß Sie deutsche Frauen, sittige Frauen und nicht Nachtreterinnen seiner Hetären sind. Kleiden Sie sich von dieser Stunde an ernst, züchtig, wie es den Frauen zukommt, deren angehörige Männer im Felde stehen,

für des Vaterlandes Selbstständigkeit ihr Leben einzusetzen. — Werfen Sie ihn von sich, den fremden Flitterstaat, den leeren Schein, lassen Sie sich von der ernsten Stunde daran mahnen, ernst zu werden wie die deutschen Männer.

Da es eine Folgerichtigkeit zwischen Ursache und Wirkung giebt, so dürfen wir, wenn auch nach schwerem Kampfe, auf den Sieg vertrauen. Wenn dann der Friede in unsere Städte und auf unsere Fluren wiederkehrt, wenn es Deutschland gelungen sein wird, den Frieden zu erkämpfen, der durch Vernichtung der culturfeindlichen, kriegerischen Gelüste der Franzosen die friedliche Arbeit des Bürgers für die Zukunft sicher stellt, dann werden wir Alle, wenn auch mit thränenschwerem Auge und tieferschüttertem Gemüthe, den grausen Kampf zu segnen haben, vor dessen schrecklichem Beginne wir jetzt stehen.

Dann aber wird es mit dem französischen prestige und der prépondérance légitime von Frankreich hoffentlich endlich ein- für allemal vorüber sein. Möge es so sein!

Auf!

Von Ernst Moritz Arndt (1841).

Und brauset der Sturmwind des Krieges heran,
Und wollen die Wälschen ihn haben,
So sammle, mein Deutschland, Dich stark wie ein Mann,
Und bringe die blutigen Gaben!
Und bringe den Schrecken und trage das Grauen
Von all' deinen Bergen, aus all' deinen Gauen,
Und klinge die Losung: Zum Rhein! über'n Rhein!
All-Deutschland in Frankreich hinein!

Sie wollen's: so reiße denn, deutsche Geduld,
Reiß' durch von dem Belt bis zum Rheine;
Wir fordern die lange gestundete Schuld —
Auf, Wälsche, und rühret die Beine!
Wir wollen im Spiele der Schwerter und Lanzen
Den wilden, den blutigen Tanz mit euch tanzen,
Wir klingen die Losung: Zum Rhein! über'n Rhein!
All-Deutschland in Frankreich hinein!

Mein einiges Deutschland, mein kühnes, heran!
Wir wollen ein Liedlein euch singen
Von dem, was die schleichende List euch gewann,
Von Straßburg und Metz und Lothringen!
Zurück sollt ihr zahlen, heraus sollt ihr geben,
So stehe der Kampf uns auf Tod und auf Leben!
So klinge die Losung: Zum Rhein! über'n Rhein!
All-Deutschland in Frankreich hinein!

Mein einiges Deutschland, mein freies, heran!
Sie wollen, sie sollen es haben.
Auf, sammle und rüste dich stark wie Ein Mann,
Und bringe die blutigen Gaben!
Du, das sie nun nimmer mit Listen zersplittern!
Erbrause wie Windsbraut aus schwarzen Gewittern!
So klinge die Losung: Zum Rhein! über'n Rhein!
All-Deutschland in Frankreich hinein!

Mannichfaltiges.

— Berliner Blätter berichten: „Der Kaiser Napoleon, um wenigstens einigermaßen mit deutschen Sympathieen brilliren zu können, wandte sich an den Herzog Adolph von Nassau und forderte ihn auf, sich unter seinen Schutz zu stellen. Er erbot sich gleichzeitig, dem Herzog den Wiederbesitz seiner Staaten zu garantiren. In wenig schmeichelhaften Ausdrücken erfolgte darauf die Antwort: er sei Deutscher und wisse, was er als solcher zu thun habe. Den Worten folgte alsbald die That. Der Herzog stellte sich dem Könige zur Verfügung und veranlaßte auch den Prinzen Nikolaus, seine Dienste dem Vaterlande anzubieten. (Der Erbprinz von Nassau steht bereits als Portepée-Fähnrich im 12. norddeutschen (königlich sächsischen) Armeecorps.)

— Die Berliner „Montagszeitung" schreibt: Als der Professor Dubois-Reymond (Rector der Berliner Universität) am Samstag den Lehrstuhl zur Vorlesung bestieg, begann er seinen Vortrag mit der Einleitung: „Meine Herren! Entschuldigen Sie meinen französischen Namen!" Daß der berühmte Physiologe aus deutschem Holz geschnitzt, ist sattsam bekannt.

— Ueber eine praktische Anwendung der Correspondenzkarten meldet man aus Berlin: Hier wurde die erste Correspondenzkarte dem in der Sebastiansstraße belegenen Postbureau übergeben. Sie war mit der Unterschrift der Gummiwaarenfabrikanten G. und M. versehen und an einen Hamburger Kaufmann gerichtet. Der Inhalt des offenen Briefes war eine ernste Mahnung an den Adressaten, daß er doch nun endlich seine seit dreiviertel Jahren fällige Schuld bezahlen möge, widrigenfalls die Absender mit dieser Mahnung täglich bis zu ihrer Befriedigung fortfahren würden. Mit umgehender Post erhielten die Fabrikanten ihr Geld; das Mittel hatte geholfen.

— In Stettin meldete sich am 20. Juli auf dem Casernenhofe des 14. Infanterie-Regiments ein Freiwilliger, der, wiederholt abgewiesen, beharrlich darauf bestand, in Reih und Glied den Feldzug gegen Frankreich mitmachen zu wollen. Es war ein Mädchen, anständig gekleidet, von ehrbaren Sitten, kräftigem Wuchs und hoch aufgeschossen und etwa 5½ Fuß groß. Sie trug ihre Legitimationspapiere bei sich und schien, was ihren heldenmüthigen Entschluß betrifft, völlig mit sich im Reinen zu sein. Da man ihrem Wunsche, sie einzustellen, nicht genügen konnte, so schied sie mit der Aeußerung, man werde ihrem Vorhaben bei einem anderen Truppentheile sich willfähriger zeigen.

— Der auf das höchste gespannte Patriotismus sucht sich nach allen Seiten hin Luft zu machen; deshalb ist es nicht zu verwundern, wenn ab und zu der Ausdruck desselben einen komischen Charakter annimmt. So wurde die bekannte Finette, die gegenwärtig im Hamburger Tivoli gastirt, vor einigen Tagen bei ihrem Auftreten ausgezischt; das Publicum ließ sich jedoch beschwichtigen, als Director Damm die Abstammung der sogenannten französischen Chansonettesängerin dahin aufklärte, daß dieselbe „eigentlich" eine Creolin sei. Diese Definition war vollständig genügend, um Alles zu Beifallsäußerungen zu bewegen, und als Finette zum zweiten Male erschien, dieselbe mit Acclamation zu empfangen. Aehnliches geschah zu Berlin in der Walhalla.

— Ein Wettebureau in Brüssel, l'Agence du Sport, dessen Inhaber ein Geschäftslocal in den Galeries St. Hubert hat, hatte vor einigen Tagen eine Anzeige an seine Fenster geheftet, daß man sich zur Wette auf den Sieg in der ersten Schlacht zwischen den Preußen und Franzosen bei ihm einschreiben könne. Die Anzeige hat eine allgemeine Entrüstung hervorgebracht und die Polizei hat sie beseitigen lassen.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stau.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 86. Dritter Jahrgang. 1870.

* Die zu Hallenberg.

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

Es war ein sonnenheller Tag, als Eduard von Werloh in der Stadt anlangte, in deren Nähe das Gut seines verstorbenen Vetters belegen war. Um völlig unbekannt zu bleiben, stieg er in einem kleinen, wenig besuchten Gasthause ab. „Ist die Frau bereits angelangt, die mit Herrn Erdmann zu reden wünscht?" fragte er den Kellner, der ihn die Stiegen hinauf geleitete.

„Bereits seit einer halben Stunde, mein Herr. Ich habe ihr solange das für Sie reservirte Zimmer geöffnet." Mit diesen Worten ließ er Eduard in ein Fremdenzimmer des ersten Stocks treten und entfernte sich sogleich wieder.

Ein in schwarz gekleidetes Frauenzimmer trat dem Ankommenden entgegen, es war Martha.

Werloh legte die Finger an die Lippen zum Zeichen des Schweigens. „Du bist glücklich, Martha," sagte er hastig mit leiser Stimme. „Dein Hiersein beweist mir, daß Du mein Schreiben erhalten hast. Berichte mir, alles und ausführlich, aber hüte Dich, die Wände könnten Ohren haben, und ich will im strengsten Incognito und eben so überraschender auf Hallenberg eintreffen."

Martha neigte zustimmend das Haupt. „Bringt Ihr mir Nachricht von meinem Sohn, wie Ihr mir versprachtt, gnädiger Herr?" fragte sie im flüsterndem Ton.

„Dein Sohn lebt und ist wohlauf," entgegnete der Baron gleichgiltig. „Aber wichtigere Fragen beantworte mir vor allen Dingen: Ist ein Testament gefunden, überhaupt bekannt, daß ein solches vorhanden?"

„Kurz vor dem Tode des Herrn Baron ließ er einen Notar aus der Stadt kommen," entgegnete Martha, „und es ging die Rede, daß ein Testament abgefaßt worden sei. Ohne Zweifel liegt es im geheimen Schranke des Verstorbenen, der sich im Sterbezimmer befindet. Aber dies ist gleich nach der Beerdigung auf Befehl der gnädigen Frau gerichtlich versiegelt."

„Ich müßte nicht Jahre lang auf Hallenberg gelebt haben, wenn ich nicht mit der Oertlichkeit vertraut sein sollte," meinte Eduard lächelnd. „Aus meinem ehemaligen Schlafzimmer führt eine geheime Treppe direct in das Gemach, allen Siegeln des Gerichts zum Trotz. Zu anderem nun! Wie erträgt die Baronin den doppelten Schlag des Schicksals?"

„Wie eine Heldin! nein wie ein Engel!" rief Martha lebhaft. „Ich beschwöre Sie, gnädiger Herr, seien Sie milde mit der guten unglücklichen Herrin. Ich will alles Böse vergessen, das Ihr mir angethan habt, aber schont ihrer —"

„Still," — unterbrach Eduard sie, „ich habe Wichtigeres zu thun, Thatsachen will ich, keine Bitten noch Klagen."

Martha warf einen finsteren Blick auf Werloh, der herzlos und kalt wie gewöhnlich ihr gegenüber saß, dann fuhr sie fort: „Frau von Hallenberg lebt in der festen Ueberzeugung, ihr Sohn sei nicht todt, früher oder später müsse er gefunden oder von den Entführern ausgeliefert werden. Bereits ist an alle Zeitungen des In- und Auslandes Nachricht gegangen und eine fürstliche Belohnung demjenigen zugesichert, der Nachricht über die Verschwundenen zu geben vermag."

„Hoffentlich wird alles vergebens sein," murmelte Eduard vor sich hin, „es giebt keinen treueren Bundesgenossen als der Tod. Der Knabe ist todt, muß todt sein, und da sein Leichnam bis jetzt nicht gefunden ist, ein Testament nimmer zum Vorschein kommt, so bin ich Herr auf Hallenberg." Er richtete noch einige Fragen an Martha, die letzten Tage seines Vetters betreffend, dann erhob er sich und verabschiedete das Mädchen. „Geh' jetzt," sagte er, „und kehre schleunigst nach Hallenberg zurück; ehe es Abend wird, treffe ich selber dort ein und morgen in der Frühe werde ich das Wiedersehen mit der Wittwe meines geliebten Vetters begehen."

Aber Martha entfernte sich nicht. Sie blieb vor Eduard stehen, und ihrer sonstigen demüthigen Gewohnheit entgegen, das Auge zu ihm erhebend, sagte sie in leisem, aber festem Tone: „Eduard von Werloh, soll ich Dich an jenen Tag erinnern, da Du zu meinen Füßen lagst und, meine Schwäche benutzend, mir schwurst, mich zu Deinem Weibe zu erheben. Ich klage Dich nicht an, daß Du Dein Wort gebrochen, daß eine andere Deinen Namen trägt, daß ein anderes Kind, als das meine, Dich vor Gott und Menschen Vater nennt, aber Gottes Gericht wird Dich treffen, daß Du mir den Sohn gleich nach der Geburt entrissest, daß fremde Leute, zu denen Du ihn brachtest, nicht seine Mutter, seine kindlichen Grüße empfangen, daß Du ihn zum Werkzeug benutzest mich nach Deinem Willen zu lenken. Aber jetzt gehe ich nicht weiter. Zug gegen Zug, Werloh. Soll ich Euch ferner dienstbar sein, so geschehe es meines Kindes halber. Eueren Schwüren, Eueren Versprechungen glaube ich längst nicht mehr. Schreibet, was ich Euch dictire, fürchtet nichts," unterbrach sie sich, „es compromittirt Euch nicht."

Eduard lächelte ironisch, aber dennoch setzte er sich an den Tisch und ergriff die Feder. „Spare Dir die Mühe, mein Kind," sagte er, „ich kann mir denken, was Deine Mutterliebe begehrt."

Er warf hastig einige Zeilen auf ein weißes Blatt und reichte es ihr. „Bist Du zufrieden?"

„Ich verspreche," las das Mädchen, „daß Martha Golling binnen Jahresfrist den Aufenthalt ihres Kindes erfahren soll und so lange dort verweilen kann als sie es für passend findet

Eduard von Werloh."

„Noch ein Jahr der Sclaverei, sei es denn," seufzte das Mädchen, „mit diesem Pfand der Zukunft im Herzen will ich es tragen. Ich gehe jetzt, Werloh. Tod und Verzweiflung stahlen sich in die Wohnung des Friedens, es war noch nicht genug des Elends, ich trage dazu den Verrath, Verrath an der besten, gnädigsten der Frauen. Auf Wiedersehen, Werloh, auf Hallenberg."

4.

Es war ein freundliches Gemach, das zum gewöhnlichen Aufenthalt der nun verwitweten Baronin Hallenberg diente.

Durch die weit geöffneten Fenster gaukelten die Strahlen der Nachmittagssonne in dichten Schaaren und vergoldeten jeden Winkel des mittelgroßen Zimmers, als wollten sie alles Trübe, alles Düstere verscheuchen, von dieser Stätte, die von der liebenden Sorgfalt des Verstorbenen, von dem zarten Frauensinn der Edelfrau mit geschmackvollem Comfort ausgestattet war. Vom Garten herauf sandten die Blumen ihre süßesten Düfte und ein bunter Vogel saß auf dem Fensterbret und schaute neugierig hinein in die Menschenwohnung; ach, da war's so still, so einsam, kein freundlicher Strahl des milden Himmelslichts, kein Rosenduft vermochte das wie aus Marmor gehauene Antlitz der jungen Frau zu erhellen, die in die schwarzen Gewänder der tiefsten Trauer gehüllt, auf dem Diwan von dunkelem Sammt ausgestreckt lag, regungslos einer Statue gleich.

War es ein frommes Buch des Trostes, war es ein Rosenkranz, eine Reliquie, das ihre Hand umschloß, das sie von Zeit zu Zeit erhob und inbrünstig an ihre Lippen preßte? Wohl war es eine Reliquie, ein Stiefelchen, so zierlich und klein, das einzige was ihr geblieben war von dem Liebling ihres Herzens.

Jetzt öffnete sich die Thür des Gemaches, der alte Jean, der nach dem Verschwinden des treuen Gerding die Stelle eines Factotums bekleidete, erschien am Eingang und näherte sich mit leisen Schritten dem Lager seiner Gebieterin.

Melanie achtete seiner nicht; sie lebte nur in der Apathie ihres Schmerzes, die Außenwelt hatte für sie kein Interesse mehr.

„Gnädigste Frau —"

Die Baronin fuhr empor, ein Strahl des alten Glanzes leuchtete aus ihren Augen. „Bringst Du mir Nachricht? Ist eine Spur gefunden?"

Der alte Diener schüttelte betrübt das graue Haupt. „Nichts," sagte er leise, „vielleicht ist er droben besser aufgehoben bei den Engeln, als hier auf der kalten Menschenwelt."

Das marmorene Antlitz der Baronin färbte sich ein wenig. „Du lügst, wie Ihr alle; mein Sohn ist nicht todt, sein Leichnam ist nicht aufgefunden. Keinem Zeichen glaube ich als diesem. Wiederkehren wird er, sage ich Euch, mir ruft's die Stimme des Herzens."

„Geb's der allmächtige Gott," stimmte der Diener bei; dann aber sogleich den Augenblick benutzend, da die Geisteskräfte der Baronin von keinem Schleier umdüstert schienen, fuhr er fort: „Gnädigste Frau, diesen Abend werden die Herren des Gerichts hier eintreffen, um die Siegel vom Sterbezimmer zu lösen. Haben die Frau Baronin noch Anordnungen zu treffen?"

Melanie schüttelte das Haupt. „Man wird alles geordnet finden," sagte sie, über ihre Stirn fahrend, als wolle sie ihre Gedanken sammeln. „Mein Sohn ist Erbe seines Vaters, den Familien- und öffentlichen Gesetzen nach, und das Testament meines Gatten setzt mich zur Nutznießerin des Ganzen und zur Vormünderin ein, bis daß unser Kind majorenn geworden."

„Und — verzeihen Sie einem treuen Diener Ihres Hauses die Frage, gnädige Frau, wie lautet die Bestimmung im Fall eines frühzeitigen Todes des jungen Barons?"

Melanie blickte ihn starr an, augenscheinlich schien ihr getrübter Geist eine solche Möglichkeit nicht zu fassen.

„Gnädige Frau," fuhr der Diener dringender fort, „sehen Sie sich vor. Dem Gesetze nach fallen, sobald die Todeserklärung des Sohnes und Erben von Hallenberg ausgesprochen, die Besitzungen der Familie an die nächsten Seitenverwandten des verstorbenen Herrn Baron Alwin, also in diesem Falle an den Vetter desselben, Eduard von Werloh, der, wie ich ihn kenne, nicht säumen wird, von seinem ihm zugefallenen Glück Gebrauch zu machen und den wir vielleicht, ehe wir's ahnen, auf Hallenberg erwarten können."

„Werloh?" wiederholte die Baronin, durch diesen Namen aufgeschreckt, „er hat keine Macht, ich werde die Rechte meines Kindes zu schützen wissen."

Der Diener zuckte zweifelnd mit den Achseln. „Ob mit Erfolg, gnädigste Frau?" sagte er. „Jedenfalls, ich beschwöre Sie, hören Sie auf meine Stimme. Besitzen Sie Gegenstände oder Papiere von Werth, so verbergen Sie dieselben den Blicken Unberufener. Sichern Sie sich einen Schirm. Sie kennen Werloh nicht — kein Mittel —"

Das geräuschlose Oeffnen der Thür unterbrach seine Worte. Im Eingange erschien Martha, die dem Alten winkte. Sie flüsterte ihm ein paar Worte zu, die Jean erbleichen ließen und ihm einen Ausruf des Schreckens entlockten. Aber sogleich faßte er sich und schritt auf's neue auf Melanie zu. „Frau Baronin," sagte er mit leiser aber eindringlicher Stimme, „im Namen Ihres verstorbenen Gatten, Ihres verschwundenen Sohnes, zerreißen Sie die Nebel die Ihre Sinne zu umhüllen drohen, zeigen Sie sich als Gebieterin, als Herrin, wahren Sie das Recht der Hallenberg, Ihr eigenes Recht. Soeben ist Eduard von Werloh im Schlosse angelangt und wünscht Sie zu sehen."

Ein seltsamer Kampf spiegelte sich auf dem Antlitz der Baronin wieder, es war, als ob der Stumpfsinn, der sich mit mächtigen Schwingen über ihre Seele gelagert hatte, vom Strahl der Intelligenz besiegt, langsam entwich; die Marmorblässe wich aus ihren Zügen, deren Ausdruck der alte Diener ängstlich verfolgte, ihr Auge blickte heller und freier. Jetzt wie von magischer Kraft berührt, richtete sie sich empor, als wolle sie ihr Lager verlassen, aber mit einem Wehelaut sank sie zurück, der mächtige Wille, der die Schwäche des Geistes bezwungen, vermochte nicht die Kraft des Körpers zu beleben.

„Ihr seht, ich vermag mich nicht zu erheben," sagte sie mit schmerzlichem Lächeln. „Dahin gestreckt sind die Hallenberg vom Schlag des Schicksals. Aber ich lebe wenigstens und bis zum letzten Athemzug will ich schützen, was mein und meines Kindes. Laßt Herrn von Werloh kommen, ich will ihn empfangen."

„Aber, gnädige Frau, wollen Sie diese Unterredung nicht bis Morgen verschieben?" fragte Martha schüchtern. „Heute Abend treffen die Herren des Gerichts ein, die Aufregung könnte der Frau Baronin schaden."

„Ich will wissen, was ihn hergeführt, in welcher Absicht er kommt," antwortete Melanie, „ich erwarte Herrn von Werloh, den Vetter meines Gatten."

Ihr befehlender Ton schloß jeden Widerspruch aus. Jean und Martha entfernten sich und ersterer begab sich in den Flügel, wo Eduard von Werloh einst als Junggeselle bei seinem Verwandten gewohnt und den man ihm auch diesmal als Aufenthalt angewiesen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die französische Mitrailleuse.

(Aus der „Köln. Ztg.")

Die französische Mitrailleuse ist in ihrer Construction freilich ein Geheimniß, in ihrer Wirkung aber kann sie den bekannten Mitrailleusen von Claffton und Montigny unmöglich

überlegen sein. Zum Nutz und Frommen derjenigen, die sich unter einer Mitrailleuse etwas gar so Schreckliches vorstellen, wollen wir in Nachstehendem den Gegenstand näher erläutern.

Zwanzig bis dreißig und noch mehr Hinterladungs-Gewehrläufe bilden ein Bündel, das die ungefähre äußere Form eines dicken Geschützrohres hat und wie dieses auf einer Lafette mit Rädern ruht. Die einzelnen Läufe werden durch eine mechanische Vorrichtung mit Patronen geladen, durch dieselbe Vorrichtung abgefeuert, und wenn es Metallpatronen sind, aus den Läufen entfernt. Die Patronen liegen zu diesem Zwecke in einem Vorrathskasten am hinteren Theile des Gesammtrohres in Reihen geordnet. Eine Kurbel setzt die Mechanik in Bewegung. Das Gesammtrohr ist durch eine Handhabe um seine Längenachse drehbar, im Uebrigen wie ein Geschützrohr beweglich.

Es feuern immer nur einzelne wenige Läufe bis zur Erhitzung; dann wird das Gesammtrohr gedreht und andere Läufe kommen an die Reihe. Die Tragweite ist die des Infanterie-Hinterladungsgewehres, das Kaliber eher kleiner als größer wie dieses, um viele Läufe verwenden zu können.

Wenn also die Mechanik gut gedacht und gut gearbeitet ist, so kann solche Maschine begreiflicher Weise Tausende von Kugeln in sehr kurzer Zeit verschießen.

Aber — jedes Ding hat ein „aber" und die Mitrailleuse hat deren viele — die praktische Anwendung der Mitrailleuse, die in ihrer Form und Größe dem kleineren Feldgeschütze gleichkommt und im Gewicht demselben nicht sehr nachsteht, ist vor allen Dingen durch die Fortbewegung sehr in Frage gestellt. Nur durch Pferde läßt sie sich fortbewegen, es sei denn, daß 20 und noch mehr Soldaten den Dienst der Pferde versehen sollen. Auseinandernehmen läßt sich die Mitrailleuse nicht oder nur mit großer Mühe und vielen Umständen, denn ihr Mechanismus ist nichts weniger als einfach und trotz der größten Vollkommenheit stets Unregelmäßigkeiten und Störungen ausgesetzt.

Den Infanteriecolonnen, denen sie beigegeben werden soll, und das ist ja ihre Bestimmung, kann sie in schwierigem Terrain gar nicht folgen. In hundert Fällen, wo der Infanterist mit Erfolg feuern kann, ist die Mitrailleuse nicht zu verwenden. Sie bedarf einer besonderen Bedienungsmannschaft, und soll sie, was ja ihr Zweck ist, einen Hagel von Kugeln schleudern, so hat sie einen sehr großen Vorrath an Patronen nöthig, die den Transport erschweren. Ladet die französische Mitrailleuse Patronen der Chassepotgewehre, so könnte sie sich freilich aus den Beständen der Infanterie mit Munition versehen, aber das ist nicht wohl anzunehmen, da bei der alsdann nothwendigen Entzündung vermittels der Feder die Mechanik ein wahres Uhrwerk sein würde und in Folge dessen und namentlich der mangelhaften Obluration wegen gar keine Garantie für Dauerhaftigkeit und Sicherheit böte. Es ist daher wohl ganz unzweifelhaft, daß die Mitrailleuse Metallpatronen mit Central-Schlagzündung ladet, also eine besondere Patrone, wovon die Waffe demnach große Vorräthe mitführen muß.

Während der Fortbewegung kann die Mitrailleuse nicht feuern. Sie hindert die freie Bewegung der Infanteriecolonne und kann im Gedränge den eigenen Truppen gefährlich werden. Der Infanterist kann bei jedem Schusse nach einer anderen Richtung feuern, die Mitrailleuse muß vorerst gerichtet werden. Ein Geschütz freilich auch, dafür hat es aber auch eine andere Wirkung und Tragweite, und ein einziger wohlgezielter Kanonenschuß kann mehr Unheil anrichten als tausend Mitrailleusenkugeln. Bei großen Infanteriegefechten mag die Mitrailleuse verheerend wirken können, aber — und es ist immer wieder ein „aber" dabei — wann kommt es denn vor, daß große Infanteriemassen ruhig stehen bleibend auf einander feuern?

Die ganze Bauart der Mitrailleuse ist durch die nothwendige Leichtigkeit eine sehr schwache, und jede sie treffende Kanonenkugel wird ihr für immer das große Maul stopfen. Dazu bietet sie durch ihre bei Infanterie-Colonnen nothwendige sichtbare und auffallende Aufstellung jedem Geschütze ein willkommenes und leicht erreichbares Object.

Die Mitrailleuse endlich ist ihres sehr unwahrscheinlichen Erfolges wegen in keiner anderen Armee der Welt als wirkliche Waffe eingeführt. Sie wird es immer bleiben, ein zwar häßliches Spielzeug, aber doch immer ein Spielzeug, keine ernste kriegstüchtige Waffe. Von ihr gilt das Wort: Viel Geschrei und wenig Wolle.

Die Aufgabe der Hilfsvereine für die Pflege und Unterstützung im Felde verwundeter und erkrankter Krieger.

Die neuere Art der Kriegführung, welche mit Hilfe der heutigen Verkehrsmittel große Truppenmassen auf einzelnen Punkten zu großen Entscheidungsschlachten vereinigt, hat, verbunden mit der Ausbildung der Schußwaffen, die einzelnen Gefechte und Schlachten mörderischer gemacht, als wohl je zuvor. Sie hat zugleich die weitere traurige Folge gehabt, daß die militärischen Behörden und Anstalten sich heutzutage mehr als früher in der Unmöglichkeit befinden, mit den ihnen zu Gebot stehenden staatlichen Mitteln und Kräften die Fürsorge für die gleichzeitig in Massen auf beschränktem Terrain concentrirten Verwundeten in und nach den Gefechten auch nur annähernd zu bewältigen. So mußten im italienischen Krieg 1859 Tausende elend auf den Schlachtfeldern verschmachten oder ohne Pflege und Trost in den Nothspitälern umkommen.

Es ergab sich hieraus die Nothwendigkeit, eine ausgedehnte freiwillige Hilfleistung durch die Landesbewohner und andere, den streitenden Armeen nicht angehörende Personen zu organisiren. Man gelangte außerdem zu der Humanitätsforderung, daß die Feldlazarethe und Hospitäler, sowie das Sanitätspersonal durch Neutralitätserklärung gegen feindliche Angriffe sichergestellt und auf diese Weise in ihrer Wirksamkeit thunlichst gefördert werden müßten. Demgemäß einigte man sich bei einer im Jahre 1863 in Genf abgehaltenen internationalen Conferenz dahin, daß in jedem Lande ein durch Zweigcomites unterstütztes Centralcomite bestehen solle, dessen Sache es sei, in Kriegszeiten durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel, namentlich durch Herrichtung von Räumlichkeiten zur Aufnahme Verwundeter und durch Absendung von Blessirtenträgern und Pflegepersonal, für die Gesundheitspflege in den Armeen mitzuwirken, in Friedenszeiten aber durch Vorbereitung materieller Hilfsmittel aller Art und durch Ausbildung freiwilliger Krankenpfleger die nöthigen Vorkehrungen für den Kriegsfall zu treffen.

Hieran reihte sich im Jahr 1864 eine Zusammenkunft von Regierungsbevollmächtigten in Genf, bei welcher durch einen förmlichen Staatsvertrag — die sogenannte Genfer Convention, welcher inzwischen fast alle Staaten von Europa beigetreten — das für den Gesundheitsdienst in den Armeen bestimmte Personal, die Ambulanzen und die zu deren Einrichtung nöthigen Gegenstände, sowie die Personen, welche verwundeten und kranken Soldaten Hilfe und Beistand angedeihen lassen, unter den Schutz der Neutralität gestellt und gegen Anwendung der Kriegsgewalt gesichert wurden.

Der großartige Gedanke, die Leiden des Krieges durch eine wohlorganisirte Privathilfe zu mildern, hat mit wunderbarer Schnelligkeit in aller civilisirten Staaten Eingang gefunden und in dem Krieg 1866 zu wahrhaft bewunderungswürdigen Leistungen begeistert und die schönsten Erfolge errungen.

Wie wichtig die Fürsorge für die verwundeten und erkrankten Soldaten ist, möge aus nachfolgenden Beispielen entnommen werden.

Von der Britischen Legion, welche im Jahre 1836 in einer Stärke von 7000 Mann nach Spanien ging, lagen im ersten Vierteljahr 5000 Mann im Spital und starben in 6 Monaten 1233 oder 17½ Procent der ganzen Stärke.

Im Krimkrieg führten die Engländer vom April 1854 bis Juni 1856 nach und nach 83,000 Mann in die Krim,

ohne das Heer über eine Stärke von 34,500 Mann zu bringen. Es fanden bei denselben 218,952 Mann Spitalaufnahme, (11 Procent Verwundete und 89 Procent Kranke) statt, 16,010 Mann starben. Daran trugen anerkannt die schlechten Sanitätseinrichtungen die Hauptschuld. Nachdem die Sterblichkeit bei den englischen Truppen in den ersten sieben Monaten 60 Procent erreicht hatte, sank dieselbe nach den unter Miß Nightingale durchgeführten Verbesserungen auf $1^1/_{10}$ Procent.

Im Krieg der Vereinigten Staaten von Amerika gegen Mexico betrug die Sterblichkeit der amerikanischen Truppen $10^3/_{10}$ Procent, im Nordamerikanischen Bürgerkrieg bei den Nordstaaten, Gefallene, an Wunden und Krankheiten Gestorbene zusammengerechnet, nur 6 Procent. Dieses günstige Ergebniß wurde wesentlich durch die Thätigkeit der amerikanischen Gesundheitscommission (eines freiwilligen Hilfsvereins) erreicht. Man nimmt an, daß durch das wirksame Eingreifen des letzteren über 100,000 Menschen am Leben erhalten wurden.

Solche Erfolge sind der Arbeit und der Opfer werth!

Möge darum Niemand zurückbleiben, wo es gilt, mittelst eines beliebig festzusetzenden Geldbeitrags dahin zu wirken, daß das Loos der im Kampf für Ehre und Vaterland verwundeten und erkrankten Soldaten im Geiste echter Humanität dauernd verbessert werde.

Die gute Sache muß zuletzt doch siegen!

(Aus dem „Sammler".)

Die gute Sache muß zuletzt doch siegen.
D'rum, Deutsche, tretet muthig in die Bahn!
Laßt hoch im Winde eure Banner fliegen
Und stürmet einig gegen Frankreich an!
Der alte Erbfeind, er wird unterliegen.
Gott ist mit euch! Mit ihm frisch d'rauf und d'ran!
Das Recht ist euer; d'rum wird's euch gelingen.
Das Recht, es wird, es muß den Sieg erringen.

Schon lange sahen wir die Schlange lauern;
Nun schnellt sie sich zum Sprung hat angeschickt,
Erhebt und weichet nicht! Steht fest wie Mauern!
Nur feurig ihr in's falsche Aug' geblickt!
Wie kann der Völkerfriede sicher dauern,
So lang' der List'gen nicht die Macht zerknickt!
D'rum frisch d'ran, ihr die Zähne auszubrechen,
Den kalten Stahl ihr in das Herz zu stechen!

Ja; du stehst auf, mein Volk, du wirst es zeigen,
Daß nicht verglühet ist der deutsche Muth.
Man sieht auf dich den Geist herniedersteigen,
Der willig opfert, wie einst, ird'sches Gut,
Der überzeugt ist: Aus der Saat von Leichen,
Getränket mit der besten Söhne Blut,
Aus Kampf und Feuertaufe wird man sehen,
Deutschland verjüngt und einig auferstehen!

Mannichfaltiges.

— Aus Düren schreibt die „Aachener Ztg.": „Eine große Menge Einberufener aus der Eifel harrte der Weiterfahrt und gab mit großer Begeisterung ihren Patriotismus durch Singen der Nationalhymne, durch Ausbringen von Hochs auf Se. Majestät den König und Pereats auf die Franzosen kund. Unterdessen trat ein Unbekannter mit dem Rufe: „Es lebe Napoleon!" in den Saal. Kaum waren diese Worte seinen Lippen entfahren, als die Nebenstehenden sofort über ihn herfielen und ihn mit Stock- und Faustthieben derart bearbeiteten, daß das Blut stromweise über die zerfetzten Kleider lief. Der Unbesonnene suchte der Mißhandlung vergebens durch den Ruf: „Das war nur Scherz. König Wilhelm lebe hoch!" Einhalt zu thun. Wiederholte Schläge trafen ihn und er wäre vielleicht auf der Stelle geblieben, wenn nicht inzwischen der Zug von Köln angekommen wäre, der die erbitterten Vaterlandsvertheidiger abrief und ihn so aus deren Händen befreite."

— Nicht allein, daß in Berlin kürzlich der Besitzer eines mit „Café de Paris" bestirmelten Kaffeehauses, um den Ausbrüchen der Volkswuth zu entgehen, die verhaßte Firma einzuziehen sich gezwungen sah, es treten noch drastischere Beispiele von Vaterlandsliebe zu Tage. In Frankfurt soll es dieser Tage wirklich vorgekommen sein, daß ein Ehemann gegen seine Frau sich zu thätlichen Mißbilligungen hinreißen ließ, weil dieselbe es gewagt hatte, ihm „französische Suppe" auf den Tisch zu bringen.

— Der Hauptmann einer pommerschen Compagnie hielt vor dem Ausmarsch seiner Leute die kurze Ansprache: „Kerls, wenn Ihr mit Zuaven zusammen kommt, so fürchtet Euch nicht. Indem sie auf den Feind losgehen, schreien sie mörderisch, können aber nicht mehr wie Ihr." — „Nun," fragte er einen biederen Hinterpommer, „was werdet Ihr thun, wenn sie Euch so entgegen kommen?" — „Mer slan se ub det Mul," antwortete dieser ruhig. (Wir schlagen sie auf's Maul.)

— Hr. Feil hat der französischen Akademie der Wissenschaften Exemplare vollkommen homogenen schweren Flintglases für optische Zwecke vorgelegt, das frei ist von Blasen oder Mängeln, und zwar in Massen von 25—35 Kilogramm Gewicht. Das Verfahren, durch welches dieses Ergebniß erzielt worden, ist nicht erklärt, wohl aber die Angabe gemacht, daß, wenn man die Schmelztiegel gegen die Wirkungen des Bleies schütze, man selbst ein noch schwereres Glas herstellen könne als das Faraday'sche. Der Verfertiger sandte auch eine Anzahl Exemplare schön bereiteter künstlicher Edelsteine ein, keine blosen Körnchen, sondern ziemlich große Stücke.

— Die Erscheinungen atmosphärischer Elektricität auf der Insel Haiti, oder Santo Domingo, wie man sie auch nennt, tragen einen sehr auffallenden Charakter. Hrn. Ackermann zufolge, der während einer Reihe von Jahren meteorologische Beobachtungen in Port-au-Prince anstellte, hat es dort durchschnittlich an 129 Tagen im Jahr schwere Gewitter oder andere sehr markirte elektrische Erscheinungen gegeben, besonders während der Monate Juni, Juli, August und September. Heftige Gewitter kommen häufiger im Verlaufe des Tages als bei Nacht vor. Das Jahr 1868 war der schweren Gewitter halber besonders merkwürdig; während eines dieser Gewitterstürme, der 45 Minuten dauerte, wurden genau 400 Blitze beobachtet.

— Aus London, 19. Juli, berichtet die Engl. Corr.: Die gestern nach einem südafrikanischen Blatte mitgetheilte Nachricht über ein bald erwartetes Erscheinen Livingstone's ist, wie sich jetzt herausstellt, nicht nur unrichtig, sondern auch veraltet. Sir Roderick Murchison theilt in einem Briefe an die „Times" mit, daß auch ihm die betreffende Nachricht, aber vor längerer Zeit, zugegangen sei. Damals aber schon habe er aus zwei Briefen späteren Datums von Dr. Kirk ihre Unrichtigkeit ersehen und sie ruhig bei Seite gelegt. Seither sei ihm wieder ein Brief von dem englischen Consul in Zanzibar zugegangen, und auch dieser bestätigt die früher ausgesprochene Vermuthung, daß man vor acht Monaten von dem großen Reisenden nichts zu hören erwarten dürfe.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 87. Dritter Jahrgang. 1870.

* Die zu Hallenberg.

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

Ein seltsames Lächeln, halb Bedauern, halb Triumph, malte sich in Eduard's Zügen, als er der Einladung der Baronin folgte. Fest und gewichtig klang sein Tritt, da er, von dem alten Jean begleitet, die Säle durchschritt, mit inniger Befriedigung musterte er die Kostbarkeiten ringsumher an den Wänden, die prachtvolle Ausstattung der Gemächer, womit der reiche Mann das geliebte Weib überrascht hatte. „Mein — alles mein," rief es in seinem Inneren, und sein Auge blitzte noch, da der alte Diener die Flügelthür öffnete und er sich im Zimmer der Gattin seines Vetters befand, die einst von ihm verrathen war und der er abermals als Feind gegenüber treten sollte.

Das Abendroth färbte den Himmel purpurn, eine Welt des Glanzes zog auf am Horizont, so weit sein Blick durch die geöffneten Fenster in's Freie zu schweifen vermochte. Wie oft hatte er einst an diesem Fenster gestanden und dem scheidenden Strahlenball nachgeblickt. Dann waren Träume und Chimären von Glanz und Ehre aufgestiegen in seiner Seele, strahlend und golden wie das Firmament, viele Zeit mußte verstreichen, viele Schicksale waren nöthig gewesen, jene Träume zur Erfüllung reifen zu lassen, und nun noch eine Schranke, eine einzige verächtliche Schranke zwischen ihm und seinem Glück, jenes bleiche Weib, das machtlos, vom Schlage des Geschicks getroffen, vor ihm lag und deren dunkeles, fest auf ihn gerichtetes Auge allein die ganze Energie ihres Willens bekundete. Sie war noch schön, Melanie von Hallenberg, vielleicht schöner in ihrem Schmerz, als sie jemals gewesen war, und Eduard von Werloh stand einen Augenblick von ihrer Erscheinung wie geblendet da. Der Vetter Alwins war keine gemeine Natur und unwillkürlich imponirte ihm der Blick, mit dem die Baronin ihn empfing, und das Wort erstarb ihm auf der Zunge, das fest und neugierig auf Melanie gerichtete Auge senkte sich schüchtern zu Boden.

Eine lange peinliche Stille entstand, draußen auf dem Sims des Fensters flötete sorglos und unbekümmert um das Menschentreiben da drinnen der Vogel sein Abendlied.

„Verzeihen Sie, Herr von Werloh, wenn mir die körperliche Schwäche nicht gestattet mich zu erheben, und Sie zu empfangen, wie es meine Schuldigkeit," nahm Frau von Hallenberg das Wort, „der Tod meines theueren Gatten und die unbegreifliche Abwesenheit meines Sohnes haben den Jahren vorgegriffen und zerstörend gewirkt."

Werloh hatte seine Fassung wieder gefunden. „Gnädige Frau," sagte er sich verneigend, „Ort und Gelegenheit ist wenig passend zu Complimenten, aber ich gestehe Ihnen, daß, wenn Schmerz zu verschönern vermag, der Ihre um den Tod zweier geliebter Wesen —"

Melanie versuchte sich aufzurichten. „Ich kenne nur eines, das mir das Schicksal auf ewig entrissen hat," sagte sie mit fester Stimme, „dies ist mein geliebter Gatte, Baron Alwin von Hallenberg, Ihr Vetter. Mein Sohn aber lebt, um das Erbe seines Vaters anzutreten, nur einem Grabe können Sie Ihre Piätet weihen, aber Ihr Gebet morgen in der Capelle des Schlosses mit dem unseren vereinen, daß sich unsere brünstigen Hoffnungen erfüllen mögen."

„Wer theilte diesen Wunsch inniger als Eduard von Werloh, meine Cousine? Erlauben Sie, daß ich Sie so nennen darf, aber Verehrteste, vermag die schwache Menschenhand das Schicksal aufzuhalten? Mit Hypothesen ist noch kein Glück in Leid, keine Trauer in Freude verwandelt und des Schicksals unerbittliches „Muß" zwängt die Welt in die Gesetze des althergebrachten Kreislaufes."

Aufmerksam hatte Melanie ihm zugehört, den Blick unablässig auf ihn gerichtet. „Wo hinaus wollen Sie mein Herr? Verzeihen Sie meinem armen Kopfe, der augenblicklich keinen Wortsinn, keine Metaphora, der nichts als das schlichte unverhüllte Wort zu fassen vermag."

„Gnädige Frau," fuhr Eduard jedoch noch erregter fort, denn augenscheinlich war ihm darum zu thun, den Geist der gebeugten Frau anzuspannen und zu verwirren, „es ist mit dem Schicksal wie mit der Sonne. Können Sie ihr zürnen, wenn Sie hier das Bauernfeld verdorrt, dort dem Töpfer die Arbeit fördert und ihm Mühe spart, ihm Wohlstand bringt? Und wie verlachten Sie den Bauern, der dem Töpfer gram sein wollte der Sonne halber? So geht es mit mir, mit meinen Ansprüchen, mit meinen erweckten Hoffnungen; Melanie, ich lebte still und einsam, Armuth, vergoldetes Elend blickte in mein Fenster mit dem ersten Morgenstrahl; Sorge trat als Nachtgespenst an mein Lager, da tritt die Sonne, die dem Acker der Hallenberg verdorrte, an meine Thür; Melanie, ich habe Weib und Kind, wollten Sie dem Töpfer zürnen?"

Die Baronin wurde todtenbleich; hatte sie die Bedeutung der Worte Eduard's verstanden?

Werloh vermochte nicht, den Eindruck derselben auf ihrem Antlitz zu erspähen, denn es war dunkel im Zimmer geworden. Längst war der Vogel draußen verstummt, er hatte sein trauliches Nest aufgesucht und wiegte sich friedlich in süßem Traum, drinnen aber gab es nicht Nacht, nicht Frieden für das von Schmerz und Leidenschaft zerrissene Menschenherz.

Der alte Jean, der mit zwei brennenden von grünem Schirm verdeckten Lampen eintrat, unterbrach die beängstigende Stille. An ihn wandte sich die Baronin.

„Jean, Du wirst Sorge tragen, daß es Herrn von Werloh, der eine weite Reise unternommen, um der Wittwe seines verstorbenen Vetters seine Condolation zu überbringen, an nichts fehle, um so weniger, da ich selbst, hier gefesselt, zu meinem Bedauern dem Herrn die Gastfreundschaft des Schlosses Hallenberg nicht länger als bis morgen Abend auszudehnen vermag. Und jetzt sende mir Martha!"

Die Zornesröthe, das Gefühl der Demüthigung färbte Werloh's Antlitz. „Ich hoffe, im Hause Alwin's von Hallenberg wird sich noch ein Plätzchen für seinen Vetter finden, selbst wenn ich nicht durch die Pflicht veranlaßt würde, meinen Aufenthalt länger, als Sie gestatten, hier zu nehmen."

Die Augen der Wittwe funkelten. „Mein Herr, Sie vergessen sich, nicht die schutzlose Melanie Marborn, die es einst Ihnen ein leichtes war zu betrügen, die Freifrau von Hallenberg, die Schützerin von ihres Kindes Eigenthum steht vor Ihnen. Gehen Sie, mein Herr, ich befehle Ihnen, verlassen Sie mein Haus, ehe diese Uhr dieselbe Stunde zeigt, die ihr Schlagwerk soeben aushebt."

„Madame, sehr wohl verstanden Sie, was ich in zarter Umhüllung Ihnen anzudeuten wagte. Ihre Aufregung, die ich der trauernden Wittwe und Mutter verzeihe, verräth mir die Stimme Ihres Herzens gegen mich. Spielen wir denn offenes Spiel. Wie ich höre, treffen heute die Herrn des Gerichtes ein, die das Sterbezimmer entsiegeln sollen, in vierundzwanzig Stunden kann sich Manches entschieden haben. Gut denn, ich nehme Ihr Ultimatum an; in vierundzwanzig Stunden verlasse ich entweder Schloß Hallenberg — und dann auf ewig, — oder —"

„Oder," wiederholte die Wittwe, deren Nerven auf's äußerste angespannt waren.

„Oder nie!"

„O, stille, still, Herr von Werloh," rief Jean außer sich, „wollt Ihr unsere Herrin tödten?"

Die Baronin winkte erschöpft mit der Hand. „Laß ihn, Jean," sagte sie matt, „ich ziehe es vor, in das unverhüllte Antlitz eines Feindes wie Herr von Werloh zu schauen, als es von der Larve der Heuchelei bedeckt zu sehen. Jetzt aber, bis die Herren des Gerichts eintreffen, will ich Ruhe, hörst Du, vollkommene Ruhe, verschaffe sie mir."

Eduard von Werloh verbeugte sich höflich. „Ich werde Sie nicht mehr belästigen, gnädige Frau, es sei denn, daß wir uns in geschäftlicher Hinsicht gegenüber zu treten hätten; in jedem Fall werden Sie mich als Edelmann finden, der, den herzlosen Empfang vergessend, die Wittwe seines geliebten Vetters mit geziemender Rücksicht zu behandeln weiß." Mit diesen Worten verließ er das Zimmer, gemessenen Ganges, hoch erhobenen Hauptes schritt er den ihm angewiesenen Räumen zu.

„Jetzt, Glück, steh' mir bei," rief er sich selber zu, nachdem er unter dem Vorwande ungestörter Erholung die Thür verschlossen hatte. Dann betrat er sein Schlafzimmer und blickte sich prüfend um. „Alles wie vordem," fuhr er in seinem Selbstgespräch fort, „wie sollte es auch nicht? Niemanden ist die geheime Verbindung bekannt und Niemand vermag die folgenschwere That dieses Augenblicks zu ahnen."

Dem Bette gegenüber befand sich in einer Nische ein lebensgroßes Bild, einen Ahnherrn des Geschlechts derer zu Hallenberg darstellend. Der Zahn der Zeit hatte das Bild unscheinbar gemacht, aber Pietät hatte es an seinem Platz erhalten, und da es in die Mauer gefügt war, wäre seine Entfernung überdies mühevoll und kostspielig gewesen.

So hoch der Edelmann immer gewachsen war, es war eine Hilfe nöthig, um ihn zum Haupte des gestrengen Herrn reichen zu lassen, der finster auf das frevelnde Beginnen des Letzten seines Stammes zu blicken schien.

Aber Eduard zeigte keine Spur geheimer Furcht, er drückte herzhaft an das linke Auge des alten Herrn, das Bild verschob sich und eine Wendeltreppe wurde hinter demselben sichtbar, die in das obere Stockwerk führte. Ohne Zögern betrat Eduard den engen Pfad, eben breit genug, eine Person hindurch zu lassen.

Kaum war er verschwunden, als die schweren dicht zugezogenen Vorhänge des Fensters sich theilten und Martha hervortrat. Leise, mit unhörbaren Schritten folgte sie dem Edelmanne fast vernehmlich pochte das Herz in ihrer Brust.

Jetzt war's geglückt. Droben im Sterbezimmer Alwins von Hallenberg schob sich ein anderes Bild ebenso geräuschlos zur Seite, als es vorher mit dem ersten der Fall gewesen war, und Eduard von Werloh war allein in dem völlig dunkeln Raume, dessen Luft noch mit dem Parfüm angezündeter Weihrauchkerzen geschwängert war.

Alles hinter den von außen verschlossenen und versiegelten Thüren war in demselben Zustande wie zu jener Stunde, da der Vetter Eduards seine Augen geschlossen hatte, ohne daß eine liebende Hand sie ihm zugedrückt. Da stand die Chatoulle mit dem geheimen Schrank, die das Testament enthalten mußte, da stand das Bett, da auf jenem Tischchen noch ein Rest der letzten Arznei in einem Fläschchen, alles in dem dämmerhaften Licht eines Wachskerzchens, das Eduard angezündet hatte, um sich in der Dunkelheit zu orientiren.

Nicht die mindeste Anwandlung von Reue oder Gewissenspein war in seinem kalten Antlitz zu lesen. Desto erregter, desto bleicher erschienen die Züge des Weibes, das athemlos, den Blick auf den Frevler gerichtet, in der Füllung der Thür seinem Beginnen zusah.

Mit fester Hand versuchte der Vetter Alwins von Hallenberg den Schreibtisch seines Verwandten zu öffnen. Aber nichts fand sich trotz alles Suchens, kein Papier, kein Document. Ein wilder Fluch entfuhr seinen Lippen.

„Eduard von Werloh, fluche nicht," klang es vom Ahnenbilde her, „entweiht Deine That nicht schon mehr als zu viel diese Stätte?"

Mit unwillkürlichem Aufschrei zuckte Eduard zusammen. „Martha, Du hier? Du hast mich belauscht? Fort von hier!"

„Ich gehe nicht eher, als bis Du selber diesen Ort verläßt, Eduard von Werloh. Zeuge will ich sein Deines Verraths, um auftreten zu können wider Dich, wenn Du abermals elend und erbärmlich handelst, gegen Deines Kindes Mutter, gebe ich mich auch selber damit der Schande preis. Daß Du aber den letzten Willen Alwins von Hallenberg nicht gefunden, das sei Dir ein Zeichen, daß der Geist des Verstorbenen über diese Stätte wacht und schützend seine Hand über das Eigenthum der Seinen hält. Eduard, begehe kein Verbrechen! Fort, fort von hier!"

„Nicht ohne das Testament, wenn wirklich eins vorhanden ist!" Ein jeder Rücksicht verspottender Trotz hatte sich seiner bemächtigt. Er durchkreuzte das Zimmer nach allen Richtungen, rechts und links schweiften seine gierigen Blicke, seine profane Hand ließ kein Möbel unangetastet; jetzt riß er die Vorhänge des Bettes auseinander, das einsame Sterbelager Alwins von Hallenberg wurde entweiht durch Habgier und Verrath.

Da, was glänzte dort zwischen den schweren Damastdraperieen, wie ein Blitz? Eduard zurückstoßend, sprang Martha darauf zu, hoch hielt ihre Hand das kostbare Document empor, es war das Testament, das die Freifrau dem sterbenden Gatten auf Alwins Wunsch gereicht hatte, ehe die furchtbare Katastrophe über die Hallenberger hereingebrochen, und das im Strudel der Ereignisse zu Boden gefallen war.

Werloh stürzte auf die Finderin zu. „Weib!" rief er, „mir das Document, auf der Stelle!"

„Dies Document bürge mir für das Wohl meines Kindes," flüsterte das Mädchen mit funkelnden Augen und keuchendem Athem.

„Dein Kind, Thörin, nie wirst Du es wiedersehen," zischte der Edelmann, „ich habe das Mittel, Deinen Trotz zu brechen."

„Und ich, mit Dir zu kämpfen! Dies Papier gegen mein Kind!"

Wie verzerrt war das sonst so kalte Mannesantlitz in diesem Augenblick; hoch erhob er die Hand, als wolle er sie auf das Haupt des schwachen Weibes niederschmettern. Aber wie gelähmt sank seine erhobene Hand nieder, angstvoll lauschte sein Ohr. Deutlich vernahm er draußen hinter der verschlossenen und versiegelten Thür die Treppe empor kommen, laute Stimmen tönen.

„Man kommt, fort um Gottes willen, fort von hier." Mit Blitzesschnelle hatte er Martha, deren Hand fest das verhängnißvolle Document umklammerte, ergriffen und sie in die Oeffnung empor gehoben, die zu dem Eingang der geheimen Verbindung diente. Er selbst schwang sich nach, das Bild rückte, dem mechanischen Druck gehorchend, an seine alte Stelle, alles war einsam im Sterbezimmer wie ehedem.

(Fortsetzung folgt.)

Mit welchen Waffen wird der Kampf ausgefochten?

(Aus der „Köln. Ztg.")

Noch eine kurze Spanne Zeit, und wir sehen die beiden gewaltigsten und kampfbereitesten Heere Europas einander gegenüber stehen, um einen Streit auszufechten, dessen Ausgang für die Geschicke der civilisirten Erdhälfte von tiefgreifendem Einflusse sein wird. Die politische Seite des Conflicts außer Acht lassend, haben wir uns die Aufgabe gestellt, mit wenigen Worten auch dem Uneingeweihten einen Blick auf die Kampfmittel zu eröffnen, auf die vertrauend beide Armeen ins Feld ziehen. Wir haben es also mit der nord- und süddeutschen Armee — nennen wir sie mit Stolz die erste deutsche — auf der einen, mit der französischen auf der anderen Seite zu thun.

Beide Heere sind bewaffnet und ausgerüstet, wie man es von einer auf der Höhe der Zeit stehenden Streitmacht verlangt.

Die Hauptwaffe des heutigen Krieges, die Infanterie, führt auf beiden Seiten gezogene Hinterladungsgewehre, in deren System indeß auf keiner derselben eine absolute Einheit herrscht. Allerdings ist auf deutscher Seite das allbewährte Zündnadelgewehr, eine anerkannte Kriegswaffe, in der allergrößten Majorität vorhanden. Die preußische Armee führt dasselbe seit 24 Jahren zuerst in Bruchtheilen, seit dem Anfang der 60er Jahre aber ist die gesammte Linie, nunmehr seit 1866 auch die gesammte Landwehr damit bewaffnet. Seit letztgenanntem Jahre hat dasselbe nicht nur in den hinzugetretenen Truppentheilen des Norddeutschen Bundes, sondern auch in Hessen, Baden und Württemberg Eingang gefunden.

Isolirt in der Bewaffnung stehen nur die bayerischen Heerestheile. Diese führen eine nach den Ereignissen von 1866 aus einem Vorderlader zum Hinterlader umgeänderte Waffe (das frühere Podewilsgewehr), die in so weit den heutigen Anforderungen nicht ganz nachkommt, als ein gesondertes Aufsetzen des Zündhütchens erfordert wird. Es war auch nicht die Absicht, auf diesem Standpunkte stehen zu bleiben, sondern es ist seit Anfang vorigen Jahres das Werder-Gewehr für die gesammte Armee officiell eingeführt, die Bewaffnung damit aber aus Mangel an Geldmitteln noch bei weitem nicht allgemein. Alle übrigen höchst überwiegenden Streitkräfte unserer Seite führen dagegen ein gleiches Gewehrcaliber und können eine und dieselbe Patrone benutzen.

Frankreich führt in seiner Linienarmee für Infanterie und Jäger das dem preußischen Zündnadelgewehr nachgebildete, eigentlich nur durch die Wahl eines geeigneteren Calibers vor jenem sich auszeichnende, dagegen mit manchen jenem unbekannten Schattenseiten behaftete Chassepotgewehr. Die mobile Nationalgarde, so weit sie existirt, hat ein aus dem früheren Vorderlader umgeändertes Gewehr, dessen Verschluß ähnlich dem des englischen Snider-Gewehres durch eine seitlich sich drehende Klappe gebildet und „à la tabatière" genannt wird. Es hat das sehr große französische Caliber (18 Millimeter) und bedarf zum dichteren Verschluß der Metallpatrone. Ob die Umänderung schon völlig beendet, ist uns unbekannt. Zu den Zwecken, welche die mobile Nationalgarde überhaupt zu erfüllen vermag, dürfte indeß auch das alte Vorderladungsgewehr als genügend zu erachten sein.

Bei der Cavalerie spielt die Handfeuerwaffe eine mehr untergeordnete Rolle, doch ist sie bei der leichten Cavalerie schon mehr ins Gewicht fallend und sind daher auf deutscher Seite Hinterladungscarabiner in deren Händen, deren größter Theil analog dem Gewehr nach dem Zündnadelsystem construirt ist (preußische Zündnadelcarabiner). Die schwere Cavalerie hat nur Pistolen. In Frankreich hatte man im verflossenen Jahr begonnen, der leichten Reiterei (Husaren, Chasseurs, Dragoner) ebenfalls Chassepotcarabiner in die Hand zu geben, in diesem Jahre sollte die Bewaffnung zu Ende geführt werden, und es läßt sich annehmen, daß dies bereits der Fall ist. Was die Stichwaffe der Cavalerie betrifft, so ist die Ausrüstung auf beiden Seiten ziemlich analog. Wie erfahrungsmäßig, ist der Franzose indeß mehr geneigt, den Säbel als Stich-, denn als Hiebwaffe zu gebrauchen, während wir bei den Deutschen das Gegentheil wissen. Bedeutend überwiegt auf deutscher Seite die Lanze, mit welcher auf französischer Seite nur 9, auf deutscher dagegen 23 Regimenter bewaffnet sind.

Die Artillerie des mobilen deutschen Heeres hat, wenn auch nicht völlig gleiches Material, so doch dieselben Geschützcaliber, gezogene 4- und 6-Pfünder, oder nach der neuen Bezeichnung 8 und 9 Centimeter-Hinterladungs-Kanonen. Bereits ist in Preußen wenigstens für die 4-Pfünder Batterie der Name „leichte", für die 6-Pfünder „schwere" eingeführt, doch steht zu bemerken, daß letztere zwar schwerer als die 4-Pfünder sind, aber doch immer noch den Anforderungen leichter Feldgeschütze in hohem Maße genügen. — So sind wir denn in der glücklichen Lage, daß die bayerische Batterie die Munition der preußischen oder sächsischen und umgekehrt benutzen kann.

Die deutschen Feldgeschütze gehören den Röhren nach zur Klasse der spielraumlosen Hinterlader, ihr Material ist Gußstahl oder Bronze. Die Führung der Geschosse ist derart exact, daß die größte Treffsähigkeit daraus resultirt, allerdings wird auf der anderen Seite das Rohr durch das Vorhandensein des Verschlusses etwas weniger einfach, als es beim Vorderlader der Fall ist. Letzterer Klasse gehören nun die französischen Feldgeschütze an. Die Geschosse werden von vorn mit Spielraum in das Rohr gebracht und ist ihre Bewegung in demselben dadurch ein wenig geregelter, was sich dem Fluge des Geschosses natürlich mittheilt und als Resultat eine mindere Treffsähigkeit ergiebt. Die französische Feldartillerie führt 2 Caliber, eines analog unseren 4pfündigen und ein 12pfündiges; letztere jedoch nur in beschränkter Zahl. Beiderseitige 4-Pfünder sind außerordentlich bewegliche Geschütze, während von den beiderseitigen größeren Caliber der französische (12-Pfünder) schon eine erhebliche Gewichtsvermehrung bedingt, der deutsche (6-Pfünder) indeß dem 4pfündigen an Beweglichkeit nahe steht. Zu Feldzwecken kann der 6 Pfünder mit dem 12-Pfünder in Bezug auf Wirkung vollständig concurriren, während der deutsche 4-Pfünder den französischen in dieser Hinsicht wesentlich übertrifft.

Wenn auch beide Artillerieen auf Weitschießen wahrscheinlich einen Werth legen werden, so dürfen wir doch nicht verschweigen, daß wir hierin den französischen Geschützen kraft unserer bedeutenden Präcision es erheblich voraus thun könnten!

Beide Theile führen Hohlgeschosse — Granaten und Shrapnels — sowie Kartätschen. Bei ersteren spielt der Zünder eine Hauptrolle, und ist in dieser Hinsicht die französische Artillerie

noch auf einem ziemlich niedrigen Standpunkt. Von der Sprengwirkung ihrer Hohlgeschosse wird allgemein wenig erwartet. Dagegen dürfte die deutsche Zündereinrichtung als eine sehr weit vorgeschrittene anzusehen sein.

Eines Elementes bedient sich die französische Armee, das in der deutschen noch keinen Eingang gefunden, das ist die Mitrailleuse, auch Infanteriekanone, vulgo Kugelspritze genannt. Es ist dies eine geschützähnliche Waffe mit gewehrartiger Wirkung und von ungemeiner Feuerschnelligkeit. Man hat mit denselben bis jetzt sehr geheim gethan; trotzdem ist ihre Einrichtung bekannt, und vermuthet man, daß sie in Batterieen zusammengestellt auftreten werden. Unlängst lasen wir, die 3. Batterie jeder Division solle eine Mitrailleusebatterie sein. Bis jetzt ist der Kriegswerth dieser an die Idee der alten Orgelkanonen anschließenden Schießmaschinen noch nicht constatirt. In Nordamerika haben sie wenig Beifall gefunden, weil sie leicht ihren Dienst versagen, und im Allgemeinen wird nicht viel Erfolg von ihnen erwartet. Doch wäre es vermessen, behaupten zu wollen, daß nicht unter bestimmten Verhältnissen diese Dinger auch einmal ihre Schuldigkeit thun könnten. Aber unmöglich werden sie eine entscheidende Rolle zu spielen im Stande sein.

Denkt man sich das gewöhnliche Geschütz der Infanteriekanone gegenüber, so besitzt ersteres in seinem Shrapnel- und Kartätschenschuß dieselben Elemente der Feuerwirkung, wie sie bei diesem die ausschließliche Leistungsfähigkeit bilden, wozu bei jenen noch die unvergleichlich größere Zerstörungsfähigkeit so wie die bedeutend größere Wirkungssphäre treten. Die Mitrailleuse vermag nur Leute und Pferde gefechtsunfähig zu machen, das Geschütz zerstört andere Geschütze, Mauern und Gebäude. Dieses wirkt auf ¼ deutsche Meile, die Infanteriekanone nicht erheblich weiter als ein Gewehr, etwa auf 1000 Schritte.

Zur Vervollständigung unserer Bemerkung über die beiderseitige Artillerie sei noch hinzugefügt, daß der französische Fußartillerist einen Bayonnetcarabiner führt, in Deutschland nur mit Seitengewehr bewaffnet ist. Reitende und fahrende Kanoniere, so wie die Unterofficiere führen Säbel und Pistolen.

Die technischen Truppen — die Pionierbataillone, oder wie sie in Frankreich heißen, Genie-Regiment — führen analoge Waffen, wie die Infanterie, doch von geringerer Länge und Schwere.

In dem deutsch-französischen Kriege darf eine gewisse Rolle von den Festungen erwartet werden, und erübrigt es daher noch, einen Blick auf die Armirung derselben zu werfen. Auf beiden Seiten dürfte hier sowohl beim Angriff als der Vertheidigung der Hauptaccent auf die gezogenen Geschütze gelegt werden. Auf diesem Gebiete dürfen wir eben im Hinblick auf den Krieg von 1864 uns eine ganz entschiedene Ueberlegenheit über die französischen Streitmittel vindiciren. Hier, wo die Präcision zur vollen Geltung zu gelangen vermag, muß das französische Spielraumgeschütz bedeutend hinter dem preußischen Präcisionsgeschütz zurückstehen.

Da, wo die Geschicke der Völker heutzutage hauptsächlich ihre Entscheidung finden, auf dem Boden der offenen Feldschlacht, können wir in dem sicheren Bewußtsein auftreten, daß unsere Waffen denen des Gegners in allen wesentlichen Punkten mindestens gleich wirksam zu erachten sind. Führung, Kampfgewandtheit der Truppen, Tapferkeit, richtige Benutzung der von der heutigen Zeit gebotenen zahlreichen secundären Hilfsmittel — und Glück dürften nach menschlicher Schätzung in dem blutigen Streite die entscheidenden Factoren bilden.

* Schlachtruf.

Zum Ausmarsch 1870.

Wach' auf, mein Volk, dich ruft die Ehre!
Wach' auf und rüste dich zur Schlacht!
Schon regen sich des Feindes Heere,
Drum nimm das Schwert und stehe Wacht.
Dein schönstes Kleinod will man rauben,
In Knechtschaft schlagen dieses Land;
Der Feigling nur kann zitternd glauben,
Daß feig du trügest solche Schand'.

Wach' auf — stürz' nieder deine Feinde,
Sei nach wie vor ein frei' Geschlecht!
Was in der Noth dich immer einte,
Dem werde stolz auch heut' gerecht.
Ihr Helden, die ihr ruht tief unten,
Reißt euch vom Tode, schattenbleich!
Zeigt unserm Feind die Ehrenwunden,
Die man euch schlug für's deutsche Reich.

Wach' auf! Mit dir ist Recht und Ehre, —
O zage nicht, es lebt ein Gott!
Faß an mit Kraft die freie Wehre
Und schlage kühn die freche Rott'.
Mag auch das Blut in Strömen fließen,
Manch' treues Herz auch stille steh'n:
O Deutschlands Heere, heiß gepriesen,
Getrost mögt ihr den Kampf besteh'n!

Speyer a. Rh., am allgemeinen Bettage für die im Felde stehende deutsche Armee.

Franz Gilardone.

Mannichfaltiges.

— Am 22. Juli, Nachmittags um halb 2 Uhr, ist in Wien der Capellmeister Joseph Strauß gestorben. Das frohe Wien hat eine seiner populärsten Persönlichkeiten verloren. Joseph Strauß ist am 22. August 1827 in Wien in der damaligen Vorstadt St. Ulrich geboren und stand daher im 43. Lebensjahre. Bekanntlich war der Vater, Johann Strauß, welcher auch nur das 45. Lebensjahr erreicht hat, dagegen, daß seine drei Söhne der Musik sich widmen, und sei es auch nur zu ihrem Vergnügen. Johann sollte Beamter bei der Nationalbank werden, Joseph war für die Technik bestimmt, die er auch absolvirte und durch einen Canalbau in der Spinnfabrik zu Trumau, dann durch Erfindung einer Straßen-Reinigungs-Maschine praktisch geübt hat; Eduard war bei dem Tode seines Vaters noch Student. Ihre (am 23. Februar d. J. verstorbene) Mutter ließ daher die Matadoren der Tanzmusik in Wien heimlich in dieser Kunst unterrichten. Zum erstenmale trat Joseph öffentlich im Jahre 1853 auf, als Johann das Bad Neuhaus bei Cilli besuchen mußte. Damals dirigirte Joseph noch mit dem Stabe; das Violinspiel hat er erst später erlernt. Als Componist hat Joseph Strauß 300 Werke hinterlassen; auch hat er mehr als 200 Arrangements geleitet.

— Aus verschiedenen englischen Handelsplätzen kommen Nachrichten über die Abreise der deutschen jungen Leute, die, ihrer Militärpflicht zu genügen, nach der Heimath zurückkehren mußten. Sie sind überall der Gegenstand enthusiastischer Kundgebungen gewesen, nicht nur von den deutschen Landsleuten, sondern auch von Engländern. In Bradford fand am Abend vor der Abreise ein Fest im Schillerverein statt, an welchem eine Anzahl von Nichtdeutschen Theil nahm und bei welchen eine lebhafte Begeisterung sich kundgab. Bei der Abreise hatte sich eine große Menschenmenge am Bahnhofe versammelt, welche den Scheidenden Glückwünsche und Abschiedsgrüße darbrachte.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stau.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 88. Dritter Jahrgang. 1870.

* Die zu Hallenberg.

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

Hinter der Thür, die zu Eduards Zimmer führte, tönte die Stimme des alten Jean. „Gnädiger Herr —"

Hinter die Vorhänge der hohen Fenster trat das Mädchen; bleich, unfähig seine verstörten Züge zu glätten, öffnete der Edelmann.

„Was soll's? Ich war im festen Schlafe, wartest Du schon lange?"

„So eben komme ich, Ihnen zu melden, daß die Herren des Gerichts eingetroffen sind, um die Entsiegelung des Sterbezimmers vorzunehmen. Wenn Herr von Werloh, als Verwandter des Hauses, der Ceremonie beizuwohnen wünschen —"

„Gewiß, gewiß," beeilte sich Werloh zu entgegnen, „ich folge im Augenblick."

Der alte Diener entfernte sich.

Eduards bebende Hand riß die Vorhänge von einander.

„Weib, das Papier! Bei Deines Sohnes Leben das Papier!"

Auf flog das Fenster. „Zurück von mir oder diese Hand schleudert das Document in die Welt hinaus. Nur gegen meinen Sohn vermagst Du es einzulösen."

Wild lachte der Edelmann auf. „Dein Sohn? Möge denn das Gaukelspiel enden, das ich spielen mußte, um Dein Mutterherz zu schonen. Dein Kind ist längst todt, nicht zu ihm, zu seinem Grabe im Dorfe Wilmhausen, wohin ich's gleich nach seiner Geburt bringen ließ, magst Du wallfahrten."

Der Schlag hatte gewirkt, wie vom Blitz getroffen, wankte Martha, das Papier entsank ihrer Hand und mit unartikulirtem Schrei brach sie zusammen.

Wie der Tiger auf seine Beute, stürzte Werloh auf das verhängnißvolle Document und es zu sich steckend, verbarg er es in einer Seitentasche seiner Kleidung. Dann, nach kurzem Besinnen, ließ er das Mädchen ruhig liegen und weit die Thür seines Zimmers offen lassend, schritt er ruhigen Ganges hinaus, dem oberen Stockwerk zu.

Daß kein Testament gefunden wurde, war selbstverständlich, und mit geheimer Freude sah Werloh die Mienen der gelehrten Herren immer düsterer werden, hörte sie einander heimlich zuflüstern und ins Ohr raunen von verwickelten Zuständen und Successionsrecht.

Es war zu Ende, die Herren gingen wie sie gekommen, unverrichteter Sache. An der Treppe empfing sie der alte Jean mit ängstlicher Spannung im Gesichte, das Antlitz Werlohs erspähend. Bange Ahnung beschlich sein Herz.

„Meine Gebieterin, die Frau Baronin von Hallenberg, ersucht die Herren, sich zu ihr bemühen und ihr das Resultat ihrer Forschungen mittheilen zu wollen, ehe sie sich zur Abendtafel begeben, die im blauen Salon für sie gedeckt ist."

Die Männer kamen dem Wunsche der Wittwe nach und schritten Melanies Zimmer zu. Werloh wollte sich entfernen, als der Notar des Herrn von Hallenberg, der bei der Entsiegelung zugegen gewesen war, ihn zurück hielt.

„Ich möchte Sie ersuchen, gnädiger Herr, da Sie einmal auf Hallenberg anwesend sind, uns zur Baronin zu begleiten. Bei dem, was wir derselben mitzutheilen haben, ist Ihre Gegenwart zur schnelleren Erledigung durchaus nothwendig."

„Und dennoch vermag ich nicht Ihren Wunsch zu erfüllen, Herr Notar," entgegnete Werloh. „Meine Cousine hat eine Antipathie gegen mich und wenn aus der Nachricht, die Sie ihr bringen, ein Vortheil für mich erwachsen sollte, möchte ich um keinen Preis in jenem Moment anwesend sein, da —"

Ein verworrenes Geräusch unterbrach seine Worte; mit verstörtem Antlitz eilte ein Diener auf den alten Jean zu. „So eben hat man Martha besinnungslos im Zimmer des Herrn von Werloh gefunden, das sie in der Abwesenheit des gnädigen Herrn betreten haben muß, denn die Thür stand weit offen," meldete er, „wir haben sie auf ihre Stube getragen und zum Dorfarzt gesandt, denn sie erkennt keinen von uns und redet gar närrisches Zeug durcheinander."

Der Edelmann frohlockte innerlich, daß sein glückliches Verhängniß diese wichtige Zeugin wider ihn in diesem entscheidenden Moment entfernte, während der bestürzte Jean, von dem neuen Unfall betäubt, jede Fassung verlor.

„Haltet's der gnädigen Frau so lange als möglich geheim," befahl er, „die Aermste hat genug des Leides zu tragen, und sie hält viel auf Martha; doch weiter, zum endlichen Ende, im Guten oder Schlimmen — — wollet nur mit eintreten, Herr von Werloh, es ist besser, sie leere den bitteren Kelch auf einmal, als in langsamen Zügen."

„Sei es denn, sie hat mich im Zorn von sich gewiesen, vielleicht giebt mir diese Stunde Gelegenheit, ihr mit Edelmuth zu lohnen." Er schloß sich den Herren an, die stumm, als laste die Luft schwer und drückend in diesem Hause des Unheils, dahin schritten. Jetzt öffnete der alte Diener das Zimmer der Baronin, welches durch die angezündeten Kerzen des von der Decke hernieder hängenden Kronleuchters, sowie derjenigen der hohen silbernen Armleuchter zu beiden Seiten des Kamins hell beleuchtet war.

Die Baronin begrüßte die Kommenden mit förmlicher Neigung des Kopfes. „Sie kennen meinen körperlichen Zustand, meine Herren, und werden Nachsicht mit einer tief gebeugten Frau haben; ah, Herr von Werloh," unterbrach sie sich mit schneidender Kälte, „ich glaubte, Sie nicht sobald wieder zu sehen, doch gleichviel, Sie sind einmal Verwandter dieses Hauses. Stühle für die Herren, Jean."

Sie saßen im Halbkreis um das Lager der Leidenden, eine Stille der Verlegenheit herrschte eine Weile lang.

Der Notar war es, der sie mit plötzlichem Entschluß unterbrach, denn im blauen Salon harrte ja die Abendtafel und Hallenberg's Küche und Keller war berühmt. „Gnädige Frau," begann er mit leiser Stimme, als fürchte er die Nerven der Hilflosen noch mehr zu erregen; „es kann Ihnen nicht unbekannt sein, daß die Besitzungen des Geschlechts derer zu Hallenberg seit länger als einem Jahrhundert ein Majorat bilden und

im Falle kinderlosen Absterbens des letzten Sprossen die Güter der Familie dem Werloh'schen Zweig zufallen."

„Wohl ist es mir bekannt; wohl war es meinem verstorbenen Gatten bekannt, und eben um seinen Besitz vor Werloh'scher Habgier zu retten, vermählte er sich, seine heißeste Hoffnung wurde erfüllt, Gott gewährte ihm und mir einen Sohn und Erben, und in Ihren Händen muß jetzt das Testament sich befinden, das mich zur Vormünderin und Nutznießerin des Vermögens bis zur Volljährigkeit meines Sohnes bestimmt."

„Sie irren, gnädige Frau," entgegnete der Notar ernst, „obwohl ich beschwören kann, daß ein solches Testament angefertigt worden, ist es trotz allen Bemühens uns nicht gelungen, eine Spur von demselben zu entdecken."

Die Baronin verbarg das Antlitz mit beiden Händen. „Heiliger Gott, auch das noch! Ja, ich entsinne mich jetzt, jenes Document reichte ich meinem Gatten in seiner Sterbestunde; damals rief mich die Ahnung des furchtbaren Ereignisses von seiner Seite, der Schlag lähmte mir Körper und Geist, was aus dem Testament geworden, ob bübische Tücke, ob Nachlässigkeit —"

„Die strengste Nachforschung soll eingeleitet werden," unterbrach der Notar die Aufgeregte, „und hätten Sie keinen Verdacht auf Jemanden zu werfen, dem an der Unterschlagung dieses Documentes gelegen sein könnte."

„Ich wüßte nur einen, und er ist gegenwärtig," antwortete die Wittwe Alwin's, auf Eduard deutend. „Sie sehen, ich verhehle meine Meinung nicht. Wer mit einem schutzlosen Mädchen ein schändliches Doppelspiel zu treiben vermochte, kann sich keines Zutrauens zu ihm versehen."

Eduard erhob sich, er war sehr ruhig, doch sein Auge funkelte. „Madame, das Buch der Vergangenheit, das längst vergessen sein sollte, dessen Blätter die Jahre verwischten, auf's neue zu öffnen und, eines jugendlichen Leichtsinnes halber, mich der Schande des Betruges zu zeihen, verzeihe ich nur der Frau, der das Schicksal Körper und Geist gebrochen, nur, da sie den Namen meines geliebten Vetters trägt. Mit diesen Worten aber hebt sich die Brücke „Rücksicht", die mich bis jetzt noch mit Ihnen verband, und gähnend wie eine Kluft liegt die Forderung meines Rechtes zwischen uns. Ihre Auseinandersetzungen, Herr Notar, führen zu nichts. Kommen wir zum Schlusse. Würde ich, im Fall kein Testament vorhanden, nach dem Ableben meines Vetters und dessen Sohnes, mich als Majoratserben von Hallenberg zu betrachten haben? Antworten Sie mir, meine Herren."

„So ist es, — allerdings," klang es aus dem Kreise.

„Zur zweiten Frage denn," fuhr Werloh fort, während Melanie wortlos in starrer Angst auf ihrem Schmerzenslager lauschte. „Sie kennen das Ereigniß, das den Sohn meines theueren Vetters den Seinen entriß. Halten Sie nach menschlicher Berechnung Henry von Hallenberg für todt?"

„Nach menschlicher Ueberzeugung und Einsicht, ja!" tönte es abermals im Kreise.

„Ihr redet falsch, Alle, Alle," rief die verzweifelnde Mutter, „hier ist das Wahrzeichen, das Gott selber mir gesandt. Uebereilt nichts, forscht, sucht, nehmt selbst mein Hab und Gut dazu, nur sprecht nicht voreilig ein Todesurtheil und brecht ein jammerndes Mutterherz."

„Gnädige Frau, zwei Dinge giebt es im Menschendasein, die, der zarteren Gefühle nicht achtend, mit eiserner Hand das Band des Lebens, der Liebe zerreißen. Tod und Gesetz. Das Gesetz ist ein Gewittersturm, der zwar die grünen Saaten niederschlägt, aber dennoch nothwendig unerläßlich ist, im Reigen der Natur zu klären und zu reinigen, was trübe und dunsterfüllt. Gnädige Frau, eine kurze Frist kann Ihnen das Gesetz zur Wiedererlangung des Testaments bewilligen, eine kurze nur; falls Ihr Kind in jener Schreckensnacht mit seinem Beschützer verunglückt und jene Frist verstrichen ist, ist Herr Eduard von Werloh als Majoratsherr von Hallenberg anzusehen, mit der Verpflichtung, Ihnen den gebührenden Wittwentheil zu sichern."

„Man soll nicht sagen, Eduard von Werloh lasse die Wittwe seines theueren Vetters darben," sagte der Edelmann. „Frau von Hallenberg wird mit mir zufrieden sein."

Melanie erwiderte keine Sylbe. Heftig bewegte sie den Glockenzug, der alte Jean erschien.

„Um Gott, gnädige Frau, was ist geschehen?"

Die Baronin glich einer Leiche. Nur das Glühen ihrer Augen zeugte von der furchtbaren Aufregung ihres Inneren. „Sende mir Martha, ich verlangte schon früher nach ihr."

„Gnädige Frau, Martha ist erkrankt," stammelte der Diener, „es ist unmöglich, daß sie ihr Zimmer verlassen kann."

Ein stummer Blick zum Himmel, ein drohender, verzweifelnder war die Antwort Melanies. „Du wirst sogleich anspannen lassen, Jean. Ich verlasse Hallenberg. Man soll mich zu meiner Mutter in die Stadt bringen."

„Um Gotteswillen, gnädige Frau, wollen Sie sich tödten?" rief der Diener angstvoll, „In Ihrem Zustand?"

„Sie werden Hallenberg nicht verlassen, eher räume ich Ihnen den Platz. Sie selber wiesen mich ja von hinnen, denn noch sind Sie ja die Herrin."

Ein verächtlicher Blick streifte den Redenden und ließ ihn verstummen. „Mein Geschick, das Geschick meines Sohnes ist entschieden, ich sehe es ein," sagte sie mit tonloser Stimme. „Fort von hier, je eher desto lieber, denn schwer lastet die Luft in diesen Räumen auf meiner Brust. Nicht auf Hallenberg, will ich die Entscheidung, die ich voraus ahne, erwarten. Und triumphirt abermals Ungerechtigkeit und Verrath, so erkläre ich, daß ich eher Hungers sterben würde, als einen Heller von dem Usurpator des Erbes meines Sohnes annehmen. Sie gehen nach dem Gesetze, wohl, dem Gesetz will ich meinen Antheil zu danken haben, es entscheide, was mir zukommt, nichts dem lachenden Erben der Wesen, die mein höchstes auf Erden. Und jetzt gehen Sie meine Herren, im blauen Salon ist gedeckt, das letzte Abendmahl anzunehmen, das Ihnen die Herrin von Hallenberg anzubieten vermag — — bis auf bessere Zeiten."

(Fortsetzung folgt.)

Der wahre Jacob.

Den Oberbefehlshaber der französischen Armee kennen zu lernen, wird die Leser d. Bl. gewiß interessiren. Wir entnehmen daher der „Elberf. Ztg." das nachstehende Signalement, für dessen Richtigkeit das bonapartistische Blatt „Le Gaulois" vom 22. Juli, welches der genannten Zeitung als Quelle diente, garantiren dürfte.

Die „Elberf. Ztg." empfiehlt dieses Signalement außerdem den deutschen Feldtruppen mit der Bitte, wenn sie dieser Heldenfigur auf dem Wege nach Paris zufällig irgendwo begegnen sollten, dieselbe als Curiosum zur Ausstellung im Café Langenfeld in Elberfeld freundlichst einzusenden. Als Reclame

brauchten alsdann nur folgende Zeilen wieder abgedruckt zu werden:

„Der Marschall Le Boeuf.

„Dieses ist eine Capacität und eine Sympathie, ein Verwaltungstalent und ein Feldherr, ein Wort und ein Degen.

„Seine Gestalt gehört zu den martialischsten, er ist groß, fest und gegossen wie eine Kanone, mit einem guten, dicken, stolz auf breiten Schultern ruhenden Kopfe.

„Wohlwollen, Offenheit und Treue stehen auf seinem Gesichte geschrieben.

„Die Stirn ist breit (vaste) und ruhig, das Auge mild, der Blick fein. Die Nase ist etwas breit, aber das Nasenloch gut geöffnet, edelmüthig. Das Gesicht ist rund, voll, lächelnd; die Backen gesund und gleichsam durch Grübchen erheitert; kurz unbeschreiblich sympathisch und strahlend.

„Der Bart hat etwas Olympisches, und, wenn der Gott Mars einen Schnurrbart getragen hat, so war derselbe wahrscheinlich durchaus dem des Marschall Le Boeuf ähnlich.

„Diesen Schnurrbart da, seht Ihr, könnte man zweimal um Herrn von Bismarck schlingen; er würde genügen, um die beiden Ufer des Rheines zu verbinden . . . .

„Dieser Schnurrbart gleicht auch zweien, über den Lippen gekreuzten Degen, und diese Aehnlichkeit ist so täuschend, daß man darnach greifen möchte, um damit zu fechten.

„Der Kinnbart steht vor wie ein Vorgebirge, und ist so breit, so buschig, daß es nicht unmöglich erscheint, einen Kriegsgefangenen darin zu internirer.

„Die Schulterbreite ist prachtvoll, militärisch gewandt. Diese Schultern sind gemeißelt für Generalsepauletten; diese Brust ist gemacht, um Kugeln zu trotzen oder mit Orden bedeckt zu werden . . . .

„Die Hand ist elegant, fett; der Fuß fest; der Gang durchaus tapfer und die Haltung so militärisch, daß der Marschall in Trauer zu sein scheint, wenn er Civilkleider trägt.

„Doch trägt er auch diese Kleidung mit viel Leichtigkeit und einer gewissen, etwas massiven Eleganz, die nicht ohne Reiz ist.

„Aber solch ein Schnurrbart wird nie zu einem Bürgerrock passen; es gehört nothwendig eine Uniform dazu.

„Der Marschall ist sehr unterrichtet in seiner Kunst und Meister in jener schrecklichen Waffe, die man Artillerie nennt.

„Niemand weiß besser wie er, wo diese Flintenkugeln hinreichen, wo jene Bombe platzen kann, wie viele Preußen diese Geschützkugel niederstrecken wird.

„Er kennt alle Kriegsmaschinen, ihre Schußweite, ihre Wirksamkeit; die Mitrailleusen haben für ihn kein Geheimniß . . . .

„Sein Louvre ist das Waffenmuseum, seine Kunstwerke sind die Kanonen.

„Beim Marschall Le Boeuf findet sich der Soldat von großem Verdienst mit dem wahrhaften Verwaltungsbeamten gepaart. . . . .

„Er gehört dem Cabinet wie dem Schlachtfelde; er steigt auf die Tribüne wie zum Sturm, und man kann sagen, daß das Portefeuille des Kriegsministers nur so leicht ist, wie der Degen von Constantine und Solferino.

„Seine Rede ist eigenartig und offen, ganz militärisch. Man hört ihm mit Theilnahme zu, weil sie immer ehrlich, mit Vergnügen, weil sie immer klar und einfach ist.

„Gestern bemerkte mein Freund N. sehr richtig, als ich mich mit ihm über den Marschall unterhielt: „Wenn der Kriegsminister sich auf der Rednerbühne erhitzt, so spricht er nur Vocale aus."

„Man sollte alsdann meinen, er schicke all' seine Consonanten nach Preußen und ärgere sich auf Italienisch; seine Sätze gehen los wie Revolverschüsse, und seine Reden, viel kürzer als sein Schnauzbart, endigen wie ein Trommelwirbel . . . . ."

Hierauf folgt die historische Aufzählung seiner Laufbahn, gemäß welcher er, nach dem Besuch der polytechnischen Schule zu Paris und der Artillerieschule zu Metz, zur algierischen Armee versetzt wurde, 1837 zum Hauptmanne avancirte, als Oberst den Krimfeldzug und als Divisionscommandeur 1859 den italienischen Feldzug mitmachte. 1869 wurde er Kriegsminister.

Wäre der Schluß nicht, und bürgte nicht die Richtung des Blattes, dem die „Elberf. Ztg." wörtlich obige Mittheilung entnimmt, für den Ernst jenes Aufsatzes, so sollte man denken, einen Carnevals-Artikel der „Kölnischen Zeitung" vor Augen zu haben. Wir nehmen aber Act von den Verzierungen, welche jetzt die französische Presse bietet und werden daran den Maßstab finden, mit welchem französische Kriegsberichte zu messen sind!

Muth im Unglück.

Es ist des Schicksals alte Weise,
Daß es nicht immer hold uns lacht;
Es tritt oft in der Menschen Kreise
So furchtbar wie ein Geist der Nacht.
Dann schreckt es zwischen dunkeln Wänden
Nicht nur der Armuth feigen Sohn
Gefaßt von seinen Riesenhänden
Wankt auch im Fürstensaal der Thron.

Doch Muth, nur Muth in jeder Lage
Wo uns ein Dornenwald umstarrt!
Die Morgenröthe bessrer Tage
Glüht hinter'm Berg der Gegenwart.
Stets früher, als die Furcht es glaubte,
Entwölkt das Schicksal seinen Blick,
Und Alles, was sein Zorn uns raubte,
Giebt doppelt seine Gunst zurück.

Man kann zum Ruhm der Zeit nicht singen
Daß stets den Deutschen hold sie war;
Sie rauschte her auf Adlerschwingen
Und ihr Gefolg war Kriegsgefahr.
Doch soll sie uns nicht niederstürmen
Durch ihrer Flügel wilden Schlag,
Wir stehen fest, gleich Felsenthürmen,
Es komme, was da kommen mag!

Drum laßt uns kühn entgegen streben
Dem böſen Dämon unsrer Zeit!
Er dringt als Feind in unser Leben,
Und fordert uns heraus zum Streit.
Laßt uns das Schwert des Muthes fassen!
So geh'n wir siegend unsre Bahn.
Nur Feigen, die sich selbst verlassen,
Legt die Verzweiflung Fesseln an.

Mag uns der Sturm des Kriegs umwüthen
Und Glück und Heil zu Boden weh'n,
Soll doch des Friedens Baum voll Blüthen
Im Garten des Gemüthes steh'n.
Je mehr der Wohlfahrt Säulen schwanken,
Je fester soll, zum Bund der Noth,
Sich Herz an Herz mit Liebe ranken,
Und nichts sie trennen als der Tod.

Bliesgastel.

Vom Kriegsschauplatz

enthält die „Köln. Ztg." nachfolgenden Bericht: Saarbrücken, 29. Juli. Heute Mittag um 12 Uhr kam die Meldung, daß auf dem Spicherer Berge sieben feindliche Geschütze auf dem

diesseitigen Abhange aufgepflanzt stehen und so eben um 1 Uhr bringt eine Ordonnanz die Nachricht, daß der Feind seine Geschütze wie gestern zum Gefecht heranziehe. Also wahrscheinlich wiederum keine Ruhe. Vielleicht wollen sie wieder unter dem Schutze ihrer Granaten fouragiren, d. h. Kartoffeln von unseren Feldern stehlen, wie sie es gestern gethan. Bis um 3 Uhr, wo ich diesen Brief absende, ist indeß Alles ruhig geblieben. Die Herren Franzosen scheinen den Preußen gegenüber eben dieselben Blagueurs im Lager zu sein, wie sie es auf den Boulevards sind. Es ist die Kriegs-Blague, die fortwährend trommeln und trompeten muß. Gerade dieser Gegensatz der unerschütterlichen Ruhe zu dem ewigen Tam-Tam im französischen Lager, giebt den sichersten Maßstab für die Erwartungen in dem eben eröffneten Feldzuge. Denn eröffnet ist er von dem Moment ab, wo die Kanonen das große Einleitungswort ergriffen und die Officiere des 7. Rhein. Ulanen-Regiments verdienen den ihnen heute von einem Nachbar-Commandanten gesandten Glückwunsch für die Erstlinge, d. h. die ersten Granaten des Feldzuges. Es ist drüben so etwas von einer Kunstreiterbude, die vor jeder Vorstellung die große Trommel schlägt. Getrommelt und gepfiffen muß immer werden. Ich lese dasselbe von meinem verehrten französischen Collegen Edm. Texier aus Nancy, der drüben auch nichts als Signalhörner und Lagerlärm hört. Die Herren Franzosen haben uns gegenüber hier eine magnifique Position. So militärisch linkisch aber wie hier habe ich sie noch nie gesehen. Sie haben aber seit mehr als 50 Jahren nicht mehr den Preußen gegenüber gestanden und wenn wir von ihnen auf den Boulevards täglich in den Kaffeehäusern „frottirt" werden, so hat das hier Angesicht gegen Angesicht seine Schwierigkeiten. Es ist schon so, wie die Kölnische Zeitung unter dem 27. sagte, sie leiden Noth an Allem drüben und ein Käppi voll Kartoffeln, auf unseren Feldern gestohlen, ist ihnen ein Dutzend Granaten werth. Geld haben sie, und sie bezahlen, was sie hinüber schmuggeln können, aber den französischen Uebermuth allen bisherigen Truppen gegenüber vermisse ich. Wollen sie am Napoleonstage, den 15. August, über den Rhein gehen, so mögen sie in Paris nur nach Gewohnheit alle Trommler, Pfeifer, Harfenisten und Flötisten loslassen, um ihr Fiasco zu überschreien. Ich sehe von hier aus alle die Boulevardiers vor „Unwillen und Stolz" zittern, wie der Senats-Präsident sagte, bei der Nachricht, daß schon an den Befestigungen von Paris gearbeitet werde. C'est vraiment travailler pour le Roi de Prusse.

Edmond About, der sich an der Grenze aufhält, schreibt über den Ueberfall von Niederbronn wie folgt: „Die fahrenden Ritter aus Deutschland scheinen sich die „Mousquetaires" von Dumas oder die Helden irgend eines anderen Romans zum Vorbild genommen haben. Ich habe die beiden gefangenen Officiere, Wechmar und Willers, selbst gesehen. Der jüngste hat ein angenehmes Aeußeres, der ältere hat dagegen etwas Hartes, und warf grimmige Blicke um sich. Die beiden verwundeten badischen Officiere befinden sich im Curhause von Niederbronn, wo man sie behandelt. Der eine hat eine Kugel in das Bein erhalten; sein Leben ist nicht in Gefahr, der andere ist schwer verwundet; er hat mehrere Kugeln in der Hüfte und im Unterleib. Der getödtete Officier, Winslow oder Winslor, war ein Engländer in badischen Diensten. Derselbe hatte ein äußerst feines Aussehen. Außer seiner Muttersprache war er des Deutschen und Französischen vollständig mächtig. Man fand 15,000 Franken bei ihm. Er starb die letzte Nacht unter furchtbaren Schmerzen. Einem sechsten Officier, welcher den Ritt mitmachte, Zepplin oder Zeplin, gelang es, zu entkommen, ohne im geringsten verletzt zu werden. Man verfolgte ihn bis an die Grenze. Er bringt den Preußen die Renseignements, welche sie haben wollten. Der Muth dieser Tollköpfe ist also nicht ganz umsonst gewesen. Wenn ich dieselben Tollköpfe nenne, so geschieht dieses nicht, weil sie 32 Kilometres weit in ein Land hinein ritten, wo auf jeder Quadratstunde zwei Feldlager sind. Alle Welt recognoscirt. Es vergeht keine Nacht, wo nicht einige französische Officiere, denen ein nur kleines Häuflein folgt, die Saar und selbst den Rhein passiren, um zu sehen, was beim Feind vorgeht. Die Preußen und ihre Verbündeten machen bei uns ebenfalls jede Nacht Promenaden, und heute Morgen noch (am 26.) fand der Chef der Station von Bliesbrücken das Portefeuille eines deutschen Officiers. Was aber die Inspiration Alexander Dumas' darthut, ist das Auftreten dieser Leute, welche am hellen Tage und in Uniform, mit einem Dutzend Reiter als Escorte ihren Ritt machten. Sie kommen am Sonntag in der Gegend von Lauterbach an, verhaften zwei Douaniers, entwaffnen einen Gendarmen, metzeln einen Lancier nieder und lassen ihn für todt auf dem Platz, obgleich er noch sehr lebendig war, denn ihre Säbel waren nicht einmal geschärft. Sie kommen nach der Station Hunsbach, der letzten vor Weißenburg, das ganze Dorf ist in der Kirche; sie schneiden die Telegraphendrähte durch, zerbrechen den Apparat und verlangen dann auf höfliche Weise ein Glas Wasser von der Frau, welche mit der Bewachung des Schlagbaums betraut ist. Die Frau bricht vor Schrecken zusammen; sie beruhigen sie, erfrischen sich, tränken ihre Pferde und reiten mit den Worten davon: „Schönen Dank! Gott soll's euch lohnen." Eine Masse Bauern sehen sie, aber sie sind nicht bewaffnet. Und dann kennen sie sich auch nicht recht aus, in so fern es die Uniformen betrifft, deren wir so viele haben. Man versichert, daß einer der Officiere seinen Revolver fallen ließ, daß der Adjunct eines Maires denselben aufraffte und ihm nachlief, indem er ausrief: „Sie haben etwas verloren!" Positiv ist, daß diese Invasion von 15 bis 18 Mann den Zweck hatte, durch Abschneiden der Telegraphendrähte unsere einzelnen Abtheilungen zu isoliren; einer der Officiere hatte nämlich eine Depesche vorbereitet, worin er seinen Freunden schrieb: „Sendet eine Schwadron und eine Batterie, um uns zu unterstützen." Wie der Maire von Niederbronn erzählt, so hatten sie die Absicht, mit dem Degen in der Faust durch die Hauptstraße dieses Ortes zu sprengen. Es war der Pfarrer von Niederbronn und der ehemalige Maire dieses Städtchens, welche den französischen Truppen die erste Kunde brachten. Ein Detachement des 12. Jäger-Regiments überraschte die Badenser in Scheuerlenhof (zwischen Niederbronn und Woerth). Officiere und Soldaten frühstückten in einer Meierei. Die französischen Reiter stürmen das Haus; sie werden mit Revolverschüssen empfangen; man schlägt sich Mann gegen Mann, wie in den alten Zeiten. Ein alter französischer Unterofficier wird tödtlich verwundet; ein junger Lieutenant, de Chabot, erhält zwei Revolverschüsse, aber er tödtet Winslow. Das Ganze ist nur eine kleine Waffenthat und wird bald vergessen sein, wenn die Kanonen ihr erstes Wort gesagt haben werden. Aber sie ist in so fern nicht ohne Bedeutung, da sie beweist, daß man es ungeachtet der weittragenden Waffen noch nicht verlernt hat, sich Mann gegen Mann zu schlagen."

Der Correspondent der „Daily News" in Metz schreibt, daß das Hospitalwesen der französischen Armee bis jetzt in sehr unvollkommenem Stande sei. Feld-Hospitäler und sonstige Vorkehrungen zur ersten Aufnahme der Verwundeten seien noch nicht eingerichtet und das Institut der Krankenträger sei dort unbekannt. Auch das Proviantamt will er nicht loben; zur Befriedigung bedient es sich requirirter Bauernfuhren mit elenden Pferden. Man tröste sich damit, daß, sobald man in Feindesland sein werde, durch rücksichtsloses Requiriren das Nöthige beigeschafft werden wird. Der erste Napoleon habe es ebenso gemacht.

Verantwortliche Redaction: Th. Gebhard Stan.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 89. Dritter Jahrgang. 1870.

* Die zu Hallenberg.

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

5.

Der grollende Herbst reitet auf Flügeln des Sturmes über Wald und Feld. Da zittern die alten eisenfesten Bäume vor dem Gewaltigen und beugen ihre Kronen, daß sie sein Hauch nicht zerschmettere. Aengstlich bergen die Vöglein ihr Haupt vor seinem Grimm und den prasselnden Schlossen, und jammernd fliehen die Bewohner des Waldes aus ihren Lagern und Wohnungen, denn mit sich fort reißt er den sonst so ruhigen Waldbach, daß er sich schäumend über seine Ufer ergießt und über das Moos dahin strömt, ein Grab alles Lebenden, das ihr Verhängniß in seine Wirbel schleudert.

Furchtbarer und doch so erhabener Kampf der Elemente! Wer es wagte, sich Euch zu nahen im Dunkel, in der Einsamkeit des Waldes, wo, durch kein Geräusch des städtischen Treibens gebrochen, sich fesselos ihre Macht entfaltet, unvergeßlich würden die Stunden in seiner Seele haften bleiben.

So tobte der mächtige Sturm im Walde, durch den ein schmaler Pfad, die Landstraße durchschneidend, auf bedeutend kürzerem Wege als auf der Chaussee, vom Gute Hallenberg zur Stadt und umgekehrt, führte. Nur das Brausen des Sturmes, das Rauschen des Waldbaches ist weit und breit vernehmbar, keine Spur eines lebenden Wesens, wer wagte seine Haut auch in diesem Unwetter preis zu geben?

Und doch, da schleicht es dahin wie der vorsichtige Tritt eines Mannes, eine tief verhüllte Gestalt bricht sich Bahn durch's Gestrüpp, ein breitkrämpiger Hut verbirgt sein Antlitz, ein dunkeler Mantel von grobem Stoff seine Figur, und der blitzende Lauf eines Gewehres verräth sich, wenn der Sturm die Falten desselben zurückschlägt.

„Ein Höllenwetter," murmelte der nächtliche Wanderer vor sich hin, „wie geschaffen zu Mord und Rache. Wirst frieren, mein Schatz, wirst Dich heimsehnen ins warme Nest, ha, sollst bald drinnen sein, und schlafen wie Dein Herr vielleicht schon in dieser Stunde schläft."

Klagas, denn wer anders als der jedes Unwetter gewohnte Wilddieb, konnte es sein, der, von finsteren Rachegedanken erfüllt, den Wald durchkreuzte, sah nach seinem Gewehr und untersuchte die Ladung desselben, dann schritt er weiter, leise, unhörbar, als fürchte er, das Geräusch seines Ganges müßte mitten im Toben des Sturmes vernehmbar werden. Jetzt rauschte und brauste es in seiner Nähe, es war der Waldbach, der sein Ufer überschritten hatte und sich mit donnerndem Geräusch rings umher ergoß. Klagas lachte höhnisch. „Dort Deine Wiege, mein gestrenger Richter, hörst Du, wie süß sie Dir selber das Wiegenlied singt? Komm, mein Schatz, ich sehne mich nach Dir, wie der Liebste nach seiner Trauten, und hier der Pfaffe, der den Segen über uns sprechen soll!"

Klirrend schlug er an sein Gewehr, dann trat er hinter eine der uralten mächtigen Buchen, hinter deren Stamm sich leicht am hellen Tage ein Mann verbergen konnte, um wie viel mehr in dunkeler, grauenvoller Sturmesnacht.

Unbeweglich, wie der Tiger auf seine Beute lauernd, stand er da, sein Auge funkelte dämonisch und schien die Dunkelheit durchbohren zu wollen. Ringsum der Kampf der Elemente und in ihrer Mitte blinde Leidenschaft und Mordgedanken im Menschenherzen.

Da brauste es daher in der Ferne, auf hohem, feurigem Roß ein Reiter, den dicken Rock bis zum Halse zugeknöpft, die Wollmütze tief auf die Stirn gedrückt, vor sich mit festem Arm hielt er einen, in einen Pelzmantel gehüllten Gegenstand, eher in der Umhüllung einem Waarenballen gleich, als einem lebenden Wesen. Und doch lugte unter der Pelzcapuze ein liebliches lachendes Kindergesicht hervor, dessen große blaue Augen unerschrocken in das Toben des Sturmes schauten und im Vorbeijagen den Bäumen Grüße zusandten, wie alte Bekannte.

„Hast Du Furcht, Henry, mein Kind?" fragte der Reiter „sind bald durch den Wald bei Deiner Mama."

„Und bei meinem guten Papa," fügte das Kind hinzu, „der mit mir spielt und mich reiten läßt, und bei allen lieben Leuten auf Hallenberg. Möchte Papa nur erst wieder gesund sein, damit ich wieder dort sein kann; bei Großmutter ist es so still und langweilig; sag', Onkel Gerding, ist's bald so weit?"

Im Auge des robusten Mannes zitterte eine Thräne. „Bald wird er genesen sein, armes Kind," sagte er leise vor sich hin. „Möchte nur sein letzter Blick auf dieses Wesen fallen, nach dem sein Herz sich sehnt."

„Was hältst Du an, Onkel Gerding?" fragte das Kind, da der Reiter stoppte. „Vorwärts, Lilly!"

„Einen Augenblick, ich denke, der Bach ist übergetreten, man kann nicht wissen, wie reißend das Wasser ist, wir müssen einen Umweg nehmen."

Der hinter dem Baum stehende Klagas konnte zwar keine Sylbe des Gesprächs vernehmen, er ahnte ja nicht einmal die Gegenwart des Kindes, aber sein scharfes Ohr hörte nicht mehr den Hufschlag des Pferdes und sein Herz pochte, seine Finger umklammerten krampfhaft den Schaft der Flinte. Der Durst nach Rache war zur glühendsten Leidenschaft in seiner Seele gewachsen.

„Warum einen Umweg, Onkel Gerding?" fragte die frische Stimme des Kindes. „Der liebe Gott ist überall mit uns und desto eher kommen wir zum Papa und zur Mama."

„Hast recht, Kind, Gott wacht über die Unschuldigen, vorwärts denn in seinem Namen; er weiß ja, es ist nicht Uebermuth, nicht frevler Trotz, der mich leitet." Und vorwärts ging es mit verhängtem Zügel, vorwärts der Heimath, vorwärts dem Tode entgegen.

Da blitzt es auf hinter dem Buchenstamm, es ist der Lauf eines Gewehrs an Klagas' Wange, seine Hand liegt am Hahn, ein Ruck, ein Knall — ein doppelter Schrei —

„Gott sei mir gnädig, das war der Klagas!"

„Onkel Gerding, hilf mir, ich bin gefallen!"

Dahin sprengte das geängstigte Pferd, das mörderische Werk zu vollenden, traf einer seiner Hinterhufe die Stirn des

tödtlich Getroffenen, dann galopirte es vorwärts, die geblähten Nüstern wilder Flucht. Das Roß, nicht die Reiter sahen die Heimath wieder.

Langsam schritt der Wilderer auf sein Opfer zu, er hatte den Schrei des Kindes nicht vernommen. „Du wirst den Klagas nicht mehr ärgern, getreuer und gerechter Diener Deines Herrn," sagte er höhnend. „Und jetzt in den Waldbach mit Dir, jede Spur meiner That zu verwischen. Wer will dann wagen, den Klagas des Mordes zu zeihen?"

„Onkel Gerding, so hilf mir doch, ich kann nicht auf, der böse Klagas ist hier, aber nimm Dich in Acht vor ihm!"

„Hölle und Teufel, was ist das, ein Kind, und es kennt mich?" Hastig zog er eine Laterne aus seinem Mantel hervor und zündete sie an, ein matter Schein beleuchtete die Scene ringsum. Welch' ein Anblick. Da auf dem feuchten Boden hingestreckt der blutende Körper Gerding's, und in einiger Entfernung von ihm lag Henry von Hallenberg, mit Heldenmuth den furchtbaren Schmerz überwindend, der ihm die linke Seite lähmte. Die großen blauen Augen fest auf den Elenden gerichtet, der bleich und zitternd vor ihm stand, wie der Verbrecher vor seinem Richter.

Klagas' Lage war eine verzweifelte. Der Zeuge, nach dem er hohnlachend gefragt hatte, er war gefunden. Nur eines konnte es geben, das auch dieses Zeugen Mund verstummen ließ; es war der Tod. Aber die schwarze Seele des Verbrechers, welche mit Wollust die Todeskugel in das Herz des Gehaßten sandte, bebte bei dem Gedanken an den Mord eines unschuldigen Kindes zurück.

Unterdessen war Henry, unfähig sich zu erheben, die wenigen Schritte vorwärts gekrochen, die ihn von dem Leichnam des treuen Freundes trennten.

„Onkel Gerding, sprich mit mir," sagte der Knabe mit ängstlicher, bebender Stimme, „ich fürchte mich vor dem bösen Klagas." Schmeichelnd erfaßte er des Todten Hand, aber laut aufschreiend zog er sie zurück, sie war kalt und starr. Was Sturm, was körperlicher Schmerz nicht vermocht hatten, das bewirkte dieser furchtbare Augenblick in des Kindes Seele. Ein namenloses Weh zog durch sein Inneres, kalter Schweiß bedeckte sein Antlitz, und besinnungslos sank es dahin auf den feuchten Grund.

Ueberlegend stand der Mörder einen Augenblick bei den beiden regungslosen Gestalten, dann wie von einer plötzlichen Eingebung getrieben, erfaßte er mit starkem Arm den Leichnam Gerding's und eilte mit ihm davon, nachdem er seine Taschen geleert hatte, die ein dickes Portefeuille und eine goldgefüllte Börse enthielten. Dahin durch Gebüsch und Strauch schleppte er die schaurige Last, keine Blutspur konnte ihn verrathen, denn gierig sog der plätschernde Regen die fallenden Tropfen ein.

Wüthend strömte der Waldbach dahin, der schäumend seine Ufer übertreten hatte, Klagas' Füße waren vom Wasser durchnäßt, aber vorwärts schritt er, immer weiter, bis der Wirbel ihn mit sich hinwegzureißen drohte. Jetzt ergriff er den Leichnam und weit hinaus schleuderte er den Körper in die Wogen, daß sie hoch aufsprißten. Fritz Gerding war für ewig aus den Reihen der Lebenden gestrichen. Auf's neue, mit Blut bedeckt, das Antlitz verzerrt, die Haare verwildert, langte er bei dem ohnmächtigen Knaben an.

Mit raschem Entschluß nahm er das Kind vom feuchtem Boden empor und schützend, wie noch vor wenig Augenblicken der treue Gerding, hüllte er das bewußtlose Kind in seinen Mantel. Dann sah er sich ringsum nach einer Spur der blutigen That forschend; nichts war sichtbar — Sturm und Regen waren ihm treue Bundesgenossen gewesen. Fort aus dem Walde ging's, der Hütte des Mörders zu, keiner hatte ihn gehen, keiner ihn kommen sehen, er lebte ja allein ohne Weib und Kind, gemieden von den Menschen. Aber nicht lange dachte er dort zu weilen. Hastig packte er seine nothdürftigsten Habseligkeiten zu einem mittelgroßen Bündel zusammen, dabei unabläßig den Blick auf Henry gerichtet, den er auf sein eigenes Bett gelegt und sorgsam zugedeckt hatte.

Jetzt schlug der Knabe die Augen auf, sein Blick schweifte mit wirrem Ausdruck umher. „Liebe Eltern — Onkel Gerding," flüsterten seine zitternden Lippen.

Wie der Wind war Klagas bei dem Bette; er ergriff eine mit Branntwein gefüllte Flasche und flößte dem widerstandslosen Kinde etwas davon ein, das sogleich verstummte und auf's neue von tiefem Schlaf umfangen die Augen schloß.

Eine halbe Stunde später war auch der schwache Schein der Laterne der Hütte des Wilderers erloschen, alles war leer und ausgestorben. — Gottfried Klagas kehrte nach seiner Heimath zurück. Henry von Hallenberg war todt in den Augen des Gesetzes, in dem Auge der Menschen, außer für das Mutterherz.

(Fortsetzung folgt.)

Einige Notizen über den heutigen Infanteriekampf.

(Nach den Angaben des „Journal du Peuple".)

In dem Kriege, dem wir jetzt entgegensehen, werden die Bayonnetangriffe eine Unmöglichkeit und zwar im Hinblick auf die heutige Neugestaltung der Schußwaffen. Dies ist die bedeutendste Abänderung in der Taktik, welchen die vervollkommneten Waffen nothwendig gemacht haben.

Schon bei den weittragenden Büchsen waren die Angriffe mit blanker Waffe immer sehr mörderisch, daß aber den Hinterladern gegenüber dieselben gänzlich unausführbar sind, wird nachstehende einfache Berechnung zeigen.

Zuerst hat man die Zahl der Kugeln, welche ein Bataillon von 1000 Mann einem anderen Bataillon entsenden kann, welches im Sturmlauf auf dasselbe zurennt mit gefälltem Bayonnet, und wenn es seinen Anlauf aus 300 Schritten (Meter) Entfernung nimmt.

Nehme man an, das Bataillon, welches das andere chargirt, sei von größtem Enthusiasmus beseelt und sein Anlauf so schnell wie möglich, so bedürfte es dennoch in allen Fällen 5 Minuten Zeit, um das gegenüberstehende Bataillon zu erreichen, die 1000 Mann dieses Bataillons, wenn man 8 Schüsse auf die Minute rechnet, würden demnach der Angriffscolonne 40,000 Kugeln entgegengesandt haben.

Welches Bataillon mag ein solches Feuer aushalten, behielte es da noch einen Mann aufrecht?

Nehmen wir die Stärke des Bataillons, welches den Angriff ausführt, gleichfalls auf tausend Mann an, so würden auf jeden Soldaten vierzig Kugeln kommen; jeder Mann, der sich an dem Angriff mit betheiligt, hätte mithin vierzig Kugeln bekommen! Es müßte wirklich wunderbar zugehen, sollte da noch einer lebend die gegenseitige Front erreichen.

Diese einfache Berechnung beweist mehr als hinreichend, daß ein gegenseitiger Infanterieangriff mit dem Bayonnette, in Schlachtordnung, unausführbar ist.

Die hierüber angestellten Experienzen bestätigen die Richtigkeit dieser Berechnung.

Man hat nämlich Scheiben in der Breite der Fronte eines

Bataillons, auf 300 Schritte Entfernung von einem Infanteriebataillon aufgestellt; zuerst feuerte man blind, um die Dampfentwickelung, welche auf einem Schlachtfelde herrscht, hervorzubringen; dann feuerte man während ca. 3 Minuten auf die Scheiben. Als der Pulverdampf sich verzogen hatte, war keine Spur mehr von den Scheiben zu entdecken.

Und diese Scheiben blieben in einer Schußweite von dreihundert Meter.

Was wäre wohl aus einem Bataillon geworden, das sich unter einem solchen Feuer fortwährend genähert hätte? Auf fünfzig Schritte ist das Feuer noch ganz anders furchtbar denn auf dreihundert.

In Zukunft fallen also die Bayonnetangriffe weg.

Für die französische Armee, welche ihre Soldaten ausschließlich für die Angriffe mit blanker Waffe ausbildete, ist das ein Nachtheil. Der Hinterlader beraubt dieselbe eine ihrer Specialitäten oder, wie die Franzosen sich ausdrücken, einer ihrer Ueberlegenheiten über die anderen europäischen Armeen. Natürlich muß sich jetzt die ganze Ausbildung des Soldaten auf die Sicherheit des Schusses wenden; ob es aber die Franzosen bis jetzt soweit hierin gebracht haben wie die Preußen, das steht abzuwarten. Thatsache ist, daß die preußische Armee von jeher ihre ganze Aufmerksamkeit darauf wendete, tüchtige Schützen heranzubilden und dies zwar besonders, seit sie mit den Zündnadelgewehren ausgerüstet ist.

Eben so wenig, wie ein Bataillon mehr zum Bayonnetangriff übergehen kann, eben so wenig ist es auch möglich, daß zwei Divisionen, die in Schußweite von einander aufgestellt sind, während einiger Minuten das Feuer aushalten können, ohne sich gegenseitig zu vernichten.

Man ist also darauf angewiesen, einen Tirailleurkrieg zu führen. Deshalb wird jedes Bataillon, jedes Regiment zahlreiche Tirailleurs entsenden, die ausgebreitet, auf dem Bauche kriechend, sich hinter jeden Baum, jeden Graben, jede Bodenerhöhung versteckend, dem verheerenden Feuer eher entgehen. Zur Unterstützung der Tirailleurs werden Piquets aufgestellt, auf die sie sich im Nothfalle zurückziehen können. Diese Piquets, sowie auch das Hauptcorps, legen sich flach auf den Boden nieder.

Auf diese Weise, und durch den Pulverrauch, der gewöhnlich ein Schlachtfeld einhüllt, entziehen die Truppen sich leicht dem furchtbaren Feuer der Hinterlader.

In diesem Sinne sind die Truppen sowohl Frankreichs als Preußens eingeübt worden.

Wer also die besten Tirailleurs hat, zu dessen Seite wird sich zweifellos der Sieg hinneigen.

---

* Kriegslied 1870.

Dem Vaterland zu Ehren,
Das wieder neu erstand,
Ergreifet jetzt die Wehren
Und reichet euch die Hand!

Ihm, der mit frechen Pfoten
Nach allen Landen greift,
Sei einmal Trotz geboten,
Da nun die Frucht gereift.

Mag auch der Wälsche prahlen
In übermüth'gem Sinn,
Er soll uns endlich zahlen
All' seinen Diebsgewinn!

Was wir durch ihn erduldet
In unruhvoller Pein,
Was er an uns verschuldet,
Soll nun vergolten sein!

Was er uns hat gestohlen
Seit je an theurem Land,
Das laßt uns wieder holen,
Und knüpfts mit festerm Band!

Was über'm Rhein verloren
Durch schnödesten Verrath,
Sei uns zum Preis erkoren
Gerechtester Rachethat!

Entfaltet denn die Fahnen
Der einigen Heeresmacht,
Und brechet ihre Bahnen
Durch heiße Siegesschlacht.

Laßt schmettern die Drommeten
Zum freud'gen Kriegesruf,
Und keck sein Land betreten
Soll unsrer Rosse Huf.

Erdröhnt ihr Feuerschlünde
Mit kräft'gem Donnerbraus,
Daß er dem Feind verkünde,
Mit seinem Reich sei's aus.

Und gönnt ihm nimmer Frieden,
Wie Er's auch treiben mag,
Bis seiner Macht hinieden
Anbricht der letzte Tag.

Drum sei „Paris" die Losung,
Und, daß Er sei verbannt, —
Der Feldschrei der Erlösung: —
„Nach Cayenne in's Pfefferland!"

A.

Vom Kriegsschauplatze.

* Ueber das in unserer No. 180 von München und im ersten Blatte No. 181 von Pirmasens aus berichtete Gefecht bei Stürzelbrunn wird dem „Speyerer Anzeiger" aus dem Hauptquartier Speyer folgender Bericht des Majors Frhr. v. Egloffstein vom bayer. 2. Chevauxlegersregiment in Pirmasens an den Oberstlieutenant v. Rex in Annweiler mitgetheilt:

„Unter Commando des Hrn. Majors Frhr. v. Egloffstein marschirte heute früh eine combinirte Abtheilung, bestehend aus einem Zug Chevauxlegers, einem Zug Husaren des 12. Regiments, einem Zug Jäger, an die Kreuzung von Obersimten, von hier aus wurde nach Eppenbrunn vorgedrungen, und nachdem sichere Kunde einging, daß eine feindliche Abtheilung am Kloster von Stürzelbrunn stehe, welche öfters über die Grenze recognoscirte, so wurde die Jägerabtheilung auf den Erlenkopf hingewiesen; Husaren und Chevauxlegers dirigirten sich nach Stieterbacherhof! Da der dortige Förster einen näheren Weg nach dem Kloster wußte, so wurde die Jägerabtheilung hierher dirigirt, die aber in 1½ Stunden noch nicht eintraf. Hierauf gab ich den Befehl, mit Cavalerie allein vorzudringen; das Terrain ist ein tiefes Thal mit steilen Waldhöhen, und je näher die Grenze, desto enger und unwegsamer wird es, plötzlich erweitert es sich, wo dieser Fußweg auf die Bitscher Straße einmündet. Mit allen Sicherheitsmaßregeln wurde im Trabe vorgegangen; Hr. Major Parry und Hr. Lieutenant Gersdorf vom 12. Regiment Husaren, sowie der Unterzeichnete waren bei der vorgedachten Spitze. Jenseits der Bitscher Straße erhebt sich eine steile felsige Höhe und biegt eine zweite Straße rechts auf eine andere Ortschaft zu. Als wir die Straße erblickten, sahen wir ein Piquet französischer Infanterie und einen Marketenderwagen stehen; sie hatten weder die Gewehre in der Hand, noch einen Vorposten vorgeschoben. Dies erblickend, stürzten wir uns mit der ganzen Abtheilung im Galop darauf los, mußten, ehe wir auf die Straße kamen, eine Brücke passiren.

Nun hatten die Franzosen die Gewehre ergriffen und sich schnell in die für Cavalerie unersteiglichen Felsen geworfen und eröffneten ein sehr starkes Schnellfeuer. Die Husaren und Chevauxlegers ihrerseits feuerten mit ihren Feuerwaffen entgegen und gleich stürzte ein französischer Officier von einem Husaren getroffen. Der Marketenderwagen wurde mit Beschlag belegt. Eine Abtheilung von sechs Mann wurde auf den rechts gelegenen Ort entsendet, kam aber bald wieder zurück, da sie vom Feinde nichts wahrgenommen hatte. Die ganze Feldwache von Stürtzelbrunn war alarmirt, und da es unmöglich war, an den Feind mit Cavalerie zu gelangen, so wurden noch 200 Schritte im Galop auf der Straße zurückgelegt und dann links über eine Wiese in die jenseitige Waldhöhe abgeschwenkt. Auch diese Höhe war vom Feinde stark besetzt, und kamen wir bei dieser Ueberbrückung in ein heftiges Kreuzfeuer. Hr. Major Parry übernahm persönlich die Rückzugsdeckung und hielt an diesem gefährlichen Platze aus, bis der letzte Mann in einer sehr schwer zu ersteigenden Schlucht Deckung gefunden hatte. Im Walde wurde derselbe von seinem Pferde abgestreift und mußte der Abtheilung zu Fuß folgen, bis Lieutenant Gersdorf dieses wahrgenommen und ihm zu einem anderen Pferde verhalf. Der Maulesel am Marketenderwagen, welcher in dem felsigen Terrain nicht mitgenommen werden konnte, wurde zuvor erschossen und der Wagen umgeworfen. Als wir in Sicherheit waren und die Truppen wieder rangirt werden konnten, zeigte sich, daß 2 Husarenpferde verwundet waren; außerdem hatten wir keine Verluste erlitten. Der Rückweg wurde über Ludwigswinkel, Eppenbrunn, Trulben und Ober-Simten angetreten."

Aus Saarbrücken, 1. Aug. meldet die „Köln. Ztg.": Alles ruhig bei den Vorposten die Nacht hindurch. Eine unserer Patrouillen von acht Mann, die sich beim Drahtzug an den Feind heranschlich, tödtete vier Franzosen. Weiter kein Zusammentreffen bis heute Nachmittag. In der Nacht ließ der Feind eine Rakete steigen, die aber Fiasco machte. Die feindlichen Leuchtkugeln scheinen im Material eben so verkommen, wie die Granaten, mit denen man uns neulich auszeichnete. Die Eisenbahnzüge von Saargemünd nach Forbach und, wie man behauptet, bis zur Grenze waren die ganze Nacht hindurch in Bewegung. Möglicher Weise versucht man uns gegenüber dasselbe Manöver, wie während des Krieges 1859 bei Voghera. Man zündete dort dem General Giulai eine ganze Menge von Lagerfeuern an, ließ die Eisenbahnzüge scheinbar gefüllt von Magenta nach Voghera gehen, während in der Wirklichkeit das Umgekehrte der Fall war. Giulai ließ sich täuschen, und während er den Feind noch in beträchtlicher Stärke sich gegenüber glaubte, war alles schon weiter geschafft. Man manövrirt da drüben auf der Eisenbahn viel zu viel, als daß man alles für baare Münze halten sollte. Inzwischen werden die Verschanzungen bei Saargemünd und St. Avold eifrig fortgesetzt. Alles spricht dafür, daß der Feind uns gegenüber sich für die Defensive einrichte. Ich weiß nicht, wie viel auf die Nachricht zu geben ist, daß der Feind in Forbach 12 Todte begraben habe und 32 Verwundete pflege. Die Zahl stimmt so ziemlich mit der Berechnung unserer Officiere, die indeß nur eine ungefähre sein kann, da die Franzosen immer im Walde fallen und die Verwundeten im Walde auch davon schleppen. Unter den zahlreichen Spionen, die täglich hier eingebracht werden, befand sich gestern ein junger Mensch von etwa 18 Jahren, der sich durch seine Papiere als Gymnasiast aus Königsberg legitimirte und an der Grenze aufgegriffen worden war. Seine Papiere reichten bis zum 19. Juli und wurden richtig befunden, zwei unserer patrouillirenden Ulanen wollten ihn aber schon seit 14 Tagen an der Grenze herumstreichen gesehen haben, und so erscheint denn der junge Mensch der Spionage dringend verdächtig. Es ist das indeß eines der täglich sich wiederholenden Vorkommnisse, die nur momentanes Interesse haben. Die französischen Zeitungen „verachten" ja dergleichen Mittel. Wer indeß die Fundamente des zweiten Kaiserreichs kennt, der weiß, daß es gerade auf diesen erbaut ist. Spionage und Denunciation blühen heute wie in den ersten Tagen, da der würdige Ableger in die blutgetränkte Erde gepflanzt wurde. Heute Morgen um acht Uhr war der commandirende General bei uns, inspicirte die hiesige Position und begab sich eine Stunde darauf weiter. Der Schauplatz der nächsten Ereignisse wird wohl weiter südlich liegen. Man erzählt hier, Lauterburg und Weißenburg seien von den Unseren genommen, doch gehört das in die Tataren-Mappe, in die ich nicht hineinblicken will.

Julius v. Wickede berichtet in der „Köln. Ztg." über die deutschen Festungen: Der Norddeutsche Bund besitzt die 9 Festungen ersten Ranges Mainz, unbedingt die stärkste und auch vermöge ihrer Lage wichtigste Festung in ganz Deutschland, Coblenz mit dem Ehrenbreitstein, Köln und Wesel am Rhein, Magdeburg, Erfurt, Posen, Stettin und Königsberg, ferner 26 Festungen zweiten Ranges, darunter Saarlouis, Minden, Glogau, Torgau, Spandau, Wittenberg, Neisse, Graudenz, Thorn, Colberg, Danzig, Stralsund. An Küstenfestungen sind Swinemünde, Kiel und Wilhelmshaven an der Nordsee vorhanden. In Deutschland befinden sich ferner noch an Festungen: Königstein in Sachsen, Dömitz in Mecklenburg, Ulm in Württemberg, Rastatt in Baden, Landau, Germersheim und Ingolstadt in Bayern. Alle diese Festungen sind mit genügendem schwerem Festungsgeschütz, größtentheils nach neuester Construction vollständig armirt, haben auch sonst hinreichendes Material und werden jetzt größtentheils mit regem Eifer auf den Kriegsfuß gesetzt. Man sieht, daß Deutschland auch in dieser Hinsicht ganz gehörig gerüstet dasteht und die Eroberung unseres Gesammtvaterlandes wahrlich keine so leichte Sache ist, wie sich das jetzt viele dieser Herren Franzosen in ihrem frivolen Uebermuthe wohl vorstellen möchten. Wir sind auch hierin eine gar harte Nuß, an deren Aufknackung sich mancher französische Zahn noch gehörig ausbrechen wird.

Ueber die vielbesprochenen Kanonenboote, welche auf dem Rhein zur Verwendung kommen, entnimmt die „N. A. Ztg." französischen Blättern: „Die chaloupes canonières bestehen aus Eisen, ihre Längenausdehnung beträgt 14 Meter. Ihre Bemannung besteht nur aus dem zur Bedienung der Dampfmaschine und des Geschützes erforderlichen Personal. Dieses Geschütz ist eine Kanone zu 50 Kilogramm, auf ein Kaliber von 30 Centimeter gebohrt, doppelt gezogen. Es wirft Hohlkugeln nach dem Percussionssystem, welche zerspringen, sobald sie auf einen harten Gegenstand treffen. Diese Kanonenboote haben sowohl am Bug als am Stern ein Steuerruder. Beide Ruder können aber durch ein und dasselbe Rad in Bewegung gesetzt werden. Hierdurch ist ein eben so rasches als präcises Rotiren der Canoniere ermöglicht; ihre Drehbewegung geschieht auf einen Punkt. Ehe die Kanonenboote an den Ort ihrer Wirksamkeit gelangen, sind sie in drei Theile zerlegt. Der eine Theil umschließt die Schraube und die Cabine des Capitäns, der zweite die Maschine, der dritte das Vordertheil mit den Kajüten der Mannschaften. Diese drei Stücke werden, sobald man die Kanonenboote ihrer Bestimmung übergiebt, mit einer großen Anzahl von Klammern und Schrauben vermittelst schon vorher in das Eisen gebohrter und metallisch ausgelegter Löcher an einander befestigt, und zwar auf der inneren Seite, so daß die zusammengesetzten drei Stücke nach außen hin keine Unebenheiten bieten. Zu Commandanten der Kanonenboote hat man französische Lieutenants zur See in Aussicht genommen. Die praktische Verwendung dieser Boote wird wohl bald herausstellen, was dieselben taugen und wie viele von ihren Vorzügen nur in den französischen Berichten darüber existiren."

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 90. Dritter Jahrgang. 1870.

* Die zu Hallenberg.

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

6.

Ein heiterer Frühlingsmorgen war über die romantischen Höhen und Thäler der sächsischen Schweiz emporgezogen. Die alten Felsen hatten sich mit frischem Grün geschmückt, in den tiefblauen Lüften jubilirten die Vögel ihre Dankhymne, und Blumen und Kräuter dufteten dem Lenzknaben zu Ehren, der sie früher als sonst befreit mit magischem Zauberstab aus des Winters eisigen Fesseln.

Die im Sommer von zahllosen Fremden besuchten Gegenden waren bis jetzt noch wenig von Touristen aufgesucht und zu den Tausenden von Namen in den steinernen Fremdenbüchern der Felsen und den papiereren der Gasthäuser waren nur wenig neue hinzugekommen. Noch waren nicht die düster romantische Amselschlucht, noch die sonnigen Höhen der Bastei von schwatzenden Touristen, die unvermeidlichen Kinder Spree-Athens obenan, bevölkert, noch lag ein tiefer heiliger Friede über den majestätischen Kuhstallfelsen und dem gewöhnlichen Ziel der Besucher der sächsischen Schweiz, dem Prebischthore, und kein roth gebundener „Grieben" oder „Bädeker" störte die Harmonie des duftigen, kaum geweckten Maiengrüns.

Einer der schönsten Punkte, selbst der berühmten Bastei den Vorrang streitig machend, ist der Brand. In wenig Stunden erreicht der rüstige Wanderer vom freundlichen vielbesuchten Bade Schandau aus, dem Centralpunkt der Gegend, den gewöhnlichen Aufenthalt der Touristen, die von üppigem Tannenwalde bedeckte Felsenhöhe.

Durch den anmuthig tiefen Grund, erst an einem kleinen Forellenbach vorbei, dann bald zwischen nackten Felswänden, bald zwischen duftigem Grün hindurch, zieht sich der Weg zum Gasthause des Brand empor, immer höher, um die schmalen in den Fels gehauenen Stufen hinan, jetzt sind wir droben. Dichter Tannenwald umgiebt uns, wir rasten von der Anstrengung des Steigens und trocknen uns den Schweiß von der erhitzten Stirn, denn scharf und kräftig weht die Frühlingsluft auf jenen Höhen. Wohl sehen wir seitwärts die Lichtung durch die Bäume schimmern, aber jede Aussicht ist uns verwehrt, bis wir, den schmalen Weg vorwärts schreitend, uns im Garten des freundlichen Wirthshauses befinden und ein ewig neues pittoreskes Panorama voll romantischen Zaubers sich unseren Augen erschließt. Wie ein muthwilliger Knabe windet sich der Elbe Silberpfad zwischen freundlichen Dörfern, blumigen Hügeln und tannenbedeckten Felsen dahin. Das ungesättigte Auge entdeckt mit jedem Augenblick der Reize mehr, und weit, weit öffnet sich das Menschenherz und sei es noch so sehr beladen. Sonnenschein und Frühlingsduft spielt ihm schmeichlerisch um Haupt und Hirn, und im frisch erweckten Grün der Natur sieht er neue Stärke, neue Hoffnung für sich selber; wer denkt daran in solchen Augenblicken, daß auch Hoffnungen verwelken und Stärke verstecht, wie die üppig schwellenden Blätter verdorren im Sonnenbrand des Sommers, und wie die Blume vom eisigen Hauch des Spätherbstes zerknickt wird.

Aus der Thür des freundlichen Gasthauses trat ein junges Mädchen von etwa neunzehn Jahren, licht und lieblich wie der sie umlachende Frühling. Eine Fülle dunkelblonder Locken wallte fesellos und doch harmonisch um ihr unbedecktes Haupt; bald in keckem Selbstvertrauen, bald in bewußter Schwärmerei leuchteten ihre tiefblauen Augen auf. Leicht wie auf Schwingen, als sei sie die schützende Fee des Berges, durchschritt sie den Garten, vor welchem einige hundert Schritte entfernt ein Felsen weit hinaus ins Land ragt. Dorthin lenkte sie ihre Schritte. Still und menschenleer wie immer war die Stelle und sie stand in leichtem, weißem Kleide am äußersten Rande; vor ihr die wundervolle Landschaft im Maiengrün vom Strahl der Morgensonne beglänzt. Weit, weit schweifte des Mädchens Auge, weit, weit ihre Seele, und Traumgestalten stiegen empor aus der Tiefe, sie zogen ihr vorbei in buntem Reigen, ein gaukelnder Falter schwebte daher mit schillernden Flügeln und tausend Vogelstimmen mischten sich im Wettgesang; was ist Einsamkeit ohne Träumerei, was ein junges frisches Mädchenherz ohne Ideale?

Was wird der Lenz mir Schönes senden?
O, künd' es mir, Du Sonnenlicht,
Will aller Welt er Wonne spenden,
Vergeß' allein er meiner nicht.
Was ich mir wünsche? — Kaum zu sagen,
Weiß selber ich's, was mich bewegt?
Und doch fühl' heiß den Puls ich schlagen,
Wie sich mein Herz in Sehnsucht regt,
O Frieden, Lenz, woll' Du mir bringen,
O ende ein gefährlich Spiel,
Und kann's Dir nimmermehr gelingen,
Nun, gieb der Sehnsucht denn ein Ziel.

„Zurück, Fräulein! Um Gotteswillen," tönte plötzlich eine jugendfrische Stimme hinter ihr. Von kräftigen Armen fühlte sie sich erfaßt und eine Strecke zurück gezogen.

„Mein Herr!" Das blitzende Auge senkte sich, die zornig gerunzelte Stirn glättete sich im Nu. Hinter ihr stand ein schlank gewachsener junger Mann von etwa zwanzig Jahren, in einfacher, aber eleganter Kleidung, mit feingeschnittenem aristokratischem Antlitz und tiefblauen seelenvollen Augen.

Des Jünglings Wange überflog ein glühendes Roth, da die Blicke beider sich begegneten. Augenscheinlich hatte er bis jetzt wenigen jungen Damen und noch seltener in ähnlicher Situation gegenüber gestanden. „Verzeihung, mein Fräulein," nahm er das Wort, „besser ein rascher, wenn vielleicht auch ein wenig rauher Entschluß, als ein entsetzliches Unglück. Schon seit einiger Zeit beobachtete ich Sie. Meine Ueberraschung, eine weibliche Erscheinung an diesem Orte zu erblicken, wich dem höchsten Entsetzen, denn immer näher sah ich Sie in unbewußter Träumerei dem Rande des Felsens zuschreiten. Gefährlich wäre es gewesen, Sie anzurufen. Die Ueberraschung hätte einen plötzlichen Schwindel einen Fehltritt verursachen können. Jetzt waren Sie nur noch einen Schritt vom Abhange entfernt, ein

gewaltsames Mittel allein konnte Sie retten, was blieb mir übrig, als es zu benutzen?"

Das junge Mädchen hatte, während der Jüngling zu ihr redete, oft das Auge zu ihm empor gehoben, als wolle sie in seinen Zügen lesen, aber stets senkte sich ihr Blick wieder. „So sandte Sie mir mein guter Engel," rief sie, als er geendet. „Sie retteten mein Leben, ich danke Ihnen aus Herzensgrund." Und im überwallenden Gefühl reichte sie dem jungen Manne beide Hände dar.

Der Fremde zog sie nicht an seine Lippen, aber er hielt sie lange in den seinen, bis das Mädchen sie ihm erröthend und sich ihres Thuns bewußt entzog. „Nicht wahr, das ist hier ein schöner Ort?" fuhr sie nach einer Pause fort, „eine Stätte, wie zum Träumen geschaffen, und wenn man jung ist, wie träumt man so gern, nicht wahr?"

Der Fremde seufzte. „Wovon soll der träumen, mein Fräulein, der keinen Namen, keine Heimath, kein Herz besitzt, das er sein zu nennen vermag. Dort der Vogel zieht seine Bahn, die Sonne geht im Kreislauf der Natur vom Aufgang bis zum Niedergang, woher komme, wohin gehe ich? Doch Verzeihung, ich vergesse mich."

„Zürnen Sie mir nicht, wenn meine Frage Sie betrübte," bat das Mädchen. „Lachend wie der Frühlingsmorgen vor uns, umgab mich bis jetzt das Leben. Ich kannte den Unterschied zwischen Arm und Reich, aber daß es Menschen gäbe, die schwereres Leid trügen als die Sorge um das tägliche Brod, das schien mir so fern zu sein, als müsse es nur in rührenden Büchern vorkommen, und jetzt, da mir Ihre Worte verrathen, daß es auch Wirklichkeit sein könne, da will's mir dünken, als sei die Sonne weniger licht, die Fluren weniger grün."

Der junge Mann lächelte. „Wohl hat auch das Leben seine Romane, mein Fräulein. Aber glauben Sie nicht, daß ich mich mit meinen zwanzig Jahren zufrieden gebe, in rührender Klage die elegische Stimmung meiner Seele den Hainen und Wälder zum Besten zu geben. Halten Sie mich nicht für einen Kopfhänger. Was mir das Schicksal versagt, oder in den dunkelen Schleier des Geheimnisses hüllt, ich will es mir erringen oder zu Grunde gehen, und daß ich Sie, da ich kaum den Fuß an diesen Ort gesetzt, der eine Entscheidung für mich herbei führen soll, hier angetroffen, das soll mir ein leichtes, freudiges Wahrzeichen sein, welches Henry Walden geleiten soll in die Zukunft, und wie ich Sie fassen durfte und retten vor sicherem Verderben, so soll Ihr Bild es sein, mein Fräulein, das mich stärken soll, mich schützen, wenn Kampf, wenn Versuchung an den Jüngling herantreten sollte und seine Kraft zu erlahmen droht."

„Möge ich Ihnen Glück bringen, ich wünsche es von ganzem Herzen und wenn Leonore von Werloh etwas dazu beizutragen vermag, wird ihr Retter in entsetzlicher Gefahr sie stets bereit finden. Doch wollen Sie mir nicht vergönnen, Sie meiner Mutter vorzustellen? Wir verlassen noch heute die sächsische Schweiz, um nach Hause zurück zu kehren, denn unser frühzeitiger Ausflug galt keiner Vergnügungsreise, sondern einem Besuch am Krankenlager einer entfernten Verwandten in Dresden, die aber Gott sei Dank jetzt in der Genesung begriffen ist. Meine Mutter ruht sich im Wirthshause von den Strapazen des Bergsteigens aus."

Henry Walden verneigte sich. „Ich danke Ihnen, mein Fräulein," sagte er. „Sie sind das erste junge Mädchen, lassen Sie mich es Ihnen gestehen, dem ich gegenüber stehe wie Ihnen in dieser Stunde. Ich werde lange, lange nicht dies Begegnen vergessen können. Warum noch fester einen Knoten schürzen, den schon der nächste Augenblick zerreißt?"

„So leben Sie wohl, und wenn wir uns wieder sehen, möge es hell und licht in Ihrer Seele sein, wie die Sonne über uns am blauen Himmelszelt." Sie winkte dem jungen Manne mit der Hand einen flüchtigen Gruß zu, dann wandte sie sich und verschwand rasch wie eine Traumerscheinung zwischen den Tannen.

Gedankenvoll blickte Henry ihr nach, ein tiefer Seufzer entwand sich seiner Brust.

In einiger Entfernung lag ein weißer Gegenstand, er hob ihn auf, es war ein elegantes Taschentuch, „L. v. W." war mit Gold in eine Ecke gestickt. Hastig verbarg er den Fund in seiner Brusttasche, nachdem er einen Kuß darauf gedrückt hatte; was war es, das diese Regung einem Herzen lehrte, das nie Liebe, nie Leidenschaft gekannt?

(Fortsetzung folgt.)

Der preußische und der französische Soldat.

(Aus der „N. Fr. Presse.")

Wenn wir nicht irren, macht Susanne in der „Hochzeit des Figaro" die boshafte Bemerkung: „Wie die gescheidten Leute doch manchmal dumm sind!" Diese Bemerkung paßt vollkommen auf einen Artikel im „Rappel", welcher Hrn. Charles Hugo, den Sohn seines berühmten Vaters, zum Verfasser hat. Die Milch einer sonst ganz erträglichen, nun aber „in gährend Drachenblut verwandelten Denkungsart" ist dem jüngeren Hugo in den Kopf gestiegen und producirt sich als der blühendste Unsinn in Druckerschwärze. Das Lachen wäre eigentlich in so ernster Zeit fast nicht gestattet; wir fordern es aber doch heraus, indem wir die Parallele zwischen dem preußischen und dem französischen Soldaten, die Charles Hugo im „Rappel" zieht, ausführlich mittheilen.

„Als ich vor einigen Jahren in Trier war, sah ich ein preußisches Regiment vorbeidefiliren. Das war etwas seltsam Ungewöhnliches. Wer ein preußisches Regiment marschiren sieht, hat eine feudale Horde gesehen. Das sieht sich lächerlich, wild und beunruhigend an. Die Pickelhaube macht uns lachen, das martialische Aussehen aber zwingt uns zum Nachdenken. Nichts Fremdartigeres und nichts furchtbar Lächerliches als ein so schreckliches, mit einem Blitzableiter behelmtes Regiment. Man glaubt bei irgend einem Kriegs-Carneval zu sein. Der preußische Soldat ist ein als Mars coiffirter Chicard. Das Regiment defilirt, seht es euch an. Voran schreitet der Stabstrompeter (fanfaron). Es ist dies ein gesticulirender, buntscheckig aufgeputzter, tänzelnder, singender und schreiender Junge, der wie wahnsinnig in ein Blechinstrument bläst, das den ganzen Umfang der preußischen Militärmusik hält. Ein mißrathener Spaßmacher ist der Fanfaron. Das französische Regiment hat den Tambourmajor, das preußische seinen Stabstrompeter; Frankreich hat den Riesen, Preußen den Zwerg.

„Hinter dem Stabstrompeter kommt die Musik mit ihren Pfeifen, Hörnern und flachen Trommeln, die zwei über einander gestülpten Cymbeln gleichen. Nichts Wahnsinnigeres als dies verteufelte Orchester. Alles Geräusch, Toben und Getöse stimmt sich wüthend zu einer undeutlichen, tiefgründlichen Symphonie zusammen, aus der man die musikalische Seele Deutschlands heraushört, und die mit der Wuth die Träumerei und Melancholie verbindet. Man möchte glauben, der Sturmwind spiele ein Stück von Beethoven auf.

„Nach der Musik marschirt der Oberst heran. Das ist eine rein unmögliche Persönlichkeit. Er trägt eine andere Uniform als die des Regiments; sie ist verbrämt, federgebuscht, vergoldet, gestickt, phantastisch und extravagant. Er ist behelmt,

hat Epauletten mit großen Kugeln und den gezückten Säbel, und daran allein erkennt man seinen Rang. Er ist gefolgt von 12 Lakaien in großer Livree und Haiducken, die Turbane aufhaben. Nach seinen Lakaien kommen seine Adjutanten. Denn in Preußen haben, wie in Frankreich die Generale, auch die Obersten Adjutanten. Es sind dies junge Leute, aber große Herren. Sie tragen auffällige Costüme. Sie sind hochfahrend und unbärtig. All das zusammen, der Stabstrompeter, die Musik, der Oberst, die Haiducken, die Adjutanten, spreizt sich, courbettirt, macht Sätze, bläst und schreit den Krieg aus, provocirt, fordert heraus, droht und verblüfft. Die schroffe deutsche Disciplin kündigt sich durch ein erstaunliches Capriccio an. Das ist zügellose Phantasie. Beethoven hat die Musik, Callot die Costüme dazu gezeichnet. Man meint zu träumen. Sind das Gaukler oder Krieger? Wohin ziehen sie? In den Krieg. Das ist ein eigentlicher Todtentanz. Man erwartet Thespis mit preußischen Geschützen heranziehen zu sehen.

„Nach dem Generalstabe ändert sich rasch das Schauspiel. Das phantastische Gepränge muß der Disciplin das Feld räumen; Disciplin und Regiment ist gleichbedeutend. Hier der Hauptmann, ein Veteran, 50 Jahre alt; ein langer Graubart bedeckt Mund und Kinn. Er hat den Säbel gezogen, seine Epaulette schmale Goldfäden. Er ist in eine stramme, bis an den Hals zugeknöpfte Uniform wie in eine Säbelscheide eingeklemmt. Er schaut weder rechts noch links, sondern geradeaus; sein Schritt hält stoisch den Tact; sein Regulativ ist die stumme, resignirte, drohende Pflicht. Der Oberst ist der Renommist, der Hauptmann der Soldat.

„Hinter dem Hauptmann rückt die Compagnie in drei Gliedern vor. Jeder Mann bewegt sich wie eine Maschine. Sie sind blaß, erschöpft, durch das Commando gebrochen, im Gehorsam verknöchert und von der Disciplin wie betäubt. Die Regelmäßigkeit ihres Marsches ist überraschend. Kein Arm und Bein, kein Gesichtsprofil tritt aus der Linie. Das ist Alles correct, genau tragisch. Nach der ersten Compagnie folgt die zweite. Der zweite Hauptmann ist jünger, sieht aber eben so martialisch aus. Hinter jeder Compagnie geht der Lieutenant und Unterlieutenant, das Auge fest auf die Mannschaft gerichtet, in steter Beobachtung; wenn ein Knopf an der Gamasche fehlt, setzt es bei der Rückkehr in die Caserne Hiebe. Kein Wort fällt in den Gliedern, kein Blick wagt sich zu den Fenstern hinauf, keine Bewegung, die nicht disciplinarisch richtig ist. Man möchte glauben, die Hauptleute, Lieutenante und Soldaten wären aus Holz geschnitzt. Sie tragen nichts vom Selbstbewußtsein des menschlichen Wesens zur Schau. Eine Art teutonischer Wildheit hat sich in ihren Brauen eingenistet. Sie gehören nicht ihrem Jahrhundert an. Man meint die Cimbern defiliren zu sehen; die Barbarei zieht vorüber. Das ist nicht mehr die Maskerade, das ist die Todeslegion. Diese Armee hat eine Heimath: den Norden; einen Ruhm: Waterloo; einen Helden: Blücher.

„So sieht das preußische Regiment aus; wie ist das französische? Voran der Tambourmajor, bedeckt mit Stickereien, prächtig, lustig, coquett, stolz auf sich selber, auf seine Taille, auf seinen Schnurrbart, auf seine Uniform u. s. w. Er hat sieben Fuß, ist ein Koloß. Weil aber die hohe Statur allein nicht genügt, hat er noch eine Pelzmütze, darauf ein Käppchen und darüber den tricoloren Federbusch, das Schwingen seines Stabes mit Goldfransen, mit dem er um das Lächeln der Frauen auf dem Balcon der zweiten Stockwerke wirbt.

„Der Tambourmajor ist die einzige gestattete Phantasie des französischen Regiments. Nach ihm kommen die Tambours mit ihren kleinen Lederschürzen am linken Beine, darüber die kupferne Trommel. Sie schlagen die Wirbel mit einer erstaunlichen Präcision, alterniren mit der Musik und verstummen sofort auf das Commando des Tambourmajors. Sie sind reizend, diese kleinen Trommler, wenn sie zur Reveille und zum Angriff schlagen. Kleber kannte sie schon und Danton hat sie gedutzt. Sie sind die Stimme des Volkes und der Lärm der Nation.

„Nach ihnen die große französische Militärmusik. Nichts Hinreißenderes und Schöneres. Man glaubt der Seele des Vaterlandes zu lauschen. Poesie, Harmonie, Freiheit, Befreiung, Humanität — alle diese erhabenen Noten liegen in der französischen Militärmusik. Sie ergreift den Soldaten bis in die verborgensten Fasern seiner Physis. Wenn diese Musik vorüberzieht, ist es, als ob Frankreich gleichzeitig sänge und zuhörte. Das ist die Musik der Freiwilligen, die Musik von 1792. Die große Trommel bedeutet Sambre-et-Meuse und der klingende Halbmond Valmy. Pfeifen, Hörner, Cymbeln, Flöten, Trompeten und Trommeln, all dieser Donner von 14 Armeen ist mit dem einzigen Worte „Marseillaise" getauft.

„Nun defilirt das Regiment. Hier der Oberst, dort die Hauptleute, weiter die Lieutenants und Soldaten. Alle sind fröhlich. Die Officiere schwingen ihre Säbel und die Soldaten tragen die Gewehre, wie es ihnen beliebt. Alle diese Männer sind passiv, und dennoch verläugnet keiner seinen freien Willen. Der französische Troupier hat seinen Willen und sein Selbstbewußtsein. Er ist keine Maschine, sondern menschlich brüderlich. Er hat den Cultus für seine Familie wie für die Nation; er ist eben der Soldat der großen Nation. Diese Armee hat ein Vaterland, ist aufgeklärt; sie hat ihren Ruhm: die Revolution; ihren Helden: Marceau.

„Diese beiden Regimenter haben ein Object der Verehrung: die Fahne. Nur bedeutet für den Preußen die Fahne den König und die Fuchtel; für den Franzosen einzig und allein das Vaterland. Alle beide sind unerschrocken, der Eine in seiner deutschen Manneszucht, der Andere in seiner freiebigen Disciplin. Der Eine düster, mechanisch, eingemauert in seine Uniform, in seine Pickelhaube, in seine Instruction, wie festgenietet an sein Gewehr; der Andere frei und hingebend, immer sich selber angehörend, in der Caserne, auf Markt und Straße, auf dem Schlachtfelde. Der französische Soldat ist der Freiwillige, der preußische der Gefangene der Fahne."

Das ist doch, wie auch der literarisch minder Gebildete einzusehen im Stande ist, gegen jede stylistische Kleiderordnung. Das ist, um es rundweg herauszusagen, der hochtrabendste Blödsinn in folio; damit ist man an der Grenze des gesunden Menschenverstandes angelangt und steht vor dem gähnenden Abgrunde der chaotischen Confusion. Derlei journalistische Kundgebungen, die uns wie dem Bicêtre entsprungen vorkommen, können doch wahrlich nicht angethan sein, den Enthusiasmus der französischen Nation für das „blutige Handwerk des Krieges" aufzustacheln; sie bleiben aber immerhin ein interessantes Curiosum.

Vom Kriegsschauplatze.

* Ueber die Einnahme von Weißenburg entnehmen wir dem „Landauer Anz.", da der officielle Bericht darüber noch nicht eingetroffen ist, Folgendes: Die bayerischen Truppen, das 10. Jägerbataillon voran, betraten zuerst den französischen Boden. Damit war einem Wunsche, welchen unser König dem Kronprinzen von Preußen gegenüber bei seiner Anwesenheit in München geäußert hatte, entsprochen worden. Weißenburg war vom Feinde besetzt gewesen und wurde erst nach heftiger Gegenwehr, wobei zwei Scheuern in Brand geschossen wurden, von den deutschen Truppen erobert. Oberhalb dieser Stadt zieht sich eine Anhöhe hin, der Geisberg, auf welchem der Feind mit Sandsäcken sich verschanzt hatte. Auch ein ehemaliges Schloß, jetzt Hofgut, diente den Befestigungen als Stützpunkt. Auf dieser Anhöhe hatte eine französische Division sich aufgestellt Die bayerischen Truppen, darunter außer dem 10. Jägerbataillon das 1. Bataillon des 5. und ein Bataillon des 11. Infanterie-Regiments, begannen auf dem linken Flügel den Angriff; mit ihnen vereinigten sich preußische Truppen des 5. und 11. Armeecorps, worunter das 7., 58. und 80. Inf.-Regiment und das 5. Jäger-Bataillon. Ein mörderisches Feuer empfing un-

sere braven Truppen, viele wurden verwundet und getödtet, auch mehrere Officiere fielen. Allein die Unserigen ließen sich nicht schrecken; mit feurigem Muthe stürzten sie vorwärts. Bei dem Angriffe auf das erwähnte Hofgut wurde gleich anfangs, wie uns ein Verwundeter vom 80. preuß. Inf.-Reg. berichtete, der Fahnenträger getödtet. Der Major, der das halbe Bataillon führte, nahm dem Sinkenden die Fahne aus den Händen und stürmte, die Seinen anfeuernd, die Höhe hinauf. Die Fahne war bald mit Kugeln durchlöchert, die Stange zersplittert und nicht lange darauf fiel auch der tapfere Officier, von drei Kugeln getroffen. Der Kampf dauerte 4 Stunden, von 9 Uhr Morgens bis 1 Uhr Mittags. Die Anhöhen wurden genommen, der Feind vollständig besiegt, floh gegen Sulz am Wald zurück, von unseren Truppen verfolgt. 500 Gefangene fielen den Siegern in die Hände; eine Kanone wurde erbeutet, dieselbe ging heute mit der Bahn hier vorüber, um nach Berlin gebracht zu werden. Die Zahl der Verwundeten und Todten beider Heere soll 12 bis 1500 betragen. Der französische Truppencommandant General Douay wurde getödtet. Der preußische General v Kirchbach, Commandant vom 5. Armeecorps, ist am Fuß leicht verwundet. Der Major Graf Walderjee vom preußischen 5. Jägerbataillon ist gefallen.

Von der zweiten Armee, 2. Aug., wird der „Elberf. Ztg." geschrieben: Ich habe die letzten 24 Stunden dazu benutzt, mich innerhalb der Cantonnements, so weit sie für mich erreichbar waren, ein wenig umzusehen, bin aber gestern Nachmittag nach Bingen zurückgegangen, wo ich bis heute Nachmittag mein Quartier aufgeschlagen habe. Ueber Truppendislocationen, Märsche u. dergl. bin ich nicht in der Lage, Mittheilungen zu machen, da dieselben mit dem Schleier des tiefsten Geheimnisses umhüllt bleiben müssen. Indeß wird diese Lücke in meinen Correspondenzen wohl bald durch andere Nachrichten ausgefüllt werden. Die Verpflegungsbeamten sind fortwährend in voller Thätigkeit, die Truppen mit Allem zu versorgen, was sie bedürfen. Gott sei Dank, ist an nichts Mangel, und wir werden kaum nöthig haben, durch „rücksichtsloses Requiriren in Feindesland", wie es ausgesprochenermaßen die liebenswürdige Absicht der Franzosen ist, uns auf die Füße zu verhelfen. Die eine Feldbäckerei, um Ihnen ein Beispiel anzuführen, liefert jetzt in zwanzig Oefen mit circa hundert Bäckern täglich achtundzwanzigtausend Brode. Bis jetzt hatte sie nur die Hälfte davon zu liefern; sie kann aber, wie mich einer der dirigirenden Beamten versicherte, bis zu 50,000 Broden pro Tag fertig stellen. Ich hoffe, daß Ihre Leser derartige Notizen nicht uninteressant finden. So wenig sie auch mit der Romantik des Krieges zu thun haben, so außerordentlich wichtig sind sie zur Beurtheilung der voraussichtlichen Ausdauer, bezw. Leistungsfähigkeit der Armee; denn es ist eine Grundbedingung, daß den Truppen im Felde, an deren Kräfte so außerordentliche Anforderungen gestellt werden, auch die Mittel zu ihrer Verpflegung und zu ihrem Unterhalt in ausreichendem Maße zugehen. Jean Paul sagt zwar einmal (wenn ich nicht irre, in seinem „Hesperus"), daß eine hungernde Armee mehr leiste, als eine satte; aber ich bin überzeugt, daß er diese Frage niemals praktisch untersucht hat, und die Erfahrungen von so und so vielen Feldzügen sprechen gegen ihn. Wir hören deshalb häufig und auch jetzt wieder von Desertionen wegen mangelhafter Verpflegung; es sind, wie ich anderen Blättern entnehme, französische Ueberläufer zu unseren Truppen gekommen mit der Aussage, daß sie nicht satt zu essen bekämen. Zwar bin ich überzeugt, daß ein preußischer resp. deutscher Soldat niemals aus gleicher Ursache seine Kameraden und seine Fahnen verlassen würde, allein es ist doch immer besser, derartig die Vorkehrungen zu treffen, daß solche Eventualitäten und Mangel und Noth niemals auf die Dauer eintreten können. Unsere Verpflegungsbeamten sind von aufopfernder Thätigkeit; ich weiß, daß deren einzelne 36 bis 48 Stunden ununterbrochen auf den Beinen waren und dennoch nichts an ihrer Freudigkeit und Bereitwilligkeit zum Dienst eingebüßt hatten. Dabei und bei der vortrefflichen Organisation unseres Intendantur- und Proviantwesens können wir getrost in die Zukunft sehen. Gerade dieser Punkt ist bei den Franzosen einer der faulsten. Als man im Jahre 1867 bei ihnen Hals über Kopf an die Reorganisation der Armee ging, erkannte man die Nothwendigkeit, nicht nur die taktischen, sondern auch die administrativen Grundzüge zu ändern. In Betreff der letzteren scheint man nicht ganz glücklich gewesen zu sein; mindestens ist es notorisch, daß die französischen Truppen an Vielem Mangel leiden. Daher jener Trostspruch, daß man sich durch rücksichtslose Requisitionen im Feindeslande (resp. bei uns) helfen werde, der genau den Traditionen des ersten Napoleon entnommen ist und der ungefähr wie der Tagesbefehl eines Räuberhauptmannes klingt. Das ist das System des Mannes, der sich in frecher Prahlerei rühmt, an der Spitze der Civilisation zu marschiren und uns die „Freiheit" zu bringen. Die Franzosen, die sich immer gern in Extremen bewegen, haben von der letzteren bekanntlich oft ganz besondere Begriffe gehabt, und wir werden diese zudringlichen Burschen mit ihrer eingebildeten civilisatorischen Mission, will's Gott, hoffentlich für immer nach Hause schicken. Bei uns wenigstens sollen sie sich ihre Bettelsäcke nicht füllen. Es geht uns Allen gut; der Gesundheitszustand läßt nichts zu wünschen übrig. Die Feldpost functionirt zwar bereits seit längerer Zeit und ist sehr thätig, aber die Postzüge fehlen und werden nur gelegentlich abgelassen.

Aus einem Briefe eines Feldwebels-Lieutenants vom 40. Infanterie-Regiment an seine Eltern in Köln theilt die „Elberf. Ztg." Folgendes mit: „Gestern Mittag (30. Juli) bezog ich, circa 20 Minuten vor Saarbrücken und en face der Franzosen, meine erste Feldwache. Eine meiner Patrouillen schlich sich auf Schußweite an die Kerls heran und putzte 2 davon fort. Heute Nachmittag gegen 3 Uhr schossen wir wieder 4 oder 5 Chasseurs à cheval nieder, ohne selbst einen Mann zu verlieren. Die Kugeln pfiffen sehr häufig an mir vorbei, allein man gewöhnt sich rasch daran, und zweitens schießen die Windbeutel auch so unter aller Würde, daß einem das fortwährende Feuern nicht mehr beunruhigt. Wir haben hier erst 2 todte Ulanen und einige wenig Verwundete der 40er, während wir die an- und todtgeschossenen Franzosen nicht mehr gut nachrechnen können. Der Dienst ist schwer, wird aber von Allen, Officieren und Mannschaften, mit Begeisterung und stramm ausgeführt, unsere Compagnie campirt, exclusive der Feldwache, im Hofe des aufgehobenen Hauptzollamtes auf Stroh, wir Officiere theilen uns Nachts im Bureau abwechselnd in einige alte Matratzen und decken uns mit Zeitungen zu, um die Millionen Fliegen abzuhalten, nicht um Studien zu machen."

Mannichfaltiges.

— Auch in den tragischen Momenten des Abschiedes von Weib und Kind verläßt den Berliner der Humor nicht und, obgleich selbst tief ergriffen vom Schmerz der Trennung, sucht er denselben sich und den zurückbleibenden Seinen durch einen Witz zu erleichtern. So hatte sich kürzlich auf dem Anhalter Bahnhofe ein Reservist von seiner Frau und seinen zwei kleinen Kindern verabschiedet gehabt. Thränenden Auges wandte er sich ab, während die Frau sich vor Schluchzen kaum zu fassen vermochte; da blickte sich der Reservist noch einmal um und mit einem liebevollen Blick rief er seiner trostlosen Gattin die Worte zu: „Weine nicht, dadrauf kannst Du Dir verlassen, ein Paar rothe Hosen zu einem Unterrock bring ick Dir aus Paris ganz bestimmt mit."

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stau.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 91. Dritter Jahrgang. 1870.

* Die zu Hallenberg.

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

An demselben Platz, nur nicht an so gefährlichem Standpunkt, an dem vorhin Leonore von Werloh geträumt, lagerte sich der junge Mann.

Still war es um ihn her, nur die Vögel zwitscherten und die Bienen summten. Die Erscheinung des jungen Mädchens hatte seine Stimmung verklärt wie ein milder Strahl des Mondes die schlummernde Natur, und süße Hoffnungen, freundliche Chimären stiegen vor ihm auf; ach, das Herz ist ein leichtsinniger Rathgeber, und was es gebieterisch dictirt, spricht der Mund nur gar zu willig nach.

„Das ist er, kein Zweifel," tönte eine rauhe Stimme hinter ihm, ihn aus seinem Brüten weckend. Erschreckt fuhr er empor, verschwunden war das holde Traumbild! Wo noch vor wenig Augenblicken das lichte Mädchenbild geweilt, standen jetzt die Gestalten zweier Männer in mittlerem Alter. Das schwarze Haar des einen war stark mit Grau untermischt, des anderen Haupt war roth und struppig. Ihre Kleidung war auffallend, von schlechtem Geschmack zeugend, und der Ausdruck ihrer Gesichter listig und roh zugleich, wozu sich bei dem älteren ein düsterer Trotz zu gesellen schien.

Ein Gefühl des Widerwillens durchzog des Jünglings Brust; er erhob sich und sich den Fremden, die ihn mit neugierigem Ausdruck musterten und sichtlich von der Schönheit und Eleganz des Jünglings befriedigt schienen, nähernd, sagte er: „Wenn Sie die Herren sind, die ich an diesem Ort erwarten soll, mein Name ist Henry Walden. Hoffentlich erhalte ich durch Sie Aufschluß über meine Vergangenheit, meine Zukunft."

Der Aeltere begnügte sich mit einem stummen Kopfnicken, während der zweite mit rohem Lachen erwiderte: „Sollst alles wissen, mein Schatz, sei vergnügt; eine Zukunft steht Dir bevor, besser als Dir in Deiner Pension, wo sie Dir für unser schweres Geld hohe Bildung und feine Manieren beigebracht, geträumt haben mag. Liebe und Gold, und Wein und Spiel, hei Junge, ein Götterleben!"

Mit großen Augen musterte der Jüngling den Redenden; Erstaunen und Widerwillen malte sich auf seinem edlen, schönen Antlitz bei den Worten des Rothköpfigen. „Und wer, und was, meine Herren, giebt Ihnen das Recht über meine Zukunft zu verfügen?" fragte der Jüngling, dessen Stimme geheime Angst verrieth. „Ich hoffe, ich denke nicht, daß Sie mir verwandt durch Bande des Bluts — —." Zögernd hielt er inne, erwartungsvoll in beider Antlitz blickend.

Der jünger Aussehende schien das Wort zu führen. „Deine Verwandte nicht, wenigstens sehr entfernt, aber Deine Versorger. Deinen sterbenden Eltern gegenüber haben wir die Pflicht übernommen, für Dich zu sorgen und Dich zu ordentlicher Stellung in unserem Stande auszubilden, denn Deine Eltern waren nur Stümper darin."

„Meine Eltern — Ihr habt sie gekannt? O sprecht, sprecht, wer waren sie, welche Stellung bekleideten sie in der menschlichen Gesellschaft? Wie ein Schimmer schwebt ihr Andenken vor meiner Seele. Ich sehe ein schönes stattliches Gebäude, rings um Bäume, Wiesen und Wald und zu mir neigt sich eine holde Frau, die mich schmeichelnd umfaßt und mich auf Stirn und Wange küßt. Ich sehe —"

„Alfanzereien, Fieberdelirium, das Dir von jenem Tag geblieben ist, da wir Dich todtkrank in's Hospital brachten. Wer Deine Eltern waren, willst Du wissen? Daß sie nicht Walden hießen ist selbstverständlich, Jack Haines nannte sich Dein Vater und starb als Straßenräuber am Galgen in Südengland. Becky Hart hieß Deine Mutter und starb im Hospital an einer unheilbaren Krankheit, — im Leben war sie Marketenderin."

Starr, keinen Blutstropfen im Gesicht hatte der Jüngling die Rede des Rothköpfigen angehört, nur das Zucken seines Mundes verrieth die namenlose Aufregung seines Herzens. Plötzlich, aber mit schnellem Entschluß sprang er vorwärts, seine Absicht war zweifellos, schon schwebte sein Fuß über der Tiefe, da packte ihn blitzschnell die nervige Faust des Mannes und riß ihn mit unwiderstehlicher Gewalt zurück.

„Bist Du rasend, Bursche?" schrie er, „glaubst uns davon zu laufen mit dem Capital, das wir an Dir verschwendet, ohne uns die Zinsen einzubringen? Haben wir Dich darum erziehen lassen wie eines Edelmannes Sohn?"

„O, Fluch, Fluch, daß Ihr es thatet, Fluch, daß Ihr meinen Geist bildetet, damit er um so mehr die Tiefe meines unbergeßlichen Elends erfasse," rief der Jüngling sich in den Händen des Mannes sträubend. „Was soll mir Wissen, was soll mir Kunst, wenn das Gewicht meiner Geburt bleiern an mir hängt und mich von jedem Streben zu Höherem entfernt?"

„Höre mich, Henry Walden," mischte sich zum erstenmal der Begleiter des Rothköpfigen ins Gespräch. „Was wir für Dich thaten, überstieg die Kräfte armer Leute wie wir, jetzt ist's Deine Sache, uns dafür zu entschädigen. Du sollst verwerthen, was Du gelernt hast, keiner soll ahnen, woher Du stammst, und wir selber werden Dich in Person nur in den dringendsten Fällen aufsuchen, wenn Du Dich unseren Absichten fügst."

Längst hatte der Jüngling den Kampf aufgegeben. „Was soll ich thun?" fragte er ermattet, „was sind Euere Absichten mit mir, daß es schlimme, sagt mir Euer Blick, Euere Miene."

„Der Junge hat ein gutes Auge," brummte der Rothköpfige, „müßte Polizist werden!"

„Hier ist nicht der Ort zu Erklärungen," wandte der Andere ein. „Wir bestellten Dich nach Schandau, weil wir hier in der sächsischen Schweiz am unbeachtetsten verkehren konnten. Du hast in Schandau im Schützenhause Quartier genommen und Zimmer für uns Mr. Alsopp und Mr. Marden bestellt?"

Der Jüngling neigte das Haupt.

„Wir erfuhren, daß Du einen Ausflug hierher unternommen, und wollten als getreue Vormünder Dich überraschen. Laß uns heute nicht von der Vergangenheit, nicht von der Zukunft reden, Du bist unser Gast. Hier im Wirthshaus wird

wohl noch eine anständige Flasche Wein und ein vernünftiges Mittagessen aufzutreiben sein."

„Wie es sich für die amerikanischen Kaufherren Alsopp und Marden schickt," fiel der Rothkopf lachend ein.

„Als solche wurden mir die Namen meiner Vormünder im Londoner Institut, wo ich meine Erziehung erhielt, genannt. Gott im Himmel, hätte ich es ahnen können, wem ich mein Dasein verdankte —," er hielt inne, ein convulsivisches Schluchzen erschütterte seine Gestalt.

„Es ist nicht zu ändern," versetzte der Andere rauh. „Wäre es Dir lieber gewesen, wir hätten Dich unter Mördern und Dirnen aufwachsen lassen und Du wärest bereits denselben Weg gegangen wie Dein Vater. Als erste Pflicht der Dankbarkeit fordere ich von Dir an dieser Stelle: schwöre mir, wie es auch komme, daß Du nie wieder Hand an Dein Leben legen willst. Die Menschen mit engem Gewissen nennen es Sünde, wir nennen es Feigheit."

„Sie haben recht," sagte Henry leise, „für mich ist es beides zugleich. Wohlan denn, ich schwöre es bei der seligsten Erinnerung meines Lebens, daß nur Gottes Wille allein dies elende Dasein enden soll. Aber um eines bitte ich Sie; lassen Sie uns sogleich nach Schandau zurückkehren, um keinen Preis betrete ich heute das Wirthhaus an diesem Ort."

Er wußte wohl den Grund seiner Forderung, leicht konnte noch Leonore mit ihrer Mutter dort weilen, und ihm widerstrebte es, sich in Gesellschaft der beiden Männer zu zeigen, deren Nähe seine eigene Seele mit Widerwillen erfüllte.

Mr. Alsopp und Marden mochten es nicht von vorneherein mit ihrem Schützling verderben wollen, denn sie fügten sich ohne Widerstreben seinem Wunsch, nachdem ersterer sich nur ausgebeten, sich nach der anstrengenden Tour im Wirthshause zu erfrischen. Bald war dies geschehen und eine halbe Stunde später verließen die Drei den Ort und kehrten nach Schandau zurück. Einen langen Blick warf der Jüngling zurück, sein Auge konnte sich nicht von der Stätte trennen, wo ihm Leonore von Werloh begegnet war. So klammern wir uns schon mit offenen Augen an die letzten Schemen eines beglückenden Traumes, ehe die nackte Wirklichkeit mit schonungsloser Rauhheit an uns herantritt.

(Fortsetzung folgt.)

Meine Freunde, die Turcos.

Unter vorstehendem Titel schreibt ein Berichterstatter des „Daheim", daß diese Bezeichnung aus einer Zeit stamme, als noch Niemand an einen Krieg zwischen den beiden Nationen dachte, und erwähnt im Weiteren, daß er einen Artikel über kleine Erlebnisse des vergangenen Winters in Algier vor sich liegen habe, der nun einer ruhigeren Zeit entgegen harre. Er fährt dann fort:

„Als ich ihn wieder lese, kann ich ein Lächeln nicht unterdrücken über eine fast prophetische Stelle, die von den Turcos handelt, und welche lautet: „ . . . gar zu gern möchte ich das Gesindel vor den Bayonnetten unserer Füsiliere sehen." — Der Wunsch scheint eher in Erfüllung zu gehen, als ich damals dachte, und da noch vielfach irrige und übertriebene Vorstellungen von der berühmten Turcostruppe in den Köpfen spucken, so mag eine getreue Schilderung derselben, wie ich sie den Winter über in der schönen Piratenstadt am blauen Mittelmeer beobachten konnte, vielleicht von Nutzen sein.

„So wisse denn, deutscher Soldat: wenn dir ein brauner oder schwarzer Kerl begegnet, wüsten Angesichtes, dem der Gebrauch der Seife vollkommen fremd ist, mit wulstigen Lippen und hervorspringendem Gebiß, den glattgeschorenen Kopf bedeckt von einem weißen Turban, in blauer Jacke, welche mit gelben Schnüren benäht ist, angethan mit einer blauen Pumphose, die ein rother, handbreiter Gurt um den Leib hält — so ist das ein Turco. Er führt noch keinen Hinterlader, sondern das alte Infanteriegewehr, ein Haubayonnet und riecht stark nach Knoblauch. Sein Gepäck ist beträchtlich, denn auf dem umfangreichen Tornister balancirt er Zeltstangen und umständliches Kochgeschirr; manche führen irgend eine Lieblingsbestie mit sich, eine räudige Katze, einen kleinen Hund oder dergleichen. Dies Volk sieht auf den ersten Blick etwas ungewohnt aus, und man erzählt von ihnen, daß sie sich mit fürchterlichem Geschrei auf den Feind stürzen, ja daß ihr Gethier wüthend mitkämpfe, und daß man nach der Schlacht von Solferino eine brave Turcoskatze tief betrübt auf der Leiche ihres Herren habe sitzen sehen. Das ist alles dummes Zeug — „zu dumm" — würde die „Norddeutsche Allgemeine" sagen — theatralischer Aufputz, von dem sich ein bayerischer Jäger aus Tegernsee oder ein westphälischer Füsilier aus Bielefeld nicht schrecken läßt. In Wahrheit sind die Turcos ein zusammengepreßtes Pack, gegen das die Falstaffische Armee ein Elitecorps genannt werden kann. Einige kleine Beobachtungen mögen das bestätigen.

„Schon oft hatte ich die Turcos unter der grünen Fahne des Propheten exerciren sehen. Wenn sie Abends einzogen in ihr Quartier auf der Kasbah, der alten Veste der Deys von Algier, waren sie mir aufgefallen durch die harmlose Heiterkeit, die kindlichen Späße, welche sie miteinander trieben. Ein krummbeiniger, kurzwolliger Neger, der die Stelle eines Unterlieutenants bekleidete, war mir besonders interessant. Er sah äußerst komisch aus in seiner stutzerhaften Uniform, die ihm saß wie dem Schimpanse im Berliner Aquarium die Jacke. Doch schienen sich seine europäischen Kameraden und Vorgesetzten (Neger und Farbige können es nur bis zum Capitän bringen, die höheren Stellen werden von Franzosen besetzt) seiner keineswegs zu schämen. Ich machte die Bekanntschaft dieses schmutzigen Schusters im Cafe Bordeaux, indem ich einige Gläser Absinth an ihn wendete und meine Cigaretten mit ihm theilte, wofür er mich in die Turcocaserne einführen mußte. Diese ist in der Caserne der alten Janitscharen, deren modernes Afterbild die Turcos sind.

„Da lag der fettige Neger aus Darfur, behaglich grinsend, neben dem Galgengesicht eines hierher verschlagenen Riffpiraten, dort spielte der harmlose Kabyle mit einem confiscirten Wüstenbeduinen das arabische Kümmelblättchen. Abscheuliche Physiognomieen von der tunesischen Grenze gab es da, feigen Mördern angehörend, deren Stämme unbewaffnete Caravanen anfallen, und von denen kaum einer sein möchte, der nicht gewiß mit Lust Hälfe abgeschnitten hat. Es konnte einem der Ekel ankommen vor dem Gesindel und der Zorn gegen einen europäischen Monarchen, der solche Bestien gegen ein civilisirtes Land loslassen will. Am besten gefielen mir noch die Neger. Diese munteren Kerle schmatzten vor Vergnügen über eine geschenkte Cigarrette, und über einen dargereichten Sou, den übrigens auch die anderen Kameraden nicht verschmähten, schlugen sie Purzelbäume. Ich genoß in Folge der Großmuth, mit der ich eine Anzahl Soustücke vertheilt hatte, eine ziemliche Popularität unter den Turcos, und wurde von da ab häufig von ihnen grinsend begrüßt und unterwürfig angebettelt. Auch einen kleinen, zahmen Schakal trug mir eines Tages ein Turco zu hohem Preise an, ein wohlwollendes Anerbieten, das ich dankend ablehnte. In der Stadt Algier sind sie gefürchtet wegen ihrer Rohheit und Zügellosigkeit. In betrunkenem Zustande sind sie geradezu gefährlich. Sie sind die einzigen Muhamedaner, die ich je betrunken gesehen habe, und man muß den Abscheu des Muselmannes gegen dies Laster kennen, um die Verachtung zu begreifen, die er gegen die Truppe hegt.

„Das sind die Turcos, mit denen so viel renommirt worden ist, gewiß die ungefährlichste und schlechteste Truppe der französischen Armee. Vielleicht wird Napoleon klug genug sein, sie zu Hause zu lassen, sollte er sie aber wirklich an den Rhein

bringen, und sollten dir einige davon vor das Bayonnet kommen, dann, deutscher Soldat: laß dich nicht verblüffen!"

Kriegserntelied.

Das Korn ist reif, die Ernte winkt;
So mähensfroh die Sense blinkt;
Wer zwingt das Schwert in Schnitters Hand?
Wer schwingt des Krieges Feuerbrand?

Es ist der Nachbar über'm Rhein,
Er gönnt dem Deutschen kein Gedeihn:
Sein Korn mißrieth; vor Neid und Zorn
Nimmt er nun Deutschlands Korn auf's Korn.

Sein Kaiser braucht für seinen Sohn
Frisch Blut, zu kitten seinen Thron;
Französisch Blut that's nicht allein:
Auch deutsches muß mit drunter sein.

Er sieht den deutschen Einheitsbau,
Meint ihn zu stören wunderschlau,
Hetzt Süd auf Nord, speit Gift und Gall';
Umsonst, der Bau kommt nicht zu Fall.

Einmüthig, wie noch nie zuvor,
Strömt Deutschlands Volk aus Thür und Thor,
Und stellt — Ein Herz, Ein' Seel', Ein Heer —
Für's Ein'ge Deutschland sich zur Wehr.

Die Stämm' und Fürsten allesammt,
Was nur aus deutschem Blute stammt,
Ganz Deutschland von der Alp zum Belt
Kennt nur den Ruf: Zu Feld! Zu Feld!

Ja wohl zu Feld! Die Ernte winkt;
So mähensfroh die Klinge blinkt;
Das Korn ist reif von Waterloo:
Nicht wieder mäh'n wir leeres Stroh!

Das Korn ist reif von Waterloo!
O deutsches Schwert, so mähensfroh,
Nun heimse ein den Erntestand:
Das Elsaß und Lothringerland!

Am Rhein, wo unf're Reben blühn,
Läßt Gott auch Deutschlands Weizen blühn;
Auf, deutsches Heer, zum Schnitt am Rhein!
Das Ein'ge Deutschland heimse ein!

Leipzig, 26. Juli 1870.

Max Moltke.

Vom Kriegsschauplatze.

Zu dem Gefechte bei Weißenburg bringt der „Landauer Anz." noch nachträglich folgende Detailberichte: Die Zahl der in der Kirche zu Weißenburg eingeschlossenen Gefangenen betrug 820 Mann. 34 gefangene Officiere sind bis Freitag Abend hier durchgegangen, darunter auch einige Stabsofficiere. Die von bayerischen Soldaten Gefangenen werden nach München gebracht. Die bayerischen Truppen haben sich ungemein tapfer geschlagen. Preußische und französische Officiere erkennen das gleich bewundernd an. Besonders hat sich das 10. Jägerbataillon, das bei Schweigen den Kampf eröffnete, ausgezeichnet. Viele Gefangene wurden von ihm eingebracht. Es ist ein Ehrentag für das Bataillon gewesen, das hier zum ersten Male im Kampfe stand. Ein gefangener französischer Officier, der einen Jäger am hiesigen Bahnhofe sah, sprach laut seine Achtung vor dieser Truppe aus. Die tapfere Truppe durfte auch zuerst in dem eroberten Weißenburg einziehen, das von vier Bataillonen vertheidigt war. Weißenburg, das unsere Truppen dadurch gereizt hatte, daß einzelne Bürger vorher auf vorbeiziehende Patrouillen meuchlings geschossen, hatte nichts vom Zorn des Siegers zu fühlen. Die deutschen Truppen zeigten bei dem ersten Waffengange, daß sie es sind, welche Civilisation und Humanität auf ihre Fahnen geschrieben haben. Die einzige Belästigung, welche die Bürger erfuhren, ist, daß Bäcker und Metzger genöthigt wurden, Brod zu backen und Ochsen zu schlachten, wozu jedoch die Truppen ihnen Mehl und Vieh lieferten. General Douai, einer der tüchtigsten französischen Officiere, fiel von einer Kanonenkugel getroffen, verwundet unseren Truppen in die Hände und starb auf dem Transporte. Die erste feindliche Kanone wurde von der 1. Compagnie des 1. schlesischen Jägerbataillons Nr. 5 erobert. Nach der Erstürmung des Geisberges ging es unaufhaltsam weiter. Hier eingetroffene Nachrichten melden, daß gestern bei Hagenau gekämpft wurde. Die badischen und württembergischen Truppen hatten den Rhein dort überschritten und dort soll nach blutigem Kampfe die verbündete Armee in der Nähe des großen Forstes 4000 Gefangene gemacht haben. Die Armee soll gestern Abend in Vendenheim, einem wichtigen Knotenpunkte der Eisenbahn gestanden haben. Das Hauptquartier des Kronprinzen war in Brumpt (Brumat). Wird dies bestätigt, so sind die Franzosen von dem unteren Elsasse weggedrängt, und damit wäre der erste Zweck des Einmarsches erreicht. Unsere Truppen sind voll Feuer und Muth. Der Respect vor den Zephirs, Turcos und Zuaven ist, wenn er je da war, spurlos verschwunden. Das Vaterland darf mit Stolz auf seine tapferen Söhne sehen.

Von der französischen Grenze, 5. Aug., berichtet dasselbe Blatt: Von Augenzeugen, welche in Weißenburg waren, wird der Zustand dieser Stadt nach ihrer Einnahme als ein ziemlich trister geschildert. Die Einwohner sind ganz niedergeschlagen und geben kaum Antwort, wenn man sie anredet, was wohl der ausgestandenen Angst und den Schrecken des stundenlangen Kampfes zuzuschreiben ist. Nur der Bahnhof und wenige Häuser sind etwas beschädigt, hauptsächlich nächst dem deutschen Thore, welches mit Geschützfeuer zerstört worden ist und durch welches die deutschen Truppen dann eingedrungen sind. Die beiden anderen Thore, das gegen Hagenau und jenes gegen Weiler, wurden gleichzeitig besetzt, so daß die in der Stadt während des Kampfes noch befindlichen französischen Truppen eingeschlossen waren. Bei dieser Gelegenheit wurden die Gefangenen gemacht, nach anderen Mittheilungen soll dies jedoch außerhalb der Stadt zwischen dieser und dem Geisberg geschehen sein, wo unsere Truppen auch eine französische Kanone und eine Fahne erbeutet hätten. Ueber den Kampf selbst hört man Vieles sagen, was sich theilweise widerspricht. Nach übereinstimmenden Mittheilungen war das hitzigste Gefecht zwischen Schweigen und Weißenburg, wo sich Zuaven und Turcos in den Weinbergen versteckt gehalten und unsere Truppen von der Seite beschossen haben. Wirklich wurde bei vielen der Verwundeten, welche heute vom Schlachtfelde kamen, die Wahrnehmung gemacht, daß die Schüsse von der Seite gekommen sein müssen. Es ist ein trauriges Bild, diese Verwundeten zu sehen und die Mannichfaltigkeit der Verletzungen, den stummen Schmerz der armen Leute. Wie viel Todte und Verwundete es gegeben hat, konnte noch nicht festgestellt werden. Einzelne der leichter Verwundeten führten Zuavenmützen und andere erbeutete Gegenstände mit sich. Alle sind erbittert über die Hinterlist des Gesindels, das ihnen die große Nation beim Kampf entgegenschickte. Von den Turcos sollen manche sich todtgestellt und zu Boden gelegt haben, um dann auf die darüberschreitenden Deutschen zu feuern oder sie auf andere Weise zu ermorden. Einzelne Verwundete haben Schrotschüsse erhalten, welche ebenfalls den Turcos zugeschrieben werden, also eine Verletzung des Kriegsrechtes. Nach anderen Mittheilungen haben

Weißenburger Civilisten beim Kampfe sich betheiligt, wovon jene Schrotschüsse herrühren sollen.

Aus Saarbrücken 3. August, meldet die „Saarbrücker Ztg.“: In der Geschichte unserer Städte wird der gestrige Tag für immer ein bedeutungsvolles Blatt einnehmen; es war ein Tag voll Bestürzung und Angst, ein Tag der Trauer und des Leids. Als gegen 10 Uhr die mit bedeutender Uebermacht vor uns liegenden französischen Truppen auf der ganzen Linie einen Vorstoß machten, hatte die schwache preußische Besatzung, namentlich das zweite 40er Füsilierbataillon eine schwere Aufgabe (sämmtliche Cavalerie zog sich sofort zurück); bei St. Arnual, Bredach, Gersweiler, Burbach und hier standen die wenigen Compagnieen, unterstützt durch einige Geschütze, einem vielfach überlegenen Feind gegenüber, der, geschützt durch die günstigsten Positionen und mit einem großen Artillerie-Material versehen, die ganze Umgebung von Saarbrücken und St. Johann mit ungeheuerem Kraftaufwand zu beherrschen suchte und erst dann sein Gewehr- und Geschützfeuer einstellte, als gegen 4 Uhr Nachmittags unsere 40er durch das Hornsignal zum Sammeln und Rückzug den Befehl erhielten. Kurz darauf erschienen die Franzosen in unserer Stadt. Daß die Unserigen empfindliche Verluste erlitten haben, ist begreiflich, wenn man bedenkt, daß sie ca. 6 Stunden unaufhörlich im Feuer standen. Bis jetzt zählten wir 10 Todte, welche heute wohl beerdigt werden. Im hiesigen Lazareth und dem Hospital liegen, wie ausgesagt wird, einige vierzig Verwundete, von denen mehrere schwer verwundet worden sein sollen; in Privathäusern liegen zwei leicht verwundete Officiere. Auch auf Seiten der Franzosen hat es schwere Opfer gekostet, wie sich bei der Ruhe und Sicherheit, mit der die 40er im Feuer stehen, nicht anders annehmen läßt.

In St. Johann hat das Granatenfeuer sehr beträchtlichen Schaden angerichtet, namentlich in dem Bahnhofsgebäude, im Hotel Pflug und dem Hotel Hagen; an mehreren Stellen hat es gebrannt, doch ist Gott sei Dank kein größeres Feuer ausgebrochen. Mit Besorgniß sieht man den nächsten Ereignissen entgegen.

Die französischen Truppen bewegen sich seit gestern in allen Straßen unserer beiden Städte und legen im Allgemeinen ein maßvolles Betragen an den Tag; für einzelne Ausschreitungen, die gestern vorkamen und welche in Kriegszeiten leider nicht zu verhindern sind, haben die Officiere strengste Untersuchung und Bestrafung zugesichert.

Nachmittags 3 Uhr. Soeben durchzieht der französische General Frossard mit seinem Generalstab, aus einem Dutzend Officiere bestehend, dem eine Abtheilung Chasseurs à cheval, und eine Compagnie Vincennes Jäger als Bedeckung vorausgehen, unsere Stadt. General Frossard, der dem Bürgermeister, Herrn Schmidborn, einen Besuch machte, sprach sich in für unsere Stadt sehr beruhigender Weise aus; er beklagte die vorgekommenen Excesse, die sich einzelne französische Soldaten haben zu Schulden kommen lassen, und wunderte sich namentlich über die so bedeutenden Beschädigungen an Privatgebäuden durch die Granatenbeschießung; die letztere habe nur dem Bahnhof gegolten. Schließlich versprach er strengste Ahndung aller vorkommenden Ueberschreitungen, wenn sie zur Anzeige gebracht würden.

Ferner aus Saarbrücken, 5. Aug.: Der gestrige Tag verlief ziemlich unruhig; früh des Morgens schon zeigten sich auf dem rechten Saarufer preußische Patrouillen in allen Waffengattungen, Infanterie, Cuirassiere, Husaren, Dragoner und Ulanen kamen auf kurze Zeit bis zu uns herüber, meistens von einem starken Gewehrfeuer der auf den diesseitigen Höhen aufgestellten feindlichen Truppen empfangen, ohne aber dadurch Schaden zu erleiden. Ein Husar, der bis zum Platz vor der alten Schloßkirche vorsprengte, machte anfänglich glauben, daß eine größere Truppenmacht nachkommen würde. Dem war jedoch nicht so; es stellte sich heraus, daß es ein verwegener Streich auf eigene Faust war. Nachdem er auf die hier herumgehenden französischen Infanteristen seinen Carabiner zweimal abgeschossen hatte, zog er seinen Säbel und der Ruf der auf den Straßen stehenden Civilisten: „Die Preußen kommen!“ mischte sich in die Verwirrung, die sich der nichts ahnenden französischen Soldaten bemächtigt hatte. Eine Anzahl der auf den verwegenen Reiter abgeschossenen Schüsse trafen nicht, und war es dennoch einem Glücksfall zuzuschreiben, daß er der Gefangennahme entging. Denn als der Husar sich wendete, um nach St Johann zurückzureiten, stürzte das Pferd kurz vor der Brücke und nur mit vieler Anstrengung gelang es dem Reiter, sich unter demselben hervorzuschaffen und das edle Roß wieder empor zu richten. Als dies aber geschehen, führte er es einige Schritte, schwang sich in den Sattel und im Nu sauste er davon und kam so ohne weitere Belästigung nach St. Johann zurück. Dann blieb es die übrige Tageszeit und auch in der nun folgenden Nacht bis 1 Uhr ganz ruhig. Da aber wurden wir auf's neue durch Kanonendonner geweckt; die auf dem Exercierplatz aufgestellte Batterie beschoß abermals den Bahnhof und das furchtbare Feuer bewirkte auch bald, daß der erst im vorigen Jahr vollendete Neubau, in dessen schönem Restaurationssaal noch vor wenigen Wochen die französischen und preußischen höheren Eisenbahnbehörden die Eröffnung der Saargemünder Bahn festlich begangen haben, bis auf den Grund niederbrannte. Es war ein sehr starkes Feuer; kurz nachher röthete sich der Himmel nach südwestlicher Richtung hin und deutete auf eine zweite Feuersbrunst, was auch leider seine Bestätigung fand, denn das aus dem grauen Alterthum noch herrührende „Deutschherrenhaus“, dessen Kirche noch im vorigen Jahre wieder nach dem alten Baustyl hergestellt worden war, brannte zum Theil mit allen seinen Vorräthen nieder. Ob an diesem Unglück das Granatenfeuer die Schuld trug, oder ob eine frevelnde Hand noch damit im Spiel war, ist uns bis jetzt noch unbekannt. Die hiesige Feuerwehr, welche mit einer Spritze auf die Brandstätte geeilt war, wurde von den französischen Posten nicht durchgelassen. Der durch die beiden Brände entstandene Schaden ist sehr beträchtlich und Gott wolle uns vor weiterem Unglück gnädigst beschützen.

Mannichfaltiges.

— Ein bayerischer Ehevauxleger verabschiedete sich unter der Hausthür von seinem Mädchen mit den Worten: „Das mußt Du Dir merken, wenn die Franzosen heraus zu Euch kommen, dann sind wir, ich und meine Kameraden, alle todt.“ — Diese schlichte Aeußerung sagt mehr als glänzende Reden und heilige Schwüre.

— Einer Berliner Export-Kunsthandlung ging vor Kurzem von einem Pariser Sortiments-Kunstgeschäft der Auftrag zu, demselben eine große Anzahl von photographischen Portraits der preußisch-deutschen Generale in wohlfeilen Copieen zugehen zu lassen. Anstatt der gewünschten Sendung erhielt das Pariser Haus die Antwort: „Il n'y a plus de copies, nous vous enverrons les originaux.“ (Copieen sind nicht mehr vorräthig, wir werden Ihnen die Originale schicken.)

— Einem on dit zufolge soll der Selbstliebe des Kaisers Napoleon der Umstand einen gewaltigen Stoß versetzt haben, daß, während sein Oheim von einem Canova gemeißelt wurde, er selbst nur von einem „Steinmetz“ ausgehauen werden soll.

— Einer der am 4. August bei Weißenburg in Gefangenschaft gerathenen Turcos erzählte, daß er am Tage vorher um 12 Uhr mit seinem Regiment aus Afrika eingetroffen und um ein Uhr gefangen genommen worden sei. Am 5. August um 10 Uhr frühstückte er in Frankfurt. Die Beförderung von Algier nach Berlin über Marseille läßt also an Promptheit nichts zu wünschen übrig.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 92. Dritter Jahrgang. 1870.

* Die zu Hallenberg.

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

Es war etwa um die sechste Stunde des nächsten Morgens, als der würdige Mr. Alsopp in das Zimmer seines älteren Gefährten trat, der sich noch im sanften Schlummer wiegte, wie einer, der sich mit dem ruhigsten Gewissen niedergelegt hat. Der Rothkopf trat an das Bett Mardens und weckte ihn. „Er ist gekommen and im Forsthause abgestiegen," flüsterte er, „noch heute müssen wir den Jungen dressiren. Mühe genug wird es kosten, aber die Erinnerung an seine Eltern ist das Gängelband, an dem wir ihn leiten und uns dienstbar machen."

Der Andere schüttelte den Kopf. „Ob es gehen wird, Genzner?" antwortete er eben so leise. „Ich fürchte, er ist halsstarrig, es steckt eben zu viel aristokratisches Blut in ihm. Ich glaube, wir hätten nicht Deiner Meinung folgen und ihm eine feine Erziehung geben lassen sollen."

„Sie wird ihre goldenen Früchte für uns tragen," erwiderte der mit „Genzner" Angeredete. „Es war ein kluger Streich von Dir, Dich mir anzuvertrauen, als Du rathlos mit dem Kinde zur Stadt kamst. Kannten uns lange genug und traf's sich sonderbar, daß ich mit Bruder und Neffen auswandern wollte."

„Es war edel von Dir, daß Du mich und den Jungen an ihre Stelle schobst," fiel der Andere ein. „Die Polizei suchte rechts und links und ohne Dich wäre ich verloren gewesen?"

„Hatte Mühe genug von Euch beiden," meinte Alsopp. „Zum Glück raubte das Nervenfieber dem Burschen gleich nach unserer Ankunft in New-York die letzte Erinnerung an seine Vergangenheit, und als er recht zu sich selber kam, steckte er als Henry Walden in der Londoner Erziehungsanstalt. Donnerwetter, wir haben oft genug gedarbt, um ihn als Prinzen erziehen zu lassen, und das Donnerwetter soll ihn holen, wenn er nicht folgen will. Was aber hast Du mit ihm vor? weshalb bestandest Du darauf, daß er gerade hier in Deutschland, wo es am gefährlichsten für mich ist, sein Probestück ablegen soll?"

„Weil ein fetter Bissen zu schnappen und hier der sicherste Ort ist. Ein halb verrückter menschenscheuer Kerl, Ewald heißt er, ist hier eingetroffen. Ich wußte, daß er hierher kommen würde, und ihm wollen wir den Burschen als Angel hinwerfen, um den Goldfisch zu fangen."

Mr. Marden wurde nachdenklich. „Wenn ich noch etwas hätte, was die Menschen Gewissen nennen, ich glaube, es würde sich regen; als ich ihn gestern vor mir stehen sah, der bestimmt war, mein Herr zu sein, — so schön, so stolz, da war es mir ganz sonderbar im Sinn. Was wohl aus der armen Mutter geworden ist?"

„Mensch, bist Du rasend?" rief Alsopp erschreckt. „Du wirst doch nicht gar den Reuigen spielen wollen? Was wäre aus dem Burschen geworden, wenn wir uns nicht seiner erbarmt hätten? Ein Leuteschinder, ein Aristokrat! oder willst Du vielleicht dem nächsten Gericht die Geschichte verrathen und Dich selber unter's Beil bringen?"

Der Andere lachte. „Du hast recht; laß ihn nur für uns sorgen, er selbst bekommt ja auch seinen Theil. Hast Du ihn schon diesen Morgen gesehen?"

„Der Vogel ist schon ausgeflogen und macht einen Morgenspaziergang. Doch zum Teufel; was ist das?"

Marden sprang aus dem Bette und blickte durch's Fenster. „Alle Wetter, das ist doch nicht der erwartete Goldfisch?"

„Er ist es und der Bursche mit ihm; jetzt sind sie unten, ein warmer Händedruck wie alte Freunde, jetzt trennen sie sich. Ich muß wissen, ob die Bekanntschaft von heute oder von länger her datirt."

Er eilte dem die Treppe Hinaufkommenden entgegen und winkte Henry einzutreten.

Wenige Augenblicke später, saß der junge Mann neben den beiden Männern, die sich seine Vormünder nannten."

Wie hatte ein einziger Tag hingereicht, seit er seine Herkunft erfahren, seit die Zukunft wie ein düsteres Verhängniß vor seiner Seele stand, Henry's Aussehen zu verändern. Schwermuth und bange Ahnung lag in seinem bleichen Antlitz, unruhig blickte sein Auge, und scheu, als habe er Grund, sich Anderen zu verbergen, und weich und leise klang seine Sprache.

Alsopp nahm das Wort, rauh, hastig, wie es seine Art war. „Beantworte mir eine Frage; woher kennst Du den Mann, an dessen Seite ich Dich sah?"

Der Jüngling blickte ihn verwundert an. „Es war in London, als ich einem fremden Herrn an dem Ufer der Themse begegnete, der mich nach der Straße, in der sein Hotel gelegen war, fragte. Ich hatte eben denselben Weg und führte ihn, während er mir von seinen Reisen im Orient erzählte; ich verlebte eine genußreiche Stunde an seiner Seite. Diesen Morgen weilte ich auf einer Anhöhe, Karlsruhe nennt man sie, als derselbe Mann vor mir stand und mich freundlich begrüßte. Er sei so eben angelangt und wolle vierzehn Tage hier verweilen."

Das Antlitz des Mr. Alsopp strahlte vor Entzücken. „Das heißt den Weg geebnet, kein Stümper könnte das vollbringen! Junge, Du bist unbezahlbar und sollst Deinen guten Antheil an der Beute haben."

Henry schrack zusammen. „An der Beute?"

„Höre, was Du zu thun hast," fuhr Alsopp fort. „Du bist hübsch, hast etwas gelernt und weißt mit Vornehmen und Reichen umzugehen. Wir spioniren, wo sich ein wohlhabender alter Junggeselle, eine alte Wittwe oder Jungfer befindet, die eine Schäferstunde mit Gold aufwiegt. Auf diese richtest Du Deine Aufmerksamkeit; Deine Bildung öffnet Dir die Herzen der Männer, Deine Schönheit die der Weiber. Und merkst Du, daß sie Deiner müde sind, dann geschwind uns einen Wink gegeben, rasch spionirt, wo der Schlüssel zum Geldschrank, — Zeit und Gelegenheit wahrgenommen, husch ein Wachsabdruck des Schlüssellochs — und dann, heisa! ein Leben, Junge, wie Dir's in Deinen kühnsten Träumen nicht geahnt haben mag. Lerne es nur kennen."

Groß starrte der Jüngling den Redenden an. Das Ungeheuere, das er vernahm, ging über seine Fassungskraft.

„Und dieser Ewald, wie sich der Sonderling nennt, sei der erste, an dem sich Deine Kunst erproben soll," fuhr Mr. Alsopp unbekümmert fort; „er soll viel Geld haben und lebt einsam und zurückgezogen. Hier ist die beste Gelegenheit. Er ladet Dich ein und Du benutzest die Gelegenheit — —" Er hielt inne, denn Henrys Antlitz nahm einen solchen Ausdruck der Entrüstung an, daß er unwillkürlich verstummte.

„Ich benutze die Gelegenheit und werde ein Schurke," vollendete der Jüngling den angefangenen Satz. „Eher soll diese Hand verdorren, ehe sie sich am Eigenthum eines Anderen vergreift."

Alsopp lachte höhnisch. „Recht so, mein Püppchen, gehe hin und spiele den Ehrlichen, aber vergiß nicht, daß der Fluch Deiner Geburt auf Dir lastet. Erringe doch eine Stellung im Leben, mit dem Bewußtsein, daß es zwei Personen giebt, die zu jeder Stunde den frommen, rechtschaffenen Bürger als Sohn eines Diebes und einer Dirne entlarven können. Heirathe doch ein ehrliches Mädchen aus guter Familie und sieh zu, wie lieb sie Dich haben wird, erfährt sie durch uns, ihr Herr Schwiegervater habe am Galgen gebaumelt."

Ein schmerzliches Stöhnen entwand sich des Jünglings Brust, dämmerhaft stieg Leonorens Bild vor ihm empor. „Verloren, ewig verloren," tönte es durch seine Seele.

„Du siehst die Sache schwärzer an, als sie ist," fuhr Mr. Alsopp ruhiger fort. „Jeder Mensch geht darauf aus, sich das Gut seines Nebenmenschen anzueignen. Der Eine nennt es Diebstahl, der Andere Speculation, der Dritte Betrug. Wir sind nicht die schlimmsten unserer Art. Wäre es nicht leichter, dem kleinen Buckligen auf irgend einem einsamen Felsweg aufzulauern, ihm sein Portefeuille abzunehmen? Und was bleibt uns am Ende übrig, wenn Du fortfährst, Dich zu weigern?"

Henry schauderte; sein leicht empfängliches Herz hatte den Fremden rasch lieb gewonnen, dessen mildes Entgegenkommen ihm wohl that, und die beiden Männer, in deren Händen er sich wußte, schienen ihm ganz dazu geeignet, die Drohung auszuführen.

Eine lange Pause entstand; der junge Mann hatte sein Antlitz in den Händen begraben, während die beiden Männer erwartungsvoll ihre Blicke auf ihn hefteten. Endlich richtete er sich empor, wohl war sein Antlitz noch bleich; aber ein düsteres Feuer flammte in seinen Augen. „Ich will's thun," sagte er und seine Stimme klang rauh und heiser. „Muß doch meinem Geschlechte Ehre machen, um nicht aus der Art zu schlagen und zu enden wie meine würdige Eltern, im Hospital oder am Galgen."

„So ist der Bund geschlossen?" rief der Rothkopf freudig. „Hurtig, Marden, kleide Dich an und trinke eine Flasche Wein mit uns auf glückliches Gelingen und daß bald ein Meister werde aus unserem Lehrling."

Henrys Fingerspitzen zuckten, da sie die Hand des Mr. Alsopp berührten, und mit dem Ausdruck des Widerwillens wies er das Anerbieten seines Vormundes zurück.

„Ich will theilnehmen an Eueren finsteren Plänen," sagte er entschlossen, „aber nur unter der Bedingung, daß Ihr mich meine eigenen Wege gehen laßt. Keine Berührung, keine Gemeinschaft zwischen uns, wenn Ihr wollt, daß ich Euch dienen soll!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Patrone der Mitrailleuse.

S. Wir hatten Gelegenheit, auf dem Schlachtfelde bei Wörth aufgelesene Patronen der Mitrailleuse zu sehen, deren Beschreibung viele Ihrer Leser besonders wegen eines dabei vorkommenden Punktes interessiren dürfte. Die Patrone bildet eine ca. 12 Centim. lange Röhre von nur etwa 1½ Cent. Durchmesser, die sich nach vorne zu, wo das Projectil sitzt, etwas verjüngt. Der mittlere Theil besteht aus dicker Pappe, das hintere Ende steckt in einer Fassung aus Messing, und in der Mitte der Grundfläche ist, etwas vertieft, ein kupfernes mit Zündmasse gefülltes Röhrchen eingelassen. Bei Oeffnung der Patrone ergab sich, daß die ganze Röhre über der am Grunde sitzenden Zündmasse mit gestampftem Pulver gefüllt ist. Das merkwürdigste aber ist das Projectil. Dasselbe ist ungefähr 2½ Centim. lang, cylinderförmig, vorne etwas zugespitzt mit einer Art Einschnürung am hinteren Ende; dabei zeigte es sich hohl, mit einer weißen Masse gefüllt, ist also augenscheinlich ein Sprenggeschoß, wenn auch die weitere Untersuchung der Füllung wegen der Gefährlichkeit dieser Knallpräparate nicht vorgenommen werden konnte. Da das Geschoß von Blei ist, so wird dasselbe im Allgemeinen wegen der Zähigkeit dieses Materials nur in wenige Stücke zerrissen, oder auch nur zu einem großen Klumpen aufgetrieben werden. Immerhin liegt hier eine flagrante Verletzung der von Rußland angeregten Convention vor, wornach Sprenggeschosse so geringen Gewichtes (das der Mitrailleuse wiegt ungefähr 60 Grammen) in der Kriegführung civilisirter Staaten ausgeschlossen sein sollen.

Vom Kriegsschauplatze.

Die Erstürmung von Weißenburg.

(Aus der „Bad. Landesztg.")

Die Stadt Weißenburg liegt an der Lauter, rings von Hügeln umgeben, über welche die Gipfel der Vogesen hereinblicken. Nur gegen Osten ist das Thal offen. Die Hügel auf dem linken Ufer der Lauter fallen sehr steil ab, sind aber weniger hoch, als die auf dem rechten Ufer, von denen z. B. der in den letzten Tagen viel genannte Geisberg sanft ansteigend eine recht ansehnliche Höhe erreicht. Weißenburg ist ein wichtiger Knotenpunkt für alle Straßen, die aus dem Unterelsaß nach der Pfalz einer- und Straßburg andererseits führen. Das Gefecht begann Morgens nach 8 Uhr, als das 10. bayerische Jägerbataillon auf den Höhen im Nord-Osten der Stadt erschien. Sie banden, wie schon bemerkt, mit den Turcos an und fügten diesen so großen Schaden zu, daß sie, die Stadt im Bogen umgehend, nach der Hauptstellung der Franzosen, nach dem Geisberg sich zurückziehen mußten. Gleichzeitig hatten die zwei preußischen Corps von Schaidt aus, 1 Stunde südlich durch den unteren Mundatwald gegangen, bei Altenstadt die Lauter überschritten und griffen diese Vorstadt und den Bahnhof von Osten her an. Die Stadt wurde von einem Bataillon des 74. Infanterieregiments vertheidigt. Ein erster Sturm der Infanterie, sowohl der bayerischen als der preußischen, mißglückte. Ihr kam jedoch rasch die bayerische Artillerie zu Hilfe, welche die Stadt mit Granaten beschoß. Sechs Schüsse auf das nach der Pfalz führende Thor öffneten dasselbe und nun drangen die Bayern unter General Graf Bothmer ein, vom südlichen Thore her die Preußen unter Major v. Mittelstädt mit einem Bataillon des 2. niederschlesischen Infanterieregiments Nr. 47. Auf die Aufforderung des Majors v. Mittelstädt, sich zu ergeben, schwenkte der commandirende französische Officier sogleich ein weißes Tuch, und das ganze Bataillon gab sich in Kriegsgefangenschaft. Das Hauptwerk war aber noch zu thun. Das Terrain am Bahnhof ist von zahlreichen niedrigen Mauern durchzogen, welche die verschiedenen Grundstücke abgrenzen, die nach Lauterburg führende Chaussee ist mit Obst- und Pappelbäumen besetzt. Diese Umstände benützten die Tur-

cos, um sich festzusetzen und von hier aus mit aller Bequemlichkeit die anstürmenden Preußen niederzuschießen. In die Gebäude des Bahnhofes, in die umliegenden Häuser nisteten sie sich ein und schossen aus Fenstern und Kellerlöchern aus nächster Nähe. Daher schreibt sich der enorme Verlust der Unserigen. Im übrigen rechtfertigte diese Truppe vollständig die vor einigen Tagen durch die Blätter gegangene Warnung. Bei jeder Salve des Feindes fallen sie nieder und stellen sich todt; ist dann der Feind vorgerückt, so schießen oder stechen sie ihn rückwärts nieder. Dies erbitterte unsere wackeren Soldaten derartig, daß sie jeden dieser Mörder (anders kann man sie kaum nennen) sogleich niedermachten. Auch wenn sie gefangen werden, zeigen sie sich keineswegs würdig. Sie winseln, drehen und wenden sich auf ganz widerwärtige Weise. Den Preußen war ferner die Aufgabe zugefallen, die drei französischen Divisionen (?) vom Geisberg zu vertreiben. Sie entledigten sich derselben in glänzendster Weise. Auch hier erlitten sie große Verluste. Am meisten büßten ein von den Preußen: das 3. posensche Infanterieregiment Nr. 58, das 2. niederschlesische Infanterieregiment Nr. 47 und das 2. westpreußische (Königs-) Grenadierregiment Nr. 7. Letzteres hat 8 todte und 40 verwundete Officiere, von den Bayern das 10. Jägerbataillon, das 5. Infanterieregiment (Großherzog von Hessen) und das 9. Infanterieregiment (Wrede); von den Franzosen das 74. Infanterieregiment (meist gefangen) und die vier Turcosbataillone. Im Ganzen standen drei deutsche Armeecorps gegen drei französische Divisionen: allerdings eine erdrückende Uebermacht an sich. Aber die Franzosen hatten 1) für sich die starke Stellung und 2) ist es ja die Aufgabe der modernen Kriegskunst, an einem gegebenen Punkt dem Feind mit möglichster numerischer Ueberlegenheit gegenüberzutreten. Den ersten Vortheil des Feindes hat das deutsche Heer durch die unvergleichliche Tapferkeit seiner Truppen ausgeglichen und seine strategische Aufgabe hat der deutsche Feldherr vollkommen gelöst. So wurden die berühmten Weißenburger Linien, welche in der Kriegsgeschichte eine so bedeutende Rolle gespielt und so viel Blut gekostet haben, im ersten Anlaufe von den Unserigen erobert. Nach Tisch machte ich mit einem bayerischen Sergeanten einen Gang durch und um die Stadt. In der Hauptkirche waren noch 186 gefangene Franzosen eingesperrt, welche einen fürchterlichen Lärm machten, die Wache hielten Bayern und Preußen gemeinschaftlich — überall die Zeichen der innigsten Waffenbrüderschaft. Ohne Aufhören wurden neue Gefangene bald von Infanterie-, bald von Reiterpatrouillen eingebracht, einzeln oder truppweise fängt man sie in den Dorfschaften und Gehöften der Nähe. Auch Spione wurden zahlreich eingeliefert. Da sich die Einwohnerschaft sehr widerspänstig und feindselig erwies, wurde Abends durch den öffentlichen Ausrufer, angekündigt durch den Schall bayerischer Trommeln, das Standrecht verkündigt. Als Denkzettel war angekündigt eine Anzahl von Requisitionen für Verwundete. Diese Weißenburger sind nun doch Deutsche, aber der verbissenste Gallier kann sich nicht feindseliger benehmen, als diese verlorenen, entarteten Söhne der Mutter Germania. Das ist der Fanatismus und Uebereifer des Renegaten! In den „Engel" zurückgekehrt, traf ich dort Hrn. v. Roggenbach, badischen Ministerpräsidenten a. D., in der Uniform eines Landwehrmajors. Er begiebt sich ins Hauptquartier des Kronprinzen. Nun mahnte die Zeit zum Aufbruch. Die gut ausgeruhten Pferde griffen rasch aus: es ging Lauterburg zu, wo ich noch das Hauptquartier der badischen Division zu erreichen trachtete. Der Weg führte hart am Bahnhofe vorüber, über das Gelände, wo der oben geschilderte, erbitterte Kampf tobte. Hier lagen die Todten haufenweise. Preußen, Rothhosen und Turcos durcheinander. Letztere in hellblauer phantastischer Uniform mit breiten weißen Schärpen. Ueberall wurden von Leuten, die kaum zu sprechen sich getrauten, in unheimlicher Stille große Gruben gegraben, um die Leichen hineinzuwerfen. Helme, Käppis, Lederwerk und Waffen werden gesammelt und in Verwahrung genommen, die Leichen zur Herstellung der Identität durchsucht und nach etwaigen Werthsachen geforscht. Südwärts war fast gleichzeitig mit uns der Kronprinz abgegangen, ihm folgte in endloser Reihe das deutsche Südheer, und ich kann mit Recht sagen, daß ich von Kandel bis weit über Weißenburg hinaus keinen Fußbreit Boden ohne einen von Kampfesmuth und Zuversicht beflügelten deutschen Soldaten gesehen hätte. Später stießen wir noch auf Proviantcolonnen, dann kamen noch einzelne Trupps, Vedetten, endlich hörten auch die auf und die Landstraße wurde vollständig frei. Erst zwischen Neulauterburg und Scheibenhardt trafen wir wieder auf 3—4 Wagen mit württembergischen Verwundeten, welche Morgens im Gefecht gewesen zu sein schienen. Lauterburg fanden wir vom badischen Hauptquartier bereits verlassen, da die Division ebenfalls nach dem Süden abgegangen war. Eine Abtheilung württembergische Infanterie unter Oberstlieutenant v. Wöllwarth und eine Abtheilung badischer Leibgrenadiere halten den kleinen Ort besetzt. Der großherzogliche Oberstlieutenant Heisler ist dort Etappencommandant. Ihm sind einige Landwehrofficiere beigegeben. Nun in der Abendkühle durch prächtige Nadelholzwälder über Hagenbach und Pfortz nach Maxau, wo man eben damit anfing, die Rheinbrücke für die Eisenbahnfahrt wieder in den Stand zu setzen. Möge sich die seitherige Unterbrechung nie mehr wiederholen. Abends um 8 Uhr traf ich wieder in Karlsruhe ein, nach einem Tag voll erhebenden, aber auch erschütternden Momenten.

Die Schlacht bei Saarbrücken.

(Von unserem §.-Correspondenten.)

Saarbrücken, 7. Aug. Ich schreibe Ihnen aus der Mitte des Kriegsgetümmels, an das wir aber schon beinahe gewohnt sind. Ehe Sie diese Zeilen erhalten, wird Ihnen der Telegraph schon die Nachricht gebracht haben von dem Treffen — nein von der Schlacht bei Saarbrücken. Am 5. zogen sich die Franzosen von den Saarbrücken und St. Johann beherrschenden Anhöhen nach und nach zurück; auf den Straßen sah man gegen Abend keinen mehr von den Prahlern, welche schon in Saarbrücken Fische im Rhein fangen wollten, zu welchem Zwecke dem Schreiber dieses in der That von Officieren, die sich im Casino befanden, der mechanische Angelstock gezeigt wurde. Ihm wurden von dem gemüthlichen Wirthe 10 Thlr. geboten für den ersten Rheinsalm, den das naive Kind Frankreichs hier fangen würde. „Wenn wir von Berlin zurückkommen," tröstete dieser weiter, fruppirt über den geringen Besuch des genannten Locals, „dann wird auch in diese Räume ein ganz anderes Leben kommen. Sie, Herr Restaurateur, können sich besonders Glück wünschen, daß Saarbrücken nun unserem Kaiser gehört; die Franzosen verzehren mehr Geld und wissen comfortabeler zu leben als die „prussiens"." Doch — sie mußten fort, unsere Beglücker — und am 5. ds., Nachts um halb 12 Uhr, fanden die Patrouillen keine Spur mehr von ihnen. Sie hatten Lunte gerochen von Weißenburg her, wo der Kronprinz den ersten herrlichen Sieg erfochten hatte, und unsere Befürchtung, daß sie den Bahnhof vor ihrer Abreise noch gänzlich zusammenschießen würden, war glücklicherweise grundlos, — sie hatten wahrscheinlich viel guten Willen aber keine Zeit dazu.

Als am 6. sich wieder die ersten preußischen Patrouillen zeigten, herrschte wahrer Jubel in der Stadt, der aber erst gestern Morgen seinen vollen Ausdruck fand, als gegen 10 Uhr ununterbrochen der Durchmarsch der preußischen Truppen begann. Unter den Klängen des „deutschen Vaterlandsliedes" und der „Wacht am Rhein" zogen die Braven fröhlichen Herzens über die französische Grenze, begleitet von den Segenswünschen der ganzen Bevölkerung, die mit Erwartung und Spannung den Zeichen des ersten Zusammenstoßes entgegenharrte.

Dieser Fall trat ungefähr gegen 11 Uhr ein, und nahm immer größere Ausdehnung an; fechtend zog sich der Feind von den leichteren Stellungen auf die befestigten sog. Spicherer Berge zurück, eine Position, die fast uneinnehmbar schien, zumal

wenn sie von einem Feind, wie die Franzosen besetzt sind. Das zeigten auch bald die zahlreichen Verwundeten, die hier eingebracht wurden, meistens dem niederrheinischen Füsilierregiment Nr. 39 und dem 1. hannover'schen Infanterieregiment Nr. 74 angehörend, welche unter dem General v. Kamecke den blutigen Reigen eröffneten; später traten auch noch das 2. brandenburgische Grenadierregiment Nr. 12, das 2. hannover'sche Infanterieregiment Nr. 77, das 5. westphälische Infanterieregiment Nr. 53, das hohenzollern'sche Füsilierregiment Nr. 40 und das 5. brandenburgische Infanterieregiment Nr. 48, sowie das brandenburgische Jägerbataillon Nr. 3 in die Action, und es war hohe Zeit, daß General v. Barnekow und General v. Stülpnagel mit Truppenabtheilungen herbeieilten. Drei Mal wurde der Sturm der Unserigen auf die Spicherer Höhen zurückgeschlagen und erst beim vierten Anlauf gelang es, den unteren Theil derselben fest in Besitz zu erhalten, und mit Hilfe mühsam unter dem unaufhörlichen Schnellfeuer des Feindes hinaufgeschaffter Geschütze auch später den ganzen Berg zu behaupten. Von diesem Augenblicke an war der Sieg zu Gunsten Preußens entschieden; — wir haben gesiegt, aber auch mit großen Opfern die Ehre des blutigen Tages erkauft. Ueber acht volle Stunden standen unsere Braven im gräßlichsten Granat- und Chassepotfeuer, und mehrere versicherten dem Schreiber dieses, daß sie außer ihren eigenen 80 Patronen auch noch fast die nämliche Zahl von Patronen gefallener Kameraden verschossen hätten. Und daß das Feuer unserer Truppen von großer Wirkung war, davon zeugen die Massen Todter und Verwundeter auf Seiten der Franzosen; die meisten hier eingebrachten Verwundeten haben Kernschüsse in Kopf oder Brust. Hier ging es gestern heißer her als bei Königgrätz, und die Einnahme der Spicherer Höhen wird in der preußischen Kriegsgeschichte eines der ruhmvollsten aber auch blutigsten Blätter bilden.

Alle Spitäler und Lazarethe, sowie fast alle Privathäuser sind mit Verwundeten überfüllt, auch das Gymnasium ist in ein Lazareth umgewandelt worden. Ueber die Zahl der Todten und Verwundeten kann noch nichts Festes bestimmt werden, groß, sehr groß ist sie sicherlich. Hunderte von Mannschaften sind commandirt, seit heute Morgen früh Todte zu begraben, und zahlreiche Särge sieht man in die hiesigen Lazarethe und Privathäuser tragen, wo heute während der Nacht viele Schwerverwundete gestorben sind.

Unsere sonst so friedliche Stadt und die ganze Umgegend sind in ein einziges großes Heerlager umgewandelt; Massen von Truppen aller Waffengattungen marschiren dem schönen Frankreich zu, um den jetzigen Führern der „grande nation" zu zeigen, was es heute heißt, dem deutschen Volke frevelhaft den Fehdehandschuh in's Gesicht zu werfen.

Vom hiesigen Kriegsschauplatze erfahren wir soeben (11 Uhr Vormittags), daß unsere Armee schon bis hinter Cocheren (im Departement der Mosel, Arrondissement Saargemünd) im Vormarsch begriffen war, nachdem sie den Feind auch aus den letzten Waldeshöhen nach blutigem Kampfe vertrieben hatte. Von gefallenen höheren Officieren können wir heute den Commandeur der 27. Brigade, General v. François, nennen; Officiere sind überhaupt in großer Anzahl gefallen. — Wie als gewiß mitgetheilt wird, haben die wackeren Soldaten vom 2. rheinischen Husarenregiment Nr. 9 Feldlager und Gepäck zweier französischer Divisionen weggenommen. Näheres darüber ist uns noch nicht bekannt. In unserer Stadt beginnt sich bereits Nahrungsmangel fühlbar zu machen, ebenso der Mangel an Aerzten und Krankenpflegern.

Nachdem nun die Armeecorps den Einmarsch nach Frankreich angetreten haben, folgen jetzt die Traincolonnen, Brückenequipagen und Proviantzüge in unabsehbaren Massen, viel Rindvieh ꝛc. lebendig mit sich führend.

Viele gefangene und auch eine größere Anzahl verwundeter Franzosen sind hier eingebracht worden, darunter mehrere höhere Stabsofficiere. Die früher hier eingebrachten Spione, darunter zwei katholische Geistliche, sind heute unter Gendarmeriescorte von hier fortgebracht worden, wie es heißt, nach Coblenz.

Die Nachrichten von den Siegen der Südarmee haben bei unserer Bevölkerung großen Jubel hervorgerufen und Jedermann ist des festen Glaubens, daß das „Kind Frankreichs", das hier seine (Feuer-) Taufe erhalten hat, nun auch Laufen gelernt wird, sicherlich aber nicht ohne Begleitung seiner geliebten Eltern.

Bis jetzt (6 Uhr Abends) ist vom Kriegsschauplatz nichts Neues mehr eingetroffen.

— Aus Karlsruhe wird berichtet, daß man in der Nähe von Straßburg und bis über Rastatt herunter am Montag in gemessenen Pausen starke Detonationen hörte, wie von der Sprengung von Bauwerken. Straßburg selbst ist schon seit Sonntag auch gegen den gewöhnlichen Verkehr abgeschlossen, und die vernommenen Explosionen rührten offenbar auch von Zerstörungsarbeiten an den Verkehrswegen in der Umgebung der Festung her. „Unsere frühere Mittheilung — bemerkt die „Karlsr. Ztg." —, daß der Feind oberhalb Straßburgs nur schwache Streitkräfte hatte, bestätigt sich; und nach dem bisherigen glücklichen Gange des Krieges dürfen wir annehmen, daß dieselben nunmehr eine anderweitige Verwendung finden werden, wodurch die Bedrohung unseres Landes (Baden) ganz beseitigt würde."

— Ueber die Schlacht von Wörth geht der „Karlsr. Ztg." vom Abend des 6. August nachstehender Bericht zu: Soeben treffen unsere badischen Truppen auf dem Schlachtfelde ein, leider zu spät, um noch an der Schlacht Theil nehmen zu können. Es wird bivouakirt; die Truppen sind ermüdet und hart mitgenommen von dem schlechten Lager der vorigen Nacht, dennoch aber voll Begeisterung. Die Schlacht war furchtbar. Man spricht von 10,000 Todten und Verwundeten. Mac Mahon, welcher uns persönlich gegenüberstand, zieht sich in's Gebirge zurück. Die Zahl der Gefangenen ist sehr groß, darunter viele Officiere, stattliche Männer, welche furchtbar deprimirt sind. Ein Cürassieroberst hat den Weinkrampf; sein Regiment existirt nicht mehr. Die Spahis haben schrecklich gelitten. Auch die Preußen erlitten, dreimal zurückgeschlagen, ungeheure Verluste. Außer dem 5. und 11. preußischen Armeecorps (Posen und Hessen-Nassau) nahmen noch in vorderster Linie die bayerischen Corps und ganz zuletzt noch die Württemberger an der Schlacht Theil. Die ganze Südarmee ist in diesem Augenblicke hier vereinigt. Man erwartet unmittelbaren Vormarsch durch die verschiedenen, die Vogesen durchsetzenden Thäler und hofft, daß die Badener hierbei in die Avantgarde kommen.

Mannichfaltiges.

— Ganz neu sind in der preußischen Armee die Telegraphen- und Eisenbahn-Abtheilungen, die, an die Montur der Pioniere sich anlehnend, auf der Schulter ein T oder ein E tragen und darunter eine Nummer. Ist die Nummer römisch, so sind die Beamten einem bestimmten Commandostabe zugetheilt, gleichsam an denselben gebunden; ist sie arabisch, so sind sie den verschiedenen Corps beigegeben, aber sie sind für jeden augenblicklichen Dienst verwendbar. Auch die Uniform der evangelischen Feldgeistlichen fällt besonders auf. Dieselben sind schwarz gekleidet — Ueberrock mit Stehkragen, weiße Cravate, niedrigen Hut, um den linken Arm eine violette, weißeingefaßte Binde und tragen am schwarzen Bande um den Hals ein bis auf die Brust herabhängendes schwarzes, goldverziertes Kreuz. Die Feldgeistlichen sind beritten.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 93. Dritter Jahrgang. 1870.

* Die zu Hallenberg.

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

7.

Acht Tage waren verstrichen, seit Julius Ewald in Schandau weilte; sein Antlitz hatte sich wenig in den Jahren, die er fern von Deutschland auf Reisen verbracht hatte, verändert; dieselbe Herzensgüte leuchtete noch aus seinen Augen, derselbe milde Zug spielte um seine Lippen, war auch sein Haar ergraut. Gleich nach Melanie Marborn's Verlobung hatte er die Heimath verlassen; wohl gönnte er der still Geliebten ihr Glück an Alwin von Hallenberg's Seite, allein sein Herz vermochte nicht ein Zeuge dessen zu sein. Selbst der beste Mensch, selbst der edelste ist nicht ganz frei von Egoismus, wenn seine Neigung, seine Leidenschaft mit in's Spiel kommt. Weit, weit war er gewesen, im glühenden Sonnenbrand des Orients, zu Aegyptens Pyramiden war ihm die Erinnerung an Melanie gefolgt, er unterhielt keinen Briefwechsel mit ihr, wußte er sie doch gegen alle Wechselfälle des Lebens geschützt, und es gewährte ihm in seiner hypochondrischen Stimmung Trost, einsam seine weite Bahn zu durchstreifen, ein Vergessener, ein Verlassener im Menschenkreise!

Aber nicht eine dringende Erbschaftsangelegenheit, die ihn nach Europa gerufen hatte und ihn nöthigte, einige Zeit in London zu verweilen, war es allein, was ihn den Weg nach Deutschland wieder finden ließ. Der Kosmopolit fühlte eine Sehnsucht nach dem Lande, das ihn geboren, Deutschland, seine Heimath, winkte dem Ruhelosen zu, wie eine Mutter, die dem viel geplagten, dem ermatteten Sohne die Arme entgegenbreitet, ihm ein Asyl an ihrem Herzen zu gewähren, und sobald seine Geschäfte in der Weltstadt des Handels, des höchsten Glanzes und des tiefsten Elendes, beendigt waren, eilte er, den noch wenig besuchten Thälern der sächsischen Schweiz zu.

Nach Melanie von Hallenberg, nach Alwin zog er nicht einmal Erkundigung ein. Zu lange hatte er im Orient geweilt, als daß sich nicht seiner etwas zur Schwärmerei geneigten Seele einige Gran Fatalismus beigesellt haben sollten, und er überließ es somit seinem Verhängniß, ihn mit jenem zusammen zu führen, an dem sein Herz noch mit vollster Theilnahme hing.

Zum erstenmal seit Jahren war eine andere Stimmung über den einsamen Wanderer gekommen, seit Henry Walden sein täglicher Gesellschafter geworden. So verschieden im Alter Mann und Jüngling sich gegenüber standen, so harmonisch waren ihre Seelen gestimmt, und Henry's Gegenwart übte einen unverkennbaren Zauber auf den Sonderling aus. Seine Bildung, seine Schönheit war es nicht allein, was Julius Ewald an ihn fesselte, die häufige Traurigkeit, die Henry zuweilen befiel, zog ihn an, obwohl er sie bei den glänzenden, körperlichen und geistigen Eigenschaften des Jünglings nicht zu enträthseln vermochte. Er erkannte darin ein Spiegelbild der eigenen Jugend, wo der Gedanke an seine Häßlichkeit seine schönsten Freuden getrübt hatte, jetzt war er jedoch längst über solche Schwäche hinaus.

Sie saßen bei einander, auf jener Höhe, welche die sogenannte Badewiese mit ihren freundlichen Häuserreihen und dem Badegebäude im Hintergrunde abschließt. Still und menschenleer war es dort oben, lebhafter zu ihren Füßen im Thale, denn die Promenaden waren von Spaziergängern belebt und gedämpft drangen die melodischen Töne einer Hornmusik, von einer wandernden Capelle ausgeführt, zu ihnen empor. Der Tag war im Sinken, die Abendröthe zog empor, den Horizont vergoldend, und die Sonne sandte scheidend ihre Strahlen in den ruhigen Wasserspiegel der Elbe, als wolle sie ihm gute Nacht bieten. Röthlich schimmerten die Bäume und die Nachtigall flötete ihr Nachtlied. Aus dem nächsten Dorfe drang die Abendglocke zu ihnen herüber und die ganze Natur schien ein Ave Maria zu beten, ehe die Nacht leise und vorsichtig wie eine schützende Mutter ihren dunkelen Schleier über die idyllisch lachende Welt breitete.

Sie waren beide schweigsam und hingen ihren Gedanken nach, gleich ergriffen von dem herrlichen Bilde, das sich ihren Blicken darbot. Ewald war der erste, welcher das Schweigen brach. „Daß muß ein ganz erbärmlicher Mensch sein," nahm er das Wort, „auf dessen Herz die Schönheit der Natur nicht mehr zu wirken im Stande ist. Sie allein ist das Buch, das auf jedem Blatte gleichen Gehalt bietet, und Ruhm und Trost finden wir an ihrem Busen, wenn uns das Glück getäuscht und wie Ixion, statt der Juno, eine trügerische Wolke umarmten."

„Sie haben recht, Herr Ewald," erwiderte Henry, „und doch stimmt mich ein solcher Anblick, so jung ich bin, stets wehmüthig. Ein Bild des Menschendaseins liegt hier vor meinen Blicken. Wozu all' dies Treiben des Tages, wozu das Ringen und Streben? Da kommt die Nacht und aller Glanz erlischt und alles Wirken ruht. Wozu ringen, wozu streben wir? Die Nacht kommt doch, ob früher oder später und deckt all' unsere Hoffnungen, all' unsere Sehnsucht zu; ob gut, ob böse — „gewesen", heißt es von uns und alles ist vergessen."

Ewald lächelte. „Sie sprechen in einer trüben Stimmung, mein Freund," sagte er. „Hüten Sie sich, Hypochonder zu werden. Ihnen gerade, Ihrer Jugend sei dies Bild eine weise Lehre. Glänzend wie sie, Alles belebend, Alles umfassend, zog der Tag dahin, — wie bald würde welk, was er geschaffen, wie bald wäre ermattet, was an ihm mitgewirkt, böte die heilige Nacht nicht Muße zu neuem Streben, neuem Wirken. Eine Pause der Ruhe ist die Nacht, aber mit hinüber nehmen wir die süße selige Hoffnung, daß morgen uns abermals die Sonne leuchten wird, daß abermals —"

„Und sollte es nicht Menschen geben," rief der Jüngling in überwallendem Gefühl, „die so elend sind, so unglücklich, daß sie nie die Sonne wieder aufgehen sehen möchten, die ihnen nur Qual und Elend bringt, sollte es nicht Schmerzen geben, die der Schlummer einer Nacht nicht mit Vergessenheit zu umhüllen im Stande ist?"

Ewald sah den Jüngling aufmerksam an, noch nie hatte Henry Walden in solch erregtem Tone zu ihm gesprochen. Er

drückte ihm die Hand. „Wehe dem, der die Hoffnung verliert und mit ihr den Muth zu wirken und zu kämpfen," sagte er nach einer Pause. „Fern sei es von mir, mich in Ihr Vertrauen stehlen zu wollen, mein junger Freund. Aber, daß Ihre Seele nicht heiter, daß geheime Sorge, vielleicht, lassen Sie mich offen sein, gar Reue Ihr Herz bedrückt, wurde mir längst klar. Sie gerade sollten hoffen, Sie mit Ihrer Jugend nicht verzagen. Nur kleine Geister und beschränkte Charaktere verlieren nach einem kleinen Unfall, nach einem begangenen Fehler den Muth und hören auf, sich selbst zu achten."

Eine Thräne schimmerte in Henrys Auge, nur zu wohl wußte er, daß es nicht Reue über einen leichtsinnigen Jugendstreich, sondern Scham und tiefste Erniedrigung waren, was an seiner Seele nagte.

Ewald bemerkte es und der erfahrene Menschenkenner las plötzlich tiefer in des Jünglings Seele, als dieser es ahnte. „Henry!" rief er, und seine Stimme tönte voll und innig, „diese Thräne gilt nicht einer eigenen Schuld, sie floß einer fremden, deren Opfer Sie sind. Henry! Ich beschwöre Sie, daß nicht eitele Neugier mich treibt, ich brauche es nicht zu versichern, — opfern Sie nicht ein ganzes hoffnungsvolles Dasein, um einem Manne, der Ihnen so gern helfen möchte, zu jedem Opfer bereit, Ihnen vielleicht zu helfen vermag, gegenüber verschlossen zu bleiben. Henry, Sie sind Waise, — ich sah Sie in der Gesellschaft zweier Amerikaner, die man mir als Ihre Vormünder bezeichnet, — jene Männer, ja Sie schaudern, Henry, — jene Männer flößen mir Widerwillen ein — sie —"

„Sie sind mein Dämon," flüsterte der Jüngling fast wider seinen Willen.

„Und giebt es kein Mittel, Sie der Macht dieser Leute zu entziehen?" fragte Ewald lebhaft. „Vermag Gold Sie von jenen Banden zu lösen, so verfügen Sie über mich, — ist aber ihre Gewalt moralischer Natur —"

Henry neigte das Haupt. „Ich kann nicht von Ihnen," sagte er leise, „jene Männer hasten an meinen Fersen und wehe dem, der mein Geschick mit dem seinen verbinden wollte. O, Herr Ewald, wenn Sie mir einen Dienst leisten, wenn Sie mich glücklich machen wollen, verlassen Sie noch heute die sächsische Schweiz, geben Sie vor, wichtige Geschäftsangelegenheiten rufen Sie ab, sagen Sie keinem, wohin Sie sich wenden, — keinem — ich beschwöre Sie."

Ewald wurde bleich, der dringende Ton des Jünglings schien ihn zu erschüttern. „Was ist das? Hier waltet ein Geheimniß, das ich kennen muß."

„Fragen Sie nicht, forschen Sie nicht, ich flehe Sie darum an," rief der Jüngling unter Thränen; „überlassen Sie mich meinem Schicksal!"

Ewald erhob sich. „Nein," sagte er fast rauh, „ich muß Licht in dieser Sache haben. Ich habe in Ihr Inneres geblickt, junger Mann, es ist rein und edel, Sie aber sind das Opfer unglücklicher Verhältnisse. Zwei Wege stehen mir offen, entweder sofort mich an Ihre Vormünder zu wenden oder noch in dieser Stunde einen mir bekannten Gerichtspräsidenten in Dresden —"

Der Jüngling wurde sehr bleich, seine Hand hielt den Sonderling fast gewaltsam zurück. Ein heftiger Kampf schien in seinem Inneren vorzugehen und spiegelte sich in seinen Mienen wieder. „Hören Sie mich," sagte er endlich, „wie ein Lichtstrahl des ewigen Gottes tauchte plötzlich ein Gedanke in meiner Seele auf. Ja, Sie haben recht, jene Leute wollen mich zum Bösen verleiten, aber ich fühle, daß ich, auf rechtem Pfad geleitet, ein gutes, ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft werden kann. Seien Sie mein guter Engel; entziehen Sie mich diesen Männern, die ich verachte und hasse. Ich bat Sie, diesen Ort spurlos zu verlassen, ich wiederhole es, aber nehmen Sie mich mit sich als Ihren Diener, Ihren Begleiter, gleichviel, nur fort, fort von hier. Sie werden nicht wagen, mich zu verfolgen; es ist der einzige Weg, der mich retten kann."

Ewald blickte sehr ernst. „Kann ich's wagen? Sollte es nicht Jemanden geben, der nähere Rechte an Sie hat, Henry? Ich weiß kaum was Sie sind, woher Sie stammen?"

„Mag Ihnen mein Schwur genügen, daß ich allein in der Welt stehe," rief Henry, „wer ich bin, woher ich stamme, dies bleibe mein Geheimniß, bis ein Jahr verstrichen ist. Lassen Sie mich nicht vor mir selber erröthen. Sie haben mich noch nicht geprüft und könnten nach dem Schein urtheilen, lassen Sie ein Jahr mich unter Ihren Augen leben und sind Sie mit mir zufrieden, dann will ich mit doppeltem Stolz Ihnen das unselige Geheimniß meiner Geburt enthüllen."

Ewald streckte wie zustimmend dem Jüngling seine Hand entgegen, aber im nächsten Augenblick zog er sie wieder zurück. Ein verzeihliches Mißtrauen war über den oft Getäuschten, oft gekränkten Mann gekommen.

„Und warum, wenn es Ihnen mit Ihrem Vorsatz, sich von jenen Männern zu trennen, Ernst ist," fragte er, „warum wenden Sie sich nicht an das nächste Gericht, warum nicht vertrauungsvoll an den englischen Gesandten in Dresden, oder an einen Deutschen in London?"

„Weil keiner so edel ist, als Sie," erwiderte der Jüngling leidenschaftlich. „Weil ich ihnen aufdecken müßte, soviel ich von meiner Vergangenheit weiß, und die Scham mich tödten würde."

Ewalds Antlitz nahm den alten herzlichen Ausdruck an. „Sei es," sagte er, „bereite Dich vor, noch diese Nacht Schandau zu verlassen. Eine Stunde nach Mitternacht finde Dich am Fährboot ein, um zur jenseitigen Station überzuschiffen, und eine Stunde später befinden wir uns in Dresden."

Mit einem Ausruf der Freude warf sich der Jüngling an die Brust des kleinen unansehnlichen Mannes, der ihm als ein Genius der Rettung in diesem Augenblicke erschien. Gerührt zog Ewald ihn an sich; ihm däuchte, er lese in den edlen schönen Zügen Henrys eine Erinnerung an Melanie.

Und so geschah es denn, daß der eine dieser Männer Freudenthränen der Zukunft, der andere eine Zähre der wehmuthsvollen Vergangenheit weihte.

Die Musik im Thal war verstummt, längst schlief die Nachtigall und nur die Grille zirpte im Grase. Die Sonne war untergegangen in aller Pracht, anderen Hemisphären Licht und Leben zu spenden, Myriaden von Sternlein glitzerten wie neugierige Kinderaugen durch das dunkele Firmament, um zu schauen, ob es schon still sei da unten vom lauten Tagestreiben, und groß und milde, ein treuer Hüter, zog der Vollmond auf. Und nun traten sie hervor, einer nach dem anderen in funkelndem Glanze, die neckischen Himmelslieblinge. Sie huschten hin und wieder und schäkerten und lachten über den alten Silberbart, der sich so eitel im Wasser spiegelte wie ein junger Fant.

Ewald wies empor. „Es ist Nacht geworden, wir wollen uns trennen, Henry; von dieser Stunde an bist Du mein, ich habe erwogen und entschieden, laut zollt mir die Stimme meines Inneren Beifall und noch niemals täuschte sie mich. Und

Du, allgütige Vorsehung, verzeihe mir, wenn ich klagte über Einsamkeit und Verlassenheit, wenn ich murrte wider Deinem Walten. Um diese Seele dem Bösen zu entreißen, um sie mich finden zu lassen, sie zu bilden und zu pflegen, mußte ich die halbe Welt durchwandern, mußte alt werden. Jetzt verstehe ich Dich. Diesen Zweck hatte mein Dasein, keinen anderen, ich will ihn erfüllen, das schwöre ich im Angesicht Deiner allewigen Schöpfung, im Angesicht der heiligen Natur!

* * *

Am anderen Morgen wurde die Abreise Julius Ewalds in Schandau bekannt; daß Henry den Sonderling begleitet hatte, wurde den würdigen Herren Alsopp und Marden erst klar, als gegen Mittag der Fährmann ein an sie gerichtetes Schreiben des Jünglings übergab.

Eine furchtbare Scene erfolgte zwischen beiden, einer warf dem anderen vor, die Ueberwachung des Jünglings vernachlässigt zu haben, der Wortwechsel drohte in Thätlichkeiten überzugehen. Endlich wurden sie ruhiger. Die anfängliche Wuth machte der Besonnenheit Platz. Daß sie nicht die Hilfe des Gerichts in Anspruch nehmen konnten, war selbstverständlich, aber sie beschlossen, ihre Wege zu trennen und den Flüchtling aufzusuchen, um schlimmstenfalls von ihm oder seinem Beschützer eine Summe für ihr Schweigen über seine Herkunft zu erpressen. Noch an demselben Abend hatten Alsopp und Marden die sächsische Schweiz verlassen; der eine benutzte den nach der Hauptstadt Böhmens führenden Zug, der andere dampfte Dresden zu.

(Fortsetzung folgt.)

* Der schönste Tod.

Den gefallenen deutschen Kriegern.

Es stirbt sich leicht, wenn man, sobald die Bahn
Des Lebens endet, sich kann tröstend sagen:
Ich habe treu gewirkt und ohne Klagen,
Ich habe meine Schuldigkeit gethan.

Es stirbt sich süß an der Geliebten Brust;
In ihrem Arm entschwebet sanft die Seele,
Ob sich auch Todesschau'r mit ihr vermähle,
Und steigt zu höherem Daheim mit Lust.

Am schönsten aber ist der hehre Tod
Für's Vaterland. Wer nach des Kampfes Tosen
Gebettet ruhet auf des Schlachtfelds Rosen,
Dem strahlt alsbald der Sel'gen Morgenroth.

Heil Euch, Ihr Tapfern, die im heil'gen Streit,
Den Herd zu schirmen, auf dem Feld der Ehre
Nun ruh'n. Hier schmückt der Lorbeer Eure Wehre,
Und droben ist die Krone Euch bereit.

Iggelheim, bei der Nachricht von der Schlacht bei Wörth.

Gärtner.

Vom Kriegsschauplatze.

Auf dem Schlachtfelde zu Wörth.

(Aus der „Karlsr. Ztg.")

In den Büchern der Geschichte wird die Schlacht bei Wörth als eine der gewaltigsten Thaten deutschen Heldenmuthes eingegraben sein, welche sie im ganzen Laufe unserer zweitausendjährigen Volksexistenz zu verzeichnen hatte. Das Schlachtfeld selbst aber macht einen furchtbaren, erschütternden Eindruck; nicht nur wegen der dort aufgehäuften Leichenmassen, der Blutlachen und langhingezogenen Blutspuren und der umherzerstreuten blutigen Waffen und Bekleidungsstücke, sondern auch wegen der Vorstellung von der entsetzlichen, fast zur Unüberwindlichkeit gesteigerten Schwierigkeit des Ansturmes, welche der Anblick dieser Höhen bei Jedem erwecken muß.

Bei Sulz dringt die nach Westen führende Straße in die Ausläufer des Wasgaugebirges ein. Etwa zwei Stunden lang zieht sie über sanfte Höhen und durch freundliche Thäler hin; dann durchschneidet sie ein ziemlich breites, dem Rheinthale parallel laufendes Flußthal, das der Sauer. Die Sauer ist allerdings eigentlich nur ein starker Bach, jetzt aber durch die starken Regengüsse der letzten Tage angeschwollen und im Durchschnitt immerhin, bei ziemlich kräftiger Strömung, etwa drei Fuß tief. Das östliche Ufer bietet sanftere Abhänge, das westliche aber fällt in steilen Höhen in die Thalsohle ab. Der steilste Punkt ist dort, wo von dem großen Dorfe oder Flecken Wörth die Straße emporführt zu dem Dörfchen Elsaßhausen, während die Hauptstraße etwas weiter nördlich in der Richtung nach Reichshofen und Niederbronn führt. Zu Reichshofen gabelt sich die Straße wieder, einerseits nach Zabern, andererseits nach Bitsch. Hier erst sind die schwierigen Defileen des Wasgaus zu überwinden.

Gerade jene Höhe bei Elsaßhausen bildete den mit außerordentlicher Hartnäckigkeit festgehaltenen Mittelpunkt der französischen Stellung, und wer hier mühsam eine starke Viertelstunde lang emporsteigt, der begreift kaum, wie es möglich gewesen sein soll, einen hier verschanzten Feind mit stürmender Hand zu überwältigen. Dabei zog sich die Schlacht natürlicherweise nach beiden Seiten weit hin, und in Entfernungen von wohl zwei Stunden findet man ihre furchtbaren Spuren. Aber nur auf der Höhe bei Elsaßhausen konnte die Entscheidung fallen.

Schon früh Morgens begann der Kampf. Bayern und Preußen trieben die Franzosen den diesseitigen Abhang hinunter. Im Thale wogte der Kampf lange Zeit ohne Entscheidung hin und her. Zwei furchtbare Episoden bezeichneten dieses Stadium. In dem Dorfe Gunstett, vom eigentlichen Schlachtfelde zwar etwas abseits liegend, aber eben deshalb zum Standpunkt des Verbandpersonals gewählt, ist es thatsächlich vorgekommen, daß auf Verwundete und auf Sanitätstruppen aus den Häusern geschossen wurde; an einem anderen Orte wurde der Versuch gemacht, Verwundeten die Augen auszustechen, und ich selbst habe Officiere gesprochen, welche herausgeschnittene Zungen gesehen haben. Es ist ein Act deutscher Humanität, daß die betreffenden Orte nicht in Brand gesteckt und sammt ihrer Einwohnerschaft vom Erdboden vertilgt wurden. Daß man im Uebrigen nicht sanft mit dem bestialischen Gesindel umsprang, ist allerdings richtig. Anderen Tages war das ganze Dorf ausgeräumt und zu Quartieren eingerichtet, und ein Haus mit verschließbarer Thür hätte man vergebens gesucht.

Auch eine andere Episode sei hier erwähnt. In einem Hopfenfelde lag eine Compagnie vom 95. Regiment und ein Zug Pioniere vom 11. Bataillon, letztere mit ihren kurzen Zündnadelbüchsen bewaffnet. Der dieselben commandirende Lieutenant wird als ein Mann von ungewöhnlicher Bravour und entschlossenster Ruhe geschildert; mit Bewunderung erzählten mir seine Leute, wie sie kurz vorher unter einem vollständigen Hagel von Kugeln eine bedeutende Strecke ganz ungedeckt hätten zurücklegen müssen, wie sie alle sich unwillkürlich tief gebückt und fast kriechend vorwärts gelaufen seien, er aber sei „majestätisch und kerzengerade mitten durch geschritten". Dieser durch Hopfen und Bäume gedeckten Aufstellung näherte sich in ruhigem Marschschritt ein prächtiges, noch ganz frisches französisches Cürassierregiment. Bis auf 50 Schritt Entfernung, wo die französischen Commandoworte zum Vorrücken erfolgten, hielten unsere Leute die Franzosen für Bayern, indem sie sich sonst diese Art des Heranreitens nicht hätten erklären können. Als kein Zweifel mehr möglich war, war die Lage für den Augenblick eine furchtbar ernste; es schien Wahnsinn, sich gegen diese Masse mit geschwungenem Säbel heranstürmender Reiter — lauter stattliche, zum Theil riesige Gestalten — mit ein paar

Mann Infanterie behaupten zu wollen, und so machten die Truppen denn Kehrt und waren im Begriffe, eiligst zu retiriren. Der Pionierlieutenant aber blieb stehen und rief: „Kinder, wollt Ihr mich allein lassen?“ Und die braven Leute standen augenblicklich, die Infanterie gleichfalls, und jetzt auf wenige Schritte Entfernung Schnellfeuer. Das Regiment war im Nu weggewischt vom Erdboden, wie ein Bleistiftstrich mit Gummi. Die paar Leute, welche durchkamen, wurden von anderen Truppen niedergeschossen. Etwa 200, darunter der Oberst und mehrere andere Officiere, geriethen in Gefangenschaft.

Aber es fehlte leider, namentlich im weiteren Verlaufe des Kampfes, auch auf unserer Seite nicht an ähnlichen entsetzlichen Scenen. Die Sauer mußte unter furchtbarem Kugelregen durchwatet werden; Unzählige sind hierbei gefallen oder verwundet in dem reißenden Bache ertrunken. Dann die Erstürmung der Höhe bei Elsaßhausen! Da hielt der Tod unter unseren heldenmüthigen schlesischen, posenschen, westphälischen und rheinischen Brüdern (es war auch das 82. hessische Infanterieregiment und es waren auch Nassauer und Rheinpreußen betheiligt) eine reiche Ernte. Das 82. Regiment ist nicht mehr in halber Stärke vorhanden; ein anderes hat noch furchtbarer gelitten. Dreimal mußte der Angriff erneuert werden, endlich aber ging es doch mit Hurrah hinauf. Und da oben ändert sich denn freilich der Anblick des Schlachtfeldes. Unten nichts als Preußen, hier und da in dichten Reihen. Die Höhe weiter hinauf auf beiden Seiten des Weges und in den anstoßenden Feldern und Wiesen Preußen und Franzosen bunt durcheinander in der Eintracht des Todes; alle möglichen Uniformen, Zuaven, Spahis, Infanterie, die Zuaven verhältnißmäßig am zahlreichsten. Ganz oben endlich fast lauter Franzosen. Da donnerten die Kanonen hinter den Fliehenden her und rissen schreckliche Lücken. Und den braven Württembergern soll der Ruhm nicht verkümmert werden, daß sie zuletzt noch kräftig mit eingriffen und an der Entscheidung des Tages ihr redlich Theil haben.

Da liegen sie nun, die Tausende. Und zwischen ihnen umher gehen zahlreiche Männer, welche die etwa noch Lebenden aufsuchen und verbinden, die Todten aber in langen Reihen neben einander legen und große Gruben schaufeln, in denen der Deutsche und der Franzose ruhig schlummert. Aber auch da, wo diese traurige Arbeit schon gethan ist, kann man keinen Schritt gehen, ohne an die Schlacht, welche hier getobt, erinnert zu werden. Da liegen todte Rosse, dort Helme, Waffen, blutige und zerfetzte Kleidungsstücke; hier ist der Boden förmlich getränkt mit Blut. Blut- und Leichengeruch erfüllt die Luft.

Wenden wir uns von diesem grauenhaften Bilde weg zu einem freundlicheren. Dort auf den sanften, freundlichen Hügelabhängen, die sich zwischen den Dörfern Oberdorf und Gunstett ausdehnen und so eben erst vom Getöse der Schlacht erdröhnten, brennen am Abende des blutigen Tages unzählige Feuer; es sind die Bivouac's der badischen und württembergischen Truppen. Das ist ein gar fröhliches, kriegerisches Bild. Welch munteres Leben und Treiben! Die Nachtlager werden hergerichtet, Strohhütten für die Officiere, Strohlager für die Mannschaft, welche sich mit ihren Mänteln zudeckt; es wird gekocht und gebraten, Tische werden improvisirt und daran Platz genommen, wenn auch nur auf einem Bund Stroh. Es herrscht Ueberfluß; unsere Truppen haben das Requiriren merkwürdig schnell gelernt und antworten auf alles Klagen und Jammern mit der Erklärung, sie wüßten recht gut, daß, wenn die Herren Franzosen bei uns im Lande wären, sie es noch ganz anders machen würden. Schweine in Menge sind geschlachtet, und wo man mit dem Schlachten nicht gut umgehen kann, da schießt man sie eben todt. Auch Ochsen, Kühe, Schafe sind massenhaft zum Schlachten in's Lager getrieben; selbst an Feinerem fehlt es nicht, Gänsefleisch war unseren Leuten etwas ganz Gemeines geworden. Ich selbst hatte mich den Officieren der 3. Compagnie des 5. Regiments, Compagnieführer Premierlieutenant v. Schilling, angeschlossen, und hatte als Beitrag zur Mahlzeit einen prächtigen Schinken geliefert, den ich einem verwundeten preußischen Soldaten abgekauft hatte, der ihn seinerseits einem todten Franzosen aus dem Tornister gezogen. Wir hatten außerdem Honig, freilich kein Brod, das machte aber nichts. Unser Tisch hatte großen Ruf, der Oberst selbst, ein Major und mehrere andere Officiere nahmen an der Gesellschaft Theil. Was wir im höchsten Ueberfluß hatten, das war vor Allem Wein; die Mannschaft konnte ordentlich trinken, alle Feldflaschen konnten gefüllt werden, und doch wußten wir kaum wohin mit all dem edlen, freilich zum Theil etwas sauren Naß. Da wurde lustig gelebt, und wo der Schein der Bivouacfeuer nicht ausreichte, da versuchte man es, auch noch zu dem Luxus einer brennenden Laterne zu gelangen. Wie waren alle Herzen voll Jubels! Wohl kränkte es unsere Badener, daß sie wieder nicht zum „Handkuß“ gekommen waren, aber sie durften sich sagen, doch noch am Schlachttage auf dem Schlachtfelde angekommen zu sein, und durch einen Tagmarsch von sieben Stunden ihre Pflicht gethan zu haben. War doch zu Hohwiller das Bivouac schon aufgeschlagen und schon Vorkehr zum Abkochen getroffen gewesen, als der unaufhörlich fortdauernde Kanonendonner die Division zum Weitermarsch veranlaßte.

Da wurde politisirt, dort wurden die zu Ohren gekommenen Erzählungen aus der Schlacht ausgetauscht; da wurde darüber berichtet, wie man von den Mitrailleusen gar nichts Ernstliches gespürt habe; Chassepotgewehre wurden umhergereicht und betrachtet, und davon erzählt, wie sich auch diesmal wieder die Erfahrung bestätigt habe, daß diese Waffe viel Verwundungen, aber verhältnißmäßig wenig Tödtungen verursache, des zu kleinen Kalibers wegen; wie übrigens die Franzosen gar nicht schlecht geschossen hätten, zwar durchweg zu hoch, in Folge dessen aber doch die Zahl der Kopf- und Hochbrustwunden eine sehr große sei. Auch die allgemeine Ausrüstung wurde besprochen, und das Urtheil unserer Soldaten dahin festgestellt, daß die Franzosen ganz hübsche Leute seien, aber in ihren rothen Hosen und weiten Röcken wie Räuber aussehen. Und in das fröhliche Geschwirr von Stimmen hinein schollen plötzlich die ernsten Töne der Musik, welche drüben auf dem Berge die Volkshymne spielte.

So senkte sich endlich der Schlaf auf uns hernieder, wir krochen in unsere Hütten und schliefen ruhig auf dem Schlachtfelde von Wörth. Am anderen Morgen aber, nachdem ich meiner ersten und dringendsten Reporterpflicht genügt, machte ich mich auf zum Besuche des eigentlichen Schlachtfeldes. Zurückgekehrt, erfuhr ich schon den Abmarsch unserer Truppen nach Hagenau. Und hier in der alten deutschen Reichsstadt, unter dem kein Ende nehmenden und doch für ein deutsches Ohr unter diesen Umständen so lieblich tönenden Lärm des Heereszuges, schreibe ich Ihnen diese Schilderung der Schlacht und des Schlachtfeldes von Wörth.

Mannichfaltiges.

— Als das Tilsiter Dragoner-Regiment gen Westen befördert wurde, fand eines der in den Waggons aufgestellten Pferde die Sache so wenig seinem Geschmack zusagend, daß es mit kühnem Satze von dem Waggon auf die mütterliche Erde herabsprang. Als der zur Bewachung der Pferde im Waggon befindliche Dragoner sah, daß das Roß wohlbehalten sich anschickte, das Weite zu suchen, sprang er ihm nach, fing das Pferd ein, und als eine Stunde später der Zug auf der Station hielt, trabt auch schon der Dragoner auf dem wiedereingefangenen Flüchtling heran. Der General soll dem kühnen Springer einen Thaler geschenkt haben mit den Worten: „So etwas kann auch nur ein litthauischer Dragoner.“

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 94. Dritter Jahrgang. 1870.

* Die zu Hallenberg.

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

Der Herbst war gekommen; über die Steppen wehte der Wind und das Laub welkte an den Bäumen. Die Wandervögel rüsteten sich und putzten ihre Schwingen, heim kehrten die menschlichen Wanderer aus allen Ecken und Enden zur festlich geschmückten heimathlichen Stätte. Sollte jener hochgewachsene, bleich und kränklich aussehende Mann, der, in einen einfachen dunkelen Ueberrock gekleidet, dort auf dem kleinen Hügel stand und ins Land hinein schaute, wohl ebenfalls Heimkehrende erwarten?

Etwas Düsteres, Unstätes lag im Antlitz des etwa in den Fünfziger Jahren stehenden Mannes ausgeprägt, das einst stolz und schön gewesen sein mußte. Wer ihn ansah, der wußte, er sei nicht glücklich und dennoch besaß er alles, was Menschenwohlfahrt ausmacht. Der Boden, auf dem er stand, war sein Eigenthum, freilich nur eine kleine Besitzung, aber andere fürstliche Güter nannte er sein eigen; ein Weib, eine blühende Tochter bildeten seine Familie. Eduard von Werloh nannte sich dieser Mann, der Besitzer von Hallenberg, seitdem der Sohn des letzten des Stammgeschlechtes, seitdem der Sprosse Alwins von Hallenberg für todt erklärt worden war.

Warum der Edelmann das stille Gut in abgelegener Gegend Süddeutschlands angekauft, warum er dort den größeren Theil des Jahres verweilte, während sich Gattin und Tochter auf Reisen befanden, wer vermochte es zu sagen? Seit einigen Jahren hatte sich Eduard von Werloh körperlich und geistig verändert. Eine düstere Melancholie hatte sich seines Geistes bemächtigt, die keinen ärztlichen Mitteln weichen wollte. Vergebens stürzte sich der reiche Edelmann in den Strudel der Vergnügungen, das Uebel hob sich nicht, bis er, sich von ihm besiegt erklärend, in einsamer Gegend eine Besitzung kaufte und dort ein stilles, einsiedlerisches Leben führte. Die Besuche seiner Familie bildeten die Lichtpunkte desselben, er selbst war es aber, der sie fortsandte, sobald sein Leiden ihn zu stark heimsuchte. Die Aerzte waren der Ansicht, ihn gewähren zu lassen; sie schrieben seine Krankheit einer Nervenreizung zu, die Einsamkeit und Stille mit der Zeit noch am besten zu heilen vermochten.

Jetzt rollte ein offener Wagen in der Ferne daher, mit Koffern und Schachteln beladen, zwei Damen saßen darin; sie schienen den auf dem Hügel ihrer harrenden Mann zu gewahren, denn sie schwenkten ihre Tücher zum Gruße. Ein Freudenstrahl überflog das Antlitz des Mannes. Er verließ die Anhöhe und, einen Feldweg einschlagend, gelangte in kurzer Zeit bei dem Haupt- und Wohngebäude der kleinen Besitzung an, das in seiner Einfachheit keineswegs die Wohnung eines der reichsten Herren im Lande verrieth.

Blumenguirlanden bildeten eine Ehrenpforte an dem Einfahrtsthor; mit grünem Laub waren die Thüren geschmückt und mehrere Knechte und Mägde standen im Sonntagsstaat aufgestellt. Jetzt kam es die Chaussee daher im Galop, es war der Wagen von vorhin; ein mehrstimmiges Hoch erschallte. Jetzt hielt der Wagen am Hause; Eduard von Werloh trat mit ausgebreiteten Armen an den Schlag und umfing mit herzlichem Gruße die Tochter und dann die Gattin.

Frau von Werloh war noch eben so schüchtern und stille, eine blinde Anhängerin des oft despotischen Willens ihres Gatten, als sie dies gleich nach ihrer Vermählung gewesen war, da sich der Edelmann in seinen Erwartungen auf eine reiche Heirath getäuscht sah. Sie hatte Eduard Achtung abgenöthigt, zu lieben, wenn je sein Charakter zu innigerer Leidenschaft geneigt war, hatte er sie nie vermocht.

Und Leonore — mit fast ängstlicher Theilnahme ruhte das Auge des Vaters auf ihr, der kecke rosige Ausdruck ihres Antlitzes, der jugendliche Uebermuth war daraus verschwunden, ihre Wangen erschienen hagerer und bleicher, und wie ihre Augen nicht mehr im alten Glanz leuchteten, so war auch ihr ganzes Wesen stiller und zurückhaltender geworden.

Von Kind und Gattin begleitet, begab sich Werloh in das obere Stockwerk; Leonore trat an's Fenster und blickte hinaus. Ein stilles anmuthiges Friedensbild bot sich ihren Augen dar; Felder und Hügel, ein Bild der freundlichsten Harmonie.

„Wie schön ist es hier," sagte sie sinnend, „wie wohl thut dieser Frieden nach bewegter Fahrt, hier laßt mich lange, lange weilen, wenn mein Herz glücklich sein soll."

Werloh schüttelte das Haupt. „Glücklich? — Um sich in der Einsamkeit glücklich zu fühlen, muß man sie mit geliebten Wesen theilen oder eine Fülle süßer Hoffnungen im Busen tragen."

„Und doch duldest Du uns nur kurze Zeit um Dich?" fiel Frau von Werloh ein.

„Meine Bahn ist zu Ende, aus der Liste der lebenden Wesen ist Eduard von Werloh gestrichen, mein Haar wurde grau vor der Zeit, mein Herz alt vor dem Alter. Nur eine Hoffnung, nur einen Trost habe ich noch: Leonore, die reichste der Erbinnen, einst dem Höchsten, dem Edelsten vermählt zu sehen, sie glücklich zu wissen in den Kreisen eines Hofes, gefeiert, bewundert — —"

Leonore am Fenster machte eine ungeduldige Bewegung. „Wem gehört das Häuschen dort drüben?" fragte sie, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

„Das Haus zählt zu einer kleiner Besitzung, die seit einem halben Jahre einem Fremden gehören soll, der sie mit seinem Neffen bewohnt. Ich habe beide bis jetzt noch nicht gesehen. So wenig ich mich um meine Nachbaren kümmere, so wenig scheinen die Herren geneigt, Bekanntschaften anzuknüpfen."

Die kleine Familie blieb nicht lange beisammen. Unter dem Vorwand, der Ruhe zu bedürfen, zog sich Leonore in ihr Zimmer zurück, die Eltern blieben allein.

Werloh führte seine Gattin zum Sopha und ließ sich an ihrer Seite nieder. „Was ist mit dem Kinde vorgegangen?" fragte er scharf. „Du bringst sie mir verändert wieder."

Frau von Werloh seufzte. „Der Himmel allein weiß, was geschehen ist," erwiderte sie, „allein seit wir die sächsische Schweiz

verlassen, ist aller Frohsinn von ihr gewichen. Vergebens bot ich alles auf, sie zu zerstreuen, umsonst verschwendeten die schönsten, die vornehmsten Cavaliere ihre Huldigungen; sie blieb kalt und einsam, es war, als erwarte sie Jemanden, der nimmer komme, als sei nur ihr Körper an der Stätte, dagegen weit, weit entfernt ihre Seele. Werloh, das Mutterauge sieht scharf — Leonore liebt."

„Und Du hast keine Ahnung, auf wen ihre Wahl gefallen ist? So wenig Vertrauen hat unser Kind zu Dir, daß sie Dir ein so süßes Geheimniß nicht zu entschleiern wagt?"

„Ich versuchte es zu enträthseln, aber Leonore ist eine echte Werloh, mit eisernen Klammern hält sie ihr Geheimniß im Busen fest. Ueberlassen wir es der Zeit, es zu reifen oder zu zerstören, es sei genug, daß unser Auge über sie wacht, damit ihre Wahl keinen Unwürdigen treffe."

Werloh blickte düster zu Boden. „Nimmer darf dies geschehen," sagte er, wie im Selbstgespräch vor sich hin, „was ich gethan, was ich erworben, für wen geschah's, als für sie? Denn einen Sohn, einen männlichen Erben, versagte mir tückisch das Schicksal. Aussterben wird der Name Werloh, wie der der Hallenberg. Wehe ihr, wenn sie wagen sollte — — das wäre ein Fluch, den keine Philosophie hinweg zu blasen vermöchte."

* * *

Vierzehn Tage waren verstrichen, seit Leonore von Werloh auf der Besitzung ihres Vaters weilte. Die ländliche Stille, die erquickende Luft schienen dem Mädchen wohl zu thun, denn die Schwermuth wich nach und nach von ihrer Seele, und Auge und Wangen wurden frischer und lebendiger.

Das Wetter war anhaltend schön und milde; als könne die Sonne sich nicht von der liebgewordenen Erde trennen, vergoldete sie Berg und Thal, und Feld und Wald mit sommerlichem Glanze.

Durch den kleinen Wald in der Nähe des Gutes kam eine Reiterin; es war Leonore von Werloh. Sie war ohne Begleitung eines Reitknechtes, denn die Gegend war bis jetzt vollkommen sicher gewesen, und ihrem Sinne sagte Beaufsichtigung wenig zu. Langsam ritt sie den Waldespfad entlang, ein lichtgrünes Kleid umhüllte ihre schlanke Gestalt, die sich in kurzer Zeit vollkommen entwickelt hatte, und ein Barett mit wallendem Schleier bedeckte ihr Haupt. Das Mädchen sah schöner aus als jemals, aber die Bäume sind gar stumme Bewunderer und den schmeichelnden Ruf der Waldvögel konnte ihr Ohr nicht verstehen. Mit losem Zügel, dem klugen Thiere den Pfad überlassend, ging es im Schritt vorwärts, sie aber träumte und sann — sie war ja nicht allein in der Waldeinsamkeit, ein lichtes Bild geleitete sie, eine süße, selige Erinnerung — „Henry," flüsterten ihre Lippen.

„Leonore!"

Das Pferd stand wie von magischer Kraft berührt. Ein unaussprechliches Glück zog in ihre Seele; war es Zauber, der sie umgab, war es ein Phantom, ein Spuck des Waldes?

Da stand der Jüngling, ihr Traum, ihr Sehnen, edler, blühender als jemals, inmitten des Waldes, unter duftenden grünen Bäumen. Seine Arme hatten sich in der ersten Ueberraschung ausgebreitet, als wolle er sie in höchster Leidenschaft umfangen, jetzt aber sanken sie nieder, fast gewaltsam nahm sein verklärtes Antlitz den Ausdruck der Ruhe an und an das Pferd heran tretend, fragte er in höflichem Tone, der aber die tiefste Bewegung nicht ganz zu unterdrücken vermochte: „Welchem Zufall, welchem Zauber, mein Fräulein, verdanke ich das unverhoffte Glück? Ich glaubte Sie in den Salons der Residenz, umschwärmt von hohen und liebenswürdigen Bewunderern, und treffe Sie nun in stiller grüner Waldesstätte wieder. Sie, die ich nimmer mehr zu sehen gehofft?"

Auch Leonore hatte sich gesammelt. „Diesen Zauber, mein Herr," erwiderte sie lächelnd, „verdanken Sie einem sehr einfachem Zufall, die benachbarte Besitzung gehört meinem Vater, Herrn von Werloh. Aber lassen Sie mich Ihnen die Frage zurückgeben: wie kommen Sie in diese Einsamkeit, und — sind Sie glücklicher als vor Monden?"

„Welch Geschick mich hierher führt? Mein guter Engel war's, der Stern meines Glückes; ich lebe hier still und unbekannt an der Seite eines edlen Beschützers, und ich beschwöre Sie, das Geheimniß meines Daseins keinem profanen Ohr zu enthüllen. Ob ich glücklich bin? Ich war's, seit ich an dieser Stätte weilte, und da sie Ihr Fuß betrat, da weben lichte Gedanken in meiner Seele hin und wieder, wie Sonnenfäden in blauer, milder Luft."

Leonore stieg von ihrem Pferde; wie langjährige Bekannte schritten sie nun neben einander, sorglos plaudernd und lachend, und neben ihrem Haupt sang der Waldvogel sein neckisches Lied, zu ihren Füßen flüsterten die Herbstblumen, aber neidisch wie alte Jungfern schauten die abgefallenen vergilbten Blätter dem jungen lebensvollen Paare nach und knisterten hämisch hinter ihnen her.

Als Leonore im väterlichen Hause anlangte, strahlte noch der Schimmer des Glücks auf ihren Zügen. Sie unterdrückte ihn, denn in der Eingangshalle des Gebäudes empfing sie ihr Vater, einen offenen Brief in der Hand.

Eduard von Werloh mußte heute einen seiner schlimmen Tage haben, denn er schien finsterer als jemals, und seine Stimme hatte einen rauhen, heftigen Klang.

„Wo bleibst Du so lange?" sagte er; „ich liebe diese einsamen Promenaden nicht, um so weniger, wenn sie sich so lange ausdehnen, während ich Dir eine Mittheilung zu machen habe. Ich erhielt vor einer Stunde dieses Schreiben aus der Residenz, es stammt vom Grafen von Marsan, einem Bekannten aus früherer Jugendzeit. Seine Stellung als Minister erhebt ihn zu der ersten Stelle am Hofe, sein Sohn Charles, schön und liebenswürdig, um dessen Gunst die holdesten, vornehmsten Frauen buhlen, ist Attaché des Gesandten am französischen Hofe; diesen Winter verbringen wir in der Residenz, wo sich beide Grafen einfinden werden. Charles von Marsan wird um Dich werben und Leonore von Werloh wird diese Werbung nicht zurück weisen."

Leonore erbleichte; jetzt diese Nachricht in herber, schonungsloser Weise, jetzt dieser rauhe Griff in das zarte, kaum geweckte Liebeleben ihrer Seele. Aber nur zu wohl erkannte sie, daß jede Vernachlässigung der äußersten Vorsicht sie verrathen könne. Sie neigte demüthig ihr Haupt. „Mein Herz ist frei, und wenn kein schöner Zauberer des Waldes es umstrickt, füge ich mich dem Willen meiner Eltern. Nur vergönnen Sie mir bis dahin, Ihre Einsamkeit zu theilen und in der Stille des Waldes den Träumen über meine Zukunft nachzuhängen."

Der Vater hatte sich auf Widerstand gefaßt gemacht, befriedigt gewährte er ihr Verlangen.

(Fortsetzung folgt.)

Marschall Bazaine.

(Aus dem „Daheim".)

Wie der Herr, so der Knecht. Dieses Wort trifft bei Bazaine vortrefflich ein, denn nicht minder als sein Kaiser ist er geübt in Lug und Trug, in allen bösen Künsten. Er ist ein guter Soldat, aber ein schlechter Mensch. Hören wir die Thatsachen. Von den moralischen Fußtritten der Nordamerikaner gedrängt, ziehen im Februar 1867 die Franzosen unter Bazaine ab; Kaiser Maximilian bleibt seinem Schicksal allein überlassen. „Auf gegen diese Preußen, wir wollen Berlin mit dem Bayonnet stürmen!" — das sind die letzten Worte, welche die mit Gräuelthaten aller Art befleckte Truppe Bazaines ausstößt. Im April landet Bazaine auf dem Dampfer „Souverain" in Toulon, sofort begeben sich der Seepräfect und der Commandant an Bord des Schiffes und kündigen ihm an, daß der Befehl gegeben sei, ihm keine Ehrenbezeugungen zu erweisen. Er steigt aus. Zischen des Publicums empfangt ihn, man ruft: pfui! und spuckt aus. Der Bube hatte diesen Empfang verdient, und selbst in den Tuilerieen zog Alles sich vor ihm zurück. Er sollte für den größeren Schurken Sündenbock sein, auf seine Schultern wollte man den Wahnsinn der Kaiserin Charlotte, die Erschießung Maximilians in Queretaro wälzen, die im Grunde der eidbrüchige Mann des 2. December verschuldet.

Nachdem General Forey aus Mexico abberufen war, hatte 1863 Bazaine dort den Befehl der französischen Truppen übernommen. Ein geschickt ausgeführter Feldzug gegen die Truppen des Juarez im Jahre 1864 bringt ihm den Marschallsstab ein. Aber nicht lange dauert die französische Ueberlegenheit; von Nordamerika unterstützt siegen die Republikaner; die Franzosen müssen sich concentriren. Natürlich darf kein Makel auf die Truppen der grande nation fallen, und Bazaine thut Alles, um Maximilian die Mißerfolge in die Schuhe zu schieben. Er zwingt die französischen Officiere, aus der mexicanischen Armee zu treten; diese antworten in einem Actenstück: „Wir hatten die Autorisation zum Eintritt in die Armee; Sie selbst, Herr Marschall, gaben sie uns, Sie selbst haben uns dazu aufgefordert, und Sie sind es, der nun unseren Eid brechen will. Der Eid ist heilig, Herr Marschall, und über unser Gewissen können Sie nicht verfügen."

Als Bazaine abzog, verkaufte er französische Waffen an die Feinde Maximilians, er correspondirte mit den republikanischen Führern, er ließ ganze Ladungen französisches Pulver ins Wasser werfen, Kanonen zerschlagen, Lafetten zertrümmern, nur damit Maximilian, den doch sein Kaiser hinüber ins Unglück gelockt, nicht in den Besitz dieser ihm so nothwendigen Dinge gelange. Bazaine schnaubte vor Wuth, daß jener unglückliche Habsburger nicht mit im Gepäckwagen der Franzosen abziehen wollte, sondern auf eigene Faust die Kaisertragödie in Mexico fortsetzte. — Soweit der Soldat!

Nun der Mensch. Nach dem unter gewöhnlichen Menschen geltenden Maßstabe ist der kaiserlich französische Marschall Bazaine einfach ein — Dieb. Er ist von der schmutzigsten Habgier beseelt und ein undankbares Geschöpf. In Mexico heirathete er eine reiche Tochter des Landes, der unglückliche Maximilian stand bei seinem ersten Kinde Gevatter und beschenkte dieses kaiserlich. Auch zu seiner Hochzeit hatte ihm Maximilian einen Palast in der Stadt Mexico zum Geschenke gemacht, für welche die mexicanische Regierung die Ausstattung mit Möbeln, Betten, Leinenzeug, kurz allen Hausgeräthschaften übernahm, doch unter der ausdrücklich verbrieften und von Bazaine anerkannten Bedingung, daß dieses Inventarium Eigenthum des mexicanischen Staates sei. Bei seinem Abzuge kannte der kaiserlich französische Marschall das Eigenthumsrecht nicht mehr, er verkaufte die ihm nicht gehörigen Geräthschaften; ja ein zeitweilig ihm überlassener Staatswagen, an den er nicht einen Schatten von Anspruch hatte, wanderte in die Hände eines Trödlers, die lumpigen paar tausend Franken dafür aber in die Tasche der rothen Marschallshose. Alle diese Thatsachen sind richtig, unantastbar; ihnen ist nie widersprochen worden; die Beweise dafür findet der Leser in dem Werke des ehemaligen Leibarztes Kaiser Maximilians, Dr. Basch, und in den Erinnerungen des Prinzen Felix zu Salm-Salm. Ueberdies erzählt jeder aus Mexico zurückgekehrte europäische Krieger von Bazaines Nichtswürdigkeiten.

Was wir sonst noch über François Achille Bazaine zu sagen haben, läßt sich kurz zusammenfassen. Er wurde 1811 geboren und erwarb sich 1836 in den Kriegen gegen Abd-el-Kader die Epauletten und das Kreuz der Ehrenlegion. Mit der Fremdenlegion focht er 1837 bis 1839 gegen die Carlisten in Spanien; er kehrte wieder nach Algerien zurück, wo er sich in den Kriegen gegen die Kabylen zu wiederholten Malen auszeichnete. Im Krimkriege führte er den Befehl über die aus den Fremdentruppen gebildete Infanteriebrigade, an deren Spitze er sich bei der Belagerung Sebastopols hervorthat und als Divisionsgeneral zurückkehrte. In Italien commandirte er die Zuavenregimenter bei Melegnano und Solferino; seinen schlimmen Ruf erwarb er sich aber erst in Mexico, der auch durch das Großkreuz der Ehrenlegion, das er 1860 erhielt, und durch den Marschallsstab niemals verwischt werden kann.

Den Kriegern, die nach Frankreich ziehen.

Zieht aus, ihr Adler von Germaniens Höhen,
Laßt eure Blitze leuchten durch die Nacht,
Laßt eure Fittige Verderben wehen
In todeskühner stolzer Heldenpracht.
Zieht aus! verlaßt die heimathlichen Hallen,
Beginnt den ernsten gottgeweihten Zug;
Hört ihr des Vaterlandes Ruf erschallen,
Seht ihr der Freiheit Oriflamme wallen,
Hoch über Zeit und Erde geht ihr Flug.

Ihr kennt den Schmerz, euch sind die finstern Klagen
Der edeln Kämpfer Deutschlands wohl bewußt,
Ihr habt auch sie zum Theile schon getragen
In eurer kühnen, männlich stolzen Brust.
Drum auf, mein Volk! Das schwarz-roth-goldne Zeichen
Sei dein Panier in wilder Frankenschlacht.
Umgieb es frisch mit einem Kranz von Eichen,
Laß es hinauf in's Licht der Sonne reichen
Und laß es strahlen durch den Sturm der Nacht!

Ich kenne dich! was in den Graus der Nächte
Dich muthig stürzte, was in Kampf und Tod,
Als deine starke freigeword'ne Rechte
Den Franken blut'ge Lorbeerreifer bot,
Das wird auch jetzt dich führen und geleiten,
Auf, folge deines Herzens edlem Drang,
Du weißt wohl für das Herrlichste zu streiten;
Weißt kühn und wild Verderben zu bereiten
Im Kampf für Ehre, die kein hohler Klang.

Drum auf! es ist so groß und schön zu fechten,
Wo's kräftig einer edlen Sache gilt,
Wo's gilt zu kämpfen mit Tyrannenknechten
Und wo der Freiheit hehres Götterbild,
Rein von dem Staube schmacherfüllter Zeiten,
Von dem Altar der Einheit wieder glänzt;
Wo für das Edelste die Edlen streiten,
Und sollt' es auch zu Tod und Grab geleiten,
Wenn nur die Stirn ein ew'ger Lorbeer kränzt!

Schon seh' ich, wie das heil'ge deutsche Zeichen
Von allen wälschen Thürmen nieder blickt,
Ich seh' das neue Babylon erbleichen,
Den gall'schen Hahn zertreten und zerknickt;

Und in den ernsten, hochgewölbten Hallen
Entweihter Tempel wird das freche Wort
Des falschen Götzen nimmermehr erschallen,
Der Sieger stolze Fahnen seh' ich wallen
Zu ihres Dankes brausendem Accord.

Und andre, schön're Zeiten kehren wieder
Auf Deutschlands reiches blühendes Gefild;
Der Sänger stimmt die gold'ne Harfe wieder,
Er hat sein Schwert, sein flammendes, verhüllt
Und singt die Thaten seiner Leoniden,
Die Zeit, die noch im Dunkeln vor uns liegt.
Und Liebe darf die zarten Rosenblüthen
Den wackern Streitern freudig wieder bieten,
Die kühn im Kampf für's Vaterland gesiegt.

Blieskastel.

Vom Kriegsschauplatze.

§. Saarbrücken, 10. Aug. (Verspätet.) Unter begeistertem Jubel ist König Wilhelm gestern hier eingezogen; Prinz Karl von Preußen, Prinz Luitpold von Bayern, Graf Bismarck, Kriegsminister v. Roon, General v. Moltke, und viele andere hohe Persönlichkeiten befinden sich in seinem Gefolge. Das Hauptquartier befindet sich vorläufig hier. Heute Morgen besuchte der König das Schlachtfeld und wird auch den Lazarethen einen Besuch abstatten. Hessen sind heute Mittag in St. Johann angekommen und Württemberger bei Biebach über die Saar nach Frankreich gegangen; andere Divisionen zogen über die Spicherer Höhen. Der Durchzug der Artillerie-, Munitions-, Sanitäts- und sonstigen Colonnen nimmt kein Ende. Vom Kriegsschauplatz ist bis jetzt — 5 Uhr Nachmittags — keine Nachricht eingetroffen.

Noch immer sind nicht alle Todten begraben; unser ganzer Verlust wird auf über 3000 glaubwürdig angegeben. Die hier gewesenen gefangenen Franzosen sind alle weiter transportirt worden; ihre Zahl wird die Höhe von circa 1300 erreichen; hie und da werden noch Versprengte eingebracht.

Die Nahrungsnoth hat ihren Höhepunkt erreicht; ein Ei z. B. kostet 2 Sgr.; Kartoffeln sind eine seltene Frucht und der meiste Kaffee wird schwarz getrunken. Doch das Alles wird von unserer Bürgerschaft mit Resignation ertragen, denn Jedermann freut sich, die verhaßten Rothhosen nicht mehr zu sehen. Was aus uns geworden wäre, wenn sie länger hier geblieben wären, dafür zeugen einige Beispiele, die ich Ihnen mittheilen will. Die beiden Lehrerinnen an der hiesigen Töchterschule, welche in einer abgelegenen Straße etwas zu bestellen hatten, sind von zwei Franzosen festgehalten und unter Lebensgefahr bedroht worden, „mitzugehen". Auf die in französischer Sprache erfolgte Zurechtweisung und Weigerung, warf einer der Vertreter der gebildeten Nation die eine Dame nieder und hielt ihr das Gewehr vor die Stirne, der andere schoß sein Gewehr dicht am Ohre der anderen jungen Dame ab, um sie furchtsam und gefügig zu machen. Glücklicherweise kam ein Officier des Weges, und auf den Hilferuf kam er herbei und nahm sich der Bedrängten an, welche auf sein Ersuchen mit in's Lager gingen, um die Schuldigen zu ermitteln, welche die Flucht ergriffen hatten. Es gelang, und die Schandbuben sind sofort gefesselt nach Forbach gebracht worden. Das isolirt gelegene Haus des Baumeisters Neufang wurde geplündert und einer Frau Broche und Trauring am hellen Tage abgenommen. Dem hiesigen Bierbrauer Zix ließen sie für circa 2000 Thaler Bier laufen, nachdem sie ganze Fässer auf ihren Lagerplatz gebracht hatten; desgleichen widerfuhr dem Bierbrauer Bruch in St. Arnual; daß dabei Alles zerschlagen und gestohlen wurde, brauche ich wohl nicht hinzuzufügen. Eine Menge solcher Schandthaten könnten wir noch aufzählen.

Der französische Commandant, der in St. Arnual sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, war so freundlich, unseren würdigen Bürgermeister Herrn Schmidborn zum Frühstück einzuladen, mit dem Hinzufügen, derselbe müsse aber das hierzu Nothwendige mitbringen. Seinem Wunsche wurde insofern entsprochen, als das (von Restaurateur Walter gefertigte) feine Frühstück geschickt wurde, der Herr „Maire" sich aber entschuldigen ließ, demselben beizuwohnen. Im Laufe des Nachmittags kam General Frossard zu Herrn Schmidborn und ließ die Andeutung von dem Aufstecken der französischen Fahne auf dem Rathhause fallen; es würde das vom Kaiser gewiß gut aufgenommen werden. Herr Schmidborn gab einfach aber bestimmt zur Antwort, auf so etwas sei man in Saarbrücken nicht eingerichtet. Damit zog sich General Frossard denn auch zurück, der Stadt seinen Schutz versichernd. Ob das stattgefundene Bombardement auch ein Zeichen seines Wohlwollens war, wissen wir nicht, auf jeden Fall aber ist es gut, daß wir diese „Befreier" los sind.

In unseren Lazarethen herrscht große Thätigkeit; von allen Seiten strömt Hilfe herbei; Aerzte, Krankenpfleger, Diaconissinnen, barmherzige Schwestern treffen ein und finden ein großes Arbeitsfeld. Viele der Verwundeten sind schon gestorben; in einem Thal hinter dem Winterberge werden die Todten verscharrt und in einem einzigen Grab liegen 103 der Opfer vom 6. ds., darunter General François, ein Major und mehrere Officiere; der erstere soll aus Versehen mit in das allgemeine Grab gelegt worden sein. General v. Moltke, welcher heute dieser traurigen Begrabungsarbeit eine Weile zusah, schüttelte wehmüthig das Haupt, als ihm die große Zahl der schon Beerdigten genannt worden war.

Wir haben seit gestern Regenwetter und die Temperatur ist abgekühlt; es ist das sehr gut für unsere Kranken und gegen die Ausdünstung schädlicher Miasmen, allein unsere braven Soldaten werden es bitter empfinden müssen; die Nachtnebel sind schon kalt und auf freiem Felde zu compiren ein trauriges Soldatenloos.

Alles deutet darauf hin, daß wir bald wichtige und entscheidende Nachrichten aus der Gegend von Nanzig erhalten. Wie es heißt, geht der König und das Hauptquartier schon morgen über die Grenze. Gott geleite ihn!

Mannichfaltiges.

— Daß die Zuaven und Turcos die braunen Teufel der französischen Armee genannt werden, ist bekannt. Seit der Erstürmung von Weißenburg und der Schlacht bei Wörth ist jedoch der Satan auch in das deutsche Heer eingezogen, und zwar haben die bayerischen Soldaten die Ehre, besagte Rolle zu spielen. Die Tapferkeit derselben imponirte den Franzosen so, daß sie ihnen die Bezeichnung gaben: les bleux diables (die blauen Teufel).

— Die Bühnen der französischen Hauptstadt schlagen aus dem Kriege Capital heraus und treffen zwei Fliegen mit einem Schlage, indem sie gleichzeitig ihren Patriotismus bewähren. Die Marseillaise, der so lange verpönt gewesene Revolutionsgesang, wird am meisten benutzt und jeden Abend gesungen. Am ärgsten hat es die große Oper getrieben, die neulich ein lebendes Bild stellte, zu dem der Rhein mit seinen Burgen und Schlössern die Decoration hergab. Auf der Bühne befand sich das ganze Chorpersonal, der weibliche Theil als Elsässerinnen und der männliche als Zuaven, Spahis und Mobilgarden gekleidet. Hundert echte Chasseurs und Kürassiere der Armee von Paris wirkten in ihren Uniformen mit, damit die Pariser die Helden in Person sähen, von denen die Pariser Presse so bestimmt weiß, daß sie am 15. August in Berlin einziehen wollten.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay. Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 95. Dritter Jahrgang. 1870.

* Die zu Hallenberg.

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

8.

Zu Ende war der Herbst, vorsichtig hatte der Wintersmann seinen weißen Mantel über Feld und Wald gebreitet, auf daß Blumen und Kräuter warm schlafen möchten, bis die Lenzsonne sie erweckt zu neuem Gedeihen. Weihnachtszeit war nicht mehr fern und noch immer weilte die Familie Werloh auf der Besitzung des Edelmanns. Eine leichte Krankheit der Mutter Leonorens hatte bis jetzt die Abreise in die Residenz verschoben, aber bereits war sie gehoben und ungeduldig drängte, seinen einsiedlerischen Gewohnheiten entgegen, der Vater zu rüsten, um das alte Jahr im Hause des Ministers zu beschließen, der zu einer großen Soirée auf jenen Abend eingeladen hatte. Es war, als ob eine geheime Macht ihn triebe, die Stätte, die ihm lieb geworden, zu verlassen. Weihnachten war gekommen, hell strahlend war am Morgen die Sonne aufgegangen und in tausend Farben glitzerte es und glimmerte auf dem gefrorenen Schnee; feierliche Stille herrschte ringsum, denn in dem kleinen zur Besitzung gehörenden Dorfe waren die Bewohner in ihren Häusern mit Vorbereitungen für den Abend beschäftigt; neugierig stand die sonst so laute Jugend vor den verschlossenen Thüren derjenigen Räume, welche die Weihnachtsschätze enthielten, und sehnsuchtsvoll sahen sie dem Anbruch der Dunkelheit entgegen.

Er war da der Glück bringende, der heiß erwartete Weihnachtsabend. Ueber Stadt und Land zog ein milder Friedensengel und wo er anklopfte, da flammte ein Christbaum auf und Liebe und Hoffnung und seliges Vergessen zogen in's viel liebende, viel geprüfte Menschenherz ein.

Im Wohnhause des Herrn von Werloh aber schimmerten keine lichterglänzenden Tannenzweige, denn finsterer als je war das Gemüth des Edelmanns gestimmt und ihm widerstrebte jede laute Fröhlichkeit. Am frühen Morgen hatten Dienerschaft und Gutsangehörige ihre Geschenke erhalten, und ihnen war zum Abend ein Fest in den für sie bestimmten Räumen versprochen worden.

Es war zwischen Tag und Abend. Die Dämmerung begann ihre Streifen über die blendende Schneefläche zu werfen, als sich leise und vorsichtig eine Thür des Hintergebäudes öffnete und eine Gestalt, in einen weiten dunkelen Mantel gehüllt, heraustrat, nach rechts und links umblickend. Das waren keine friedliche, keine weihnachtliche Gedanken, die des Wanderers Brust erfüllten, als er dahin schritt durch den Garten, der sich eine weite, weite Strecke entlang zog. Seine Stirn war gefurcht und düsterer Groll sprach aus seinem Antlitz.

Eduard von Werloh selber war es. Wohin wollte, was trieb er Finsteres an dem heiligen Tage, denn nichts Gutes, nichts Freudiges konnte es sein, das ihn leitete. Weiter schritt er und weiter, jetzt war er am Ende des Gartens, wo ein auf einer kleinen Anhöhe belegenes Lusthaus die Grenze gegen den Park bildete. Rings waren die Fenster von innen mit dichten Vorhängen versehen, und die Thüren des kleinen, nur zum sommerlichen Gebrauch bestimmten Hauses waren fest verschlossen. Herr von Werloh schien damit bekannt, mit Hilfe eines Schlüssels öffnete er den Eingang und trat in's Innere des Pavillons, den er hinter sich aufs neue verschloß.

Das kleine Gebäude war in Dämmerung gehüllt, nur von oben her drang die letzte Helle des scheidenden Tages durch die Fenster; es war ein traulicher Raum, warm und behaglich trotz der Kälte draußen, mit einem Divan und einigen Fauteuils ausgestattet.

Des Edelmanns Antlitz war noch düsterer als zuvor. „Hier also ist der Ort, wohin meine Tochter täglich wallfahrtet und von dem der Gärtner täglich einen jungen Mann kommen sieht; ein traulicher Rendezvousort in der That; wehe ihm, wehe dem elenden Buben, wenn meine Ahnung Wahrheit würde."

Er fühlte in seine Brusttasche, der Schaft einer Pistole lugte daraus hervor. „Ich will's vermeiden, es zum äußersten kommen zu lassen," fuhr er in seinem Selbstgespräch fort, „mein Sinn ist milder geworden, schwächer meine Kraft, seit mein unseliges Leiden mich heimgesucht und mich zum Schatten meiner selbst verwandelt hat. Aber die Früchte dessen will ich ernten, was ich gesäet für mein Kind, da ich's nicht für mich selber kann."

Er zog seine Uhr und ließ sie repetiren. „Vier Uhr, ich werde noch eine halbe Stunde warten müssen, die Ungeduld trieb mich zu früh hierher; dort jener Vorhang wird mich verbergen, sobald ich Schritte höre."

* * *

Kaum eine Stunde von der Besitzung Eduards von Werloh entfernt, lag die waldumsäumte Stelle, wohin Ewald sich mit seinem Schützling geborgen hatte. Hier lebten die beiden Freunde, so verschieden im Alter, so harmonisch in ihrem Denken und Streben.

Der Nachmittag war angebrochen; Julius Ewald weilte in seinem Studirzimmer, wie er es täglich zu thun pflegte, während Henry in's Freie gegangen war, frische Luft zu schöpfen.

Wie hatte sich der Jüngling verändert, wie hell war sein sonst schüchterner und gesenkter Blick geworden, wie hoch und kräftig hatte sich seine schlanke Gestalt geformt. Körper und Geist war unter der sorgsamen Pflege des Sonderlings herrlich gediehen und Glück strahlte aus seinem Antlitz. Ihm war es, als sei ihm der Himmel auf Erden erschienen, seit die Liebe sein Herz erfüllte. Es war eine zarte, duftefüllte, poetische Liebe, die sein ganzes Sein verklärte, rein und heilig, wie am ersten Tage ihrer Zusammenkunft, standen sich die beiden jungen Leute gegenüber; wie ein süßer Traum schwanden ihnen die Tage dahin und in seligem Vergessen fragten sie nicht, was die Zukunft bringen könne, dachten sie nicht an das Morgen. Täglich, seit die Witterung nicht mehr den Aufenthalt im Freien gestattete, fanden sie Zeit, in der Dämmerungsstunde im Pavillon zusammen zu treffen.

Bald war diese Zeit für heute da, im Vorgefühl der süßen

Erinnerung schlug sein Herz höher, keinem konnte das Christfest mehr des Glücks verleihen.

In Gedanken versunken schlenderte Henry dahin, keiner störte sein Sinnen, wer konnte sich an diesem Tage in diese Einsamkeit verirren?

Und doch, da tauchte am Ende des Weges eine dunkele Gestalt auf, dämmerhaft, undeutlich, und doch fühlte der Jüngling eine bange Ahnung seine Seele durchziehen. Wie von innerer Angst getrieben, trat er hinter einen Baum, sich den Blicken des Kommenden zu entziehen, sein Athem stockte, hörbar pochte sein Herz. Was führte den Furchtbaren in diese Einsamkeit, kam er, ihm sein stilles Glück zu rauben, oder hatte nur ein Zufall seine Schritte gelenkt?

Immer näher kam der Wanderer, kein Zweifel mehr, es war derselbe, der unter den Namen Marden die sächsische Schweiz besucht hatte; aber wie elend, wie verkommen sah er aus, seine Kleidung war abgetragen und an vielen Stellen zerrissen, sein Haar völlig ergraut und sein Antlitz von Trunk und Leidenschaft aufgedunsen und verzerrt.

Langsam schritt er vorwärts, augenscheinlich war er ermüdet, oder seine Füße drohten den Dienst zu versagen. Jetzt blieb er stehen, wenige Schritte von dem Orte entfernt, der den Jüngling seinen Blicken verbarg; er lehnte sich an den nächsten Baum und holte tief Athem. „Man wird alt," sagte er vor sich hin, und deutlich konnte Henry jeden Laut seiner Stimme vernehmen, „es wird Zeit, daß Du zur Ruhe kommst, Klagas, und der Werloh soll mir dazu verhelfen, oder der Teufel soll ihm auf den Pelz kommen."

„Klagas," wie ein Dolchstich durchzuckte dieser Name des Jünglings Brust; wie aus Gräbern beschworen tauchten düstere Erinnerungen vor seiner Seele auf, mit Blitzesschnelle zog ein furchtbarer Augenblick an ihm vorüber. Ihm war es, als müsse er sich auf den Elenden stürzen, ihm sein Geheimniß zu entreißen, denn daß ein tiefes dunkeles Mysterium über seine Herkunft walte, war ihm längst zur Gewißheit geworden. Aber der Gedanke, seine Gegenwart dem Elenden preiszugeben, den er als Dämon seines Lebens ansah, lähmte seinen Fuß, auch hatte sich der Wanderer von neuem in Bewegung gesetzt und schritt vorwärts. In höchster Spannung, wohin er den Fuß lenke, schaute ihm Henry nach und wie ein Alp fiel es von seiner Brust, als er ihn nicht den Weg einschlagen sah, der zu Ewalds Hause führte, sondern die Richtung nach dem Werloh'schen Besitzthum. Er gewahrte, wie der Wanderer ein abgegriffenes Portefeuille aus der Tasche zog und mehrere Papiere durchblätterte. Dann setzte er seinen Weg fort und bald war er in der Dämmerung den Blicken des jungen Mannes entschwunden.

Henry's Entschluß stand fest, noch in dieser Stunde, ehe er zu Leonore eilte, wollte er Alles seinem Pflegevater entdecken, was ihm einst die beiden Männer, die sich seine Vormünder nannten, am Felsenrande der sächsischen Schweiz mitgetheilt. Zur Genüge, dessen war er sich wohl bewußt, hatte er sich des älteren Freundes Achtung erworben und ihn drängte es, die verworrenen Gedanken, die unbestimmten Ahnungen, die seine Seele durchbebten, ihm darzulegen.

„Es kann nicht sein," rief es laut in seinem Inneren, „nicht das Blut Verworfener fließt in meinen Adern, nicht dem Sohn eines Verbrecherpaares kann Leonore von Werloh ihre Liebe zugewandt haben; wer weiß, welchen edlen Eltern jene Elenden mich einst entführten, die vielleicht noch heute untröstlich ihre Arme nach dem Verlorenen ausstrecken, wenn sie nicht droben weilen, wo es keine Sehnsucht giebt, kein Leid; wer weiß, ob es nicht Gottes Fügung ist, die mir zum Christfest die süßeste der Offenbarungen sendet. Heil mir, wenn auch der letzte Schatten schwinden sollte, der zwischen mir und meinem Glücke stand, wenn —"

Er hielt inne in seinem Selbstgespräch, sein Fuß strauchelte über einen Gegenstand, er beugte sich nieder ihn aufzuheben — aber ein lauter Ausruf entfuhr seinem Munde — ein Kindersteifelchen war's, von feinem gelbem Leder, augenscheinlich hatte der Mann es verloren, der noch vor wenig Augenblicken denselben Pfad gewandert war.

Eine Weile stand Henry unbeweglich da, wie von tiefem Traum befangen. Seine Brust hob und senkte sich, seine Lippen murmelten unzusammenhängende Laute, und unverwandt, als sei es ein Mysterium, an dessen Lichtung sein Leben hielte, starrte er auf den unscheinbaren Fund. Ja, ein tiefes, ein unergründliches Geheimniß war es, das seine Hand hielt, sein Dasein, Vergangenheit und Zukunft knüpfte sich daran.

Minuten vergingen und noch immer stand Henry regungslos da, einer Statue gleich; deutlich drangen die Glocken der kleinen Dorfkirche in der Nähe herüber, die den Weihnachtsabend einläuteten und die heilige Verkündigung mit frohen Zungen weit über das Land trugen.

„Weihnachtsabend!" klang es mitten durch das Chaos seiner Seele, indem seine Gedanken auf und nieder wogten wie ein brandendes Meer, da riß ein schwerer undurchdringlicher Vorhang vor seinen Blicken, da flammte ein grüner lichterglänzender Christbaum in prächtig geschmücktem Raum, überall frohe, freundliche Gesichter, da sah er sich selbst, ein kleiner Knabe, mit strahlenden Augen und rosigen Wangen, jubelnd über alle die reichen Gaben und eine Dame licht und mild wie eine Fee: das war seine Mutter, und ein bleicher hochgewachsener Mann mit blondem Bart, der ihn seinen Stammhalter nannte und da der freundliche, breitschultrige — „Fritz" nannte ihn der Vater, „Onkel Gerding" nannte ihn der Knabe Gerding — der böse Zauber war gebrochen, was Krankheit, was Menschenbosheit in der Seele des Kindes verwischt hatten, das weckte der Name des treuesten der Freunde nach seinem Tode auf's neue, und niedersank er inmitten des Waldes, kein Dankgebet konnte sich brünstiger zum Himmel richten, als es aus Henry's Brust entströmte. Dann sprang er auf. „Zu ihm, zu meinem väterlichen Freunde," rief er laut. „Alles soll er erfahren, auch in die letzte Falte meines Herzens soll er Einblick erlangen; offenbaren will ich ihm meine Liebe zu Leonoren —"

(Fortsetzung folgt.)

Saarbrücken am 2. August 1870.

(Aus dem Preuß. „Staatsanzeiger".)

Es hat in der gesammten Presse, wie im größeren Publicum Aufsehen erregt, daß bisher die Nachrichten vom Kriegsschauplatz in spärlicher Weise eingegangen sind und selbst die wenigen gegebenen Nachrichten nicht volle Klarheit über das specielle Factum geboten haben. In den leitenden Kreisen der Armee ist man sich in vollem Grade bewußt, welche Pflichten man der Oeffentlichkeit gegenüber hat und wird man stets mit großer Freude dieselben zu erfüllen suchen. Indeß giebt es Momente, wo die Erfüllung an und für sich berechtigter Wünsche der Sache selbst zum größten Schaden gereichen kann.

Speciell war dies mit den bei Saarbrücken bisher sich abspielenden Ereignissen der Fall. In demselben Moment, wo unsere Colonnen Letzen daselbst auf französischen Boden übergehen, fallen die Rücksichten, welche bisher bestanden. Die Frivolität, mit welcher die französische Regierung aus nichtssagenden Gründen einen blutigen Krieg heraufbeschwor, und welche bis jetzt im Leben der Völker nicht ihres Gleichen gefunden hat, spottete jeder Berechnung. Dessenungeachtet war die militärische Leitung in Preußen selbst hierauf vorbereitet. Der politischen Excentricität Frankreichs folgten daselbst militärischerseits entsprechende, sich ebenso charakterisirende Maßregeln. Die gesammten im Frieden gehaltenen Truppen wurden in überstürzender Hast von der kaiserlichen Regierung an unsere Grenze geworfen. Eine Masse von über 100,000 Mann bedrohte somit das deutsche Gebiet auf dem linken Rheinufer, während unsere Bataillone in der ganzen Monarchie, an der Oder und an der Weichsel, noch in ihren Garnisonen standen. Die französischen Maßregeln hatten unter solchen Verhältnissen einen sehr gewichtigen Vorsprung gewonnen, einen Vorsprung, den man diesseits stets im Auge gehabt hatte, da in Frankreich das Eisenbahnnetz, die massenhafte Dislocation in den östlichen Districten, vor Allem aber die durch stehende Lager gebotene Möglichkeit, große Truppenmassen im Frieden zu formiren, denselben bedingten. Preußischer Seits war man nicht so günstig situirt, doch hätte man auch hier immobile Truppen an die Grenze werfen können, aber man zog es vor, einen anderen Weg einzuschlagen. Denn Hals über Kopf aus ihren Friedensverhältnissen herausgerissene Truppentheile waren nach diesseitigen Ansichten wohl in der Lage, momentane Erfolge zu erringen, aber nicht organisirt, um die Wechselfälle eines großen und gewichtigen Krieges durchzuführen. Was dabei augenblicklich errungen wurde, mußte sich für die Zukunft bitter rächen. Man zog es daher vor, die Streitkräfte in ordnungsmäßiger Weise zum Kriege vorzubereiten. Dessenungeachtet gab man sich der Hoffnung hin, ohne dies als erste Norm geltende Princip zu tangiren, auch mit den an der westlichen Grenze in ihren Garnisonen belassenen schwachen Kräften den deutschen Boden einigermaßen zu schützen. Allerdings wußte man genau, daß, wenn der Feind nur ein wenig Energie besaß, man nicht vermochte, ernstlichen Widerstand zu leisten oder zu verhindern, daß er auf Kosten eines Theiles unserer Lande lebe. Sämmtliche deutsche Truppentheile blieben daher in ihren Garnisonen bis zu dem Moment, wo sie zu Operationen befähigt waren. Diese Consequenz hat in diesem Augenblicke bereits ihre großen Früchte getragen. Die in ihrer Organisation sich überstürzende und verwirrende französische Armee fand an der Grenze bereits Truppen vor, obgleich dies nur die dortigen schwachen Garnisonen waren. Sie hat, hierdurch irre geführt, nicht einmal auf unsere Kosten zu leben verstanden, mehr noch: es ist der vollendeten Organisation der deutschen Streitkräfte zu danken, daß, sobald diese ihre Rüstungen vollendet hatten und zum Austrage des angebotenen Kampfes heranrückten, die französischen Streitkräfte sich nicht an der Grenze zu behaupten vermochten, sondern dieselbe preisgaben und den Rückzug antraten. Den französischen Phantasieen halten wir die einfache Thatsache entgegen: die operationsbereiten preußischen Colonnen nähern sich der Saar, die französische Hauptarmee giebt sofort diese wichtige Linie auf.

Wie bekannt, hatte sich die französische Hauptmacht an dem Tage, an welchem in Berlin der Befehl zur Mobilmachung erst gegeben wurde, gegen die Saar, und speciell gegen Saarbrücken, in Bewegung gesetzt. In letzterer Stadt befanden sich nur ein Bataillon des Regiments Nr. 40 und drei Escadronen des Ulanenregiments Nr. 7. Würden diese Truppen herausgezogen, so lagen die deutschen Lande auf dem linken Rheinufer weithin dem Gegner offen. Man war sich bewußt, welche Gefahr diese schwache Abtheilung lief; aber es galt, dem Gegner zu imponiren und sich in den Rüstungen der Armee trotz der drohenden Gefahr nicht stören zu lassen. Diese Aufgabe wurde von jenem Detachement mit unermüdlicher Thätigkeit und glänzender Ausdauer gelöst, während zum weiteren Schutz an anderen Punkten der Saar wenige Compagnieen und Escadrons aus den nächsten Garnisonen vorgesandt wurden. In einer, in der Kriegsgeschichte bisher unerhörten Weise blieb seit der mit voreiliger Hast erfolgten französischen Kriegserklärung dieses unerschrockene Häuflein 14 Tage lang ganzen Divisionen des Feindes gegenüber stehen. In den Augen des Feindes gewannen diese Abtheilungen täglich eine größere Bedeutung und vergrößerten sich so weit, bis man schließlich in den französischen Journalen sie in einer Höhe von ca. 200,000 Mann angegeben fand. Tägliche Patrouillengefechte wurden geliefert und die lächerlichsten Darstellungen über großartige Kämpfe erschienen in den französischen Bulletins. Man war preußischerseits nicht in der Lage, diesen Rodomontaden und beunruhigenden Gerüchten entgegen zu treten. Wollte man die Wahrheit aufdecken, so mußte man sagen, daß hier nur 1 Bataillon und 3 Escadrons dem Feinde gegenüberstanden. Wenige Stunden, nachdem dies in Berlin bekannt geworden wäre, hätte man es auch in Paris gewußt, und die Vernichtung des kleinen Detachements wäre die unmittelbare Folge davon gewesen, sobald der Feind klar darüber war, was ihm gegenüberstand. Man war daher preußischerseits nicht in der Lage, den darüber coursirenden Gerüchten und der berechtigten Wißbegierde des Publicums die ruhmvolle Wahrheit entgegen zu halten. Als die Nachrichten ergaben, daß schließlich zwei französische Corps dem schwachen Detachement auf nächster Nähe gegenüber standen, wollte die oberste Führung, um die tapfere Schaar nicht zu opfern, dieselbe zurückziehen, umsomehr, als zu jener Zeit die diesseitigen Rüstungen sich ihrem Ende näherten. Aber der dortige Commandeur, Oberst-Lieutenant von Pestel, telegraphirte zurück und bat, ihn auf diesem Ehrenposten zu belassen, indem er hinzufügte: „Das Benehmen der Franzosen zeigt, daß sie sich vor uns fürchten.“ Unter diesen Verhältnissen wurde mit Freude die Einwilligung hierzu gegeben, umsomehr, als man jetzt bereits in der Lage war, das Detachement noch durch 2 Bataillone zu unterstützen und 2 Meilen rückwärts Truppen zur Sicherung ihres Abmarsches aufstellen zu können. Dies führte zu der berühmten ersten Schlacht von Saarbrücken!! Die Streifereien der Ulanen und Vierziger beunruhigten den Gegner fortwährend, indem sie ihn auf seinem eigenen Gebiete aufsuchten und selbst eine ihm wichtige Bahnlinie störten. Die Ankunft des Kaisers und seines Sohnes änderte nichts in der Situation, gab aber Veranlassung, daß französischerseits am 2. August ein Schauspiel aufgeführt wurde, welches die militärische Welt in berechtigte Heiterkeit versetzen muß, dem Detachement aber neuen Ruhm bereitete.

Nach diesen Auseinandersetzungen fährt das amtliche Blatt fort: Wir bedauern, unseren Lesern die anziehende Schilderung des großartigen Ereignisses aus Mangel an Raum vorenthalten zu müssen, wie solche unter Anderem im „Gaulois“ veröffentlicht wird, die den Eindruck der Völkerschlacht von Leipzig hervorruft, fügen aber die einfache Darstellung der Thatsachen, wie sie sich verhalten, hinzu: Nachdem bereits am Abend des 1. August sich größere Bewegungen hinter den feindlichen Vorposten bemerkbar machten, meldeten am Morgen des 2. die vorgegangenen Cavalerie- und Infanterie-Patrouillen das Anrücken starker feindlicher Colonnen auf der Chaussee von Forbach, sowie nördlich und südlich derselben. Das Vorposten-Bataillon nahm hierauf mit 3 Compagnieen Stellung, westlich der Stadt, woselbst das Terrain einer Vertheidigung noch am günstigsten war, eine Compagnie blieb in der Stadt als Reserve. Das zur Aufnahme bestimmte Detachement von 2 Bataillonen formirte sich auf dem rechten Ufer der Saar. Sehr bald zeigte es sich, daß der Feind sehr bedeutende Kräfte entwickele. Vier Rohr- und eine Mitrailleusen-Batterie desselben fuhren auf den Höhen des linken Thalrandes auf und beschossen, jedoch ohne besonderen Effect, die diesseitigen Truppen. Der Commandirende der Letzteren konnte nicht einen Augenblick zweifelhaft sein, daß eine Durchführung des Gefechts unmöglich sei und der Rückzug angetreten werden mußte, sobald sich die feind-

lichen Massen in Bewegung setzten. So lange dies nicht geschah, wollte er auch der jedem vorgeschobenen Posten obliegenden Aufgabe, durch sein Stehenbleiben den Feind zur Entwickelung seiner Kräfte zu zwingen, um darüber orientirt zu werden, genügen. Abgesehen von Artilleriefeuer, deuteten die feindlichen Maßnahmen zunächst mehr auf eine Revue, als auf die Absicht eines ernsten Gefechtes hin.

Erst gegen 11 Uhr stiegen mehrere feindliche Bataillone von den Höhen herab, hielten jedoch auf eine kolossale Entfernung und gaben Salven und Schnellfeuer ohne welchen Erfolg ab. Um doch auch preußischerseits thätig zu sein, wurden die Schützenzüge der 3 Compagnieen vorgeschoben und unterhielten ein fast einstündiges Tirailleurgefecht. Gegen 12 Uhr rückten auf dem rechten feindlichen Flügel neue Massen an. Die 3 preußischen Compagnieen erhielten Befehl, nunmehr den Rückzug anzutreten. Ohne vom Feinde gedrängt zu werden und in voller Ordnung wurde der Abmarsch ausgeführt. Um 12 Uhr wurde die Stadt geräumt. Der feindliche rechte Flügel setzte indessen seinen Vormarsch fort und dirigirte sich gegen den Exercierplatz. Man konnte deutlich die formirten Massen dreier feindlicher Divisionen erkennen; durch Gefangene wurde constatirt, daß es das Armee-Corps des Generals Frossard war. Der Zweck des Haltens war somit erreicht, eine Fortsetzung des Gefechtes konnte keinen Nutzen bringen. Das gesammte Detachement trat daher nach 1 Uhr den Abmarsch an und bezog eine Meile nordwestlich, vom Feinde unverfolgt, das Bivouac. Die Cavalerie behielt Fühlung am Feinde. Der Gesammtverlust an Todten, Verwundeten und Vermißten betrug 2 Officiere, 73 Mann. Es erscheint nicht erforderlich, dem Bericht noch etwas hinzuzufügen. Wir bedauern, nicht wie der „Gaulois" in der Lage zu sein, dieser Relation eine perspectivische Ansicht des Schlachtfeldes beifügen zu können. Die zum Kriege disponibelen Mittel reichen nicht aus, derartige Illustrationen für alle die Schlachten zu liefern, welche die Phantasie der französischen Journalisten zu erschaffen vermag. Die schwierige Situation, welche anfangs vorlag, ist heute geschwunden, mithin kein Grund vorhanden, mit der so ruhmvollen Wahrheit noch länger zurückzuhalten. Uebersichten über den inneren Zusammenhang werden in ähnlicher Weise stets gegeben werden, sobald die Verhältnisse es irgend gestatten, auch kann der Berichterstattung nunmehr ein größerer Spielraum eröffnet werden.

Gruß der Deutschen in Amerika an Deutschland.

Von Caspar Butz in Chicago.

Wenn Wünsche Kugeln wären, wenn Blitz und Donnerschlag
Der längst Verbannten Zürnen, jetzt am Entscheidungstag,
Wie würd' der Donner rollen gewaltig über's Meer:
Für Deutschland eine Salve und für sein tapfres Heer!
Vergessen ist ja Alles, vergessen jede Noth!
Vergessen jedes Urtheil, ob es auch sprach: der Tod.
Für Dich, o! Muttererde, Du Land der Herrlichkeit,
Auch Deine fernen Söhne, sie stehen mit im Streit!

Nicht Zeit ist's mehr für Worte; Gott grüße Dich, mein Land!
Wie stehst Du stolz im Streite, der jetzt so jäh' entbrannt;
Ein Feigling, der verzweifelt nur einen Augenblick,
Hol' Deine alte Größe und Ehre Dir zurück!
Pflanz' auf des Wasgau's Höhen das deutsche Banner auf,
Laß' weh'n die alten Farben von Straßburg's Domes Knauf!
Nun ist für Deine Kammern trotz des Jahrhunderts Hohn
Endlich die Zeit gekommen, die Zeit der Reunion!

Der Würfel ist gefallen, der furchtbar eisern rollt;
Sie haben mit beschlossen, sie haben mit gewollt;
Sie küssen ihm begeistert den Reiterstiefel blank,
Der einst bis an die Knöchel im Bürgerblut versank.
Hohläugig, ein Gespenste, betritt in blindem Wahn
Der letzte Bonaparte die letzte Schlachtenbahn;
Gerichtet von den Völkern, stürzt er im Blachgefild,
Denn seines stolzen Hauses Jahrhundert ist erfüllt.

Doch Du, der jetzt Du lenkest des Vaterlands Geschick,
O, stehe fest! o, wanke jetzt keinen Augenblick;
O, sieh! wie Klio's Auge so ernst jetzt blickt auf Dich,
O, sei dem deutschen Volke kein zweiter Metternich!
Vermähle Du, Du kannst es, reich' nur dem Volk die Hand,
Die Freiheit mit der Größe im deutschen Vaterland!
Wir segnen den Befreier, wir fluchen dem Verrath!
Auf! und vollziehe endlich der Deutschen größte That!

Mannichfaltiges.

— Ein prosaisches, aber vielleicht sehr wahres Bild vom Schlachtfelde gab auf einem Berliner Bahnhofe bei einem der Gefangenenzüge einer der transportirenden Soldaten, ein biederer Liegnitzer. Er klagt, schreibt der Correspondent der „Elberf. Ztg.", inmitten des Ueberflusses, den die Gefangenen hatten, über rasenden Durst und ich verhalf ihm zu einem Glase Bier. Ich fragte ihn aus; er hatte bei Weißenburg gefochten. „Haben Sie viel Kanonen gesehen?" „Gesehen haben wir gar nichts, immer vorwärts, fünf Stunden lang." „War Cavalerie dabei?" „Das weiß ich nicht, wir sind immer blos vorwärts gelaufen, mit gefälltem Bayonnet; die Franzosen schossen so viel, daß die Luft ganz dunkel war. Ab und zu wurde commandirt: Halt! dann schossen wir dreimal und dann liefen wir weiter vorwärts." Wie viel Patronen haben Sie verschossen?" „Nicht viel, 37." „Haben Sie Gefangene gemacht?" „Ich habe blos einen gemacht." „Wie ging denn das zu?" „Er hielt mir sein Gewehr gerade vors Gesicht und wollte losdrucken. Ich sprang zu und packte ihn an der Gurgel und sagte: Oller Bruder, geschossen wird hier nicht mehr! Ihn behielt ich gleich, da sitzt er." In der That blickte in diesem Augenblick ein freundlich grinsendes Franzosengesicht zu uns einverständnißinnig herüber. Der Gefangene schien für seinen Gefangennehmer Anhänglichkeit zu haben und nickte ihm öfters zu.

— Daß es auf den Vorpostenlinien an scherzhaften Intermezzi nicht fehlt, möge folgendes kleine Geschichtchen zeigen: In einer dunkelen Nacht fällt in der Vorpostenkette ein Schuß. Alles wird lebendig, man glaubt, der Franzose wolle einen Ueberfall versuchen; der commandirende Officier stürzt herbei und examinirt den Posten, der den Schuß abgegeben. „Warum haben Sie geschossen?" — „A Franzos wollt' sich eb auf alle Vier rauschleiche, da hab' i ihn g'schosse!" — „Haben Sie ihn angerufen, und was hat er gesagt?" — „Er konnt' nur antworte: „Oui oui", und da hab' i g'schosse!" Das Terrain wird genau abgesucht, die Patrouillen gehen hin und her, und endlich findet man den „Oui oui"-Sager. Mit Triumphgeschrei wird er erfaßt, hochgehoben, zum Lager gebracht und — als kostbarer Leckerbissen verspeist. Der „Oui oui"-Sager war nämlich ein schönes, feistes Wildschwein.

— Von den beiden nach München gebrachten eroberten französischen Kanonen trägt die eine, ein gezogener Sechspfünder, (Vorderlader), die Aufschrift „Le Naufrage", 18. Febr. 1860; die andere ein gezogener (Vorderlader) Zwölfpfünder heißt „Le Nestor", 10. August 1855. Diese Geschütze sind in der Stückgießerei zu Toulouse gegossen worden.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stan.

Bauer'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 96. Dritter Jahrgang. 1870.

* Die zu Hallenberg.

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

In dem traulichen Bibliothekzimmer Ewalds, von der Gluth des Feuers im Kamin beleuchtet und erwärmt, weilten die beiden Freunde. In höchster Aufregung hatte der junge Mann Ewald mitgetheilt, was er wußte und vermuthete, nicht minder erschüttert ging der Sonderling in tiefen Gedanken auf und nieder. So deutlich hatte der Jüngling die Personen geschildert, die er seine Eltern nannte, daß unwillkürlich das Bild zweier Wesen vor Ewalds Auge trat, die er mit vollster Seelenmacht zu vergessen strebte. Jetzt blieb er vor Henry stehen und mit einer Stimme, die zwischen Furcht und Hoffnung schwankte, sagte er: „Erinnerst Du Dich der Namen Melanie, Alwin? Sollten dies die Namen Deiner Eltern sein?"

Der Jüngling schüttelte das Haupt. „Sie können dem Gedächtniß entschwunden sein, wie so manches andere aus meiner Jugend," entgegnete er nach einer Weile. „Beide sind mir fremd."

„Ist's auch der Name Werloh?" fuhr Ewald in seinen Fragen fort, um den Geist des Jünglings auf die rechte Spur zu leiten.

Henry erröthete. „Wohl kenne ich den Namen Werloh. Unsere nächsten Nachbaren tragen ihn und Leonore von Werloh heißt das junge Mädchen, das ich liebe mit unsträflicher Neigung, zu der mich täglich mein schnelles Roß trägt, — die mich noch heute in kurzer Zeit im Pavillon ihres Gartens erwartet."

Ewald neigte das Haupt. „Armes Kind, wie bald werden Deine Ideale einem Eduard von Werloh gegenüber schwinden, wenn Deine Leonore wirklich das Kind des Mannes ist, den ich meine. Aber in jedem Falle wohl Dir, daß Du mir zur guten Stunde Dein Geheimniß offenbartest. Henry, mein Sohn, schwörst Du mir in dieser Stunde, die einer Welt Friede und Freude bringt, schwörst Du mir's bei dem Andenken an Deine Eltern, daß diese Liebe rein geblieben, daß Du ohne Erröthen mir ins Auge schauen darfst?"

Henry lächelte. „Hätte ich es bisher können, mein väterlicher Freund, wenn Schuld mich drückte?" fragte er. „Die Erinnerung an sie wachte wie ein guter Genius über meine Leidenschaft."

„Wohl, so höre mich und zürne mir nicht, mein Sohn, wenn ich Dein Herz verwunde," fuhr Ewald fort. „Kann ich der Natur zürnen, die andere Triebe, andere Neigungen in eines Jünglings Herz gelegt, als die, durch sein Dasein eines alten störrischen Sonderlings Einsamkeit zu versüßen? Nur die Freude will ich mir bereiten, Dir ein Dasein des Friedens und des Glücks zu eröffnen. Noch in dieser Stunde richte ich ein Schreiben an den ersten Anwalt der Residenz und bereite ihn auf unsere Ankunft vor. Du, Henry, erfülle Dein Versprechen, finde Dich ein zum Stelldichein. Aber dies sei das letzte, das den Augen der Eltern verborgen bleibe. Morgen reisen wir ab, nicht als Namenloser sollst Du ihr wieder gegenüber treten und um ihre Hand werben. Ist ihre Neigung der Deinen gleich, wird sie Dir auch die Treue zu bewahren wissen."

Henry zog des Freundes Hand an seine Lippen. „Ich verehre Ihren Willen, wenn selbst er meinem Herzen hart erscheint," sagte er. „Abschied werde ich von Leonoren nehmen und nicht eher sie wieder sehen, bevor Sie selber es mir gestatten. Auf Wiedersehen, mein Vater, denn ewig, ewig werde ich Sie so begrüßen, mag ein Verhängniß mir den Mann wiedergeben, den die Natur mir zum Vater bestimmte, eben so eng als Bande des Blutes fesseln die Bande der Dankbarkeit, und alles was ich bin: Ihr Werk ist's, das Werk des besten, edelsten der Sterblichen."

Er eilte hinweg, trübe lächelnd blickte ihm Julius Ewald nach. „Pflicht — Dankbarkeit —", sagte er leise vor sich hin, „wie steigt die Waage, wenn die Liebe auf der anderen Schale liegt. Wahr ist's, wenn der Dichter sagt: „Un cheveu de ce qu'on aime, tire plus que tous les devoirs du monde." Dann setzte er sich an den Schreibtisch und den von Henry mitgebrachten Fund vor sich, begann er das Schreiben an den Anwalt, der ihm von seinem früheren Aufenthalt in der Residenz her bekannt und inzwischen ein Greis geworden war.

Eine Weile mochte er geschrieben haben, als ihn ein Geräusch unter seinem Fenster störte; mit Verwunderung vernahm er weibliche Stimmen, jetzt antwortete der Diener Ewalds und im nächsten Augenblick erschien er im Zimmer seines Herrn.

„Eine Dame mit ihrer Begleiterin ist soeben gekommen," meldete er. „Sie wünscht Herrn Ewald zu sprechen."

Ewald blickte erstaunt auf. „Eine Dame, mich?" fragte er kopfschüttelnd. „Hier muß ein Irrthum obwalten, wenn nicht eine List der Elenden, die meinem Henry nachstellen, um ihn zu verderben." Nichts desto weniger erhob er sich sogleich. „Wohin hast Du die Dame geführt?"

„In das blaue Zimmer, Parterre, — sie scheint sehr schwach, ich glaubte, die Treppe zu steigen, müßte ihr sauer fallen."

Ewald nickte Beifall und verließ die Bibliothek; wenige Augenblicke später befand er sich im Erdgeschoß des Hauses und öffnete die Thür des ihm vom Diener bezeichneten Zimmers.

Die Kerzen zweier Armleuchter verbreiteten ein helles Licht in dem kleinen Raum und neugierig heftete Julius Ewald sein Auge auf die Dame, die sich in einen Fauteuil niedergelassen hatte und an deren Seite eine dunkel gekleidete Person, dem Anschein nach eine Dienerin, stand. Beide waren in Trauer gehüllt.

Jetzt erhob sie ihr Antlitz. Gram mehr als Alter hatten ihr memento in diese bleichen leidenden Züge gegraben. Ihre Augen begegneten Ewalds Blicken, ihre Hände streckten sich ihm entgegen. „Hat Julius Ewald, der treue Freund, Melanie Marborn ganz vergessen?"

Laut auf schrie Ewald, tiefer Schmerz, inniges Mitleid mit der noch immer Geliebten, der nie Vergessenen malte sich auf seinem Antlitz. „Melanie" — stammelte er, „Melanie von

Hallenberg, beim Gott des Himmels, trägt Schicksal oder Menschenbosheit Schuld an diesem Elend?"

„Wer will richten, wer entschuldigen oder verdammen?" entgegnete Melanie. „Der Tod raubte mir meinen Gatten, kaum fünf Jahre waren uns vergönnt. Eduard von Werloh nennt sich Majoratsherr auf Hallenberg, aber Gott ist gerecht, kein Erbe wurde ihm bescheert und ein düsteres Leiden umnachtet seinen Geist und kürzt seine Tage."

Ewald nahm Melanie's Hand und preßte sie in der seinen. „Arme, arme Frau, und ich, der nicht den Muth hatte, Dein vermeintliches Glück zu schauen, der rastlos die Welt ohne Zweck, ohne Ziel durchstreifte, während hier — ach nimmer sind wir Menschen unwissender und elender, als wenn Leidenschaft oder Egoismus unsere Schritte lenkt. Aber Ihnen blieb doch die Mutter, die treueste der Freundinnen, uns von der Natur selber gegeben, — nicht wahr?"

Frau von Hallenberg wies nach oben. „Ich stehe allein in dieser Welt, ohne Hoffnung. Martha, die Werloh elend gemacht und deren Kummer dem meinen gleicht, folgte mir von Hallenberg und wurde die Pflegerin der an Körper und Geist Gebrochenen. Alles raubte mir das Schicksal, Gatten, Vermögen, denn ich stürbe eher, als daß ich Werloh's Großmuth annähme — und Kind. Ich sehnte mich nach einem Freundesherzen, in das ich vertrauensvoll das ganze Elend meines Daseins schütten dürfte, ich verzweifelte an Allen, denn auch Sie, der einzige, der noch Werth für mich hatte, dem meine Gedanken folgten in ungewisse Ferne, Sie waren verschollen! Da erfuhr ich durch meinen Anwalt, daß er als Bevollmächtigter der Erben des letzten Eigenthümers an Julius Ewald diese Besitzung verkauft habe und daß er der nächste Nachbar Eduard's von Werloh geworden, der von der Welt zurückgezogen lebt, vielleicht von Gewissensbissen gefoltert. Mein Entschluß stand fest. Ich mußte Sie sehen, den einzigen von allen, die meinem Herzen nahe standen, die mir die dunkelen Mächte raubten."

Ewald hatte die Hand der Freundin nicht losgelassen, er faßte sie mit stärkerem Druck. „So soll es mir denn, fast am Ziel meines Lebens vergönnt sein, für andere zu wirken, für andere zu sorgen. Verzeihung, o Verzeihung, wenn Egoismus und Leidenschaft mich verblendeten, denn jetzt, da Kummer und Elend Sie heimgesucht, da mein Haar grau geworden, da geläutert die Flammen und geklärt, da lassen Sie mich's Ihnen gestehen, ich habe Sie einst geliebt, Melanie, geliebt mit jugendlichem Feuer, mit unsäglichen Schmerzen, mit wüthender Leidenschaft; ich, der Aesop, war der Rival eines Alwin von Hallenberg, ach, ein Fünkchen Leidenschaft ist genug eine ganze Tonne Philosophie in die Luft zu sprengen, beide kämpften erbittert in meiner Brust, und um nicht schimpflich zu unterliegen, ergriff ich die Flucht. Aber," fuhr er fort und seine Stimme klang erregt, wie es selten der Fall war, „aber ich will nachholen, was ich versäumt habe; alle Wünsche, alle Sorgen schütten Sie getrost in dieses Freundesherz. Die Sorge um Melanie's Wohl sei die Aufgabe des Daseins Julius Ewald's. Die Freundschaft möge Ihnen erhellen, was das Schicksal trübte."

Melanie lächelte schmerzlich. „Erhellen?" wiederholte sie. „Vermag sie auch die Sturmesnacht zu erhellen, in der mein Sohn, in der der treue Freund Fritz Gerding verscholl? Ja, Ewald, ich bin kinderlos, aber wo soll ich den Grabstein meines Henry suchen, wo ist der Hügel, wo ich meine Thränen weinen, auf den ich den Kranz der Erinnerung, der Mutter letzten Trost, legen darf?"

Wie ein elektrischer Schlag durchfuhr es Ewald's Seele „Gerding verscholl, Henry nannte sich Ihr Sohn, reden Sie, Alles, Alles kann gut werden, was ist geschehen?"

Melanie begann unter Thränen, sie schilderte das Dasein des Glücks, das sie fünf Jahre lang an Alwin's Seite verlebt, die Seligkeit der Beiden, die die Geburt eines Sohnes verursacht, dann wurde das Bild trüber und trüber, Hallenbergs Krankheit, sein Tod und das spurlose Verschwinden Henry's und Gerding's.

„Und welches Alter müßte Ihr Sohn in diesem Augenblick erreicht haben?" fragte er. Seine Stimme zitterte vor innerer Erregung.

„Zwanzig Jahre," rief Frau von Hallenberg, „wenn das Schicksal ihn erhalten, aber wozu die Frage, wozu den Schleier, der meinen Schmerz umhüllt, lüften, wenn Sie ihn nicht zu zerreißen vermögen?"

Ewald erwiderte nichts, er eilte in die Bibliothek zurück und kehrte in wenigen Augenblicken mit dem Funde Henry's wieder. „Melanie von Hallenberg," sagte er und seine Stimme klang langsam und feierlich, „in meinem Hause, als mein Pflegesohn, den ich der Bosheit Verworfener entrissen, befindet sich ein Jüngling, Henry nennt er sich. Daß ein Verbrechen an ihm in frühester Jugendzeit verübt, ist gewiß, die Namen Gerding und Klagas —"

„Klagas — großer Gott, so nannte sich ein schlechter, elender Mensch, jeder Schandthat fähig, und dieser Jüngling, dieser Henry, — rasch — rasch — ehe die furchtbare Ungewißheit mich tödtet."

„Ein Zufall ließ Henry heute Abend ein Stiefelchen finden, das zu einem Kinderfuß gehört, und wie er sich bestimmt erinnert, in einer furchtbaren Sturmnacht den seinen bekleidete. Melanie von Hallenberg erkennen Sie diese Reliquie?"

Fast zögernd, denn Furcht vor Täuschung lähmte seine Hand, reichte er Melanie den Fund des Jünglings.

Frau von Hallenberg riß ihn an sich, ihre Brust drohte zu springen vor Wehmuth und unendlichem Glücke, ihre Lippen bewegten sich, als wolle sie sprechen, aber kein Laut kam aus ihrem Munde. Dann zog sie ein zweites Stiefelchen hervor, das einzige, was ihr von dem Verlorenen geblieben war, kein Zweifel mehr, eines paßte zum anderen, ohnmächtig brach die schwer Geprüfte in den Armen des Freundes und der treuen Dienerin zusammen.

(Schluß folgt.)

Cousin, genannt Montauban, Graf von Palikao, Premierminister von Frankreich.

Die „Berliner Kriegszeitung" giebt folgende interessante Lebensskizze dieses echten Mameluken. Sie schreibt:

„Parlamentarischer Premierminister des kaiserlichen Frankreichs ist also Herr Cousin! Das hätte er sich gewiß nicht träumen lassen, trotzdem er ehrgeizig genug ist. — Herr Cousin, der sich später nach dem französischen Staatsstreich vom 2. December 1851 Montauban nannte, galt in Frankreich allgemein für einen natürlichen Sohn des Königs Ludwig Philipp und wurde von diesem Könige, der ihn erzeugt hatte, als er Herzog von Chartres hieß und als Emigrant auf der Flucht in der Schweiz und sonst herum lebte, trotz mancher Schelmenstreiche nach allen Seiten hin bevorzugt. Dennoch machte er sich nichts daraus, seinen Herrn (und Vater?) 1848 zu verrathen und zweifelsohne wird er der Erste sein, der sei-

nen zweiten Wohlthäter Louis Bonaparte bei geeigneter Gelegenheit im Stich läßt. Als Geburtsjahr dieses „Helden" wird seit einigen Jahren 1797 angegeben, doch lacht Jedermann in Frankreich, wenn er hört, Palikao sei 73 Jahre alt, denn trotz dem guten Glauben sieht der Eroberer des Sommerpalastes von Peking nicht so aus, als verdiene er ein Altersgenosse unseres glorreichen Königs Wilhelm zu heißen. Herr Cousin (d. h. Vetter der Bourbonfamilie, die 1814 nach Frankreich zurückgekommen war) befand sich 1818 in der Cavallerieschule zu Saumur, dann in der Generalstabsschule, wurde nach bestandenem Examen bei der leichten Cavalerie, bei der Infanterie und bei der Artillerie verwendet, 1823, während der Expedition nach Spanien, Adjutant des Generals Toussaint, trat er in den Generalstab der 18. Division zu Dijon und schließlich 1826 in das 1. Garde-Grenadierregiment zu Pferde. Von 1831 an diente er in Afrika. Wegen seiner Leistungen wurde Herr Cousin sehr oft in den Tagesbefehlen mit Auszeichnung genannt und nach dem Gefecht von Sidi-Laldar von dem General Lamoriciere Angesichts der Truppen umarmt. Am 7. Mai 1843 zum Oberstlieutenant der Chasseurs d'Afrique und vier Jahre später zum Obersten ernannt, gelang ihm am 23. December 1847 die Gefangennehmung Abdel Kaders. Seit 1851 Brigadegeneral (zum Dank für seinen sofortigen Uebertritt auf Napoleons Seite), machte er zunächst die Expedition in die Berge von Marocco und zwang einzelne Stämme zur Unterwerfung. Endlich zu Anfang 1858 kehrte er als Divisionär und Commandant der 21. Division nach Frankreich zurück und erhielt als Chef der chinesischen Expedition 1860 Gelegenheit, sich nicht allein als Militär, sondern auch als Räuber auszuzeichnen und eine Expedition zu beenden, die dem französischen Staatsschatz einen baaren Gewinn von 60 Mill. Frcs. und ihm den Titel eines Grafen Palikao einbrachte, während sich der Gesetzgebende Körper gegen eine Dotation aussprach, da man behauptete, er habe die Dotation schon allein mitgebracht. Zuletzt war er Militärcommandant in Lyon und wurde in letzter Zeit als Commandant der Landungstruppen in der Nord- und Ostsee bezeichnet, als die geeignetste Persönlichkeit, um in unseren reichen Häfen die Erfahrungen zu verwerthen, welche er als privilegirter Räuber (unprivilegirt raubte und stahl er schon lange und war deshalb schon mehrmals aus der Armee ausgestoßen) in China gemacht hatte. Als der Kaiser vernahm, daß die Kammer (im Jahre 1860) über die Dotation Palikaos noch erst discutirte, äußerte er: „Nur verfallene Nationen (nations en décadence) seien im Stande, über die Belohnung ihrer Heerführer zu markten." Nun wohl! jetzt sagen wir: Nur verfallende Nationen sind fähig, einen Menschen wie Palikao als Premierminister zu dulden! — Nach seiner Abstammung und nach seinen Antecedentien von 1848 wäre er übrigens die beste Persönlichkeit, um eine Thronbesteigung der Orleans zu vermitteln!"

Ueber die chinesische Heldenthat dieses Ehrenmannes, dem die Rettung der nicht minder ehrenhaften Dynastie Napoleon übertragen ist, entnehmen wir der „N. Fr. Presse" Folgendes:

Der Empfang, den die Chinesen den Franzosen und Engländern am 25. Juni 1859 bereiteten, hatte eine Expedition der Westmächte nothwendig gemacht. 9000 Franzosen unter Montauban und 18,000 Engländer unter James Grant setzten sich nach China in Bewegung. Peking war ihr Ziel, dort sollte der Friede dictirt werden. Ueber die Art des Angriffes herrschten zwischen den beiden Oberbefehlshabern Meinungsverschiedenheiten, und es scheint, daß General Montauban einen Plan befürwortete, der nicht geeignet war, ihm den Ruf eines großen Generals zu verschaffen, denn nicht seine, sondern die Ansicht des umsichtigeren Generals Grant drang durch. Die berühmten Peihowerke, die im ganzen Lande für uneinnehmbar gegolten, fielen; bald lag der Weg nach Peking offen. Eine halbe Meile von der Hauptstadt sahen sich die Engländer vergeblich nach ihren Alliirten, den Franzosen, um. Endlich nach langem Suchen fanden sie sie im Sommerpalaste, dem berühmten Yün-ming-yün, der Perle des Reiches. Montauban hatte die Thüren sprengen und das kaiserliche Heiligthum, in dem seit Jahrhunderten aufgehäuft war, was es in China Kostbares, Schönes und Kunstvolles gab, plündern lassen. Es entwickelte sich da eine Scene, die an Vandalismus und Rohheit Alles übertraf, was die neuere Geschichte aufzuweisen hat. Was nicht fortgeschleppt werden konnte, wurde auf brutale Weise zerschlagen und vernichtet. Als die englischen Officiere eintrafen, war es, als ob eine Horde Wilder in den Räumlichkeiten des Palastes gehaust hätte. Die Umgebungen des französischen Lagers waren mit dem reichen Inhalte der geplünderten Zimmer bestreut, die Pferde mit prachtvollen Damaststoffen behängt. Fast keiner von den Franzosen war in Uniform zu sehen, alle hatten kostbare gestickte Seidenröcke und Kleider darüber gezogen und die ganze Armee sah aus, als ob sie auf einen Maskenball ziehen wollte. Drei volle Tage dauerte die Plünderung. Einzelne französische Officiere sollen Perlen und Juwelen im Werthe von 50 bis 100,000 Francs mit nach Frankreich gebracht haben und General Montauban mit einer halben Million Thaler dorthin zurückgekehrt sein. Zu spät erfuhren die Franzosen, daß sie noch weit mehr Beute hätten mitschleppen können. Vor dem Thore des Sommerpalastes hielten zwei kolossale Löwen Wache, anscheinend aus Bronze, aber in Wirklichkeit nur so gemalt und aus massivem Golde gefertigt. Dies erfuhr Montauban jedoch erst, als der Friede mit China bereits geschlossen war, und so verblieben diese Schätze, deren Werth alle Kosten der Expedition gedeckt hätte, dem Sohne des Himmels, um ihn für den übrigen Verlust zu trösten. Im Juli 1861 kehrte Montauban nach Frankreich zurück; er brachte der Kaiserin Eugenie aus dem besagten Sommerpalaste allerlei Präsente mit, und Napoleon wollte ihn hierfür damit entschädigen, daß er im Gesetzgebenden Körper einen Gesetzentwurf einbringen ließ, welchem zufolge Montauban, „weil er die Fahne Frankreichs bis nach Peking getragen", eine jährliche lebenslängliche Dotation von 50,000 Francs erhalten sollte. Dies war denn doch selbst den Mameluken zu stark, und Napoleon zog die Gesetzvorlage zurück. Montauban mußte sich damit begnügen, daß er zum Senator und zum Grafen von Palikao ernannt wurde (nach einem bei der chinesischen Ortschaft Pa-li-ka-o am 21. September 1860 über Sang-ko-lin-sin erfochtenen Siege). Seit dem 22. Juni 1865 stand Montauban an der Spitze des großen Generalcommandos in Lyon und seit dem 10. Aug. steht er an der Spitze der Regierung Frankreichs.

Vom Kriegsschauplatze.

Die französische Flotte in der Nordsee.

Den „Hamburger Nachrichten" ist aus Helgoland über das Erscheinen der französischen Flotte folgender Bericht zugegangen:

Donnerstag, den 12., Nachmittags, verbreitete sich wie ein Lauffeuer die Nachricht über Helgoland: die französische Flotte ist in Sicht, westlich von Helgoland. Sofort eilte Alles nach dem alten Leuchtthurm, um von da aus eine freie Rundschau zu haben. Richtig! in einer deutschen Meile Entfernung von der Insel sah man acht große Panzerfregatten und drei Corvetten immer näher und näher heran dampfen. Von allen wehte die französische Tricolore. Der Horizont war vom frühen Morgen an mit einem undurchsichtigen Nebelschleier bedeckt gewesen, und so war es möglich gewesen, daß sämmtliche Schiffe der Insel so nahe hatten kommen können, ohne vorher bemerkt zu werden. Allmählich rückte das Geschwader der Insel näher und näher; zunächst zwei der Corvetten, die an der Seite des Panzergeschwaders hinlaufend, diesem, wie es schien, als Wegweiser längs den westlichen Klippen Helgolands dienten. Bis auf eine starke halbe deutsche Meile lief das Geschwader zu Westen der Insel entlang. Voran in einer Reihe dicht neben einander drei Pan-

zerfregatten. Vom Vordermast der einen wehte die Admiralsflagge. Dahinter, in Büchsenschußweite von einander entfernt, noch drei ebenso große Schiffe derselben Art, und weiter zurück, in einiger Entfernung von einander, ein Widderschiff und ein großes Panzerschiff mit Raaen auf allen drei Masten und einem Thurm auf Deck. Den Beschluß bildete die dritte etwas größere Corvette. In der geschriebenen Reihenfolge steuerte das Geschwader längs der Westküste Helgolands hin und ging um 5½ Uhr etwa drei englische Meilen südlich vor der Insel vor Anker, wobei die einzelnen Schiffe andere Stellungen zu einander nahmen.

Schreiber dieses ging mit mehreren anderen Herren darauf mit einem Boote hinaus, um die Schiffe in der Nähe zu betrachten, und ist deshalb im Stande, oberflächliche Notizen über die Stärke derselben zu geben. Zunächst der Insel lag eine Panzerfregatte, deren Name „Revange" zu sein schien. Dieselbe hatte auf jeder Seite 18 Stückpforten. Beim Vorbeisegeln dicht am Hintersteven des Schiffes grüßten die Wachen und Officiere an Bord durch Abnehmen der Mütze; ein Geistlicher im Gewande der katholischen Pfarrer betrachtete ebenfalls vom Hinterdeck aus unser vorbeisegelndes Boot. Darauf passirten wir dicht an dem Vordertheil des Widderschiffes vorüber. Dasselbe führt auf jeder Seite ungefähr 20 Stückpforten. In einiger Entfernung von diesem Schiffe ging unser Boot hinter einer Panzerfregatte entlang, deren Namen nicht zu lesen war. Dieselbe führte eine gleiche Anzahl Kanonen wie die vorhergenannten. Vor dem Thurmschiffe (eine Panzerfregatte mit 20 Stückpforten auf jeder Seite und zwei schweren Geschützen vorn, sowie im Thurm auf Deck) entlang segelnd, ging das Boot dicht hinter dem Admiralschiffe her. Der Name desselben ist „Magnanime" und die Anzahl der Kanonen 36 bis 40. Auf dem Admiralschiffe wurde eben zum Gebet geblasen. Die Mannschaft stand auf dem Verdeck mit gezogenen Mützen und gefalteten Händen. Das Geschwader war hiermit von Nord-West nach Süd-Ost durchsegelt. Auf dem Rückwege wurde noch die Corvette „Chateau Renaud", ein Holzschiff passirt. Dasselbe hatte auf jeder Seite 2 Kanonen und wird auf dem Verdeck wahrscheinlich noch ein Geschütz gehabt haben. Die sämmtlichen acht Panzerschiffe scheinen von einer Stärke zu sein. Wenigstens haben sie alle 36—44 Kanonen. Die Corvetten sind alle von einer Bauart, und da die „Chateau Renaud" ein Holzschiff ist, so vermuthe ich, daß die beiden anderen auch dasselbe sind. Von allen Schiffen hat keins die Größe des „König Wilhelm." Auch schien keins Geschütze von so starkem Kaliber wie dieser an Bord zu haben, da es nicht möglich wäre, eine so große Anzahl von schweren Geschützen zu führen. Freitag Morgen 8 Uhr kam ein Boot an Land mit französischen Officieren. Dieselben kündigten dem Gouverneur an, daß in diesen Tagen die Blockade der Eider, Elbe, Weser und Jahde beginnen wird. Wie verlautet, bleibt das Geschwader hier noch mehrere Tage vor Anker liegen. Am 13. August, Morgens 8 Uhr wurden vom Admiralschiff der Flotte 21 Schüsse gelöst zur Begrüßung der englischen Flagge. Von der hiesigen Batterie wurde diese Höflichkeit mit einer eben so großen Anzahl von Schüssen erwiedert. Später steuerte eine der Corvetten nach der Elbe, wahrscheinlich um die Blockade in Cuxhaven anzukündigen.

Mannichfaltiges.

— Das Familienblatt „Daheim" enthält folgende „Feldinstruction über die Zuaven" von Friedrich Bodenstedt:

„Die Zuaven sind ein besonderes Corps,
Tigerassen zu sehen glaubt man;
Doch hoff' ich, Ihr fürchtet Euch nicht davor" . . . .
— J, Gott bewahre, Herr Hauptmann! —

„Sie springen mit lautem Gebrüll heran,
Wilde Thiere zu hören glaubt man;
Doch hoff' ich, Ihr kehrt Euch nicht daran" . . . .
— J, Gott bewahre, Herr Hauptmann! —

„Mit sicherm Blick und fester Hand
Leicht ihres Muthes beraubt man
Die Kerle. Haltet ruhig Stand!"
— Das thun wir sicher, Herr Hauptmann! —

„Doch springen sie nun wie Tiger heran" . . . .
— Laß sie nur springen, Herr Hauptmann! —
„Mit wildem Geheul; was thut Ihr dann?"
— Wir schlagen sie nieder, Herr Hauptmann! —

— Die Besatzung der Ostsee-Festung Colberg singt seit der Siegesnachricht von Wörth ein vom dortigen Hofprediger A. Stumpff verfaßtes und in der „Ztg. für Pommern" abgedrucktes Lied, aus welchem wir eine Probe mittheilen:

König Wilhelm's einz'ger Fritze
Stellt sich tapfer an die Spitze
Von der Armee jenseits des Main's.
Denn zu der Franzosen Aerger,
Hessen, Baden, Württemberger,
Bayern sind mit Preußen Eins.

Er thät commandir'n: Schnellfeuer!
Und der Preuße mit dem Bayer
Sie erstürmen Weißenburg.
Douay wird ganz todtgeschossen
Und die Andern schwer verdrossen
Machen Kehrt und reißen durch.

Trotz der Sonne und der Hitze
Stürmt der Kronprinz gleich dem Blitze
Kühn bei Wörth auf Mac Mahon,
Haut den Herzog von Magenta
So total, daß Alles rennt da
In gar eil'ger Flucht davon.

Und es machen uns're Leute
Bei Wörth große Siegesbeute:
Böse Mitrailleusen sechs,
Adler zwei, Kanonen dreißig,
Viertausend Gefang'ne weiß ich;
Darob freut sich Wilhelm Rex.

— Die französischen Soldaten werden selbst des ewigen Lügens müde. Ein Augenzeuge erzählt einen interessanten Auftritt, der in Hüningen stattgefunden haben soll, als man dort den Soldaten die Depesche vorlas, welche die Einnahme von Saarbrücken meldete. Diese Nachricht war mit donnernden Bravorufen aufgenommen worden, aber als der Vorleser an die Stelle der Depesche kam, welche lautete, der Kaiser Napoleon habe den Muth der Truppen mit seiner Gegenwart befeuert — tiefes Stillschweigen; als er aber las, der junge Prinz habe die Feuerprobe gut bestanden und die Soldaten haben neuen Muth geschöpft, als sie die Flamme erblickten, die in seinem Auge leuchtete, so wurde er mit dem einstimmigen Rufe unterbrochen: Nicht aufschneiden! Nicht aufschneiden! (à bas la blague!)

— Die Kunsthandlung von S. Sonnenthal in Wien hat den originellen Einfall gehabt, Taschentücher anfertigen zu lassen, die eine vollständige schön gedruckte Karte des deutsch-französischen Kriegsschauplatzes enthalten, und außerdem mit den Portraits von König Wilhelm und Kaiser Napoleon geziert sind. Diese Taschentücher gehen um den billigen Preis von 20 kr. reißend ab, und Jedermann steckt jetzt seine Nase möglichst weit in französisches Land hinein. Ob nicht bei allfälligem rückhaltlosem Gebrauche dem Besitzer ein Stückchen Pfalz oder ein halber Festungsgürtel von Metz an der Nase hängen bleibt, ist uns nicht bekannt.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 97. Dritter Jahrgang. 1870.

Die zu Hallenberg.

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Schluß.)

Gottfried Klagas setzte seinen Weg fort, zu genau hatte er sich im nächsten Dorf nach dem Weg zur Besitzung Eduard's von Werloh erkundigt, als daß er ihn verfehlen konnte. Jetzt verließ er das Gehölz und befand sich an der Pforte, die in den Garten des Edelmannes führte; zur Seite lag das Lusthaus, der verschwiegene Ort reinster Jugendliebe. Abermals blieb Klagas stehen.

„Mich friert," murmelte er vor sich hin, „ist's Hunger oder Alter, ich denke, ich wärme mich in diesem Nest einen Augenblick; zu ihm komme ich doch noch früh genug, ihm einen Schreck in die Glieder zu jagen, und vielleicht finde ich einen Rock oder sonst etwas, um meinem Anzug nachzuhelfen, der verkommen genug aussieht."

Mit diesen Worten näherte er sich dem Pavillon und versuchte die Thür zu öffnen.

„Verschlossen, das beweist mir, daß vielleicht etwas in dem Nest zu holen, jedenfalls wird es warm drinnen sein."

Er zog einen Dietrich aus der Tasche und erbrach das Schloß; augenscheinlich war er mit solchen Sachen vertraut, denn in wenig Augenblicken vermochte er die Thür zu öffnen, die er — eintretend — gleich hinter sich zuzog.

Es war fast dunkel in dem kleinen Raum, die verhängten Fenster und die Dämmerung draußen hüllten ihn beinahe in Nacht, dennoch aber gewahrte Klagas einen Schatten, der sich bei seinem Eintritt hinter eine Gardine flüchtete. Laut lachte Klagas auf; er glaubte einen Compagnon gefunden zu haben, der Entdeckung fürchtete.

„Nur heraus Kamerad," rief er, „theile mir mit, wenn hier etwas zu haben ist. Sei vernünftig — bin kein Angeber, noch Spaßverderber."

„Elender," donnerte es dem Bestürzten entgegen, und Eduard's hohe Gestalt trat hinter dem Vorhang hervor, „kein Spießgeselle ist's, der seinen Diebstahl mit Dir theilt. Ich bin Werloh, der Herr dieses Gutes, fort mit Dir, augenblicklich. Andere erwarte ich an dieser Stätte. Danke mir, daß ich Deinen Frevel nicht strenger ahnde. Fort mit Dir, sage ich!"

Aber statt erschrocken die Flucht zu ergreifen, trat der Eindringling nur noch näher an den Gutsherrn heran. „Eduard von Werloh," sagte er mit gedämpfter Stimme, „nicht verjagen, hoch willkommen heißen solltet Ihr mich, ich bin Euer Schutzgeist gewesen. Daß Ihr reich, mächtig geworden, keinem Anderen habt Ihr's zu danken als mir, und jetzt, da mir's traurig geht, komme ich, meinen Lohn zu fordern; ich habe Euch wahrhaftig lange genug unbelästigt gelassen."

Groß starrte ihn der Edelmann an. „Die Stimme sollte ich kennen; an frühere längst vergangene Tage mahnt sie mich. Geh', Betrüger, mich fängst Du nicht, keinem Anderen danke ich meinen Besitz als dem Tode, der zwei Menschen hinwegräumte, die zwischen mir und meinem Glücke standen. Doch wer Du bist, will ich wissen!"

Ein Zündholz flammte auf und erhellte das Halbdunkel des Pavillons, unwillkürlich wich Eduard zurück — „Klagas!"

„Ja, Klagas! Ihr habt ein gutes Auge für alte Bekannte," sagte der Genannte, „ist kein Wunder, habt mich oft genug ausgesucht, in meiner Hütte zu Hallenberg, wenn es galt, mich aufzuhetzen gegen den Baron Alwin und Gerding. Es hat gute Früchte getragen, Eduard von Werloh."

„Ich liebe nicht, an frühere Zeiten erinnert zu werden," unterbrach ihn der Edelmann finster. „Meine Hand ist rein und keine Schuld drückt meine Seele; ich will nicht fragen, in welcher Verbindung Gottfried Klagas mit dem Verschwinden Gerding's und des Sohnes meines Vetters steht, will nicht fragen nach Euerem Lebenslauf in der Zeit, seit wir uns nicht sahen, hier nehmt und laßt mich Euch nicht wiedersehen."

Klagas lachte höhnisch, indem er die eben nicht stark gefüllte Börse Werloh's in seine Tasche gleiten ließ. „Mit so schmalen Bissen stopft man nicht den Mund eines Mannes, der Wohl und Wehe eines anderen in seiner Tasche trägt," sagte er dann. „Ich verlange eine Rente von tausend Thalern jährlich, wenn ich schweigen soll."

„Armseliger Betrüger, welch' Märchen willst Du mir aufbinden? Fort, ich erwarte Andere."

„Kein Märchen, Freiherr von Werloh. Der Sohn Alwins von Hallenberg, der Erbe seines Vaters, — er lebt!"

Als ob ein Blitzstrahl ihn durchschüttert schwankte die hohe Gestalt Werloh's, aber im nächsten Moment hatte er sich gefaßt. „Glaubst Du Elender, ich fürchte mich vor einem Popanz? Henry von Hallenberg ist todt und vermodert, Dein Geschöpf ein Betrüger wie Du, oder höchstens ein selber Betrogener."

Dicht an Werloh trat der Andere. „Ich will Euch Alles berichten," flüsterte er, „daß Ihr mich angebt, habe ich nicht zu fürchten, denn gilt es meinen Kopf, so gilt es auch Euer Vermögen und schlimmsten Falls gebe ich an, Ihr habet mich zu der That verführt. Hört mich, Freiherr von Werloh," fuhr er noch leiser fort, „eine Geschichte sollt Ihr vernehmen, daß Euch das Blut gerinnen soll. Neigt Euer Ohr näher zu mir, denn die Wände könnten Ohren haben."

Kaum dem Edelmann vernehmbar, begann Klagas seinen Bericht. Lautlos die Zähne aufeinander gepreßt, hörte ihm Werloh zu. „Und Ihr habt keine Ahnung, wohin jener Ewald den Sohn Alwin's entführt?" fragte er, ohne im Stande zu sein, das Zittern seiner Stimme zu unterdrücken.

Klagas zuckte mit den Achseln. „Keine," erwiderte er, „aber nie kann er Euch gefährlich werden, denn in meiner Tasche befindet sich das Portefeuille, das ich dem Leichnam Gerding's entwandte, in diesem Tuch die Kleider, die der Knabe damals trug. Euer ist Alles, wenn Ihr meine Forderung erfüllt. Nichts kann zeugen wider Euch, wider mich, sobald diese Waffen in unseren Händen."

„Und wenn ich sie erfüllte, wer bürgt mir, daß Ihr nicht ein Vampyr für mich werdet, der meine Tage und Nächte ver-

bittert?" fragte Werloh, todtenbleich, auf das heftigste erschüttert von dem eben Vernommenen.

„Das Wort eines ehrlichen Mannes; macht's im Guten ab, Werloh, und reizt mich nicht, sage ist Euch — es wäre mir ein Leichtes, Gewalt zu gebrauchen, — aber wir sind ja alte Freunde, wißt Ihr."

Ein blitzendes Messer funkelte in Klagas' Hand, aber Werloh schien seiner kaum zu achten, er schritt auf und nieder im kleinen Raum, unzusammenhängende Worte vor sich hin murmelnd. Plötzlich blieb er vor dem ihn Bedrohenden stehen. „Laßt uns zu Ende kommen," sagte er und seine Stimme klang rauh und heiser. „Sollte man uns hier überraschen, so heißt es, ich habe Dich in geheimem Auftrag an diesen Ort bestellt. Deine Drohungen verlache ich, willst Du mir jetzt augenblicklich die Papiere, die Du Gerding abgenommen hast, einhändigen und Dich auf meine Großmuth verlassen?"

„Daß ich ein Narr wäre!" rief Klagas. „Ich kenne Euere Großmuth zur Genüge. Seit mein Gefährte, dem ich die Flucht nach Amerika danke, im Zuchthause wegen Dieberei und Mord sitzt, traue ich keinem mehr. Eine giltige Verschreibung und ich gebe Euch die Papiere und Kleider des Kindes."

„Und ich hole sie mir auch ohne Verschreibung, — fort mit Dir, Schurke, fort, Du wirst mir nicht mehr drohen!"

Ein Blitz, ein Knall — ein doppelter furchtbarer Schrei, denn nur zu gut hatte Klagas die verdächtige Bewegung des Freiherrn bemerkt, und während er den tödtlichen Schuß in die Brust empfing, dem er nicht entgehen konnte, hatte er mit vollster Kraft sein Messer dem Edelmanne entgegengeworfen, welchen es mitten ins Herz traf, worin es sitzen blieb.

Neben, ja übereinander brachen die Gegner zusammen, stumm war der Eine, — stöhnend wand sich der Andere in convulsivischen Zuckungen am Boden. — — —

Die Kirchenglocken läuteten Christabend ein.

Auf flogen die Thüren des Pavillons. Henry und Leonore, die sich draußen begegnet waren, und traulich aneinander gelehnt dem Lusthause zuwandelten, erschienen in höchster Bestürzung auf der Schwelle. Mit einem Blick hatte der junge Mann übersehen, daß ein furchtbares Ereigniß in dem kleinen Raum stattgefunden hatte.

„Zurück, Leonore," rief er, „um Gotteswillen zurück, das ist kein Anblick für Dich, hole Hilfe, — Beistand —"

Aber der Instinct des Herzens leitete das junge Mädchen. Im Dämmerlicht erkannte sie die Züge ihres Vaters, der neben seinem Opfer und Mörder zugleich in einer Blutlache am Boden lag, die Augen weit aufgerissen, das Messer im Herzen. Mit irrem Blick deutete sie auf die furchtbare Gruppe, kein Laut entwand sich ihrem Munde, dann glitt sie von tiefer Ohnmacht befangen, in Henrys Arme.

Rathlos, verzweifelnd blickte der Jüngling um sich, aber schon im nächsten Augenblick kam Beistand. Mehrere Diener und Beamte des Gutes, von dem vernommenen Schuß herbeigelockt, eilten zur Stelle. — Im Nu war der Pavillon von Lichtern erhellt, und während Henry noch immer die Tochter des Gutsherrn umfing, versuchte man die beiden Opfer von der Erde zu erheben.

„Der gnädige Herr ist todt, — aber der Andere lebt," rief der Verwalter, „rasch den Arzt, — das Gericht aus dem nächsten Dorfe."

Der Sterbende verzog seine Lippen. „Nicht nöthig —" hauchte er, „er traf zu gut — aber er hat das Spiel verloren, ich überlebe ihn und räche mich; der Erbe von Hallenberg lebt, ich raubte ihn — in meiner Tasche, — Papiere, — ich tödtete Gerding, den ich haßte, — Julius Ewald hat den Knaben —"

Durch die lautlose Stille tönte ein Schrei aus Henry's Munde. „Klagas! — Gott ist gerecht!"

Die Augen des Sterbenden erweiterten sich. Schaum trat vor seinen Mund; mit letzter Kraft raffte er sich halb empor und richtete sein verglastes Auge auf Henry, der Leonore sanft auf den Divan gebettet hatte, das Antlitz von der blutigen Scene abgewandt.

„Dort steht er, — er ist Hallenberg — Alles sein — und dort, — dort, — ihr Geist, — die Mutter ist's, — Verzeihung, ich will nicht — zur Hölle — —"

Sein ausgestreckter Arm wies nach der Thür, dann sank sein Haupt zurück, — nun noch ein Stöhnen, — Gottfried Klagas hatte geendet.

Da stand im Eingang des Pavillons, auf Ewalds Schulter gestützt, eine Frauengestalt in Trauer gehüllt. Sie sah nicht rechts, noch links, — nur auf Henry richtete sich ihr Blick — das Mutterherz kannte nicht Schwäche mehr noch Leid.

„Mein Sohn!"

Groß starrte Henry die Dame an, mit beiden Händen faßte er seine Stirn; ja sie waren es, die lichten milden Züge, und stärker noch als die Erinnerung sprach der Zug der Natur.

„Meine Mutter! Meine Mutter!"

Sie lagen sich in den Armen, ihre Thränen vermischten sich, — o wunderbares Spiel des Menschendaseins! Sollten wir mehr sein als Marionetten des Schicksals, bestimmt die Launen Unsichtbarer zu ergötzen? In einen Raum zusammen gedrängt, — hier die höchste Seligkeit des Lebens, dort Schweigen und Todesstarre.

Vom Divan her tönte ein leiser Seufzer aus Leonorens Munde, der Vorbote des neu erwachenden Lebens. Henry machte sich sanft aus den Armen der Mutter los, und eilte zu der Geliebten.

Eine Wolke leicht verzeihlicher Eifersucht umdüsterte Melanies Stirne. „Wer ist dieses Mädchen?" fragte sie halblaut den neben ihn stehenden Ewald.

Henry fing das Wort auf. „Jenes Mädchen nennt sich Leonore von Werloh, Mutter, und ich liebe sie!"

Langsam schritt Frau von Hallenberg auf Leonore zu, die eben die Augen aufschlug und verwirrt um sich blickte.

„Sieh nicht rückwärts, mein Kind," sagte sie mit sanfter Stimme; „birg Dein Haupt an das Herz der Mutter Deines Henry und laß uns diesen Ort des Schreckens verlassen. Furchtbare Schuld ist gesühnt, ein rastloses Dasein, von düsteren Zweifeln gepeinigt, zur Ruhe gegangen; was Dir Dein Vater war, möge Dir die Liebe zweier Mütter, möge die Liebe Deines Gatten Dir ersetzen."

* * *

Auf Hallenberg, gesegnet von ihren Untergebenen, lebten Henry und Leonore in stillem Glück. Ohne Schwierigkeit wurde der Jüngling von Seiten der Gerichte auf Grund der im Portefeuille des Klagas gefundenen Papiere Gerdings als Sohn und Erbe Alwins von Hallenberg anerkannt und jeder Zweifel war gehoben, als man in einem geheimen Fach des Schreibtisches Eduards von Werloh das Testament seines Vetters vorfand, das zu vernichten er von Jahr zu Jahr verschoben hatte bis die Nemesis ihn ereilte.

Frau von Werloh und Melanie von Hallenberg weilen bei

ihren Kindern, und oft verläßt Julius Ewald sein Tusculum, sich des Glückes der Geliebten zu erfreuen, die sein einsames Leben mit Sonnenglanz verklären.

Auf seiner Besitzung aber an einsamer Stätte, ruht Eduard von Werloh. Kein Haß, kein Groll stört seinen Frieden, lastet auf seinem Andenken. Ein lieblicher Knabe trug am letzten Christabend ein grünes Kränzlein zum beschneiten Hügel des Großvaters; die Dorfglocke läutete den Weihnachtsabend ein, und wie Worte des Friedens, wie die Verheißung ewiger Gnade klang es herüber durch die klare Winterluft, gewiß, es drang bis in's Grab des Schuldigen, an dem Henry und seine Gattin in schweigendem Gebete weilten!

Die französischen Gefangenen.

Von Julius v. Wickede.

(Aus der „Köln. Ztg.)

Der Krieg wäre wirklich mitunter eine ganz amusante Sache, wenn er nur nicht so viel Geld kostete und der schmerzliche Anblick der Verwundeten nicht wäre. Sonst freilich sieht und erlebt man jetzt oft in einer Stunde mehr, als im gewöhnlichen Lauf der Dinge in Wochen, Monaten, ja, selbst Jahren. So könnte ich, ständen mir selbst Hunderte von gewandten Federn zu Gebote, nicht den kleinsten Theil der Scenen schildern, die man jetzt oft in einer Stunde auf dem Bahnhofe von Weißenburg erlebt. Freilich wechseln höchst ergötzliche, die einem Genremaler den dankbarsten Stoff für sein ganzes Leben bieten dürften, wieder in schneller Weise mit den allerschmerzlichsten ab. Nun gar wenn die endlosen Reihen der Tausende von französischen Gefangenen hier unter der Escorte von ganzen Schwadronen preußischer Dragoner ankommen, um nach kürzerer oder längerer Rast die Eisenbahn zu besteigen, was erblickt man dann hier nicht alles! Die Franzosen marschiren ja ihrer eigenen tausendfach wiederholten Versicherung nach an der Spitze der Civilisation und Louis Napoleon führt diesen Krieg im Interesse der Freiheit und Selbstständigkeit Deutschlands, und um allen etwa Ungläubigen an dieser erhabenen Mission einen sichtbaren Beweis hiervon zu geben, hat er die Turcos, die aus dem rohesten und wildesten Gesindel von ganz Algerien recrutirt sind, seinen Zuaven als Avantgarde beigegeben. So haben wir denn wohl an 500—600 von diesen Kerlen gefangen genommen und noch mehr getödtet, und man hat hierdurch rechte Gelegenheit, alle möglichen Gaunergesichter, die Afrika und der Orient nur hervorbringen, sich aus größter Nähe recht behaglich ansehen zu können. Ich bin nichts weniger als ein Freund der naturgeschichtlichen Anschauungsweise von Karl Vogt und freue mich, daß die Bibel uns eine andere Abstammung des menschlichen Geschlechtes als von den Affen verkündet, aber wahrlich, unter diesen gefangenen Turcos habe ich wiederholt Kerle gesehen, die ungleich mehr Aehnlichkeit mit einem Orangutang als einem Menschen besitzen. Was der Negerstamm nur an Häßlichkeit hervorbringen kann, ist hier in wirklichen Prachtexemplaren vertreten. Andere wieder besitzen classisch schöne Köpfe, rein und tadellos in ihrer Form, und nur die vor Wildheit funkelnden, unruhig in dem großen Weiß umherrollenden dunkelen Augen verleihen ihnen etwas sehr Unheimliches. An wie in einem Käfig hinter dem Gitter gefangene Panther erinnern manche dieser jetzt von uns gefangenen Turcos nur zu sehr. Viele sind übrigens keine Afrikaner, sondern Malteser, Sicilianer, Aegypter. Kurz, was man an den Gestaden des Mittelmeeres nur an Gesindel zusammenbringen kann, und bekanntlich giebt es dort eine große Auswahl von Kerlen, die dem menschlichen Geschlecht gerade nicht zur besonderen Ehre gereichen, hat Herr Louis Napoleon jetzt zu uns senden zu wollen die Freundlichkeit gehabt. „Wie der Herr, so die Diener", sagt das Sprichwort mit Recht.

Viele dieser Turcos sind jetzt noch frech und wild, und wiederholt wurden sie schon von der Escorte wegen Widersetzlichkeiten, ja, wiederholt versuchten Meuchelmordes niedergestochen. Andere sind kriechend demüthig, die Mehrzahl hingegen vollkommen gleichgiltig oder selbst auch in der Gefangenschaft von einer affenartigen Lustigkeit. Verächtlich blicken manche der gefangenen Franzosen auf diese ihre Kameraden, und wenn man so zu so alten Kameraden spricht: „Voilà vos Camerades", antworten diese gewöhnlich sehr hastig: „Non, non Monsieur, ce ne sont pas nos Camerades", und schauen mit stolz verächtlichen Blicken auf die Kerle. „Das sind nicht ehrliche Soldaten, sondern Räuber und Banditen, und eine Schande ist es für den Halunken und Erzlpitzbuben Napoleon, daß er solch Volk gegen uns fechten läßt, es muß ihm doch sehr an gehörigen Soldaten fehlen", sagen die Bayern und Westphalen, welche die Escorte bilden, in ihrer ruhigen Weise. Man hat bei Wörth Leichen auf dem Schlachtfelde gefunden, denen die Augen ausgestochen waren oder die Zungen abgeschnitten, und 14 bayerischen Jägern, die umzingelt sich den Turcos ergeben wollten, sind von diesen mit ihren Dolchmessern die Kehlen abgeschnitten worden. Die Bayern sind wüthend und wollen jetzt ferner den Turcos gar keinen Pardon mehr geben, während unsere norddeutschen Soldaten in ihrer unverwüstlichen Gutmüthigkeit dies doch noch thun. Auch unter den Officieren der Turcos, mit denen ich wiederholt sprach, sind recht wilde und verwegene, aber nichts weniger als civilisirt aussehende Kerle. Der Eine, mit dem ich sprach, war ein Corsicaner, von einem anderen erzählten selbst die französischen Officiere, er sei wegen eines Mordes aus Eifersucht schon zu zehnjähriger Galeere verurtheilt worden, jetzt aber vom Kaiser nach einjähriger Haft begnadigt worden, weil er, als ein sehr wilder Soldat bekannt, jetzt gehörig habe gegen die Preußen fechten sollen. Auch den Commandanten eines Turcosbataillons haben wir gefangen genommen. Es scheint, daß man diese drei Regimenter Turcos absichtlich stets in erster Linie vorgeschickt hat, damit sie durch ihre Wildheit unseren Soldaten Entsetzen einflößen und so diese zum Weichen bringen sollten. Da hat aber der Napoleon wie in Allem sich auch hierin wieder recht gründlich verrechnet gehabt. Gerade die Turcos haben mit Recht die Wuth aller unserer Krieger so erregt, daß sie mit doppeltem Ungestüm jetzt vorstürmen.

Aber auch unter den anderen Hunderten von französischen Gefangenen, die unaufhörlich jetzt bei uns ankommen, giebt es gar verschiedene Gestalten. Da sind alte Sergeants, an den Aermeln der Uniform 2—3 goldene Chevrons, die Zeichen langjähriger Dienstzeit, die Brust mit 4—5 Orden und Medaillen geschmückt, in der Krim, Algerien, Mexico und Italien schwer erkämpft. Es sind oft prächtige Soldatengestalten mit scharf geschnittenen Gesichtern, voll kühnem, aber dabei intelligentem und gutmüthigem Ausdruck. Sie benehmen sich sehr anständig, sind höflich, aber zurückhaltend, und man sieht ihnen so recht den tiefen Herzenskummer an, daß sie jetzt als Gefangene bei den so bitter gehaßten Preußen verweilen müssen. Dann kommen wieder viele gewöhnliche Soldaten der Linie, darunter manche kleine schwächliche Gestalten mit gleichgiltigen Gesichtern, müde, verhungert und oft bis zum Tode erschöpft aussehend. So wie nur ein Augenblick Halt gemacht wird, werfen sie sich ohne Weiteres zu Boden, gleichgiltig, ob dies im tiefsten Schmutz der Landstraße oder auf einem Misthofe ist. Die Leute sind in der letzten Zeit schon in Frankreich viel umhergehetzt, nun nach einer Schlacht, die von Morgens bis Abends dauerte, gefangen genommen worden, und in ihrer bisherigen 48stündigen Gefangenschaft konnten sie bei der Eile, mit der Alles geschieht, und weil es kaum möglich war, unsere kämpfenden Truppen gehörig zu verpflegen, auch nur sehr spärlich beköstigt werden.

(Schluß folgt.)

Ein Liedchen auf Ihn.

Mit einem Eidbruch, Bösewicht!
Hast du den Thron bestiegen,
Hast deines Volkes Zuversicht
Getäuscht mit schnöden Lügen,
Die Knechtschaft hast ihm auferlegt,
Das freie Wort genommen.

Es fühlte seiner Fesseln Qual
Und trieb dich in die Enge;
Nun fordert laut es allzumal
Der Rache ernste Strenge;
Der Thron und Sippschaft steht in Noth,
Was ist da zu beginnen?

Da drängt es dich mit inn'rer Pein,
Die Fesseln uns zu bringen!
Rothhosen eilen an den Rhein,
Des Onkels Lied zu singen:
Die Deutschen stehen schon bereit,
Die Geig' dazu zu spielen.

Wie Wetter stürmen auf dich ein
Der Preußen wucht'ge Hiebe
Und Bayern, Schwaben schlagen drein!
Einstweilen — nimm Fürliebe!
Nicht eher ruht das deutsche Schwert,
Bis völlig du vernichtet!

Dann zieh', Tyrann, mit Schimpf und Spott
Hinweg von deutschen Gauen,
Und lief're dich und deine Rott'
Dem Teufel in die Klauen!
Wird Eugenie und — Einer noch
Vielleicht dich draus erretten?

Speyer, im August 1870. F.

Mannichfaltiges.

Ueber das Seegefecht bei Hindensee geht der „Stett. Ztg." folgender Bericht zu: Am 17. Morgens verließ Sr. Maj. Aviso „Grille" Rügen, um sich nach der französischen Flotte umzusehen, von der man in letzter Zeit nur noch Gerüchte hörte. Bis auf die Höhe von Möen war vom Feinde nichts zu hören und zu sehen: da endlich wurden der „Grille" die Masten einer Flotte sichtbar, die aus 7 französischen Panzerschiffen nebst 2 Kanonenbooten bestand. Die „Grille" ließ auf 3000 Schritte an die feindliche Flotte heran, welche schleunigst ein heftiges Breitseitefeuer auf das einzelne Fahrzeug eröffnete und demnächst sich zur Verfolgung aufmachte. Das war es, was die „Grille" gewollt. Bald zurückweichend, bald beidrehend, und mit ihren beiden kleinen gezogenen 12-Pfündern dem Massenfeuer der französischen Panzerflotte antwortend, lockte sie den Feind bis in die Nähe des Wittower Posthauses, wo unsere Kanonenboote „Drache", „Blitz" und „Salamander" lagen, welche, als sie den Kanonendonner von See her hörten, sofort „Anker auf" gingen, die herankommende „Grille" aufnahmen und sich sofort am Gefecht betheiligten. — Der Chef der Flottille, Capitän Graf Waldersee, ließ von seinem Flaggschiff, der „Grille", das Signal geben: „Jeder Commandant nach eigenem Ermessen den Feind angreifen" und kühn dampfte die kleine Flottille gegen den weit überlegenen Feind. — Ueber 2 Stunden währte nun das Gefecht und wurde endlich gegen Abend von unseren Kanonenbooten abgebrochen da sie doch als ungepanzerte Holzschiffe nichts Offensives gegen die schweren feindlichen Panzerschiffe unternehmen konnten. Während die Franzosen zwar gute Schußrichtung nahmen, schossen sie doch stets zu hoch oder zu kurz; es ist übrigens auch nicht leicht, bei bewegtem Wasser unsere kleinen grau angestrichenen Boote zu treffen. Von unseren Schüssen wurden mehrere Treffer beobachtet, besonders muß ein vom „Salamander" abgegebener Granatschuß, dessen Springen auf feindlichem Deck man deutlich wahrnehmen konnte, unter der Bedienungsmannschaft der französischen Deckgeschütze bedeutend aufgeräumt haben. Unsere Schiffe sind diesmal vom Glück begünstigt gewesen und haben weder Todte noch Verwundete zu beklagen, hätten freilich einige der französischen, 28 Centimeter starken Granaten unsere Boote getroffen, so wäre der Schaden nicht gering gewesen. — Die im Gefecht gewesenen Boote ergänzten heute in Stralsund ihre Munition und begaben sich sofort wieder auf ihre Außenstation."

— Ein Feldpostbrief der „Köln. Ztg." erzählt ein kühnes Reiterstücklein. Eine Ulanen-Patrouille unter dem Befehl des Lieutenants v. Voigts-Rhetz ging auf dem Weg von Busendorf, Thalstein und Kedingen vor und stieß endlich auf feindliche Dragoner. Dieselben nahmen alsbald Reißaus. Es gab nun eine wilde Jagd auf dieselben, auf der die paar Ulanen, welche die Spitze bildeten, so rücksichtslos vorwärts stürmten, daß sie erst durch fallende Schüsse gewahr wurden, daß sie sich im Bereich der Festungswerke von Diedenhofen (Thionville) befanden. Darauf zog sich die Patrouille zurück. Ein gefangener deutscher Dragoner, der sich innerhalb der Wälle befand, ersah den günstigen Augenblick, entsprang, und gesellte sich zu den Rückkehrenden, die gelegentlich noch einen französischen Mobilgardisten gefangen nahmen und beim Regiment einbrachten.

— Vom Schlachtfeld bei Saarbrücken schreibt ein Stettiner Officier an die „Neue Stettiner Ztg." u. a.: „. . . Nicht weit von unserem Bivouac war ein schlichter Hügel, geziert mit einem roh zusammengeschlagenen Kreuz. Ich war eben im Begriff hinzugehen, um zu sehen, wessen Körper dort begraben, als ein General mit einigen Leuten sich dem Grabe näherte, die sich anschickten, das Grab zu öffnen. Ich fragte einen Mann vom 74. Regiment, was das zu bedeuten habe, er erzählte mir Folgendes: Soeben traf mich der General (v. Manstein) auf der Chaussee und sagte zu mir: „Na, mein Sohn, habt ihr viele Verluste gehabt?" „Jawohl, Exzellenz, es sind sehr, sehr viele geblieben!" „Bei welcher Compagnie stehst Du, mein Sohn?" Der Soldat nannte deren Nummer. „Lebt Euer Compagniechef noch?" „Nein, er und der größte Theil unserer Leute ist gefallen." Das Gesicht des Generals zuckte schmerzhaft, eine Thräne quoll aus seinem Auge, der Vater hatte seinen Sohn verloren! Der General eilte mit mir zu dem Grabe hierher. So der Erzähler. Inzwischen war das Grab geöffnet. Unsere Leute nahmen den Todten heraus und wuschen das entstellte Gesicht ein wenig ab. Lange schaute der Vater auf das bleiche Antlitz des Sohnes, endlich drückte er einen Kuß auf die erkaltete Stirn, dann wandte er sich ab und gab die nöthigen Anordnungen, einen Sarg aus der Stadt zu holen, um seinen Sohn in denselben legen zu lassen.

Die unwürdige Bevorzugung der französischen Gefangenen, namentlich der Turcos, vor den deutschen Kriegern Seitens des weiblichen Publicums ist schon an verschiedenen Orten der Gegenstand ernster Rüge geworden. Besonders ist das widerliche Gebahren in der Rheinprovinz hervorgetreten und trieb es in einer der dortigen Städte eine junge Dame auf dem Bahnhofe so arg, daß sie einem Turcos in der herzlichsten Weise die Hand drückte. Ein Officier sah sich deshalb veranlaßt, an die Dame heranzutreten und an sie die Worte zu richten: „Bitte, mein Fräulein, beeilen Sie sich, wenn Sie Ihrem Schützling noch einen Kuß geben wollen, der Zug geht gleich ab!" Wir empfehlen dieses Verfahren zur Nachahmung. Die ernsten Rügen, welche die Presse seit einigen Tagen über das Benehmen gegen Menschen, die selbst von den Franzosen mit der gebührenden Verachtung behandelt werden, ausgesprochen hat, scheinen bis dahin wenig gefruchtet zu haben. Das Publicum muß selbst darüber wachen, daß Scenen, wie wir sie bis dahin erlebt haben, sich nicht wiederholen.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stan.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Digitized by Google

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 98. Dritter Jahrgang. 1870.

—nb—. Ein Familiendrama.

1.

„Es war im Jahre 1793," sagte mein Onkel, „daß ich auf der Universität St. Andrews die Bekanntschaft von William Dunblane, später Lord Dunblane, machte. Sein unverheiratheter Onkel, der damalige Lord, war ein nicht sehr reicher aber geiziger Mann. Williams Vater lebte ebenfalls noch, so daß des jungen Mannes baare Mittel verhältnißmäßig gering waren. Obgleich wir die gleichen Jahre zählten, stand mir doch mehr Geld zu Gebot als ihm, da mein Vater sich mir äußerst freigebig zeigte. Unsere beiderseitigen Stellungen waren daher zu jener Zeit gleichmäßiger, als sie es später wurden, und ungeachtet des großen Unterschiedes der Geburt, erwählte mich Dunblane zu seinem Lieblingsgefährten. Ich kann nicht sagen, warum dies so war, wenn der Grund nicht darin gelegen haben mochte, daß ich mit mehr Geduld als die anderen Mitstudirenden den langen Geschichten über seine Ahnen und vornehme Abkunft zuhörte, und daß, während ich mich stets bestrebte, offen gegen ihn zu sein, ich doch für diese seine Schwächen des Familienstolzes die meiste Nachsicht hatte. Anfänglich lachten die Anderen ihn deshalb aus, erkannten aber bald, daß mit ihm sich nicht gut spaßen lasse. Er war sehr stark und sehr heftig und in Momenten zorniger Erregung trug sein Gesicht den Ausdruck Eines, den man vom Teufel besessen halten konnte."

Mit solchen Worten pflegte mein Onkel, Mr. Carthews, Haupt der Firma Carthews und Comtor in Aberdeen und Calcutta, die folgende seltsame Geschichte einzuleiten. Wie viele Schottländer jener Zeit hegte er eine große Ehrfurcht vor hohem Range, welche jedoch in seinem Falle in einer geschäftsmännischen Würdigung des Geldbesitzes ihr Gegengewicht hatte. Was jedoch für das Vorliegende von größerer Bedeutung ist, war meines Onkels strenge Wahrheitsliebe, zu der sich eine außerordentliche Herzensgüte gesellte. Diese Charakterzüge bewährten sich bei jeder Handlung seines langen Lebens. In die Begebenheit, welche ich möglichst in seinen eigenen Worten zu schildern suchen werde, kann sich demnach, wie ich überzeugt bin, keine absichtliche Ausschmückung eingeschlichen haben; mein Onkel hat sie in meinem Beisein öfters verschiedenen Personen erzählt, dennoch entdeckte ich nie, selbst in den kleinsten Einzelheiten, die geringste Abweichung, und immer machte sie auf die Zuhörer den Eindruck einer fürchterlichen Wirklichkeit. Nach jenen bereits mitgetheilten Eingangsbemerkungen fuhr dann mein Onkel folgendermaßen fort:

Dunblane war wenig beliebt, die meisten seiner Bekannten wurden nicht aus ihm klug. Seine Manieren waren oft unangenehm und er hatte Anfälle von übeler Laune, in denen er mit Niemanden sprechen wollte. Er konnte zuweilen gütig und großmüthig sein, war aber unerschütterlich in seinen Abneigungen, und niemals vergaß er eine Beleidigung. Ich kam bei weitem besser mit ihm aus, als irgend Jemand, und gewöhnlich nahm er sogar die Wahrheit von mir hin, gerieth er jedoch einmal in Wuth, so war es schrecklich, ihn nur anzusehen. Daher pflegten die Leute auch zu sagen, daß man sich von Dunblane fern halten müsse, wenn ihn seine „Anfälle" überkämen, weil er dann zu Allem fähig wäre.

Die französische Revolution war damals auf ihrem Höhepunkt. Dunblane war ein eifriger Royalist und jede Nachricht, welche von neuen Einschränkungen der königlichen Gewalt zu uns gelangte, erregte bei ihm die heftigste Entrüstung. Eines Abends in meinem Zimmer vertheidigte einer der Studenten, welcher republikanisch gesinnt war, die Gefangennehmung der königlichen Familie durch die Nationalversammlung. Sogleich sprang Dunblane auf und warf dem Sprechenden eine Flasche an den Kopf. Es gab einen fürchterlichen Spectakel und die beiden Streitenden verabredeten ein Duell auf den nächsten Morgen. Ich gab jedoch unter der Hand den Vorgesetzten einen Wink, so daß diese sich in's Mittel legten und äußerlich Friede hergestellt wurde; aber Dunblane sprach niemals mehr mit seinem Gegner, so lange dieser auf der Universität war. Dieses eine Beispiel giebt schon eine Idee von des Mannes Jähzorn und seiner Unversöhnlichkeit. Ich erinnere mich auch einer Unterredung, welche wir einmal über das Heirathen pflogen. Er hatte sich gerade über seine Armuth beklagt, doch hinzugesetzt, daß er trotzdem früh zu heirathen gedächte.

„Es ist nothwendig, daß ich einen Erben habe," sagte er, „sonst würde die directe Linie erlöschen. Ich bin nur noch allein übrig."

„Uebereilen Sie nichts," erwiderte ich darauf. „Es würde in der That sehr zu beklagen sein, wenn Ihr Titel und Ihr Grundbesitz an einen anderen Zweig der Familie fielen, aber es wäre ein bei weitem größeres Mißgeschick, wenn Ihr ganzes Leben durch eine unglückliche Verbindung verbittert würde. Sie sind jung, lange Jahre liegen vor Ihnen. Versichern Sie sich zuerst, daß es zu Ihrem Glück gereichen würde, ehe Sie den wichtigen Schritt thun."

Seine Antwort war charakteristisch.

„O," sagte er, „Sie haben gut reden. Wenn man viel Geld und keinen großen Namen hat, kann man allerdings nach seinem Belieben handeln. Wir Dunblanes können unsere Abkunft auf sechshundert Jahre zurückdatiren; wir sind es dem Lande schuldig, die Familie nicht aussterben zu lassen. Wäre ich in Ihrer glücklichen Lage, so würde ich natürlich zuerst meine Neigung befragen. In meinem Falle jedoch walten andere Rücksichten ob. Mein Onkel wiederholt es mir bei jeder Gelegenheit, und er wird wohl recht haben. Die Sache ist, ich muß eine reiche Frau heirathen und ich muß für einen Erben sorgen. Sie können sich nicht denken," setzte er mit düsterer Stimme hinzu, „wie wichtig besonders das Letztere ist."

Ich versicherte ihn, daß ich einen vollen Begriff von den Verbindlichkeiten hätte, welche ein bedeutender Name seinem Träger auferlegte, daß ich aber doch überzeugt wäre, eine übereilte Heirath ohne Neigung müsse schließlich zum Verderben führen.

„Sie kennen also wohl nicht," erhielt ich zur Antwort, „die alte Familienprophezeiung:

„Die echte Linie wird zu Ende gehen,
Wenn fünf der Dunblanes keinen Sohn gesehen."

„Mein Onkel," fuhr William fort, „ist der vierte Lord, welcher keinen Sohn hatte. Wenn er meinen Vater überlebte und ich ihm folgen sollte, so wäre ich der fünfte. Sie sehen, wie nothwendig es ist, daß ich bald heirathe."

„Um eines thörichten Reimes willen," erwiderte ich. Es war aber des jungen Edelmanns fixe Idee, und kein Vernunftgrund war stark genug, ihn davon zu heilen. Er konnte sich stundenlang über diese und andere ähnliche Gegenstände in dumpfes Brüten versenken. Später wurde es mir auch klar, daß noch eine andere Sorge, der er keine Worte geben mochte, damals seinen Geist beschäftigte und jedenfalls im Laufe der Zeit einen verhängnißvollen Einfluß auf sein Leben ausübte.

Im Jahre 1796 beendete ich meine Studien und mein Vater schickte mich nach Calcutta, wo unser Haus ein Filialetablissement unterhielt. Etwa ein Jahr später hörte ich, daß Dunblane sich mit einer Miß Cameron verheirathet hatte. Sie war, so schrieb man mir, eine Waise aus guter, aber nicht adeliger Familie; sie wäre reich und schön. Weiteres erfuhr ich nicht. William selbst gab mir keine directen Nachrichten, auch erwartete ich nicht, daß er mir schreiben würde. Wir bewegten uns jetzt in ganz verschiedenen Lebensbahnen, und wenn ich auch überzeugt war, daß er sich zuweilen in freundlicher Weise meiner erinnerte, so war doch dadurch ein Briefwechsel keineswegs bedingt. Ich war ein Geschäftsmann, vertieft in Interessen, die ihm gleichgiltig sein mußten, während ich meinerseits keinen inneren Antheil an Verhältnissen zu nehmen vermochte, die für ihn von entscheidender Wichtigkeit waren. Ich werde es bedauern, daß er mir nicht schrieb, obschon ich vielleicht mit keiner meiner Warnungen den beabsichtigten guten Zweck erreicht haben würde. Immerhin wäre es möglich gewesen, daß meine Rathschläge nicht gänzlich ihr Ziel verfehlt hätten. Wie die Sachen standen, war Dunblane völlig der Fatalität anheimgegeben. Sein Vater, den er aufrichtig geliebt hatte, war gestorben, sein Onkel, den er nicht liebte und den er fürchtete, wollte nicht sterben. Der Letztere war es, wie man mir berichtete, welcher die Verbindung mit Miß Cameron angerathen hatte, und William heirathete sie, obschon er keine Spur von Neigung für sie empfand. Dies war der unselige Irrthum, der sich nicht wieder gut machen ließ, der erste Schritt abwärts zu der Tiefe des Elends, in welche zwei Menschenleben schließlich versinken mußten.

(Fortsetzung folgt.)

Die französischen Gefangenen.

Von Julius v. Wickede.

(Schluß.)

Unter den gefangenen Chasseurs fand ich viele Corsen und Savoyarden, die sehr erfreut und erstaunt waren, wenn ich einige italienische Worte mit ihnen sprach. Sehr hohe, stattliche Soldaten waren die gefangenen Cuirassiere, von denen bei Wörth ein ganzes Regiment aufgerieben sein soll. Es waren meist Normannen. Gefangene Artilleristen habe ich nur sehr wenige gesehen; ebenso Soldaten des Geniecorps. Auf den Kaiser Napoleon schimpfen fast alle Gefangenen sehr und belegen ihn mit allen möglichen Verwünschungen. Vielleicht mag dies aber auch nur geschehen, uns ihre Sympathieen desto mehr zu erwerben. Sehr verschieden sind auch die vielen französischen Officiere aller Grade. Manche sind ohne Zweifel Männer von Erziehung und Bildung und benehmen sich anständig, zurückhaltend, aber höflich; andere hingegen scheinen recht rohe, ungebildete Gesellen zu sein, die auch jetzt noch nach gewohnter Weise arrogant und übermüthig auftreten möchten und z. B. kaum danken, wenn die preußischen Officiere sie zuerst höflich grüßen. Auch wollen sie jetzt noch Ansprüche machen und verlangen hier, wo die Sieger oft sich Entbehrungen auferlegen müssen, noch besonderer Berücksichtigungen. Von der Anmaßung einzelner gefangener französischer Officiere sah ich gestern noch ein rechtes Beispiel. Ein älterer preußischer General mit schon grauem Barte redete zwei gefangene unverwundete französische Officiere sehr freundlich an. Die Flegel dankten kaum und hielten es nicht für nöthig, von ihren Stühlen nur aufzustehen. Da packte ein sehr großer preußischer Unterofficier, der zufällig in der Nähe stand, den einen Franzosen, der noch ein junges Bürschlein mit recht frech aussehendem Gesichte war, ohne weiteres am Kragen, hob ihn in die Höhe und stieß ihn dann auf den Boden, zornig sagend: „Sie Polisson, wenn ein preußischer General Ihnen die Ehre erzeigt, überhaupt nur ein Wort mit Ihnen zu reden, so gehört es sich, daß Sie dabei aufstehen!" Wie der Blitz sprang jetzt auch der andere französische Officier auf. Ueberhaupt, die Unverschämtheit der Franzosen wird ihnen sehr gehörig von uns ausgetrieben werden, darauf kann man sich sicher verlassen. Unsere braven Soldaten betragen sich indeß mildthätig gegen alle Verwundeten, haben die beste Manneszucht, so daß z. B. in allen von uns besetzten französischen Orten auch noch kein Excess, keine Plünderung irgend einer Art vorgekommen ist und alle Landleute in Weißenburg, Lauterburg und Sulz mitten wie im tiefsten Frieden die Märkte mit ihren Erzeugnissen besuchen; aber wenn die Franzosen grob und insolent auftreten wollen und noch immer den komischen Wahn hegen, sie wären die grande nation und wir Deutsche müßten in tiefer Demuth uns ihrer Arroganz fügen, so bekommen sie es tüchtig auf die Köpfe. Gerade die Anwesenheit und die treffliche Kameradschaftlichkeit der bayerischen und preußischen Truppen, die nicht genug hervorgehoben werden kann, trägt selbst sehr viel zu dieser guten Manneszucht bei, denn beide Truppen haben jetzt förmlich einen regen Wetteifer, darin zu rivalisiren und sich auszuzeichnen.

Aber all dieses bunte, mannichfaltige, malerische Treiben auf dem Bahnhofe zu Weißenburg wird wieder durch den Anblick der Hunderte von Verwundeten, die überall umherliegen, gar sehr getrübt. Es sind in dem kleinen Weißenburg allein jetzt an 3000 Verwundete. Alle öffentlichen Räume sind zu großen Lazarethen umgewandelt, täglich fahren lange Bahnzüge die leicht Verwundeten in allen Gegenden Deutschlands zur besseren Pflege, und immer auf's neue kommen die Reihen der kleinen Ochsenwagen an, die von dem Schlachtfelde bei Wörth die blutigen Früchte hierherbringen. Jetzt noch, nach zwei bis drei Tagen nach der Schlacht, werden in den Büschen und Holzungen manche Verwundete, die bis dahin ohne Speisen, Trank und Verband gelegen haben, aufgefunden. Wenn einige 80,000 Mann einen ganzen Sommertag in äußerster Wuth mit Zündnadelgewehren, Chassepots, Mitrailleusen und Granaten sich einander beschießen, so muß es sicherlich wohl Verwundete und Todte zu Tausenden geben. Oft wunderlich zusammengefügte Paare, wie es gerade der Zufall geleitet, enthält so ein langer, schmaler elsässer Bauernwagen mit seinem Ochsengespann. Da liegt ein Kabyle in weißem, feinem Burnuß, der jetzt freilich von Blut arg geröthet ist, den weißen Turban auf dem glatt geschorenen Haupte; wie aus dunkeler Goldbronze sind seine Gesichtszüge gegossen, die dunkelen Augen rollen wild, krampfhaft hebt sich seine entblößte, dunkele Brust — und neben ihm liegt ein großer, blondhaariger und bärtiger, blauäugiger, derber Westphale, so ein rechtes Bild eines frischen norddeutschen Mannes, jetzt auch von Blutverlust gebleicht und erschöpft. Der Kabyle und der Westphale vertragen sich jetzt gut, der Schmerz der Wunde hat sie, die gestern noch in grimmiger Wuth gegen einander kämpften, nun zu trefflichen Kameraden gemacht. Und unter all diesem Blut und Elend und diesen Schaaren von Verwundeten, die den kleinsten freien Raum erhalten, wandeln wie Engel des Friedens die barmherzigen

Schwestern und Diakonissen, überall helfend, überall tröstend, erquickend. Sie spenden ihre Milde dem Kabylen wie dem Deutschen, dem corsischen Banditen, den Napoleon gegen uns hetzte, wie dem begeisterten Jünglinge, der für Deutschlands Ehre jetzt zu den Waffen griff. Die barmherzige Schwester oder Diakonissin kennt nur leidende Mitmenschen, die ihrer Pflege bedürftig sind, ein anderer Unterschied besteht für sie nicht. Und auch dem Sterbenden bringt sie im letzten Augenblicke noch Trost. Ich habe gesehen, daß eine junge barmherzige Schwester zwischen einer Gruppe von Sterbenden niederkniete. Dem Einen, einem Soldaten aus Westphalen, reichte sie das Kreuz, welches sie am Gürtel trug, zum Küssen. Mit wahrer Verklärung drückte der Sterbende dieses heilige Zeichen auf die Lippen, stieß einen leisen Seufzer aus, rief den Namen „Heilige Maria!“ und war eine Leiche. Als sich die Schwester jetzt aber zum Zweiten, der auch schon in den letzten Zügen lag, wandte, um diesem ebenfalls das Zeichen des Kreuzes zu reichen, drehte der braune Sohn der Wüste verächtlich den Kopf weg. Von Algerien her kannte ich noch den arabischen Gebetspruch: Allah il allah et sidi Mahomed, rasol allah! (für richtige Orthographie stehe ich nicht), sprach ich dem Sterbenden in das Ohr und legte ihn dann mit dem Gesichte in die Richtung gegen Mekka. Ein dankbares Grunsen belohnte mich für diesen letzten Liebesdienst, und im Todeszucken umklammerte der Sterbende meinen Arm so heftig, daß ich die blauen Merkmale davon noch lange tragen werde. So war auch der Sohn der Wüste, der Muhamedaner, in seinem Glauben gestorben und der letzte Hauch des Lebens ihm dadurch versüßt worden.

Diakonissinnen, barmherzige Schwestern, Johanniter- und Malteser-Ritter, freiwillige Aerzte und Krankenpfleger, kurz, Hunderte von Personen aller Confessionen und Stände wetteifern jetzt hier in der Pflege der Verwundeten, und Alle, Alle finden hier nur zu reichliche Arbeit bis zur Erschöpfung ihrer Kräfte. Dazwischen brüllen Schlachtochsen, die seit 48 Stunden kein Wasser und Futter in den Eisenbahnwaggons erhielten, wiehern Pferde, knallen Peitschen, pfeifen die Locomotiven, hört man Flüche, Befehle in allen möglichen Dialekten Deutschlands, küssen und umarmen sich bayerische, preußische, badische, württembergische Soldaten, die in dem rothen elsässer Weine, der in Ueberfluß für geringes Geld zu haben ist, sich in die heiterste Stimmung versetzen, und versichern, sie seien die besten Freunde der Welt, sie wären deutsche Brüder und wollten nur miteinander, aber niemals gegen einander kämpfen.

So geht es jetzt in Weißenburg zu.

Den 8. August.

Das deutsche Helgoland.

Von Karl Tannen.

Ostern 1867.

Im Meer, im herrlich deutschen Meer
Klagt Wind und Woge laut und schwer,
Und jede Welle trägt es fort
Von dem verlor'nen Kind das Wort.
Roth is de Kant,
Witt is dat Sand,
Das ist das deutsche Helgoland!

Germania, du Mutter mein!
Du sammelst deine Glieder ein,
Vergiß auch nicht dein kleinstes Kind,
Umbraust von Wogendrang und Wind.
Roth is de Kant,
Witt is dat Sand,
Das ist das deutsche Helgoland!

Und wie das Meer im Wandern schwillt,
Und wie die Fluth die Ströme füllt,
So schwillt das Wort und füllt das Herz
Mit Sehnsucht an und tiefem Schmerz.
Roth is de Kant,
Witt is dat Sand,
Das ist das deutsche Helgoland!

Bist du auch arm, bist du auch klein,
Denk' ich als gute Mutter dein,
Bis ich dich sicher weiß da drauß,
Verlor'nes Kind im Vaterhaus.
Roth is de Kant,
Witt is dat Sand,
Das ist das deutsche Helgoland!

Ein Ausflug nach Weißenburg.

† Ludwigshafen, 23. Aug. Einen neuen Kreuzzug sieht in diesem Augenblicke Deutschland aus seinem Schooße hervorgehen, aber einen Kreuzzug an dem selbst der Verfasser des „Nathan“ seine Freude haben würde, wenn er, neben so vielen lebendigen Ebenbildern seines Tellheim, — neben so mancher neu-incarnirten Minna von Barnhelm, nun die Bekenner seiner Humanitätslehre, die deutschen Männer und Jünglingsvereine mit dem rothen Samariter- oder vielmehr Johanniter-Zeichen auf weißer Binde aus allen Gauen des Vaterlandes nach den französischen Schlachtfeldern opferfreudigen Muthes hinziehen sähe. War es doch ein Jude, Dr. Löwenthal aus Berlin, der als Abgesandter des Johanniterordens vorgestern, inmitten eines Zuges Berliner und Breslauer Studenten, protestantischer und katholischer Confession (lauter Sanitätsfreiwillige), an der bisherigen deutsch-französischen Grenze ein dreifaches Hoch auf die deutschen Heere und ihre Führer ausbrachte, in welches die im Sonntagsgewand und Dreispitz herbeigeeilten Landleute des Grenzdistrictes einstimmten. Wie die politischen Gegensätze in Deutschland augenblicklich zurückgetreten sind, so findet auch der confessionelle Zwist seine milde Lösung in der gemeinschaftlichen und wetteifernden Erfüllung der Pflicht christlich-humanitärer Nächstenliebe. Die Nathan-Moral ist ins Leben gedrungen.

Da ich nun schon dieser speciellen Sanitätsfreiwilligenabtheilung Erwähnung gethan habe, die ohne Rast und Ruhe aus den fernsten Nordostmarken des weiland deutschen Reiches nach den ehemaligen (und wohl auch zukünftigen) Südwestmarken desselben eilten, so will ich diesen Reisenotizen die richtige chronologische Folge geben und melde, daß der betreffende Bahnzug Nachmittags drei Uhr in der neueroberten Grenzstadt Weißenburg anlangte. Außer den schon erwähnten jungen Leuten aus der ersten und zweiten Hauptstadt des östlichen Preußens befand sich in demselben Waggon mit mir ein Stadtrath Schulz aus Görlitz, in welcher Stadt das heldenmüthige, beim Sturm auf den Geisberg betheiligte Jägerbataillon früher stationirt war. Dieser Görlitzer Stadtrath, ein hochgewachsener, stattlicher Herr in den Fünfzigen, der auch die Johanniterbinde am Arm trug, war von Saarbrücken, wo er von der dort herrschenden Ruhe zu leiden hatte, mit einem Transport Verwundeter an den Rhein gesandt worden, und hatte auf seiner Rückreise von Neustadt aus diesen Ausflug unternommen, um das Grab des Grafen Walbersee, Commandanten jenes braven preußischen Jägerbataillons, aufzusuchen. Mit ihm stieg ich, noch vor Betretung der elsässischen Stadt, die ziemlich sanft ansteigende Höhe des Geisberges hinauf, auf dessen Spitze drei einsame Pappeln die Stelle bezeichnen, wo in zwei großen, der Inschrift leider entbehrenden Gräbern, eine Anzahl deutscher Officiere beigesetzt wurden. Ein preußischer Soldat, welcher den Kampf selbst mitgemacht hatte, diente uns als Erklärer des Terrains und der darauf abgespielten historischen Vorgänge, welche übrigens kaum noch leichte Spuren auf dem Schauplatz des Kampfes zurückgelassen haben. Zunächst belehrte er den Stadtrath, daß der von ihm gesuchte Leichnam des Grafen Walbersee (Sohn des ehemaligen Kriegsministers dieses Namens) auf dem Friedhof

Digitized by Google

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 100. Dritter Jahrgang. 1870.

—nb—. Ein Familiendrama.

(Fortsetzung.)

Ich schlief ausgezeichnet. Da ich nicht zu Einbildungen geneigt bin, so hatte ich auch keinen von jenen Besuchen, von denen Lady Dunblane sichtlich zum Verdruß ihres Gatten gesprochen. Das mir angewiesene Gemach war gerade so beschaffen, wie die Räumlichkeiten in alten Schlössern in der Regel eingerichtet zu sein pflegen: sämmtlich mit Eichenholzgetäfel und dunkelen von den Wänden herabschauenden Familienportraits versehen; ebenso fehlt nirgends das große vorhangreiche Himmelbett. Ich wachte erst auf, als ein Diener mir warmes Wasser zum Rasiren brachte.

Es war ein heiterer Morgen und ich fand den Lord in besserer Stimmung, als er am vorigen Abende gewesen. Vielleicht kam es daher, daß Lady Dunblane nicht zugegen war. Wie ich hörte, erschien sie niemals beim Frühstück. Ihre Zofe, ein großes kräftiges Frauenzimmer mit rothem Haar und widerlichem Gesicht, kam mit einem Präsentirbrett und trug die Chocolade zu ihrer Herrin hinauf. Diese Person war, wie man mir später sagte, auf dem Gute geboren und dem Lord sehr ergeben. Als junges Mädchen soll sie in einem schlimmen Ruf gestanden haben, aber Dunblanes Mutter hatte sich ihrer angenommen und aus dieser Elspie ihre Kammerjungfer gemacht; und Dunblane hatte bei seiner Verheirathung darauf bestanden, daß sie in gleicher Eigenschaft bei seiner Frau angestellt würde, obschon die Letztere lieber eine elegante Zofe aus Paris oder London um sich gehabt hätte. Elspie war, so viel ließ sich nicht in Abrede stellen, ein Frauenzimmer, das einen unangenehmen Eindruck machte, und ich kann mich nicht erinnern, je ein Wort mit ihr gesprochen zu haben.

Nach dem Frühstück zeigte mir Lord Dunblane das Schloß und erzählte mir alle historischen Begebenheiten, welche in das selbe hinübergespielt. Mit großem Stolz zeigte er mir das Bett, in welchem Maria Stuart geschlafen; einen Eibenbaum, den Robert Bruce gepflanzt; die Rüstung, welche ein kriegerischer Vorfahr bei der Schlacht von Bannockburn getragen. Er verbreitete sich über den Ruhm seines Hauses mit mehr Lebhaftigkeit, als ich je bei ihm bemerkt; dann plötzlich kam wieder die Wolke des Mißmuths über ihn.

„Und denken zu müssen," sagte er, „daß Alles dieses an eine andere Linie fallen soll; in Hände, welche sich durch schnöden Gelderwerb besudelten (— dies war auch eine Mißachtung meiner Person, allein ich bin gewiß, daß er für den Augenblick meine Gegenwart völlig vergaß —), zu wissen, daß Leute, welche kaum einen Tropfen des alten echten Blutes in den Adern haben und seit Generationen sich mit bürgerlichem Plebs verschwägerten, d a s erben werden, was sie nicht zu würdigen vermögen, in das sie keinen Stolz setzen und wofür sie kein Gefühl haben, —, bei Gott! solche Gedanken sind hinreichend, Einem das Herz zu brechen!"

In dieser Weise fuhr er fort, von Zeit zu Zeit in Verwünschungen über sein Schicksal ausbrechend, das ihm keinen Sohn gegönnt, und über den bösen Stern, der seinem Hause aufgegangen war. Umsonst suchte ich ihn zu beschwichtigen, indem ich ihm sagte, daß er noch jung und in guter Gesundheit sei und nicht nöthig habe, alle Hoffnung aufzugeben.

Er schüttelte trübselig den Kopf. „Die Prophezeiung ist gegen mich, ich bin der f ü n f t e Lord ohne Sohn. Mein Geschick ist entschieden. Welch' ein wahnsinniger Thor war ich doch, daß ich heirathete!"

Ich gab ihm im Stillen recht, d. h. ich dachte, er wäre in der That ein wahnsinniger Thor gewesen, s o zu heirathen, wie er es gethan. Bald darauf zog sich Seine Lordschaft mit Mr. Pilson in das Arbeitscabinet zurück, und ich hatte Freiheit, Schloß und Park zu durchstreifen, wie ich wollte.

Indem ich mich der Geschichte des geheimen Zimmers erinnerte, zählte ich von außen alle Fenster und kehrte dann ins Schloß zurück, wo ich durch jeden Corridor ging, jeden Thurm hinaufstieg und jede unverschlossene Thür öffnete, um zu sehen, ob die Zahl der Fenster übereinstimmte. Mit Hilfe eines Dieners, dem ich auf meiner Streiferei begegnete und der, wie er sagte, alle Räumlichkeiten des Schlosses kannte, gelang es mir, jedem Fenster seinen Platz anzuweisen. Und nach zweistündigem emsigem Bemühen, das Geheimniß zu ergründen, kam ich zu dem Schluß, daß es gar kein geheimes Zimmer geben könne; es war Alles leeres Geschwätz. Ich war eben damals noch in den Jahren, wo das zu große Vertrauen in die eigene Klugheit zu sehr falschen Annahmen führt.

Beim zweiten Frückstück erschien Lady Dunblane, und bei dieser Gelegenheit trug sich eine Scene zu, welche mich höchst peinlich berührte. Der Lord hatte eine besondere Abneigung gegen den Wachtelhund seiner Gemahlin. Die strengsten Befehle waren gegeben worden, daß das Thier sich ausschließlich in den besonderen Gemächern seiner Herrin aufhalten und unter keinem Vorwande dem Lord unter die Augen kommen dürfe. Aber eine Thür war durch Nachlässigkeit offen gelassen worden, und während wir bei Tisch saßen, rannte der Hund bellend in das Zimmer und gerade zwischen die Füße Dunblane's, welcher eben wieder die Zielscheibe einer sarkastischen Bemerkung seiner Frau gewesen war. Mit Donnerstimme brüllte er: „Wie oft habe ich Ihnen gesagt, Madame, daß Sie die verfluchte Bestie in Ihren Zimmern halten sollen?" Und dabei versetzte er dem armen Thiere einen so heftigen Fußtritt, daß es, auf dem glatten Eichenholzparquet, sich ein paar Mal überschlagend, an die entgegengesetzte Wand flog, wo es heulend liegen blieb. Lady Dunblane sprang auf und nahm es in die Arme; das eine Bein war ihm gebrochen. Seine erzürnte Herrin kreischte und stampfte, ihr Gemahl ergoß sich in Flüchen, und von dem ganzen Vorgange angeekelt, stand ich auf und ging hinaus. Pilson folgte mir.

„Wie wird dies Alles enden?" sagte ich zu ihm. „Dunblane scheint alle Selbstbeherrschung verloren zu haben. Wenn er so fort fährt, was wird aus ihm werden?"

Pilson blickte sich um, neigte sich dann zu mir und flüsterte: „Er wird sein Leben im Irrenhause beschließen."

Dunblane schloß sich für den Nachmittag in seinem Zim-

mer ein. Später fuhr seine Frau in ihrer vierspännigen Equipage aus; sie hatte den Wachtelhund auf dem Schooß und brachte ihn zu einem einige Meilen entfernt wohnenden Thierarzte. Beim Diner war sie wieder so ausgelassen und lustig wie sonst. Ob dies Wahrheit oder Verstellung war, kann ich nicht sagen, ebenso wenig ob, wenn die Heiterkeit ihr nicht von Herzen ging, sie dieselbe nur zur Schau trug, um ihren Mann zu ärgern. War das letztere ihre Absicht, so erreichte sie ihren Zweck vollkommen. Seine Verstimmung wurde durch einige wilde Ausfälle erhöht. Die Unterhaltung drehte sich um Frankreich und um die Möglichkeit, daß der erste Consul Kaiser würde; ein Gegenstand, der damals alle Gemüther in Aufregung versetzte.

„Wie ich den kleinen Mann bewundere!" rief Lady Dunblane. „Wie viel ruhmvoller ist es, eine Dynastie zu gründen, als alle Kronen Europas zu erben! Ich möchte fast wünschen, ich wäre eine Französin!"

„Und ich möchte wünschen, daß sie es wirklich wären!" schrie der Lord. „Keine andere britische Peereß würde sich durch eine solche Aeußerung beschimpfen."

Sie lachte laut und erwiderte: „O, weil keine so aufrichtig ist als ich. Alle Frauen bewundern den kleinen Corporal im Herzen. Das wird ein Spaß sein, wenn er zu uns herüber kommt und uns erobert! Es ist doch viel hübscher, einen großen Helden zum Herrscher zu haben, als einen verrückten alten König, welcher —"

„Schweigen Sie, Madame!" donnerte Dunblane und schlug mit der geballten Faust so heftig auf den Tisch, daß die Gläser klirrten, „oder wenn Sie solch' gemeine verrätherische Reden halten wollen, so halten Sie sie in der Küche. An meinem Tische dulde ich dergleichen nicht!"

Sie lachte; das war ihre ganze Antwort. Es machte ihr sichtlich das größte Vergnügen, ihn aufzustacheln, und da sie seine empfindlichen Seiten kannte, so wurde es ihr nicht schwer. Abends fand ich Gelegenheit, sie unter vier Augen zu fragen, warum sie so handele. Allerdings war dies eine Freiheit, die ich mir herausnahm, weil unsere Bekanntschaft erst so kurz war; aber ich meinte, nicht länger im Hause bleiben zu können, ohne einen Versuch zur Beilegung der ehelichen Zwistigkeiten zu machen. Ich sagte ihr, sie wisse nicht, welches Unheil sie anrichte, und ich fragte, ob sie sich nicht fürchte, einen so leidenschaftlichen Mann wie den Lord zu reizen.

„Ich mich fürchten? Ganz und gar nicht," antwortete sie. „Im Gegentheil, er ist es, der sich vor mir fürchtet, vor meiner Zunge! Ha, ha! Niemand hat ihm früher offen die Meinung gesagt, weder seine Mutter, noch seine Diener, noch seine Freunde; — Sie selbst, Mr. Carthews, haben ihm wohl nie widersprochen. Nun, ich thue es immer, und ich sage gerade, was mir beliebt. Er haßt mich, ganz natürlich; aber er fürchtet sich vor mir. Und wie sollte ich ohne solche kleine Aufregungen in diesem abscheulichen öden Neste mein Leben ertragen? Ich würde vor Langeweile sterben, wenn ich mich nicht mit meinem lieben Lord herumzankte."

„Großer Gott!" dachte ich, „und diese zwei Menschen sind auf Lebenszeit an einander gebunden. Jedes kann noch ganz gut vierzig Jahre vor sich haben. Welche Aussicht!"

Noch am nämlichen Abende, ehe wir zu Bett gingen, ließ sie eine weitere bissige Bemerkung gegen ihn los. Es wurde viel von dem kleinen Knaben des Haushofmeisters gesprochen, der vom Baum gefallen war und den Arm gebrochen hatte. „Kinder sind eine gräuliche Last," sagte Lady Dunblane. „Gott sei Dank, ich habe keine Rangen, die von Bäumen fallen und mich zu Tode ängstigen."

Schwerlich meinte sie es ernstlich, denn es war kaum möglich, daß sie sich unter den obwaltenden Umständen kein Kind gewünscht haben sollte. Die Frau war aber wie vom Teufel besessen und hatte beständig gerade die Worte auf der Zunge, die ihren Mann am meisten ärgerten. Er stand mit dem Rücken gegen mich, so daß ich sein Gesicht nicht beobachten konnte. Ohne ein Wort zu sagen, ergriff er einen Leuchter und ging rasch hinaus in sein Zimmer. Ich glaube die Wuth hatte ihn sprachlos gemacht.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatze.

— Die „Wormser Ztg." theilt folgenden Brief eines Officiers des gr. hess. 1. Inf.-Regiments über die Schlacht bei Gravelotte mit: „Lager bei St. Marie aux Chênes (nördlich Metz), 21. August. Der Allmächtige hat mich in furchtbaren Gefahren bewahrt, Gefahren, in denen 70 hessische Officiere und 2400 Mann untergingen. Es war eine furchtbare Schlacht, die am 18., unser Corps mußte lange, lange Stunden im furchtbarsten Feuer aushalten, um der Garde Zeit zu geben, dem Feind in die Flanke zu kommen. Die Franzosen wehrten sich verzweifelt, und nur die Nacht machte dem Massenmord ein Ende. Bazaine mußte mit der Hauptarmee seinen begonnenen Rückzug nach Paris aufgeben und sich nach Metz zurückziehen, wo er jetzt cernirt von 5 Armeecorps wie die Maus in der Falle sitzt; unterdessen ist der Kronprinz weiter nach Paris, wo sich die Sache wohl entscheiden wird. Wir liegen nicht in erster Linie vor Metz, sondern mit dem 3. Corps, welche beide in der Affaire furchtbar mitgenommen sind, weit zurück im Hüttenlager, wo wir voraussichtlich mehrere Wochen liegen bleiben und uns restauriren. Während der ganzen Bataille war ich kalt wie Stein, in dem furchtbaren Granatfeuer von 12 Uhr Mittags bis 1/2 3, wo die Geschosse aller Art unaufhörlich um mich einschlugen, 2 Officiere und 30 Mann zusammenschlugen, rauchte ich meine Cigarre. Den meisten Verlust machten aber die Chassepots. Die Luft war beständig voll wie mit Bienen, zuletzt hörte man gar nicht mehr darauf. Kurz, wer das erlebt hat, kann was erzählen. Als mein dünnes Häuflein als äußerster linker Flügel die bangen Stunden festhielt und auf die Garde wartete, schien die Sache bedenklich, die Reihen lichteten sich immer mehr, namentlich waren die Officiere beinahe alle. Da kam die Garde, brach brillant vor, reussirte anfangs nicht, ging aber dann mit enormem Elan vor und warf den französischen rechten Flügel. Die Gardeschützen gingen bei uns zum Vorstoß vor und kamen — ohne einen Officier zurück; am anderen Morgen das Schlachtfeld bereitend, fanden wir die ganze Gesellschaft, den Major in der Mitte, auf einem Haufen — doch wozu all den Gräuel mittheilen — wenn ich's erlebe, wieder heim zu kommen, werde ich noch manche Details erzählen. Wie wir den anderen Morgen (natürlich lagen wir ohne Decke die Nacht unterm freien Himmel) unsere gefallenen Officiere an einer stillen Walddecke beerdigten, brach es los, wir weinten den ganzen Tag, kein Auge wurde trocken — doch fest gehalten, der Herr will es so und wird's zum guten Ziele führen! Höchst interessant, aber so gefährlich und peinlich wie möglich war unser nächtliches Gefecht bei Gorce (am 16. d.). Wir sollten in Corny an der Mosel einquartirt werden, hörten aber schon Morgens Kanonendonner. An der Mosel angekommen, hieß es für das Regiment: „Tornister ablegen und in den Wald, das Gefecht unterstützen." Wir kamen mit der Dämmerung an, lösten ein ganz decimirtes preußisches Bataillon ab und drangen auf schmalen Pfaden in den ganz dichten Wald vor, bis wir

die Franzosen erreichten, die, in Schützengräben liegend, hineinpfefferten. Wie es da pfiff, ständig Aeste herunter auf den Kopf — dunkel — die Lage wurde schaurig — da gingen wir mit Hurrah vor, was Veranlassung wurde, daß die französische Armee, die im Vorrücken am Abend war, Halt machte und in der Nacht abzog. Das erfuhren wir natürlich erst später. Die Nacht war sehr ängstlich, ohne Uebersicht lagen wir da beisammen, hörten bei Tagesanbruch die unzähligen französischen Signale und machten uns gefaßt, angegriffen zu werden; es war aber nichts, wir marschirten ab, indem Wege gehauen wurden. Dort in der Nacht ist ein Mancher von uns in den dichten Büschen liegen geblieben und mußte elend umkommen, es war nicht zu ändern! — Diesen Brief schreibe ich auf den Knieen im Tumult des Lagers und bei starkem Wind. — Heute früh hatten wir Gottesdienst."

— Der Kern der französischen Armee, in einer Stärke von fast 120,000 Mann, ist in Metz vollständig von den deutschen Truppen umzingelt. Es läßt sich nicht annehmen, daß ein so zahlreiches Heer, dem alle Zufuhr abgeschnitten, lange unthätig in den Festungsmauern liegen bleibt und seine Vorräthe aufzehrt, um dann der Gefahr des Hungertodes zu verfallen, wenn es nicht capituliren will. Man muß also auf einen neuen, erbitterten Kampf gefaßt sein, der nicht ausbleiben kann, sobald die Garnison von Metz den Versuch machen wird, sich mitten durch die in ihrem Rücken stehenden deutschen Heere hindurch den Weg nach Chalons und Paris zu bahnen. Mit jedem Tage der Zögerung wächst natürlich die Zahl der deutschen Regimenter, welche sich zwischen die verschiedenen, von einander getrennten französischen Armeetheile schieben. Mit unverhohlenem Entsetzen sehen die Landbewohner die deutschen Heeressäulen auf allen Wegen sich lawinenartig über ein Departement nach dem anderen hinabwälzen, sie glauben heute schon nicht mehr an die Möglichkeit eines Sieges der französischen Waffen, und der Refrain ihrer Gespräche lautet fast immer: „Frankreich ist verloren, wenn der Krieg nicht bald ein Ende nimmt!" Ihre Haupthoffnung war auf das bei Metz zusammengezogene Gros der französischen Armee gestellt. Wie die Einwohner von Sulz unterm Walde bei der ersten Nachricht von dem Ausfall der Schlacht bei Wörth ungläubig die Achseln zuckten und hochmüthig ausriefen: „Der Herzog von Magenta kann nicht besiegt werden!" so wollte auch die Bevölkerung von Nanzig anfangs nicht glauben, daß Metz und Toul von den deutschen Truppen umzingelt worden und daß letztere bei Gorze und Gravelotte Sieger geblieben. Die fabelhaftesten Gerüchte von „preußischen Niederlagen" durchliefen am 18. August die Stadt; man wollte mit Bestimmtheit wissen, daß zwei Generäle gefallen, daß einem preußischen Prinzen der Schädel gespalten worden sei. Der Leichnam, so hieß es, solle heimlich nach Berlin geführt werden, und es gab Leute, die mit eigenen Augen den Sarg gesehen haben wollten. Ein Ungläubiger drängte sich endlich durch die Volksmassen, welche von Morgen bis Mitternacht das Hotel de France, das Hauptquartier des kronprinzlichen Generalstabes, umdrängten, und das Erste, was er sah, war der todtgesagte Prinz, der, wohlgemuth seine Cigarre rauchend, inmitten einer Officiersgruppe stand.

Mannichfaltiges.

— Aus Mainz wird der „Petersburger (deutschen) Ztg." von ihrem Special-Correspondenten geschrieben: „Die malerische Rheinreise übt einen sichtbar belebenden Einfluß auf die Mannschaften aus, namentlich staunten die jungen Ostpreußen, mit denen wir fuhren, über die pittoresken Schönheiten, welche die in ihrer Schöpfungskraft unfaßbare Natur mit verschwenderischer Hand von Bonn aufwärts ausgestreut hat. „Un dat will der verfluchte Franzos sich holen?" rief ein kerniger 41er erbost aus, als wir gegenüber dem gigantischen Lorelepfelsen kurze Rast machten; „i, da muß ja dat Dunnerwetter reinschlagen, dat können wir besser behalten!" und begeistert schallte als hundertstimmige Antwort das „Lieb' Vaterland, magst ruhig sein!" über den deutschen Rhein dahin."

— Die Annoncen Berliner Blätter, welche zuerst von der Möglichkeit sprachen, Beefsteaks, Butter ꝛc. unter Couvert den Soldaten in's Feld nachzuschicken, riefen gewiß mehr als ein ungläubiges Lächeln hervor. Aber die Sache ist ernstlich gemeint und wir wollen daher auch unsererseits auf ein Mittel aufmerksam machen, das es erlaubt, den tapferen Kriegern, welche sich so viele Entbehrungen auferlegen müssen, kleine Erfrischungen in das Bivouac nachzusenden, von deren Werth im Felde, selbst wenn sie zu Hause noch so unbedeutend erscheinen, sich Mancher keinen, auch nicht einmal einen annähernden Begriff macht. Es sind dies Blech- oder Zinkbehälter, die genau so angefertigt, daß sie in die von der Post zu beziehenden, mit den vorschriftsmäßigen Adressen bedruckten Feldcouverts hineinpassen, und zur Aufnahme von Extracten, Butter, Speck, Schmalz u. s. w. bestimmt sind. Selbst Beefsteaks vollständig zubereitet, kann man in diese zierlichen Behälter einfügen, so daß letztere nur kurze Zeit über Feuer gehalten werden dürfen, um augenblicklich eine kräftige und warme Speise zu bieten. Da Gepäcksendungen an die mobile Armee durch die Feldpost nicht befördert werden, so umgeht man hiermit diese Bestimmung und freut sich der gebotenen Gelegenheit, den Seinigen Erfrischungen zu übermitteln, die auch im Kleinen den Betreffenden auf's höchste wohlthuend. Wie den „Alt. Nachr." mitgetheilt wird, hat sich die Post mit der Beförderung dieser Couverts einverstanden erklärt und sind in den letzten Tagen bereits viele derselben nach dem Kriegsschauplatz abgegangen.

— Ueber den bekannten Unfall, der am 11. ds. Mts. bei Kiel durch eine Torpedoexplosion veranlaßt worden, schreibt der „N. A. Z." ein Augenzeuge aus Holtenau, 12. August: „Gestern Mittag 12 Uhr fuhr ich am Bord der „Elbe", eines kleinen Dampfers, der dem Detachement zur Verfügung gestellt ist, mit hinaus, um zu sehen, wie unsere Leute die Torpedos legen. Drei Kabellängen vom Strande liegt ein Pulver-Prahm mit 8000 Pfd. Pulver an Bord. Auf ihm werden die Torpedos geladen. Die „Elbe" legte sich langseit. An Deck des Prahms lagen 14 geladene Torpedos. Die „Barkasse", die uns gefolgt war — 13 Mann Besatzung — legte sich auf die andere Seite des Prahms und man begann, die Torpedos von dem Prahm in dieselbe zu verladen. Mit dreien davon sollte sie abgehen und dieselben versenken. Ich lehnte am Kessel des Dampfers und sah dem Treiben zu, nicht ohne geheimen Schauder über die Leichtfertigkeit, mit der die Matrosen die Höllenmaschinen handhabten. Da lagen sie in einer Reihe, in der Sonne glänzend, gußeiserne, lackirte Eisenkessel; auf jedem schimmerte ein großes weißes T., — unwillkürlich meinte ich, das könne ebenso gut „Tod" heißen. — Zwei Torpedos waren inzwischen in der „Barkasse", man brachte eben die Anker für dieselben hinab — da erscholl eine furchtbare Detonation, mir wurden durch eine heiße Masse Augen und Gesicht verklebt, dann fühlte ich einen heftigen Schlag auf die linke Schulter — ich wußte nicht, wie mir geschah! — Ich befreite meine Augen von ihrer Decke, blickte um mich — ich stand in einem Regen von fallenden Holz-, Eisen-, Fleisch- und Knochenstücken — — dann war Alles ruhig. — Schaudernd befühlte ich mein Gesicht, es war überzogen von lauter kleinen, erbsengroßen, rohen Fleischstückchen, ebenso meine Kleider, meine Mütze war mit weißem Mark oder Gehirn bespritzt. — Auf dem Deck der „Elbe" agen unzählige Fleischfetzen und Knochensplitter, nebst brennenden Holz- und Zeugstücken, ebenso an Deck des Pulver-Prahms. Schnell löschten wir das Feuer auf demselben und blickten dann weiter um uns; — die „Barkasse" war verschwunden und mit ihr sieben Mann, drei andere lagen schwerverwundet auf dem Prahm, einer mit zerschmettertem Bein und zerrissenem Gesicht, ein anderer mit zermalmtem Rückgrat, viele Andere bluteten aus zahlreichen Wunden, einige schwammen auch noch im Wasser.

Was zu retten war, wurde gerettet, und die Verwundeten brachte man an Bord der „Elbe“. Die sieben in der „Barkasse“ aber waren buchstäblich in Fetzen und Atome gerissen, alle Fahrzeuge waren mit kleinen Resten ihrer Leiber bedeckt, der Schornstein der „Elbe“ starrte von darangespritzten Fleischstücken. Außerdem hatte er zwei Löcher und die Vorderkajüte war großentheils innen demolirt. Aus dem Pulver-Prahm waren Stücke von Planken herausgerissen — wären die 8000 Pfd. Pulver noch explodirt, kein Fahrzeug, keine Seele wäre übrig geblieben! Haben Sie eine Ahnung von unseren Contact-Torpedos? Dieselben bestehen aus einem Torpedokessel von Eisen mit 100 Pfd. Pulverladung, der durch eiserne Bänder an einem schirmartig geformten Anker befestigt ist. Die Zünder, Bleiröhren, sind mit Zündstoff gefüllt, der Torpedo schwimmt vermittelst eines luftgefüllten Raumes etwa zehn Fuß unter dem Wasserspiegel und sobald ein Schiff die Zünder berührt und verbiegt, wird die Ladung entzündet. Die Torpedos liegen so dicht an einander und in vielen Reihen quer über dem Haen, daß kein Schiff unbeschädigt passiren kann. Auch liegen andere dort, die vom Lande aus beobachtet und mittelst elektrischen Stromes entzündet werden. Der erwähnte Schlag auf meine Schulter lähmte mir bis jetzt den linken Arm, bei näherem Nachsehen fand ich mein Jacket und Hemd durchbohrt und eine Wunde in der Schulter und zwei zolllange Knochensplitter steckten darin — nicht von meinem Gebein, es muß ein größeres Glied eines der Verunglückten mich dort getroffen haben.“

— Wir lesen in deutschen Blättern die Schilderung einer erschütternden Scene, welche sich nach der Schlacht bei Saarbrücken ereignete: Ein Westphale, der zur Hilfe für die Verwundeten anwesend war, traf einen preußischen Infanteristen, der an einer Mauer lehnte; ein Schuß war ihm durch den Leib gegangen. „Willst du trinken, Kamerad?“ fragte der Westphale. Blaß und furchtbar entstellt im Antlitz, schüttelte der Verwundete das Haupt und bedeutete dem zu Hilfe Gekommenen nur, daß er ihm die Lippen anfeuchten möge. Das geschah, und nun fragte der Sterbende flüsternd, ob er schreiben könne. Der Westphale bejahte und zog seine Brieftasche heraus; mit brechendem Auge dictirte Jener: „Liebe Mutter, leb' wohl!“ und die Adresse: Berlin, Oranienstraße N. . . . Hierauf redete ein anderer schwer Verwundeter dicht nebenbei den Westphalen an und bat um einen Trunk, und während dieser sich umdrehte, um den Blutenden zu laben, röchelte der Erste und verschied.

— Der Oberst Herzog von Gramont hat bekanntlich aus der Schlacht bei Wörth einen zerschmetterten Arm davongetragen. Man mußte zur Exarticulation im Schultergelenke schreiten, und der Chirurg der Ambulanz schickte sich eben an, den Herzog zu chloroformiren. Ein Feldgeistlicher war dabei und schimpfte weidlich auf Simpson, den Erfinder der Chloroformirung, indem er sagte, es sei eine Beleidigung Gottes, den Schmerz unfühlbar zu machen, da Gott denselben als Strafe über die Menschen verhängt habe. „Und was würden Sie denn sagen“, erwiderte der Herzog, indem er das Betäubungsmittel einathmete, „wenn ich Ihnen bewiese, daß Gott selber der Erste war, der die Anästhesie angewendet hat? Haben Sie in der Bibel nicht gelesen, daß der Herr, bevor er Adam einer Rippe beraubte, denselben in tiefen Schlaf versenkte?“ Darauf verlor der Herzog das Bewußtsein.

— Die sonst so ernste „New-Yorker Handelszeitung“ hat sich folgenden „patriotischen Scherz“ erlaubt. In ihrer Nummer vom 13. August sagt sie: „In der Voraussetzung, oder doch in der zuversichtlichen Hoffnung, daß die siegreiche deutsche Armee noch vor Ende dieses Monats in Paris sein werde, haben wir bereits letzten Sonnabend, den 6. d., mit dem französischen Postdampfer „Lafayette“ ein Exemplar der „New-Yorker Handelszeitung“ unter folgender Adresse abgesandt: A sa Majesté le Roi Guillaume de Prusse aux Tuilleries, Paris. Si pas encore arrivé, poste restante. Heute lassen wir ein zweites Exemplar folgen, jedoch ohne den Appendix.“

Kriegsliteratur.

* Aus der 1. Lieferung des in Nr. 98 d. Bl. bereits kurz erwähnten Sammelwerkes von deutschen Kriegsliedern der Jetztzeit „Lieder zu Schutz und Trutz“ theilen wir heute das nachstehende Gedicht von Wilhelm Jensen mit.

Ein altes Wort.

Eine halb verschollene Sage
Was wacht sie heute auf?
Was nimmt über Leichen der Zukunft
Sie heut' den Walkyrenlauf?

Wer gedenkt's noch?: „Es wird ein Kaiser
Auf's Neu' um Germania frei'n,
Wenn zum letztenmale die Türken
Ihre Rosse tränken im Rhein.“

Zweideutig seit grauen Zeiten
War stets der Orakel Wort;
Lang' wälzen die Türken gen Westen
Nicht mehr den Völkermord.

Gen Osten mit schwirrender Geißel
Treibt die Völker ein Tamerlan,
Und siehe, an seine Fersen,
Da heften die Turcos sich an.

So winket Erfüllung dem Worte —
Schon blitzen die Schwerter zum Streich,
Zum Werben schon reitet der Kaiser
Steig' auf, Du heiliges Reich!

Hört auf, zu flattern, ihr Raben,
Um des Kyffhäusers Gestein!
Die Türken tränken die Rosse
Zum letztenmale im Rhein!

Wir verfehlen nicht, nochmals auf das Unternehmen aufmerksam zu machen, da der Reinertrag zu Gunsten der Verwundeten und der Kranken des gesammten deutschen Heeres verwendet wird, und bitten auch in diesem Sinne dem Verleger dieses vaterländischen Werkes eine Anerkennung zu zollen. Für den inneren Werth des Buches zeugen die Namen unserer deutschen Dichter, von denen wir nur die folgenden nennen wollen: Ludwig Bauer — Roderich Benedix — Friedrich Bodenstedt — A. E. Brachvogel — Eduard Brauer — Friedrich Bücker — M. Carriere — Felix Dahn — C. Draexler-Manfred — Wilh. Dunker — J. G. Fischer — Ernst Förster — Ferdinand Freiligrath — Emanuel Geibel — Rudolph Genée — Rudolf Gottschall — Julius Grosse — Klaus Groth — O. F. Gruppe — Karl Gutzkow — Wilhelm Hertz — Georg Herwegh — Georg Hesekiel — Nikolaus Hocker — Heinrich Hoffmann von Fallersleben — C. v. Holtei — Ignaz Hub — Wilhelm Jensen — Alex. Kaufmann — H. Kletke — Franz von Kobell — Gustav Kühne — Hermann Kurz — Hermann Lingg — Franz v. Löher — Feodor Löwe — Oswald Marbach — H. F. Maßmann — G. v. Mayern — Melchior Meyr — Wolfgang Müller von Königswinter — Müller von der Werra — M. Anton Niendorf — W. Osterwald — Adolf Peters — Franz Graf von Pocci — H. Pröhle — Gustav Putlitz — Oscar von Redwitz — Emil Rittershaus — Julius Rodenberg — Christian Schad — Georg Scherer — Georg Scheurlin — Levin Schücking — C. Schultes — Gustav Schwetschke — K. Simrock — Karl Stieler — Adelheid von Stolterfoth — Julius Sturm — Emil Taubert — Albert Traeger — Heinrich von Treitschke — H. Viehoff — Robert Waldmüller-Duboc — Feodor Wehl — K. Woermann — Julius Wolff — Heinrich Zeise — Karl Zettel ꝛc.

Verantwortliche Redaction: Vb. Gebhard Stav.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 101. Dritter Jahrgang. 1870.

—nb—. **Ein Familiendrama.**

(Fortsetzung.)

Während der nächsten zwei Tage gestalteten sich die Zerwürfnisse zwischen dem Lord und seiner Gemahlin wo möglich noch schlimmer. Einmal machte ich den Versuch, mit Dunblane über diese Dinge zu sprechen, doch führte es zu nichts. Er nährte gegen seine Frau einen unbesieglichen Haß, den er nicht einmal zu verbergen sich die Mühe gab. War ich allein mit ihm, so sprach er doch überhaupt; in ihrer Gegenwart aber schien er nur immer in Erwartung dessen zu sein, was ihre zügellose Zunge hervorbringen würde. Am vierten Tage meines Aufenthaltes auf Dunblane Castle, — einen Tag vor der von mir beabsichtigten Rückreise nach Aberdeen, — langte ein Gast an, der, obschon erwartet, doch nichts weniger als willkommen kam. Es war Mr. James Dunblane, der gesetzliche Erbe, den man erst kürzlich aufgefunden und mit welchem Lord Dunblane sich brieflich in Verbindung gesetzt hatte. Er stattete seinen ersten Besuch auf dem Schlosse ab, und wie ich später hörte, war dieser Besuch so gut wie eine Nothwendigkeit. Er schien das Peinliche seiner Stellung zu fühlen. Ich erinnere mich von dem jungen Manne nur so viel, daß er nicht hübsch und dabei sehr schweigsam war. Lord Dunblane empfing ihn kühl, aber mit Höflichkeit. Lady Dunblane warf sich ihrer Gewohnheit nach sogleich auf ein Thema, das ihrem Manne das allerempfindlichste war.

„So, Sie sind also gekommen, um als Erbe in das Geheimniß des berühmten Zimmers eingeweiht zu werden? Wahrhaftig das ist fast so schlimm, als sich zum Freimaurer machen zu lassen! Können Sie aber auch ein Geheimniß bewahren, Mr. Dunblane, weil wahrscheinlich ganz unerhörte Unglücksfälle über uns kommen müssen? „Und das Lachen, mit dem sie ihre Rede schloß, klang meinem Ohr wie das Kreischen einer Unheil verkündenden Eule. Lord Dunblane machte ein Gesicht, als ob er sie am liebsten ermordet hätte, aber er murmelte nur einen unterdrückten Fluch und ballte die Faust; eine Bewegung, welche außer mir wohl Niemand bemerkte. Jeder Vorgang des Abends ist lebendig in meiner Erinnerung. Lady Dunblane brachte das Gespräch wieder und wieder auf dasselbe Thema, als ob es einen besonderen Zauber für sie besäße, wahrscheinlicher aber weil sie sah, daß ihr Gatte schwere Pein darunter litt. Sie machte die Prophezeiung lächerlich und verspottete alle diese abergläubischen Vorstellungen, die doch dem Lord eine zweite Religion waren. Es war schauerlich, ihn während dessen zu betrachten. Er war noch schweigsamer als sonst und saß mit verschränkten Armen vor dem Feuer, in das er mit Augen starrte, die noch düsterer glühten als die Kohlen; und wenn er fluchte, was er ein paar Mal that, so geschah es in seltsamem Gegensatz zu seiner sonstigen Heftigkeit mit unterdrückter Stimme. Dabei verrieth das Beben der letzteren, wie sehr erregt er war. Endlich spät am Abende, als wir um Lady Dunblanes Theetisch versammelt waren, setzte sie ihrer Unbesonnenheit die Krone auf, indem sie mit Jedem, der dazu Lust hatte, wetten wollte, daß sie selbst das geheime Zimme entdecken werde. Ich brauche kaum zu sagen, daß Niemand die Herausforderung annahm. Aber sie war nicht so leicht entmuthigt. Sie hatte gesehen, wie ihr Gatte erbleichte, und der Blick, den er nach ihr hinüberwarf, feuerte sie noch mehr an, ihr kühnes Vorhaben durchzuführen. Sie betheuerte auf das ernstlichste, daß sie in das wunderbare Geheimniß eindringen würde. Dergleichen Unsinn, bemerkte sie, hätte wohl die alten Weiber des Mittelalters einschüchtern können, aber wie Jemand in der gegenwärtigen Zeit in Weissagungen und derartiges verrücktes Zeug Glauben zu setzen vermöchte, übersteige ihre Begriffe. Sie ihrerseits wäre über solche Dummheiten erhaben, und um zu beweisen, daß sie recht habe, wolle sie keinen Stein auf dem anderen lassen, bis sie das Zimmer, von dem man so viel Wesens mache, aufgefunden; und dann solle das sogenannte Geheimniß aller Welt verkündet werden.

Ich suchte sie zum Schweigen zu bringen, ebenso Wilson, doch Alles vergebens. Sie setzte alle Rücksichten bei Seite und ließ ihrer Zunge freien Lauf, nicht achtend was sie sagte, wenn nur ihr Mann recht geärgert wurde. Sie malte lachend das staubige spinnengewebebehängte Innere des Zimmers aus und freute sich darauf, es von der Hausmagd schön säubern zu lassen und dann eine Abendgesellschaft darin zu veranstalten, wozu sie alle Gespenster des großen Hauses Dunblane feierlich einladen wollte; — „und wenn der böse Feind selbst darunter wäre," setzte sie schließlich hinzu.

Arme Frau, sie ahnte nicht, was sie heraufbeschwor! Niemand stimmte in ihr Lachen ein; sogar der schüchterne Erbe, der immer lächelte, wenn man es von ihm erwartete, war diesmal zu verblüfft, um der Dame zu Willen zu sein. Ein Blick auf Lord Dunblane's Gesicht genügte aber auch, jede Heiterkeit zu ersticken. Ich habe niemals diesen Ausdruck vergessen Unzählige Mal war ich Zeuge seines unbezähmbaren Jähzorns gewesen und der leidenschaftlichen Handlungen, deren er in solchen Momenten fähig sein konnte. Aber jetzt mischte sich in die Wuth, welche sein Inneres durchtobte, eine Art von Furcht, was mir bewies, daß Lady Dunblane nicht unrecht gehabt, als sie sagte, daß er sich vor ihr fürchte. Einen solchen Ausdruck wie diesen sah ich seitdem nur noch einmal in meinem Leben. Ich sah einen Thierbändiger, der sich zu den Hyänen in den Käfig begab. Die boshafte, durch Angst niedergehaltene, und nur auf eine Gelegenheit zum Ausbruch wartende Wuth der wilden Bestien, das giftige Zischen, mit welchem sie die Peitschenhiebe aufnahmen und die Zähne wiesen, riefen mir Dunblane's Miene zurück, als er den tollen Reden seiner Frau zuhörte. Endlich konnte ich es nicht länger ertragen und entschloß mich, eine Lüge hervorzubringen.

„Lady Dunblane," sagte ich, „wie die meisten Schotten bin ich etwas abergläubisch. Dies ist meine letzte Nacht unter Ihrem gastlichen Dache, und sicherlich werden Sie die Ruhe derselben nicht stören wollen. Ihr glückliches Naturell kennt keine Furcht, welcher Art sie auch sein möge. Andere Sterbliche sind schwächer. Ich bitte Sie herzlich und gebe Ihnen den wohlgemeinten Rath, sich um alle Sagen und Weissagungen,

die das Schloß Dunblane angehen, nicht zu kümmern. Glauben Sie mir, es giebt manche Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen Ihre Philosophie sich nichts träumen läßt."

Wie gewöhnlich brach sie in Lachen aus. „O, Mr. Carthews," rief sie, „ich schäme mich an Ihrer Statt. Aber ich weiß wohl, wie es ist. Sie fürchten sich nicht vor Gespenstern und Wahrsagungen, sondern vor meinem Lord. Nun, ich werde Sie in Kurzem, wenn ich auf meiner Reise südwärts durch Aberdeen komme, besuchen und Ihnen Alles erzählen; denn bis dahin werde ich, darauf können Sie sich verlassen, die ganze Geschichte von dem geheimen Zimmer auswendig wissen." Und mit dem ganzen Uebermuth der Jugend, des Stolzes und eines unbeugsamen Eigenwillens wünschte sie mir gute Nacht, und ich sah sie nie wieder.

Dunblane war hinausgegangen. Ob es vorher verabredet war, daß der junge Erbe und Pilson zu ihm in sein Arbeitscabinet kommen und die Thür des geheimen Zimmers später geöffnet werden sollte, weiß ich nicht. Ich bin aus einem und dem anderen Grunde geneigt es zu glauben, obschon einige Umstände es mich wieder bezweifeln lassen. Auf alle Fälle ließen weder Pilson noch Mr. James Dunblane irgend etwas darauf Bezügliches verlauten, als wir uns an dem Abende trennten, und möglicherweise suchten sie geradeswegs ihre Schlafgemächer auf. Ihre Abreise war erst auf den Tag nach der meinigen festgesetzt. Es konnte demnach auch sein, daß das geheime Zimmer erst geöffnet werden sollte, nachdem ich Dunblane Castle den Rücken gewendet.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Frauen und gefangene Franzosen.

(Aus „Briefe aus der Heimath" von Fanny Lewald, — Originalcorrespondenz der „Köln. Ztg.")

24. August 1870.

Es sind mir in den letzten Tagen von verschiedenen Seiten drei anonyme Briefe von Männern zugegangen, die mich aufforderten, es den Frauen vorzuhalten, wie manche von ihnen in ihrem Verkehr mit den gefangenen Franzosen die Grenze des Angemessenen nicht einzuhalten verständen. Ich bin diesen Aufforderungen aber bis heute nicht gefolgt, weil ich erstens dieses Eingeständniß weiblicher Unvorsichtigkeit und Tactlosigkeit nicht gern durch die Zeitungen, durch den Mund unserer eigenen deutschen Zeitungen verbreitet zu sehen wünschte, in einer Zeit, in welcher viele Tausende von deutschen Frauen es mit ihren Leistungen und Vorsorgen für die im Felde stehenden Männer, für die Verwundeten und für die zurückgebliebenen Familien derselben deutlich und großartig erweisen, wie auch die Frauen dem Vaterlande Kriegsdienste zu leisten haben; und zweitens mochte ich der Sache nicht erwähnen, weil ich nicht selber an den Orten gewesen bin, an welchen solche Tactlosigkeiten vorgegangen sind, weil ich sie nicht selber habe begehen sehen.

Aber alle Zeitungen, die mir zu Händen gekommen sind: die Kölnische, die Neue Stettiner, die National-Zeitung, die Vossische und die Norddeutsche Allgemeine, erheben denselben Vorwurf, und heute erhalte ich aus Württemberg einen von einer mir ebenfalls fremden Hand geschriebenen Brief, den ich der Redaction beilege und aus dem ich den Schluß hierher setzen will. Er lautet: „Es bedarf oft nur eines Winkes, um uns von dem falschen Geleise zurückzuführen, und diese sentimentale Barmherzigkeit und Schönthuerei an und mit gefunden Gefangenen ist ein Abweg. Es wäre doch schmählich, wenn nach beendeter Gefangenschaft die Franzosen und Turcos in ihrer Heimath ihren gerechten Spott über das sich wegwerfende deutsche Frauengeschlecht loslassen könnten, und mit gutem Fug. Nicht denken kann ich es mir, daß französische gebildete Frauen sich dazu verstehen, die deutschen Gefangenen, deren Zahl hoffentlich gering bleiben wird, mit Zuckerbrod und Wein zu speisen, und denselben zu erlauben, so in der Nähe mit ihnen zu verkehren. Helfen Sie dazu, daß jene deutschen Frauen zur Besinnung kommen, und es wird Ihnen von Herzen dankbar sein — eine deutsche Frau!"

Nun denn! wenn deutschgesinnte Männer und Frauen, wenn unsere Presse, in Hochschätzung weiblicher Würde, darüber einig sind, daß in dem Verhalten mancher deutscher Frauen gegen die französischen Gefangenen etwas verkehrt und dem gesunden Empfinden widersprechend ist, so ist es nicht überflüssig, sondern nothwendig und geboten, es zu untersuchen, aus welchen Quellen die Thorheit stammt, und es ist dies, wie mir scheint, um so zweckmäßiger, als wir voraussichtlich noch für eine Zeit lang die gesunden und die verwundeten Gefangenen in unserem Vaterlande behalten und damit Gelegenheit zu neuen Unvorsichtigkeiten für diejenigen Frauen geboten sein wird, denen der Anreiz des Augenblickes das Nachdenken zu nehmen pflegt. Denn nur solche können jene Unschicklichkeiten begangen haben und nur auf diese ist es mit diesen Erinnerungen abgesehen, die man sich überhaupt sparen könnte, wenn nicht gerade in diesem Falle die Thorheit Einzelner von den den ohnehin oberflächlich urtheilenden und übermäßig eitlen Franzosen der Gesammtheit zur Last gelegt werden könnte.

Es ist im Grunde ein alter Schade, der in diesem Gebahren zu Tage kommt: es ist die kindische und müßige Lust an allem Fremden, das Spielen und Schönthun und Sichbrüsten mit demselben, das ich schon früher bei verschiedenen Anlässen in diesen Blättern gekennzeichnet habe, die sich so bereitwillig dazu herbeigelassen haben, uns ihre Spalten für die Vertretung der Frauenrechte darzubieten. Bald war es eine blinde Bewunderung der Engländer, und es waren hier vor Allen die kleinen Höfe und die vornehme Frauenwelt in den Kleinstaaten, welche die Eitelkeit der Fremden auf Deutschlands Kosten groß zogen. Sie haben dafür in den französischen Romanen und vor Allem in Thackeray's unvergleichlichem „Markt der Eitelkeit" ihren grausamen und wohlverdienten Lohn empfangen. Nichts desto weniger haben viele Frauen — und nicht blos in den Kleinstaaten und in den kleinen Städten, sondern bei uns und überall — ein wahres Gelüste nach allem Fremdländischen behalten, und eine Leidenschaft, damit zu prunken. Französisch und Englisch wie dort Eingeborene zu sprechen, war ihnen ein Ehrgeiz, während sie ihre Muttersprache nur zu oft in nichtswürdiger Weise vernachlässigten. Das l mouillée und die Zusammenstellung von go nicht ganz mit französischem Accent zu sprechen, war ihnen anstößig, aber sich „furchtbar zu freuen", eine Sache „schrecklich nett" zu finden und die Ausdrücke, in welchen der Uebermuth junger Männer sich in den Wirthsstuben erging, in die Sprache der gebildeten Familien aufzunehmen, trugen sie kein Bedenken; und wo es den Umgang mit Ausländern betraf, waren jene Frauen oft eben so wenig wählerisch wie manche deutsche Höfe, die in England dafür bekannt und verspottet waren, Mr. Robertson und Mrs. Brown in ihren Sälen zu empfangen, denen die Säle ihrer heimischen Gesellschaft sich nicht öffneten. Es war so „ungeheuer amusant" mit Fremden zu verkehren, in verschiedenen Sprachen zu sprechen; es knüpften sich hier und da in den kleinen Orten, wo es wenig Männer in der Gesellschaft giebt, allerlei Hoffnungen daran, — man wollte den Fremden zeigen, wie gebildet man sei, man wollte den Fremden gefallen — und gewöhnte sich dabei, im Verkehr mit den Fremden für erlaubt zu halten und ihnen zu erlauben, was man den Landsleuten nicht zugestand. Das war schon zu Goethe's Zeiten so — ist immer so geblieben — und rächt sich jetzt, wo mißverstandene Menschenliebe und übel angebrachte Großmuth das Uebel ärger machen.

Schon bei dem Kriege von 1866 wurde dieselbe Klage laut. Damals galt das unnütze „Gethue" den Oesterreichern, deren Sprache so fremd klang, den Ungarn und Croaten, die gar nicht Deutsch konnten; und ein Herr von Reitzenstein, ein preu-

ßischer, die Gefangenen bewachender Officier, der dürftend auf seinem Posten stand, während schöne Hände mit freundlichsten Blicken den Oesterreichern die Gläser füllten, fand sich berufen, jenen Frauen zu sagen: „Vergessen Sie nicht, meine Damen! daß wir es sind, die Ihnen mit unserem Blute dieses Spielzeug erkauft und hergebracht haben!"

Damals aber war die Thorheit weniger bedenklich und weit weniger übel angebracht als jetzt. Unsere österreichischen Landsleute und auch die Ungarn bilden sich nicht ein, die unwiderstehlichen Besieger der Frauen zu sein. Die Sitten der österreichischen Deutschen, ihr Verhältniß zu den Frauen ist dem unseren ziemlich gleich; — bei den Franzosen und vor Allem bei den französischen Soldaten ist das nicht der Fall. Ich spreche hier nicht von den Turcos und Zuaven, mit denen schön zu thun nur der völligen Narrheit in den Sinn kommen konnte und mit deren unsauberer Begrüßung sich wohl kaum eine oder die andere Frau lächerlich gemacht haben kann; ich spreche von den französischen Officieren, denen vielleicht am ehesten Gelegenheit geboten werden könnte, in deutsche Familien zu kommen — und vor dieser Gesellschaft möchte ich Sie warnen, wie bereits eine solche Warnung von Seiten einer Frau eben in der „Köln. Ztg." ausgesprochen worden ist. Der französische Officier ist daheim nur ausnahmsweise in der Gesellschaft gelitten, lebt meist mit Frauen, die er aus einem Standquartier in das andere mitschleppt, in freien Verhältnissen, und seine Formlosigkeit und Sittenlosigkeit sind so sehr anerkannt, daß Louis Napoleon selber, als ein Mitglied der englischen Gesandtschaft sich über die Formlosigkeit beklagte, welche ein Officier gegen eine Dame begangen hatte bei Hofe, achselzuckend die Antwort gab: „Was wollen Sie? sie sind Alle so, sie kommen aus Afrika!" Ja freilich, sie kommen aus Afrika! und eben weil sie und weil die Franzosen im Allgemeinen sittenlos sind, erscheint kein junges Mädchen, erscheint keine junge Frau jemals in Frankreich unbegleitet auf der Straße, kommen junge Mädchen fast niemals in die Gesellschaft von Männern, am wenigsten in einen so zufälligen Verkehr mit Soldaten, wie er jetzt für unsere Frauen bei den Bewirthungen auf den Stationen Statt gefunden hat.

Bedenken Sie also, daß jeder französische Soldat, der die sichere Freiheit sieht, mit welcher Sie sich vor und in den Reihen unserer Landsleute, unserer Soldaten bewegen, etwas erlebt, wofür ihm jeder Maßstab fehlt. Er kennt die Zusammensetzung unseres Heeres, er kennt unsere Sitten nicht; er weiß nicht, wie ungefährdet, wie geachtet wir sind, wenn wir hinausgehen, diejenigen zu erquicken, die davon ziehen, mit ihrem Blut und Leben uns vor der unfreiwilligen Bekanntschaft mit den Franzosen zu bewahren; — er weiß nicht, wie dankbar und wie ehrfurchtsvoll die Hülfe angenommen wird, welche Sie den Männern leisten, die verwundet von den blutgetränkten Siegesfeldern wiederkehren. Unsere Heere bestehen aus Bürgern, deren Familienleben mit dem unseren zusammenhängt; das ist bei den Franzosen nicht der Fall. Jeder Franzose, der Frauen sich in der deutschen Freiheit bewegen sieht, die gesitteten Frauen zukommt, hält sie eben deshalb n i c h t für gesittete Frauen, und wofür er sie hält, wenn sie ihm besondere Freundlichkeiten angedeihen lassen, das sprechen Sie sich nach dem Gesagten selber aus!

Aber abgesehen davon, haben Sie seit drei, vier Wochen die Zeitungen nicht mehr gelesen? Wissen Sie nicht, daß an 60,000 deutsche Männer, die Feder sträubt sich und es rieselt Einem kalt durch alle Glieder, wenn man es niederschreibt, daß viele Tausende deutscher Männer auf den Schlachtfeldern von Frankreich gefallen sind, um die herausfordernden Prahlereien, um die Raubgelüste der Franzosen nach deutschem Grund und Boden in ihre Schranken zurückzuweisen, um Sie alle vor dem Elend zu bewahren, das ein Einfall der Franzosen in Deutschland über uns gebracht haben würde? Haben Sie es nicht gelesen, wie die Redacteure des „Gaulois" es ausgesprochen haben: daß die Turcos sich schon „die Schnauze leckten, wenn sie der Wagen voll Frauen gedächten, die sie nach Frankreich bringen würden?" Haben Sie nicht gelesen, wie Herr v. Ring, der als französischer Gesandtschafts-Secretär in Berlin in manchem deutschen Hause ehrliche deutsche Gastfreundschaft genossen hat, das Wort niedergeschrieben hat, daß unter gewissen Umständen „selbst die Frauen und Kinder nicht verschont werden würden"?! Ist Ihnen entgangen, wie Gicardin sich gerühmt hat: „daß man die deutschen Armeen" — Ihre Väter, Gatten, Söhne, Brüder, Freunde — „mit Kolbenstößen in den Rücken über den Rhein zurückjagen werde"? Haben Sie nicht erfahren, daß der Herzog von Joinville die Bauern als gute Patrioten belobte, die unherausgefordert auf Ihre vorüberkommenden Landsleute schössen? Daß 68,000 Ihrer Landsleute mit ihren Frauen und Kindern urplötzlich aus Frankreich ausgetrieben und vorher noch mißhandelt worden sind? Daß französische Blätter es unumwunden aussprechen: „Alles, was der verwundete Feind zu fordern habe, sei, daß man ihn vom Wege fort und an den Rand des Grabens werfe, an dem er umkommen oder nicht umkommen könne"? Aller der Gräuel nicht zu gedenken, die von Franzosen an unseren armen Verwundeten auf den französischen Schlachtfeldern verübt worden sind!

Gewiß! die übele Angewohnheit, sich mit Kleinigkeiten zu beschäftigen, die übele Angewohnheit des sich „Niedlichmachens" hat Sie verblendet. Denn wenn wir uns auch nicht zu dem alttestamentarischen „Aug' um Auge, Zahn um Zahn" bekennen wollen, hat doch selbst das christliche, „segnet, die Euch fluchen!" seine Grenze in der wirklichen Welt, und Sie wären der deutschen Männer, die für uns und unser Vaterland im Felde stehen, nicht werth, wenn Sie es auch nur in einem Augenblicke und mit einer Miene vergessen könnten, wer die Urheber des furchtbaren Unglücks sind, das über Hunderttausende von Deutschen heraufbeschworen worden, wenn Sie vergessen könnten, was Sie dem Andenken unserer gefallenen Helden, was Sie dem Schmerze der Trauernden, was Sie Ihrem Vaterlande, was Sie uns anderen Frauen, was Sie Ihrer eigenen Würde schuldig sind.

Wir dürfen in dem Gefangenen, in dem Verwundeten, in dem Franzosen den Menschen nicht vergessen, aber wir dürfen und wollen es nicht vergessen, daß er in diesem Augenblick unser Feind und der Feind unseres Vaterlandes ist. Mag er zu Hause einst Zeugniß davon geben, daß wir barmherzig sind und daß wir wissen, was sich ziemt und was wir uns selber schulden. Es sollen und dürfen dem Feinde nicht Belege zu den Carricaturen geboten werden, mit denen französische Eitelkeit und Sittenlosigkeit auf Kosten deutscher Frauen schon im voraus die Tornister der Soldaten angefüllt. Was uns obliegen wird, wenn uns das Glück des Friedens wiederkehrt, davon sprechen wir dann später.

„Kein deutsches Dorf."

Prophetisches Gedicht aus dem Anzeiger von Kreuznach vom 13. April 1867.

„Kein deutsches Dorf soll wieder,
„Kein Fuß breit Erde mehr,"
Sprach Preußenlands Gebieter
Bei seiner Königsehr',
„An ländergier'ge Räuber
Forthin verloren geh'n!"
Vernimm es finst'rer Treiber,
In deinen Elysä'n.

Dies Wort aus Wilhelms Munde,
Gesprochen ernst und frei,
Hält Wacht zu jeder Stunde,
Daß Deutschland sicher sei.
Dies Wort bei einer Feier
Gesprochen ernst und frei,
Ist jedem Deutschen theuer,
Weß Glaubens er auch sei.

Dies Wort ging schnelle Runde
Durch's ganze deutsche Reich,
Und macht zu dieser Stunde
Den Franzmann stumm und bleich.
Keck strecken seine Hände
Nach Luxemburg sich aus,
Jetzt zieht er sie behende
Und schlau aus diesem Strauß.

Was hat dich denn getrieben,
Herr Nachbar über'm Rhein,
Daß du an Deutschland hüben
Ein Räuber wolltest sein?
„Die Gier nach deutscher Erde,
Die auch dein Ohm gehabt,
Deß Hut, Schwert, Mantel, Pferde
Die Preußen einst geschnappt."

Laß dich es nicht betrüben,
Wenn du dich hast bedacht,
Denn Deutschlands Söhne üben
Sich unter Deutschlands Macht,
Und lernen fleißig singen
Ein altes schönes Lied
Von Elsaß und Lothringen,
Sie seien deutsch Gebiet.

Bald wissen alle Deutschen
Zu singen solchen Sang,
Dann, ihr Franzosen, peitschen
Wohl über kurz und lang
Aus Elsaß und Lothringen
Sie Euch mit starker Wehr,
Und siegesfroh sie singen:
„Kein deutsches Dorf fehlt mehr!"

Vom Kriegsschauplatze.

Aus einem Feldpostbrief.

Ein Soldat, der die Schlacht von Gravelotte mitgemacht hatte, schreibt nach Hause: „Am Abend des 18. kamen wir auf Feldwache und zogen uns mit Tagesanbruch zurück, wo wir uns verschanzten und einen Angriff erwarteten, der aber unterblieb, da sich die Franzosen auf Metz zurückgezogen hatten. Erst jetzt merkten wir, welche Erfolge wir errungen hatten, und daß der Sieg ein glänzender war, da eben die Franzosen sich fortgemacht hatten unter Zurücklassung mehrerer Zeltlager, in denen sich noch große Mundvorräthe und alles Mögliche vorfanden. Die Kerls hatten soviel Luxusgegenstände, Toilettenutensilien, außer Teppichen, Pelzen ꝛc. bei sich, daß unsere Soldaten meinten, sie hätten mehr Zahnbürsten u. dgl. wie sie Commisbrod, und es mich wirklich an das Lager des Prinzen Soubise aus dem siebenjährigen Krieg erinnerte. Nun, es ist ganz schön von den Franzosen, so für uns zu sorgen, denn wir ruhen seit ein paar Tagen herrlich unter den Zelten auf Teppichen und Schafpelzen! Jeder Soldat hat sich ein Andenken an den Krieg mitgenommen und sich auch sonst mit Wäsche ꝛc. versehen. Es ist nur Schade, daß man so wenig transportiren kann, sonst hätten wir schöne Sachen mit nach Hause bringen können. Ich habe mir nur ein Chassepotgewehr angeeignet nebst einigen Patronen, mit dem ich in D., wenn ich glücklich zurückkomme, Schießübungen anstellen werde; einen Officierssäbel, den ich mir gewünscht hätte, habe ich leider nicht mehr finden können, da ich mich nicht genug geeilt habe."

— Aus Pont-à-Mousson wird der „N. A. Ztg." u. a. geschrieben: Das Telegramm des Königs aus dem Bivouac, welches den Sieg vom 18. August meldete, wurde des Nachts vom Grafen Bismarck beim trüben Schein eines Wachtfeuers, dem aus der Nachbarschaft ein brennendes Haus leuchten half, niedergeschrieben, und zwar in die Brieftasche eines Beamten, der eben angekommen war und gemeldet hatte, daß er die Telegraphenleitung bis Gorze hergestellt, auf der die betreffende Siegesnachricht dann in die Welt flog. Lebensmittel waren in dieser Nacht sehr knapp in der Umgebung des Königs, desgleichen war es mit dem Nachtquartier übel bestellt, da alle Dörfer voll Verwundeter lagen. Mit Mühe wurden für den König einige Coteletten und später ein Nachtlager beschafft. Der Bundeskanzler hatte sich, nachdem er von ungefähr zu einigen Eiern gelangt, die er am Degenknopf zerschlug und ungesotten verzehrte, aufgemacht, mit seiner Begleitung selbst ein solches zu suchen. Mehrere Häuser, wo er nachfragte, boten, voll Blessirten, kein Unterkommen. Auch ein ferneres sollte nach Aussage der Insassen voll sein. „Aber da oben ist wohl noch Streu?" fragte der Graf, indem er auf ein dunkeles Fenster im ersten Stock zeigte. „Auch voll Verwundete", hieß es. Aber der Minister ließ sich nicht abweisen, besah sich das betreffende Zimmer und entdeckte, daß es drei leere Betten enthielt, in deren einem er dann Platz nahm, während der Erbgroßherzog von Mecklenburg sich in ein anderes legte und der amerikanische General Sheridan, welcher in der Begleitung des Grafen Bismarck der Schlacht beigewohnt, es sich auf dem Boden bequem machte."

Mannichfaltiges.

— Da die in dem Briefe des Königs Wilhelm an die Königin erwähnten „historischen Granaten von Königgrätz, aus denen mich diesmal der Minister v. Roon entfernte," nicht überall bekannt zu sein scheinen, tragen wir die betreffende Notiz des Bismarck'schen Biographen Hesekiel über jenen Vorfall nach. Es heißt dort: „Bismarck begleitete seinen König weiter auf dem Schlachtritt. Mitten in's feindliche Granatfeuer hinein sprengte der kriegsfreudige König, da hielt ihn Bismarck an und sagte ungefähr: „Als Major habe ich nicht das Recht, Euer Majestät auf dem Schlachtfelde einen Rath zu ertheilen, als Ministerpräsident aber habe ich die Pflicht, Euer Majestät zu bitten, nicht die augenscheinliche Gefahr aufzusuchen." Freundlich lächelnd entgegnete der königliche Held: „Wie kann ich denn davonreiten, wenn meine Armee im Feuer steht?"

— Die „Mainzer Ztg." theilt das „Kutschke-Lied," das in der preußischen Armee enthusiastisch aufgenommen wurde, vollständig mit. Es lautet:

„Was kraucht dort in dem Busch herum?
Ich glaub' es ist Napolium!"
Was hat der 'rum zu krauchen dort?
D'rauf Kameraden, jagt ihn fort!

„Dort haben sich im off'nen Feld
Noch rothe Hosen aufgestellt!"
Was haben die da 'rum zu steh'n?
D'rauf los, wir müssen sie beseh'n!

„Mit den Kanonen und Mamsell'n,
Da knall'n sie, daß die Ohren gell'n."
Was haben sie da 'rum zu knall'n?
D'rauf Kameraden, bis sie fall'n!

„Napolium, Napolium,
Mit deiner Sache geht es krumm!"
Mit Gott d'rauf los, dann ist's vorbei,
Mit seiner ganzen Kaiserei!

„Und die französische Großmaulschaft,
Auf ewig wird sie abgeschafft!"
Auf nach Paris! den richt'gen Lohn,
Dort geben wir'n der grrrrande Natzlohn!

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stau.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 102. Dritter Jahrgang. 1870.

—nb—. Ein Familiendrama.

(Fortsetzung.)

2.

Ich schlief fest während des ersten Theiles der Nacht, wachte aber gegen drei Uhr plötzlich auf, oder besser gesagt: ich fuhr geradezu in die Höhe. Ich hatte weder geträumt, noch war ich mir bewußt, irgend ein Geräusch gehört zu haben, und doch war ich auf ungewöhnliche Art aus dem Schlaf geschreckt worden und saß mit dem Gefühl großer Unruhe im Bett aufrecht. Ich horchte, Alles war still; das Sausen des Windes durch die Fichten in der Tiefe war der einzige vernehmbare Laut. Meine Unruhe dauerte indeß noch fort, so daß ich aus dem Bett sprang und das Fenster öffnete. Es war zwar kein Mondschein, doch die Nacht ziemlich hell, und ich konnte den Epheu an der Mauer unten sehen, ebenso die kleine Thür an der Thurmecke mir gegenüber, und die Eulen, welche am Fenster vorbeiflogen, erkennen. Fast dicht unter dem letzteren befand sich ein alter Brunnen, der lange nicht mehr benutzt worden, und von dem es hieß, daß er von unergründlicher Tiefe sei. Warf man einen Stein hinein, so dauerte es ungefähr eine halbe Minute, ehe ein schwaches Plätschern anzeigte, daß er den Grund erreichte. Ich blieb ein paar Minuten am Fenster, als die Thür plötzlich in dem gegenüberliegenden Thurme mit einem leisen Knarren aufging, das meine Aufmerksamkeit erregte. Eine Gestalt kam zum Vorschein und lief hastig auf den Brunnen zu. An den langen Gewändern erkannte ich, daß es eine Frau war, und beim Näherkommen unterschied ich, daß sie eine Art von Gefäß in der Hand trug. Was es auch gewesen sein mochte, sie warf es in den Brunnen und wartete, über den Rand gebeugt, bis der leise Ton aus der Tiefe ihr sagte, daß es auf dem Boden angekommen war. Dann ging sie mit langsameren Schritten in den Thurm zurück, dessen Thür sie hinter sich schloß. Obschon ich noch ungefähr eine Stunde an meinem Beobachtungsplatze blieb, so sah und hörte ich nichts mehr. Unter anderen Verhältnissen und an einem anderen Orte würde dieser Vorfall schwerlich meine besondere Neugierde erregt haben; so aber konnte ich vor lauter Nachdenken darüber nicht wieder einschlafen, und um Alles in der Welt hätte ich wissen mögen, welches Vorkommniß eine Bewohnerin des Schlosses veranlassen konnte, mitten in der Nacht aufzustehen, um etwas in den Brunnen zu werfen.

Meiner Abreise wegen mußte ich schon zeitig auf sein und ich nahm gerade mein einsames Frühstück ein, als Lord Dunblane eintrat. Er war so fürchterlich blaß, daß ich unwillkürlich fragte, ob er krank sei. Er drehte sich rasch nach mir um und wollte wissen, warum ich die Frage gethan.

„Weil Sie aussehen, als ob Sie nicht geschlafen hätten," sagte ich.

„Und wie haben denn S i e geschlafen?" gab er mit Stirnrunzeln zurück. „Sie wurden nicht gestört? Sie hatten kein Alpdrücken nach Lady Dunblane's Conversation des gestrigen Abends?"

Ich hatte bei mir beschlossen, nichts davon zu sagen, was ich in der Nacht gesehen, und erwiderte daher, daß ich ganz gut geschlafen hätte. Ich begann darauf, meinen Dank für die von ihm empfangene Gastfreundschaft auszusprechen, aber er fiel mir in's Wort.

„Wenn Sie sich mir als Freund erweisen wollen," sagte er, „so sprechen Sie über Ihren Besuch bei mir so wenig als möglich, zu wem es auch sein möge. Ich stehe im Begriff, in's Ausland zu reisen. Lady Dunblane kann unmöglich hier länger ihren Aufenthalt haben. Sie müssen selbst überzeugt sein, daß sie Dunblane Castle haßt, und überdies sagt ihr die Luft nicht zu. Sie leidet an epileptischen Anfällen, hatte sogar einen solchen letzte Nacht. Es liegt auf der Hand, daß sie ärztlichem Rath folgen und nach Italien gehen muß. Lady Dunblane und ich werden hier nie zur Eintracht gelangen. Sie thut alles Mögliche, mich wahnsinnig zu machen und wer kann sagen, ob es ihr nicht schon gelungen ist! Es wird Schwätzereien geben, Carthews, wenn wir fort sind. Zeigen Sie sich als Freund und sagen Sie nichts über die Zwistigkeiten, die Sie mit anhören mußten."

Diese Sprache überraschte mich einigermaßen, doch schien sie mir im Ganzen vernünftig. Nur etwas in Dunblane's Augen machte mich besorgt. Indem ich es mit Pilson's Bemerkung an einem der vorigen Tage und meinen eigenen Beobachtungen zusammenhielt, drängte sich mir die Ueberzeugung auf, daß das Schicksal, auf das Dunblane soeben selbst angespielt, ihm näher und drohender bevorstand, als er vielleicht selbst glaubte. Es konnte möglicherweise durch Scenenwechsel und Entfernung aller Ursachen zur Aufregung abgewendet werden, aber es war schwer ihn anzusehen und nicht zu besorgen, daß versteckter Wahnsinn in ihm lauerte. Ich sagte ihm, daß auch ich es für das Beste hielt, wenn er ohne Zeitverlust seine beabsichtigte Reise antreten werde, worauf ich ihm die Hand schüttelte, in den Wagen stieg und abfuhr.

Ich kehrte nach Aberdeen zurück und ein paar Tage später sprach Pilson bei mir vor. Ich befragte ihn um Nachrichten von Lord und Lady Dunblane.

„Sie sind abgereist," sagte er, „und ich denke, es war das Vernünftigste, was sie thun konnten. Lady Dunblane hatte in rascher Folge die gefährlichsten Krampfanfälle, so daß sie nicht ihr Zimmer verlassen und außer ihrer Zofe Niemanden sehen konnte, nachdem Sie fort waren. Einmal sah ich sie am Fenster und ihr Aussehen erschütterte mich in hohem Grade. Lord Dunblane selbst war viel ruhiger, sprach aber nur äußerst selten. Die plötzliche Krankheit seiner Frau berührte ihn nach all' dem Unfrieden, der zwischen ihnen geherrscht hatte, auf das schmerzlichste. Er ist auf bösem Wege, Carthews, und ich fürchte wirklich, daß —" dabei klopfte er bezeichnend an seine Stirn.

Ich konnte nicht anders, als seine Befürchtungen theilen und erkundigte mich dann genauer nach der Veränderung in Lady Dunblane's Aussehen.

„Am Morgen meiner Abreise," sagte Pilson, „machte ich noch einen Gang um das Schloß, als ich hörte, wie an einem

Fenster gerüttelt wurde. Ich blickte in die Höhe und sah Lady Dunblane, die ihr Gesicht an die Scheiben gedrückt hielt und mit einer solchen Todesangst zu mir hinunterschaute, daß es mir ganz schauerlich zu Muth wurde. Dabei hielt sie beständig den Mund weit geöffnet und schnitt die fürchterlichsten Fratzen. Es war augenscheinlich, daß sie in dem Augenblick nicht ganz bei Sinnen war. Dann verschwand sie plötzlich."

„Bemerkten Sie jemals die Anzeichen zu einer solchen Krankheit bei Lady Dunblane?" fragte ich.

„Nein, ich kann nicht sagen, daß ich je etwas derartiges bemerkte," antwortete er.

„Wurde nach einem Arzte geschickt?"

„Ja, der Landarzt kam einmal."

„Was sagte er? Sprachen Sie mit ihm?"

„Ja, ich traf ihn in der Halle, als er im Fortgehen begriffen war. Ich erkundigte mich nach dem Befinden der Schloßherrin. Er sagte, sie sei sehr schwach von der Heftigkeit ihrer letzten Anfälle; aber er schien mir ein dummer Kerl zu sein, dem die Ehre, zu einer so vornehmen Dame gerufen worden zu sein, in den Kopf gestiegen war. Ich konnte nichts aus ihm heraus bringen, als daß es seine Meinung wäre, ein Klimawechsel würde Mylady gut thun."

„Und wer war während dieser Anfälle bei ihr?"

„Niemand als der Lord und die Zofe Elspie. Lord Dunblane sagte, daß seine Frau sehr heftig sei, daß er aber nicht dulde, daß einer der Diener gerufen werde, sie zu bändigen. Elspie wäre überdies stark genug, es allein zu thun. Er setzte hinzu, es sei nöthig gewesen, seiner Frau die Hände zu binden. Ich beneide ihn nicht um seine Reise. Sie verließen in der Familienequipage das Schloß bald nach mir und wollten Tag und Nacht bis Leith fahren, um sich dort nach Holland einzuschiffen."

Pilson berichtete ferner, daß der junge Erbe in sehr gedrückter Stimung nach London zurückgekehrt sei und daß, nachdem jetzt die nöthigen Formalitäten erfüllt seien (worunter ich verstand, daß ihm das Geheimniß des ofterwähnten Zimmers gebührend enthüllt worden war), Mr. James Dunblane seiner Meinung nach schwerlich bei des Lords Lebzeiten das Schloß wieder sehen werde.

Ich hatte nach dieser Unterredung nicht oft Gelegenheit, Pilson zu sprechen. Wenn ich ihn traf, sagte er mir von den Dunblane's, was er wußte; doch vergingen manchmal Monate, ohne daß ihm directe Nachrichten zugingen, und selbst dann waren Lord Dunblane's Briefe rein geschäftlichen Inhalts. Aus diesen jedoch ging soviel hervor, daß er völlig bei Verstande war, seinen Mittheilungen fehlte es selbst bis in die kleinsten Details weder an Klarheit noch Präcision. Seiner Gemahlin that er niemals Erwähnung, und zwar aus dem augenfälligen Grunde, weil, wie es nach und nach bekannt wurde, er von ihr getrennt lebte. Er war beständig auf Reisen, bald in Italien, bald in Ungarn, bald im Orient, während sie sich, man wußte nicht genau wo, irgend an einem Orte der Schweiz aufhielt. Nach Ablauf des dritten Jahres kehrte er nach Dunblane Castle zurück und schloß sich so sehr von allem Umgange ab, daß er nicht einmal seine nächsten Nachbarn empfing, welche ihn besuchen wollten. Als Antwort auf jede Frage nach seiner Gemahlin, besonders auf diejenigen, welche ein entfernter Vetter, ihr einziger lebender Verwandter, an ihn richtete, gab er die Auskunft, daß Lady Dunblane's Gesundheitszustand ihren Aufenthalt auf dem Continent bedinge, und daß, da ihr Geist unter der Heftigkeit ihrer epileptischen Anfälle einigermaßen gelitten, sie nicht im Stande wäre, mit irgend Jemanden zu correspondiren. Er sagte ferner, daß sie sich in den Händen eines vortrefflichen Arztes befände, und daß er sich nicht abhalten lasse, sie wenigstens jedes Jahr einmal zu besuchen, da ihre erregte Stimmung es nicht räthlich erscheinen lasse, dies öfter zu thun. Diese Erklärungen erwiesen sich als zufriedenstellend. Lady Dunblane's Freunde, — und sie hatte deren nicht viele, — waren nicht argwöhnisch, und die Welt im Allgemeinen kümmerte sich wenig um die häuslichen Angelegenheiten eines Paares, welches mit seltenen Ausnahmen in isolirter Vornehmheit gelebt hatte, seit William Dunblane Lord Dunblane geworden. Pilson war während dieses Jahres zweimal im Schlosse und wahrscheinlich der einzige Gast. Er gab eine düstere Beschreibung von dem einsamen Manne, der das ungeheuere Gebäude wie ein Gefängniß betrachtete. Wir Beide vermieden es, von Lady Dunblane zu sprechen, aber ich weiß jetzt, daß er hinsichtlich derselben nicht weniger besorgt war, als ich.

(Schluß folgt.)

Die preußischen Feldgendarmen.

(Aus der „Köln. Ztg.")

Dieses Musterinstitut von Kriegspolizei muß von jedem bewundert werden, der auch nur einen Tag lang eine Kriegstruppe, und sei es auch nur eine Proviant-Colonne, begleitet. Er wird von Zeit zu Zeit je zwei oder je vier vereint, schöne, ernste und kräftige Reiter in der Uniform unserer Gendarmen, plötzlich auf einer Heerstraße oder aus einem Walddickicht, oder in einem fernen Thalgrund auftauchen, manchmal auch eben so rasch wieder spurlos verschwinden sehen. Diese Reiter gehören zur Feldgendarmerie. Das Corps der Feldgendarmerie ist ausschließlich zur Wahrnehmung der Heerespolizei im Kriege, so wie auch erforderlichen Falls zur Handhabung der Landespolizei in occupirten feindlichen Gebieten bestimmt. Bei jeder Mobilmachung wird in jedem Armeecorps in dessen Stabsquartier eine berittene Feldgendarmerie in der Stärke von 1 Rittmeister, 2 Wachtmeistern, 60 Feldgendarmen (15 Obergendarmen, 15 Unteroffizieren, 30 Gefreiten) formirt, welche zum Theil aus der Landgendarmerie, zum Theil aus Unteroffizieren und Gefreiten der Cavalerie-Regimenter des Armeecorps ausgesucht werden. Bei der Wahl der Feldgendarmen wird nur auf solche Leute Rücksicht genommen, die sich durch kräftigen Körperbau, große Umsicht und Zuverlässigkeit und Fähigkeit auszeichnen, sich schriftlich verständlich ausdrücken zu können. Selbst auf die Berittmachung der Feldgendarmerie wird alle Sorgfalt verwandt, indem derselben die für den Einzeldienst brauchbarsten Pferde ausgesucht werden. Die Bekleidung der Feldgendarmen ist, wie schon angedeutet, die der königlich preußischen Landgendarmen, jedoch ohne Nummer in den Epauletts resp. Achselstücken und Achselklappen, und anstatt der Säbel haben sie Kürassierdegen. Die Officiere tragen ein Bandelier von Goldtresse und eine Cartouche mit dem königlichen Namenszuge. Ein Ringkragen von weißem Metall, an einer dicken metallenen Halskette hängend, ist das allgemeine Dienstabzeichen sämmtlicher Mitglieder der Feldgendarmerie. Dieser Ringkragen trägt bei den Officieren *einen* größeren, bei den Mannschaften *zwei* kleinere heraldische Adler in Gelb. Die Feldgendarmen führen auf dem Ringkragen zwischen den beiden Adlern noch eine fortlaufende Nummer. Die metallenen Ringkragen werden sowohl auf dem Waffenrock wie über dem Mantel getragen, so daß sie Jedem sichtbar sind. Die Feldgendarmen werden im Felde häufig verwechselt mit den Stabsordonnanzen, welche ähnliche Bekleidungen, wie die Feldgendarmen, nur statt des gewöhnlichen Helmes einen weißmetallenen Kürassierhelm tragen. Feldgendarm

zu sein, ist eine besondere persönliche Auszeichnung; denn durch seine Dienst-Instruction hat er einen weitgehenden Wirkungskreis, außergewöhnliche Rechte und Befugnisse. Die Feldgendarmerie bildet in der That ein Elite-Corps im Kriege, welches zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung und Kriegszucht berufen ist. Sie hat diese Heerespolizei auszuüben bei der im Felde stehenden Armee und auf den Etappenstraßen.

Rücken wir in eine Ortschaft oder in der Nähe einer solchen in ein Bivouac ein, so begegnen wir alsbald einer Patrouille Feldgendarmen, welche jedes unberechtigte Requiriren, Plündern und Rauben nachdrücklich, wenn nöthig, mit dem Säbel in der Faust, verhindert. Jeder Militär und jeder Civilist, den der Feldgendarm zur Hilfeleistung bei diesen polizeilichen Executionen auffordert, hat sofort zu folgen, z. B. ein in ein Haus eindringendes Individuum aufzusuchen und dem Gendarmen auf die Straße zur Stelle zu bringen. Durch Hecken und Zäune sehen wir die Feldgendarmen hindurch reiten, um den Landesbewohnern selbst Obst und Hühner zu schützen. Schonungslos wird jeder Ergriffene herausgeschleudert und zur strengen Bestrafung angezeigt. Der Feldgendarm ist der Schutzengel der civilen Bevölkerung des feindlichen Landes, der Schrecken des plünderungssüchtigen Soldaten. Einer anderen Patrouille begegnen wir auf der Heerstraße, wo sie, so weit dies beim Marsche von Colonnen möglich ist, die Straßen abreiten, um für das Offenbleiben der Communication Sorge zu tragen. Rücksichtslos und unerbittlich lassen sie Transportwagen, die sich in die Marschseite der Straße vordrängen, in die Chausseegräben werfen, damit den marschirenden Truppen nirgends ein Hinderniß entgegenstehe. Die Feldgendarmen nehmen alle ohne Legitimation betroffenen einzelnen Soldaten, Nachzügler, Marodeurs fest, ohne den geringsten Widerspruch zu dulden; sie sammeln etwaige Versprengte und liefern sie an ihre Truppentheile oder die nächste Etappenbehörde ab. Alle im Gefolge der Armee sich befindenden Civilpersonen, so auch besonders die Marketender in Bezug auf ihr Gewerbe werden von den Feldgendarmen streng überwacht.

Eine der Hauptaufgaben der Feldgendarmerie besteht in der nachsichtslosesten Controle jeden Verkehrs im Bereiche der Armee und die dadurch bewirkte Verhütung der Spionage.

Alle mit der Armee gehenden nicht uniformirten Personen sind mit schriftlichen Legitimationen derjenigen Truppen-Commandos versehen, bei welchen sie sich aufhalten. Anderenfalls würden sie unfehlbar der Confiscation durch die Feldgendarmen verfallen.

Jeder Feldgendarm hat sich in der Gegend, in welcher die Armee sich bewegt, schleunigst mit Weg und Steg genau bekannt zu machen. Er ist angewiesen, sich nach allen Persönlichkeiten von Einfluß, Beamten, Pfarrern, Lehrern, Aerzten zu erkundigen, mit den der Gegend kundigen Personen, Schulzen, Jägern, Forstleuten, Wirthen, Fuhrleuten vielseitig Verbindungen anzuknüpfen und aus diesen Personen unseren Truppentheilen zuverlässige Wegweiser zu besorgen.

An Gefechts- und Schlachttagen wird die Feldgendarmerie hinter der Schlachtlinie zur Aufrechthaltung der Ordnung auf den Verbandplätzen verwandt. Auch weiter zurück im Rücken der Armee sorgen sie dafür, daß die rückwärts gelegenen Straßen für die Trains und Bagage frei gehalten werden.

Nach einer siegreichen Action concentriren die Feldgendarmen ihre Thätigkeit auf das Gefechtsfeld, welches nach allen Richtungen von ihnen abpatrouillirt wird. Sie verhindern hier mit äußerster Strenge das Ausplündern der Verwundeten und Gebliebenen und sind dem Sanitätspersonale zur Auffindung der Verwundeten Tag und Nacht behilflich.

Die Abtheilungscommandos der Feldgendarmerie erhalten ihre Instructionen, sowie die Mittheilungen über die Operationen der Armee direct vom Chef des Generalstabes, resp. von dem Oberquartiermeister desjenigen Commandos, dem sie beigegeben sind.

Jedes Mitglied der Feldgendarmerie, sobald es mit dem metallenen Ringkragen bekleidet erscheint, steht bezüglich seiner Autorität und Befugnisse, seiner Unverletzlichkeit und in Beziehung auf Bestrafung der gegen sie verübten Beleidigungen und Widersetzlichkeiten in dem Verhältnisse der Wachen. Ihre dienstlichen Anzeigen und Berichte haben öffentlichen Glauben in gleicher Weise, wie die amtlichen Anzeigen der öffentlichen Beamten.

Jedermann ohne Ausnahme ist gehalten, den Aufforderungen der im Dienst stehenden Mitglieder der Feldgendarmerie unbedingt und unverzüglich Folge zu leisten und besonders auch die Fragen nach Namen, Charge, Truppentheil genau zu beantworten. Die Feldgendarmen haben stets die Befugniß, Personen vorläufig zu ergreifen und festzunehmen. Gleich den Wachen sind sie berechtigt, von ihren Waffen Gebrauch zu machen in folgenden Fällen: 1) Wenn sie angegriffen oder mit einem Angriff bedroht werden, oder durch Thätlichkeiten oder gefährliche Drohungen Widerstand finden. 2) Wenn sie zur Ablieferung der Waffen auffordern und dieser Aufforderung nicht sofort Folge geleistet wird. 3) Zum Schutze der ihrer Bewachung anvertrauten Personen oder Sachen. 4) Bei Fluchtversuchen von Personen, die ihnen als Gefangene anvertraut oder von ihnen ergriffen oder festgenommen sind.

Die Patrouillenführer der Feldgendarmerie haben sogar das Recht, aus eigener Machtvollkommenheit Officiere in Uniform vom Hauptmanne (inclusive) abwärts eventuell vorläufig zu ergreifen und festzunehmen in folgenden Fällen: 1) Wenn ein Officier den Aufforderungen des Feldgendarmen beharrlich nicht Folge leistet oder sich widersetzt. 2) Wenn ein Officier sich augenscheinlich eines Verbrechens im Allgemeinen oder gegen den Feldgendarmen schuldig macht.

Diese Festnahme eines Officiers wird nur in der Form ausgeführt, daß der betreffende Feldgendarm den Officier unter Belassung seiner Waffen ersucht, ihn zu dem nächsten höheren Officier zu begleiten. Den Feldgendarmen müssen auf ihr Ansuchen in außerordentlichen Fällen die erforderlichen Mannschaften von jedem beliebigen Truppentheile zugewiesen werden.

In der Regel ist kein Truppenofficier berechtigt, den Feldgendarmen in Ausübung des Polizeidienstes Anordnungen oder Verweise zu ertheilen. Nur Officiere vom Stabsofficier (inclusive) aufwärts sind befugt, Feldgendarmen, welche sie bei Vernachlässigung ihres Polizeidienstes oder bei Ueberschreitung ihrer Amtsbefugnisse zu betreffen glauben, angemessen zu rectificiren.

Feldgendarmen im Dienste können verhaftet werden nur durch ihre directen Vorgesetzten; ausnahmsweise sind auch die Generale berechtigt, die Feldgendarmen im Dienste zu verhaften.

Aus dem, was ich hier über die dienstliche Autorität der Feldgendarmerie gesagt, können Sie sich die Bedeutung der Instruction erklären, daß kein Soldat ohne schriftliche Legitimation seines Compagniechefs das Bivouac verlassen, geschweige einen Schritt in ein französisches Dorf setzen darf. Er ist gleichsam in seinem Bivouac internirt. Läßt ein Compagniechef Mannschaften mit einer Legitimation in's Dorf, so muß diese Legitimation ausdrücklich den Zweck des Commandos bezeichnen, etwa „zum Wasser-, Stroh- oder Holzholen, zum Einkauf von Lebensmitteln, zum Transport eines Kranken." Ist dieser Formalität nicht genügt, so verfällt jeder von einem Feldgendarmen außerhalb seines Bivouacs betroffene Soldat den unerbittlichen Pflichten desselben, jeden legitimationslosen, spazierenden Soldaten zu verhaften. So streng und ernst wird bei uns Deutschen nach dem ausgesprochenen Willen Sr. Majestät unseres obersten Kriegsherrn König Wilhelm die Heiligkeit des häuslichen Herdes auch in Feindesland geschützt, das Privateigenthum gegen jeden Uebergriff der eigenen Truppen vertheidigt.

Trifft ein Officier oder ein Zahlmeister von irgend einem Fuhrtransport- oder Proviant-Commando verspätet oder unverrichteter Dinge, oder mit Zurücklassung seiner Fuhren beim Truppentheile ein, und er zeigt eine Bescheinigung eines Feldgendarmen vor, daß dieser ihm aus dienstlichen Interessen die Wagen nebst Pferden in den Chausseegraben getrieben habe, so müßten wir uns hierüber wundern, wenn uns die Dienstinstructionen der Feldgendarmerie ganz fremd wären.

Gesetzt, ein schriftlich zur Requisition legitimirter Officier ist an einem einsamen Gehöfte beschäftigt, von dem Stroh- und Haferüberflusse des Besitzers durch seine Commando-Mannschaften einen Vorrath auf Wagen frachten zu lassen. Reitet ein Feldgendarm in seiner Nähe, so wird derselbe sicher nicht verfehlen, den Officier nach dem schriftlichen Ausweise des höheren Auftrages zu fragen und sich zu erkundigen, ob der Officier den vorschriftsmäßigen „Bon" ausgestellt habe oder nicht. Im letzteren Falle genügt ein Wort des Feldgendarmen, daß der Officier sofort einen „Bon" schreibt und dem Besitzer, resp. Verwalter des Bauernhauses einhändigt, oder aber die Leute müssen ohne Murren das mühsam zusammenrequirirte Material schleunigst von der Straße weg wieder in's Haus hineintragen und leer abziehen.

„Rechts heran!" „Rechts aufgeschlossen!" Das sind Rufe, welche den auf den großen Heerstraßen marschirenden Bataillonen täglich mehrmals in die Ohren schallen. Wehe demjenigen, der nur eine halbe Minute zögert, diesem Rufe der patrouillirenden Feldgendarmen nachzukommen und aus der vorschriftsmäßigen rechten Marschseite der Landstraße nach links hinüberbummelt, schonungslos wirft ihn das Pferd des Feldgendarmen in den Chausseegraben. Wo ein Feldgendarm nur die Schabracke seines Pferdes ablegt, da ist die Nachbarschaft gesichert vor Uebergriffen des gereizten militärischen Uebermuthes.

Mannichfaltiges.

— Füsilier Kutschke, von dem bekanntlich das berühmte Lied stammt: „Was kraucht dort in dem Busch herum", sitzt nach der Schlacht von Pont-à-Mousson mit seinem Unterofficier im Bivouac und Beide machen in hoher Politik. Der Unterofficier unterhält sich gern mit Kutschken, weil er gefunden hat, daß es ein sehr offener Kopf ist. Zuletzt stellt der Unterofficier die Frage auf: „Was denken Sie, Kutschke, was für eene Regierungsform sollen die Franzosen in's Künftige kriegen?" — Kutschke besinnt sich einen Augenblick, dann zieht er ein Stück Kreide aus der Tasche und malt auf der Rückseite seines Tornisters ein großes Kreuz. „So — des is et!" — „Aber was soll das heißen, das versteh ich nicht?" — Darauf schreibt Kutschke einige Worte in die Ecke, lautend:

Republiker	Oleums
Bonbon	Louin

„Seh'n Sie," sagte er, „da haben Sie den ganzen Robus, Herr Unterofficier. Wenn unser Oller jenommen hat, wat uns vor Jott un Menschen jebührt, dann macht Bismarke zwee Striche über die Landkarte, was richtig gestrichen vier Viertel abgiebt. In die eene Ecke können se mank republikanisch sind, in die andere hin die Familie von Louis Philippen, das dritte Viertel kommt an die Bonbons — so heeßen sie ja wohl, und dero deswegen haben wir noch eene janze Wagenladung von das alte Jeschlecht in Forbach gefunden — und in das vierte bleibt Louis mit Familje. Ick sage Ihnen, dann fressen sich die Franzosen unternander alleene uf und Deutschland hat Ruhe vor ihnen."

— Wenn irgend etwas den Kriegscorrespondenten in diesem Feldzuge Achtung und Anerkennung abgenöthigt hat, so ist es die preußische Cavalerie durch ihre ungestüme Tapferkeit in der Schlacht, mehr aber beinahe noch durch ihre Intelligenz, ihre Beweglichkeit und Allgegenwart im Patrouillendienste, wo es gilt, eine größere Abtheilung vor den Angriffen des Feindes zu sichern und von seinen Bewegungen zu unterrichten. Da die ersten Reiter, von denen viel die Rede war, die in Saarbrücken stehenden Ulanen waren und auch später Ulanenregimenter vielfach verwendet worden sind, so hat der preußische Ulan in den englischen sowohl wie in den französischen Blättern eine ganz eigenthümliche Stellung erlangt. Daß dieser Soldat derselbe Reiter ist, den man anderswo Lancier nennt, scheint Niemanden in den Sinn zu kommen, und man hat von der Bewaffnung und den Diensten, welche derselbe leistet, eine gewisse unbestimmte Ahnung, in welche sich der Gedanke mischt, daß der Ulan eine Art deutscher Kosak sei, dem die Neigung zu kühnen Reiterstückchen so zu sagen mit der Muttermilch eingeflößt werde. Eine englische Zeitung widmet den munteren und verwegenen Reitern einen Leitartikel des Lobes, aus dem wir zu Nutz und Frommen, so wie zur Erheiterung preußischer Cavaleristen die Charakteristik der Ulanen herausziehen. „Die Ulanen", so sagt unser Gewährsmann, „sind die Truppen, die den Marsch einer so großen Armee durch Frankreich möglich machen. Sie sind zunächst intelligente Leute, jung, gebildet und mit ausgezeichneten Karten ausgerüstet. Aufgelöst in kleine Abtheilungen, wie es gerade ihre Aufgabe mit sich bringt, gut beritten und sorgfältig instruirt, führen sie ihre Aufträge mit einer bewundernswerthen Mischung von Verwegenheit und sachgemäßer Ruhe aus, reiten vorsichtig ihre Straße, halten scharfen Ausguck und schonen, wenn sie können, grundsätzlich ihre Rosse für einen scharfen Ritt, wenn ein solcher nöthig werden sollte. Ihre Hauptwaffe ist ein schwerer Revolver, der überhaupt für derartigen Dienst höchst geeignet ist, und sie sind angewiesen, wo möglich sich einem Gefechte zu entziehen."

— Das Gerücht von den Beängstigungen, welche Napoleon III. schon seit einer Reihe von Jahren durch die Erinnerung an eine Prophezeiung gelegentlich erfahren, ist in vielen Kreisen verbreitet. In dem gegenwärtigen kritischen Augenblicke gewinnen nachfolgende Strophen des Chevalier de Chatelain (Rouces et Chardons P. 181), welche sich auf diese Prophezeiung beziehen, eine besondere Bedeutung:

„Quand le second Empire en Lutèce adviendra
(Ceci n'est pas, las! une facétie!)
Dix-huit ans, moins un quart, pas plus, il ne vivra!"
Ainsi le dit dans son grimoire
En termes clairs, le grand Nostradamus!
„Dix-huit ans moins un quart, — et pas un jour de plus!"
Vive Nostradamus! Vive son Répertoire!
Vive Nostradamus! le Grand Nostradamus!

Also achtzehn Jahre weniger ein Viertel soll nach der Vorhersagung des Nostradamus das zweite französische Kaiserreich leben — und am 2. September 1870, genau 17¾ Jahre nach dem 2. December 1852, an dem Napoleon sich zum Kaiser proclamiren ließ, hat er sich dem Könige von Preußen auf Gnade und Ungnade ergeben.

— Ein Ulan, ein einziger preußischer Ulan, sprengte in Vitry, eine befestigte Stadt, hinein, ritt wohlgemuth auf den Markt, rief dort: „Ich bin ein Preuße und erkläre diese Stadt für preußisch." Nach dieser summarischen Erklärung machte er Kehrt, und während die verblüffte Bevölkerung ihm noch staunend nachsah, war er längst verschwunden. So erzählt das „Siecle".

— In Paris wurde vor einigen Tagen das Hotel Meyerbeer geplündert und zerstört, dem Besitzer, einem Preußen, gelang es, sich zu retten; der Portier, ebenfalls ein Preuße, wurde festgenommen, und um 15,000 Frcs. in Gold, die er bei sich trug, beraubt.

— Der „Constitutionnel" übersetzt in dem bekannter Londoner Telegramme von der Wegnahme der „Perle" und des „Brillant": „l'un de ces navires avait dans sa cargaison des perles et des diamants."

— „Marsch retour" wird sehr treffend von den deutschen Soldaten, die sich besser auf die Franzosen, als auf die französische Sprache verstehen, die Schlacht bei Mars la Tour genannt.

Verantwortliche Redaction: Th. Gebhard Stav.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 103. Dritter Jahrgang. 1870.

—nb—. **Ein Familiendrama.**

(Schluß.)

Zu Ende des Jahres 1808 besuchte Pilson mich einmal zu ungewöhnlich früher Morgenstunde. Sein Aussehen, sowie sein ganzes Benehmen bewies, daß mein ernster ruhiger Freund ungewöhnlich aufgeregt war. Er sah sich ängstlich im Zimmer um, rückte dann seinen Stuhl dicht zu mir heran und sagte flüsternd: „Carthews, ich bin in einer großen Verlegenheit, und komme deshalb zu Ihnen. Ich weiß kaum, ob ich berechtigt bin, diesen Schritt zu thun, aber ich weiß auch, daß ich mich auf Sie verlassen kann und daß Sie vielleicht im Stande sind, mir in einer höchst schmerzlichen und schwierigen Sache beizustehen."

Er erzählte mir dann, ein junger Franzose, Jean Marcel mit Namen, habe ihn am vorigen Abende aufgesucht und ihm gesagt, daß er in Geschäften seines Hauses, einer Weinhandlung in Genf, nach Aberdeen gekommen sei. Er war zugleich Ueberbringer eines kleinen zerknitterten Billets, das in kaum leserlicher Schrift an Mr. Pilson, Anwalt in Aberdeen, adressirt und ihm in folgender Weise zu Händen gekommen war. Kurz vor seiner — Marcel's — Abreise von Genf hatte er den Auftrag erhalten, die verschiedenen Weinberge seines Principals zu besichtigen, darunter einen in einiger Entfernung von Genf belegenen, der zu Schloß Osman gehörte. Das Haus selbst war von einer englischen Dame bewohnt, die für irrsinnig galt. Niemand hatte sie je sprechen hören, und Tag und Nacht wurde sie von ihrer Umgebung unter strengster Bewachung gehalten. Zuweilen ging sie auf einer Terrasse spazieren, welche die Aussicht auf den Weinberg hatte, doch immer in Begleitung einer großen Frau, welche unzweifelhaft ihre Wächterin war. Der Intendant des Gutes hatte Jean Marcel diese Details mitgetheilt, und als beide eines Tags zusammen durch die Rebenpflanzungen gingen, bekamen sie die unglückliche Dame oben auf der Terrasse zu Gesicht. Ihre Erscheinung hatte Marcel's Interesse in hohem Grade erregt. Er beschrieb sie als eine sehr hübsche Frau, aber mit einem starren, traurigen Gesichtsausdruck; sie trug einen schwarzen Mantel, der ihre Gestalt völlig einhüllte. Marcel und der Intendant standen eine Zeitlang unter der Terrassenmauer und sprachen von der bevorstehenden Reise des Ersteren nach Aberdeen. Die Dame war plötzlich verschwunden, aber etwa zehn Minuten später hörten die beiden Männer von ihrem Aufenthaltsorte her eilige Schritte auf der Terrasse und ein klägliches Stöhnen, wie das eines verwundeten Thieres. Sie blickten auf, und da stand wieder die vermeintliche Wahnsinnige; sie sah sich erst ängstlich um, ob sie verfolgt würde, und richtete dann mit jammervoll flehendem Ausdruck ihre Blicke auf die Untenstehenden. Mit weit geöffnetem Mund — ein sicherer Beweis, wie der Intendant dachte, von dem Blödsinn des armen Geschöpfs — streckte sie die Arme in die Höhe, als zu ihrem Entsetzen die beiden Männer bemerkten, daß ihr die rechte Hand fehle. Mit der linken ließ sie darauf plötzlich ein Papier, das um einen Stein gewickelt war, hinunterfallen, doch kaum war dies geschehen, als die große Frau, ihre Hüterin, auf der Terrasse erschien. Der Dame ganzes Aussehen veränderte sich sogleich; der alte starre Blick kehrte wieder und sie begann, mit langsamen unsicheren Schritten auf und ab zu gehen. Um sie zufrieden zu stellen, hob Marcel das Papier auf und steckte es weiter gehend ein. Sobald er außer Gesichtsweite war, betrachtete er es. Außen stand mit kritzeliger Schrift in französischer Sprache: „Um der Liebe Gottes willen, bringen Sie dieses Blatt an seine Adresse." Innen lag das an Pilson adressirte Billet Der Indendant lachte über den Vorfall und wollte Marcel überreden, das Blatt zu zerreißen.

„Alle wahnsinnigen Leute," sagte er, „halten sich für vernünftig, und diese Person will gewiß irgend Jemanden glauben machen, daß sie ungerechterweise eingesperrt ist; aber man braucht sie ja nur anzusehen, um überzeugt zu sein, daß sie zu den Verrückten gehört."

Marcel gab zu, daß der Intendant recht haben könne, doch konnte er sich nicht entschließen, den Brief zu zerstören. War nun das arme Geschöpf wahnsinnig oder nicht, so hatte doch ihr Anblick sein Mitleid hinlänglich erregt, um ihn zu dem Entschluß zu bringen, sogleich nach seiner Ankunft in Aberdeen die Person aufzusuchen, an welche das ihm zugeworfene Billet adressirt war. Und er hatte es gethan.

Als Pilson diesen sonderbaren Bericht geendet, zog er das Billet hervor, — augenscheinlich ein aus einem Buche gerissenes weißes Blatt, — worauf gekritzelt stand:

„Helfen Sie, um Gotteswillen, helfen Sie! ehe ich umgebracht werde. O, retten Sie mich, Mr. Pilson, der Himmel wird es Ihnen lohnen. E. Dunblane."

Wir sahen uns eine Weile ohne zu sprechen an. Endlich sagte Pilson: „Wenn ich nur mein eigenes Interesse befragte, so würde ich gar nichts thun, höchstens diese Zeilen Lord Dunblane einhändigen. Der Zustand seiner Gemahlin rechtfertigt ohne Zweifel alle gegen sie getroffenen Maßregeln. Ich kann den Lord nicht beargwöhnen, wenn er aber entdeckte, daß ich mich in seine häuslichen Angelegenheiten eingemischt habe, so würde er sicherlich die Verwaltung seines Vermögens aus meinen Händen nehmen. Andererseits aber ist es ein Gebot der Menschlichkeit, der Sache in etwas nachzuforschen. Ich könnte nicht in Frieden sterben, wenn ich mir stets vorwerfen müßte, für einen solchen Ruf taub geblieben zu sein. Was aber soll ich thun, Mr. Carthews? Stehen Sie vielleicht mit Genf in Geschäftsverbindung und könnten Sie durch ihre dortigen Correspondenten Erkundigungen einziehen lassen? Es würde das Sie weniger compromittiren, als es bei mir der Fall wäre."

Mit anderen Worten, Pilson wollte sein Gewissen mit so wenig Risico als möglich, was seine Interessen betraf, beruhigen. Ich tadelte ihn nicht; selbst mein eigenes Mitgefühl war zu sehr angeregt, als daß ich nicht mit dem größten Eifer die mir zugemutheten Schritte gethan hätte. Auch hatte ich allerdings, wie Pilson gesagt, nichts dabei zu verlieren. Ich versprach ihm, noch am nämlichen Tage einem Correspondenten nach Genf zu schreiben und ihn zu bitten, nichts unversucht zu lassen, um der Wahrheit auf den Grund zu kommen.

Es dauerte einige Wochen, bis ich folgende Antwort erhielt: „Die Ausführung des Auftrages stieß auf mancherlei Schwierigkeiten, denn sowohl der Dorfgeistliche, der Arzt und der Intendant des Gutes als auch sämmtliche Nachbarn, konnten keine weitere Auskunft geben. Endlich, nachdem dem Maire des Districtes Mittheilungen gemacht worden waren, welche auf den Verdacht hinwiesen, daß die gefangen gehaltene Dame übel behandelt wurde, nahm derselbe Veranlassung, die Sache näher zu erforschen. Nach heftigem Widerstande wurde der Eintritt in das Schloß erzwungen. Der Anblick, der sich dem Maire und seinem Begleiter darbot, war herzzerreißend. Das unglückliche Geschöpf lag sterbend auf einem Bette, und ohne dieses unvermuthete Einschreiten würde die bejammernswerthe Frau sogar des Trostes der Religion in ihren letzten Augenblicken haben entbehren müssen. Als jedoch der Geistliche niederkniete und sie befragte, schüttelte sie nur den Kopf und ächzte. Dann machte sie mit großer Anstrengung den Mund weit auf, und mit Entsetzen sahen die Anwesenden, daß sie keine Zunge hatte. Sie beschworen sie, den Namen dessen niederzuschreiben, der diese Barbarei an ihr verübt, aber entweder fehlte ihr die Kraft dazu, oder sie betete um Vergebung für ihre Feinde eher, als daß sie deren Bestrafung begehrte. Sie lauschte mit Andacht den frommen Reden des guten Pastors, und als der Schleier des Todes ihr die Augen überzog, verklärte ein seliges Lächeln die gramerfüllten Züge. So starb die unglückliche Frau. Ihre Hüterin Elspie wurde natürlich gefänglich eingezogen und einem scharfen Verhör unterworfen. Sie sagte aus, die Verstorbene sei in einer Nacht von ihrem Manne so verstümmelt worden, als dieser durch den Umstand in eine ganz wahnsinnige Wuth versetzt worden war, daß seine Frau ein Geheimniß entdeckt hatte und aller Welt offenkundig zu machen drohte, mit dessen Bewahrung er eine abergläubische Wichtigkeit verband. In dem Kampfe zu ihrer Vertheidigung war ihr auch das rechte Handgelenk ausgedreht worden. Elspie behauptete, daß ihre Herrin seitdem immer heftigen Wahnsinnsanfällen unterworfen gewesen wäre, welche ihre Einsperrung nöthig gemacht hätten."

In die letztere Angabe setze ich Zweifel, da kein Beweis dafür vorliegt. Wie weit im Uebrigen die Aussage auf Wahrheit begründet war, kann ich nicht sagen und schwerlich wird es je bekannt werden. Das Ganze lag wohl im Bereich der Möglichkeit; konnte aber Elspie nicht die vorsätzlich Mitschuldige gewesen sein? Ich hatte nicht vergessen, daß ich sie (ich zweifle keinen Augenblick, daß sie es war,) in jener verhängnißvollen Nacht sich aus dem Thurm stehlen und etwas in den Brunnen werfen sah. Jedenfalls war es schon ein höchst verdächtiges Indicium, daß sie von Anfang bis zu Ende die Hüterin der unglücklichen Lady Dunblane gewesen. Und doch war die Hand der Gerechtigkeit aus Mangel an thatsächlichen Beweisen aufgehalten.

Am nämlichen Tage, als ich den die obigen Resultate meldenden Brief empfing, und während Pilson und ich uns über die weiteren zu unternehmenden Schritte beriethen, erreichte uns die Kunde von einer schrecklichen Katastrophe, welche sich vor sechsunddreißig Stunden zugetragen. Lord Dunblane war in seinem Bette verbrannt und der größte Theil des Schlosses zerstört. Wie das Feuer entstanden, wußte man nicht, aber es war mitten in der Nacht im Schlafzimmer des Lords zum Ausbruch gekommen und Dreiviertel des Baues waren niedergebrannt, ehe man der Flammen hatte Herr werden können. Leute, welche gern Schreckliches noch schrecklicher machen, suchten später auszurechnen, daß Lord Dunblane und seine Frau in derselben Nacht gestorben; die Abergläubischen gingen sogar so weit, es als gewiß anzunehmen, daß er, durch eine Art von zweitem Gesicht von dem Tode der armen Verstümmelten benachrichtigt, von Gewissensbissen gefoltert worden sei und das Schloß selbst in Brand gesteckt habe, um in den Flammen unterzugehen. Doch Alles dieses ist leere Einbildung. Es war an sich schon merkwürdig genug, daß die beiden Todesfälle so rasch auf einander folgten; aber Lady Dunblane starb mindestens fünf Tage vor ihrem Manne, und hinsichtlich der Annahme von des Letzteren Selbstzerstörung läßt sich nur so viel zugeben, daß sein geistiger Zustand schon längere Zeit die Möglichkeit einer solchen schrecklichen That erklärlich machte.

Elspie wurde von den Genfer Behörden in Freiheit gesetzt, da sich kein directer Ankläger meldete. Mr. Pilson war der Ansicht, und ich stimmte ihm bei, daß, da Lord und Lady Dunblane todt waren, die tragische Geschichte derselben besser der Vergessenheit übergeben würde. Sie wurde jedoch mit der Zeit, obschon nicht durch uns, bekannt, wie denn das Schlimme selten verschwiegen bleibt. Aber erst, nachdem die beklagenswerthen Vorgänge mit allen möglichen Zusätzen und Entstellungen im Publicum in Umlauf gekommen, und als der Titel der Dunblane's aus Mangel an Erben erloschen war, entschloß ich mich zu einer öffentlichen Mittheilung dessen, was ich von dem Familiendrama wußte.

Marsch- und Bivouac-Bilder.

Vom 15. August schreibt der Correspondent der „Daily News" über den Vormarsch der deutschen Truppen: „Die leichte Cavalerie, die Dragoner und Ulanen, zerstreuen sich über das Land vor der Front und bereiten der nachrückenden Armee den Weg, ziehen Erkundigung ein und schaffen Lebensmittel herbei. Dies sind die Fühlhörner des Heeres. Hinter ihnen folgen Infanteriemassen und, in einiger Entfernung von der Front, das Hauptquartier mit dem Stabe. Das ganze Land wimmelt von Eindringlingen; die Infanteriesäulen rücken vor wie Ameisenzüge. Und wie marschiren sie! Die armen bestaubten Leute hielten 12 bis 15 (englische) Meilen weit mit Pferden und Wagen Schritt, mit festem Tritt, in voller Ausrüstung. Zuweilen müssen sie geradezu gerannt sein, und dennoch fielen nur 2 oder 3 Mann ab. So sehe ich die Colonnen vorwärts rücken, tausend und abertausend Kämpfer und Züge von Proviant und Munition, die stetig an die Front gelangen. Meilen von Reserven kriechen langsam heran, viele Morgen Munitionswagen und ganze Felder voll Bauernwagen mit Heu für die Cavalerie beladen. Aber wahrscheinlich ist das vom Feinde besetzte Gebiet nicht schlimmer daran als das innerhalb der französischen Linien. Die Preußen werden von den Bauern nicht schlecht empfangen, ihre Disciplin ist wunderbar; ihr Durchmarsch wird so eingerichtet, daß die Bevölkerung so wenig wie möglich leidet." Eine spätere Correspondenz fügt hinzu: „Indem wir vorrücken, werden die Leute immer französischer. Sie haben allmählich ganz aufgehört, deutsch zu sprechen, und es herrscht die Verwirrung einer wirklichen fremden Eroberung. Nach dem ruhigen Temperament der Elsasser Bauern sind wir nun unter Leute gekommen, die durch das, was um sie vorgeht, bitter gekränkt werden. Wir befinden uns nun wirklich in Frankreich. Mir sind 20 Fälle mißverstandener Reden und daraus folgenden mißverstandenen Zornes vorgekommen: „Sagen Sie mir, wo ist das Hauptquartier?" — „Ah, Monsieur, nous n'avons plus de cognac!" u. s. w. Die Soldaten sind in der That nicht hart, wenn sie das erhalten, wozu sie sich

berechtigt glauben; und das Betragen ihrer gefürchteten Feinde ist nicht geeignet, die Einwohner zu beunruhigen. Aber der Unterschied der Sprache macht den Verkehr nichts weniger als angenehm. Die Franzosen fügen sich gut genug in ihr Schicksal; sie werden aber sehr ärgerlich, wenn sie in fremden Zungen angeschrieen und an der Schulter geschüttelt werden, wenn sie schwer von Begriffen sind. Eine ihrer Lieblingstheorieen ist, daß alle civilisirten Menschen die Weltsprache wenigstens etwas sprechen müssen. Es kommt unseren lebhaften Nachbarn sehr hart an. Ich muß ihnen aber oder vielmehr ich muß beiden Theilen Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Die Franzosen ertragen es wie verständige Menschen und die Deutschen sind nicht zornig oder bösartig. Ich kann nicht umhin, den Anblick unseres Vormarsches als einen Tribut der modernen Civilisation zu betrachten. Da stehen junge Mädchen lachend vor den Hausthüren, ohne die geringste Furcht vor Gewaltthätigkeiten, und doch sind vor uns schon 100,000 Mann desselben Weges gezogen. Im dreißigjährigen Kriege wäre es anders gewesen, und auch noch vor 50 Jahren. So aber ist es heute. Die Bauernmädchen stehen da halb scheu, halb neugierig, um den Prinzen und seinen Stab vorbeireiten zu sehen. Die Alten sonnen sich, mancher schüttelt den Kopf und denkt, wenn die alte Garde noch lebte, so würde sie diese Herren zum Frühstück verzehren. Im Ganzen genommen beträgt sich die Bevölkerung ruhig und anständig. Sie zucken wohl die Achseln und sagen lächelnd: „Die Reihe ist an uns noch nicht gekommen aber wartet nur, wenn der Kaiser erst fertig ist."

Ein Deutscher schreibt auf dem Marsche nach Metz: Wo wir in frühen Morgenstunden auch hinziehen, aus den entlegensten Schluchten seitwärts erinnern Signale und Truppenzüge uns an den Umfang der bewaffneten großen germanischen Völkerwanderung, die sich in den gallischen Provinzen so imposant vollzieht. „Braver Mann, braver Mann zeige dich!", der du dich geneigt finden möchtest, der Armee eine Auflage alter französischer Dictionaire zu schenken! jetzt wird deine patriotische That opportun sein. Ein Stück verlängerter Landkarte des mittleren Frankreichs als Anhang könnte auch nicht schaden, denn wir marschiren bereits auf dem letzten Meridian am Rande unserer „Kriegskarte" die wir in Deutschland gekauft, und gerathen nach zwei Tagemärschen auf die blanke Klebleinwand. Die babylonische Sprachverwirrung bei der Begegnung der Söhne Deutschlands mit den Töchtern und Müttern der westlichen Nachbarn beginnt bald tragikomisch zu werden. „Wäh he Französch kann, dä kritt van de Lück Alles; die Angere möffen Honger lie'n; den Franzuhse geht die Schnüß wie ons Kaffeemülle!" so hörte ich diesen Morgen einen hungrigen Bonner Husaren raisonniren. Der Mann hat in der That nicht unrecht: man glaubt sich bei manchen Scenen in einen Taubstummenclub versetzt, so drollig wird die Finger- und Gesichts- und Augensprache cultivirt. Wer einige Brocken Französisch radbrecht und dieselben recht fleißig mit madame, monsieur und s'il vous plait ausstaffirt, der erreicht hiermit mehr als mit preußischen Thalerscheinen, die auffallender Weise allenthalben als ganz werthlos wie die weiland französischen Assignaten mit Lächeln und Achselzucken höflich refusirt oder allenfalls wie eine Adreßkarte gleichgiltig angenommen werden. Dieser Umstand und der Mangel an französischem Silbergeld trägt sehr viel dazu bei, die Verwirrung und die pecuniären Verluste der hiesigen Privatleute zu vermehren. Kein einziger Franzose hat Verständniß für unser Papiergeld. Ich selbst habe gestern in dem Weinkeller einer biederen Franzosenfamilie zu Gunsten der letzteren den Wirth und Dolmetscher gespielt. Ein ältlicher Mann und seine Gattin bildeten die ganze Familie, eine Art Philemon und Baucis. Die Frau saß krank im oberen Stocke und weinte bitterlich über den Jammer des Krieges. Keine Trostworte halfen. Der Mann drückte thränenden Auges mir die Hand, als ich mich anbot und anschickte, an der Spitze der andrängenden Preußen in den Weinkeller zu steigen Ein Dutzend Soldaten nach dem anderen kamen herab, der Keller war und blieb überfüllt; jeder wollte bezahlen, jeder wollte abzapfen, jeder hatte Eile, und alle besaßen fast nur preußisches Papiergeld, während die Flasche Rothwein nur 5 Sgr. kosten sollte. Hunderte und abermals Hunderte Flaschen wanderten die Treppe hinauf. Die meisten unserer Jäger waren so großmüthig, für je 1, 2—3 Flaschen, die sie gefaßt, einen Thaler ganz zu opfern; die anderen begnügten sich mit dem guten Willen und mußten, gedrängt von den nachrückenden Kameraden, in Ermangelung französischer Münzen, wider willen ohne Zahlungsleistung abziehen. Der arme Eigenthümer des Hauses stand wie eine Bildsäule, die Hände gefaltet, in einer Ecke des Kellers und schaute den unabwehrbaren Bacchanalien sprachlos zu. Wie in diesem Hause, so ging es natürlich auch in vielen anderen zu; das Meiste wurde bezahlt, doch war bei den großen Massen der Mannschaften und aus den eben angegebenen Gründen eine genaue Durchführung der Controle um so weniger möglich, als die meisten Einwohner, mißtrauisch auf unsere Absichten, so unklug gewesen waren, ihre Vorräthe trotz dem Geldangebot hartnäckig zu verläugnen und so den Hunger und Durst unserer vom Marsch erschöpften Leute zwecklos zu reizen, statt sie nach und nach zu befriedigen. Um 6 Uhr zur Alarmstelle, finde ich an einem Weidenstamm, in Stroh gekauert, einen der Spionage Verdächtigen, von einem Infanterieposten bewacht. Es ist ein düster blickender Mann in den 40er Jahren, mit einem blauen Kittel bekleidet, den blutenden Kopf mit einem Tuch verbunden. Die Scene seiner Ergreifung wird mir von einem Augenzeugen geschildert, wie folgt: Unter verdächtigen Umständen hatte das Individuum sich diese Nacht durch unser Lager geschlichen. Als ein Feldgendarm ihn fassen wollte, floh er und schoß auf einen ihn verfolgenden großherzogl. hessischen Chevauleger. Dieser setzte ihm flugs nach, hieb ihn mit dem Säbel zusammen und brachte ihn zur Haft. — Leider aber, während den Franzosen die ersehnten deutschen Trauben am Rhein zu sauer zu sein scheinen, sind uns die Burgundertrauben des französischen Bodens nur noch — zu grün!

Die Belagerung von Straßburg.

(Aus der „Karlsr. Ztg.")

In der Belagerung von Straßburg ist augenblicklich ein Abschnitt eingetreten, der uns veranlaßt, einen rückschauenden Blick auf die bisherigen Ereignisse zu werfen.

Die vom 11. bis 17. stattgehabte Cernirung der großh. badischen Division war anfangs nur eine schwache, und beschränkte sich hauptsächlich auf das Abschneiden von Zuzügen zur Festung. Mit Eintreffen der Truppen des zu Generallieutenant v. Werder gehörigen Belagerungscorps wurde der Kreis um die Festung täglich ein engerer. Vom 28. ab konnte man behaupten, daß die Communication mit der Festung völlig unterbrochen sei. Die wenig offensive Haltung der Infanterie der Besatzung Straßburgs, welche theils aus Resten der bei Wörth geschlagenen Regimenter besteht, veranlaßte den Generallieutenant v. Werder bereits am 15. und 18., die Vorstädte Schiltigheim und Königshofen zu besetzen, um zu verhindern, daß der sich möglicher Weise retablirende Feind in diesen massiv gebauten Ortschaften eine Stütze der Vertheidigung finden könnte. Am 21. Aug. trafen die Theile der Belagerungsparks ein und sofort wurde der Beschluß gefaßt, mit den vorhandenen Kräften, etwa 40 schweren Belagerungsgeschützen und den bei Kehl etablirten Batterieen, welche die Festung Rastatt schickte (32 Geschütze), sowie der badischen Feldartillerie Stadt und Festung Straßburg zu bombardiren. Man mußte hoffen, daß bei dem fast gänzlichen Mangel an bombensicheren Räumen die große Zahl unbeschützter Bürger einen Druck auf den Commandanten ausüben würde und sich so möglicher Weise eine Uebergabe der Festung ohne zu große Opfer für das Belagerungscorps erreichen ließe.

Die Bürgerschaft Straßburgs, die ihr Deutschthum leider gänzlich vergessen hat und sich rühmt, französischer zu sein als die Franzosen, that keine Schritte zur Uebergabe. Nur der

Bischof von Straßburg versuchte am 25. die Einstellung des Bombardements zu erbitten, jedoch ergab diese Unterredung, daß mehr eine Form als ein innerer Wunsch Veranlassung zur Unterhandlung war. Während dieser Zeit waren der Commandeur der Belagerungsartillerie, Generallieutenant v. Decker, die Stabsofficiere der Artillerie und des Ingenieurcorps eingetroffen. Es wurde daher beschlossen, mit dem Bombardement aufzuhören, die förmliche Belagerung einzuleiten, um die völlige Vernichtung der alten Stadt Straßburg zu vermeiden.

Generalmajor v. Mertens, Ingenieur en chef der Belagerungsarmee, leitete daher die sofortige Eröffnung der ersten Parallele bei Schiltigheim, 7—800 Schritt von der Festung, ein. In der Nacht vom 29. zum 30. wurde in der That ohne irgend welchen Verlust in dieser außerordentlichen Nähe vor der Festung die erste Parallele eröffnet, und 10 neue Batterieen erbaut. Der Feind erwiederte das diesseitige Feuer nur mäßig und schlecht gezielt. Man konnte behaupten, daß er eine andere Angriffsfront erwartet und armirt hatte. Am 29. begann somit die Belagerung. Gleichzeitig wurde mit Anstrengung aller Kräfte die begonnene Arbeit ausgeführt, die Depots und die noch täglich ankommenden Truppen schleunigst organisirt und besonders Strauchmaterial (Schanzkörbe und Faschinen) angefertigt.

Schon in der Nacht vom 31. auf den 1. wurden die Communicationen zur 2. Parallele vorgetrieben, und in der Nacht vom 1. zum 2. die zweite Parallele mit der flüchtigen Sappe auf 2000 Schritt Länge ausgehoben. Diese in der Kriegsgeschichte wohl beispiellose Leistung gegenüber einer sehr zahlreichen und im Ganzen gut bedienten Artillerie wurde trotz heftiger Angriffe durchgesetzt. Der Feind armirte am 31. und 1. seine angegriffene Front mit zahlreichen Geschützen und suchte Morgens früh 4 Uhr der diesseitigen Angriff zurückzuwerfen.

Ein fortlaufendes Infanteriefeuer von den Werken, sowie das Feuer der gesammten Artillerie eröffnete am 2. Sept., Morgens früh 4 Uhr, die active Vertheidigung des Gegners.

Gleichzeitig wurden zwei Ausfälle gemacht. Eine Colonne dirigirte sich auf den linken Flügel der diesseitigen Aufstellung nach der Insel Wacken und Jais, wurde aber von den Truppen des 30. Infanterieregiments energisch zurückgewiesen. Drei feindliche Colonnen griffen den rechten Flügel am Bahnhof an, welchen eine Compagnie des 1. Bataillons des 2. Grenadierregiments König von Preußen besetzt hatte.

Oberst v. Renz, Commandant der Trancheewache, erkannte sofort die Gefahr des Angriffs und dirigirte die Compagnieen des 1. Bataillons seines Regimentes concentrisch gegen denselben. Der Feind wurde mit größter Heftigkeit in die Festung geworfen und von unseren braven Truppen bis zum Glacis verfolgt. Leider erlitten dieselben bei der Rückkehr in die Tranchee und bei dem außerordentlich starken Feuer der Festung einen Verlust von etwa 50 Mann; unter den Todten befindet sich der Hauptmann Gräff. Aber auch die Eröffnungsarbeiten der zweiten Parallele brachten uns einen empfindlichen und schmerzlichen Verlust. Der Oberstlieutenant v. Gayl und Hauptmann Graf Herzberg vom Ingenieurcorps, die mit der größten Bravour und Anstrengung bisher die Details der Ingenieurarbeiten leiteten, fielen am frühen Morgen, als sie eben eine schadhafte Stelle der zweiten Parallele ausbessern wollten. So schmerzlich auch diese Verluste sein mögen, so groß sind doch bereits die Resultate. Es sind in 4 Tagen zwei Parallelen eröffnet und fest basirt; unsere Artillerie, der kein Geschütz demolirt ist, brachte den Feind zum Schweigen und zeichnete sich mit den anderen Waffen der Infanterie und den Pionnieren in gleich lobenswerther Weise aus.

Es steht zu erwarten, daß der nunmehr sicher organisirte Angriff zu seinem baldigen Ziele führen wird; freilich werden die Opfer noch erheblich sein, denn die nassen Festungsgräben Straßburgs mit seinen gut construirten Linien nach Vauban'scher Manier gestatten nunmehr nur ein langsameres Fortschreiten der Belagerung.

Wünschen wir, daß dieser so glücklich angefangene Angriff einen gleichen Fortgang haben möge, danken wir aber auch der unausgesetzten Unterstützung, die uns aus dem badischen Lande, ebensowohl von seinen Behörden, wie von seinen Bewohnern in uneigennützigster Weise zu Theil geworden ist, eine Unterstützung, die uns unsere schwere Aufgabe so wesentlich erleichtert!

Mannichfaltiges.

— Das Gouvernement Elsaß umfaßt die Departements: Bas-Rhin, 4553,45 Quadrat-Kilometer = 82,6 geographische Quadrat-Meilen mit 588,970 Einwohnern, Haut-Rhin, 4107,71 Quadrat-Kilometer = 74,5 geographische Quadrat-Meilen mit 530,285 Einw., und das neue Mosel-Departement mit 117 Quadrat-Meilen und 525,291 Einw., zusammen 274 Quadrat Meilen mit 1,644,546 Einwohnern. Das Departement Bas-Rhin theilt sich in die 4 Arrondissements: Straßburg mit 12 Cantons, 161 Gemeinden und 258,763 Einw. Saverne (Zabern) mit 7 Cantons, 164 Gemeinden und 105,270 Einw., Schlettstadt mit 8 Cantons, 113 Gemeinden und 140,086 Einw. und Weißenburg mit 6 Cantons, 103 Gemeinden und 84,851 Einw. Die Gesammtzahl der Gemeinden beträgt 541, darunter 202 unter 500 Einw., 196 von 500—1000 Einw., 101 von 1000—2000 Einw., 33 von 2- bis 5000 Einw., 6 von 5-—10,000 Einw. und 3 über 10,000 Einw., nämlich Straßburg mit 84,167 Einw., Hagenau mit 11,427 Einw., und Schlettstadt mit 10,040 Einw. — Das Departement Haut-Rhin umfaßt die Arrondissements: Colmar mit 13 Cantons, 140 Gemeinden und 217,693 Einw., Mühlhausen mit 8 Cantons, 159 Gemeinden und 179,347 Einw., Belfort mit 9 Cantons, 191 Gemeinden und 133,245 Einwohner. Gesammtzahl der Gemeinden 490, davon 214 unter 500 Einw., 152 von 500—1000 Einw., 80 von 1- bis 2000 Einw., 36 von 2-—5000 Einw., 4 von 5-—10,000 Einw. und 4 über 10,000 Einw., nämlich Mülhausen mit 58,773 Einw., Colmar mit 23,669 Einw., Sainte Marie-aux-Mines (Markirch) mit 12,426 Einw. und Gebweiler mit 12,218 Einwohner. — Zum Mosel-Departement gehören die Arrondissements Metz mit 9 Cantons, 223 Gemeinden mit 165,179 Einw., Sarreguemines (Saargemünd) mit 8 Cantons, 156 Gemeinden und 131,876 Einw., Thionville mit 5 Cantons, 119 Gemeinden und 90,591 Einw., Salzburg (Chateau-salins Meurthe) mit 5 Cantons, 147 Gemeinden und 60,626 Einw., Sarrebourg (Saarburg) mit 5 Cantons, 116 Gemeinden und 71,019 Einw.

— Ein Beispiel von Unverdrossenheit gab ein Soldat aus dem Lippeschen in einem der letzten großen Gefechte. Durch einen Streifschuß an den Lippen verwundet, so daß das Blut stromweise niederrann, wurde ihm vom Hauptmann befohlen, sich hinter die Gefechtslinie zurückzuziehen, worauf indeß der Tapfere erwiderte: „Nei, Herr Hauptmann, ick hebbe den Kerl sehn, de et dohn het: der Düwel sall en halen, wenn ick en kriege."

— In St. Dizier haben sich die preußischen Ulanen (welche jetzt die Helden zahlloser Geschichten sind), wie der „N. Fr. Pr." berichtet wird, den Spaß gemacht, allerhand verwirrende Befehle mit der Signatur des Präfecten oder Bazaine's nach den südlichen Departements zu schicken, Truppensendungen abzubestellen, eine Revolution in Paris anzuzeigen u. dgl. m. Im Pariser Ministerium des Inneren hat man beinahe einen Tag verloren, alle diese Mystificationen zu redressiren.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stav.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 104. Dritter Jahrgang. 1870.

* Die Orgel.

Eine einfache Erzählung von Julia Kavanagh.

Die Straße von Manneville nach Fontaine ist sehr schön, aber auch sehr einsam. Auf beiden Seiten derselben wachsen hohe Eichen, zwischen denen man graſige Abhänge sieht, wo Kühe ruhig weiden, und wogende gelbe Kornfelder; aber kein Farmgebäude gewahrt das Auge, keine häusliche Ställe, aus deren Strohdach blauer Rauch empor steigt. Eine gewisse Einsamkeit herrscht immer dort; zwar nicht jene großartige Einsamkeit, wie die Natur sie schafft, aber ihre mildere Tochter, jene Einsamkeit, welche die Spuren von dem Joche des Menschen trägt.

Diese Straße entlang schritt vor mehreren Jahren ein ungefähr zwölfjähriger Knabe an einem heißen Sommertage. Er hatte blondes lockiges Haar, ein frisches und fröhliches Gesicht, strahlend wie ein Sonnenstrahl, einen feuerigen Blick und ein heiteres, offenes Lächeln. Seine Kleidung war sauber, aber sehr ärmlich; doch er trug sie mit so stolzer Miene, als wenn es ein fürstliches Gewand gewesen wäre. Die kleine Tuchmütze, etwas schief nach der rechten Seite des Kopfes zu sitzend, gab ihm fast ein etwas trotziges Ansehen, und unbekümmert um die Schwüle des Tages, schritt sein Fuß leicht und schnell über die glühend heiße Straße dahin.

Plötzlich stand er still. Von einem Kornfeld auf der rechten Seite her erklang eine Mädchenstimme, welche die schöne alte Hymne „Adeste Fideles" in so sanften, klaren Tönen sang, daß der Knabe wie bezaubert stehen blieb und horchte.

„Ich muß sehen, wer es ist," dachte der Knabe, „ich hatte keine Ahnung, daß es in Manneville einen Vogel gebe, der so schön singen kann!"

Leichtfüßig über den Graben springend, welcher die Straße von dem Kornfelde trennte, schlich er leise an dem hohen Getreide entlang der Stimme nach, bis sein Auge die Sängerin entdeckte. Er gewahrte ein kleines, zartes Mädchen, anscheinend von seinem eigenen Alter, das er sogleich als die Tochter eines Webers erkannte, dessen baufälliges Haus nicht weit von der Hütte seiner Mutter belegen war. Sie saß am Rande des Kornfeldes auf dem Grase und hielt einen langen Stab in der Hand, an dessen Ende verschiedene Zeugfetzen hingen und wehten. Der Knabe erkannte sogleich ihre Beschäftigung. Zu schwach für andere Arbeit, saß sie den ganzen Tag dort, um das reifende Korn gegen die verwegenen und hungerigen Sperlinge zu schützen. Es war ein sehr kleines Wesen, mit sehr ernstem schmalem und bleichem Gesichte, sinnenden dunkelen Augen und schwarzem Haar. Nach der Sitte des Landes trug sie eine eng anschließende schwarze Mütze, welche ihr kleines Gesicht noch bleicher erscheinen ließ. Ihre übrige Kleidung war sehr einfach, sogar dürftig, aber, wie der Knabe aus früherer Wahrnehmung wußte, außerordentlich sauber und passend. Sie saß jetzt mit abgewendetem Kopfe da, so daß sie den Knaben nicht sehen konnte, welcher sich hinter dem Getreide niederdrückte und so ruhig wie möglich verhielt, um sie nicht zu stören. Er hoffte, daß sie die Hymne bis zum Ende singen werde, ohne seiner gewahr zu werden, allein ein verwegener Hahn, welcher vermuthlich von einem der entfernter belegenen Ackerhäuser einen Ausflug gemacht hatte, näherte sich und schritt dreist auf das Getreide zu. Das Mädchen erhob den Stab, um ihn zu verscheuchen, und gewahrte dabei den Kopf des Knaben und die auf sie gerichteten starren Augen. Vergebens drückte er sich jetzt noch tiefer nieder, es war zu spät, denn sie hörte augenblicklich auf zu singen. Da er einmal entdeckt war, richtete er sich auf, und eine Pause folgte, während deren beide einander sehr ernst betrachteten.

„Ich wollte, Du sängest weiter," sagte endlich der Knabe.

Diese Aufforderung ließ das kleine Mädchen unbeantwortet und fuhr nur fort, ihn wie eine junge Sphinx starren Blickes zu betrachten.

„Ich wünschte, Du hättest mich nicht gesehen," fuhr er fort, nachdem er vergebens auf eine Antwort gewartet hatte. „Du hast eine so sehr schöne Stimme."

Die Kleine erhob ihre Scheuche gegen einen zwitschernden Schwarm von Sperlingen, aber blieb stumm.

„Ich kenne Dich," fuhr er nichts desto weniger fort, „wir wohnen nicht weiter von einander, aber ich habe Dich noch nie vorher singen hören, nicht einmal sprechen. Erst neulich sagte ich zu meiner Mutter: „„Des Webers kleine Tochter scheint stumm zu sein.""

Bei diesen Worten lächelte die kleine Sängerin und ließ zwei Reihen schöner weißer Zähne sehen.

„O, fahre fort zu singen," bat er. „Ich will nach einer anderen Seite blicken, wenn Du es wünschest."

Sein Blick und Ton drückten ein so inniges Verlangen aus, sie zu hören, daß das kleine Mädchen sich erweichen ließ und, ohne ein Wort zu sprechen, den Gesang von Neuem begann. Sie beendigte erst die Hymne „Adeste Fideles" und ging dann zu einer anderen über, die sie mit ihrer schönen, reinen Stimme so entzückend vortrug, daß der lauschende Knabe sich vor Entzücken in den Himmel versetzt wähnte. Seine sonst immer lachenden Lippen zitterten vor Bewegung, und das kecke Auge wurde so trübe, daß der blaue Himmel, das gelbe Korn und selbst die kleine Sängerin seinem Blicke wie in Nebel verschwanden.

Allein es dauerte nicht lange. Das kleine Mädchen wurde bald des Singens müde, worauf der Knabe von seinem Platze aufstand und sich zutraulich neben ihr niederließ, um eine Unterhaltung zu beginnen.

„Mein Name ist Louis Picard, wie ist der Deinige?" sagte er.

„Renée Deschamps," lautete ihre Antwort.

„Ich habe Dich lieb, Renée. Also Deine Mutter ist gestorben? Mein Vater ist auch todt. Er war ein Schneider. Der Deinige ist ein Weber, ich habe ihn an seinem Stuhle sitzen sehen. Meine Mutter ist eine Kleidermacherin. Wir sind von Fontaine gebürtig und erst vor sechs Monaten nach Manneville gezogen, weil dort die Wohnungen billiger sind. Meine Mutter sagt, ich soll auch ein Schneider werden, aber ich mag

nicht. Was sollst Du werden? Nichts? Du bist wohl zu schwach? Wie alt bist Du denn?"

„Fünfzehn Jahre," antwortete Renée.

Louis staunte. War es möglich, daß dieses blasse, schmächtige kleine Wesen wirklich drei Jahre älter als er war? Er schaute in ihr Gesicht und fand in der That nichts Kindisches mehr darin. Es war ein ernstes, trübes junges Antlitz, und auch ihre schmächtige kleine Gestalt, in der eine so schöne Stimme wohnte, hatte bereits etwas Jungfräuliches an sich.

„Weshalb höre ich Dich nie zu Hause singen?" fragte er plötzlich.

„Ich singe nur, wenn ich im Freien und allein bin," erwiderte sie, „mein Vater hört es nicht gern."

Die Jugend ist schnell mit Schlüssen fertig. Des Webers finsteres Gesicht, Renée's trübe Miene und ein leises, unterdrücktes Weinen, das Louis eines Abends aus ihrem Hause gehört hatte, waren genügend, um ihm ein Bild von ihrem traurigen häuslichen Leben zu entwerfen, welches leider der Wahrheit sehr nahe kam. Verwundert und bekümmert blickte er sie an. Dieser zarte kleine Vogel, dessen Gesang seinen Ohren so süß klang, fand keine Gnade in den Augen seines Besitzers und durfte selbst nicht in seinem elenden Käfig ein Lied ertönen lassen! Louis machte keine Bemerkung, aber schüttelte traurig über Renée's hartes Loos den Kopf.

„Du kennst den alten Schullehrer," sagte er darauf mit heiterem Blicke, „er besitzt ein Clavier und will es uns zeigen. Vielleicht läßt er Dich es auch sehen."

Dieses halbe Versprechen machte keinen besonderen Eindruck auf das junge Mädchen. Aber Louis fuhr begeistert fort: „Und außerdem ist die Kirchenorgel da, die so alt ist, daß jetzt Niemand mehr darauf spielen kann."

„Meine Mutter hat sie gehört," unterbrach ihn Renée.

„Wirklich? — Nun?" fragte Louis, gespannt das junge Mädchen anblickend, aber erhielt keine verständliche Antwort von ihr. „O, ich habe die Orgel in Fontaine gehört," rief er dann, „aber ich möchte auch diese sehen, und der Schullehrer hat mir versprochen, mich auf die Galerie zu führen, wo sie steht. Vielleicht darfst Du auch mitgehen."

Diese Aussicht schien größeren Eindruck auf sie zu machen, und sie begann gesprächiger zu werden. So plauderten denn Beide fort, und Renée sang abwechselnd, und die Stunden schwanden, so daß Louis, der nur zur Besorgung eines Geschäftes im Auftrage seiner Mutter nach Fontaine gegangen war und schleunigst nach Manneville hatte zurückkehren sollen, den größeren Theil dieses Sommertages bei Renée zubrachte, und als sie endlich schieden, versprachen sie, sich am folgenden Tage wieder zu treffen.

Die Kirche in Manneville war sehr alt und trug noch Merkmale an sich, daß der Ort, obgleich jetzt nur ein armes Dorf der Normandie, ehemals eine Rolle in der Geschichte der Feudalzeiten gespielt hatte. Ihre bunten Glasfenster warfen glänzende Lichtstreifen von Purpur und Himmelblau auf die verstümmelten Steinbilder der Ritter und Aebte, und obgleich die hohe Orgel jetzt verstummt war und kein feierliches „Te Deum" mehr erschallen lassen konnte, gaben die reiche Bekleidung derselben und ihre gewaltigen Pfeifen dennoch Zeugniß von der freigebigen Frömmigkeit früherer Generationen, welche sie vor länger als zweihundert Jahren hatten bauen lassen. Manneville war ehemals sehr stolz auf seine Orgel gewesen. Es besaß dieselbe bereits, als in Fontaine und allen anderen Ortschaften der Umgegend noch an keine Orgel gedacht wurde, und jetzt, wo die erbarmungslose Zeit die alte Freundin hatte verstummen lassen, dachte der Ort mindestens noch mit Stolz an seinen vergangenen Ruhm. Daß die Orgel von Manneville vortrefflich, daß ihr Ton der beste gewesen war, den je eine Orgel besessen, war dort ein fester Glaubensartikel von Alt und Jung, aber bei Niemand mehr, als bei dem alten Schullehrer, welcher an einem schönen Sommerabend, ungefähr acht Tage nach jener ersten Begegnung zwischen Louis und Renée, Beide die dunkele Steintreppe hinauf führte, um ihnen den inneren Mechanismus des Instrumentes zu zeigen.

Renée war zu sehr von heiliger Scheu ergriffen, um überhaupt ein Wort äußern zu können, wogegen Louis, voll von Eifer und Wißbegierde, nach Allem fragte, und der alte Mann, welcher der letzte Organist in Manneville gewesen, antwortete ihm bereitwillig. Sein Kopf war jetzt zwar weiß, sein Gesicht mit Falten bedeckt, sein Körper gebeugt und sein Schritt unsicher, aber dennoch bestand zwischen ihm und dem zwölfjährigen Knaben ein festes Band, — die Liebe zur Musik.

„O, wie schön, wie unendlich schön sie gewesen sein muß!" seufzte Louis.

„Ja, gewiß!" bestätigte der Schullehrer mit seiner zitternden Stimme. „Es gab nie eine schönere. Manche sprechen viel von der Orgel in Fontaine, aber ich habe sie gehört und weiß, daß sie nichts ist im Vergleich mit dem, was die unserige war, die ich länger als zwanzig Jahre gespielt habe. Ja, d a s war eine Orgel und d a s eine schöne Zeit für Manneville!"

Er schloß halb die Augen und ließ die Vergangenheit an seinem inneren Blicke vorübergehen. Ja, das war eine schöne Zeit für Manneville, als seine Orgel noch eine Stimme hatte und sein Organist kein einsamer, verwittweter alter Schullehrer, sondern ein kräftiger und glücklicher junger Mann mit einem blühenden Weibe und zwei rosigen Kindern war, die sämmtlich schon lange auf dem grünen Friedhofe von Manneville schlummern.

Renée dachte auch an die Vergangenheit und wünschte im Stillen, während sie in die leere Kirche hinab schaute, sie hätte diese wunderbare Orgel einmal hören können, von der ihre Mutter so oft sprach und von der Louis so begeistert war. Aber bald schweiften nach Art der Jugend ihre Gedanken auf andere Gegenstände über. Ein kleiner Vogel war in die Kirche geflogen und hüpfte jetzt mit ernster Haltung von Bank zu Bank, was Renée amüsirte. Sie beobachtete ihn, bis er endlich durch eine zerbrochene Scheibe in das Freie entflog. Dann blickte sie wieder sinnend in die Kirche hinab, deren Fußboden jetzt von dem durch die offene Thür eindringenden Sonnenlicht ganz erhellt war.

Inzwischen dachte Louis, von Natur praktischer, nur darüber nach, ob die entschwundene Vergangenheit nie zurückkehren könne. „Ist es denn nicht möglich, daß die Orgel je wieder gespielt werde?" fragte er den Schullehrer.

„O doch," versetzte Letzterer in höhnischem Tone, „sobald Manneville dreitausend Franken hat, um sie darauf zu verwenden."

Renée schlug bei Erwähnung dieser ungeheueren Summe die Hände zusammen, aber Louis ließ sich dadurch nicht irre machen und fragte weiter: „Könnten Sie nicht spielen, wenn ich den Balgen träte?"

„Am Sonntage, nachdem mein letztes Kind begraben wor-

den war," erwiderte der Greis mit bebender Lippe, „verstummte die Orgel. Seitdem habe ich nicht mehr darauf gespielt und werde es nie wieder thun. Kommt jetzt herunter, Kinder!"

„Ach, bitte," wandte Louis ein, „ich möchte gern Renée's Stimme in der Kirche hören. Darf sie singen?"

Der Schullehrer, welcher den Knaben viel von ihrer wunderbaren Stimme hatte reden hören und sie auch zu vernehmen wünschte, gab die Erlaubniß, und Renée verstand sich endlich nach einigem Bitten von Seiten Louis' dazu, jenen schönen Choral „Salve Regina" zu singen.

Es ist bekannt, daß eine schöne Stimme im Gewölbe einer Kirche besonders schön klingt. Louis schwamm in Entzücken, und auch der alte Lehrer wurde von den sanften, reinen Tönen, die das kleine Mädchen ausströmen ließ, tief gerührt. Allein plötzlich brach Renée mitten im Gesange ab und blickte erschrocken und mit bleichem Gesicht auf einen Mann von mittlerem Alter und finsterer Miene, welcher in der Thür der Galerie stand. Derselbe winkte ihr schweigend, und zitternd vor Angst folgte sie dem Gebote, ohne ein Wort zu sprechen.

„Das war Renée's Vater!" rief Louis, ebenfalls erschrocken. „O, wie fatal, daß er so früh von Fontaine zurückkommen mußte! Glauben Sie, daß er Renée schlagen wird?"

Der Schullehrer schüttelte bedenklich den Kopf, denn der Weber stand in dem Rufe eines hartherzigen Mannes, und es war daher sehr zu fürchten, daß das arme Mädchen nicht ohne Züchtigung davon kommen werde. Louis sollte diesen Abend seine erste Musikstunde auf dem alten Clavier des Schullehrers erhalten, und er hatte sich den ganzen Tag darauf gefreut, aber dessen ungeachtet war sein Herz jetzt bei dem Gedanken an Renée unendlich schwer.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schlacht bei Sedan.

(Special-Correspondenz der „Frankf. Ztg.")

Senuc, Hauptquartier der 3. Armee, 29. August. Unter Bedeckung von einem Regiment Infanterie und zweier Schwadronen Husaren brach das Hauptquartier des Kronprinzen heute früh 9 Uhr von St. Menehould auf. Mit dem Obercommando war dort gleichzeitig ein Brigade des 11. Armeecorps einquartirt, so daß in dem kleinen Städtchen auf ein Haus durchschnittlich 40 Mann Einquartirung kamen. Da war es denn nicht zu verwundern, wenn heute früh alle Lebensmittel aufgezehrt waren und zwar dergestalt, daß es nicht möglich, für Geld und gute Worte etwas zu bekommen. — Unter strömendem Regen setzten sich die Wagen in Bewegung; der Kronprinz, der von einer leichten Erkältung wiederhergestellt ist, fuhr dem Zuge voran; ihm folgten meistens zu Pferde die fürstlichen und prinzlichen Amateurs im Hauptquartier, die Herzoge von Coburg und Schleswig-Holstein, welche die besten Freunde zu sein scheinen, die Prinzen von Württemberg, Weimar, Hohenzollern und Strelitz. Auf dem Wege hierher, zu dessen Zurücklegung wir 8 volle Stunden gebrauchten, während deren der Regen allmählich einem schönen Sonnenschein Platz machte, zogen wir an einem großen Theile des 11. Armeecorps, dem ganzen Train desselben, sowie der württembergischen Division vorbei. Der Ausrüstung der Württemberger, wie ihrer Verpflegung wird von allen Seiten das beste Lob gezollt. Die Truppen machen in der That einen sehr guten Eindruck. Heute versieht auch ein württembergisches Bataillon die Ehrenwache beim Kronprinzen. Das Dorf, wo ich schreibe, ist zu klein, das ganze Hauptquartier aufzunehmen; es beherbergt nur die erste Staffel, die zweite ist in dem 10 Minuten entfernten Termes einquartirt. Das Hauptquartier des Königs ist heute in Grandpré, eine Stunde von hier. Die Vorposten der Franzosen reichen noch südlich über Buzancy hinaus. In der Nähe dieses Ortes hat heute ein nicht unbedeutendes Gefecht stattgefunden, bei dem unsererseits bayerische Chevauxlegers, preußische Husaren und Ulanen, auf französischer Seite Dragoner und Mobilgarden engagirt waren. Der Feind wurde nach einstündigem Widerstand zurückgeworfen. Die Dragoner wurden zersprengt und von den Mobilgarden einige Hundert gefangen genommen. Der Kronprinz hat sich gegen die Letzteren sehr großmüthig gezeigt. Er schenkte ihnen nämlich die Freiheit, nachdem sie sich unter Garantie des hiesigen Maires verpflichtet, nicht weiter gegen Deutschland zu kämpfen, sondern Krankenpflegedienste zu thun. Morgen, spätestens übermorgen hofft man, daß es zu bedeutenden Kämpfen kommen wird. Die Armee Mac Mahons ist so weit eingeschlossen, daß sie entweder kämpfen oder über die belgische Grenze gehen muß. Die Armee des Kronprinzen von Sachsen (die Garden, das 12. und 4. Armeecorps) steht im Osten und bildet den rechten Flügel der unter dem Obercommando des Königs vereinigten Armee. Im Centrum steht unter dem Befehl von der Tann's das zur Armee des Kronprinzen von Preußen gehörende 1. bayerische Armeecorps, dessen 2. Division sich unmittelbar an die Sachsen (12. Armeecorps) anlehnt, während die 1. Division durch die Württemberger die Fühlung mit dem 11. Armeecorps aufrecht erhält, welches letztere mit dem 5. und 6. Corps nordwestlich marschirt, um Mac Mahon den Weg nach Paris zu verlegen. Wie auf's bestimmteste verlautet, befindet sich der Kaiser bei der vor uns stehenden französischen Armee, die auf etwa 120,000 Mann geschätzt wird. Gelingt es, dieselben einzuschließen und sie so zum letzten Kampfe zu zwingen, kann General Moltke sich rühmen, ein großes strategisches Meisterwerk vollbracht zu haben. Aber man darf dabei auch nicht des Materials vergessen, mit dem der Feldherr operiren kann. Die Märsche, die unsere Truppen in den letzten acht Tagen machen mußten, erforderten die größte Kraft und Ausdauer. Daß unsere Soldaten dazu im Stande waren, ist ein glänzendes Zeichen deutscher Tüchtigkeit.

Auf der Höhe von Sommauthe, 30. Aug., Mittags. Und die Schlacht hat begonnen, hoffentlich die Entscheidungsschlacht, die das blutige Werk endigt, zum Segen und zur Ehre Deutschlands. Es ist ein wunderherrlicher Tag; von der Höhe, auf der ich mich befinde, hat man den schönsten Blick über eine lachende Gegend. Bewaldete Höhen wechseln ab mit lieblichen Thälern, aus deren Grün freundliche Ortschaften hervorschauen. Der Donner, von dem die Luft wiederhallt, die Rauchwolken, die ringsum von den Höhen aufwirbeln, passen nicht recht zu dem Bild des Friedens. Der Kampf dauert bereits vier Stunden. Das 12. Armeecorps (Sachsen) und die 2. Division des 1. bayerischen Armeecorps stehen im Feuer. Ihnen gegenüber befindet sich das Corps Failly's, welches heute früh bei Beaumont in aller Gemüthlichkeit bivouakirte, als es von den Unseren im Lager überrascht wurde. Es entspann sich alsbald ein heftiger Kampf, an dem sich seit zwei Stunden auch die Artillerie betheiligte. Schon neigt sich die Waage zu unseren Gunsten. Wie es scheint, ziehen sich die Franzosen bereits in der Richtung auf Mouzon zurück. Auf diesen Ort und das etwas weiter nordöstliche Carignan bewegen sich die Sachsen und das 4. Armeecorps. König Wilhelm und der Kronprinz sehen etwa 300 Schritt von mir dem Treffen zu. Vater und Sohn haben heute früh in Grandpré eine längere Unterredung gehabt. Gegen 10 Uhr begaben sich beide, zuerst der Kronprinz, etwa eine Viertelstunde später der König, auf das Schlachtfeld. — Auf der weiter nordwärts gen Sedan führenden Landstraße rückt die 1. bayerische Division unter Commando des Generals Stephan dem Feinde entgegen. Dieselbe war heute Nacht um St. Juvin concentrirt und hat bereits einen sechsstündigen Marsch zurückgelegt. Sie hat den Befehl bis Raucourt, zwei Stunden südlich von der Maas, vorzudringen. Da ich höre, daß sich Napoleon in jenem Orte befindet, denke ich mit dieser Division vorzugehen. Ich bin seit gestern im Besitz eines mir auf Befehl des Kronprinzen mit größter Bereitwilligkeit ertheil-

ten Passirscheins, der mir gestattet, der 3. Armee überall folgen zu dürfen und die Militärbehörden anweist, mir den nöthigen Schutz und Beistand zu gewähren. Ich schließe mich speciell dem 3. Bataillon des 2. Regimentes (Kronprinz) an, bei dessen Officiercorps ich die freundlichste Aufnahme gefunden habe und in dessen Commandanten, Major Steurer, ich einen der prächtigsten Officiere, die ich je gesehen, kennen gelernt habe. Soeben bricht das Bataillon, das hier eine halbstündige Rast gemacht hat, wieder auf. Glück auf, dem Feind entgegen!

Im Bivouac bei Raucourt, 30. Aug., Abends 10 Uhr. Das ist ein Tag, den ich nie vergessen werde. Ich war mitten im Kugelregen. Rechts und links schlugen die feindlichen Kugeln ein, daß der Staub, den sie aufwirbelten, meine Kleider überschüttete, aber ich mußte mit vor. Es war mir unmöglich zurückzubleiben. Ich war hingerissen von der allgemeinen Begeisterung, mit der die Bayern, insbesondere das Bataillon, dem ich mich angeschlossen, dem Feinde entgegenstürmte. Nach einem zweistündigen Eilmarsch durch einen wunderherrlichen Forst, stießen wir am Ausgang desselben auf die ersten Franzosen. Versprengte aus dem Gefechte von Beaumont, die sich ohne vielen Widerstand gefangen nehmen ließen. Kaum aus dem Walde heraus, formirte das zweite Regiment die Angriffscolonnen. Major Sauer führte das erste, Major Dehn das weite und Major Steurer das dritte Bataillon. Das letztere bildet die Avantgarde. In Plänklercolonnen gings die vor uns liegenden Höhen hinauf. Major Steurer und sein wackerer Adjutant, Oberlieutenant von Spruner, mit geschwungenem Säbel voran. Zwei, drei Salven empfingen die Heranstürmenden, dann zog sich der Feind zurück. Die Unseren ihm nach auf Raucourt zu. Von den gegenüberliegenden Höhen begann die feindliche Artillerie zu spielen, bald antworteten ihr die bayerischen Kanonen von der Anhöhe, die die Unseren soeben von den feindlichen Vorposten gesäubert hatten. Ich blieb bei der Batterie. Etwa eine Stunde flogen die Kugeln von Höhe zu Höhe, während das Thal zwischen uns von Kleingewehrfeuer wiederhallte. Da plötzlich erscholl donnerndes Hurrah von den gegenüberliegenden Höhen, durch das Grün der Bäume schimmerte im Abendsonnenscheine die weiß-blaue Fahne. Ein Officier, hoch zu Roß, sprengte heran und überbrachte den Befehl einzuhalten mit dem Schießen. Der Sieg war unser, der Feind befand sich im vollen Rückzug auf Remilly, die letzte Ortschaft auf dem diesseitigen Ufer der Maas. In Raucourt war noch heute der Kaiser. Ich las selbst an einer Stallthür die Worte: „Le chevaux de l'Empereur." Pferde mögen ihm allerdings nöthig sein! Die Franzosen scheinen gar nicht daran gedacht zu haben, daß wir heute soweit vordringen könnten. Alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß sie überrascht wurden. So fanden wir hier ein vollständiges nach Pariser Recepten bereitetes Diner, bei welchem auch der im Eis gekühlte Champagner nicht fehlte. Die Verluste der Bayern sind gering. Das dritte Bataillon hat nur einen Todten und sechs Leichtverwundete. Der Verlust der übrigen bei Raucourt engagirten Truppen ist dem entsprechend. Doch genug für heute. Hoffentlich finde ich bald Gelegenheit die Eindrücke des heutigen Tages eingehender zu schildern. — Jetzt wartet die Menage. Die Officiere rufen mir zu mit dem Schreiben einzuhalten, um Theil zu nehmen an ihrem Mahle, zu dem Raucourt treffliche Weine geliefert hat.

(Schluß folgt.)

Auf Theodor Körners Grab.

(Aus dem „Fränk. Kurier".)

Bei Wöbbelin im Felde, da steht ein Eichenbaum,
Dort träumt ein deutscher Krieger den langen Todestraum;
Es war ein kühner Streiter, ein Sänger und ein Held,
Der wohl mit Schwert und Leyer gar manchen Feind gefällt.

Er schlug sie gar gewaltig, er schlug sie kühn und stark,
Daß ihre Töne drangen tief in des Volkes Mark;
Und wie er schlug die Leyer, so führt er auch das Schwert,
Zu Schutz und Trutz dem deutschen, dem vaterländ'schen Herd.

Für die Befreiung Deutschlands vom wälschen Uebermuth
Hat endlich er vergossen sein heißes Herzensblut. —
Nun schläft er viele Jahre und träumt den schönen Traum
Von Deutschlands Größ' und Einheit dort unter'm Eichenbaum.

Er liegt und schläft so ruhig, so ungestört und still,
Und harrt des großen Tages, der nimmer kommen will.
Des Eichenbaumes Zweige beschatten mild sein Grab,
Von ihren Blättern thaut es im Frühroth feucht herab,

Als netzten sie mit Thränen des stillen Grabes Rand. —
Wie, fließet ihr dem Todten? — fließt ihr dem Vaterland,
Für das sein Blut gelassen, den dieses Grab umschließt,
Und das noch immer einig, noch immer frei nicht ist?

Da tönt es durch die Zweige, wie vieler Harfen Klang,
Da braust es laut und mächtig, wie wilder Schlachtgesang;
Hörst du es, todter Sänger, tief in der Erde Schooß?
Das Volk ist aufgestanden, der Sturm bricht wieder los!

Der alte Feind, der wälsche, rief's wieder auf den Plan,
Es rücken die Colonnen zum Kampfe schon heran:
Zum erstenmale einig steht Nord und Süd in Reih'n;
Es geht zum letzten Male nun nach Paris hinein. —

Hörst du die Siegeshymne, du stiller Schläfer, nicht?
Den Donner der Kanonen, das große Weltgericht?
Es thronet in den Wolken, die Waage in der Hand,
Und wer zu leicht befunden, stürzt nieder in den Sand!

Wir haben's nicht verschuldet, das Blut, das jetzo fließt,
Und haben mehr geduldet als schier zu tragen ist!
Wir dulden's länger nimmer, daß wir der Feinde Spott,
Für was du einst geblutet, werd' uns; mit uns ist Gott!

Aus dem vergoß'nen Blute erblüh' des Friedens Reis,
Ein einig freies Deutschland, das sei des Kampfes Preis!
Getrost du deutscher Kämpfer, mit Leyer und mit Schwert,
Bald wirst du ruhig schlafen in freier deutscher Erd'! —

Mannichfaltiges.

— Die „Dresd. Nachr." erzählen folgenden kecken Streich einer Batterie der sächsischen reitenden Artillerie: Im Verlaufe der blutigen Schlacht vor Metz am 18. August stand jene Batterie unter dem Hauptmann Müller seitab vom Schauplatze des Gefechts in Reserve und empfand bittere Langeweile über die Unthätigkeit, zu der sie gezwungen war. Da bemerkte der Batterie-Chef in weiter Ferne feindliche Cavalerie und beschließt sofort mit derselben anzubinden. Er formirt seine Batterie in eine Colonne, so daß die Kanoniere zwischen den Geschützen in gleicher Linie mit den vorderen Pferden der Geschützbespannung reiten und demnach von Weitem die Batterie wie eine Schwadron Cavalerie erscheint, und rückte keck dem Feind entgegen. Dieser, die Batterie wirklich für einen Trupp Reiter haltend, sprengt im Vertrauen auf seine Ueberzahl auf den kecken Feind los, wurde aber in einer Entfernung von mehreren hundert Schritten von der vermeintlichen Reiterei mit einem solchen Kartätschenhagel begrüßt, daß er, völlig auseinander gesprengt, unter schweren Verlusten das Weite suchte.

Verantwortliche Redaction: Wh. Gebhard Stan.

Maur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 105. Dritter Jahrgang. 1870.

* Die Orgel.

Eine einfache Erzählung von Julia Kavanagh.

(Fortsetzung.)

Madame Picard saß an jenem Abend allein und dachte darüber nach, welches harte Loos es sei, in einem so armen Orte wie Manneville Kleider nähen zu müssen und einen Sohn zu haben, der nicht Schneider werden, sondern Musik erlernen wolle, als die Stubenthür sich öffnete und ihr Nachbar, der Weber, eintrat.

Jean Deschamps war ein Mann von wenig Worten, und allzu große Höflichkeit gehörte nicht zu seinen schwachen Seiten. An der Thür stehen bleibend, gab er deshalb kurz und bestimmt die Veranlassung seines Kommens zu vernehmen. Louis und Renée hatten auf dem Felde, sogar in der Kirche und an anderen Orten geheime Zusammenkünfte gehalten, und er, als Vater des Mädchens, wolle das hiermit ein für alle Mal verbieten.

Als Madame Picard nach Manneville gekommen war, um sich dort niederzulassen, war es mit dem Vorsatze geschehen, daselbst mit Jedermann in Frieden zu leben und Mißhelligkeiten jeder Art zu vermeiden. Als sie deshalb die Erklärung des Webers hörte, schlug sie erschrocken die Augen auf, dankte ihm für die Mittheilung und lud ihn ein, sich zu setzen, indem sie versicherte, daß es ihr unbegreiflich sei, wie so etwas habe geschehen können, und daß sie ihn bitten müsse, die näheren Umstände anzugeben.

Jean Deschamps war in kriegerischer Stimmung gekommen, aber fand bei der Gegnerin eine sehr friedliche. Er hatte sie bis in den letzten Winkel der mütterlichen Liebe zurücktreiben wollen, und sie hielt ihm eine so weiße Parlamentairflagge entgegen, daß er nicht umhin konnte, auf friedliche Unterhandlungen einzugehen. Indem er deshalb den offerirten Stuhl annahm, ließ er sich herab, noch weitere Erklärungen zu geben.

„Sehen Sie, Madam Picard," sagte er, „ich kann es nicht erlauben, daß meine Tochter singt. Sie ist ohnedies sehr schwach und zu wenig fähig, aber wenn sie singen darf, so wird ihre geringe Kraft ganz in die Stimme gehen und sie wird zu gar nichts mehr tauglich sein. Ueberdies ist mir Singen, Musik und aller derartiger Lärm zuwider."

Madame Picard blickte den Weber mit Bewunderung an. Das war die richtige Art und Weise, ein Kind zu erziehen! O, wenn er nur hätte so gut sein wollen, ihr, einer armen verwittweten Frau, zu sagen, was sie mit ihrem widerspänstigen Buben machen solle!

Jean Deschamps blickte die Wittwe freundlich an, sie schien ihm eine verständige Frau zu sein. Nachdem er das Sachverhältniß gehört hatte, schlug er zunächst eine tüchtige Tracht Prügel als das beste Mittel vor, um Louis Geschmack für den Beruf eines Schneiders beizubringen und ihn von der Sucht nach Musik zu heilen, welche eben so schlimm sei wie Renée's Singen. Madam Picard empfing diese Weisung mit großer Dankbarkeit, was den Weber in der Ueberzeugung bestärkte, daß sie eine sehr einsichtsvolle Frau sei. Als er sie an jenem Abend, nachdem beide ein Gläschen Wein mit einander genossen hatten, verließ, war bereits ein Plan bei ihm gereift, der vierzehn Tage später in ganz Manneville bekannt wurde, als nämlich das seiner ehelichen Verbindung mit Madame Picard vorausgehende kirchliche Aufgebot von der Kanzel erfolgte. So geschah es, daß Louis und Renée, welche sich überhaupt nicht hatten begegnen sollen, nunmehr beisammen in einem Hause wohnten, und daß Renée das Kleidermachen bei der Stiefmutter erlernte, während Louis unter der Leitung seines Stiefvaters ein Weber wurde. Dagegen war jetzt von Singen und Musik noch weniger die Rede als früher.

Gelegenheit zum Ungehorsam fand sich nur selten. Louis mußte fortwährend am Webstuhle sitzen, so daß er an das Piano des Schullehrers nicht mehr denken konnte, und nur Sonntag Nachmittags wurde ihm dann und wann gestattet, mit Renée auszugehen. Dann wanderten Arm in Arm beide Kinder — denn auch Renée war noch fast Kind — hinaus in's Freie, bis sie ein schattiges Plätzchen oder ein einsames Feld fanden, wo Niemand als die Vögel sie hören konnte. Dann setzten sie sich nieder, und Renée sang ihrem Freunde vor und entzückte sein Herz mit ihrer schönen reinen Stimme. O, das waren himmlische Augenblicke für den Knaben. Wenn er im Grase liegend zum Horizont aufblickte und dem Gesange des jungen Mädchens lauschte, dann war es ihm häufig, als schwebe seine innerste Seele mit jenen leichten weißen Wölkchen fort, welche durch den blauen Aether zogen. Oft auch mußte er sich auf das Gesicht werfen, um die Thränen der Wonne zu verbergen, die er nicht zurückhalten konnte; aber noch öfter pflegte er die Augen ganz zu schließen, um selbst von der schönen Natur nichts zu sehen und sich ganz dem vollen Genusse des geborenen Musikers hinzugeben. Denn obgleich Niemand es wußte, selbst Louis nicht, schlummerte in der Brust des Bauernknaben eine große Naturgabe, die nur Wenigen verliehen wird. Es giebt Schöpfer im Reiche der Töne, während Andere nur Hörer und Bewunderer sind, und selbst unter Diesen sind zwar „Viele berufen, aber nur Wenige auserseh'n." Es ist eine seltene Gabe, die ganze Schönheit von irgend Etwas empfinden zu können, aber noch seltener ist das Vermögen, dieses Etwas mit der ganzen Gluth des menschlichen Herzens zu lieben. Selbst Renée, obgleich sie ein feines Gehör hatte, besaß nicht in dem Grade wie Louis, der ihr nur zuhörte, die Gabe der vollen Würdigung ihres Gesanges. Sie sang, wie jeder kleine Vogel singt, heiter und glücklich, aber unbekümmert.

Wenn Renée endlich schwieg, war ihre Gesellschaft für Louis nicht weniger werthvoll, denn sie verhielt sich dann so still wie eine kleine Maus und hörte nur den Träumen und Plänen zu, die er zu ihrem Besten für die Zukunft entwarf „Wenn ich ein Mann bin, kann und werde ich thun, was ich will," pflegte er zu sagen, „und dann werde ich bei dem Schullehrer Unterricht in der Musik auf seinem Piano nehmen, und dann werde ich an den Minister oder an den Kaiser schreiben und das Geld erlangen, um die Orgel wieder in Stand zu setzen, und dann werde ich der Organist werden. Nicht wahr, Renée?" Letztere pflegte dann nur zu lächeln und zu nicken

Allein die erſte dieſer Vorausſetzungen verwirklichte ſich nie, denn der alte Schullehrer ſtarb und ſein Piano wurde an eine Dame in Fontaine verkauft, und Louis ſah es forttransportiren.

„Jetzt giebt es kein Geklimper mehr,“ bemerkte der Weber ironiſch, als dies geſchah.

Der Knabe empfand den Hohn tief im Herzen. Er war zu jener Zeit ungefähr ſechzehn Jahre alt, und ſei es nun, daß dieſer Schlag ihn ſo ſchwer traf, daß er Troſt bedurfte, oder weil er bereits groß, ſtark und männlich war, kurz, er ſetzte ſich in den Kopf, Renée als ſeine Braut anſehen zu müſſen.

An einem Sonntag Nachmittage, als der Weber im Wirthshauſe war und Beide auf das Feld gegangen waren, wo ſie neben einander im Schatten einer grünen Hecke ſaßen, ſagte Louis, nachdem Renée mit ihrer ſchönen Stimme geſungen hatte, ganz kaltblütig:

„Wenn Du meine Frau ſein wirſt, Renée —“

„Was?“ rief das Mädchen erſtaunt.

„Nun, Du wirſt doch keinen Anderen heirathen wollen?“ fragte er.

„Das nicht, Louis, aber bedenke doch, um wie viel ich älter bin als Du.“

„Biſt Du auch größer und ſtärker? Nein, Renée, Du weißt, was ich Deinethalben alles ertragen habe, und kannſt unmöglich einen Anderen heirathen. Wäreſt Du nicht hier, ſo wäre ich ſchon längſt davon gelaufen.“

Renée fühlte, daß er wahr ſprach, und konnte nichts antworten. Ueberdies war ſie ein ſanftes kleines Weſen, das immer that, was Louis wünſchte. Und wie vergötterte er nicht ihre Stimme! Konnte ſie dieſe Stimme einem Anderen geben? Nein. Sie machte deshalb keine weitere Einwendung, als Louis fortfuhr: „Wenn Du meine Frau ſein wirſt und ich Organiſt in Manneville bin, dann werden wir natürlich ein eigenes Haus haben, und ich werde auch ein Piano haben, und Du ſollſt ſingen —“

„Ja, ein hübſches Lied will ich Euch Taugenichtſe ſingen laſſen,“ rief plötzlich eine zornige Stimme hinter der Hecke, oberhalb deren gleich darauf der Kopf des Webers erſchien. Wie es ihm gelungen war, ſie dort aufzufinden, konnte Louis ſich nicht erklären, allein er war da und ſtörte alle ihre Pläne. Ohne Zweifel hätte er gern noch mehr gethan, allein er durfte es nicht wagen, denn Louis war bereits zu ſtark und ſtämmig, als daß er ſich noch hätte ſchlagen laſſen, und würde auch nicht geduldet haben, daß Renée in ſeiner Gegenwart auf irgend eine unfreundliche Weiſe berührt wurde. Indem der Weber deshalb vorſichtig hinter der Hecke ſtehen blieb, befahl er nur ſeiner Tochter, ſogleich nach Hauſe zu gehen, und als ſie fort war, wandte er ſich an Louis und ſagte in höhniſchem Tone: „Du kannſt Renée ohne Bewilligung Deiner Mutter nicht eher heirathen, als bis Du fünf und zwanzig Jahre alt biſt. Das iſt noch eine lange Zeit, — volle neun Jahre. Inzwiſchen kannſt Du die Orgel ſpielen lernen.“ Hämiſch lachend ging er dann fort.

„Die Orgel ſpielen lernen?“ murmelte Louis. „Ja, das will ich, und eher als er denkt!“

Mit Rückſicht auf ſeine Mutter, welche in ſteter Furcht vor ihrem finſteren Gatten lebte, hatte ſich Louis bisher immer als ein fügſamer Stiefſohn betragen, allein jetzt fing er an ſich aufzulehnen, und der Krieg begann. Täglich wurden er und Renée ausgeſcholten. Die neun Jahre, welche das franzöſiſche Geſetz erheiſchte, ehe Louis ohne Bewilligung ſeiner Mutter — oder eigentlich ohne die ſeines Stiefvaters, deſſen Willen ſie gänzlich unterworfen war — heirathen konnte, ſchienen dem grimmigen Weber noch ein zu kurzer Zeitraum zu ſein. Er haßte ſeinen Stiefſohn und hätte ihn gern aus dem Hauſe gejagt, wenn dadurch nicht zugleich das verloren gegangen wäre, was derſelbe durch ſeine Arbeit am Webſtuhle erwarb. Gegen das Ende der folgenden Woche machte er jedoch eine Entdeckung, welche ſeine Wuth auf's äußerſte trieb. Eines Abends ſpät in das Schlafzimmer ſeiner Tochter tretend, fand er dieſelbe noch angekleidet am offenen Fenſter ſitzen und auf die vom Mond beleuchtete Landſtraße blicken.

„Warum biſt Du noch ſo ſpät auf?“ fragte er finſter.

Das arme Mädchen vermochte keine Antwort zu geben, denn ihre Angſt war zu groß, als ſie plötzlich den Vater mit der ſtrengen Miene und dem flackernden Lichte in der Hand vor ſich ſtehen ſah.

„Und wo iſt Louis?“ fuhr er fort. „Nach Fontaine gegangen, um Stunde bei dem Organiſten zu nehmen? Und Du biſt aufgeblieben, um ihn einzulaſſen, wenn er heim kommt? Das iſt aber nicht nöthig, ich ſelbſt werde ihn hereinlaſſen, und morgen werde ich mit Dir die Rechnung abmachen.“

Er verſchwand, verſchloß die Stubenthür von außerhalb und ließ das arme Mädchen in Todesangſt, nicht um ſich ſelbſt, ſondern um Louis zurück. Plötzlich kam ihr jedoch ein glücklicher Gedanke. Auf eine Commode ſteigend, öffnete ſie ein im oberen Theile der Stubenwand befindliches Fenſter, gelangte durch daſſelbe auf die Haustreppe und ſchlich von dort leiſe nach dem Garten, während ihr Vater vor der Hausthür Wache hielt. Durch eine Oeffnung in der Hecke erreichte ſie die Landſtraße und ſchlug ſodann den Weg nach Fontaine ein, um Louis entgegen zu gehen und ihn zu warnen.

Nie zuvor war ſie ſo ſpät auf geweſen und empfand deshalb große Furcht. Es war ſo einſam und ſo ſtill in dem bleichen Mondlicht, ein kühler Wind ging, und die weißen Nebel, die auf den Feldern hingen, ließen ihr Blut faſt gefrieren. Sie ſchritt ſchneller, um ſich warm zu erhalten, aber wurde endlich müde und ließ ſich auf die unterſte Stufe eines am Wege ſtehenden Steinkreuzes nieder, um Louis zu erwarten. Allein der Mond ging unter, die Dämmerung brach an, und Louis kam nicht. Sie hatten ſich verfehlt. Während ſie ſich durch den Garten geſchlichen hatte, war Louis die Straße herab bis in die Nähe des Hauſes gekommen, hatte ſich aber dann, da ihm das gewohnte Zeichen nicht gegeben wurde, in eine nahebei befindliche Scheuer begeben, wo er auf einem Bund Stroh die Nacht in feſtem Schlummer zubrachte.

Die arme Renée, welche davon nichts wußte, kehrte endlich angſtvoll und halb erfroren auf demſelben Wege in ihr Zimmer zurück, ohne daß ſie vermißt worden war. Die Nacht kam ihr jedoch theuer zu ſtehen, denn als am folgenden Morgen ihr Vater kam und das Zimmer wieder aufſchloß, fand er ſie im heftigſten Fieber und unfähig, ein Wort zu ſprechen.

Sie ſchwebte mehrere Wochen lang zwiſchen Leben und Tod, und als ſie endlich genas, ergab es ſich, daß ihre ſchöne Stimme verſchwunden war. Sie theilte dieſe Entdeckung Louis ſogleich mit und fügte dabei hinzu: „Und da nun meine Stimme fort iſt, thäteſt Du wohl am beſten, meinem Vater zu ſagen, daß Du mich aufgeben wolleſt, denn dann wird er Dich vielleicht ungeſtört Muſik erlernen laſſen.“

„Alſo glaubteſt Du, daß ich Dich nur um Deiner Stimme willen liebte?“ rief Louis im heftigſten Unwillen.

Sie hatte in der That das gedacht, und als ſie nun ſah,

daß er sie um ihrer selbst willen liebte, fühlte sie sich unendlich glücklich. Aber nichts desto weniger seufzte sie im nächsten Augenblicke: „Ach, Louis, was sollen wir nun thun?“

Der Tod löste diese Frage, denn bald nach Renée's Genesung starb Louis' Mutter. Nunmehr stand sein Entschluß fest. Er wollte fortgehen, sein Glück versuchen und dann heimkehren, um Organist in Manneville zu werden und Renée zu heirathen, — wenn sie so lange warten wolle.

Als er ihr das mittheilte und sie fragend anschaute, schlug sie ihre sanften dunkelen Augen zu ihm auf und sagte: „Ich will bis an meinen Tod Deiner warten!“

Der Weber würde vermuthlich den Versuch gemacht haben, Louis zurückzuhalten, um ihn noch länger zu quälen, wenn der junge Mann nicht in aller Stille und ohne irgend Jemandem, außer Renée, ein Wort zu sagen, aus dem Hause verschwunden wäre. Eines Morgens war er fort. Niemand wußte, wohin er gegangen sei und was er treibe, und Niemand hörte mehr von ihm, bis ungefähr zwei Jahre später die Nachricht nach Manneville gelangte, daß Louis Picard in einem Krankenhause von Paris gestorben sei. Lachend theilte der Weber diese Trauerkunde seiner Tochter mit, allein sie glaubte ihm nicht.

„Es ist nicht wahr, es kann nicht wahr sein!“ sagte Renée Wochen und Monate lang täglich zu sich. Allein die Zeit verstrich und keine weitere Kunde kam von dem Abwesenden, so daß sie allmählich in jene Art von Unempfindlichkeit versank, welche die Zwillingsschwester der Verzweiflung ist.

(Schluß folgt.)

Die Schlacht bei Sedan.

(Special-Correspondenz der „Frankf. Ztg.“)

(Schluß.)

Im Bivouac vor Remilly sur Meuse, 31. Aug., Abends. Ein zweiter Schlachttag liegt hinter uns, siegreich wie der erste, wenn auch die Kämpfe weniger bedeutend als die gestrigen gewesen sind. Die Franzosen sind überall hinter die Maas zurückgeworfen. Die Armee des Kronprinzen von Sachsen ist kämpfend über Carignan und Mouzon vorgedrungen. Die Franzosen haben sich auf Douzy und Villers zurückgezogen und stehen schon hinter der Rulle, einem von Norden nach Süden fließenden Bach, der sich in die Chiers, ein Nebenfluß der Maas, ergießt. Vom Westen ist die Nachricht eingetroffen, daß die Armee des Kronprinzen von Preußen die Umgehung so gut wie vollzogen habe. Hier im Centrum stand heute allein die erste Division des von der Tann'schen Corps. Dieselbe wird gebildet aus dem Leibregiment und 1. Regiment (Brigade Diell) und dem 2. und 11. Regiment (Brigade Orff), dem 2., 4. und 9. Jägerbataillon sowie der Brigade Grundherr. Die Division hatte heute im wesentlichen die Aufgabe den Feind zu beunruhigen und in ihm den Glauben zu wecken, daß er sich einer ganzen Armee gegenüber befinde. Diese Aufgabe wurde völlig gelöst. Die auf dem diesseitigen Ufer der Maas aufgepflanzten Batterieen schossen fortwährend über den Fluß hinüber in's feindliche Lager und warfen Brandgranaten nach Bazeilles, einem großen etwa noch eine Stunde vor Sedan gelegenen Flecken, in dem die Feinde sich verschanzt haben und das seit heute Mittag in Flammen steht. Die Regimenter rückten mit klingendem Spiele hin und her, hier und da einen Scheinangriff markirend. Unter dem Schutz der Jäger und Kanonen wurden zwei Pontonbrücken über die Maas geschlagen und zwar an einer Stelle, welche die französischen Geschosse vergeblich zu erreichen suchten. Zwei Compagnieen Jäger vom 4. und 9. Bataillon machten auch einen Angriff auf die Eisenbahnbrücke, schlugen die dort stehende Besatzung zurück, ließen sich aber dann leider gegen den ausdrücklich ertheilten Befehl hinreißen, dem Feind an das andere Ufer zu folgen. Ein von Mitrailleusen unterstütztes Chassepotfeuer empfing die zu Muthigen und zwang sie zum Rückzug. Mehr als ein Wackerer fiel schwer getroffen zu Boden. Unter ihnen befinden sich auch Oberlieutenant Sleevogt vom 4. und Adjutant Bernhardt vom 9. Bataillon, zwei Officiere, die zu den Tapfersten der Armee gezählt werden. Von 11 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends erdröhnte die Luft von fortwährendem Geschützdonner, durch den das knatternde Krachen der Kugelspritzen unheimlich hindurchdrang. Die Franzosen schossen auf unsere Batterieen, aber ohne den geringsten Schaden zu thun. Die Mitrailleusen richteten ihre Schüsse gegen einige gedeckte Stellen an der Maas, wo man, scheint es, einen Angriff befürchtete. Seit einer Stunde ist es ruhig. Die Franzosen bivouakiren; der aufsteigende Rauch zeigt an, daß sie mit dem Abkochen beschäftigt sind. Auch die Unseren menagiren. Es ist Befehl ertheilt, gleich für morgen mit abzukochen, ein Zeichen, daß morgen in aller Frühe die Action beginnen und wahrscheinlich den ganzen Tag dauern wird. Um 9 Uhr rücken das 1. und 3. Bataillon unseres Regiments auf Vorposten. Ich werde mit vorgehen. Hoffentlich werde ich morgen noch im Stande sein, Ihnen die Erlebnisse der sich soeben zur Erde niedersinkenden Nacht zu erzählen.

Im Bivouac bei Bazeilles, 1. Septbr., 6 Uhr Abends. In der Ferne verhallen die letzten Schüsse. Nach vierzehnstündigem blutigem Ringen ist die Schlacht entschieden und wiederum hat sich der Sieg an die deutschen Fahnen geheftet. Und welch' ein Sieg! Die ganze feindliche Armee eingeschlossen in einem Kessel, aus dem kein Entrinnen möglich ist. Nur eines kurzen Bombardements wird es morgen bedürfen, falls der Feind die Uebergabe des Platzes, in den er sich zurückgezogen hat, verweigern sollte. Verlangen Sie heute von mir keine ausführliche Schilderung der gewaltigen Erlebnisse der hinter mir liegenden Stunden. Sobald es mir möglich ist, werde ich versuchen, die gewaltigen welterschütternden Ereignisse der letzten Tage, denen beizuwohnen mir als Zeuge vergönnt war, in ein einheitliches Gesammtbild zusammenzufassen; heute kann ich nur ein paar kurze Skizzen von den Wechselfällen der letzten 24 Stunden geben. Das Resultat der heutigen Kämpfe wird, lange bevor mein Brief Sie erreicht, das ganze Vaterland mit Jubel erfüllt haben. Es ist in der That ein Sieg, wie er bedeutender selten errungen worden ist. Eminentes Feldherrntalent und persönliche Tüchtigkeit, deutscher Geist und deutsche Tapferkeit wirkten zusammen zu dem glänzenden Resultate. Doch ich will erzählen, was ich seit gestern erlebt, möge dann Jeder selbst seine Combinationen machen. Gestern Abend zwischen 9 und 10 Uhr rückte ich mit dem 3. Bataillon des 2. bayerischen Regiments auf Vorposten. Wir marschirten von Remilly längs der Maas abwärts bis zur Eisenbahnbrücke. Unseren Weg beleuchteten die brennenden Häuser von Bazeilles. Auf den Höhen hinter dem Flecken brannten hunderte von französischen Wachtfeuern. Von der Eisenbahnbrücke bis Remilly stellten das 1. und 3. Bataillon eine geschlossene Postenkette auf. Sechs Stunden standen die Bayern so treu auf Posten, bis um halb vier Uhr der Befehl zum Vorgehen über die Brücke kam. Man fürchtete nämlich, daß die Franzosen abzögen, und und es galt dieselben so lange zu fesseln, bis dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm die Umgehung im Nordwesten gelungen. Und nur zu lange hielten die Franzosen in und um Bazeilles Stand.

Um halb fünf Uhr fielen die ersten Schüsse und um 11 Uhr war das Dorf noch nicht völlig geräumt. Die Marine-Infanterie, welche dasselbe besetzt hielt, focht mit bewundernswerther Ausdauer. Haus um Haus mußte erobert werden. Die Bewohner, sogar Frauen, nahmen Theil an dem Kampfe. Alle Leidenschaften schienen entfesselt. Die Bestialität feierte schreckliche Orgien. Beim Rückzuge, zu dem die Bayern

mehrere Male gezwungen waren, wurden zurückgelassene Verwundete von den Weibern in die brennenden Häuser geworfen. Der Anblick solcher Gräuel veranlaßte die Soldaten zu neuem Vorgehen. Kein Pardon wurde gegeben. In die Häuser, von denen jedes eine Festung, wurden von den Pionieren Feuerbrände geworfen. Das ganze Dorf ging in Flammen auf. Um 7 Uhr war die gesammte erste Division des ersten bayerischen Armeecorps im Treffen. Die meisten Truppen rückten über die oberhalb von Bazeilles geschlagenen Pontonbrücken auf den Bahnhof und gegen die östlich und nördlich von dem Flecken befindlichen Höhen, die mit Mitrailleusenbatterieen gespickt waren, vor. Der Bahnhof war bald genommen; nun aber begannen die Mitrailleusen, die heute eine schrecklich verheerende Wirkung äußerten, zu spielen. Zwischen 9 und 10 Uhr griffen allmählich auch mehrere Regimenter der 2. Division des v. d. Tann'schen Armeecorps in die Schlacht ein. Bazeilles wurde Schritt vor Schritt erobert. In dem Park hinter demselben setzte sich der Kampf fort. Aber neue französische Bataillone rückten heran. Und trotzdem auch die am anderen Ufer aufgepflanzten bayerischen Batterieen gut gezielte Kugeln in die feindlichen Reihen schleuderten, schwankte die Entscheidung hin und her. Die Uebermacht der den Bayern gegenüberstehenden Franzosen war zu groß, ihre Stellung zu günstig und die Wirkung der Mitrailleusen, da beim Angriff auf die Höhen in geschlossenen Colonnen vorgegangen werden mußte, eine zu gewaltige. Um zehn Uhr schien die Kraft der Bayern zu ermatten. Sie hatten in sechsstündigem Kampfe geleistet, was Menschen möglich, mehr wäre übermenschlich gewesen. Da gerade zur rechten Zeit kam die Meldung, daß die Armee des Kronprinzen von Sachsen im Anmarsch und die ersten Regimenter in spätestens einer halben Stunde erscheinen würden. Lieutenant Baron v. Heußlein vom 6. bayerischen Chevauxleger-Regiment war es, der die freudige Botschaft überbrachte. Durch den feindlichen Kugelregen hindurch war er von Douzy gekommen, die nahende Hilfe zu verkünden. Etwas nach halb 11 Uhr trafen denn auch gleichzeitig eine Magdeburgisches Infanterieregiment, das 4. preußische Jägerbataillon und eine Batterie beim Bahnhofe ein, von nicht endenwollendem Jubel der Bayern begrüßt. Rasch in kurzen Pausen folgten die übrigen Truppen des 4. Armeecorps, darunter u. a. auch das aus Schleswig-Holsteinern gebildete 86. Regiment. Die Shrapnels, welche die Franzosen den Ankommenden entgegenwarfen, wurden mit Hurrah begrüßt. Eine halbe Stunde später gings zum Angriff den Mitrailleusen und Chassepots entgegen. Von Norden her dröhnender Geschützdonner gab Zeugniß, daß auch dort heißer Kampf entbrannt sei. Bald hörten wir denn auch, daß das 12. Armeecorps bei La Moncelle angegriffen, während die Garden ihren Stoß noch weiter nordwärts auf Givonne richteten. Jetzt wird die Schlacht entschieden. Wohl hielten die Franzosen noch eine Weile Stand, aber gegen 2 Uhr sah man sie sich in großen Massen nordwärts gegen die Grenze und westwärts auf Sedan zu bewegen. Ob der Kronprinz von Preußen wohl die Umgehung vollenden und ihnen den Rückzug abschneiden wird? das war die fieberhafte Frage, die Jeder dem Anderen zurief. Erst nach 5 Uhr erhielten wir Gewißheit. Glänzend war Alles gelungen. Von Mezieres und Donchery aus waren das 11., 5. und 6. Corps über Ally und Floing ostwärts bis Givonne und La Chapelle gedrungen, so, indem sie den Garden die Hand reichten, die vollständige Einschließung vollendend. In einen Kessel eingezwängt, dessen Umkreis durch die Namen Bazeilles, Givonne, Ally und Donchery bezeichnet wird, blieb dem Feind nichts mehr übrig als sich auf Sedan zurückzuziehen, wo morgen über sein weiteres Schicksal entschieden werden wird. Die Zahl der in Sedan Eingeschlossenen wird auf 60—70,000 Mann geschätzt. Etwa 10,000 sollen sich zur belgischen Grenze durchgeschlagen haben, ebenso vielen soll es gelungen sein, westwärts durchzubrechen. Weitere 10,000 wurden heute schon gefangen. Man glaubt, daß Napoleon sich mit in Sedan befindet. Mac Mahon ist verwundet, Failly gefallen. Die Unseren haben verhältnißmäßig geringe Verluste, jedenfalls weniger als bei Wörth. Am meisten hat die 1. bayerische Division gelitten und von dieser besonders das 2. Regiment und das Leibregiment. Vom 2. Regiment sind todt: Major Steurer, Stabshauptmann Glockner, Hauptmann Klein, Lieutenant Enzensberger und Lieutenant Krempelhuber. Verwundet sind unter anderen: Lieutenant Hoffmann und Grundherr. Major Sauer wird vermißt. Todt ist auch Hauptmann Zu-Rhein vom 2. Jägerbataillon, lauter wackere Officiere, die von ihren Kameraden und Soldaten tief betrauert werden. Wenige Verluste haben das 11. und 5. Corps, deren Thätigkeit im Großen und Ganzen ein Jagen der Feinde war. Morgen mehr! Heute geht weiteres Schreiben über meine Kräfte!

Ein Bahnbau bei Metz.

Bei Metz wird eben ein Unternehmen vollführt, das in einer erstaunlichen Weise zeigt, was ein wohlgeleitetes und wohlorganisirtes Arbeiterheer heutzutage im Falle der Noth selbst in wenigen Tagen zu leisten vermag. Es handelt sich nämlich bei Metz darum, die dortige Bahnverbindung, welche durch den Festungsrayon geschützt und so dem Belagerer entzogen ist, durch eine neue Bahn schleunigst zu ersetzen, damit das deutsche Heer eine ungehinderte Bahn-Communication von Saarbrücken über Metz nach Straßburg und Paris besitzt. Zu dem Ende wird eine circa 5 Meilen lange Gebirgsbahn von Remilly über Luppi nach Pont à Mousson geführt. Damit diese für deutsche Strategie wichtige Feldbahn schon binnen 14 Tagen fertig ist, sind dort gegen 4000 Arbeiter, darunter viele Bergleute und etwa 250 Bahnarbeiter aus der Gegend von Trier, in vollster Thätigkeit. Der einfache Arbeiter erhält 1 Thaler Tagelohn, daneben freie Einquartirung und militärischen Proviant, so daß er sich selbst kochen muß. Hierzu bleibt ihm aber hinlänglich Zeit, weil die Arbeit blos von 7—11 Uhr Vormittags und von 1—4 Uhr Nachmittags währt. Die Lage der Arbeiter ist solchergestalt eine befriedigende; nur beklagen dieselben außerordentlich den Mangel an Cigarren und Rauchtabak. Oft ist für eine Cigarre ein Pfund Fleisch offerirt worden. Die Bahn wird eingeleisig und hat viele starke Steigungen. Bei der Ausführung dreht sich Alles darum, jede zeitraubende Arbeit zu ersparen. Deshalb wird bei Remilly anstatt eines langen Dammes, zu dem die Herbeischaffung vielen Erdreichs erforderlich gewesen, ein Viaduct aus Holz aufgeführt. Zu Pont à Mousson wird eine hölzerne Bahnbrücke über die Mosel construirt. An diesen beiden Punkten, wo Pioniere, Zimmerleute und Tagelöhner in größter Zahl zusammen thätig sind, bietet sich dem Auge eine äußerst beschauliche Arbeits-Scenerie. Man kann sich denken, wie dort die Chaussee-, Feld- und Waldbäume schonungslos der Axt verfallen, um sofort als Pfahl, Tragbalken oder Schwelle dienen zu können. Zu Styringen und Pont à Mousson hat man Schienen-Vorräthe gefunden, die diesem Unternehmen vortrefflich zu Statten kamen. Die Ortschaften an der neuen Bahnlinie sind verlassen; nur die älteren Bewohner stellen sich successive nochmals ein. Es sind deshalb bei dem Bahnbau nur deutsche Arbeiter beschäftigt, denen stets militärische Bedeckung beigegeben ist, weil möglicher Weise sich in den Wäldern bewaffnete Dorfbewohner befinden. Mancher dereinst zurückkehrende Bauer wird sich nicht wenig verwundern, sein Grundstück alsdann von einer Bahn durchschnitten zu finden.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stav.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 166. Dritter Jahrgang. 1870.

* Die Orgel.

Eine einfache Erzählung von Julia Kavanagh.

(Schluß.)

Vier Jahre waren seit der Abreise des jungen Mannes verflossen, als der alte Weber eines Morgens von seiner Tochter todt im Bette gefunden wurde. Es war ein harter Schlag für sie, und dazu kam noch eine Entdeckung, welche ihr nicht minder Kummer bereitete. Als sie nach dem Begräbnisse die hinterlassenen Papiere ihres Vaters durchblickte, fand sie das Bruchstück eines von Louis an sie gerichteten Briefes. Von welcher Art jedoch der Inhalt desselben gewesen und wann er geschrieben worden, ob vor oder nach dem Gerüchte seines Todes, vermochte sie nicht zu ermitteln. Renée's Wunden brachen von Neuem auf, als sie das zerfetzte Bruchstück des Briefes in der Hand hielt. Lebte Louis noch, oder war er todt? Hatte er sie vergessen, oder sollte er eines Tages heimkehren? Das waren Fragen, die sie nicht zu beantworten vermochte. „Ich will seiner warten, bis ich sterbe," sagte sie zu sich, das Fragment des Briefes in den Busen schiebend.

Es ist das Loos manches Weibes, so warten zu müssen, und Renée fügte sich dem ihrigen mit Ergebung. Von der Hoffnung, die in ihr lebte, sprach sie nie. Keine Klage hörte man aus ihrem Munde, daß ihre Jugend welkte, während sie einsam auf Jemand wartete, der ihrer vergessen zu haben schien, und nie kam sein Name über ihre Lippen; aber während sie, auf sich allein beschränkt in dem verfallenen väterlichen Hause wohnte, bewahrte sie das Gedächtniß an die Vergangenheit in ihrem treuen Herzen. So floß ihr Leben traurig und kummervoll dahin, als ein unerwartetes Ereigniß eintrat, das seine Einförmigkeit unterbrechen sollte.

Eines Abends, als Renée von ihrer Tagesarbeit heim kam, — denn die Bewohner von Manneville hielten an der alten Sitte fest, ihre Kleider im eigenen Hause anfertigen zu lassen, — fand sie zu ihrem Erstaunen eine fremde Frau auf der Schwelle ihres Hauses sitzen, welche augenscheinlich ihrer wartete. „Bist Du Renée Deschamps?" fragte die Fremde, eine Person von mittlerem Alter, mit scharfer Zunge und scharfen Augen.

„Das ist mein Name!" erwiderte Renée sanft.

„In der That, Du bist sehr klein!" fuhr die Erstere fort. „Oeffne die Thür, ich bin des Wartens müde."

Das junge Mädchen that, wie ihr geheißen wurde. Sie war bestürzt und verlegen, während eine dunkele Hoffnung in ihrer Brust aufstieg. Wollte ihr vielleicht diese gebieterische Fremde Nachricht von ihrem lange verlorenen Louis bringen? Doch nein, diese Illusion sollte augenblicklich schwinden. „Ich bin Deine Tante Marie," sagte die Fremde, indem sie sich ohne Umstände setzte. „Am Hochzeitstage Deiner Mutter hatte ich einen Streit mit Deinem Vater und sah ihn seitdem nicht mehr. Jetzt ist er leider todt. Da ich hörte, daß Du allein seiest," fügte sie mit einem verächtlichen Blicke auf die dürftige Wohnung hinzu, „so komme ich, um Dich zu sehen, oder vielmehr, um Dich mit mir nach Rouen zu nehmen, wo ich wohne wie Du weißt."

Renée war noch immer ängstlich, aber im Stillen erfreut. Vielleicht konnte sie in Rouen etwas von Louis erfahren. Sie nahm deshalb das Anerbieten der Tante an und wanderte am folgenden Morgen mit ihr fort.

Madame Reux war eine kinderlose Wittwe. Sie hatte ein kleines Einkommen, von dem sie eine Magd halten konnte, wenn dieselbe ohne Lohn zu arbeiten geneigt war. Einen solchen Fund gedachte sie an Renée zu machen, welche, bescheiden, sanft und ohne eigenen Willen, allen Wünschen der Tante nachgab. Dennoch überzeugte auch sie sich bald, daß sie die Freiheit mit Sclaverei und eine Häuslichkeit mit einem Gefängniß vertauscht hatte.

Madame Reux wohnte in einer dunkelen, schmutzigen Gasse und in einem elenden alten Hause, wo Renée nie frische Luft athmen konnte. Die Tante versicherte, daß die in ihrem Hause herrschende Dämmerung für schwache Augen sehr wohlthätig sei, und daß sie überhaupt die helle Sonne und den blauen Himmel nicht gern sehe. Zudem war auch der Zugang durch eine hohe Mauer gänzlich abgeschnitten, welche dicht vor den Fenstern des Hauses stand. Es war die Rückwand eines Klosters. So unangenehm dies auch war, so diente es doch dazu, Renée mindestens einen kleinen Trost zu gewähren. Jeden Sonntag Morgen nämlich erklangen aus der Capelle des Klosters die Töne der Orgel und füllten Renée's Herz mit Kummer und Entzücken; denn diese Klänge erinnerten sie an die süße Vergangenheit und an Louis, von dem sie in Rouen zu hören gehofft hatte. Doch in der großen Stadt wußte Niemand etwas von Louis Picard, Niemand hatte von dem jungen Bauer gehört, welcher in Manneville Organist werden wollte.

Renée härmte sich ab und verging, wie ein Vogel im Käfig, bis glücklicher Weise ihre Tante auch des bleichen kleinen Gesichtes und der ewig traurigen Miene des jungen Mädchens müde wurde. „Gehe heim nach Manneville, mein Kind," sagte sie eines Tages nach Ablauf von sechs Monaten. „Du bist nicht gesund, und das Geld, das ich für Deine Reise hierher ausgegeben habe, ist weggeworfen. Indeß Du hast wenigstens Rouen gesehen und Dich amüsirt, und ich gönne es Dir."

Renée hätte erwidern können, daß sie von Rouen nichts gesehen habe, als die hohe Klostermauer und die Töne der Orgel, allein sie war zu demüthig und bescheiden, um die Großmuth der Tante in Zweifel zu ziehen.

Es war ein kalter Herbsttag, als Renée von der Diligence in Fontaine abstieg, um zu Fuß nach Manneville zu gehen. Die Straße dahin lag öde und einsam vor ihr, aber dennoch fühlte sie sich viel leichter, als sie lange Zeit vorher gewesen. Nur an einer Stelle des Weges wurde ihr das Herz schwer. Es geschah, als sie an dem Feldstück vorüber kam, wo Louis sie mit der Vogelscheuche angetroffen und den Choral „Adeste Fideles" hatte singen hören. Jetzt lag das Feld nackt und kahl da. Kein gelbes Korn reifte in der Sonne, keine räuberischen kleinen Vögel mußten verscheucht werden, keine Biene summte, keine singende Renée war da, kein Louis, der

nlzückt horchte; so weit sie schaute, nichts zeigte sich ihrem Blicke, als der gefurchte nackte Erdboden. So war auch ihr Leben, — dachte sie, — aus dem, obgleich noch so jung, Sonnenglanz, Frohsinn und Gesang verschwunden waren. Allein sie vergaß dabei, daß unter dem nackten und gefurchten Erdboden der Same zu einer neuen Ernte schlummerte, und daß ihr etwas Aehnliches beschieden sein könne.

Die Dämmerung sank bereits herab, als Renée den Ort erreichte. Sie gewahrte die alte Kirche auf dem Hügel, sowie hier und dort die flimmernden Lichter, und freute sich des Anblicks ihres heimischen Dorfes; allein dennoch vermied sie die Hauptstraße und schlich durch eine Nebengasse nach dem entlegenen väterlichen Hause. Niemand begegnete ihr, und als sie die Wohnung, in der sie ihre Jugend verlebt, betreten, Licht angezündet, ein prasselndes Feuer im Kamin angemacht und sich dann niedergesetzt hatte, empfand sie, obgleich jetzt wieder daheim, jenes Gefühl von Einsamkeit und Verlassenheit, das uns beschleicht, wenn wir Verwandte durch den Tod verloren haben und allein durch das Leben weiter wandern müssen.

Allein die Jugend schöpft leicht frischen Lebensmuth, und Renée war noch jung. Am folgenden Tage schien die Sonne so hell, der Himmel war so blau und klar, daß ihr Herz froh wurde, während sie auf die vom Nachtfrost bereiften Felder schaute. Es war überdies Sonntag, und als die wohlbekannten Klänge der Kirchenglocke an ihr Ohr schlugen, zog Heiterkeit in ihre Brust ein, denn sie hatte die alte Kirche lieb und sehnte sich, dahin zu gehen.

„Gott sei Dank, daß ich wieder daheim bin!“ sagte sie zu sich, als sie auf der Bank Platz nahm, auf der sie seit früher Jugend jeden Sonntag gesessen hatte. Es war noch früh und die Kirche noch leer, doch das war ihr lieb; denn sie war absichtlich zeitig dahin gegangen, um ruhig beten und ihre Gedanken sammeln zu können, ehe sich die Kirche füllte. Sie kniete und hatte die Augen geschlossen, damit nicht der Anblick irgend eines bekannten Gesichtes sie störe, als die Messe begann. Und siehe da! — als sie begann, erscholl plötzlich durch die Kirche, klar, voll und stark, die Stimme der Orgel, die so lange geschwiegen hatte.

Renée sprang nicht empor, und kein Laut entfuhr ihren Lippen, denn die Ueberraschung war zu groß für sie gewesen und hatte sie regungslos und stumm werden lassen. Aber am ganzen Körper bebte sie und fühlte sich von namenlosem Entzücken durchrieselt. Wenn die Trefflichkeit der Musik durch die Macht bedingt wird, welche sie über das menschliche Herz übt, so gab es gewiß nie eine vortrefflichere, als die war, der Renée jetzt lauschte. Sie barg das Gesicht in den Händen, und Thränen der Wonne und Dankbarkeit flossen über ihre Wangen. Inzwischen ließ die Orgel ihre herrlichen Töne ausströmen, bald feierlich, bald sanft und rührend, so daß das junge Mädchen, ergriffen von der Gewalt der Klänge und nicht mehr zweifelnd, daß Louis zurückgekehrt sei, zum ersten Mal jene vollkommene innere Glückseligkeit empfand, welche nur wenigen Menschen und auch diesen nur selten zu Theil wird.

Endlich war die Messe aus, die Orgel schwieg, und die Versammlung verließ die Kirche. Renée blieb scheu zurück, so lange sie konnte, bis fast Alle fort waren; dann stand sie auf und ging langsam hinaus. Der große Moment, den sie so lange ersehnt hatte, wartete ihrer an der Pforte, denn sie erreichte dieselbe gleichzeitig mit Louis, welcher soeben die Sacristei verlassen hatte und von Freude und Stolz auf seinen Triumph noch glühte. Inzwischen sammelte sich die kleine Welt von Manneville vor der Kirche und sah der Begegnung der beiden Liebenden zu.

Louis ging auf Renée zu und gab ihr, ohne ein Wort zu sprechen, seinen Arm, den sie eben so schweigend nahm, worauf die beiden Glücklichen, deren höchste Wünsche jetzt in Erfüllung gegangen waren, Arm in Arm die Hauptstraße von Manneville hinab schritten und zugleich von den Zuschauern und Begleitern ihre eigene Geschichte erzählen hörten.

„Er ging nach Paris,“ sagte Einer.

„Und erwarb dort das Geld, um die Orgel wieder herzustellen,“ fügte ein Anderer hinzu.

„Und die ganze Zeit hindurch hat sie auf ihn gewartet,“ bemerkte ein Dritter.

„Wie sauer es ihm geworden sein muß, die Musik zu erlernen, denn er war nur ein Weber.“

„Und alle seine Briefe verbrannte ihr Vater.“

„Aber jetzt ist er Organist.“

„Gott segne sie Beide!“

So summte es um sie auf allen Seiten, bis sie sich endlich den Stimmen entzogen und weiter in die stille Herbstlandschaft hinaus wanderten.

„Und was hast Du mir zu erzählen, liebe Renée?“ fragte Louis, als er seine Geschichte beendet hatte, — eine wunderbare Geschichte von unermüdlicher Anstrengung, langen Kämpfen und endlichem Siege. „Was hast Du diese viele Jahre lang gethan?“

„Deiner gewartet!“ antwortete sie zärtlich. Und dann ihre sanften Blicke mit einem frohen Lächeln zu ihm aufschlagend, begann sie leise zu singen. Denn die Vorsehung war nicht nur dem jungen Manne gnädig gewesen, der in die Welt hinaus gezogen war, um zu arbeiten und zu kämpfen, sondern auch dem treuen jungen Mädchen, das so lange geduldig gewartet hatte, und ihre Stimme war zurückgekehrt.

Louis' Glück würde jetzt ganz vollkommen gewesen sein, wenn er an seinem eigenen Hochzeitstage die Orgel hätte spielen können; allein da dies nicht wohl möglich war, so mußte der Organist von Fontaine herüber kommen und ihm diesen Dienst leisten.

Preußische Feldpost.

(Aus der „Köln. Ztg.“)

. . . Dies Dorf ist schon vergeben;
Willst unterm freien Himmel mit mir leben:
So oft du kommst, er soll dir offen sein.
(Frei nach Schiller.)

Ja, offen war der nächtliche Himmel, denn der Regen floß in Strömen aus seinen Schleußen, und ich war versucht, einem Wagenzuge, welcher vor einer Dorfschenke hielt, worin der Divisionsstab bescheiden sein Quartier genommen und von wo er den eben ankommenden Wagenconvoi hatte abweisen lassen, obige Parodie des Schiller'schen Zeus zuzurufen. Ich trat etwas näher an die rußende Laterne der in Mäntel gehüllten Gruppe der Wagenbegleiter heran und erfuhr, daß hier — die königlich preußische Feldpost zweier Armeecorps angefahren sei. Eine Chronik der Feldpost-Bivouacs in Sturm und Nacht, überhaupt die Leiden und Freuden des Feldpost-Instituts in einem so großen Kriege annähernd zu schildern, dazu müßte ich mir die Tagebücher einiger Dutzend Feldpost-Beamten ausbitten.

Denkt Ihr wohl daran, die Ihr daheim unsere Briefe aus dem Schlachtfelde empfangt, welche romantische Ritte und Fahrten so ein Soldatenbrief durchzumachen, wie viele schlaftrunkene Blicke übermüdeter Beamten über die Couvert-Adresse weggeglitten, in welcher Gesellschaft von Lebensabschiedsbriefen im Briefbeutel er sich hat durchpressen müssen, ehe er die französische Grenze hinter sich bekam! Ihr habt sicher keine Ahnung davon! Begleitet mich einige Minuten durch Gravelotte, wo jedes Haus, ja jedes Häuschen, jeder Stall, möchte ich sagen, und jeder gedeckte Schuppen einen „Stab" oder ein Beamtenbureau beherbergt. Beseht Euch flüchtig die Intendanturbureaux, Feldlazarethe, Feldapotheken, Gendarmerieen, Corps- und Divisions-, ärztliche Bureaux, Johanniter-Commandos und wie alle die großen und kleinen Armee-Stabsquartiere heißen; ich will unterdessen dem tödtlich verwundeten Hauptmann M. meines Bataillons noch einen Besuch abstatten und Euch in den Häusern dieser Straße die Feldpost und ihr Wirken zeigen.

So, ich habe dem schwachen Waffengefährten, der seiner Brustwunde bald zu erliegen droht, meinen Besuch gemacht, bin auch zum Herrn Pfarrer gewesen, um für den heldenmüthigen Officier, von dessen Bettseite schon alle seine Stubengenossen, drei verwundete Officiere, gestern und vorgestern weggestorben sind, vorsorglich eine Grabstätte auf dem hiesigen Kirchhofe auszusuchen. Wir können daher unsere Dorfpromenade beginnen. Die Straßen Gravelotte's mit ihrer plattgetretenen Pflasterstreu, den fensterlosen, nackten Hausfronten, den Pferde-, Karren- und Wagengruppen, zeigen sie nicht das Bild des Krieges, wie er im Buche steht? Die Häuser da, wo Ihr eine Scheibe aus dem Zimmerfenster ausgebrochen, das Loch halb mit einer Zeitung verklebt und mit einem Binsenkorbe als offenen Briefkasten besetzt findet, das ist die Feldpost einer Division. Hier am Ausgange des Ortes seht Ihr zwei solcher Divisions-Feldpostbureaux in einem Hause zusammenquartiert, das eine ist die 15. Division des 8. Armeecorps, das andere die 16. Division 8. Armeecorps. Werfen wir unsere Briefe von diesem Morgen in einen beliebigen dieser Briefkörbe, denn vor der Hausthür steht das gesattelte Pferd der reitenden Feldpost, bereit zum Relais reiten. Wir betreten das Bureau der 15. Division. Sechs Herren sitzen an den Arbeitstischen bei — heißer Erbsensuppe mit Speck. Wir haben gerade den Moment getroffen, den man an den Eisenbahn-Stationen der Kurierzüge mit den Worten bezeichnet: „So eben wird schnell die Maschine gespeist, dann geht es 12 Uhr 11 Minuten wieder weiter." Wir sehen auf der Erde liegen große Reihen beklebter Paquete, welche, nach Speditionsrouten geordnet, die Briefe einer halbtägigen Ablieferung speditionsfertig enthalten, darunter Briefe nach England, Rußland, Belgien, Schweden, Italien ꝛc., nicht minder auch nach den entlegensten Dörfern unserer östlichen Provinzen. Eben so liegen hinter der Thür Haufen von Säcken, welche die eingesandten Briefe, Zeitungen und Geldscheine, nach Bataillonen und Compagnieen der Divisionen geordnet, in sich bergen, während in den mit den Namen der Truppentheile signirten Tuchfächern die Correspondenzen der neuesten Post sich wieder angehäuft haben. Die Zimmerthür des Postbureau's wird kaum noch geschlossen, indem jeder Truppentheil seine Ordonnanzen zum Briefabholen und Abliefern schickt. Die Bureaustunden der Feldpost beginnen Morgens 4 Uhr und dauern ohne Unterbrechung Abends gewöhnlich so lange wie die Lichter reichen. (Dieselben mangeln manchmal gänzlich.) Wo die Feldpost im Freien sich an ihren Feldtischen und auf ihren Feldstühlen zu etabliren gezwungen ist, da wird nächtlich nur bei Beleuchtung von Stallaternen gearbeitet, denn bei dem großen Material kann an ein Unterbrechen oder Aufschieben des täglichen Dienstes nicht gedacht werden. Die gewöhnliche Dienstzeit reicht bis Mitternacht. Zweck der Feld-Postanstalten ist: 1) schleunige und sichere Beförderung der Dienstcorrespondenz der Armee; 2) die Beförderung der Privatbriefe, der Zeitungen und der kleineren Privat-Geldsendungen nach und von der Armee. Feld-Postanstalten werden eingerichtet, sobald die Armee oder ein Theil derselben mobil gemacht wird.

Jedes mobile Armeecorps hat: ein Feld-Postamt mit einer Feld-Postexpedition für die Avantgarde; zwei Feld-Postexpeditionen für die zwei Infanterie-Divisionen; eine Feld-Postexpedition für die Reserve.

Jedes Armee-Commando, sofern dasselbe mehrere Armeecorps umfaßt, hat noch besonders ein Armee-Postamt. Bei Mobilmachung der ganzen Armee wird außerdem für das große Hauptquartier das Feld-Oberpostamt errichtet.

Um in Feindesland zwischen der operirenden Armee und dem Vaterlande gesicherte Postverbindungen herzustellen und zu unterhalten, werden auf den Etappenstraßen besondere Feldpostrelais etablirt, bei denen nach Bedarf umgespannt wird. Den Etappen-Postdienst leitet bei einer aus mehreren Corps bestehenden Armee ein Etappen-Postdirector nebst zwei Etappen-Postinspectoren. Das Feld-Postamt eines Armeecorps besteht aus: dem Feld-Postmeister, einem Feld-Oberpostsecretär, drei Feld-Postsecretären, drei Feld-Postschaffnern, acht Feld-Postillonen, sieben Trainsoldaten. Die Feld-Postexpedition der Avantgarde eines Armeecorps (dem Feld-Postamt attachirt) besteht aus: einem Feld-Postsecretär (als Vorsteher), einem Feld-Postsecretär (als assist. Beamter), einem Feld-Postschaffner, zwei Feld-Postillonen, drei Trainsoldaten. Die Feld-Postexpedition einer jeden Infanterie-Division hat: einen Feld-Oberpostsecretär (als Vorsteher), drei Feld-Postsecretäre, drei Feld-Postschaffner, drei Feld-Postillone, fünf Trainsoldaten u. s. w. Alle Feld-Postbeamten sind immer schon in Friedenszeiten für die bestimmten Kriegsstellen bezeichnet und die betreffenden Namensverzeichnisse bei den Militärbehörden deponirt. Die Ausrüstung des Personals, Beschaffung der Felddienstpferde ꝛc. geschieht durch die Civil-Postverwaltung, aber auf Rechnung der Militärverwaltung. Die Dienstordnung für die Feld-Postanstalten verlangt von den Feld-Postbeamten, daß sie für die schnelle und sichere Beförderung sämmtlicher der Feld-Post anvertrauten Gegenstände „mit aller Aufopferung ihrer Kräfte sorgen".

Die Feld-Postanstalten sollen sich in der Regel in dem Hauptquartiere des betreffenden Truppenbefehlshabers einquartieren (was in dem gegenwärtigen Feldzuge nicht ausgeschlossen hat, daß diese Anstalten recht häufig auf dem Straßenpflaster campirt haben). Während eines Treffens bleiben die Feld-Postanstalten bei der Bagage der Division. Dem Vorsteher jeder Feld-Postanstalt ist es zur strengsten Pflicht gemacht, stets darauf bedacht zu sein, ob hinlängliche und zweckmäßige Verbindungen für die Feld-Postanstalt sicher gestellt sind. Von Zeit zu Zeit wird der Betrieb der Feld-Postexpeditionen durch den Feld-Postmeister oder einen Feld-Oberpostsecretär controlirt. Der Expeditionsdienst für Brief-, Geld- und Packereibeförderung ist durch amtliche Bekanntmachungen in allen Blättern dem Publicum bereits so vielfach mitgetheilt worden, daß wir die Einzelheiten dieser Bestimmungen hier nicht wiederholen wollen. Bei allen Truppentheilen ist dafür gesorgt, daß die Correspondenzen hinreichend oft eingesammelt und rechtzeitig und ohne Verzögerung an die Feldpost überliefert werden. Doch ist es den Truppen unbenommen, ihre Briefe bei jeder beliebigen preußischen Feld-Postanstalt einzuliefern oder auch an die im Dienst unterwegs befindlichen Feld-Postschaffner oder Feld-Postillone abzugeben. Sobald ein Gefecht stattgefunden, müssen die Feld-Postbeamten ganz besonders darauf bedacht sein, den Militärs die Ablieferung der Briefe möglichst zu erleichtern. Zu diesem Zwecke werden an geeigneten Punkten in der Nähe der Gefechtsorte Feld-Postschaffner, resp. Feld-Postillone aufgestellt, welche die Einsammlung von Briefen und deren Beförderung zur Feld-Postanstalt besorgen.

Den fahrenden Feld-Posttransporten werden in Feindesland in der Regel Bedeckungsmannschaften beigegeben.

Der Herr Ober-Postsecretär hat mir unterdessen die Notiz fertig gemacht; sie lautet: In Gravelotte sind folgende Feld-Postanstalten in Function: Feld-Postamt 8. Armeecorps. Feld-Postexpedition der 15. Infanterie-Division, Feld-Postexpedition der 16. Infanterie-Division, Feld-Postexpedition der Corps-Artillerie. Die bei der Feld-Postexpedition der 15. Infanterie-

Division täglich zu Tausenden aufgelieferten Briefe werden je nach ihrem Bestimmungsorte spedirt auf die Eisenbahn-Postbureaux: 1) Trier-Bingerbrück; 2) Frankfurt a. M.-Köln; 3) Köln-Frankfurt a. M.; 4) Köln-Verviers; 5) Deutz-Hannover; 6) Frankfurt a. M.-Hannover; 7) Deutz-Gießen.

Der Fußboden des Zimmers liegt wieder voll von Paqueten, Briefen und Geldbriefen. Es ist ja kaum zu glauben, daß in einem halben Tage circa 160 Geldbriefe von der 15. Division allein eingeliefert worden sind zum Spediren nach der Heimath. Von diesen Briefen muß jeder einzelne genau gewogen, ein Geldschein geschrieben, in's Annahmebuch und in die Karte eingetragen und schließlich copirt werden. Ein Haufe von circa 1000 Briefen, an Todte und Verwundete adressirt, liegt an einer anderen Stelle. Auf jedem dieser Briefe muß die Adresse ausgestrichen, die Bezeichnung „todt", „verwundet" aufgeschrieben und der Brief nach den Sendungsrouten zurückfortirt werden. Diese Arbeiten sind aber nur kleine Zugaben zu dem Hauptdienst. Ihr werdet fragen; wo und wann ruhen denn die Feld-Postbeamten von ihrem strapaziösen Dienst aus? Man kann fast antworten: auf ihren Pferden, so lange der Marsch dauert.

Ich mache aufmerksam auf das Motiv der Maßregel, die vielleicht Manchen daheim unnöthiger Weise erschrecken dürfte, wenn er einen Brief mit der Bezeichnung „verwundet" als unbestellbar zurück empfängt. Nämlich jeder Brief, dessen Adressat, wenn auch noch so leicht verwundet, in irgend ein Lazareth oder Quartier abgeliefert ist, wird ohne Ausnahme nicht dem Letzteren nachgesandt, sondern direct an den Absender zurückgeschickt, während der Adressat möglicher Weise schon wieder hergestellt ist. Im Feldzuge von 1866 hat man nämlich die Erfahrung gemacht, daß Briefe, die den Verwundeten von einem Lazareth zum anderen nachgesandt wurden, großentheils verloren gingen oder erst nach Beendigung des Feldzuges an den Adressaten gelangten. Also man erschrecke nicht gleich, wenn ein Brief als unbestellbar zurückkommt!

Wilhelmshöhe.

Norddeutschland besitzt, Sanssouci mit seinen es rings im stolzen Kranz umgebenden Schlössern ausgenommen, kein reizenderes Fürstenlustschloß, als das Schloß Wilhelmshöhe an der Abdachung des Habichtswald-Gebirges bei Kassel ist. Zu der stattlich schönen Stadt, die Kassel selbst ist, paßt dieser Parkrahmen. Der Park, der große, herrliche Hochwald, in den dieser einmündet und übergeht, giebt Schloß Wilhemshöhe seinen zauberischen Reiz. Wenn an einem sonnenklaren Sommernachmittag rings die Hitze sich geltend macht, dann wandelt sich's doch kühl und wohlig unter diesen mächtigen Baumschatten, die hochaufsteigenden Wasserstrahlen der Fontainen, die über Hügel und Moosblöcke fallenden Cascaden geben labende Erquickung, und auf den grünen Wiesenflächen, den üppigen Blumenbeeten spielen glänzende Lichter. Im Park von Wilhelmshöhe ist's nicht stille geworden, die bewundernden Fremden durchwandelten ihn, auch als es in dem Schlosse nebenan öd und still geworden war. Anno 1866 war sein Hausherr ausgezogen, er mußte etwas rasch und wider Willen den Blick auf die wogenden Laubkronen seines Parkes mit dem auf die Flaggen und Wimpel der Schiffe im Hafen von Stettin vertauschen. Das Schloß stand leer, da haben sich auf einmal in diesen Septembertagen seine Fenster gelüftet, seine Thüren aufgethan, um einen neuen Bewohner zu empfangen. Der letzte Blick, den der aus seinem Schloß gethan, war auch ein anderer: über den schönsten Platz der Welt hin, wo der Obelisk von Luxor steht, auf der Stelle, auf der einst das Haupt des unglückseligen Ludwigs XVI. fiel; die weiten elysäischen Felder hinauf, auf denen er sonst seine glänzenden Paraden über seine Hundertgarden, seine Turcos und Spahis und sonstige Civilisationsvölker hielt; zum großen Triumphbogen hinaus, durch den bald der greise Heldenkönig einziehen wird, der ihn nun nach Wilhelmshöhe gesandt. „Gottes Wege sind wunderbar!" möchten wir bei jedem Abschnitt dieses weltrichtenden Krieges ausrufen; König Wilhelm hat dies Wort gewiß auch an der Eingangspforte jenes Schlößchens am Glacis von Sedan gelesen, als er, der Sieger, den so rasch und jäh Besiegten vor sich treten sah. Vor dem Sohn der deutschen Märtyrerkönigin Louise, die der Ohm so schwer gekränkt, stand der Neffe und Erbe dieses Ohms, mit der von Preußen gebrochenen Krone Frankreichs in der Hand, wie jene damals die von Frankreich zertrümmerte Preußens zu ihren Füßen liegen sah: — jene Zusammenkunft in Tilsit, die der Königin das Herz gebrochen, war gesühnt. Wie er auszog, der hochfahrende Napoleonide, aus seinem Kaiserschloß, mit welchen Plänen, welchen Träumen: Einzug in Berlin, Friede in Königsberg! — und nun, allerdings eine Fahrt durch Deutschland, aber durch das siegesjubelnde, glorreiche Deutschland die traurige Fahrt eines Gefangenen! Des Königs Huld hat ihm ein wohnbares Gefängniß geboten. Jene beiden Inseln, die von den Wellen des Mittelmeeres, wie die von den Wogen des Oceans umspülte, hätten dem entthronten Kaiser mehr napoleonische Erinnerungen geboten. Allein diese fehlen ihm ja auch in Wilhelmshöhe nicht. Da kann er sich die heiteren Nächte ins Gedächtniß zurückrufen, die einst „Onkel Jerome" zu Zeiten des westphälischen Königreiches hier gefeiert, wenn er eine nach der anderen mit dem trostreichen Gruße schloß: „Gute Nakt, morken wieder lustigk", und auch an anderen für den Mann des zweiten December erfreulichen Erinnerungen fehlt's im Schloß des letzten Kurfürsten von Hessen nicht: an Landesdruck und Verfassungsbruch; und wenn der Kaiser durch den Park lustwandeln geht und hinauf zum Riesenschloß des „Octogon" kommt, so mag er sich auch die Riesensäule des „Hercules" mit der hochgeschwungenen Keule recht genau ansehen; vielleicht daß ihm der Mann wie das deutsche Volk vorkommt, das die napoleonische Hyder erschlagen und den Augiasstall der zweiten Kaiserwirthschaft ausgeräumt hat.

(Nürnb. Corr.)

Mannichfaltiges.

Folgendes Histörchen wird der Köln. Ztg. aus Hagenau mitgetheilt: „Seit ein paar Tagen merkte man auf dem Draht von hier nach Nancy unerklärliche Störungen, als ein aufmerksamer Beamter bei seiner Beobachtung fand, daß man eine künstliche Ableitung durch einen angeknüpften Draht bewerkstelligt haben mußte. Man suchte der Sache auf die Spur zu kommen, und als man plötzlich eine unverständliche Meldung nach einer Station durchgehen sah, telegraphirte man an den Ausgangspunkt zurück: Où êtes-vous? Der Telegraphist antwortete nicht, aber man war ihm nun auf die Ferse, und nach angestrengten Versuchen ermittelte man den Burschen, der auf einer Station zwischen Luneville und Nancy eine Leitung eingeschoben, mit der er nicht nur unsere Depeschen abhielt und erfuhr, sondern auch falsche Directionen für die Eisenbahnzüge zu geben suchte. Man hat den Menschen bereits arretirt und macht ihm den Proceß."

— Ein nicht unbemittelter Bierbrauer L., dessen Sohn zur Armee einberufen, suchte behufs der Befreiung desselben eine Audienz bei König Wilhelm nach, welche ihm auch gewährt wurde. Auf die Frage, ob sein Sohn verheirathet sei, erfolgt eine verneinende Antwort. Der König sagte darauf: „Ich muß bedauern, Ihren Wunsch nicht erfüllen zu können, ich habe auch einen einzigen Sohn, welcher Familienvater ist und nicht berücksichtigt werden kann, sogar ich selbst als Großvater muß den Feldzug für das Vaterland noch mitmachen."

Verantwortliche Redaction: Vb. Gebhard Stav.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 107. Dritter Jahrgang. 1870.

—r. Die Geschichte unserer Mutter.

1.

Der Schlag traf mich schwer und plötzlich. Es war in der That ein hartes Schicksal.

Ich war gerade einundzwanzig Jahre alt, der Sohn eines englischen Gentleman von guter Familie, der sich vor meiner Geburt in New-York angesiedelt hatte und dort starb, als ich sechs Jahre zählte. Meine Mutter blieb mit mir und meiner Schwester Margaret ohne einen Heller Vermögen zurück. Fortunata's Vater hatte uns Kindern jedem ein Legat von fünftausend Dollars hinterlassen und bestimmt, daß Fortunata von meiner Mutter erzogen würde. Fortunata war Erbin eines Vermögens von einer halben Million Dollars, während ich absolut nichts besaß, als was ihr Vater mir gegeben hatte. Wenn ich sie je zur Frau begehren konnte, so hatte ich ihr nur meine gute Geburt und die große aufrichtige Liebe zu bieten, die ich für sie empfand.

Meine Mutter ist klein von Gestalt und sehr schüchtern, hat eine sehr ruhige Stimme, die sich nie über den Flüsterton erhebt; die hübscheste Frau, die ich je sah, aber ohne alle Energie und nur achtzehn Jahre älter als ich. Als Kinder tyrannisirten wir sie, und erst als ich zum Jünglinge heranwuchs, mischte sich allmählich ein wohlthuendes Gefühl der Verehrung in die kindliche Liebe, die ich immer für sie im Herzen getragen. Margaret und Fortunata liebten sie auch, das wußte ich, obschon wir Alle gewöhnt waren, zu thun was uns beliebte, ohne eigentlich auf ihren Willen Rücksicht zu nehmen.

„George," fragte sie mich eines Tages, „kannst Du Dich auf Deinen Vater besinnen?"

„Ob ich mich auf ihn besinne! Das will ich meinen. Ein schöner nobeler echter Gentleman, so verschieden von den Yankees hier, als ein Grand von Spanien von einem irländischen Vagabunden."

„Er hieß auch George," sagte sie seufzend.

„Willst Du mir etwas über meinen Vater sagen?" fragte ich, denn ich kannte sie gut genug, um zu wissen, daß sie zitterte und bebte, weil sie mir eine Mittheilung zu machen hatte.

„Ja," antwortete sie, „ich versprach Mr. Prescott, Dir Alles zu sagen, wenn Du mündig sein würdest."

Was sie mir mitzutheilen hatte, war Folgendes: Mein Vater war der älteste Sohn und Erbe von George Haddan, Besitzer von Haddan Lodge, Essex, England. Mein Großvater war zwei Mal verheirathet gewesen und hatte zwei Söhne, Stiefbrüder. Soweit meine Mutter wußte, belief sich das Erbvermögen, einschließlich der Häuser in London, auf eine jährliche Revenue von zwölftausend Pfund. Meines Großvaters zweite Frau hatte, vielleicht mit vielleicht ohne Absicht, die Stiefbrüder gegeneinander aufzubringen gewußt, so daß ein wachsendes Mißtrauen entsprang, welches jedoch nicht gänzlich die starke, fast romantische Zuneigung, die trotz aller anderweitigen Einflüsse zwischen den Beiden herrschte, zu zerstören vermochte, wenn auch Heftigkeit und Eifersüchteleien beständig daran rüttelten.

„George," sagte meine Mutter erröthend, „ich war keine vornehme Dame; ich war überhaupt keine Dame. Ich war nur die Nichte von Mrs. Haddan's Kammerfrau."

Ich kniete vor ihr nieder und schlang meine Arme um ihren Hals. Was sie auch gewesen war, so war sie doch meine Mutter.

„Tante Becket," flüsterte sie, „haßte mich. Sie behielt mich nur bei sich, um sich mit mir herumzuzanken und mich schlecht zu behandeln. Ich war noch sehr jung; und Mr. George sah mich, verliebte sich in mich —"

„Und heirathete Dich," setzte ich hinzu, indem ich ihr liebes Gesicht küßte.

„Ja, ja," sagte sie hastig und von neuem weinend, „aber er wagte niemals, seinem Vater zu gestehen, daß er mich liebe. Tante Becket drohte mich umzubringen, wenn sie eine Ahnung davon bekäme, und ich fürchtete mich entsetzlich vor ihr. Darauf brachte mich Dein Vater heimlich nach London, ging aber gleich wieder nach Hause, damit kein Argwohn entstehe, und er blieb dort über zwei Monate, bis er seines Vaters Erlaubniß erhalten, ein paar Jahre auf Reisen zu gehen. Endlich kam er eines Morgens und führte mich in eine Kirche, wo wir ganz in der Stille ohne Hochzeitskleider, ohne Brautjungfern und Equipagen getraut wurden."

Ich lachte, denn sie sprach dies noch in bedauerndem Tone, obschon es so lange her war. Alle Mädchen, auch die vernünftigsten, lieben Prunk und schöne Anzüge.

„Lache nicht, George," schluchzte sie, „denn wenn ich Brautjungfern und Equipagen gehabt hätte, so wärst Du jetzt unbestritteuer Erbe von Haddan Lodge. So aber wußte ich gar nicht, wo ich eigentlich war, Alles ging so still und so früh Morgens vor sich, und wir reisten gleich darauf nach Liverpool ab. Dein Vater verlangte einen Trauschein und erhielt ihn; aber er zeigte ihn mir nie, und ich dachte nicht daran, ihn darum zu bitten. Darauf kamen wir hierher, wo wir blieben."

Es schien ihr nun, da sie in ihrer Geschichte bis New-York gekommen, schwer zu fallen, weiter zu erzählen, und ich mußte ihr schmeichelnd zureden.

„Unterbrich mich aber nicht wieder, George," sagte sie beinahe verdrießlich. „Ich will ganz aufrichtig in Allem sein, obgleich die Mittheilung höchst unangenehm ist, und ich würde sie nie gemacht haben, wenn ich nicht Fortunata's Vater mein Wort gegeben hätte, als er seine Absicht aussprach, Euch Kinder mit Legaten zu bedenken. Dein Vater und ich waren sehr glücklich, besonders nachdem Du geboren warst. Niemals hörte ich ein rauhes Wort von ihm, und that deshalb auch mein Möglichstes, ihm eine gute Frau zu sein. Aber er hatte stets eine Sehnsucht nach seinem Vater und nach der Heimath, und er würde wohl zurückgegangen sein, wenn er gewagt hätte, seine Heirath mit mir einzugestehen. Später kam die Nachricht, daß sein Stiefbruder, Mr. James, eine reiche Erbin zur Frau genommen, und der alte Mr. Haddan schrieb und drohte, Deinen Vater zu enterben, wenn er eine amerikanische Frau heirathe,

worauf dieser jedoch in einem Briefe feierlich gelobte, daß solches nie geschehen würde."

Meine Mutter hielt hier inne, auch ohne daß ich sie unterbrach, und ihre leise Stimme wurde noch leiser, als sie von neuem anhub: „Er verschob es, nach Hause zu reisen und seinen Vater zu sehen, bis er es überhaupt nicht mehr thun konnte. Ich zählte erst dreiundzwanzig Jahre, als er starb, und war eher noch selbst ein Kind, als die Mutter eines Knaben wie Du. Ich wundere mich gar nicht, daß er seine Angelegenheiten nicht mit mir berathschlagte, doch berieth er sich auch mit sonst Niemanden. Als er sein Ende nahen fühlte, schrieb er an seinen Vater einen Brief, in dem er Alles gestand, und sein Testament, sowie unseren Trauschein beifügte. Er konnte über sechstausend Pfund verfügen, welche ihm von seiner Mutter zukamen, und diese bestimmte er für mich. Er bat seinen Vater um Verzeihung für das Geschehene und erklärte, daß er Euch Kinder nicht verlassen möchte, ohne die Zusicherung zu haben, daß sein Vater Dich zum Erben einsetzen wolle, weil der alte Mr. Haddan über seine Besitzungen nach Gutdünken verfügen konnte. Dein Vater schickte diese Papiere mit dem Postschiff ab, gerade wie alle anderen Briefe, doch gingen sie wahrscheinlich verloren."

„Verloren?" rief ich aus.

„Verloren!" wiederholte sie traurig, „sämmtliche Papiere verloren, aber Dein Vater erfuhr es nie. Er starb ohne alle Sorge um uns, und schon am nächsten Tage ging uns die Nachricht zu, daß auch Dein Großvater gestorben war. Die Briefe hatten sich auf dem Meere gekreuzt, und Vater und Sohn wußten nicht, daß Jeder das Zeitliche gesegnet hatte. Ich hielt dies für ein rechtes Glück, lieber George."

Abermals schwieg sie, um wieder eine Weile ihren Thränen freien Lauf zu lassen, während ich voll Ungeduld wartete, jedoch nicht wagte, ihr meine Ungeduld zu zeigen. Sie war sehr schwachnervig und ich wollte sie nicht erschrecken. Endlich fuhr sie fort: „Der Brief mit der Todesanzeige war von Mr. Newill, dem Familienanwalt, und dieser schrieb, daß sämmtliche Liegenschaften Deinem Vater vermacht worden seien und daß er sogleich nach Hause reisen solle. Ich ging auf der Stelle zu Mr. Prescott, welcher die ganze Angelegenheit für mich zu besorgen versprach und ohne Verzug nach England schrieb. Natürlich wußten wir, daß wir eine Zeitlang auf Antwort würden warten müssen. Drei bis vier Mal kam indeß die europäische Post, ohne uns Nachrichten zu bringen. Mr. Prescott schrieb zum zweiten Mal und berief sich auf Deines Vaters langen Brief, das Testament und den Trauschein. Hierauf erhielten wir umgehend einen scharfen Brief von Mr. Newill des Inhalts: George Haddan sei nie verheirathet gewesen, und man möge Beweise des Gegentheils beibringen. Außer meinem Trauring, der nie von meinem Finger kam, hatte ich keine Beweise; aber Mr. Prescott sagte, der Trauring würde nichts nützen. Darauf schrieb ich selbst an Tante Becket, welche mir eine Antwort voller Beschimpfungen schickte und mir befahl, mich nie mehr in England blicken zu lassen. Still, George, unterbrich mich nicht! Mr. Newill schrieb abermals und zwar, daß Mr. James Jedem von uns tausend Pfund schenken wolle, in Anbetracht, daß Du und Margaret seines Bruders Kinder seien, aber dann sollten wir ihn nicht wieder belästigen und uns für abgefunden erklären."

„Verstandest Du Dich dazu?" fragte ich begierig.

„Mr. Prescott litt es nicht," antwortete sie. „Zuweilen sprach er davon, mit mir nach England zu reisen, um zu sehen, ob ich nicht die Kirche finden könne, in der ich getraut worden war, aber es kam nie dazu. Er erkundigte sich genau nach dem Schicksal des Postschiffes, mit dem die Papiere abgeschickt waren; dasselbe hatte keinen Unfall gehabt und der Brief mußte richtig an seine Adresse gelangt sein. Ich wußte auch, daß die Adresse richtig geschrieben war, denn ich sah den Brief auf Deines Vaters Pult liegen. Mr. Prescott war überzeugt, daß der Brief nicht verloren gegangen, und ich mußte ihm versprechen, Dir Alles zu sagen, so wie Du mündig sein würdest. Und, George, er wollte, daß ich ihn heirathete."

Meine Mutter erröthete wie ein junges Mädchen und wandte den Kopf ab.

„Das konntest Du nicht thun, Mutter," sagte ich.

„Nein, George, nein," erwiderte sie, „nicht nachdem ich Deines Vaters Frau gewesen. Aber Mr. Prescott war sehr gut gegen uns und vererbte uns so viel, als wir von Mr. James bekommen haben würden, wenn er mich von der Annahme der Summe nicht abgehalten hätte. Zudem bestimmte er, daß seine Tochter Fortunata mit Euch zusammen von mir erzogen werde; er wollte mir damit sein Zutrauen bezeigen und den Beweis geben, daß er nichts Uebeles von mir dachte. Das ist Alles, was ich zu erzählen habe."

(Fortsetzung folgt.)

Die Befestigung von Paris.

Die ersten Anregungen zu einer Befestigung von Paris fallen in die Zeit Napoleons I. und werden dem Marschall Soult zugeschrieben; der Gedanke blieb jedoch Project, bis 1841 das Ministerium Thiers denselben zur Ausführung zu bringen begann. Die Lösung der durch große Ausdehnung äußerst schwierigen Aufgabe wurde dem General Dode de la Brunerie übertragen. Gegenwärtig ist der Oberbefehl über die Festung Paris dem General Trochu übertragen.

Paris liegt in der Niederung der Seine, zu beiden Seiten derselben und von ihr und der in sie mündenden Marne von drei Seiten so umflossen, daß nur die Nordostfront der Stadt nicht durch eine Flußbarriere gedeckt ist. Diese 2½ Meilen lange Lücke von St. Denis bis Neuilly sur Marne wird bis zu dem sie theilenden Ourcq-Canal von Anhöhen ausgefüllt, ist nördlich desselben jedoch völlig flach.

Die Befestigung von Paris zerfällt in eine innere und eine äußere: die innere bildet ein unregelmäßiges Fünfeck, dessen Umwallung aus regelmäßig bastionirten Fronten, mit geräumigen Bastionen, kurzen Courtinen, aber ohne Raveline, besteht. Diese Enceinte, die aus einer Militär-Verbindungsstraße, Wall, Graben und Glacis gebildet ist, hat einen Umfang von sieben Stunden. Sie ist mit etwa 90 Bastionen versehen; der Graben ist 35 Fuß breit und kann von den Canälen und der Seine unter Wasser gesetzt werden; die Militärstraße ist gepflastert, und ihr nahe und parallel läuft die ligne de ceinture, welche die Bahnhöfe sämmtlicher in Paris einmündenden Bahnen verbindet. In dieser Enceinte befinden sich 47 Thore, 14 in den letzten Wochen zugemauerte Ausfallpförtchen, 10 Durchlässe für die Eisenbahnen und 4 für Wasserstraßen.

Um diese innere Befestigung der französischen Hauptstadt zieht sich die äußere, eine Reihe von 15 detachirten Forts, welche einen durchschnittlichen Abstand von etwa 3500 Schritt von einander und einen Umfang von ungefähr 12 Stunden haben, ihrer Wirkungssphäre nach also einen Raum von nahezu 18 Stunden beherrschen. Die Nord- und Ostfront dieser Befestigungen sind die stärksten; beide fallen in die oben erwähnte Lücke, welche nicht von Seine und Marne gedeckt ist und sind strategisch nicht getrennt zu beurtheilen.

Diese Nordostfront beginnt in dem nördlich vom Montmartre liegenden Städtchen St. Denis, dem Hauptpunkte der ganzen äußeren Befestigung, welche von drei selbstständigen Forts, de la Briche, Double couronne du Nord und de l'Est umgeben, eine besondere kleine Festung bildet, da diese drei Werke durch einen Wall nebst Graben verbunden und durch eine von der Redoute de Stains gedeckte Inundation noch besonders verstärkt sind. — An diesen Theil der Fortifications reiht sich südwärts der nach Soissons führenden Eisenbahn und vor dem Canal von St. Denis das Fort d'Aubervilliers mit fünf Bastionen in der Nähe des gleichnamigen und des Dorfes Pantin an; dasselbe ist mit einer aus der Erde des Canals aufgeworfenen Brustwehr versehen, die durch drei Redouten verstärkt ist.

Südlich des Canals von Ourcq, der hier unmittelbar von der „route de Metz et de Strasbourg" begleitet wird, aber auf den Höhen von Belleville, liegt das Fort de Romainville, der Schwerpunkt der ganzen Vertheidigung. Von diesem Fort aus läuft nach dem Canal zu eine Reihe von Verschanzungen, während südwärts sich noch zwei besondere Redouten befinden, an welche sich, immer noch auf dem Höhenzuge und fast parallel der Eisenbahn nach Mühlhausen, die durch eine gepflasterte Straße verbundenen Forts von Noisy, Rosny und Nogent anschließen, zwischen denen noch die Redouten von Noisy, Montreuil, Boissiere und Fontenay liegen. Hier bildet nun, fast 100 Schritt breit, die Marne einen natürlichen Defensiv-Abschnitt, der an der Brücke von St. Maur durch eine 2800 Schritt lange Verschanzung, aus Brustwehr und Graben bestehend, und an deren beiden Flanken durch die Redouten Faisanderie und Gravalle noch besonders befestigt ist. Diese ganzen Werke schließen halbkreisförmig den Park von Vincennes ein, welcher in zweiter Linie diese, durch ihre dominirende Lage an und für sich schon sehr starke Front deckt, noch vor seiner Angriffsfront durch offene bastionirte Werke geschützt ist und im Innern ein großes geschlossenes Fort — das Schloß — als Redoute hat. In diesem befindet sich das Haupt-Arsenal von Paris und vor demselben der große Artillerie Schießplatz, welcher südlich bis an die Marne reicht, jenseits welcher in dem von ihr und der Seine gebildeten Winkel, bei Alfort und rechts der Bahn nach Lyon, das Fort de Charendon liegt, mit welchem die nordöstliche Vertheidigungsfront südlich abschließt.

Die südliche Front der Pariser Festungswerke beginnt gegenüber Fort de Charenton auf dem linken Seine-Ufer mit dem Fort d'Ivry, dem dann in Entfernungen von fast stets 4000 Schritten die Forts von Bicetre, Montrouge, Vanves (Vavres) und Issy folgen, welche drei letzteren durch die dahinter liegenden Höhen von Bagneux und Meudon beherrscht werden. Innerhalb dieser Werke liegen die Eisenbahnlinien nach Limours (Sceaux) und die (linksseitige) nach Versailles.

Die durch die Seine und das Bois de Boulogne begrenzte Westseite von Paris ist durch die Befestigung des Mont-Valerien vertheidigt. Da dieser, 415 Fuß hoch, eine Meile vom Fort d'Issy und mehr wie anderthalb Meilen vom Fort St. Denis ab liegt, so zeigt sich hier die Lücke der Befestigungen, welche auszufüllen seit einigen Wochen 12,000 Arbeiter beschäftigt werden. Man beabsichtigt, bei Montretout, unmittelbar über dem Bahnhofe von St. Cloud, ein großes Werk zu erbauen, das die Thäler von Sevres und Ville d'Avray beherrschen soll.

Die Armirung der Forts soll so gut wie vollendet sein und zwar mit Zwölfpfündern aus den Gießereien von Straßburg und Toulouse; die Thore und Ausgänge sollen außerdem mit schweren Festungsgeschützen besetzt und sämmtliche Werke, wo dies noch nicht der Fall, durch unterirdische Drahtleitung mit dem Hauptplatze wie untereinander in Verbindung gesetzt werden.

Die Turcos.

Das officielle Journal der französischen Republik bringt folgende Skizze, aus der man entnehmen mag, in welchem Glorienscheine diese Helden der Wüste den Pariser Republikanern und Anhängern der Vereinigten Staaten von Europa erscheinen: „Diese Soldaten," schreibt das Blatt, „von bronzener Gesichtsfarbe, eisernen Muskeln, für den Krieg geboren, deren unerschrockene Bravour die Gemüther ihrer Gegner mit Staunen und Schrecken erfüllt, sind größtentheils Kinder des Theils von Algerien, den man das „Tell" nennt. Man hat schon vielfach diese tapfere Truppe beschrieben, die wie die Zuaven kein höheres Ziel kennen, als das, Soldat zu sein, so daß wir schwerlich Neues über sie mittheilen konnten. Es giebt kein begabteres Volk als die Turcos; treu, immer bereitwillig und gefällig, gegen die Officiere voller Achtung, gewohnt sich der Turco an die Disciplin wie an ein Naturgesetz, sie wird ihm sozusagen zum Glaubensbekenntniß. Er geht, marschirt, läuft, bewegt sich unter dem Commando, nur auf dieses hörend. Wenn ihr ihn dem Scheine nach langsam, träge, undisciplinirt findet, so ist nur der Umstand daran Schuld, weil er den Befehl zum Rückzug erhielt. In Paris sind wir gewohnt, den Turco schön und proper equipirt zu sehen; aber im Felde da giebt er sich ganz anders. In der Stadt, in der engen Uniform scheinen die Tirailleurs nur mit Mühe zu gehen oder vielmehr mit Widerwillen sich fortzurollen. Das kommt allein daher, weil sie von Jugend auf einen Widerwillen gegen jede Fußbekleidung haben. Daher ist es im Felde nichts Seltenes, daß man sie barfüßig marschiren sieht, sehr sorgsam die Schuhe in den Tornister verpackt oder in den Brodbeutel gesteckt. Andere schneiden die Stiefel oben auf und benutzen sie, wie wir Pantoffeln oder Schlappen tragen. Barfüßig fühlen die Kinder der Wüste sich erst recht sicher, selbstbewußt wie Antäus, fester und stärker, und es giebt keine Schwierigkeit des Bodens, Gestein, Felsen oder Geröll, das sie nicht mit der Behendigkeit des Panthers überwänden. Naturkinder, wie alle, sprechen sie nur wenig. Der Araber, karg mit Worten, pflegt den Mund nur mit äußerster Reserve zu öffnen; erst dann, wenn er gewiß ist, daß er eine Idee zu formuliren weiß. Er hat ein bezeichnendes Sprichwort: „Oft verliert die Sprache den Menschen." Uebrigens eignet er sich schnell aus den Idiomen der Völker, mit denen er in Berührung kommt, das Nothwendige an; und für ihn genügt dies natürlich. Seine Sprache ist das sogenannte Sabir, das im Süden Algeriens die Langue franque genannt wird, ein Patois mehr als ein Idiom. Müßte man nicht fürchten, excentrisch genannt zu werden, so könnte man füglich sogar sagen, das „Sabir" könnte die Universalsprache werden, die Sprache, nach deren Einführung die Linguisten und Philosophen schon so lange geseufzt. Denn das Sabir hat keinen großen Wortreichthum. In wenigen Stunden kann man nicht allein den Schlüssel, sondern vielmehr alle Feinheiten — alle Atticismen wenn man so will — dieser Volkssprache sich aneignen. Und doch wieder in dieser Einfachheit, welch' außerordentlicher Wortschatz, wenn man die Zuhülfenahme der Pantomime, der Bildersprache, des Augenschlages bedenkt — so daß dahinter die Wortarmuth der Sprache vollständig verschwindet. Mit einem Worte: das Sabir ist eine Geste; ein Satz wiegt manchmal ein langes Gedicht, vielleicht ein Sonnet auf. Deshalb haben die Turcos sich auch mit ihrem Sabir in Paris immer vollständig zurechtgefunden; denn für den Turco ist zunächst die Action, das Benehmen, und erst wenn es durchaus nothwendig ist, das Wort Mittel der Verständigung. Frage man die Preußen, ob sie nicht von dem furchtbaren Elan dieser braven Soldaten niedergeschmettert und wie vom Blitzstrahl erschreckt worden sind. Selbst jetzt, wenn es ihnen gelungen ist, ein paar dieser Wüstensöhne gefangen zu nehmen, hören sie nur mit Schaudern und Angst die gefangenen Turcos in ihren Bart das furchtbare „makache" murmeln."

Mannichfaltiges.

— Ein Specialcorrespondent des „Frankf. Journ." spricht in seinem Berichte über die Schlacht bei Sedan in höchst ehrenvoller Weise von der muthvollen und aufopfernden Thätigkeit des Speyerer Sanitätshilfscorps. Er schreibt: Während des hitzigen Kampfes hatte das dritte freiwillige Sanitätshilfscorps, unter Führung des Johanniterritters v. Richthofen, sich auf den Kampfplatz begeben. Dieses Corps bestand ursprünglich aus jungen Leuten von Speyer, als Turnern, Abiturienten des dortigen Gymnasiums, Kaufleuten u. s. w., formirt durch Buchhändler Lang aus Speyer, und ihm schlossen sich demnächst 14 junge Leute aus Mußbach in der Pfalz (bei Neustadt a. d. Haardt), 6 Jenenser Studenten und 5 Berliner Felddiakonen an. Diese meistens sehr jungen Leute trafen unter Führung ihres energischen Chefs in einem sehr kritischen Momente auf dem Schlachtfelde ein, und hatten lange Zeit ein sehr heftiges Granatfeuer der französischen Batterieen auszuhalten. Daß sie bei den zwischen und um sie herum crepirenden Granaten ohne Verlust, ja ohne Verwundung davongekommen, ist als ein Wunder zu betrachten. Von französischer Cavalerie mit einem Angriff bedroht, zeigten sie auf ihre weißen Armbinden mit rothem Kreuz und warfen sich in einen Graben; glücklicherweise kam ihnen in diesem kritischen Momente preußische Cavalerie zu Hilfe, welche die französische abschnitt, während beide Theile über den Graben und die jungen Leute des Sanitätscorps hinwegsetzten. Diese Letzteren holten Verwundete unter dem dichtesten Kugelregen vom Schlachtfelde weg, um sie zu verbinden und in Sicherheit zu bringen. Jeder dieser braven Jünglinge hat die Kriegsdecoration eines wirklichen Combattanten mit Recht verdient. Ehre und Anerkennung dieser wirklich patriotischen Aufopferung, denn ich weiß, unter welchen unendlichen Anstrengungen, unter Hunger, diese Leute Tag und Nacht arbeiten.

— Man schreibt der „Köln. Ztg." Zur Bestätigung der Thatsache, daß Napoleon den Krieg gegen Deutschland schon seit Jahr und Tag vorbereitet, resp. beabsichtigt hatte, können auch wir einen aus authentischer Quelle erhaltenen Beleg liefern. Die Württemberger hatten bei Wörth einen französischen Officier gefangen genommen und bei ihm Papiere vorgefunden, welche die allerspeciellsten geographischen, ethnographischen, topographischen, statistischen ꝛc. Notizen über gewisse Gegenden Deutschlands enthielten. Insbesondere waren auf einem der Blätter die genauesten Angaben über die Bevölkerungsverhältnisse, Flüsse, Wälder, Wege ꝛc. von der Umgegend von Hanau gemacht und die Bemerkung hinzugefügt, daß der Schreiber diese Notizen von dem „Notaire de Langenselbold" erhalten habe. Die Württemberger lieferten die Papiere sofort in's Hauptquartier des Königs von Preußen ab, von wo sie zur weiteren Untersuchung nach Hanau geschickt wurden. Hier konnte man der Natur der Sache nach nur auf den Notar und Rechtsanwalt Fl. verfallen, der früher in Langenselbold als Advocat fungirt hatte. Freilich war die patriotische Gesinnung des Gemeinten, der zudem seine Preußenfreundlichkeit durch seine Mitarbeiterschaft an verschiedenen Zeitungen nachzuweisen vermocht hätte, über jeden Zweifel erhaben; aber gleichwohl glaubte der Staatsanwalt zu seiner Vernehmung schreiten zu müssen, und bei dieser fiel es denn dem ehemaligen „Notaire de Langenselbold" plötzlich ein, daß er im Jahre 1868 (!) mit einem Herrn in einem Eisenbahncoupé von Langenselbold bis Hanau gefahren war, der an ihn in fremdem Dialekt allerhand, Herrn Fl. . . damals unverfänglich scheinende Fragen gestellt hatte, die er, Fl., eben so unverfänglich beantwortete, wie z. B.: „Wie groß ist dieser Forst? Geht eine Brücke über diese Flußchen? Wie viel Einwohner hat dieses Dorf?" Es ist also offenbar, daß der fremde Herr ein Emissär der französischen Regierung war, der, um seinen gesammelten Notizen ein gewisses Relief zu geben, diese als von dem „Notaire de Langenselbold" erhalten bezeichnete. Den Titel seines Reisegefährten konnte er ja leicht von dem Conducteur erhalten haben, als Fl. in Hanau ausstieg. Fl. machte die Reise von Langenselbold nach Hanau sehr oft und war dem Conducteur persönlich bekannt.

— Das Berliner „Fremdenblatt" erzählt folgende rührende Geschichte vom Schlachtfelde: Der Sanitätsrath K. in Berlin trat als Stabsarzt in dasselbe Regiment, in welchem sein Sohn als junger Officier diente, um jederzeit ihm hilfreich beistehen zu können. Nach der Schlacht bei Metz am 18. wurde der junge Officier vermißt und der Vater suchte seinen Verbleib zu erforschen, erfuhr auch bald, daß er gefallen sei. Noch in der Nacht machte sich nun der Vater in Begleitung eines Unterofficiers derselben Compagnie auf, um an der Stelle, wo ihn Letzterer fallen gesehen, nach dem Sohn zu suchen. Vielleicht daß noch Hilfe möglich war! Leider aber gelang es dem Vater nicht, unter den vielen Leichen in der Finsterniß den Sohn aufzufinden, und unverrichteter Sache mußte er wieder in das Bivouac zurückkehren, nicht ohne daß auch er einige jener Gestalten verscheucht hätte, welche als Hyänen des Schlachtfeldes nur allzurichtig bezeichnet werden. Sobald indessen der Morgen graute, machte sich der besorgte Vater wieder auf den Weg nach dem Schlachtfelde und endlich: siehe, da lag der Sohn, in der Rechten den Degen krampfhaft haltend mit aufgehobenem Arm, die Linke auf das linke Auge gepreßt, durch welches eine Kugel direct den Weg in das Gehirn gefunden hatte. Der Vater entwand der Hand des Sohnes den Degen als einziges Andenken an ihn, denn Uhr, Medaillon, Geld und Brieftasche hatten die Hyänen, welche er selbst von der Leiche unbewußt verscheucht, bereits geraubt; nur die Fingerringe hatten sie im Stich gelassen. Der Vater liegt jetzt selbst krank darnieder.

— Ein Musketier des 79. Regiments, welcher in der Schlacht vom 16. August einen die Zehe streifenden Schuß erhalten hatte und darauf zur Heilung nach Hildesheim zurückgekehrt ist, erzählt folgendes Erlebniß: Er habe verwundet auf dem Verbandplatz gelegen, als der Bundeskanzler Graf Bismarck hinzugekommen sei und u. A. auch ihn nach seiner Verletzung gefragt habe. Da habe er, auf seine verwundeten Zehen weisend, geantwortet: „Sie haben mir die Hühneraugen operirt", worauf Graf Bismarck mit der Bemerkung, dann sei wohl auch ein Pflaster nöthig, ihm einen Fünf-Thalerschein geschenkt habe, und dabei zeigte der Verwundete mit großem Stolz das lindernde Pflaster.

— H. Vogel schreibt in der „Frankf. Ztg.": In Landau sah ich ein Opfer des Krieges, daß mich fast mehr ergriff, als der Jammer des Schlachtfeldes. Als ich über den Zeughausplatz dahinging, hörte ich plötzlich ein heiseres Lachen, das mir eiskalt durch die Glieder fuhr. Ich wandte mich nach der Stelle, von der die unheimlichen Töne kamen, und ich sah, wie ein französischer Officier an der Erde kauerte und mit einem Hunde spielend, unartikulirte Laute ausstieß, die bald wie Weinen, bald wie Lachen klangen. Wie ich vernahm, war der Unglückliche, dessen Brust mehrere Orden zierten, ein höherer Officier von dem Kürassier Regiment, das bei Wörth ein so schreckliches Ende fand. Nur sein Körper, nicht sein Geist, hatte den Unglückstag überlebt.

— Dr. G. Hirth berechnet die Kosten der militärischen Action Deutschlands auf 1250 Mill. Frs., die unmittelbaren Verluste auf 1230 Mill. Frs., die mittelbaren auf 2250 Mill. Frs., Kriegsentschädigung für die zurückeroberten Lande Elsaß und Lothringen, insbesondere Straßburg, auf 200 Mill. Frs., Summa Summarum 4930 Millionen Franken.

— In Stettin gab ein französischer Kriegsgefangener als man ihm mittheilte, daß der Kaiser Napoleon gefangen sei nur die trockene Antwort: „Moi aussi" (Ich auch!).

Verantwortliche Redaction: Vb. Gebhard Stan.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 108. Dritter Jahrgang. 1870.

—r. Die Geschichte unserer Mutter.

(Fortsetzung.)

Die Erzählung meiner Mutter war ganz und gar geeignet, mich nicht nur in Erstaunen zu setzen, sondern sie gab mir auch Stoff zum Nachdenken, denn wenn Alles sich so verhielt, war ich nicht mehr der arme George Haddan, mit nur fünftausend Dollars Vermögen, sondern in diesem Augenblick der rechtmäßige Eigenthümer von zwölftausend Pfund Renten nebst den während meiner Minderjährigkeit aufgelaufenen Zinsen. Verhielt es sich aber nicht so, was hatte ich dann Fortunata zu bieten? Bis meine Ansprüche legal begründet waren, besaß ich nicht einmal einen unbefleckten Namen. Meine Mutter sagte, sie hätte befürchtet, die Mittheilung würde mich aus der Fassung bringen. Und aus der Fassung war ich allerdings gebracht.

Ich suchte Fortunata auf und fand sie endlich in unserem alten Schulzimmer mit einer Näharbeit beschäftigt. Ohne Verzug wiederholte ich ihr Alles was ich gehört hatte.

* * *

Ich bin die obenerwähnte Fortunata und werde den Rest von Mrs. Haddan's Geschichte erzählen, denn George macht zu viele Umstände im Schreiben. Niemand konnte mir je die Ueberzeugung beibringen, daß jene Documente verloren gegangen seien. Zerstört mochten sie vielleicht sein, aber keinenfalls verloren. Ein Paquet von nicht geringer Größe und mit wichtigen Papieren, die zudem nur für die Familie Haddan Werth hatten, konnte nicht abhanden kommen, wenn nicht der ganzen Postsendung ein Unfall begegnet war. Es war allerdings eine Unvorsichtigkeit des Absenders gewesen, eine Paquet von solcher Wichtigkeit in derselben Weise zu befördern, wie einen gewöhnlichen Brief, besonders vor so langer Zeit, als der Postdienst zwischen New York und London noch nicht das war, was er heute ist. Aber ein Testament, ein Trauschein und ein langer Brief bilden ein bemerkbares Volumen. Und darum konnte es nicht verloren sein.

Wir berieten, was wir thun sollten, und kamen zu dem Entschluß, gleich nach meinem 21. Geburtstage mit dem ersten Dampfboot nach England abzugehen. Wäre ich vor fünfzehn Jahren schon in diesem Alter gewesen, so hätte ich es schon damals gethan und hätte dem Paquet nachgeforscht von dem Postbureau bis zu den Händen, die es öffneten. Diese Aufgabe war jetzt viel schwieriger, aber es mußte doch geschehen. Zuvörderst war es geboten, in aller Stille die Kirche aufzusuchen, in welcher Mrs. Haddan getraut worden war. Gelang uns dies, so waren wir dem Ziel bedeutend näher.

Wir Alle liebten Mrs. Haddan sehr. Sie war eine der mildesten Frauen, in der That aber die schwächste Frau, die ich je kannte. Am meisten wunderte es mich, daß sie mit ihrer kleinen Gestalt und kleinen Seele ein solches Geheimniß so lange vor uns hatte verborgen halten können. Sie war wie gesagt sehr klein, hatte eine leise klagende Stimme und ein schüchternes Benehmen. Ihre Gesichtszüge und ihr Teint waren sehr hübsch, und sie hatte große träumerische Augen, denen die Thränen bei der geringsten Veranlassung entflossen, gleichviel ob ein neues Hutband einen Flecken bekommen hatte oder ob ein Freund gestorben war. Große Schwierigkeiten machte es, sie zur Reise zu bewegen, denn ihre Natur hatte zu feste Wurzeln in der gewohnten Umgebung gefaßt, und mit Thränen wiederholte sie immer, daß Tante Becket ihr streng verboten habe, sich je in England blicken zu lassen. Zudem erklärte sie feierlich, daß sie weder die Kirche, in der sie getraut worden, wiederzuerkennen, noch sich zu besinnen vermöge, in welchem Theile Londons sich diese befunden. Mir schien dies fast unglaublich, weil ich die Ueberzeugung hatte, jede Frau mit nur einem Funken Menschenverstand und mit gesunden Augen im Kopfe müsse den Ort erkennen, an dem sie getraut worden, wenn sie ihn wiedersehen würde. Allerdings war in Betracht zu ziehen, daß Mrs. Haddan damals eigentlich noch ein siebzehnjähriges Kind gewesen war und keine intelligente Amerikanerin von demselben Alter.

Ueber unsere Reise will ich schweigen. Wie es von einer Frau ohne alle Willensstärke zu erwarten war, befand sich Mrs. Haddan den ganzen Weg über sehr schlecht und weinte und ächzte jeden Augenblick, wenn es ihr überhaupt möglich war zu weinen und zu ächzen. Margaret pflegte ihre Mutter, während George und ich meilenlange Spaziergänge auf dem Verdeck machten und überlegten, was wir thun sollten. Nach unserer Ankunft in England reisten wir sofort nach London, wo wir spät Abends ankamen. Am nächsten Morgen und noch an vielen der folgenden Tage fuhren wir in einem Miethwagen die Straßen auf und ab, bis wir es nahezu überdrüssig wurden. Sobald wir einer Kirche oder irgend einem in einigermaßen kirchlichem Styl aufgeführten Gebäude uns näherten, bat Mrs. Haddan mit leise flehender Stimme, daß der Wagen halten möge. Sie schlug dann den Schleier zurück, lehnte sich zum Fenster hinaus und beschaute prüfend die Front des Gebäudes. Falls nicht George sich sofort überzeugte, daß wir keine Kirche vor uns hatten, pflegte sie stets die Meinung zu äußern, dies könne wohl der rechte Ort sein. Hatten wir uns dann mit größeren oder kleineren Schwierigkeiten die Schlüssel verschafft, so hing sich, sobald wir eingetreten waren, Mrs. Haddan mit beiden Händen an ihres Sohnes Arm und trippelte den Mittelgang hinauf. Mit gesenkten Blicken und erröthenden Wangen blieb sie dann ein paar Minuten stehen, gleichsam als ob sie die Stimme des Geistlichen hören könne, und lispelte endlich, die thränenfeuchten Augen aufschlagend: „George, Lieber, — ich meine wirklich, — ich habe das Gefühl, daß wir an der rechten Stelle sein könnten." Sofort eilten in diesem Falle George und ich in die Sacristei, und wenn die Register von vor zweiundzwanzig Jahren noch existirten, lasen wir die Namen der in Mrs. Haddan's Heirathsjahr getrauten Paare durch, doch immer vergeblich.

Einmal kamen wir an eine Kirche, welche behufs der Entstehung einer neuen Straße gerade abgebrochen wurde. Das Dach war schon herunter und die Kanzel und Bänke fort. Auch hier hatte Mrs. Haddan dasselbe „Gefühl", und ich gab die Sache verloren. Im Hôtel angelangt legte sich die gute

Frau mit heftigem Kopfweh in's Bett, und George und ich sahen uns bedenklich an.

„George," sagte ich, sobald wir allein waren, „das Alles führt zu nichts. Deine Mutter wird niemals die Kirche wieder erkennen. Wir müssen etwas Anderes versuchen."

„Aber was, Fortunata?" fragte er niedergeschlagen.

„Wir wollen es ruhig überlegen, mein lieber George," gab ich zurück. „Zuvörderst sage mir, ob Du selbst fest überzeugt bist, daß dein Vater Deine Mutter wirklich geheirathet hat."

Das Blut stieg ihm in's Gesicht und er preßte die Lippen fest zusammen. Ich weiß nicht was er im Begriff stand zu erwidern, denn ich verhinderte eine Antwort, indem ich meinen Arm um seinen Hals schlang, wie wir es als Kinder oft gethan hatten.

„Still, George," flüsterte ich ihm in's Ohr, „es ist nur Fortunata, welche es gesagt hat, aber gar viele Leute werden noch dieselbe Frage stellen. Für mich bist Du doch immer der Nämliche, und darum sei nicht böse auf mich."

„Nein," antwortete er mit dumpfer Stimme, „nein, Fortunata; aber wenn es ein Mann sagte —." Dabei ballte er beide Hände und sah so grimmig aus, daß ich vor ihm erschrak.

„George," begann ich wieder, „verlasse Dich darauf; wenn der Trauschein zerstört ist, so ist auch das Register zerstört. Könnte Jemand mit gesunden fünf Sinnen glauben, Deine Mutter würde die Kirche nicht wieder erkennen, in der sie getraut worden?"

„Ich glaube es nicht," erwiderte er noch niedergeschlagener denn zuvor.

„Sie sind reich und Du bist arm," sagte ich ihm fest in's Gesicht blickend, „Du wirst sehr arm sein, wenn uns unser Vorhaben nicht glückt."

„Ich bin ein Mann," entgegnete er, das Haupt stolz aufrichtend, ich kann meinen Weg in der Welt machen. Es ist nicht das, was mich bekümmert."

(Fortsetzung folgt.)

Die Schlacht bei Sedan.

Officieller Bericht aus dem Hauptquartier des Obercommando's der dritten Armee.

Donchery, 2. September 1870. Durch die Gefechte des 30. August war die Katastrophe der französischen Nordarmee vorbereitet worden. Aus Mouzon hatte sich der Feind noch am Abend des 30. nach scharfer Kanonade gegen das 4. preußische Corps und Theile der bayerischen Corps zurückziehen müssen. Die größere Masse der deutschen Armee stand am 3. noch auf dem linken Ufer der Maas, doch hatte die Armee unter dem Kronprinzen von Sachsen den Fluß bereits überschritten und war über Mouzon hinaus in der Richtung auf Carignon und Sedan im Vorgehen. Von den Truppentheilen der dritten Armee marschirte am 31. das 1. bayerische Corps über Raucourt auf Remilly, das 11. preußische Corps von den gestern eingenommenen Positionen bei Stonne und Chemery und Chevenge, mit der Aufgabe, am linken Maasufer Halt zu machen und sich angesichts von Donchery, einer kleinen Stadt am anderen Ufer, zu lagern; das 5. preußische Armeecorps folgte dem 11., das 2. bayerische dem 1.; die Württemberger rückten über Vendresse und Boutencourt ebenfalls an die Maas. Die Marschlinien der dritten Armee convergirten auf diese Weise gegen die Festung Sedan, in deren Mauern und in deren Umgebungen die französische Nordarmee sich concentrirt hatte. Die Aufgabe war, den Feind in diesen Stellungen einzuschließen und ihn entweder zur Uebergabe seiner Armee oder zur Flucht über die belgische Grenze zu zwingen. Da die letztere Eventualität für nicht unmöglich gehalten wurde, war in der Tagesordre vom 30. ausdrücklich gesagt, daß die deutschen Truppen den französischen Corps unverzüglich zu folgen hätten, falls diese nicht, dort angekommen, sogleich entwaffnet würden.

Der 31. ging ohne ein bedeutenderes Rencontre vorüber. Nur bei Remilly stieß das 1. bayerische Corps auf den Feind, vertrieb ihn aber nach längerem Geschützfeuer im Laufe des Vormittags und näherte sich der Maas. Diesen Theil der Operationen, der den wichtigsten Vorgang des 31. August bildete, beobachtete der Kronprinz mit dem Stabe und dem Officiercorps des Hauptquartiers von einer Anhöhe unmittelbar hinter der Kirche des Dorfes Stonne. Morgens 9 Uhr war Se. königl. Hoheit vom Lager in Pierremont hier eingetroffen. Der Observationspunkt gewährte einen halb offenen Einblick in das Thal von Remilly. Zunächst senkt das hügelige Terrain, auf dem Stonne gelegen ist, sich abwärts in einen Wiesengrund, weiter vorwärts geht die Ebene in ein langgestrecktes Gehölz über, in dessen äußerem Saum die Straße nach Remilly in tiefer Schlucht sich hinzieht. Nachdem das Gefecht bei Remilly entschieden, begab sich der Kronprinz nach Chemery, wo das Nachtquartier bestimmt war. Das 11. Corps und die Württemberger hatten die ihnen für diesen Tag aufgetragenen Befehle ohne Schwierigkeit ausführen können. Das 5. Corps, das seinen Weg nach Chemery nahm und hier vor dem Oberbefehlshaber vorbei defilirte, war bis zum späten Abend im Nachrücken. Auf diese Weise hatte man die taktischen Maßregeln so getroffen, daß in der Nacht zum 1. September die Truppen der deutschen Armee bereit standen, um ihre Brücken über die Maas zu schlagen und zum Angriff gegen die Franzosen vorzugehen. Da auf dem linken Ufer die Armee unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Sachsen sich so rangirt hatte, daß von ihr der erste Offensivstoß gegen Sedan geführt werden konnte, und da diejenigen Theile dieser Armee, die noch auf dem linken Ufer standen, namentlich das Garde-Corps, sich fertig hielten, um den Uebergang zu bewerkstelligen, so konnte die schlachtmäßige Aufstellung der Truppen am Abend des 31. als vollendet angesehen werden.

Es war anfangs der Plan, den entscheidenden Schlag erst am 2. September zu führen, weil es wünschenswerth schien, den Truppen der sächsischen Armee nach den Strapazen ihrer forcirten Märsche vom 30. und 31. einen Ruhetag zu gönnen. Bei einer längeren Unterredung jedoch, die Se. Maj. der König, als Allerhöchstderselbe am Nachmittag des 31. zwischen 5 und 6 Uhr, auf dem Wege nach Vendresse, durch Chemery passirte, mit dem Kronprinzen unter Hinzuziehung des Generals v. Moltke und des Generallieutenants v. Blumenthal abhielt, wurde beschlossen, daß der Sturm auf Sedan und die französischen Fronten zwischen der Maas und den Ardennen bereits am folgenden Tage vorzunehmen sei. In der Nacht auf den 1. September, gegen 1 Uhr, erreichten den Kronprinzen von Sachsen die nöthigen Ordres zum Vorrücken. Um 5 Uhr Morgens sollte das Feuer eröffnet werden.

Unsere Schlachtlinie war in folgender Weise formirt: Den rechten Flügel hielt die Armee des Kronprinzen von Sachsen. Das 12. Corps bildete die Avantgarde, dahinter das 4. Corps, dann das Gardecorps, endlich die 4. Cavalleriedivision mit dem Rücken nach Remilly. Soweit diese Truppentheile die Maas noch zu überschreiten hatten, wählten sie Douzay (auf dem linken Ufer) als Brückenkopf. Daran schloß sich linker Hand das 1. bayerische Corps, vom zweiten gefolgt; es schlug seine Brücke in der Höhe des Dorfes Bazeilles; das 11. preußische Corps hatte während der Nacht seine Pontons 1000 Schritte unterhalb Donchery aufgefahren und zog von hier aus über die Maas, in nächster Entfernung von ihm, auf einer zweiten Brücke, das 5. Corps; noch weiter links bei dem Dorfe Donle-Mesnil die Württemberger. Das 6. Corps stand zwischen Attigny und Le Chene in Reserve. Diesen Truppen gegen-

über standen von französischen Streitkräften: die Corps Mac Mahon, Failly, Canrobert, die Reste der ehemals Douay'schen Armee und das erst neuerdings gebildete 12. Corps. Mittelpunkt ihrer Aufstellung war die Festung Sedan; ihre Flanken erstreckten sich von Givonne auf der Linken, an den Vorbergen der Ardennen, die im Rücken der Festung liegen, entlang bis gegen Mezieres, das ihrer Rechten als Stützpunkt diente.

Der Kronprinz verließ Chemery um 4 Uhr Morgens zu Wagen. Auf der Straße, die nach Donchery führt, unmittelbar vor dem Dorfe Cheveuge, standen die Pferde bereit. Auf einer Bergkuppe, die über der Stadt Donchery gegen das Maasthal vorspringt, in der Nähe eines kleinen Lustschlosses, Chateau Donchery, das auf der Waldhöhe weithin sichtbar ist, nahm das Obercommando seine Aufstellung. Man übersah von hier aus nicht nur die ganze Schlachtordnung der deutschen Armee, sondern konnte auch die Entwickelung des Kampfes nach allen Richtungen verfolgen.

Sedan liegt an einem der schönsten Punkte des Maasthales zwischen terrassenförmig aufsteigenden, von Laubwald bekrönten Höhenzügen. Von den Anhöhen rechts führen schmale Wiesenflächen zur Maas herab. Auf dem linken Ufer liegt im Grunde, links von Sedan, die Stadt Donchery mit ihren grauen Ziegeldächern, dahinter und zu beiden Seiten dehnt sich die Ebene aus, in der Mitte aber hebt sich das Terrain zu theils bewaldeten, theils lehmigen Hügeln und wird am Horizont von der mächtigen, halbkreisförmigen Bergkette der Ardennen begrenzt. In der Mitte des Grundes, zwischen Donchery und Sedan, sieht man mehrere Weiler, in Gebüsch und Waldung halb versteckt. Rechts wendet sich die Maas in doppelter Krümmung, eine Landzunge umschließend, in die Ebene und durchschneidet die niedrige Hügelkette in der Mitte. In dieser Bucht liegt das Dorf Iges, hinter dem Bergzug Mont d'Iges, links im Wiesengrund das Dorf Villette, rechts Glaize. Zwischen Iges und Sedan liegt auf dem linken Ufer Floing, weiter rechts Givonne. Die Hauptstraße zwischen Donchery und Sedan beginnt bei einer Brücke, die über die Maas in die erstere Stadt führt, bis zur Festung auf dem rechten Ufer bleibt und, auf dem halben Wege nach Sedan, das Dorf Frenoy berührt. Bazeilles, gegen das die Bayern bei ihrem Uebergang zuerst stoßen sollten, liegt rechts, südwestlich von der Festung, Douzy, wo das Gardecorps übersetzte, auf der äußersten Rechten.

Dichter Nebel bedeckte Thal und Höhen; erst gegen halb 8 Uhr brach die Sonne durch; es wurde ein schwüler drückender Tag. Die Armee des Kronprinzen von Sachsen hatte sich bald nach 5 Uhr in Bewegung gesetzt. Um halb 7 Uhr ertönte auf der Linie hinterwärts Sedan, wo der rechte Flügel der deutschen Truppen vorstieß, anhaltendes Geschützfeuer. Man hatte den Feind in seiner linken Flanke gefaßt. Auf den Anhöhen stund er hier in vorzüglicher Deckung. Während der Kampf über eine Stunde lang zum Stehen kam, hatte sich der linke Flügel zur Umgehung der französischen Linien rangirt. Das 11. Corps zog sich an den Höhen inmitten der Ebene entlang, das 5. Corps nahm die Wendung, um von den Hochbergen her, die das Thal abschließen, dem Feinde in den Rücken zu fallen. Der Schlachtplan basirte darauf, daß diese Corps sich schließlich mit denen des rechten Flügels (Bayern, Sachsen, 4. Corps) zur völligen Umschließung der Franzosen die Hand reichen sollten, so daß auch der Flucht gegen die Ardennen hin ein Riegel vorgeschoben war. Die Württemberger und die ihnen später zugetheilte 4. Cavalleriedivision hatten die Ebene zu schützen, wenn der Feind hierher einen Ausfall machen sollte, was jedoch, selbst bei einer glücklichen Wendung der Schlacht, mit den größten Schwierigkeiten verknüpft gewesen wäre, da die Maasübergänge nicht in seiner Hand lagen, theilweise, wie z. B. die Eisenbahnbrücke zwischen Donchery und Sedan von ihm selbst zerstört worden waren. Um 9¼ Uhr war die Umgehung von Seiten des 11. Corps so weit vollbracht, daß man Fühlung mit den Franzosen gewonnen hatte. Lebhafteres Batteriefeuer bezeichnete den Eintritt dieses Momentes. Es wurde auch für die Sachsen, die bisher absichtlich noch nicht die ganze Kraft des Angriffes entwickelt hatten, das Signal zu einer den Feind übermannenden Attaque. An einigen Stellen seines rechten Flügels begann er schon jetzt sich gegen die hinterwärts gelegenen Höhen zurückzuziehen: mit keinem anderen Erfolg, als daß Alles, was sich auf diese Weise zu retten suchte, in die eiserne Umarmung der beiden flankirenden preußischen Corps gerieth. An der Stelle, wo das 11. Corps über den mittleren Bergrücken auf den überraschten Gegner herabdefilirte, ließ seit 10½ Uhr der Widerstand der Franzosen merklich nach. Doch entwickelte sich an einzelnen Stellen, besonders bei dem Dorfe Iges und auf dem Felde, das von den Höhenzügen gegen Sedan herabführt, ein verzweifelter Kampf. Da die Franzosen überwiegend Artilleriefeuer zu bestehen hatten, überließen sie die schwierigste Aufgabe dieses Tages ihrer Reiterei, die den Geschützen von der Seite beikommen sollte. Die französische Cavalerie ging in zwei Attaquen mit glänzender Tapferkeit vor, einige Regimenter, wie die Chasseurs d'Afrique, mit der äußersten Bravour. Die Infanterie ermattete früher; schon vor 12 Uhr war die Zahl Derer, die ohne Gegenwehr capitulirten, nicht gering. Das 5. Corps hatte inzwischen den weiten Marsch bis zu den äußersten Höhenwaldungen zurückgelegt. Es kam auch hier zu einigen heftigen Kämpfen mit denjenigen Truppentheilen der fünf französischen Corps, die den Rückzug gegen die Ardennen erstrebt hatten.

Die Verhältnisse gestalteten sich aber auch hier vollständig zu unseren Gunsten. Es konnte schon um 12½ Uhr gemeldet werden, daß die französische Reserve-Artillerie, die der Kaiser gegen das 5. Corps hatte richten lassen, zurückgeschlagen sei und daß höchstens einige zerstreute Banden der Infanterie auf die belgische Grenze übergetreten sein könnten. Nachdem auf diese Weise die Fluchtlinie rückwärts geschlossen, concentrirte sich die Entscheidung um so mehr auf den mittleren Theil des Schlachtfeldes: die Hügelkette, die sich durch die Ebene zieht, die Felder, die von hier gegen Sedan abfallen, und die Festung selbst, die jetzt für die von den Höhen herabgeworfenen Truppen die einzige Zufluchtsstätte blieb. Seit ¾1 Uhr näherten sich die Feuer der preußischen Batterieen von dem rechten und linken Flügel einander mit solcher Schnelligkeit, daß man auch auf dieser Front jeden Augenblick den Zuschluß der Rückzugslinie erwarten konnte. Einen wahrhaft glänzenden Anblick bot der sichere und unaufhaltbare Vormarsch des Gardecorps dar, das sich theils hinter, theils zur Seite des 12., auf dem linken Flügel, entfaltete. Seit 10¼ Uhr waren die Garden links von Sedan gegen den Wald gegangen, die Artillerie vorgezogen. An dem schnellen Vorrücken der Rauchsäulen konnte man bemerken, wie fast mit jeder Minute Terrain gewonnen wurde.

Wirksam that sich dabei die Unterstützung von Seiten der Bayern hervor. Das 1. bayerische Corps hatte Bazeilles, das in Flammen aufging, nach zähem Widerhalt der Franzosen erstürmt, das Dorf Balan, südwestlich von Sedan, genommen. Eine Thalschlucht bereitete hier noch große Schwierigkeit. Gegen Mittag postirten die Bayern zwei Batterieen links von der Straße nach Sedan. Von diesem Punkte aus wurde Villette beschossen, wo alsbald der Kirchthurm in Flammen aufging. Die Franzosen mußten auch hier mit ihrer Artillerie das Feld räumen, das 11. und 12. Corps fanden nun nirgends mehr ein Hinderniß ihres Vordringens gegen die Mauern von Sedan. In hellen Haufen sah man den Feind der Festung zueilen. Und während die Flucht noch in vollem Gange war, sah man schon aus dem Gehölz auf den Höhen Schaaren von Gefangenen, die am Saum des Waldes zu größeren Trupps geordnet und nach der Ebene transportirt wurden.

Das Gardecorps war inzwischen so weit vorwärts manövrirt, daß es kurz vor 2 Uhr mit dem 5. Corps an den äußersten Waldhöhen zusammentraf. In einer doppelten Parallele umschlossen jetzt, wie eine lebendige Mauer, die deutschen Truppen den Rest der französischen Armee, der sich auf die enge Festung Sedan zurückgeworfen hatte.

Hier und da brannten Dörfer oder Weiler; an mehreren

Ex. 1 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Kunde will ihn reklamieren. Was sagt er?

Ex. 2 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Händler will ihn reklamieren. Was sagt er?

Ex. 3 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Kunde will ihn reklamieren. Was sagt der Händler?

Ex. 4 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Händler will ihn reklamieren. Was sagt der Kunde?

Ex. 5 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Kunde will ihn reklamieren. Was sagt der Händler?

Ex. 6 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Händler will ihn reklamieren. Was sagt der Kunde?

Ex. 7 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Kunde will ihn reklamieren. Was sagt der Händler?

Ex. 8 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Händler will ihn reklamieren. Was sagt der Kunde?

Ex. 9 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Kunde will ihn reklamieren. Was sagt der Händler?

Ex. 10 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Händler will ihn reklamieren. Was sagt der Kunde?

Ex. 11 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Kunde will ihn reklamieren. Was sagt der Händler?

Ex. 12 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Händler will ihn reklamieren. Was sagt der Kunde?

Ex. 13 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Kunde will ihn reklamieren. Was sagt der Händler?

Ex. 14 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Händler will ihn reklamieren. Was sagt der Kunde?

Ex. 15 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Kunde will ihn reklamieren. Was sagt der Händler?

Ex. 16 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Händler will ihn reklamieren. Was sagt der Kunde?

Ex. 17 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Kunde will ihn reklamieren. Was sagt der Händler?

Ex. 18 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Händler will ihn reklamieren. Was sagt der Kunde?

Ex. 19 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Kunde will ihn reklamieren. Was sagt der Händler?

Ex. 20 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Händler will ihn reklamieren. Was sagt der Kunde?

Ex. 21 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Kunde will ihn reklamieren. Was sagt der Händler?

Ex. 22 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Händler will ihn reklamieren. Was sagt der Kunde?

Ex. 23 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Kunde will ihn reklamieren. Was sagt der Händler?

Ex. 24 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Händler will ihn reklamieren. Was sagt der Kunde?

Ex. 25 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Kunde will ihn reklamieren. Was sagt der Händler?

Ex. 26 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Händler will ihn reklamieren. Was sagt der Kunde?

Ex. 27 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Kunde will ihn reklamieren. Was sagt der Händler?

Ex. 28 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Händler will ihn reklamieren. Was sagt der Kunde?

Ex. 29 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Kunde will ihn reklamieren. Was sagt der Händler?

Ex. 30 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Händler will ihn reklamieren. Was sagt der Kunde?

Ex. 31 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Kunde will ihn reklamieren. Was sagt der Händler?

Ex. 32 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Händler will ihn reklamieren. Was sagt der Kunde?

Ex. 33 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Kunde will ihn reklamieren. Was sagt der Händler?

Ex. 34 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Händler will ihn reklamieren. Was sagt der Kunde?

Ex. 35 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Kunde will ihn reklamieren. Was sagt der Händler?

Ex. 36 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Händler will ihn reklamieren. Was sagt der Kunde?

Ex. 37 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Kunde will ihn reklamieren. Was sagt der Händler?

Ex. 38 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Händler will ihn reklamieren. Was sagt der Kunde?

Ex. 39 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Kunde will ihn reklamieren. Was sagt der Händler?

Ex. 40 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Händler will ihn reklamieren. Was sagt der Kunde?

Ex. 41 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Kunde will ihn reklamieren. Was sagt der Händler?

Ex. 42 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Händler will ihn reklamieren. Was sagt der Kunde?

Ex. 43 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Kunde will ihn reklamieren. Was sagt der Händler?

Ex. 44 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Händler will ihn reklamieren. Was sagt der Kunde?

Ex. 45 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Kunde will ihn reklamieren. Was sagt der Händler?

Ex. 46 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Händler will ihn reklamieren. Was sagt der Kunde?

Ex. 47 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Kunde will ihn reklamieren. Was sagt der Händler?

Ex. 48 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Händler will ihn reklamieren. Was sagt der Kunde?

Ex. 49 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Kunde will ihn reklamieren. Was sagt der Händler?

Ex. 50 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Händler will ihn reklamieren. Was sagt der Kunde?

Ex. 51 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Kunde will ihn reklamieren. Was sagt der Händler?

Ex. 52 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Händler will ihn reklamieren. Was sagt der Kunde?

Ex. 53 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Kunde will ihn reklamieren. Was sagt der Händler?

Ex. 54 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Händler will ihn reklamieren. Was sagt der Kunde?

Ex. 55 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Kunde will ihn reklamieren. Was sagt der Händler?

Ex. 56 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Händler will ihn reklamieren. Was sagt der Kunde?

Ex. 57 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Kunde will ihn reklamieren. Was sagt der Händler?

Ex. 58 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Händler will ihn reklamieren. Was sagt der Kunde?

Ex. 59 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Kunde will ihn reklamieren. Was sagt der Händler?

Ex. 60 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Händler will ihn reklamieren. Was sagt der Kunde?

Ex. 61 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Kunde will ihn reklamieren. Was sagt der Händler?

Ex. 62 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Händler will ihn reklamieren. Was sagt der Kunde?

Ex. 63 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Kunde will ihn reklamieren. Was sagt der Händler?

Ex. 64 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Händler will ihn reklamieren. Was sagt der Kunde?

Ex. 65 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Kunde will ihn reklamieren. Was sagt der Händler?

Ex. 66 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Händler will ihn reklamieren. Was sagt der Kunde?

Ex. 67 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Kunde will ihn reklamieren. Was sagt der Händler?

Ex. 68 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Händler will ihn reklamieren. Was sagt der Kunde?

Ex. 69 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Kunde will ihn reklamieren. Was sagt der Händler?

Ex. 70 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Händler will ihn reklamieren. Was sagt der Kunde?

Ex. 71 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Kunde will ihn reklamieren. Was sagt der Händler?

Ex. 72 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Händler will ihn reklamieren. Was sagt der Kunde?

Ex. 73 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Kunde will ihn reklamieren. Was sagt der Händler?

Ex. 74 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Händler will ihn reklamieren. Was sagt der Kunde?

Ex. 75 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Kunde will ihn reklamieren. Was sagt der Händler?

Ex. 76 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Händler will ihn reklamieren. Was sagt der Kunde?

Ex. 77 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Kunde will ihn reklamieren. Was sagt der Händler?

Ex. 78 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Händler will ihn reklamieren. Was sagt der Kunde?

Ex. 79 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Kunde will ihn reklamieren. Was sagt der Händler?

Ex. 80 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Händler will ihn reklamieren. Was sagt der Kunde?

Ex. 81 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Kunde will ihn reklamieren. Was sagt der Händler?

Ex. 82 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Händler will ihn reklamieren. Was sagt der Kunde?

Ex. 83 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Kunde will ihn reklamieren. Was sagt der Händler?

Ex. 84 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Händler will ihn reklamieren. Was sagt der Kunde?

Ex. 85 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Kunde will ihn reklamieren. Was sagt der Händler?

Ex. 86 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Händler will ihn reklamieren. Was sagt der Kunde?

Ex. 87 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Kunde will ihn reklamieren. Was sagt der Händler?

Ex. 88 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Händler will ihn reklamieren. Was sagt der Kunde?

Ex. 89 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Kunde will ihn reklamieren. Was sagt der Händler?

Ex. 90 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Händler will ihn reklamieren. Was sagt der Kunde?

Ex. 91 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Kunde will ihn reklamieren. Was sagt der Händler?

Ex. 92 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Händler will ihn reklamieren. Was sagt der Kunde?

Ex. 93 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Kunde will ihn reklamieren. Was sagt der Händler?

Ex. 94 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Händler will ihn reklamieren. Was sagt der Kunde?

Ex. 95 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Kunde will ihn reklamieren. Was sagt der Händler?

Ex. 96 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Händler will ihn reklamieren. Was sagt der Kunde?

Ex. 97 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Kunde will ihn reklamieren. Was sagt der Händler?

Ex. 98 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Händler will ihn reklamieren. Was sagt der Kunde?

Ex. 99 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Kunde will ihn reklamieren. Was sagt der Händler?

Ex. 100 Ein Kunde hat bei einem Händler einen Computer gekauft. Der Computer ist defekt. Der Händler will ihn reklamieren. Was sagt der Kunde?

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 109. Dritter Jahrgang. 1870.

—r. Die Geschichte unserer Mutter.

(Fortsetzung.)

Ich wußte recht gut, was George Sorge machte. Wenigstens bildete ich mir ein, es zu wissen. Wenn ich über alles bis jetzt Vorgekommene nachdachte, stiegen aber dennoch wieder Zweifel in mir auf. Es war mir in meinem ganzen Leben noch nie so sonderbar zu Muth gewesen. Ich konnte nicht mehr so deutlich in George's Herzen lesen. Nach einer längeren Pause wiederholte ich: „Für mich wirst Du immer der Nämliche sein, George!"

Er seufzte, stand auf, ging hastig an's Fenster und sah mit düsteren Blicken auf die Straße hinab. Ich beobachtete ihn und suchte zu errathen, was er dachte.

„Ich werde jeden Heller meines Geldes hingeben, ehe ich die Sache verloren gebe," sagte er.

„Und meines Geldes," setzte ich hinzu.

Der Ausdruck seines Gesichts veränderte sich und er schüttelte den Kopf. Ich schwieg ein paar Minuten, weil ich mich scheute das zu sagen, was ich sagen wollte, endlich aber mußte es doch heraus.

„Komm' wieder her, George," sagte ich, „und sieh' mich an." Er that wie ich ihn geheißen und heftete seinen verstörten Blick auf mich. „Nun," versetzte ich, indem ich allen meinen Muth zusammennahm und die Hände vor das Gesicht hielt, weil es so glühte, „willst Du mir eine Frage offen mit „Ja" oder „Nein" beantworten?"

„Gewiß, Fortunata."

„So höre also!" fuhr ich rascher fort. „Vielleicht bin ich nur ein eiteles eingebildetes Mädchen, aber zuweilen ist es mir vorgekommen, als ob ich Dir lieber sei wie eine Schwester. Ist es so?"

„Ja," antwortete er.

„Dann sind wir Beide recht thöricht," sagte ich zwischen Lachen und Weinen, „daß wir uns nicht heirathen, da Dir dann Mittel genug zu Gebote ständen, um Deine Ansprüche zur Anerkennung zu bringen."

„Nein, nein," erwiderte George, indem er mich liebevoll umschlang, „das würde nicht angehen. Es könnte uns ja dennoch Alles fehlschlagen. Erst wenn ich anerkannter Besitzer von Haddan Lodge bin, werde ich Dich zur Frau begehren, aber niemals früher. Bis dahin habe ich Dir nichts zu bieten."

„Und dann will ich Dich nicht haben," sagte ich, mich dichter an ihn schmiegend, „ganz gewiß will ich Dich dann nicht, George. Ich werde auf der Stelle ein feierliches Gelübde ablegen."

Es braucht nicht gesagt zu werden, wovon wir in der nächsten Stunde sprachen, aber endlich mußten wir doch vom süßen Liebesgeplauder zu unserem ursprünglichen ernsteren Geschäftsthema zurückkehren.

Unter meines Vaters Papieren hatten wir einen sehr freundlichen Brief von Mr. Newill, dem Familienanwalt gefunden, der privater Natur war und dessen Inhalt Mrs. Haddan und ihre Kinder betraf. Obgleich Mr. Newill in keiner Weise die Heirath anerkennen wollte, so hegte er doch, seiner Aussage nach, das größte Interesse für die Kinder von George Haddan, da er ein intimer Freund desselben gewesen, und er bat schließlich meinen Vater, für diese Kinder eine Unterstützung anzunehmen. Wir beschlossen, den Mann aufzusuchen, jedoch mit großer Vorsicht zu Werke zu gehen, und nur, wenn wir die Ueberzeugung gewonnen, daß seine Gesinnung gegen uns so sei, wie der Brief sie uns hoffen ließ, ihm unsere ganze Angelegenheit klar darzulegen. Wir stellten uns in Mrs. Haddans Begleitung bei Mr. Newill vor, der uns freundlich empfing und dem George's Aehnlichkeit mit seinem Vater besonders auffiel. Mrs. Haddan gab in einem thränenreichen Bericht Kunde von ihrer heimlichen Heirath mit dem jungen Mr. Haddan und ihrer gänzlichen Unkenntniß des Ortes, wo die Trauung stattgefunden.

Mr. Newill schien ihrer Aussage keinen unbedingten Glauben schenken zu wollen. „Die ältere Mrs. Haddan hatte eine Kammerfrau, welche Becket hieß, und Sie sind wohl deren Nichte?" bemerkte er.

„Ja, Sir," antwortete die Gefragte schluchzend.

„Dann muß diese wohl den Dienst verlassen haben, ehe der alte Mr. Haddan starb. Ich sah Mrs. Haddan's Kammerfrau öfters, aber ihr Name war nicht Becket."

„Tante Becket schrieb mir von Haddan Lodge," antwortete sie, „und der Brief kam mit derselben Post wie der Ihrige an Mr. Prescott. Es war ein so schrecklicher Brief, daß ich ihn aus Furcht, sein Inhalt könne anderen Leuten zu Ohren kommen, sogleich verbrannte."

„Und weiter haben Sie keine Beweise?"

„Nichts als meinen Ring," erwiderte sie, wobei sie den Handschuh auszog und einen abgenutzten Goldreif zeigte, den sie am Finger trug. George ergriff die Hand und küßte sie zärtlich, und auch mir kamen unwillkürlich die Thränen in die Augen.

„Wer kann wohl nach des alten Mr. Haddan Tode das Paquet in Empfang genommen und geöffnet haben?" fragte ich, geradezu auf den Punkt losgehend, den Alle zu vermeiden schienen.

Mr. Newill fixirte mich mit einem durchdringenden Blick seiner scharfen Augen. „Entweder seine Frau oder sein Sohn," antwortete er kurz.

„Seine Frau war nur Mr. George's Stiefmutter," sagte ich, „und ihr eigener Sohn wäre nach diesem der nächste Erbe."

Mr. Newill schwieg eine Weile. „Wenn ich denken könnte wie Sie denken," sagte er endlich, „so wäre das Räthsel gelöst, obschon die Beweisführung nichts von ihrer Schwierigkeit verlieren würde. Allein ich denke so etwas nicht. Mr. James war ein Ehrenmann und seine Mutter eine durch und durch noble Dame."

„Aber es standen zwölftausend Pfund Renten auf dem Spiel," bemerkte ich.

Mr. Newill fixirte mich wieder scharf und ich erwiderte seinen Blick unerschrocken. Warum sollte ich mich durch einen Mann einschüchtern lassen?

„Lassen Sie uns Ihre Meinung hören, Miß," sagte er.

„Ich bin Fortunata Prescott," entgegnete ich, durch sein Benehmen etwas gereizt, „und meine Ansicht ist folgende: Das Paquet ist s. Z. richtig in Haddan Lodge angekommen. Es fiel jedenfalls in die Hände der alten Mrs. Haddan oder ihres Sohnes Mr. James. In beiden Fällen war die Gelegenheit, die Papiere geheim zu halten, zu günstig. Von Mr. George Haddan's Heirath konnte Niemand eine Ahnung haben. Er hatte ein sehr junges Mädchen geheirathet, — eine Untergebene des Hauses, — welche keine Angehörige hatte, die sich ihrer annahmen. In Mrs. Haddan's Händen war der Trauschein, und auf alle Fälle konnte man ohne Gefahr dem Zeitpunkt entgegensehen, der weitere Beweise zum Vorschein bringen würde. Wer auch immer das Paquet in Händen hatte, konnte ruhig warten. Später kam meines Vaters Brief an. Haben Sie den Brief damals gesehen?"

„Ja," erwiderte Mr. Newill, „er war an Mr. James adressirt, und dieser brachte mir ihn sofort."

„Sie erachteten die erhobenen Ansprüche als unbegründet," fuhr ich fort, „und verlangten Beweise. Mein Vater benachrichtigte Sie von dem, was Mr. George Haddan gethan hatte, und daß die Hinterbliebenen keine weiteren Beweise in Händen hätten. Mr. George Haddan's Kindern wurde darauf eine Unterstützung angeboten, welche deren Mutter und mein Vater ausschlugen. So vergingen fünfzehn Jahre und Jedermann hielt die Sache für abgethan."

„Allerdings ist die Sachlage so. Ich hatte den Fall fast vergessen," sagte Mr. Newill.

„Aber die Sache ist n i c h t abgethan," sprach ich weiter; „ich bin reich, und wenn George sie aufgiebt, so werde ich es nicht thun, so lange noch irgend eine Hoffnung vorhanden ist. Meiner Ansicht nach fragt es sich einzig und allein, ob die Documente vernichtet worden sind oder nicht. Es wäre freilich das sicherste gewesen, sie gleich zu zerstören, und in diesem Falle würde man auch gesucht haben, dasselbe mit dem Kirchenregister zu thun. Könnte ein anderweitiger Grund vorliegen, die Papiere aufzubewahren?"

Mr. Newill verharrte einige Minuten in Nachdenken, worauf er erst George, der in großer Aufregung zu sein schien, und dann mich anblickte. Ich sah ihn furchtlos an und er lächelte, als sein Blick dem meinen begegnete.

„Ich muß Sie allein sprechen," sagte er und führte mich in ein anstoßendes Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Zweite deutsche Nordpol-Expedition.

(Mitgetheilt vom Bremer Comite.)

B r e m e n, den 7. September.

Mitten in die Nachrichten von Schlachten und Siegen fällt die neueste Kunde von unseren Nordpolfahrern, die erste seit Jahresfrist; es ist eine erschütternde Kunde von zahllosen Gefahren, aber auch von endloser Ausdauer, von zahllosen Schrecknissen, aber auch von endlosem Muth. Die Nachricht betrifft das zweite Schiff der Expedition den Schooner „Hansa", Capt. Hagemann, welcher nach dem am 10. Mai v. J. von Dr. Petermann, W. v. Freeden, Capt. Koldewey, den Gelehrten der Expedition und dem Bremer Comite festgesetzten Plane bestimmt war, dem Dampfer „Germania" als Begleit- und Kohlentransportschiff zu dienen.

Die letzte Nachricht von der „Hansa" war durch den Dampfer „Bienenkorb" gebracht, der das Schiff am 21. Juli 1869 gesehen hatte.

Das Comite für die zweite deutsche Nordpol-Expedition versammelte sich gestern in Gegenwart von Hrn. Dr. A. Petermann, um die heimgekehrten Officiere und Gelehrten der „Hansa" zu empfangen. Die Besatzung des Schiffes hat nach einer Abwesenheit von 443 Tagen ihren Abgangsort wieder erreicht; nur eines ihrer Mitglieder, Hr. Dr. Buchholz, hatte in Hamburg zurückbleiben müssen, da sein Gemüthszustand unter den Erschütterungen der Fahrt zu sehr gelitten hatte.

Es ist bereits bekannt, daß das Begleitschiff der Nordpol-Expedition im Eise zertrümmert wurde. Nachdem die Heimgekehrten auf das wärmste begrüßt waren, nahm das Comite zunächst die näheren Mittheilungen über den Untergang der „Hansa" entgegen. Als die „Hansa" am 20. Juli 1869 das Hauptschiff der Expedition zum letztenmale gesprochen hatte, steuerte sie in Gemäßheit der Petermann'schen Instruction nach Norden; aber obwohl am 29. Juli ein der „Germania", Capt. Koldewey, nicht unähnliches Schiff sichtbar ward, wurde dieselbe von der „Hansa" nicht wieder gesprochen. Der erste Versuch ins Eis zu dringen, scheiterte. Am 10. August begann der zweite Versuch auf 74 Gr. 46' N. und 10 Gr. 28' W. Am 24. August war man der Küste bis auf ungefähr 24 Seemeilen nahe gekommen. Mit dem Boote drang die Mannschaft noch etwa 8 Seemeilen weiter vor. Obgleich jetzt nur 16 Seemeilen östlich von der Beebrow-Insel, konnte man doch von einem hohen Eisblock keine Spur eines Küstenwassers entdecken, in welchem eine Fahrt unter dem Lande auszuführen gewesen wäre. Nun einmal so nahe der Küste, hoffte Capt. Hagemann auf einen Sturm, der das Eis auseinander treiben möchte; unverrichteter Sache wollte Niemand den Rückweg antreten. Ein starker Nordwestwind erhob sich in den folgenden Tagen, aber er brachte das Schiff weit nach Südosten und machte jene Hoffnung zu Schanden.

Das Schiffs-Journal sagt über die nächsten Tage das Folgende:

„Am 7. September sahen wir im Westen viel freies Wasser mit hohem Wellenschlag, welches sich dem Anscheine nach bis zur Küste erstreckte; getrennt waren wir von diesem nur durch ein großes Feld, welches jedoch im Norden und Süden von anderen nicht minder großen Eisfeldern begrenzt war. Wir hegten daher die Hoffnung, durch einen Canal das freie Wasser zu gewinnen und die Küste noch zu erreichen. Unter solchen Umständen konnten wir die Rückfahrt noch nicht antreten, warteten vielmehr auf eine günstige Gelegenheit vorzudringen.

Am 9. September Morgens wehte ein voller Sturm aus Nordwesten, welcher das Eis in starke Bewegung brachte und vollständig dicht zusammenpreßte. Gegen Mittag ließ derselbe etwas nach; doch konnten wir weder nach Osten noch nach Westen steuern. Das Eis blieb in starker Trift, so daß wir öfters Gefahr liefen, starke Pressungen davon zu erleiden. Wasser war nur selten zu sehen und dann so wenig, daß das Schiff nicht hätte darin liegen können. Im Eise ging kaum eine Aenderung vor sich; jedoch wurde das Frostwetter strenger und anhaltender, so daß am 14. September schon mehrere Zoll dickes Eis um unser Schiff gefroren war und wir mehr und mehr befürchten mußten, aus diesem nicht mehr hinaus zu können; auch lag das Eis so dicht gepackt um uns, daß an eine Möglichkeit, zwischen den Schollen hindurch zu kommen, nicht zu denken war.

Den 19. September waren wir vollständig eingefroren (73 Gr. 6' N., 19 Gr. 18' W.); es hatte sich eine dicke Eisdecke um unser Schiff gebildet. In dieser Lage verbrachten wir mehrere Wochen.

Den 19. October Morgens fing das Eis bei dichtem Schneegestöber und hartem Nordwestwinde, welcher bald zu Sturm ausartete, in unserer unmittelbaren Nähe stark an zu schieben, riß einen Theil des uns festhaltenden und schützenden Eises auf und setzte uns in große Gefahr. Zuweilen traten in dem Lärmen und Tosen des zusammenpressenden Eises Pausen

ein; wir konnten dann nur sehen, wie sich das Eis durcheinander wirbelte und große abgebrochene Stücke unseres Feldes fortgetrieben wurden. Kurz nach 12 Uhr Mittags, den 19. October, hatten die herannahenden, schon hoch aufgeschrobenen Eismassen das junge Eis etwa 4 Fuß dick an der Steuerbord-Seite des Schiffes aufgebrochen und drängten hart an das Außenbord an. Das Schiff hob sich von vorn etwas und würde sich noch mehr gehoben haben, wenn nicht die hohen Eisblöcke es daran gehindert hätten; es mußte daher die volle Kraft der Pressungen aushalten. Kurz vor 1 Uhr Nachmittags sprangen die Decksnähte mittschiffs; doch schien das Schiff noch dicht zu sein. Eine kurze Pause folgte dieser scharfen Pressung, die dann aufs neue und um so stärker begann. Die „Hansa" hob sich anfangs langsam, stieg dann aber schneller in die Höhe, bis sie etwa 14 Fuß aus ihrer alten Lage hoch auf das Eis geschoben war. Dann trat abermals eine Pause im Schieben des Eises ein und das aufgeschobene Eis trat zurück, so daß nach Verlauf einer Stunde das Schiff, überliegend nach Steuerbord, vom Eise hinunter in das nunmehr freie Wasser gleiten konnte; es blieb aber auf einer Eiszunge unter Wasser in schiefer Lage liegen.

Die Pumpen wurden gemessen, im Schiffe befanden sich 11 Zoll Wasser, gleich darauf 12 Zoll. Die Pumpen wurden zugesetzt und von 4 Uhr Nachmittags bis Abends 7 Uhr gearbeitet, als sie zum zweiten Male lenz schlugen. Diese Zeit benutzten wir um etwas Nahrung zu uns zu nehmen. Es mochten 10 Minuten verflossen sein, als abermals die Pumpen gemessen und zugesetzt wurden. Es befanden sich 2 Fuß 4 Zoll Wasser im Schiff. Sturm und Schneegestöber ließen gegen 9 Uhr Abends nach, der Himmel wurde klar und es stellte sich eine Kälte von — 20 Gr. R. ein. Das Wasser aus den Pumpen sammelte zwischen dem Proviant sich an, welchen wir am vorigen Tage bei der Ausräumung des Winterquartiers auf das Hinterdeck gestellt hatten; es lief theilweise durch die Kajütsklappe in den unteren Raum zurück, während der andere bei dieser Temperatur auf dem Verdeck fror, die Speigossen verstopfte, so daß wir genöthigt waren, die Schanzungen einzuschlagen. Auch dieses half wenig, da das Eis auf dem Verdeck immer dicker wurde.

Den 20. October um 6 Uhr Vormittags, als wir die ganze Nacht unaufhaltsam gepumpt hatten, die Pumpen aber durch das anfrierende Eis immer dichter wurden und das Leck nicht ermittelt werden konnte, gaben wir das Schiff auf. Es drang das Wasser bereits von unten durch die Kajütslule in die Kajüte hinein. Vorn war der Kabelraum von Wasser angefüllt. Das Schiff hatte allem Anschein nach den Kiel gebrochen und war in allen Nähten leck geworden. Was uns auf dem Eise zu unserem Lebensunterhalt von Nutzen sein konnte, wurde gerettet; wir konnten jedoch nicht allen Proviant retten, geschweige denn andere Gegenstände, wie Kisten mit Sammlungen ꝛc.

Am 22. October kappten wir die Masten, bargen einen großen Theil des Tauwerks und suchten mittelst Leinen und Eisankern das Schiff zu halten. Abends vorher hatten wir Anker und Taue gekappt, um das Abbrechen des Eises, auf welchem unsere geretteten Güter lagen, zu verhindern; da unsere Befestigungen am Eisfelde angebracht waren, liefen wir Gefahr, daß die Wucht des Schiffes das Eis abbrechen werde.

Am 23. October, 2 Uhr Morgens, ist das Schiff gesunken. Das große Boot, welches frei auf Deck stand, blieb beim Sinken der „Hansa" auf der Oberfläche des Wassers liegen; die beiden anderen Boote hatten wir schon früher auf's Eis gebracht.

Der ungefähre Ort des Unterganges der „Hansa" ist 70 Gr. 50′ N. und 21 Gr. W. Die Liverpoolküste war kaum eine deutsche Meile entfernt; man sah deutlich ihre Klippen und Berge, die den Kalkalpen bei München auffallend gleichen; man erkannte die Halloway Bai und die Glasgow-Insel; aber nirgends war ein Weg durch das Eislabyrinth zu entdecken.

So hat höhere Gewalt der Fahrt der „Hansa" ein vorzeitiges Ziel gesetzt; mit entschlossenem, unverdrossenem Sinn war gehandelt, wie es dem Plane des großen Unternehmens entsprach; der Rendezvousplatz an der Ostküste Grönlands war aber nicht erreicht.

Allseitig, besonders auch von Herrn Dr. Petermann, wurde anerkannt, daß das Geschehene, soweit es in Menschenmacht gelegen, vollständig der Instruction vom 7. Juni v. J. entspreche.

Der Untergang des Schiffes beschließt den ersten Act unserer arktischen Fahrt (15. Juni bis 19. October 1869, 127 Tage). Am 20. October 1869 standen die 14 Mann, welche die Besatzung der „Hansa" gebildet hatten, neben den wenigen geretteten Sachen in weiter Eiswüste hilflos da. Aber sie verzagten nicht; sie rechneten darauf, daß das Eis gegen Süden treiben, sie nach etwa ¾ Jahr in Regionen bringen werde, wo Rettung möglich sei. Am 13. Juni 1870 waren die Männer in der That gerettet; 237 Tage nach ihrem Schiffbruche. Diese Eisfahrt an der Ostküste Grönlands ist ein Ereigniß, von dem noch späte Zeiten reden werden. Die an Schreckissen und Gefahren reiche Zeit wirklich beschreiben zu können, bedarf es einer genauen Verarbeitung der verschiedenen Tagebücher, die dem Comite übergeben wurden. Ausführlich wurde indeß in der Sitzung über diese Fahrt berichtet; verschiedene Zeichnungen und Skizzen veranschaulichten die Situation.

Am 20. October legten die Schiffbrüchigen ihre durch die Bergungsarbeiten ermüdeten Glieder in einem aus Steinkohlen gebauten Hause zur Ruhe, das auf einem gewaltigen Eisfelde von 7 Seemeilen Umfang bereits Ende September errichtet war, um Bootsproviant bergen zu können. Dieser Bau, in dem sie 87 Nächte beim Schein ihrer Petroleumlampe zubringen sollten, war verhältnißmäßig nicht klein; er war 20 Fuß lang, 14 Fuß breit und hatte eine Höhe von 4½ Fuß an den Wänden und von 6 Fuß in der Mitte des aus Spieren und Planken gemachten Daches. Proviant und Kleidung war in hinreichender Menge gerettet; der Kochofen war geborgen; Brennmaterial lieferten die gekappten Masten und sonstigen Schiffstheile, die zu retten gewesen waren; verloren gingen aber fast alle wissenschaftlichen Instrumente, die angelegten Sammlungen von Thieren, Zeichnungen, Photographien ꝛc. ꝛc. Was sollten auch diese für die Fristung des Lebens entbehrlichen Dinge in dem engen Hause, das zum Stehen und Gehen nur einen Gang von 2½ Fuß Breite bot, was sollten sie später in den Booten, wo es auf jeden Quadratzoll Platz, auf jedes Pfund Gewicht ankam?

(Schluß folgt.)

Der Verrath von Laon.

Von der 6. Cavalerie-Division wird von Laon, 9. September, Mittags 3½ Uhr, gemeldet: Der Lieutenant von Rohr mit einem Zuge des Ulanenregiments Nr. 15 hatte am gestrigen Tage den Commandanten der Citadelle von Laon zur Capitulation aufgefordert und hatte hierauf der Commandant sich bis Nachmittags 4 Uhr Bedenkzeit ausgebeten. Als diese Meldung der Division zuging, wurde der Oberst von Alvensleben mit der 15. Cavalerie-Brigade und der reitenden Batterie nach Laon gesandt mit einer diesseits aufgesetzten Capitulationsverhandlung. Dem Oberst von Alvensleben gegenüber machte der Commandant wieder Schwierigkeiten und bat sich endlich eine neue Bedenkzeit bis heute früh 9 Uhr aus. Das Jägerbataillon Nr. 4 war gestern noch nach Eppes herangezogen und eine Batterie des 4. Corps in St. Quentin eingetroffen. Heute früh 6 Uhr brach die 14. Cavalerie-Brigade und die zweite reitende Batterie ebenfalls nach Laon auf. In Eppes angekommen, meldete Oberst von Alvensleben, daß die Capitulation abgeschlossen sei und die Citadelle mit allen Truppen und Armeematerial um 11½ Uhr an die Division übergeben werden würde. Die Division rückte in Laon ein, die beiden Batterieen fuhren vor der Stadt auf, neben denselben formirte

sich die 14. Cavalerie-Brigade, die 15. hatte alle Straßen um Laon gestern schon besetzt und blieb in ihrer Stellung. Das Jägerbataillon ließ eine Compagnie in den Vorstädten zur Besetzung derselben, zwei Compagnieen marschirten auf dem Marktplatze von Laon auf und besetzten alle Ausgänge, die vierte Compagnie marschirte mit dem Divisions-Stabe und den beiden Brigade-Stäben nach der Citadelle. Der Intendantur-Vorstand der Division und der Hauptmann Mann der reitenden Batterie kamen ebenfalls mit, ersterer zur Uebernahme der Festungsgeschütze und des Armeematerials. Am Eingange der Citadelle stand eine Wache der Mobilgarde, welche sofort durch eine Section Jäger abgelöst wurde. Auf dem Hofe der Citadelle stand die Garnison der Citadelle, bestehend aus circa 2000 Mann Mobilgarde und einem Zug Linien-Infanterie des 55. Regiments. Die Capitulation erfolgte auf Grundlage der Capitulation von Sedan. Sämmtliche Officiere, welche ihr Ehrenwort gaben, nicht mehr gegen Deutschland zu fechten, wurden entlassen. Die Waffen wurden niedergelegt und die Mobilgarde, nachdem sie ebenfalls verpflichtet war, nicht mehr gegen Deutschland zu fechten, wurde ebenfalls entlassen, die Section Linien-Infanterie dagegen unter Escorte nach der Stadt abgeführt.

Ein großer Theil der Officiere, sowie der französische Commandant blieben noch im Hofe der Citadelle zurück als, nachdem der letzte Mann der Mobilgarde das Thor der Citadelle passirt hatte, kurz hintereinander zwei furchtbare Detonationen erfolgten. Das Pulvermagazin, auf das wahrscheinlich sämmtliche Bomben und Granaten gebracht waren, sowie alle Patronen und wahrscheinlich noch eine Mine gingen in die Luft. Das Magazin steht oder stand vielmehr am Rande des Hofes der Citadelle. Alle im Hofe der Citadelle anwesenden Personen, sowie die darin aufgestellte Compagnie Jäger wurden unter Schutt und Trümmern beinahe begraben. Die Bomben und umherfliegende Steine und Mauerstücke flogen in die Stadt, die Vorstädte und weit darüber hinaus. Die Verwüstung war eine furchtbare. Fast alle im Hofe der Citadelle anwesenden Personen wurden theils getödtet, theils leichter oder schwerer verletzt. Die Hälfte der Compagnie Jäger lieat verstümmelt auf dem Platze. Alle Verluste sind im Augenblicke noch nicht zu übersehen. Soweit bis jetzt bekannt, ist von Officieren nur todt der Hauptmann Mann der reitenden Batterie des 4. Corps. Verwundet sind Unterzeichneter durch eine Contusion des rechten Oberschenkels, Oberst Graf Gröben durch mehrere Contusionen am Kopfe und Körper, Major von Schönfels Contusion am Backen und den Beinen, Rittmeister von Treskow Wunde am Kopfe, Lieutenant Graf Roß (noch unbekannt). Lieutenant Krause vom 16. Husarenregiment Contusion an beiden Beinen, Divisionspfarrer Dietrich Contusion an der Brust.

gez. Wilhelm,
Herzog von Mecklenburg.

Einem weiteren Berichte zufolge sind von der 4. Compagnie des Jägerbataillons Nr. 4 50 Mann todt, 45 theils schwer verwundet, von den Mobilgarden ca. 10—12 Officiere verletzt. In der Citadelle wurden 23 Geschütze und eine größere Anzahl von Gewehren vorgefunden.

Mannichfaltiges.

— Eine eigenthümliche Feldpost ist dieser Tage, einer Mittheilung der „Karlsr. Ztg." zufolge, vom Kriegsschauplatz abgegangen und zu Oberwittstadt, A. Boxberg, angekommen. Es war ein kleiner Luftballon, stark drei Fuß hoch, aus wasserdichtem leichtem Stoff gefertigt und mit der Inschrift versehen: „Poste aérostatique. Ballon de pharmacien. Ville de Metz, 9. Septembre. 7me Ballon." Ferner war in französischer Sprache ungefähr Folgendes zu lesen: „Man bittet den Finder dieses Ballons, die an dem Ballon angebefteten Briefe auf der nächsten Post aufzugeben." Der Ballon war also ein Luftpostillon, der mit einem Felleisen voll Briefen aus der mit einem undurchbrechbaren Waffenring umgebenen Festung Metz kam und der — gewiß wider Willen des Postmeisters — auf deutscher, statt auf französischer Erde angelangt ist. Er wurde dem großherzoglichen Bezirksamt Boxberg und von diesem dem großherzoglichen Kriegsministerium übermittelt. Die Briefe, welche die Luftreise von der Moiel bis zur Tauber gemacht haben, sollen im Wesentlichen Privatbriefe sein. Dem Vernehmen nach ist dem Hauptquartier des Königs Wilhelm von der Sache Mittheilung gemacht worden.

— Folgende zum mindesten sehr gut erfundene Geschichte wird in der „Tidask." erzählt: Ein Soldat vom 9. Regiment schreibt u. a. Folgendes nach Hause: Einen Heidenspaß muß ich euch noch erzählen. Wir waren unser vier den ganzen Tag in der Gegend von Bar-le-Duc herumpatrouillirt und bis auf die Haut naß geworden. Eben schüttete es wieder herunter, als wir ein Bauernhaus sahen, in welchem wir unterzustehen beschlossen. Das Haus war von seinen Bewohnern verlassen, welche auch alles Eßbare fortgeschleppt hatten. Wir leerten daher unsere Brodbeutel und ließen es uns bei einem Kruge trüben Wassers herrlich schmecken. Plötzlich hörten wir Geschrei und Waffengeklirr und ungefähr 100 Schritte vom Hause entfernt sahen wir so an die 12 Turcos daherkommen. Was nun thun? Ergeben? Nein! Davonlaufen? Auch nicht! Also wehren bis auf's äußerste. Da fällt mir eine in der Ecke stehende Baßgeige in's Auge. Ich rufe meinen Kameraden zu: Schnellfeuer! dann mit dem Bayonnet angegriffen! stürze auf die Baßgeige und rumple darauf herum, daß die scheußlichsten Töne zum Vorschein kamen. Die Turcos umkehren, Gewehre wegwerfen, meine Kameraden hinterher wie der Teufel und die ganze Blase gefangen nehmen, war das Werk eines Augenblickes. Die schwarzen Kerle fielen auf die Kniee und zeigten mit angstverzerrten Gesichtern auf das Haus, in welchem noch immer der Baß brummte. Ich verstand nun das Wort „lion", was Löwe bedeuten soll. Die Kerle haben also die Baßgeige für einen Löwen gehalten. Sind doch recht dumme Teufel, diese Turcos. Wir banden die Kerle aneinander, führten sie nach Bar-le-Duc und freuen uns noch heute über diesen Spaß.

— Keine zweite Stadt hat den Sieg bei Sedan am 3. September auf eine so solenne Art gefeiert, als Eßlingen, indem dort — wie die „Post" aus einem ihr überlassenen Privatbriefe entnimmt — die ruhmvolle Waffenthat durch 202 Kanonenschüsse salutirt worden ist, während man sich überall sonst mit 101 Victorialschuß begnügt hat. „Nach Eintreffen der Siegesdepesche" — so heißt es in dem Briefe — versammelte sich nämlich der Gemeinderath, um die Siegesfeier zu berathen. Er berathet den Bürgern aber zu lange, diese stürmen daher das Kanonenhaus, laden und schießen, während ein anderer Theil die Glocken läutet. Der Gemeinderath, der dies hört, wird wüthend und sendet die Stadtpolizei ab, um das Schießen zu verhindern und den Kanonenwart zu verhaften. Die Bürger wehren sich und nehmen die Polizei gefangen, die sie erst abziehen lassen, bis 101 Schuß abgefeuert ist. Nun beschließt der Gemeinderath, daß das erste unerlaubte Schießen als ungiltig zu erachten sei und noch einmal am Nachmittage officiell Victoria geschossen und mit allen Glocken geläutet werden solle. Dieser hochweise Befehl wird vollzogen, und so wird Eßlingen wohl die einzige deutsche Stadt sein, wo am 3. September Napoleon's Gefangennahme durch zweimaliges Victoriaschießen gefeiert wurde."

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 110. Dritter Jahrgang. 1870.

—r. Die Geschichte unserer Mutter.

(Fortsetzung.)

2.

„Meine liebe Miß," sagte Mr. Newill in theilnehmendem Tone, sobald wir allein waren, „ich konnte das, was ich zu sagen habe, nicht in Gegenwart jenes schönen jungen Mannes und seiner Mutter sagen. Ich bin überzeugt, daß mein seliger Freund George Haddan nie verheirathet war. Wir waren die intimsten Freunde, so daß er es vor mir nicht geheim gehalten haben würde. Er that was Hunderte von jungen Männern thun, um es nachher bitter zu bereuen."

„Männer sind sonderbare Geschöpfe," sagte ich, und mir wurde es ganz traurig ums Herz.

„Das sind sie, ganz gewiß," lächelte Mr. Newill, „aber George würde mir nichts verschwiegen haben. Ich sagte dies auch Mr. James, als Ihres Vaters Brief hier auf diesem nämlichen Tische vor mir lag. Verlassen Sie sich darauf, die arme Mrs. Haddan will nur ihren guten Namen retten."

„Aber setzen wir den Fall, es wäre Alles doch so, wie sie sagt," beharrte ich, „könnte es dann einen hinreichenden Grund geben, die Documente aufzubewahren, anstatt sie zu zerstören?"

„Gewiß," antwortete er nachsinnend, „und sogar einen sehr wichtigen Grund. Zuerst müssen Sie wissen, daß Mr. James Haddan todt ist."

„Todt?"

„Ja! Er hat einen einzigen Sohn hinterlassen, Louis, einen schwächlichen Knaben, der vielleicht nicht lange leben wird. So lange er noch unmündig ist, kann er natürlich kein Testament machen, und wenn er vorher sterben sollte, so gehen die Besitzungen auf Seitenverwandte über. Die alte Mrs. Haddan haßt diese aber von Grund ihres Herzens. Kürzlich wurde ich von ihnen bezüglich einer sonderbaren Drohung befragt, die Mrs. Haddan geäußert hatte, daß sie nämlich nicht zu fest auf die Erbschaft rechnen sollten, da Erben in Amerika sein könnten. Ich beruhigte sie jedoch vollständig darüber."

Wir Beide saßen eine Weile in schweigsamem Nachdenken da. Ich wußte vorher gar nichts von dieser verwittweten alten Mrs. Haddan, allein ich fühlte, daß es wohl Frauen geben könne, für welche der Haß ein genügendes Motiv wäre, Papiere aufzubewahren, die ihnen gefährlich sein könnten. Wenn dieser letzte Erbe, Louis, vor seiner Volljährigkeit stürbe, dachte ich, so würde George zu seinem Recht kommen, lebte er aber lange genug, um ein Testament machen zu können, so würden jedenfalls die Documente vernichtet werden.

„Ich möchte Mrs. Haddan kennen lernen," sagte ich, Mr. Newill bedeutungsvoll anblickend, „doch ohne daß sie wüßte, wer ich bin."

„Das würde nicht ehrlich sein," antwortete er, „und dennoch —"

Ich konnte sehen, daß er der alten Mrs. Haddan, welche die Feindin seines alten Freundes gewesen, nicht besonders wohl wollte, und ich drang weiter in ihn, bis er auf meine Idee einging, jedoch nur, wie er sagte, um mich, falls es mir gelänge, die Wahrheit ausfindig zu machen, zu überzeugen, daß sein verstorbener Freund kein solches Geheimniß vor ihm gehabt hatte. In der folgenden Woche erhielt ich eine Einladung von Mrs. Newill und ich folgte derselben, ohne irgend Jemanden von meinen Plänen etwas zu sagen. Mr. und Mrs. Newill hatten eine hübsche Besitzung in Essex, nur ein paar Meilen von London entfernt, aber es war so ländlich dort, die Gegend so schön und das Grün so frisch, daß man sich hundert Meilen weit weg glauben konnte. Haddan Lodge lag ganz in der Nähe, wir passirten es bei einer Morgenspazierfahrt. Es war ein großes, massives Gebäude aus rothen Ziegeln, ohne besondere architektonische Schönheit, und von großen alten Eichen umgeben. Vielleicht war es meine künftige Heimath. Mrs. Newill war allein mit mir und ich konnte mich nicht enthalten, ihr unsere Geschichte zu erzählen. Von diesem Augenblick an war sie meine treue Verbündete.

Ich sah die alte Mrs. Haddan zum ersten Mal am nächsten Sonntage in der Kirche. Sie war eine stattliche, vornehm aussehende Dame von etwa sechzig Jahren, mit vollem schneeweißem Haar und heller Gesichtsfarbe. Majestätisch schritt sie das Mittelschiff hinauf, während ein schmächtiger Jüngling von neunzehn oder zwanzig Jahren, der eine entfernte Aehnlichkeit mit meinem George hatte, ihr vorausging. Die Newills sprachen mit ihr bei'm Herausgehen und stellten mich einfach als Miß Fortunata vor. Ich horchte mit brennender Neugierde auf die wenigen Höflichkeitsphrasen, welche gewechselt wurden, während wir langsam über den Dorfkirchhof schritten; aber erst, als Mrs. Haddan's Equipage vorfuhr, wurde meine Unruhe besänftigt.

„Besuchen Sie mich einmal Abends," sagte sie, „und bringen Sie Ihre junge Freundin mit. Doch jedenfalls recht bald, heute Abend, wenn Sie nichts Anderes vorhaben. Louis und ich haben gern etwas Abwechselung in unserer Einsamkeit."

Ein Strahl außerordentlicher Zärtlichkeit milderte für einen Augenblick die Strenge ihrer Züge, als sie von ihrem Enkel sprach, welcher mit großer Wärme die Einladung wiederholte. Wir folgten derselben am nämlichen Abende und ich bemühte mich, und mit einigem Erfolg, die alte Dame freundlich für mich zu stimmen. Louis kam am nächsten Morgen mit einem Auftrage an Mrs. Newill, welcher zugleich einen guten Vorwand abgab, mich wieder nach Haddan Lodge einzuladen; und noch ehe vierzehn Tage verflossen waren, drangen Beide in mich, einige Tage ganz dort zu bleiben. Allein mit ihnen unter einem Dache, hatte ich volle Gelegenheit, ihren Charakter und ihr Wesen zu studiren. Für Louis empfand ich bald eine große Zärtlichkeit, ungeachtet er George's Ansprüchen im Wege stand. Er war sehr treuherzig, dabei aber so hülflos, daß man dasselbe Interesse für ihn hegen mußte wie für ein Kind. Daß er an dem Verbrechen, welches, wie ich überzeugt war, Jemand von der Familie begangen hatte, unschuldig war, lag auf der Hand. Aber ich konnte zu keinem Schluß über Mrs. Haddan kommen. Vielleicht hatte sie das an ihren Mann adressirte Paquet niemals gesehen, und ihr Sohn James, der

inzwischen gestorben, war der einzige Schuldige, denn sie ließ durchaus keine Unruhe blicken, wie sie bei einer Person natürlich gewesen sein würde, welche irgend eine Calamität für die Zukunft zu befürchten hatte. Sie hegte augenscheinlich nur eine Besorgniß, aber diese im höchsten Grade, nämlich daß Louis vor der Zeit sterben könnte. Allerdings war während fünfzehn Jahren ihr Gewissen durch kein äußeres Ereigniß wachgerüttelt worden und in so langer Zeit kann sich wohl auch der Stachel der Sünde abstumpfen. Wußte sie um George's Ansprüche oder nicht?

Ich beobachtete sie sehr genau und dachte über alle ihre Worte und Manieren nach. Daß sie die Seitenverwandten, welche die nächsten Erben waren, — ein Geistlicher und seine Frau, — nicht liebte, war deutlich genug, und sie gab sich auch gar keine Mühe, es ihnen zu verbergen. Sie kamen einmal auf Besuch in's Haus, während ich noch dort war, und sie behandelte sie mit unverhohlener Geringschätzung. Sie machten die Sache noch schlimmer durch ihre zärtliche Besorgniß um Louis, und kaum waren sie fort, so ließ Mrs. Haddan ihren Aerger los.

„Die Narren!" rief sie, — denn die stattliche Wittwe war nicht immer sehr wählerisch in ihren Ausdrücken, — „die Heuchler! Sie rechnen auf die Erbschaft, wenn Louis etwas zustoßen sollte, aber sie irren sich gewaltig. Sie werden nie Haddan Lodge haben."

„Worauf gründen sie ihre Hoffnungen?" fragte ich gleichgiltig.

„Sie halten sich für die nächsten Erben," fuhr sie in wachsendem Aerger fort, „aber darin werden sie sich verrechnen. Ich werde George Haddan's Kinder in Amerika ausfindig machen."

Sie schwieg plötzlich und richtete ihre großen glänzenden Augen auf mich. Ich band gerade einen Strauß Frühlingsblumen zusammen und machte das ruhigste Gesicht von der Welt.

„George war meines Mannes ältester Sohn," setzte sie hinzu, „und er starb in Amerika. Wer kann wissen, ob er nicht irgend eine Amerikanerin geheirathet hat? Es verlautete etwas Derartiges um die Zeit von meines Mannes Tod, allein es wurde nichts bewiesen. Sollte mein armer Louis seine Mündigkeit nicht erleben, so werde ich die amerikanischen Erben ausfindig machen, wenn auch nur, um jenen Narren und Heuchlern einen Streich zu spielen. Die werden einmal lange Gesichter machen!"

Sie sagte nichts weiter, allein dies war mir gerade genug.

(Fortsetzung folgt.)

Zweite deutsche Nordpol-Expedition.

(Mitgetheilt vom Bremer Comite.)

(Schluß.)

Das Leben in dem Hause glich, was Regelmäßigkeit, Wachtdienst, Vertheilung der Arbeiten anbelangte, ganz dem auf dem Schiffe; die Lagerstellen waren wie die Kojen mit einfachen Schlafsäcken ausgestattet, neben dem Hause wehte von hoher Stange die schwarz-weiß rothe Flagge, welche als treues Symbol der Heimath alle Wechselfälle überstehen sollte und gestern dem Comite wieder überreicht wurde. Die Kälte betrug im Durchschnitt nur — 23 Gr. R.; allein einige Mal fiel die Temperatur auf — 25 Gr.; die höchste, blos während kurzer Dauer bemerkte Kälte war — 26 Gr. R.; die schweren Pelze wurden nur als Decken für die Pritschen benutzt. Die Küste war bei klarem Wetter fast immer deutlich zu erkennen. Eisbären und weiße Füchse besuchten die Einsiedler dann und wann, wer weiß, woher sie verschlagen waren und welche Irrfahrten jene schwimmend, diese von Scholle zu Scholle springend, vollführt hatten; sie mochten vom Lande kommen, allein die Menschen wären verloren gewesen, wenn sie das Land hätten erreichen wollen. Unter ungeheueren Anstrengungen und Gefahren wäre es vielleicht möglich gewesen, aber nur unter Zurücklassung der Lebensmittel und der Boote der Rettung! Die Trift nach Süden ging unausgesetzt vor sich. Ende December befand man sich auf dem 68. Gr. Fast 3 Gr. südlicher, als der Schiffbruch stattgefunden hatte, wurde das Weihnachtsfest gefeiert. Ueber dasselbe lesen wir in einem der Tagebücher wörtlich: „Am Weihnachtstage hatten wir Regen. Während wir Nachmittags spazieren gingen, richteten die Steuerleute den Christbaum auf, indem sie in einen Stab Besenreiser wie Tannenäste einfügten. Für die Lichter hatte ich einen Wachsstock gespart. Papierketten und selbstgebackene Lebkuchen zierten den Baum; die Leute hatten dem Capitain einen Knappsack und eine Revolvertasche gemacht; wir öffneten die Blechkiste von Professor Hochstätter und die andere von der geologischen Reichsanstalt, deren Inhalt uns viel Spaß machte. Dann tranken wir ein Gläschen Portwein, fielen über die alten Zeitungen her, welche sich in der Kiste fanden und verloosten die Geschenke von Hochstätter. In stiller Weihe ging das Fest vorüber; welche Gedanken an der Seele vorbeizogen — sie waren wohl bei Allen gleich — schreibe ich nicht nieder. Wenn diese Weihnachten die letzten sind, die wir erleben, so waren sie immer noch schön genug. Ist uns aber eine glückliche Rückkehr beschieden, so werden die nächsten Weihnachten noch ein größeres Fest sein; das walte Gott!"

Das neue Jahr begrüßte die Eisfahrer sehr unfreundlich; der Januar 1870 brachte ihnen die schwersten Gefahren. Am 2. Januar waren sie auf 67 G. 47′ N. Br. und 34 Gr. 1′ W. L. dicht unter der Küste in einer Bai, die sie die „Schreckensbucht" nannten. Von jenem Tage erzählt uns eines der Tagebücher: „Ein plötzliches starkes Dröhnen unserer Scholle jagte uns alle von unseren Lagern empor; wir hatten keine Ahnung, was dieses Getöse bedeuten könne; draußen wüthete das Wetter unaufhaltsam — wäre es hell und klar gewesen, so würden wir in noch größerer Unruhe gelebt haben. Obgleich unser Eingang völlig verschneit, ja das ganze Haus mehr als ein Fuß tief im Eise begraben war, liefen Alle hinaus; aber natürlich konnte man keine zehn Schritte weit sehen und kein anderes Lärmen vernehmen, als das Wüthen des Sturmes. Wir legten uns nun im Gange platt nieder, das Ohr gegen den Boden, und vernahmen ein Geräusch, wie das Singen des Eises, wenn es stark gepreßt wird und wie das Reiben des Eises, wenn es über Klippen hinweggeht. Es war kein Zweifel: wir befanden uns in sehr gefahrvoller Lage. Angekleidet legten wir uns um zwei Uhr Nachts auf unsere Schlafsäcke und erwarteten sehnsüchtig das Tageslicht. Das Wetter wurde schlimmer und schlimmer. Etwa um 10 Uhr Morgens gingen Einige von uns, als der Wind etwas abböhete und der Schnee nicht so stark gepeitscht wurde, durch tiefsten Schnee nach dem Platze, neben dem die „Hansa" gelegen hatte. Etwa 200 Schritte vom Hause entfernt, sahen wir zu unserem größten Entsetzen die aufgethürmte Grenze unseres Feldes dicht vor uns. So weit wir sehen konnten, war unser Feld zertrümmert. Dunkele Gegenstände, welche hin und wieder in dem dichten Schneegestöber sich erkennen ließen, waren die Eistrümmer unserer Scholle. Sie ist in zahlreiche Stücke zerbrochen, von welchen das, auf dem wir wohnen, freilich noch das größte ist, aber auch bei dem nächsten Schieben zertrümmern kann. Wir machten unsere Brodtaschen fertig, um bei schnellster Flucht wenigstens noch auf kurze Zeit das Leben fristen zu können; aber in diesem Unwetter sinkt man bei jedem Schritt bis über die Hüften in den Schnee und eilt vielleicht gerade in die größte Gefahr hinein."

Nach diesem Tage wiederholten sich mehrfach ähnliche

Scenen; die schlimmste Nacht war die vom 11. auf den 12. Januar, als die Boote in Gefahr waren weggebrochen zu werden. Die Mannschaft theilte sich in zwei Partieen und nahm von einander Abschied; jede Partie stand fertig zum Aufbruch neben einem der Boote — das Großboot war ganz aufgegeben; — bei dem furchtbaren Wetter zog sich eine Eiskruste über das Gesicht, die mit dem Messer entfernt werden mußte, wenn man etwas genießen wollte; der Schnee ging durch alle Kleider hindurch. Mehreren erfroren einzelne Gliedmaßen und einige der Tagebücher konnten für längere Zeit nicht weiter geführt werden, da die Hände erfroren waren. „Nur durch ein Wunder der Vorsehung sind wir gerettet," heißt es im Journale des Capitains.

Am 14. Januar war das Eisfeld bereits soweit abgebrochen, daß das Haus verlassen werden mußte, fünf Tage hatte man während der Nacht in den Booten zu campiren, die mit Verdecken versehen waren. Am 19. Januar wurde ein neues Haus fertig, das aus den Zimmern des alten in Schnee als Mörtel erbaut war. Aber es war nur 14 Fuß lang und 8 Fuß breit, nur 6 Personen konnten in ihm schlafen, die übrigen mußten in einem kleinen Kochhause und in den Booten ihre Nachtruhe halten. So verbrachten unsere Freunde 108 Tage bis zum 7. Mai. Das große Eisfeld war nur noch ein Stück Treibeis; als es verlassen wurde, betrug sein Umfang kaum 200 Schritt. Die Kleinheit war in der Region der schwimmenden Eisberge ein unverkennbarer Vortheil; die Scholle wand sich oftmals durch die Kolosse hindurch, als werde sie von unsichtbarer Hand gesteuert; sie war bisweilen rings von gewaltigen Eisbergen umgeben, wie die Sohle eines tiefen Gebirgskessels; dann öffnete sich wieder die Trift. Manches ergreifende Schauspiel bot sich den Blicken, so z. B. am 19. März. In einem der Tagebücher lesen wir: „Soeben hatten wir einen imposanten Anblick, das großartigste Schauspiel unserer ganzen Reise. Wie schon erwähnt, sahen wir in den letzten Tagen große Massen in der Linie unserer Trift liegender Eisberge. Wir waren gegen Mittag auf einen dieser Kolosse losgetrieben und befanden uns in seiner unmittelbaren Nähe. Er stauchte den Gang des Eises auf, somit auch unsere Scholle. Das Eis drängte hart gegen ihn an und bäumte sich empor. Der Eisberg hatte über Wasser eine Höhe von circa 100 Fuß, eine Länge von circa 3000, eine Breite von circa 800 Fuß, seine Wände erhoben sich steil und senkrecht aus dem Wasser, jedoch waren auch Stellen vorhanden, wo das Besteigen möglich gewesen wäre. Wir verlangten nicht darnach, denn ohne Unterlaß polterte und rumorte es in der Eismasse. Wenn eine Borste sprang, war es ein Geräusch, wie die Gewehrsalve eines ganzen Bataillons; dann grollte und murrte es geheimnißvoll in seinem Inneren, als ob Geister darin ihr Wesen trieben. Das Aeußere war zerborsten und zerklüftet und schwarze Höhlen öffneten ihren Schlund. Um 5 Uhr setzte die gewaltige Masse sich wieder in Bewegung, von der Sonne prachtvoll beleuchtet."

Am 7. Mai verließen die unverdrossenen Männer das Eisstück, das sie 200 Tage getragen hatte. Es war auf dem 61. Gr. 12′ N. und 42 Gr. W. Die Südspitze Grönlands mit ihrer schweren, der Eisscholle Gefahr bringenden Dünnung, das Cap Farewell mit seinen Stürmen konnte nicht mehr fern sein; der Proviant war sehr zusammengeschmolzen; nach der Küste zu zeigte sich offenes Wasser. Die drei Boote, die stets segelfertig waren, lagen mit ihrem Zubehör nach Verlauf von vier Stunden in schiffbarem Wasser; die Mannschaft vertheilte sich in die Boote: Capitän Hegemann führte die „Hoffnung", Steuermann Hildebrandt den „Bismarck", Steuermann Bade den „König Wilhelm"; so waren die Boote getauft. Ein dreifaches Hurrah, und fort ging es unter Segel; aber nur zwei Tage sollte die Fahrt dauern. Bis auf ca. drei Seemeilen hatte man sich der Küste genähert, da verhinderten undurchdringliche Eisbarrieren jedes Vordringen. Man mußte sich entschließen, die Boote über das Eis zu ziehen und aufs Neue auf dem Eise zu campiren. Jene Arbeit dauerte vom 10. Mai bis 1. Juni, und diese 25 Tage verlangten bei halben Rationen unerhörte Anstrengungen von der Mannschaft; kaum 500 Schritt waren die Boote in einem Tage aus der Stelle zu bringen; auf Spirituslampen mußte die Nahrung erwärmt werden; die Schneeblindheit brach aus, so daß die Blendgläser von den astronomischen Instrumenten die verloren gegangenen Schneebrillen ersetzen mußten. Am 4. Juni wurde das Land erreicht, die öde Felseninsel Idluitsik auf 61 Gr. N. Auf dem Eise wurde gerastet und Pfingsten gefeiert. Vom 6. bis 13. Juni fuhren die drei Boote der „Hansa" an der Küste herunter längs der steil abfallenden Klippen, die kaum die ersten Anfänge einer Vegetation zeigten.

Trotz mancher Hindernisse und heftiger Stürme gelang die Fahrt; am 13. Juni öffnete sich eine breite Bucht, es zeigte sich Grün; rothe Häuser wurden sichtbar; Menschen standen auf den Klippen und schauten erstaunt der räthselhaften Fahrt der Boote zu; ein Kajak eilte, sich ängstlich an der Küste haltend, vorüber. „Da ist ja unsere deutsche Flagge", tönt es vom Lande her über das Wasser. Die Rettung war da; die ersten Menschen, denen die Geretteten die Hand drückten, waren deutsche Landsleute. Die Missionäre von Friedrichsthal Starik und Gerike nahmen sich der Schiffbrüchigen in freundlichster Weise an, speisten die Ausgehungerten und verpflegten die Ermatteten bis zum 16. Juni. Unter den Eskimos verbreitete sich rasch die Kunde von der unerhörten Eisfahrt; sie eilten herbei, die Fremden zu begrüßen, und traten mit denselben in Verkehr.

So wurde der Jahrestag der Nordpol-Expedition gefeiert. An diesem Tage (15. Juni) wußten die Geretteten bereits, daß sie die Heimkehr bald beginnen könnten; die königliche dänische Handelsbrigg „Constanze", Capitain Bang, hatte in kurzer Zeit eine ihrer gewöhnlichen Fahrten zwischen Grönland und Kopenhagen anzutreten; man mußte deshalb nach Julianshaab zu kommen suchen, dem Abgangsorte jenes Paquetboots. So begann denn der Schlußact des Unternehmens, die Heimkehr. Die Boote von der „Hansa" brachten ihre Insassen am 16. Juni nach Nennortalik, wo der dänische Beamte Rosing, am 17. nach Lichtenau, wo der Missionär Spindler sehr entgegenkommend war. Von Lichtenau wurde ein Bote an den Colonie-Steuerheber Kursch in Julianshaab entsendet, um die Erlaubniß zur Fahrt mit der „Constanze" zu erbitten. Fast sollte hier noch ein Mißgeschick eintreten, indem das Schiff ausgelaufen war; die Dichtigkeit des Eises zwang indeß zur Rückkehr und Capitain Bang, ein Schleswiger von Geburt, lud freundlichst zur Mitfahrt ein. Am 22. Juni verließen wir die Boote von der „Hansa", die uns so treu gedient hatten; am 1. September landeten wir in Kopenhagen; staunend hatten wir von dem dänischen Lootsen die Kunde von dem großen Kriege, jubelnd die von den herrlichen Siegen vernommen.

So etwa in kurzen Zügen der Bericht von Capitain Hegemann und Genossen. Capitain Hegemann stellt seiner Mannschaft das lobendste Zeugniß aus; die Subordination ist nie beeinträchtigt; unter den schwierigsten Verhältnissen sind die Befehle frischen Muthes ausgeführt; kaum ein hartes Wort ist gefallen.

Die Erlebnisse der unerschrockenen Nordfahrer, die Ergebnisse der denkwürdigen Eisfahrt sind so mannichfach und reich, daß die Ausbeute der Expedition nicht gering anzuschlagen ist. Freilich ist aus ihr keine Entdeckungsfahrt geworden; aber sie wird außer mehreren geographischen Resultaten manches wissenschaftliche Werthvolle zu Tage fördern, besonders für Meteorologie und Kunde der Meeresströmungen; sie erzählt ein Stück deutschen Seemannslebens, das unserem Seemannsstande zu hoher Ehre gereicht. Was die Publication anbelangt, so beschloß die gestrige des Comite's, daß zunächst ein Officialbericht vom Capitain Hegemann, als dem Führer der Expedition, an Dr. Petermann erstattet und veröffentlicht werden solle; alsdann sollen in einer mit Abbildungen versehenen Brochüre die näheren Details zusammengestellt werden. Für die weitere wissenschaftliche und nautische Bearbeitung des Materials werden später die einzelnen Mitglieder der Fahrt selbstständig Sorge tragen.

Digitized by Google

Auf dem Montmartre.

Unter seinen die Weltgeschichte spiegelnden Bildern im Treppenhaus des neuen Museums in Berlin hat Kaulbach auch „Die Ankunft der Kreuzfahrer vor Jerusalem" gemalt, der schönen Bilder vielleicht schönstes. Im Glanz der Abendsonne liegt Jerusalem vor den siegreich Nahenden; prächtige, ritterliche, vom Duft der Poesie übergossene, aber doch auch den vollen Ernst kräftiger, geschichtlicher Wirklichkeit widerscheinende Gestalten sind diese, in ihrer Mitte der ritterliche Führer, Gottfried von Bouillon, alle vorwärts strebend, vorwärts jubelnd, dem lang ersehnten Ziele zu. Sie denken bei seinem Anblick nicht mehr daran, daß noch einmal gekämpft werden muß; im Geist ist die letzte Schlacht bereits siegreich, wie die anderen auch, geschlagen. An dieses Bild denke ich oft in diesen Tagen, Paris ist nicht Jerusalem, aber ein Kreuzzug ist's auch, in den unsere Heere gezogen sind, in dem gegen den alten Feind aufgeräumt, ein theueres, lang verlorenes Land wieder gewonnen werden soll, und die Gefühle, mit denen nun Deutschlands Krieger die Stadt des Feindes, das letzte Kampfspiel vor sich liegen sehen, mögen immerhin denen jener alten Kämpen ähnlich sein. Wenigstens haben auch sie im Geiste schon die letzte Schlacht, siegreich gleich den anderen, geschlagen. Sie stehen vor Paris, die Zornesschale ist der großen Zauberin eingeschenkt. Die Thürme von Notre Dame erglänzen im Abendschein den deutschen Augen, auf den Höhen des Montmartre weilt siegverlangend wieder deutscher Blick. Am Montmartre fielen am 30. März 1814 des letzten Franzosenkrieges letzte Schüsse, von Montmartre schauten York und Blücher zum ersten Mal auf die bezwungene Weltstadt. Dort war's, wo auf einmal der Oberst v. Below mit seinen alten Litthauern in langem, gemächlichem Zug den Berg entlang geritten kam und als York ihn ungehalten befragte, dem antwortete: Das habe er seinen Leuten schon in Tilsit versprochen, daß er ihnen Paris zeigen wolle, man wisse doch nicht, ob sie es sonst zu sehen bekommen würden.

Nun, diesmal wird's hoffentlich anders werden, mag man sie alle, die tapferen Streiter, hinein lassen in die glänzende Stadt, hinauf auf den Montmartre, einen nach dem anderen, um ihnen Paris gründlich zu zeigen. Wie kann man's doch auch sehen von jener Höhe aus, dort wo heute noch die alte Windmühle steht, wo hart zu Füßen der alte Kirchhof und dann weit draußen und rings herum das moderne Babel liegt. Wenn er's hören könnte, der deutsche Sänger da unten in seinem Todesschlaf, das Gesumme der deutschen Siegestrompeten, ob er noch einmal den von seiner unglücklichen Kaiserschwärmerei eingegebenen Klagreim anstimmen würde: „Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen"!? Ueber Heine's und Cavaignac's Grab schaut man vom Montmartre hin bis zum anderen großen Friedhof, dem Père La Chaise, hinüber, wo ein anderes deutsches Dichterherz gebettet, das seine markigen Klänge hell und freudig dem Osterjubel seines Volks vermischen würde. Zwischen den beiden Todtenfeldern breitet sich die Stadt der Lebenden aus. Ich sah vom Montmartre auf sie im vollen Glanz des Tages, in der einsamen Stunde der Nacht. Das letzte Roth, das an ihnen gehangen, war den Dächern verschwunden; leise nur glimmten im gelben Abendlicht die Metallbänder der Domkuppeln und die Spitzen der hohen Thürme; dann wurde es dunkeler und nächtiger. Aber mitten im Herzen der Stadt erschien ein goldener Punkt, ein anderer hier, ein dritter dort, sie waren nicht mehr zu zählen, ganz Paris mit goldenen Punkten besäet, wie ein dunkeles Sammtgewand mit Goldstickereien. Aus den Punkten bildeten sich Linien, aus den Linien Figuren, so weit das Auge reicht, erblickte es endlose Lichteralleen, ein Flammenmeer, die Karte von Paris, in schimmernden Strichen gezeichnet; die Boulevards: mächtige Lichtstränge, zu feurigen Knoten geschürzt, wo sie sich treffen; die großen und die kleinen Straßen: Lichtfäden; die freien Plätze: starke Flammencentren, die nach allen Seiten ihre strahlenden Radien schossen — und ringsum, wie ein röthlicher Flammengürtel, die Vorstädte bis zu den fernen Barrièren. Und drüben, jenseits der Seine, leuchtete es noch ganz besonders hell herüber, das elektrische Licht des Leuchtthurms auf dem Marsfeld warf seinen grellen Schein auf den Riesenpalast, wo jenes Märchen aus tausend und einer Nacht, „die Weltausstellung", ihre mächtigen Feste feierte. Wie ist's seitdem anders geworden! vom Montmartre mag man jetzt einen anderen Feuergürtel um die Weltstadt gezogen sehen; die Wachtfeuer der Belagerer, die fest und eng den ehernen, zermalmenden Kreis gewunden haben. Mögen sie siegverheißend die Herbstnacht durchglühen: Auf des Montmartre's Höhe sonnen sich in ihrem Schein York's und Blücher's Geistergebilde! (N. C.)

Mannichfaltiges.

— Berliner Blätter erzählen wie folgt ein bayerisches Stücklein aus dem Treffen bei Weißenburg: Während vom 5. bayerischen Infanterieregiment die Compagnie des Hauptmannes Seelkirchner, jetzigen Majors, bei Weißenburg in großer Nähe sich mit Turcos beschoß, sprang mitten im Kugelregen ein Reservist, Namens Köhler, ein urkräftiger Brauer aus der Nähe Münchens, aus dem Gliede gegen den Feind, packte sich einen Turco im Genick, schleifte ihn herüber, und in riesiger Kraft mit einer Hand ihn sackwebend hinhaltend, sagte er lachend: „So, Herr Hauptmann, do haben's an Turcos!" Es war der erste im Kampfe Gefangene dieser Sorte.

— Am 7. Sept. gingen aus der Werkstatt von Friedr. Krupp in Essen zwei Belagerungsgeschütze schwersten Kalibers nach Metz, bezw. Paris ab. Die begleitenden Artilleristen hatten auf die Lafette den Spruch angebracht: „Ich und die Eine, wir können's alleine."

— Das Brandenburgische Füsilier-Regiment Nr. 35 hat seine Zündnadelgewehre sämmtlich abgeliefert und ist an deren Stelle mit erbeuteten Chassepots bewaffnet worden, um mit diesen Gewehren Vergleiche der Leistungsfähigkeit der beiden Schußwaffen anzustellen, die bei den großen Munitionsvorräthen, die man vorgefunden, ohne Schwierigkeiten vorgenommen werden können. Doch auch von Seiten der Bayern werden die Franzosen bereits mit ihren eigenen Chassepotgewehren bedient, wie aus einem Privatbriefe hervorgeht, den die Augsburger Abendzeitung veröffentlicht. Die betreffende Stelle lautet: „Du wirst vielleicht ungläubig den Kopf schütteln, wenn ich dir sage, daß Einige meiner Compagnie mit Chassepotgewehren bewaffnet sind und vortrefflich mit diesen umzugehen wissen! Ich war auch erstaunt, als ich es bemerkte; die Erklärung ist aber sehr einfach. Nachdem ihre eigene Waffe auf die eine oder andere Weise (abgeschlagener Kolben, Schuß auf den Mechanismus ꝛc.) unbrauchbar geworden und unglücklicher- oder vielmehr glücklicherweise keine vacante Büchse vorhanden war, besannen sie sich kurz, nahmen das nächste beste Chassepotgewehr nebst Munition eines getödteten oder verwundeten Franzosen und knallten wacker darauf los; die Construction und Handhabung haben alle unsere Soldaten an den bei Wörth erbeuteten Gewehren rasch erlernt. Da an Munition kein Mangel war, benützten sie diese Gewehre in den drei Tagen bei Sedan."

— Von einem preußischen Divisionsschreiber, welcher nach der Schlacht bei Sedan in demselben Zimmer sein Büreau aufschlug, in welchem kurz vorher Graf Bismarck die Unterredung mit Napoleon gehabt hatte, wird der „Frankf. Pr." mitgetheilt, daß ein Engländer die beiden von Graf Bismarck und Napoleon benutzten Stühle käuflich erworben hat und zwar den ersteren für 200 Frs., den letzteren für 5 Frs.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stav.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 111. Dritter Jahrgang. 1870.

—r. Die Geschichte unserer Mutter.

(Fortsetzung.)

Durch Mrs. Haddan's Reden war ich vollständig zu der Ueberzeugung gelangt, daß sie um die Papiere wußte und daß dieselben aufbewahrt worden waren. Ich konnte leider mit Niemanden die Sache besprechen, denn nachdem Mr. Newill mir zu der Bekanntschaft der alten Dame verholfen, hatte er es vermieden, über den Fall mit mir zu reden. Ich billigte sein Verfahren, denn ich wollte ohne jegliche Mithilfe mein Ziel zu erreichen suchen. Mrs. Newill war ebenso zurückhaltend wie ihr Gatte, und dies war mir ganz lieb. Ich hatte gar keine Lust, über meine Absichten zu plaudern und sie auseinanderzusetzen.

Hatte Mrs. Haddan die Documente aufbewahrt, wie ich nicht mehr zweifelte, so fragte es sich wo? Sie bei sich zu behalten, war zu gefährlich, da irgend ein Zufall das Geheimniß an den Tag hätte bringen können, und ein Krankheits- oder Todesfall sicherlich zur Enthüllung führen mußte. Immerhin würde es jedoch gefährlicher gewesen sein, sie einer Person anzuvertrauen, die das Geheimniß nicht kannte. Und so mußten sie sich meiner Meinung nach an einem Orte befinden, wo Mrs. Haddan sie jederzeit zur Hand haben konnte, wenn sie wollte, und wahrscheinlich hatte sie sich auch eine Geschichte ersonnen, mit welcher sich eine allenfallsige späte Entdeckung nöthigen Falls erklären lassen würde. Wenn Louis vor seiner Volljährigkeit starb und er daher auch kein Testament machen konnte, so brauchte seine Großmutter nur die Papiere „zufällig" zu finden, und George kam zu seinem Recht. Blieb jedoch Louis am Leben, so war George zur Armuth verdammt und mußte den geheimen Zweifel an der Ehre seiner Mutter mit sich herumtragen.

Tag und Nacht grübelte ich über dies Alles nach, bis fast kein anderer Gedanken mehr meinen Geist beschäftigte und mich endlich zu dem Schluß gelangen ließ, daß Mr. James Haddan niemals von der Existenz des Paquets etwas erfahren, und daß es s. Z. in seiner Mutter Hände gelangt sei. Nun war zu ergründen, ob sie es in Gegenwart einer anderen Person geöffnet oder freiwillig eine solche zu Rath gezogen hatte? Im letzteren Falle war diese sicherlich eine Frau gewesen, denn bei einer Dame ihres Alters und ihrer Stellung war es natürlich, daß sie eher eine Person ihres Geschlechts, als einen nicht zur Familie gehörenden Mann in das Geheimniß zog. Dann hatte auch wahrscheinlich diese Vertraute die Papiere in Händen, als ein Individuum von geringerer Bedeutung als die reiche und angesehene Mrs. Haddan auf Haddan Lodge. Dem Anschein nach hatte die Letztere keine Vertraute um sich, da ihre Zofe ein junges Mädchen und erst ein paar Monate im Dienst war, Dienerinnen aus früherer Zeit dagegen überhaupt nicht mehr im Hause zu sein schienen.

Ich war bereits mehrere Tage und immer noch als gern gesehener Gast bei Mrs. Haddan, als Louis eines Morgens beim Frühstück sagte: „Großmutter, ich habe heute Nacht von Becket geträumt."

„Becket!" wiederholte ich, „welch' sonderbarer Name. Wer heißt denn so?"

„Meine Wärterin," antwortete er, „ich kann wohl sagen meine zweite Mutter, denn meine eigene Mutter starb bei meiner Geburt. Ihr Mann war unser Gärtner, und sie war meiner Großmutter Zofe bis zur Zeit, als mein Vater heirathete."

„Die beste Zofe, die jemals lebte," fiel Mrs. Haddan mit Wärme ein, „und die beste Amme für Louis. Sie hatte gerade ihr eigenes Kind verloren, das einzige, das sie je hatte; und sie liebte Louis, als wenn er dies eigene Kind gewesen wäre."

Ich sagte nichts mehr, bis die alte Dame sich entfernt hatte, dann fragte ich Louis: „Was ist denn aus Ihrer Wärterin geworden?"

„O," antwortete er betrübt, „es ist ein eigenthümlicher Fall von Monomanie. Ich erinnere mich noch wie es anfing, obgleich ich damals erst vier oder fünf Jahre alt war. Sie wurde nach und nach immer mürrischer und argwöhnischer, verschloß ängstlich ihre Kisten und Schubladen und zuletzt ihre Zimmerthür, und ging darin so weit, daß keines von den anderen Dienstboten hineinsehen, geschweige denn es betreten durfte. Einmal gab sie einem der Mädchen eine derbe Maulschelle, blos weil dieses nahe bei der Thür im Gange stand. Nach einiger Zeit verfiel sie auf die Idee, ein kleines ledernes Säckchen beständig mit sich herumzutragen, und wenn die anderen Dienstleute, nur um sie zu necken, davon sprachen, gerieth sie in die äußerste Wuth. Niemand wußte was darin war, ob ihre Ersparnisse oder sonst etwas. Meine Großmutter redete ihr oft zu, von der sonderbaren Gewohnheit abzulassen, allein es nützte nichts. Die Manie nahm immer mehr zu und Becket wurde immer unruhiger. Im Allgemeinen war sie jedoch bei gesundem Verstand und nur diese einzige fixe Idee beherrschte sie. Dabei blieb sie Tagelang im Freien, ging in den Anlagen auf und ab, und wenn man sie anredete, so gab sie ganz vernünftige Antworten. Doch wagte ich es nicht, das Ledersäckchen anzurühren, denn als ich es ihr einmal im Scherz wegnehmen wollte, schlug sie sogar nach mir."

„Was geschah denn später mit ihr?" fragte ich, kaum im Stande meine Aufregung zu verbergen.

„Wir waren genöthigt sie fortzuschicken, aber nicht in ein Irrenhaus. Sie war für sich wie für Jedermann ganz ungefährlich, wenn man sie nur in Ruhe ließ. Mein Vater gab sie einem unserer Miether in Pension, mit dem strengen Befehl, daß Niemand sie wegen dem Ledertäschchen behelligen solle. Er sagte den Leuten, worin ihre Manie bestehe, und versicherte sie, daß nichts von Werth oder Bedeutung in dem Säckchen sei. Ihr Mann war ebenfalls überzeugt, daß nichts darin sein konnte. Der arme Becket! Es war ein großer Kummer für ihn, so lange er lebte. Sie selbst befindet sich ganz wohl und es ist jetzt ungefähr zehn Jahre, daß sie bei den Townshend's wohnt."

„Wenn sie aber erkranken oder sterben sollte?" bemerkte ich.

„Dann ist Townshend auf's strengste angewiesen, die Tasche

sogleich meiner Großmutter zu bringen. Wenn das arme Geschöpf ein Geheimniß hat, so wäre es bei uns am sichersten aufgehoben. Wir können uns auf Townshend und seine Frau fest verlassen. Ueberdies würde die Tasche von keinem Werth für sie sein."

Jetzt wurde meine Aufregung so groß, daß ich sie nicht länger beherrschen zu können fürchtete, weshalb ich sogleich das Zimmer verließ. Nun wußte ich, woran ich war. Becket war entweder durch Zufall hinter Mrs. Haddans Geheimniß gekommen, oder diese hatte sie, als die treue Amme ihres Enkels, freiwillig zur Vertrauten gemacht. Ihr Haß gegen ihre hübsche Nichte mußte ihre Wuth bei dem Gedanken, daß diese einst die Stellung einer Gebieterin von Haddan Lodge usurpiren könnte, noch gesteigert haben. Ich begriff vollkommen, wie Becket, im Besitz der wichtigen Papiere, immer ängstlicher und mißtrauischer geworden und wie die Furcht vor der Entdeckung schließlich ihren Verstand angegriffen hatte. Ich mußte sie auffinden, — und mit Louis' Hilfe war dies leicht, — und mich in irgend eine Art von Verbindung mit ihr setzen. Ich verschob daher meine Abreise von Haddan Lodge nicht länger, konnte jedoch dasselbe nicht verlassen, ohne Mrs. Haddan und Louis das Versprechen gegeben zu haben, recht bald und für länger wiederzukommen.

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Reichs- und Nationalfarbe.

(Aus dem „Nürnb. Corr.")

Die Beantwortung der in neuester Zeit begreiflich wieder aufgeworfenen Frage über die deutsche Nationalfarbe ist, wenn man sich an das Thatsächliche und Gewisse hält und von den Phantastereien, die im Jahre 1848 sich laut gemacht haben, absieht, ziemlich einfach. Von einer Farbe des alten heiligen römischen Reiches deutscher Nation, das im Jahre 1806 zu Grabe ging und gewöhnlich, wenn auch mißbräuchlich, das deutsche Reich genannt wird, kann gar nicht die Rede sein. Buntscheckig, wie seine in so und so viel größere und kleinere Staaten zerfallene Landkarte war, konnte auch in dieser Hinsicht, die als Nebensache betrachtet wurde, ja gar nicht zur Sprache kam, eine Uniformität, die sich zunächst beim Militär gezeigt haben müßte, gar nicht existiren. Sich einem allgemeinen Begriff unterzuordnen, seine Eigenthümlichkeit gegen eine andere zurücktreten zu lassen, wäre für die einzelnen Fürsten und Stände des Reiches eine durchaus unerfüllbare Forderung und Zumuthung gewesen. Aber der in neuerer Zeit aufgekommene Begriff einer Farbengemeinschaft, der sich in Fahnen und Flaggen zeigen solle, ist auch damals gar nicht zur Sprache gekommen.

Vor 1789 hat weder bei den Franzosen noch sonst irgendwo eine Nationalfarbe existirt. Die Abzeichen der alten Länder und Völker bestanden nicht in Farben, sondern in Bildern, und wo Farben vorkommen, sind es — abgesehen von der Vorliebe der Wälschen (Waliser) für Blau und der Esthen für Schwarz — die eines Adels- oder Fürstengeschlechts, nicht aber eines Landes. So hat Mahomed (Hammer-Purgstall Lebensbeschr. I. 183) eine grüne Fahne seinen Anhängern vorgetragen, wie noch jetzt der grüne Turban ein Auszeichnung der, ob echt oder unecht, vom Propheten abstammenden Familien und die geheiligte Farbe der Koranglaubigen ist, die Abbassiden führten die schwarze, die Ommajaden die weiße Farbe, als Farbe ihres Hauses, nicht ihres Landes. Fahnen im modernen Sinn, ein an eine Stange befestigtes Stück Zeug, Tuch oder Seide, scheinen bei diesen Orientalen früher vorzukommen, als bei den Abendländern. Das alte Rom hatte seine Adler, deren jede Legion einen hatte, die Cohorten hatten Bilder beliebiger Art, Wölfe, Raben u. s. w. Die Vexillen oder Fähnlein der Reiterei waren ebenfalls leichte Standarten, anders gestaltet als die unseren. Wie das Labarum Kaiser Constantins des Großen ausgesehen, ist ein Gegenstand gelehrter Untersuchung, über den man in Gibbon oder sonst wo nachsehen möge. Das Zeichen, welches Kaiser Heinrich I. den Ungarn bei Merseburg und sein Sohn Otto I. denselben auf dem Lechfeld entgegenstellte, war der Engel Michael. Hierauf kam der Adler in Gebrauch, weil er als Zeichen der höchsten, der kaiserlichen Gewalt, auf die römischen Kaiser deutscher Nation übergegangen war. In der Niederlage Kaiser Otto's IV. bei Bovines (27. Juli 1214) wurde „der Reichsadler mit zerrissenen Schwingen eine Beute Frankreichs" (Schirrmacher I. 95), es scheint aber kein Fahne, sondern ein Bild auf einer Stange gewesen zu sein, vielleicht eine Art Carrocium (Alber. ap. Leibn. Access. II. 479. 481). Die Oriflamme dagegen, die damals auch vorkommt, war ein mit Lilien gesticktes Fähnlein oder Wimpel (vexillum floribus lilii distinctum, ebend. 180). In den Kreuzzügen, in deren Mitte die eben berührte Schlacht fällt, war natürlich das Kreuz das Zeichen der Christen, der Halbmond das der Saracenen, aber wenn auch im dritten großen Kreuzzuge die Franzosen rothe Kreuze, die Flamänder grüne, die Engländer weiße führten, so war dies doch ganz und gar ohne alle Beziehung auf die Nationalität und diente blos zur Unterscheidung. Wenn aber auch der Adler als Abzeichen des Reichsoberhauptes galt und in der Schlacht am Hasenbühl 1298 die Wappenröcke der beiden Gegner, Albrechts von Oesterreich und Adolphs von Nassau, mit dem Adler verziert waren, so war doch die Reichsfahne hüben und drüben roth, in der Mitte ein weißes Kreuz (Geissel p. 46 ff.).

Die erste Spur einer, um eine Genossenschaft kundzugeben, angenommenen Farbe findet sich in der französischen Geschichte unter dem König Johann, als während seiner Gefangenschaft in England 1357 der revolutionäre Steffan Marcel, Prevôt von Paris, die Stadtfarbe, roth und blau, zum Parteizeichen erhub, was aber nur von ganz kurzer Dauer war. Vielmehr blieben, wie schon bemerkt, Bilder die Zeichen der Nation oder des Reichs, die Lilien das Zeichen Frankreichs, der Leopard das Englands, Löwen und Burgen das der spanischen Reiche Leon und Castilien, der Adler aber das des Reichs, und es fiel Keinem bei, aus dem zufälligen Umstand, daß die Befiederung des Adlers schwarz ist, daß er eine rothe Zunge herausreckt und eine goldene Krone auf dem Haupte hat, eine schwarz-roth-goldene Reichsfarbe ableiten zu wollen. Daneben hatten die einzelnen Geschlechter allerdings ihre Farben, die Hohenzollern schwarz und weiß, die Wittelsbacher blau und weiß, die babenbergischen Oesterreicher, in deren Stelle dann die Habsburger und später die Lothringer eintraten, roth und weiß, u. s. w., aber eine Landesfarbe wird man weder in Geschichten noch in Gedichten erwähnt finden, während die Hausfarben oft genug erwähnt werden, z. B. die österreich-babenbergische in Ennenchels Reimchronik.

Wenn es einen passenden Anlaß geben konnte, der verschiedenen Landes- oder Reichsfarben zu gedenken, so war es bei den im Jahre 1849 und 1850 zu Nürnberg begangenen Festlichkeiten zur Feier des Westphälischen Friedensschlusses, aber wenn man sich durch die poetischen Beschreibungen, welche die Stifter und ersten Meister des pegnesischen Blumenordens davon gegeben haben und welche wenigstens das Verdienst geschichtlicher Treue haben, mühsam hindurchgearbeitet hat, wird man zu seinem Verwundern sehen, daß, obgleich sie Alles und Jedes in ihren Reimen zur Sprache bringen, den Festesschmuck, in den sich die ganze Stadt begeben, beschreiben:

„Das Rathhaus wird geschmückt mit buntem Blumgepränge,
vom goldgewundnen Grün gebunden in Gehänge,
mit Früchten untermengt, die Bilder sind bekränzt,
auf ihrer Kronen Glanz die Blumenkrone glänzt.

Des Reiches Vestung auch, die Nero angefangen,
auf welcher Thor gericht viel schöne Lilien prangen,
die Gassen auf und auf mit Moyen sind besteckt,
die Strassen auß und auß mit Grasegrün bedeckt."

von einer Landes- oder Reichsfarbe nirgends eine Spur zu finden ist, aus dem einfachen Grunde, weil sie noch nicht vorhanden war. Dagegen vergessen sie nicht den Lilienprinzen (Frankreich), den Adlerprinzen (den Kaiser), und den nordischen Löwen (worunter die damals 26jährige Königin Christina verstanden wird). Schwerlich wird auch in den folgenden Kriegen, dem spanischen Erbfolge- und dem siebenjährigen Krieg, irgendwie von einer Nationalfarbe eine Spur zu finden sein, und wenn die neue 1774 jenseits des Oceans entstandene Staatenvereinigung das Sternenbanner sich erkor, so lag zunächst die Nothwendigkeit vor, sich zur See kenntlich zu machen, aber von einer amerikanischen Nationalfarbe hat nie etwas verlautet. Das Zeichen, das Bild, ist die Hauptsache, daß zur Einrahmung desselben — so zu sagen, heitere lebendige Farben genommen wurden, war natürlich. Man hatte die Wahl frei.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Ausflug in die Nähe Straßburgs.

† Neben dem großen Schauspiel einer Belagerung von Paris tritt das Bild der Beschießung Straßburgs als ein weniger Sensation erregendes und nun seit Wochen bekanntes in den Hintergrund. Dafür liegt uns das letztere örtlich näher, und ist für den Nichtcombattenten eher zugänglich, als die weiter westlich liegenden Kriegsschauplätze. Nur zu sehr ist übrigens diese Zugänglichkeit in jüngster Zeit benützt, oder vielmehr mißbraucht worden, indem ein wahrer Heuschreckenschwarm von Neugierigen sich auf die, die belagernde Stadt umgebenden Orte niederließ, und in den Dorfgasthäusern dieser Gegend allen Platz und Vorrath so sehr in Beschlag nahm, daß die aus dem zerschossenen Kehl geflüchteten Leute oft kaum ein Unterkommen finden konnten und die Lebensbedürfnisse sehr theuer bezahlen mußten, wenn überhaupt für sie noch etwas übrig blieb. Solchem Unfug ist nunmehr gesteuert. Nur ein mit gutem Passe versehener Wanderer, der sich zugleich über den Zweck seiner Reise gehörig ausweisen kann, passirt nun die zahlreichen Posten von Soldaten aller Waffengattungen, welche auf den Straßen und an den Ortseingängen rund um Straßburg aufgestellt sind. Wer sich ohne solche Papiere in den Belagerungsrayon wagt, der riskirt, verhaftet zu werden, und seine Neugierde mit allerlei Unannehmlichkeiten zu büßen.

Wohl geschützt gegen solche Zufälle durch einen Passirschein, welchen mir, in meiner Eigenschaft als Berichterstatter geachteter Blätter, das badische Kriegsministerium freundlich ausgestellt hatte, machte ich mich am 16. Septbr. von Baden-Baden aus nach der pappelreichen Umgegend Straßburgs auf den Weg. Als der Bahnzug, den ich benutzen wollte, in Oos vorfuhr, bemerkte ich die gegenwärtig etwas auffallende Erscheinung eines französischen Soldaten inmitten des bürgerlichen Publicums der dritten Classe, und ohne jene deutsche militärische Begleitung, in welcher man jetzt so viel Rothhosen durch Deutschland reisen sieht. Ich setzte mich in dasselbe Coupe mit ihm, und sah bald, welche Art von Paß dem Kriegsmann aus Feindesland das freie Geleit durch unsere Gauen verschaffte; auf einer Armbinde, die ehemals weiß gewesen sein mochte, bemerkte ich nämlich das rothe Kreuz der Genfer Convention. Aus dem Gespräche, in das ich mich mit dem Sohn der ex-grande nation einließ, erfuhr ich, daß derselbe in seiner Eigenschaft als infirmier (Krankenwärter) nach der Schlacht bei Wörth bei den französischen Verwundeten geblieben war, einen Transport derselben kürzlich in's rechtsrheinische Deutschland begleitet hatte und nun vermittelst Freipaß über Basel nach Frankreich zurückkehrte, wo man seiner Dienste noch mehr bedürfen wird. Es war ein sehr hübsch gewachsener, kräftiger Bursche dieser „Arzneigehilfe", wie die deutsche Behörde ihn titulirt hatte; aus Südfrankreich gebürtig trug er in seinen Zügen einen völlig italienischen Typus zur Schau, und besaß in hohem Grad jene unverwüstliche Heiterkeit, welche Mutter Natur vielen jener glücklichen Söhne des sonnigen Südens verliehen hat. Ueber die Kriegslust seiner speciellen Landsleute befragt, lachte er sehr darüber, das man denselben die Absicht zuschrieb, den Krieg bis auf's äußerste fortzusetzen, und meinte, ein recht baldiger Friede würde sie überglücklich machen. An Waffen fehle es nicht, denn in Toulon, das er genau kenne, seien ungeheure Vorräthe aufgehäuft, aber ein erfolgreicher Widerstand dennoch undenkbar. Das hübsche Aeußere und muntere, dabei aber doch bescheidene Wesen des jungen Mannes, sowie die Samariterbinde trugen demselben die Sympathieen der Mitreisenden ein, welche sich in praktischer Weise durch Darreichung von, dankbar angenommenen, Erquickungen äußerte.

Bei Appenweier angekommen, drängten sich alle Insassen des Zuges nach dem Waggonfenster von wo man die Spitze des Straßburger Münsterthurms und das Emporsteigen von Rauchwolken wahrnehmen konnte. Ein Amerikaner kletterte sogar auf den Waggon und lugte mit einem mächtigen Fernrohr hinüber; auch sein Lady machte Miene ihm nachzuklimmen, welches kühne Manoeuvre jedoch durch das Weiterfahren des Zuges vereitelt wurde. Der Kanonendonner, welchen man sonst in Appenweier sehr deutlich vernehmen kann, schwieg eben, da der schweizer Hilfsverein, in Folge der Erlaubniß des Commandirenden beschäftigt war, Greise, Frauen und Kinder aus der hart bedrängten Festung zu flüchten und in gastliche Obhut zu bringen. Vorher schon hatten sich, auf Befürwortung der Geistlichkeit beider Heereskörper einzelne alte und gebrechliche Leute, sowie Frauen und Kinder aus der Festung entfernen dürfen.

So traf in Appenweier ein 77jähriger kränklicher Mann, geführt von seiner Nichte, ein, welcher sagte, man habe in Straßburg ausgestreut: Alle, welche die Festung verließen, welchen Alters und Geschlechts sie sein mögen, würden, wenn irgend möglich, von den deutschen Truppen zum Schaufeln und Karrenschieben angehalten. Er habe jedoch seinen badischen Nachbarn, in deren Lande er ein kleines Besitzthum habe, solche Grausamkeit gegen einen alten schwachen Mann und ein Mädchen nicht zugetraut, und freue sich sehr, daß er darin Recht gehabt; er habe im Gegentheil die liebevollste Behandlung erfahren, die ihn tief gerührt habe.

Ein junges Dienstmädchen aus dem Badischen, welches Straßburg vor etwa acht Tagen (am 8. oder 9. Sept.) verlassen durfte, berichtete, daß die Theuerung in der Festung nicht so schrecklich sei, als man sich denke, und daß viele Leute noch große Vorräthe, besonders an Hülsenfrüchten besäßen. Am empfindlichsten sei der Mangel an Milch, besonders für die kleinen Kinder; zum Frühstück werde bei den wohlhabenden Familien Chocolade, mit Wasser gekocht, genossen. Das Pfund Fleisch habe 3 Franken gekostet, das Pfund Mehl 7 Sous. Die Schwierigkeit bestehe hauptsächlich darin, sich die Gegenstände, welche man nicht zu Hause besitzt, aus den Läden zu holen, was wegen der überall einschlagenden Geschosse mit Lebensgefahr verknüpft sei. (Seit fast ausschließlich auf die Festungswerke geschossen wird, steht es darum wohl etwas besser.) Fortwährend sei die, um 100 Mann vermehrte Feuerwehr beschäftigt, die entstehenden Brände zu löschen, natürlich unter steter Lebensgefahr. Das Wohnen in den Kellern habe sich vielfach als unthunlich erwiesen, theils weil beim Einschießen oder Zusammenbrennen des Hauses manche Leute in den Kellerräumen erstickten, theils weil nach den großen Regengüssen das Wasser eindrang, oder überhaupt die Feuchtigkeit dieser unterirdischen Gelasse der Gesundheit höchst nachtheilig war. Den Gemüthszustand der Belagerten schilderte jenes Mädchen, eine intelligente, sauber gekleidete junge Person, als äußerst bemitleidenswerth. Angst und Mitgefühl mit den Verwundeten und den Familien der Getödteten, sowie der unaufhörliche Donner der Geschütze, endlich der permanente Feuerlärm, gestatten natürlich kaum Jemanden die Augen zu schließen, wäre es auch nur zu einem fieberhaften Schlaf der Ermattung: daß aber nichts die Kräfte mehr aufreibt und die Nerven mehr überreizt, als fortwährende Schlaflosigkeit, ist bekannt. Viele Leute sollen

schon vor Erschöpfung und Angst gestorben sein. Als Beerdigungsplatz dient der Jardin des plantes.

Solche Erzählungen sind ganz die richtige Vorbereitung, um sich in der entsprechenden Stimmung der hart bedrängten Stadt zu nahen; denn gar zu leicht läßt man sich durch den freundlichen, ja lachenden Anblick der reichen Dörfer bei Kehl und ihrer behäbigen Bewohner dazu verführen in der Brandröthe des Horizonts, in dem Leuchten der glühenden Bomben, in dem Blitzen der Schüsse und dem dumpfen Grollen der Geschütze nur Elemente eines interessanten Schauspiels zu erblicken, an dessen Anblick man Stunden oder gar Nächte hindurch sich nicht satt sehen kann. Andererntheils bieten die geflüchteten Bewohner Kehls, bietet die unnütze und ruchlose Weise niedergebrannte Stadt Kehl selbst Anhaltspunkte zu einer Anklage wider Straßburg, welche die jetzigen schweren Leiden der Festungsbevölkerung als ein gerechtes Strafgericht erscheinen lassen. Dabei treten, als belastende Umstände noch die abscheulichen, unmotivirten Mißhandlungen in den Vordergrund, welche deutsche Bürger, Gewerbtreibende, Arbeiter, Dienstboten u. s. w. von der Straßburger Bevölkerung und besonders von einer schuftigen, diebischen Beamtenschaft zu erdulden hatten. Schämten sich doch diese sauberen Polizei-„Beamte" nicht, deutschen Brauknechten, Arbeitern u. s. w. die silberne Uhr aus der Tasche zu nehmen, ohne sie ihnen bei der Entlassung wieder einzuhändigen. Ebenso wurde den armen Leuten ihre Sparkassenbücher, ihr Baargeld und ihre Kleider zurückbehalten. Solche schmutzige Thaten finden hoffentlich auch nach der Einnahme oder Uebergabe ihre specielle Ahndung; einstweilen beflecken sie jenen Ehrenschild, den Frankreich den Bürgern Straßburgs wegen ihres hartnäckigen Widerstandes decretirt.

Doch besteigen wir den kleinen Zug, der von Appenweier nach Kork führt, und kommen wir auf den ferneren, einfachen Verlauf meines kleinen Ausfluges zurück. Von einem riesenhaften Polizeisergeanten beim Verlassen des Waggons an der Station Kork empfangen, konnte ich nach Vorweisung meines Passirscheines ungehindert weiter gehen. Minder glücklich war ein, ohne Schein gekommener Mitreisender, welcher angewiesen wurde, mit dem nächsten Zuge wieder zurückzufahren und inzwischen in das nahe Wirthshaus internirt wurde. Ich besuchte dasselbe freiwillig, um vielleicht gesprächsweise etwas über neue Vorgänge bei der Belagerung zu erfahren, und fand mich in dieser Erwartung nicht getäuscht. Zwei Dragoner, welche dort saßen, berichteten mir von dem gelungenen Unternehmen der Belagerer (speciell der württembergischen Artillerie) während der Nacht vom 14. auf den 15. September Geschütze zwischen dem großen und kleinen Rhein in der Weise zu placiren, daß aus sehr geringer Entfernung die Wälle der Citadelle beschossen werden können. Früh sechs Uhr wurden jedoch die zwei Compagnien badischer Infanterie, welche den Batteriebau beschützten, von der Zahl nach überlegenen Truppen aus der Festung angegriffen. Rasch war Succurs zur Hand, und man trieb die Ausgefallenen wieder in die Festung zurück.

Als ich Nachmittags 4½ Uhr von Kork auf der ebenen Chaussee nach Neumühl wandelte, hörte ich von neuem Kleingewehrfeuer; der Ausfall war, wie ich gleich darauf erfuhr, zum nämlichen Zwecke wiederholt worden, aber natürlich von neuem zurückgeschlagen worden. Einzelne leichter Verwundete aus diesem Gefecht sah ich auf Leiterwagen vorüber (nach dem Lazareth in Kork) fahren. Ich machte in Neumühl noch die Bekanntschaft des wackern Schlossermeisters Endres, der als Feuerwehrcommandant von Kehl so Rühmliches geleistet, indem er mit eigener Lebensgefahr und durch Aufmunterung der Feuerwehrmänner ein ganzes Stadtviertel vor der Zerstörung rettete. Sodann suchte ich mir ein Nachtquartier und begab mich, sobald es dunkel geworden, ins Freie, um den Fortgang des inzwischen sehr heftig gewordenen Bombardements zu beobachten.

Im Nordwesten war ein heller Punkt an dem dunklen Nachthimmel sichtbar, der sich immer mehr und mehr ausdehnte und zuletzt auch dem unbewaffneten Auge als die Wirkung einer nicht unbeträchtlichen Feuersbrunst in einem Vororte Straßburgs erkenntlich wurden. Die Bombenkugeln, rothglühend wie der Vollmond fuhren fort zu fliegen und die Mörser zu dröhnen. Auf dem Münsterthurme glänzte, wie der Abendstern so hell, ein angeblich electrisches Licht, welches den Kugeln den Weg zur Schonung des ehrwürdigen Monumentes andeuten sollte; dabei schwiegen aber die Kanonen der Festung nicht, und bald sah man auch in der Gegend von Schiltigheim einen Brand auflodern.

Bei diesen drei, symmetrisch vertheilten Lichtpunkten, welche freilich im Grunde sehr trauriger Natur waren, blieb es für längere Zeit, und so zog ich mich denn in das friedliche Dorf und in die gemüthliche Wirthsstube zurück, wo Soldaten ruhig ihren Schoppen tranken, und an einem anderen Tische ein württembergischer Artillerie-Officier einigen Civilisten die Geheimnisse der Belagerungskunst populär zu machen trachtete. Bis zur Uebergabe von Straßburg können noch Wochen vergehen, und wer über den Rhein setzen will, thut dies weit ungenirter dort, wo keine Truppen stehen, als dicht bei Kehl; dies der Bescheid den ich mir von competenter Seite als Resultat dieses Recognoscirungs-Ausfluges holte. Ich will mir ihn merken und die geeignete Stunde zu neuen Kriegsfahrten abwarten. v. B.

Mannichfaltiges.

— Einem nach der Schlacht von Sedan geschriebenen Brief des Herzogs von Meiningen an seine Gemahlin entnehmen wir Folgendes: Gestern erkundigte ich mich nach dem Befinden Mac Mahons, und Letzterer, den ich von Berlin her kenne, war so freundlich, mich anzunehmen. Er ist schwer an der Hüfte durch einen Granatsplitter verwundet. Ich blieb nur eine halbe Minute, da er starkes Fieber zu haben schien. Auf meine Frage nach seiner Wunde antwortete er: „Das ist das Geringste!" Der Arme ist furchtbar geprüft. Der Zustand in der französischen Armee ist so, daß keiner dem Anderen traut; der Officier beklagt sich über den gemeinen Soldaten, Letzterer klagt die Officiere an und hält mit seinen Ansichten nicht zurück. Preußische Officiere waren Zeugen, wie französische Generale insultirt wurden. Die französischen Officiere meinen, ihre Niederlagen seien Folge der socialistischen Ideen, die in der Armee überhandgenommen hätten und die Disciplin lockerten. Unterhaltend ist es, zu sehen, wie unsere Leute auf dem freundlichsten Fuße mit den französischen Troupiers stehen, die noch haufenweise unter dem Schutz der weißen Binde mit rothem Kreuze hier sich herumtreiben. Man sieht allenthalben Gruppen von Deutschen und Franzosen in traulichem Gespräch sich gegenseitig zu Trinken reichend, Tabak austauschend ꝛc. Auch die Officiere beider Nationen essen an gemeinschaftlichen Tischen und grüßen sich gegenseitig; man könnte glauben, sie gehörten Einer Armee an. Unter der äußeren Höflichkeit mag sich wohl französischerseits ein tiefer Groll bergen, denn kaum wurde je eine Armee tiefer gedemüthigt als die französische durch diese Niederlagen. Viele französische Officiere habe ich, wenn sie auf dieses Thema zu sprechen kamen, in die bittersten Thränen ausbrechen sehen.

— Soldaten, welche einen Theil der bei der Capitulation von Sedan erbeuteten Pferde durch Berlin transportirten, erzählen von der entsetzlich spärlichen Verpflegung, welche die Vierfüßler seitens der Franzosen genossen zu haben scheinen. Die armen Thiere waren so verhungert, daß sie, nachdem sie die erste deutsche Futterration vertilgt hatten, noch das Stroh, welches in den Eisenbahnwaggons unter ihren Füßen lag, bis auf den letzten Halm aufgefressen hatten. — Augenzeugen versichern, daß am Donnerstag in Spandau 17 französische Officiere gebunden auf die Festung gebracht worden seien. Dieselben sollen sich auf dem Transporte so renitent gezeigt haben, daß schließlich zu solchen Gewaltmitteln hat geschritten werden müssen.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stav.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 112. Dritter Jahrgang. 1870.

—r. Die Geschichte unserer Mutter.

(Fortsetzung.)

3.

Ich wagte nicht, meinem George oder seiner Mutter mitzutheilen, was ich im Sinne hatte. Es entstand sogar eine gewisse Entfremdung zwischen uns, denn ich gab vor, Mrs. Newill habe mich eingeladen, sie in ein Seebad in Wales zu begleiten. Auf diese Weise konnte ich ein paar Monate abwesend sein, ohne Neugierde oder Verdacht zu erregen. George glaubte, ich wäre für ihn und seine peinliche Angelegenheit gleichgiltig geworden, und er hätte kein Mann sein müssen, wenn er nicht in zorniger Eifersucht mich geradezu beschuldigt hätte, bei Mrs. Newill Jemanden gesehen zu haben, der mir besser gefiel als er und um dessentwillen ich ihn ohne Weiteres aufgegeben. Da nun aber mit Eifersuchtsgrillen bei Männern nichts anzufangen ist, so versuchte ich gar nicht einmal, mich zu rechtfertigen. Ich sagte ihm nur, er möge mir nach Wales schreiben, wenn er wollte; Mrs. Newill erklärte sich bereit, mir seine Briefe nachzuschicken, so wie ich meine Antworten durch sie an dem Orte auf die Post geben ließ, wo man glauben sollte, daß ich mich aufhielt.

Ich fand das Haus, in dem die Becket wohnte, in einem kleinen Weiler dicht bei einem Wäldchen in der Umgegend von London. Es war ein altes großes Gebäude, hauptsächlich aus Holz aufgeführt, und hatte in früheren Zeiten reichen Familien aus der Stadt zum Sommeraufenthalt gedient. Das Gartenthor war mit imposanten Steinpfeilern versehen, aber eine hölzerne Tafel unterrichtete die Vorübergehenden, daß ein Theil des Hauses zu vermiethen sei. Das Frühjahr ging zu Ende, der Sommer war nahe und manche Familie, welcher die Hitze und der Lärm der großen Stadt lästig waren, hätte sicher ein schattiges Landhaus wie dieses sich gewählt. Zweimal ging ich am Gartenthor vorüber und sah dabei spähend zu den Fenstern hinauf, dann zog ich entschlossen die Klingel. Die Magd, welche öffnete, führte mich, als sie hörte, ich suche eine Wohnung, in ein als Speisesaal eingerichtetes Gemach, das ganz so unbehaglich aussah, wie die meisten zum Vermiethen bestimmten möblirten Zimmer. Ungeduldig erwartete ich hier das Erscheinen der Mrs. Townshend, welche endlich sauber gekleidet herbeikam. Sie rieb sich ihre fleischigen Hände, während sie mit mir sprach, und blinzelte mich mit ihren kleinen Augen forschend an. Ich sagte, daß ich zwei Zimmer, ein Schlaf- und ein Wohnzimmer zu miethen wünsche, welche ich, falls sie mir zusagten, für drei Monate behalten wolle, doch äußerte ich nichts über meinen Stand und meine Verhältnisse. Mit der Bitte, daß ich mir die freien Zimmer ansehen möge, führte sie mich in ein sehr großes, düsteres, über dem Speisesaal gelegenes Wohnzimmer, das mir ganz abscheulich vorkam, worüber ich jedoch nichts sagte. Dann zeigte sie mir noch ein niedriges schmales Zimmer an der Rückseite des Hauses, mit einem anstoßenden, nur durch eine Bretterwand abgetheilten Raum für ein Bett. Es hatte zwei nach dem Garten gehende Fenster und ich trat gleich an eines derselben. Ersteres war das eingeschlossenste Stück Land, das ich je gesehen, eingehegt von allen Seiten durch dicke Hecken und hohe reichbelaubte Bäume. Man konnte in der That von dem Zimmer aus gar nichts sehen außer dem Garten, welcher in regelmäßigen großen Beeten, die von schnurgeraden Wegen durchschnitten wurden, angelegt war. In dieser Jahreszeit hatte der Garten aber doch etwas Freundliches, wenigstens war er um vieles freundlicher, als das unbehagliche Innere des Hauses. Als ich zum Fenster hinausblickte und überlegte, was ich thun solle, kam eine große, fast athletisch aussehende Frau von etwa fünfzig Jahren, mit einem Gesicht, das wie aus Erz geformt schien, aus einer Baumgruppe linker Hand hervor und schritt gerade auf das Haus zu, so daß ich sie genau sehen konnte. Ihr Gang war rüstig und ihre Haltung außergewöhnlich aufrecht. Jeder Zug ihres Gesichtes, jede Bewegung ihrer Gestalt hatte den Ausdruck unbezwingbarer Energie. An ihrem linken Arm hing eine Tasche, welche ich gleich bemerkte, da die Trägerin durchaus nicht zu beabsichtigen schien, sie zu verbergen, obschon sie dieselbe fast in der Ellbogenbiegung hielt. Die Hände der Frau waren knochig und stark, wie die eines Mannes, und sie hielt sie krampfhaft zusammengefaltet vor sich. Unwillkürlich dachte ich damals, und noch manches Mal später, daß der Griff dieser Finger an meiner Kehle etwas ganz Fürchterliches sein müsse; und mechanisch bog ich den Kopf zurück und wandte mich schaudernd ab.

„Sie haben schon eine Miethering," sagte ich zu Mrs. Townshend gewendet.

„Ach ja, die arme Person!" antwortete sie. „Allein ich will nichts vor Ihnen verheimlichen. Sie ist das einzige Unangenehme in diesem Hause. Schon manches Mal entging mir dadurch ein Miether, und doch ist sie gar nicht gefährlich, das kann ich Sie versichern, und auch eigentlich nicht verrückt. Sie hat nur, wie man sagt, einen Sparren zu viel. Sie werden sie auch nur im Garten sehen, und sie ist so harmlos wie ein neugeborenes Kind. Ich behalte sie, weil Mrs. Haddan auf Haddan Lodge sie mir auf Lebenszeit übergeben hat, und ich verdiene etwas Hübsches dabei. Sie brauchen sich gar nicht vor ihr zu fürchten."

„Ich fürchte mich nicht so leicht," entgegnete ich, „und ich möchte diese Zimmer behalten. Ich habe eine Liebhaberei für die Malerei, und will einen ruhigen Landaufenthalt zum Studiren."

Dies war ein augenblicklicher Einfall von mir, der sich gar nicht so ungeschickt erwies. Der Vorwand war so gut als ein anderer, denn ich konnte nöthigenfalls schon ein paar Bildchen in Wasserfarben zu Wege bringen; auf alle Fälle war Mrs. Townshend keine große Kritikerin.

„Sie wollen also diese Hinterzimmer nehmen, Miß?" fragte sie.

„Ja; und kann ich wohl gleich einziehen, wenn ich eine Woche zum Voraus bezahle. Ich möchte nicht noch einmal nach London zurück und mein Gepäck ist schon auf dem Bahnhofe."

„Ganz wie Sie wünschen," erwiderte sie, nachdem sie zum Schein ein paar Augenblicke gezögert.

„Kann ich auch nach Belieben im Garten spazieren gehen?“ fragte ich noch.

„Gewiß, wenn Sie sich nicht vor Mrs. Becket fürchten.“

Ich ging nach dem Bahnhof zurück, der eine ziemliche Strecke entfernt war, und holte mein aus vielen Stücken bestehendes Gepäck; denn da ich genöthigt gewesen war, für einen längeren Aufenthalt in einem modernen Seebade einzupacken, so hatte ich nun eine Menge Sachen bei mir, welche mir bei Ausführung der selbstgewählten Rolle ganz überflüssig waren. Mrs. Townshend betrachtete meine vielen Koffer mit günstigem Auge und weigerte sich, die Vorausbezahlung für eine Woche anzunehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Reichs- und Nationalfarbe.

(Aus dem „Nürnb. Corr.“)

(Fortsetzung.)

Die erste gemeinsame Farbe einer Partei, noch nicht eines Landes, wurde am 12. Juli 1789 in's Leben gerufen, als Camille Desmoulins, ein in der Geschichte oft genannter Name, an die im Palais-Royal um ihn versammelte Menge die Aufforderung richtete, ein Parteizeichen, eine Cocarde zu wählen, und auf die Frage: Wollt ihr Grün, die Farbe des amerikanischen Cincinnati Ordens, die Farbe der Hoffnung einer besseren Zukunft, oder Roth? die Anwesenden mit lautem Zuruf sich für Grün entschieden. Blätter von den Bäumen des Gartens herabrissen und sich damit decorirten. Aber schon am anderen Tage trat die Stadtfarbe von Paris, Roth und Blau, an die Stelle des Grün, und hiermit verband man später noch das Weiß, womit die Tricolore, im Grunde die Farbe der Revolution gegen die bourbonische Monarchie, fertig war. Diese Dreifarbigkeit führte dann die republikanischen Armeen zu ihren Schlachten, und als Napoleon Bonaparte, Sohn und Erbe der Revolution, sich vom ersten Consul zum Kaiser erhob, behielt er weislich die Tricolore bei, wenn er auch statt der Fahnen Adler einführte, und ließ sich nicht beifallen, die Farben seines Hauses, Grün und Gelb, an die Stelle der nun zur Landes- und Reichsfarbe gewordenen Tricolore zu setzen.

Die wiedergekehrten Bourbons kränkten durch die Verdrängung der Tricolore, an welche sich für die ganze Generation so viele glorreiche Erinnerungen knüpften, das Nationalgefühl nicht weniger als durch ihre übrigen reactionären und zeitwidrigen Maßnahmen, und als die Julirevolution 1830 den Sieg gewonnen hatte, war es am 1. August die erste Handlung der neuen zunächst nur provisorischen Regierung, zu erklären, daß die französische Nation ihre alten Farben, die durch das Weiß der Bourbons verdrängt waren, wieder annehme. Der nach 18jähriger Dauer erfolgte Sturz des Julikönigthums änderte in der Geltung der Tricolore nicht das geringste, und so ist sie, obgleich anfangs unbestreitbar Parteifarbe gewesen, zuletzt Landes- und Nationalfarbe geworden. Seit ihrem Bestehen ist auch erst der vorher unbekannte Begriff einer Nationalfarbe und das Bedürfniß derselben auch bei anderen Nationen entstanden.

Von ganz anderen Anfängen ging die schwarz-roth-goldene oder gelbe Farbe aus, die gewöhnlich als die deutsche Nationalfarbe betrachtet wird. Sie hängt mit dem Studentenwesen der ersten Jahrzehnte des laufenden Jahrhunderts innig zusammen, wie es sich aus dem früheren Ordenswesen der Amicisten, Montanisten ꝛc. insofern umgestaltet hatte, als an die Stelle der Orden landsmannschaftliche Verbindungen, später Corps genannt, getreten waren, die sich durch Farben, meistens drei, zuweilen auch zwei, von einander unterschieden und ohne die lächerliche, aber dem vorigen Jahrhundert eigene Geheimbündlerei nur auf trauliches Zusammenhalten und gegenseitigen Beistand zu Schutz und Trutz beschränkten. Daß es dabei je nach der Beschaffenheit der einzelnen Universitäten ebenso an großartigen Roheiten nicht fehlte, wie der einseitigste Particularismus cultivirt wurde, dafür liefern eine Menge Beispiele den Beweis, und in einer Zeitschrift sind vor nicht allzu langer Zeit aus dem Leben des Turnvaters Jahn, der sich als pseudonymer Fritz von einer Universität zur anderen herumtrieb, interessante Belege hierzu gegeben worden. In den Gemüthern derjenigen, die sich aus diesen wüsten Zuständen dennoch gerettet hatten, befestigten sich zwei Gesichtspunkte, die zur Umgestaltung des Studentenlebens in's Auge gefaßt werden mußten, einmal die Verpflichtung der einzelnen zu einem sittlich geordneten Zusammenleben, jedoch ohne die alte Sitte der fröhlichen und gemüthlichen Trinkgelage ganz aufzuheben, aber sie in feste Ordnungen zu beschränken, und der Renommisterei der Raufbolde und Bramarbasse durch Ehrengerichte zu begegnen, zweitens die Aufhebung aller Landsmannschaften, und dagegen Einigung aller Studenten oder Burschen zu einer gemeinsamen Verbindung oder Burschenschaft, die ein Vorbild zur Einigung aller deutschen Stämme werden könne.

Diese Ideen hatten sich in den Jahren 1813—1815 bei Vielen, die in jenen Jahren die Feldzüge mitgemacht hatten und aus dem Felde zur Fortsetzung ihrer unterbrochenen Studien heimkehrten, ausgebildet und befestigt, und die Folge davon waren die zuerst in Gießen und Jena 1815 entstandenen und dann auch nach anderen Orten verbreiteten Burschenschaften. Von diesen Gründern oder Veranlassern der Burschenschaften hatten Viele den Lützower Jägern angehört und trugen noch auf den Universitäten ihre schwarzen Soldatenröcke, die roth vorgestoßen (passepoillirt) waren, wie man aus Körner's Lied sehen kann:

Roth trauern wir
Im schwarzen Rächerkleide
Um den gesunknen Muth,
Und fragst Du,
Was dieses Roth bedeute,
So heißt es Frankenblut.

Dabei hatte man aber an eine ehemalige deutsche Reichsfarbe, die dadurch kundgegeben werden sollte, nicht den entferntesten Gedanken, und die, welche sich solche Röcke, weil sie kleidsam und zweckmäßig waren, machen ließen, behielten blos das Schwarz bei, ohne den rothen Vorstoß. Solche Kleider wurden denn auch auf anderen Universitäten angenommen, je nach dem Geschmack und dem Vermögen der Einzelnen. Es dauerte nun nicht lange, so wurde diese Tracht das Abzeichen der auf den meisten Universitäten entstehenden burschenschaftlichen Vereine, und zwar noch in den Jahren 1816 und 1817, ohne alle andere Auszeichnung, ohne ein Band oder sonst eine Verzierung, wenn auch manche schwarzsammtne Puffen auf die Oberärmel setzen ließen und sonst kleine Ausschmückungen in Gestalt von Eichenblättern anbrachten. Die schwarze Farbe blieb aber ausschließlich, ebenso für die Beinkleider, die nur durch die sogenannten Turnhosen von ungebleichtem Zwillich nach Umständen und dem Bedürfniß der Jahreszeit ersetzt wurden. Ebenso war die Kopfbedeckung, das schwarze Barett, ohne Schirm, oft mit einem weißen Kreuz von Metall verziert.

Eine der am reinsten nach dem ursprünglich von Gießen ausgegangenen Vorbild gehaltene Burschenschaft war die in Erlangen im August 1816, zunächst durch Sand, traurigen Gedächtnisses, und Frz. Wolfg. Ulrich, der von 1814—1815 in Göttingen gewesen war, veranlaßte Verbindung, die im folgenden Jahre ziemlich aufblühte, doch ohne den dort noch bestehenden Verbindungen landsmannschaftlichen Charakters, den Ansbachern, Bayreuthern, Franken, großen Eintrag zu thun, aber im Herbst 1817 durch den Weggang Vieler sehr zusammenschmolz. In diesem Herbst wurde das bekannte Wartburgsfest begangen, von dem hier nur zu sagen nöthig scheint, daß auf demselben zwar die Jenenser Burschenschaftsfahne dem Zuge vorgetragen wurde, daß aber in der 1818 in Jena bei Fr. Fromman erschienenen Beschreibung des Festes von einer Farbe derselben oder einer Beziehung dieser Farbe auf das deutsche

Volk ebensowenig als in den daselbst abgedruckten Reden etwas gesagt ist, und wenn die Farben schwarz roth gold waren, so kam Das erst bei der späteren 50jährigen Jubelfeier zur Sprache. Wohl aber sagte Professor Oken damals in seiner Rede (ebendaselbst pag. 23): „Hutet Euch ein Abzeichen zu tragen und so zur Partei herabzusinken" — und weiter: „Ihr habt nicht zu berathen, was im Staat geschehen oder nicht soll, nur das geziemt Euch zu überlegen, wie Ihr einst im Staat handeln sollt, und daß ihr Euch dazu würdig vorbereitet." Wäre diesen verständigen und wohlgemeinten Worten nachgelebt worden, so möchte manches Ungemach, das die kommende Zeit in rascher Folge über die Burschenschaft brachte, verhütet worden sein, aber wer hätte vermocht, den damals schon erregten Strom jugendlicher Unbesonnenheit in ein ruhigeres Fahrwasser abzuleiten? Die Parteiung war schon vorhanden, und die politische Wühlerei, wie unklug und unbesonnen sie auch betrieben wurde — man bedenke das Frankfurter Attentat von 1833! — blieb nicht aus. Doch das gehört in eine Geschichte der Burschenschaft, die noch geschrieben werden sollte, leider aber es noch nicht ist.

So wenig aber war die Idee einer gemeinsamen Farbe der Burschenschaft damals noch vorhanden, daß die zu Erlangen am 1. December 1817, ohne allen unmittelbaren oder auch nur mittelbaren Zusammenhang mit jener früheren vom August 1816 entstandene burschenschaftliche Verbindung sich zwar in der inneren Gestaltung ganz nach dem von Gießen und Jena ausgegangenen Vorbild richtete, aber, weil sich die Leiter derselben bemüßigt glaubten, dem zahlreichen jungen Zugang, den sogenannten Füchsen, einige Entschädigung für das Band zu geben, mit dem sie als Mitglieder einer Landsmannschaft früher oder später hoffen durften, sich zu schmücken und daheim vor ihren Freunden und Freundinnen zu zeigen, daß sie etwas geworden seien, und daß sie deshalb eine Farbe, ein Abzeichen, wählten. Als solche wurde aber nicht schwarz und roth, nicht schwarz roth gold gewählt, sondern blau weiß grün, nach dem Vorgang einer Tübinger Teutonia, welcher Sand, der, ehe er 1815 nach Erlangen kam, dort gewesen war, angehört und diese Farbe, jedoch nicht als Band, sondern nur als Pfeifenquasten, mitgebracht hatte. Sand war zwar seit Herbst 1817 in Jena, aber er stand bei Vielen noch in gutem und freundlichem Andenken. Hätte man von einer anderen Farbencombination etwas gewußt, oder hätten die noch in Erlangen vorhandenen Mitglieder der früheren Burschenschaft, die nur in die neuere ebenfalls eingetreten waren, etwas dagegen einzuwenden gehabt, oder hätten die auswärtigen Freunde in Jena und Heidelberg, welche mit großer Freude den Wechsel der Dinge vernahmen und nicht säumten, brieflich ihre alten Freunde zu beglückwünschen und ihnen guten Rath mitzutheilen, eine andere Farbe angedeutet, es möchte vielleicht angenommen worden sein, zumal die getroffene Wahl Einzelne veranlaßte, sich von der neuen Burschenschaft, die sich erst am 10. Januar 1818 förmlich constituirte, wieder zu trennen und zu ihren früheren Freunden zurückzukehren, was man sich nun leider gefallen lassen mußte. Doch mag dieser Rücktritt wohl auch aus anderen Gründen geschehen sein und die Wahl der Farbe nur in zweiter Reihe mitgewirkt haben.

(Schluß folgt.)

August Keller.

* Am 13. September dieses Jahres starb zu Hannover unser hochbegabter Landsmann August Keller, kgl. preuß. Sänger am dortigen Theater. In der Blüthe seines Lebens, erst 28 Jahre alt, entriß ihn der unerbittliche Tod der Kunst, deren treuester Jünger er gewesen. Bei einem Besuche in München bekam er den Typhus, eilte krank nach Hannover zurück und starb daselbst trotz der sorgfältigsten Pflege, welche ihm im Henriettenstift zu Theil wurde. August Keller, ein Sohn des vor mehreren Jahren verstorbenen Appellationsgerichts-Directors Keller, ist zu Zweibrücken geboren und widmete sich der juristischen Laufbahn. Nach vollendeten Universitätsstudien trat er die Praxis in seiner Vaterstadt an. Freunde, die von seiner prächtigen Baritonstimme entzückt waren, riethen ihm, sich ganz der Gesangskunst, welche er seit früher Jugend pflegte, zu widmen. Er folgte dem Rathe und begab sich zu seiner Ausbildung zuerst nach Köln, dann nach Hamburg, wo er zwei Jahre lang bei Julius Stockhausen studirte. Nachdem er hier von dem berühmten Meister vorsam ausgebildet war, erhielt er vor drei Jahren sein erstes Engagement als Baritonist beim kgl. Theater zu Hannover. Dort gedachte er noch einige Jahre bis zur völligen Ausbildung seiner Stimme zu bleiben. Er hing mit ganzer Seele an seiner Kunst, in der er es bereits zu einer hohen Stufe gebracht hatte. Namentlich als Concertsänger nahm er eine hervorragende Stellung ein; als Bühnensänger war er besonders trefflich in Rollen wie Ashton (Lucia), Jäger (Nachtlager), Luna (Troubadour) ꝛc. Seine Leistungen werden allen Denen, die ihn hörten, unvergeßlich bleiben. Klangreiches Metall der Stimme, edle Färbung des Tones verbanden sich mit trefflichster Schule und untadelhaftester Aussprache. Die glänzendste Laufbahn war ihm geöffnet, da trat der Tod dazwischen und vernichtete das hoffnungsreiche Leben. Die Theilnahme des Publicums in Hannover an dem frühen Ende des jugendlichen Sängers, der auch durch seinen biederen Charakter, seine gediegene allgemeine Bildung und seinen unerschöpflichen Humor alle Herzen gewonnen hatte, war allgemein. Ein äußerst zahlreicher Trauerzug folgte dem reich bekränzten Sarge. Unter den Klängen einer Musik und des Liedes: „Rasch tritt der Tod den Menschen an", welches seine Collegen sangen, wurde er in die Gruft gesenkt. Zum Leichenbegängniß war auch Franz Abt von Braunschweig herüber gekommen.

Mannichfaltiges.

§ Technisches. *) Die Dampf-Straßenwalze hat sich neuerdings in mehreren Ländern, namentlich in England, Amerika und Frankreich für den Wegbau so vollkommen bewährt, daß sie immer mehr und mehr an Stelle der gewöhnlichen Pferdewalze Anwendung findet. Die letztere verursacht verschiedene große Uebelstände: das Walzen stört den Verkehr durch die lange Pferdereihe, welche zum Ziehen erforderlich ist, das bei jeder Rücktour nöthige Umspannen der Pferde ist zeitraubend und umständlich, der größte Nachtheil aber ist, daß die Pferdehufe den noch nicht festen Weg immer wieder lockern, derart, daß die Walze gar nie den Boden gehörig festzudrücken vermag. Zudem ist die Belastung der allerschwersten Pferdewalze von 200 Ctr. Gewicht offenbar ungenügend, indem der Druck, auf die Flächeneinheit bezogen, geringer ist, als bei schweren Lastwägen. Die Dampfwalze ist frei von allen diesen Uebelständen. Man hat sie bisher gewöhnlich im Gewichte von 300 Ctr. hergestellt, die neueste des englischen Ingenieurs Batho wiegt sogar 500 Ctr. In Paris hat man gefunden, daß die mit der Dampfwalze bearbeiteten Straßen doppelt so lange halten, als die mit der Pferdewalze gewalzten, und Wege welche früher mit der Dampfwalze alle sechs Monate einmal (und mit der Pferdewalze noch viel öfter) übergangen werden mußten, sind durch diese Operation auf die erneuerten Schotterschichten so verbessert worden, das sie nunmehr blos noch einmal im Jahre gewalzt zu werden brauchen. Die kostspielige und mühevolle Arbeit des Aufhackens der Straßen vor der frischen Beschotterung wird durch die Dampfwalze sehr wirksam und mit geringen Kosten dadurch erzielt, daß man die beiden Seitenwalzen mit kurzen starken Stahlzähnen armirt. Zu diesem Zwecke sind deren Umfänge mit eingegossenen Löchern

*) Die günstigere Gestaltung der Geschäfts- und Verkehrsverhältnisse veranlaßt uns, von heute ab die regelmäßigen wöchentlichen Berichte über Erfindungen und Verbesserung im Gebiete der Technik wieder aufzunehmen. Die Red.

versehen, in welche man die Zähne einstecken, und mit Schraubenmuttern befestigen kann. Auf die so gebrochene Straßenfläche wird die Schotterschicht ausgebreitet, dann diese 2 bis 3 Mal überwalzt, hierauf bedeckt man die Fläche mit grobem Sand, gießt tüchtig mit Wasser, und setzt das Walzen so lange fort, bis die erforderliche Glätte und Festigkeit erreicht ist. Die ganze Operation dauert für eine Walzenbreite auf 100 Fuß Länge etwa 2 Stunden. Englische Dampfwalzen von 15 Tonnen Schwere, bei 6 Fuß Gesammtbreite und 5 Fuß Durchmesser erforderten 21 Schilling Tageskosten, einschließlich der Abnutzung und Verzinsung, und ergaben per Tag eine durchschnittliche Leistung von 21384 Quadr.-Fuß engl., so daß für ein Penny (3 Kr.) 85⅓ Quadr.-Fuß Straßenfläche gewalzt wurde. Diese Maschinen bestehen sämmtlich aus drei im Dreieck angeordneten Walzen. Die beiden Seitenwalzen werden durch eine Kette getrieben, die Mittelwalze ist in einem Drehscheibengestell gelagert, wodurch die Maschine lenkbar wird. Letztere Walze besteht aus zwei Hälften, die von einander unabhängig auf der Achse drehbar sind. Jede dieser Hälften ist so breit wie eine Seitenwalze, und der Abstand der Seitenwalzen ist etwas kleiner als die ganze Breite der Mittelwalze. Zum Betriebe dient gewöhnlich nur ein einfacher Dampfcylinder, zwischen der Schwungrad- und Kettenradwelle befindet sich ein stark übersetzendes Vorgelege. Die neueste 500 Centner schwere Dampfwalze hat Batho jedoch mit zwei Cylindern versehen. Sie walzt stündlich 2700 Quadr.-Fuß fertig, und consumirt in dieser Zeit 112 Pfd. Kohlen.

— Aus Sedan, 14. Sept., wird der „Elberf. Ztg." geschrieben: Durch befreundete Hand ist es mir gelungen, in den Besitz eines höchst interessanten Schriftstückes zu gelangen — der Copie des Tagebuches eines französischen Garde Officiers, welcher Napoleon auf seiner ganzen Reise von Paris bis Libramont begleitete. So viel ich weiß, ist dieses Document in Deutschland ganz unbekannt, und gebe ich Ihnen die Uebersetzung desselben wortgetreu, um den Notizen ihre ursprüngliche Authenticität und Originalität zu wahren: 24. Juli: Abreise des Kaisers. — 25. Juli: Ankunft in Nancy. Einzug des Kaisers im Triumphe. — 26. Juli: Abreise von Nancy. — 27. Juli: Pont à Mousson. — 28. Juli bis 14. August: Aufenthalt in Metz. — 14. August: Longeville, Schlacht. Bombe schlägt in das Hauptquartier ein; 1 Oberst und 10 Mann todt. — 16. August: Gravelotte, Schlacht am 16. — 16. August: Von Longeville nach Verdun, 56 Kilometres in einem Tage. — 17. bis 20. August: Chalons. — 21. bis 25.: Courcelles. — 24. bis 28.: Reihel, Bethonville Tourteron. — 28.: La Chêne; Kampf zwischen den beiden Cavallerieen, 10 Mann todt. — 29.: Stone, Dorf von 20 Häusern, der Kaiser wohnt in einer Baracke. — 30.: Mouzon; Schlacht; der Kaiser frühstückt in einer Mairie. Abreise am Abend: Fahrt die ganze Nacht hindurch. — Carignan-Sedan, Ankunft 10 Uhr Morgens. — Sedan, den 1. September. Beginn der Schlacht 4 Uhr Morgens. Beschießung der Festung um 9½ Uhr; Granate schlägt auf die Brücke und platzt nicht weit vom Kaiser. General de Courson de Villeneuve vom Pferde geworfen, welches durchgeht. Prinz von der Moskowa leicht durch einen Granatsplitter verwundet. Mac Mahon ebenfalls durch einen Granatsplitter verwundet. Der Kaiser begegnete ihm und fragte ihn: „Ist es gefährlich?" — „Nein." — Am Abend: Entsendung eines Parlamentärs, Capitulation, Niederlegung der Waffen. — Am 2. September: Der Kaiser begiebt sich nach Schloß Bellevue, sechs Kilometres von Sedan, Zusammenkunft: Kaiser, Bismarck und Kronprinz. Der König von Preußen trifft später ein und bleibt nur fünf Minuten. — Der Kaiser verpflichtet sich nur für seine Person, erzählt mir Jemand aus seiner nächsten Umgebung. Er erklärt sich für gefangen und bringt die Nacht in Bellevue zu. — Am 3. September: Abreise von Bellevue um 6½ Uhr, defilirt mit seiner Suite vor der preußischen Armee vorüber, nachdem er um Sedan herumgefahren ist. Unter dem Vorwande, daß auf dem Wege zu viele Wagen angehäuft seien (Referent weiß aus Erfahrung, daß es Wahrheit, kein Vorwand war), wird in jedem Dorfe gehalten, und es passiren große Züge französischer Kanonen bei dem Kaiser vorüber. Welche unzähligen Erniedrigungen! — Am 4. September: Ankunft in Bouillon, bis wohin sechzehn Kilometres zurückgelegt worden. Es scheint mir, daß man uns zweimal bei denselben Soldaten vorüberziehen ließ. — Am 5. September: Abreise von Bouillon um halb 7 Uhr; um 10 Uhr Ankunft in Libramont. Der Kaiser besieht belgische Kanonen und läßt sich deren Mechanismus, sowie den der belgischen Gewehre erklären. Seine Gesichtszüge verrathen nicht die geringste Bewegung. Wir verlassen den Kaiser, um uns nach Halma und von dort nach Dinant zu begeben." — Dies ist in Kurzem die Geschichte der kaiserlichen Odyssee während der letzten vierzig Unglückstage seiner Herrschaft.

— Von Mainz aus dem Lazarethe wird der „Frankf. Pr." eine Trauerkunde eigenthümlicher Art berichtet. Ein dort liegender Verwundeter schrieb jüngst an seine Braut in Wiesbaden, sie möge ihn doch bald besuchen, er habe zwar einen Arm verloren, sei aber sonst wohl. Statt der Braut kam die Antwort: der Besuch sei überflüssig da sie, die Braut, einen Krüppel ja doch nicht heirathen möge. In seiner Verzweiflung über diese Rohheit und Herzlosigkeit soll nun der junge Mann den Verband vom Arme gerissen haben und an Verblutung gestorben sein.

— Ein Beispiel seltener Kaltblütigkeit und Entschlossenheit gab kürzlich ein preußischer Kanonier von der Belagerungsarmee von Straßburg. Am 6. Sept. Nachmittags flog eine Bombe aus der Festung in die Mitte einer preußischen Batterie. Einer der anwesenden Kanoniere besaß die Geistesgegenwart, dieselbe sofort zu ergreifen und in das freie Feld so weit als möglich hinauszuwerfen, woselbst sie augenblicklich platzte. Er rettete dadurch nicht nur sein eigenes, sondern auch das Leben seiner Kameraden. Er erhielt hierfür eine öffentliche Belobung und 20 Thaler als Geschenk.

— Der Krieg entwickelt ganz neue Branchen von Erwerbsthätigkeit. Ich brauche nur, so wird geschrieben, auf die Marketender hinzuweisen, Leute, welche durch einen Feldzug meist — relativ — reich werden. Einen Breslauer Juden traf ich, welcher der Armee nachreiste und die Felle der geschlachteten Ochsen und die Häute der gefallenen Pferde aufkaufte. Er zahlte für das Stück durchschnittlich 10 Groschen, selten einen halben Thaler. So habe er in Böhmen 1866 gegen 20,00 Thaler verdient, versicherte er schmunzelnd, und ich bin sehr geneigt, ihm zu glauben. Einen Berliner fand ich, der nur leere Säcke aufkaufte, natürlich um ein Spottgeld; ein Anderer, der wahrscheinlich kein Anlagecapital besitzt, sammelte die Scherben zertrümmerter Flaschen u. s. w., und auch der machte sein Geschäft dabei.

— Ein eigentlicher Götzendienst wird seit einigen Tagen mit der Statue von Straßburg auf dem Concorde Platz zu Paris getrieben. Vom Wirbel bis zur Zehe ist das Bildniß der vertheidigungsmuthigen Stadt mit Fahnen geschmückt. Ein Blumen- und Blättercranz schmückt ihr Haupt; allüberall ist sie mit Blumen bestreut; devotionische Lampen hängen zu ihren Füßen; mit Inschriften und enthusiastischen Versen ist das Piedestal bedeckt. Abends flammt die Statue in tausend Lichtern wie ein Altar.

— Der New-Yorker „Tribune" brachte am 24. August einen ausführlichen telegraphischen Bericht über die Schlacht bei Gravelotte von einem seiner Berichterstatter auf dem Kriegsschauplatze, für dessen telegraphische Uebermittelung von London nach New-York nicht weniger als 2280 Dollars in Gold bezahlt werden mußten.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stan.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 113. Dritter Jahrgang. 1870.

—r. Die Geschichte unserer Mutter.

(Fortsetzung.)

Es war Abend geworden, bis ich von meinem Logis Besitz genommen. Meine ersten Empfindungen waren nicht gerade freudiger Art. Ich betrachtete mir mein Zimmer genauer und fand, daß die Möbel aus vier Rohrstühlen, zwei davon mit zerbrochenen Lehnen, bestanden; ferner aus einer großen Commode mit einem gegen die Wand gestellten Theebret darauf, einem alten versessenen Sopha, ein paar schlechten Bildern als Zierrath, so wie einen riesigen Plan von London, der wohl bestimmt war, schadhafte Stellen in der Tapete zuzudecken. Ein kleiner wackeliger Tisch stand in der Mitte des Zimmers, ein verblichener Shawl lag statt eines Teppichs darauf. Mit verzweiflungsvollem Blick, den ein Unparteiischer wahrscheinlich höchst komisch gefunden haben würde, sah ich mich um, und da Niemand da war, mit dem ich hätte sprechen können, setzte ich mich auf einen der unzerbrochenen Stühle, den ich an's Fenster schob. Es dunkelte rasch, und die dicht mit Blüthen bedeckten Schlehdornbüsche schimmerten mit dem geisterhaften Schein, der allen weißen Blumen im Zwielicht eigen ist. Plötzlich erschien wieder aus einer Baumgruppe die robuste Gestalt der Irrsinnigen, und wieder wich ich in einem warnenden Gefühl des Entsetzens zurück.

Es vergingen ein paar Tage, ehe ich mit Becket in's Gespräch kam; ich wollte mit äußerster Behutsamkeit zu Werke gehen, und es lag mir daran, daß sie den ersten Schritt zum Bekanntwerden thue. Auf der einen Seite des Gartens war eine schöne Allee von Linden, Ulmen und Akazien und am Ende derselben befand sich eine dichte Laube, welche an einzelnen Stellen eine Aussicht auf die außen liegenden Wiesen mit ihrem hübschen Schmuck weißer und gelber Frühlingsblumen bot. Dort hielt sich Becket am liebsten auf, und auch ich machte meinen Lieblingsplatz daraus. Sie ging einige Mal an mir vorüber, während ich in der Laube saß, und schielte mich von der Seite an; da ich ihr aber freundlich zunickte, so sprach sie mich endlich an.

„Es wird hier wohl Platz genug für uns Beide sein," sagte sie.

„Warum nicht?" erwiderte ich herzlich, indem ich meine Malereigeräthschaften auf die eine Seite des kleinen Tisches schob. Sie setzte sich mir gegenüber, so daß ich sie ganz bequem ansehen konnte. Ihre groben Züge trugen den Ausdruck der Selbstüberhebung, wie man ihn so oft bei Geistesirren findet, doch machte dieser Umstand gar keinen Eindruck auf mich. Meine Empfindungen waren eben auf ein anderes Ziel gerichtet.

„Haben Sie sich eine Handarbeit mitgebracht?" fragte ich auf die Tasche an ihrem Arm blickend.

Beckets Augen schossen für einen Moment Blitze nach mir und ihre dichten Brauen zogen sich zusammen; da ich sie aber ruhig und freundlich ansah, ohne der Tasche weitere Aufmerksamkeit zu schenken, kam der drohende Sturm nicht zum Ausbruch. „Ich habe keine Arbeit mehr," sagte sie, „meine Arbeitstage sind zu Ende."

„Und meine fangen erst an," erwiderte ich auf meine schwachen künstlerischen Versuche deutend.

Becket wußte Vieles über Wasserfarben zu sagen, über Sammtmalerei und andere weibliche Talente dieser Art; und während sie immer vertraulicher wurde, bedeckte ich meine Augen mit der Hand und sah mir die famose Tasche genauer an. Es war ein schmales, starkes Säckchen von schwarzem mit einem eigenthümlichen Schnörkelwerk gepreßtem Leder. Der Stahlbügel war mit einem Schloß versehen. Eine kurze Kette aus verschlungenen Stahlringen war an dem Bügel befestigt; an dieser von langem Gebrauch sehr blanken Kette trug Becket die Tasche am Arm. Augenscheinlich war kein umfangreicher Gegenstand darin, denn die Seiten fielen ziemlich flach ein. An eine Möglichkeit des Anrührens war nicht zu denken, so viel war sicher, auch wenn Louis mir nicht gesagt hätte, wie rauh sie sogar mit ihm umgegangen, als er einen derartigen Versuch gewagt. Becket schien etwas beunruhigt, während ich meine geheime Musterung hielt; es war, als fühle sie, was ich vorhatte, obschon ich überzeugt war, daß sie nicht sehen konnte, was ich that.

Meine nächste Aufgabe war nun, mir eine möglichst ähnliche Tasche zu verschaffen und eine Gelegenheit zu erspähen, die eine mit der anderen zu vertauschen. Bei dem Stand unserer Angelegenheit war dies sicherlich kein Verbrechen meinerseits. Hier stieß ich jedoch auf Schwierigkeiten. Ich mußte die Hälfte der Sattlerläden von London durchstöbern und Tausende von Ledertaschen ansehen. Dazu war ich in beständiger Angst, George möge mir auf seinen hoffnungslosen Streifereien in irgend einer Straße begegnen, und wenn ich ihn traf, so war es mit meinem wohldurchdachten Plane aus, denn ich war sicher, daß er in meine Rückkehr in das Haus, wo die verrückte Tante seiner Mutter wohnte, nie willigen würde. Bei meinem Suchen stieß ich auch in einem schmutzigen Seitengäßchen auf eine Trödlerbude, deren Besitzer, ein Ausländer, sehr höflich war, sich außerordentlich für mein Begehren interessirte, und einige Dutzend staubiger aller Ledertaschen bereitwillig vor mir auskramte. Diesmal fand ich den gewünschten Gegenstand in einer Aehnlichkeit, die mir für meinen Zweck hinreichend schien. Die Tasche hatte allem Anschein nach schon jahrelang des Käufers geharrt. Der Stahl war zwar trüb, aber nicht rostig, und durch einiges Reiben konnte man es schon dahin bringen, daß er so glänzend wurde wie die Kette an Beckets Tasche.

Voller Freude über das Besiegen dieser weiteren Schwierigkeit begab ich mich in meine Wohnung zurück, doch sollte ich dort höchst unangenehm überrascht werden. Als ich um die letzte Ecke bog, sah ich zu meinem Schrecken die wohlbekannte Equipage der Mrs. Haddan auf Haddan Lodge vor der Thür stehen! Was konnte die alte Dame hergeführt haben? Hatte ein verrätherischer Zufall oder eine geheime Ahnung sie von der Gefahr, die den ihr so wichtigen Documenten drohte, benachrichtigt? War sie etwa gar gekommen, sie der Becket ab-

zunehmen, um sie selbst aufzubewahren? Mich befiel tödtliche Angst. Ich wagte nicht weiter zu gehen, damit ich nicht von ihr oder von Louis gesehen werden könne, und dennoch hätte ich Gott weiß wie viel darum gegeben, auf meinem Beobachtungsplatz in meinem Zimmer zu sein. Ich vermuthete nämlich, daß die Unterredung zwischen Mrs. Haddan und ihrer alten Dienerin viel eher im Garten stattfinden würde als im Hause, wo sie belauscht werden konnten. Belauscht! Das Wort brachte mich auf einen neuen Einfall. Ich mußte mich irgendwo verstecken; und an der dichten den Garten umgebenden Hecke lief außerhalb ein Fußpfad, ein Privatweg, der zwar zu einem anderen Garten gehörte, auf dem ich aber dennoch mein Wagniß versuchen wollte. Ungesehen schlich ich bis an die Rückseite der früher erwähnten Laube, wo ich Alles hätte hören können, was die Beiden sich mitzutheilen hatten. Aber Alles war still; außer dem Zwitschern der Vögel, die harmlos von Zweig zu Zweig flatterten, hörte man nichts. Auch war es der dichten Belaubung der Hecke wegen unmöglich, zu sehen, ob überhaupt Jemand im Garten war. Ich schlich mich noch etwas weiter und setzte mich auf eine Bank, aufmerksam auf jedes Geräusch lauschend. Ich unterschied deutlich den Ruf der Drossel und des Finken, ich hörte das Summen der Bienen im Wiesenklee und in den Aesten der blühenden Lindenbäume, das Säuseln des Laubes und das leise Zwitschern der jungen Vögel in den Nestern und dazwischen vernahm ich ein monotones feierliches Brausen, monotoner und feierlicher als das Brausen des Meeres: es war der gedämpfte Lärm der fernen großen Stadt.

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Reichs- und Nationalfarbe.

(Aus dem „Nürnb. Corr.")

(Schluß.)

So trug denn die Erlanger Burschenschaft von dieser Zeit an bis Ostern das blauweißgrüne Band und als Ende Februar eine übrigens folgenlose Spaltung zu entstehen drohte und man eine kleine Partei, aber mit Unrecht, in Verdacht hatte, abfallen und eine Franconia oder sonst etwas begründen zu wollen, dichtete Anselm Feuerbach, eifriger Anhänger der Burschenschaft, während sein Bruder Karl der bezeichneten Fraction angehörte, ein am Abend des 1. März, ungeachtet vorhergegangener Reinigung der Angeschuldigten in öffentlicher Burschenversammlung, abgesungenes Lied, dessen eine Strophe lautete:

Mit grün-gelb-rothem Bande,
Vertausch das Grün-Weiß-Blau,
Trag dich und deine Schande,
Der Welt nur recht zur Schau.

Die in Folge dieser Gegensätze entstandene Animosität hatte nun freilich einige Paukereien zur Folge, doch war bis Ostern 1818 Alles wieder ausgeglichen. Dies wurde zum Theil durch den damals zu Jena gehaltenen Burschentag bewirkt, der unter anderen die innere Gestaltung betreffenden Ordnungen auch beschloß, daß alle vereinzelten Burschenschaften, um sich auch äußerlich als ein einziges Ganzes kenntlich zu machen, schwarz und roth als Farbe, in Band, Pfeifenquasten ꝛc. annehmen sollten, und diesem Beschluß fügte sich auch Erlangen, obgleich es den Tag nicht beschickt hatte, sofort. Zu diesen beiden Farben gesellten dann die meisten, aus Verschönerungsgründen, Gelb oder Gold hinzu, als Saum an beiden Seiten, als schmalen Streifen in der Mitte, als gleichbreiten Streifen mit den beiden anderen Farben, und so entstand rasch die schwarz-roth-goldene Farbe als die der Burschenschaft, und als die Jenenser Burschenschaft aufgelöst wurde, besang A. Binzer († 1868) dies Geschick in dem bekannten Liede, dessen hierher bezügliche Strophe lautet:

Das Band war zerschnitten
Von Schwarz, Roth und Gold,
Und Gott hat es gelitten,
Wer weiß was er gewollt!

Wenn die hier gegebenen Mittheilungen etwas zu sehr in's Specielle verlaufen, so möge zur Entschuldigung gereichen, daß nur auf diese Weise es möglich wurde, den Beweis zu liefern, daß an eine deutsche Nationalfarbe bei der Burschenschaftsfarbe ebenso wenig gedacht wurde, als überhaupt eine solche nicht vorhanden war, und wenn sie nachher und seitdem als solche angesehen wurde, so trug das Schicksal dieser Farbe, weil sie von den Regierungen als Zeichen einer revolutionären Verbindung verfolgt wurde und weil man ihre Träger als Märtyrer ihrer die Einigung Deutschlands beabsichtigenden Gesinnung betrachtete, wesentlich dazu bei. Sie wurde dazu erst gemacht von außen her, ohne im Anfang es auch nur entfernt gewesen zu sein. Auch hielten unsere großen Historiker es unter ihrer Würde, in eine solche in's Kleinliche verlaufende Untersuchung einzugehen und begnügten sich mit dem fait accompli, so Rotteck, Menzel und andere. Der einzige J. G. A. Wirth, bekannt als Verfasser einer deutschen Geschichte und als Parlamentsmitglied zu Frankfurt, während desselben er starb, hat die deutsche Reichsfarbe einigermaßen beanstandet. Nachdem er in seinem „Walderode" (pag. 376) über das Hambacher Fest, das er und der Advocat Siebenpfeiffer veranlaßt hatten, berichtet und erzählt hat, wie fast alle Anwesende mit dieser Farbe als Band oder irgendwie bezeichnet gewesen seien, bemerkt er: „Gelb und Roth war wohl die deutsche Reichsfarbe, aber wie das Schwarz dazu gekommen, kann ich nicht begreifen."

Ueber die Reichsfarbe hier zu polemisiren, dürfte nach dem bereits Gesagten, namentlich nach dem über die Schlacht von 1298 beigebrachten Zeugniß, ganz überflüssig sein, aber befremdend ist, daß Wirth, der von 1816 bis 1818 in Erlangen war, am 1. December 1817 mit demselben Eifer, der alle seine Handlungen kennzeichnete, die Sache der Burschenschaft ergriffen hatte, und wenn er auch mit Anfang 1818 dieselbe verließ, doch im Allgemeinen mit den Ereignissen des Studentenlebens nicht unbekannt sein konnte, diese Aeußerung that. Man hätte eher erwartet, er wundere sich, wie zu dem Schwarz das Roth und Gelb hinzugekommen sei. Wenn er auch noch des Wahnes lebte, seit unvordenklichen Zeiten habe eine und dieselbe Reichsfarbe existirt, so konnten ihm doch als einem Manne von Geist und Bildung die seit 1817 vorgekommenen Ereignisse, wenn sie ihn auch nicht mehr persönlich berührten, nicht fremd und gleichgiltig geblieben sein, und man kann daher nicht umhin, diese Aeußerung als eine wunderliche und befremdende zu bezeichnen, die man jedoch, des Mannes wegen, der sie gethan hat, nicht mit gänzlichem Schweigen übergehen wollte.

Wenn nun weiter gefragt wird, wie es kam, daß diese Farbe von dem Parlament zu Frankfurt als deutsche Reichsfarbe anerkannt worden sei, so ergiebt sich die Antwort hierauf ganz von selbst. Seit ungefähr dreißig Jahren hatte man sich daran gewöhnt, in dieser von den Regierungen verfolgten Farbenzusammenstellung die Farbe des deutschen Reichs — der Vergangenheit und der Zukunft — zu erblicken, ohne darüber besondere Untersuchungen anzustellen; ein großer Theil der Mitglieder, und zwar der wortführendsten, z. B. Soiron, waren Mitglieder der Burschenschaft gewesen, die Anderen aber waren dieser Verbindung, als einer Vorläuferin des Parlaments, das zunächst eine Opposition gegen den Particularismus bildete und das, was die Burschenschaft in jugendlicher Unklarheit und Mangelhaftigkeit angestrebt hatte, die Einheit des deutschen Vaterlandes, nun mit besserem Erfolg zu erreichen gedachte, im Geiste zugethan und gewogen. An den Präcedentien derselben haftete keine Schmach, vielmehr waren es nicht gerade die Schlechtesten der deutschen Jugend gewesen, die in Köpenick und Spandau, auf dem Asperg und auf Kronach schöne Jahre

hinter Schloß und Riegel gesessen oder auch, flüchtig geworden, das Brod des Exils bei den Fremden gegessen hatten; und an eine Untersuchung der Berechtigung der Farbe auf das, was sie im Laufe fast eines Menschenalters zu sein gegolten hatte, zu denken, sie vor ein historisches Forum zu ziehen: das wäre damals eine kolossale Lächerlichkeit gewesen, zu deren Ausführung sich schwerlich die gelehrten Berühmtheiten, welche das Parlament in seinen Reihen zählte, hergegeben hätten.

Endlich wollte auch das Parlament eben so, wie die Pariser 1789 eines Gegensatzes bedurften gegen die weiße Farbe der Bourbons, so ein Gleiches, das sie den Particularfarben, dem Schwarzgelb, dem Schwarzweiß, dem Blauweiß u. s. w. als die Farbe des deutschen Volkes und Reiches entgegenstellen konnten. So kam es, daß die Burschenschaftsfarbe vom Parlament zur deutschen Reichsfarbe erhoben wurde und diese Geltung noch jetzt, allerdings nur in einer zwar nicht mehr bestrittenen Weise und ohne verfolgt zu werden, doch immer noch ohne von einem höchsten Regiment anerkannt zu sein, genießt. Wenn der erst vor wenig Jahren entstandene Norddeutsche Bund zugleich mit seiner Entstehung auch seine eigene Farbe und Flagge bekommen hat, die bereits geachtet auf allen Meeren weht, so darf man mit Recht hoffen, daß über kurz oder lang auch die schwarz-roth-goldene Fahne nicht mehr blos geduldet, als eine dem deutschen Nationalgefühl stillschweigend gemachte Bewilligung, sondern mit voller und unbedingter Berechtigung, als Zeichen der deutschen Einheit, für welche ihre Freunde geduldet und gelitten, von Thürmen und Mauern zu schauen sein werde, welche Hoffnung gewiß auch die Leser dieser Zeilen mit dem Schreiber derselben theilen werden.

Schloß Ferrières.

(Aus dem „Preuß. Staatsanz.")

In Frankreich hat bekanntlich in Folge der Revolution von 1789 nach und nach eine derartige Zersplitterung des Grund und Bodens stattgefunden, daß größere Ländercomplexe in der Hand von Privaten zu den Seltenheiten gehören. Da die Nähe der Hauptstadt den Grund und Boden vertheuert, so sind die Güter bei Paris natürlich die kleineren, und wenn Ferrieres hiervon eine Ausnahme macht, so ist dies nur durch allmählichen Ankauf nebeneinander liegender Gebietstheile möglich gewesen. Dorf und Schloß Ferrieres liegen etwas seitabwärts auf der Ostbahnstrecke von Paris nach Meaux. Man fährt von der Hauptstadt etwa fünfviertel Stunden bis zur Station Ozouer-la-Ferriere und von dort im Wagen 20 Minuten nach dem Schlosse. Der schöne, links von der Eisenbahnstation abgehende Weg führt zunächst durch einen, einem altadeligen französischen Geschlechte gehörenden Niederwald, der sich der Besitzung des Barons James v. Rothschild anschließt; dann gelangt man durch eine stattliche, breite, von alten Bäumen bepflanzte Allee zum Eingang in den Park. An die Station Ozouer und an diesen Eingang knüpft sich eine kleine anekdotisch-historische Erinnerung. Das neue Schloß und die Parkanlagen sind eine erst vor wenigen Jahren vollendete Schöpfung des inzwischen verstorbenen Barons James v. Rothschild. Die Besitzung war Fremden wenig zugänglich und wurde einer größeren Gesellschaft eigentlich erst gelegentlich des bekannten Besuches des Kaisers Napoleon gezeigt. Die Liste der Eingeladenen war dem Kaiser selbst überlassen worden, und als Letztere auf der Station Ozouer zu Wagen stiegen, um in das Schloß zu fahren, stellte sich heraus, daß der damalige Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Thouvenel, nicht zu den Eingeladenen gehörte und deshalb höflich ersucht werden mußte, umzukehren. Das Schloß erhebt sich auf einer sanften Anhöhe, inmitten der üppigsten, von Baumgruppen gezierten Parkflächen. Es ist von einem englischen Architekten im gemischten Renaissancestyl erbaut und besteht aus zwei, durch Hauptfaçaden mit einander verbundenen Pavillons. Durch ein reich mit Sculpturwerken versehenes Portal gelangt man zu dem Vestibule, von welchem eine Doppeltreppe in die nach englischem Styl großartig angelegte „Halle" führt. Zu beiden Seiten der Treppe kommt man in das theils zu gesellschaftlichen Vergnügungen und zu Schlafzimmern für Gäste, theils für den Dienst eingerichtete Erdgeschoß. Hier befindet sich unter Anderem der „Corridor des chasseurs", der so eingerichtet ist, daß bei Jagdpartieen die an letzteren theilnehmende Gesellschaft die übrigen Gäste in keiner Weise stört. Spiel-, Rauch- und Billardzimmer ergänzen dieses, mit allem Comfort des modernen Luxus angelegte Erdgeschoß. Die bereits erwähnte Halle bildet das Centrum des Schlosses und ist streng genommen das Museum desselben. Sie hat die Höhe von zwei Stockwerken und ist im Inneren in der Abgrenzung des ersten Stockwerkes von einer Galerie umgeben, welche die Besichtigung der oberen Kunstwerke gestattet. Die Merkwürdigkeiten in Möbeln, Bildern, Tapisserieen, ceramischen Gold-, Silber- und Elfenbein-Werken, welche der Baron James v. Rothschild im Laufe der Jahre gesammelt hat, sind hier aufgestellt. An dem Haupteingange gegenübergelegenen Wänden stehen die Bibliotheken. Die Mittelthür der rechten Wand führt zu der Haupttreppe des Schlosses, während man durch die Tiefe der Halle rechts in die Schlafzimmer, geradeaus und links aber in eine Reihe von Salons und Speisesälen gelangt. In diesen Räumen zeichnen sich besonders die folgenden durch Decoration aus: In der Axe der Halle ein kleineres Zimmer mit Panälen von rothem chinesischen Lack mit Gold-Ornamenten; rechts davon ein Saal mit Cordualeder, Tapeten der seltensten Art, da die Decoration, statt wie gewöhnlich aus Arabesken, aus lebensgroßen Figuren mit reichen Costümen besteht; ferner ein Saal mit Gobelins aus der Zeit Ludwigs XV. und auf der entgegengesetzten Seite der Salon à la Louis XVI. mit weißem Grunde und vergoldeten Schnitzereien. Im zweiten Stock befinden sich die Wohnungen für die Familie und für die vornehmen Gäste. Die Synagoge ist in einfachem ernstem Styl, mit Panälen von Eichenholz ausgelegt. Aeußere Galerieen mit Statuen und Büsten von Marmor vervollständigen dieses prachtvolle Ensemble. Der Park gehört zu den schönsten Frankreichs. Bei der Anlage desselben war eine große Schwierigkeit zu überwinden, da die völlig platte Gegend nirgends pittoreske Perspectiven darbot. Es mußten daher künstliche Bodenwallungen vorgenommen werden, die der Art gelungen sind, daß sich nach allen Seiten Aussichten auf künstlich herbeigeleitete Wasserbecken, Abflachungen und Baumgruppen darstellen. Als besonders bemerkenswerth sind noch zu nennen die abwärts vom Schloß in einem besonderen Pavillon erbauten und mit dem Erdgeschoß des ersteren in Verbindung stehenden Küchen, die Orangerie, die Gewächshäuser, die Fasanerie, welche eine seltene Sammlung von Vögeln enthält, die Stallungen u. s. w. Die im Freien nicht überwinternden Zierpflanzen, die in Ferrieres angesammelt sind, gehören zu den schönsten überhaupt existirenden Exemplaren der verschiedenen Species. Park und Schloß liegen in der Mitte von Waldungen und Dörfern, deren Gebietstheile den Gesammtcomplex des Gutes ausmachen.

Mannichfaltiges.

— Aus Chateau-Quincy-Segy (1 Stunde südlich von Meaux), 15. Sept., schreibt man der „Köln. Ztg.": Es ist wahr, der Umkreis von Paris hat der von der Hauptstadt gegebenen Ordre pünktlich und gewissenhaft gehorcht. Alles ist verschwunden, was gegessen oder getrunken werden konnte. Unheimlich ist's in den öden Dörfern. Durch die aufgebrochenen klaffenden Thüren der Häuser, in welchen unsere Soldaten gerastet, blickt uns das übereinander geworfene Hausgeräthe entgegen; aus den offen gebliebenen Fenstern schaut streng und vorwurfsvoll unter der Perrücke das lebensgroße Bild des Großvaters heraus, der gewiß schon den vorigen Einmarsch der Preußen erlebt. Die Stutzuhren auf den Kaminen sind stehen

geblieben, eine Staubkruste liegt auf den Damast- oder Sammtüberzügen der Fauteuils, die Blumen in den Zimmern lassen die Köpfe hängen, und hier und da sieht man einen mit rothen Backen bemalten Haubenstock am Fenster stehen, dem unsere Soldaten das coquette seidene Hütchen der Tochter des Hauses aufgesetzt. Es sieht wüst und öde aus überall; es ist viel Verwüstung in den Häusern angerichtet; aber sie wollten es so; sie liefen davon und werden später von Vandalismus reden, wenn sie ihre schönen Canapee's nicht mehr wiedererkennen. Und wie albern, wie thöricht sie bei dem Wegschaffen ihrer Vorräthe zu Werke gegangen sind! Da finden unsere Soldaten z. B. in einem Hause in Couilly oder Chessy einen ganz frischen Cementboden im Hause eines Krämers. Hacke und Axt ist schnell gefunden, der Cement wird entfernt, und in dem Keller liegt der ganze Vorrath des Epiciers: Wurst, Schinken, Käse, Reis, Wein, Liqueure u. s. w. Ein einziger solcher Fund führt zu anderen, und die Einwohner werden sich bei ihrer Rückkehr wundern über die Spürnasen unserer Preußen. Todesstille herrscht auch auf den Landstraßen. Selten begegnet man einer blauen Blouse, denn sie sind alle davon gegangen und, wie ich glaube, meist in den Wäldern versteckt. Ohne alle Fragen betrachten sie die Preußen als Botukuden oder Hottentotten; selbst die einzelnen Leute, die zurückgeblieben, sind sichtlich erfreut, wenn man mit ihnen in harmloser Weise verkehrt. Auffallend ist Allen in unserer Armee die wirklich erstaunliche Häßlichkeit des weiblichen Geschlechts. Aber es sind eben nur die alten Weiber zurückgeblieben; die Mädchen hat man sorgfältig versteckt. So kam z. B. vor einigen Tagen ein Officiersbursche zu dem Ordonnanzofficier eines Generalcommando's und meldete mit pfiffigem Gesichte: „Herr Lieutenant, als ich eben auf dem Boden drüben Stroh holte, fand ich zwischen demselben zwei hübsche Mädchen versteckt, die bitterlich zu weinen anfingen, als sie sich entdeckt sahen. Wollen Sie die Mädchen sehen?" — „Deck' das Stroh wieder drüber und laß' sie in Ruhe!" befahl der Lieutenant. Wohin diese Menschen alle geflohen, das ist unbegreiflich.

— Die „A. A. Ztg." erzählt folgende Geschichte: „Unter den Verwundeten bei Gravelotte war ein Lieutenant v. L., den wir sehr lieb gewonnen. Er hatte einen Schuß in die rechte Brust, die Lunge war oben verletzt. Man konnte die Kugel nicht entfernen; doch nahm die Heilung den günstigsten Verlauf: es hatte sich eine Verwachsung gebildet, welche das Sinken des Geschosses in die Lunge verhinderte. So schärfte man dem Patienten ein, eine möglichst ruhige Haltung des rechten Armes zu beobachten, da jede Bewegung die Verwachsung zerreißen und die Kugel senken könne. Mit musterhafter Geduld hält der lebhafte Officier acht Tage die schwere Geduldprobe aus: er rührt den Arm nicht. Am Abend des neunten Tages tritt eine Ordonnanz in den Saal, fragt nach dem Lieutenant v. L., und überreicht ihm — das eiserne Kreuz! Begeistert streckt der junge Held die Rechte nach dem köstlichen Ehrenschmuck und drückt ihn an das Herz, ja er verlangt danach es auf den Waffenrock zu heften. Nachts werden schleunigst alle Aerzte herbeigerufen; die rasche Bewegung hat die Verwachsung zerrissen, die Kugel hat sich tief in die Lunge gesenkt und unser tapferer junger Frund wird sterben. Tödtliche Ehre, tödtliche Freude!

— Aus Lüttich, 23. Sept., schreibt man: Heute wurde der erste im hiesigen Lazareth verstorbene deutsche Soldat begraben, der bayerische Infanterist Mathias Huber aus Pellhausen, Amt Freising, in der Schlacht von Sedan durch einen Schuß verwundet und seit seiner Ankunft in Lüttich von deutschen Nonnen auf das liebevollste gepflegt und gewartet. Morgens brachten vier Pompiers den von deutschen Damen mit einem Lorbeerkranz und schwarz-roth-goldenen Bändern geschmückten Sarg, von der katholischen Geistlichkeit, sowie vom deutschen Consul und den hiesigen Deutschen gefolgt, zur St. Jacques-Kirche, wo eine feierliche Todtenmesse celebrirt wurde, der auch der Bürgermeister der Stadt Lüttich beiwohnte. Nachmittags fand das Begräbniß statt. Soldaten der hiesigen Garnison trugen den Sarg, deutsche Landsleute begleiteten ihn. Am Grabe hielt Consul Werlemann eine kurze, gefühlvolle Ansprache und sagte dem deutschen Helden im Namen seiner Angehörigen und seiner Landsleute Lebewohl. Ein Kreuz wird sein Grab bezeichnen, und deutsche Hände werden es mit Blumen schmücken.

— Ein bemerkenswerthes qui pro quo fand am 2. Aug. statt, als die Franzosen die pfälzischen Grenzdörfer bis Gersheim und Bebelsheim besetzt hatten. In letzterem Ort erscheinen zwei Officiere im Schulhause und verlangen von dem Lehrer une charte spéciale du Palatinat (eine Specialkarte der Pfalz). Der Lehrer, der von dem Verlangten nur die „charte" verstanden haben mochte, führte die Herren in den Schulsaal, wo dieselben von den daselbst aufgehängten Schulkarten Einsicht nahmen, und ihr „Palatinat" aufsuchten. Sobald die Karte gefunden, wird sie sofort von der Wand herunter- und fortgenommen. Sie hatten aber die Karte der „Pfalz" zurückgelassen, und die mitgenommene war die Karte von — „Palästina".

— Das preußische Heer hat am Tage von Sedan einen eigenthümlichen Zuwachs erhalten. Die Frau des Marketenders im Jägerbataillon des 5. Armeecorps wurde an diesem Tage mitten im Bivouac von einem kräftigen Knaben entbunden und ist genöthigt, denselben auf den weiteren Märschen mit sich zu nehmen, da sie nicht wagte, allein unter den Franzosen zurück zu bleiben, den Heimweg aber eben so wenig antreten konnte. Es gewährt ein erfreuliches ja rührendes Bild, wenn man die bärtigen Soldaten sieht, wie sie gegenseitig weteifern, um der echten Soldatenmutter Hilfe und Erleichterungen zu gewähren. Das ganze Officierscorps hat sich zu Taufpathen für diesen in Frankreich geborenen ersten Preußen eingeladen.

— In Epernay trinken die Truppen, vom General bis zum Fuhrknecht herunter, den Champagner wie Bayenwein, und bezahlen ihn redlich, die Flasche zu 5 Frcs. Ich habe, schreibt man der „A. A. Ztg.", schon manches Champagnergelag mit angesehen, aber eine solche Massenvertilgung des edlen Getränkes, wie gestern in Epernay, noch nie erlebt und fürchte, daß die übrige Welt im nächsten Winter auf den echten Stoff werde verzichten müssen.

— Als ein Zeichen der Zeit ist die Thatsache zu registriren, daß die dänischen Blätter sich jetzt theilweise mit Entrüstung gegen die Aufschneidereien der französischen Presse erklären, während sie sich früher zum Echo derselben hergaben. So schreibt Dagbladet: „Selbst in diesen ernsten Zeiten ist der Gaulois schamlos genug, den Parisern zu erzählen, daß das preußische Belagerungsmaterial bei Paris in dem Marnecanal versunken sei, nachdem die französischen Ingenieure die Schleußen geöffnet und das Wasser hätten einlaufen lassen. Derartige Nachrichten werden zu Hunderten vom Gaulois und dessen Concurrenten in der Scandalpresse fabricirt. Wenn sie nur ein „unter aller Reserve" hinzufügen, dann halten sie jede Lüge für erlaubt."

— Mit dem Extrazuge Verwundeter von Mars-la-Tour, welche unter ärztlicher Begleitung auf der Fahrt nach Berlin am 13. September durch Frankfurt am Main kamen, wurden auch die Leichen zweier am 16. August gefallener preußischer Officiere befördert. Die Särge waren mit Laub geschmückt und auf dem einen lag eine Reisetasche, von der Gattin des den Heldentod Gestorbenen gestickt mit der Inschrift: „Glückliche Reise." Die einfachen Worte machten ersichtlich tiefen Eindruck auf Alle, die sie da lasen.

— Unter den Turcos in der Festung Spandau hat die überwachende Landwehr vier Frauen entdeckt, die sofort von den „Kameraden" getrennt wurden.

Verantwortliche Redaction: Wh. Gebhard Stav.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 114. Dritter Jahrgang. 1870.

—r. Die Geschichte unserer Mutter.

(Fortsetzung.)

4.

Lange Zeit verging, ohne daß Stimmen oder Schritte im Garten hörbar wurden, und schon wollte ich mich getäuscht entfernen, als ich in der Entfernung ein Knirschen auf dem Kies der Allee und bald darauf auch den Schall von Stimmen vernahm. Zwei Personen sprachen rasch und leise, aber die eine, Becket, sprach etwas lauter und ich vernahm deutlich, wie sie sagte: „Auch sogar Ihnen nicht, Madame. Ich traue Ihnen und ich traue Louis, aber so lange ich lebe —"

Hier wurde sie von Mrs. Haddan unterbrochen, doch konnte ich nicht verstehen, was diese sagte; Becket aber antwortete in noch lauterem Tone: „Sicher! Wir kamen überein, daß sie sicherer bei mir als bei Ihnen wären. Nein, nein. Ich habe sie so lange aufbewahrt und ich werde sie noch länger aufbewahren. Mein Leben hätte sonst keinen Zweck mehr. Ich bin so stark wie je in meinem Leben. Wer sie mir nehmen wollte, sollte meine Stärke schon kennen lernen!"

Bei den letzten Worten waren die beiden Frauen gerade an meinem Versteckplatz vorübergegangen. In der Aeußerung der Becket lag eine Drohung, die mir fast allen Muth nahm. Wenn die Wahnwitzige meine Absicht entdeckte und mich ermordete! Was würde George thun? Ich wünschte in diesem Augenblick, er wüßte wo ich war und welcher Gefahr ich mich um seinetwillen aussetzte. Doch meine Schwäche dauerte nur einige Minuten, dann war ich wieder muthig und gefaßt.

Ich ging auf die Hauptstraße zurück und dachte über Mrs. Haddan's vergeblichen Versuch nach, die der Becket anvertrauten Papiere in die Hände zu bekommen. Würde die Letztere sie wohl herausgeben, wenn Louis mündig geworden war und ein Testament machen konnte, oder würde ihre fixe Idee mächtig genug sein, sie zu bewegen, die Documente zur beständigen Angst und Qual der Mrs. Haddan auch dann noch zu behalten? Louis wurde in wenigen Wochen einundzwanzig, und dann konnte seine Großmutter triumphiren, falls Becket die Papiere herausgab. Wenn sie es aber nicht that?

Die Equipage war fort, als ich auf die Hauptstraße kam, und ich wagte nun, in's Haus zurückzugehen. Mrs. Townshend öffnete mir selbst die Thür. Sie hatte ihre beste Haube auf und lächelte selbstzufrieden.

„Schade, daß Sie nicht zu Hause waren," sagte sie, „da hätten Sie der reichen Mrs. Haddan Bekanntschaft machen können. Ich würde mir die Freiheit genommen haben, Sie ihr vorzustellen, und sie hätte Ihnen gewiß ein paar Bilder abgekauft."

Welcher Gefahr war ich durch meine glückliche Abwesenheit entgangen! Ich war ganz verblüfft bei dem Gedanken, daß Mrs. Haddan mich als Miteinwohnerin ihrer alten Kammerfrau hätte finden können, und ich stand eine Weile schweigend am Fuße der Treppe und starrte Mrs. Townshend an.

„Haben Sie heute bessere Geschäfte gemacht?" fragte sie.

„Ja," stotterte ich, „es ist mir diesmal geglückt, einen Auftrag zu bekommen."

Ich ging in mein düsteres Zimmer hinauf. Vom Fenster aus sah ich Becket unten auf und ab gehen, sie trat mit viel Zuversicht auf, hielt die Arme fest über die Brust gekreuzt und schien überhaupt in einem Zustande außergewöhnlicher Aufregung. Sie bemerkte mich am Fenster und nickte mir herablassend zu. Freundlich erwiderte ich ihren Gruß und ging vom Fenster weg, damit sie nicht argwöhnen könne, als beobachte ich sie.

Während der nächsten Tage verlor ich sie so wenig als möglich aus den Augen und näherte mich ihr, wenn ich nur immer konnte. Ich hielt meine neue Tasche sorgfältig unter meinem Kleide versteckt, damit ich sie gleich zur Hand hatte, wenn sich die Gelegenheit zu der beabsichtigten Vertauschung darbot. Aber ich hätte gerade so gut den Mond am Himmel auszuwechseln versuchen können. Wenn nur mein Blick auf die Tasche fiel, schien ein geheimnißvoller sechster Sinn ihr meine Beobachtung zu verrathen. Und wie hütete sie ihr Kleinod! Sie ließ die Tasche nicht einmal gegen das Handgelenk vorrutschen, nicht einmal beim Essen, wie ich mich selbst überzeugte; denn um mein Ziel besser zu erreichen, hatte ich es so eingerichtet, daß ich meine Mahlzeiten mit ihr und den Townshends an demselben Tische nahm. Von dem Moment an, da sie Morgens aus ihrem Schlafzimmer kam, bis zu dem Augenblick, wo sie es für die Nacht wieder aufsuchte, hing das Ledersäckchen wie angewachsen an ihrem Arm.

„Was hat denn Mrs. Becket in ihrer Ledertasche?" fragte ich einmal Mrs. Townshend in gleichgiltigem Tone.

„Nichts!" antwortete diese augenscheinlich in dem guten Glauben, daß es auch so sei, „höchstens vielleicht ein Paar Goldstücke. Darin liegt ja eben ihre Verrücktheit. Sagen Sie ihr nur nichts darüber, denn sie wäre im Stande Sie zu erwürgen, so lieb Sie ihr sonst sind. Sie hat vor einiger Zeit eine unserer Damen beinahe mißhandelt, blos weil sie in aller Unschuld nach der Tasche hinsah. Gar nichts ist darin, Mrs. Haddan sagt es; es ist nur ihre fixe Idee."

„Aber haben Sie noch nicht versucht, darüber Gewißheit zu erlangen?"

„Nein, denn mir liegt nichts daran. Anfänglich war ich wohl ein bischen neugierig, aber sie ist jetzt schon zehn Jahre bei uns, und ich bin daran gewöhnt. Ueberdies k a n n ja nicht viel darin sein, da das Ding zu klein ist und ja ganz flach zusammen liegt."

„Sie läßt es wohl nie vom Arm?"

„Meines Wissens nicht," antwortete Mrs. Townshend, „ich bin überzeugt, daß sie es sogar im Schlafe bei sich behält."

Das war es, was ich wissen wollte; und jetzt kam es darauf an, meinen Entschluß zu fassen. Ich stand auf hinlänglich gutem Fuß mit Becket, um sie in ihrem Zimmer zu besuchen, und sie hatte mich schon manchmal ohne Zögern eingelassen. Es war eine große freundliche Mansarde, gerade über dem sogenannten Salon des Hauses, welcher an dieser Seite ein weit vorspringendes großes Bogenfenster hatte. Das

Dach desselben bildete eine Art Balcon, auf den die Becket durch das bis auf den Boden reichende Fenster ihres Zimmers hinausgehen konnte. Hübsche Blumenstücke zierten den Balcon, und Epheu und andere Schlingpflanzen rankten sich um das Fenster, das sich mit zwei Flügeln nach innen nach Beckets Gemach öffnete. Am Fenster war ein Rouleau, das aber selten benutzt wurde, denn die Becket pflegte früh aufzustehen und überdies konnte Niemand zu ihr hineinsehen. Der Verschluß des Fensters war schadhaft, und Becket hatte mir einst gesagt, daß, wenn der Wind gegen diese Seite des Hauses blies, sie genöthigt wäre, einen Stuhl vor dasselbe zu stellen, um es geschlossen zu halten. Anfänglich hatte ich auf diese Details kein Gewicht gelegt, jetzt aber fielen sie mir wieder ein und ich suchte sie bestens für meinen Zweck auszubeuten.

Ich schützte Kopfweh vor und ging früh zu Bett, indem ich mein Wohnzimmer wie gewöhnlich von innen verschloß. Dann zog ich ein warmes dunkeles Kleid und einen großen schwarzen Mantel an, denn möglicher Weise mußte ich die ganze Nacht im Freien bleiben. Sobald es finster war, doch noch bevor Jemand von den Hausgenossen sich zur Ruhe begeben, schlich ich mich aus dem Zimmer. Ich schloß die Thür hinter mir ab und steckte den Schlüssel ein, damit, wenn Jemand bei mir anklopfen sollte, es den Anschein habe, als schliefe ich fest in meinem Alcoven, zu dem man nur durch das Wohnzimmer gelangen konnte. Vorsichtig stahl ich mich hinauf in das Mansardenstockwerk und ging durch Becket's Zimmer auf das erwähnte Dach hinaus. Ich wußte daß der Gärtner, der tagüber im Garten beschäftigt gewesen, seine Leiter in der Ecke des unteren Bogenfensters hatte stehen lassen, und daß die oberste Sprosse dieser Leiter sich kaum einen Fuß unter meinem Aufenthaltsorte befand; ich konnte also mit Hilfe derselben flüchten, falls ich nicht mehr durch das Zimmer meinen Rückzug hätte nehmen können. Die größte Gefahr lag darin, wenn Becket noch einmal auf den Balcon heraustreten würde, um sich ihren geliebten Garten im Dunkelen anzusehen; doch konnten die dichten Schlingpflanzen an der Seite als ein gutes Versteck dienen und ich demnach hoffen, in meinem dunkelen Mantel dem Späherblick der Wahnwitzigen zu entgehen.

Die Nacht brach völlig ein; Massen von Gewitterwolken ballten sich am Himmel zusammen. Das Dunkel war so undurchdringlich, daß ich nur mit Mühe den Umriß der Bäume auf dem schwarzen Himmel unterscheiden konnte. Von den Vögeln vernahm man nur ein vereinzeltes Zwitschern, aber das von London herübertönende Gebrause war noch lauter, anhaltender und feierlicher, als bei Tag. Ein paar dicke Regentropfen fielen geräuschvoll auf das Dach und die breiten Blätter einer Sycamore dicht neben mir. Wenn George gewußt hätte, wo ich mich befand. Er glaubte mich mitten im Strudel der Vergnügungen eines Badeortes und zweifelte mehr und mehr an mir; — aber wenn er mich nur hätte sehen können! Thränen traten mir in die Augen, ich mußte sie wegwischen, da ich sie nicht zurückhalten konnte. Als ich wieder aufblickte, fiel ein Lichtstrahl aus dem Mansardenfenster auf den Balcon.

Becket öffnete das Fenster, wie wenn sie heraustreten wollte, aber es fing stärker an zu regnen, weshalb sie es gleich wieder schloß. Ich schlich behutsam näher und bückte mich, um durch die unteren Scheiben zu sehen. Langsam zog sie sich aus und faltete jedes Kleidungsstück mit der Pünktlichkeit einer gutgeschulten Kammerfrau zusammen, doch legte sie die Ledertasche dabei nicht ein einziges Mal aus den Händen. Zog sie den linken Aermel aus, so hing sie sie über den rechten Arm und umgekehrt. Ihre Vorsicht war so groß, als ob die Blicke von hundert Augen auf sie gerichtet seien. Endlich schloß sie einen großen Koffer auf und brachte nach einigem Suchen ein Schmuckkästchen heraus, welches sie ebenfalls aufschloß und zwar mit einem Schlüssel, den sie aus der Tasche ihres Kleides hervorholte. Ich beobachtete sie so scharf, daß ich mit meinen schmerzenden Augenlidern nicht einmal zu zucken wagte. Aus dem Schmuckkästchen nahm sie dann ein Päckchen; dasselbe enthielt in Seidenpapier und zarte Watte eingewickelt einen dritten Schlüssel. Sie rieb ihn zärtlich mit den Fingern, hob ihn an die Lippen, und nachdem sie sich vor ihren Toilettentisch gesetzt, steckte sie den Schlüssel in das Schloß der schwarzen Tasche und öffnete sie.

Meine Spannung, während Becket in die offene Tasche stierte, war entsetzlich und unaussprechlich. Was sahen ihre Augen dort? Waren es nur, wie allgemein geglaubt wurde, ein paar armselige Sparpfennige, die sie mit unsinniger Leidenschaft liebte, oder war es vielleicht ein vergötterter Andenken an ihr einziges Kind, den Säugling, der vor Louis, Geburt gestorben? Würde sie den Schatz herausnehmen, so daß ich ihn sehen konnte? Mit beiden Händen untersuchte sie den Inhalt der Tasche, jedoch ohne etwas herauszunehmen, indeß ihre Augen mit wildem drohendem Glanz das mir Unsichtbare zu verschlingen schienen. Einmal wandte sie ihr Gesicht nach dem Fenster hin, ihr Blick war entsetzlich, doch zog er mich trotz seiner Gräßlichkeit an, so daß ich, anstatt zurückzuweichen, noch näher trat, bis mein Gesicht fast die Scheiben berührte. Sie entdeckte nichts, die Dunkelheit außerhalb des Fensters war zu groß; aber mit großer Hast machte sie die Tasche zu, verschloß sie wieder, wickelte den Schlüssel in seine weiche Hülle, schloß ihn in das Schmuckkästchen ein, das sie auf dem Boden des großen Koffers verbarg, und verschloß diesen ebenfalls mit einem zweimaligen Umdrehen des starken Schlüssels. Dann kniete sie nieder und sprach ihr Abendgebet.

(Schluß folgt.)

Die bayerische Feldpost.

(Aus dem „Nürnb. Corr.")

Man hat über das Feldpostinstitut gelegentlich des jetzigen Krieges so viel gesprochen und geschrieben, daß es wohl Jemandem, der Gelegenheit hatte, das Institut gerade während des Krieges ex fundamento kennen zu lernen, gestattet sein mag, eine Lanze für die viel getadelte und geschmähte Feldpost zu brechen. Auf die Einrichtung derselben komme ich nur in soweit zurück, als dies durchaus nöthig, hat ja doch das preußische Feldpostamt schon eine ausführliche Darstellung seiner Organisation gegeben, um die häufigen Anklagen zu entkräften.

In den ersten Tagen des Vormarsches nach Frankreich hinein ging Alles vortrefflich; vom Grenzort Weißenburg aus, wo sofort eine Hauptsammel- und Vertheilstelle für die bayerische Feldpost errichtet wurde, konnten die Briefe schnell nach Bayern und schnell zur Armee gelangen. Je weiter aber die Armee vorrückt, je schwieriger wird der Dienst. Man bedenke doch nur, daß die Feldpost ganz und gar mit der Armee vormarschirt, die einzelnen Feldpostexpeditionen mit den Stäben ihrer Divisionen, das Hauptfeldpostamt mit dem Stab des betreffenden ersten und zweiten Armeecorps. Die Feldpost des zweiten Armeecorps hatte z. B. zwei Equipagen für ihre Beamten, einen großen gelben Wagen für die Briefschaften und einen Wagen für ihre Bureau-Utensilien. Diese Wagen bilden einen Theil

des Stabstrains und marschiren mit diesem. Nun denke man sich doch nur, daß dieser Train zumeist schon früh aufbricht und von 6 oder 7 Uhr Morgens an marschirt bis Abends 5 oder 6 Uhr. Ist man nun Abends in's Quartier gekommen, so vergeht, bis man die betreffenden Häuser findet, bis man sich nothdürftig vom Staub und Schmutz gereinigt, doch gewiß wieder eine Stunde. Essen muß der Mensch doch leider auch, und im Felde heißt es sich recht sehr selbst um seine Nahrung kümmern, sonst bekommt man nichts. Wenn also die Postbeamten warten wollten, bis ihnen das Essen servirt wird, so würden sie wohl nie etwas bekommen. Ich nehme aber an, sie haben wirklich mit Hilfe ihrer Bedienten sich eine Suppe gekocht und dieselbe gegessen, und es ist 8 Uhr Abends und sie wollen jetzt erst gerne frisch und flott an die Arbeit gehen und bis in die späte Nacht hinein noch recht viel wegarbeiten, wie ist nun das Local beschaffen, wo sie ihre verantwortliche Arbeit vornehmen sollen. Eine kleine Bauernstube, zumeist ohne Stühle und Tische, ohne Licht, ohne Alles. Aber das Postamt ist vorgesehen. Die Herren haben Stühle in ihren Vorrathswagen, Tische werden improvisirt, und es geht. Lange nach Mitternacht ist die ungeheuere Arbeit überwältigt, die Post ist ausgesucht, die Geldbriefe sind eingetragen, die Briefe an die einzelnen Feldpostexpeditionen vertheilt und die Briefe für den Stab selbst und die in der Nähe befindlichen Regimenter liegen zum Austragen fertig. Sie könnten vertheilt werden, aber soeben um Mitternacht ist der Rapport aus dem großen Hauptquartier eingetroffen, und danach heißt es, daß es um 6 Uhr früh weiter geht. Wie sollen da die Briefe ausgetragen werden! Und dennoch werden sie vertheilt, ich habe gesehen, wie die Herren Assistenten und Officialen, ja sogar der Feldpostmeister selbst, unterwegs auf dem Marsche selbst die Briefe vertheilt und ausgegeben haben, obwohl das wahrlich nicht ihr Amt ist.

Unter so schwierigen Umständen vollzieht sich der Postdienst, wenn Alles gut geht, und es war in der That eine Freude, zu sehen, wie allemal, sobald wir in irgend ein Quartier eingerückt waren, sofort das Fähnchen der Feldpostexpedition an irgend einem Hause lustig flatterte, und die Herren Essen und Trinken vergaßen, nur um ihren Dienst fertig zu machen. Nun wolle man aber bedenken, wie häufig wir das Malheur hatten, in Quartiere zu kommen, wo schon Alles mit Truppen belegt war und sich factisch nicht mehr eine Scheune oder Remise fand, wo man noch eine Strohschütte zur Unterkunft finden konnte. Aber auch da wußten sich die Herren zu helfen, und ich erinnere mich noch gut, daß z. B. in Triancourt das Feldpostamt in den Wägen amtirte und die Herren die ganze Nacht hindurch in ihren Equipagen arbeiteten und dann in denselben bivouakirten.

Ferner wolle man bedenken, wie zuweilen, namentlich in der letzten Woche des August, die Armee derartig forcirte Tag- und Nachtmärsche machte, daß an ein Arbeiten überhaupt gar nicht zu denken war. Nun beschränkt sich aber die Arbeit des Feldpostamtes nicht nur auf das Austheilen der ankommenden Briefe, sondern die Hauptarbeit besteht gerade in der Annahme der Briefe von der gesammten Armee und ihrer Expedition nach Deutschland. Trotzdem nun unmittelbar unter dem Fähnchen sofort ein Briefkasten herausgehängt wird, in welchen die einfachen Feldpostbriefe hineingeworfen werden können, so betrachtet doch jeder Soldat den Brief, den er oft mit großer Mühe geschrieben, als ein Heiligthum, das er nur in die Hände des Postbeamten selbst niederlegen will, und so ist das Local beständig voll, und es entsteht schon durch die Annahme von einer Masse von Briefen, die einfach in den Briefkasten geworfen werden könnten, eine unendliche Arbeit. Dann giebt es aber eine große Masse von Briefen, die persönlich angenommen werden müssen, das sind die recommandirten und Geldbriefe, die in der französischen Scheune oder in dem französischen Bauernhaus gerade ebenso gut quittirt und eingetragen werden müssen, wie auf dem Hauptpostamt in München. Die Arbeit ist also eine doppelte, die Austheilung der ankommenden, die Expedition der abgehenden Briefe.

Wenn nun Alles ordentlich ginge, so sollte jeden Tag ein Conducteur mit einer Feldpost nach Deutschland abgehen und einer mit einer Feldpost aus Deutschland ankommen. Ja, wenn das so ginge, so würden alle Herren von der Feldpost mit Freuden ihren Dienst machen. Das Abgehen der Briefe, d. h. die Expedition der Briefe der Armee nach Deutschland ist eine ziemlich geregelte, und es wird, wenn keine besonderen Zwischenfälle, wie z. B. plötzlicher Generalmarsch, oder Nachtmärsche dazwischen kommen, fast regelmäßig jeden Tag ein Conducteur nach Deutschland abgeschickt, der zuerst bis Weißenburg und dann bis Nancy zu gehen hatte. Aber das Zurückkommen dieser Conducteure, von denen an jedem Tag einer wieder im Hauptquartier eintreffen sollte, das ist es, was das Feldpostamt zur Verzweiflung bringt, denn darauf ist nie zu rechnen. Wir haben wohl eine ganze Woche lang im Hauptquartier keine Post aus Deutschland gehabt, und dann kommen oft zwei, drei und vier Conducteure mit einander und bringen dann eine so riesige Post, daß sie kaum zu überwältigen ist. Wie das kommt, werden wir gleich sehen, wenn wir zu den geplagtesten Beamten, den armen Conducteuren, kommen.

Wir glauben hiermit aber gezeigt zu haben, daß der Dienst eines Feldpostamtsofficialen und Assistenten wahrlich keine Sinecure ist und tüchtige Leute in jeder Beziehung verlangt. Glücklicherweise sind diese da, und Schreiber dieser Zeilen, der die Herren Feldpostmeister Schultheiß, Officiale Siegel und Genossen, die Herren Assistenten Bauer, Huber und Genossen bei der Arbeit gesehen hat, weiß, was sie unter den schwierigsten und unangenehmsten Verhältnissen geleistet haben.

Einen nicht weniger mühseligen und nicht minder verantwortlichen Dienst als die höheren Beamten der Feldpost haben die niederen Beamten derselben, die Conducteure. Wir haben schon oben bemerkt, daß jeden Tag vom Hauptquartier aus ein Conducteur abgeschickt wird, der die eingelaufene Post nach Deutschland nach dem Grenzort Weißenburg zu bringen hat, wo er seine Post abliefert und die Briefe, die inzwischen dort für sein Armeecorps eingelaufen sind, empfängt, um sie wieder nach dem Hauptquartier zurückzubringen. Er ist dabei auf die Etappenstraße angewiesen, die er genau einzuhalten hat.

Sobald nämlich eine Armee mobilisirt ist und sich auf dem Marsch befindet, läßt sie von Tagemarsch zu Tagemarsch kleine Commando's hinter sich, welche die Aufgabe haben, die Verbindung der Armee mit der Heimath zu erhalten. Diese Aufgabe ist zumal in Feindesland eine viel umfassende. Der Etappencommandant sorgt für die Sicherheit des von ihm befehligten Ortes und der Verbindung desselben nach vor- und rückwärts. Er dirigirt die Feldposten, die Transporte von und zur Armee, er sorgt für die Einquartierung, die Verpflegung und das Fortkommen der Verwundeten und Maroden, die von der Armee kommen, der Ersatzmannschaften, der Brod- und Viehcolonnen, der Munitionstransporte ꝛc., die zur Armee gehen.

Die Hauptquartiere der mobilen Armee sind nämlich nie bekannt, sie änderen sich auch meist von Tag zu Tag, und aus leicht begreiflichen Gründen wird über den jeweiligen Aufenthaltsort derselben nach rückwärts das strengste Geheimniß bewahrt. Nur das letzte Etappencommando, das die Armee im Vorrücken zurückgelassen, weiß, wo das Hauptquartier sich zur Zeit befindet, aber auch dies weiß es nur 24 Stunden lang, denn inzwischen ist die Armee weiter marschirt, und da wo das Hauptquartier die letzte Nacht war, befindet sich eine Etappe, die wieder weiß, wo das Hauptquartier heute sein wird.

(Schluß folgt.)

An das Jahr 1870.

Noch ist vollendet nicht dein Lauf!
Noch gleitet, Tochter Chronos,
Auf blutiger Bahn dein unsich'rer Fuß.

Du schwangst die Fackel und Germania,
Herausgefordert durch frevelnden Uebermuth,
Flammt' und erwacht' in ihrer Volkkraft Stärke;
Des Schwertes Blitze in zuckender Rechte,
Und Keile des Donners in schleuderndem Arm,
Fliegt, adlerbeschwingt, sie von Sieg zu Sieg.
Und dich umreihten in düst'rem Tanz
Die schwarz gestreiften Tage; dich umstürmte
Dort Meuterei und hier Empörungsgeist,
Und wilde Kriegswaffen schwirrten um dich her;
Es grinst dich an in wechselnder Gestaltung
Das Scheusal Fanatismus,
Es blinkten Schwerter, gesegnet zum Mord,
Und Priester des Hochaltars weiheten
Den meuchelnden Dolch.
Doch bald ist erreicht der Reise letztes Ziel
Und ausgespielt auf der Erdenbühne
Ist deine Rolle; in des Chaos Nacht
Sinkst du zurück, ein nichtig Schattenbild.
Entgegen staunen werden dir die ältern Schwestern,
Denn keine that die Thaten, die du vollbracht:
Du kehrtest Throne, schmolzest Staaten um,
Du stürztest Gallia, die gleißende, hoffärtige Dirne,
Mit Fesseln der Schmach belastet und bedeckt
Mit Flittern der Dürftigkeit Blöße,
Von ihrer Größe Piedestal,
Und schmolzest im Nu in ein schmählich' Nichts
Die hochgepries'ne, Länder überfliegende Gloire
Der „großen Nation".
Schon glänzest du im Heroldbuch der Zeit:
Jahrhundert' überstrahlen wirst du einst.

Bliesklastel.

Mannichfaltiges.

— Im Bette des Grafen Bismarck wurde — wie dem „P. L." berichtet wird — am 16. September Abends in Meaux ein etwa vier Wochen altes lebendes Kind gefunden. Der Hergang dieser Sache wird von dem Correspondenten folgendermaßen geschildert: Im Hauptquartier Meaux bewohnte der König die vorderen Zimmer des erzbischöflichen Palais, Graf Bismarck die rückwärtigen im Erdgeschosse. Die Fenster von Bismarcks Zimmer führten in den weitläufigen Garten, und durch diesen muß es der Person gelungen sein, in das Zimmer des Grafen zu dringen und das Kind dort auszusetzen. Am Abend 10 Uhr kam der Graf von einer Conferenz aus den königlichen Gemächern zurück und wollte, da er den Tag über ritt, sich zur Ruhe begeben, da hörte er ein Geräusch beim Bette, dasselbe wurde immer deutlicher vernehmbar, der Graf suchte nach der Ursache des Geräusches. Als er die Bettdecke zurückschlug, lag ein in grobe Linnen gewickeltes Kind im Bette. Als man später das Kind näher untersuchte, fand man einen Zettel, worauf geschrieben stand: „Mein Mann fiel bei Sedan, ich habe kein Brod und die Verzweiflung treibt mich zu dem Schritte, mein einziges Kind von mir zu geben. Das Kind ist auf den Namen Vincent getauft." Die Mutter selbst wurde erhängt gefunden. Als man dem Grafen dies mittheilte, sagte er: „Nun komme ich gar in Meaux zu einem Kinde," und der König äußerte zu einem Soldaten: „Im Kriege muß man Manches hinnehmen, sogar kleine Kinder." Es wurde befohlen, das Kind nach Berlin zu bringen.

— Die „Köln. Ztg." schreibt: Zwei junge Männer von Köln, mit einander nahe verwandt, stehen beide beim 86. Infanterie-Regiment und fochten in der Schlacht von Sedan mit. Der eine derselben suchte nach der Schlacht seinen Verwandten, den er vermißte, auf, jedoch anfänglich ohne Erfolg. Dann fand er ihn auf dem Schlachtfelde unter einer größeren Anzahl von Todten, die man im Begriffe war zu beerdigen. Der junge Mann, von seinen Gefühlen hingerissen, umfaßte den Gefallenen zum letzten Lebewohl. Da auf einmal bewegte sich der Todtgeglaubte, der nun sofort aufgehoben und in das nächste Lazareth gebracht wurde. Hier lag er noch 24 Stunden ohne Bewußtsein; dann aber kam er zu sich und erzählte, er sei, als während der Schlacht eine Bombe etwa 5 Fuß vor ihm in die Erde geschlagen, niedergestürzt. Von dem, was dann weiter vorgegangen, habe er nicht die leiseste Erinnerung mehr.

— Die „Spener'sche Zeitung" theilt folgende Infamie mit, über welche wohl noch nähere Aufklärungen, z. B. Nennung des Aufgabeortes, folgen werden: Beim Magistrate lief vor einigen Tagen aus Belgien ein Brief ein, dessen Inhalt Preußen mit Tod und Verderben drohte, der aber auch äußerlich in so fern Aufsehen erregte, als der betreffende Beamte, der den Brief öffnete, sofort von heftigem Kopfweh befallen wurde. Eben so ging es einem Diener, der mit diesem Briefe sich beschäftigen mußte, und dem Postsecretair, der den Brief zu expediren hatte. Eine Untersuchung hat ergeben, daß der Brief wahrscheinlich mit Veratrin getränkt gewesen ist, und hätte ein sorgfältiges Lesen des absichtlich sehr verlängerten Briefes wahrscheinlich schlimme Folgen haben können, da dieses Gift durch die Nase nach dem Gehirn zieht und dort verderblich wirkt.

— Die „Leipz. Nachr." erzählen folgenden rührenden Vorfall: „Vor einigen Tagen befand sich Abends in einer Restauration im Barfußgäßchen ein Meßfremder aus der Gegend von Frankfurt und erzählte im Gespräch über die Kriegsereignisse in Frankreich, daß er bei der preußischen Armee einen Sohn, Einjährig-Freiwilligen, habe, von welchem er nur ein Mal, nach der Schlacht von Rezonville, Nachricht bekommen und wegen dessen er in großer Sorge lebe. Während dem trat ein preußischer Officier in die Stube und setzte sich an einen Nebentisch. Eben hatte der Officier sein Bierseidel an die Lippen gebracht, als sein Blick auf den Frankfurter Meßfremden fiel. Das Glas niedersetzen, aufspringen und den Frankfurter in die Arme schließen, war das Werk eines Augenblickes. Vater und Sohn hatten sich wieder gefunden. Letzterer, auf dem Schlachtfelde zum Officier avancirt, befand sich bei einer Escorte französischer Gefangener, die auf dem Rückwege nach dem Kriegsschauplatze begriffen war. Der Vater meinte, einen so frohen Meßtag habe er Zeit seines Lebens nicht gehabt."

— In einem Feldbriefe über die Schlacht von Mars-la-Tour in der „Kreuzzeitung" ist der Flucht eines preußischen Fähndrichs (Grafen B.) aus französischer Gefangenschaft erwähnt. Derselbe wurde gefangen und verwundet bis gegen Metz geführt, wo er am 18. August sich aus dem Staube zu machen Gelegenheit nahm. Die „Kreuzzeitung" erläutert dies dahin, daß der betreffende Gardedragoner-Fähndrich der älteste Sohn des Grafen Bismarck sei.

— Unter den vor einiger Zeit in Köln durchgekommenen pechschwarzen Turco-Officieren befand sich auch einer, der ziemlich gut deutsch sprach. Einem an seinem Coupé stehenden Herrn erklärte derselbe, daß er vor seiner Officiers-Carrière bei Renz als Luftspringer gastirt habe. Eine eigenthümliche Art der französischen Officiere, mit dem geschäftstreibenden Publicum zu verkehren, besteht darin, daß dieselben in einem „Ollendorf" auf die zu ihrem Handel passenden Redensarten hinweisen. Als dieser Tage ein Geschäftsmann eine wahrscheinlich etwas hochgehende Forderung stellte, zeigte einer der Officiere in seinem Ollendorf auf die Worte hin: „Sie sind ein Hanswurst."

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stau.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 115. Dritter Jahrgang. 1870.

—r. Die Geschichte unserer Mutter.

(Schluß.)

Ich wartete noch lange, nachdem Becket das Licht ausgelöscht hatte. Das Zimmer war nicht völlig dunkel, denn sie hatte ein Nachtlämpchen angezündet, dessen schwacher Schein gerade hinreichte, die Umrisse ihrer muskulösen Gestalt und das braune, knochige Gesicht unterscheiden zu lassen, das selbst im Schlaf kaum sanfter erschien. Ich drückte sacht und anhaltend gegen die Fensterflügel, bis sie geräuschlos nachgaben. Bevor ich jedoch wagen konnte, mich der Schläferin zu nähern, mußte ich die Zimmerthür aufschließen und öffnen, um schnell entwischen zu können, falls die Becket aufwachen sollte. Das Aufschließen und Oeffnen glückte mir ebenfalls auf's beste. Das ganze Haus war wie ausgestorben und mein Ohr vernahm nichts, als den Schlag der Küchenuhr unten, welche die erste Morgenstunde angab. Ich konnte auch die Nachtigallen hören, welche seit beinahe zwei Stunden geschwiegen hatten und jetzt einander zuriefen, wie wenn sie sich zu einem gemeinsamen Concert vorbereiteten. In einer Viertelstunde höchstens konnte dieses Concert beginnen, und dann konnte Becket's Schlaf leicht gestört werden. Ich trat an das Bett und sah sie an. Ihre harten Züge erschienen im Schlaf noch schärfer ausgeprägt als im Wachen, und die violetten Adern der Stirne traten sehr stark hervor. Ihre Arme, so kräftig und sehnig wie die eines Mannes, lagen über der Brust gekreuzt, und die verhängnißvolle Tasche war an einem derselben eingezwängt wie in einer eisernen Schraube. An ein Entwenden derselben, ohne daß Becket aufwachte, war gar nicht zu denken. Und doch hing meine und meines George Zukunft davon ab. Der Tag, an dem Louis volljährig wurde, rückte näher heran und die Papiere würden dann jedenfalls zerstört und uns alle Hoffnung, zu unserem Recht zu kommen, abgeschnitten werden. Was sollte ich thun? Langsam, fast wider meinen Willen, streckte ich die Hand aus, und berührte die Tasche, aber so leicht, als wenn eine Feder darüber hinstreifte —

Ein dermaßen gellender wahnsinniger Schrei entfuhr den Lippen der Verrückten, daß ich darüber hätte zu Stein erstarren können, wenn der Instinct der Selbsterhaltung mich nicht zur Flucht angetrieben hätte. Wie ich entfloh, weiß ich nicht, aber noch ehe der fürchterliche Schrei zum zweiten Mal erscholl und noch ehe Jemand aus dem Hause herbeieilte, hatte ich bereits athemlos mein Zimmer erreicht und horchte voll Todesangst, was nun geschehen würde. Sobald ich Schritte auf den Treppen und in den Gängen hörte, — denn der zweite Schrei hätte einen Todten aufwecken können, — warf ich statt meines schwarzen Mantels hastig ein Morgengewand über und trat hinaus auf den Gang. Die ganze übrige Hausgenossenschaft schon war beisammen; Alle waren leichenblaß und zitterten an allen Gliedern. Daß dasselbe auch bei mir der Fall war, braucht nicht gesagt zu werden. Wir eilten die Treppe hinauf, und da stand die Becket auf ihrer Schwelle, fluchend und rasend wie eine Furie und mit geballten Fäusten Jedermann herausfordernd, ihr nahe zu kommen. Mrs. Townshend sprach ihr aus sicherer Entfernung beschwichtigend zu, bis sie etwas ruhiger wurde und sich endlich zurückzog. Aber sie verschloß die Thür mit großem Geräusch und schob ihren schweren Koffer davor.

Ich war eine Zeitlang sehr krank nach dieser Nacht. Die Reaction nach der großen Aufregung erzeugte bei mir ein schleichendes nervöses Fieber, das mich so schwach und hülflos machte, wie ein Kind. Mrs. Townshend's Arzt besuchte mich und erklärte, ich müsse jedenfalls einen großen Schrecken gehabt haben. Er sagte dies in Becket's Gegenwart, und ihr Gewissen beschuldigte sie, meine Krankheit verursacht zu haben. Sie wurde täglich freundlicher gegen mich, ließ mir alle Arten von Leckerbissen bringen, um meinen Appetit zu reizen, und führte mich, sobald ich aufstehen konnte, im Garten spazieren, wobei sie mir ihren starken Arm als Stütze bot. Ich genas, aber mein einziger Gedanke war nun auch die Ledertasche geworden, bis diese fixe Idee mich gerade so sehr beherrschte, wie es bei Becket der Fall war. Ich hörte sogar auf, an George zu denken und ließ seine Briefe unbeantwortet. Der einzige Zweck meines Lebens, so däuchte es mir, bestand darin, den beabsichtigten Austausch zu vollführen; ich war wirklich nahe daran, selbst verrückt zu werden.

Die Temperatur war unterdessen so schwül geworden, daß man es im Zimmer kaum aushalten konnte und der Garten daher einen doppelt willkommenen Aufenthaltsort bot. Beckets Befinden war nicht so gut als sonst gewesen seit jener Nacht, als sie das ganze Haus in Alarm versetzt, und sie sehnte sich nach dem nächsten Besuch der Mrs. Haddan, welche sich unzweifelhaft vor Louis' nächstem Geburtstage bei ihr einfinden würde. Ich hatte mich so sehr daran gewöhnt, auf alle ihre Bewegungen acht zu geben, daß meine Aufmerksamkeit sogar im Schlaf nicht nachließ. Und so hörte ich denn eines Morgens, als der Tag kaum dämmerte, wie sie ihre Mansarde verließ und in den Garten hinunterging. Ich dachte, sie müsse es im Zimmer unerträglich heiß finden und wolle sich im Freien in der Morgenkühle erfrischen. Einschlafen aber konnte ich nun nicht mehr; ich warf mich ruhelos umher und stellte mir den Garten mit seinen bethauten Büschen vor, und den lichten Morgenhimmel, den rosige Wölkchen durchzogen. Der Kopf schmerzte mich und meine Schläfen klopften fieberhaft. Endlich stand ich auf und zog mich an. Es war kaum vier Uhr, außer Becket war sicherlich noch Niemand im Hause mit der Nachtruhe fertig. Eben so still wie sie ging ich die Treppe hinunter und in den Garten. Wie war Alles so schön und friedlich, so frisch und blühend; — man glaubte zu sehen, wie Baum und Blüthe sich der kurzen Rast erfreuten, die ihnen noch gegönnt war, ehe die Sonne in wachsender Gluth am Himmel aufsteigen würde. Langsam ging ich auf und ab, die Natur übte ihren besänftigenden Zauber auf mich aus und mein fieberhafter Zustand milderte sich. Ich nahm mir vor, an George zu schreiben, ihm Alles zu sagen und ihm zu versprechen, daß ich nur so handeln würde, wie er es wolle. Die Allee, die zu der Laube führte, sah so verlockend aus, wie das erste Morgenlicht durch die Zweige spielte; ich wandte meine

Schritte dahin und empfand es mit köstlichem Wohlbehagen, wie ruhigere Empfindungen, als ich sie seit lange gekannt, allmählich die Herrschaft in mir gewannen. Ich ging weiter auf die Laube zu, bis — doch was sah ich dort?

Ich stand wie festgewurzelt, mein Herz klopfte zum Zerspringen, denn dort saß die Becket in ihrer Lieblingsecke, das Gesicht von mir abgewandt, augenscheinlich in tiefem Schlafe, — in so tiefem Schlafe, daß die Ledertasche von ihrem Arm herunter gerutscht war und auf dem Boden lag. Ich traute kaum meinen Augen und war doch überzeugt, daß ich nicht träume. Da die Schläferin sich nicht regte, so zog ich meine Duplicattasche hervor und schlich leise näher, bereit, mein gewöhnliches Aussehen anzunehmen, falls Becket aufwachen sollte. Dicht bei ihr stand ich still und heftete meinen Blick auf die am Boden liegende verhängnißvolle Tasche. Alles war so unheimlich still; keine Bewegung, kein Laut, nicht der geringste Athemzug; — sicherlich hatte noch nie ein Mensch so fest geschlafen. Ich blickte von der Tasche zu dem Gesicht der Schläferin auf: ihre Augen waren nicht geschlossen, sie waren auf mich gerichtet, aber sie sahen mich nicht. Die herabhängende Hand, die ich für einen Moment berührte, war kalt wie Eis. Becket war todt!

Vor Angst wagte ich nicht, die am Boden liegende Tasche anzurühren, ja nicht einmal die Hand darnach auszustrecken, und in meiner Befangenheit entfiel meine eigene Tasche meinen scheinbar gelähmten Fingern. Da saß die schreckliche Frau in ihrem ewigen Schlummer, und ich stand dabei, während es mehr und mehr tagte und Laute des erwachenden Lebens häufiger an mein Ohr schlugen. Eine geraume Weile später kniete ich nieder und suchte mit bebenden Händen, den Blick unverwandt nach dem todesstarren Antlitz gerichtet, auf dem Boden herum. Instinctmäßig packte ich den ersten Gegenstand, den ich fühlte, — Becket's Säckchen aus schwarzem gepreßtem Leder, — und eilte damit wie eine Verbrecherin nach meinem Zimmer. Ich hatte noch Geistesgegenwart genug, mich einzuschließen, dann verließ mich das Bewußtsein.

Es war heller Tag, als ich wieder zu mir kam. Das ganze Haus war, wie ich deutlich hörte, in Bewegung. Ich kleidete mich an und zwar mit Hut und Shwal, denn ich hatte jetzt nichts mehr zu thun, als nach London und zu George zurückzukehren. Ich befestigte die Tasche unter meinem Kleide und ging die Treppe hinunter, wobei ich mich aus Schwäche am Geländer halten mußte. Am liebsten wäre es mir gewesen, ungesehen fortkommen zu können, aber ich begegnete Mrs. Townshend, welche indeß selbst zu sehr erregt war, um etwas Auffälliges in meinem Aeußeren zu bemerken.

„Wissen Sie schon," rief sie mir entgegen, „daß mein Mann Mrs. Becket todt im Garten gefunden hat? Sie starb am Schlagfluß, wie der Doctor sagt. Mein Mann hat die schwarze Tasche gleich mit nach Haddan Lodge genommen."

Ich gab eine unzusammenhängende Antwort und sagte schließlich, daß ich für den Tag nach London gehen müsse.

Wie ich London erreichte, ist mir noch heute ein Räthsel; das Einzige, worauf ich mich besinnen kann, ist, daß man mich in ein unfreundliches Wohnzimmer führte, in welchem George allein an einem Tische saß. Er bewegte sich nicht und sah sich nicht um, so daß ich fürchtete, auch er könne todt sein. Mit lautem Aufschrei lief ich zu ihm hin, umschlang ihn mit meinen Armen und fragte wieder und immer wieder, ob er denn lebe. Endlich aber bat ich ihn unter Schluchzen, selbst die schwarze Tasche zu öffnen. Das Schloß war sehr stark und George hatte Mühe, es aufzubrechen.

Da waren die fehlenden Documente ohne Ausnahme: George Haddan's Brief an seinen Vater, das Testament und der Trauschein. Es zeigte sich jetzt, daß unsere Mrs. Haddan gar nicht in London getraut worden, sondern in einer kleinen Vorstadtkirche, die längst abgebrochen und deren Material zum Bau einer Capelle für Dissenters verwendet worden war. Mrs. Haddan's Brief an Tante Becket, einfach und rührend im Styl, lag auch dabei; George hat ihn als Reliquie aufbewahrt. Später einmal führte ich Mrs. Haddan in die Capelle, die einstmals an einer anderen Stelle die Kirche gewesen war, in der sie getraut worden; und obgleich das Gebäude von Innen und Außen jetzt sicherlich ein dem früheren ganz verschiedenes Ansehen hatte, so versicherte mich seine gute Mutter doch, sie habe das „Gefühl", daß dies die rechte Stelle sei; und nahezu wäre sie in Ohnmacht gefallen.

George brachte Mr. Newill die aufgefundenen Documente, worauf Beide nach Haddan Lodge gingen und eine Unterredung mit der alten Mrs. Haddan begehrten. Natürlich hatte diese schon entdeckt, daß die Papiere für sie verloren waren, obgleich sie nicht wußte, — und auch nie erfuhr, — auf welche Weise sie ihrer treuen Becket abhanden gekommen. Sie war damit zufrieden, daß durch ein Arrangement die Angelegenheit in aller Stille geordnet wurde. Alle Welt, Louis miteinbegriffen, war der Ansicht, daß George Haddan's Kinder erst so spät zum Vorschein gekommen seien und ihre Ansprüche begründet hätten.

Anstatt zu sterben, wurde Louis ganz gesund und heirathete später seine Cousine Margaret; sie sind gar nicht schlecht gestellt, da er im Besitz des Vermögens ist, das seine Mutter, die einzige Tochter eines reichen Banquiers, ihm hinterlassen. Sie wohnen nahe bei uns; aber die alte Mrs. Haddan hat niemals mehr die Schwelle von Haddan Lodge betreten, nachdem sie das Haus verlassen, ebensowenig hat sie je die Mutter meines George eines Blickes gewürdigt. Die Letztere hat eine hübsche Wohnung in unserem Hause und ist und bleibt die sanfteste und thränenreichste der Frauen.

Und so endet die Geschichte unserer Mutter.

Die bayerische Feldpost.

(Schluß.)

Durch die sinnreiche Einrichtung, daß stets nur die dem Hauptquartier zunächst gelegene Etappe den Aufenthalt desselben weiß, bleibt das Geheimniß des Marsches der Armee bewahrt, während ihre Verbindungen nach rückwärts doch gesichert sind. Der aus dem Hauptquartier fortgehende Conducteur fährt also von Etappe zu Etappe, bis er Weißenburg erreicht, und von Weißenburg aus fährt er wieder zurück von Etappe zu Etappe, bis er sein Hauptquartier erreicht. Das wäre nun allerdings unsäglich einfach, wenn nur nicht so gar viele Wenns und Aber dazwischen lägen. Man höre nur z. B. folgende Schilderung, die aus dem Leben gegriffen ist. Unser zweites bayerisches Armeecorps lag in Vienne le Chateau. Am 29. August früh 6 Uhr erschien ein Wägelchen von einem dicken französischen Omnibus-Conducteur geleitet mit einem Gaul bespannt. Der Wagen war requirirt, um bis Clairmont zu fahren, dort sollte er von einem anderen abgelöst werden. Auf den offenen Wagen wurden nebst vier ungeheueren Briefsäcken sieben Beutel geladen, von denen jeder 1000 fl. enthielt. Dies Aufladen geschah vor den Augen des französischen Kutschers. Der Conducteur, ein sehr entschlossener Mann und nur mit seinem Säbel bewaffnet, verstand natürlich kein Wort französisch und hatte

auch keine Karte. Bedeckung der Feldpost mitzugeben, hatte man für sehr überflüssig gefunden, die Straßen seien vollkommen sicher, hatte der Adjutant lachend gesagt. Daß aber am selben Tage unweit von Clairmont auf unserer Straße ein preußischer Cabinetskurier überfallen, ausgeplündert und mit fortgeschleppt wurde, daß in der nämlichen Zeit zwischen Bar le Duc und Nancy auf der großen Straße auf Marodetransporte geschossen, ja sogar in Vaucouleur ein ganzes bayerisches Commando aufgehoben wurde, das wußte und ahnte man freilich nicht. Ich hatte nun zufällig eine gute Karte bei mir, besaß überdies Schußwaffen und war der französischen Sprache mächtig, aber daß ich mit der Feldpost fuhr, war ja nur ein Zufall, und der Conducteur wäre sonst allen nachfolgend geschilderten unangenehmen Situationen allein ausgesetzt gewesen.

Durch den Wald der Argogne ging Alles gut, vor Clairmont erreichten wir die große Straße wieder, in Clairmont aber erklärte unser Kutscher nicht weiter fahren zu wollen, er sei nur bis Clairmont requirirt worden und sein Pferd könne keine größere Tour machen. Was hätte nun der Conducteur, der kein Wort französisch verstand, einer derartigen Widersetzlichkeit gegenüber thun sollen? Den Kutscher einfach vom Bock herunterwerfen und selber die ihm vollständig unbekannte Straße weiter fahren. Das Alles ging in einem Ort, wo von unserem Militär Besatzung lag, überall anderswo hätte es dem Conducteur schlecht bekommen können. Glücklicherweise war unser Franzose vernünftigem Zureden nicht abgeneigt, auch hatte er schon vorher den Revolver, der natürlich die ganze Zeit hindurch geladen neben uns lag, sehr aufmerksam betrachtet. Er erklärte freiwillig, bis Bar le Duc uns fahren zu wollen, wenn ich ihm mein Ehrenwort verpfände, ihn nicht weiter von da aus mitnehmen zu wollen. Das that ich denn auch, und wir rollten jetzt wohlgemuth nach Bar le Duc und brachten die 60 Kilometer auch glücklich bis fünf Uhr Abends hinter uns.

In Bar le Duc wurde unser Geld einstweilen in die General-Feldpostinspection abgeladen, und wir ließen unseren Kutscher, unser gegebenes Ehrenwort sehr bereuend, wieder zurückfahren. Ich requirirte am selben Abend noch im Auftrag des Feldpostdirectors auf der Mairie ein Fuhrwerk mit zwei Gäulen, und man versprach mir, bis 6 Uhr auch das Fuhrwerk zu stellen. Wir wären dann am Abend noch bis zur nächsten Etappe nach Ligny gefahren und hätten von dort aus vielleicht am nächsten Tage die Strecke nach Nancy in einem Tage überwinden können. Ich war um 6 Uhr, um 7, um 8 Uhr auf der Mairie — kein Fuhrwerk zu bekommen, in ganz Bar le Duc kein Pferd, kein Wagen mehr. Am anderen Morgen um 5 Uhr früh dieselbe Geschichte. Bis 8 Uhr wartete ich geduldig, dann stellte ich mich mit dem Herrn Feldpostdirector Schlegel auf die große Landstraße, fest entschlossen, das erste Fuhrwerk, das uns entgegenkäme, mit Beschlag zu belegen. Es kam auch richtig ein Wagen mit Quartiermachern, die, obwohl sie heute in Bar le Duc blieben, doch ihren Wagen bei sich behalten wollten. Auf unser Zureden und die Versicherung, daß morgen in Bar le Duc genug Fuhrwerk zu finden sein würde, ließ uns der Officier schweren Herzens seinen Wagen, und so war unser Weiterkommen vorläufig gesichert, nur waren wir vom Pferd auf den Esel, von unserer Equipage, die doch immerhin gepolsterte, in Federn hängende Sitze hatte, auf einen Leiterwagen gekommen. Aber à la guerre, comme à la guerre. Wir luden unsere Post auf und fuhren wohlgemuth die Straße nach Ligny.

Es war schönes Wetter, was wollten wir mehr. Vor Ligny fing aber unser Gaul an zu hinken, wir mußten in Ligny auf neuen Ersatz denken, da der Eigenthümer, ein ohnedies trotziger, zu Gewaltthätigkeit nicht übel aufgelegter Mensch, erklärte, er werde auf keinen Fall weiter fahren. Er schickte sich sogar an, uns am Eingang des Ortes ausspannen zu wollen, ich zwang ihn aber, indem ich ihm den Revolver unter die Nase hielt, während unser Herr Brentlein ihn zugleich durch einige wohl applicirte Rippenstöße zu überwinden suchte, uns noch bis zum Etappencommando zu fahren. Dort gestattete ich ihm, den Gaul nur auszuspannen, wenn zuvor ein anderer herbeigebracht werde. Der Mensch schrie so laut über unsere Gewaltthätigkeit, daß man auf der Etappe eine Ordonnanz absandte, um sich nach der Ursache des Lärms zu erkundigen, und der Bauer hatte wirklich die Frechheit, mich beim Commando zu verklagen, ich hätte ihn mit dem Revolver bedroht. Er kam aber schlecht weg, denn natürlich hörte man auch uns und entschied, daß wir ganz recht gehabt hätten.

Ich hatte aber wirklich keine Lust, mit dem rabiaten Kerl, der uns möglicherweise doch einmal in einem Dorfe alle Bauern auf den Hals gehetzt hätte, weiter zu fahren und bat um ein anderes Pferd und einen anderen Fuhrmann. Beides erhielten wir auch, und ein junger netter Franzose übernahm unsere weitere Führung. Kaum waren wir aber einige zwanzig Kilometer gefahren, da hatte unser Gaul ein Eisen verloren, und als wir nach Pagny sur Meuse kamen, verlor er das zweite. Da war guter Rath theuer, der Franzose meinte, es müsse jedenfalls sein Gaul beschlagen werden, und ich sah die Nothwendigkeit auch ein, aber es war mir fatal, nicht einen Mann Besatzung im Städtchen zu sehen. Der Hufschmied sollte am anderen Ende des Ortes wohnen, und während wir dort hielten, um uns näher zu erkundigen, bemerkten wir nicht gerade zu unserer Freude, daß hier eine Menge von Bauern bei einander standen, die uns mit wenig freundlichen Blicken betrachteten. „Hier bleiben wir keinesfalls," sagte der Conducteur. „Sehen Sie nur die Kerle an, wenn wir jetzt noch unseren alten Kutscher von Ligny hätten, die schlügen uns ganz gewiß todt." „Ja, was ist aber zu thun, der Gaul kann ohne Eisen nicht weiter gehen?" „Der Gaul muß weiter gehen, besser der Gaul wird hin, als daß wir den Bauern in die Hände fallen, ich lasse den Kerl gewiß nicht ausspannen," sagte Herr Brentlein. Ich konnte ihm im ganzen nur recht geben; der Haufe der Bauern wurde immer größer, und als ich einen Augenblick den Revolver in die Hand nahm und sagte, daß man vom Wagen vorn weg gehen möge, gehorchte man mir, aber ich hörte so etwas wie „Bougre allemand" und „à la mort." Jetzt neigte ich mich auch Herrn Brentlein's Ansicht zu, dieser aber handelte kurz entschlossen, riß dem jungen Franzosen das Leitseil und die Peitsche aus den Händen und schlug aus allen Kräften auf den Gaul los, so daß dieser mit uns im Galop den Berg jenseits des Dorfes hinaufraste. Es wollten uns zwar die Bauern folgen, aber das Drohen mit dem Revolver veranlaßte sie, umzukehren, wirkte aber auch zweckmäßig auf unseren jungen französischen Kutscher, der seinen Jammer über sein pauvre cheval sofort einstellte.

Oben auf dem Berge erschien jetzt ein preußischer Feldpostwagen, der bei uns hielt. Wir erzählten, was vorgefallen, die Preußen fanden das sehr begreiflich und meinten, es sei ein Leichtsinn, als Feldpost ohne Bedeckung zu fahren; sie hatten freilich gut reden, sie hatten einen geschlossenen Postwagen, treffliche Gäule, eigene Postillone und drei Mann Bedeckung. Um nun aber unsere Abenteuer schnell zu Ende zu bringen, requirirte ich im nächsten Dorfe, wo ich von einem früheren Quartier her den Maire kannte — es war in Lay St. Remis — den dritten Gaul auf dieser Strecke, mit ihm bekamen wir den Besitzer, einen alten Herrn, der beständig weinte und sich vor jedem Baum und vor jeden Menschen fürchtete und, während wir um die Festung Toul herum mußten, vor lauter Angst fieberte. Sein Gaul taugte auch nichts, denn ich mußte am nächsten Tage in Gondreville noch einen requiriren, und so zogen wir denn am vierten Tage von unserer Abreise von dem Hauptquartier mit zwei Pferden und zwei Kutschern in Nancy ein. Auf der Strecke zwischen Gondreville und Nancy trafen wir vier von unseren Conducteuren, die mit ihren vier Posten einen ordentlichen Wagenzug bildeten und in Nancy sahen wir zu unserem größten Vergnügen, daß soeben (am 31. August, also sechs volle Wochen nach dem Ausmarsch) auch für die bayerische Feldpost gelbe Wägen, Postillone und Gäule angekommen waren und die große Noth somit ein Ende hatte.

Aus diesem wahrheitsgetreuen Bilde einer Reise in Feindes-

Zeugs mit der Feldpost, möge man freundlichst Folgendes ersehen: In erster Linie, welche enorme Aufgabe die wackeren Conducteure zu lösen hatten und noch immer haben, die durch diese ungeheueren Strecken Feindesland ohne Karte, ohne Kenntniß der Sprache, unbewaffnet, der Führung und dem Fuhrwerk von Feinden sich anvertraut mußten. In zweiter Linie, wie sehr man doch in München mit der Organisation noch zurück war, da es erst Ende August gelang, der bayerischen Feldpost das nöthige Material an Pferden, Wagen und Postillonen nach Nancy zu bringen. Wie man mir sagte, gerathen die verehrten Herren von der Generaldirection erst dann in Bewegung, als Minister v. Schlör im Elsaß gewesen und sich mit eigenen Augen von dem Misere unserer Feldpostzustände überzeugt hatte.

Wahrlich unsere Beamten, vom Feldpostdirector angefangen, bis zum letzten Conducteur herunter leisten Tüchtiges und verdienen das beste Lob, wenn man aber in München nicht dafür sorgt, daß die Feldpost auch Pferde und Wagen hat, so sind ihr die Arme gebunden und wenn sich der Feldpostdirector in Bar-le-Duc selbst mit mir auf die Straße stellen mußte, um einen Leiterwagen abzufangen, nur damit die Post nicht 24 Stunden unnütz dort liegen blieb, so kann man nicht in München die Briefe aus dem Hauptquartier schon in acht Tagen erwarten. C. A. Dempwolff.

Die Uebergabe von Straßburg.

Auf der Citadelle von Straßburg weht seit Mittwoch, 28. September, die schwarz-weiß-rothe Fahne. Die „Main-Ztg." erhält über die Capitulation der Stadt folgenden Bericht:

Dienstag den 27. September, Nachmittags, versammelte General Uhrich, Commandant von Straßburg, den Vertheidigungsrath; der einstimmige Beschluß war, die Stadt sei nicht länger haltbar. Um 4¾ Uhr wurde die weiße Fahne auf der Münsterplattform und der Citadelle herausgehängt. Unendlicher Jubel antwortete diesem Zeichen aus den deutschen Batterieen: der letzte Schuß war gefallen. Nachts um 2 Uhr war die Capitulation abgeschlossen. Bedingungen wie zu Sedan. Den 28. Morgens besetzten deutsche Truppen die Thore, um 10 Uhr begab sich ein kleines Detachement in die Stadt zum Commandanten. Die Straßen waren voll von betrunkenen und zuchtlosen Franzosen, untermischt mit der Hefe des Volkes. Die Officiere wurden verspottet, bespieen und geschlagen. Zwei badische Grenadiere wurden von hinten erstochen, die muthmaßlichen Thäter auf der Stelle durch Bayonnetstiche umgebracht. Der erste preußische Officier, der zu Uhrich kam, war Major v. Witzleben; er erklärte, die deutsche Armee achte und bewundere seinen Heldenmuth. Der General umarmte ihn unter Thränen. Mittags rückten deutsche Truppen in die Stadt und lagerten auf den Straßen und Plätzen. Die Franzosen wurden entwaffnet und abgeführt. Die meisten warfen ihre Armatur in die Ill oder zerstörten sie; abgeschlagene Gewehrkolben lagen haufenweise in den Straßen. Am 29. wurden 8000 Mann deutsche Truppen in die Stadt einquartiert, Belagerungsgeschütze und der Rest der Armee waren bereits auf dem Marsche nach Belfort. Die Kriegsbeute ist außerordentlich groß; unter den Gefangenen befindet sich Admiral Erelmans und Schiffscapitain Dupetit-Thouars; die Flottille, welche Mainz bombardiren sollte, ist kein Märchen.

Einen Tag länger und die Stadt wäre mit Sturm genommen worden; eine über 30 Fuß breite Bresche war in die innere Mauer bei dem Steinthor gelegt worden, die Geräthschaften zur Ueberbrückung der drei tiefen und breiten Festungsgräben zur Hand, die Sturmcolonnen bestimmt. Die Arbeit wäre eine blutige gewesen, aber ihr Gelingen sicher und Straßburg wäre dabei in Flammen aufgegangen. Schon so ist die Zerstörung eine gewaltige, der Haupttheil der Stadt ist im ganzen unbeschädigt, aber ganze Quartiere, namentlich an der Citadelle, am Fischerthor, am Steinthore, an der Finkmatt, zerstört. Das Theater, die Bibliothek, das Museum, das Casé Gade sind nur noch ausgebrannte Trümmerhaufen.

Am 29. in der Frühe waren die Einwohner noch beschäftigt, die Kellerlöcher von dem Mist frei zu machen, mit denen sie zum Schutz gegen die Kugeln bedeckt waren. Dort war während sechs Wochen der Aufenthalt der Bewohner gewesen, die so glücklich waren, über solche Räume zu disponiren. Aber auch dort war keine Sicherheit. Die Riesenmörser, welche die Preußen in der letzten Zeit in das Feuer brachten, schleuderten Eisenmassen bis zu einem Centner Schwere, gefüllt mit 10 Pfund Sprengpulver. Diese Bomben schlugen durch alle Stockwerke bis in den Keller, alles beim Aufplatzen zermalmend. Während der Belagerung wurden im Durchschnitt 10 Personen bürgerlichen Standes täglich von den einfallenden Geschossen erschlagen; die Listen weisen nach, wie Weiber und Kinder, Jungfrauen und Greise zum Opfer fielen. Während dem stand die waffenfähige Mannschaft zum großen Theil im Kugelregen auf den Wällen. Ansteckende Krankheiten herrschten keine in der Stadt, dagegen starben außerordentlich viel kleine Kinder und Greise. Ein großer Theil der Bewohner, namentlich aus den reicheren Klassen, war geflohen; um die Geleitscheine zum Verlassen der Stadt, die in den letzten Wochen von Preußen ausgegeben wurden, stritten sich Tausende. Nahrungsmittel waren bis zum Schlusse der Belagerung, mit Ausnahme von Fleisch hinreichend vorhanden und hätten noch für Wochen ausgereicht. In der letzten Zeit schlachtete man Pferde, und wurde anderes Fleisch zur Seltenheit. Die letzte Hammelskeule soll dem General Uhrich am Tage der Uebergabe überschickt worden sein, er bewirthete mit ihr die ersten preußischen Officiere, die auf der Commandantur eintrafen. Während der Belagerung konnte, wer wollte, eine Mahlzeit, bestehend aus Suppe, Brod und Wein, umsonst haben; für fünf Sous wurde eine reichlichere Mahlzeit geliefert. Die Vorräthe des Zolldepots wurden benutzt.

Der Münster ist durchgängig unbeschädigt, die wenigen Verletzungen sind leicht zu repariren, sie beschränken sich auf ein paar verbrannte Dächer und einen Schuß in ein Glasfenster, einige zerschlagene Ornamente. Die deutschen Soldaten strömten schaarenweise auf und in den Münster. Ihr Betragen ist musterhaft, die Siegesfreude strahlte aus allen Blicken, giebt ihnen aber nichts Uebermüthiges, sondern etwas Würdiges, Getragenes. Die prächtigen Gestalten der preußischen Garde-Landwehr, des badischen Grenadier-Regimentes, der württembergischen Artillerie werden von der Bevölkerung angestaunt; man kann sicher sein, zu wessen Gunsten der Vergleich zwischen ihnen und den abgegangenen Franzosen ausfallen wird. Gegen Mittag des 29. kommen die Straßburger mit Frauen und Kindern mehr auf die Straße, die Läden öffnen sich und füllen sich mit kaufenden Soldaten. Das Vertrauen in die Mannszucht der Deutschen ist jetzt fest geworden.

Die Bevölkerung hält sich im Ganzen noch zurück, ihre Haltung ist jedoch nicht unfreundlich. Welche Wochen des Schreckens, der Todesfurcht, des Jammers haben diese Leute durchgemacht; auf den scheuen und zerstörten Gesichtern glaubt man furchtbare Erlebnisse lesen zu können. An die Zukunft ihrer Stadt haben wohl die Wenigsten noch ernstlich gedacht. Sie waren zu sehr von den Ereignissen der Gegenwart in Anspruch genommen; doch zweifelt wohl Niemand mehr, daß Straßburg nicht mehr an Frankreich kommen wird. Der Kern einer deutschen Partei ist bereits vorhanden, wenn er auch hauptsächlich aus eingewanderten Deutschen besteht. Die veränderten Verhältnisse der Stadt, die aufhört Grenzort zu sein, wird eine massenhafte Einwanderung von Deutschen hervorrufen, deutsche Beamte, Garnison, eine deutsche Universität werden in Kurzem der Stadt einen anderen Charakter gegeben haben; das Franzosenthum wird in der nächsten Generation definitiv hinter die Vogesen zurückgedrängt sein. Das ist die Ansicht von Personen, die Land und Leute genau kennen.

Verantwortliche Redaction: Ed. Gebhard Stav. Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 116. Dritter Jahrgang. 1870.

Eine Nacht mit einem Wahnsinnigen.

Es war eine solche Nacht, wie der Seemann sie gern hat. Eine leichte Brise (Seewind) wehte, das Meer war ruhig, und das Land lag mehrere Meilen weit unterhalb der Wetterseite. Unser Schiff war ein so schmuckes kleines Fahrzeug wie irgend eins in der Marine, was nicht wenig sagen will. Es führte den Namen „die Biene". Wenn wir kämpfen mußten, war der Sieg stets unser, und hätten wir entfliehen wollen, so würde uns auch kein anderes Fahrzeug eingeholt haben, glaube ich. Jedenfalls hatte kein Sclavenschiff je die entfernteste Aussicht, uns zu entkommen, wenn wir Jagd darauf machten. Die Gegend, wo wir kreuzten, war der indische Ocean in seiner ganzen Ausdehnung von Osten nach Westen und von Norden nach Süden.

Zu der Zeit, von der ich spreche, waren wir knapp an Mannschaft und Officieren, denn drei von unseren Booten waren zu besonderen Dienstleistungen abwesend, und da unser Ingenieur auf der Krankenliste stand, so brannte kein Feuer unter dem Kessel, die Segel waren eingezogen, und ungewöhnliche Stille herrschte im ganzen Schiffe.

Es war elf Uhr vorbei und unser Capitain hatte sich bereits zurückgezogen. Ich konnte ihn deutlich schnarchen hören, denn seine Kajüte, welche dicht hinter der unserigen lag, war nur durch eine hölzerne Scheidewand von derselben getrennt, obgleich sie sonst in keiner Verbindung mit ihr stand. Meine Schlafstätte war von den bei der gemeinsamen Kajüte befindlichen die einzige jetzt bewohnte, da, außer dem Ingenieur, kein anderer Officier an Bord war, als der Zahlmeister, dessen Kajüte im Hintertheile des Schiffes lag.

Ich stand in meinem kleinen kammerartigen Heiligthume und schickte mich gerade an zu Bett zu gehen, als der Schall nahender Fußtritte von außen meine Aufmerksamkeit erweckte. In der Annahme, daß irgend Jemand plötzlich krank geworden sei, zog ich schnell meinen Rock wieder an und trat in die große Kajüte, als gerade der Zahlmeister durch eine andere Thür eintrat. Er hielt einen gezogenen Säbel so vor sich, daß derselbe von einer hinter ihm befindlichen Person nicht gesehen werden konnte, und gab mir durch Blicke zu verstehen, daß ich denselben nehmen und verbergen solle. Ich that es, steckte ihn schleunigst hinter meinen Bettvorhang und war kaum damit fertig, als der Ingenieur, Mr. Wheeler, in die Thür trat, worauf der Zahlmeister, nachdem er zum Vorwand ein Licht von mir erborgt hatte, gute Nacht sagte und fortging.

Wie erwähnt, war Mr. Wheeler schon seit mehreren Wochen krank. Sein Leiden bestand in einem hohen Grade von Säuferwahnsinn oder, mit anderen Worten, Delirium tremens. Von einem sehr heftigen Anfalle, der ihn dem Tode nahe gebracht, hatte er sich erst ganz kürzlich erholt. Seine Illusionen waren von verschiedener Art, aber namentlich hegte er den Wahn, daß an Bord des Schiffes eine Verschwörung bestehe, welche sich zur Aufgabe mache, ihn auf jede mögliche Weise zu peinigen und schließlich seinen Körper, an Händen und Füßen gebunden, in die Tiefe zu versenken. Er pflegte stundenlang, mit einem Messer in der Hand, in seiner Kajüte zu sitzen und bei dem geringsten Geräusch von Zittern ergriffen zu werden. Einen Jeden, mit alleiniger Ausnahme von mir, hielt er für seinen Feind. Die Tropfen, welche durch die Speigaten herab fielen, waren seiner Meinung nach Wasser, welches die Schiffsjungen aus Bosheit auf ihn herab schütteten, und der in Folge der Bewegungen des Schiffes hin und her schwebende Bettvorhang wurde von der Hand eines verborgenen Mörders bewegt. Selbst der Capitain, versicherte er, habe bereits einen Sack in Bereitschaft, in den sein Körper vor dem Versenken in die Tiefe eingenäht werden solle. Bleiche Gespenster stiegen vor ihm auf und spieen Blut auf ihn aus, und wenn die Pfortluke sich öffnete, krochen seiner Meinung nach Schlangen herein und verbargen sich in seinen Kleidern. Dann glaubte er wieder, seine Beine seien wie von einer Schraube zusammengepreßt, und hinabblickend gewahrte er anscheinend einen Alligator mit einem höchst seltsamen Gesichte, der ihn in seinen entsetzlichen Armen hielt und ihm seinen heißen, giftigen Athem in das Gesicht blies. Durch wiederholte Messerstöße suchte er zwar den Unhold zu verjagen, aber dann sah er Myriaden widerlicher Würmer über Tische und Wände auf sich zu kriechen, die an seinem Fleische zu nagen begannen.

Augenscheinlich hatte er jetzt, während er mit bleichem Gesicht und funkelnden Augen vor mir stand, einen Rückfall bekommen.

„Wie, noch nicht zu Bett, Kamerad?" sagte ich.

„Still!" flüsterte er rückwärts deutend mit einem Blicke, an dem ich seinen Wahnsinn erkannte. „Still! Sie sind dort, — ach, und es ist dort so dunkel, so schrecklich! Ich konnte nicht länger in meinem Bett bleiben, — sie hätten mich umgebracht, — und Travers hat mir meinen Säbel gestohlen, damit ich mich nicht vertheidigen soll."

„O, kümmern Sie sich nicht darum, alter Freund," erwiderte ich. „Ich will Sie vertheidigen, fürchten Sie nichts. Jetzt kommen Sie mit mir und legen Sie sich wieder in Ihr Bett."

„Nein, nein," flüsterte er heftig, mich zurückhaltend, „jetzt nicht — jetzt nicht, Doctor. Warten Sie, bis die Sonne aufgeht. Im Dunkelen könnte ich mich nicht gegen sie wehren, und es dauert noch so lange, bis der Morgen kommt. — Wird sie brennen bleiben?" fügte er hinzu, auf die Lampe deutend.

Ich nickte bejahend, worauf er mich so dringend zu bitten begann, in der Nähe des Lichtes bleiben und vor der Thür meiner Kajüte schlafen zu dürfen, daß ich endlich einwilligte, eine Matratze nebst Kissen auf den Boden breitete und ihn aufforderte, sich niederzulegen, — was ich, ehe der Morgen kam, bitter zu bereuen hatte.

Kaum hatte er sein Lager eingenommen, als er mich von Neuem bat, ihm einen Revolver oder mindestens einen Säbel zu geben. Dies verweigerte ich jedoch auf das bestimmteste, da ich keine Lust hatte, mich von einem bewaffneten Wahnsinnigen bewachen zu lassen.

So verstrich eine Stunde, während deren er ruhig auf seiner Matratze lag und zuweilen die Augen schloß, um sie jedoch

sogleich wieder zu öffnen und verstohlen und furchtsam um sich zu blicken, als erwarte er jeden Augenblick den Angriff eines unsichtbaren Feindes.

Inzwischen war auf dem Schiffe völlige Stille eingetreten, denn es mußte bereits Mitternacht vorüber sein. Der Tritt des Schiemann auf dem Verdeck ließ sich nicht mehr hören, und selbst der Capitain hatte aufgehört zu schnarchen und war folglich in tieferen Schlaf gesunken. Kein Laut wurde vernehmbar, ausgenommen das Knarren des Steuerruders und das Plätschern der Wellen, das mich früher so oft in sanften Schlummer gewiegt hatte und auch jetzt dazu einlud. Ich hielt es jedoch für rathsam, auf meiner Hut zu sein, und legte mich deshalb nicht nieder, sondern blieb neben meinem Lager am Tische sitzen, um einige Briefe nach Hause zu schreiben.

Bald darauf rief mich mein Patient abermals an.

„Ich dachte, Sie schliefen schon," erwiderte ich. „Was wünschen Sie?"

„Haben Sie die Güte, mir ein Gebetbuch zu geben," sagte er, „ich will Sie dann nicht wieder stören."

„Ich würde es sehr gern thun, Wheeler," versetzte ich, „allein ich besitze keines. Hier ist jedoch eine Bibel."

Er nahm das Buch und dankte mir, worauf ich fortfuhr zu schreiben, ohne ihn indeß aus dem Auge zu verlieren. Er öffnete die Bibel dreimal, las sehr aufmerksam darin und betete jedesmal leise, aber so inbrünstig, daß Schweißtropfen auf seine bleiche Stirn traten.

Diese Stirn war übrigens edel geformt, so wie der Mann überhaupt in gesundem Zustande ein gutherziger, verständiger und fein gebildeter Mensch war.

Indem ich glaubte, daß sein gegenwärtiger Gemüthszustand nichts Böses befürchten lasse, und mich ermüdet fühlte, packte ich meine Schreibereien zusammen und warf mich unausgekleidet auf das Bett, um wenigstens ein paar Stunden zu ruhen, wenn auch nicht zu schlafen.

Ich muß hier bemerken, daß ich am Tage vorher ein großes Taschenmesser gekauft hatte, wie es Seeleute gewöhnlich bei sich führen, und dasselbe, als ich mich niederlegte, unter den Büchern und Papieren auf meinem Tische liegen ließ.

Nach wenigen Minuten sank ich in Schlummer, während von der Matratze an der Thür aus, wie ich mich erinnere, tiefes Stöhnen an mein Ohr schlug.

(Fortsetzung folgt.)

Die Eröffnung der Feld-Eisenbahn von Remilly nach Pont-à-Mousson.

Nicht geringerer Leistungen als die deutsche Kriegführung dürfen sich, wie allgemein anerkannt wird, auch die die militärischen Operationen unterstützenden Verwaltungszweige rühmen. Ueber die Einweihung der Feld-Eisenbahn von Remilly nach Pont-à-Mousson wird der „Köln. Ztg." vom 25. September berichtet: Die erste und dritte Feld-Eisenbahnabtheilung haben in unglaublich kurzer Zeit die Bahnstrecke hergestellt. Jede solche Abtheilung steht unter einem Baurathe und zerfällt in eine technische Section und eine Compagnie. Die technische Section besteht aus Baumeistern, Bahnmeistern, Werkführern und sonstigen mit den Vorarbeiten für den Eisenbahnbau betrauten Ingenieuren, die Compagnie dagegen, von einem Hauptmann resp. Premieur-Lieutenant geführt, ist theils aus Pionieren, theils aus Truppen zusammengesetzt, welche schon vorher bei Bahnarbeiten verwendet und bereits im Frieden öfter zum Dienste in diesen Feld-Eisenbahnabtheilungen designirt worden sind. An dieser neuen, nahezu 5 Meilen langen Verbindungsbahn von Remilly nach Pont à-Mousson, durch welche jetzt nach der Einnahme Tulls ein fast directer Verkehr nach Paris mit Umgehung von Metz hergestellt ist, waren zwei Feld-Eisenbahnabtheilungen thätig gewesen; man hatte sich von Remilly und Pont-à-Mousson aus entgegengearbeitet. Zur Herstellung der ganzen Strecke hatte man, trotz des anfänglich herzlich schlechten Wetters, nur 40 Tage gebraucht, da der erste Spatenstich am 12. August geschehen war. Dabei hatte man einen großen Viaduct von 500 Fuß Länge und 24 Fuß Höhe und einen kleineren Viaduct, sowie schließlich eine aus Holz construirte Jochbrücke über die Mosel herzustellen gehabt. Die Terrainschwierigkeiten waren derart, daß sie fortwährend Curven von geringstem Radius und nicht selten Steigungen von eins zu vierzig nothwendig machten. Hätte man genügend über Transportmittel verfügen können, um Schienen und sonstiges Zubehör schneller heran zu bugsiren, so hätten die 3000 Saarbrücker Bergleute, welche zum Baue verwendet worden waren, ohne Zweifel die Arbeit, die nicht genug gerühmt werden kann, noch früher als in vierzig Tagen zuwege gebracht. Der Act der Einweihung war einfach, herzlich und erhebend zugleich. Die Baumeister und Ingenieure, welche in Pont-à-Mousson den Bau begonnen, holten Mittags gegen 11 Uhr ihre Collegen in Remilly ab. Der Zug bewegte sich ruhig, sicher und solide in die lachende, grünende Landschaft hinein. Kaum daß hier und da einige Wellenbewegungen die Fahrenden daran erinnerten, daß noch vor wenigen Wochen an dieser Stelle Aecker und Furchen gewesen, deren Formation erst durch längere Fahrten ganz auszugleichen sein wird. Rechts vom Beschauer dehnte sich fast unabsehbar die breite Fläche aus, auf der am 14. August so blutig vor Metz gekämpft worden. Die Kathedrale der Festung selbst war hin und wieder sichtbar, und weit glänzte ins Land hinein, alles Andere überragend, das ernste Fort St. Quentin, von dem aus Bazaine mit seinen Soldaten ganz gut zu übersehen vermögen, wie die preußische Armee im feindlichen Lande für Communicationsmittel zu sorgen weiß. Bald langte der Zug in Vigny an, das bestimmt ist, eine Station der neuen Bahnstrecke zu werden. Hier hatte vorgestern der Maire des Ortes die erste Versuchsfahrt der Ingenieure von Remilly mit Guirlanden und einem Placate begrüßt, auf welchem die Namen der Ingenieure und die Inschrift: „Honneur à l'ingénieur qui a lancé la première locomotive à Vigny" zu lesen waren. Plötzlich hielt der Zug mitten im Walde. Aus einer Mooshütte drang kräftiger Hurrahruf ins Ohr der Reisenden. Alle Welt stieg aus. Hier wurde gerastet. Ein gediegener Picknick lud die Anwesenden zu freundlichem Genusse ein. Die improvisirten Holztafeln bogen sich schier unter der Last der kalten Speisen, und die wackeren Feldeisenbahner und Baumeister ließen sich's nun wohl sein mit ihren Gästen und genoßen ein frohes Fest, nachdem sie lange genug nichts als sauere Wochen gekannt. Toaste verschiedenster Art brachten stürmische Hochrufe hervor. So feierte in der Station „Mittenwalde", auf eben noch französischem Boden, die deutsche Civilisation, welche zuerst diesem feindlichen Boden als Gastgeschenk die Eisenbahn, das Sinnbild des Fortschrittes, gebracht, ein eben so heiteres als erhebendes Fest.

Siegesjubel der Deutschen in New-York.

New-York, 5. Sept. Die bunte Menge, welche ich am Samstag vor Tisch auf dem Wege nach meinem Bureau an der Ecke des „Herald"-Gebäudes sich in undurchdringlichem Gewirr hin- und herschieben sah, hatte einen außergewöhnlichen Anstrich. Auf den Gesichtern stand es geschrieben, daß Nachrichten eingelaufen, die gegen Wörth und Metz nur unbedeutend. „Eine verdammte deutsche Lüge!" war das erste verständliche Wort, das mir aus einem breiten irländischen Munde entgegenschallte, als ich an den Menschennäuel herangetreten. „O

mon Dieu, mon Dieu!“ klagte dicht dabei ein wohlgekleideter Franzose, die Augen starr auf das braune Blatt an der Wand gegenüber geheftet, das noch zu weit entfernt war, als daß ich die grob mit dem Pinsel hingezeichneten Schriftzeichen hätte entziffern können. „Ah va donc! Tu n'en crois donc rien?“ antwortete ein Anderer dem ersten halb vorwurfsvoll, halb entsetzt ins Gesicht stierend. „Was giebt's, Landsmann?“ fragte ich einen Deutschen, der sich eben aus dem Inneren des Knäuels mit seinen breiten Schultern bis zu mir hin Bahn gebrochen hatte. „Was es giebt?“ lautete die Entgegnung, „eine große Ente giebt's. Ist zu gut, als daß man's glauben könnte; so rasch geht's denn doch auch nicht.“ Dabei schüttelte er nachdenklich den Kopf, drehte sich um und ließ mich so klug, oder vielmehr so dumm, als ich zuvor war, stehen. Nur Eines war mir vollkommen klar geworden. Die Nachrichten mußten ganz ungeheuerlicher Natur sein, denn aus allen Gesichtern war zu lesen, daß hart an vollständigen Unglauben streifender Zweifel die wenigstens für den Augenblick ganz entschieden vorherrschende Wirkung gewesen, welche die Neuigkeiten ausgeübt. Ich für meine Person konnte das vollkommen verstehen.

Als ich glücklich eines der „Extra“ erstanden, die zahllose Zeitungsbuben jetzt mit entsetzlichem Gekreisch an allen Ecken auszuschreien begannen, und darin die einfache Depesche von Napoleons Gefangennahme und Mac Mahons Uebergabe gelesen, steckte ich das Blatt ruhig in die Tasche und ging gelassen nach meinem Bureau. Aber die Gedanken kehrten doch immer wieder zum „Humbug“ zurück. Es war verdrießlich; aber ändern ließ sich's doch nicht. „Die Ente macht einen ganz toll,“ brummte mein Gefährte vor sich hin. „Da hat man's; nun wird man sie noch drei Dutzend Mal wiederholt bekommen.“ So war's in der That. Ein Bekannter nach dem anderen stürzte athemlos mit einem Zeitungsblatt in der Hand und der stereotypen Frage auf den Lippen, in das Zimmer: „Haben Sie schon gehört? Was denken Sie davon?“ Als das Zimmer nachgerade ganz angefüllt war, erklärte ich, daß es so nicht mehr weiter gehen könne und wir uns um jeden Preis Gewißheit verschaffen müßten.

Mein Vorschlag, direct auf's General-Consulat zu gehen, fand Anklang. Der Vice-Consul, Herr Dr. Stamman, empfing uns sehr liebenswürdig, aber mit der vielsagenden Bemerkung: „Wir haben keine Depesche.“ Wie lang da unsere Gesichter wurden! Da kam der General-Consul hinein. „Ich weiß nichts,“ erklärte er sogleich, „aber die Depesche trägt unverkennbar den Stempel der Echtheit. Hissen Sie die Flagge auf.“ Wir störten die Herren nicht mehr lange. Im Geschwindschritt ging es nach der Broad Street, um bei den großen Kaufleuten nach Depeschen zu fahnden. Wieder brauchten wir nicht erst lange zu fragen; auch jetzt sagten schon die Gesichter, daß es nicht mehr an solchen bestätigenden Privatdepeschen fehle. Die Freude, die da aus jedem Auge leuchtete, strahlte wirklich aus dem innersten Herzen auf. So manchen Mann, dem der Bart schon zu grauen begonnen, sah ich verstohlen eine Thräne von den Wimpern wischen, wenn er wieder einem alten Bekannten die Hände geschüttelt, als wolle er sie nie wieder loslassen. Aber nicht nur die Bekannten, was sich nur immer als Deutsche erkannte, reichte einander die Hand — und auf allen Straßen drängten und schoben sich die Deutschen — es war ein Feiertag für sämmtliche Deutsche. „Was thun wir nun?“ fragte ein junger Mann in einer Gruppe, nachdem die erste Pause in den jubelnden Ausrufen entstanden. „Ja, mein Gott,“ erwiderte ein anderer, als sehr gesetzt bekannter Mann mit komischem Ernst, „was bleibt uns denn übrig, als uns zu betrinken?“ Nun, getrunken wurde redlich. In welches Schenklocal der unteren Stadt man auch treten mochte, überall standen große Gruppen um den Schenktisch und knallte ein Champagnerpfropfen nach dem anderen. Aber Betrunkene sah ich nicht; ich glaube, die Freude ließ Niemand die Wirkung der Getränke spüren, obgleich sie selbst wohl Manchen wahrhaft trunken gemacht. In dem hauptsächlichsten deutschen Viertel der Stadt war das Gewoge am Abend ganz unbeschreiblich. Zahllose Häuser waren illuminirt und mit den deutschen und preußischen Fahnen geschmückt. Die Biergärten konnten die Menschen buchstäblich nicht fassen; in großen Haufen standen sie draußen vor den Eingängen, vergeblich nach irgend einer Lücke spähend, durch die sie hineinschlüpfen könnten. Und doch nahm die Freude nur selten einen ausgelassenen Charakter an, und auch da, wo es geschah, verletzte sie nicht. So z. B. griff eine Anzahl deutscher Kaufleute eine vorüberziehende deutsche Musikantenbande auf und ließ sie unter dem lautesten Jubel der Amerikaner in der Goldbörse „Die Wacht am Rhein“ und andere patriotische deutsche Lieder spielen. Als dann die Marseillaise von einer Seite her verlangt wurde, gaben die Deutschen auch dazu mit lachendem Munde ihre Zustimmung. Yankee Doodle beschloß dann würdig das tolle Potpourri. Man war halt aus lauter Jubel zusammengesetzt und darum war Alles recht. Deswegen fehlte es aber doch auch keineswegs an Ernst. Gestern saß ich im kleinen Kreise beim Festmahl. Als eine kleine Pause im Gespräch eintrat, bemerkte der Hausherr: „Hätten wir nicht Alle gern mit Schwarzbrod fürlieb genommen, wenn wir nur den Braten und Champagner den braven Jungen nach Sedan hätten hinüber schicken können?“ Und heute haben wir beschlossen, keinerlei öffentliche Siegesdemonstration zu machen, um alle aufzubringenden Mittel den Wittwen und Waisen und den Verwundeten zuzuwenden. (K. Z.)

Mannichfaltiges.

* Technisches. Chemiker C. Puscher in Nürnberg veröffentlicht im „Bayer. Ind.- und Gewerbebl.“ ein von ihm entdecktes Verfahren zum Copiren von Drucksachen aller Art, sowie auch Kreide- und Bleistiftszeichnungen, welches ohne Anwendung von Farbe und ohne Verletzung des Originals leicht und schnell auszuführen ist. Der Genannte hatte kürzlich einen Kuchen Thonerde-Natronseife zum Trocknen auf ein Zeitungsblatt gelegt. Beim Abheben desselben zeigte sich die Schrift schön copirt. Dies gab Veranlassung zu Versuchen, welche zu folgendem praktisch verwendbarem Copirverfahren, das etwa auch noch weiterer Ausbildung fähig sein dürfte, geführt haben: Als die tauglichste Seife hat sich ein Gemisch von Kalk- und Natronseife, einen weißen Brei bildend, erwiesen. P. beschreibt genau deren Bereitung, bemerkt aber, daß diese ziemlich umständlich sei, weshalb er den Apotheker Weigle in Nürnberg mit den technischen Vortheilen genau bekannt gemacht habe, von welchem nun das Präparat in Flacons zu 12 kr. und in jeder größeren Quantität bezogen werden könne. Mit dieser weißen Schmierseife bestreicht man vermittelst eines Schwämmchens gleichmäßig und kräftig nicht zu starkes Concept- oder Maschinenpapier, letzteres auf der glatten Seite, und läßt dasselbe soweit trocknen, daß nur noch wenig Feuchtigkeit vorhanden ist, wozu einige Minuten genügen. Hierauf wird das Papier auf der Rückseite, ebenfalls mit einem Schwämmchen, mit französischem Terpentinöl schwach bestrichen, wodurch dasselbe durchsichtig wird. Die zu copirenden Bilder, Schriften ꝛc. legt man auf ebene harte Unterlagen, z. B. auf Lithographiesteine, Glasplatten u. dergl., und bedeckt diese nun mit dem präparirten Papier, die mit Kalkseife bestrichene Seite zu unterst. Bei kleineren Flächen ist eine schöne Copie schon durch ein kräftiges Ueberstreichen mit einem Falzbein zu erlangen, für größere Abdrücke bedient man sich aber besser einer Presse oder eines Satinirwalzwerks. Wesentlich für das Gelingen der Operation ist die richtige Tränkung mit Terpentinöl, was sich durch Versuche ermitteln läßt. Hat man zuviel aufgestrichen, so braucht man das Papier nur einige Minuten der Luft auszusetzen, bis der überschüssige Theil des Terpentinöles verdunstet ist. P. hat auf diese Weise von verschiedenen größeren Zeitungsillustrationen viele Copieen hergestellt, ohne die Originale zu verletzen. Die Deckkraft der Druckerschwärze ist so groß, daß man in der Regel 8 bis 12 Copien von einem Blatte nehmen kann, ohne die Färbung zu schwächen. Taucht man

eine so erhaltene Copie in kaltes Wasser, so löst dieses die Seife auf, wodurch das Papier an Weiße gewinnt, während der Druck, welcher von der an dem Papier haftenden Kalkseife gebunden ist, unveränderlich bleibt. Eine frische Copie läßt sich auch auf einen Lithographiestein übertragen. Es bedarf dann nur noch der Aetzung des Steines, um von demselben lithographische Abdrücke nehmen zu können. Zum Copiren sehr alter Drucksachen ist es nöthig, die Druckerschwärze zuvor aufzuweichen, wozu man dieselben einige Stunden zwischen Löschpapier legen kann, das mit Terpentinöl angefeuchtet ist. Daß die Copieen in entgegengesetzter Richtung erscheinen, ist in den meisten Fällen z. B. bei Bildern, technischen Zeichnungen ꝛc. nicht von Nachtheil, will man jedoch originalgleiche Abdrücke haben, so braucht man nur die Copie auf gleiche Weise nochmals zu copiren. Das Copirpapier soll man für den Gebrauch immer frisch zubereiten, jedoch muß es lufttrocken, nicht feucht, zur Verwendung kommen.

— Der Jubel und die Begeisterung über die siegreichen Erfolge unseres deutschen Heeres will auch einen greif- und sichtbaren Ausdruck haben: mit Fahnen und Kränzen schmücken sich unsere Häuser und in hellem Farbenschmuck stehen so die Straßen. Für den Heraldiker aber bietet sich in der gewöhnlichen Darstellung des deutschen Adlers vielfacher Grund zum Aerger, und wir wollen kurz einige, gerade jetzt vielleicht interessirende, auf die Farben der deutschen Staaten bezügliche Notizen bringen. Der deutsche Adler ist einköpfig, ungekrönt mit rother Zunge und Waffen (Krallen) auf gelbem oder goldenem Felde (was heraldisch gleichbedeutend ist); auch ist in der Züricher Wappenrolle von 1340 der Schild roth gebordet, was jedoch auch wegbleiben kann. Durchaus falsch dagegen ist der zweiköpfige oder Doppeladler; er gehört Oesterreich an, und wir haben in der Gegenwart sicherlich keinen Grund, die Wappen und Insignien Oesterreichs auszuhängen, als trügen wir nach der Wiederherstellung der österreichischen Herrschaft in Deutschland Verlangen. Also weg mit dem Doppeladler! Er wird auch keineswegs zum deutschen Adler gestempelt, wenn man ihm, wie das neuerdings öfter geschieht, einen Brustschild giebt mit den Farben schwarz, roth und gelb (Gold); diese sind nur als Bannerfarben gebräuchlich, nicht aber im Schilde statthaft. Für Solche, welche ihre Häuser noch mit anderen deutschen Wappenschildern schmücken wollen, sei noch bemerkt, daß Preußen einen schwarzen Adler hat im weißen (silbernen) Feld, roth gezungt mit goldener Krone, in der (heraldisch) rechten Kralle ein goldenes Scepter, in der linken einen hellblauen, golden verzierten Reichsapfel, auf der Brust das weiße (silberne) Namenszeichen F. R.; Sachsen: der Schild fünfmal abwechselnd schwarz und gold gequeret (schwarze Balken) und schräg belegt mit einem grünen Rautenkranze; Hessen: Schild hellblau mit einem golden gekrönten, rothgezungten Löwen, abwechselnd fünf bis sechsmal roth und weiß gequeret oder weiß mit rothen Balken, welche aber nicht mit über den blauen Schild gehen dürfen. Bayern (wie bekannt): der Schild blau und weiß geweckt oder gerautet. Baden: Schild gelb (golden) mit rothen Schrägbalken; Württemberg: Schild gelb (golden) mit 1,1,1 (übereinander) halben schwarzen Hirschgewehen. (Sammler.)

— „Lutherisch san mir nit worden in dem Krieg, aber preußisch. Dös könnts dem Herrn Pfarrer sag'n, weil er bei unserem Ausmarsch gar so a Angst g'habt hat um unser Seelenheil. Die Preußen san gar brave Kameraden und halten mit uns dringest zusammen, wo's auf die Franzosen losgeht. Das san a falsch Volk, ob's wohl katholisch sein wollen, wie die Bayern; d' Preußen machen koa Kreuz, san aber doch christlich. Der Herr Pfarrer hät's nur seh'n soll'n dort bei Sedan, wie preußische Jäger neben uns nach der Schlacht a geistliches Lied g'sungen hab'n und die Musik hat dazu g'spielt. Wir hob'n alle g'juchzt aus Freud, aber glei a aufg'hört, wie die Preußen z'singen ang'fangt hob'n, g'schämt hob'n wir uns a a weni, denn uns is koa Lied eing'falle, dös so rührt war wie das von den Preußen!" — Also lautet der Brief eines oberländer Buben, der bei dem landsberger Jäger-Bataillon steht, sein Vater las denselben am letzten Markttag im blauen Bock zu München mehrere Male vor und fand der Inhalt allgemeinen Beifall. Der Umschlag in der Stimmung Altbayerns gegen unsere norddeutschen Stammesgenossen macht sich nicht allein in den Siegesfestivitäten, die allenthalben veranstaltet werden, bemerkbar, sondern auch in den Privatunterhaltungen.

— Aus Wilhelmshöhe, 30. Sept., schreibt man der „Nat.-Ztg.": Wir hatten heute ein in seiner Art gewiß sehr eigenthümliches Schauspiel: die Besichtigung preußischer Artillerie durch Napoleon. Es cantonnirt nämlich gegenwärtig hier die reitende Ersatzbatterie des 11. Artillerie-Regiments, und diese zu sehen, hatte der derzeitige Bewohner des Wilhelmshöher Schlosses den Wunsch ausgesprochen. Der Gouverneur Graf Monts gab dazu den betreffenden Befehl. Demgemäß stellte sich die gesammte Batterie, 6 Geschütze stark, auf dem Hof des Marstalls, welcher jetzt als Caserne dient, in voller Bespannung auf, die früheren kurfürstlichen Reiter hinter den Geschützen. Um 10 Uhr Vormittags, pünktlich zur festgesetzten Stunde, erschien der Kaiser, gefolgt von seinen sämmtlichen Officieren: Prinz Murat, Ney, Castelnau, Reille, Douai, Hepp und Lauriston, Napoleon und sein Gefolge in bürgerlicher Kleidung. Der Kaiser wurde von dem Batteriecommandanten, Hauptmann v. Spangenberg, empfangen und ließ sich von diesem die Einzelheiten des Geschützes zeigen und alsdann die artilleristischen Exercitien an demselben durchmachen. Wie man hört, hat er sich über die Beschaffenheit des Materials, dessen Wirkung er ja bereits in überzeugendster Weise erprobt hat, sehr anerkennend ausgesprochen. Die Besichtigung dauerte ungefähr eine halbe Stunde. Wer gerade hier anwesend war, konnte dem Schauspiel beiwohnen, das auch ein von Kassel hierher gekommener Photograph auf seine Platte festzubannen nicht versäumte.

— Nach der „Nat.-Ztg." gehört die Nachricht verschiedener Blätter, daß die von der Pariser Ausstellung her bekannte Krupp'sche Riesenkanone in diesen Tagen, angeblich von Kiel kommend, durch Berlin passirt sei, um gegen die Befestigungen von Paris in Anwendung gebracht zu werden, in das Bereich müßiger Erfindungen. Es dürfte hier daran erinnert werden, daß selbst deren Aufstellung in Kiel noch nicht stattfinden konnte, weil die Herstellung der zu diesem Zwecke nöthigen fortificatorischen Vorarbeiten nicht zu den „Dringlichkeiten" gehörte. Uebrigens ist der Transport dieser Riesenkanone keineswegs so leicht, denn deren Gewicht macht das Steifen der solidesten Brücken nothwendig. Die Riesenkanone steht ruhig in Essen, wo sie bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge wohl auch verbleiben wird.

— Aus New-York wird berichtet: Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß der deutsch-französische Krieg eine ganz bedeutende Steigerung des Bierconsums in Amerika hervorgerufen hat. Die Deutschen haben eine Reihe von Siegesfesten gefeiert, bei denen das Bier in Strömen floß. Alle Brauer constatiren die erhöhte Nachfrage, und in mehr als einer Stadt drohte der Vorrath auszugehen. Auch die Staatsrevenuen wissen davon. Alle Bierfässer werden gestempelt, und seit dem 1. August hat sich die Nachfrage nach Bierstempeln verdoppelt. So profitirt also die Regierung so gut als die Brauer von dem Kriege.

— Aus Warschau wird der „Bresl. Ztg." geschrieben: „Seit einigen Tagen sieht man mehrere Turcos in den Straßen Warschaus. Es sollen deren 30 Mann sein, die aus Thorn geflüchtet, in Plock angehalten und hierher gebracht wurden. Sie sind in einer Caserne einquartiert, dürfen jedoch bei Tage frei herumgehen."

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stan.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigsbaien a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 117. Dritter Jahrgang. 1870.

* Eine Nacht mit einem Wahnsinnigen.

(Fortsetzung.)

Mein Schlaf war sehr leise. Wie lange er dauerte, kann ich nicht genau angeben, jedenfalls eine ganze Stunde. Als ich endlich die Augen aufschlug, war ich auch völlig wach. Ich hatte nicht geträumt und erwachte dennoch mit dem seltsamen Vorgefühle irgend eines nahenden Unheils. Ein kalter Schatten hatte sich, so zu sagen, über mein Gehirn und alle meine Sinne gebreitet.

Wheeler stand neben meinem Bett, und sein Blick begegnete dem meinigen. Ich werde den Ausdruck seines Gesichtes in jenem Momente nie vergessen; er war nicht sowohl schrecklich und drohend, als vielmehr lauernd und dem einer Katze ähnlich, die im Begriffe ist, auf ihre Beute zu springen. In seiner halb erhobenen Hand hielt er mein Taschenmesser, — und zwar geöffnet!

Kaum zwei Secunden lang ruhte mein Auge auf dem seinigen, aber dennoch gelang es mir in dieser kurzen Frist, den bösen Geist in ihm zu bezwingen. Ich habe öfter Ursache gehabt, dem Himmel dankbar dafür zu sein, daß meine Geistesgegenwart mich in Augenblicken der Gefahr nicht verließ, und auch in diesem Falle bewahrte sie mich vor einem schrecklichen Tode. Wäre ich emporgesprungen, um mich durch die Flucht zu retten, so würde er mich ohne allen Zweifel vermöge seiner überlegenen Körperkraft zu Boden geschmettert haben. Statt dessen sagte ich nur in einem so kalten und verdrießlichen Tone, als mir möglich war: „Oh, Wheeler, weshalb wecken Sie mich denn? Sie finden ja das Buch im Bücherschranke! Gute Nacht, ich muß morgen frühaufstehen," und schloß dann sogleich wieder die Augen, ohne daß mir jedoch entging, wie er augenblicklich die tödtliche Waffe hinter seinem Rücken verbarg und der entschlossene Mordblick dem blödsinnigen Lächeln des Wahnsinns wich.

„Ha, ha, ha!" lachte er. „Ich dachte — ha, ha, ha, — o ja, hier ist ja das Buch. — Gute Nacht, schlafen Sie wohl!"

„Schon gut, mein Junge," dachte ich, während mich unwillkürlich ein glühender Haß gegen den unglücklichen Kranken erfüllte, „Du wolltest mir allerdings einen recht tiefen Schlaf bereiten."

Alle Neigung zum Schlafe war jetzt bei mir vorbei. Nachdem ich mich einige Augenblicke lang ruhig verhalten hatte, begann ich meine Augen zu reiben, that als wenn ich von Unruhe geplagt würde, gähnte und sagte endlich: „Verdammt, Wheeler, konnten Sie denn nicht das Buch finden, ohne mich zu wecken? Jetzt kann ich nicht wieder einschlafen und will lieber meine Briefe beendigen."

Mit diesen Worten stand ich auf und setzte mich wieder zum Schreiben an den Tisch. Eine Zeit lang suchte ich mit meinen Augen vergebens das große Messer, mit dem ich in so nahe Berührung hatte kommen sollen, aber endlich entdeckte ich die blanke Spitze desselben unter der Matratze hervorgucken, auf die Wheeler sich wieder niedergeworfen hatte. „So," dachte ich, „also bin ich ein Gefangener, und mein Wärter ist ein Wahnsinniger! Eine schöne Aussicht!" Beistand hatte ich von keiner Seite zu erwarten, nur die Hoffnung blieb mir, daß vielleicht irgend einer unserer Schiffsleute plötzlich erkrankte und ich in Folge dessen gerufen wurde. Ich befand mich fast in der Lage jenes Arztes, der den Himmel anflehte, eine Pest über seine Mitmenschen zu verhängen, damit er selbst nicht vor Hunger umkomme. Wenn ich durch einen Fluchtversuch oder durch Hilferufen seinen Zorn erweckte, so konnte ich mit Sicherheit darauf rechnen, daß er mich umbrachte. Wäre es mir nur möglich gewesen, wieder in den Besitz jenes unglücklichen Messers zu gelangen, das ich, wie es jetzt schien, nur zum Zwecke meiner eigenen Hinrichtung gekauft hatte! Konnte er nicht jeden Augenblick aufspringen und über mich herfallen? Jenes eifrige Bibellesen und Beten war augenscheinlich nur eine Vorbereitung zu der mörderischen Handlung gewesen, welche er beabsichtigte, — wenigstens dachte ich so.

All' mein Sinnen richtete sich jetzt darauf, ein Mittel zu finden, vermöge dessen ich wieder in den Besitz des Messers gelangen konnte. Zunächst forderte ich ihn auf, mich nach der Schiffsapothele zu begleiten, um dort eine Arznei zu holen, deren ich angeblich bedurfte.

Er lächelte nur höhnisch, als hätte er sagen wollen: „Halten Sie mich wirklich für so dumm?"

„Ein Schlaftrunk würde jedenfalls wohlthätig für Sie sein," bemerkte ich weiter.

Im ersten Augenblicke schien der Plan ihm zuzusagen. „Wollen Sie mich das Morphium selbst einnehmen lassen?" fragte er und fügte dann, um etwaiges Mißtrauen bei mir zu beseitigen, hinzu: „Sie geben immer so starke Dosen."

„Ganz gewiß," erwiderte ich mit neu erwachender Hoffnung, „Sie sollen es selbst einnehmen."

Einige Augenblicke schien er zu überlegen, aber er erklärte dann, daß er keinen Schritt thun wolle. Nunmehr sank meine Hoffnung abermals, und zwar um so tiefer, als er bald darauf unruhig zu werden begann und seine Hand wiederholt unter die Matratze nach dem Messer griff. Endlich fiel mir ein glücklicher Gedanke ein, den ich sogleich verfolgte. Ich stand auf, legte meine Papiere fort und that, als wollte ich anfangen mich zu entkleiden.

„O, verwünscht," rief ich, meine Taschenuhr aufziehend, „sie ist stehen geblieben! Bitte, Wheeler, seien Sie so gut zu sehen, wie viel Uhr es ist."

Um dies zu thun, mußte er aufstehen und auf einen Tritt steigen, da die Kajütenuhr an einen Balken der Decke befestigt war. Er ging darauf ein. Furchtsam um sich blickend, stieg er hinauf, und während dessen bückte ich mich so schnell als möglich und griff nach dem Messer. Im Augenblick war er jedoch wieder herunter und sprang wie ein Panther auf mich zu. Wild fluchend packte er meine Arme und schleuderte mich mit der furchtbaren Kraft des Wahnsinnes rückwärts gegen eine Commode.

„O, Wheeler," rief ich mit erzwungenem Lachen, obgleich mir vor Schreck beinahe die Sinne vergingen. „Sie thun mir weh! Ich brauche das Messer nur eine Minute lang."

Bei den letzten Worten blickte ich ihm fest in das Gesicht, und auch jetzt schwand wieder der wilde Ausdruck und das blödsinnige Lächeln trat an dessen Stelle. Er ließ mich los und ging nach seiner Matratze zurück, indem er sagte: „Dieses Mal sind Sie mir zuvorgekommen."

„Aber wozu wollten Sie das Messer haben?" fragte ich ihn dreist.

„Doctor, ich muß gehen," erwiderte er ernst.

„Gehen? Was meinen Sie damit?" fragte ich.

„Die sorgenvolle Nacht hat lange gewährt," erwiderte der Unglückliche, „aber die Morgendämmerung wird mir Ruhe bringen. Der arme Wheeler wird sterben, oder der Capitain wird ihn umbringen und in das Meer versenken, — tief hinab zu dem schrecklichen kriechenden Gewürm. Alle haben sich verschworen, — Alle hassen mich, — Alle, — Alle!"

Gerade in diesem Augenblicke erscholl die Schiffsglocke zum Zeichen der Ablösung der Wachen. Ich hoffte, jetzt werde vielleicht irgend Jemand kommen und mich aus meiner peinlichen Lage befreien, und ich vernahm auch wirklich Fußtritte über mir auf dem Verdeck; allein es waren nur die Schritte der einander ablösenden Wachen, und nach kurzer Zeit war Alles wieder ruhig.

(Schluß folgt.)

Ein Tag in Straßburg.

1.

+ Als Ludwig XIV. rings um sich die Länder niedergeworfen, Straßburg geraubt hatte, ohne daß das deutsche Reich zum Schutze der kerndeutschen Tochter einen Finger erhob, da ließ der stolze Eroberer einen Hahn verfertigen, zu dessen Füßen ein Adler saß, der, wenn der Hahn beim Stundenschlag krähte, zitternd die Flügel bewegte.

Der stolze Hahn war Frankreich, der zitternde Adler Deutschland.

Aber heute! Der Adler regt den Flügel, aber im Siegesfluge; er zittert nicht mehr vor dem gallischen Hahne.

Solche Gedanken wurden in der Seele laut, als ich am 1. October auf dem Rheine schaukelte, umgeben von zahlreichen Schaaren, die auf der fliegenden Brücke, auf großen und kleinen Kähnen über den Strom setzten, Straßburg zu schauen.

Ernst waren die Bilder, die wir eben geschaut. Kehl, wiederholt seit einem Jahrhundert ein Opfer des Krieges, jetzt zur Hälfte in Trümmer; da und dort ein Haus mitten in der Zerstörung unversehrt; überall schon Menschen geschäftig, Schutt zu räumen; von verschiedenen Seiten Familien, heimkehrend, auf Wagen die geflüchtete Habe bringend. Wie viel Schmerz heftet sich an solche Trümmer! Doch viel Liebe und Gastlichkeit zeigte die Umgegend.

Ernst wiesen aber auch die Batterieen, nördlich und südlich von Kehl, auf Bilder jenseits des Rheines. So friedlich lagen jetzt die gewaltigen Mörser; so reinlich und unversehrt zeigten sich die Bauten, aus welchen die Geschosse entsendet wurden.

Schon unmittelbar über dem Rheine bezeugen die ehemaligen Zollgebäude deren furchtbare Gewalt. Sie sind ein Trümmerhaufen; da und dort ein Baum, von einer Kugel durchbohrt, die Sporeninsel, wo unsere Tapferen sich festsetzten, der Boden von Geschossen vielfach aufgewühlt.

Näher gegen die Stadt mahnt die prachtvolle, jetzt niedergeschlagene Allee an die Werke des Krieges; die Platanen, in so manchem Jahrzehnd ihre Kronen bildend, — ein Tag hat sie hingestreckt; doch schon waren hundert Arme geschäftig, die Stämme zu entfernen und die Straße dem Verkehre zu öffnen, und heute wird das gänzlich geschehen sein.

Traurig blickt hier und dort ein einzelnes, mehr oder weniger zerstörtes Haus herüber; schmerzlich verkündete der Gottesacker, daß auch sein Frieden nicht konnte gewahrt bleiben. Die Umfassung ist niedergeworfen, gar mancher Gedenkstein zerbrochen.

Zum Austerlitzer Thore eingetreten trat uns ein buntes kriegerisches Leben entgegen. Truppen, welche die Straßen durchzogen, da und dort heimkehrende Familien, manche Häuser geschlossen, Gruppen, die ernst und schweigend das Wogen der Soldaten und schaarenweise kommenden Neugierigen betrachteten.

Es waren besonders drei Punkte, welche mich interessirten, die Citadelle, das Steinthor, das Münster.

Je näher der Weg zur Citadelle führte, um so mehr traten die Zeugnisse des Kampfes hervor, der hier gekämpft worden; manches Haus zertrümmert, da stehen die Ruinen des mächtigen Gießhauses, ihm gegenüber das Arsenal, in dessen Hofe Stück an Stück mächtiger Geschütze von jedem Kaliber liegen, an dessen Pforten hochaufgerichtet deutsche Kanonen stehen, Siegestrophäen aus den Kriegen mit Oesterreich und Preußen, die jetzt ihre Heimkehr feiern werden. Ein großes Gebäude mit ungeheueren Gewehrmassen ist gänzlich verbrannt.

Auf dem großen, mit Bäumen umrahmten Platze vor der Citadelle lagerte ein Bataillon des 6. Regiments, bei dessen Commandirenden die zum Eintritt in die Citadelle nöthigen Papiere vorzuweisen waren. Hier mußten viele wieder rückwärts gehen, da nur besondere Erlaubniß des Commandanten von Straßburg den Eintritt ermöglicht.

Das Bild aber, welches sich beim Eintritte in die Citadelle darbietet, vermag das Wort nicht zu schildern; Alles, was die Walle umschlossen, erlag der Gewalt der Geschosse, die Häuser, die Kirche, die dicksten Mauern; hier ein Geschütz, aus dessen Rohr ein Stück weg, dort eines, in das eine Vertiefung eingeschlagen ist; im Hofe eine Menge Geschütze, deren Räder, Lafseten in Trümmer geschossen sind; da ist ein Haufen weggeworfener Kleider, dort liegen Massen von Zeitungen und Büchern, darunter Thiers Werk über die Revolution und die Prachtausgabe der Geographie Frankreichs, überall Stücke von Granaten und Vollkugeln; mühsam sind die Casematten gewahrt, Berge von Sandsäckchen schützten den Eingang; in den gegen Kehl liegenden Wallen sind Höhlen gegraben, worin die Soldaten Schutz suchten.

Es wurde ohnlängst vor dem Falle Straßburgs in öffentlichen Blättern gesagt, es scheine, daß die Wirkung der Geschütze den Erwartungen nicht entspräche, welche man von der Ausbildung der Artillerie gehegt habe; nun aber, nach dem Falle der Festung zeigt sich, daß die Gewalt der jetzigen Geschosse jede Meinung übersteigt, sowie, daß die badische Artillerie in kunstgerechter Beschießung der Citadelle ihrer Aufgabe in ruhmwürdigster Weise entsprach. Der Umstand, daß nach jedem Schusse die auf dem Thurme in Kehl beobachtende Mannschaft den Ort der einschlagenden Kugel telegraphisch der feuernden Batterie anzeigte, ermöglichte wohl die ungemeine Sicherheit des Schießens. Auch wird bei einem Ueberblicke des Gesammtzustandes der Citadelle klar, daß ein weiteres Halten der Festung unmöglich war. Der Artillerie vor Allem haben wir zu verdanken, daß der Sturm unterbleiben konnte und daß so große Opfer an Menschenleben nicht zu bringen waren.

Nächst der Citadelle ist es das Steinthor, das die Besucher anzieht. Hier war der Angriffspunkt, diese Straße bietet das schrecklichste Bild städtischer Zerstörung; an dreihundert Schritte weit liegen beinahe sämmtliche Häuser zu beiden Seiten der Straße zu Boden; denn sie lagen in der Schußlinie. Auch hier ist der Zutritt nur gegen besondere Erlaubniß gestattet. Welch' ein Anblick aber von der Umwallung dieses Thores; innerhalb der Wälle die gleiche Zerstörung, wie in der Citadelle, unmittelbar davor die Lunetten, deren Erstürmung und Besetzung das Schicksal der Festung besiegelte, vor den Lunetten die Parallelen, in denen unsere Truppen so viel geduldet, so standhaft gekämpft haben — hinter denselben der Kirchhof, wo die ersten Opfer fielen.

Die Wölbung des Steinthores, mächtig in ihrem Bau, war ganz mit Sandsäcken von etwa anderthalb Fuß Länge ausgefüllt, so daß ein Eindringen durch dasselbe nicht möglich war; aber waren bereits Hunderte von Soldaten geschäftig, dieselben zu entfernen, so daß es möglich wurde, über die Sandsäcke, durch die bereits gebildete Oeffnung zum Thore hinauszugelangen, auf schmalen Brettern die mit Wasser gefüllten Festungsgräben zu überschreiten und die Lunetten zu besuchen; da war die Faßbrücke, die unsere Tapferen geschlagen, da die Minen, die gelegt waren, da erblickte man die Bresche, welche geschossen war.

Unmittelbar vor den Lunetten ziehen sich weithin durch das Feld die Laufgräben, eine ungeheuere Arbeit, mit größter Präcision, in außerordentlicher Raschheit ausgeführt; schon waren aber große Truppenabtheilungen in voller Thätigkeit, die Gräben wieder zuzuwerfen, in Kurze wird das Feld wieder geebnet, zur Winterbestellung bereit sein. Wer konnte aber diese Laufgraben durchschreiten, wer auf dem Gottesacker bei Schiltigheim unter den zerschmetterten Leichensteinen stehen, wer von da zu den Dörfern im Umkreise blicken, ohne von Bewunderung für unsere Truppen erfüllt zu werden! Hier standen sie Tag und Nacht so oft im Wasser, jede Minute vom Tode bedroht, nicht trug und hob sie jener Schwung, welcher beim Schlachtgewühl alles fortreißt, nicht erfrischte sie jener Wechsel von Bildern, welcher dem Geiste der marschirenden Truppen zu Hilfe kommt; sie trugen und duldeten die ganze Mühe der Belagerung einer so starken Festung; daß sie das Werk vollführten mit so ungebrochenem, heldenmüthigem Sinne, mit so erstaunlicher Raschheit, daß sie jeden Versuch des Feindes herauszubrechen, sofort zurückschlugen und endlich so siegesdrohend bis an den zerschmetterten Hauptwall gedrungen waren, also, daß dem Feinde nur Uebergabe der Stadt erübrigte: das gereicht dem Belagerungsheere, darunter den braven Badensern, zu unvergänglichem Ruhme; und Niemand konnte von dem Orte scheiden, ohne denselben, den Gefallenen, Verwundeten das Opfer des Dankes und der Bewunderung zu weihen.

(Fortsetzung folgt.)

Preußische Pünktlichkeit und Bravour.

Ein Officier theilt der „K. Z." von Straßburg aus folgende echt preußische Ausführung eines gegebenen Befehles mit: „In Folge der abgeschlossenen Capitulation mit Straßburg sollten Mittwoch den 28. Sept. früh 8 Uhr einzelne namhaft gemachte Thore durch preußische, resp. badische Compagnien besetzt werden und sollten zu derselben Zeit speciell bezeichnete Regimenter die ihnen angewiesenen Plätze ꝛc. besetzen. Für einen Stabsofficier des Königin Augusta-Regiments (Coblenzer Garde-Landwehr-Bataillon) war befohlen, daß sich derselbe um 8 Uhr in Straßburg bei dem neu ernannten preußischen Commandanten, General v. Werders, melden sollte. Der letztere Befehl war durch einen noch nicht aufgeklärten Irrthum nicht correct. Die französische Garnison war zur festgesetzten Zeit noch nicht fertig zum Defiliren rangirt, unsere Regimenter, welche einrücken sollten, warteten vor den Thoren auf das Herunterlassen der Zugbrücken. Der Stabsofficier des Garde-Landwehr-Bataillons Coblenz kommt rechtzeitig vor dem Thore an, um sich zu der ihm befohlenen Zeit in Straßburg melden zu können. Derselbe findet die Thore zu, die Brücken aufgezogen. Da derselbe seinem Befehl gemäß um 8 Uhr in Straßburg sein sollte, nimmt er vier Infanteristen zur Bedeckung, klettert mit diesen mittelst einer Leiter über das Thor und will nun seinen Weg zur Citadelle nehmen. Er kommt in den Zug der zum Ausmarsch sich formirenden 17,000 französischen Soldaten, wird verschiedentlich mit dem Tode bedroht, kommt aber schließlich nach überstandener hundertfacher Lebensgefahr glücklich an sein Ziel. Um ein Beispiel seiner Gefahren anzuführen, Folgendes: Ein französischer Infanterist legt bei dieser Gelegenheit auf den preußischen Major an und droht, ihn unter verschiedenen Verwünschungen zu erschießen; der M[illegible] „Ein Braver, welcher tapfer gekämpft hat, mordet ni[illegible] lings seinen eben so braven Feind"; der Franzose setzt zerschlägt unter Fluchen sein Gewehr; Hundert seiner den folgen diesem Beispiele. Der Major geht über die [illegible]ummer von Hunderten zerbrochener Gewehre mit seinen vier Mann weiter. Er kommt in die Citadelle und läßt mit seinen vier Mann das Thor besetzen; er fragt nach dem General und wird vor den General Uhrich geführt. Nachdem der General das Nähere über das Hiersein des Majors sich hat erzählen lassen, beglückwünschte derselbe den Major, daß er lebend hierher gekommen. Der General fährt fort: „An dem für mich traurigsten Tage meines Lebens ist es für mich ein Trost, ein solches Heldenbeispiel eines meiner Feinde vor Augen zu haben; mit solchen Officieren und Leuten ist das Unmögliche möglich." Der General Uhrich behält den preußischen Stabsofficier bei sich, und es tritt um 10 Uhr der komische Zwischenfall ein, daß die zum General befohlenen Generale und Stabsofficiere der Garnison nicht eintreten können, weil die von dem preußischen Major aufgestellten vier Posten die Instruction hatten, Niemanden ohne seinen Befehl passiren zu lassen, und diesen kritischen Befehl strikte zur Ausführung brachten. Im Laufe des Gespräches äußerte der General Uhrich u. a.: „Ich habe geglaubt, Frankreich habe eine recht gute Artillerie; mit Ihrer hält dieselbe keinen Vergleich aus; sehen Sie die Werke und die demontirten Geschütze an, ihre Artillerie hat Alles zu Nichte gemacht." Nachdem wir die zerschossenen Werke gesehen, nachdem sich bei naher Besichtigung die Breschen größer zeigen, als wir es von unseren Batterieen sehen konnten, muß man dem Generale Recht geben. Die Wirkung unserer Geschütze ist eine über alle Beschreibung furchtbare gewesen; ohne Capitulation hätte sich Straßburg nur noch einige Tage halten können."

Die bayerische Feldpost.

* Die Redaction des „Nürnb. Corr.", dem wir den unter vorstehendem Titel in den Nr. 114 und 115 abgedruckten Aufsatz entnommen haben, hat von der Generaldirection der kgl. bayer. Verkehrsanstalten eine Zuschrift erhalten, nach welcher die erwähnte Schilderung an ihrem Schlusse bezüglich der rechtzeitigen Ausrüstung der bayerischen Feldpost Angaben enthalte, welche mit den thatsächlichen Verhältnissen nicht im Einklange stehen und zu ihrer Berichtigung nachfolgende Bemerkungen nothwendig machen: Die bayerische Feldpost, bestehend aus je einem Feldpostamte bei jedem der beiden Armeecorps und je einer Feldpostexpedition bei jeder der vier Infanterie-Divisionen, wurde dem Mobilisirungsplane gemäß von Seite der Postverwaltung mit 11 Fourgons und von Seite der Militärverwaltung mit 10 Rüstwägen und 8 Caleschen ausgerüstet und deren Beförderung ein Stand von 58 Zugpferden mit 29 Trainsoldaten zugetheilt. Mit dieser Ausrüstung war die Feldpost bereits bei ihrem Ausmarsche vollständig versehen und damit für den gewöhnlichen Dienst in ausreichendem Maße vorgesorgt. Das überaus rasche Vorrücken der Armee in Verbindung mit dem Mangel einer benützbaren Eisenbahn auf französischem Gebiete gab den Feldposttransporten zwischen der Armee und dem nächsten Etappen-Hauptorte (Weißenburg) alsbald eine Ausdehnung, die eine weitere Ergänzung des Fahrmaterials nothwendig machte, und wurden zu diesem Zwecke noch weitere vier Fourgons mit 20 Pferden und 10 Postillonen nachgeliefert. Daß diese Nachlieferung nicht mit derselben Raschheit erfolgte, mit welcher das Bedürfniß dazu hervortrat, hat allein darin seinen Grund, daß die für den ordentlichen Postdienst in Verwendung kommenden Fourgons ihrer Schwere wegen für den Feldpostdienst nicht praktikabel sind, weitere für den Feldpostdienst taugliche nicht mehr vorräthig waren und deshalb neu hergestellt werden mußten. Würde diese Neuanschaffung nicht schon vor dem Eintritte des Bedürfnisses vor-

sorglich in Bestellung gegeben worden sein; wäre die Nachlieferung auch bis Ende August kaum möglich gewesen.

Moralische Silhouetten.

Moderamen inculpatae tutelae.

Lief jüngst ein kecker aufgeblähter Knirps
— Ich dachte eben, wie so manche Laus,
Kommt sie ins Fett, wird üppig und gemein —
Mir quer in meinen stillen Weg hinein,
Und bückte sich nach Schlamme,
Damit er mich bespritze.
Ich gab ihm einen Stoß,
Da lag er in der Pfütze.

Pot-Pourri.

Ein halb Pfund Unbescheidenheit,
Soviel von frecher Dreistigkeit,
Stolz, der sich gegen Niedre bläht,
Geiz, wenn's zu frommen Zwecken geht,
Die Kunst, vor Höh'ren sich zu schmiegen,
Und Hang zum rauschenden Vergnügen;
Dann halb soviel Empfindsamkeit
Mit Wertherismus überstreut,
Gedoppelt soviel Schadenfreude,
Die wohlvermischt mit Höflingsneide,
Gerührt, geschüttelt wie der Blitz,
Mit einer Handvoll Mutterwitz
In einem Topfe, schön und bunt,
Dabei auch ziemlich weit und rund, —
Da habt ihr einen Pot-Pourri
Vom lieben Herrn von Jemini!

Der leere Raum.

Die Leiter der Natur war nun vom Stein zum Baum,
Vom Thier bis zur Vernunft erhoben:
Nur zwischen Mensch und Affen blieb ein leerer Raum —
Hier ward der Stutzer Cotin eingeschoben.

(Wird fortgesetzt.)

Mannichfaltiges.

— Zur Geschichte der Festung Straßburgs berichtet der „Schwäb. Merkur": „Straßburg ist am 27. September 1870 zum ersten Male mit Gewalt eingenommen worden; selbst die Uebergabe von 1681 geschah nur durch Drohungen gegen die Stadt, welche, sicher gemacht, sich durch Entlassung des regelmäßigen Schweizer-Militärs entwaffnet hatte und auf Hilfe des deutschen Reiches nicht rechnen durfte. Der Erbauer der Straßburger Veste war Daniel Speckel, Speckle oder Specklin, von dem eine Biographie durch Ludwig Schneegans (nebst Bildniß) sich in den elsässischen Neujahrsblättern von 1847 (Basel bei Schweighauser) findet. Er war 1536 in Straßburg geboren, anfangs Formenschneider und Seidensticker, aber schon 1555, da er auf der Wanderschaft in Wien war, widmete er dem Bauwesen seine volle Aufmerksamkeit, und bei seinem nach langwieriger Wanderung in den nordeuropäischen Ländern in Wien gemachten Aufenthalt, 1561, trat er in die Dienste des kaiserlichen obersten Baumeisters Salizar. 1576 trat er in den Dienst Herzog Albrecht's von Bayern und baute in Ingolstadt; 1577 aber wurde er in die Vaterstadt berufen und, nachdem er ein Holzmodell angefertigt hatte, welches auf der Stadtbibliothek aufgestellt war und dem Vernehmen nach leider mit derselben verbrannt ist, mit dem Baue der Festungswerke beauftragt. Er erhielt dafür 250 Gulden Gehalt, 6 Fuder Holz und 1000 Wellen. 1589 gab er sein Werk über die Kriegsbaukunst heraus und starb in demselben Jahre. Vauban erbaute die Citadelle, später wurden Außenwerke hinzugefügt, und so oft Frankreich das Uebergewicht am Rhein erlangt hatte (1688 bis 1697, 1703, 1733, 1796 ff.), wurde das Ausfallthor nach Deutschland durch Befestigung von Kehl verstärkt. Kehl hielt sogar im Winter 1796 bis 1797 eine zweimonatliche Belagerung durch die Oesterreicher aus. So kam es, daß bei dem Uebergewichte der französischen Waffen in den späteren Feldzügen die durch ihre wasserreiche Umgebung schwer zugängliche Rheinfeste erst am 7. Januar 1814 von Russen und Badensern eingeschlossen wurde. Eine Beschießung fand nur einmal am 14. Februar 1814 statt; sie war erfolglos. Erst am 13. April erfuhr man in Straßburg den Einzug der Alliirten in Paris und die Absetzung Napoleon's; am 14. wurden die weißen Fahnen der Bourbonen aufgesteckt, am 16. trat Waffenruhe ein, am 2. Mai wurde Kehl geschleift und am 5. die Blockade Straßburgs aufgehoben und das Blockadeheer auf die Ortschaften gelegt. In Folge von Napoleon's Rückkehr aus Elba, 1815, war Straßburgs Besatzung und Bürgerschaft unter den ersten Anhängern des Kaisers. In den letzten Tagen des Juni 1815, also nach der zweiten Absetzung des Kaisers Napoleon (22. Juni), wurde nach mehreren Gefechten das französische Heer unter General Rapp vom Kronprinzen von Württemberg in Straßburg eingeschlossen. Am 4. Juli wurden die Württemberger durch Oesterreicher und Badenser abgelöst. Ein Ausfall des Generals Rapp am 9. Juli gegen Hausbergen kostete viele Menschen auf beiden Seiten. Dies war die letzte Waffenthat; am 22. Juli wurde ein Waffenstillstand abgeschlossen und am 30. Juli von der Besatzung das bourbonische Königreich anerkannt. Am 6. September wurde die Besatzung entwaffnet, aufgelöst und entlassen, und am 15. September die Blockade aufgehoben.

— Aus dem Feldlager vor Metz schreibt ein preußischer Jäger: Wie wählerisch der Krieg seine Opfer sucht, davon liefert unser Bataillon ein trauriges Beispiel. Unser in weiten Kreisen allgemein geschätzter alter Capellmeister Merstedt, welcher 32 Jahre im Bataillon gedient, ein Vater von zehn Kindern, der schon den Feldzug von 1866 mitgemacht, hat in seiner schönen Composition des St. Hubert-Marsches den rheinischen Jägern seinen Schwanengesang gespielt. Ein fast krankhaftes Heimweh, ein Sehnen nach Frau und Kindern und seinem lieben Wetzlar hatte ihm einen Urlaub erwirkt, den er benutzte, seinen neuen Schlachtmarsch nach Deutschland mitzunehmen und den Verlag desselben von Wetzlar aus zu besorgen. In unbeschreiblicher Freude nahm er das Anerbieten der Feldpostbehörde, ihn bis Courcelles zur Bahn zu bringen, an. Seine Abschieds-Serenade sollte die letzte sein. Hinter Saarbrücken wurde er durch den Zusammenstoß zweier Eisenbahnzüge getödtet.

— Aus Ulm, 3. Oct., schreibt man dem „Schw. Merk.": Hier befinden sich derzeit über 300 Turcos. Einem Hrn. Lowitz, lange Zeit Prediger in Algier, der des Arabischen kundig ist und im Auftrag einer englischen Gesellschaft die Turcos besucht, wurde von der Militärbehörde erlaubt, eine Ansprache an sie zu halten. Sie wurden daher zu einem Gottesdienst in einem Vorwerk der Festung commandirt. Viele Officiere wohnten demselben bei, um die Sache mit anzusehen. Zuerst trat ein Priester hervor, der sich unter ihnen befand, und las ein Kapitel um's andere aus dem Koran vor, aber mit so leiser Stimme, daß die Zuhörer nach und nach sich langweilten und ihm zuriefen: „Hör' auf, es ist genug!" Da trat Herr Lowitz vor, nahm den Koran dem Priester aus der Hand, las das erste Kapitel aus demselben vor und ließ es Satz für Satz von den Turcos nachsprechen. Das gab Leben unter ihnen, und als er hierauf eine Ansprache an sie hielt, riefen sie oft und viel, worauf sie sich neigten: Das ist wahr, ganz wahr. Am Schluß betete er, und die Turcos kamen nun herbei, ihm die Hand zu küssen, wobei sie sagten: „Du bist von Gott gesandt."

Verantwortliche Redaction: Th. Gebhard Stap.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 118. Dritter Jahrgang. 1870.

Eine Nacht mit einem Wahnsinnigen.

(Schluß.)

Bald darauf begann die Lampe trüber zu brennen und anzuzeigen, daß sie dem Verlöschen nahe. Ich wußte in der That kaum, ob ich mich darüber freuen solle oder nicht. Daß mir ein Kampf mit dem Wahnsinnigen bevorstand, fühlte ich, und die eintretende, völlige Dunkelheit mußte ihn beschleunigen.

„Wheeler," sagte ich, „wollen Sie diese Nacht nicht schlafen?"

„Ja," erwiderte er in feierlichem Tone, während er beim Klange meiner Stimme sichtlich erbebte, „ich will schlafen und — Sie sollen auch schlafen."

Diese Aeußerung war nicht sehr beruhigend für meine Nerven.

„Die Lampe wird sogleich verlöschen," fuhr ich fort, „Sie müssen also ein Licht holen."

„Was?" rief er wüthend in leisem Tone. „Ich soll in die Dunkelheit hinaus gehen, um mich von Teufeln Glied für Glied zerreißen zu lassen? — Nein, nein, nein!"

Die Lampe begann zu flackern.

„Sehen Sie," bemerkte ich, ihn aufmerksam darauf machend, „sie wird sogleich ausgehen, und Sie wissen recht wohl, wie sehr Jene darauf warten, Sie im Dunkeln fangen zu können."

„Wohin geht das Licht, wenn es ausgeht?" fragte er, wie mit sich selbst redend.

„Sie werden es bald erfahren," erwiderte ich.

Er erschrak, blickte auf die Lampe und dann angstvoll um sich in die zunehmende Dunkelheit.

„Lassen Sie das Licht nicht verlöschen," rief er. „Um Gottes willen, kommen Sie schnell mit mir, um ein Licht zu holen!"

Ich that es nur allzu gern. Sobald wir einige Schritte von der Kajütenthür entfernt waren, machte ich den Versuch, ihm voraus zu kommen, um die Treppe zum Verdeck zu erreichen. Es war jedoch ein höchst unglücklicher Einfall, denn sobald er meine Absicht errieth, brach die Wuth des Wahnsinnes bei ihm hervor.

„Ha, Nichtswürdiger," schrie er, „Sie wollen mich hier allein lassen!"

Dann meine Brust packend, schleuderte er mich zurück, und im nächsten Momente sank ich unter einem furchtbaren Schlage zu Boden. Er hatte einen schweren irdenen Trinkbecher, der auf dem Tische stand, ergriffen und ihn auf meiner Stirn zerschmettert.

Das Blut strömte mit solcher Gewalt hervor, daß es mich blendete und fast erstickte, allein gerade dieser Umstand verhinderte auch wahrscheinlich, daß ich ohnmächtig wurde. Mit vollem Bewußtsein erkennend, daß es seine Absicht war, mich umzubringen und dann vermuthlich sich selbst, blieb ich liegen und that, als ob ich todt wäre.

Mein dankbarer Patient betrachtete mich eine Secunde lang und bückte sich dann nieder und strich seine Hände über mein Gesicht, wie um sie im Blute zu baden, worauf er sie empor und gegen das Licht hielt.

„Gut," murmelte er, „rothes Blut, kein blaues! Aber ich will sicher gehen, Doctor, und dann komme ich nach."

Leise lachend schritt er über mich weg und trat wieder in die Kajüte, um, wie ich wußte, das Messer zu holen.

Jetzt war der rechte Augenblick für mich gekommen. Sobald er mir den Rücken gewandt hatte, sprang ich empor und eilte vorwärts. Zwei Secunden brachten mich bis an die Thür des Zwischendeckes und zwei weitere bis an die Treppe. Ich hatte jedoch kaum zwei Stufen erstiegen, als ich stolperte und zu Boden fiel, während ich gleichzeitig einen wilden Fluch hörte und das Messer kaum einen Fuß hoch über mir weg und in Holzwand fliegen sah, wo es stecken blieb. Der Wahnsinnige hatte es mir nachgeworfen, und der Fall hatte mich gerettet.

Ich riß das Messer aus der Wand und eilte auf's Verdeck. Da der Rasende seine Verfolgung aufgegeben hatte, hielt ich an, um Athem zu schöpfen und meinen Kopf zu verbinden.

Es war eine prachtvolle Nacht. Kein Wölkchen stand am Himmel, und die Sterne leuchteten mit ungewöhnlichem Glanze. Allein ich hatte jetzt keinen Sinn für Naturschönheiten, sondern dachte nur an die entsetzliche Gefahr, der ich mit so genauer Noth entgangen war, und fühlte mich, entweder in Folge der Aufregung oder des Blutverlustes, einer Ohnmacht nahe. Nachdem ich mich jedoch einige Zeit an das Geländer gelehnt und ausgeruht hatte, erwachten meine Kräfte unter dem Einflusse der kühlen Nachtluft wieder und ich schlug den Weg nach der Kajüte des Capitains ein, um ihm Anzeige von dem Vorfalle zu machen. Ehe ich jedoch an die dahin führende Treppe gelangte, gewahrte ich plötzlich eine dunkele Gestalt, welche leise über das Verdeck schlich, sich eine Secunde lang an das Geländer lehnte und dann verschwand. Ein heftiges Platschen des Wassers sagte mir im nächsten Augenblicke, daß der unglückliche Ingenieur sich in das Meer gestürzt hatte.

„Ein Mann über Bord!" schrie ich, und sogleich wurde der Ruf auf allen Theilen des Schiffes wiederholt. Dann eilte ich am Steuerruder vorüber nach der Stelle des Sterns, wo zwei kleine Metallknöpfe die Lage der Boje angaben. Ich zog einen derselben, und augenblicklich schoß ein Lichtstrahl in die Höhe, und dann den anderen, worauf die Baake langsam in das Meer sank. Der Capitain erschien sogleich auf dem Verdeck, und das Schiff wurde schleunigst umgelegt.

„Schnell die Boote bemannt und hinab gelassen!" commandirte er. „Heute ist es Ernst, Jungens, es gilt dem armen Wheeler," fügte er hinzu, da die Leute gewohnt waren, öfters in dunkelen Nächten als Uebung nach der Boje ausgeschickt zu werden. „Jedem Boot eine Flasche Rum, und noch eine Flasche extra für dasjenige, welches ihn aufsischt!"

Es bedurfte nicht dieser Ermunterung, denn die Boote wurden mit zauberischer Schnelligkeit bemannt und hinab gelassen und steuerten kaum sichtbar auf die flammende Baake zu welche beinahe eine Viertelmeile entfernt lag. Zehn lange Minuten verstrichen und plötzlich verschwand das Licht der Boje, — es war entweder erloschen oder ausgebrannt. Wieder ver-

flossen fünf Minuten und noch einmal fünf, bis wir endlich den regelmäßigen Ruderschlag der endlich nahenden Boote vernahmen. Sobald sie nahe genug waren, um angerufen zu werden, schrie der Capitain: „Holla, Boot?“ worauf der Wind die Antwort zurückbrachte: „Ja, Boote, — Alles gut!“

— Es war seltsam, welcher plötzliche Umschwung in den Gefühlsäußerungen der auf dem Verdeck befindlichen Leute stattfand, sobald die erfolgte Rettung des Ingenieurs gewiß war. Vorher hatte es geheißen: „Der arme Mensch! — Gott sei ihm gnädig! — Was für ein guter Herr es war!“ jetzt aber hieß es: „Der Kerl ist verrückt! — Es geschieht ihm recht!“ u. s. w.

Der arme Wahnsinnige wurde mehr todt als lebendig an Bord geschafft, wieder zu sich gebracht und dann in sein Bett gelegt, wo zwei Mann ihn bewachen mußten.

„Wo fandet Ihr ihn?“ fragte ich einen der Leute, welche ihm nachgesendet worden waren.

„Quer auf der Boje sitzend und grinsend wie ein Affe,“ lautete die Antwort.

Wheeler wurde nicht eher wieder vollständig hergestellt, als bis er nach einem Hospital geschickt und einer strengen Behandlung unterworfen worden war. Später gestand er mir, daß er mich nur deshalb zu tödten versucht, weil er mich für seinen einzigen Freund gehalten und gewünscht habe, daß ich sein Begleiter im Tode sei, da es seine Absicht gewesen, sich selbst das Leben zu nehmen.

Meine Kopfwunde heilte bald, allein die Narbe, die ich jener Nacht mit dem Wahnsinnigen verdanke, werde ich bis an mein Grab tragen müssen.

Ein Tag in Straßburg.

2.

+ Vom Steinthore wandte ich meine Schritte zum Münster, diesem ehrwürdigsten Denkmale deutschen Glaubens und deutscher Kunst, über dessen Bestand Auerbachs Berichte in der Allgemeinen Zeitung so viele schmerzliche Empfindungen geweckt haben. Gottlob, daß Auerbach sich getäuscht hat; in alter, unentweihter Kraft und Gestalt blickt es auf die Schaaren deutscher Männer, die es umstehen und besteigen. Vom Hauptportale aus betrachtet erblickt man auch nicht die geringste Beschädigung; voll, in uralter Herrlichkeit ragt es zum Himmel empor. Steigt man dagegen zur Plattform empor, so erblickt man die Gewölbe des Langhauses, über denen das Dach verbrannte, sodann auf der Nordostseite des Thurmes einzelne Figuren und Thürmchen, welche von Kugeln getroffen und beschädigt oder vernichtet sind; zuweilen ist die Treppe, da und dort ein Theil der Gallerie beschädigt, die Kreuzblume auf der Spitze hat sich gesenkt. Im Inneren des Münsters ist die Orgel durch einen Schuß beschädigt; einzelne Fenster sind ruinirt, eine Kugel schlug nahe dem Gewölbe durch die Wand. Allein das Alles hat dem Dome als Kunstwerk keinen Eintrag gethan; weder sein Bestand, noch sein monumentaler Charakter ist im Geringsten gefährdet; das Münster fand die gebührende Schonung. Daß das Dach in Brand geschossen wurde, haben die zu verantworten, welche daselbst, wie auf der Plattform, das feindliche Observatorium errichteten; daß dabei einzelne Kugeln das Schiff und den Thurm trafen, liegt so sehr in der Natur der Beschießung einer Stadt, daß darüber nichts zu sagen ist.

Ergreifend aber war der Rundblick, der von dem Dome aus sich darbot. In prächtiger Beleuchtung lag das Land von den Vogesen bis zum Schwarzwald; mild und ruhig floß der Strom, mild und klar ergoß sich die Luft, als wollte die Natur aufathmen nach den Schrecken, welche die Stadt umtobt, die Fluren durchwühlt, die Lüfte erschüttert haben. Und die Stadt — so manches Dach durchlöchert, nach bangen Stunden wieder friedliche Arbeit wagend. In Ein Bild faßte das Auge in der Ferne die Dörfer, welche im Rundbogen die Stadt umgebend das Kriegslager gebildet hatten, in der Nähe Königshofen mit seiner Brauerei, und vielbedeutet und vielbedrohend mit seiner mächtigen Batterie; Schiltigheim, von Flammen viel zerstört, mit den Laufgräben, die von dort aus unaufhaltsam zum Herzen der Stadt drangen; drüben endlich Kehl, trauernd aber doch freudig zur Schwester herüberblickend, im Gefühle, daß ihm fortan Straßburg nicht mehr fremd und feindlich sein werde.

Eine Empfindung aber trat auf der Höhe des Münsters bei Allen vor: wir überschauen jetzt deutsches Land; was wir ringsum erblicken war einst deutsch und wird fortan deutsch bleiben. Das riefen sie sich alle zu, darauf reichten sich alle jubelnd die Hände, die Pommern, Schlesier, Westphalen, Bayern, Schwaben, Badenser, welche die Plattform füllten, als hingerissen vom Augenblick ein Mann auf eine Kiste sprang und rief: „Brüder, was wir hier um uns schauen, hat deutsche Kraft wieder heimgebracht zum Mutterlande, und deutsch muß es werden und bleiben.“ Wahrlich, hierher hätte man Jacoby und die Neudemokraten stellen, hier hätten sie ihre sinnlosen Dinge vortragen, den Soldaten, die um Straßburg so mannhaft duldeten und rangen, ihnen hätten sie vorpredigen sollen: „Nun, nachdem ihr es genommen, nachdem euer Blut dafür geflossen, eilet und bringet es den Franzosen wieder auf dem Präsentirteller.“ Wie würden unsere Soldaten die Thoren verlacht oder, was wahrscheinlicher ist, nach ihren Ladstöcken gegriffen haben!

Mit Mühe gelangte ich an dem ununterbrochen aufsteigenden Strome von Soldaten vorüber wieder vom Münster herunter. Durch die Straßen schreitend suchte ich ein Bild der Stadt überhaupt zu gewinnen. Die äußere Gestalt derselben trägt nicht in dem Maße die Spuren der Zerstörung, wie man es sich wohl dachte; indeß sind zwischen 300—400 Häuser vernichtet und viele andere tragen leichte Spuren des Kampfes.

Da gilt es brüderlich helfend die Hand zu reichen, wie bereits auch Landau und viele deutsche Städte vorangegangen sind. Der Wohlstand, der Besitz, die Habe von viel Hunderten ist zerstört; wir müssen Straßburgs Bewohnern zeigen, daß wir sie als Brüder betrachten.

Noch betrachten sie uns nicht so, und wir dürfen uns darüber nicht wundern. Ein beinahe 200jähriger Verband mit Frankreich mußte Bande knüpfen; die Größe des Staates bot der Vortheile nicht wenige; die seit der Revolution 1789 ausgestreuten freiheitlichen Ideen weckten mannichfaltige Sympathieen, der nunmehrige Kampf erzeugte nicht wenig Bitterkeit, selbst Haß, die katholische Geistlichkeit hat weidlich confessionell gehetzt — wer darf sich wundern, wenn dem Deutschen wenig Zuneigung entgegenkommt; und doch dürfen wir keinen Augenblick zweifeln, daß das Elsaß, da es nach Sprache und Grundgeist deutsch ist, in einem halben Jahrhundert mit Fleisch und Blut deutsches Land und Volk ist, zumal wenn Deutschland auch innerlich zum einheitlichen großen Staate sich auferbaut.

Aber ist es recht und klug, Straßburg und Metz, Elsaß und Lothringen zu behalten! Darüber an der Hand der Geschichte noch Einiges in einem letzten Artikel.

(Schluß folgt.)

Francs-Tireurs und ihre Officiere.

(Aus der Feder eines Augenzeugen.)

Δ Die Francs-Tireurs sind bekanntlich erst aufgetaucht, seit Frankreichs Linienmilitär vom Kriegsschauplatz so gut wie verschwunden ist, sie zählen ihr Dasein nach Wochen nur. Es sind Freiwillige, welche ihre Officiere, „und zwar nur von der Linie,“ sich selbst wählen. Die Meisten sind dürftig eingekleidet,

manche tragen auch blos ein leinenes Ueberhemd von grauer Farbe durch einen Gürtel zusammengehalten, bewaffnet alle mit Gewehren älteren Datums. In kleineren Abtheilungen, dreißig bis fünfunddreißig von ihren Officieren geführt, beunruhigen sie die deutschen Truppen, welche die Straße ziehen, von festen für diese unzugänglichen Positionen aus hinter Gehölz oder auf Anhöhen. Bei der Bildung dieser Corps scheint man nicht gerade wählerisch zu Werk zu gehen. Blick und Haltung lassen nicht selten auf völlige Verkommenheit schließen. Unwissend sind wohl die Meisten, denen es schwer werden dürfte, in einem vorgezeigten Reisepasse sich zurecht zu finden, auch wenn er in ihrer Muttersprache abgefaßt ist, dafür aber um so fanatischer und verwilderter in ihrem ganzen Wesen und Thun. Die Disciplin ist sehr gelockert. Zur Illustration von Vorstehendem diene das Erlebniß des pfälzischen Augenzeugen, der nachstehend selber reden soll.

Am 28. Septbr. letzthin Nachmittags 3 Uhr gerieth ich eine Stunde hinter Baccarat auf dem Wege von Luneville nach St. Dié im Departement des Vosges in die Hände der Francs-Tireurs. Mein Paß, welcher vom Maire zu Baccarat in französischer Sprache mit aller Präcision ausgestellt war und vernünftiger Weise keinen Zweifel an der Glaubwürdigkeit hätte aufkommen lassen sollen, lautete auf einen Pälzer, welcher in St. Dié seine zwei Kinder, welche nach Vornamen und Alter bezeichnet waren, aus dem Pensionat abholen wollte. Vor den Officier von der Truppe geführt, gelang es mir, auf jenen den Eindruck der Wahrhaftigkeit und Redlichkeit zu machen, was er dieser sofort zu erkennen gab, wogegen dieselbe indeß lauten Protest erhob, der nur durch eine strengmännliche Haltung ihres Vorgesetzten niedergeschlagen werden konnten. Von vier vom Officier bezeichneten Francs-Tireurs als Gefangener vor den Capitain geführt, welcher vierzig Minuten südlich gegen Raon mit seiner Truppe am Saume eines Waldes postirt war, hatte ich das vorige Schicksal. Während auch dieser Officier mir freundlich und human begegnete, hatte ich es hier mit einer ähnlichen fanatischen und verwilderten Horde zu thun, wie sie oben geschildert ist. Auch hier sah der Vorgesetzte sich in die Nothwendigkeit versetzt, sein ganzes Ansehen geltend zu machen, um das Aergste zu verhüten. Er verfügte, daß die Escortirenden mich der Gendarmerie vom nahen Raon zu überliefern hätten. Hier in Raon auf der Maire vereinigten sich einige glückliche Momente, meinem Schicksale eine günstigere Wendung zu geben, wohin ich rechne, daß in demselben Augenblicke einige Officiere der Garde nationale aus St. Dié angekommen waren, welche unter ihrer Verantwörtlichkeit mich am letzteren Ort zu begleiten sich verbindlich machten, um meinen Proceß zum Austrag zu bringen. Doch vor dem Besteigen ihres Wagens gab es auf dem Platze vor der Mairie, wo der Pöbel des Städtchens und Francs-Tireurs lärmend und tobend mich umgaben, einen Augenblick, wo die Zügel der Disciplin den Händen der Officiere ganz zu entfallen drohten. Indessen, dahin sollte es nicht kommen. Der plötzlich in Bewegung gesetzte Wagen entrückte mich dem Pöbel und den Francs-Tireurs und damit der Gefahr.

Das ist das Bild einer Soldatesla, welche in Frankreich gegenwärtig besonders von fanatischen Priestern fanatisirt wird. Aus der Blindheit des Volkes schlagen diese ein Capital. Der gegenwärtige Krieg ist in den Augen des von den Priestern am Gängelbande geleiteten Volkes viel weniger ein Racenkrieg, ein Kampf des Germanismus und des Romanismus, als ein Religionskrieg, ein Kampf des römischen Katholicismus und des Protestantismus. Der zweitägige Aufenthalt in St. Dié ließ die Erfahrung machen, daß der dortige Bischof mit seinen Helfershelfern den protestantischen Pfarrer von St. Dié mit dem kleinen Häuflein der Protestanten dem katholischen Volke als „Preußen“ denuncirte, so zwar, daß die Gassenjungen mit diesem Titel bei verschiedenen Gelegenheiten um sich geworfen haben. In einem specifisch römisch-katholischen Blatte von da, sind die protestantischen Geistlichen vom Elsaß als „Preußen“ bezeichnet und der Regierung als Vaterlandsverräther denuncirt worden. So schürt die katholische Geistlichkeit in all den Gegenden Frankreichs, wo Protestanten wohnen, den Haß gegen sie. Armes Frankreich, so lange deine Priester dich in Nacht und Finsterniß erhalten, erblüht dir kein Heil! Armes Frankreich, die Protestantenverfolgungen in deinen Bergen, den Cevennen sind wohl vergangen und vergessen, aber im Buche der ewigen Gerechtigkeit steht die Schuld als noch nicht getilgt! Armes Frankreich, die Bluthochzeit, bei der deine edelsten Söhne gefallen, ist nicht mehr möglich, das Te Deum laudamus, das darüber in Rom ertönte, ist für immer verhallt, aber die Manen der Edlen fordern auf zur Rache. Armes Frankreich, noch sind deine Priester die alten, welche von Christi Geist keine Ahnung haben, sie werden ihr Schicksal erfüllen! Die Weltgeschichte ist das Weltgericht! In Gottes Reich vollziehen sich die Gerichte. Armes Frankreich, wo das Aas ist, da sammeln sich die Adler!

Mannichfaltiges.

ß Technisches. Für Bild- und decorative Malerei hat man schon längst die Oelfarben, deren Glanz bekanntermaßen ein entschiedener Uebelstand ist, durch Farben mit anderem Bindemittel zu ersetzen gesucht, welche sich ähnlich behandeln lassen und die übrigen Vorzüge der Oelfarben besitzen, jedoch nach dem Trocknen wie Aquarellfarben matt erscheinen. K. Kriegbaum berichtet in der „Gewerbehalle“ Nr. 6 über eine neuerlich mit vorzüglichem Erfolg angewandte Bindung, über die sogenannten Tempera-Farben. Das neue Bindemittel, die Tempera, wird aus Eigelb, Essig, Leinölfirniß, Honig und Seife bereitet, die mit demselben abgeriebenen Farben werden mit Wasser versetzt und nach Erforderniß verdünnt. Diese Farben sind beim Malen wie Oelfarben zu behandeln, sie lassen sich wie diese verreiben, erhalten aber nach dem Trocknen ein vollkommen mattes Ansehen, wodurch der höchste Reiz der Weichheit und Durchsichtigkeit erreicht wird. Ganz besonders eignen sich die Temperafarben zur decorativen Landschafts- wie auch zur Blumen- und Früchtemalerei. Obwohl die Farben mit Wasser angemacht werden, so sind sie doch nach dem Trocknen im Wasser nicht mehr löslich. Das den Malgrund bildende Papier, Holz oder die Leinwand muß vor der Bemalung mit einer Mischung von Leinöl und Terpentinöl gehörig grundirt werden, indem sonst die Farben versinken. Die Zubereitung der Tempera erfordert einige Sorgfalt. Man bringt das Eigelb, nämlich 2 Theile, in ein flaches Gefäß, z. B. eine Schüssel, gießt 1 Theil guten alten, möglichst dicken Leinölfirniß hinzu und vermischt beide Stoffe durch tüchtiges Verarbeiten mit einem großen Borstenpinsel, wobei man mit letzterem ein in die Flüssigkeit gelegtes Stück Seife öfter bestreicht, und den sich bildenden Schaum der Masse ebenfalls beimischt. Diese Operation muß so lange fortgesetzt werden, bis der letzte Tropfen Oel verschwunden ist. Dann fügt man nach und nach 4 Theile Essig und schließlich ¼ Theil Honig zu, jedoch unter fortgesetztem Umrühren und Bildung von Seifenschaum, bis sich das Ganze als eine gleichartige gelbe dickliche Flüssigkeit zeigt, welche man in eine Flasche füllt. Sollte sich nach längerem Stehen noch Oel absondern, dann muß die Verseifung von Neuem unternommen werden, wobei man allenfalls auch einige Tropfen Sodalösung zusetzen kann. Die Tempera kann in einer Flasche jahrelang zum Gebrauche aufbewahrt werden. Sie wird je älter, desto besser, das etwaige Faulen hat nichts zu sagen, und die Entstehung von Maden läßt sich durch einige Tropfen Salmiakgeist verhindern. Ein möglichst dicker, sogar zäher Leinölfirniß ist für die Herstellung Bedingung, der im Handel vorkommende ist in der Regel zu dünn. Die mit der Tempera abgeriebenen Farben lassen sich gleichfalls in Töpfen aufbewahren. Um die Bildung einer harten unlöslichen Kruste zu vermeiden, muß man rechtzeitig etwas Wasser aufgießen. Die Farben können so consistent hergestellt werden, daß sie sich wie Oelfarben auf die Handpalette streichen lassen. Zum Verdün-

nen dient am besten Regenwasser. — Lineale und Winkel zum Zeichnen fabricirt Mechaniker Gottl. Ziegler in Schaffhausen neuerdings aus hornisirtem Kautschuk. Prof. Kronauer empfiehlt dieselben als genau und besonders unveränderlich, auch haften an denselben die Sandkörner weniger leicht als an Holz, durch welche Zeichnungen und Lithographiesteine oft verdorben werden.

— Der „Schles. Ztg." schreibt man: Das 4. posen'sche Infanterie-Regiment Nr. 59 hatte in der Schlacht bei Sedan zum Vorgehen das Gepäck abgelegt und nur wenige bewaffnete Leute, sowie das Musikcorps zur Bewachung der Tornister zurückgelassen. Die Ersteren waren, nachdem sie ihre Gewehre abgelegt, mit einem Theil der Hautboisten, um Wasser zu holen, in das Dorf St. Monge hinabgestiegen, als plötzlich einer der zurückgebliebenen Hautboisten dem Musikmeister Müller meldete, daß er an der nahegelegenen Waldlisière feindliche Infanterie und Cavalerie gesehen habe. Der brave Musikmeister rief sofort einige seiner zuverlässigsten Leute zu sich, bewaffnete dieselben mit den Gewehren der Musketiere, zog seinen Degen und rückte an der Spitze seiner Schaar gegen die ihm bezeichnete Lisière vor. Wirklich sah auch er hier mehrere Infanteristen und Cavaleristen, welche den Saum des Waldes besetzt hielten. Ohne Besinnen ließ er das Gewehr fällen und eilte unter lautem Hurrah, seinen Degen schwingend, stürmend gegen den Wald vor. Einige Schüsse aus demselben hielten den Sturmlauf eben so wenig auf, als sie Schaden thaten; und als die Lisière glücklich erreicht war, streckten zehn Infanteristen und drei Kürassiere vor den braven Hautboisten ihre Waffen. Das freudige Erstaunen der aus dem Gefecht spät zurückkehrenden Bataillone über diese Waffenthat ihres friedlichen Musikcorps, das seitdem die todtbringenden Zündnadelgewehre längst wieder mit Piccolo und Clarinette vertauscht hatte, kann man sich denken. Dem braven Musikmeister W. Müller aber wurde für sein tapferes Verhalten vor dem Feinde das Eiserne Kreuz verliehen, eine Auszeichnung, an welcher das ganze Regiment um so freudigeren Antheil nimmt, als der Brave sich wesentliche Verdienste dadurch erworben, daß er bei allen Gefechten, die das Regiment bis jetzt bestanden hat, mit seinen Leuten stets die Verwundeten aus dem Gefechte getragen hat.

— Die „Kreuzztg." schreibt: „Der Eintritt in das Barackenlager der französischen Gefangenen bei Spandau (das sich bisher eines massenhaften Besuches aus Berlin erfreute) ist auf Befehl des Festungs-Commandanten ohne Ausnahme nicht mehr gestattet. Nur Officiere in Uniform ohne Civil-Begleitung haben Eintritt. Dies strenge Verbot ist durch das Benehmen des Publicums selbst nothwendig geworden. Nachdem nämlich in den ersten Tagen von dem Commandeur des Zeltlagers einzelnen Abtheilungen von Civilisten und Damen gestattet worden, durch die breiten Zeltgassen unter Führung von Wachtmannschaften zu gehen, mit der Bedingung, sich von diesen wieder alsbald nach dem Eingang zurück geleiten zu lassen, um Anderen Platz zu machen, — wurde keine dieser Anordnungen beachtet. Das Publicum gehorchte den Weisungen der Wache nicht, zerstreute sich im Lager, drang in die Zelte ein, und selbst anscheinend den sogenannten gebildeten Ständen angehörige Herren, und leider besonders Damen trieben allerlei Handel mit den Gefangenen und kauften zu hohen Preisen allerlei Kleinigkeiten, wie Medaillen, elende Fransen von Epauletten, Knöpfe u. dergl. Ja, verschiedene Besucher versuchten Schlafdecken zu kaufen und auszuführen, wobei indeß einige glücklich abgefaßt wurden. An den Eingängen versuchte man die Landwehrposten mit Geld zu bestechen, und als eines Tages der Lager-Commandeur wieder mehreren Personen unter den obigen Bedingungen den Eintritt gestattet hatte, drangen einige hundert Andere mit Gewalt nach, übersprangen die Barrieren und benahmen sich, da schließlich die Wachtmannschaft mit Gewalt räumen mußte, so pöbelhaft und unverschämt, daß endlich die Räumung mit dem Bayonnet angedroht werden mußte. Die merkwürdigsten Schimpfereien — aus gesteigerter Entfernung — folgten den militärischen Anordnungen. Unter solchen Umständen blieb eben nichts weiter übrig, als das absolute Verbot des Zutritts."

— In Berlin wird gegenwärtig eine eigenthümliche Büste des Königs von Preußen à 7½ Sgr. verkauft; die Masse ist nämlich Tafelbouillon. Bismarck's Büste wird folgen, und soll der erste Guß an Jules Favre gehen, weil dieser, wie der humoristische Fabrikant meint, große Sehnsucht nach einem Bismarck habe, der sich erweichen lasse.

— In Bitsch werden schon seit längerer Zeit zwei deutsche Literaten Namens v. Schlägel und Marschall v. Bieberstein gefangen gehalten. Wegen derselben hatte sich die Redaction des Börsenkuriers an das preußische Kriegsministerium gewendet mit der Bitte, dasselbe möge die Freilassung der Gefangenen bewirken. Das Kriegsministerium ließ das Gesuch an den Commandeur des Belagerungscorps, den bayerischen Obersten Kohlermann, und dieser wiederum an den Festungscommandanten gelangen. Letzterer antwortete, er würde die Gefangenen, welche übrigens sehr gut behandelt werden, gern freigeben, könne dies aber nicht aus dem Grunde, weil denselben die Zustände der Festung jetzt zu gut bekannt wären.

— Unter den Sensationsnachrichten, welche die Pariser Blätter füllen, ist auch die von einem Kanonier, einem canonnier modèle, dessen Thaten bereits legendarisch werden. Seinen Namen kennt man nicht, aber er ist 22 Jahre alt. Seitdem dieser Brave die Schanze der Double-Couronne des Forts von St. Denis in seine Hand genommen, hat er allein alle Anstrengungen der Preußen vereitelt, ihre Batterieen auf der Butte Pinson aufzustellen. Er paßt genau auf, und wenn die Preußen sich zeigen, zielt er, schießt und die Preußen sind vernichtet. Er schießt so sicher, daß er bereits 42 preußische Geschütze demontirt hat. Der „Gaulois" meldet jedoch, daß dieses Muster von einem Kanonier jetzt in einer anderen Batterie angestellt worden ist; in welcher, darf der „Gaulois" nicht sagen, aber die Preußen werden es bald merken.

— Französische Soldaten, die von richtigen Söhnen der „Rothen Erde" im Handgemenge gefangen genommen und später transportirt wurden, erkundigten sich sogleich eifrigst nach dem Schutzpatron der Preußen, welcher ein gar gewaltiger und mächtiger Heiliger sein müsse: denn jedesmal, wenn die Preußen unter dessen Anrufung mit Bayonnet und Kolben dreinfuhren, behielten sie die Oberhand. Die verwunderten Preußen wollten von nichts wissen, bis endlich sich herausstellte, daß die Franzosen den westphälischen Stoßseufzer: „Himmel-Herrgotts-Donnerkiel" für den Namen eines deutschen Heiligen gehalten hatten.

— Hans Wachenhusen, welcher sich bekanntlich bei der Belagerungs-Armee vor Paris befindet, schreibt in einem Briefe an die Köln. Zeitung: Hat man unseren Leuten auch alle Lebensmittel versteckt oder weggeschleppt, sie wissen sie immer zu finden. Und genial sind die Prinzipien, welche sie im Aufsuchen der versteckten Vorräthe leiten. Früh Morgens, wenn noch der Thau auf dem Grün der Gärten und Parke liegt, gehen sie auf die Suche. Finden sie eine Stelle, wo Schnittlauch gesäet ist, so wird augenblicklich nachgegraben; finden sie eine Rasenstelle, auf deren Gras kein Thau liegt, so werden die Schaufeln angesetzt: und regelmäßig finden sie an diesen Orten die vergrabenen Lebensmittel. Jedes Regiment hat seine Pfadfinder; sie orientiren sich nach Thau und Schnittlauch wie der Beduine nach dem Kraut der Wüste und den Sternen.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stav.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 119. Dritter Jahrgang. 1870.

-nb-. Die letzte Flucht aus Sibirien.

Viele unter uns werden sich noch des Interesses und der Spannung erinnern, womit sie in ihrer Jugend das Buch: „Elisabeth oder die Verbannten in Sibirien," gelesen haben. Diese Art von Literatur ist in neuerer Zeit bei den unglücklichen Polen nur zu häufig geworden. Die besten und tapfersten Söhne des unterjochten Landes mußten der Region des ewigen Schnees zuwandern, und das Lebewohl auf Nimmerwiedersehen ihrer trauernden Freunde hallt wie ein Grabgeläute in ihrer Erinnerung nach. Ein oder zwei Mal im Laufe eines Jahrhunderts bringt eine sogenannte allgemeine Amnestie eine kleine Anzahl der Verbannten zurück; oder, was noch seltener ist, Einer, kühner und energischer als seine Leidensgenossen, findet Mittel und Wege zur Flucht und erscheint plötzlich in der Heimath wieder wie ein Geist aus einer anderen Welt. Diese wenigen auf die eine oder andere Art Befreiten schreiben dann die Geschichte ihrer ausgestandenen Qualen; und Andere, welche in der Verbannung sterben, hinterlassen ihre Tagebücher liebenden Freunden, welche sie in Paris oder Brüssel, wo die Presse freier ist, veröffentlichen.

Ein solches Werk ist das von Rusin Pietrowski, beinahe dem Einzigen, der Flucht versuchte und sie ausführte. Er machte die lange und gefährliche Reise über das Uralgebirge nach Archangel, Petersburg und Riga zu Fuß, ohne Paß, ohne Hilfe und mit nur wenig Geld, wobei er Niemanden sein Geheimniß anvertraute, damit bei etwaiger Entdeckung kein Anderer in sein schreckliches Loos hineingezogen werden möchte.

Pietrowski war Einer jener heroischen Emissäre, welche, nachdem sie aus Polen ausgewandert, mit unausführbaren Plänen, sanguinischen Hoffnungen und unreifen Ideen in das unterdrückte Vaterland zurückkehrten, lediglich um der russischen Polizei zum Opfer zu fallen. Eine Zeit lang hielt er sich in Kaminietz in Podolien auf und gab sich daselbst für einen Franzosen aus, welcher Unterricht in fremden Sprachen geben wollte, wozu er die Erlaubniß der Behörden erhielt, ohne daß er irgendwie beargwohnt wurde. Er war bald in der besten Gesellschaft eingebürgert, und um seine eigentlichen Zwecke möglichst vor Entdeckung sicher zu stellen, frequentirte er besonders die Häuser russischer Angestellten, wo er viel von insultirenden Bemerkungen über seine Landsleute, die er mit anhören mußte, zu leiden hatte. Seine Sicherheit beruhte größtentheils darauf, daß man nicht vermuthete, er verstände die polnische Sprache; auch war seine Selbstbeherrschung so vollkommen, daß während der neun Monate seines Aufenthaltes die Polizei nicht den geringsten Verdacht hegte, er könne ein Pole sein. Die warnende Stimme kam von Petersburg durch die Spione in Paris.

Früh an einem Wintermorgen wurde er von dem Polizeidirector rauh aus dem Schlaf aufgeschreckt und vor den Gouverneur der Provinz geführt, welcher eigens dieses Falles wegen nach Kaminietz gekommen war. Man stellte ihm seine Lage als höchst gefährlich dar und rieth ihm an, ein volles Bekenntniß abzulegen. Mehrere Tage lang weigerte er sich dies zu thun, bis eine große Anzahl seiner Mitangeklagten vor ihn gebracht wurde; und ihre abgehärmten, angstvollen Gesichter bewegten ihn in dem Maße, daß er laut auf Polnisch ausrief: „Ja, ich bin ein Pole, und ich bin zurückgekehrt, weil ich das Exil nicht länger ertragen konnte; ich wollte ruhig und bescheiden in der Heimath meine Tage beschließen, und dies ist Alles was ich zu sagen habe."

Des Gouverneurs Augen funkelten; er freute sich zu hören, was er wollte, und gab sogleich Befehl zur Verbringung des Verbrechers in die Festung Kiew. Pietrowski's Leiden begannen jetzt, besonders als ihm rostige Ketten an den Füßen angelegt wurden. Die Ringe, welche ihm über die Knöchel gezwängt wurden, waren zu klein und bei jeder Bewegung empfand er die heftigsten Schmerzen. Man schleppte ihn zu einem Wagen und warf ihn hinein, und so erreichte er Kiew in fast bewußtlosem Zustande.

Nach mehrmonatlicher elender Gefangenschaft wurde er zum Tode verurtheilt und diese Strafe in lebenslängliche Zwangsarbeit in Sibirien umgewandelt. Er verlor seinen Rang als Adeliger und sollte die Reise in Ketten machen. Sobald ihm dies Urtheil vorgelesen war, wurde er zu einem dreispännigen Wagen, einer sogenannten Kibitka, geführt, welche vor der Thür stand; man legte ihm Ketten an und setzte ihn zwischen zwei bewaffnete Soldaten. Dann schlossen sich die Thore der Festung und der Weg nach Sibirien lag vor ihm. Er kam an vielen seiner Mitverurtheilten vorüber; nur die einst Adeligen haben das Vorrecht fahren zu dürfen; die Bürgerlichen werden in Trupps von ein bis dreihundert transportirt, und sie brauchen zwischen ein bis zwei Jahre, um zu Fuß ihren Bestimmungsort zu erreichen. Zwei und zwei sind zusammengekettet und keiner kann sich im Schlaf regen, ohne den anderen aufzuwecken. Tausende wandern alljährlich den schrecklichen Weg, aber die Leute auf der Landstraße sind mitleidig und wohlthätig. Die Frauen geben den Transportirten Brod, getrocknete Fische und Obst. Ein Mann redete unterwegs Pietrowski an und bot ihm schüchtern ein Päckchen, indem er sagte: „Nehmen Sie dies von meinem Heiligen." Und da der Verbannte die Meinung des Gebers nicht zu verstehen schien, setzte dieser hinzu: „Sie sind ein Pole und kennen nicht unsere Sitten; heute ist mein Namenstag, an dem es vor Allem Pflicht ist, den Unglücklichen beizustehen. Bitte, nehmen Sie es im Namen meines Heiligen, nach welchem ich genannt bin." Das Päckchen enthielt Brod, Salz und Geld.

Ungefähr einen Monat lang wurde die Reise mit der größten Schnelligkeit Tag und Nacht fortgesetzt, bis einmal mitten in der Nacht bei der Festung Omsk angehalten wurde. Hier ließ man Pietrowski für ein paar Stunden in der Gesellschaft eines jungen Officiers, der sich irgend einen Verstoß gegen die Disciplin hatte zu Schulden kommen lassen. Die Beiden plauderten ohne Unterbrechung bis zum Morgen, so groß war das Vergnügen, mit einem gebildeten Menschen zusammen zu sein. Eine Karte von Sibirien hing im Zimmer, die Pietrowski mit fieberhaftem Eifer studirte.

„Ah," sagte der Officier, „Sie denken wohl an Flucht? Bitte, schlagen Sie sich das aus dem Sinn; viele Ihrer Lands-

leute haben es versucht, und von allen Seiten bedrängt, von Hunger gefoltert, haben sie endlich zum Selbstmord ihre Zuflucht genommen, um sich vor der Knute und grenzenlosem Elend zu retten."

Um die Mittagszeit wurde Pietrowski vor den Fürsten Gortschakoff geführt und damit war der kritische Moment seines Schicksals gekommen; es mußte sich nun entscheiden, ob er in eine der benachbarten Regierungsfactoreien oder in die Hölle der Verurtheilten, in die unterirdischen Minen, geschickt werden würde. In qualvoller Erwartung verging eine Stunde, während welcher darüber berathen wurde. Endlich wurde ihm verkündet, daß er in die Brennerei von Ekaterininski, dreihundert Werst nördlich von Omsk, geschickt werden sollte. Die Schreiber gratulirten ihm zu seinem Bestimmungsorte, und seine Abreise dahin erfolgte auf der Stelle.

An einem eisigen Morgen erreichte er eine weite Ebene beim Flusse Irtisch, auf welcher inmitten eines elenden, aus etwa zweihundert hölzernen Hütten bestehenden Dorfes sich die Factorei befand. Als man ihn in die Schreibstube eintreten ließ, sprang ein junger Mann, der vor einem Pult gesessen, auf und warf sich ihm in die Arme. Er war ebenfalls ein Pole aus Krakau, ein bekannter Dichter, der „aus Gründen der Vorsicht" lebenslänglich verbannt war. Bald gesellte sich ihnen ein dritter politischer Verbrecher bei; dieser und der Dichter sprachen rasch und eifrig und beschworen ihren neuen Freund, Alles in der unterwürfigsten und geduldigsten Art zu ertragen, weil dies das einzige Mittel sei, nicht zu den niedrigsten Arbeiten verwendet und endlich zu dem Posten eines Schreibers befördert zu werden.

Pietrowski durfte jedoch nicht lange ruhen; ein Deportirter, der an der Stirn und den Wangen gebrandmarkt und der der Aufseher der Uebrigen war, kam und hieß ihn einen Besen nehmen und einen Haufen Schutt, den Maurer liegen gelassen, wegkehren. Ein Mörder war bei der Arbeit sein Gefährte, und so ging es fort bis Abend, wann seine beiden Freunde ihn in Gegenwart von Soldaten und Verurtheilten, unter welch' letzteren einige waren, die die furchtbarsten Verbrechen begangen hatten, besuchen durften.

In dieser Weise verstrich Tag um Tag, mit Kehren und Holz- und Wassertragen, in Schnee und Frost: traurige, schmerzliche Erinnerungen, bei welchen zu verweilen nutzlos wäre. Die Casernen boten Nachts Scenen der Trunkenheit und Ausschweifung; die Gefangenen gehörten größtentheils zum Abschaum der Menschheit. Pietrowskis gutes Betragen brachte ihn nach anderthalb Jahren in die Schreibstube, wo er bei leichter Arbeit zehn Franken monatlich erhielt. Während dieser Zeit sah und sprach er viele Pächter und Reisende aus entfernteren Gegenden und erwarb sich eine ziemliche Kenntniß der Landstraßen, Flüsse u. s. w.; Alles in der Absicht, den Fluchtgedanken, der ihn nie verließ, endlich auszuführen. Die Eingeborenen üben im Verein mit dem Militär eine scharfe Wachsamkeit über die Verbannten aus, und sie haben ein Sprichwort, welches heißt: „Wenn du ein Eichhörnchen tödtest, so bekommst du nur eine Haut, aber ein Verurtheilter hat drei, seinen Rock, sein Hemd, und seine Haut."

(Fortsetzung folgt.)

„Die Wacht am Rhein."

Prof. Dr. E. F. Gelpke in Bern schreibt dem „Bund" Folgendes:

Es ist darüber nur eine Stimme, daß die beispiellos glänzenden Erfolge der deutschen Truppen ihrer tüchtigen Bildung und Leitung zu verdanken sind; es kommt aber noch ein tieferes Moment in Betracht, die Hochbegeisterung, mit der sie in den Kampf zogen und mitten in dem fürchterlichsten Kugelregen fest, wie die Mauern, standen. Diese Hochbegeisterung ist aber vorzüglich viel von unseren deutschen Barden geweckt und entzündet worden, und es ist wahrlich ein hochverdienter Dank, den wir ihnen gern zollen, ebenso wie den ausgezeichneten Strategen, die mit großer Ein- und Umsicht den Feldzugsplan entworfen. Sonderbarer Weise sollte aber der Mann, der sich die schönsten Lorbeeren erwarb, nicht in Deutschland, sondern bei uns in der Schweiz, ganz in unserer Nähe verweilen; der Sänger des viel gesungenen und Alles in Begeisterung an den Rhein und über den Rhein fortreißenden Liedes: „Die Wacht am Rhein". Er hatte sich in Bescheidenheit nicht genannt und wollte nicht genannt sein; wir kannten ihn aber doch. Herr Prof. Hundeshagen, der früher hier wirkte, hat ihn in einem Aufsatze in der „Köln. Ztg." genannt und in anschaulich anziehender Weise mitgetheilt, mit welchem Enthusiasmus ein kleiner Freundeskreis das gelungene Lied aufnahm. Auch die „Schwäb. Chronik" hat es bezeugt, daß der Verfasser in einem Briefe an seine damalige Braut, nunmehrige Wittwe, der er mit aller Freudigkeit der Seele sein schönes Product als Liebesbrief zusandte, sich als solchen bezeichnet hat und denselben zur Einsicht dargeboten. Wir haben diese nicht nöthig, wir wissen, daß Max Schneckenburger, der Bruder des bei uns wirkenden Prof. Schneckenburger, trefflich gebildet, wie dieser, bei einer hohen poetischen Begabung schon im 15. Lebensjahre öffentlich als Liederdichter auftretend, und wenn auch Kaufmann, doch den Musen treu bleibend, der Verfasser des urkräftigen patriotischen Liedes ist.

Es war im Anfange des Jahres 1840 in der Zeit des Ministeriums Thiers, als derselbe unter drohendem Kriegslärm sich an den hiesigen Musikdirector Mendel mit der Bitte wandte, das Gedicht in Musik zu setzen. Es wurden hier und in Burgdorf die Männerquartette dieses Componisten: „An die Schweiz", „Schweizerischer Wachtruf", „Unsere Freiheit" ꝛc. mit großer Begeisterung gesungen; im gleichen Geiste wünschte Schneckenburger seine Wacht in Tönen ausgedrückt zu sehen. Der Herr Musikdirector las das Gedicht und war sofort entschlossen, dem Gesuche nachzukommen. Auch in ihm brauste ein Ruf, wie Donnerhall und es erklang gleich nach Durchlesung des Gedichtes eine Melodie in ihm, die sich als die einzig den Worten entsprechende immer bestimmter ausprägte. Nur Eines fehlte, ein treffender Refrain, ohne den jeder Gesang dieser Art ein Messer ohne Schneide ist. Das Gedicht war in erster Fassung vierzeilig und sechsstrophig; es mußte somit etwas geändert und vor Allem der nöthige Refrain gewonnen werden. Wir theilen es in der ursprünglichen Fassung mit:

Die Wacht am Rhein,
in der ursprünglichen Fassung.

Es braust ein Ruf wie Donnerhall
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein,
Wer will des Stromes Hüter sein?

Durch Hunderttausend zuckt es schnell
Und Aller Augen blitzen hell,
Der deutsche Jüngling, fromm und stark,
Beschirmt die heil'ge Landesmark.

Auf blickt er in des Himmels Blau'n,
Wo todte Helden niederschau'n,
Und schwört mit stolzer Kampfeslust:
Du Rhein bleibst deutsch, wie meine Brust!

Und ob mein Herz im Tode bricht,
Wirst du doch drum ein Wälscher nicht,
Reich wie an Wasser deine Fluth
Ist Deutschland ja an Heldenblut.

So lang ein Tropfen Blut noch glüht,
Noch eine Faust den Degen zieht,
Und noch ein Arm die Büchse spannt,
Betritt kein Wälscher deinen Strand!

Der Schwur erschallt, die Woge rinnt,
Die Fahnen flattern in dem Wind!
Lieb' Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

Der Componist wurde so auch Dichter; er fand den lange vergeblich gesuchten Refrain mit glücklichem Griffe in den beiden Schlußversen:

Lieb' Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

Diese wollten aber jetzt wieder ersetzt sein, und auch hier kamen ihm in glücklicher Inspiration Gedanke und Wort entgegen:

Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein,
Wir Alle wollen Hüter sein.

Ich als Berather des Componisten in poetischen Dingen, konnte diese Aenderungen nur gut heißen, und der Dichter selbst mußte zugestehen, daß der Componist ihm in die Seele gesehen und die Hüterbereitschaft des ganzen deutschen Volkes kräftiger, als er selbst, betont habe. Jetzt wurde die Melodie für den Männerchor bearbeitet, ebenso in kleineren als größeren Kreisen z. B. in der Wohnung des königlich preußischen Gesandten, des Hrn. v. Bunsen, bei dem gerade damals auch der gefeierte Componist, Ritter v. Neukomm, sich aufhielt, mit wahrer Begeisterung vorgetragen und angehört und endlich als fliegendes Blatt nach Deutschland versandt. Für den damaligen Zweck kam es aber etwas zu spät; in dem damals erschienenen Rheinliede: „Sie sollen ihn nicht haben", ging alle Begeisterung auf, doch diente es immerhin als eine recht gute Reserve zu dem eigentlichen Schlacht- und Lieblingsgesang. Vierzehn Jahre später übergab der Herausgeber der bekannten Männerlieder B. Greef in Moers seinem Freunde Karl Wilhelm in Crefeld den Text des Liedes mit der Bitte, eine neue Weise zu componiren, da ihn eine zugesandte, auf den Sängerfesten zu Dessau 1847 und zu Wörlitz 1848 gesungene nicht ganz befriedigte. Wilhelm hat nun in der That im Geiste der ursprünglichen Composition gefühlt und gesungen; vorzüglich haben auch bei ihm die sich selbst in Töne umsetzenden Worte des Refrains einen gleich ergreifenden Charakter gewonnen. Jedenfalls steht die Composition unseres Hrn. Musikdirectors, ein wie Donnerschall erbrausender Schlachtgesang, nicht hinter der von Wilhelm zurück; es war deshalb ganz an der Zeit, daß derselbe von seinen Freunden und vom Verleger aufgefordert, eine zweite Auflage seiner Composition veranstaltete, die, wie er meinte, wenn früher in der Reserve, jetzt wohl in der Landwehr dienen könnte. Und so geht denn die Rheinwacht von 1840 noch einmal von Bern aus in einer schön ausgestatteten Doppelausgabe für Männerchor und Clavier in's deutsche Vaterland, der bald auch noch eine eben so schön ausgestattete, mit dem einfachen Grabmale des Dichters geschmückte Paraphrase für das Clavier folgen wird. Schreiber dieser Zeilen, der sie manchmal, auch zum erstenmal bei Hrn. v. Bunsen mit Begeisterung mitgesungen hat, ruft ihr aber auf den neuen Weg ein freundliches „Glück auf" nach.

Die Trompete von Gravelotte.*)

Von Ferdinand Freiligrath.

(Aus der illustrirten Zeitschrift: „Das neue Blatt".)

Sie haben Tod und Verderben gespie'n:
Wir haben es nicht gelitten.
Zwei Colonnen Fußvolk, zwei Batterie'n,
Wir haben sie niedergeritten.

Die Säbel geschwungen, die Zäume verhängt,
Tief die Lanzen und hoch die Fahnen,
So haben wir sie zusammengesprengt, —
Kürassiere wir und Ulanen.

Doch ein Blutritt war es, ein Todesritt;
Wohl wichen sie unsern Hieben,
Doch von zwei Regimentern, was ritt und was stritt,
Unser zweiter Mann ist geblieben.

Die Brust durchschossen, die Stirn zerklafft,
So lagen sie bleich auf dem Rasen,
In der Kraft, in der Jugend dahingerafft, —
Nun, Trompeter, zum Sammeln geblasen!

Und er nahm die Trompet', und er hauchte hinein;
Da, — die muthig mit schmetterndem Grimme
Uns geführt in den herrlichen Kampf hinein,
Der Trompete versagte die Stimme!

Nur ein klaglos Wimmern, ein Schrei voll Schmerz,
Entquoll dem metallenen Munde;
Eine Kugel hat durchlöchert ihr Erz, —
Um die Todten klagte die wunde!

Um die Tapfern, die Treuen, die Wacht am Rhein,
Um die Brüder, die heut' gefallen,
Um sie alle, es ging uns durch Mark und Bein,
Erhob sie gebrochenes Lallen.

Und nun kam die Nacht, und wir ritten hindann;
Rundum die Wachtfeuer lohten;
Die Rosse schnoben, der Regen rann —
Und wir dachten der Todten, der Todten!

*) Nach einem jüngst durch die Blätter gegangenen Schreiben des Majors im Magdeburgischen Kürassier-Regiment Grafen Schmettow ist das im Gedicht Mitgetheilte eine Thatsache.

Miscellaneen.

— Das Aufgebot der preußisch-norddeutschen Armee an Cavalerie in dem gegenwärtigen Kriege dürfte selbst von Rußland noch nie erreicht worden sein. Es umfaßt dasselbe außer der Garde- und LinienCavalerie mit ihren 360 Escadrons bereits nahezu auch die gesammte Landwehrcavalerie. Außerdem sind die zurückgebliebenen fünften Escadrons der Linienregimenter unter Formirung neuer Ersatzescadrons größtentheils zu neuen Reserve-Cavalerieregimentern zusammengestellt worden. Die Landwehrcavalerie, deren Regimentsverbände 1868 aufgelöst worden sind, ist nichts desto weniger doch in denselben wieder aufgerichtet worden. Die Zahl der früheren preußischen Landwehr-Cavalerieregimenter betrug 34, und mit Inbegriff der 20 süddeutschen Cavalerieregimenter dürfte Deutschland gegenwärtig zwischen 130 und 150 Cavalerieregimenter mit mindestens 70,000 bis 80,000 Mann und Pferden in Activität besitzen. Die vor dem Kriege preußischerseits vielfach vertretene Erwartung, auch ferner die Cavalerie in der Weise der drei schlesischen Kriege verwenden zu können, hat durch die Kriegsereignisse und namentlich durch die Schlacht von Mars la Tour doch nur eine sehr bedingte Bestätigung erfahren; desto günstiger und unerwarteter hat sich hingegen die Benutzung der Reiterei zur Deckung und Verhüllung der Operationen der eigenen Armee, zu weiten Streifzügen, zur Umfassung und Beunruhigung des Gegners und zum Eclaireurdienst ausgewiesen, und unbedingt muß ein großer Theil der errungenen Erfolge der rastlosen Thätigkeit derselben zugeschrieben werden.

— Ein Mitarbeiter des „Mag. f. d. Lit. des Auslandes" erzählt vom Kriegsschauplatze: Am meisten Freude machte es mir, eines Abends auf der Kettenbrücke zwischen Corny und Novéant einem alten Studienfreund zu begegnen, Dr. M., jetzt Professor des Staatsrechts in Halle. Dieser alte Knabe hat sein Colleg geschlossen und ist dann mit den Studenten als Recrut eingetreten. Jetzt marschirt er mit den Ersatztruppen eines Erfurter Regiments flott nach Paris und kam neulich Abends als Fourier oder Quartiermacher durch Corny seiner

Truppe voraus. Mit ihm war ein Unterjunger, baumlanger Lieutenant, der ihn ausexercirt hatte. Diesen beiden gewährten wir Gastfreundschaft über Nacht. Was die glücklich waren, es war reizend! Das Liebenswürdigste an der ganzen Geschichte aber war das Verhältniß des jungen Officiers und des alten Recruten. „Na, Professorchen, nun muß ich Ihren Kuhfuß wohl ein Bischen tragen? Sie können nicht mehr!“ — „Bitte, Herr Lieutenant, das wäre ja gegen alle Subordination!“ — Trotzdem trug der Officier das Gewehr. Er hörte mit Andacht unseren staatsrechtlichen Deductionen über Reichsland, Sonderlandtag, Reichsunmittelbarkeit u. s. w. zu. Dafür belehrte er uns vortrefflich über unsere geographischen und artilleristischen Lücken. Anderen Morgens halfen sich Professor und Lieutenant beim Anziehen und Anschnallen der Sachen und Waffen, nannten ihre Geräthe mit classischen Namen und citirten mit Vorliebe Wallensteins Lager:

Mit Tornister und Wehrgehäng
Schließt er sich an eine würdige Meng'.

— Ueber die Attaque französischer Chasseurs d'Afrique in der Schlacht bei Sedan wird der „Nordd. Allg. Ztg.“ von einem Augenzeugen berichtet: Die 9. Compagnie des 1. Nassauischen Infanterie-Regiments Nr. 87 war im Verlauf der Schlacht auf die Höhe südlich von Fleigneux gelangt, erhielt dort von einer feindlichen Batterie auf der gegenüberliegenden Höhe, südlich von Illy, heftiges Feuer und ging deshalb in Linie im Laufschritt den Abhang hinab gegen die Batterie vor. Kaum am unteren Abhang angelangt, gewahrte der Compagnieführer zwischen der Batterie und dem Dorfe Illy feindliche Cavaleriemassen, von denen ein Theil schon etwa 400 Schritt gegen ihn im Anreiten war. Rasch schloß die durch den Laufschritt etwas locker gewordene Compagnie zusammen und machte fertig, des weiteren Commandos ihres Führers gewärtig. Die Cavalerie, Chasseurs d'Afrique, etwa 2 Schwadronen, zuerst im Trabe, auf 200 Schritt im Carrière, jagte mit überraschender Schnelligkeit unter furchtbarem Geschrei heran. Auf etwa 50 Schritte hörte man von dem Compagnieführer, der inzwischen zurückgetreten, das laute, ruhige Commando „Feuer“; ein Krach, und rechts und links drängte sich im wilden Strom die Cavalerie an den Flügeln der Compagnie vorbei. Die Officiere und einzelne kühne Reiter gelangten bis an die Front und verwundeten mehrere Füsiliere, wurden alsdann aber theils herunter geschossen, theils niedergestochen; vor der Compagnie aber wälzten sich in wildem Chaos Reiter und Pferde am Boden. Einzelne Chasseurs, die nur durch ihre Pferde zu Fall gekommen, sprangen auf, feuerten ihre Carabiner auf die Compagnie ab und liefen davon, wurden aber meist durch Zündnadelkugeln eingeholt. Die an den Flügeln vorbeiströmenden Reiterschaaren erhielten noch von diesen Flügeln Schnellfeuer, jagten dann durch die Knäuel der 12. Compagnie, welche, der 9. Compagnie folgend, auf halbem Wege vom Cavalerieangriff überrascht war, und schwenkten, nachdem sie auch hier Feuer erhalten, in großem Bogen in südöstlicher Richtung zurück. Wenige Minuten darauf, das Schnellfeuer war kaum eingestellt, die Aufmerksamkeit kaum wieder nach vorn gerichtet, erfolgte eine zweite Attaque einer gleichen Cavalerieabtheilung in gleicher Weise; wiederum auf 50 Schritte eine Salve, dann Schnellfeuer und an den Flügeln vorbei in scharfem Bogen alsdann rechtsschwenkend, jagten die Schaaren bei Illy und durch Illy zurück. Wie auf Commando brach die Compagnie nach diesem zweiten glänzenden Erfolge in jubelndes Hurrah aus, mit Gewehr bei Fuß jetzt in voller Zuversicht weiteren Attaquen entgegensehend. Nach etwa 8 bis 10 Minuten erfolgte denn auch eine dritte Attaque, wie es schien von einer der früheren Abtheilungen, verstärkt durch neue, denn es fehlte der Kern der früheren Attaquen, wobei freilich die massenhaft am Boden liegenden Reiter und Pferde sehr hinderlich waren. Die Chasseurs erhielten ihre Salve auf 50 Schritt, machten sofort Kehrt und jagten rascher, als sie gekommen, zurück, verfolgt von unseren Geschossen. Kaum war jedoch diese Schaar hinter der Höhe verschwunden, als etwas seitwärts eine neue Cavalerielinie sich im Vorrücken zeigte. Gleichzeitig aber hörte man auf der hinter uns liegenden Höhe Geraffel, Commandos, dann einen Knall, noch einen und sausend schlugen die preußischen Granaten Schlag auf Schlag vernichtend in die feindliche Cavalerie, die wie Spreu auseinander stob und hinter der Höhe für immer verschwand. Die Compagnie verlor an Todten und Verwundeten 5 Unterofficiere, 28 Füsiliere.

— Bei der Nachricht von der Gefangennahme des Kaisers Napoleon hallte es durch den Siegesjubel von einem Ende Deutschlands zum anderen: „So etwas ist noch gar nicht dagewesen!“ Nun ja, daß ein Heer von mehr als 150,000 Mann so vollständig lahm gelegt wird, daß davon 15,000 Mann sich in neutrales Gebiet flüchten, 30,000 in offener Schlacht sich gefangen geben und schließlich 80,000 capituliren und die Waffen strecken müssen, das ist freilich ein so einziges Ereigniß, daß es schwer halten dürfte, das Seitenstück dazu zu finden. Denn als am 20. October 1805 der General Mack in der Festung Ulm, wo er in unglaublicher Kurzsichtigkeit verharrte und die Franzosen ungestört sich im Lande hatte ausbreiten lassen, capituliren mußte, lieferte er dem ersten Napoleon doch nur 23,000 Oesterreicher, 18 Generale, 40 Fahnen und 60 Kanonen in die Hände. Angesichts der Gefangennahme des französischen Staatsoberhauptes aber bewährt sich vollständig der bekannte Spruch des weisen Rabbi ben Akiba: „Nichts Neues unter der Sonne!“ Frankreich hat schon öfter das Schauspiel gehabt, daß sein gekröntes Oberhaupt in Folge geschwundenen Kriegsglücks eine unfreiwillige Reise nach Vorschrift des Siegers hat antreten müssen. Louis Napoleon ist bereits der siebente Herrscher Frankreichs, der gefangen gesetzt wird und auch nicht der erste, welcher als Kriegsgefangener außer Landes spaziert. Im Jahre 829 hatten die Söhne Ludwigs des Frommen, der ja bekanntlich von seinem Vater, Karl dem Großen, noch das ungetheilte Franken geerbt hatte, die Freundlichkeit, ihren eigenen Vater nebst ihrer Stiefmutter Judith in ein Kloster einzuschließen. Sein Sohn, Karl der Kahle, der Erbe des französischen Antheils vom Frankenreiche, wurde 846 von den Großen seines eigenen Reiches in Gefangenschaft gesetzt. In den erbitterten Kämpfen zwischen Frankreich und England machte letzteres unter Führung des schwarzen Prinzen in der Schlacht bei Poitiers 1356 den französischen König Johann I. zum Gefangenen. Als Karl der Kühne mit seinem Heere vor Lüttich zog, um es zu belagern, schleppte er den gefangenen König Ludwig XI. in seinem Gefolge mit sich. 1525 gerieth Franz I. vor Pavia nach ritterlicher Gegenwehr in die Gewalt Karl's V. und spazierte nach Madrid. Nun, und der große Onkel des Decemberkaisers legte ja sogar zweimal sein Schicksal in die Hände der Verbündeten und ging unfreiwillig über See. So glimpflich wie mit unserem jetzigen Kriegsgefangenen ist aber wohl mit keinem der sechs genannten französischen Herrscher umgegangen worden, aber — es marschirte auch keiner von ihnen an der Spitze der Civilisation. Ehre, dem Ehre gebührt!

— Capitän Papasy — erzählt das „Easiern Budget“ —, der Erfinder eines neuen militärischen Nacht-Telegraphen, ein ungarischer Officier, jetzt im Dienste der Vereinigten Staaten, hat jüngst seine Erfindung an das preußische Kriegsministerium verkauft. Mit Hilfe dieser Erfindung, die auf dem Gebrauch verschiedenfarbiger Raketen basirt, kann eine Verbindung zwischen zwei Armeen, die 20 Meilen von einander entfernt sind, hergestellt werden. Sie würde z. B. Bazaine in den Stand setzen, mit dem Befehlshaber von Thionville zu verkehren. Jede Rakete stellt 6 Worte dar, und eine Mittheilung von 300 Worten kann also durch 50 Raketen übertragen werden. Der Schlüssel zu dieser Telegraphenschrift, die so geändert werden kann, daß sie dem Feinde unverständlich bleibt, enthält alle in der Strategik und Taktik gebräuchlichen Wörter; der Preis einer Rakete beträgt etwa 2 Schilling (20 Sgr.)

Verantwortliche Redaction: Th. Gebhard Star.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigsbafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 120. Dritter Jahrgang. 1870.

-nb-. Die letzte Flucht aus Sibirien.

(Fortsetzung.)

Langsam und mühevoll sammelte Pietrowski das Material zu seiner Reise. Vor Allem war ein Paß nothwendig. Ein Verbannter, welcher wegen Falschmünzerei nach Sibirien geschickt worden war, hatte noch einen vortrefflichen Stempel mit dem kaiserlichen Wappen, diesen kaufte ihm Pietrowski um ein paar Franken ab. Ein Blatt Papier war leicht in der Schreibstube zu bekommen, und so wurde der Paß gefälscht. Nach langem Warten konnte er sich eine sibirische Perrücke verschaffen, d. h. ein Schaffell mit der Wolle nach innen, um den Kopf gegen die Kälte zu schützen; ferner drei Hemden, einen Rock von Schaffell und eine pelzbesetzte rothe Sammtmütze, der Anzug eines wohlhabenden Bauers. In einer bitter-kalten Nacht verließ er Ekaterininski in der Richtung nach Tura, da ihm der Weg nordwärts nach Archangel, als der am wenigsten frequentirte, der sicherste schien. Ein großer Jahrmarkt sollte in Kurzem in Irbit, am Fuße des Ural, abgehalten werden, und er hoffte, wenn er einmal so weit gekommen, sich in der dort versammelten Menschenmenge zu verlieren. Bald nachdem er den Fluß Tura hinter sich hatte, hörte er einen Schlitten nachkommen; er erschrak, vielleicht waren die Verfolger ihm schon auf den Fersen.

„Wo wollt Ihr hin?" schrie der Bauer, der den Schlitten fuhr.

„Nach Tura."

„Gebt mir zehn Kopeken, und ich nehme Euch mit."

„Nein, es ist zu viel; ich will Euch acht geben."

„Nun, meinetwegen. Steigt geschwind ein."

Auf der Straße wurde er abgesetzt. Er klopfte an eine Hausthür und fragte: „Kann man hier einen Schlitten und Miethpferde haben?"

„Ja. Wohin?"

„Nach Tura. Ich bin ein Geschäftsreisender und soll meinen Herrn treffen. Ich habe mich verspätet und möchte so rasch als möglich vorwärts kommen."

Kaum waren sie eine Strecke gefahren, so überraschte sie ein Schneesturm und der Fuhrmann verlor den rechten Weg. Sie irrten die ganze Nacht im Walde umher und es würde unmöglich sein, die Angst zu schildern, die Pietrowski ausstand.

„Wir müssen umkehren," sagte er, als es tagte, „und wieder auf die große Landstraße zu kommen suchen; aber Ihr braucht kein Geld von mir zu erwarten, weil Ihr so einfältig gewesen seid, Euch zu verirren."

Die Drohung schärfte vielleicht den Ortssinn des Fuhrmannes, denn kaum waren sie noch eine kleine Strecke gefahren, so rief er: „Ich hab' den rechten Weg!"

Er hieb auf die Pferde ein, um die verlorene Zeit einzubringen, und führte Pietrowski in ein befreundetes Haus, wo dieser sich Thee und frische Pferde verschaffte. Er kam auf diese Art glücklich und mit geringen Kosten weiter, bis ihn spät in der Nacht ein großer Unfall traf. Er hatte keine Münze, den Kutscher zu bezahlen. Sie gingen in ein Wirthshaus, wo betrunkene Kerle den Carneval feierten. Pietrowski zog Papiergeld heraus, um es wechseln zu lassen, als die Menge ihn umringte und Einer ihm seine Brieftasche aus der Hand riß. Es waren ungefähr dreißig Franken darin, sein Paß und eine genaue Beschreibung aller Städte und Dörfer, welche er auf dem Wege nach Archangel passiren mußte. Er war in Verzweiflung. Schon am ersten Tage hatte er den vierten Theil seiner Baarschaft verloren und den Paß, was vielleicht noch von größerer Bedeutung war. Er wagte nicht, die Hilfe der Polizei in Anspruch zu nehmen und war genöthigt, sich in sein Schicksal zu ergeben.

Bedauern und Zögern waren nicht am Platze, er mußte rasch weiter. Bald befand er sich auch auf der Landstraße nach Irbit, welche mit zahllosen mit Waaren bepackten Schlitten, deren Besitzer entweder auf den Jahrmarkt fuhren oder davon zurückkehrten, bedeckt war. Die flinken Pferde wurden mit unübertrefflicher Geschicklichkeit gelenkt und Alles war Lachen und Fröhlichkeit, denn ein solcher Jahrmarkt bringt Gewinn und Gewinn erzeugt gute Laune. Pietrowski faßte mehr Muth und erwiderte die Grüße der Vorbeikommenden; wie könnte er, der Einzelne, in dieser Menschenmasse herausgefunden werden. Am dritten Tage erreichte er die Thore von Irbit.

„Halt! Zeigt mir Eueren Paß," rief ein Thorwächter, fügte aber leise hinzu: „Gebt mir zwanzig Kopeken und geht rasch weiter."

Pietrowski willigte, wie man sich denken kann, gern in das Verlangen und verschaffte sich dann nicht ohne Schwierigkeit Unterkunft für die Nacht, wo er auf dem nackten Fußboden unter einer Menge Bauern lag, welche ihre Abendmahlzeit mit Reltigsuppe, getrockneten Fischen und Haferbrei mit Oel und Sauerkraut gehalten hatten. Bei Tagesanbruch stand er auf und verfehlte nicht, seine Kniebeugungen und Bekreuzigungen vor den Heiligenbildern zu machen, welche an allen Wänden einer russischen Behausung angebracht sind; worauf er rasch durch die überfüllte Stadt dem gegenüberliegenden Thore zuschritt, denn jetzt konnte er seiner spärlichen Mittel wegen die Reise nur zu Fuß fortsetzen. Obgleich dichter Schnee fiel, gelang es ihm doch, den rechten Weg einzuhalten; er vermied die Dörfer und wenn er hungerig war zog er ein Stück gefrorenes Brod aus seinem Reisesack. Nachts begrub er sich buchstäblich im Walde, indem er ein tiefes Loch im Schnee aushöhlte, worin er ein hartes, aber verhältnißmäßig warmes Bett fand, das ihm die so sehr nöthige Ruhe bot. Nach einem anderen mühevollen Tage, während dessen ein scharfer schneidender Wind geweht, sah er sich gezwungen, für die Nacht Obdach in einer Hütte zu suchen, was ihm ohne Zögern gewährt wurde. Er gab sich für einen Arbeiter aus, welcher sich in die Eisengießereien in Bohotole im Uralgebirge begeben wollte. Während das Nachtessen zubereitet wurde, trocknete er seine Kleider und streckte sich mit unsäglichem Behagen auf eine Bank. Er bildete sich ein, keine Vorsichtsmaßregel verabsäumt zu haben; er hatte gebetet und sich bekreuzt; und dennoch wurde, wie es schien, Verdacht gegen ihn rege um seiner drei Hemden willen, welche kein Landmann be-

sitzt. Ein paar Männer traten ein, rüttelten ihn rauh aus dem Schlafe und verlangten seinen Paß.

„Mit welchem Rechte fragt Ihr darnach? Seid Ihr die Polizei?"

„Nein, aber wir sind Einwohner des Dorfes."

„Und Ihr könnt in die Häuser eindringen und Pässe verlangen? Wer kann sagen, ob Ihr mich nicht meiner Papiere berauben wollt? Aber hier habt Ihr meine Antwort. Ich bin Laurenti Kuzmine, und will nach Bohotole; es ist nicht das erste Mal, daß ich durch diese Gegend komme."

Er sprach dann eingehend über die Wege und den Jahrmarkt zu Irbit und zeigte schließlich ein beschriebenes Blatt Papier, einen alten Brief mit einem Postzeichen, vor; und die unwissenden Menschen waren überzeugt, einen Paß gesehen zu haben.

„Nehmt's nicht übel," sagten sie, „wir dachten, Ihr wäret ein entflohener Verbannter; einige davon nehmen diesen Weg."

Nach diesem Vorfall wagte Pietrowski nicht mehr, Obdach in einem Hause zu suchen; von Mitte Februar bis Anfang April schlief er fast immer im Schnee und dies während eines der härtesten Winter. Gefrorenes Brod war tagelang seine einzige Nahrung, und der Mangel jeder warmen Speise zehrte an seinen Kräften und machte Frost und Hunger zu seinen beständigen Gefährten. Das Uralgebirge war erreicht und er begann, die bewaldeten Höhen zu erklimmen. Als er bei Einbruch der Nacht durch ein kleines Dorf kam, rief eine Stimme: „Wer ist da?"

„Ein Reisender."

„Möchtet Ihr nicht bei uns für die Nacht einkehren?"

„Möge Gott Euch dafür lohnen, ja; d. h. wenn es Euch nicht belästigt."

Ein altes Ehepaar wohnte in der Hütte; gutherzige Menschen, welche einen kärglichen Imbiß bereiteten, der dem erschöpften Wanderer ein Festmahl dünkte; doch die größte Wohlthat war es ihm, seine Kleider ausziehen zu können. Die Leute gaben ihm am nächsten Morgen das Frühstück, und wollten außer seinem warmen herzlichen Danke nichts annehmen. Abends traf er auf einen Convoi von Jemtschicks oder Fuhrleuten, welche mit dreißig einspännigen mit Waaren beladenen Schlitten vom Jahrmarkte zurückkehrten. Die Geschicklichkeit der Jemtschicks im Hinabfahren an den gewaltigen Bergseiten ist wunderbar; die Fahrstraße ist schmal und von jeder Seite durch so hohe Schneewälle begrenzt, daß Pferde und Menschen vollständig dazwischen verschwinden. Wenn sich zwei Convois begegnen, so biegt der kleinere vom Wege ab und wühlt sich in den Schnee ein, bis kaum noch die Ohren der Pferde sichtbar sind. Ist das sonderbare Manöver beendet, so helfen die Fuhrleute beider Züge, die Pferde und Wagen aus dem Schneewall zu ziehen; aber viele Pferde verlieren dabei ihr Leben und ihre Leichen bleiben auf der Straße liegen.

Eines Abends war Pietrowski nahe am Umkommen. Er hatte sich verirrt, der Hagel peitschte ihm das Gesicht, sein Brodvorrath war zu Ende, und nachdem er vergeblich versucht hatte, seine müden Glieder weiterzuschleppen, fiel er in eine Art Betäubung. Eine laute Stimme weckte ihn: „Was thut Ihr da?"

„Ich pilgere nach dem Kloster Solowetsk, aber ich habe in dem Unwetter den Weg verloren und seit Tagen hatte ich nichts zu essen."

„Daß Ihr Euch verirrt habt, wundert mich nicht; uns, die wir hier wohnen, geht es oft nicht anders. Da trinkt das."

Der Sprechende reichte ihm eine Flasche, welche Rum enthielt, der ihn aber so brannte, daß er vor Schmerzen wie wahnsinnig herumsprang.

„So beruhigt Euch doch," sagte der gute Samariter und gab Pietrowski Brod und ein Stück getrockneten Fisch, was dieser gierig verschlang. Dann dankte er seinem Wohlthäter mit warmen Worten.

„Ach, macht doch nicht so viel daraus," sagte der Andere, „wir sind ja Beide Christen. Jetzt versucht ein wenig zu gehen."

Der mitleidige Mann führte Pietrowski auf den rechten Weg und bezeichnete ihm ein Dorfwirthshaus, wo er sich ausruhen und stärken könne. Der Flüchtling schleppte sich bis dahin und fiel in Ohnmacht. Als er wieder zu sich kam, verlangte er Reitigsuppe, konnte sie aber nicht hinunterschlucken. Gegen Mittag schlief er auf der Ofenbank ein und wachte erst nach vierundzwanzig Stunden wieder auf, als der Wirth ihn weckte. Schlaf, Ruhe und Wärme stärkten den müden Reisenden, der von Neuem seine lange gefährliche Pilgerfahrt antrat.

(Schluß folgt.)

Im Vorzimmer des Präfecten von der Murthe.

(Special-Correspondenz der „Mainzer Ztg.")

Nanzig, 8. Oct. Ich will ihn einmal Huissier nennen, obgleich er nach seiner gebildeten Sprache und Haltung wahrscheinlich eine etwas höhere Staffel in der Beamtenhierarchie einnimmt, nämlich den Herrn mit der classischen Ruhe und der über alle Kriegsparteien erhabenen Objectivität, der mich im Vorzimmer der „Präfecten von der Murthe" fragte: „Wen habe ich die Ehre anzumelden?"

„Hier ist mein Name!"

„Sie haben den Herrn Präfecten in einer administrativen Angelegenheit zu sprechen, mein Herr?"

„Warum fragen Sie das, mein Herr?"

„Par—ce—que— (er sprach dieses Wort in drei weit von einander getrennten Sylben, von denen jede gleich scharf accentuirt wurde) der Herr Präfect nur in administrativen Angelegenheiten sich sprechen läßt."

„Aber, mein Herr, ich werde erwartet."

„Dann bitte ich um Entschuldigung; ich habe mir die Ehre gegeben, meine Frage an Sie zu richten, weil der Herr Präfect nicht in militärischen Sachen aufgesucht sein will, wie das so häufig geschieht. Ich gehe, Sie anzumelden, mein Herr."

Der Huissier trat mit meiner Karte in das Bureau des „Präfecten von der Murthe" und kam sogleich mit dem Bescheide zurück, ich möchte die Güte haben, in kurzer Zeit wiederzukommen oder ein wenig zu warten, da der Herr Präfect erst in einer Viertelstunde im Stande sein würde, mir die gewünschte Auskunft zu geben.

Wohlan ich wartete, auf der Rücklehne meines Sessels eine Bibliothek berührend, die mit lauter Jahrgängen des „Moniteur", bis in das vorige Jahrhundert zurück, angefüllt war, und mit meinen Augen die Gesellschaft im Vorzimmer musternd. Sie war äußerst zahlreich und gemischt; meist Herren in Civil, im Tuchrock und im Kittel und merkwürdiger Weise fast gerade so viel Priester als Blousenmänner, auch einzelne Officiere, endlich mehrere Ulanen mit Depeschen. Es wurde deutsch und französisch gesprochen, hier flüsternd, dort lauter. Die Officiere debattirten über die Noth eines Etappencommando.

„Ein regelmäßiges Journal zu führen, ist gar nicht mög-

lich," bemerkte ein bayerischer Capitain. „Dazu hat man zu viel zu thun; ich bin Bahnhofs-Inspector, Quartiermeister, Proviantmeister, requirire für die Truppen, muß Krankenpfleger und Ochsentreiber bescheiden; die Telegramme gehen Tag und Nacht, seit acht Tagen habe ich die Uniform nicht vom Leibe gehabt, und um jeden Quark wird telegraphirt, mitten in der Nacht; jetzt sollen meine Chevauxlegers die Proclamationen des Generalgouvernements und der Präfectur im Kanton verbreiten, ja, dazu reichen meine Leute nicht aus, ich schickte die Proclamationen zum nächsten Maire, damit er sie weiter befördert; was daraus wird, weiß ich nicht; ich muß zufrieden sein, wenn ich meine Verbindung mit der anderen Etappe erhalte." Der Huissier bat in diesem Augenblicke den Etappen-Officier einzutreten. Das Examen über den administrativen oder militärischen Inhalt der Audienz unterblieb. In dem nächsten Momente machte sich zwei Schritte von mir das Organ eines Stückes Norddeutschen Reichstages hörbar. Obwohl über die freiconservative Fraction noch weit nach rechts hinaussitzend, wurde der Petent, nachdem er das Examen des Huissiers in zweifelhaftem Französisch bestanden, in ganz distinguirter Weise vom „Präfecten von der Murthe" empfangen. Dieser öffnete selbst die Flügelthür und lud mit einer Interjection der größten Ueberraschung zum Eintritt ein.

Der Huissier präste jetzt einen französischen Herrn. „Sie haben den Herrn Präfecten in einer administrativen Angelegenheit zu sprechen, mein Herr?

„Wie so, mein Herr?"

„Par-ce-que . . ."

„Mais parbleu, ich bin der Drucker des „Moniteur officiel du gouvernement général de Lorraine et du préfet de la Meurthe"; freiwillig bin ich es nicht, man hat mir die Setzer mit Gewalt hineingesetzt, man hat meine Druckerei mit Soldaten occupirt und nun will ich doch wenigstens auf der letzten Columne der zweiten Nummer deutlich ausgedruckt haben: imprimerie militairement occupée de Hinzelin et Cie. Ist das administrativ oder militärisch?"

„Mein Herr, die Occupation ist militärisch, die Affaire purement administrativ. Ich werde mir die Ehre geben, Sie anzumelden."

Jetzt erhob sich ein Blousenmann und in demselben Augenblick schnellte ein schwarzer Priester vom Sessel in die Höhe und postirte sich hinter den hellen Kittel. Der Huissier: „In einer administrativen Sache, Monsieur le Maire?" Der Blousenmann (er war der angeredete Maire) sah sich nach seinem Hintermann um. Dieser nickte. „Mais oui, Monsieur; gestern kommen zwei Ulanen in mein Dorf und verlangen für ihre ganze Schwadron Heu; ich erkläre ihnen, daß wir kein Bund mehr davon haben; das ganze Dorf versammelt sich und unterstützt meine Erklärung. Da sprengten die Ulanen im Galop fort, aber mit Worten und Gesten, die genug sagten. N'est-ce-pas, Monsieur le curé? (Der Hintermann nickte wieder.) Also diesen Morgen bin ich kaum aufgestanden, so sehe ich von meinem Hofe aus eine ganze, ich glaube mehr als eine ganze Schwadron Piken von der Gegend von Luneville her über die Berge kommen. . . ."

„Herr Maire, wie ich bereits die Ehre gehabt habe, Ihnen zu bemerken, läßt der Herr Präfect sich nur in administrativen Angelegenheiten. . . ."

„Aber mein Herr, was ist denn das jetzt: administrativ?"

„Wenn vielleicht etwas Rinderpest bei Ihnen sich declarirte, Herr Maire, oder . . . ."

„Parbleu, die Ulanen sind auch eine Pest. So hören Sie doch nur. Die Berge füllen sich also mit lauter Piken, dann kommen Pickelhauben zu Fuß, dann wieder Piken, und alle auf mein Dorf zu. Da bin ich dann zu Monsieur le curé gelaufen, damit er mir beim Herrn Präfecten hilft, daß wir nur Occupation und Execution los werden."

„Herr Maire, je suis au désespoir, Sie nicht anmelden zu können."

„Warum nicht?"

„Par-ce-que, wie ich mir schon die Ehre gegeben habe, es zu sagen, diese Affaire rein militärisch ist. Gehen Sie nur hier quer über den place Stanislas, da kommen Sie gerade auf das Gouvernementsgebäude zu, in welchem die militärische Autorität sich befindet, an welche Sie sich, Herr Maire, zu wenden haben."

„Ich möchte um Alles in der Welt gern den Herrn Präfecten sprechen. Man hat mir gesagt, daß er ein braver Mann ist, der ein Herz für uns hat, Jedem Zutritt gewährt. . . ."

„In administrativen Angelegenheiten, Herr Maire."

„Nun, so werde ich mit dem Herrn Präfecten wegen des typhus contagieux des bêtes à cornes sprechen."

Der Herr Maire in der Blouse wurde angemeldet, eingelassen, der schwarze Mann hinter ihm war auch schon auf der Schwelle des Präfectenzimmers, als der Huissier diesem den Weg vertrat.

„Monsieur le curé, ich habe noch nicht die Ehre gehabt, Sie anzumelden. Ihr Name? Ihr Domicil? In einer administrativen Affaire, nicht wahr, Herr Curatus?"

„Aber Parbleu, in der Affaire des Herrn Maire."

„Wegen des typhus des bêtes à cornes, Herr curé?"

„Mais oui?"

„Sie sollen angemeldet werden, sobald der Herr Maire zurück ist."

„Dann ist es nicht mehr nöthig."

Die Verhöre dauerten fort. Eine Maire nach dem anderen erhob sich, jeder mit dem Priester an den Fersen und unterzog sich der Prüfung des Huissiers. Der Maire von Jarville (bei Nancy) sollte 1000 Francs bezahlen, weil Steine auf die Eisenbahn in der Nähe seines Dorfes geworfen waren; ein zweiter konnte in der neuen Steuererhebung sich nicht zurecht finden; ein Beamter des Civilstands-Bureaus wollte Auskunft wegen der in den „Moniteur officiel" einzurückenden bulletins des mariages, naissances et décès.

Häufiger waren die Fälle, wo der Huissier in seinem unerschütterlichen, feierlichen Tone die Erklärung abgab: „Ich bedaure, mir nicht die Ehre geben zu können, Sie anzumelden, par-ce-que . . . ."

Jetzt schlug meine Stunde. Der „Präfect von der Murthe" (so nennt er sich, und zwar in deutscher Sprache, auf den Visitenkarten) saß in einem Sessel, dessen Dimensionen dem Gewicht entsprachen, das er zu tragen hatte, in einer preußischen Landwehrofficier-Uniform, die vorher schwerlich je ein Präfect in Nanzig getragen hat, eine Cigarre rauchend, welche nicht von der „Regie" war, vor einem Tische, auf welchem Karten, Bücher, Briefe, Acten sich dicht vermischten, und an dessen einem Ende ein französischer Schreiber die Befehle des deutschen Präfecten zu Papier brachte.

Wunderbar, im Kamine knisterte ein lebhaftes Feuer. Es erinnerte mich an die Anträge im Reichstage, betreffend die drückende Temperatur, die regelmäßig von derselben Seite ausgegangen waren.

„Herr Graf," sagte ich, nach Erledigung der Höflichkeitsbezeugungen, „Sie sind in der That geplagt; ist das ein aufsässiges und zugleich beschränktes Volk!"

„Aufsässig? Sie irren sich, die Leute sind hier ganz gut und die Stimmung wird täglich besser. Ausnahmefälle, die Geschichte in Baccarat und dergleichen beweisen gar nichts. Die Putsche und was sonst isolirt geschieht, sind ein Werk der Pariser Agenten. Das wird auch aufhören. Die Maires zumal sind ganz tractabel. Die sind schon außer sich, daß man nicht gegen sie die morgue suffisante ihrer Präfecten aufsteckt. Es herrscht nur noch ein Vorurtheil gegen das General-Gouvernement und man überläuft daher die Präfectur. Aber die Militärbehörde ist so human, daß sie nothwendig die Bevölkerung noch vollends aussöhnen muß. Nein, glauben Sie mir, mit den Leuten hier ist was zu machen."

„Und der Buchdrucker, der heute bei Ihnen war, Herr Graf?"

„Der ist erst recht ein vernünftiger Mensch; er druckt den

„Moniteur“ mit dem größten Vergnügen und spielt den Renitenten, um seine Druckerei militärisch occupirt zu sehen; dann können ihm doch die Pariser nichts anhaben.“

Mein Weg führte mich durch das Vorzimmer des „Präfecten von der Murthe“ zurück. Abermals stand der steife Huissier vor einem „Herrn“ in der Blouse und exponirte feierlich: Par ce que ....

Mannichfaltiges.

— Die Bestialität, mit welcher die Franzosen im gegenwärtigen Kriege gegen unsere Verwundeten verfahren sind, ist nun auch durch einen in Nürnberg angekommenen bayerischen Krieger bestätigt, der sich anfänglich im Lazareth des Industrie- und Cultur-Vereins befand und gegenwärtig von Hrn. Apotheker Dr. Kleemann in der Marienvorstadt in Privatpflege genommen ist. Der Unglückliche, denn so ist er im wahren Sinne des Wortes zu bezeichnen, nennt sich Johann Kirmayer und ist aus der Nähe von Regensburg gebürtig, seines Gewerbes ein Schlosser, und Soldat im 13. Inf.-Reg. Außer ihm stehen von 11 Kindern der noch lebenden Eltern 3 Brüder im Felde gegen den Erbfeind. Im Beginn der Schlacht bei Sedan dreifach an Kopf und Schulter verwundet, wurde Kirmayer durch seinen im 10. Inf.-Reg. dienenden Bruder in ein Bauernhaus gebracht. Später, als ihn sein Bruder, der zu seinem Regiment zurückkehren mußte, wieder verlassen hatte, führte ihn ein Bewohner des Hauses, angeblich um ihn in ein Lazareth zu bringen, eine Strecke mit fort, bis sie zwei halbmilitärisch gekleideten Personen, wahrscheinlich Franc-Tireurs, begegneten, die, nachdem der Begleiter Reißaus genommen, den Verwundeten zu Boden warfen, und von denen der Eine, während sich der Andere auf ihn kniete, mit einem Stilet, das er an der Seite trug, dem armen Verwundeten das linke Auge ausstach. Später gefunden, wurde Kirmayer in ein Haus gebracht, wo sich mehrere andere Verwundete befanden, und daselbst von französischer Seite ärztlich behandelt, bekam aber nichts zu essen, so daß er, dessen rechtes Auge in Folge früherer Verwundung eines Schusses auf den rechten Backenknochen, inzwischen ebenfalls seine Sehkraft verlor, vom Hunger gequält sich auf die Straße stahl, mühsam fortschleppte und endlich glücklich ein Asyl für deutsche Verwundete fand, von dem aus er weiter fortgeschafft werden konnte. Die Erzählung des Erbarmenswerthen, nach dessen eigenen Worten wir berichten, und sein Zustand wirkt erschütternd auf jedes fühlende Herz. Die Wunden, welche der Unglückselige im ehrlichen Kampfe erhielt, sind größtentheils verharrscht, aber die Grausamkeit des besiegten Feindes hat ihn zu einem Bedauernswerthen für seine Lebenszeit gemacht. Der Anblick des Armen wird wohl allen Zweifel an der schon so vielfach bestätigten Brutalität, welcher sich Mitglieder der grande nation, „die an der Spitze der Civilisation marschirt“, in diesem Kriege schuldig machten, schwinden lassen. Hr. Dr. Kleemann hat für den Unglücklichen eine Sammlung veranstaltet, die bereits ein sehr erfreuliches Ergebniß gehabt hat, und es ist zu erwarten, daß sich dieselbe noch reichlich vermehren wird.

— Der „Nürnb. Corr.“ schreibt: Der jetzt vielgenannte General Trochu war 1867 Mitglied der Armeecommission zur Berathung einer neuen Armeeorganisation. In dieser Eigenschaft bekämpfte er den militärischen Schlendrian und verfocht die Sache des Fortschrittes, sprach Lob und Tadel ohne Rücksicht auf Freund und Feind schonungslos aus und stieß dadurch bei Napoleon und den vielen alten und unfähigen Generalen, die nur bei dem Schlendrian fortfungiren konnten, gewaltig an. Sein Buch: „Die französische Armee im Jahre 1868“, von welchem schon 19 Auflagen erschienen sind, machte die Sache noch schlimmer, erwarb ihm aber in der Armee und im Volk den Ruf eines kenntnißreichen Officiers. Er empfahl darin das preußische Wehrgesetz, besonders die Armeeorganisation im Frieden, die Abhaltungen von jährlichen Herbstübungen und anderes. Ueber die vielgerühmte Unübertrefflichkeit des französischen Soldaten sprach Trochu ein treffendes, wahrhaft prophetisches Wort: „Man muß sich hüten, dem Soldaten beständig vorzusagen, daß Tapferkeit seine angestammte Tugend sei, Dank welcher er den Feind überall und immer schlagen werde. In Wirklichkeit sind unsere Soldaten, wie alle Menschen, von einem lebhaften, tiefen und natürlichen Trieb der Selbsterhaltung beherrscht. Unsere Soldaten operiren vorwärts mit unvergleichlicher Tapferkeit und mit Elan, aber sie werden leicht in Unordnung zurückgeführt. Dies geschieht besonders dann, wenn ihnen ihre Anführer ungeschickter Weise die Ueberzeugung beigebracht haben, daß sie ohne Aufbietung ihrer Kräfte über den Feind triumphiren werden, dieser aber fest, zäh, wohl vorbereitet und entschlossen ist, nicht zu weichen.“

— Ein Zug von preußischen Gefangenen — so berichtet der „Français“ — hat vor wenigen Tagen Tours passirt. Sie kamen vom Kriegsschauplatze und trotzdem keine Spur der bestandenen Gefechte an sich. Ihre Haltung war ausgezeichnet, ihre Kleidung unversehrt. Es waren Soldaten von allen Waffengattungen, insbesondere aber Husaren in kurzen Jacken mit blauen, weißgarnirten Dienstmützen. Die Infanterie hatte graue Mäntel. Im Ganzen waren es 70 gefangene Preußen. Der Transport hielt eine ganze Stunde auf dem Bahnhofe zu Tours. Während dieses Aufenthaltes verließen nur wenige die Waggons, wo die meisten zu schlafen schienen. Kein Einziger ging an das Buffet. Diejenigen, an welche die Eisenbahnbediensteten einige kurze Fragen richteten, antworteten kurz und in ziemlich gutem Französisch. Als sie erfuhren, daß sie nach Roche-sur-Yon gebracht werden sollten, erkundigten sich einige um die Lage dieser Stadt. Man sagte ihnen, daß dies Napoleon-Vendee wäre. Unter diesem Namen kannten sie ihren Bestimmungsort sehr gut und wußten auch, daß es der Hauptort des Departements wäre. (Bekanntlich hieß der altfranzösische Ort Roche-sur-Yon Bourbon-Vendee und später Napoleon-Vendee. Die gegenwärtige Regierung hat jener Stadt ihren ursprünglichen Namen Roche-sur-Yon wiedergegeben.) Sämmtliche Gefangene sind unverwundet. Der größte Theil derselben steht im Alter von 25 bis 35 Jahren. Ihre Haltung, sowie ihre Manieren lassen erkennen, daß sie der Landwehr angehören (?). Sie sind meist sehr gut gebaut und von einer physischen Kraft, welche sie die Strapazen des Krieges leicht ertragen läßt.

— Der „Preuß. Staatsanz.“ schreibt: Welch einen Umfang die Feldpost-Correspondenz erlangt hat, geht unter anderem daraus hervor, daß am 10. October Abends allein von der Sammelstelle Berlin 187 große Säcke mit Briefen an die Armee abgingen; zum Transport dieser Masse nach dem Bahnhofe waren sieben zweispänige Güterwagen erforderlich; außerdem beförderte die Post vier zweispännige Wagen mit baarem Geld für die Armee.

— Aus Mainz wird geschrieben: In diesen Tagen sollten 240 Mann von den hier in Gefangenschaft befindlichen Franzosen gegen eine gleiche Anzahl deutscher Soldaten ausgewechselt werden. Dies wurde den Kriegsgefangenen bekannt gemacht und Jeder, der seine Auswechselung wünschte, zum Vortreten aufgefordert. Aber was geschah? Es trat auch nicht Einziger vor! Jetzt wurde mittelst Looses zur Auswahl geschritten; aus den betrübten Mienen derjenigen aber, welche die Treffer gezogen, ließ sich nichts weniger als Freude sehen. Einige weinten sogar bittere Thränen beim Abschiede.

Verantwortliche Redaction: Wb. Gebhard Stav.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 121. Dritter Jahrgang. 1870.

-nb-. Die letzte Flucht aus Sibirien.

(Schluß.)

Pietrowski erreichte die Stadt Weliki-Ustzig, wo er sich zur Fortsetzung der Rolle eines Pilgers entschloß, der vor den Heiligenbildern zu Solowetzk am weißen Meer beten wollte. Es giebt dort vier solcher heiligen Orte, nach welchen sich die frommen Russen begeben, und überall sind die Gläubigen gut aufgenommen. Alle, welche für den Seelenfrieden des Gebers Gebete sprechen gehen, empfangen Gastfreundschaft und Almosen. Nach Pässen wird nicht streng gefragt und Pietrowski hoffte, sich einer Gesellschaft anschließen zu können, um weniger bemerkt zu werden, als wenn er allein pilgerte. Als er unentschlossen auf dem Marktplatze stand, redete ihn ein junger Mann an, und da er fand, daß sie dasselbe Reiseziel hatten, forderte er ihn auf, sich seiner Gesellschaft anzuschließen. Diese bestand aus etwa zwanzig Leuten; aber nicht weniger als zweitausend wollten denselben Weg machen und warteten in der Stadt auf das Aufthauen der Dwina, auf welcher sie mit Flößen und Kähnen nach Archangel und von da nach Solowetzk gelangen konnten. Es war eine interessante Scene. Da war der aufrichtige von aller Weltlichkeit befreite Fromme; der Abergläubige, der sich einbildete ein Heiliger zu werden; der Schlaukopf, der auf die Wohlthätigkeit der Anderen speculirte, endlich der selbstbewußte Heuchler. Die Flöße führen Korn und die Pilger erhalten freie Mitfahrt; sogar erhalten sie etwas Geld, wenn sie beim Rudern helfen. Jedes Floß braucht zwischen vierzig und sechzig Ruderer; die Ruder selbst sind dünne Fichtenstämme. Pietrowski benutzte eifrig die Gelegenheit, durch Arbeit seine kleine Baarschaft zu vergrößern. Bei Tagesanbruch vor der Abreise rief der Capitän: „Setzt Euch und betet!"

Jeder der Pilger kauerte für einen Augenblick wie ein Moslem nieder, stand dann auf und verbeugte und bekreuzte sich wiederholt; zuletzt warfen Alle, selbst der Aermste, ein kleines Geldstück in den Fluß, um sich eine glückliche Reise zu sichern.

Vierzehn Tage vergingen, während welcher Pietrowski sich zu einem geschickten Ruderer ausbildete; dann stiegen die goldenen Kuppeln von Archangel vor den Blicken der Pilger auf, welche ein Freudengeschrei ertönen ließen. Die Ruderer brachen die unteren Enden ihrer Ruder mit lautem Krachen ab, wie es der allgemeine Gebrauch mit sich bringt. Pietrowski dankte inbrünstig Gott, daß ihm soweit seine Flucht geglückt war. Welch' freundlichen Anblick boten die Schiffe mit ihren vielfarbigen Flaggen und Wimpeln, nach dem Schnee und den düsteren Wäldern des Ural! Doch auch hier fehlte es nicht an Enttäuschung; er ging die Quais entlang, doch konnte er nicht ein einziges nach Frankreich oder Deutschland bestimmtes Schiff finden, und da er nicht in die Kaffeehäuser einzutreten wagte, wo vielleicht die Capitäne waren, so verließ er betrübt Archangel, um längs der Küste Onega zu erreichen. So konnte er das berühmte Kloster passiren, ohne zum Aufenthalt genöthigt zu sein, und konnte vorgeben, nach Nowgorod und Moskau in derselben frommen Absicht zu pilgern.

Der Weg ging durch Sümpfe und verdorrte Tannenwaldungen, und oft peitschte der Sturm das weiße Meer zu berghohen Wellen auf; doch im Allgemeinen war die Witterung günstig und die Sonne warm, so daß das Uebernachten unter freiem Himmel leichter zu ertragen war. Wölfe hörte Pietrowski wohl heulen, aber glücklicherweise bekam er keine zu Gesicht. Viele Soldaten, Polen, waren an verschiedenen Punkten stationirt, um die Canäle zu bewachen. Der Flüchtling hörte zuweilen ihre traurigen Klagen an und bemerkte einmal zu Einem: „Aber Ihr werdet nicht viel geschlagen?"

„Wie, nicht viel geschlagen?" lautete die von bitterem Lachen begleitete Antwort, „meint Ihr, der Czar läßt uns sein Brod umsonst essen?"

Ein zweites trauriges Schauspiel waren die Züge jüdischer Kinder, welche mit zehn oder zwölf Jahren aus ihrer Heimath in Polen weggeführt, in Archangel zu Soldaten oder Matrosen erzogen und gelehrt werden, die Religion und Sitten ihrer Väter zu vergessen. Es war herzzerreißend, diese armen Kinder zu sehen, wie sie mit geschorenen Köpfen von Soldaten gleich einer Herde vorwärtsgetrieben wurden; und nicht selten kam Eines vor Hunger und Kälte um.

Als Pietrowski Wytzgra erreicht hatte, wurde er an der Küste von einem Bauer angeredet, welcher ihn fragte, wohin er ging. Pietrowski gab vor, nach Nowgorod zu wollen, worauf der Bauer sagte:

„Ihr seid mein Mann. Ich gehe auch den Weg bis St. Petersburg. Mein Boot ist klein und Ihr könnt mir rudern helfen."

Der schlaue Mensch beabsichtigte augenscheinlich, des Pilgers Arm unentgeltlich zu benutzen; doch endlich nach langer Debatte verstand er sich dazu, Pietrowski während der Fahrt zu verköstigen. Es konnte allerdings seltsam von diesem scheinen, nach der Hauptstadt zu gehen, gewissermaßen dem Löwen in die Fänge zu laufen, allein er ergriff jede Gelegenheit vorwärts zu kommen, um nicht nach seinen Papieren gefragt zu werden. Beim Vorbeifahren an der Küste des Ladogasees und den Ufern der Newa nahmen sie einige Frauen als Passagiere auf. Es waren meist Dienstboten, welche zu Hause bei ihren Angehörigen gewesen waren. Eine von ihnen, eine bejahrte Wäscherin, wurde von den Anderen so sehr geneckt, daß Pietrowski sich ihrer annahm, wofür sie ihm aus Dankbarkeit höchst nützlichen Beistand leistete.

„Meine Tochter," sagte sie, „wird mir entgegenkommen, und sie wird Ihnen eine passende Unterkunft besorgen."

Man kann sich denken, mit welcher Freude er den Vorschlag annahm; auch hatte ihn, so lange er im Boote war, Niemand nach einem Paß gefragt. Das Haus, in welches die Tochter der Wäscherin ihn führte, war hinlänglich ärmlich, etwa wie die Russen sagen, „der kahle Boden mit dem Arm als Kopfkissen"; doch hatte der Flüchtling natürlich verlernt, wählerisch zu sein. Er fragte seine Wirthin, ob er auf die Polizei müsse, um seinen Paß in Ordnung zu bringen.

„Nein," sagte sie, „wenn Sie nur ein paar Tage bleiben, ist es unnütz; und sie sind jetzt so streng, daß sie verlangen würden, ich solle mitgehen. Dazu aber habe ich keine Zeit."

Als er die Quais entlang ging, um nach einem Schiffe zu sehen, erspähte er eines, das am nächsten Morgen nach Riga abgehen sollte. Er konnte nur mit Mühe seine innere Bewegung unterdrücken. Der Steuermann an Bord rief ihm zu: „Wenn Sie einen Platz nach Riga wollen, so kommen Sie hierher."

„Ich möchte einen haben, aber ich bin zu arm, in einem Dampfboot zu fahren; es ist zu theuer."

Der Steuermann nannte eine sehr kleine Summe und sagte:

„Nun, warum zögern Sie?"

„Ich bin erst gestern angekommen, und mein Paß ist noch nicht visirt."

„Das würde drei Tage dauern; gehen Sie ohne Visa. Finden Sie sich um sieben Uhr morgen früh pünktlich ein."

Pietrowski ließ nicht auf sich warten. Er zahlte die Ueberfahrt, bekam sein Billet, der Dampfer setzte sich in Bewegung und der Flüchtling war in Sicherheit auf dem Ocean. Fast schien ihm Alles ein Traum.

Die Reise nach Riga, durch Curland und Litthauen ging glücklich von Statten; die einzige Schwierigkeit war jetzt noch, über die russische Grenze in's Preußische zu gelangen. Pietrowski wählte dazu die Tageszeit, und als die Schildwache ihm gerade den Rücken zuwandte, sprang er über die Mauer des ersten der drei Glacis. Alles blieb still. Die zweite Mauer wurde übersprungen wie die erste, diesmal aber sagte ihm das Knallen von Pistolenschüssen, daß er verfolgt war; er stürzte athemlos auf die dritte zu, und von todesmuthiger Verzweiflung angefeuert, besiegte er auch dies letzte Hinderniß. Er war in Preußen. Er versteckte sich zuerst in einem Wäldchen, um nur etwas auszuruhen, denn er war bis zum Umsinken erschöpft. Weiter wanderte er darauf durch Memel, Tilsit und bis Königsberg, in welch' letzterer Stadt er beschloß, zu Schiff nach Elbing zu gehen, von wo er nicht mehr weit bis Posen hatte und sich somit bald unter seinen Landsleuten befinden konnte. Er wollte die Nacht in einem Kornfelde zubringen und setzte sich einstweilen auf einen Steinhaufen am Wege nieder; aber Schlaf befiel ihn, und er wurde, als es schon dunkel war, von einem Polizeidiener wachgerüttelt. Er beantwortete die Fragen desselben in einer verworrenen unsicheren Weise, welche Verdacht erregte, und zu seinem unsäglichen Kummer wurde er in's Gefängniß abgeführt. Er gab sich für einen französischen Baumwollenspinner aus, der aus Rußland zurückkehrte, aber ohne Paß. Kein Wort davon wurde ihm geglaubt. Endlich nachdem er einen Monat lang in Haft gewesen war und es nicht länger ertragen konnte, für einen gemeinen Missethäter angesehen zu werden, verlangte er Herrn Fleury, einen französischen Advocaten, zu sprechen, welcher bei seinem Verhör zugegen gewesen war. Ihm bekannte er die volle Wahrheit. Die Bestürzung und Verwunderung desselben waren unbeschreiblich.

„Welches Unglück!" sagte er, „wir müssen Sie an Rußland ausliefern. Es sind gerade wieder viele Ihrer Landsleute über die Grenze geschickt worden. Es giebt nur noch ein Mittel: schreiben Sie an Graf Eulenburg, erzählen Sie ihm ihre Geschichte und rufen Sie seine Barmherzigkeit an."

Nach zehn Tagen erhielt er eine unbestimmte Antwort. Er solle Geduld haben, hieß es. Die Sache wurde in der Stadt ruchbar und ein angesehener Einwohner derselben kam zu Pietrowski und bot sich an, für ihn Bürgschaft zu leisten. Man hätte sich zu seinen Gunsten verwendet und die Polizei wäre bereit, ihn frei zu geben. Herr Kamke, so hieß der Freund in der Noth, nahm Pietrowski mit sich nach Hause und bewirthete ihn eine Woche lang. Dann aber kam der Befehl von Berlin, den Gefangenen nach Rußland zurückzuschicken. Er wurde noch rechtzeitig gewarnt. Um seine Weiterreise zu erleichtern, gab man ihm Empfehlungsbriefe an befreundete Personen in den Städten, die er passiren mußte; und gerade vier Jahre, nachdem er Paris verlassen, langte er dort sicher wieder an, doch um niemals zu vergessen, wie er monatelang im Schnee geschlafen, das Uralgebirge überschritten, von Kugeln verfolgt die russischen Grenzwälle übersprungen und so viele Leiden und Entbehrungen ausgestanden hatte.

Auf dem Feld von Sedan.

(Drei Wochen nach der Schlacht.)

(Aus der „Wiener Presse.")

An einem jener stillen, klaren Septembertage, die zu den schönsten des Jahres gerechnet werden, saß ich an der Heerstraße bei Sedan und blickte in die schimmernde Landschaft hinaus. War es die Ruhe der Luft allein, oder wirkten noch andere Ursachen mit, daß die Landschaft, das weite Feld umher so unendlich ruhig waren? Es lag Alles darnieder, wie erschöpft nach einer ungeheueren Aufregung. Es war, als habe Niemand den Muth, sich frei und fröhlich zu bewegen im Lichte des Tages. Eine starke, große Pappel ist von der Straße auf das Feld hereingeworfen worden; ein Knabe sitzt in den Aesten; aber er wiegt sich nicht lustig hin und her, sondern er sitzt still und nachdenklich im Blattwerk. Ein Mann in einer Blouse geht vorüber; er betrachtet sich den Stamm, schüttelt den Kopf und geht weiter. Der Stamm ist seltsam verdreht, als hätten Riesenfäuste ihn oben und unten gefaßt und zusammengequetscht, so wie ein übermüthiger Mensch sein Spazierrohr verbiegt. An der Böschung der Straße, nicht weit von dem Baume, ist ein Haufen Erde frisch zusammengekratzt, mit Rasen und Steinen untermischt, als sei dort ein wenig Erde abgerutscht. Wer näher zuschaut, kann ein wenig Lederzeug unter der Erde erkennen; es scheint etwas wie eine Patrontasche zu sein; zu der Tasche gehört auch ein Mensch; der liegt dort ruhig und vergessen auf dem Feld der Ehre. Man braucht nur den Blick über die Erde schweifen zu lassen: da liegen noch viel solcher Häuflein. Auch viele größere sind da; die sind sorgfältiger hergerichtet, einige mit einem hölzernen Kreuze versehen, die Mehrzahl gar nicht gekennzeichnet und die weitaus größte Mehrzahl sind solche „verlorene" Häuflein. Ein Fuß tief, nicht mehr. Eine Hand Erde darauf! Wenn ein leichter Wind sich erhebt und über das breite Terrain streift, bringt er abscheuliche Düfte mit. Die Bauern sagen, der bringe die Krankheiten für die Menschen, für das Vieh und für die Feldfrüchte über die Länder. Trotz dieser Ausdünstung gehen einzelne Menschen über das Feld.

Ein fremder Mann (er scheint weit hergekommen zu sein und nach seiner Sprache stammt er von der Küste der Ostsee) geht mit einem Sanitätssoldaten und einem Bauer über die Felder. Sie scheinen einer bestimmten Spur zu folgen; oft bleiben sie stehen, heben ein Stück zerbrochener Waffe auf, einen Kleiderfetzen, ein Papier, das sie begierig lesen. Der Mann sucht schon lange, aber er findet nicht, was er sucht. Aber er mag doch auf der rechten Spur sein, denn hier erreichten ostpreußische Regimenter die Straße, welche von Bouillon nach Sedan führt. Hier wurde diesmal ein verzweifelter Versuch der Franzosen, durchzubrechen, zurückgewiesen. Der fremde

Mann, der vom Meeresstrand daher gekommen ist, stützt seinen Stab in den Boden; er scheint anhaltend fest und mit eiserner Ruhe in den Boden zu starren. Aber wer ihn genauer anschaut, bemerkt, daß eine Thräne nach der anderen über das herbe Gesicht auf die Hände hinabrollen. Es war ja sein einziger Sohn, sein einziges Kind .... Wenn gleiches Leid Schmerzen mildern kann, dann könnte dem Manne hier bald geholfen werden. Drüben auf einer Erhöhung des Bodens, in einem Gartenfelde, sind drei große, eigenartige Beete aufgeworfen worden und das kleinste derselben ist mit einem ganz neuen Holzkreuze geschmückt. Dabei stehen drei Frauen schwarz gekleidet, mit gefalteten Händen und beten. Sie haben gefunden, was sie gesucht haben.

Die Mehrzahl der Reisenden, welche nach Sedan kommen, und die Engländer vor Allen, eilen so schnell als möglich, um das Häuschen in Augenschein zu nehmen, in welchem der Kaiser der Franzosen mit dem siegreichen Könige zusammentraf. Aber mir scheint, es sind auf dem Felde von Sedan noch viel merkwürdigere Dinge zu sehen. Mich interessirt der verwilderte Mensch mehr, den ich seit einer Stunde über die Felder und durch die Gebüsche streichen gesehen. Er untersucht alle Dinge genau, alle militärischen Ueberreste, die in den Furchen der Felder und in dem Herbstlaub liegen. Die Papierfetzen reinigt er sorgfältig, untersucht, welche Schrift es ist und ohne die Blätter zu lesen, legt er sie zu einem Paquete zusammen. Er hatte bereits zwei kleine Paquete beisammen. Auf mein Befragen, was er mit den Papiere mache, zeigte er dieselben vor. Es sind lauter Soldatenbriefe; wenige deutsche, die meisten französisch, jämmerlich schlecht geschrieben. Der Mensch sagt, er trage dieselben nach Sedan, wo sie von französischen Frauen gelesen würden. Dieselben haben es sich zur Aufgabe gemacht, die Adressen, welche etwa auf oder in den Briefen angegeben sind, zu erforschen und ihnen diese literarischen Reste zu übermitteln. Es kämen, sagt der seltsame Briefsammler, täglich eine große Anzahl von Anfragen aus allen Theilen Frankreichs nach Sedan und alle wollten wissen, wo der oder jener geblieben sei? „Es sind auch schrecklich viel Menschen umgekommen," meint er und schlendert äußerlich gleichgiltig über die Felder weiter.

Ja wahrhaftig, es sind hier schrecklich viel Menschen umgekommen. Wir brauchen uns nur in das nächste Haus an der Straße zu begeben, bei welchem ein weißes Fähnlein mit rothem Kreuze flattert und wir können gleich dieselbe Betheuerung hören. Mit Kreide steht auf dem Thore geschrieben: „ambulance belge"; etwas weiter an einer Kirche „ambulance anglaise"; etwas weiter an einer Fabrik „ambulance hollandaise" und so geht es durch die ganze lange Vorstadt von Sedan und über Sedan hinaus bis nach Bazeilles hin. Das ist die Hauptlinie; dazu kommen die Nebenlinien. Mit Ausnahme der Stadt, wo sie in Gruppen vertheilt sind, hatte auf diesen Straßen jedes Haus seine Verwundeten und noch heute, drei Wochen nach der Schlacht, liegen in der Mehrzahl der Häuser und Hütten die Schwerblessirten. Man erkundigt sich natürlich bei den Aerzten und bei den Herren von den Ambulancen, wie viel Todte es wohl in der dreitägigen Mordschlacht gegeben habe? Aber man stößt hier auf die verschiedensten Angaben; nur befaßt sich keine dieser Angaben mit geringen Ziffern. Da behauptet ein Herr, 50,000 todte Franzosen habe man ganz bestimmt verscharrt und ein anderer behauptet sogar 60,000 und noch mehr. Noch von keinem habe ich die Zahl unter 50,000 angeben gehört und sie sprechen immer von Haufen von Franzosen. Sie zeigen die Gräber, die nicht mehr als kleine Erdwälle sich repräsentiren, sondern als lange Streifen, die weit über die Felder sich hinziehen, als wolle man dort den Oberbau für eine Eisenbahn anlegen. Von den Franzosen ist keine autorisirte Stelle da, welche, wenn auch nur im Ueberschlag, diese Stellen und die darin befindlichen Leichen zu taxiren käme. Es wäre um so schwieriger, als sie oft übereinandergeschichtet sind, gleich Häringen. Man ist auf die preußischen Angaben und auf die Schätzungen der fremden Aerzte angewiesen. Wie gesagt, diese geben die Zahl der Todten als kaum übersehbar an, denn die preußischen Geschütze hätten in den französischen Reihen gewüthet, wie man Aehnliches niemals in einer Schlacht erlebte. Vielleicht war die Mehrzahl davon tödtlich verwundet; aber diese Mehrzahl blieb durch drei Tage und sogar durch fünf Tage hilflos auf dem kalten, rauhen durchnäßten Boden liegen. Mehr als 15,000 Verwundete hat man aufgehoben; in und in der Umgebung von Sedan wurde diese Anzahl verpflegt. Vielleicht ebensoviel sind aus Mangel an Hilfe gestorben! Das klingt in der That übertrieben, ja wahnsinnig übertrieben. Und dennoch, wer sich genau in Sedan umgesehen hat und in der Mehrzahl der Ambulancen verkehrte, muß es leider für möglich halten. Noch niemals ist eine Schlacht geschlagen worden, in welcher die Zahl der Todten die der Verwundeten um das Dreifache überstieg. Und alle Angaben stimmen darin überein, daß die Verluste der Preußen verhältnißmäßig unbedeutend waren gegenüber den französischen Hekatomben. Nur auf einzelnen Strecken litten auch sie furchtbar und zwar gerade bei der Straße Bouillon. Ungleich größere Verluste wieder hatten die Bayern; davon zeugt jeder Schritt, den man auf der Straße von Sedan nach Bazeilles macht. Dort sind die Straßengräben ganz angefüllt mit bayerischen Helmen und Tornistern; zur Rechten und Linken der Straße häufen sich die Gräber. Hier erzählt jeder Einwohner und jeder Bettler — das ist jetzt hier ein und dasselbe — von den langen blutigen Reihen, in denen die Bayern dort zusammengebettet wurden!

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— Ein Brief eines bayerischen Soldaten bei der Etappen-Geniecompagnie, d.d. Ecrouves, 21. Septbr., enthält folgende interessante Stellen: „Am Sonntag Mittag erhielten wir den Befehl, sämmtliche Schleußen des Canals um Toul herum zu öffnen; wir öffneten alsbald die Schleußen 28 und 29 ohne Gefahr, nun ging es über die Schleuße 26; diese liegt hart an dem Glacis der Festung, höchstens 120 Schritte von den französischen Vorposten. Wir mußten nun warten, bis es Nacht war, dann hieß es: Wer meldet sich freiwillig? Keiner trat vor. Nun dachte ich, eine Feigheit läßt Du Dir nicht nachreden, ich trat vor und forderte noch einen Regensburger Namens Fischer auf, sich mir anzuschließen; wir warteten dann, bis es vollständig Nacht war und krochen am Bauch vor, bis wir die Schleuße glücklich erreichten. Nun hatten aber die Franzosen die Schleußen mit Vorsatzhölzern, Steinen und Erde so verdämmt, daß wir in derselben Nacht nichts ausrichten konnten, denn die Schleuße war nicht anders zu öffnen, als sie zu sprengen, und dieses war keine kleine Arbeit. Montag Nachts untersuchten wir die Schleuße nochmals, um zu sehen, wie wir am leichtesten sprengen können, und kamen wieder, unbemerkt von den Franzosen, zurück. Nun trafen wir Dienstag die Vorbereitungen zu dieser frechen und gefährlichen Arbeit. Wir nahmen ein Faß, füllten es mit 2 Centner Pulver, die Sandsäcke, welche wir nothwendig hatten, wurden gefüllt, Seile, Hacken und was sonst noch unentbehrlich war, auf einen Wagen zusammengeladen, und als wir von unseren Kameraden Abschied genommen hatten, begaben wir uns nach der Vorstadt von Toul. Abends 8 Uhr, als die Nacht vollständig eingetreten war, begannen wir mit der Arbeit. Das Pulverfaß wurde auf eine Tragbahre gebracht, ich und mein Landsmann zogen Filzschuhe an und brachten das Faß glücklich unter die Schleußenbrücke. Die übrige Mannschaft brachte die anderen Gegenstände unter die Brücke. Nun waren wir gedeckt und begannen mit der Arbeit; es durfte kein Wort gesprochen werden. Das Faß wurde eingegraben und mit Steinen und Sandsäcken stark verdämmt. Die Arbeit nahm volle zwei Stunden in Anspruch; hierauf wurde eine Zündröhre angelegt und an diese der Pickfurt-Zünder, von welchem der Schuh genau eine halbe Minute

brennt, angelegt und angezündet. Nun mußten wir heraus, und als wir eben am Damm anlamen, wurden uns die Franzosen gewahr und Schuß auf Schuß krachte; die Kugeln pfiffen über unseren Köpfen weg, ohne einen Mann zu verletzen; wir kamen glücklich in der Vorstadt an und harrten ungeduldig auf den Knall; jene Minute wurde uns eine Ewigkeit. Endlich erfolgte eine furchtbare Detonation, die Brücke flog mit sammt der Schleuße in die Luft. In der ganzen Vorstadt war kein ganzes Fenster mehr, aber wir hatten unseren Zweck erreicht, nämlich die Entwässerung der Festungsgräben."

— Aus einem Briefe eines preußischen Militärarztes: „Ich hatte heute eine der komischsten Scenen, die man sich vorstellen kann. Ein blühender Blücher-Husar lag mit jämmerlichem Gesichtsausdruck in dem Hospital, welches ich besuchte. Ich fragte ihn nach seinem Leiden. Da klagte er mit nassem Auge, er habe seit gestern nichts Ordentliches gegessen, statt dessen habe man ihm Morgens Ricinusöl gegeben. Da der Mann nur davon sprach, daß er sich durchgeritten habe, so war mir die Sache auffallend. Ich ging also zu dem französischen Arzte und bat um Aufklärung. Man sagte mir, en France müssen die Kranken immer fasten, wenn sie purgiren sollen. Ja, aber warum sollte denn der Mann purgiren? Weil er dyskrasische Unterschenkel-Geschwüre habe. Nun war nichts leichter, als diese Ansicht als falsch zu constatiren. Der Husar hatte sehr enge Hosen, deren Reitbesatz ihm an der Naht einige Stellen wund gerieben hatte. Ich bat also ganz energisch, dem Kranken sofort eine tüchtige Suppe und Fleisch und vor allen Dingen Kartoffeln zu geben, und als man dies herbeigeschafft hatte, habe ich nie einen zufriedeneren, lachenderen Gesichts-Ausdruck gesehen, als bei meinem pommer'schen Landsmanne . ."

— Daß mitunter die häufigen Ausfälle vor Metz eine ziemlich harmlose Veranlassung haben, darüber enthält ein Officiersbrief vom 1. dss. Mts. folgende Mittheilung: „Wenn es nicht so blutig ernst wäre, dann müßte man — heißt es daselbst — über die Veranlassung zu derartigen Kämpfen lachen. Das 9. Jäger Bataillon hat, auf Vorposten liegend, eine Waldspitze besetzt; einige hundert Schritte vis-à-vis befinden sich die Vorposten der Franzosen, beide von einander durch freies Feld getrennt, so daß unsere Jäger im Walde gedeckt stehen, die Franzosen aber, sobald sie sich aus ihrer Schanze herauswagen, sehr leicht beschossen werden können. Die Vorposten lebten nun eine zeitlang ganz gemüthlich mit einander, und zwar so, daß beide ohne Waffen auf dem dazwischenliegenden Felde Kartoffeln zusammen ausgruben. Da stahl ein Franzose einem Jäger eine Kaffeemaschine, und sofort war nun Krieg erklärt; kein Franzose durfte sich mehr hervorwagen, so traf ihn unfehlbar die Kugel eines Jägers. Da dies den Franzosen unangenehm war und sie auch das Kartoffelfeld mit seinen Früchten nicht missen wollten, so versuchten sie heute früh mit aller Macht, in einem starken Ausfalle die Jäger aus der Waldspitze herauszutreiben, was ihnen aber nicht gelang. Indessen war dies die Ursache eines fünfstündigen Kampfes mit obligatem Geschützfeuer, in welchen auch andere Truppentheile hineingezogen wurden.

— Von den Vorposten um Metz hört man förmliche Indianergeschichten. So schreibt ein Pommer'scher Artillerist: „Die Füsiliere und Pioniere stellen ihre Helme, resp. die Franzosen ihre Käppis neben sich auf die Wallung der Laufgräben, bis beide dahinter kommen und nicht auf die Kopfbedeckungen selbst, sondern rechts und links davon schießen. Machen aber die Franzosen einen Ausfall auf die Helme, so bekommen sie von den inzwischen ohne Helme ausgerückten Preußen ein vernichtendes Flankenfeuer. Wir sind doch noch schlauer als die Herren Rothhosen."

— Ueber die Disciplin in der französischen Armee findet sich in dem längeren Berichte eines durch Frankreich reisenden militärischen Correspondenten der Wiener „Presse" nachstehende interessante Aufklärung: „Durch den ersten Theil meiner Fahrt gewitzigt, war ich diesmal bedacht, ein Coupé zu wählen, in welchem bereits mehrere Officiere saßen. Ein Oberst war am Fenster und wehrte hier nun selbst die wieder mit Vorliebe auf die erste Classe eindrängenden Soldaten ab; er redete den Leuten zu, erst dann hierher zurückzukommen, bis sie in den für sie bestimmten Wagen keinen Platz finden würden; aber das half gar nichts. Ein junger Linien-Soldat, von dem ich besonders anführen muß, daß er nicht betrunken war, wollte Gewalt anwenden und versuchte, den Obersten in's Innere zu drängen; als dies nicht gelang, überhäufte dieser Mann den höheren Officier in Gegenwart Anderer, die ruhig zuhörten, mit einer solchen Fluth von Schimpfworten, bedrohte ihn mit so deutlich sprechenden Geberden, daß ich kaum meinen Augen traute. Im Nebencoupé saß ein Oberstlieutenant und ein Capitän; ich stieg ein und mit mir vier ältere Soldaten mit Gewehr und Rüstung. Der Capitän wies sie an, sich in ihre Wagen zu begeben, worauf diese ganz rundweg: „Mais non" antworteten. Dieselbe Scene wiederholte sich auch da, die Leute machten den erstesten Widerstand und der Capitän schämte sich nicht, den Stationschef herbeizurufen und ihn zu bitten, er möge ihm helfen, seine Soldaten zum Gehorsam, das heißt zum Verlassen des Coupes zu bringen. Dem Stationschef gelang dies in der That, aber nicht ohne die wüthendsten Schmähungen der Soldaten gegen ihre Officiere hervorzurufen. Leider konnte mir dieser Erfolg nicht lange zu Nutzen kommen, denn gleich darauf brachte derselbe Stationschef vier verwundete Zuaven herein, die nicht viel besser waren als die Anderen. Zu meinem nicht geringen Staunen sah ich aber jetzt, daß der Capitän mit diesen Leuten in ein so maßloses Schimpfen über den Kaiser, über den Generalstab und über die höheren Officiere sich einließ, daß mir bald recht klar wurde, wie unter solchen Umständen der Geist der Mannschaft sehr bald der allerschlechteste werden muß. Aehnliches erfuhren aber auch mehrere meiner hier anwesenden Landsleute, und wenn ich Ihnen daher früher schon berichtete, daß die Strenge und Energie eines Obercommandanten hier fehlt, daß kein Kitt, kein Zusammenhalt da ist, daß fast jedes Regiment, jede Compagnie, Mobilgarde, Francs-Tireurs, Linientruppen, daß dies Alles sich einzeln nach eigenem Gutdünken herumtummelt: so habe ich wahrhaftig das Ziel nicht überschossen.

— Am Tage der Capitulation von Sedan wurde die Frau eines preuß. Kriegsreservisten, der die Kämpfe von Sedan mitgemacht hatte, von einem munteren Mädchen entbunden, welches vor einigen Tagen getauft wurde. Die Wöchnerin hatte als Pathen einen Officier des Ersatzbataillons von demselben Regiment, bei welchem ihr Gatte dient, eingeladen. Das Kind erhielt von demselben den Namen „Sedanie" nebst einem sehr ansehnlichen Pathengeschenk.

— Die preußischen Pioniere haben nicht nur von Osten nach Süden um Metz herum eine Bahn gebaut und in Betrieb gesetzt, sondern auch auf der gradlinigen Bahn Metz-Diedenhofen (resp. Mezieres-Ukenye-Moyeuvre) fährt jetzt das Dampfroß hin. Die Eisenbahnbrücke über die Orne hatten die Franzosen i. J. gesprengt. Ein einfacher Holzbau ersetzte dieselbe. Waggons fand man auf den einzelnen Zwischenstationen, und eine als unbrauchbar auf der Zweigbahn in Moyeuvre von den Franzosen zurückgelassene Locomotive wurde von den Pionieren reparirt und fährt jetzt lustig unter dem Namen „Friedrich Karl" von Mezieres nach Moyeuvre und Ukenye. Am 30. September fand die feierliche Eröffnung dieser Bahnlinie statt.

Verantwortliche Redaction: Bb. Gebhard Staa.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 122. Dritter Jahrgang. 1870.

Herzensprüfung.

Erzählung von Hermann Kleinsteuber.

1.

Frau Stadtmusikus Seger saß mit ihrer Tochter traulich beim Frühkaffee zusammen: Die Unterhaltung bildete der gestrige Ball, an welchem Bertha auf Veranlassung ihrer Mutter und in Begleitung derselben Theil genommen hatte. Und ein solcher Gegenstand ist ja für Frauen immer interessant und beinahe unerschöpflich. Man sprach über die Anzüge der jungen Balldamen, über ihre Tänzer und Verehrer. Man erging sich in Vermuthungen darüber, ob die Einen künftig ein Pärchen werden würden oder ob die Anderen gar wohl schon im Stillen verlobt wären. Dann bedauerte man auch theilnehmend die eine oder andere der jungen Damen, daß sie so gar wenig getanzt habe.

„Nun, Du kannst Dich nicht beklagen, Bertha!“ sagte die Mutter, indem sie einen freudestrahlenden und wohlgefälligen Blick auf die hübsche Tochter warf. „Du hast nicht einen einzigen Tanz gesessen und,“ fügte sie mit einem bedeutungsvollen Schmunzeln hinzu — „Herr Nolte war sehr aufmerksam gegen Dich. Wie oft hat er mit Dir getanzt — wie freundlich hat er sich mit Dir unterhalten — wie eifrig folgten Dir seine Blicke, wenn Du durch den Saal gingst oder wenn Du von einem anderen Tänzer aufgefordert warst .... O, ich habe es wohl bemerkt,“ schloß sie, den Kopf lebhaft wiegend. „Ich glaube, Herr Nolte hat ernste Absichten auf Dich.“

„Ach, wie kannst Du gleich so was denken, Mutter!...“ warf Bertha hin, indem ein leichter Schatten über ihre schönen und heiteren Züge flog.

„Nun, gieb acht, ob meine Vermuthung nicht richtig ist,“ fuhr jene unbeirrt fort. „Wär's denn auch so was Unerhörtes, wenn Herr Nolte Wohlgefallen an Dir fände und Dich zur Frau begehrte! Bist Du nicht ein braves, wirthschaftliches und hübsches Mädchen, dessen sich kein Mann zu schämen hätt' und das recht gut eine Kaufmannsfrau vorstellen könnt'! Verdienst Du nicht ein solches Glück?“ .... schloß sie, indem ihr Auge voll mütterlichen Stolzes auf der Tochter ruhte.

Diese blickte vor sich hin und rührte mit dem Löffelchen etwas verlegen in ihrer Tasse herum, indem sie halblaut bemerkte: „Glück? ... Ja, was ist denn eigentlich Glück? ... Ich such' es nicht in äußerlichen Dingen. Es gehört mehr dazu, als schöne Kleider und eine kostbare Wohnung, als gut Essen und Trinken.“

Frau Stadtmusikus Seger schüttelte befremdet den Kopf und fuhr sich mit den Händen ein paar Mal über die weiße Morgenhaube. „Kind, Kind,“ rief sie dann im Tone der Ermahnung, „Du bist noch unerfahren und kennst das Leben nicht! Du träumst noch von einer Hütte, in der zwei Liebende Platz hätten, und ahnest nicht, wie schwer es einem jungen Paare wird, wenn es mit leeren Händen anfängt und mit Nichts sich einen eigenen Herd gründen soll. Ich aber weiß es — ich habe es mit Deinem seligen Vater durchgemacht!“

„Und Ihr waret doch froh und glücklich miteinander!“ fiel Bertha ein. „Der selige Vater und Du selber hast mir oft genug erzählt, mit welchem Vergnügen Ihr Eueren kleinen Hausstand allmählich wachsen und gedeihen sahst, wie Ihr Euch gefreut habt, wenn Ihr mit den Ersparnissen das und jenes anschaffen konntet, was Ihr Euch schon lange gewünscht, und wie Ihr Euch zuletzt ein behagliches Nest eingerichtet, in welchem Liebe und Treue waltete.“

„Ja, ja, Du hast recht,“ erwiderte die Mutter, gerührt von der Erinnerung an die eigene Jugend und an das bescheidene Glück, das sie an der Seite ihres verstorbenen Mannes genossen. „Aber,“ fügte sie nach kurzem Sinnen hinzu, „damals waren auch andere Zeiten, wie jetzt. Man brauchte nicht so viel, man konnte sich einschränken und sparen. Es fanden sich hilfreiche Nachbarn, die Einem beisprangen in Zeiten der Noth. Jetzt aber denkt jeder nur an sich selber, jeder will es dem Anderen an Prunk zuvorthun, und wenn man nicht fortschreitet mit der Zeit, wird man ausgelacht oder gar verachtet.“

„Na, so schlimm ist es nicht, liebe Mutter,“ entgegnete Bertha lächelnd. „Einfachheit, Fleiß und Sparsamkeit finden auch heute noch Achtung und Anerkennung bei vernünftigen Leuten; und wenn man nur brav arbeitet und ehrlich schafft, so kann man auch auf den Beistand guter Menschen rechnen. Nein, ich lasse mir's nicht ausreden, daß man das wahre echte Glück nur im eigenen Herzen findet.“

„Ja, wie man's nimmt!“ versetzte die Mutter gedehnt. „Aber man muß nur kein eigensinniges, thörichtes Herz haben, das sich ohne alle Vernunft seinen Wünschen hingiebt. Man muß mit dem Verstande erwägen, was zu unserem Besten dient — man muß Gefühle unterdrücken lernen, die dem Ergreifen unseres Vortheils im Wege stehen.“

Bertha öffnete die Lippen, um etwas zu erwidern, aber die Mutter ließ sie nicht zu Worte kommen, indem sie eifrig fortfuhr: „Es geht Alles, Bertha — Alles, sage ich Dir. Man meint anfangs, das Herz werde Einem brechen, wenn man einen Lieblingswunsch aufgeben muß. Aber sieh! man überwindet's bald, sofern man sich's nur ernstlich vornimmt.“

Die Tochter schüttelte leise das blonde Köpfchen und schrieb mit dem Zeigefinger Figuren auf den Tisch. Man merkte wohl, daß sie etwas auf dem Herzen habe und daß sie keineswegs die Ansichten ihrer Mutter vollkommen theile. Aber sie schwieg und hörte auch nur mit halbem Ohre den Bemerkungen zu, welche jene noch weiter über den gestrigen Ball zu machen nicht müde wurde. Endlich erhoben sich beide Frauen, indem jede ihren häuslichen Geschäften nachging.

Bertha war das einzige Kind der Wittwe Seger und stand jetzt im achtzehnten Jahre. Die Natur hatte das Mädchen körperlich wie geistig so reich ausgestattet, daß man sie zu den anmuthigsten Erscheinungen der kleinen Stadt zählen konnte. Eine reiche Fülle natürlicher blonder Locken umrahmte das frische volle Gesicht, dem die milden, freundlich ernsten Züge etwas ungemein Anziehendes gaben. Ihr Wuchs war schlank, aber doch fest und kräftig. Ihr Aussehen zeugte von jener Gesundheit, welche die Folge eines einfachen und arbeitsamen

Lebens zu sein pflegt. Für die Erziehung und Ausbildung Berthas hatte der vor einigen Jahren gestorbene Vater Alles aufgewendet, was in seinen Kräften stand. Die Mutter war ihrerseits bemüht gewesen, sie mit den Obliegenheiten einer guten Hausfrau vertraut zu machen, wobei ihr der angeborene wirthschaftliche Sinn Berthas trefflich zu statten kam.

Alt und Jung liebte das bescheidene, sittsame Mädchen. So mancher Jüngling schaute auch wohl begehrlich zu ihr auf, aber keiner konnte sich rühmen, von ihr bevorzugt zu werden.

Die Vermögensverhältnisse der Frau Stadtmusikus waren leider ziemlich ungünstig. Der verstorbene Mann hatte ihr und der Tochter ein kleines Haus hinterlassen, dessen Garten an den alten Wallgraben stieß. Aber das Grundstück war sehr verschuldet. Der jährliche Miethzins von dem unteren Stock des Häuschens deckte kaum die Zinsen der Hypothekenschuld, mit welcher das kleine Anwesen behaftet war. Im oberen Stock, der nur einige Mansardenzimmer enthielt, wohnte Frau Seger selber. So kostete sie zwar die Wohnung nichts, aber für alle übrigen Bedürfnisse des Lebens mußten die beiden Frauen mit ihrer Hände Arbeit sorgen. Sie nähten, machten Putz und stickten für das offene Geschäft des Herrn Nolte. Es bedurfte indeß einer großen Sparsamkeit und eines emsigen Fleißes, um sich auf diese Art eine sehr bescheidene Existenz zu sichern.

Frau Stadtmusikus Seger klagte oft genug über das Bedrückende eines solchen Daseins. Nur Bertha war trotz alledem wohlgemuth und voll guter Laune. Ihre frohen Lieder, ihr heiteres Lachen erfüllten früh und spät das reinliche, nette Mansardzimmer. Im Stillen hoffte Frau Seger, ihre Verhältnisse würden sich bald einmal bessern, denn sie war überzeugt, daß es der hübschen Tochter an einer „guten Partie" nicht fehlen könne. Aus Rücksicht darauf hatte sie dieselbe auch nach jenem Balle geführt, von welchem oben die Rede war. Die jungen heirathsfähigen Männer sollten doch Gelegenheit haben, das Kleinod kennen zu lernen, das sich für gewöhnlich den Blicken der Welt entzog. Bertha selber hatte wenig Lust gezeigt, an jenem Balle Theil zu nehmen, schließlich jedoch dem dringenden Wunsche der Mutter nachgegeben. Und wir sahen bereits, wie diese auf Herrn Nolte als künftigen Schwiegersohn „speculirte", da er Bertha auf dem Balle so sehr ausgezeichnet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Auf dem Feld von Sedan.

(Drei Wochen nach der Schlacht.)

(Schluß.)

Es war Abend, als ich durch eines der alten niederen Thore von Sedan einritt. Auch wer nicht Soldat ist, erkennt sogleich, daß diese Thore, Wälle und Palisaden heute keine Bedeutung mehr haben und von Vorwerken ist bei Sedan nichts zu bemerken. In den Straßen war es ziemlich lebendig von Soldaten und Bürgern; es war gegen 8 Uhr; die Leute eilten noch, um kleine Einkäufe zu machen und die Bauern machten, daß sie mit ihren Wagen zu den Thoren hinaus kamen, denn um 9 Uhr sollten die letzteren geschlossen werden und kein Einwohner darf sich mehr auf der Straße blicken lassen. Die Gasthöfe waren alle überfüllt; viele Engländer und „Ambulance-Herren", doch die Mehrzahl Franzosen, welche sich nach Angehörigen zu erkundigen kamen.

Die Stadt Sedan ist bald durchlaufen; sie hat viele enge und nicht sehr saubere Straßen und einige größere und hübsche Plätze. Die Bewegung des Krieges und das fremde Soldatenleben mag die Stadt schmutziger machen als sie gewöhnlich ist. Aber bei allen Thoren, mit Ausnahme eines einzigen, zeigt sich eine völlige italienische Vernachlässigung, sowohl an den Häusern, als auf den Gassen, als an den Bewohnern. Dazu paßt das durchaus romanische Wesen der letzteren. Der gallische Typus tritt scharf hervor in Sprache, Bewegung und Benehmen; die blonden Leute, vielleicht von flämischer und von plattdeutscher Herkunft, sind zwar nicht selten, aber sie haben durchaus französisches Wesen angenommen. Es spricht Niemand von den Bürgern in Sedan deutsch; die deutschen Soldaten verständigen sich in den Läden und auf dem Markte mit den Leuten durch die Fingersprache. Es ist peinlich zu sehen, wie ein Krieger, ein Stück Butter, ein Paar Eier ꝛc. in der Hand haltend (das Geld zwischen den Zähnen) an der anderen Hand die Sousstücke sich abzählen läßt. An einem Laden sah ich mit deutscher Schrift auf einem Stückchen Papier geschrieben: „Hier wird Soldaten nichts verkauft." Das war einem Wachtposten von rheinischen Landwehrmännern gegenüber; wenn statt derselben ein Zuavenposten dagewesen wäre und an dem Fenster eine gleichlautende französische Inschrift, ich bin überzeugt, dasselbe wäre nicht lange mehr ganz geblieben. Aber in Sedan hat man für dergleichen Kleinigkeiten im Moment keine Aufmerksamkeit; die Soldaten haben ihr Augenmerk auf andere Dinge zu richten: ihre Sicherheit im Allgemeinen und die scharfe Bewachung der Festung. Wo diese nicht touchirt werden, können der Bürger und Fremde machen, was sie wollen. Auf allen Wegen sieht man französische Soldaten herumlaufen; eine Menge Blessirter und dann diese unbeschreiblichen Massen von Kriegsmunition und Waffen. Vielleicht hat niemals ein Sieg ähnliche Schauspiele in dieser Beziehung zu Tage gebracht, wie der von Sedan.

Man hat beim Anblick derselben kaum ein Interesse für die neuen historischen Gebäude in Sedan: der Palast, in welchem Napoleon wohnte; das Hotel, in welchem der König und der Kronprinz abstiegen; das Café, vor welchem eine Bombe platzte, während noch die französischen Officiere Billard spielten u. s. w. Letzteres ist in der That keine Mär; man braucht nur einen Blick auf das Spiegelkaffeehaus zu werfen, um zu erkennen, daß vor kurzer Zeit die ganze Glasfront renovirt wurde. In diesem Café wird erzählt, daß ein französischer General mit mehreren Herren gespielt habe, als bereits draußen auf den Feldern die Kanonen donnerten. Die Frau des Hauses habe den Herren unwillig bedeutet, daß hier wohl nicht ihr Platz in diesem Momente sei, und als dieselben verächtlich antworteten, die Preußen seien noch weit und das seien Dinge, um welche die Weiber sich nicht zu kümmern hätten, sei eine Bombe draußen eingeschlagen und crepirt, so daß Alles ringsum zerschmettert wurde.

Von dem Café hat man nur noch wenige Schritte bis zum Maascanal, der durch die Stadt geht. Hier auf der Brücke ist der freieste und schönste Punkt der Stadt. Man hat aber kaum Augen für die Umgebung, in Anbetracht der seltsamen Scenen, die unter der Brücke, am Flusse, sich abspielen. Da steht eine lange Linie von Landwehrsoldaten. Jeder hat einen Fischerhaken oder eine allmächtige Angel in der Hand; dieselben werden unablässig in den Fluß getaucht. Da fischt der eine ein Gewehr heraus, der andere einen Säbel, der dritte einen Reiterhelm, der vierte zieht schwer und lange, man fürchtet, er habe einen ganzen Soldaten, aber es ist nur ein vollständiger Reiterkürass. Wer oben auf der Brücke den Soldaten ein gutes Wort giebt, besonders ein Deutscher, bekommt den ganzen Panzer zum Geschenke. Wie er ihn dann fortbringt, das ist seine Sache. Im seichten Flußbett der Maas liegt etwas wie große Stücke Steinkohle hingestreut, es sind die Hüte der Husaren, die dort zu Hunderten angeschwemmt wurden. All' diese Wehr und Waffen (darunter viele Adler) wurden von den verzweifelten Franzosen in den Fluß geworfen.

Etwas weiter an der breiten Straße stehen die eroberten

Geschütze. Man schaut über ein Feld hin, in einer Tiefe wie vom Burgthor bis zum Kärntnerthor und eben so breit: dort stehen hübsch geordnet, je nach dem Kaliber die Geschütze einer ganzen Armee. Die Mitrailleusen zuletzt, auffallend durch ihre Höhe und ihre blanke Metallmasse. Auf einem noch größeren Platz stehen die Munitionswagen. Bei der Hauptcaserne, an einem der Stadtthore, liegen die Chassepots. Die Mehrzahl derselben scheint aus dem Fluß gezogen worden zu sein, denn sie sind stark verrostet. Man hat sie übereinander geschichtet wie Brennholz, und der Soldat, der dabei auf Posten steht, sagt, daß man beim Zählen schon über die Hunderttausend hinaus sei.

Diese ungeheuere Anhäufung von Kriegsmaterial aller Art hat eine ganz eigene Industrie ins Leben gerufen. Durch das Martialgesetz ist zwar in Sedan das Aufbewahren von Waffen verboten, und doch ist Jedermann in und bei der Stadt Waffensammler und Händler mit Monturstücken. Es geht kein Fremder fort, der nicht einige Stücke als Andenken mitnähme; aber das Meiste nehmen die Anhänger der Genfer Convention, die, so friedlichen Sinnes sie eigentlich sind, dennoch nach Waffenstücken eine ausgesprochene Gier haben. In den Häusern bietet der Bürger dem Fremden, dem er trauen zu können glaubt, ein „ganz neues Chassepot" oder eine Trommel an; auf der Landstraße offerirt der Bauer, nachdem er sich seinen Mann vorsichtig angeschaut hat, einen Säbel oder hundert Stück Mitrailleuse-Cartouchen. Von den letzteren hatte man in den ersten Tagen nach der Schlacht ganze Haufen zusammengetragen. Zuweilen sieht man an einem öffentlichen Gebäude oder an einer Caserne große Wagen stehen, die den Auszug eines Trödlers zu besorgen scheinen. Oder es ist wie bei dem Abbruch eines Theaters, wo eben die Garderobestücke aufgeladen werden. Da sind rothe, grüne und blaue Uniformen; Federbüsche, Helme, Säbelscheiden, ganze Uniformen der Hundertgarden, fast lauter Roth und Gold; dazwischen Zuavenhosen und Beduinenmäntel, und mir schien sogar als seien Weiberröcke und Crinolinen unter dem Wust gewesen. Es ist ein unbeschreiblich bunter und elender Trödel. Bürgersleute laden die Sachen unter Aufsicht von Soldaten auf, und dann geht es fort, die Götter wissen, wohin. Ein anderer Handel, der nach der Katastrophe großartige Dimensionen annahm, war der mit Pferden. Da standen eines Tages einige Tausend Pferde herrenlos auf den Feldern von Sedan. Wer ein Pferd haben wollte, brauchte sich nur an einen Soldaten zu wenden, ihm einige Cigarren anzubieten und in wenigen Minuten war er beritten. Die Thiere standen den Krankenträgern derart in dem Wege, daß man genöthigt gewesen sein soll, dreihundert zu erschießen. Auf vielen Punkten waren sie so ausgehungert, daß sie die Rinden der Bäume abnagten. Viele von den armen Thieren hatten geringe oder schwerere Blessuren. Noch drei Wochen nach der Schlacht stand ein großer Schimmel auf einer Wiese an der Landstraße und blickte unbeweglich nach den Menschen auf der Straße herüber. Er hatte einen großen Riß in der Schulter; ein mitleidiger Soldat hatte denselben verklebt, und der Bauer, dem der Grund gehörte, schien abwarten zu wollen, ob er durchkommen werde. Die guten Pferde, die von den siegreichen Truppen nicht genommen werden konnten, kamen zum großen Theil an die Marketender; Mancher, der die Mark mit einer elenden Mähre verlassen hat, wird mit einem edlen afrikanischen Rosse heimkehren.

Der Wolf und der Jäger.

(Eine politische Parabel.)

Ein Jäger ging ruhig seines Weges. Da stürzte plötzlich ein hungeriger Wolf auf ihn zu. Der Jäger hatte nicht geladen und retirirte sich deshalb auf einen in der Nähe stehenden alten Weidenbaum. Oben angekommen, sah er, daß der Stamm hohl war. Er legte daher sein Gewehr über die Höhlung und setzte sich darauf, die Füße, in den hohlen Stamm hinabhängend lassend. Der Wolf in seinem Hunger sprang an dem Stamme hinauf, konnte den Jäger aber nicht erreichen. Plötzlich gab aber die eine morsche Seitenwand des Baumes nach und der Jäger rutschte mitsammt seinem Gewehre in den hohlen Stamm hinab. Der Stamm hatte unten aber ein kleines Loch und so bekam der Wolf die Witterung nun aus nächster Nähe. Er steckte seine Schnauze in das Loch merkte aber bald, daß er nicht durchkommen könne. Wüthend schnupperte er um den ganzen Stamm und schlug denselben mit seinem Schwanze. Da mit einem Male kam sein Schwanz in das Loch. Der Jäger faßte den Schwanz, zog ihn rasch an sich und drehte ihn dem Wolfe aus der Wurzel heraus. Mit schrecklichem Geheule entfernte sich nach dieser Operation der Wolf. Der Jäger aber kroch aus dem Baum hervor und ging seines Weges ruhig weiter. Später, als schon Jahre verstrichen waren und der Jäger an das Abenteuer gar nicht mehr dachte, machte er ruhig seinen Begang durch den Wald, mit keiner anderen Waffe versehen, als seinem Stocke. Da mit einem Male sieht er sich wieder einem Wolfe gegenüber. Er schaut und sieht, daß der Wolf keinen Schwanz hat. Rasch besonnen, ruft er dem Wolfe zu: „Nun, wie ist es, wollen wir wieder?" und macht dabei mit der Hand die Bewegung des Schwanzausdrehens. Der Wolf diese Bewegung sehen und ausreißen, war eins. Es war der alte Wolf. Er hatte seinen Gegner an der blosen Handbewegung schon erkannt. Und noch oft begegnete der schwanzlose Wolf später dem ruhigen Jäger, immer aber ging er demselben scheu aus dem Wege.

Mannichfaltiges.

§ Technisches. Fölix in Mainz bespricht in der „D. Weinzeitung" eine von ihm erprobte Methode des Weinfiltrirens in nachstehender Weise: Häufig kommt es vor, daß die beste Schönung ein Faß Wein nicht hell macht. In solchem Falle wendet man in neuerer Zeit mit einigem Erfolge Filtrirmaschinen an. Am besten hat sich eine Maschine holländischer Erfindung bisher noch bewährt, bei welcher der Wein durch doppelte lange leinene Beutel, deren Poren mit Kohlenpulver verstopft werden, filtrirt wird. Bei richtiger Manipulation wird der Wein glanzhell, und man kann per Tag 1 bis 2 Stück filtriren. Jedoch zeigt sich hierbei, daß Weine, welche Bouquet haben, merklich Noth leiden. Daß das Bouquet theilweise verschwindet, ist sehr erklärlich, wenn man bedenkt, daß die Holzkohle viele organische Stoffe zerstört, weswegen sie ja zum Reinigen übelriechender und gefärbter Wasser so vortheilhaft zu verwenden ist. F. hat nun versucht, ob nicht dicker Trubwein denselben Dienst wie das Kohlenpulver leisten könne, und versichert, daß er damit seinen Zweck vollkommen erreicht habe, indem der Wein glanzhell wie durch Kohlenpulver geworden sei und sein Bouquet behalten habe. Das Kohlenpulver habe sogar häufig auch noch den Nachtheil, daß es dem Weine einen übelen Geschmack mittheile, was entweder daher zu rühren scheine, daß es zuvor schon fremde Stoffe absorbirt, oder solche, in Folge unfertigen Glühens, vom Holze zurückbehalten habe. In Ermangelung von Trubwein soll man auch frische Weinhefe verwenden können, welche man in mäßiger Menge, um das Filter nicht ganz zu verstopfen, in die ersten paar Stützen Wein, die man aufgießt, gut einrührt. Das wäre allerdings ein höchst einfaches, überall leicht auszuführendes Verfahren. — Der „Bierbrauer" No. 6 enthält die Mittheilung eines einfachen und unschädlichen Mittels, um das Reißen der hölzernen Faßhahnen zu verhüten. Man soll dieselben in schmelzendes Paraffin einlegen und mit demselben so lange über 100 ° C. erwärmen, bis aus dem Holze keine Luftbläschen mehr entweichen, dann soll man die Theile noch so lange untergetaucht lassen, bis das Paraffin auf etwa 50 ° C., also bis nahe zu seinem Erstarrungspunkte, abgekühlt ist. Schließlich wird das an der Oberfläche des Holzes haf-

tende Paraffin durch Abreiben entfernt und die Fußbahnen sind nun vollständig und dauernd dicht. — Prof. Dr. Exner hat jüngst ein Verfahren zur Erzeugung von Holzsculpturen durch Wärme und Druck bekannt gegeben, welches in Wien mit gutem Erfolge vielfache Anwendung finden soll. Dasselbe eignet sich hauptsächlich für Ornamente und Hautrelief. Dieses Verfahren besteht im Wesentlichen darin, daß ein eisernes glühendes Modell wiederholt in das Holz eingebrannt, und die entstandene Kohle immer zuvor geeignet beseitigt wird. Zum Pressen des glühenden Modells gegen das Holz dient ein Hebel von etwa fünffacher Uebersetzung, auf welchen der Arbeiter mit dem Gewichte seines Körpers drückt; hierbei dringt das Modell 2 bis 3 Milimeter in das oberflächlich verkohlende Holz ein. Unmittelbar nach dem Brennen taucht man das Holz in Wasser, wonach die verkohlten Theile mit Bürsten leicht beseitigt werden können. Das Einbrennen des Modells und die Reinigung der Oberfläche des Arbeitsstückes wird so lange fortgesetzt, bis der Abdruck vollkommen rein erscheint. Für größere Objecte benützt man mehrere Modelle. Die gemeinsten Hölzer, z. B. Pappel- und Kastanienholz, eignen sich am besten, weil sie das Wasser stark ansaugen. Die so erzeugten plastischen Gegenstände haben ein sehr schönes Ansehen, gleich demjenigen der Schnitzereien aus altem Nußholz. Die Producte sind so vorzüglich, daß die nicht geringen Kosten guter Modelle sich wohl rentiren und die Fabrikation glänzenden Gewinn abwirft.

— Ueber die Belagerung von Straßburg macht der „Preuß. Staatsanzeiger" nachträglich folgende Angaben: Es sind während der förmlichen Belagerung von Straßburg acht verschiedene Geschützarten preußischerseits und deren vier badischerseits in Thätigkeit gewesen und zwar im Ganzen 241 Geschütze, nämlich: 30 lange gezogene 24-Pfünder, 12 kurze gezogene 24-Pfünder, 64 gezogene 12-Pfünder, 20 gezogene 6-Pfünder, 2 gezogene 21-Centimeter-Mörser, 19 50 pfündige, 20 25-pfündige und 30 7-pfündige glatte Mörser; diesen sind zur Beschießung der Citadelle badischerseits hinzuzufügen 4 25-pfündige Mörser, 8 60-pfündige Mörser, 16 gezogene 12-Pfünder, 16 gezogene 24-Pfünder. Von den genannten 241 Geschützen sind im Ganzen 193,722 Schuß und Wurf in die Festung gefeuert worden und zwar 162,600 von den 197 preußischen und 31,122 von den 44 badischen Geschützen. Es sind dies gewesen: 28,000 Granatschuß aus dem langen gezogenen 24-Pfünder, 45,000 Granatschuß aus dem gezogenen 12-Pfünder, 8000 Granatschuß aus dem gezogenen 6-Pfünder, 5000 Shrapnelschuß aus dem gezogenen 24-Pfünder, 11,000 Shrapnelschuß aus dem gezogenen 12-Pfünder, 4000 Shrapnelschuß aus dem gezogenen 6-Pfünder, 3000 Langgranatschuß aus den 15-Centimeter-Kanonen, 600 Langgranatwurf aus 21-Centimeter-Mörsern, 15,000 50-pfündige, 20,000 25-pfündige, 23,000 7-pfündige Bombenwürfe aus glatten Mörsern. Diese Summen ergeben als statistisches Resultat, daß in den 31 Tagen des förmlichen Angriffes auf Straßburg im Ganzen also 193,722 Schuß und Wurf, durchschnittlich demnach an jedem Tage 6,249, in jeder Stunde 269, in der Minute also fortlaufend 4 bis 5 Schuß oder Wurf in die Festung gefeuert worden sind. Bei dieser Gelegenheit ist noch zu erwähnen, daß das Gewicht der einzelnen Geschosse nicht nach deren Eisengewicht, sondern nach dem einer steinernen Kugel von gleicher Größe (in einzelnen Fällen auch nach dem Durchmesser) bestimmt wird, so daß beispielsweise das Gewicht der 7- bis 50-pfündigen Bomben im Verhältniß ihres Kalibers bis 180 Pfund steigt.

— In Straßburg war bekanntlich bestimmt worden, daß jede Person, welche die Citadelle in ihrem gegenwärtigen Zustande der Verwüstung zu besehen wünsche, einen preußischen Thaler zu erlegen habe. Der Ertrag dieses Eintrittsgeldes hat sich vom 2. auf den 18. ds. einschließlich auf 37,866 Frcs. 45 Cent. belaufen, welchen Betrag der commandirende General den Opfern der Beschießung zugewandt hat.

— Professor Alfred Woltmann berichtet in der Nat.-Ztg. aus Straßburg: Das badische Ministerium sandte bald nach der Uebergabe Straßburgs den Karlsruher Hofbibliothekar Hrn. Dr. Holder dorthin, der, in Begleitung eines Dieners, den Schutt der Bibliothek durchsuchen sollte. Es fanden sich nur noch verkohlte Blätter, auf welchen der Druck häufig noch lesbar war. Einer der Straßburger Bibliothekare, Herr Piton, erzählte, während die Thränen ihm in den Augen standen, daß er bei Beginn der Belagerung den Antrag gestellt, wenigstens die werthvollsten Handschriften und seltenen Drucke in feuerfeste Räume zu bringen. Der Vorgesetzte antwortete ihm: „Lassen Sie mich mit den verfluchten Handschriften in Ruhe, ich habe andere Dinge im Kopfe."

— Ueber die Schlachtenbummler schreibt Hans Wachenhusen der „Köln. Ztg.": „In Meaux fand ich die Physiognomie der Stadt wesentlich verändert. Als ich dieselbe vor etwa 14 Tagen verließ, befand sich noch das königliche Hauptquartier dort; in den Straßen bewegten sich die glänzendsten Uniformen, auf dem Boulevard Paraden und Gruppen der Generalstabs-Officiere. Dieses Mal war Meaux bereits das Eldorado der Marketender, die hier ihre Vorräthe holten; in allen Gassen sperrten die Zigeunerwagen dieser ehrenwerthen Sippschaft mit ihren Kisten und Lumpen die Communication. Das „Café parisien" war überfüllt mit Unterofficieren und lärmenden Gesellschaften jener Zwölftausend, an welche man mit unbegreiflicher Freigebigkeit die Genfer Armbinden ausgetheilt, um ihnen damit die Erlaubniß zu geben, hinter den Coulissen des eigentlichen Kriegstheaters die Statisten zu spielen, wie ein Heuschreckenschwarm die Nahrungsmittel weg zu zehren, renommistisch als Sieger den Franzosen zu imponiren und sich so unausstehlich und unbequem wie möglich zu machen. Wie im Kriege 1866 hat auch dieses Mal unsere Armee wieder eine Rückseite, die nicht genug zu tadeln ist. Unter dem Vorwande „Liebesgaben" zu bringen, Verwundete zu pflegen, laufen sie der Armee nach, bleiben hinter derselben sitzen und sehen mit den Händen in den Taschen, die Cigarre im Munde, die Blessirten vorüber transportiren. Das rothe Kreuz schützt sie in ihrer Bummelei, aber Niemand schützt die Armee, Niemand die Eingeborenen vor ihnen, und wenn sie nach Hause kommen, giebt es nichts, was sich mit ihren Verdiensten um den Ausfall des Krieges zu messen vermöchte. Ich spreche natürlich nicht von denen, die mit Aufopferung dem von ihnen übernommenen Beruf obliegen, aber diese sind leider die kleine, unbedeutende Minderzahl, wie dies auch die officiellen Erörterungen, die in dieser Angelegenheit schon statt gefunden, bewiesen haben. Also in Meaux saßen sie im Kaffeehaus und sangen deutsche Lieder, schrieen, gesticulirten und poculirten bis in die Nacht hinein. Es müssen das wohl lauter Leute sein, die zu Hause nichts zu versäumen haben und hier den Moment erwarten, wo die Nachricht kommen werde, Paris sei übergeben, um sich sofort hinein zu stürzen."

— Bei einem in Magdeburg internirten französischen Kriegsgefangenen vom 2. französischen Artillerieregiment wurde von einem Officier, welcher die Aufsicht über die Kriegsgefangenen führt, unter der Uniform des Ersteren versteckt, das Band der Fahne des 49. Linieninfanterieregiments vorgefunden und demselben abgenommen. Der Gefangene gab an, er habe es in der Schlacht bei Sedan gefunden und habe es bei seiner demnächstigen Rückkehr nach Frankreich dem Regiment wieder abliefern wollen. Das Band ist 4—5 Zoll breit, gegen 3 Fuß lang, reich mit Gold gestickt und trägt auf dem einen Ende den Namenszug des Kaisers und über demselben eine Krone, auf dem anderen Ende eine goldene Inschrift.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stan. Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 123. Dritter Jahrgang. 1870.

* Herzensprüfung.

Erzählung von Hermann Kleinsteuber.

(Fortsetzung.)

2.

Zwei Wochen später fiel Bertha's Geburtstag. Sie trat damit in das neunzehnte Jahr. Die Mutter war am Morgen ausgegangen, um noch einige kleine Geschenke einzukaufen, mit welchen sie die Tochter erfreuen wollte.

Die Thurmuhr schlug zehn Uhr. Wenige Minuten nachher klingelte es an der Vorthür, welche zur Dachwohnung der Frau Stadtmusikus führte. Bertha's Wangen überzogen sich plötzlich mit einer tiefen Röthe. Sie schien genau zu wissen, wer Einlaß begehre. Rasch erhob sie sich, ging hinaus und öffnete.

Vor ihr stand ein hübscher junger Mann mit einem Blumenstock in der Linken. Mit der Rechten zog er höflich grüßend die Mütze vom Kopf. „Ich gratulire zum Geburtstag," sagte er, seine Verlegenheit hinter einem freundlichen Lächeln verbergend. „Möge Ihnen der Himmel eine recht glückliche Zukunft schenken!" Mit diesen Worten überreichte er dem Mädchen den frischen Blumenstock, welcher für die gegenwärtige, winterliche Jahreszeit sehr schön zu nennen war.

„Ich danke bestens," entgegnete Bertha, die duftige Gabe in Empfang nehmend. „Aber," fügte sie befremdet hinzu, „warum soll das „Du" zwischen uns aufhören?"

„Ich weiß nicht, ob ich's noch wagen darf . . ." stotterte der Jüngling und drehte seine Mütze zwischen den Händen. „Mamsell werden nun eine große Dame, gehen zum Bürgerball und ich — ich bin immer noch der arme Gärtnerbursche."

„Dummes Zeug!" lachte Bertha. „Wenn Du mir das „Sie" zum Angebinde bringen willst, Heinrich, so nimm nur auch die Blumen gleich wieder mit. Ich mag sie nicht haben von Einem, der mir die lange Jugendfreundschaft aufkündigt."

„Ach, so hatt' ich's ja nicht gemeint," versetzte der Jüngling in bewegtem Tone, während sein feuchtes Auge sich mit treuherzigem Ausdruck auf Bertha's Antlitz heftete. „Ich dachte nur, daß sich die Zeiten und Verhältnisse änderten . . . ."

„Doch nicht zwischen uns!" nahm Bertha dem Stockenden die Rede ab. „Komm, Heinrich, erzähle mir, wie Dir's geht! Wir haben uns so lange nicht gesprochen." Mit diesen Worten führte des Stadtmusikus Töchterlein den Burschen in's Zimmer.

„Ich habe Dich schon erwartet," hob sie dann mit einem schalkhaften Lächeln an, indem sie ihm gegenüber Platz nahm. „Als es schellte, errieth ich, daß Du es seist; denn so weit ich zurückdenken kann, bin ich von Dir ja regelmäßig zu meinem Geburtstage mit einem Bouquet oder Blumentopf beschenkt worden."

„Ich weiß, daß Du die Blumen lieb hast, Bertha!"

„Das lernte ich von Dir, Heinrich; denn Du hast ja die Blumen und Pflanzen von jeher so gern gepflegt."

„Ja, ich bin mit ganzer Seele Gärtner."

„Nun, es ist ein schöner Beruf, die lieblichen Wunder der Natur zu hegen und zu schützen. Wie oft habe ich Dir als kleines Mädchen mit Vergnügen zugesehen, wenn Du im Nachbargarten thätig warst!"

„Zugesehen? . . . . Nein, geholfen hast Du mir, Bertha! Eifrig trugst Du mir das Geräth herbei, das ich gerade brauchte, hieltest die Pflanzen an den Stab, damit ich sie festbinden konnte, standest mir bei, die reifen Samenkapseln abzupflücken, und vertriebst mir dabei die Zeit mit Deinem heiteren kindlichen Geplauder."

„Aber dankbar warst Du auch!" erinnerte Bertha. „Niemals ließest Du mich fortgehen, ohne mir eine Freude zu machen. Bald steckte Du mir die Taschen voll süßer Beeren oder reifen Obstes, bald gabst Du mir einen hübschen Strauß oder einen Blumenstock mit nach Hause, über den sich mein seliger Vater dann freute, oder Du schenktest mir ein Körbchen, das Du zierlich aus Binsen geflochten . . . ."

„Ach, und nun werd' ich bald einen Korb — einen recht großen und schweren — von Dir erhalten!" seufzte Heinrich, indem er die Augen schwermüthig auf dem Gesichte seiner Jugendfreundin haften ließ.

Diese erröthete tief und fragte dann in schmollendem Tone: „Wie bist Du nur heute — was ist Dir Heinrich? . . . Habe ich Dich unbewußt mit etwas beleidigt? . . ."

„Nein, Bertha, aber mir ist das Herz so schwer," sagte er zögernd und drückte dabei die Hand auf die Brust. „Wer weiß! Vielleicht ist dies der letzte Geburtstag, an welchem ich Dir einen Strauß bringen darf."

„Darf? . . . Wer wird Dir's denn verwehren, Heinrich?"

„In einem Jahre kann sich Vieles ändern!"

„Aber sprich doch nicht in Räthseln!" bat sie jetzt dringend.

„Nun, ich hörte, Herr Nolte habe Dir auf dem Bürgerballe sehr auffällig den Hof gemacht," preßte er mit niedergeschlagenen Augen hervor. „Bald wird der Herr kommen, um bei Dir anzufragen. Und dann . . ."

„Na, und dann? . . ." forderte sie den Stockenden zur Weiterrede auf, indem sie den Kopf ein wenig zu ihm hinüber neigte, als ob sie sehr gespannt sei auf das, was er noch herausbringen werde.

„Dann wird der arme Heinrich vergessen sein!" stieß er endlich ruckweise hervor, biß aber sogleich die Lippen fest aufeinander, als ob er seine Bewegung kaum niederkämpfen könne.

„Ich Dich vergessen — meinen alten treuen Jugendfreund und Nachbar? Wie kannst Du so was glauben, Heinrich!" sprach sie, jedes Wort betonend und ihm dann die Hand entgegenstreckend.

Er nahm sie in die seine und erwiderte mit gedämpfter Stimme: „Deine Mutter würde doch dem reichen Freier den Vorzug geben."

„Aber da hab' ich doch auch noch ein Wort mitzureden!" eiferte sie hastig und setzte dann mit aller Entschiedenheit hinzu: „Ich nehme Keinen, dem ich nicht von ganzem Herzen gut bin."

„Und bist Du mir gut, Bertha?" fragte er leise, den thränenfeuchten Blick zu ihr erhebend.

„Wie kannſt Du daran zweifeln, Heinrich!“ Dabei legte ſie ihre weiche Hand auf ſeinen Kopf und ſchlichtete ihm ſanft das braune Haar.

„Und willſt Du mir auch ſtets gut bleiben? . . .“ fragte er weiter.

„Ja, ja, ungläubiger Thomas!“ rief ſie hell auflachend, indem ſie ihm einen leichten zärtlichen Schlag auf die Wange verſetzte. „Biſt Du nun zufrieden? . . . Wahrhaftig! Du treibſt Alles gründlich und willſt Alles recht gründlich wiſſen!“ ſchloß ſie neckend.

„Gründlich? . . . Ja, ich hatte wohl Grund genug, in Unruhe zu ſein,“ ſagte er, indem er verſuchte, den Scherz zu erwidern.

„Na, aber jetzt biſt wieder ruhig und läſſeſt Dich durch das Gerede über die Geſchichte vom Bürgerballe nicht wieder in's Bockshorn jagen — nicht wahr?“

Statt der Antwort drückte er ihr innig die Hand und ſah ſie mit einem Blicke an, aus welchem die ganze Seligkeit eines herzlichen Einverſtändniſſes hervorleuchtete.

Beide hätten wohl noch lange ſo fortgeplaudert, aber es ſchellte wieder und zum Beſuch kam eine Freundin Bertha's, die ihr ebenfalls zum Geburtstage gratuliren wollte. Um nicht zu ſtören, empfahl ſich Heinrich, von Bertha unter freundlichem Dank zur Thür geleitet.

Bald kehrte auch die Mutter heim und kramte — nach Entfernung des Beſuches — ihre Geſchenke aus. Dieſelben dienten alle dem Putz. Da war eine ſeidene Schärpe, da ein Sammetband, da ſelbſt — ein Fächer.

„Aber Mutter,“ ſagte Bertha im Tone ſanften Vorwurfes, den ſie inzwiſchen durch ein Lächeln zu mildern ſuchte; „aber, Mutter, was ſoll ich denn mit einem Fächer! . . . Das iſt ja gerade, als ob ich mich fortan nur auf Bällen bewegen ſollte!“

„Nun, Du wirſt dieſen Winter noch manchen Ball beſuchen,“ entgegnete dieſe mit wichtiger Miene. „Und da darfſt Du nicht hinter den anderen jungen Damen zurückbleiben, die doch beinahe alle hübſche Fächer haben.“

„In ſolchen eitelen Dingen mag ich mit Niemanden wetteifern,“ antwortete Bertha. „Uebrigens“ fügte ſie hinzu, „werde ich ſobald auch keinen Ball wieder beſuchen.“

„Warum nicht?“ polterte die Mutter ärgerlich heraus.

„Nun, es macht mir kein Vergnügen,“ erwiderte Bertha gelaſſen.

„Was Du für ein Mädchen biſt! . . .“ rief Frau Seger kopfſchüttelnd. „Andere würden jubeln, wenn ſich ihnen ſolche ‚Gelegenheiten‘ böten,“ ſchloß ſie, das Wort „Gelegenheiten“ beſonders hervorhebend.

Bertha ſchwieg und that, als ob ſie nicht verſtanden hätte, was die Mutter andeuten wollte.

Dieſe erging ſich nun in Bewunderung darüber, wie hübſch Bertha im Ballkleide mit der ſeidenen Schärpe, dem Sammetbande und dem Fächer ausſehen werde. Sie holte ſelbſt ihre große, in Horn gefaßte Brille hervor, um jene Sachen genauer zu betrachten.

Da gewahrte ſie erſt den Blumenſtock, den Heinrich gebracht und den Bertha vor ſich in die Fenſternische geſetzt hatte.

„Auch ein Geſchenk? . . . Woher iſt denn das?“ fragte ſie lebhaft und fügte dann mit einem Ausdruck freudiger Spannung hinzu: „doch nicht etwa von Herrn Nolte? . . .“

„Nein, beruhige Dich, Mutter!“ fiel ihr Bertha in's Wort. „Heinrich Martens hat mich auch dieſes Jahr nicht vergeſſen. Er brachte mir vorhin den Blumenſtock, über den ich mich ſehr gefreut habe.“

„Hei — Heinrich Mar — Martens!“ kam die Mutter ſtotternd von ihrem freudigen Schreck zurück und fuhr dann mit einer Zunge fort, welche der Aerger plötzlich wieder geläufig zu machen ſchien: „Nun, der könnte auch was Beſſeres thun! Der Burſche ſieht in Dir immer noch das kleine Nachbarskind, mit dem er 'nmal tändeln und ſpielen konnte. Er begreift nicht, daß Du nun ein großes heirathsfähiges Mädchen geworden biſt und daß er immer noch — nun ja doch, daß er immer noch der arme Gärtnerburſche von ehemals geblieben iſt.“

„Du thuſt ihm Unrecht, Mutter!“ vertheidigte Bertha den Geſcholtenen. „Heinrich iſt ſehr zurückhaltend.“

„Na, und Du haſt ihn doch nicht etwa aufgemuntert, in der alten vertraulichen Weiſe mit Dir zu verkehren! Das würde ſich doch nicht mehr für Dich ſchicken!“

„Warum nicht? . . .“ entgegnete Bertha, indem ſie die blauen Augen mit dem Ausdruck kindlicher Unſchuld auf die Mutter heftete. „Heinrich iſt mir ſehr zugethan und ich bin ihm ebenfalls gut.“

„Bertha!“ mahnte die Frau Stadtmuſikus mit erhobenem Zeigefinger. „Laß jetzt ſolche Kindereien!“

„Nennſt Du es Kinderei, wenn man treu an ſeinen alten erprobten Freunden hängt! Haſt Du vergeſſen, wie dienſtfertig und zuvorkommend Heinrich immer gegen uns geweſen iſt? . . . Hat er nicht ſeit lange jedes Frühjahr unſeren Garten zuerſt gemacht und im Stand gehalten, ohne etwas dafür anzunehmen. Wenn Andere in den Feierabendſtunden nach der Bierſchenke gingen, hat er ſich abgemüht, um unſeren Garten nicht verwildern zu laſſen. Wo er uns überhaupt einen Dienſt erweiſen konnte, hat er es gethan. Rechneſt Du das für nichts? . . . Der ſelige Vater dachte anders, wie Du, Mutter. Er ſchätzte Heinrich ſehr hoch.“

„Nun ja, er iſt ein ganz braver Burſche, der immer treu zu uns gehalten hat, „räumte Frau Seger ein; „aber . . . . .“ Sie vollendete den Satz nicht, denn ſchon wieder ſchellte es draußen.

(Fortſetzung folgt.)

---

* Chlorkalk und Carbolſäure.

Von Emil Sommer.

In dem ebenſo ernſten als ſchwierigen Kriege, den die Sanitätsbehörden wie das Publicum gegenwärtig in Folge von Thier- und Menſchenepidemieen (Rinderpeſt und Ruhr), ſowie der in unzähligen Lazarethen ſich abſpinnenden Eiterungs-, Fäulniß- und Zerſetzungsproceſſe gegen die dabei fortwährend in die Luft ausgehauchten Miasmen oder flüchtigen Anſteckungsſtoffe zu führen haben, bilden die beiden in unſerer Ueberſchrift genannten Körper unſtreitig die wirkſamſten Angriffs- und Vertheidigungswaffen, welche wir zur Zeit beſitzen und deren nähere Kenntniß daher auch für weitere Kreiſe im Augenblicke von beſonderer Wichtigkeit iſt.

Ueberall, wo die Rinderpeſt ſich, wenn auch nur flüchtig, in ihrer düſteren Schreckensgeſtalt gezeigt, wirbeln von allen Seiten, gleich Opferdüften zur Verſöhnung des fürchterlichen Molochs, ganze Wolken von Chlordämpfen in die Atmoſphäre, und namentlich iſt in den zahlreichen, an allen derartigen Orten zum Schutze gegen die Seuche errichteten Räucherungs- oder

Desinficirungshütten Gelegenheit geboten, unfreiwillige und nicht selten recht unliebsame Studien über die Eigenschaften und Wirkungen von Chlorkalk und Chlorgas anzustellen. Denn was dem Chlorkalke seine praktische Anwendung und Wirksamkeit in dieser Richtung verleiht, ist, wie schon der Name andeutet, lediglich das in ihm enthaltene Chlor, das sich leicht in Gasform aus demselben entwickelt, so daß der Chlorkalk eigentlich nur als Träger des Chlors dient, und es erscheint daher zweckmäßig, bei Betrachtung dieses Gegenstandes zunächst die Eigenschaften des Chlorgases selbst, sowie die Natur des Ansteckungsstoffes, den dasselbe zu zerstören bestimmt ist, kurz in's Auge zu fassen.

Bezüglich des letzteren Punktes befindet sich zwar die Wissenschaft leider noch einem wahren Bilde von Sais gegenüber, das zu entschleiern ihr bis jetzt nur sehr unvollständig gelungen ist. Nach Analogie einiger näher erforschten Glieder aus der Gruppe der hierher gehörigen Ansteckungskrankheiten, ist man indessen zu der Annahme berechtigt, daß die in der Luft sich verbreitenden flüchtigen Krankheits- oder Ansteckungsstoffe dieser Seuchen, gewöhnlich Miasmen genannt, organischer Natur und als wahre Fermente zu betrachten sind, welche, ebenso wie die Gährungs- und Fäulnißerreger und speciell die Hefenkörper, aus unendlich kleinen, niederen Organismen von dem Wesen mikroskopischer Pilzpflänzchen oder vielmehr aus deren Samenstäubchen oder Keimzellen bestehen, welche, ähnlich wie die Hefenzellen und Fäulnißfermente, den Zustand fauliger oder krankhafter Zersetzung weiter übertragen und, einmal in der Luft ausgesäet, überall da sich wuchernd entwickeln, wo ihnen ein günstiger, empfänglicher Boden sich darbietet.

Ein anschauliches Bild dessen, was man sich hiernach unter Fäulniß- oder Krankheitsmiasmen zu denken hat, sowie der Art und Weise, auf welche sich dieselben verbreiten und die Ansteckung von einem auf einen anderen entfernten Körper übertragen, gewährt folgender instructiver und leicht anzustellender Versuch, welcher außerdem auch seine Bestätigung in der alltäglichen Erfahrung findet.

Bringt man nämlich in einen fest verschlossenen Raum ein Stück frisches, gesundes Fleisch und hängt alsdann in einiger Entfernung davon ein anderes verdorbenes, schon seit längerer Zeit in Fäulniß begriffenes Stück Fleisch auf, welch' letzteres demnach die übelriechenden Producte der Verwesung oder das Fäulnißmiasma aushaucht, so beobachtet man, wie schon nach kaum 24 Stunden das gesunde Stück Fleisch gleichfalls in Verwesung überzugehen beginnt, oder gleichsam durch Ansteckung erkrankt, um sich hierauf schon nach 2 bis 3 Tagen im Zustande vollständiger und vorgeschrittener Fäulniß zu befinden, während ein anderes, ganz gleiches, frisches und gesundes Stück Fleisch, das man gleichzeitig ganz allein in einem anderen für sich abgeschlossenen Zimmer mit reiner Luft, d. h. also ohne ein zweites, faulendes Stück Fleisch, jedoch unter sonst gleichen Umständen, aufhängt, nach der angeführten Zeit bei mittlerer Temperatur kaum eine Veränderung erkennen läßt.

Ebenso weiß wohl fast jede Hausfrau und jeder Fleischer, mit welcher Schnelligkeit Gemüse oder Fleisch in der Nähe von faulenden pflanzlichen oder thierischen Stoffen in Fäulniß übergehen.

Zufolge der Fermenttheorie muß man hiernach annehmen, daß die von faulenden oder kranken Körpern oder deren Producten, wie Eiter, Lymphe ꝛc. aufsteigenden Ausdünstungen zugleich unsichtbare kleine Sporen oder Samenstäubchen mit sich führen, welche, an geeigneter Stelle sich niederschlagend, hier dieselben Vegetationsprocesse hervorrufen, denen sie ihre Entstehung verdanken.

Es hat diese Anschauungsweise um so größere Bedeutung, als damit zugleich alle Thatsachen, welche man bezüglich der Entstehung und Verbreitung der meisten epidemischen und endemischen Krankheiten, wie Cholera, Sumpffieber, Puerperalfieber, Rinderpest, und selbst pflanzlicher Seuchen, wie Trauben- und Kartoffelkrankheit, beobachtet hat, vollkommen im Einklange stehen. In zahlreichen Fällen ist es sogar gelungen, jenen organischen Staub aus Ausdünstungen und aus der Luft abzuscheiden, in welcher Beziehung namentlich die Versuche von großem Interesse sind, welche der berühmte italienische Arzt Moscati zuerst in den Maremmen und nach ihm noch andere Gelehrte, namentlich Boussingault, in den Pampas Südamerika's für den in Rede stehenden Zweck des Studiums der Miasmen anstellte.

Zu diesem Ende hing Moscati in einiger Entfernung über dem sumpfigen Boden der toscanischen Reisfelder, deren Ausdünstungen fast jedes Jahr in jener Gegend Fieber und Epidemieen erzeugen, große, hohle und mit Eis gefüllte Glaskugeln auf, an deren kalter Oberfläche die Gase sich in Form eines reifähnlichen, gefrorenen Ueberzuges condensirten, den er in Fläschchen sammelte, worin die Masse schmolz und anfangs eine helle Flüssigkeit bildete, die sich aber bald, in Folge des Erscheinens von Flocken in der ganzen Masse, trübte und nach einiger Zeit in Fäulniß überging. Dasselbe Resultat lieferte ein anderer Versuch, den Moscati in ganz ähnlicher Weise mit Glaskugeln anstellte, die in Spitalsälen über den Betten von Kranken aufgehängt wurden.

Jene organischen Ferment- oder Ansteckungsstoffe, welche ohne allen Zweifel auch die Träger des Rinderpestcontagiums sind, zu zerstören und unschädlich zu machen, ist nun der Zweck der sogenannten Desinfection und speciell der systematischen und vorschriftsmäßigen Räucherung mittelst Chlorkalk oder, richtiger ausgedrückt, mittelst Chlor, das hierbei durch seine mächtige chemische Action das etwa am menschlichen oder thierischen Körper, an Kleidern, Wagen, Waaren ꝛc. haftende Miasma desorganisirt und hierdurch gleichsam tödtet.

Das Chlor wirkt dabei nicht keineswegs nach gewöhnlichen Begriffen absolut zerstörend oder vernichtend, sondern blos in derselben Weise, wie bei seiner bekannten Anwendung zum Bleichen und Entfärben, indem es den betreffenden Ferment- oder Farbstoffen energisch Wasserstoff entzieht, um sich mit demselben zu Chlorwasserstoffsäure, bekannter unter dem Namen Salzsäure, zu verbinden. Eine hervorragende und charakteristische Eigenschaft des Chlors ist nämlich seine mächtige Verwandtschaft zum Wasserstoffe, den es überall unwiderstehlich an sich reißt, wo es denselben findet, und da alle organischen Gebilde mehr oder weniger Wasserstoff enthalten, so zernagt das Chlor mit scharfem Zahn alle einigermaßen angreifbaren Körper, namentlich aber das lockere Gewebe niederer Organismen, und es stellt daher eines der giftigsten, für das thierische und pflanzliche Leben gefährlichsten und insbesondere für die Athmungswerkzeuge angreifendsten Gase dar. So wirksam demnach dasselbe auch unstreitig für den in Rede stehenden Zweck ist, ebenso dringend geboten erscheint andererseits bei dessen Anwendung eine ernste, sachgemäße Vorsicht, welche jedoch leider in den bekannten Räucherhütten der Rinderpestdistricte, wie wir auf Grund eigener Beobachtungen und ärztlicher Mittheilungen behaupten können, nicht immer in dem erforderlichen Maße geübt wird. Im Eifer für eine allerdings sehr gute Sache vergißt man zu häufig, daß man es dabei mit einem sehr bedenklichen Gifte zu thun hat, dessen Einwirkung auf die Lungen unter Umständen die Gesundheit ernstlich gefährden kann. Vor Allem scheint uns bei der fraglichen Desinfection in den Räucherhütten zu Vieles dem Zufalle und ungefähren persönlichen Ermessen der meist sehr wenig sachkundigen Wächter überlassen zu sein, indem namentlich die richtige Proportion der anzuwendenden Substanzen meistens nicht genügend geregelt ist und in Folge dessen die Entwickelung des Chlorgases in sehr ungleicher und unregelmäßiger Weise stattfindet. So wird z. B. die nöthige Säure ganz auf geradewohl und nach bloßem Augenmaße auf den Chlorkalk gegossen, so oft dies dem betreffenden Wärter nach dem Urtheile seines mehr oder weniger feinen Geruchsorganes gut dünkt, und es ist hiernach leicht begreiflich, daß oft ganz unverständige Quantitäten Säure zur Anwendung gebracht werden und in Folge dessen die zunächst darauf zur Räucherung gelangenden Personen es oft vor Husten und Brustbeklemmung in den Hütten kaum auszuhalten vermögen, welche dadurch vielfach mit wirklichem

Rechte ein Gegenstand des Schreckens und Widerwillens für das Publicum geworden sind, den man auf alle mögliche Weise, auch auf die Gefahr einer Contravention hin, zu umgehen trachtet, wodurch jedoch natürlich die Erreichung des vorgesteckten Zieles sehr beeinträchtigt und unter Umständen in Frage gestellt wird.

Es sind uns in dieser Beziehung aus einem einzigen Orte verschiedene Fälle bekannt, wo Personen von sehr gesunder und kräftiger Constitution in Folge eines derartigen, wirklich bestialischen Räucherns von den heftigsten Krankheitszufällen, unerträglicher Athemnoth, Krampfhusten, Brustschmerzen ꝛc. befallen und überhaupt in einen Zustand versetzt wurden, von welchem sich die Patienten nur allmählich unter ärztlicher Behandlung wieder erholten.

Nach solchen Vorkommnissen ist es wohl erlaubt, ernste Bedenken gegen eine so ungeschickte und mangelhafte Handhabung eines Schutzverfahrens auszusprechen, das wenigstens in der beschriebenen Form der Ausführung, seinen Zweck nur um den Preis von Menschenlungen erreicht und denselben gerade aus diesem Grunde nur unvollständig zu erfüllen vermag, wogegen bei richtiger und umsichtiger Behandlung der Sache die angedeuteten Mißstände leicht zu vermeiden wären. So lange man an maßgebender Stelle die Errichtung von Räucherhütten zur Einschränkung der Rinderpest für nothwendig und unentbehrlich hält (welche Frage übrigens noch sehr der näheren Erörterung bedürfte) und so lange daher unsere Gesetzgebung diese Maßregel vorschreibt, möchten wir dieselbe wenigstens in besserer und zweckentsprechenderer Weise organisirt sehen, womit sich zugleich das Publicum jedenfalls williger unterwerfen und in Folge dessen auch der Zweck ungleich vollständiger erreicht würde.

(Fortsetzung folgt.)

Moralische Silhouetten.

(Fortsetzung.)

Wechsel.

Du hast das stille Land verlassen,
Doch ewig wirst Du es nicht hassen;
Im Winter reizt die Lustbarkeit der Stadt —
Der Lenz läßt Dir das Dorf gefallen;
Wenn jene Hoboisten hat,
Hat diese Nachtigallen.

Die Metamorphose.

Die holde, gute Venus hat
So grausam als Dian' im Bad
Auf Erden nie gehandelt —
Nie ward ein Mann zum Hirsch durch sie,
In Hirsche freilich hat sie nie
Doch Greis' und Jünglinge in Hasen oft verwandelt.

Naivität.

Zum Schöffen Ruprecht trat des Nachbars Metzgers Junge:
„Herr, kauft ihr diese Ochsenzunge?
„So groß und saftig, müßt ihr selbst gesteh'n —"
Geh', Schlingel, laß mich ungeschoren!
Groß hin und her — bin schon damit versehn!

Kernspruch.

Willst, Freund, Dir ein ruhiges Leben verschaffen?
Verderbe es ja nicht mit Weibern und Pfaffen.

Die Brodverwandlung.

Lächelnd wog in der Hand ein römischer Pfaff die Oblaten;
„Welchen", sprach er, „von euch, Dingelchen, mach ich zum Gott?"

Caspariade.

Immer liebere, liebste Liebe! je mehr Du die Liebe
Liebst, je liebender liebt Dein lieblich liebender Jüngling!

Unwürdiger Gewinn.

Schmecket die Speise Dir süß, die Du durch Betteln erkauft hast?
Zieret das Kleid dich wohl, das Dir die Schande gereicht?

An den Mund der Ismene.

O stille meine Neubegier!
Ich frag' — und Niemand zeigt es mir —
Sag' mir, du Mund der zärtlichen Ismene,
An welchem Ort sind Deine Zähne?

Wiegenlied für unsere Schönen.

Schlummre, mein Püppchen! was gackert im Stall?
Heute war Kränzchen und Morgen ist Ball!
Lebten und webten die Hühner, wie Du,
Sicher, dann ließ uns ihr Gackern in Ruh'.

Schlummre, mein Püppchen! in Spiegel zu seh'n,
Schnippchen zu schlagen und Näschen zu dreh'n,
Leeres zu schnattern, von Gecken umgafft,
Braucht man Erquickung, und Schlummer giebt Kraft.

Schlummre, mein Püppchen, schlummre nur zu
Und laß Dich nicht stören in Deiner Ruh.
Kochen verstehst Du, die Betten sind da —
Nimm Dir ein Aeffchen und werde Mama!

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

— Einer Correspondenz des Berichterstatters des „Daily Telegraph" aus dem Lager vor Metz entnehmen wir Folgendes: „Um Ihnen eine Idee von dem in Deutschland selbst unter Frauen und Kindern herrschenden Patriotismus zu geben, muß ich Ihnen ein kleines Abenteuer erzählen. Mir begegnete nämlich, als ich gestern Abend nach Hause will, einer der kleinsten Soldaten, die mir je zu Gesicht gekommen. Er war vollständig equipirt mit Uniform, Tornister, Helm und Säbel, nur ohne Zündnadelgewehr; der kleine Kerl hätte es auch nicht einmal aufheben können. Er war nur 9 Jahre alt und nicht groß für sein Alter. Er hielt mich an und fragte mich in dem geschäftsmäßigsten Tone von der Welt, ob ich ihn nach dem Bureau des Stadtcommandanten verweisen könne. Auf meine Frage, wer er in aller Welt eigentlich sei und was er bei dem Stadtcommandanten wolle, stellte sich der Lilliputaner kerzengerade vor mich hin, salutirte in der steifsten Manier und erwiderte, daß er zum 61. pommer'schen Regiment gehöre, welches so eben einmarschirt sei, und daß er Quartier wünsche. So lächerlich und gleichzeitig so durch und durch militärisch kam mir die ganze Geschichte vor, daß ich herzlich lachen mußte, das kleine Männchen auf meinen Sattel nahm und ihn im Triumph ins Hauptquartier brachte, wo er selbstverständlich sehr gut aufgenommen wurde. Des armen Knaben Geschichte ist eine sehr traurige. Seine Eltern kannte er nie; seine frühesten Erinnerungen knüpften sich an die Caserne, wo das Mitleid, die Gastfreundschaft und Güte, die von einem echten Soldaten unzertrennlich sind, sich des armen Verlassenen annahm. Seine männlichen, spaßigen und gewinnenden Manieren machten ihn zum Liebling der Soldaten, die ihm von ihrem Gelde die Uniform eines pommer'schen Füsiliers kauften. Des Knaben Heimath war mit den 61ern — die ersten Worte der Güte und Ermuthigung, die er gehört, kamen von den Lippen der Soldaten, in deren Mitte er lebte. Muthig und männlich in seinem Benehmen, wurde er bald der Liebling der Soldaten, und als ihr Vaterland sie zum Kampfe rief, schnürte der kleine Verstoßene zuerst sein Bündelchen, welches Alles enthielt, was er auf der Welt besaß, um mit seinen Freunden zu ziehen und eines Soldaten Schicksale zu theilen."

Verantwortliche Redaction: Vb. Gebhard Stav.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 124. Dritter Jahrgang. 1870.

Herzensprüfung.

Erzählung von Hermann Kleinsteuber.

(Fortsetzung.)

Die Frau Stadtmusikus zog voller Spannung die Augenbrauen in die Höhe und ging selber hinaus, um dem Einlaß Begehrenden zu öffnen.

„Ein Empfehl von Herrn Nolte und hier schickte er der Mamsell Tochter ein Angebinde zum Geburtstage," vermeldete ein Lausbursche, indem er zugleich einen Brief und ein großes, aber leichtes Paquet überreichte, das lose in Kattun eingenäht war.

„Wieder ein Empfehl, und wir ließen bestens danken," knickste Frau Stadtmusikus und trippelte hierauf mit verklärten Zügen in die Stube zurück.

„Rathe, Bertha, was da für Dich angekommen ist und von wem?" rief sie schon auf der Schwelle der Tochter zu, indem sie derselben das Paquet triumphirend entgegenhielt.

„Für mich?" fragte Bertha kopfschüttelnd zurück.

„Ja, ja, für Dich, liebes Kind!" bestätigte Frau Seger, indem sie der Tochter das Paquet auf den Schooß legte und es zu öffnen begann. Ihre Hände zitterten dabei in freudiger Erregung. „Ja, ja, meine Ahnung hat mich nicht betrogen!" rief sie ein über das andere Mal, während sie aus der Kattunhülle ein schönes grünseidenes Kleid hervorzog und es mit beiden Händen emporhielt. „Nun, was sagst Du dazu, Bertha? Modische Farbe, modischer Schnitt .... Ist es nicht wundervoll?" schloß sie mit verzückten Mienen.

„Von wem kommt es?" erkundigte sich Bertha dagegen, und ihr Gesicht drückte mehr Bestürzung als Freude aus.

„O, Du liebe Einfalt, errathst Du's noch nicht?" lächelte Frau Seger bedeutungsvoll. „Von wem anders als — von Herrn Nolte!"

Bertha ließ die Hände gefaltet auf den Schooß sinken und hauchte kaum hörbar: „Ist es möglich?"

Die Mutter hielt dies für einen Ausruf freudiger Ueberraschung und umarmte die Tochter, als ob sie den überquellenden Gefühlen derselben eine Ableitung geben wolle.

„Aber da ist ja auch noch ein Brief dabei!" erinnerte sie sich, indem sie das Kleid sorglich über einen Lehnstuhl breitete, so daß die glänzend schillernde Farbe desselben recht in die Augen fiel. „Was mag denn Herr Nolte schreiben?" Mit diesen Worten riß sie ungeduldig den Umschlag des Briefes auf, schob die Hornbrille von der Stirn auf die Nase herab und begann nun, den Brief langsam vorzulesen.

Herr Nolte brachte zuerst der Tochter seine herzlichsten Glückwünsche dar und bat sodann, das beikommende Geschenk gütig aufzunehmen. Er schulde der Tochter sehr vielen Dank für die sauberen und geschmackvollen Arbeiten und Stickereien, welche sie seit Jahren für sein Geschäft geliefert. Man möge ihm also gestatten, seine Erkenntlichkeit an den Tag zu legen. Hierauf ging der Schreiber des Briefes zu dem wichtigsten Punkte über. Er erzählte, wie er schon lange ein Auge auf Bertha gehabt, wie ihre Schönheit, ihre Güte, ihr trefflicher Charakter nicht verfehlt hätten, einen tiefen Eindruck auf ihn zu machen. Seit dem letzten Bürgerballe aber komme ihm Bertha gar nicht mehr aus dem Sinn, und er werde nicht eher wieder Ruhe und Frieden finden, als bis sie ihm ihre Hand reiche. Nun folgten wiederholte Versicherungen einer ewigen Liebe und das Versprechen, er werde stets bemüht sein, der Tochter ein glückliches Loos zu bereiten. Schließlich bemerkte er, daß er persönlich sich Antwort ausbitten wolle.

„Du mein Gott, welches Glück, welches Glück!" rief Frau Seger, nachdem sie den Brief gelesen. Sie erschien so ergriffen, daß sie sich niedersetzen mußte. „Und Du bleibst immer noch stumm, Bertha! . . ." hob sie von Neuem an, indem sie beide Arme laß herabhängen ließ, in der einen Hand den Brief, in der anderen die Hornbrille. „Nicht wahr, es ist Dir wie mir? Die Freude hat Dich gänzlich gelähmt?"

„Der Verdruß, Mutter!" entgegnete Bertha halblaut.

„Was sagst Du? . . . Du wirst doch nicht etwa? . . ." fragte Frau Seger plötzlich wieder lebhafter werdend.

„Gewiß! Ich werde das seidene Kleid zurückschicken und den Antrag des Herrn Nolte zurückweisen," bestätigte Bertha die quälende Ahnung der Mutter.

Wie wenn ein Blitz mitten in der Stube niedergefahren, so saß die Frau Stadtmusikus einige Secunden lang stumm und regungslos da.

„Ich finde es sehr aufdringlich von Herrn Nolte, mir ein seidenes Kleid zu schenken," fuhr Bertha im Tone des Unwillens fort. „Ich nehme es auf keinen Fall an."

„Aber seine Hand? . . ." fragte die Mutter ängstlich.

„Die noch weniger. Ich liebe Herrn Nolte nicht und kann ihn niemals lieben. Mein Herz gehört einem Anderen."

„Wem denn?" forschte die Mutter mit weitgeöffneten Augen und vorgebeugtem Oberkörper.

„Ich bleibe meinem guten Heinrich treu."

„Dem armen Burschen, der nichts hat! . . ." rief Frau Seger geringschätzig.

„Aber wir lieben uns und werden uns durch Fleiß und Sparsamkeit schon glücklich durch's Leben bringen."

„Und die Ehre, Frau Nolte zu werden — die Gattin eines angesehenen Kaufmanns — schätzest Du für gar nichts?"

„Für nichts, weil sie mich nicht beglücken würde. Oder glaubst Du wirklich, Mutter, ich könnte einen frohen und zufriedenen Tag haben an der Seite eines Mannes, den ich nicht liebe, der mir zuwider ist und der keinen anderen Vorzug hat, als daß ihm Geld und Gut zu Theil geworden? . . ."

„Und der Dir ein angenehmes Leben bereiten kann!" fiel die Mutter ein. „Jedes andere arme Mädchen würde mit beiden Händen zugreifen. Und Du wolltest den Antrag ablehnen? . . . Unmöglich! Herr Nolte hätte ganz wo anders anklopfen können, wo es hohe Betten und Leinenzeug vollauf gegeben hätte."

„Mein guter Heinrich wird mit dem Wenigen zufrieden sein, was ich ihm mitbringe."

„Mein guter Heinrich!" ahmte die Frau Stadtmusikus

den Ton Bertha's ärgerlich nach. „Sprich mir doch nicht alle Augenblang von diesem armen Schlucker!“

„Ich muß es jetzt, weil Du mir einen anderen Mann aufdringen willst.“

„Aufdringen?“ — wiederholte Frau Seger und erhob sich mit einer heftigen Bewegung. „Nein, ich will Dir blos Vernunft einreden und Dir zu Deinem Besten rathen, wie es die Pflicht einer verständigen Mutter ist. Sieh!“ fügte sie in einschmeichelndem Tone hinzu und deutete mit der Rechten nach dem schillernden Kleide, das auf dem Lehnstuhl ausgebreitet lag während sie mit der Linken die Hornbrille hielt und Bertha's Seite leicht berührte; — „sieh', in solch' schönen Kleidern kannst Du gehen, wenn Du Noltes Frau wirst. Dann ist Dein Glück gemacht!“

„All' der Glanz besticht mich nicht,“ entgegnete die Tochter, indem sie das Gewand keines Blickes würdigte; „denn was hilfe mir all' der eitele Prunk, wenn sich mein Herz darunter in Qual verzehrte! Nein, liebe Mutter, ich lasse mich durch solche Dinge nicht verblenden.“

„Ach, Bertha,“ seufzte Frau Seger, „Du machst mir durch Deinen Eigensinn großen Kummer.“

„Liebe — echte, wahre, innige Liebe kann man doch nicht Eigensinn nennen!“ hielt ihr Bertha sanft entgegen, und wie auch die Mutter noch weiter in sie drang: das Mädchen blieb dennoch fest und ohne Wanken bei ihrem Entschlusse. Zwar that es ihr leid, die Mutter dadurch betrüben zu müssen, aber es ist eine alte Erfahrung, daß die Liebe sich nicht zwingen und bannen läßt. Sie ist halb wie ein Vöglein, das sich auf dem Zweige wiegt, der ihm gefällt, und sein Nestlein dahin baut, wo es ihm am angenehmsten dünkt. So ist's von Alters her gewesen und so wird's auch bleiben, so lange es gefühlvolle und treue Herzen auf Erden giebt. Klugheit, Berechnung, kalte Abwägung des eigenen Vortheils haben da ein Ende.

Bertha ging nun sogleich daran, einen kurzen Brief an Herrn Nolte zu entwerfen. Sie wies darin mit höflichen, aber entschiedenen Ausdrücken das Geschenk zurück, welches er ihr geschickt. Auch seinen Antrag müsse sie ablehnen, da sie keine wärmeren Gefühle für ihn hegen könne. Schließlich bat sie den Herrn, in ihrem Verfahren keine Beleidigung sehen zu wollen. Ihre Gesinnungen und Grundsätze machten es ihr unmöglich, anders zu handeln.

Sie siegelte den Brief und schickte ihn nebst dem Paquet Herrn Nolte in's Haus.

Frau Seger schmollte von Stund' an mit der Tochter, die nach der Mutter Ansicht ihr Glück leichtsinnig verscherzt habe. Sie gab ihr kein freundliches Wort mehr zu hören; nur noch „so guten Tag und guten Weg“, wie man in ähnlichen Fällen zu sagen pflegt. Und wollte sie einmal von Bertha etwas haben oder erfahren, wie es doch bei'm Zusammenleben nicht zu vermeiden ist, so wußte sie nicht, wie sie es klug genug anfangen und herausbringen sollte, damit es sich ja nicht wie eine Freundlichkeit und Zuvorkommenheit ihrerseits ausnähme. Oft genug blieb ihr das Wort dazu im Halse stecken. So war denn jetzt das Verhältniß zwischen Mutter und Tochter ein höchst peinliches. Bertha litt sehr darunter, und so sehr sie sich auch bemühte, die Mutter umzustimmen: diese blieb kalt, barsch und mürrisch. Der glückliche Friede, die schöne Eintracht waren plötzlich aus der stillen Dachwohnung gewichen. Bertha vergoß darüber oft heimliche Thränen und fand nur Trost in dem Gedanken, daß sie bei ihrer Entscheidung einem Gefühle gefolgt sei, das ihr edel, rein und heilig erschien.

(Fortsetzung folgt.)

* Chlorkalk und Carbolsäure.

Von Emil Sommer.

(Fortsetzung.)

Die Contumacirung wegen Rinderpest erreicht meistens in Bezug auf räumlichen Umfang wie auf Zeitdauer eine derartige Ausdehnung, daß das Publicum wohl ein Recht darauf hat, zu verlangen, daß es doch wenigstens nicht gerade durch Ungeschicklichkeit mehr als nöthig darunter leide, selbst wenn auch eine kleine Vermehrung des Kostenaufwandes damit verbunden wäre, was bei einer Frage, welche, wie die Rinderpest, so ernste Interessen berührt und ohnedies so große Opfer fordert, sicherlich nicht in Betracht kommen kann.

Zu diesem Ende wären in erster Linie für die Bewachung und Bedienung der Räucherhütten womöglich nur Personen von der nöthigen Intelligenz und Zuverlässigkeit aufzustellen, um den gegebenen Instructionen auch pünktlich nachzukommen, sowie andererseits die Anordnung zu treffen wäre, daß das Zugießen von Salzsäure zu der Chlorkalklösung behufs Entwickelung des Chlorgases mit mehr Regelmäßigkeit, in bestimmten nach der Uhr zu regelnden Zeitabständen vorgenommen und dabei stets, um das Zuviel und das Zuwenig thunlichst zu vermeiden, ein Gefäß von bestimmtem Inhalte als Maß, etwa ein Löffel oder Glas angewendet würde, dessen Größe ebenso wie die Quantität des täglich zu verwendenden Chlorkalkes leicht durch einige Proben zu ermitteln wäre, und da außerdem die Stärke der Chlordünste in den Hütten wesentlich abhängt von dem mehr oder minder häufigen Oeffnen der Thür, so wäre zur Herstellung größerer Gleichmäßigkeit stets vor dem Eintritte von Personen, vor welchen längere Zeit Niemand geräuchert wurde, erst einige Augenblicke die Thür zu öffnen. Jedenfalls sollte man aber nach dem frischen Zusatze von Chlorkalk oder Säure regelmäßig einige Minuten verstreichen lassen, ehe wieder Personen zur Räucherung gelangen, indem die angeführten Unfälle gerade stets in solchen Momenten eintraten, wo durch unmittelbar vorhergegangenes übermäßiges Aufgießen frischer Säure die Entwickelung und Anhäufung der Chlordämpfe einen für Menschenlungen unerträglichen Grad erreicht hatte.

Für den Fall eines etwaigen Eintrittes von Unwohlsein wäre es daher höchst zweckmäßig, bei den Räucherhütten stets ein Fläschchen mit Salmiakgeist (Ammoniaklösung) vorräthig zu halten, um den betreffenden Personen sogleich einige Tropfen auf das Taschentuch geben und dieselben so das zur Bindung der Chlordämpfe wirksame Ammoniakgas einathmen lassen zu können. Wie oben erwähnt, so zerstört das Chlor sehr energisch die Pflanzenfarbstoffe, und es würden daher gefärbte Papierstreifen wohl ein praktisches Mittel abgeben, zum Zwecke besserer Regulirung der Chlorentwickelung öfter den Intensitätsgrad derselben in verschiedener Höhe über dem Fußboden zu bestimmen.

Um den Aufenthalt in den Hütten zu erleichtern, sind an den Wänden derselben allerdings gewöhnlich größere Oeffnungen angebracht, durch welche man den Kopf hinausstrecken und die äußere Luft athmen kann; allein gerade diese Vorkehrung macht das ganze hier vorliegende Desinfectionssystem zu einer halben, ihren Zweck verfehlenden Maßregel, denn unter allen Trägern des Rinderpestcontagiums stehen gerade die Haare in erster Linie, und es ist hiernach klar, daß eine auf diese Weise desinficirte oder vielmehr nicht desinficirte Person das Contagium unter Umständen eben so gut weiter verschleppen kann, wie wenn die Räucherung gar nicht vorgenommen worden wäre.

Da nun allerdings die Zufuhr frischer Luft unerläßlich nöthig ist, so möchten wir hier eine kleine, aber nichtsdestoweniger sehr wesentliche Veränderung in der Construction der Hütten

vorschlagen, welche einfach darin bestände, die erwähnten Luftlöcher durch geeignete weitmaschige Gitter zu ersetzen, wodurch die Einathmung frischer Luft eben so gut ermöglicht, der Kopf der betreffenden Personen aber im Inneren des Häuschens zurückgehalten und folglich auch die Desinfection desselben nicht gehindert würde.

Ferner müssen wir an dieser Stelle noch auf einen weiteren, wesentlichen Punkt aufmerksam machen, welcher aus Unkenntniß im Allgemeinen zu wenig beachtet wird, auf den Umstand nämlich, daß das Chlor, mit dessen desinficirender Wirkung wir es eben hier zu thun haben, ein sehr schweres Gas ist, indem dasselbe ein specifisches Gewicht von 2,44 besitzt, also nahezu 2½ Mal so schwer ist, als die atmosphärische Luft, weshalb es sich auch, ähnlich wie eine Flüssigkeit, aus einem Gefäß in das andere gießen läßt und dabei die Luft aus letzterem verdrängt. Eine Folge hiervon ist, daß dasselbe, ebenso wie die aus dem gährenden Weine sich entwickelnde Kohlensäure, stets zu Boden sinkt und daher immer zunächst die untersten Luftschichten erfüllt, von welchen aus es sich nur langsam und allmählich auf dem Wege der Diffusion nach oben verbreitet. Daraus ergiebt sich aber weiter für unseren Gegenstand, daß Personen von ungleicher Größe, sowie Dinge in verschiedener Höhe die Wirkung der in den Räucherhütten entwickelten Chlordämpfe in sehr ungleichem und unzuverlässigem Grade erleiden, indem sehr große Individuen, ähnlich wie bei der Kohlensäure in der bekannten Hundsgrotte, leicht über die unten lagernde Gasschichte hinausragen und daher jedenfalls häufig an den oberen Körperpartieen nicht oder nur sehr ungenügend desinficirt werden, während Personen von kleinem Wuchse sich oft in einer zu dichten Chloratmosphäre befinden. Es kann hiernach sehr leicht der Fall eintreten, daß Kinder und Frauen sehr belästigt und von Athemnoth ergriffen werden, wogegen hochgewachsene Personen gleichzeitig nicht die geringste Beengung empfinden, was auch mit den bei den oben angeführten Unfällen beobachteten Thatsachen vollkommen übereinstimmt, und es sollte daher bei richtiger Anlage der Räucherhütten darin stets ein etwas erhöhter Auftritt für Kinder angebracht sein.

Um eine gleichmäßigere Vertheilung und Verbreitung der Chlordämpfe in der Luft der Räucherhütten zu bewirken und namentlich die vorzugsweise Anhäufung derselben auf dem Boden zu vermeiden, wäre es jedenfalls zweckmäßig, die den Chlorkalk enthaltenden Gefäße möglichst hoch, etwa in Mannshöhe aufzustellen, wodurch das Chlorgas genöthigt würde, gleichsam von oben herunterzufließen und dabei die Luft allseitiger zu durchdringen. Es ist diese Bemerkung in gleichem Grade anwendbar auch auf die Desinficirung von Stallungsräumen, wo die Chlorkalkgefäße meistens, wie oft auch in den Räucherhütten, blos auf den flachen Boden gestellt werden.

Wie man sieht, so leidet das besprochene Desinfectionsverfahren an und für sich und insbesondere in seiner Anwendung auf das große Publicum an so vielen Schwächen und Mängeln, daß man wohl berechtigt ist, gelinde Zweifel an dem praktischen Werthe desselben zu hegen. Erwägt man aber außerdem, daß trotz der sorgfältigen Wachsamkeit sich stets eine Masse Personen der Räucherung zu entziehen weiß, daß überdies während des größten Theiles der Nacht die Desinfection ganz aufhört, die Passage in dieser Zeit also vollkommen frei ist, daß Waaren und Effecten gar nicht, Wagen, Pferde ꝛc., welch' letztere doch am nächsten mit anderen Thieren und Stallungen in Berührung kommen, nur sehr ungenügend desinficirt werden, daß man sich in der Regel blos beim Verlassen eines Ortes der Räucherung unterwerfen muß, dagegen beim Eintritte in denselben, sowie bei Spaziergängen ꝛc. davon befreit ist, daß man z. B. in Kaiserslautern auf dem Weg nach dem Bahnhofe ungeräuchert passiren konnte, während man auf allen anderen Seiten der Stadt regelmäßig desinficirt wurde, daß die zur Aufrechthaltung der Sperre dienenden Soldaten weder bei ihrem Ein- noch Abzuge geräuchert werden, obwohl dieselben in Folge ihres Wachtdienstes vor inficirten Häusern am allermeisten die Gefahr einer Verschleppung der Seuche darbieten ꝛc., so muß man in der That dem Verfahren, sowie dasselbe wenigstens zur Zeit geübt wird, jede ernstere Bedeutung und nennenswerthe Schutzkraft absprechen, ganz abgesehen davon, daß erst noch zu beweisen wäre, ob ein so kurzes Verweilen in den Räucherhütten, wie dasselbe bei dem größeren Publicum nur ausführbar ist, auch wirklich genügt, um das etwa an dem Körper haftende Rinderpestcontagium zu zerstören. Allein selbst auch zugegeben, daß die in Rede stehende Desinfection nicht so ganz nutzlos wäre, so steht aber jedenfalls dieser noch problematische Nutzen in keinem Verhältnisse zu den dem Publicum und den Behörden dadurch auferlegten Unbequemlichkeiten, Störungen und Schwierigkeiten.

Man bringe die übrigen, zur Unterdrückung der Rinderpest vorgeschriebenen und das Uebel mehr an der Wurzel fassenden Maßregeln mit unbeugsamer Energie und Consequenz zur Durchführung, indem man die betreffenden von der Seuche heimgesuchten Häuser oder Stadttheile sorgfältig absperrt, indem man die erkrankten oder auch nur verdächtigen und in der Nähe befindlichen Thiere sofort tödtet und unter den nöthigen Schutzvorkehrungen möglichst tief begräbt, indem man die Stallungen und anstoßenden Räume gründlich ausräumt und desinficirt, alle möglicherweise inficirten Gegenstände und Geräthe verbrennt oder begräbt, den Handel mit Vieh, Häuten, Futter ꝛc. unterdrückt, und man wird jener hemmenden, halben und unfruchtbaren Scheinmaßregel nicht mehr bedürfen, was heute schon am besten daraus erhellt, daß dieselbe, wie oben nachgewiesen, der Verschleppung der Seuche auf diesem Wege zahllose Pforten offen läßt und daher wirklich fast als illusorisch zu betrachten ist, ohne daß es darum bisher weniger gelungen wäre, der Epidemie stets schnell und wirksam Herr zu werden.

In kleinerem Umfange, d. h. bei allen denjenigen Personen, welche bei Ausbruch der Rinderpest an einem Orte mit deren Beobachtung und Ausrottung, insbesondere mit der Untersuchung, Tödtung, Fortschaffung und Bestattung der erkrankten Thiere näher oder entfernter zu thun haben, ist dagegen eine sorgfältige und sachgemäß geleitete Chlorräucherung stets dringend geboten, und es wird deshalb der Chlorkalk immer eines der wirksamsten Unterstützungsmittel bei Bekämpfung derartiger Seuchen bleiben, namentlich wo es sich darum handelt, leere, bewohnt gewesene Räume radical zu desinficiren, sowie die Entwickelung und Verbreitung des Contagiums von den Begräbnißplätzen zu verhindern. Es dürften daher schon der Vollständigkeit wegen wohl auch einige allgemeine Andeutungen über die Natur dieser so wichtig gewordenen Substanz hier am Platze sein.

Chemisch betrachtet, ist der Chlorkalk oder Bleichkalk ein Gemenge von unterchlorigsaurem Kalk, Chlorcalcium und freiem Kalk, so daß demnach der Name Chlorkalk wissenschaftlich nur wenig Sinn hat, zumal das, was sich aus demselben entwickelt und die eigentlich desinficirende Wirkung besitzt, zunächst nicht Chlor, sondern unterchlorige Säure, d. h. eine Verbindung von Chlor mit Sauerstoff ist, welche eben mit Kalk, den erwähnten unterchlorigsauren Kalk bildet. Aus letzterem wird die unterchlorige Säure unter Aufbrausen durch jede beliebige Säure, wie Salzsäure, Essigsäure u. a. m., selbst durch die schwache Kohlensäure ausgetrieben, und da letztere stets in größerer oder geringerer Menge in der Atmosphäre enthalten ist, so erleidet in Folge ihrer Einwirkung der Chlorkalk an freier Luft fortwährend in mäßigem Grade eine Zersetzung unter steliger Entbindung von unterchloriger Säure, wie dies der beständige Geruch nach Chlor erkennen läßt. Sofort zersetzt sich nämlich die unterchlorige Säure bei ihrem Freiwerden, namentlich bei Berührung mit organischen Stoffen, in ihre Bestandtheile, Chlor und Sauerstoff, welch' letzterer im Entstehungsmomente gleichfalls kräftig zersetzend und desinficirend wirkt. Wird zum Aufgießen auf Chlorkalk Chlorwasserstoffsäure, bekannter unter dem Namen Salzsäure, angewendet, so entwickelt sich am reichlichsten reines Chlorgas, indem hierbei der Wasserstoff der Salzsäure sich mit dem Sauerstoff der unterchlorigen Säure zu Wasser verbinden kann, und es wäre daher nach unserem Dafürhalten aus diesem Grunde bei der Desinfection in den Räucherhütten

der Chorkalk nur mit Essigsäure zu übergießen, um so darin wenigstens für menschliche Lungen eine athembarere Atmosphäre zu erzeugen, zumal auch die Dämpfe der Essigsäure eine nicht zu unterschätzende desinficirende Wirkung besitzen.

(Schluß folgt.)

Der Trompeter von Sedan.

(Mittheilung eines Soldaten.)*)

Hoch leb' der bayrische Trompeter,
Ein Held von Sedans blut'gem Feld!
Ihn rühm' mein Lied — dann rufe Jeder:
Hoch leb' der bayrische Trompeter —
Wahrhaftig, das ist auch ein Held!

Warum von vielen Kampfgenossen
Schweigt die Kanone dort allein?
Die Kanoniere sind erschossen,
Da liegen sie sammt ihren Rossen
Und weit umher der Feinde Reih'n.

Nur ein Trompeter hält darneben
Auf hohem Roß — sieht grimmig schon
Die Feinde nach der Beute streben.
„Ha", ruft er, „kostet's auch mein Leben,
Ihr Schurken kriegt nicht die Kanon'."

Flugs springt der Held vom hohen Sitze,
Flugs spannt er ein sein starkes Roß —
Und Hurrah! fort mit dem Geschütze,
Umzuckt von hundertfachem Blitze,
Umschnoben von der Feinde Troß!

Weit gellet der Trompet' Geschmetter!
„Halt aus, mein Pferd, die Hilf' ist nah!"
Hurrah, da braust heran ein Wetter,
Und jagt den Feind wie dürre Blätter —
Hell bläst der Held Victoria!

Ch. Böhmer.

*) Des Trompeters That ist Thatsache, welche mir kürzlich ein bayerischer Unterofficier (wie mir schien, da wegen der Dunkelheit im Waggon seine Qualität nicht genau zu erkennen war) nebst vielem Anderem als Mitkämpfer in der Schlacht von Sedan mittheilte und versicherte, daß der heldenmüthige Trompeter, was auch selbstverständlich, decorirt werde. Ch. B.

Mannichfaltiges.

— Ueber den Zustand der gesprengten Brücke zwischen Kehl und Straßburg schreibt man der „A. A. Ztg.": „Wer in den verschiedenen illustrirten Zeitungen die Ansicht des gesprengten Theiles gesehen hat, der erinnert sich wohl der Menge von Quadersteinen und Bruchstücken des Eisenwerkes, die recht malerisch und bizarr im Wasser übereinanderliegend erscheinen und ein gräuliches Bild der Zerstörung darbieten. Der Zeichner hatte jedenfalls nur eine Ansicht der unbeschädigten Brücke vor Augen und die Sprengung nach seiner eigenen Phantasie illustrirt, weil er wegen des Bombardements und Schießens keinen eigenen Augenschein davon nehmen konnte. In der That verhält sich die Sache ganz anders. Die Brücke ist ein Eisenwerk, welches auf Pfeilern im eigentlichen offenen Rhein ruht und zu beiden Seiten zwei Drehscheiben erhielt, da man damals für solche Brücken dies verlangte, um die Schiffe nicht zum Senken der Masten zwingen zu müssen. Einen erheblichen strategischen Zweck hatte dieses Drehwerk offenbar nicht; denn das Abdrehen der Brücke konnte höchstens einen Ueberfall verhindern, da ohnehin auf der Eisenbahnbrücke keine Artillerie passiren kann und eine Pontonbrücke leicht und rasch zu schlagen ist. Das Drehwerk ist nun so eingerichtet, daß hüben und drüben am Lande ein mächtiger Pfeiler mit gewaltigen Quadern erbaut wurde, auf welchem als eine Art Drehscheibe die Mitte des aus langem Eisenwerk zusammengesetzten Brückentheiles so aufruht, daß er mit beiden Enden auf den nächsten Pfeilern sich auflegt und sodann die Brücke schließt, während beim Drehen diese Enden sich parallel mit der Ufermauer legen und zwischen dieser in dem Strompfeiler eine Oeffnung der Brücke bilden. Beim Sprengen ist nun nichts als der Pfeiler, auf dem die Brücke ruht, geborsten, und die langen Eisenketten, welche die Träger und Bindeglieder bilden, sind ganz einfach nicht zerschlagen oder zersprungen, sondern nordwestlich halb in's Wasser, halb auf das Land gerutscht. Außerdem ist das zierliche Gitterthürmchen auf dem Strompfeiler durch die Erschütterung in das Wasser gestürzt. Anscheinend sind jene Eisenballen gar nicht oder nur wenig verletzt und blos ihr Gewicht macht es schwierig, sie bald zu heben.

— Zur Kennzeichnung des Geistes der Straßburger Bevölkerung erzählt ein Correspondent der „Allg. Ztg." Folgendes: „Ich hörte dieser Tage eine stramme Bürgersfrau, die ich schon lange kannte, mit Eifer und Leidenschaft sagen: „Und ich bin einmal Französin und will auch als Französin sterben," und konnte nicht umhin, ihr lächelnd zu entgegnen: wenn sie eine so eifrige Französin sei, so möge sie mir doch auch diese Worte französisch sagen; aber da bekam ich lediglich zur Antwort: „Ich bin Französin, aber wälschen kann ich nicht." Natürlich lautete dies im echten Straßburger Deutsch viel drastischer, aber es bezeichnet immerhin die wahre Sachlage."

— Eine rührende Episode aus dem gegenwärtigen Kriege wird der „Mainztg." aus Hagenau berichtet. Einige Tage nach der Schlacht bei Wörth klopft es eines Abends an die Fenster des Forstmeisters Rich daselbst. Man öffnet, und ein badischer Landwehrmann aus Pforzheim verlangt Einlaß für einen verwundeten Zuaven. Der brave deutsche Soldat hatte den Franzosen in einem Waldgraben bei Hagenau, wo er schon zwei Tage hilflos zugebracht, gefunden und mit Aufwand aller Kräfte in die Stadt geschafft. Natürlich wurde der Verwundete bei seinen Landsleuten aufgenommen und von seinem Lebensretter beim Abschied noch mit einem Thaler beschenkt, der als Unterstützung zurückgewiesen auf Bitte des biederen Landwehrmannes als Andenken gern behalten wurde. Forstmeister Rich in Hagenau erzählte diese Geschichte mit warmer Anerkennung für die „ditschen" Truppen. Der Name des trefflichen Pforzheimers ist leider nicht bekannt geworden.

— Jul. v. Wickede berichtet folgende Scene aus Pont-à-Mousson, wie ein gefangener Officier der Chasseurs d'Afrique, von seinem Pferde, einem edlen Falbenhengst mit langer, schwarzer Mähne, so ein echtes Berberroß, Abschied nahm. Er umhalste das edle Thier förmlich, streichelte und koste es und gab ihm alle möglichen Schmeichelworte. Das Roß schien seinen Reiter zu verstehen und war ungemein anschmiegend und zärtlich gegen ihn, wie man dies bei den edleren Pferden im Orient häufig sieht. Endlich schien der Officier einen schweren inneren Kampf zu bestehen, riß dann plötzlich seinen Pallasch aus der Scheide und stieß die scharfe spitze Klinge dem Pferde gerade durch die Brust in das Herz hinein. Der Stoß hatte gut getroffen, denn auf der Stelle stürzte der Hengst todt zusammen. Ohne sich weiter um Sattel und Zaum des todten Pferdes zu bekümmern, schritt der Chasseur d'Afrique-Officier vom Platze fort und begab sich zu seinen Kameraden, um mit ihnen die Eisenbahnwaggons zu besteigen, die sie in die Kriegsgefangenschaft bringen sollten.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stav.

Maur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 125. Dritter Jahrgang. 1870.

Herzensprüfung.

Erzählung von Hermann Kleinsteuber.

(Fortsetzung.)

3.

Am Ende der Woche lieferte Frau Seger die Arbeiten ab, welche beide Frauen für das Geschäft des Herrn Nolte angefertigt hatten.

Dieser saß allein in seinem düsteren Comptoir, das dem Eingange des Ladens gegenüber lag und auf einen engen Hof hinausging. Nolte war ein großer stattlicher Mann in den dreißiger Jahren. Sein Gesicht freilich sah etwas verlebt aus, und man hätte ihn daher leicht für älter halten können. Indeß rührte dies nur von seinem unordentlichen Lebenswandel her. Er spielte und trank nämlich oft die halben Nächte hindurch. Es gab keine Festlichkeit, an welcher er nicht theilnahm, und immer war er bestrebt, sich dabei in irgend einer Art hervorzuthun. Sein eiteles prahlerisches Wesen erkannte man auch schon daraus, daß er mit allerhand Schmuck überladen war. An den Fingern seiner Hand glänzten mehrere Ringe; auf seinem Vorhemdchen blitzten goldene Nadeln und Knöpfe; von seiner Weste herab fiel die schwere Uhrkette mit einem reichen Gehänge von Medaillons, Schlüsseln und dergleichen.

Er begrüßte die Frau Stadtmusikus sehr kühl. Zum ersten Male fand er mancherlei an den Handarbeiten auszusetzen, und dennoch waren sie mit derselben Sorgfalt und Sauberkeit gefertigt wie früher. Indeß zahlte er den gewöhnlichen Preis dafür aus, ohne einen Abzug zu machen.

„Giebt es für die nächste Woche viel Arbeit?" erkundigte sich Frau Seger, nachdem jenes Geschäft beendigt war.

Nolte legte sich behaglich in seinen Lehnstuhl zurück und erwiderte dann mit einem Anflug von Spott: „Findet es Mamsell Tochter nicht unter ihrer Würde, noch ferner für mein Geschäft zu arbeiten?"

„Wie kommen Sie zu dieser Frage, Herr Nolte?" Frau Seger sah ihn dabei etwas betroffen an.

„Nun," versetzte dieser lächelnd und drehte seinen großen Siegelring lebhaft um den Finger; „nach der Antwort zu schließen, mit welcher mich Mamsell Tochter neulich beehrte, ist dieselbe sehr stolz und . . ."

„O, Herr Nolte, so dürfen Sie dies nicht deuten!" fiel Madame Seger ein. „Bertha wollte nur das Kleid als ein unverdientes Geschenk nicht annehmen von einem Herrn, dessen Bewerbung sie zurückwies."

„Und warum that sie letzteres?" forschte der Kaufmann weiter, indem er das Uhrgehänge auf seiner flachen Hand langsam wiegte und dasselbe zu bewundern schien. „Ich sollte meinen, ein Mädchen in ihren Verhältnissen hätte es für ein Glück erachten müssen, einen solchen Antrag zu bekommen," fuhr er fort, den Kopf stolz zurückwerfend. „Nun, es giebt noch andere hübsche Damen, die weniger dünkelhaft sind und die sich's für eine Ehre schätzen werden, wenn ein Mann wie ich bei ihnen anklopft," schloß er und rieb sich dabei die beringten Hände mit einer Miene, deren schadenfroher Ausdruck Schlimmes ahnen ließ.

„O, auch wir fühlten uns sehr geehrt," rief die Frau Stadtmusikus eifrig. „Und wenn es nach meinem Willen gegangen wäre, so hätte Bertha eine andere Entscheidung getroffen. Aber sie ist leider ein eigensinniges Kind und will . . ."

„Will oben hinaus — bildet sich zuviel auf ihr hübsches Lärvchen ein!" ergänzte der Kaufmann spöttisch die Rede, in welcher jene stecken blieb.

„Ach nein — ganz im Gegentheil, Herr Nolte!" erklärte Frau Seger niedergeschlagen. „Bertha will bei der Wahl ihres Zukünftigen nur ihr Herz sprechen lassen!"

„Pah, das ist eine Kinderei!" warf jener vornehm hin. „Nun, wie dem auch sei," fuhr er lebhafter fort, indem er sich in dem Sessel wieder aufrichtete, „ich muß Ihnen mittheilen, Frau Stadtmusikus, daß ich hinfüro keine Arbeit mehr für Sie und Ihre Mamsell Tochter habe."

Frau Seger wollte etwas entgegnen, aber die Stimme versagte ihr. Mit halb geöffneten Augen starrte sie den Grausamen an, der ihr mit einem Male die Hauptquelle ihres Verdienstes entzog.

„Sie können sich über diese Eröffnung nicht wundern, Frau Stadtmusikus," begann Nolte von Neuem. „Ich bin durch die Zurückweisung meines Geschenkes, durch die verneinende Antwort auf meine Bewerbung schwer gekränkt und beleidigt worden — denn ich habe, ganz wie Mamsell Tochter, auch meinen Stolz," schaltete er mit einem spöttischen Lächeln ein. „Ich fühle mich daher nicht mehr veranlaßt, Ihnen wie bisher Gelegenheit zu einem hübschen Verdienste zu geben. Sie müssen also schon zusehen, wie Sie diesen Ausfall in Ihren Einnahmen decken."

„So plötzlich wollen Sie uns die Arbeit entziehen, Herr Nolte! Da ist's ja unmöglich, daß wir gleich wieder einen Ersatz finden!" entgegnete Frau Seger in bittendem Tone. „Bedenken Sie doch, daß wir darauf nicht vorbereitet sind."

Der Kaufmann zuckte die Achseln.

„Ich bin ohnehin mit Ihren Arbeiten schon lange nicht recht zufrieden," äußerte er kalt. „Auch mit dieser nicht. Hier, was ist das?" fuhr er fort, die eben abgelieferten Stickereien geringschätzig zur Seite werfend. „Flüchtige, sorglose Arbeit, bei der ich nur Schaden habe."

„Und das sagen Sie erst jetzt, Herr Nolte! . . ." stellte ihm Frau Seger vor.

„Nun ja, weil ich gegenwärtig keine Veranlassung mehr habe, Ihre Empfindlichkeit zu schonen!"

„Und in Ihrem Briefe lobten Sie unsere Arbeit!"

„Blose Höflichkeit!" sagte er lächelnd, indem er die Schultern emporzog.

Jetzt, wo man ihre Arbeit ungerechter Weise tadelte, erwachte doch der gekränkte Stolz in Frau Seger. Sie fühlte, daß sich Nolte damit nur an ihnen rächen wollte. Sie erhob sich daher, um mit einem kühlen Gruße das düstere Comptoir zu verlassen.

„Bitte, noch einen Augenblick!" rief sie der Kaufmann

wieder zurück. „Da fällt mir etwas ein, was ich gleich abmachen kann! Der Zimmermeister Wittig hat eine Hypothek von siebenhundert Thalern auf Ihrem Hause stehen."

Frau Seger bejahte es, konnte aber nicht begreifen, warum Nolte auf diese Sache zu sprechen kam. „Als mein Mann," bemerkte sie, „vor zwanzig Jahren das Grundstück kaufte, hatten wir nur kleine Ersparnisse; sie reichten indeß für die geringe Anzahlung hin. Das Fehlende gab uns damals Herr Wittig auf Hypothek."

„Ganz recht," sagte Nolte, den Kopf wiegend. „Ich stehe nun mit Herrn Wittig in Abrechnung, und da sind wir übereingekommen, daß er mir die Hypothek cedirt."

„Cedirt?" wiederholte Frau Seger mit einem Ausdruck von Ungewißheit in ihren Mienen, als ob sie nicht recht gehört oder den Sinn des Wortes nicht verstehe.

„Ja, der Herr Zimmermeister tritt mir für meine Forderung an ihn die Hypothek ab, welche auf Ihrem Hause lastet," erklärte sich Nolte deutlicher. „Dieselbe wird in diesen Tagen auf meinen Namen umgeschrieben."

„So werden wir nun Ihre Schuldner?" fragte die Frau Stadtmusikus bestürzt.

„Ja, aber nicht auf lange!" sagte Nolte mit einem Lächeln, als ob er seinen Scherz mit der Wittwe treibe.

„Wie soll ich das verstehen?" Sie fragte es in steigender Unruhe.

„Nun, ich gebrauche das Capital, weil ich mir demnächst ein neues Haus bauen will," versetzte Nolte gleichmüthig. „Diese Localitäten hier sind mir zu eng und düster; auch haben sie keine günstige Geschäftslage. Ich ging daher schon lange mit dem Gedanken um, eine Aenderung zu treffen. Dies soll nun im nächsten Frühjahr geschehen."

„Sie wollen uns doch nicht etwa die Hypothek kündigen?" preßte Frau Seger hervor, indem sie ihre weitgeöffneten Augen starr auf den Sprecher richtete.

„Ja, ich bin aus dem eben angeführten Grunde genöthigt, dies zu thun," verständigte er kühl die angstgequälte Wittwe. „In dem Documente ist eine monatliche Kündigungsfrist bestimmt. Nach Verlauf von vier Wochen werden Sie mir also das Capital zurückzahlen."

„O, wie können wir das, Herr Nolte? Wer soll uns die Summe borgen? Wir haben ja keine guten Freunde, wie damals, als mein seliger Mann noch lebte."

Der Kaufmann zog die Schultern in die Höhe: „Dann kommt Ihr Grundstück zur Versteigerung."

„Sie wollen uns das kleine Eigenthum entreißen!" rief sie verzweiflungsvoll. „Und nur aus Rache, aus Zorn, denn Sie brauchen das Geld gewiß nicht so nothwendig. Denken Sie doch an den Spruch: „„Im Zorne thut der Mensch nicht, was vor Gott recht ist!""

„Ich bin vollkommen in meinem Rechte," erklärte der Unerbittliche, indem er die schwere Uhrkette wohlgefällig durch die Finger zog.

„Aber es ist nicht edel von Ihnen, so gegen zwei hilflose Frauen zu verfahren!"

„Diese Frauen haben ja meine Freundschaft, meine Liebe, meine Theilnahme zurückgewiesen. Nun will ich zeigen," setzte Nolte mit höhnischem Ausdruck hinzu, „was es heißt, mir einen Korb zu geben, mich durch Kränkungen zu reizen, mich vor der Welt zu blamiren. Sie sollen mich nun auch von einer anderen Seite kennen lernen!" schloß er, indem er sich erhob und durch einige heftige Bewegungen verrieth, wie sehr er — trotz der bisher bewahrten äußeren Ruhe — unter der Herrschaft der Rachgier stand.

Frau Seger fühlte, daß sie diesem grausamen Manne gegenüber durch Bitten nichts auszurichten vermöge. Sie war auch unfähig, weiter zu reden. Die Zunge klebte ihr trocken am Gaumen. Sie verließ also das dunkele Comptoir, in welchem sie so viel unheilvolle Nachrichten erhalten. Die Füße wollten sie kaum noch über die Straße tragen. Nach Hause gekommen, warf sich die arme Frau tiefseufzend in den Lehnsessel.

„Was hast Du, liebe Mutter? Was ist Dir widerfahren?" fragte Bertha sorgenvoll und von schlimmen Ahnungen erfüllt.

„Wir sind verloren — er wird uns vernichten!" hauchte Frau Seger tonlos, und erzählte dann unter hervorstürmenden Thränen, daß Nolte ihnen keine Arbeit mehr geben wolle und die Hypothek gekündigt habe.

„Da hast Du es!" rief Bertha, mehr Fassung zeigend, als ihre Mutter. „Und einen solchen Mann hätte ich heirathen sollen — einen Mann, der keinen Edelmuth kennt, sondern nur die Sucht, sich zu rächen! Und weswegen? Weil ein ehrbares Mädchen sein Geschenk verschmähte und seine Hand nicht annahm, da sie ihn nicht lieben kann. Nun siehst Du, Mutter, wie sehr ich recht hatte, diesem Menschen nicht das ganze Glück meines Lebens anzuvertrauen!"

„Deine Zurückweisung, Bertha, hat ihn zu tief verletzt. Ich glaube, wenn Du Dich jetzt noch anders besännest und ihm freundlich entgegen kämest . . . ."

„Nimmermehr! Wo denkst Du hin, Mutter?" rief Bertha, einen Schritt zurücktretend und mit beiden Händen eine abwehrende Bewegung machend. „Wenn wir auch arm sind, so dürfen wir uns doch vor diesem rachsüchtigen eitelen Geldmenschen nicht so tief erniedrigen! Nein, nun erscheint mein Entschluß gründlich gerechtfertigt. Nun wissen wir, was von Herrn Nolte zu halten ist."

Da Frau Seger ihre Tochter so stolz und entschieden auftreten sah, machte sie keinen Versuch mehr, auch nicht den geringsten, dieselbe umzustimmen. Sie sagte sich im Stillen selber, daß Nolte die Liebe und Hingebung eines braven Mädchens in der That nicht verdiene.

(Fortsetzung folgt.)

* Chlorkalk und Carbolsäure.

Von Emil Sommer.

(Schluß.)

Nicht minder wichtig für die Desinfectionsfrage, wenn auch noch weniger allgemein gewürdigt und bekannt als der Chlorkalk, ist die erst in den letzten Jahren und namentlich in den gegenwärtigen Armeelazarethen zu ihrer vollen Geltung gelangte Carbolsäure, richtiger Phenylsäure, genannt, auf deren werthvolle Eigenschaften sowohl für die Desinfection, als auch für die Medicin wir schon seit Jahren und seiner Zeit auch in diesen Blättern die öffentliche Aufmerksamkeit zu lenken uns bemüht haben.

Dieselbe ist ein Product der trockenen Destillation von Holz, Braun- und Steinkohlen ꝛc. und bildet daher stets einen wesentlichen Bestandtheil des Steinkohlentheers und Steinkohlentheeröls, von welchem dieselbe ungefähr 20 Procent der Masse ausmacht und woraus sie auf einfache und wohlfeile Weise gewonnen wird. In reinem Zustande stellt dieselbe eine wasserhelle, nach Steinkohlentheer riechende und bei niederer Tempe-

ratur krystallisirbare Flüssigkeit dar, welche Aehnlichkeit mit dem als Zahnmittel allgemein bekannten Kreosot hat, das eine Verbindung von Kreylalkohol mit Phenylsäure ist und dem letzteren Bestandtheile hauptsächlich seine fäulnißwidrige und conservirende Wirkung verdankt.

Es erklärt sich zugleich hieraus die fäulnißwidrige und conservirende Wirkung des stets mehr oder weniger kreosothaltigen Rauches, sowie dessen Anwendung zum Räuchern von Fleischwaaren. Wenn es richtig ist, was nicht selten behauptet wird, daß das Tabakrauchen bis zu einem gewissen Grade gegen die Gefahr der Ansteckung schützen und namentlich den Arzt in Krankenhäusern vor den darin herrschenden Miasmen bewahren soll, so beruht dies gleichfalls offenbar nur auf der antiseptischen und antimiasmatischen Wirkung der genannten Producte, welche sich jedenfalls auch bei der langsamen Verbrennung des Tabaks erzeugen und so gleichsam die den Raucher umgebende Luft desinficiren.

Entgegen der bisherigen Ansicht der meisten Chemiker, ist die Phenylsäure nach den neuesten Untersuchungen in dem Wasser ziemlich leicht löslich, indem dasselbe 5 Procent davon aufnimmt und damit eine sehr stark wirkende Lösung bildet, was natürlich die Anwendung der Säure als Desinfectionsmittel bedeutend erleichtert.

Es beruht diese Anwendung auf der merkwürdigen, tödtlichen oder giftigen Wirkung, welche die Phenylsäure auf alle niederen Organismen, Infusorien und mikroskopische Pflänzchen, und folglich auch auf die Fermente der Gährung und Fäulniß, sowie auf die Contagien und Miasmen ausübt, welche wir, wie weiter oben gezeigt wurde, gleichfalls als aus organischen Fermenten bestehend, zu betrachten haben. Die Phenylsäure zerstört daher die Ansteckungsstoffe und Miasmen, nicht wie das Chlor, das dieselben chemisch angreift und zersetzt, sondern dadurch, daß sie dieselben oder deren unsichtbare Keime tödtet und lebensunfähig macht. Sehr wesentlich wird die Säure hierbei durch ihre Leichtflüchtigkeit unterstützt, vermöge welcher sie, rasch sich in der Luft verbreitend, die bei miasmatischen und contagiösen Krankheiten in der Atmosphäre schwebenden Fermente leicht überall erreicht, poröse Körper nach allen Seiten durchdringt und sich daher vorzüglich zu desinficirenden Räucherungen, ähnlich denjenigen mit Chlorkalk, eignet, ohne die Unzuträglichkeiten der letzteren zu theilen. Am besten dient hierzu die reine, feste und krystallisirte Säure oder, je nach Umständen, auch die rohe, ungereinigte Carbolsäure, wobei jedoch stets eine gelinde Wärme, etwa durch eine Kohlenpfanne hervorgebracht, zu Hilfe zu nehmen ist, um hierdurch eine lebhaftere Verdampfung der Säure zu bewirken.

Das mehr volksthümliche Desinfectionsverfahren, Fäßchen mit Steinkohlentheer bei Cholera und sonstigen Pestilenzkrankheiten zum Zwecke der Reinigung der Luft in den Straßen zu verbrennen, beruht jedenfalls ganz auf demselben Principe, indem hierbei gleichfalls die Phenylsäure nebst einigen anderen, ähnlich wirkenden Theerbestandtheilen in der Luft verflüchtigt und so mit den etwa vorhandenen miasmatischen Ausdünstungen in Berührung gebracht wird. In Spitälern wird daher jetzt die Phenylsäure auch bereits sehr häufig zu derartigen Räucherungen verwendet und hierzu hauptsächlich der sogenannte Phenylessig (eine Mischung von Phenylsäure und Essigsäure) benützt, den man zu diesem Ende in den Krankensälen in offenen, flachen Gefäßen zur freiwilligen Verdünstung aufstellt oder auf freihängende Tuchlappen gießt.

In allen Sälen, wo derartige regelmäßige Räucherungen eingeführt wurden, ließ sich stets eine unverkennbare Besserung des Gesundheitszustandes und leichtere Heilung, namentlich von Wunden constatiren.

Zu desinficirenden Waschungen, sowie zum Besprengen mit Phenylsäure dient die Lösung derselben in Wasser, welche nebst roher Phenylsäure auch zur wirksamen Desinficirung von krankhaften Auswurfsstoffen Verwendung findet. Für letzteren Zweck ist in zahlreichen Fällen, namentlich in den Aborten, auch der Steinkohlentheer selbst, sowie das Steinkohlentheeröl verwendbar, welche man zu diesem Ende blos von Zeit zu Zeit in geeigneter Menge in die Latrinen zu gießen hat. Eine wichtige Anwendung findet der Steinkohlentheer außerdem auch bei der Bestattung ansteckender Cadaver, also insbesondere auch derjenigen rinderpestkranker Thiere, welche dabei mit einer dicken Schichte von Steinkohlentheer zu bedecken und, nebenbei bemerkt, auch bei der Ueberführung nach dem Begräbnißplatze im Allgemeinen sorgfältiger mit Chlorkalk oder Phenylsäure zu desinficiren und einzuhüllen wären, als dies häufig geschieht.

Ein einfaches und wohlfeiles Verfahren, sich eine wässerige Lösung von Phenylsäure für den Hausgebrauch aus Steinkohlentheer selbst zu bereiten, ist folgendes:

Man übergießt ein gewisses Quantum Steinkohlentheer oder noch besser Steinkohlentheeröl mit lauem Wasser und schüttelt und peitscht hierauf die Masse tüchtig durcheinander, wobei letzteres die wirksamen und löslichen Bestandtheile des Steinkohlentheers in sich aufnimmt. In der Ruhe scheidet sich sodann auf dem Boden des Gefäßes der unlösliche Theil des Steinkohlentheers als Rückstand ab, während das darüber stehende Wasser, das nur noch mit einer leichten Oelschicht bedeckt ist, die gewünschte Lösung bildet, welche sofort zur Desinfection verwendet werden kann. Auf diese Weise lassen sich aus einem Pfunde Steinkohlentheeröl 50 Liter solcher Phenyllösung bereiten, welche hinreichen, um mehrere 100 Liter Excremente für längere Zeit zu desinficiren.

Dadurch, daß die Phenylsäure die Fermente tödtet oder unwirksam macht und in Folge dessen alle Gährungs- und Fäulnißprocesse aufhebt, bildet dieselbe zugleich ein ausgezeichnetes Conservirungsmittel, mit dessen Hilfe sich organische Stoffe, Fleisch, Eier, ganze Thierkörper ꝛc. in geschlossenen Gefäßen monatelang unverändert aufbewahren lassen, und wird hiervon bereits in zoologischen Cabineten, besonders bei Insectensammlungen sowie zur Conservirung anatomischer Präparate ein ausgedehnter Gebrauch gemacht.

Allein auch auf dem Gebiete der eigentlichen Medicin hat sich die Säure bereits ein ansehnliches Terrain erobert, indem sie sowohl innerlich wie äußerlich gegen die verschiedensten, auf Fermentwirkungen und Pilzbildungen zurückzuführenden Krankheitszustände mit Glück versucht wurde, und jetzt namentlich gegen giftige Fliegenstiche, d. h. gegen die Wirkung eingeimpften Leichengiftes, gegen Hautausschläge, gegen verschiedene Formen der Diphteritis, in der neuesten Zeit auch gegen die Blattern, sowie gegen die meisten Eiterungsprocesse und daher namentlich zur Heilung von Wunden erfolgreiche Anwendung findet. Fast alle Wunden, welche der gegenwärtige mörderische Krieg geschlagen, erfahren die wohlthätige Wirkung der Phenylsäure, indem die meisten derselben damit behandelt und verbunden werden, und hat in Folge dessen der Verbrauch der Säure für diesen Zweck im Augenblicke einen ganz außerordentlichen Umfang erreicht.

Die eigentliche Wirkungssphäre derselben ist und bleibt indessen immer das weite Feld der Desinfection. In den meisten Hospitälern und Lazarethen ist dem auch die Phenylsäure für die verschiedensten Krankengeräthe, Nachtstühle, Bettflaschen, Nachttöpfe ꝛc. das vorherrschende Desinfectionsmittel geworden, dessen man sich in Verbindung mit Kalk sogar als antimiasmatische Tünche zum Anstriche inficirter Krankensäle bedient, und ebenso benützt man jetzt zum Waschen der Hände nach Operationen, namentlich in Entbindungshäusern, fast überall Phenylwasser an Stelle des bisher hierzu angewandten Chlorwassers, während gleichzeitig Aerzte und Studirende das wirksamste Schutzmittel gegen die Einimpfung von Krankheits- und Leichengift durch die so häufigen Verletzungen bei Operationen und Sectionen gleichfalls in der Phenylsäure finden, von welcher einige Tropfen, sofort auf die Wunde gebracht, in den meisten Fällen hinreichen, jede weitere Gefahr zu beschwören.

Unter dem Einflusse dieser vielseitigen Anwendungen ist naturgemäß die Fabrikation der Phenylsäure bereits eine ziemlich ausgedehnte und dem entsprechend der Preis derselben ein verhältnißmäßig niedriger geworden, und dürfte hoffentlich der

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 127. Dritter Jahrgang. 1870.

Herzensprüfung.

Erzählung von Hermann Kleinsteuber.

(Schluß.)

4.

Unsere Geschichte spielt im thüringer Land, in einem kleinen Städtchen des Werrathales.

Nach vielen Bemühungen war es dem Gärtnergehilfen Heinrich Martens endlich gelungen, eine neue Stelle zu erhalten und zwar in der Nähe jenes Städtchens, wo seine theuere Bertha wohnte. Gutsbesitzer Döring, dessen Anwesen in einem Seitenthale der Werra lag, hatte die Absicht, eine große Baumschule und daneben einen Park anzulegen. Zu diesem Behufe machte er Heinrich Martens seine Anträge, und dieser hatte zugegriffen, obwohl Herr Döring in dem Rufe stand, ein mürrischer und krittlicher Herr zu sein. Von der Gicht gelähmt, ließ er sich in einem Rollstuhle auf das Feld, in den Garten fahren und schalt dabei seine Arbeiter oft tüchtig aus, indem es ihm selten Jemand ganz recht machen konnte. Heinrich jedoch fand sich bald trefflich in die Launen des alten Herrn, denn er sah wohl ein, daß dieselben meist ihren Grund hatten in dem schweren körperlichen Leiden, das Herrn Döring schon viele Jahren befallen und ihn fast ununterbrochen mit großen Schmerzen heimsuchte. Döring war unverheirathet, hatte auch keine nahen Verwandten, und dieser Umstand trug mit dazu bei, ihn zu einem mißtrauischen und unzufriedenen Grillenfänger zu machen. Seine Untergebenen hielten daher gewöhnlich nicht lange bei ihm aus; Heinrich jedoch hatte sich schnell dessen Zutrauen und Wohlwollen erworben, da er mit großer Umsicht und unermüdlichem Eifer die Anlagen der Baumschule und des Parkes förderte. Polterte Herr Döring auch einmal mißmuthig auf ihn ein, so ließ es Heinrich ruhig über sich ergehen und zwar in liebreicher Rücksicht auf den leidenden Zustand des Herrn, und es fand sich bald, daß dieser dann in schmerzensfreien Stunden den geduldigen Gärtner nur desto freundlicher behandelte.

An den Sonntagnachmittagen ging Heinrich zuweilen nach dem nahen Städtchen, um seine geliebte Bertha auf ein paar Stunden zu sehen und zu sprechen. Dies waren die einzigen Lichtblicke in seinem gegenwärtigen Leben.

Die Lage der Frau Stadtmusikus hatte sich inzwischen nicht geändert. Noch war ihr Haus nicht versteigert, und sie hoffte immer noch, Mittel zu finden, dies abzuwenden. Vielleicht fand sich doch noch ein Capitalist, der ihr eine neue Hypothek darauf gab. Man hatte ihr von mehreren Seiten Versprechungen gemacht, welche freilich nur unbestimmt waren, aber in der elften Stunde doch vielleicht noch in Erfüllung gingen. Heinrich dachte auch daran, ob er sich nicht vielleicht Herrn Döring offenbaren und ihm die Noth der Frau Seger vorstellen solle. Döring war wohlhabend genug; er hätte die nöthige Summe recht gut leihen können; aber Heinrich zögerte, seinem Herrn eine solche Zumuthung zu machen. Derselbe konnte es übel nehmen, er konnte die Bitte abschlagen, und dies wäre für Heinrich sehr demüthigend und kränkend gewesen.

Eines Abends hatte er sich auf den kleinen Hügel begeben, welcher in dem Gutspark lag. Von dort aus konnte er die Thürme und Zinnen des Städtchens sehen, wo Bertha wohnte. Auf einer Bank unter einem alten Eichbaum sitzend, gedachte er voll Sehnsucht und Schwermuth der fernen Geliebten. Neben ihm am Boden hockte sein Hund, welcher ihm hierher gefolgt war. Den Hut hatte er zu Füßen der Bank in's Gras gelegt. So saß er da, in Sinnen verloren und die Hände auf dem Schooße gekreuzt.

Die Sonne neigte sich zum Untergange. Süß duftete das Jelängerjelieber. Draußen glühte die Welt im Purpurschein des Abends. Lustwellen zitterten über das Thal, hauchten schimmernden Glanz auf Gefilde, Wald und Feld, flutheten über die Höhen und um die leuchtenden Gipfel der Berge. Zu Füßen lag das Dörfchen mit seiner Kirche, mit seinen rothen Ziegel- und moosigen Strohdächern. Es schien wie ein riesiges großes Blumenbouquet, von dem sanft dahin ziehenden Bächlein wie mit einem Silberband umschlungen.

Schwere Seufzer entrangen sich Heinrichs Brust, während er in den milden Abend hineinträumte und des Grames gedachte, welchen die Geliebte so standhaft ertrug — ertrug um seinetwillen — wegen ihrer treuen Liebe zu ihm!

„He, Martens!“ wurde er plötzlich aus seinem schmerzlichen Sinnen aufgeweckt durch Herrn Dörings Stimme, welche aus einer benachbarten Laube zu ihm herüberdrang. „He, Martens, was haben Sie? Kommen Sie einmal her!“

Beinahe verlegen, trat der Gärtner auf die Laube zu, in welcher ihm sein Herr bisher verborgen geblieben war.

„Sie haben einen Kummer auf dem Herzen?“ hob dieser fragend an. „Ich hörte Sie ja in Einem fort seufzen. Was ist das, he? Eine unglückliche Liebschaft?“

„Ach, mein Herr!“ entschloß sich Heinrich zögernd zu einer unumwundenen Antwort. „Ich werde treu und innig geliebt; aber dies eben hat meine Braut in's Verderben, in die mißlichste Lage gebracht!“

„Erzählen Sie mir das ausführlich!“ forderte Döring den Gärtner leutselig auf und erfuhr nun bald das Verhängniß, welches über dem Haupte der Frau Seger und ihrer Tochter schwebte.

„Es handelt sich also nur um ein Darlehen von siebenhundert Thalern?“ fragte er schließlich.

„Ja, und die können auf das Grundstück sicher eingetragen werden. So viel ist es immer noch werth,“ erklärte Heinrich.

„So wollen wir dem Herrn Nolle einen Strich machen durch die Rechnung des Hasses!“ erwiderte der Gutsbesitzer lächelnd. „Ich will das Geld herleihen; schon morgen können Sie es Ihrer künftigen Frau Schwiegermutter einhändigen!“

„Wäre es möglich, Herr Döring? Sie wollten?“

„Ja, allerdings. Was ist auch Großes dabei!“ bestätigte dieser mit freundlicher Miene. „Ich habe doch einmal nur lachende Erben und helfe gern da, wo ich gute Menschen

unverschuldet leiden sehe. Ich weiß wohl, man hält mich für einen harten griesgrämigen Menschen," fügte der Oekonom in beinahe weichem Tone hinzu; „aber ich scheine es nur, weil alle Welt einen alten reichen Junggesellen benutzen und ausbeuten will. Das ist mir zuwider. Ein Anderer an Ihrer Stelle, Martens, hätte mich längst gebeten, ihm die Gefälligkeit zu erweisen und Frau Seger das Geld zu borgen. Aber gerade, weil Sie so zurückhaltend waren und es nicht thaten: deshalb biete ich Ihnen nun freiwillig meine Hilfe an!"

„Wie sollen wir Ihnen das danken, Herr Döring?" rief Heinrich, mit den Augen zwinkernd, um seine Rührung zu verbergen.

„Ah, pah! Bleiben Sie brav und machen Sie das gute Kind glücklich!" sprach er mit einer abwehrenden Handbewegung. „Ich bin froh, daß ich einem so wackeren Burschen beispringen kann. Es steht ja auch geschrieben," fügte er in ernstem Tone hinzu: „„wohlzuthun und mitzutheilen, vergesset nicht, denn solches gefällt Gott wohl."" Also, die Sache ist abgemacht. Morgen früh," schloß er, wieder in sein scheinbar rauhes Wesen zurückfallend, „morgen früh tragen Sie das Geld nach der Stadt. Damit Basta!"

Wer beschreibt die Freude Heinrichs — wer die Seligkeit in der kleinen Dachwohnung der Frau Stadtmusikus, als jener die blanken Thaler auf den Tisch zählte und damit der Familie ein Besitzthum rettete, welches ihr so lieb und werth war und bei dessen gerichtlicher Versteigerung sie sicherlich einen großen Verlust gehabt hätte.

* * *

Bald hieß es inzwischen von Herrn Döring: „Der Mensch ist in seinem Leben wie Gras, wie des Grases Blume; wenn der Wind über sie dahin fährt, ist sie nicht mehr." — Der Gutsbesitzer erlag einem seiner Gichtanfälle. Als man sein Testament öffnete, fand sich die Bestimmung: das der Frau Seger geliehene Capital solle deren Tochter und seinem Gärtner Heinrich Martens, der ihm so treu gedient, geschenkt werden.

* * *

Es war ein Jahr später. In der Gartenlaube des Seger'schen Grundstückes saß ein junges glückliches Paar, die Hände in einander verschlungen. Der Mann schaute vergnügt in den Garten hinein, den seine Hände mit einträglichen Gewächsen und Sämereien bepflanzt hatten.

„Wißt Ihr das Neueste?" trat Frau Seger zu den jungen Leuten, in denen wir Heinrich und Bertha wiedererkennen. „Denkt Euch, der Kaufmann Nolte ist bankerott, und das nicht allein — er wird auch steckbrieflich verfolgt, weil er falsche Wechsel gemacht hat, mit denen er sich vor dem Fall zu retten suchte."

„Das war vorauszusehen," entgegnete Heinrich ohne große Verwunderung. „Nolte hat sich mit dem nebenliegenden Grundstück verspeculirt. Er hat zu viel Geld in seine Schönfärberei gesteckt, ohne die Sache ordentlich zu verstehen. Sein Fehler war, daß er all zu schnell reich werden wollte."

„Nun wird er als Verbrecher verfolgt!" warf Bertha ein. „Mutter, Mutter," fügte sie hinzu, indem sie sich derselben voll tiefer Bewegung an die Brust schmiegte, „wenn ich früher Deinem Willen gefolgt wäre und meine Liebe zu Heinrich verläugnet hätte! Dann wäre ich jetzt die verlassene und betrogene Frau eines ehrlosen Fälschers!"

„Ja, Gott hat es wohl gefügt!" sagte Frau Seger etwas beschämt, indem sie liebkosend die Hand auf den Kopf der Tochter legte. „Der Himmel beschütze Euch ferner, Ihr lieben Kinder!"

Als später der angrenzende Garten Nolte's im Concurs zur Versteigerung kam, konnte ihn Heinrich Martens erstehen und schon zur Hälfte mit seinem Verdienst und seinen Ersparnissen baar bezahlen. Seine Gärtnerei wurde auf diese Weise beträchtlich vergrößert. Sie blühte rasch empor und trug ihm jährlich einen hübschen Gewinn ein, der ihn und seine Familie vor der Wiederkehr all' der überstandenen Noth schützte.

Unsere Aufgabe in Elsaß und Lothringen.

(Vom Kriegsschauplatze.)

Sch.*) Wenn die wieder erworbenen Provinzen Elsaß und Lothringen zufallen oder vielmehr zugetheilt werden sollen, ist noch unbestimmt, dagegen ist die Aufgabe des betreffenden Staates in denselben genau vorgezeichnet: die Germanisirung derselben. Ist auf der einen Seite nicht zu läugnen, daß diese Aufgabe mit vielen Schwierigkeiten ja selbst mit Nachtheilen für diesen Staat verbunden sein wird, so ist auf der anderen Seite auch gewiß, daß die Lösung dieser Aufgabe ihm den Dank des ganzen deutschen Vaterlandes und den der neuen Provinzen einbringen wird. Wenn ich es versuche, in allgemeinen Zügen diese Aufgabe und die Mittel zu ihrer Lösung darzustellen, so geschieht dies einerseits, weil ich glaube, das „Volk" in Elsaß und Lothringen in Folge mehrmaligen und längeren Aufenthaltes zu kennen, andererseits weil man in Deutschland selbst verschiedener Ansicht über die zu ziehende neue Grenze ist.

Trotz aller Bestrebungen der verschiedenen französischen Regierungen, aus Elsaß und Lothringen französische Provinzen zu machen, ist dies doch nur einigermaßen gelungen. Der Elsässer wie der Lothringer ist in seinem Charakter noch durch und durch deutsch. Wer sich durch den äußeren Anstrich täuschen läßt, der kann allerdings zu dem Schlusse kommen, namentlich im französischen Theile Lothringens es mit Stockfranzosen zu thun zu haben, allein wer Gelegenheit hat, das „Volk" zu beobachten und es in seinem Leben kennen zu lernen, der wird zu dem gegentheiligen Schlusse kommen. Vor Allem hält der Elsässer und Lothringer mit deutscher Zähigkeit heute noch fest an der Heiligkeit des Familienlebens im Gegensatze zu dem eigentlichen Franzosen, der den häuslichen Herd nur kennt, als Sammelplatz für die von ihren Arbeiten oder Vergnügungen heimkehrenden Familienglieder. Ein Familienleben, wie bei uns in Deutschland, wo die Autorität des Vaters mit der sorgsamen Hand der Mutter im Vereine mit Geistlichen und Lehrern die „Erziehung" der Kinder als höchste Aufgabe erkennt, findet sich in Frankreich nur ausnahmsweise. Selbst in den reicheren und besseren Familien suchen sich die Eltern dieser Pflicht dadurch zu entziehen, daß sie ihre Kinder als „Interne" in ein College oder ein Pensionat geben, sobald die Zeit des ersten Unterrichts gekommen ist. Leben und Genießen ist die Losung des Franzosen, und demnach der Zweck seiner „Erziehung" nicht, mit sich selbst zufriedene und für die Familie und die ganze Gesellschaft brauchbare Menschen zu bilden, sondern die jungen Leute, sobald als möglich in den Stand zu setzen, in einer ihren Familienverhältnissen entsprechenden Stellung, ebenfalls anfangen zu können, zu leben und zu genießen. Auf diese Weise wird man sie am ehesten los und braucht sich nicht mehr um sie zu bekümmern. Daher kommt es auch, daß von väterlicher Autorität keine Rede mehr ist, sobald der Franzose auf eigenen Füßen steht, und dieser Mangel an Respect vor der elterlichen Autorität erklärt auf der anderen Seite auch den allgemeinen Mangel an Respect vor geistlicher und weltlicher Autorität, den Mangel an Gesetzlichkeitssinn in ganz Frankreich. Der Elsässer und

*) Der Hr. Verfasser ist ein pfälzischer Geistlicher.

Lothringer macht hierin eine lobenswerthe Ausnahme, ein Beweis, daß ihm der deutsche Sinn für das Familienleben und seine Aufgabe nicht abhanden gekommen ist. Für einen guten Deutschen ist es unmöglich, sich in einer echt französischen Familie heimisch zu fühlen, es fehlt ihm trotz allen Comforts und aller Freiheit des Verkehrs immer etwas, er fühlt, möchte ich sagen, bald heraus, daß das Band herzlicher auf Achtung vor den Eltern gegründeter Liebe in der französischen Familie fehlt. Man komme dagegen im Elsaß oder in Lothringen in eine nicht aus Frankreich eingewanderte Familie, und man fühlt sich gleich „zu Hause". Unsere Soldaten finden diesen Unterschied zwischen den französischen und den ursprünglich deutschen Familien gleich heraus, und wenn man sie gemüthlich am Tische sitzen und mit den Quartiergebern und deren Kindern sich unterhalten sieht, so kann man darauf schwören, daß es nicht schwer fallen wird, diese Familie bald wieder ganz deutsch zu machen. Und dies gilt sogar von der äußersten Grenze des französischen Lothringen, wo ich z. B. zwei Tage nach der Capitulation von Toul unsere Mecklenburger, die kleinen Kinder auf den Knien, mit dem Vater oder der Mutter gemüthlich vor den Häusern sitzen sah.

Der Elsässer und Lothringer hat denselben Charakter wie der Pfälzer, der Rheinpreuße und der Franke überhaupt. Man darf jedoch nicht übersehen, daß die eingewanderten Elemente, namentlich die Angestellten und Beamten, zahlreich sind und vielleicht ohne Absicht mehr Einfluß auf den Charakter des Volkes ausübten, als alle Regierungsmaßregeln. Der Elsässer und Lothringer ist arbeitsam, schlicht und einfach in seinem Benehmen, nüchtern und anspruchslos in seinen Bedürfnissen, und trotz des vielen Weines, den er baut, sieht man nur sehr wenige verkommene Subjecte, welche dem Trunke ergeben sind. Daß ich die „Arbeiter" hiermit nicht charakterisiren will, versteht sich von selbst, sie bilden wie überall eine abgesonderte Klasse. Was mich besonders von dem deutschen Charakter des „Volkes" überzeugte, ist die große Reinlichkeit in den ärmsten Haushaltungen, die schlichte Behaglichkeit in der bürgerlichen Familie. Ich kann nicht anders sagen, als, es concentrirt sich hier Alles in dem Familienleben, in der Häuslichkeit. Die Schulen sind im Verhältniß zu dem übrigen Frankreich besser besucht, während der Besuch der öffentlichen Anstalten, Collegien und Lyceen — als Interne — seltener ist, ich möchte noch hinzusetzen, daß auch bezüglich der Religiosität ein Unterschied bemerkbar ist, und wenn dem französischen Klerus wie in Deutschland eine freiere und selbstständigere Stellung in der Gemeinde gegeben wäre, so ist nicht zu bezweifeln, daß der Unterschied ein noch bedeutenderer wäre. Es gereicht mir zur besonderen Genugthuung, diese meine Ansichten über Elsaß und Lothringen von einer hiesigen Gerichtsperson vollständig bestätigt zu sehen, ich kann also mit Zuversicht die Mittel zur — geistigen — Wiedergewinnung dieser Provinzen besprechen.

Vor Allem stelle ich den Satz auf: Je freier ein Volk sich innerhalb der gesetzlichen Grenzen bewegen kann, desto mehr erwacht in dem Einzelnen das Selbstbewußtsein und die Liebe und Anhänglichkeit zu seinem Vaterlande. Die Centralisation in Frankreich hatte jede Ader freier Bewegung in der Gemeinde und im Staate unterbunden. Freiheiten, deren wir uns in Deutschland schon seit fünfzig Jahren mehr oder weniger zu erfreuen hatten, wurden von den Franzosen bisher vergebens reclamirt. Diese für uns selbstverständlichen Freiheiten, als Morgengabe den neuen Provinzen entgegengebracht, werden unbezweifelbar uns die dankbare Anerkennung derselben eintragen. Freie Wahl der Gemeinderäthe, freie Wahl des Bürgermeisters durch dieselben, Abschaffung der officiellen Candidaten, Enthaltung von jeder Beeinflussung der Wahlen durch die Regierung, darnach verlangte ganz Frankreich, dies erschien ihm als ein Theil der von dem Empire zu erringenden „Concessionen". Die neuen Provinzen erhalten dies nicht als abgetrotzte Concessionen, sondern als ein natürliches Recht, als die natürliche Grundlage freien und selbstständigen Lebens in der Gemeinde und im Staate. Nehmen wir noch die Fesseln weg, unter welchen der Ideenaustausch in der Presse, die öffentliche Vertretung einer politischen Ansicht und Ueberzeugung unter dem Empire schmachtete, und die Folgen werden sich bald zeigen, das „Volk" in Elsaß und Lothringen wird die alte Stammverwandtschaft herausfühlen und mit unseren Freiheiten zugleich das Verständniß des freien und selbstständigen deutschen Gemeinde- und Staatsbürgers erhalten.

Ein ferneres Mittel zur geistigen Wiedergewinnung der neuen Provinzen wird der Unterricht sein, obwohl wir hierin auf ernstlichen Widerstand gefaßt sein müssen. Der Unterricht in Frankreich ist frei und, setze ich hinzu, dem französischen Charakter entsprechend, höchst oberflächlich. Sowie in allen Zweigen des Staatslebens so zeigen sich auch hierin die Nachtheile der Centralisation. Die Sorbonne in Paris ist für Frankreich der Inbegriff aller Wissenschaft, der Brennpunkt, von dem aus Alles, was Wissenschaft sein will, ausgehen muß. Universitäten in „deutschem" Sinne giebt es in Frankreich nicht und gerade in der Errichtung einer solchen in Nancy erblicke ich ein Hauptmittel zur Germanisirung Lothringens. Von Elsaß rede ich nicht, da Heidelberg, Würzburg, Gießen und Bonn so nahe sind, daß die junge Welt sich leicht dahin ziehen wird. Nancy, in herrlichster Lage, hat den nobelen Anstrich bewahrt, welcher die kleineren Residenzstädte vor weit größeren Provinzialstädten auszeichnet. Es ist unbezweifelbar, daß sich außer den studirenden Lothringern auch viele junge Deutsche zu der neuen Hochschule herandrängen würden. Denken wir uns den Sitz der deutschen Regierung und eine starke deutsche Garnison dahin in Verbindung mit einer deutschen Hochschule, einem deutschen Gymnasium und Progymnasium kurz mit deutschen höheren und niederen Lehranstalten, und sagen wir uns selbst, ob bei den vielen deutschen Elementen — es wird jeden Sonntag sowohl in der katholischen Jesuitenkirche als in der protestantischen Kirche eine deutsche Predigt abgehalten — der deutsche Geist nicht rasch wieder erwachen und die Oberhand über den französischen erringen müßte? Ich habe zu meinem Vergnügen hier die Wahrnehmung gemacht, daß sich bereits die Anzeigen deutscher Unterrichtsgelegenheit an verschiedenen Straßenecken finden. Ob sie Schüler anziehen, weiß ich nicht, sie beweisen jedoch, daß es sogar hier noch Leute giebt, welche sich mächtig genug fühlen, Unterricht im Deutschen zu ertheilen. Die französische Regierung hat uns hierin vorgearbeitet, indem die deutsche Sprache in den höheren Lehranstalten bereits gelehrt wurde und dadurch immerhin eine Grundlage zu fernerem Unterrichte vorhanden ist. Für die Volksschulen müßte natürlich ein definitives Schulgesetz erlassen werden, und namentlich das vielfache Experimentiren mit neuen Verordnungen unterbleiben. Nichts imponirt den Franzosen mehr als Festigkeit und Consequenz. Dies wußte Napoleon III. zu benützen, und nur seinem strammen Regimente hatte er es zu verdanken, daß er sich so lange halten konnte; sobald er anfing, an seiner Decemberverfassung zu rütteln und zu experimentiren, hatte er den Anfang seines Endes heraufbeschworen.

(Schluß folgt.)

* Der deutschen Einheit.

Ein Sonetten-Kranz von Stammberger in Traunstein.

1.

Ein halbes Säculum hast Du gerungen
Mein Volk! nach Freiheit und nach Einigkeit,
Gewappnet stets zu Wort- und Federstreit:
Hast Du gerannt, geschossen und gesungen.
Doch, was in fünfzig Jahren nicht gelungen:
Zu sein Ein Volk, vereint zu Freud' und Leid;
Ein Volk von Brüdern; einig und bereit
Zu jedem Kampf; von Einem Band umschlungen:

Das ist in jenen großen sieben Tagen
Von Nachod, Chlum und Sadowa geschehen;
Zu Deutschlands Einheit ward gelegt der Grund!
Wer will den Aufbau noch zu hindern wagen
Und gift'ge Zwietracht zwischen Brüder säen?
Der fahr' hinab in tiefsten Höllenschlund!

2.

Und rüstig ward gebaut von treuen Händen.
Da hat der böse Feind sich eingemischt,
Der gerne wühlt und stets im Trüben fischt:
Und alles schien zum Schlimmen sich zu wenden.
Wie sollte dieser Volkszwiespalt enden?
Gehässigkeiten wurden aufgefrischt;
Von Rache aufgebläht, die um sich zischt,
Wollt' man sich selbst mit Erbfeindsbündniß schänden.
Der Erb- und Todfeind hat den Wink verstanden:
Vom Zaune brach er die Gelegenheit
Das Richteramt in Deutschland zu verwalten.
Die Chauvinisten, die vor Kampfwuth brannten:
Wie waren sie voll Siegestrunkenheit?
Und doch: wie anders sollte sich's gestalten!?

3.

Zwei Könige: der Stärke und der Treue!
Sie leuchteten — zwei Sonnen — mächtig vor
Und hießen Deutschlands Ehrenschild empor:
Dies war für's Kommende die rechte Weihe.
Rasch schaarten sich die Heere Reih' an Reihe,
Wie sie die Welt noch nie gesehn zuvor;
Geführt, wie selbst vom Schlachtengotte Thor,
Schlagfertig standen der Armeen dreie.
Und so begann der Tanz der blanken Waffen:
Bei Weißenburg und Wörth, Saarbrücken, Metz
Und Straßburg hat es blutig angefangen.
Zusammen noch die Heeresträmmer raffen:
Das will der Feind bei Sedan; doch in's Netz
Mit hunderttausend Mann ist Er gegangen.

4.

Nun vorwärts nach Paris: Ihr deutschen Heere!
Vor Euch erbeb' das stolze Babylon.
Auf Wilhelmshöh' ein Herrscher ohne Thron,
Herrscht in der Hauptstadt: Pöbel und Hetäre;
Und lügt von Waffenruhm und schwätzt von Ehre:
Das klingt ja schier wie eitel bitt'rer Hohn?
Die schöne Sie, aus Vorsicht längst entfloh'n:
Was hält noch Stand, und was ist nicht Chimäre?
Doch neuer Jubel braust durch Deutschlands Gauen:
Die Tochter kehrt an's Mutterherz zurück:
Straßburg, die Stadt, genannt die Wunderschöne!
Germania! Du göttlichste der Frauen!
Wie strahlt Dein Auge höchster Freude Glück,
Ob solcher Töchter, solcher Heldensöhne!?!

5.

Gesehen habt Ihr nun der Einheit Thaten,
Ihr deutschen Stämme! Eurer Söhne Ruhm
Und Unbezwinglichkeits-Palladium:
Das sind die Früchte von der Einheit Saaten.
Wollt Ihr die edlen Kämpfer nicht verrathen
Und nicht betrügen um das Heiligthum
Des Friedens und der Einheit? Dann warum
Verzögert sich das Bündniß Eurer Staaten?
Das edelste Metall ist jetzt im Glühen;
Zum Guß bereit die Form, die sich bewährt:
O, zögert nicht, den letzten Schritt zu wagen.
Ja, wenn die Donnerbüchsen nimmer sprühen,
Und ruhmgekrönt die Sieger heimgekehrt:
Dann muß der Einheitsbaum zum Himmel ragen.

Mannichfaltiges.

— Aus Versailles wird der „Presse" geschrieben: „Hier wohnen viele wohlhabende Rentiers zur Miethe, die in Paris mehrere Häuser besitzen. Einer von ihnen sagte mir gestern: „Ich bin ein reicher Mann, denn ich besitze außer drei Häusern in der besten Gegend von Paris zwei Güter in der Bourgogne und einen Weinberg bei Epernay. Außerdem habe ich französische Rente und Eisenbahnactien. Allein ich habe weder Miethe noch Pacht erhalten und selbstredend bekomme ich weder vom Staat noch von Gesellschaften Zinsen. Der Krieg brach so plötzlich herein, daß ich nur wenig Geld flüssig machen konnte, und mein ganzer Besitz besteht augenblicklich in einem Tausendfrancsbillet und 20 Sous. Das Francsbillet bekomme ich nirgends gewechselt, ich habe schon darauf Geld geborgt, und bei all' meiner Wohlhabenheit stecke ich also in der äußersten Calamität.""

— Die Wegräumung des Schuttes in den Straßen von Straßburg, die Abbrechung der noch stehenden Mauern der ausgebrannten Häuser, die Wiederherstellung der Casernen, wie überhaupt alle nothwendigen derartigen Arbeiten werden thätigst betrieben. Das durch eine Granate erschütterte Kreuz auf dem Münsterthurm ist wieder befestigt und die anderen Ausbesserungen außer- und innerhalb des Münster kräftig in Angriff genommen.

— Von der württembergischen Felddivision schreibt ein Soldat, seines Zeichens ein Gerber, aus Roissel den 16. Oct.: „. . . Wie du siehst, bin ich wieder hier, aber Gott sei Dank nicht als Kranker, sondern um den Weißgerber zu machen. Unser Regiment hat nämlich über 200 Schafe requirirt. Um die Felle nicht zu Grunde gehen zu lassen, wurde ich befragt. Ich sagte unserem Hrn. Oberst, daß die Sache schon zu arrangiren wäre, und erhielt sodann den Auftrag, die Schaffelle weiß zu gerben. Wir sind bis jetzt so weit, daß wir 70 Stücke gegerbt und die nächste Woche schon damit anfangen können, fertig zu machen. Was man Alles nicht werden kann, im Felde 16 Kilometer von Paris als Belagerer und Schaffellgerber, um den Kranken im Spital und Regiment Fußteppiche und Wärmehalter zu machen. Da werden die Franzosen noch vielmals davon sprechen, wenn wir deutsche Soldaten so in aller Ruhe und Gemüthlichkeit nebenher noch solche Sachen machen und unser Handwerk wie in Friedenszeiten treiben!"

— Nach officieller Anzeige hat die Artillerie der 18. (schleswig-holsteinischen) Division am 18. Aug. alle Stabsofficiere, alle Adjutanten, $^2/_3$ aller Batteriechefs, $^1/_2$ aller Officiere, $^2/_3$ aller Geschützführer, $^1/_3$ aller Soldaten, $^{28}/_{33}$ aller Pferde an Todten und Verwundeten eingebüßt. Einem Kanonier wurden 12 Pferde unter dem Leib erschossen, was ihn nicht hinderte, am Abend nach beendigter Schlacht sein Geschütz mit zwei mittlerweile herbeigeschafften Pferden in das Bivouac zurückzuführen. Der Brave erhielt nicht nur das Eiserne Kreuz, sondern auch „als einer der Tapfersten der Armee" eine königliche Geldprämie.

— Wie aus Dresden gemeldet wird, hat das Kriegsministerium, um dem Mangel an Cigarren bei dem sächsischen Armeecorps abzuhelfen, 6000 Mille von guter Qualität angekauft und nach dem sächsischen Hauptquartier vor Paris abgehen lassen.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stau. Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 128. Dritter Jahrgang. 1870.

* Auferstanden.

Novelle von Theodor Winkler.

1.

Im weißen Schwan.

Vor dem Hotel zum weißen Schwan in *** hielt ein Wagen. Die Hausglocke ertönte, und sofort eilten zwei Kellner an den Schlag, um dem ankommenden Fremden bei'm Aussteigen behilflich zu sein.

Es war ein offenbar vornehmer Herr, welcher aus der Droschke stieg, dem Portier sein Gepäck übergab und sich ein Zimmer anweisen ließ. Seine Kleidung bestand in elegantem Reisecostüm, sein Auftreten zeigte von gewandter Weltläufigkeit, seine ganze Erscheinung ließ auf einen feingebildeten Mann schließen. Er hatte weder das Hotel zum Schwan, noch die Stadt jemals vorher besucht, ersteres war ihm auf dem Bahnhof, auf dem er soeben angekommen war, als das beste Gasthaus ersten Ranges bezeichnet worden, und lediglich auf diese Empfehlung hin hatte er sich dahin fahren lassen.

Während er dem Kellner folgte, erklärte er, daß man ihm das hellste und zugleich das stillste und abgeschiedenste Zimmer geben möge, gleichviel in welcher Etage, er sei sehr angegriffen und bedürfe der Ruhe. Die Art und Weise, wie er diesen Wunsch gegen den dienstbaren Geist des Gasthofes aussprach, fiel diesem auf. Er fand, daß der Fremde trotz seines augenscheinlich hohen Ranges nicht jenen befehlenden brutalen Ton zur Schau trug, der ihm von Leuten dieser Art etwas beinahe Selbstverständliches war. Es lag trotz aller Würde etwas überaus Mildes, Menschenfreundliches, Herzgewinnendes in allen seinen Anordnungen.

Der Kellner öffnete ihm mehrere Zimmer und erklärte ihm die Vorzüge eines jeden. Das eine hatte helle, das andere dunkele Tapete, die Fenster des einen gingen nach der Straße, die des anderen nach dem Stadtpark.

Der Fremde wählte eines von den letzteren.

Als der Kellner ihn hier einlogirt hatte, entfernte er sich. „Belieben der Herr zu speisen?" fragte er vorher noch.

„Ja," war die Antwort.

„In Ihrem Zimmer oder unten im Speisesalon?"

Der Fremde trat an's Fenster und warf einen kurzen Blick hinaus. Dann antwortete er rasch: „Im Speisesaal; ich werde hinabkommen."

Im nächsten Augenblick war er allein. Mit dem Ausdrucke der Abgespanntheit und Ermüdung blieb er einen Moment stehen und strich sich tief Athem schöpfend mit der Hand über die Stirne. Dann öffnete er seinen Reisesack, legte frische Wäsche an und verließ hierauf das Zimmer.

Der Speisesaal war mit Fremden aller Art angefüllt. Damen und Herren des verschiedensten Alters und Standes saßen da, zum Theil in lebhaftem Gespräche.

Als der Fremde eintrat, suchte er eine stille, menschenleere Ecke am Ende einer langen Tafel und ließ sich hier nieder, ohne seiner Umgebung weitere Aufmerksamkeit zu schenken. Kaum, daß er für die Anwesenden den flüchtigen Blick hatte, den Jeder unwillkürlich um sich wirft, der ein noch unbekanntes Zimmer betritt.

Während er ruhig bei'm Essen saß und, in Gedanken verloren, das Auge auf seinen Teller heftete, hatte indeß seine Erscheinung bei den übrigen Anwesenden um so größere Aufmerksamkeit erregt. Ein solch auffälliges Benehmen von einem Cavalier in so jungen Jahren mußte nothwendiger Weise die Neugier aller anwesenden Damen wachrufen. Vielfach flogen ihre Blicke nach der stillen Tafelecke. Auch mehrere Herren wandten ihre Augen dem merkwürdigen Fremden zu.

„Kennen sie jenen Herrn dort?" hörte man am anderen Ende des Saales flüstern.

„Habe nicht das Vergnügen, lieber Baron, obwohl er auch mein Interesse erregt," antwortete der Nachbar dem Fragenden.

Er rief zugleich nach dem Kellner, um Erkundigungen einzuziehen. In diesem Augenblicke kam ihm eine Dame zuvor, die seit dem Eintritte des Fremden kein Auge von demselben verwandt hatte.

„Garçon!" flüsterte sie, „können Sie mir sagen, wer der Herr dort ist, der vor einer Viertelstunde mit dem Wagen ankam?"

Der Kellner konnte die gewünschte Auskunft nicht geben. Er ging aber zum Principal, um Namen und Stand des Fraglichen auszuforschen.

Der Dame schien dies sehr am Herzen zu liegen, sie bat den Kellner ausdrücklich, sich darum zu bemühen.

Während dieser ging, flogen ihre Blicke wieder nach dem Fremden. Jede Kleinigkeit seines Aeußeren musterte sie. Die Haltung seines Kopfes, seine regelmäßigen Züge, die seine etwas gebogene Nase, die dunkelen, unruhig blickenden Augen mit dem eigenthümlich melancholischen Ausdruck, der schwarze üppige Schnurrbart, die Blässe seines Gesichtes, auf dem ein rasches, genußreiches Leben seine unverkennbaren Spuren zurück gelassen hatte — alles dies fesselte ihre Gedanken. Sie mochte zu dem Fremden in irgend welcher Beziehung gestanden haben; aber vergeblich bemühte sie sich, das zerrissene Gewebe ihrer Erinnerungen so zusammenzufügen, daß sie ob der Persönlichkeit des räthselhaften Mannes außer Zweifel kam.

Jetzt kehrte der Kellner zu ihr zurück. Aber seine Nachforschungen waren auch beim Principal erfolglos geblieben.

Unverändert hatte während aller dieser Vorgänge der Herr, um den es sich handelte, an seiner einsamen Tafelecke gesessen. Die wenigen Worte, welche er mit dem Kellner, der ihn bediente, wechselte, waren überhaupt das Einzige, was er sprach. Eben hatte er das letzte Gericht bemeistert und wollte sich erheben, als die Thür des Speisesaales aufging und ein elegant gekleideter Herr, dem Anscheine nach wenig über dreißig Jahre alt, hereintrat. Er legte Stock und Hut ab und schickte sich an, Platz zu nehmen. Zuvor aber ließ er einen Blick über die anwesende Gesellschaft schweifen. Da entfärbte er sich auf einmal. Sein Blick hatte die Tafelecke gestreift, wo der seltsame Fremde Platz genommen hatte. Der Schreck über dessen Anblick stand ihm unverkennbar im Gesichte. Aber er faßte sich schnell. Er griff wieder nach dem Hute, hastig, aufgeregt,

als habe er noch dringende Geschäfte zu erledigen oder etwas vergessen, und verschwand wieder durch die Thür.

Die übrige Gesellschaft schien den Vorgang nicht beobachtet zu haben. Nur der Dame war er nicht entgangen. Sie hatte den Eintritt Jenes bemerkt, sie hatte gesehen, wie er erschrak. Sie erhob sich schnell und verließ ebenfalls das Zimmer.

Erst einige Minuten nachher nahm der unbekannte, räthselhafte Gast denselben Weg. Einige Befehle, die er dem Zimmerkellner gab, hatten ihn aufgehalten und zugleich gehindert, den Eintritt jenes Herrn und das Nachfolgen der Dame zu beurtheilen.

Er ging auf sein Zimmer.

Hier trat er an das Fenster und ließ seinen Blick hinausschweifen auf den Stadtpark, der sich vor ihm ausbreitete. Einzelne Spaziergänger sah er auf den breiten Sandwegen auf- und abwandeln; sonst aber war es still da unten und keinerlei Geräusch störte die Ruhe des Gemaches, welches ihm zur Wohnung beschieden war. Die Sonne versank eben hinter den Wipfeln der Bäume und ließ ihre letzten Strahlen im blauen Aether verzittern. In Gedanken versunken ließ der Beobachter am Fenster das friedliche Landschaftsgemälde eine Weile auf sein Gemüth einwirken. Es that ihm dies wohl. Sein Herz suchte nach Ruhe und Frieden und er mochte schon lange vergeblich darnach gesucht haben. Düstere, schwere Erinnerungen drückten seine Seele. Und auch jetzt wollten sie ihn beschleichen, da er am Fenster stand und dem schönen Sommertage zusah, der vor seinen Augen im Verscheiden lag. Wiederholt strich er mit der Hand über die Stirn und sein Gesicht verdüsterte sich, als wenn dieses Schauspiel der Natur ihn an verwandte Scenen aus seinem eigenen Leben gemahne. Das Zimmer, worin er sich befand, so freundlich und friedlich es ihm anfangs erschienen, wurde ihm plötzlich zu enge. Er griff nach Hut und Stock und stieg die Treppe hinab.

Als er durch die Hausflur schritt, begegneten seine Augen unerwartet zwei anderen Augen. Eine Dame ging an ihm vorüber und blickte ihn an. Da war es ihm, als wenn ihn ein leiser Schreck durchbebt hätte. Er fühlte, daß ihm das Blut zu Gesicht stieg. Aber noch ehe er zur Besinnung dessen kam, was eigentlich geschehen, war der Gegenstand seiner Aufregung schon vorüber, und er wagte nicht, nach ihm sich umzublicken.

Erst, als er draußen auf der Straße stand und, um die Ecke des Gasthauses biegend, die Richtung nach dem Stadtparke einschlug, besann er sich, daß es die Blicke einer Dame gewesen waren, die seine plötzliche Aufregung verursacht hatten. Er sann einen Moment lang, was es mit jenen Augen für eine Bewandtniß habe, wie sie nur hätten auf ihn einen solchen Eindruck machen können. Aber das flüchtige Bild war verschwunden und er fand keinen Schlüssel zu der Frage. Er beruhigte sich endlich damit, daß er sich wohl könne geirrt haben.

Mit solchen Gedanken hatte er die Stadt durchschritten und die Promenade erreicht, an welche sich der Park anschloß. Ohne ein bestimmtes Ziel zu verfolgen, schlug er den ersten besten Weg ein, der sich durch die Allee schlängelte. Die Kühle des allmählich hernieder dämmernden Abends, der würzige Duft, der von den Matten aufstieg, die feierliche Stille, die über der ganzen Natur lag, erfaßte ihn mit einem Wohlbehagen, daß er tief aufathmete und es deutlich fühlte, wie eine mildere Stimmung nach und nach über ihn kam. Ja, als er durch einen Knaben, welcher vor ihm herlief und eine bekannte Melodie trällerte, an alle Klänge vergangener Tage erinnert wurde, vergaß er seinen Harm derart, daß er mit einstimmte und die angeschlagene Melodie eine Weile leise mit nachsummte.

Aber mitten darin brach er plötzlich ab und verstummte. Und während ein leichter Schatten über sein Gesicht flog, sagte er halblaut für sich: „O Menschenherz, Du ewiges, unauflösliches Räthsel der Schöpfung, wie bist Du so wandelbar und vergeßlich! Das Lied eines Kindes kann Dich Alles vergessen lassen, was Dich zerrissen und zerfleischt hat, als könnten die Töne Dich wieder gesund machen und Dich dem Leben mit seinen Freuden wiedergeben!“

Er biß nach diesen Worten die Zähne krampfhaft zusammen und verdoppelte unwillentlich seine Schritte.

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Aufgabe in Elsaß und Lothringen.

(Schluß.)

Der Klerus in Elsaß und Lothringen kann und wird sehr viel dazu beitragen, das Volk mit dem Gedanken der Zurückkehr an Deutschland zu versöhnen. Er wird dies thun aus Dankbarkeit, wenn man ihm, wie ich schon angedeutet habe, wie bei uns in Deutschland eine freiere und selbstständigere Stellung giebt. Ehrenwerth in seiner Moralität, seiner Wissenschaftlichkeit, seiner Frömmigkeit und seinem Opfermuthe, ist er ein Werkzeug in der Hand des Gouvernements. Nur die Kantonspfarrer (curé) sind unversetzbar, jeder andere Geistliche (succursal, deservant) kann täglich ohne Angabe des Grundes vom Bischofe auf eine andere Stelle versetzt werden. Welch herrliches Mittel für die Herren Maires, Souspräfets und Präfets, einen Mann bei Seite zu schaffen, welcher nicht mit ihnen oder dem Gouvernement in ein Horn bläst! Welch herrliches Mittel, einen solchen mürbe zu machen, besonders wenn er das Unglück hat, einen „Hofbischof“ zum Vorgesetzten zu haben. Dazu nagt der niedere Klerus in Frankreich wahrhaft am Hungertuche, was sich nicht bestreiten läßt, wenn man überlegt, wie weit man heutzutage mit 800 Franken kommen kann. Der Pfarrer einer Gemeinde von 2000 Einwohnern erzählte mir, daß seine Pfarrei eine gute sei, da sie, Alles mit eingerechnet, 1500 Franken oder 700 Gulden ertrage. Wie er bei diesem Einkommen seine schöne gothische Kirche herstellen, ausschmücken und unterhalten konnte, war mir unbegreiflich, da ich vielfach Zeuge seiner unerschöpflichen Wohlthätigkeit gegen die Armen war. Ich bedauere es sagen zu müssen, aber es muß sein, um die Stellung des französischen Klerus genau darzulegen: Ich habe Geistliche gesprochen, welche mir erklärten, sie haben bei dem „Plebiscit“ gegen ihre Ueberzeugung mit „Ja“ gestimmt, weil ihnen durch ihren Bischof von Rom aus die Weisung zugekommen — sub obedientia canonica —, dies zu thun.

Dies muß doch in den neuen Provinzen anders werden; freiere und selbstständigere Stellung und bessere Bezahlung des niederen Klerus muß unausbleiblich dessen Sympathieen für das frühere Vaterland wecken und seinen Einfluß auf die Stimmung des Volkes in die Schranken rufen. Les grands bonnets, wie der Franzose sagt, werden natürlich damit nicht ganz zufrieden sein, denn auch mit ihnen wird wohl ein wenig zu rechnen sein, aber in umgekehrter Weise. Ich habe von einem als ultramontan bekannten deutschen Grafen eine Schilderung der Pracht eines bischöflichen Palastes gehört, welche an „Tausend und eine Nacht“ erinnert. Der Herr Graf meinte, man müsse Kenner sein, um nur die außerordentliche Kostbarkeit der Teppiche schätzen zu können, welche sogar die Corridors bis in den äußersten Winkel des Hauses bedeckten. Wie angenehm contrastirt dagegen die schlichte Einfachheit unserer deutschen

Bischofswohnungen, und doch bieten sie Fürsten und Königen Absteigequartiere.

Wie beim Klerus, so ist es in allen übrigen Zweigen des Staatslebens; die hohen Beamten haben hunderttausende von Franken, die niederen nagen am Hungertuche. Ein Beispiel nur: Ein receveur général — ein Kreiscassier — hat 50, 60 bis 100,000 Franken per Jahr, ein percepteur — Einnehmer — 3000 bis abwärts zu 1500 Franken. Der Unterrichtsminister mit seinen verschiedenen Bezügen hat 150,000, ein Lehrer der Mathematik an einem College 900 Franken. Hier gilt es also nur, gerecht zu sein, und den niederen Beamten das Einkommen zu gewähren, wie es die unseren haben, um das ganze niedere Beamtenthum auf unserer Seite zu haben.

Einen nicht minder günstigen Erfolg erwarte ich von der natürlichen Herabsetzung der Steuern und dem gänzlichen Fallenlassen mancher so verhaßten Steuern (Thür- und Fenster-Miethsteuer u. s. w.), sowie auch namentlich daraus, daß für Elsaß und Lothringen sich mit dem Wegfall der Zollgrenze ein ergiebiger und großer Markt in ganz Deutschland eröffnen wird, was besonders den weinbauenden Landbewohner für die neue Ordnung gewinnen wird. Nicht geringer schlage ich es an, daß wir den Elsässern und Lothringern ihr gerichtliches Verfahren auf Grund des Code Napoleon fast vollständig unangetastet belassen können, da wir einerseits die abgehenden Beamten in Französisch-Lothringen durch solche aus dem Elsaß und diese andererseits durch deutsche Beamte vom linken Rheinufer im Elsaß ersetzen können. Ich verspreche mir davon sehr viel, denn die Germanisirung der beiden Provinzen wird eine allmähliche und um so nachhaltigere sein, je weniger wir an den seitherigen Gesetzen zu rütteln brauchen. Denken wir an die Energie, mit welcher die Pfälzer der beabsichtigten Verdrängung des Code Napoleon seinerzeit entgegentraten, so können wir berechnen, was wir in dieser Beziehung bei den Elsässern und Lothringern zu erwarten hätten, was wir aber auch anderseits an Einfluß auf die Stimmung des Volkes gewinnen, wenn wir es in einer so tief in das öffentliche Leben einschneidenden Frage ruhig beim Alten belassen können.

Nun noch ein kurzes Wort über den zukünftigen Reformator. Es kann, nach meiner Ueberzeugung, nur Preußen sein. Die bizarre Grenze der Pfalz gegen Frankreich bedarf allerdings einer arrondirenderen Regulirung, welche ohne Zweifel auch vorgenommen werden wird, allein außer Preußen wäre kein anderer deutscher Staat der Aufgabe gewachsen, welche wir in den beiden Provinzen zu lösen haben werden. Baden ist zu klein, um selbst nur den an es angrenzenden Theil dieser Provinzen mitverwalten zu können; die Lage Württembergs schließt dieses von selbst in dieser Frage aus; Bayern brächte der Erwerb eines so großen Landes — Elsaß und Lothringens — Nachtheile, welche in keinem Verhältnisse zu einer solchen Gebietserweiterung ständen. Es bleibt somit nur Preußen, welches — wie die Annexionen von 1866 beweisen — solche Nachtheile ohne schlimme Rückwirkung auf sein Staatsleben erleiden könnte. Vielleicht mehr als die enragirtesten „Patrioten" eifersüchtig auf die Selbstständigkeit Bayerns innerhalb des Rahmens einer freisinnigen deutschen Bundesverfassung würde ich diese neue Annexion Preußens, obwohl auch mit bayerischem Blute erworben, nicht nur ohne Neid sehen, sondern mit Freuden begrüßen. Sie wäre mir die Bürgschaft, daß Elsaß und Lothringen wieder unser Eigenthum sind und bleiben. Aber — mein caeterum censeo — ganz Elsaß und ganz Lothringen, kein Fingerbreit weniger, als uns gehörte, muß es sein. Von den verschiedenen Auslassungen über die künftige Stellung dieser Provinzen zu Deutschland will ich schweigen, meine Ansicht, daß sie als preußische Provinzen ein integrirender Theil Deutschlands sein müssen und werden, ist in Vorstehendem klar genug ausgesprochen; ich will nur das erwähnen, daß der vorgeblich beabsichtigte Dispens von der Militärpflicht mir als ein nicht genug zu beklagender Mißgriff erscheinen würde. Je eher wir die Jugend in die Reihen unseres von ihr trotz Allem bewunderten Heeres einstellen, desto eher wird sie sich als deutsch kennen und fühlen lernen. Kommen wir den neuen deutschen Brüdern mit Vertrauen und Herzlichkeit entgegen; das deutsche Blut wird dann um so eher wieder in ihnen erwachen.

Daß diese meine Ueberzeugung und Ansichten nicht Anspruch auf Infallibilität machen, versteht sich von selbst, daß sie aber wohl gegründet sind, wird Jeder anerkennen, der nicht blos auf der Reise nach Paris Elsaß und Lothringen im Eisenbahnwagen kennen gelernt hat.

---

* Auf der Wacht.

Ich stand auf der Wacht in der Nacht so spät,
In der mitternächtigen Stunde,
Der Himmel war rings mit Sternen besät,
Mit Sternen auf blauem Grunde:
Da hab' ich an Deutschlands Siege gedacht
Auf der Wacht, auf der Wacht.

So schauerlich stille war's überall,
Die Welle murmelte leise,
Und die Wipfel rauschten drüben am Wall
Eine schaurige Schlummerweise:
Da hab' ich an schlummernde Helden gedacht
Auf der Wacht, auf der Wacht.

Zwei Fenster nahm ich von fern in Acht,
Die Lampe gab hellen Schimmer,
Vorüber war längst die Mitternacht
Und die Lampe brannte noch immer,
Da hab' ich an schlaflose Mütter gedacht
Auf der Wacht, auf der Wacht.

Viel tausend Sternlein lächelten hold
Aus der blauen Höhe nieder,
Der Mond im funkelnden Herrschergold
War alleiniger Hirt und Gebieter,
Da hab' ich an's einige Deutschland gedacht
Auf der Wacht, auf der Wacht.

Verrieres-le-Buisson (2 Stunden südöstlich von Paris).

L. Deibel.

Mannichfaltiges.

§ Technisches. Im Augustheste des „Bayer. Industrie- und Gewerbebl." findet sich eine interessante Beschreibung einiger neuer Hilfsapparate für Tischlereien, welche der Berichterstatter in einem Berliner Etablissement kennen gelernt hat. Ihre Anwendung setzt allerdings die Benützung gespannten Wasserdampfes, also eine Dampfkesselanlage voraus. Eine solche Anlage ist indeß für größere Tischlereien ohnehin ein unentbehrliches Attribut geworden, indem der Dampf nicht allein die Betriebskraft für zahlreiche, die Arbeit mächtig fördernde Holzbearbeitungsmaschinen liefert, sondern fast mehr noch für verschiedene Heizzwecke höchst vortheilhafte Verwendung findet. Das in Rede stehende Berliner Etablissement enthält u. a. folgende Einrichtungen, die wenigstens theilweise noch nicht allgemein bekannt sein dürften: In einem Trockenraum wird das in Gebrauch zu nehmende Vorrathsholz lastig aufgeschichtet. Der Raum wird durch ein vielfach hin und her laufendes Dampfrohr auf circa 35° R. erhalten. Gewöhnlich genügt hierzu der von der Dampfmaschine abziehende Dampf, welcher jedoch auch nach Bedürfniß durch directe Zuleitung vom Kessel verstärkt werden kann. Das Holz ist nach einem Verweilen von wenigen Tagen in dem entsprechend ventilirten Locale hinreichend trocken, und es wird sorgfältig darauf geachtet, daß weder die Temperatur eine unschädliche Höhe erreiche, noch das

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 130. Dritter Jahrgang. 1870.

* Auferstanden.

Novelle von Theodor Winkler.

(Fortsetzung.)

2.
Geständnisse.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als Baron Alfred von Woltersdorf am anderen Morgen erwachte. Wirre Träume, ohne Sinn und Zusammenhang, hatten im Schlafe seine Phantasie beschäftigt.

Fast erschrocken über die vorgerückte Tageszeit, beschleunigte er seine Toilette, verließ das Hotel und suchte ohne Umwege den Park wieder auf, wo er gestern mit Antonien zusammengetroffen war, obgleich es mehr denn eine Stunde vor Mittag war.

Als Resultat einer halb schlaflosen Nacht trug er das Bewußtsein in seiner Brust, daß die einstige Jugendliebe zu Fräulein von Waldhausen noch nicht erloschen, daß der Funke ihm unbewußt unter der Asche blasser Erinnerungen fortgeglüht und jetzt nur neue Nahrung erhalten habe, also, daß er eine Gluth seine Brust durchströmen fühlte, die ihn trieb und drängte, das geliebte Angesicht wiederzusehen und sich Gewißheit zu verschaffen über ihre Lage und Verhältnisse.

Voll Unruhe durcheilte er mehrmals den Park bis zu der Bank, wo sie ihn Tags zuvor so unvermuthet überrascht hatte. Aber er fand Antonie nicht. Seine Ungeduld stieg aufs höchste, als die Glocken der Stadtthürme Mittag verkündeten und die Ersehnte noch immer nicht erschien. Von Minute zu Minute steigerte sich seine Aufregung und die abenteuerlichsten Gedanken überkamen ihn, was der Grund ihres Ausbleibens sein möge.

„Sie wird es plötzlich bereut haben, daß sie sich Dir zu erkennen gegeben hat und in Folge dessen abgereist sein," dachte er. „Oder kennt sie Deine häuslichen Umstände und fürchtet etwa, daß Du mit ungestümer Hand in die ihren — vielleicht glücklichen Verhältnisse eingreifen möchtest?" Mit diesen Gedanken sich quälend, hatte er den Weg wohl an fünfzig Male gemessen, als er in der Ferne endlich einer weiblichen Gestalt ansichtig wurde. Hastig lief er ihr entgegen und seine Freude war groß, als er in ihr wirklich die Ersehnte erkannte.

„Sie kommen spät, Antonie!" konnte er sich nicht enthalten zu bemerken, nachdem er sie freundlich begrüßt hatte.

Fräulein von Waldhausen erröthete leicht und ein schmerzlicher Zug spielte um ihren schönen Mund. Er sah es, und wie zur Entschuldigung seiner Aeußerung fügte er schnell hinzu: „Wenn man eine geliebte Person erwartet, von der man durch harte Schicksalsfügung Jahre lang ferngehalten war, dann dünkt einem jede Minute eine endlose Ewigkeit! So ergeht es mir jetzt mit Ihnen, theuere Antonie. Doch nun sind Sie ja gekommen, und mein Herz ist voll Freuden!"

Er bot ihr den Arm, sie nahm ihn, und indem sie langsam mit ihm dahinwandelte, sagte sie: „Ich habe Sie über Gebühr warten lassen, verehrter Freund; allein ich bin nicht Herr meiner Zeit. Ein Weg, wie dieser, ist für mich mit manchen Schwierigkeiten verknüpft. Lassen Sie sich erzählen, Herr Baron, und sie werden Aufklärung haben. Erlauben Sie mir, etwas weit auszuholen. Es drängt mich, Ihnen ganz und rückhaltlos meine Schicksale zu offenbaren; Sie sind vielleicht das einzige Herz auf dieser Welt, dem ich mich mittheilen kann, und ich weiß, daß Sie mir darum nicht zürnen, wenn ich Ihre Aufmerksamkeit ein wenig in Anspruch nehme."

Woltersdorf blieb plötzlich stehen. Er sah ihr liebend in's Auge und sagte, ihre Hand ergreifend: „Liebe Antonie, thun Sie mir einen Gefallen, einen kleinen Gefallen! Sie wollen mich in das Innerste Ihrer Herzens- und Familienangelegenheiten einweihen; dieses Vertrauen macht mich stolz. Es freut mich, nicht aus eitler Neugier, sondern weil ich in dieser Stunde mich Ihnen näher fühle als je in früherer Zeit. In welcher Beziehung dereinst mein Herz zu dem Ihrigen stand, das haben Sie nicht vergessen. Ich aber fühle, daß ich nicht eine Spanne Ihnen ferner gerückt, sondern mit der alten Freundschaft, der alten Liebe Ihnen zugethan bin. Nennen Sie mich darum nicht „Herr Baron"; . . . liebe Antonie, nennen Sie mich bei meinem Namen, nennen Sie mich Alfred — wenigstens jetzt in dieser Stunde!"

Sie hob nach diesen Worten den Blick zu ihm empor und er sah, wie ihr Auge sich feuchtete. Nach einer Weile antwortete sie: „Ich darf es nicht!"

„Sie dürfen es nicht?!" wiederholte er erstaunt.

„Herr Baron!" entgegnete Antonie, und sie nahm alle Kraft zusammen, um gefaßt zu bleiben, „wahrhaftig, ich stehe Ihnen — ferner als jemals im Leben! . . . Wenn Sie mir Gehör schenken für meine Geschichte, so ist das eine Gnade, deren ich kaum würdig bin."

„Ich bitte, ich beschwöre Sie, theuerste Antonie!"

„Wollte Gott, daß es anders wäre!" sagte sie mit einem Schmerze, der ihr aus tiefer Seele kam. „Aber hören Sie mich an, ich will Ihnen Alles gestehen . . ."

Sie trocknete die Thränen, die ihr bei den letzten Worten in hellen Tropfen über die Wangen perlten und sagte mit einer Stimme, die den Sturm ihrer Gefühle deutlich bekundete: „Als ich Sie kennen lernte, war ich ein eingebildetes, hoffärtiges Mädchen. Mein Vater war reich und leider! er hatte nicht ermangelt, mir dies frühzeitig bewußt zu machen. Als ich aus der Pension in's väterliche Haus zurückkehrte, wurde unser Salon ein Sammelplatz für die gebildetsten und angesehensten Cavaliere der Residenz. Ich lernte schnell die Weltdame spielen, die sich von Verehrern und Anbetern umschwärmt sieht und — die sich darin gefällt, mit Allen ihr Spiel zu treiben. Man hat mir zum öfteren gesagt, ich sei schön. Ich hörte dies gern und glaubte es gern und wollte darnach meine Ansprüche erheben. Denn mein Vater ließ mir völlig freie Hand bei der Wahl eines Gatten. Damals, als ich Sie kennen lernte, war ich bereits der Mittelpunkt der Gesellschaft, verfolgt von Liebhabern, die den Keim der Eitelkeit in meinem Herzen pflegten und groß zogen. Sie eiferten Alle um meine Gunst und suchten mich Alle zu gewinnen, darum bevorzugte ich Keinen und ließ Alle in Ungewißheit. Manch braver, edler Mann, der es

ehrlich mit mir meinte und an dessen Seite ich glücklich gewesen wäre, befand sich darunter. Ich beachtete es nicht, denn ich meinte, es könne mir nicht fehlen, es müsse immer noch besser kommen. Das Gefühl, die beseligende, veredelnde Macht der Liebe war mir unbekannt. Ich glaubte Alle zu lieben und liebte Keinen. Sie kennen den Baron von Rodenberg. Er war ein ernster, herzgewinnender Charakter. Er war der Erste, der einen tieferen Eindruck auf mich machte. Aber meiner Eitelkeit war er nicht reich, nicht angesehen, nicht vornehm genug. Ich spielte eine Zeit lang mit ihm, ohne ihn zur Klarheit über meine Gefühle kommen zu lassen. Er aber besaß zu viel männliches Selbstbewußtsein, um den Spielball weiblicher Laune abzugeben, und verließ mich bald. Ich hatte kaum Zeit, länger darüber nachzudenken, denn der Comödie folgte bald eine andere, eine dritte und vierte. Ach wie viele! Mittlerweile war ich nahezu zwanzig Jahre alt geworden. Da lernte ich Sie kennen, Alfred! . . ."

Sie brach ab. Ein vorübergehender Herr gab ihr den erwünschten Anlaß zu einer Pause, deren sie jetzt zu bedürfen schien. Denn der offenherzige Bericht über ihr Jugendleben brach sich unter tiefgreifenden Schmerzgefühlen Bahn über ihre Lippen.

Alfred ließ dann und wann einen Blick über ihr Angesicht gleiten und sah, wie sie bleich geworden war und zitterte. „Diese Erinnerungen greifen Sie an, liebe Antonie. Lassen wir es für heute und versparen wir die Fortsetzung auf eine andere Stunde!" sagte er.

„Lieber Alfred, meine Zeit ist leider gemessen. Schon in wenig Stunden trennen uns Berg und Thal. Ich habe einmal begonnen, und es wird mir leichter mit jedem Worte, das ich Ihnen sage. Wenn Sie mir noch ein wenig Gehör schenken wollen, so erweisen Sie meinem schweren Herzen eine Wohlthat! . . ."

„O, Antonie, wüßten Sie, wie mir das Herz aufgeht bei Ihren Worten, wie Sie eine Welt heraufbeschwören in meiner Seele, die lange begraben und verschüttet lag, eine Welt, in der ich gelebt und glücklich gewesen bin — bei allem Schmerz!" Er drückte bei diesen Worten leidenschaftlich ihre kleine Hand.

Und gleich, als wenn sie nach plötzlichem Selbstvergessen sich der Flüchtigkeit der wenigen, schwererkämpften Minuten erinnere, die ihr in seiner Gesellschaft zugemessen waren, fuhr sie fort: „Sie wurden in unser Haus eingeführt und mir vorgestellt. Sie machten bald einen Eindruck auf mich. Sie waren nicht wie die Anderen, Alfred! Sie allein wußten mir den großen Unterschied zwischen körperlichen und geistigen Vorzügen beizubringen. Aus dem Troß meiner Verehrer vermochte ich keinen herauszufinden, der Ihnen ähnlich gewesen wäre an allen jenen geistigen Vorzügen, denen sich auch das Herz eines leichtfertigen, oberflächlichen Mädchens nicht verschließen kann. — Verkennen Sie mich nicht, Alfred! Sie sprachen nicht blos immer von Moden und Lustbarkeiten, von Bällen, Theater, schönen Pferden und Reisen; Ihr Interesse war auf gehaltvollere Dinge gerichtet, und doch standen Sie mitten im Leben und waren allezeit galant und liebenswürdig. Dazu überschütteten Sie mich nicht, gleich den Anderen, mit Schmeicheleien und übertriebenen Aufmerksamkeiten. Sie waren artig, aber Sie hielten sich immer in angemessener Entfernung. Das reizte mich. Ja, nichts will ich Ihnen verhehlen, meine Eitelkeit verlangte zu wissen, ob ich Ihnen weniger gefiele und weniger begehrlich erschiene als den Anderen. Ich kam Ihnen deshalb entgegen. Ich wußte Sie anzuziehen durch scheinbare Zeichen besonderen Wohlwollens. Und je schwerer mir dies gelang, desto beharrlicher fuhr ich fort. Ich fühlte wohl, wie niedrig ich handelte; aber es machte mir damals Vergnügen, und das war mir hinreichend . . . . Mit Genugthuung gewahrte ich, wie Sie schwankten und mit sich kämpften, ob Sie sich mir ergeben sollten oder nicht. Da mußte jene Nacht kommen, jene Affaire auf dem Casinoballe mit dem Freiherrn von Lindheim. Als Sie nach dem blutigen Duelle mit jenem Manne, den ich tiefinnerlich haßte, mir wieder vor Augen kamen, die Zeichen des Kampfes auf der Stirn, dessen Veranlassung ich gewesen, da war es mir, als wenn auf einmal die Liebe wie ein verzehrender Feuerstrom durch mein Innerstes sich ergösse, als hätte ich nie einen Anderen geliebt denn Sie, als müßte ich Ihnen die Hand reichen für's ganze Leben. Wollte Gott, daß ich es gethan! . . . Aber ich war eine Thörin, eine eitele Coquette! Und um mich von diesen häßlichen Lastern zu heilen, hatte die Vorsehung es anders mit mir beschlossen. In Folge Ihrer schnellen Abreise wurden Sie meinen Augen entrückt, und ich vergaß Sie. Der Freiherr von Boltewitz hielt ohne langes Besinnen um meine Hand an und bethörte meine Sinne. Der äußere Glanz, mit dem er sich umgab, blendete mein verwöhntes Auge, seine Galanterie schmeichelte meiner Eitelkeit, sein angeblicher Reichthum reizte meinen Stolz . . . Wir wurden verlobt . . . Mein Bräutigam war glücklich in meinem Besitz; er gefiel auch mir. Er drängte zur Heirath, und mir fiel dies nicht auf, konnte ich den Grund doch nur in seiner leidenschaftlichen Liebe zu mir suchen. Allein allerlei zufällige Hindernisse verzögerten die Heirath, und je länger unsere Vermählung sich hinausschob, desto unruhiger, verstimmter und kühler zeigte sich Herr von Boltewitz gegen mich. Sein Benehmen mußte mir auffällig werden, um so mehr, als mir fort und fort Gerüchte zu Ohren drangen, welche die angeblich so glücklichen Vermögensumstände meines Verlobten sehr in Zweifel stellten. Ja eine Freundin, mit der ich die Pension besucht hatte, und die über seine Verhältnisse genau unterrichtet sein wollte, versicherte mich, daß es sehr schlimm um den Freiherrn stehe und er nur mit Hülfe einer „guten Partie" seine Existenz behaupten könne. Ich erschrak über diese Nachricht. In schlaflosen Nächten grübelte ich nach einem Plan, wie ich das eingegangene unselige Verhältniß, ohne Aufsehen und ohne mir zu schaden, auflösen könne. Ich beschloß und verwarf, und konnte zu keinem Ziele kommen . . . Da traf mich und meine Familie ein neuer — vernichtender Schlag!"

Sie hielt hier abermals inne und schöpfte tief Athem, während Alfred selbstvergessen mit theilnehmenden Blicken ihren Worten lauschte. Es fiel ihm im Augenblicke nicht auf, daß diese Antonie, welche jetzt zu ihm sprach, eine ganz andere war, als die, welche er vor Jahren mit der leidenschaftlichen Gluth eines Jünglingsherzens geliebt hatte, er dachte noch weniger daran, an welchen tiefen schmerzlichen Wunden sein eigenes Herz noch blute. Antonie hatte ihn mit fortgerissen durch ihre Erzählung, und sein Gemüth hatte jetzt nur Raum für ein Gefühl, das des tiefsten Mitleidens.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Lagerleben vor Paris.

Aus einem im „Bivouac vor Paris bei Moulin de la Tour“ geschriebenen Briefe, der zwar schon älteren Datums (30. Septbr.) ist, aber eine interessante Schilderung von dem Leben der Belagerer giebt, theilt der „Nürnb. Corresp.“ Folgendes mit:

O dieser schönen Abende im Schlosse Bievres! Der Mond goß sein mildes Licht über die prächtige Herbstlandschaft, über die Terrasse mit dem plätschernden Brunnen, über den Wiesengrund mit den kühn ragenden Pappeln am kühlen Bache, über die Waldhöhen bei Igny. Kein Laut störte diese idyllische Ruhe, als die milden Klänge des Melodikon. Wiegend in seinen Fauteuils, bei der letzten Cigarre der Heimath, bei einer duftenden Tasse Thee singen wir zu der Begleitung unseres Melodikonkünstlers, eines dortigen Oberlieutenants, unsere kerndeutschen Lieder, wie sie in unserer edlen Gesellschaft „Niederland“ fern zu Hause so oft ertönten, wir sangen das Herz voll . . . Der Deutsche bleibt auch der Deutsche vor den Wällen von Paris! Diese Abende in Bievres, sie sind leider gezählt! Heute Nacht um 2 Uhr wirbelte es „Marschbereit“, und Morgens ging es in aller Frühe wieder zur Schanze von la Tour. So ist zunächst jetzt der Wechsel für uns: drei oder vier Tage draußen auf den Vorposten, dann nach der aufreibenden Anstrengung dieser Tage auf einige Nächte ins Cantonnement zum Ausruhen, wenn auch da nicht um die zwölfte Stunde ein plötzlicher Alarm aus den Betten scheucht. Der Dienst da vorne ist ein sehr ruheloser und, wie gesagt, aufreibender: beständig in den Kleidern, schon recht bitter kalte Bivouacs, jeden Augenblick bereit, einem Angriffe zu begegnen, bald mehr, bald minder Geplänkel, dazu die Unannehmlichkeit, von Zeit zu Zeit eine Granate, öfter vom derben Gewichte einer sechzigpfündigen, über sich platzen zu sehen. Die Pariser verpuffen wirklich unnöthig viel Pulver. So oft sich an einer offenen Stelle zwei oder drei Personen, namentlich Reiter, sehen lassen, so oft von der Straße nach la Tour Staub aufsteigt, kommt auch richtig die Granate. Außerdem fliegen sie auch zu gewissen Stunden: so stellt sich alltäglich gegen 9 Uhr in Gestalt zweier Shrapnels der Nachtgruß ein. Zum Glück sind dieselben nicht sonderlich laborirt, crepiren oft nicht und haben (unbeschrieen!) bis jetzt unerklärlich wenig Schaden gethan, trotzdem die Franzosen doch alle Distanzen genau kennen müssen und noch dazu an Bäumen, Gebäuden u. dergl. in unserer Stellung Fähnchen und alle möglichen Directionszeichen, die wir allerdings jetzt schon meist entfernten, angebracht haben.

Um die Zeit des Nachtgrußes sitzen wir meist bereits halb gedeckt im südöstlichen Grabenkoffer, der Schanze bei la Tour, noch glücklich gegenüber den im Freien Campirenden. Das Innere dieses Koffers, es ist ein von einem riesigen Mittelbalken getragenes Faschinengewölbe, durch das von Zeit zu Zeit, namentlich wenn gerade ein Granatsplitter auffällt, die deckende Erde rieselt, ein Sechseck von Balken und Eichenbohlen mit Schießscharten für Infanteriegewehre. Durch diese Scharten öffnet sich der Blick, oder vielmehr er schließt auf einige Schritte ab mit Lehmgrabenwänden und Pallisaden; zur Schanze hinauf führt ein ungefähr 30 Schritte langer unterirdischer Gang. Die Scharten und der Tunnel zum Lichte brachten für den Anfang bösen, kalten Zug, der Abends keine Kerzen leicht aufkommen ließ. Seit wir aber die Wände mit eroberten franz. Zelttüchern bekleidet, eine fliegende Thür hergestellt, uns einige weiche Sessel und Matratzen aus den umliegenden Schlössern geholt haben, trinkt sich der den Kellern der Villegiaturen entnommene Wein nicht übel. Meist ein köstlicher Wein! An den Weinen merkt man, wie reiche Leute diese Villenbesitzer sind; abgesehen von den guten Rothweinen, feine Sorten Madera, Malaga, mitunter auch Champagner. Das sind gute Zeiten nach Wochen, wo bezüglich schlechter Landweine sogar wir oft arg in der Klemme waren. Clamart, das schöne Clamart, am nördlichen Hange von der Schanze, ist ein sehr ergiebiger Flaschenboden. Clamart ist eigentlich neutrales Terrain, an einem Ende stehen die bayerischen, am anderen die französischen Vorposten. Beide plänkeln von Zeit zu Zeit ins Dorf herein; namentlich entspinnen sich solche Plänkeleien gerne, wenn eine der beiden Parteien — die Franzosen scheinen ebenso Mangel zu leiden — in das gänzlich unbewohnte Dorf Wein und Lebensmittel suchen geht. Meistens gelingt es unseren Leuten, den Franzosen das Gewonnene wieder abzujagen. Mir gelang es, durch ungefähr acht Gänge voller Mühsal, die mehr auf Güte als Menge der Rebentropfen gerichtet waren, im Verein mit Junker v. K. und einigen Chevauxlegers ein hübsches Sortiment von Weinen auf Lager zu bekommen.

Leider sind es die chicanösen Franzosen, welche daran schuld sind, daß uns der Durst so weit peinigt. Nach ihrer verdammten Gewohnheit oder auch wohl aus einer Art von Kriegslist haben sie nämlich außer einer Menge anderer wohlgefüllter Magazine auf ihrer eiligen Flucht aus der Schanze nahe dabei in Chatillan ein großes Magazin mit vielem, vielem Pöckelfleisch zurückgelassen. In der weiten Umgegend von Paris sind die Dörfer leer von Mensch und Vieh, da sie alle genießbaren Vierfüßler nach Paris gebracht haben. Der Nachschub an Hornthieren für unsere Truppen ist noch recht schwach, drei und vier Tage kein frisches Fleisch. Man ist daher auf den Genuß des versalzenen Schweinefleisches angewiesen, das sich dann durch einen bitterlichen Durst rächt. Wenn die deutschen Truppen überhaupt nicht in diesem Lande diesen magenstärkenden rothen Wein hätten, bei den vielen Strapazen, dem anstrengenden Dienste, den großen Märschen, den Bivouacs, oft auf den verpesteten Schlachtfeldern, bei dem mitunter eintretenden Mangel an Fleisch und insbesondere Brod wäre unser Gesundheitszustand nicht so erfreulich, unser Muth vielleicht nicht so frisch. Die Keller der Weinbesitzer werden durch ihre Leere späterhin freilich Manches zu erzählen wissen, jene gähnenden Löcher in den Wänden und den Tiefen derselben, wo Spaten und Hacken der deutschen Requirenten auch das tiefvergrabene Faß ans Licht des Himmels zu befördern wußten! Vor Allem aber sprechen die Tausende und Abertausende von Flaschen, die leer und in allen Farben und Größen die deutschen Heerstraßen zu beiden Seiten zeichnen. Ein französisches Lager zeigt beim Verlassen meist Zelte, weggeworfene Montur- und Wehrstücke — selbst im Lager von Chalons fand ich es so, — ein deutsches Lager hat zu Reliquien unzählige leere Weinflaschen, oft von Soldaten zu Pyramiden und allerlei wunderlichen Figuren zusammengestellt.

* Wach' auf, Kamerad!

Wach' auf, Kamerad, und sattle dein Pferd,
Umgürte geschwind das schneidige Schwert.
Schon leuchten die Blitze, der Donner naht,
Schon hör' ich das Feuer, wach' auf, Kamerad!

„Wie hab' ich so schön, so herrlich geträumt,
Mein Roß wär' gesattelt und wär' gezäumt,
Ich hielte mein Schwert in bluliger Hand
Und dürfte sterben für's Vaterland.“

Der Traum war herrlich und wunderschön,
Schau' Bruder, hinauf nach den waldigen Höh'n,
Horch, horch, schon klingt es wie Schlachtgesang,
Wie schauriger Todtenglockenklang.

„Leb' wohl, Herzbruder, ich kann nicht mehr,
Die Wunde so tief, der Athem so schwer,
Drück' mir die Hand, die so oft ich Dir gab
Und denke meiner im stillen Grab.“

Verzeih' Kamerad, daß ich scheiden muß,
Ich gäb' Dir so gern den Abschiedskuß.
Ich möchte rufen, derweil' ich lad',
Herzbruder, wach' auf, wach' auf, Kamerad!

Berrieres-le-Buisson (2 Stunden südlich von Paris).

L. Deibel.

Mannichfaltiges.

— Der Untergang der Straßburger Bibliothek hat in der deutschen Gelehrtenwelt vielleicht schmerzlicheres Bedauern hervorgerufen als in Straßburg selbst. Als einen neuen Beweis dieser aufrichtigen Theilnahme erwähnen wir, daß der bekannte Schulmann, Geh. Regierungsrath Landfermann in Coblenz, in einem Schreiben an den Herrn Civilcommissär v. Kühlwetter sich bereit erklärt, seine eigene durch langjähriges Sammeln entstandene Bibliothek, welche besonders aus dem Bereiche der historischen und philologischen Literatur vieles Werthvolle und einzelnes kaum noch Käufliche enthält, als Beitrag zur Gründung einer neuen Bibliothek in Straßburg hinzugeben. Der edelsinnige Mann fügt hinzu, er habe früher gehofft, daß nach ihm sein Sohn — Johannes Landfermann, ein vielversprechender junger Historiker — seine Bücher übernehmen und benutzen können werde; dieser aber sei vor Metz gefallen, und so wünsche er denn seine Sammlung für den angedeuteten Zweck zu verwenden. Gewiß ein schönes Zeugniß für die Gesinnung, welche man in Deutschland dem Elsasse entgegen bringt.

— Aus den Vorposten vor Neubreisach erzählt die „Frdg. Ztg." eine ergötzliche Scene, welche sich in der Nacht vom 21. October ereignet habe. Ein Landwehrmann des 43. Landwehrregiments war auf Patrouille nach Wolfsganzen gesandt. Des Weges nicht ganz kundig, wird derselbe mit einem Mal von einem Posten mit dem Rufe „qui vive?" angesprochen. Unser tapferer Landwehrmann, dies nicht verstehend, fragt ganz naiv: „ick si wol hie nich gant recht". In gutem Elsässisch wurde ihm geantwortet von dem liebenswürdigen französischen Posten: „Nein, hier sind Sie nicht recht, gehen Sie dort schräg über, dort liegt Wolfsganzen; da stehen Ihre Landsleute; bon soir alter Junge!" Mit Riesenschritten verschwindet unser 43er, kommt athemlos nach Wolfsganzen zur 3. Compagnie des Hauptmanns v. St., wo seine Erzählung natürlich mit furchtbarem Gelächter begrüßt wurde. Aehnliche Scenen sollen sich öfter ereignen.

— In den „Dresd. N." findet sich nachstehender Auszug aus einem Feldpostbriefe vom 24. October, welcher über eine sächsischen Soldaten widerfahrene Gräuelthat berichtet: „Heute war ein sehr trauriger Tag für uns. Wir haben nämlich neunzehn unserer Kameraden beerdigt, welche sich vor einigen Tagen durch mehrere Flaschen Wein, die mit Blausäure vermischt waren, vergiftet hatten. Sie hatten sie nämlich in einem Keller vorgefunden. Das Haus wurde sofort von uns in Brand gesteckt und die Leute, welche noch darin wohnten, erschossen." Auch dem „Dresd. Journ." liegt ein Feldpostbrief aus dem sächsischen Feldlager vor, der vom 26. October datirt ist und, wie es scheint, denselben Vorfall, jedoch in wesentlich anderer Lesart, mittheilt, indem es in demselben heißt: . . . . „Ein Soldat suchte in einem Keller nach Wein und fand eine volle Flasche, die er mit zur Feldwache brachte. Der Inhalt wurde für starken Schnaps gehalten, achtzehn Soldaten tranken davon, und bei Allen zeigten sich schnell darauf Vergiftungssymptome: bleiche Gesichter mit blauen Lippen. Der schnell herbeigerufene Arzt erkannte das Genossene für künstliches Bittermandelöl und ordnete den Transport der Kranken in das Hospital Vaujours an. Leider starben zwei Soldaten auf dem Transporte, während es glücklicher Weise den eifrigsten ärztlichen Bemühungen gelungen ist, die übrigen sechzehn durch treffliche Maßnahmen zu retten."

— Mit einem Güterzuge der Niederschlesisch-Märkischen Eisenbahn traf kürzlich eine Ladung von 92 Centnern fertiger französischer Kleidungs- und Uniformstücke in Breslau ein, welche in den Magazinen und Depots der Festung Straßburg von den preußischen Truppen vorgefunden worden waren. Von Seite des preußischen Kriegsministeriums ist die Bestimmung getroffen, daß diese Sachen zu Winterbekleidungen für die französischen Gefangenen in den schlesischen Festungen verwendet werden sollen, und ist bereits diese bedeutende Sendung nach Neisse spedirt worden.

— Aus Metz schreibt H. Wachenhusen der „Köln. Ztg.": Die französische Armee hat sich mit Resignation von den Preußen entwaffnen lassen. Vier Mann dieser Armee haben sich jedoch nicht der Capitulation unterworfen, suchten sich vielmehr auf eigene Faust durchzuschlagen. Es waren dies Angehörige verschiedener Truppentheile, ein Chasseur à Cheval und zwei Infanteristen, die unter Anführung eines Artillerie-Officiers durchzubrechen suchten und sich die ganze Nacht mit unseren Vorposten herumknallten. Man fing sie endlich. Der Officier wurde vom General v. Zastrow zur Tafel gezogen und dann mit seinen drei Braven in die Festung zurückgeschickt, um darnach mit übernommen zu werden. Diesen Helden bleibt wenigstens die Genugthuung, nicht capitulirt zu haben, sondern mit den Waffen in der Hand gefangen genommen zu sein.

— In der Station Metz fand man den deutlichsten Beweis, daß die Franzosen den Krieg lange vorher vorbereitet und sich für alle Eventualitäten vorgesehen hatten. Circa 1000 Eisenbahnwagen standen da, beladen mit allen Materialien, welche für den Bau einer Eisenbahn erforderlich sind. Schienen, Schwellen, eiserne Brückenträger und hölzerne Gitterbrücken, selbst Drehscheiben, Krahne, Rammen ꝛc. waren vorschriftsmäßig verladen und für sofortige Verwendung vorbereitet. Sicherlich haben die Herren Franzosen nicht erst nach den Schlachttagen bei Metz daran gedacht, hiervon Gebrauch zu machen. Alles übrige Eisenbahnmaterial, namentlich Maschinen und Wagen, von denen man zur schnellen Beförderung der Gefangenen einen sehr zweckmäßigen Gebrauch hätte machen können, waren spurlos verschwunden. Bei der Einfahrt in die Station fiel zunächst eine Menge neuer fortificatorischer Anlagen von bedeutendem Umfange und großer Stärke in's Auge. Die in den Schußlinien liegenden Gebäude waren niedergelegt. Aus den in Fachwerk errichteten Gebäuden hatte man sämmtliche Ausmauerung entfernt und stand das hohle Gerippe da. In den Gärten waren die Obstbäume gefällt und die Zwergobstbäume wahrscheinlich von den Pferden bis auf einen kurzen Stumpf abgefressen. Die Gartenanlagen waren zerstört und niedergetreten. Ueberall das Bild der Zerstörung!

— Ueber die Art, wie die Amerikaner die Kriegsneuigkeiten erfahren, berichtet ein amerikanisches Blatt: „Die Preßdepeschen von Europa nach New-York während der letzten vier Wochen enthielten ungefähr 100,000 Worte. Hier sitzt ein Mann in einem dunkelen Zimmer in Hearth's Content, wo das atlantische Kabel endet. Mit letzterem verbunden ist ein dünner Draht, der gleichfalls zwei kleine Plättchen von weichem Eisen umgiebt. So wie der durch einige Stückchen Kupfer und Zink in Valenzia producirte elektrische Strom den Draht passirt, werden die Eisenplättchen magnetisch genug, um das geringste Object in Bewegung zu setzen. Ein kleiner Spiegel von einem halben Zoll Durchmesser ist auf einem Stückchen Eisen von einem Zehntelzoll Dicke und einem halben Zoll Länge befestigt. Gegen diesen winzigen Spiegel wird eine Lampe in eine derartige Position gebracht, daß er deren Licht auf einer Tafel an der Wand reflectirt. Die Kabelsprache wird durch die Bewegung dieses reflectirenden Lichtes von einer Seite zur anderen angedeutet. Depesche nach Depesche zeigt sich in solcher Weise in der diesem Verfahren eigenen Sprechart im tiefsten Schweigen an der Wand, und der geduldige Wächter schreibt sie nieder. Eine gewisse Ehrfurcht überschleicht uns, wenn wir den Beweis vor Augen haben, daß vermöge dieses künstlichen Processes eine menschliche Berührung in einer Entfernung von 3000 Meilen dieses Hin- und Herspringen des Lichtes zu verursachen im Stande ist.

Verantwortliche Redaction: Th. Gebhard Stav.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 131. Dritter Jahrgang. 1870.

* Auferstanden.

Novelle von Theodor Winkler.

(Fortsetzung.)

Die Glocken der Stadt riefen eben eine neue Stunde ab und gemahnten die Erzählerin zur Eile. Sie ließ sich erschöpft auf einer Steinbank nieder, und als Alfred an ihrer Seite Platz genommen, fuhr sie fort: „Mein seliger Vater war ein trefflicher, herzensguter Mann. Aber als Kaufmann hatte er eine große Schwäche, die bei ihm allmählich zur Manie geworden war: Er liebte gewagte Speculationen. So lange meine gute Mutter noch lebte, begab er sich, schon um ihretwillen, seltener in Gefahr; denn er liebte sie über Alles und sie vermochte viel über ihn. Mit ihr verlor er seinen Schutzengel und nach ihrem Tode stürzte er sich und sein Kind ins Unglück . . . Krieg brach aus; wir verloren an einem Tage unser ganzes Vermögen!“ . . .

Reichlich flossen hier die Thränen ihr vom Angesicht. Und mit halb erstickter Stimme erzählte sie weiter: „Eines Morgens — wenige Tage vor meinem zwanzigsten Geburtstag — fand man meinen armen Vater als Leiche in seinem Comptoir; in der Verzweiflung hatte er sich selbst den Tod gegeben. Die Gerichte versiegelten das Geschäftshaus und unsere Wohnung. Ich war bei der Botschaft von diesem schrecklichen Vorfall lange Zeit wie von Sinnen. Allein in der weiten Welt ohne einen stützenden Anhalt, ohne ein Mittel, mich standesgemäß zu erhalten, an Ueberfluß gewöhnt und nun dem Gespötte oder dem Mitleiden preisgegeben; beides war mir schrecklich. Ich nahm so viel Geld zu mir, als zu finden war, und floh in der Nacht aus der Stadt. Warum? oder Wohin? darüber war ich selbst nicht im Klaren; ich fuhr ins Land hinein mit der Post und Eisenbahn mehrere Tage lang, bis meine Kräfte schwanden und ich zum Tode krank in D..... liegen blieb.

„Da lag ich, in einer fremden Stadt, unter unbekannten Menschen. Ein hitziges Fieber hatte mich auf's Lager geworfen und raubte mir das Bewußtsein viele Tage und Wochen lang. Als ich endlich die Besinnung wiederfand, und mir meine Lage vor die Seele trat, hatte ich keinen größeren Wunsch als den, zu sterben, um mit einem Male allem Elende entrückt zu sein, das mir die Zukunft verhieß. Was ich seit manchen langen Jahren nicht mehr gethan, was ich nur für eine Kindergewohnheit angesehen, das wurde mir jetzt im einsamen Krankenzimmer zum Bedürfniß: ich faltete meine Hände und betete. Und ich flehte zu Gott Tag und Nacht, er möchte dieses Leben von mir nehmen, das mir mit einem Male zur Last geworden. Aber im Rathe des Himmels war es anders beschlossen. Ich genas wieder. Die Wirthin des Gasthauses, in welchem ich krank geworden, hatte sich mitleidig meiner angenommen. Ihr hatte ich es zu danken, daß ich nicht weiter transportirt worden war und einen tüchtigen Arzt erhalten hatte. Man hatte meine Krankheit nach Hause berichtet, der Brief war unbeantwortet geblieben; denn mein Bräutigam war längst auf und davon gegangen und meine Verwandten — Gott verzeih es ihnen! — hielten es nicht für nöthig, sich nach der Landstreicherin, wie sie mich nannten, umzuthun.

„Als ich das erste Mal ausging, lag das schönste Frühlingswetter über der wiedererwachten Natur. Die menschenfreundliche Wirthin begleitete mich. Wie wir so dahin wandelten und ich in tiefen Zügen die frische Luft einsog, erzählte mir die Dame allerlei aus meiner Krankheit, was mir unbekannt war, da ich nur zeitweilig meiner Sinne mächtig gewesen. „„Mein Mann,“ erzählte sie mir, „hat sofort in Ihre Heimath geschrieben, daß Sie bei uns angekommen seien und bedenklich krank darniederlägen, und es möchte doch Eines der Verwandten herkommen, damit wenigstens ein Bekanntes um sie wäre. Allein der Brief blieb ohne jede Antwort. Nach einer Woche aber kam ein Herr an, der sich angelegentlichst nach Ihnen erkundigte. Wir fragten, ob er mit Ihnen verwandt sei; er verneinte dies. Er kenne Sie nur, sagte er. Und er ließ nicht Ruhe, bis wir ihn an Ihr Bette geführt und er Sie mit eigenen Augen gesehen. Dann reiste er wieder ab, befahl uns aber, die höchste Sorgfalt auf Sie zu verwenden, und wenn er zurückkomme und Sie seien gesund oder wenigstens auf dem Wege der Besserung, dann solle es seinerseits an Erkenntlichkeit für die Mühewaltung nicht fehlen; im übrigen seien alle Unkosten der Kranken auf seine Rechnung zu schreiben. Zugleich ließ er seine Adresse zurück, mit der Weisung, ihn einen Tag um den anderen von dem Standpunkt der Krankheit in Kenntniß zu setzen. Er reiste nach B**. Sein Name war — Karl Freiherr von Lindheim. Wir erwarten ihn jeden Tag, jede Stunde.““

„Verblüfft sah ich die Frau bei dieser Nachricht an. Ich war sprachlos vor Ueberraschung — vor Schrecken. Ich wußte nicht, wie ich dieses Benehmen des Freiherrn mir erklären sollte. Hätte ich ihn einer edlen, uneigennützigen That für fähig halten können? Er, der unter allen bekannten Männern als der oberflächlichste, gefühlloseste mir jederzeit erschienen war? Unter allerlei Gedanken kehrte ich nach Hause zurück. Wie erschrak ich, als ich mich dem Hause näherte! An der Thür des Gasthofes stand Lindheim und erwartete mich. Er streckte mir beide Hände entgegen und äußerte eine Freude über das Wiedersehen und meine Genesung, er war von einer Herzlichkeit und Theilnahme, daß ich Haß und Groll vergaß und allen Kummer den Winden gab. Ein bekanntes Gesicht nach so trüben Tagen, ein fühlendes Herz nach all diesen Stürmen — ich konnte meine Seele nicht verschließen. Wir saßen den Rest des Tages beisammen, und mit jeder Minute, die er mit mir sprach, rückte ich ihm näher, bis ich zu der festen Ueberzeugung kam, ihn früher verkannt und unrecht gethan zu haben. Er hatte damals eine große Erbschaft gemacht und schwamm in Glück und Wohlbehagen. Von meiner Vaterstadt aber erzählte er mir so viel Unangenehmes und Abschreckendes, daß die letzte Spur von Sehnsucht, sie wieder zu sehen, in mir verwischt wurde und ich eher in der Fremde gedient als dahin als Herrin zurückgekehrt wäre. Als seinen jetzigen Aufenthalt nannte er mir B**, doch bleibe er jetzt wenig dort, da er die herrliche Jahreszeit benutze,

um die Schönheiten der Natur zu genießen und ein Stück Welt kennen zu lernen. Ich allein sei es, die ihn hierher gerufen, und mit Ungeduld habe er meiner Genesung geharrt, um zu mir zurückzukehren und mir Herz und Hand anzutragen fürs Leben. Und so sei er denn endlich da und erwarte meine Antwort.

„Was sollte ich thun? . . . . . .

„Ich kam mir vor wie eine Ausgestoßene, wie ein überflüssiges Geschöpf, mir selbst und den Menschen zur Pein. Ich liebte Lindheim nicht; aber ich empfand das Gefühl der Dankbarkeit für ihn, der in meiner hilflosen Lage für mich gesorgt hatte und noch zu sorgen versprach. Wenn ich in die Zukunft blickte, so erschien mir Alles so gleichgiltig und so werthlos, und doch war mit der Wiederkehr meiner Gesundheit auch die Liebe zum Leben wieder erwacht, und ich suchte einen Platz, wo ich Mensch sein konnte unter Menschen. Ich beneidete die Magd des Gasthauses, die da arbeiten gelernt hatte und ihr Brod selbst zu verdienen wußte und die am Ende nichts vermißte, weil sie vom Glanz des Lebens nichts gekostet hatte. Aber ich — ich war geringer und elender als sie, ich hatte nichts, wohin ich mein Haupt legte, und wenn nicht mitleidige Menschen sich meiner annahmen, was wäre am Ende aus mir geworden?

„Dennoch trug ich kein Verlangen, mich mit Lindheim auf Zeit und Ewigkeit zu verbinden. Ach, die Hoffnung ist ein zähes Gewächs, das auch unter den mißlichsten Umständen nicht ganz abstirbt, ich hoffte noch einen anderen Weg zum Leben und zur Gesellschaft wiederzufinden und so bot ich Alles auf, was mein Sinn mir an Gründen eingab, um Lindheims Werbung auszuschlagen. Ich gedachte noch einmal mich an meine Verwandten zu wenden, ich hoffte ihr Herz zu erweichen und sie für mich zu gewinnen.

„Lindheim ließ sich meine Zögerung gefallen, er schien meine Unentschlossenheit zu begreifen. Aber er ließ nicht nach, mir meine Ideen, wie ich meine Zukunft zu ordnen vorhatte, als unhaltbar auszureden und mir die Ehrlichkeit seiner Absichten zu betheuern.

„Der Brief in meine Heimath war abgegangen, ich harrte der Antwort von Stunde zu Stunde. Ach, es war ein vergebliches Warten. Ich weinte im Stillen bittere Thränen; sie konnten mein Herz auf Augenblicke erleichtern; aber meine Lage blieb dieselbe. Da fiel in einer Zeitung mein Blick auf eine Annonce, in der ein junges Mädchen zur Stütze der Hausfrau gesucht wurde. Wie gerne hätte ich mich nützlich gemacht; aber ich konnte den Anforderungen nicht entsprechen, denn im elterlichen Hause war ich in den Aufgaben der Wirthschaft nicht unterwiesen worden . . . .

„Ich fing an zu verzweifeln. Und in der Verzweiflung geschah es, daß ich den Bestürmungen Lindheims nachgab und mich mit ihm verlobte . . . . . Zwei Jahre sind seitdem vergangen, zwei trübe, traurige Jahre . . . . ich blieb seine Braut und bin noch seine Braut."

Athemlos hatte Woltersdorf bis jetzt zugehört. Bei den letzten Worten sprang er entsetzt vom Sitze auf. Er ahnte den ganzen Zusammenhang. „Antonie!" rief er mit dem Ausdrucke tiefsten Schmerzes. „Arme, unglückliche Freundin!"

Aber sie ließ ihn nicht weiter sprechen. „Er ist hier!" stöhnte sie.

„Er ist hier? Lindheim ist hier?" rief Alfred vor Zorn.

„Er ist hier und er hat Sie gesehen, Alfred. Als Sie gestern im „weißen Schwan" abstiegen, war er eben mit mir eingetroffen. Er sah Sie im Speisesalon und erkannte Sie sogleich wieder. Sofort verließ er das Hotel und logirte sich in ein anderes ein. Am liebsten wäre er sogleich weiter gereist. Allein unabweisbare Geschäfte halten ihn fest, zum Glück! denn es wäre mir sonst unmöglich gewesen, Sie zu finden und zu sprechen. O, wenn Sie mich noch der Hilfe für werth halten, helfen Sie mir, retten Sie mich!" Sie war bei diesen Worten auf die Kniee gesunken und blickte weinend mit gefalteten Händen zu ihm auf.

Kein Mensch war rings umher zu sehen.

Alfred hob sie auf und kämpfte vergebens gegen die Thränen an, die ihm gewaltsam aus den Augen perlten. Aber er ermannte sich. Er hatte ihren Arm erfaßt und sie ein Stück Weges fortgeführt.

In der ersten Aufwallung jenes edlen Zornes, der jeden ächten Mann bei einem ehrlosen, fein und das andere Geschlecht entwürdigenden Betragen überkommt, fand er nicht sogleich die rechten Worte des Trostes. Seine Gedanken waren zunächst auf den Abwesenden gerichtet. Aber im nächsten Augenblicke fiel ihm das Schicksal der unglücklichen Freundin mit doppelter Wucht auf die Seele. „Antonie," rief er aus, „seien Sie getrost! Fassen Sie Muth! Ihr Elend, Ihr Kummer ist mit dieser Stunde zu Ende! Ich werde handeln, ich kann es! Sie bleiben bei mir: Sie kehren nicht zu ihm zurück!"

„Ich danke Ihnen, edler Freund," preßte Antonie heraus, „allein so würden wir nichts erreichen. Er wird mich zurückfordern, sobald ich heimlich ihn verlasse, denn ich bin ihm anverlobt!"

„Sie wollen zurückkehren zu dem Schändlichen, nur eine Minute noch, nur eine Secunde? Jetzt?!"

„Ich muß, edler Freund. Und ich thue es gern, da ich Sie gefunden und ich Ihrer Hilfe gewiß bin. Ich werde zu ihm zurückkehren und offenen Angesichtes ihm den Rücken kehren. Ich stehe allein, verlassen, hilflos auf der Welt. Aber mit Ihrem Beistande wird es mir nicht schwer werden, ein ehrliches, anständiges Unterkommen zu finden. Lassen Sie mich jetzt zur Stadt zurückkehren. Vermeiden Sie seine Begegnung, es würde Sie erbittern und vielleicht neues Unheil für Sie heraufbeschwören . . . Darf ich Sie wiederfinden, Herr Baron?"

„Sie wollen wirklich zurück? . . . Nein, nein! Ich kann, ich darf das nicht zugeben!"

„Es ist die letzte Bitterkeit — und sie ist gering. Aber sie muß sein! Darum noch einmal: lassen Sie mich jetzt zu ihm gehen um dann zu Ihnen zurückzukehren. Es muß sein, fürwahr!" Sie sagte es lächelnd, unter Thränen. Ihre Stimme war die einer Glücklichen!

Alfred blickte nach der Uhr. „Es ist sogleich zwei Uhr," sagte er. „Ich kann nicht weiter in Sie dringen, denn Sie allein müssen die Nothwendigkeit eines solchen Schrittes klar durchschauen. Ich freilich begreife ihn nicht. So versprechen Sie mir aber, zu mir zurückzukehren, und ich verpfände Ihnen mein Ehrenwort, daß ich mich dieses Vertrauens niemals unwürdig zeigen werde.... Wann werden Sie bei mir sein? . . .

Sie besann sich. „In einer Stunde!" sagte sie.

„Wo logiren Sie jetzt?"

„Im goldenen Stern."

„Also in einer Stunde! Ich werde im „weißen Schwan" Ihrer warten. Wenn es Ihnen lieb ist, verlassen wir zur Stunde die Stadt."

„Gott sei mit Ihnen! . . . . Ich komme!“
Mit hastigen Schritten eilte sie der Stadt zu.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Soldatenbrief über die Gefechte bei Artenay und Orleans.

Dem Briefe eines bayerischen Kriegers, d.d. Orleans, 18. October, entnimmt die „Fr. Ztg.“ Folgendes:

Heute am Jahrestag der Leipziger Schlacht will ich unter den Augen der ehernen Jungfrau von Orleans, die wie salutirend ihr Schwert herüberstreckt, versuchen, Euch harmlosen Friedensmenschen eine wahrheitsgetreue Schilderung der Kämpfe vor und um Orleans zu geben. Am 6. October marschirte unsere Brigade von Palaiseau ab. Da auch der große Train mitgeführt wurde, so war das Vorwärtskommen bis Breligny nur ruck- und stoßweise. Erst von hier an, wo die Wagencolonne blieb, konnte flott aufgetreten werden, und nach einem materischen Nachtmarsch in wundervoll hellem Mondenschein kamen wir in Bruyeres le Chatel an. Wie gewöhnlich waren fast alle Häuser leer und deshalb mußten die Pioniere gewaltsam öffnen. Während der Nacht und des anderen Vormittags hatte ich das Vergnügen, mit meinem Halbzug den Wald — dichtes Unterholz — nach einem Depeschenträger in Franc-tireurs-Kleidung und blauer Blouse zu durchsuchen. Daß ich ihn nicht fand, so wenig als meine übrigen Jagdgenossen, brauche ich kaum beizufügen. So ging's im Regen und Sonnenschein fort. Am 8. im Regen nach Chalon St. Mars. Am 9. zu Commerville gleichfalls im Regen. Der 10. war ein böser Tag. Den ganzen Tag wurde über Felder und Wiesen, zwischen Gehöften und Dörfern mitten durch marschirt. Es regnete viel, doch hörten wir schon früh 9 Uhr Kanonendonner links vor uns. Nachmittags 2 Uhr sprengten drei Batterieen an uns vorbei, und endlich um 4 Uhr sahen wir im Felde vor Artenay unser Geschützfeuer. Lange schon, ehe wir etwas hier unterscheiden konnten, war am dunkelen Hintergrund das Blitzen der Granaten bemerkbar, die herüber und hinüber flogen, wie Silberfischchen schimmerten und bald wieder verschwunden waren. Die französischen platzten meistens auf halbem Wege hoch oben in der Luft, ein cirkelrundes Rauchwölkchen hinterlassend.

Allmählich kam unsere Colonne an die Position unserer Artillerie heran, die aber bereits auf der Verfolgung begriffen und vorgerückt war. Obwohl wir zugsweise über das Lehmfeld marschirten, daß uns der Schweiß in dicken Tropfen unter dem als „praktisch“ bekannten bayerischen Helm hervorquoll: der Feind hatte zu viel Vorsprung, als daß ihm eine Truppe, die, ohne Brod oder sonst etwas zu essen, 12 Stunden mit ¾stündiger Rast marschirt war, mit einiger Aussicht auf Erfolg hätte nachsetzen können. So wurde etwa eine Stunde Halt gemacht. Die durstigen Soldaten leerten in kürzester Zeit Brunnen, Keller, Stall und Böden eines nahe liegenden Hofes aus und sättigten sich zum Theil blos mit Weißrüben, ich auch. Dann ging's wieder fort über das Schlachtfeld. Da lagen Granaten, die noch nicht zerplatzt waren, Armaturstücke, Todte, Verwundete u. s. w., Alles zur Genüge aus den Zeitungen bekannt, und doch ein eigenthümlicher, immer wieder neuer wechselnder Anblick. Die Nacht wurde theilweise bivouakirt, da durch die Granaten Croix Briquet und noch zwei andere Dörfer in Brand geschossen waren und auch sonst so voll Todter und Verwundeter lagen, daß wir nicht hineinkommen konnten. So schliefen wir denn angesichts einer brillanten Beleuchtung, die aber wie die französischen Cheminees nichts weniger als warm hielt.

Am 11. früh 5 Uhr Abmarsch. Brod gab's keines; das kleine Stückchen, das ich noch besaß, mußte doch abermals insgeheim dividirt werden; denn Kaffee ohne Seiher, Milch, Zucker und Rum ist ein sehr eigenthümliches Getränke. Der einzige Beigeschmack des Kaffees im Felde ist der nach Seife. Fort ging's durch das rauchende Dorf über das Schlachtfeld weg. Haufen Verwundeter, französische Ambulancen ꝛc., an Allem rasch vorüber und wieder querfeldein. Vorne kracht's schon über vier Stunden, und immer noch nichts zu sehen. Endlich gegen 10 nehmen wir eine Aufstellung in einer beträchtlichen Waldblöße. Unsere Artillerie, kenntlich durch die rollende Detonation, arbeitet gründlich. Die Schützenzüge des 1. Bataillons dehnen sich zum Plänkeln aus; wir liegen als Unterstützung dahinter. Schon pfeifen einige bleierne Grüße herüber. Die Soldaten ducken sich, ist aber Alles zu hoch.

Horch! plötzlich links in unserer nächster Nähe Geschützfeuer. Sind's endlich einmal die Franzosen? so fragt Jeder, so geht's wie die Losung von Mund zu Mund. Allerdings sind's die ersehnten Kerle, denen wir so lange nachlaufen müssen und die nirgends Stand gehalten haben; aber unsere Artillerie hat sie mit wenigen deutlichen Worten zurückgewiesen. Also wieder nichts. Der Kampf zieht sich links; unsere Artillerie rückt vor; wir rücken nach. So geht's durch zwei Gehöfte und Dörfer, die alle die Spuren des Kampfes tragen, der vor wenigen Minuten noch hier getobt. Wir wurden gegen den rechten Flügel dirigirt und durch die Weinberge vorgeschoben. Granaten schlugen häufig vor, neben und über uns ein. Neben unserem Hauptmann stürzte ein Apfelbaum jäh zu Boden, und seine Früchte muß er noch im Tode uns zur Erfrischung überlassen. Obwohl wir noch keinen Feind erblickt haben, sind vom Zug schon vier Mann getroffen, gleich der erste tödtlich. Langsam wird der Plänklerkette nachgerückt und wie wir endlich über die Weinberge hinaus sind — in ihnen war es sehr schwierig zu marschiren; alle Augenblicke blieb man hängen und die dazwischen gepflanzten Obstbäume behinderten jede Aussicht — wird im Laufschritt gegen einen Hof avancirt, der etwa 10 Minuten vor uns im freien Felde liegt.

Als wir daselbst ankamen, sahen wir den Feind jenseits, etwa wieder 5 Minuten vor uns, auf dem Eisenbahndamm stehen, anscheinend ohne Gewehre und mit Käppis und Tüchern uns zuwinkend. Ein Officier zu Fuß eilte über das Feld hinüber, wurde aber von einem Reiter überholt, der mit dem weißen Taschentuch schwenkend pleine carrière herübersprengte. Nun heißt es: „Der Feind ist überflügelt und will sich ergeben. Paradestellung, Fahne vor!“ Als der Reiter bis auf 50 Schritte sich genähert hatte, tritt ein Stabsofficier vor, und auf seine Frage: „Qu'est ce que vous voulez?“ erhält er zur Antwort: „J'ai déjà vu!“ und die Mütze vom Kopfe reißend, machte der feindliche angebliche Parlamentär eben so schnell Kehrt, als er gekommen war. Ob ihn die nachgefeuerten Kugeln getroffen, ist zweifelhaft; wohl aber traf uns ein wohlgezielter Hagel Chassepotkugeln, und die zwei Compagnieen, mit denen wir vorgerückt waren, mußten sich, da alle und jede Deckung mangelte, eilends wieder zurückziehen.

Auf diesem Rückmarsch verloren wir viele Leute. Erst nach einiger Zeit konnten wir wieder im Feuer vorrücken, und nie werde ich den Kugelregen vergessen, mit dem uns der Feind jeden Fußbreit Terrain streitig machte. Genug! Nachdem wir den ganzen Nachmittag im Feuer gestanden, gelang es uns Abends 6 Uhr den Eisenbahndamm mit Sturm zu nehmen. Jetzt erst sah man, wie günstig die Franzosen postirt gewesen. Neben am Eisenbahndamm zieht sich, wie fast überall an den Bahnlinien in Frankreich, eine meterhohe, dichte, gutgehaltene Togus- und Kornelkirschbaum-Hecke hin, die erst mit dem Säbel durchhauen werden mußte, um den Mannschaften das Passiren zu ermöglichen. Nun gings mit Hurrah unter heftigem Feuer vorwärts. Das feindliche Feuer that uns aber in der Nähe weitaus nicht mehr den Schaden, den es uns auf größere Entfernungen zugefügt.

So zogen wir in die Stadt ein, und mit Lichtern und Laternen in der Hand, durchsuchten wir Straße für Straße, Haus für Haus. Wir machten viele Gefangene, welche hungrig, wie wir, ein erfrischendes Bivouac am Boulevard du chemin de fer mitzumachen das Vergnügen hatten. Erst am 12.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 133. Dritter Jahrgang. 1870.

* Auferstanden.

Novelle von Theodor Winkler.

(Fortsetzung.)

4.

Ein Brief.

Die Nachmittagssonne beleuchtete eben mit ihren letzten Strahlen das Arbeitszimmer des Geheimen Hofraths von Schwanenstedt und lugte neugierig in das große schwarze Tintenfaß, in welches letzterer dann und wann seine Feder tauchte, um damit die vor ihm ausgebreiteten Acten zu unterschreiben.

Der Hofrath war ein Mann in den dreißiger Jahren, mit scharf ausgeprägten Gesichtszügen, aber milden blauen Augen, die unter den einfach gescheitelten, blonden Haaren recht freundlich hervorblickten.

Nach Absolvirung seiner Studien war er zunächst dem Kreisgericht zu N. als Auscultator zugetheilt worden, worauf er als unbesoldeter Assessor in jene Stadt versetzt wurde, in welcher damals gerade Antonie von Waldhausen die gesammte junge Männerwelt an ihren Siegeswagen band. Auch er, der damalige Assessor ohne Gehalt, hatte zu ihren Anbetern gehört, freilich nur zu den stillen, die ihre Liebe wie ein Geheimniß im Herzen tragen und nur daheim in stiller Klause von der Wonne träumen, die der Besitz des geliebten Gegenstandes sein müsse. Antonie kannte ihn daher, jedoch ohne zu wissen, daß sie auf ihn einen besonderen Eindruck gemacht, ohne ihm daher auch mehr Beachtung zu schenken, als eine heirathslustige Weltdame eben in der Regel einem jungen, unbesoldeten Assessor schenken zu müssen glaubt.

Um so größer war die Aufmerksamkeit und Theilnahme, die Schwanenstedt insgeheim ihr widmete. Voll Phantasie und Jugendfeuer, wie er damals war, schätzte er sich glücklich, wenn er eine Stunde lang sich fern an ihrem Anblicke laben oder die Luft eines Zimmers mit ihr athmen konnte.

Auch den Baron von Woltersdorf hatte Schwanenstedt damals kennen gelernt. Anfänglich ihm fernerstehend und ihn sogar mit einem gewissen Mißtrauen betrachtend, hatte ihn der Zufall einmal dem Assessor näher gebracht; sie hatten sich dann öfter begegnet, die kalten Formen der Höflichkeit hatten bald einem vertraulicheren Umgang Platz gemacht, und nach Jahr und Tag war zwischen beiden ein Freundschaftsbündniß entstanden, das sich festigte und kräftigte, bis sie sich beide unentbehrlich waren. Da rief der Tod seines Vaters den Baron von Woltersdorf hinweg. Beim Abschied, der mit aller Feierlichkeit begangen wurde, versprach man sich gegenseitig einen lebhaften Briefwechsel; allein es blieb bei'm Versprechen, ohne daß sich der eine Theil Rechenschaft darüber hätte geben können, warum er dem anderen keine Kunde von sich gab.

Nicht lange nach ihrer Trennung traf mit einem Male, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, Antonien jener furchtbare Schlag, von dem wir sie oben erzählen hörten, gerade zu der Zeit, als der Assessor seine Designation als Kreisrichter von L. in der Tasche hatte und seine Sachen ordnete, um nach dem neuen Orte seiner Bestimmung überzusiedeln. Tiefer und aufrichtiger als er fühlte vielleicht keiner der vielen Freunde und Anbeter Antoniens das Unglück, das sie betroffen; sie und ihr Schicksal allein waren es, das ihn mit schwerem, darniedergebeugtem Herzen sein neues Amt antreten ließen.

Seitdem waren nun mehrere Jahre vergangen. Vom Kreisrichter war er inzwischen zum Geheimen Hofrath aufgerückt und nach B. versetzt worden. Seine Stellung hätte ihn jetzt wohl daran denken lassen können, sich, wie seine Collegen, zu verheirathen. Aber er that es nicht. Mehrmals war er nahe daran gewesen. B. besaß viele und gute Partieen und dazu war der Hofrath ein beliebter und angesehener Mann. Allein gleich als wenn eine unsichtbare Macht sich immer zwischen ihn und den Gegenstand seiner Neigung gedrängt hätte, war er immer wieder davon abgestanden, sobald es zum entscheidenden Handeln hatte kommen sollen.

Und so lebte er noch jetzt unvermählt mit seiner alten Mutter, die ihm die Wirthschaft versorgte, ging jeden Morgen auf sein Bureau und kehrte einen Tag wie den anderen des Abends heim zu seiner betagten Mutter.

Wohl dachte er noch oft mit stiller Wehmuth an Antonie von Waldhausen. Allein die jahrelange Trennung, die Ungewißheit zugleich über ihr Schicksal und die völlige Aussichtslosigkeit auf ein Wiederfinden hatte seine Liebe doch zu jener sanften Neigung geklärt, die man dem entschwundenen Liebestraum der Jugend auch in reiferen Jahren gern bewahrt.

In der Nacht vor jenem Nachmittag, dessen wir im Eingange dieses Capitels gedachten, hatte jedoch Schwanenstedt lebhaft von Antonie geträumt. Der eigentliche Zusammenhang dieses Traumes war ihm nach dem Erwachen nicht mehr erinnerlich; doch mußten seine Gedanken lange bei ihrem Bilde weilen und mit der Erinnerung an sie und ihre Umgebung hatte er heute seine Arbeiten begonnen.

Es war, wie gesagt, am Nachmittag, und der Hofrath eben mit Schreiben fertig, als der Amtsbote in sein Arbeitszimmer trat, um die revidirten Acten mit fortzunehmen und die inzwischen eingegangenen Briefe auf den Tisch des Hofrathes zu legen.

Schwanenstedt ließ seinen Blick über die Briefschaften gleiten, erbrach den einen und den anderen und legte sie zur gelegentlichen Beantwortung bei Seite, als plötzlich die Aufschrift eines Couvertes sein besonderes Augenmerk fesselte. Es trug seinen Namen als Adresse mit der Bemerkung „Zur eigenhändigen Erbrechung", der Poststempel nannte ein kleines Städtchen der Provinz.

Mit ungewöhnlicher Hast erbrach er den Brief und las:

„Lieber alter Freund!

„Wundere Dich nicht, daß ich heute an Dich schreibe. Nenne es meinetwegen treulos und wortbrüchig, daß ich trotz meines Versprechens Dich bis heute ohne Nachricht über mich ließ, aber versage es mir nicht, mein reumüthiges Bekenntniß darüber anzunehmen und mir für das Gehör zu schenken, was Dir nachfolgende Zeilen mittheilen sollen.

„Ich habe Dir Vieles, Vieles zu erzählen, Lust und Leid,

Weh und Wonne. Vieles und Schweres hat mein Haupt getroffen, seit ich Dich nicht gesehen, und noch immer schwebte ich ruhe- und friedlos in Gottes weiter Welt umher, vergeblich den Hafen suchend, in dem ich landen könnte für den Rest meiner Tage. So höre denn:

„Du weißt, was mich zunächst aus Deiner Nähe wegrief; es war der Tod meines alten guten Vaters, dessen Ableben meine Anwesenheit auf unserem Gute nothwendig machte. Als ich ankam, nahmen mich wichtige Geschäfte mehrere Wochen lang in Anspruch, da die Ordnung der Erbschaftsangelegenheiten allein auf meinen Schultern lastete. Ich verständigte mich mit meiner einzigen Schwester dahin, daß sie gegen eine entsprechende Baarauszahlung mir die Verwaltung des Gutes überließ, das mir als mein Geburtsort lieb und theuer war. Anfangs versuchte ich denn unter Beihilfe eines tüchtigen Verwalters und einer erfahrenen Wirthschafterin die Leitung des Gutes allein zu übernehmen. Allein ich erkannte bald, daß ein ersprießlicher Fortgang bei einer solchen Wirthschaft ohne eine tüchtige, umsichtige Hausfrau fast ein Ding der Unmöglichkeit sei. Und so reifte nothgedrungen der Gedanke in mir, mich zu verheirathen. Die Umgegend war nicht arm an hübschen und begüterten Mädchen; allein ich konnte lange Zeit zu keiner entschiedenen Wahl kommen, weil nur wenige meinen speciellen Anforderungen, besonders mit Bezug auf meine Besitzung, genügten.

„Während ich noch im Zweifel war, welchen von allen mir bekannten Damen ich den Vorzug geben sollte, machte ich die Bekanntschaft eines Mädchens, das nach kurzem Zusammensein alle Zweifel in mir löste. Ich lernte sie im Hause eines meiner Gutsnachbarn kennen, dessen Nichte sie war und der sie zu sich genommen, weil sie vater- und mutterlos in der Welt stand. Nimm alle die tausend und abertausend Reize zusammen, die ein Männerherz an einer Jungfrau entzücken können, und Du wirst noch immer kein Bild von der Holdseligkeit, von der echten Weiblichkeit und Würde haben, die meine Natalie mir theuer machte. Ich warb um ihre Hand und erhielt sie, obgleich auch ein Anderer, ein Banquier aus dem benachbarten K....., ernste Absichten kundgegeben hatte. Wir waren nur kurze Zeit verlobt, denn die Umstände ließen ein schnelles Zustandekommen meines Planes sehr erwünscht erscheinen. Um Weihnachten hatte ich mich verlobt, und um Fastnacht bereits verband der geistliche Segen in der Kirche meines Dorfes unsere Herzen.

„Was soll ich Dir sagen von der Glückseligkeit, von der Zufriedenheit, von der Liebe unseres ehelichen Lebens! O, es war ein kurzer Traum! Die himmlischen Mächte mochten mich um mein Glück beneiden, darum nahmen sie es mir, nachdem sie es mir kaum geschenkt hatten. Mitten im Hochsommer, nur wenige Monate nach unserem Hochzeitstage zeigten sich urplötzlich auffallende Spuren von Geistesstörung bei meiner Gattin. Nie in ihrem Leben hatte sie auch nur den leisesten Anstoß zu der Vermuthung gegeben, daß ein solches Unheil einstmals über sie kommen könnte. Wie von bösem Zauber betroffen, verdunkelte sich ihr Geist und sie verlor den Gebrauch ihrer Sinne.

„Ich war untröstlich! Ich rief Aerzte über Aerzte herbei und setzte ein ansehnliches Honorar aus für den, der sie gesund machen würde. Allein alle menschliche Kunst scheiterte an der dämonischen Gewalt der Krankheit. Die Aerzte standen rathlos und wußten mir zum Trosse nichts Besseres zu sagen, als: ich könne es als ein Glück betrachten, daß sich die Symptome des gräßlichen Uebels doch wenigstens so mild und sanft äußerten, daß ich Natalie bei mir behalten könne, um in eigener Person die Pflichten der Menschlichkeit und Gattenliebe auf das sorgfältigste gegen sie zu üben. Während ich indeß noch immer die Hoffnung nicht sinken ließ und von Tag zu Tag einer Spur von Besserung entgegenharrte, bereitete mir das Schicksal den schwersten, entsetzlichen Schlag vor, den ein glücklich liebendes Gattenherz treffen kann.

„Eines Abends war ich in dringenden Geschäften nach der Stadt gefahren. Als ich spät in der Nacht zurückkam, sah ich mein unglückliches Weib nicht mehr. Sie hatte einen Augenblick, da sie sich nicht überwacht sah, benutzt, um heimlich und ungesehen das Haus zu verlassen. Ich war außer mir. Verzweifelnd bot ich meine Dienerschaft und das ganze Dorf auf, die Vermißte auf Wegen und Stegen, in Feld und Wald zu suchen. Man durchforschte die ganze Umgegend Tag und Nacht. Umsonst! Sie war nirgends aufzufinden. Zwischen Furcht und Bangen brachte ich die Tage hin; Wochen lang kam kein Schlaf über meine Augen. Obgleich ein günstiges Resultat meiner gründlichen Nachforschungen immer zweifelhafter wurde, so duldete meine martervolle Verlassenheit doch kein Daheimbleiben. Sobald der Morgen über den Bergen dämmerte, machte ich mich auf und durchstreifte die Gegend, und wenn die Nacht herniedersank, kehrte ich heim, unverrichteter Dinge, krank an Geist und Körper. Um mein Glück betrogen, siechte ich dahin und war nahe daran, selbst dem Wahnsinn anheimzufallen.

„Da rissen mich meine Freunde mit Gewalt los von meinem Hause und drangen darauf, mir auf Reisen Zerstreuung und Erholung zu suchen. Ich hätte ihrem Rathe sicherlich nicht gefolgt, wenn sie nicht selbst Hand an's Werk gelegt, meinen Koffer gepackt, mein Hauswesen besorgt und mich mittelst einer List fortgebracht hätten."

(Fortsetzung folgt.)

Skizze aus dem Kampfe in den Vogesen.

(Aus der „Köln. Ztg.")

Gray, 25. October. Straßburg war gefallen und es galt nun, die von französischen Zeitungen prahlerisch angekündigte Volksbewaffnung hinter den Vogesen niederzuwerfen, die von der Garnison aus Belfort und Besançon unterstützt wird.

In wenig Tagen war ein neues Armeecorps, das 14., aus der badischen Division und preußischer Linien-Infanterie, so wie Reserve-Cavalerie und Artillerie gebildet. Unsere bewunderungswerthe Heeresorganisation wußte auch hier die Besonderheit deutscher Volksstämme in waffenbrüderlicher Einheit zusammen zu fügen. Neben den Regimentern aus Süddeutschland, nur durch Wappen und Cocarde an Helm und Mütze unterscheidbar, marschiren die norddeutschen. In der preußischen Heeresabtheilung steht das stattliche Pommersche Füsilier-Regiment Nr. 34 in Brigade neben dem 30. Infanterie-Regiment mit seinen flinken und dabei ausdauernden Bergleuten vom linken Rheinufer. Mit den breitschulterigen Dragonern aus der Oderniederung (2. Reserve-Dragoner-Regiment) streifen unermüdlich bei Tag und Nacht auf trefflich gehaltenen Rossen die thüringischen Husaren (2. Reserve Husaren-Regiment) unserem Heereszuge durch das feindliche Land voran. Bei den Bauern geht ihnen der Schrecken „des ulans prussiens!" voran; sie bewahrheiten auch hier das Wort des Gefangenen auf der Wilhelmshöhe von dem undurchdringlichen Schleier, der unsere Kriegsunternehmungen verhüllt. Dazwischen rasseln, außer den badischen, drei Reservebatterieen vom Regiment Feldzeugmeister,

die bald ihre guten Treffer in Granaten und Shrapnels sehr nützlich verwerthen sollten.

Dieses so zusammengefügte kleine Heer unter dem Oberbefehl des Generals v. Werder setzte sich in den ersten Octobertagen nach den Vogesen in Marsch. Schreiber dieser Zeilen schloß sich dem 30. Regiment an, wozu ihn freundliche Beziehungen zum Regiments-Commandeur, Oberstlieutenant Nachtigal, und dem Officierscorps, so wie ernste Momente, die er mit dem Regiment vor Straßburg erlebt, besonders einluden.

Die ersten Marschtage glichen einer romantischen Heerfahrt. Das schöne Wetter, der blaue Himmel, die reichen Landschaften des Elsaß, wo die Rebe mit reifen Trauben jedes Bauernhaus in den schmucken Dörfern umrankt, die klaren Bergwasser, die aus anmuthigen Thälern entgegenrieseln, durch welche sich unsere glitzernden Colonnen auf guten Straßen bergauf und ab winden: Alles belebt den allgemeinen Frohsinn. Selbst auf anstrengenden Märschen in Staub und Hitze verstummten nicht die heiteren Soldatenlieder. Bei Grand fontaine in einer engen Bergschlucht boten die nächtlichen Bivouacs einer unserer Feldwachen ein Bild, des Pinsels eines Salvator Rosa würdig. Hoch an den Bergwänden über dem lang gedehnten Orte, wo weiland die Chassepot-Fabrikation geblüht hatte, lagerten unsere müden Soldaten, ein wenig Stroh unter sich, auf den feuchten Bergwiesen. Der Flammenschein spielte auf den Gewehrpyramiden, darüber starrten schweigend die dunkelen Tannenwälder empor, in denen unsere Posten und Patrouillen gute Wacht hielten; Alles vom bleichen Licht des Vollmondes übergossen, der über der Schlucht aufging. Im Morgengrauen des nächsten Tages zogen die Compagnieen singend in so schnellem Tritt die Schlangenwindungen des höchsten Bergpasses hinauf, daß die Pferde kaum Schritt zu halten vermochten. Wir trafen eine Baumbarricade nach der anderen, von Francstireurs angelegt, von den badischen Pionieren jedoch bereits wieder aufgeräumt. Die mächtigsten Baumriesen waren nutzlos quer über die Straße gefällt und boten jetzt mit ihren durchsägten Kronen einen Anblick des Bedauerns dar. Auf der Plattform, wo sich das Regiment sammelte und die Vorhut abgetheilt wurde, hatten wir eine prachtvolle Aussicht in die von der Morgensonne beleuchteten Bergpartieen. Jetzt ging es noch steiler in das Land französischer Zunge hinab. Mit gespannten Carabinern erwarteten uns Husarenpatrouillen am Eingange der aufgeschreckten Dörfer. Neugierig gafften die Einwohner die Bataillone an, die nach französischem Zeitungsbericht, „tambours et fifers à la tête" mit rauschender Regimentsmusik abwechselnd, in strammer Haltung durchmarschirten. Auf die Poesie des Kriegerlebens sollten wir nun auch die nüchterne Prosa eines Regenbivouacs bei Celles und fortwährende Regenmärsche kosten.

Bald aber begrüßte uns der volle Ernst des Krieges. Wir hatten am 9. October Raon l'Etape passirt und uns in einem gastlichen Pfarrhause behaglich zu einem Ruhetage eingelagert. Da traf die Kunde ein, nach einem größeren, siegreichen Gefecht der Badenser bei Etival sei auch unser 2. Bataillon bei Rambervillers auf den Feind gestoßen. Mit meinem katholischen Amtsgenossen (Division-Pfarrer) machte ich mich sogleich auf; wir fuhren mit unseren Burschen bis an die Zähne bewaffnet auf der verödeten Waldstraße über Raon bis St. Benoit. Dort trafen wir unsere Verwundeten im Schulhause. Der brave Major v. Berckefeldt, der uns vor Straßburg mit eigner Hand unsere Feldaltäre so schön gebaut und geschmückt, mit dem wir noch am vorigen Mittage beim heiteren Mahle des Regimentsstabes in einer Dorfschenke im ersten echten Champagner auf die Feier seines Verlobungstages angestoßen hatten, lag nun todesmatt doch Gott ergeben an einer schweren Kugelwunde, die den Rückgrat verletzt zu haben schien. Ein tapferer Officier, ein glücklicher Gatte und Vater von sieben unversorgten Kindern schwebte in Todesgefahr. Unten im Schulzimmer lagen ein junger Lieutenant v. Lettow-Vorbeck und über 20 andere Verwundete.

Das Bataillon war bei seiner Annäherung an Rambervillers, besonders aus dem hochummauerten Kirchhofe, mit Gewehrsalven empfangen worden. Unerschrocken gehen zwei Compagnieen, die 5. und 8., vor, unter Leitung des Regiments-Commandeurs, Oberst-Lieutenants Nachtigal, der mit seinem Adjutanten Seconde-Lieutenant v. Liedemann I. selbst während des Straßenkampfes zu Pferde blieb. Die eine umfaßt den Kirchhof, die andere dringt tambour battant durch die 7. und 6. später unterstützt, in die Stadt ein unter Führung des Majors v. Berckefeldt. Von allen Seiten sprüht das feindliche Feuer bei einbrechender Nacht aus den Häusern und besonders von einer Barricade entgegen. Der Major fällt, von einem Schuß aus dem Kellerloch getroffen. Doch furchtbar hatten die Seinen der Kameraden Blut gerächt. Bei meiner Einfahrt in das Städtchen lagen noch überall die erschossenen und in den Häusern erstochenen Francstireurs und Mobilgarden umher. Der Kirchhof zeigte bereits eine lange Reihe frischer Gräber. Eine ganze Scheune voll Gefangener saß mit gebundenen Füßen auf dem Stroh und wurden von unseren Soldaten gespeist, die kaum selbst zu essen hatten.

Nach solchen Erfahrungen marschirt seitdem stets Artillerie in der Vorhut. Eine Vorsicht, die sich am 12. und 13. bei Epinal trefflich bewährte.

Wir hörten eine Stunde vor Epinal dumpfe Kanonenschüsse, schnellen Schrittes strebten die vom Marsche ermüdeten 34r vorwärts, um an den Feind zu kommen. Vergebens. Als wir Epinal erreichten, rief uns ein Artillerieofficier ironisch zu: „Meine Herren, die Schlacht bei Epinal ist bereits geschlagen." Nachdem sich die 1. Compagnie 30. Regiments einige Stunden mit den sehr geschickt tirailliirenden Banden im waldigen Vorterrain herumgeschossen, war eine Batterie aufgefahren und hatte ein wohlgezieltes Granatfeuer auf die stark besetzte, feste Position des Kirchhofes eröffnet. Das Pfeifen der Granaten konnten die Francstireurs und Mobilen, die von kriegserfahrenen Linienofficieren geführt werden, nicht ertragen, in voller Flucht waren sie die waldigen Bergböhen der reizend an der Mosel gelegenen Fabrikstadt hinaufgeklettert. Eine quer über die Straße gestreckte Franzosenleiche bezeugte nur bei unserem Einzuge den Kampf. Doch als wir an den beiden folgenden Tagen unsere beiden Todten vom 30. und 34. Regiment begruben, ließ eine neue Reihe frischer Gräber einiger Maßen den Verlust des Feindes übersehen.

(Schluß folgt.)

* Der deutsche Krieger.

Sohn der Freiheit, nimm den Becher,
Trink' zum Abschied, eile schnell,
Sei des Vaterlandes Rächer,
Stolz dein Blick und himmelhell,
Thränenschwanger heste keiner
Sich auf deiner Brüder Gruft,
Sieg und Tod — sie harren deiner,
Wo der Gott der Schlachten ruft!

Schau beneidend auf den Krieger,
Der den Tod der Helden fand,
Als er sich den Kranz der Sieger
Muthig um die Schläfe wand.
Auf des Todes schwarzem Flügel
Eilt er nun zu höher'm Ruhm,
Und sein stiller Leichenhügel
Ist der Nachwelt Heiligthum.

Männlich tapfer ficht die Rechte,
Da das Herz für Höchste glüht,
Wenn ein Heer gedung'ner Knechte
Sclavisch kämpft und zitternd flieht;

Aber wir im hohen Bunde
Nur dem Vaterland geweiht,
Sind zur schönsten Todesstunde,
Wie zum heil'gen Kampf bereit.

Auf, singt jubelnde Gesänge!
Auf in's thatenreiche Feld!
Hier im blutigen Gedränge
Wird der Jüngling Mann und Held;
Kämpfet, ohne umzusehen,
Denn er ficht für Deutschlands Glück —
Und mit eis'nem Kreuz versehen
Kehrt er siegend einst zurück.

Ihn empfängt des Vaters Segen,
Und der Enkel opfert Dank,
Jubelt, hüpft dem Held entgegen
Und sein Stammeln wird Gesang.
Holde Liebe l o h n t mit Kränzen,
Doch der schönste glänzt im Blick,
Und an ihre Brust gesunken
Fühlt er seiner Thaten Glück.

Auerbach.

Mannichfaltiges.

— Der „Ostd. Ztg." ist nachstehende Mittheilung zugegangen: Der König von Preußen, in Begleitung des Kronprinzen und mehrerer Generale besuchte die Verwundeten im Schlosse zu Versailles und fragte die einzelnen nach der Art der Verwundungen. Da trat er auch an das Bett eines Schlesiers, zum 47. Regiment gehörig, der durch Amputation sein rechtes Bein verloren und außerdem einen Schuß in der rechten Schulter hat. Als der König den wackeren Soldaten fragte, wo er verwundet sei, antwortete derselbe in seinem schlesischen Dialekt: „Hier Majestät! Ich habe das rechte Bein verloren und das ärgert mich; denn nu kann ich nich mit nach Paris marschiern, und zur Zugabe hab'n mich die Kerle noch hier in die Schulter geschuss'n." Alle lachten, aber der Kronprinz sprach: „Nun, mein Sohn, dann sollst Du ein künstliches Bein bekommen und doch mit uns in Paris einrücken." Treuherzig jedoch entgegnete der Schlesier: „Ja, königliche Hoheit, das glob ich, aber ich kan mir doch nich mehr 's Eserne Kreuz verdienen." Wieder lachten alle Umstehenden, doch der Kronprinz legte seine Hand auf des Braven Kopf und sagte: „Auch das, mein Sohn, sollst Du haben," und der König nickte bejahend und ging weiter. Schon nach zwei Stunden kam ein Adjutant und überreichte unserem tapferen Schlesier das Eiserne Kreuz.

— Ein von einem französischen Officier auf der Station Wurzen, zwischen Leipzig und Dresden, absichtlich oder unabsichtlich zurückgelassener Tagesbefehl lautet: „Im Lager bei Metz, 28. October 1870. Der Oberst sieht sich in die schmerzliche Nothwendigkeit versetzt, dem Regimente mitzutheilen, daß unsere Fahne uns gestern Abend abgefordert und mit allen anderen Fahnen der Armee im Arsenalhofe zu Metz verbrannt worden ist. (Bekanntlich ein Irrthum.) Wir haben wenigstens den Trost, daß unsere Fahne, die inmitten des Regiments in der Schlacht vom 16. ruhmvoll zerschossen und vom Lieutenant Ruale, Corporal Barey und seinen Sappeurs mit Energie vertheidigt worden ist, als bei Einbruch der Nacht die Reste des 94. Regiments einen heftigen Ulanenangriff auszuhalten hatten; wir haben den Trost, sage ich, daß unsere Fahne nicht von der Hand des Feindes befleckt werden wird, der sich nicht den wohlfeilen Ruhm zueignen soll, im Triumph einherzutragen, was er uns nicht auf dem Schlachtfelde hat entreißen können. Der Oberst hat einige dieser ruhmreichen, von Kartätschen zerrissenen Fahnenfetzen abgeschnitten, jeder Officier, der älteste Corporal und die beiden ältesten Soldaten sollen ein kleines Stück davon erhalten. Das soll das Band sein, das uns Alle in einem gemeinsamen Gedanken vereinigt, so lange unsere Trennung dauern wird. Möge sie von kurzer Dauer sein, damit wir von Neuem Alle zusammen jenen Ruf des Herzens, der sich gestern vernehmen ließ, wiederholen können: Hoch Frankreich und Rache! (Vive la France et vengeance!) Der Oberst de Geslin."

— Aus Jlange bei der Festung Thionville wird der „Pos. Ztg." durch Feldbrief folgender Soldatenscherz mitgetheilt: „Am 19. October, als wir auf Vorposten hier waren, stellten wir eine Vedette, zwei Mann und zwei Pferde, erstere aus Holz, letztere aus Stroh, mit einer schnell hergestellten Husarenuniform zusammen, gaben den Puppen Sensen als Säbel in die Hand und postirten dieselben in der Nacht 600 Schritt vor den Thoren Thionville's in einem kleinen Gebüsche. Gegen Morgen, als sich der Nebel verzog und die Franzosen die Vedette stehen sahen, müssen sie sehr verwundert über die Verwegenheit unserer Truppen gewesen sein; sofort fingen sie an, mit zwei Geschützen auf die vermeintliche Vedette Feuer zu geben; mit der vierten Granate schossen sie einem Pferde den Kopf weg. Endlich merkten sie die Täuschung, und offenbar verdrießlich darüber, daß sie genarrt worden waren, hörten sie auf zu schießen. Die Urheber des Scherzes waren von der 1. Escadron 3. Reserve-Husaren-Regiments."

— In der Schlacht von Chateaudun hatte ein Zug bayerischer Artillerie in der Hitze des Gefechtes seine Munition fast vollständig verschossen, und die Geschütze hätten sich nun, nach gewöhnlicher Vorschrift, aus der Schlachtlinie zurückziehen müssen. Der Befehlshaber des Zuges, Lieutenant Peter Wieckmann, war anderer Ansicht. „Wenn wir retiriren," sagte er zu seiner Mannschaft, „so geben wir eine wichtige Stellung preis, und die Franzosen werden neuen Muth schöp'en. Es mag eine Stunde dauern, bis wieder Munition für uns eintrifft. Wohlauf Kameraden, zeigen wir dem Feinde, daß wir in bester Laune sind. Stimmen wir jubelnd an das Lied von der Wacht am Rhein!" Und in brausendem Chore wogten die Klänge des Liedes zu den Franzosen hinüber, bis nach Verlauf von drei Viertelstunden neue Munition anlangte und die Kanonen wieder ihre Salven versenden konnten.

— In Brüssel, Rue de Prusse 10, ist ein französischer Wandkalender für 1871 erschienen, dessen ganze Mitte ein buntscheckig bemaltes Bild einnimmt. Dieses Bild stellt nichts Geringeres dar, als das große weltgeschichtliche Ereigniß der Beschießung und Einnahme Danzigs durch fünf französische Panzerfregatten im Jahre des Heils 1870. Charakteristisch ist, daß der eine Steuermann im Vordergrunde bereits die lange Nase besitzt, mit welcher die feindliche Flotte schließlich abgezogen sein wird.

— Ein Correspondent der „Times" schreibt: „Man muß eine Schlacht angesehen haben, um zu wissen, mit welcher Ausdauer die Pferde ihrem Regimente folgen, so lange sie noch ein Bein haben, um sich nachzuschleppen. Ich sah Pferde, die offenbar von Sergeanten geritten worden waren, ihre Stelle hinter der Schwadron einnehmen, die Schwenkungen mitmachen, halten und avanciren, nicht anders, als ob sie den Reiter noch auf dem Rücken hätten, und während das Blut an ihnen herunterströmte. Es sind in der That wenige von den treuen Thieren vorhanden, die nicht einige ehrenvolle Narben aufzuweisen haben."

— Ein französisches Blatt meldet die Beschießung von Neu-Breisach mit folgendem hübschen Schnitzer: „Diesen Morgen hat das Bombardement von Neubreisach „par de forts mortiers" begonnen. Der gute Journalist hat das Fort Mortier für „große Mörser" angesehen!

Verantwortliche Redaction: W. Hebbard Slan.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigsbaten a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 134. Dritter Jahrgang. 1870.

* Auferstanden.

Novelle von Theodor Winkler.

(Fortsetzung.)

Hofrath von Schwanenstedt las weiter:

„So streifte ich denn draußen herum, jedoch ohne die Ruhe und Sammlung zu finden, die ich zu suchen ausgezogen war. Ich hatte meinem alten Diener Auftrag gegeben, mir allwöchentlich treulichen Bericht zu erstatten, ob die Nachforschungen nach der Verschwundenen noch immer ohne Erfolg geblieben seien. Von Ort zu Ort schickte er mir die Briefe nach — aber keiner brachte einen Lichtstrahl in die Finsterniß meines Kummers.

„Da — es war nahezu sechs Monate nach der Katastrophe, erhielt ich zu ungewöhnlicher Zeit einen expressen Brief. Die Adresse trug nicht die Handschrift meines Dieners, sondern des Oheims meines unglücklichen Weibes. Um mich nicht zu erschrecken, war das schwarze Siegel vermieden; aber der Inhalt war tiefe, schwarze Nacht. Er brachte mir die Nachricht, daß die Fischer aus dem untersten Schlamme des in einem nahen Wäldchen liegenden Weihers eine weibliche Leiche gezogen hätten, die von der Verwesung schon völlig unkenntlich gemacht, deren Bekleidung jedoch unverkennbar diejenige sei, welche die Irrsinnige am Tage ihres Verschwindens getragen habe. Die Thränen stürzten mir aus den Augen, als ich es las; es drängte mich, die Ueberreste meines theueren Weibes mit eigenen Augen wiederzusehen; allein die Meinen riethen mir nachdrücklich davon ab, nach Hause zu kommen, und wenn ich mir vorstellte, welchem Anblick ich entgegen ginge, so befürchtete ich, meinem Schmerze zu erliegen. Ich unterließ es, an Ort und Stelle zu reisen. Ich gab Ordre, die Leiche mit allen Ehren zur Erde zu bestatten, und ließ ihr ein Denkmal über ihrem Hügel errichten. Die Aerzte und das Gericht hatten inzwischen mit allen gesetzlichen Förmlichkeiten die Leichenschau vorgenommen, und als ich einige Wochen nachher heimkam, um das Grab meiner Liebe mit eigener Hand zu bekränzen, erhielt ich den legalen Todtenschein von der amtlichen Behörde zugestellt.

„Ich blieb über einen Monat daheim. Aber ich hatte weder Ruhe noch Rast in meinem verödeten Hause, wo mich jeder Winkel an mein Unglück gemahnte. Des harten Winters ungeachtet, hatte ich die Tage auf Reisen in fremden Gegenden zugebracht; jetzt hielt der Frühling seinen Einzug, und das wiedererwachte Leben in der Natur lockte mich hinaus in die schöne Gotteswelt, deren wundersame Harmonie wenigstens einigen beruhigenden Eindruck auf mich ausübte. Ich säumte nicht lange, und ging von neuem auf Reisen. Ich durchstreifte die ganze Provinz, besuchte Bäder und Vergnügungsorte, stürzte von einer Zerstreuung in die andere, kam in mancherlei Gesellschaft und zu manch reizendem Fleck Erde — aber nie zu mir selbst, und was ich eigentlich suchte und wozu ich reiste, Erholung und Beruhigung — ich fand keines von beiden.

„So war ich denn auch nach *** gekommen und im Hotel zum weißen Schwan abgestiegen, indem ich mit mir zu Rathe ging, ob ich noch den Rest des Sommers im Gebirge zubringen oder nicht lieber nach Hause zurückkehren sollte, wo seit meiner Abwesenheit Manches liegen geblieben war. Da aber griff die Hand der Vorsehung abermals in meine Pläne ein. Ich wenigstens kann mir den Zufall nicht anders deuten, der mir zum selbigen Tag und zur nämlichen Stunde — Antonie von Waldhausen im genannten Gasthof begegnen ließ. Staune nur, lieber Freund! Es ist in Wahrheit so. Sie, für die wir einst in schöneren Tagen in gleicher Liebe ergeben waren, für die wir schwärmten und uns härmten, fand ich hier — oder richtiger sie fand mich. Aber welch eine Verwandelung war mit dem ehemaligen Liebling der Grazien vorgegangen. Noch war sie schön —, ja täuscht mich meine aufgeregte Phantasie nicht, so war sie fast noch schöner als ehedem, wenigstens eine ätherischere, vergeistertere Schönheit als früher, da sie Glück und Wohlleben in vollen Zügen schlürfte. O, Freund, Antonie ist unglücklich, namenlos unglücklich, nicht nur ihren äußeren Verhältnissen nach. Ich würde Dir gern das Inwiefern hier ausführlich erörtern; doch meine Feder sträubt sich dagegen. Sie war in Begleitung des Freiherrn von Lindheim, jenes Menschen, mit dem ich mich einstmals zu schlagen nicht für schimpflich fand. Ich habe ihn selbst nicht zu Gesichte bekommen. Ich mochte auch nicht. Aber Antonie habe ich gesehen und gesprochen. Sie kam als Unglückliche zu mir, meinen Schutz, meine Hilfe erflehend. O wie durchschauerte mich ihr Elend, wie geriethen meine Nerven in eine neue, ungeahnte Aufregung bei ihrem Wiedersehen. Ich war sofort entschlossen, sie zu retten und aus den Banden Lindheims zu befreien, sie wollte auch zu diesem Behufe wieder mit mir zusammentreffen. Allein sie kam nicht, und als ich ihr nachforschte, erfuhr ich, daß sie abgereist sei mit — dem Schandbuben, der den Frieden ihres Herzens, der ihre Ehre auf seiner Seele hat. Löse ein Anderer dieses Räthsel. Ich bin es nicht im Stande. Es hätte nicht viel gefehlt, so wäre sie mir zu Füßen gefallen und hätte mich auf den Knieen bei Allem, was mir heilig, angefleht, sie hinwegzuführen und ihr den Frieden ihrer Seele wiederzugeben, und nun, da ich die Hand dazu bot, läßt sie mich im Stiche. Mag nun die Schuld auf ihr liegen oder nicht genug, ich machte mich auf, die Spur der Fliehenden zu verfolgen. Ich fuhr Land aus, Land ein, die Kreuz und Quer, wo sich nur eine Möglichkeit bot, sie zu finden. Allein vergeblich. Ich gönnte mir keine Erholung und las nichts weiter, als die Fremdenlisten in den öffentlichen Blättern mit ängstlicher Spannung. Jedoch nirgends fand ich die gewünschten Namen. Meine Ruhelosigkeit wuchs mit der Aufregung des enttäuschten Suchens und Forschens und selbst des Nachts beschäftigten sich meine Sinne mit nichts Anderem, als mit Antonie und ihrem Entführer. Je schwächer die Hoffnung wurde, sie zu erreichen, je ferner die Möglichkeit rückte, auf der richtigen Fährte zu sein, desto mehr wuchs meine Leidenschaft und zugleich die Gewißheit, daß nur in Antonien das Heil meiner Zukunft zu suchen sei und daß die höheren Mächte sie mir vor Augen geführt, um sie mir für den Rest meiner Tage zu schenken. Lächle nicht über mich! Du könntest mir vor-

werfen, daß meine Sinne das richtige Maß für die unbefangene Beurtheilung der Verhältnisse verloren, Du könntest glauben, daß diese aufflammende Leidenschaft ein Werk der augenblicklich erhitzten Phantasie wäre, wenn nicht zwischen jenem Tage, da ich sie flüchtig wieder gesehen und dieser Stunde, da ich dies schreibe, zwei volle Monate lägen, gewiß ein hinlänglich langer Zeitraum, um zur vollen Klarheit über mich und mein Herz zu kommen. Antonie ist der Lichtpunkt, nach welchem in der Finsterniß meines Herzens mein Streben, meine Sehnsucht, meine Hoffnung steht; wird sie nicht mein, so kann mir keine auf dieser Welt meine Ruhe wiedergeben. Daß ich durch den Act einer Verbindung mit ihr zugleich ein Werk der Menschlichkeit gegen eine Unglückliche stifte, kommt dabei für mich nicht in Betracht, wenn nicht in so fern, als mir dadurch eine dauernd glückliche Ehe verbürgt wird.

„Ich bin zu der Einsicht gekommen, daß mein Umherirren, mein Suchen ohne Ziel ein fruchtloses Beginnen ist, unter dem ich meine Ruhe und Gesundheit einbüße. Odysseus ist seiner Irrfahrten müde und hat einen anderen Plan ersonnen. Ja, lächle nur, alter Freund, ich bin wirklich herzlich müde, und doch habe ich keine Ruhe und werde sie nicht eher finden, als bis ich Antonie gefunden habe. Ich bin hier in einem allerliebsten Provinzialstädtchen gelandet, das romantisch zwischen Weinbergen im Thale liegt und dessen reizende Umgebung mir recht behagen würde, wenn mein Herz jetzt Sinn für die Schönheiten der Natur hätte. Und hier war es, wo ich an Dich gedachte. Erst wenn man den Freund nöthig hat zu einem Liebesdienste, erinnert man sich seiner wieder und knüpft die zerrissenen Fäden des Freundschaftsbündnisses wieder zusammen. Das ist ein altes Lied. Aber bei Gott, so schlimm steht es nicht zwischen uns, und wenn ich aus Saumseligkeit nie an Dich geschrieben habe, so habe ich doch oft und gern Deiner gedacht und Dir in unversehrter Freundschaft das Herz bewahrt, das Dir einst vor Jahren ehrlich zugethan war. Sei mir also nicht böse und ziehe Deine Hand nicht zurück!

„Wie gesagt, ich bedarf Deiner, und zwar in doppelter Hinsicht. Einmal gieb mir Deine aufrichtige, rückhaltlose Meinung über mein Vorhaben und dann — sei mir behilflich, Antonie aufzufinden. Aus dem letzten Theile meines Anliegens ersiehst Du schon, daß selbst Deine etwaige Mißbilligung kaum von entscheidendem Einfluß auf meinen Plan sein dürfte. Laß Dich aber dadurch nicht beirren, als Freund zu mir zu sprechen. Ich kann nun einmal meinem Herzen keine Fesseln anlegen.

„Bei den zahlreichen Beziehungen, die Dir nach allen Richtungen des Landes zu Gebote stehen, wird es Dir nicht schwer werden, den Aufenthalt der Ersehnten auszukundschaften. Wenn Du nur noch ein wenig Freundschaft für mich fühlst, so schlage mir meine Bitte nicht ab und thue, was in Deinen Kräften steht. Ich bitte, ich beschwöre Dich, denn mein Glück, meine Ruhe hängt von ihrem Besitz ab. Vorsicht und Rücksichtnahme auf die vorliegenden Umstände habe ich Dir hierbei nicht erst zu empfehlen. Laß mich nicht vergebens auf Dich gebaut haben und halte Dich meines Dankes versichert.

„Vorläufig bleibe ich noch hier und darf wohl auf ein paar Worte der Empfangsbestätigung meines Schreibens mit Hoffnung entgegen sehen. Sobald ich den Ort verlasse, erhältst Du schleunigst Nachricht. Es grüßt und küßt Dich mit alter Liebe

„....., den .... 18.. Dein

Alfred von Wolterstorf."

Mit steigender Theilnahme hatte der Hofrath dieses Schreiben gelesen. Als er zu Ende war, mußte er sich im Lehnstuhle zurücklegen und, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, eine Weile vergehen lassen, um die Gedanken in sich zurechtzurücken, welche die überraschenden Ereignisse, die sich ihm entrollt hatten, hervorgerufen hatten. Bei seinem Verhältniß, das ihn, wenn auch mit lockeren Banden, unläugbar noch immer an Antonie gefesselt hielt, bei der Freundschaft zu dem Baron, die auch der mangelnde Verkehr mit demselben nicht zu brechen vermocht, war jetzt eine eigenthümliche Gemüthsstimmung bei dem Baron unausbleiblich.

In lebendigen Farben trat die Gestalt des Freundes vor sein Auge. Der Sanguiniker mit dem leidenschaftlichen, leicht erregbaren Temperament, mit einem Gemüth, das bei aller Empfänglichkeit für die Liebe, doch jener Tiefe entbehrte, die von Nöthen ist, um den Anker der Treue festzuhalten, er stand vor ihm dieser Mann, dem das Schicksal das Glück einer beneidenswerthen Häuslichkeit zertrümmert und der nun gebeugten Herzens umherblickt nach einem Ersatz für das Verlorene. Er war jedenfalls der uneigennützigen Freundeshand bedürftig bei seinen wichtigen Projecten.

Und neben ihm trat vor seine Seele die Gestalt Antoniens, der Gegenstand seiner eigenen einstigen Neigung. Sie war unglücklich, wie es schien, sehr unglücklich; aber noch schön, ja noch schöner, als vordem, wie der Freund schrieb. Schwanenstedt konnte sich es nicht versagen, mit ihrem Bilde eingehend sich zu beschäftigen und sich alle glücklichen und unglücklichen Momente ihres Lebens bis ins kleine auszumalen.

Er war noch in tiefe Träumereien versunken und seine Gedanken weilten in weiter Ferne, als der Kanzleidiener von neuem ins Zimmer trat. Die Schatten des Tages waren mittlerweile immer tiefer gefallen.

„Haben der Herr Hofrath sonst noch einen Befehl?"

„Nein, ich danke," antwortete Schwanenstedt zerstreut, — „doch," fügte er nach einer Weile hinzu, „stellen Sie sich nach einer Stunde wieder ein, Martin, ich habe noch einige Briefe zu besorgen, die Sie zur Post tragen können."

Der Diener verneigte sich ehrerbietig und verließ das Zimmer.

Der Hofrath strich sich noch einmal mit beiden Händen über das Gesicht, als wolle er alle Träume von sich abstreifen. Dann ergriff er die Feder, legte sich einige Briefbogen zurecht und begann eifrig zu schreiben.

(Fortsetzung folgt.)

Skizze aus dem Kampfe in den Vogesen.

(Schluß.)

Der Ruhetag in meist guten, wenn auch sehr stark belegten Quartieren wurde auch am 13. durch nahen Kanonendonner ein wenig gestört. Am Mittag waren die 34er mit ihrer schönen Musik, von Dragonern und Artillerie gefolgt, zur Vorhut ausgerückt. Ihre Quartiermacher marschirten harmlos eine kurze Strecke vor dem Regiment. Da fallen aus drei Häusern, die einsam an der Straße in der Nähe eines Waldes stehen, meuchlings Schüsse, die einen 34er todt niederstrecken, zwei andere verwunden. Ohne sich zu besinnen, stürmen die Quartiermacher die Häuser und machen darinnen alles nieder, was mit der Waffe in der Hand ergriffen wird. Es zeigt sich, daß die Wälder umher voll Francstireurs. Artillerie fährt auf und läßt Granaten und Shrapnels sausen, Infanterie und

Cavalerie greifen ein. Es soll ein hübsches Gefechtsbild gewesen sein. Bei meiner Ankunft fand ich neben den traurigsten Bildern des Todes und der Verwundung auch einige erheiternde. Die Schützenzüge machten ein förmliches Treibjagen in den Waldern und brachten die Gefangenen gruppenweise ein. Da reite ich an dem berühmten Musikcorps der 34er vorüber. Der Musikdirector Parlow, ein pommerscher Landmann, der uns vor Straßburg einen schönen Einzugsmarsch componirt, schreitet, wie immer, straff vor seinem Corps, das ebenfalls zwei Gefangene gebunden in seiner Mitte führt. In dem einen erkenne ich Gallmiche, einen Bauer, den mein Wirth auf's Land geschickt hatte, um Lebensmittel zu holen, und der nur aus Dummheit in die Gefechtslinie gerathen war. Seine Befreiung durch die Humanität unseres Regiments-Commandeurs und das Wiedersehen seiner Familie gab am anderen Tage zu tragikomischen Scenen des französischen Pathos Anlaß. Durch solche hatte Oberstlieutenant Nachtigal als Stadt-Commandant drei Tage lang harte Geduld- und Gefühlsproben zu bestehen, und doch konnte man mit Mühe ernst bleiben, wenn französische Hausmütter mit geläufiger Zungenfertigkeit und bestem Vertrauen Requisitionsscheine zur sofortigen Zahlung präsentirten, wie folgenden:

Im grünen Baum am Berg
Da wohnt ein alter Zwerg,
Erhält für ein Faß Wein
In Gold 20 Franken fein.

Darunter die nachgemachte Unterschrift eines mythenhaften Lieutenants. Dergleichen lose Streiche hatten sich unsere allezeit durstigen Schelme und leider auch vereinzelt einige ärgere Excesse gegen das Eigenthum erlaubt, die aber meist glücklich entdeckt und streng bestraft wurden.

Am Nachmittage brachten wir unter den hier doppelt ergreifenden Klängen „Jesus meine Zuversicht" unserer Musik den ermordeten 34er zu Grabe. Das feierliche Begräbniß weckte bei den Franzosen das Gerücht, ein hoher preußischer Officier sei gefallen. Sie konnten kaum begreifen, daß bei uns auch im einfachen Soldaten die Treue bis in den Tod mit solchem Begräbniß geehrt wird. Leider können ja nicht alle Braven mit gleicher Feierlichkeit bestattet werden, das sollten wir am 25. October bei Geneuille vor Besançon erfahren.

Nach anstrengenden Märschen bei fast beständigem Regen hatten wir am 20. October unseren Marsch auf Besançon gerichtet. Wir überschritten die Saone in einem fruchtbaren Thale. Am 22. gegen Mittag lagen wir bei schönen Sonnenschein im Bivouac an der Straße; vor uns wallte der Geschützdampf in den bekannten weißen Wölkchen auf da die Uebergänge über den Dignon von der badischen Division forcirt wurden. Der Befehl zum Abkochen wurde den beiden ersten Bataillonen des 30. Regiments gegeben. Lustig trabten bereits die Schaaren der Wasserträger mit den Kochgeschirren klappernd daher; andere gingen auf Holz fassen aus. Da kam Höherer Gegenbefehl. Doch das suspendirte Mittagsmahl aus dem Feldkessel trübt nur auf einen Augenblick den unverwüstlichen Humor der leichtblütigen Rheinländer. Bald treiben sie wieder ihre gewohnten Lagerpossen. Endlich gegen 4 Uhr Nachmittags kam der längst ersehnte Befehl zum Vorrücken. Eine Schwadron Dragoner sitzt auf und bald verkünden dichte Staubwolken in weiter Ferne ihr schnelles Vorreiten; auch eine Batterie rasselt dahin. Unsere beiden Bataillone eilen ebenfalls dem Kampfplatze entgegen, der jetzt von Rauchwolken aus drei Dörfern in seinem weiten Umfange bezeichnet wurde.

Die badische Artillerie feuerte auf unserer Rechten. Wir passiren das Dorf Cussey. Eine Scheune liegt bereits voll Verwundeter, meist Franzosen deren noch immer an uns vorübergetragen werden. Auf der Straße, besonders an der Brücke sind Francstireurs, Mobilgarden, Infanteristen und Zuaven bunt durch einander in zahlreichen Gruppen und verschiedenster Lage todt dahin gestreckt; Gewehr- und Montursstücke überall zerstreut. Auf der Wiese bewacht man einen Haufen Gefangener. 15 Officiere, darunter 3 Bataillonschefs, und 150 Mann sind eingebracht worden. Ein schönes Schlößchen seitwärts im Dorfe steht in lichten Flammen. Hinter dem Dorfe liegen unsere Bataillone links ab. Ihre Patrouillen durchstöbern alle Gebüsche. Sie ziehen einen martialisch blickenden älteren Officier hervor, von dem einer unserer jungen Lieutenants einen prächtigen Säbel erbeutet. Geschrei und Gelächter vorn beim ersten Bataillon: „Die stellen sich nur todt!" hört man rufen, und wirklich ziehen unsere flinken Burschen, die in jeden Wasserdurchlaß gucken, drei Franzosen unversehrt aus einem nassen Graben hervor; — selbst meine Burschen, die mit meinem Wagen bei den Patronenwagen zurückgeblieben, präsentirten mir später triumphirend einen gefangenen Mobilgardisten aus den Vogesen sammt Gewehr. Jetzt erreichen die Bataillone ein Plateau mit einem hübschen Schloß Chateau Chatandre, das über einem brausenden Wehr liegt. Der Abhang fällt steil in Weinbergen nach dem breiten Wiesenthale ab, das in allmählicher Erhebung zum jenseitigen Abhange ansteigt, der, terrassenförmig mit Wald bedeckt, von einer unsersigen Eisenbahn tief durchschnitten und mit einem Dorfe auf hohem Felsenabsturz gekrönt ist. Rechts neben dem Schlosse entwickelte sich nun ein Artilleriekampf mit einer gegenüber am Waldrande aufgefahrenen feindlichen Batterie. Unser Regiments Commandeur hatte das 1. Bataillon bereits sehr günstig aufgestellt, um einem Hervorbrechen des Feindes in der linken Flanke aus einem Dorfe mit einer Brücke davor zu begegnen. Da bringt ein Stabsofficier den Befehl, die Batterie da drüben zu nehmen. Mit ruhiger Entschlossenheit marschirt das 2. Bataillon, das geschlossen in Reserve stand, den Schloßberg hinab. Das 1. folgt. Die Bataillone tauchen bald in den aus dem weiten Wiesengrunde aufsteigenden Abendnebel. Der Feind richtet seine Batterie auf das 2. Bataillon, das zum Angriff in der Front vorgeht. Die Granaten und Shrapnels schlagen in die hinteren Compagnieen ein. Eine Pause ängstlicher Spannung für die Zuschauer am Rande des Plateau's im Parke des Schlosses, das der Regimentsarzt zum Verbandplatz eingerichtet. Die Abenddämmerung bricht herein; da funkelt der ganze Waldsaum drüben vom Chassepotfeuer, das mit fieberhafter Hast abgegeben wird — und immer höher steigt die Spannung. „Das giebt diese Nacht viel Arbeit für Sie," wende ich mich an den neben mir stehenden Oberstabsarzt. Wir beide schauen sehnsüchtig nach der Artillerie aus, die ihr Feuer eingestellt, um eine neue Position zu nehmen. Endlich sausen ihre ersten Granaten; sie schlagen glücklich ein. Der unheimlich glitzernde Feuerstreifen wird dunkel an den Stellen, wo sie einschlagen. Jetzt wird in dem Geknatter der Chassepots auch der gröbere Ton des Zündnadelgewehres hörbar, man vernimmt schwach in der Ferne den Trommelschlag unseres alten Sturmmarsches und ein preußisches Hurrah! Sie sind an einander. Gott schenke uns den Sieg! Das Dunkel bricht herein. Die feindliche Batterie ist verstummt; auch unsererer Batterie muß aufhören. Das Gewehrfeuer erstirbt. Dunkelheit deckt das Schlachtfeld.

Da bringt man die ersten Verwundeten. Der junge Lieutenant v. Wodtke, eine Shrapnellkugel ist in die Wange gedrungen und wird am Halse wieder ausgeschnitten. Laternen werden eiligst angezündet, um die Wahlstatt abzusuchen, unsere Stabsärzte voran. Wir klettern einen Weinberg mit Terrassen bei Laternenlicht hinab, dann über trockene und nasse Gräben die breite Wiese hinauf. Haufenweise sind die Verwundeten in den feuchten Gräben zusammengekrochen und getragen, um Deckung vor dem mörderischen Kugelhagel zu suchen. Wir stoßen auf die einzelnen Compagnieen, die trotz der Dunkelheit gesammelt zurückgehen, nachdem der Feind aus seiner festen Position geworfen ist. Rechts knattert in der Ferne ein neues Gewehrfeuer, man hört Hurrahruf, eine neue Feuersbrunst lodert dort auf, doch zu fern, um mit den übrigen noch glimmenden Brandstätten das dunkele Schlachtfeld zu erleuchten. Der Regiments-Commandeur, dem wir begegnen und berichten, sendet Reiter nach allen Seiten aus, um Wagen zu requiriren, die so schwer in diesen Dörfern zu finden sind. Man kann nur mit Ochsen bespannte Karren auftreiben. Endlich sind alle

Verwundeten auf dem holperigen Wege nach dem Schlosse hinaufgeschafft. Es ist keiner vergessen, selbst die Todten sind geborgen bis auf einen, der erst am anderen Tage bei sorgfältiger Absuchung gefunden wurde.

Doch warum die Schilderung der traurigen Nacht, wo in zwei Prunksälen unsere armen Burschen auf Stroh liegen, noch breiter ausmalen! Der Kundige kennt solche Scenen nur zu wohl, und der Unkundige vermag sich doch kein rechtes Bild zu machen, das die Wahrheit erreicht. Noch eine letzte traurige Pflicht lag uns ob: die Beerdigung unserer Todten. Der Kirchhof des Dorfes unten war voll und weit entlegen. Da wird schnell ein Grab im Angesicht der Wahlstatt am Abhange des Parkhügels unter einem breitästigem Nußbaum vom Wacht-Commando mit harter Bergmannsarbeit in den steinigen Boden gegraben.

Geistliche, Aerzte und Officiere stehen mit einiger Mannschaft unterm Gewehr um das Grab. Alle sind schmerzlich bewegt. Man legt einen Todten neben den anderen hinein. Nach dem evangelischen Divisionspfarrer segnet auch der katholische Ortsgeistliche das Grab, da die meisten der Gefallenen katholisch waren. Ein kurzes Wort.

Der Regen rauscht hernieder. Der Abend bricht herein. Von drüben aus den Bergen her, wo man sich den ganzen Tag herumgeschossen, hallt dumpfer Kanonendonner, der aus Festungsgeschützen zu kommen scheint. Ein Zeichen, daß auch diese Braven nicht vergebens gefallen, der Feind ist aus seinen festen Positionen in die Festung Besançon hineingeworfen. Das einsame Preußengrab und seine Inschrift auf schlichtem Holzkreuz werden noch lange davon zeugen, daß auch bis hierher unsere siegreichen Waffen in Frankreich eingedrungen sind. Ein Denkmal des Ruhmes für das 2. Bataillon des 30. Regimentes, das hier nach Preußenart gestürmt.

Mannichfaltiges.

ß Technisches. In Nordamerika, wie auch in England und Frankreich findet neuerdings hölzernes Straßenpflaster immer ausgedehntere Anwendung, nachdem zahlreiche seit mehr als 20 Jahren angestellte Versuche nach und nach zu zweckentsprechenden Constructionen geführt haben. Die Vorzüge dieser Pflasterung sind im Allgemeinen: Wohlfeilheit der Herstellung und Unterhaltung, Reinlichkeit, geringe Abnützung der Fuhrwerke und Geräuschlosigkeit des Verkehrs. Hauptsächlich wird getheertes weiches Holz verwendet, und zwar stets so, daß Hirnholz die Oberfläche bildet, und daß regelmäßig vertheilte Zwischenräume verbleiben, die man mit Asphalt und Kies oder mit bituminösem zerkleinertem Gestein ausfüllt, worauf dann die Straßenfläche noch eine schwache Kiesbeschotterung erhält. Die amerikanischen technischen Blätter haben in letzter Zeit Beschreibungen verschiedener Systeme der Holzpflasterung gebracht, die sich bewährt haben sollen. Eines der einfachsten ist das von Michelson, indem das dazu verwendete Holzmaterial in der Hauptsache nur aus 6 Zoll hohen Abschnitten dreizölliger Dielen, dann aus einzölligen Brettern und Latten besteht. Die Herstellung geschieht folgendermaßen: Der etwas gewölbte Straßenkörper wird gut geebnet und festgestampft, so daß er eine solide Unterlage bildet. Darauf kommt eine Lage reinen Kieses, welche mit einzölligen Brettern quer überdeckt wird, also so daß die Längenrichtung rechtwinklich zur Straßenachse ist. Auf diese Bretterunterlage werden die Holzblöcke in Reihen nach der Längenrichtung der Bretter aufgestellt, nachdem man die untere Hälfte derselben zuvor in heißen Steinkohlentheer getaucht hat. Jeder Block wird mit einem Dorn eingetriebenen Nagel an die Unterlage angeheftet. Die Blöcke einer Reihe läßt man dicht zusammenstoßen; dagegen werden Fugen zwischen den Reihen gebildet, indem man 1 Zoll dicke und 3 Zoll hohe Latten am Boden befestigt, so daß 1 Zoll weite und 3 Zoll tiefe Zwischenräume verbleiben. Hiernach wird alles sichtbare Holzwerk gut mit heißem Theer überstrichen, und mit erhitztem grobem Kies überstreut, so daß dieser die Fugen füllt und überdies eine Bedeckung von ca. 3 Zoll Höhe ergiebt. Der ganze Holzbau legt sich seitlich an die Trottoir-Randsteine oder etwa auch an hölzerne Randschwellen an. Rinnen werden gebildet, indem man die Blöcke entsprechend ausschneidet. Eine so hergestellte Straße kann sofort nach ihrer Vollendung dem Verkehr übergeben werden. Bei anderen Systemen der Holzpflasterung hat man den Blöcken einen vollkommeneren Verband gegeben, so daß einer den anderen festhält, was unzweifelhaft die Haltbarkeit vermehrt, jedoch die Herstellung, die dann Maschinen erfordert, erschwert, wie auch kostspieliger macht. Pflasterungen, bei welchen die Oberfläche des Holzes eben, ohne Zwischenräume ist, haben nirgends entsprochen. — Dr. Smith's für Amerika patentirter Theerasphaltüberzug zum Schutze gußeiserner Röhren gegen das Rosten ist auch in Deutschland z. B. in Frankfurt a. M. mit gutem Erfolg erprobt worden. Der Theer wird durch Erhitzen von den flüchtigen Oelen soweit befreit, daß er die Consistenz eines dicken Syrups erhält, und auch nach dem Erkalten noch wachsartig weich ist. Dieses Material erhitzt man bei der Verwendung in langen Pfannen auf 150° C., und taucht die gehörig gereinigten Röhren ꝛc. so lange ein, bis sie die gleiche Temperatur angenommen haben, wozu man sie auch vorwärmen kann. Ein Zusatz von ca. 8 Proc dicken Leinöles zum Bade verhindert das Sprödwerden der Masse. Nach der Entfernung der Gegenstände aus dem Bade, läßt man sie unter Umdrehen abtropfen, bis sich der Ueberzug gleichmäßig vertheilt zeigt.

— Im Berliner Opernhause überraschte die Zuschauer dieser Tage eine dem Ballet „Flick und Flock" einverleibte neue Scene. Als nämlich die Decoration die Stadt Paris zeigte, kam unerwartet ein großer Ballon aus derselben geflogen, in dem Gambetta und andere Tapfere sich befanden. Sogleich war aber auch ein preußischer Soldat bei der Hand, das Ungethüm anzuschießen und herabzuholen. Der Applaus der Zuschauer bei dieser zeitgemäßen Episode war, wie sich denken läßt, groß.

— Aus Versailles erzählt der Brief eines preußischen Officiers: „Herr v. Brauchitsch, zeitweiliger Präfect von Versailles, trägt einen Namen, der keiner französischen Zunge geläufig werden kann. Ein patriotischer französischer Doctor, mit dem ich vor einigen Tagen eine längere Unterhaltung hatte, schloß sein allgemeines Argument zu Gunsten Frankreichs, damit, daß er, um die Ueberlegenheit der französischen Sprache über die deutsche als ein unbestrittenes Factum hinzustellen, ausrief: „Un peuple dont les préfets s'appellent Brauchitsch doit être capable de tout". (Ein Volk, dessen Präfecten sich Brauchitsch nennen, ist zu allem fähig).

— Die „Correspondance de Tours" belehrt das Publicum, welche Wunder die neu eingerichtete Taubenpost zu thun berufen ist. Man höre: Das Maximum jeder Depesche ist auf 20 Worte festgesetzt; Experimente haben ergeben, daß jede Brieftaube 70,000 Worte oder 3,500 Depeschen von je 20 Worten befördern kann, was bei einem Depeschenpreise von 50 Centimes für das Wort 35,000 Francs beträgt. Dieses „fast unglaubliche Resultat" wird dadurch erzielt, daß die Depeschen in sehr kleiner Schrift hinter einander und ohne Raumverlust abgeschrieben und durch ein photographisches Verfahren auf feinstem Papier copirt werden; diese Copie wird durch die Brieftauben von Tours nach Paris befördert. Dieses Verfahren soll durch die bei der unterseeischen Telegraphie üblichen Abkürzungen noch vervollständigt werden, so daß durch eine einzige Brieftaube für 350,000 Francs Depeschen befördert werden können.

Verantwortliche Redaction: Wh. Gebhard Stav.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Digitized by Google

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 135. Dritter Jahrgang. 1870.

* Auferstanden.

Novelle von Theodor Winkler.

(Fortsetzung.)

5.

Eine Getäuschte.

Der Freiherr von Lindheim war im Grunde nicht gerade ein schlechter Charakter. Aber er war ein genußsüchtiger, leichtfertiger Mann, der keinen höheren Grundsatz kannte als den, die Genüsse des Lebens durchzukosten bis auf die Hefe, sintemalen man es nur einmal habe. Er bewegte sich in den feinen Manieren der aristokratischen Bonvivants, seine Gespräche waren eine Blumenlese der schönklingendsten, artigsten Redeweisen, wie sie das Complimentirbuch aufzuweisen hat, er konnte schnell für sich einnehmen und sich beliebt machen; innerlich aber sah es öde und traurig aus. Edlere Interessen als die des leiblichen Wohlbehagens kannte er nicht; und wenn er sich je einmal den Anschein geben wollte, als fühle er sich angezogen von den Schönheiten der Kunst, den Fortschritten der Wissenschaft oder von sonstigen weltbewegenden Fragen und Ideen, so straften ihn seine Aeußerungen stets Lügen, denn er hatte sich nie um dergleichen gekümmert. Geistreich konnte er blos dann sein, wenn es galt, seinen lockeren Lebenswandel zu beschönigen und seine oft bedenklichen Streiche zu entschuldigen.

Als er Antonie nach ihrer Krankheit um Herz und Hand bat, war es ihm wirklich ernstliche Absicht gewesen, sie zu heirathen. Aber er war viel zu unstät, als daß er sich hätte binden, viel zu willenlos, als daß eine solche Idee hätte zur That reifen können. Daß er dabei die Ruhe und das Glück eines Herzens auf's Spiel setzte, überdachte er nicht. Hätte ihm Jemand eine Ahnung von der Niedrigkeit seiner Handlungsweise beigebracht, er würde sicherlich die zweideutige Stellung Antoniens aufgehoben und die Benachtheiligte zu entschädigen gesucht haben. Allein selber kam er nie zu diesem Bewußtsein, und Antonie war eines jener unglücklichen Wesen, die an ihrem Kummer lieber zu Grunde gehen, als daß sie ihm Ausdruck geben und geeigneten Ortes nach Hilfe suchen.

Lindheim, dessen frühere Beziehungen zu Woltersdorf wir schon angedeutet haben, hatte damals Letzteren im Hotel zum weißen Schwan bemerkt. Wir sahen, wie er ihm geflissentlich aus dem Wege ging.

Auch die lasseste, gleichgiltigste Liebe kann sich oft für eine Weile aufraffen und wieder Leidenschaft gewinnen, sobald sie Grund zur Eifersucht zu haben glaubt. Und gerade die unredliche Liebe ist der Eifersucht am leichtesten zugänglich.

Der Freiherr von Lindheim mußte diese Bemerkung an sich machen. Als er den Baron im Hotel sah, argwöhnte er sogleich etwas Absichtliches hinter dieser zufälligen Begegnung; es entging ihm nicht, daß Antonie in sich gekehrt und zerstreut war, und er fürchtete, daß ein Complot gegen ihn im Werke sein könne. Der Gedanke, daß Antonie auch noch einem Anderen begehrenswerth erscheinen konnte, reizte seine Eitelkeit; von dem Baron von Woltersdorf aber mochte er sich den Besitz seiner „Braut" um keinen Preis streitig machen lassen.

In der ersten Aufwallung dieser Eifersucht hatte er das Hotel gewechselt. Dennoch wußte sich Antonie auf eine halbe Stunde von ihm wegzustehlen. Wie wir sahen, benutzte sie diese Stunde, den Baron im Parke zu suchen. Als sie zurückkam, fiel dem Freiherrn ihr Benehmen auf, und seine Eifersucht stieg auf's höchste. Er ließ sie fortan nicht aus den Augen. Da bemerkte er, daß sie sich am folgenden Tage zum Ausgehen rüstete und unaufgefordert allerlei harmlose Gründe äußerte, die sie nöthigten, einen Gang in die Stadt zu machen. Als er dies hörte, flog ihm ein Gedanke durch den Kopf. Er suchte weder ihrem Entschluß ein Hinderniß in den Weg zu legen, noch drang er ihr seine Begleitung auf; vielmehr gab er sich den Anschein, als gedenke er daheim zu bleiben und ihrer Rückkunft zu warten. Antonie verließ mit um so größerer Sicherheit das Hotel und begab sich nach dem Park, den Baron zu suchen.

Als sie ihn gefunden und nun, in's Gespräch verloren, mit ihm durch die Bäume wandelte, ahnte sie nicht, daß der Freiherr von Lindheim als ungesehener Zeuge sie beobachtete und dem Paare Schritt vor Schritt auf den Seitenwegen in nächster Nähe nachgefolgt war. Lindheim war mehrmals nahe daran, hervorzutreten und dem Rendezvous ein rasches, drastisches Ende zu machen. Wie Feuer fühlte er sein Blut durch die Adern rollen, und ein böser Genius raunte ihm allerlei Dinge in's Ohr, die ihn schaudern machten. Es kostete ihm viele Selbstüberwindung an sich zu halten. Aber es gelang ihm doch. Er bewahrte sein Incognito und zog es vor, das Resultat des Rendezvous abzuwarten. Er sah Antonie weinen und zum ersten Male wollte ihn ein gewisses Mitleiden beschleichen. Es war ihm, als rege sich sein Gewissen.

„Wann werden Sie bei mir sein?" hörte er den verhaßten Nebenbuhler fragen.

„In einer Stunde!" lautete die Antwort Antoniens.

„Wo logiren Sie jetzt?"

„Im goldenen Stern!"

„Also in einer Stunde! Ich werde im weißen Schwan Ihrer warten. Wenn es Ihnen lieb ist, verlassen wir zur Stunde die Stadt!"

„Gott sei mit Ihnen, Ich komme!"

Diesen letzten Theil des Gespräches hörte der im Gebüsch verborgene Freiherr Wort für Wort. Die Faust ballte sich ihm unwillkürlich. Allein schon im nächsten Augenblicke sah er den Baron und Antonie von Waldhausen getrennt, und mit eiligen Schritten stürzte er von dannen, um das Hotel zu erreichen und die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Er wollte sie gewaltsam zurückhalten, sie über den Fluchtversuch mit strafenden Worten zur Rede setzen und hatte zu diesem Zwecke unterwegs sich eine förmliche Predigt ausgesonnen.

Er trat hart hinter Antonien in das Hotel. Das Fräulein erschrak, als sie den Freiherrn bemerkte. Eine Ahnung, daß sie belauscht worden sein möchte, stieg in ihr auf. Aber sie ermannte sich. Sie war sich bewußt, nichts Strafbares, nichts

Ungerechtfertigtes unternommen zu haben. Dieses Bewußtsein gab ihr schnell ihre ganze Ruhe wieder und gefaßt sah sie dem Freiherrn entgegen.

Noch stand die Wuth in grellen Farben auf den Zügen des Letzteren, als er nach passenden Worten suchte, um seinem Ingrimm Luft zu machen. Als er aber in das ruhige, gefaßte Antlitz Antoniens blickte, als er ihre schönen Augen mit einem Ausdruck von verhaltenem Schmerz und voll gerechter Vorwürfe für ihn, den Wortbrüchigen, zugleich von Entschlossenheit und Muth auf sich gerichtet sah, da war es, als wenn eine Fluth sich über ihn ergösse und die entzündeten Flammen seines ungerechten Zornes, seiner falschen Entrüstung bis auf den letzten Funken erstücke.

Er stand da, wie umgewandelt; die Blicke Antoniens waren noch auf ihn geheftet. Sie trat vor ihn wie eine Heilige, die ihn zur Rechenschaft ziehen will über ihre gekränkten Rechte.

„Du willst mich verlassen, Antonie?“ preßte er mit halberstickter Stimme hervor.

„Ich werde es, und danke Gott, daß ich es kann,“ antwortete ihm Antonie in einem Tone, der ihm in's innerste Mark drang.

„O, ich weiß Alles!“ rief Lindheim, vergebens nach Fassung ringend, „ich habe Dich wohl gesehen mit jenem —“

„Mit dem Herrn Baron von Woltersdorf, wollen Sie sagen? Wohl! Er wird sich meiner annehmen und mich an einen Ort bringen, der still und abgeschieden genug ist, um meine Schmach dem Blicke der Welt zu entziehen. Ich werde Zeit haben, über meine Schwäche und die Herzlosigkeit des Mannes nachzudenken, der meine hilflose Lage benutzte, um mich zu hintergehen.“

„Antonie! Ich beschwöre Sie, seien Sie barmherzig!“ rief Lindheim vernichtet.

„Was können Sie noch von mir begehren?“ entgegnete ihm Antonie muthig. „Was verstehen Sie unter der Barmherzigkeit? Sie fanden mich, da ich krank und verlassen im Gasthof einer fremden Stadt lag, Sie bethörten mein argloses Herz mit Liebesschwüren und Versprechungen, und da ich mich berücken ließ von der Maske der Freundschaft, war ich in Ihrer Gewalt, ein unglückliches, betrogenes Mädchen, das vergebens hinausschaute, woher ihr Hilfe kommen würde. Aber nun mir Gott einen Mann gesendet, der sich meiner annehmen wird, so werde ich gehen und Niemand soll mich zurückhalten!“

Während dieser Worte, welche Antonie mit dem empörten Stolz eines Weibes sprach, die sich noch erhaben fühlt über dem Manne, der ihr Unglück auf seinem Gewissen trägt, war Lindheim kraftlos auf einen Sessel gesunken. Sein Antlitz war bleich wie das eines Sterbenden, seine feuchten Augen auf das Mädchen gerichtet, deren Selbstbewußtsein mit einem Male erwacht zu sein schien. Als sie aber geendet hatte, sprang er vom Sitze auf und trat ihr mit ausgebreiteten Armen entgegen. „Antonie, hören Sie mich an!“ bat er mit weicher, zerknirschter Stimme.

„Lassen Sie mich, ich bitte! Wir haben nichts weiter zusammen zu verhandeln,“ entgegnete Antonie.

Da sank Lindheim auf die Kniee, erfaßte stürmisch ihre Hände und rief mit der Stimme eines Verzweifelnden: „Und willst Du mich denn verlassen, so thue, wie es Dir gefällt. Aber höre mich vorher an, wenn Du nicht willst, daß ich hier auf dieser Stelle mich tödten soll. Dein Zorn, Deine Entrüstung, Dein Entschluß, mich zu verlassen ist gerecht; ich fühle das. Ich bin der Schuldige, der Dich gekränkt und Deine Würde mit Füßen getreten hat. Aber gerade darum kann Dir kein Anderer Deine Ehre, Deine Ruhe und Zufriedenheit wieder geben als ich. Und hier liege ich zu Deinen Füßen und schwöre Dir, daß ich Alles wieder gut machen will, so wahr ich Dich liebe von ganzem Herzen. Habe nur noch ein wenig Geduld mit mir und stoße einen Reumüthigen, der Dir zu Füßen liegt, nicht kalt von Dir! So wahr Gott mich hier auf den Knieen liegen sieht, so wahr ist es, daß ich Alles aufbieten will, Dich glücklich zu machen und die Erinnerung an die vergangenen Tage der Trübsal durch Liebe und Treue für alle Zeit zu verwischen aus Deinem Gedächtniß. Ich schlage meine Augen empor zu Dir und frage Dich: willst Du es noch einmal mit mir wagen, Antonie? Oder bin ich so aus Deinem Herzen verdrängt, daß ich Deiner Liebe und Treue nicht mehr werth erscheine?“

Er küßte den Saum ihres Kleides und die Hände, welche er fest in die seinigen gepreßt hielt, und blickte feuchten Auges empor zu ihr, die ihre Blicke zur Seite wendete.

(Fortsetzung folgt.)

Metz.

(Aus der „Allg. Ztg.“)

Die Metz und die Magd
Haben dem Kaiser den Tanz versagt.

So hieß es einst im Spottlied auf Kaiser Karl V., als er Metz und Magdeburg nicht erobern konnte. Bei diesem Reime fiel damals, was die Abstammung der alten Stadt betrifft, wohl keinem etwas anderes ein, als daß sie ihren Namen von der hübschen Dirne herleite, welche sie im Wappen führe. Man braucht dabei nicht gerade an etwas Unziemliches zu denken, denn der Name könnte im germanischen Alterthum auch blos ein kleines Mädchen bedeutet haben. Die französischen Gelehrten freilich wollen, daß Stadt und Name schon von den alten Mediomatrici herkommen, wenn dieses Volk wirklich so geheißen hat. Jedenfalls waren diese alten Gallier äußerst gescheidt, daß sie ihre Hauptstadt auf den Inseln anlegten, welche von zwei tiefen reißenden Flüssen, der Mosel und der Seille, die hier zusammenströmen, gebildet werden.

Diese ungemein feste Lage und das schöne, anmuthige und mit Früchten reich gesegnete Land rings umher haben der Stadt schon in früherer Zeit ihre große Bedeutung gegeben, zumal sie das Grenzgebiet gallischer und deutscher Völker beherrschte.

Römische Alterthümer finden sich in und vor der Stadt. Vom austrasischen Reiche war Metz die Hauptstadt. Kaiser Ludwig der Fromme, Karls des Großen Sohn, wurde hier begraben. Unser großer Kaiser Otto soll Metz unter die vier Hauptstädte des deutschen Landes gezählt haben, welche den Feinden Trutz böten, nämlich Augsburg den Ungarn, Magdeburg den Slaven, Aachen und Metz den Niederländern und Galliern. Im ganzen Mittelalter blieb Metz eine volkreiche Stadt, voll Handel und Gewerbe, die überaus stolz war auf ihre Reichsfreiheit und die Fürstenstädte tief verachtete. Wiederholt schlugen die Bürger die Angriffe der Normannen, der französischen Könige, der Herzoge von Bar und Lothringen zurück. Metz zählte unter den vornehmsten Reichsstädten, und wurde an Macht und Reichthum so hoch geschätzt, daß sein Römermonat auf 25 Mann zu Roß und 150 zu Fuß stand.

Die Glanztage der Bürgerschaft waren um Weihnachten des Jahres 1356. Kaiser Karl IV. hatte hier den großen und berühmten Reichstag gehalten, auf welchem die goldene Bulle, das Grundgesetz des deutschen Reichs für beinahe fünf Jahr-

hunderte, vervollständigt und verkündigt, außerdem mehrere wichtige Reichsangelegenheiten verhandelt wurden. Die Kurfürsten, die Fürsten, Grafen und Herren und die Reichsstädte waren in großer Anzahl und mit unendlicher Pracht erschienen. Auch der päpstliche Nuntius, der Cardinal von Albanien, der Dauphin von Frankreich und sein Bruder wohnten dem Reichstage bei. Nach dem Hochamt im herrlichen St. Stephans-Dom begaben sich der deutsche Kaiser und die Kaiserin auf den Markt, geleitet von den Kurfürsten, Prinzen und unabsehlicher fürstlicher und ritterlicher Gesellschaft. Es war ein Glanz und Pomp wie niemals in diesen Gegenden gesehen oder erhört war. Unter einem Zelt von Gold und Purpur ließen sich auf erhöhtem Platz Kaiser und Kaiserin zur Tafel nieder, und die Kurfürsten begannen sie zu bedienen. Zuerst traten die drei geistlichen Kurfürsten vor, der Mainzer, Kölner und Trierer, und verneigten sich. Sie waren des Reichs Erzkanzler für Germanien, Italien und Gallien, und hatten zum Zeichen dessen goldene Insiegel am Halse hängen und jeder in der rechten Hand eine Pergamenturkunde. Dann ritt der Kurfürst von Sachsen herbei, des Reiches Erzmarschall, in der Hand einen silbernen Metzen voll Hafer; vor der kaiserlichen Tafel stieg er ab und ging an sein Amt, den Fürsten an den kleineren Nebentischen, jedem nach Gebühr, den Platz anzuweisen. Unterdessen reichte der Erzkämmerer, der Markgraf von Brandenburg, den beiden Majestäten das Handwasser, indem er sich von seinem Gefolge die goldene Gießkanne mit Becken und das köstliche Handtuch reichen ließ. Ihm folgte der Pfalzgraf vom Rhein, und stellte als des Reiches Erztruchseß die erste goldene Schüssel auf des Kaisers Tafel. Das letzte Erzamt hatte der Kurfürst von Böhmen zu verrichten, des Reichs Mundschenk. An seiner Stelle, da der Kaiser selbst böhmischer König war, credenzte den Wein im goldenen Geschirr sein Vetter, Herzog Wenzel von Luxemburg. Zum Schluß kamen noch die beiden Jägermeister, der Markgraf zu Meißen und der Graf zu Schwarzenburg, auf den Markt geritten, mit zahllosen Jagdhunden und reich geschmücktem Jagdgefolge. Sie bliesen schmetternd ihre Hüfthörner. Ein gewaltiges Wildschwein und ein starker Hirsch brachen vor, und wurden von ihnen erlegt bei unermeßlichem Volksjubel, und sofort zu Speisen vertheilt.

So tafelte damals auf dem Markte zu Metz das deutsche Reich, und Alles war in Pracht und Fröhlichkeit, wenn es nämlich am 25. December nicht gar zu kalt war.

Damals hatte Kaiser Karl IV. dem König von Frankreich, an dessen Hof er erzogen und mit welchem er durch Verwandtschaft und Vertrag eng verbündet war, alles mögliche zu Gefallen gethan, hatte ihm die Reichslande in Burgund, auch das Gebiet von Wälsch-Leon (Lyon) überlassen, und den Dauphin zu des Reiches Statthalter von Graßwald (Grenoble) gemacht. Aber ein Stück von Lothringen oder gar eine solche Hauptfestung wie die freie Reichsstadt Metz dem König von Frankreich zu überliefern, das wäre auch des Reiches Stiefvater, wie man den Luxemburger Karl nannte, nicht eingefallen. Das durfte erst zweihundert Jahre später durch die Untreue deutscher Fürsten geschehen.

Moritz von Sachsen hatte verrätherisch seinem Vetter den Kurhut abgelistet. Er sann jetzt darauf, seinen Gönner Kaiser Karl V., der die deutschen Fürsten zu Paaren trieb, ihm aber über alles traute, zu vernichten. Zu diesem Zweck bot er dem französischen König Heinrich II. ein Bündniß an. Dieser verfolgte zwar die protestantische Gesinnung im eigenen Lande mit abscheulicher Grausamkeit; er ließ den Protestanten, ehe sie den Scheiterhaufen bestiegen, erst die ketzerische Zunge ausreißen. In Deutschland aber ermuthigte er die Evangelischen in jeder Weise zum Krieg wider des Reiches Oberhaupt, und ging mit Freuden auf des Kurfürsten Moritz Anträge ein. Sein geschickter Diplomat, Jean de Fresse, kam nach Deutschland, stellte Gold, Truppen und Türkenhülfe in Aussicht, und verlangte dafür zweierlei: erstens die Abtretung der zum Reiche gehörigen Bisthümer Metz, Tull (Toul), Virten (Verdun) und Kamryk (Cambrai), und zweitens die Schutzhoheit über die anderen geistlichen Fürsten Deutschlands, wenigstens am Rhein. Den Rheinbund, welcher in der zweiten Forderung lag, lehnten Moritz und seine Verbündeten — der Landgraf von Hessen-Kassel, der Fürst von Ansbach und der Herzog von Mecklenburg — ab, bewilligten jedoch die erste in folgender Weise. Sie schlossen mit dem Franzosen, Heinrich II., „der sich gegen uns Deutsche in dieser Sache mit Hülfe und Beistand nicht nur als Freund, sondern als liebreicher Vater verhält," zu Friedewalde am 15. October 1551 ein Schutz- und Trutzbündniß gegen ihren „gemeinschaftlichen Feind", den deutschen Kaiser, um „dessen tyrannisches Joch bestialischer Knechtschaft von den Häuptern zu schütteln," versprachen dem König die Wiedereroberung der ihm angeblich vom Kaiser entzogenen Erbstücke, nämlich der Freigrafschaft Burgund und der Gebiete von Flandern und Artois (Atrecht), die ebenfalls das ganze deutsche Mittelalter hindurch zum deutschen Reiche gehörten, und erklärten sodann: „Man wird für gut halten, daß der König von Frankreich sich derjenigen Städte bemächtigt, welche von Alters her zum deutschen Reich gehören, aber doch nicht deutscher Sprache sind, namentlich Cambrai, Toul in Lothringen, Metz, Verdun und andere, und daß er dieselben als Vicarius des heiligen Reiches behalte, indem wir dem heiligen Reiche die Rechte vorbehalten, welche es auf die gedachten Städte haben kann. Gleichergestalt würde es gut sein, daß der König in den Niederlanden ein Feuer anzündete." Die sächsischen Stände hörten mit Entsetzen von dieser Verrätherei und beschworen ihren Landesherrn, davon abzustehen. Der edle Melanchthon war in Verzweiflung, und gleich wie Luther einst im strafenden Zorn die schmalkaldischen Fürsten wegen ihres Bündnisses mit den Franzosen gescholten hatte, so schrieb Melanchthon jetzt an den Kurfürsten: er möge doch „betrachten", ob ein solcher Krieg mit ungewissen und gefährlichen Leuten, welcher Zerstörung des ganzen Reiches bringen möchte, zu erregen sei, und bedenken, was es sei, ordentliche Hoheit und ein gefaßtes Reich mit Kur- und anderen Fürsten in einen Haufen zu werfen und eine Zerrüttung und Confusion zu machen, deren Niemand ein Ende sehen könne."

Es war Alles vergebens. Schon hatte der französische König die Türken dazu gebracht, mit ihren Flotten und Heeren gegen den deutschen Kaiser vorzurücken; denn, „um diesem zu schaden war er bereit," wie der englische Gesandte Asham ihm schrieb, „sich zu gleicher Zeit in der feierlichsten Form den Papisten und Protestanten, den Türken und dem Teufel zu verschreiben." Im März 1552 rückte er mit einem starken Heer, dessen bester Theil aus dem entlassenen schmalkaldischen Fuß- und Reitervolk bestand, in Lothringen ein, indem er den Deutschen einen öffentlichen Sendbrief schickte: „er habe aus göttlichem Eingeben und Antrieb mit den unterdrückten deutschen Fürsten einen Bund gemacht, und bezeuge bei Gott dem Allmächtigen, daß er aus diesem mühseligen und schweren Vorhaben, großen Unkosten und Gefahr und Sorge für seine eigene Person keinen anderen Nutz und Gewinn suche als aus freiem königlichen Gemüthe der deutschen Nation die Freiheit zu bringen." Ueber dieser Proclamation prangte ein Freiheitshut zwischen zwei Schwertern, und darunter stand „Libertas." Man sieht, die damalige französische Politik sah der jetzigen so ähnlich, wie ein Ei dem anderen.

Toul und Verdun waren unversehens weggenommen, Nanzig wurde stark besetzt, und nun legte sich das ganze Heer vor Metz. Die Bürgerschaft aber hatte ihre Mauern und Thürme wohl im Auge und ließ die Kanonen donnern. Der französische Feldherr, der Connetable Herzog v. Montmorency, forderte zur Uebergabe auf: die Stadt weigerte sich. Er drohte das ganze Land mit Feuer und Schwert zu verwüsten und keinen Stein auf dem anderen zu lassen. Die Bürger erklärten ihm: er könne ihre Güter draußen verbrennen, sie aber seien eine deutsche Reichsstadt und würden nicht vom Reiche lassen. Da legte er sich auf's Bitten und Bereden, und schwur ihnen zu, nur ein einziges Fähnlein französischer Besatzung sollten sie einnehmen, und im übrigen bleibe

alles beim Alten. Man traute ihm und öffnete das Thor. Sofort brach er ein mit einigen Tausend Mann, die allerdings nur eine einzige Fahne führten. Die Bürger waren außer sich und schrieen über Verrath und Treubruch. Der Connetable beschwichtigte sie, es sei nur auf einen friedlichen Durchmarsch abgesehen, er werde die Stadt bald wieder verlassen. Eifrig aber arbeitete er, den Rath in's französische Interesse zu ziehen. Einige vom Rath ließen sich bestechen und traten, an ihrer Spitze der Bischof Robert v. Lenancourt, mit dem General in's Einverständniß. Der größte Theil des Rathes aber wies mit Verachtung das französische Gold von sich, und erklärte: nimmermehr lasse sich Metz vom deutschen Reiche abreißen. Schon aber ließ der König melden, daß er kommen, Einzug halten und sich huldigen lassen wolle. Da wußte Montmorency sich zu helfen. Er wurde sterbenskrank, lag zu Bette, und ließ die obersten Rathsherren zu sich kommen, um sein Testament zu machen. Als er aber alle Feindseligen in seinem Zimmer beieinander hatte, warf er plötzlich die Bettdecke ab, stürzte sich mit dem Degen auf den Schöffen-Aeltesten und durchbohrte ihn. Zugleich drang seine Leibwache durch Thür und Fenster hinein und stach und schlug, bis keiner von den Rathsherren mehr am Leben war. Unter der Bürgerschaft herrschte stummes Entsetzen.

Der König zog ein, die Bürger mußten ihre Waffen abliefern, und wer nicht huldigen wollte, mußte in's Elend wandern. Als Heinrich II. Metz hatte, zog er wider allen Vertrag gegen Straßburg. Hier aber war man gewarnt, hatte hinlänglich Besatzung eingenommen und baute in Eile neue Festungswerke. Der König gab die süßesten Worte und Versprechungen; die Straßburger aber wiesen jede Verhandlung zurück. Die Franzosen mußten abziehen, und nachdem sie noch alle möglichen Schandthaten in den deutschen Grenzlanden ausgeübt, Kurfürst Moritz aber seinen Frieden mit dem Kaiser geschlossen hatte, ließ der französische König in den eroberten lothringischen Städten das Possenspiel einer freien Volksabstimmung aufführen. Unter dem Druck einer feindlichen Besatzung, während französische Lügen und Gelder ihre Wirkung thaten, konnte der Erfolg nicht fehlen. Es wurde später verkündigt: wer nur ein Wort äußerte, daß Metz, Toul und Verdun wieder zum deutschen Reich kämen, verliere Leib und Leben.

(Schluß folgt.)

An Bayerns König.

Deutschland lag in tiefem Frieden,
In der Scheide stak das Schwert;
Doch der Krieg, er ward entschieden,
Kampf gab es um Haus und Herd.
Bayerns König schwankte nicht,
That als Deutscher seine Pflicht.

Einig zogen Deutschlands Söhne
Fort nun in der Franzen Land.
In den Schlachten wild' Gedröhne
Reichten sie sich stets die Hand.
Bayerns Helden nahmen Theil
An dem Sieg, zu Deutschlands Heil.

Einig steht das Volk in Waffen
Streitend an der Seine Strand;
In der Heimath gilt's zu schaffen
Dauernd nun der Einheit Band.
Bayerns König, fühlst Du nicht,
Was Dein deutsches Herz jetzt spricht?

Ist verraucht des Krieges Wolke,
Kehrt der Friede wieder ein,
Sollte da dem deutschen Volke
Einheit nicht beschieden sein?
Bayerns König, deutscher Mann,
Schließ', o schließ' Dich Deutschland an!

Meisenheim, 18. November 1870.

Mannichfaltiges.

— Aus Straßburg berichtet die „Schles. Ztg.": „Aus guter Quelle verlautet, daß die Ingenieure einen Plan ausgearbeitet, der sowohl den militärischen als städtischen Verhältnissen in ausgiebigster Weise Rechnung trägt. Nach dem Rhein wird die Stadt offen gelegt oder vielmehr erweitert. Straßburg liegt nämlich 2 Kilometer (2/7 Meilen) vom Rhein, das ganze dazwischen liegende Territorium wird nun derselben einverleibt, indem die Festungswerke von beiden Seiten der Stadt in fast gerader Linie zum Rhein fortgeführt und Kehl in das Festungssystem hineingezogen wird. Straßburg kann sich dann auf 400,000 Seelen vermehren und behält doch noch seinen prächtigen Park innerhalb der Mauern. Der Strom wird ihm in jeder Weise dienstbar, größere Hafenanlagen und eine regelmäßige Dampfschiffverbindung werden den Handel fördern. Die Einengung und die Vertiefung des Strombettes, für welche die französische Regierung nichts thun wollte, weil dadurch die Ueberschreitung des Flusses hätte schwieriger werden können, wird der Schifffahrt allen möglichen Vorschub leisten. Auf der Landseite wird dagegen Straßburg mit großen, weit vorgeschobenen Außenwerken umgeben, die alle Gefahr eines Bombardements beseitigen. Kurz, Straßburg-Kehl soll und wird das große Emporium, der Stapelplatz des Oberrheins werden, wie es in Köln-Deutz bereits für den Unterrhein geworden."

— Der Degen Louis Napoleons, welchen derselbe nach der Capitulation von Sedan dem König Wilhelm zu Füßen legte, soll im Feldmarschallsaale des Berliner Cadettenhauses neben dem Degen Napoleons I. aufbewahrt werden, den der Fürst Blücher in der Schlacht bei Belle Alliance erbeutet und damals dem Cadettencorps als Geschenk übergeben hat.

— Aus Paris wird nachstehende komische Geschichte mitgetheilt: Alles Heil hofft die Regierung jetzt von einem neuen Project, um die Luftballons zu lenken. Es werden vier Adler an einem Luftballon befestigt, der Führer in der Gondel führt eine lange Stange, woran ein rohes Stück Fleisch befestigt ist. Will er nach rechts, so hält er die Stange mit dem Fleische nach der rechten Seite, und sofort werden die hungerigen Vögel auf das Fleisch zufliegen und den Ballon nach sich ziehen. Ebenso macht es der Führer, wenn er den Ballon steigen oder fallen lassen will. Diesen genialen Gedanken hatte, wie es weiter heißt, ein junger Mann, K. M . . . , ein Schüler des Polytechnikums; er hat sein Project kürzlich vor der versammelten Regierung vorgetragen und durch einige Experimente an einem schwerbeladenen Wagen die Möglichkeit der Durchführung in glänzender Weise dargethan.

— Am 11. November wurde ein Luftballon in der Nähe von Paris von einer Abtheilung des 14. Regiments hoch in der Luft schwebend bemerkt. Die Soldaten schossen darauf, um den vier Insassen Angst zu machen, denn die Entfernung war viel zu groß, um treffen zu können. In der That ließen sich in Folge davon die Luftschiffer in der Entfernung von einer halben Meile herab und entkamen glücklich, nachdem sie in der Hast ihre unten an der Gondel angebundenen Reisetaschen abgeschnitten hatten, so daß deren Handgriffe daran blieben. In der Gondel befanden sich außer ca. 500 Zeitungen noch eine große Quantität ganz dünnes weiches Leder (zu welchem Zweck, ist nicht klar) und ferner ein vollständiger Druckapparat, welcher, wie die eben benutzten Lettern und die noch ganz feuchten, damit gedruckten Proclamationen bewiesen, unterwegs gebraucht war. Die Schriftstücke wurden sofort nach dem Hauptquartier in Versailles geschickt.

Verantwortliche Redaction: Vd. Gebhard Stav.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 136. Dritter Jahrgang. 1870.

* Auferstanden.

Novelle von Theodor Winkler.

(Fortsetzung.)

Antonie sah den Freiherrn, da er verstummt war, eine kurze Weile wie fragend an. Noch einmal schienen alle Entschlüsse ihres Herzens sich ins Ungewisse zu kehren. Dann aber riß sie sich los aus seiner Umarmung und wollte von dannen eilen. „Ich kann nicht!“ preßte sie leise, aber bestimmt hervor, und ihr Gesicht spiegelte eben so viel Mitleid als innere Angst wieder.

Aber eben dadurch stieg die leidenschaftliche Erregung Lindheims auf's höchste. „Antonie,“ rief er, „höre noch Eines! Wenn Du mich verläßt, so weiß ich, was mir übrig bleibt. Du ahnst nicht, was Du mir bist, und ich kann und mag Dich nicht einem ungewissen Schicksal entgegen gehen lassen. Hier bin ich und erwarte Deine Strafe, aber verlaß' mich nicht, wenn Du noch Erbarmen hast.“

„Ich fürchte mich vor Ihnen, Herr von Lindheim!“ antwortete Antonie. Sie zitterte am ganzen Leibe und Thränen flossen aus ihren Augen. „Herr von Lindheim,“ sagte sie, „ich kann nicht; bei allem Heiligen ich kann nicht. Und wenn Jemand von dem Tode auferstände und mir geböte, Vertrauen zu Ihnen zu fassen, ich würde nicht glauben, daß ich Ihnen zu meinem Glücke die Hand böte. Denn mein Vertrauen ist geschwunden und der Riß zu groß in meinem Herzen, als daß er jemals wieder heilen könnte. Wenn Sie nur ein Funken wahrer aufrichtiger Liebe zu mir beseelte, so hätten Sie längst dafür sorgen müssen, unserem Verhältniß jene feste Form zu geben, die nach den Gebräuchen einer gesitteten Gesellschaft unerläßlich ist; es wäre dies Ehrenpflicht für Sie gewesen, Herr von Lindheim, da Sie mir es mit Hand und Mund unter heiligen Schwüren gelobt hatten. Allein Sie haben Ihren Schwur nicht gehalten, und ich habe Sie längst erkannt. Wie sollte ich Ihren neuen Versicherungen Glauben schenken? Wenn ich Ihnen wirklich im Augenblicke Etwas werth bin, so werden Sie sich schnell über meinen Verlust trösten, wenn ich erst aus Ihren Augen entschwunden bin. Darum —“

Sie hatte dies mit weicher Stimme unter lautem Weinen gesprochen. Lindheim verhinderte sie gewaltsam an der Fortsetzung ihrer Rede. Er zog sie heftig an sich und umschlang ihre Schultern, daß es ihr unmöglich war, sich aus seiner Umarmung loszuwinden. „Antonie, mein Herz, mein Leben,“ rief er, „belüge Dich nicht selbst! Du bist mir doch noch ein wenig gut, trotz allen Grolles, den Du mit Recht gegen mich hegst. Die Liebe aber kann Alles verzeihen, und es ist nicht schön, einen Reuigen von sich zu stoßen. Antonie, ich beschwöre Dich noch einmal, wage es mit mir und vertraue mir, Deiner Forderung will ich ja gern genügen, sobald es möglich.“

Sie schwieg und suchte seinen Blicken auszuweichen. Er aber zog sie an sich und küßte sie stürmisch und sagte: „Sprich nur ein einziges Wort, daß Du mir vergeben, daß Du es noch einmal mit mir versuchen willst, sprich und richte mich auf unter der Last meiner Schuld.“

Sie antwortete ihm auch jetzt nicht; aber diese Worte lösten das Eis von ihrem Herzen, und es war ihr plötzlich, als müsse sie ihm vergeben, als habe sie das Schicksal an ihn gekettet, damit er durch sie ein anderer Mensch werde. Lindheim mochte auf ihrem Angesichte die Wandlung in ihrem Inneren bemerkt haben, er umfing sie mit seinen Armen und küßte sie und sie wehrte ihm nicht. Und als sie endlich sprach, waren es Worte, die nur neue Versicherungen und neue Liebkosungen von seiner Seite zur Folge hatten.

Ueber diese Vorgänge war ziemlich eine Stunde dahingegangen.

Der Portier, welcher bei einem zufälligen Vorübergehen an den Zimmern des Freiherrn den lauten Wortwechsel gehört hatte, ohne etwas Zusammenhängendes verstehen zu können, vernahm jetzt plötzlich das Schellen der Klingel und den Befehl, einen Wagen zu besorgen, der den Freiherrn mit seiner „Gemahlin“ nach dem Bahnhof bringe. Eine kleine Viertelstunde nachher sah er Beide davonfahren. Und wieder eine Viertelstunde nachher trat der Baron von Wolterstorf in die Hausflur des Hotels.

Antonie von Waldhausen hatte den leidenschaftlichen Bitten und Betheuerungen Lindheims nicht mehr Widerstand entgegen zu setzen vermocht und sich noch einmal überreden lassen, Vertrauen in seine Liebe zu setzen. Wenn sie ihn jemals geliebt hatte, jetzt liebte sie ihn nicht mehr. Aber sie konnte sich des Mitleides für ihn nicht erwehren, und dies war hinreichend, ihren Entschluß zum Weichen zu bringen.

Daß der Baron von Wolterstorf mehr als eine bloße Errettung aus den unglückseligen Banden Lindheims beabsichtigen könne, dieser Gedanke lag ihr als etwas Unmögliches gänzlich fern. Was aber blieb ihr alsdann in der Welt noch übrig, als in trauriger Einsamkeit ein elendes Dasein zu fristen, bis der Tod käme, sie zu erlösen? Gern hätte sie dem Baron durch ein paar Zeilen Nachricht von dem gegeben, was so unerwartet über sie gekommen. Allein unter den obwaltenden Umständen war dies unmöglich; und mit tiefem Bedauern gedachte sie daran, wie er auf sie warten, wie er sie endlich suchen und ohne sie zu finden, werde zurückkehren müssen.

Still und von der übermäßigen Aufregung der letzten Stunden erschöpft saß sie dem Freiherrn im Eisenbahnwagen gegenüber. Sie war froh, daß sie nicht allein mit ihm war, sie wäre in Verlegenheit darüber gewesen, was sie mit ihm hätte sprechen sollen. Sie legte sich in die Ecke des Polsters zurück und schloß die Augen wie zum Schlafe. Aber ihre Gedanken waren zu beschäftigt, als daß wirklich Schlummer hätte über sie kommen können.

Dann und wann schlug sie unbemerkt die Augen auf und blickte verstohlen den Freiherrn an. Er saß unbeweglich da und starrte gedankenvoll durch's Fenster nach dem Himmel, wo das Tageslicht eben im Versinken war. Sein Gesicht zeigte keine Spuren der Aufregung; kalt und eisern lagen seine Mienen; nur bisweilen schien eine flüchtige Regung über sie

zu gehen. Dann biß er die Zähne gegeneinander und suchte einen anderen Punkt des Himmels, wohin er sein Auge richtete.

Wohin sie fahren wollten, hatte Lindheim bei der Abreise nicht geäußert, und Antonie folgte ihm, ohne ihn darum zu fragen. Drei Stunden waren seit der Abfahrt vergangen, ehe die Passagiere veranlaßt wurden, den Wagen zu verlassen. Es war inzwischen dunkel geworden. Jetzt pfiff die Locomotive, der Zug hielt und der Schaffner öffnete den Wagenschlag. „Station Z**!" meldete er den darin sitzenden Passagieren.

Der Freiherr erhob sich von seinem Sitze. „Wie lange hält der Zug?" fragte er.

„Eine halbe Stunde. Dann geht er auf der anderen Seite des Perrons weiter," lautete die Antwort.

Lindheim schien einen Augenblick in Zweifel zu sein, ob er weiterfahren oder in Z** bleiben sollte. Indeß folgte er den übrigen Passagieren, die das Coupé verließen. Draußen gab er Antonien den Arm. Sie ging schweigend an seiner Seite, und auch er schien den rechten Anknüpfungspunkt des Gespräches nicht gleich finden zu können. „Wollen wir diese Nacht hier bleiben oder noch bis zur nächsten Station fahren?" fragte Lindheim in eigenthümlichem Tone.

„Ich bin sehr müde," verlautete Antonie zerstreut.

„Gut, dann bleiben wir hier!" antwortete Lindheim schnell. Er erkundigte sich hierauf nach einem Hotel, geleitete Antonie an den Ausgangspunkt des Bahnhofes und stieg mit ihr in eine Droschke.

Im Gasthofe angelangt, bestellte er zwei Zimmer. Nach dem Nachtessen, das sie beide gemeinschaftlich im allgemeinen Speisesaale des Hotels einnahmen, trennten sie sich, indem ein Jedes zur Ruhe zu gehen vorgab.

Als Antonie von dem Freiherrn Abschied nahm, küßte er sie lange und innig. Dann wandte er sich schnell ab und begab sich nach seinem Schlafzimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Metz.

(Schluß.)

Kaiser Karl V. war aufs tiefste getroffen durch den Verlust von Metz. Um keinen Preis wollte er diese Hauptfestung in des Erbfeindes Händen lassen. Er sammelte ein mächtiges Heer und rückte noch in ungünstiger Jahreszeit vor die Stadt. Die Franzosen aber hatten sich beeilt, eine neue starke Citadelle zu bauen, und bedachten sich keinen Augenblick, die schönen Vorstädte rein abzubrennen. Dort standen die Klosterkirche des heiligen Arnold und das St. Martinsstift, worin Kaiser Ludwig der Fromme mit seiner Gemahlin, der heil. Siegebert, König von Austrasien, und mehrere berühmte Männer aus der Karolinger Zeit begraben waren. Der Herzog von Guise ließ ihre Gebeine mit großem Pomp in die Stadt führen, und richtete sich ein, als Commandant der Festung sich nach des Königs Befehl auf Tod und Leben zu vertheidigen. Weit und breit in der Umgegend wurden alle Vorräthe ausgeraubt. Der Kaiser hatte ein gutes Heer und treffliches Geschütz. Mit äußerster Anstrengung setzte er alles daran, Metz wieder zu erobern. Die großen Feldstücke krachten unaufhörlich. Alle Welt richtete ihre Augen auf Metz und war auf den Ausgang gespannt. Allein die Stadt war durch ihre Lage geschützt, die Citadelle und die Guisenschanze waren nicht zu nehmen, und die reißenden Ströme, welche die Stadtmauern bespülen, schwollen an durch den unaufhörlichen Regen, und traten weit über ihre Ufer. Die Zufuhr stockte, eine furchtbare Kälte ließ nicht nach, Hunger und pestartige Krankheiten brachen im kaiserlichen Heere aus, und Karl V. sah nach dreimonatlicher Belagerung sich genöthigt, zu Ende des Decembers Metz aufzugeben. Es war der schwerste Schlag in seinem Leben, und sein Stolz konnte ihn nimmer verwinden. Er hatte in seinem Krönungseid dem Reiche geschworen, allezeit dessen Mehrer zu sein, und mußte nun eine seiner Hauptpforten den Franzosen überlassen. Zahllose Dichtungen aus jener Zeit bekunden noch, welchen Eindruck diese Niederlage des Kaisers am Ende eines langen siegreichen Wirkens auf die Zeitgenossen machte. Eines dieser Distichen lautet:

Horculis optasti longas transire columnas,
Siste gradum, Metis haec tibi meta datur.

Seit der französischen Besitznahme war es mit der Blüthe von Metz vorbei. Viele Bürger konnten den Verlust der alten glorreichen Freiheit der geliebten Vaterstadt nicht verschmerzen und wanderten aus. Andere hofften noch immer auf eine Wendung der Dinge, sie konnten sich nicht vorstellen, daß der deutsche Kaiser eine solche Hauptfestung seines Reiches für immer verloren geben werde. Metz blieb ja noch immer deutsche Reichsstadt, denn Kurfürst Moritz, das ließ sich etwa zu seiner Entschuldigung anführen, hatte dem Reich alle seine Rechte, die es haben konnte, vorbehalten und den französischen König nur zum Reichsvicar oder Statthalter des Kaisers gemacht. Steuern oder Soldaten zum Reiche stellten die Metzer nicht mehr; sie entschuldigten sich: durch des französischen Königs Beschwerung würden sie daran gehindert, seien auch in zu große Dürftigkeit gerathen. Der westphälische Friede erklärte: „Und daß auch Friede und Freundschaft zwischen dem Kaiser und dem Allerchristlichsten König gefestigt werde, ist man übereinkommen, daß die Herrschaft über die Bisthümer Metz, Toul und Verdun und die gleichnamigen Städte, die vorher zum Reiche gehörten, ewig und unwiderruflich bei der Krone Frankreich sein soll."

Wer heutzutage Metz besucht, merkt äußerlich von der alten reichsstädtischen Herrlichkeit keine Spur mehr. Das militärische Commando des Oberhauptes von Frankreich tritt an allen Enden und Ecken hervor. Die ganze Stadt ist auf das stärkste befestigt. Die Schleußen sind eingerichtet, die ganze Umgegend unter Wasser zu setzen. Die alte wohlgelegene Citadelle und eine Moselinsel bilden besondere, scharf bewehrte Festungen. Das Moselfort in der Vorstadt deckt die Festung nach Nordosten, das weitläufige Fort Belle Croix nach Osten hin. Zu diesen beiden im vorigen Jahrhundert gebauten Forts kommen vier andere, die erst zwei Jahre alt sind und die Stadt zum großen verschanzten Lager machen. Es sind die Forts Mont St. Quentin, St. Julien, Queulen und des Carrieres. Frankreich betrachtete diese Festung stets wie sein großes Ausfallthor gegen Deutschland. Ungeheuere Vorräthe an Waffen und Proviant sind hier beständig aufgehäuft. Aus den Zeughäusern, so heißt es, könnten 150,000 Mann ihre Bewaffnung nehmen. Einen großen Ruf genießt auch die Artillerie- und Ingenieurschule, und französische Officiere dieser Waffengattung rühmten sich immer gern, daß sie in Metz ihre Ausbildung genossen hätten. Es ist in Metz Alles beisammen, um sich in der echt napoleonischen Kunst, dem Artilleriewesen, im großen Styl zu belehren. Das kleine Arsenal in der alten Citadelle, das große in der Guisenschanze, welche der Herzog v. Guise wider den kaiserlichen Feldherrn baute, endlich das Arsenal des Geniecorps enthalten Werkstätten, die zum Theil glänzend eingerichtet sind und all' die alten und neuen Maschinen für Krieg- und Waffenverfertigung zeigen. Die Artillerieschule besitzt außerdem noch eine interessante Sammlung von kriegsgeschichtlichen Gegenständen, die dem kundigen Officier tagelang Unterhaltung gewähren.

Jedoch auch abgesehen von seiner kriegerischen Stärke und Bestimmung, hat der Besitz von Metz einen hohen Werth. Die weite schöne Moselebene der Umgegend, eingefaßt von Waldhöhen und Rebenhügeln, ist so reich und so fleißig angebaut, daß die Stadt durch die Verarbeitung und insbesondere durch den Vertrieb all' der Bodenerzeugnisse stets Bedeutung und Wohlhabenheit behalten muß. Besonders sind es Wein, Reps, Färbestoffe und Getreide aller Art, welche von hier verfrachtet

werden. Auch die Fabriken in Tuch und Wollwaaren, Nadeln, Waffen, Spiegeln und Blumen sind in gutem Betriebe. Der lebhafte Handel aber geht hauptsächlich nach Deutschland hin.

Die siebenthorige Stadt hat viele alterthümliche und viele anmuthige Theile. Die Alleen auf den Inseln und längs der rasch strömenden Flüsse, die hochschattigen Parks mit Springbrunnen und Wasserwerken bieten die schönsten Spaziergänge. Nimmer wird man müde, hinab in das herrliche reich bewässerte Moselthal und auf die sanften grünen Anhöhen zu schauen. Die meisten Straßen sind zwar eng und winkelig, werden aber, im ansprechenden Gegensatz zu anderen französischen Städten, reinlich gehalten. An alten Kirchen und Gebäuden, die zum Theil noch aus dem 12. Jahrhundert stammen, ist kein Mangel. Das Rathhaus, die Maximinskirche, die Martinskirche, das Capitelhaus und die Capelle der Templer in der alten Citadelle, das deutsche Thor mit seinem castellartigen Thurme bieten nicht wenig, was den Geschichts- und Alterthumsforscher anzieht. Alles aber überragt die mächtige Kathedrale, ein hoher, lichter, gothischer Dom mit alten Glasgemälden. Wenn man an der Mosel steht, erinnert der Anblick an den Regensburger Dom von jenseits der Donau gesehen. Nur stellt sich der Metzer St. Stephans-Dom mit seinem stolzen 350 Fuß hohen durchsichtigen Thurme noch prächtiger dar, zumal er auf einer Anhöhe steht. An den guten Schulen und wissenschaftlichen Anstalten, an dem lebendigen Gemeinsinn und selbstständigen Geiste der Bürgerschaft, an ihrem herzlichen und lernhaften Wesen merkt man noch einen Nachklang aus der Zeit der deutschen Reichsstadt. Auch die Sittlichkeit soll trotz der beständigen militärischen Einlagerung nicht allzusehr gelitten haben. Die Weinwirkung von Paris läßt sich freilich auch in dieser Beziehung nicht ganz verkennen. Hieß es doch schon im 18. Jahrhundert von den Parisern:

Parisiis nati — non possunt esse beati;
Non sunt felices — quia matres sunt meretrices.

Die Metzer Bürger sagen: „Die Metz ist noch Jungfer", weil sie sich rühmen, die starke Festung sei noch nicht erobert worden. Wir haben gesehen, was die jüngste Zeit gebracht hat. Unter den deutschen Officieren aber findet sich vielleicht ein Alterthumsforscher, der, wenn er den Napoleonsplatz betreten und die steinernen Adler auf den Capellthürmchen gesehen hat, Muße bekommt, die Herkunft dieser alten Adler zu ergründen. Die vortrefflich bestellte Stadtbibliothek, die ein Muster von Ordnung ist, wird Quellenwerke dazu liefern. Auf meine Fragen erhielt ich von einheimischen Gelehrten blos die Antwort: „die Adler hätten von altersher auf den Thürmen gesessen."

Ein preußisches Feldlazareth.

(Aus der „Köln. Ztg.")

Die gegenwärtige Organisation des preußischen Feld-Sanitätswesens besteht in diesem Kriege ihre erste Probe. Aufgebaut auf den Erfahrungen der neueren Feldzüge, speciell der von 1864 und 1866, befriedigen ihre Leistungen die Anforderungen des Dienstes, der Humanität und Wissenschaft in einer Vollkommenheit, wie sie im Kriege, zumal von solchen Dimensionen, überhaupt möglich scheint — darüber vereinigen sich schon jetzt die maßgebenden Stimmen. Es ist dieses Resultat um so bedeutungsvoller, als die ungeheueren Opfer an Menschen, die dieser blutigste aller Kriege verlangte, wohl geeignet waren, die Voraussetzungen zu Schanden zu machen, welche nach den Erfahrungen über die Verluste in früheren Kriegen dieser neuen Organisation zu Grunde liegen. Es ist daher gewiß auch für weitere Kreise von Interesse, ein solches preußisches Feldlazareth näher kennen zu lernen, wie es z. B. gegenwärtig im Palast zu Versailles etablirt ist.

Dieser herrliche Bau, bis zur Revolution Residenz der französischen Könige, später als National-Galerie „à toutes les gloires de la France" gewidmet, ist durch wunderbare Fügung jetzt Pflegestätte unserer Verwundeten geworden. In den glanzvollen weiten Sälen, deren zahllose Bilder den Kriegsruhm Frankreichs verkünden, reiht sich Bett an Bett, und die Helden in ihnen dürfen jetzt mit Genugthuung und Stolz zu ihnen aufschauen.

Das Feldlazareth wurde mit Beginn der Cernirung von Paris eingerichtet, und was in so kurzer Zeit aus nahezu nichts geschaffen wurde, ist kaum noch ein einfaches Provisorium für Kriegsbedarf, vielmehr ein wohl eingerichtetes, großes Krankenhaus, in dem Kranke und Aerzte kaum etwas vermissen.

Ueber den großen Vorplatz an der Wache vorüber, gelangt man durch die Eintrittshalle mit Aufschrift: „12. Feldlazareth V. Armeecorps, Chirurgus Dr. Kirchner," in das Bureau. Zahlreiche Hände erledigen hier die Geschäfte jeder Art, wie sie die Verwaltung eines großen Lazareths mit sich bringt, dazu ein umfangreicher Brief- und Paquetverkehr für die Verwundeten.

Wir treten in endlose Reihen von Sälen, viele von niedriger Ausdehnung und blendender Pracht. Ueberall herrscht größte Ordnung und Sauberkeit; da ist nichts, was unnöthig die Luft verschlechtern könnte, und allenthalben dringt durch die geöffneten großen Fenster frische, reine Luft; kaum merkt das Geruchsorgan, daß jeder der zahlreichen Verwundeten an schweren Eiterungen leidet. Jeder Verwundete hat sein bequemes Bett mit einer und zwei Matratzen, zum Theil Sprungfedern, zwei wollene Decken und reine weiße Wäsche. Man vermißt die Schwierigkeiten, die sich gerade in dieser Beziehung bieten, da die meisten Verwundeten wegen der bedeutenden Eiterungen fast täglich reine Leib- und Bettwäsche nöthig haben, ja, oft täglich in ganz frische Betten umgelagert werden müssen. Wir sahen den Wäschnachweis von nur fünf Wochen, er belief sich auf 7,946 Stück, ohne die große Zahl von Verbandstücken aller Art; außerdem waren 366 Matratzen gewaschen und umgepolstert worden. Welche Vorräthe gehören dazu, zumal bei der ungünstigen Jahreszeit, und wie schwierig sind sie in Kriegsverhältnissen zu beschaffen! Und doch ist dies nur ein kleiner Theil der Bedürfnisse; noch viel zahlreicher sind die der Ernährung und Erfrischung, Ausstattung aller Art, Medicamente und Verbandmittel, Apparate und tausend nöthiger Dinge. Die freiwillige Krankenpflege leistet hierbei große Hilfe, und den gütigen Gebern fehlt es sicherlich nicht an Dank, wenn er auch nicht einmal bis zu ihnen dringt.

Das Depot der Utensilien befindet sich in der Galerie des batailles. In diesem großen, prachtvollen Saale liegen Lazarethausrüstungs-Gegenstände aller Art, da plötzlich Hunderte von Verwundeten neu in Zugang kommen können, wie auch schon der Fall war. Man ist hier von früh bis spät beschäftigt, Wäsche und Kleidung auszubessern, zu sortiren und zu ordnen. Nebenan sind die Apotheke und Bandagenkammer.

Die Verpflegung wird in zwei Küchen in verschiedenen Flügeln des Palastes bereitet, um den Transport der Speisen in die Krankensäle zu beschleunigen und zu erleichtern. Außer gewöhnlicher Kost, die per Kopf ¾—1 Pfund Fleisch nebst entsprechender Beikost und Weißbrod enthält, giebt es als Extradiät für schwerer Verwundete je nach ärztlicher Verordnung Schinken, Wurst, Sardellen, Brühe mit und ohne Ei, Kaffee, Thee, Chocolade, Limonade, Selterser Wasser, frische Früchte aller Art, dazu Wein, gewöhnlicher für Alle, Bordeaux, Portwein, Porter, Champagner für schwerere Kranke. In anstoßenden Räumen liegen Vorräthe aller Art, frische und präservirte. Die Früchte werden auf Befehl des Ober-Commando's der III. Armee aus den kaiserlichen Gärten geliefert; auch der Champagner ist Geschenk der unermüdlichen Fürsorge ihres hohen Führers. Täglich kommt von da die Ordonnanz mit Zeitungen und oft mit diesem oder jenem Leckerbissen. Die höchsten Herrschaften besuchen die Verwundeten oft, erkundigen sich theilnehmend bei jedem Einzelnen, trösten und ermuthigen die Leidenden, freuen sich mit den Genesenden und begeisterte Hingebung leuchtet aus dem dankenden Auge, wenn die hohe Hand da und dort eine Brust mit dem Eisernen Kreuze schmückt.

Die Verwandten selbst sind darauf bedacht, sich durch ihre Kleidung von der Dienerschaft zu unterscheiden. Die Frauen der Vornehmen tragen daher Seide, die Mägde aber die einfache Wollkleidung. Auch die Kopfbedeckung ist verschieden. Die Frauen der Vornehmen tragen Hüte, die Mägde aber Kopftücher.

Die Kleidung der Männer ist ebenfalls verschieden. Die Vornehmen tragen Hüte, die Diener aber Mützen. Die Vornehmen tragen Stiefel, die Diener aber Schuhe. Die Vornehmen tragen Handschuhe, die Diener aber nicht.

Die Kleidung der Kinder ist ebenfalls verschieden. Die Kinder der Vornehmen tragen Seide, die Kinder der Mägde aber Wollkleidung. Die Kinder der Vornehmen tragen Hüte, die Kinder der Mägde aber Kopftücher.

Die Kleidung der Hunde ist ebenfalls verschieden. Die Hunde der Vornehmen tragen Halsbänder, die Hunde der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Katzen ist ebenfalls verschieden. Die Katzen der Vornehmen tragen Halsbänder, die Katzen der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Pferde ist ebenfalls verschieden. Die Pferde der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Pferde der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Esel ist ebenfalls verschieden. Die Esel der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Esel der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Ochsen ist ebenfalls verschieden. Die Ochsen der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Ochsen der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Kühe ist ebenfalls verschieden. Die Kühe der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Kühe der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Schafe ist ebenfalls verschieden. Die Schafe der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Schafe der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Ziegen ist ebenfalls verschieden. Die Ziegen der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Ziegen der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Schweine ist ebenfalls verschieden. Die Schweine der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Schweine der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Hühner ist ebenfalls verschieden. Die Hühner der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Hühner der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Gänse ist ebenfalls verschieden. Die Gänse der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Gänse der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Enten ist ebenfalls verschieden. Die Enten der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Enten der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Truthühner ist ebenfalls verschieden. Die Truthühner der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Truthühner der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Tauben ist ebenfalls verschieden. Die Tauben der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Tauben der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Sperlinge ist ebenfalls verschieden. Die Sperlinge der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Sperlinge der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Mäuse ist ebenfalls verschieden. Die Mäuse der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Mäuse der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Ratten ist ebenfalls verschieden. Die Ratten der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Ratten der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Flöhe ist ebenfalls verschieden. Die Flöhe der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Flöhe der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Läuse ist ebenfalls verschieden. Die Läuse der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Läuse der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Wanzen ist ebenfalls verschieden. Die Wanzen der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Wanzen der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Fliegen ist ebenfalls verschieden. Die Fliegen der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Fliegen der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Mücken ist ebenfalls verschieden. Die Mücken der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Mücken der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Bremsen ist ebenfalls verschieden. Die Bremsen der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Bremsen der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Hornissen ist ebenfalls verschieden. Die Hornissen der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Hornissen der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Wespen ist ebenfalls verschieden. Die Wespen der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Wespen der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Bienen ist ebenfalls verschieden. Die Bienen der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Bienen der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Ameisen ist ebenfalls verschieden. Die Ameisen der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Ameisen der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Käfer ist ebenfalls verschieden. Die Käfer der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Käfer der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Würmer ist ebenfalls verschieden. Die Würmer der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Würmer der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Schnecken ist ebenfalls verschieden. Die Schnecken der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Schnecken der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Muscheln ist ebenfalls verschieden. Die Muscheln der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Muscheln der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Austern ist ebenfalls verschieden. Die Austern der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Austern der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Krebse ist ebenfalls verschieden. Die Krebse der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Krebse der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Hummer ist ebenfalls verschieden. Die Hummer der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Hummer der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Garnelen ist ebenfalls verschieden. Die Garnelen der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Garnelen der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Krabben ist ebenfalls verschieden. Die Krabben der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Krabben der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Seesterne ist ebenfalls verschieden. Die Seesterne der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Seesterne der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Seeigel ist ebenfalls verschieden. Die Seeigel der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Seeigel der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Quallen ist ebenfalls verschieden. Die Quallen der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Quallen der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Polypen ist ebenfalls verschieden. Die Polypen der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Polypen der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Korallen ist ebenfalls verschieden. Die Korallen der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Korallen der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Schwämme ist ebenfalls verschieden. Die Schwämme der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Schwämme der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Algen ist ebenfalls verschieden. Die Algen der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Algen der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Moose ist ebenfalls verschieden. Die Moose der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Moose der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Farne ist ebenfalls verschieden. Die Farne der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Farne der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Gräser ist ebenfalls verschieden. Die Gräser der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Gräser der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Getreidearten ist ebenfalls verschieden. Die Getreidearten der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Getreidearten der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Hülsenfrüchte ist ebenfalls verschieden. Die Hülsenfrüchte der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Hülsenfrüchte der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Kartoffeln ist ebenfalls verschieden. Die Kartoffeln der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Kartoffeln der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Rüben ist ebenfalls verschieden. Die Rüben der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Rüben der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Kohlarten ist ebenfalls verschieden. Die Kohlarten der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Kohlarten der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Salatarten ist ebenfalls verschieden. Die Salatarten der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Salatarten der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Gewürzpflanzen ist ebenfalls verschieden. Die Gewürzpflanzen der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Gewürzpflanzen der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Heilpflanzen ist ebenfalls verschieden. Die Heilpflanzen der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Heilpflanzen der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Giftpflanzen ist ebenfalls verschieden. Die Giftpflanzen der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Giftpflanzen der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Obstbäume ist ebenfalls verschieden. Die Obstbäume der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Obstbäume der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Nadelhölzer ist ebenfalls verschieden. Die Nadelhölzer der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Nadelhölzer der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Laubbäume ist ebenfalls verschieden. Die Laubbäume der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Laubbäume der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Sträucher ist ebenfalls verschieden. Die Sträucher der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Sträucher der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Ranken ist ebenfalls verschieden. Die Ranken der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Ranken der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Blumen ist ebenfalls verschieden. Die Blumen der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Blumen der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Früchte ist ebenfalls verschieden. Die Früchte der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Früchte der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Samen ist ebenfalls verschieden. Die Samen der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Samen der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Wurzeln ist ebenfalls verschieden. Die Wurzeln der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Wurzeln der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Knollen ist ebenfalls verschieden. Die Knollen der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Knollen der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Zwiebeln ist ebenfalls verschieden. Die Zwiebeln der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Zwiebeln der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Knospen ist ebenfalls verschieden. Die Knospen der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Knospen der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Blätter ist ebenfalls verschieden. Die Blätter der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Blätter der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Stängel ist ebenfalls verschieden. Die Stängel der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Stängel der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Äste ist ebenfalls verschieden. Die Äste der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Äste der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Zweige ist ebenfalls verschieden. Die Zweige der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Zweige der Mägde aber nicht.

Die Kleidung der Blüten ist ebenfalls verschieden. Die Blüten der Vornehmen tragen Zaumzeug, die Blüten

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 137. Dritter Jahrgang. 1870.

* Auferstanden.

Novelle von Theodor Winkler.

(Fortsetzung.)

6.

Neuer Frühling.

Hofrath Schwanenstedt saß eines Tages wieder an seinem Arbeitstisch.

Seit er jenen Brief seines Freundes Alfred von Woltersdorf empfangen hatte, waren ziemlich zwei Wochen vergangen. Er hatte dem Freunde sofort mit dem ihm eigenen Wohlwollen geantwortet und ihm versichert, daß er Alles aufbieten werde, was in seinen Kräften stehe, den Aufenthalt Antoniens von Waldhausen zu ermitteln. Gleichzeitig konnte er nicht umhin, aus aufrichtiger Freundschaft seine Bedenken gegen eine so auffallende Herzenswendung in schonenden Worten kundzugeben und ihm den Rath zu ertheilen, sich Alles wohl zu bedenken, bevor er handele. Denn diese plötzlich wiedererwachte Neigung dünkte ihm keine lebensfähige, herzkräftige Liebe, die einen schwer Darniedergebeugten noch einmal mit der Welt aussöhnen könne. Zugleich mit diesem Briefe hatte er an verschiedene befreundete Polizeicommissarien nach den verschiedensten Richtungen des Landes geschrieben und sie um ihre Beihilfe ersucht. Er selbst konnte die Angelegenheit und vor Allem Antonie nicht aus dem Sinne bringen. Unter Tages verfolgte sie ihn bei Allem, was er that, des Nachts erschien sie ihm im Traume bald schön, bald häßlich, bald glücklich, bald unglücklich.

Da bekam er mit einem Male zwei Briefe. Der eine war von Alfred, der andere von einem Polizeicommissarius der Provinz, mit welchem er die Universität besucht hatte.

Der Hofrath erbrach zuerst den Brief Alfreds und las Folgendes:

„Lieber, theuerer Freund!

„Vor Allem nimm im Geiste mit Kuß und Handschlag meinen Dank, meinen tiefempfundenen, aufrichtigen Dank für die liebevolle Antwort auf meinen Brief. Sie war ein wahrer Labetrunk in meiner Einsamkeit, und ich habe von neuem Deine alte, uneigennützige Freundschaft daraus kennen gelernt. Auch Deine Bedenken habe ich in reiflicher Erwägung gezogen und habe mein Herz wohl hundert Mal gefragt, ob es nicht klüger thue, Antonie zu vergessen. Allein es wäre Unmögliches gefordert. Je länger ich ihre Nähe entbehren muß, desto heißer, ungestümer sehne ich mich nach ihr und ich würde an nichts mehr glauben, wenn ich mich darin täuschte, daß Antonie die Einzige ist, bei der mein Herz wieder gesund werden kann. Darum gieb Dich zufrieden, wackerer Freund, und laß mich Deinen Beistand ungeschmälert genießen, trotzdem, daß mein Entschluß keine Aenderung erleidet.

„Hast Du noch keine Spur, wo sie sich aufhalten könnte? O, wie grolle ich dem Schicksal!

„Rechne mir die Kürze dieses Briefes nicht an, lieber Freund, ich habe keine Ausdauer bei meinen Schreibereien. Laß mich aber hoffen, daß Du nicht Gleiches mit Gleichem vergiltst, sondern schreibe mir recht bald! Wenn doch ein günstiger Stern Deine Bemühungen um Antonie krönte! Ich bitte den Himmel täglich darum. Die Stunde sei gebenedeit, die mir Nachricht über sie bringt.

„Ich grüße und küsse Dich in alter Freundschaft und hoffe auf Dich als

Dein

Alfred von Woltersdorf."

Der Hofrath schüttelte den Kopf, als er dieses Schreiben gelesen hatte. „Immer noch der Alte," dachte er bei sich, „der alte unerschütterliche Enthusiast!" Neugierig griff er nach dem zweiten Briefe und erbrach ihn. Er enthielt folgende Zeilen:

„Werthgeschätzter Freund!

„Es gereicht mir zum aufrichtigen Vergnügen, Ihnen in der Angelegenheit, von der Sie mir schreiben, schon heute dienstlich sein zu können. Fräulein Antonie von Waldhausen befindet sich seit einigen Wochen in hiesiger Stadt und zwar ohne die Gesellschaft jenes Herrn, den Sie mir bezeichneten. Sie hält sich vielmehr unter dem Schutze einer alten Dame hier auf, die, wie verlautet, mit ihr verwandt sein soll, ein Gerücht, auf das ich wenig Gewicht lege, da die Dame aus einer entfernten Gegend stammt, von bürgerlicher Herkunft ist und Fräulein Waldhausen als ihre Aftermietherin angegeben hat.

„Ihrer weiteren Befehle gewärtig, werde ich inzwischen über die fragliche Dame Obacht behalten und zeichne mit freundschaftlichem Gruße

*, den .... 18..

Ihr ergebenster

A. N.,

Polizeicommissarius."

„Triumph!" schrie Schwanenstedt voll herzlicher Freude, „das wird dem alten Woltersdorf überraschend kommen!"

Er legte das Papier auf den Tisch und ging einige Male im Zimmer auf und ab. Plötzlich aber blieb er stehen. „Wenn ich nur in aller Welt wüßte, wie sie dorthin gekommen ist!" sagte er bei sich und sprach sich wiederholt den Namen der Stadt vor, aus welcher der Brief des Polizeicommissärs datirte. „Und allein!" fuhr er hierauf fort. „Der ewige Bräutigam wird sie verlassen haben! . . . Was aber soll ich nun thun? Es kommt zweierlei in Frage. Setze ich einfach Woltersdorf in Kenntniß und lege den Brief bei? Oder benutze ich einen kurzen Urlaub, reise selbst hin, suche Antonie auf und — bringe sie, wo möglich, dem Freunde in eigener Person?"

Er konnte sich nicht verbergen, daß ganz leise in seinem Herzen eine Stimme sich regte, die ihn für das letztere bestimmen wollte. Neugier, Theilnahme — er wußte nicht wie er es nennen sollte, — beseelte ihn auf einmal und malte es ihm als ein schönes Werk vor, Antonie wiederzusehen, die Mittheilungen des Freundes über ihre Schönheit und Herzenswandlung zu prüfen und vielleicht gar aus ihrem eigenen Munde die Geschichte ihren bitteren Erfahrungen vernehmen zu dürfen. Seine Einbildungskraft spielte eine Zeit lang mit ihrem Bilde, dann stieg die Vergangenheit wieder herauf aus dem Grabe und mit ihr der einstmalige Assessor voll sentimentaler Leidenschaft. Daneben warnte ihn eine andere Stimme und hatte

allerlei einzuwenden, aber sie war schwach, so daß er sie leicht und gern überhörte. Noch einmal gab er ihrem Bilde Raum, und nach einer Weile ertappte er sich selbst dabei, wie er sich so in den Gedanken des Wiedersehens vertieft hatte, daß bis zum festen Entschlusse nur noch ein kleiner Schritt war. Nur noch einen Augenblick des Erwägens, des Prüfens und Schwankens, dann verließ er das Zimmer.

Einige Stunden später fuhr er auf dem Schienengeleise dahin, jener Stadt in der Provinz entgegen, in welcher der befreundete Polizeicommissarius zusammt der zukünftigen Braut des Barons sich aufhielt.

Ein junger Herr von der Handlung saß mit ihm im Eisenbahnwagen und fragte ihn besorgt, ob er wohl einen schweren Verlust beklage, da er so verstört und vergrämt ausschaue. Diese sonderbare Bemerkung riß ihn aus seinen Träumen empor, in welche er versunken gewesen. Er mußte die Beobachtung machen, daß ihn das Schicksal Antoniens von Waldhausen, der Plan seines Freundes, überhaupt Alles, was sich um die Person drehte, welcher er entgegen fuhr, weit mehr am Herzen liege, als er sich selbst bisher bekannt hatte. Die Antwort, welche er dem jungen Manne gab, war fast unfreundlich zu nennen, denn gerade jetzt berührte ihn jede Störung auf das empfindlichste.

Er war froh, als der Zug hielt und er sich an Ort und Stelle wußte. Es war tief in der Nacht, als er den Bahnhof verließ und die Stadt betrat. Und die Ungeduld, das Mädchen seiner einstigen Liebe wieder von Angesicht zu Angesicht zu sehen, war so groß, daß er die Nacht verwünschte, die ihn vom unverzüglichen Besuche abhielt.

Voll Unruhe harrte er im einsamen Gasthofszimmer dem Anbruch des Tages entgegen. Er hatte sich niedergelegt; aber kein Schlaf kam über seine Augen. Er malte sich das Bild Antoniens wiederum in den verschiedensten Farben aus, er hörte sie sprechen und ihre Schicksale erzählen und sah sich im Geiste als Vermittler zwischen ihr und dem Freunde.

Sobald der Morgen graute und das Tageslicht den ersten Schimmer durch die Ritzen der Vorhänge seines Schlafgemaches warf, stand er auf und sandte nach dem Polizeicommissarius, ihm seine Ankunft und zugleich einen kurzen Besuch anmeldend. Statt der Antwort kam aber Jener selbst in den Gasthof und begrüßte den Universitätsfreund mit aufrichtiger Freude. Nachdem die ersten Förmlichkeiten des Empfangs vorüber waren, ging der Hofrath sogleich zu der eigentlichen Sache über, eröffnete dem Freunde den Zweck seines Kommens, soweit es ihm ohne Nachtheil für Alfred und ihn selbst geschehen zu können dünkte, und schloß endlich mit der Bitte, der Commissarius möge ihm die Wohnung Antoniens genau bezeichnen, da er beabsichtige, ihr selbst einen Besuch abzustatten.

Ein wehmüthiges Gefühl beschlich den Hofrath, als er sich aufmachte, Antonie von Waldhausen in ihrer Wohnung aufzusuchen. Der Commissar hatte ihm die letztere genau bezeichnet; sie befand sich im vierten Stockwerke eines Hauses, das in einer stillen, abgelegenen Straße der Vorstadt gelegen war. Noch unterwegs überlegte er, wie er den Zweck seines Besuches erledigen solle, ohne die Erinnerung an eine bessere Vergangenheit und mit dieser schmerzliche, beschämende Gefühle bei Antonien hervorzurufen. Allein es gelang ihm nicht, eine Einleitung zu finden, die ihm schonend genug erschienen wäre.

Mittlerweile hatte er die Gasse und das ihm bezeichnete Haus gefunden. Er schritt die hölzernen, ausgelaufenen Stiegen hinan, und erst als er oben vor der Thür stand, fiel es ihm auf, daß er eigentlich unvorbereitet sei. Vielleicht wäre er gar nicht eingetreten, sondern hätte das Haus wieder verlassen — so beklommen wurde ihm auf einmal um's Herz —, wenn nicht in diesem Augenblicke Schritte hinter ihm hörbar geworden wären, leichte, schwebende Tritte, die von ein paar Füßchen herrührten, welche die Treppe heraufkamen.

Betroffen kehrte sich der Hofrath um und erschrak. Es durchzuckte ihn wie ein elektrischer Schlag, den er vom Scheitel bis in die Kniee fühlte. Eine Dame war es, die eben den letzten Treppenabsatz heraufkam, eine junge, schöne Dame; er warf nur einen flüchtigen Blick auf ihr Gesicht, ein Schleier verhüllte es zur Hälfte; aber er hatte es erkannt, es war ein Bild aus alten, längst entschwundenen Tagen. Es war Antonie von Waldhausen.

Noch ehe sie ihm gegenübertrat, hatte der Hofrath den ersten Eindruck überwunden und seine völlige Ruhe wiedergewonnen. Er trat einen Schritt zurück und verbeugte sich. Sie blickte ihn fragend an.

„Habe ich die Ehre, Fräulein Antonie von Waldhausen vor mir zu sehen?" fragte Schwanenstedt mit Artigkeit.

„Ich bin es," antwortete sie leise, nicht ohne eine gewisse Aengstlichkeit.

„Im Auftrage eines Freundes, der sowohl Ihnen als mir nahe steht, hätte ich gern einige Worte mit Ihnen gesprochen, gnädiges Fräulein. Würden Sie mir wohl die Vergünstigung einer Audienz von wenigen Minuten bewilligen? Erlauben Sie, daß ich mich Ihnen zunächst selbst vorstelle: Ich bin der Hofrath von Schwanenstedt. Vielleicht erinnern Sie sich meiner noch aus früheren Jahren."

Eine stumme Verbeugung antwortete ihm, während in ihren Mienen Neugier und Verlegenheit kämpften. „Und der Freund, in dessen Namen Sie mir die Ehre erweisen?" fragte sie.

„Ist der Baron Alfred von Woltersdorf," entgegnete Schwanenstedt.

Ein jäher Schreck durchzuckte sie bei diesem Namen. Man konnte es auf ihrem Gesichte lesen, daß sie nicht gewünscht hatte, diesem Namen wieder zu begegnen, daß sie sich in der engen, finsteren Gasse sicher vor Entdeckung gewähnt, und daß es ihr im Augenblicke ein unlösliches Räthsel war, wie er dieses Versteck auszukundschaften ermöglicht hatte.

Der Hofrath bemerkte dies und sagte: „Mein gnädiges Fräulein! Was ich Ihnen mitzutheilen komme, ist nicht der Art, daß Sie nöthig hätten, sich auch noch einen Moment lang zu beunruhigen. Es wird weder Ihre Ruhe gefährden, noch störend in Ihre Tagesordnung eingreifen. Es ist vielmehr eine Mittheilung, deren Berücksichtigung oder Nichtberücksichtigung Ihnen ganz anheimgestellt bleibt."

„Sie machen mich sehr neugierig, Herr Hofrath. Darf ich bitten, einzutreten!" antwortete sie zerstreut. Sie hatte die Thür geöffnet und führte Schwanenstedt in ein kleines Zimmer, dessen sehr bescheidene Ausstattung den Uneingeweihten schwerlich errathen ließ, daß die Bewohnerin dieses schmucklosen Asyles eine Dame der vornehmen Welt sei, die einst an Glanz und Ueberfluß gewöhnt gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

* Deutschlands Grenzen.

Von Ph. Schneider.

(Zu diesem Aufsatze gehört die der heutigen Nummer beigelegte lithographirte deutsche Sprachkarte.)

Die außerordentlichen Ereignisse des letzten Vierteljahres, die ungeahnten Erfolge der deutschen Waffen haben eine Frage der Entscheidung nahe gebracht, welche seit den Tagen der Befreiungskriege die besten Köpfe unseres Volkes beschäftigte und, weil ungelöst, in einer peinlichen Spannung erhielt. Auf dem Wiener Congreß war es den schlauen Künsten der Diplomatie gelungen, nicht blos unsere Westgrenze zu zersplittern, sondern zur unauslöschlichen Schmach unseres Vaterlandes zwei kerndeutsche Provinzen scheinbar für immer dem Erbfeinde zu überliefern und ihm dadurch den Schlüssel in das Herz des Reiches in die Hand zu drücken. Aber so war es schon lange zuvor gewesen. Das gebildetste und, wenn es einig sein wollte, gewaltigste Volk auf der Erde mußte es geschehen lassen, daß seit vielen Jahrhunderten fast kein Friede geschlossen wurde, wobei es nicht von seiner Ehre und Herrlichkeit verloren hätte. Ja es mußte dahin kommen, daß man ihm die nächste und leichteste Gemeinschaft mit den Völkern sperrte; daß eine Landschaft, die immer mit ihm hätte verbunden bleiben sollen und es wieder werden muß, nach Belieben seinen schönsten Strom belastete und ihm den Austritt in's Meer verwehrte. Und so ging es auf allen Seiten, im Norden wie im Süden, im Osten wie im Westen. Wie war dies möglich? Wie konnte es so weit kommen? Die Geschichte unseres Volkes giebt uns die Antwort auf jedem Blatte: die deutsche Gemeinschaft und Brüderlichkeit der Herzen war fast ausgestorben; Jeder wollte bestehen für sich und Keiner dem Ganzen ein Opfer bringen. Die Bestrebungen erleuchteter deutscher Fürsten, wie Maximilian I., die Aufopferungen edler Männer wie Sickingen und Hutten wurden verkannt und scheiterten an dem Streben der Dynasten nach Selbstherrlichkeit in ihren Stammsitzen, wo sie sich darin gefielen, fremde Unsitte sclavisch nachzuahmen und dadurch des Volkes Mark und Blut zu vergiften. So geschah es, daß zuerst die Schweizer, sodann die Niederländer sich vom Reiche losrissen und die Franzosen mit einem Theile ihrer Grenzen an den Oberrhein kamen. Nun lag das unbewaffnete Deutschland offen vor ihnen, und sie brauchten nur das angefangene Werk fortzusetzen und zu vollenden. Dies gelang auch trefflich dem ersten Napoleon, indem nicht nur die herrlichen Lande um Rhein, Mosel, Maas und Schelde, sondern auch ein großer Theil Norddeutschlands bis über die Elbe hinaus zum französischen Kaiserreiche geschlagen wurden. Doch die Niederlagen in Rußland und der Freiheitskampf im Jahre 1813 trieben den frechen Eroberer in seine Schranken zurück und der Augenblick war da, wo Deutschland in sein Recht und seine Würde wieder eingesetzt werden konnte. Unerhörterweise geschah dies nicht, und halbverzweifelt konnte der Vaterlandsfreund ausrufen: „Dieser Augenblick kehrt in einem Jahrtausend nicht wieder!"

Doch der Himmel hat es anders, besser gewollt. Was wir so lange, so schmerzlich entbehrt, die Einheit, sie wurde als das höchste Ziel unseres politischen Strebens erkannt, und schon die wenn gleich mißglückten Versuche von 1832 und 1848 ließen vorauserkennen, daß sie kein leerer Schein, kein Trugbild bleiben werde.

Wenn nun auf der einen Seite die Anlage der deutschen Stämme sie zu einer höchstmöglichen gemeindlichen Selbstständigkeit treibt und eine eigenartige Entwickelung ihnen zur Lebensbedingung macht — aus welcher eigenthümlichen Neigung eben das beklagenswerthe innere Zerwürfniß entsprang —: so konnten doch auf der anderen Seite die großartigen umgestaltenden Erfindungen und Verkehrserweiterungen in Verbindung mit dem weltbeherrschenden Geiste der Association nicht verfehlen, bei dem deutschen Volke wie allerwärts den Drang nach Einigung des Gleichartigen um so lebendiger zu machen, als auch andere Völkergruppen von demselben Streben ergriffen sind. Es liegt im Wesen unserer Zeit, daß kleinere Gemeinschaften in staatlicher Beziehung nicht mehr aufkommen können indem größere Ziele und Erfolge ein Zusammengehen Vieler unbedingt nothwendig machen. Darum ist auch die Zeit der bisherigen Kleinstaaterei ein für allemal vorüber und entsteht bei den Kleinen nur die Frage: Wann wird ihre vermeintliche Selbstständigkeit aufhören? Dieser Drang nach Einigung hat denn auch das deutsche Volk so mächtig ergriffen, daß alles Widerstreben die Bewegung nicht hindern konnte. Als nun gar die Ereignisse des Jahres 1866 dem Streben eine bestimmte Richtung gaben, und als die Deutschen bemerkten, wie in Folge dieser Begebenheiten die Achtung vor dem deutschen Namen mächtig stieg, da bedurfte es nur eines äußeren Anstoßes, um die lange getrennten Glieder zu einigen.

Für diesen Anstoß sorgte in grenzenloser Verblendung und Selbstüberschätzung das französische Volk. Im Inneren geknechtet wie nie zuvor, bedurfte es für seinen angeborenen Trieb zur Rauferei einen Abzugscanal, da der in Afrika nicht mehr ausreichte, alle unzufriedenen Elemente aufzunehmen. Ueberdies lag dem wahnsinnigen Geschrei nach der Rheingrenze bei unseren Nachbarn das unbestimmte Gefühl zu Grunde, daß der zu sich selbst gekommene deutsche Michel die alten Rechnungen des 17. Jahrhunderts durchsehen und das ihm so schmählich Entwendete zurückfordern könnte. Dieses Gefühl war ein sehr richtiges, weshalb die französischen Heißsporen aller Parteien unseren voraussichtlich bald an den Tag tretenden Forderungen am sichersten dadurch zu begegnen glaubten, daß sie Zuvorkommens spielten und das ganze linke Rheinufer für sich verlangten, weil ohne dasselbe Frankreich nie sicher sei. Ein einiges Deutschland durfte nicht aufkommen, wenn die große Nation fort und fort in Europa den Vorsitz führen sollte. Darum beweisen schon Sully und Richelieu, daß der Rhein Frankreichs Naturgrenze sei. Die Ungeheuer von 1793 schrieen es nach, die Apostel der Bonapartes, Bourbonen und Orleans, Thiers, Girardin, Granier de Cassagnac und Consorten predigten es noch vor vier Monaten. Denn Alle wußten, so gut, als schon Cäsar es wußte, daß ihnen der Besitz des Rheines nicht nur die Herrschaft über Deutschland verleihen mußte, sondern auch das Uebergewicht in Europa. Den Rhein betrachteten sie eben als ihre Naturgrenze.

Die einzige und giltigste Naturgrenze macht aber die Sprache. Nur kleinere Theile eines Volkes, die, von anderen Völkern umschlossen, in einem größeren Ganzen wohnen, müssen sich gefallen lassen, dem größeren Staate und nicht dem entfernten Stammlande anzugehören.

Nächstdem werden Naturgrenzen, abgesehen von Meeren, Seen und Wüsteneien durch Gebirgsrücken gebildet. Ströme trennen nicht, sie verbinden vielmehr; denn sie sind den größten Theil des Jahres über leicht zu überschiffen, des Winters mit Eis überbrückt. Demgemäß haben wir die Westgrenze Deutschlands an der Hand der Geschichte da aufzusuchen, wo seit uralten Zeiten Deutsche saßen und deutsch redeten. Sie zieht von Dunkirchen südöstlich unter Mons und Luxemburg hin, läuft zwischen Diedenhofen und Metz über die Mosel auf die Wasserscheide zwischen dieser und der Saar und zieht dann der Vogesenhöhe nach auf die Wasserscheide zwischen Ill und Doubs. Dadurch wird das ganze Saargebiet, einschließlich der wälschen Nied, zu Deutschland geschlagen. Daß man übrigens zu Deutschlands Gunsten und Sicherheit auch eine andere Grenze annehmen könne, beweist ein im Jahr 1814 ernstlich gemachter Vorschlag (Wo ist die natürliche und sichere Grenzlinie für die mit Frankreich benachbarten Staaten? Worin besteht ihr Nutzen? Wie kann sie erhalten werden? Germanien 1814), wonach das Rhonegebiet, das Maas- und das Scheldegebiet zu Deutschland (und Belgien) gehören sollten, weil die Bewohner dieser Landstriche ihrer Abstammung und Sprache, ihren Sitten und ihrem Charakter nach ehemals größtentheils Deutschland angehörten, das durch ihren Besitz gegen künftige Anfälle Frankreichs gedeckt und mit dem Mittelmeer in ununterbrochene Verbindung gebracht würde. Eine ähnliche Ansicht vertrat vor einiger Zeit ein Correspondent der „A. Allg. Ztg." Doch wollen wir unsere

Ansprüche nicht allzusehr über die jetzige Sprachgrenze ausdehnen; die Klugheit gebietet aber und unsere Sicherheit für alle Zukunft verlangt dringend, daß wir das ganze Moselgebiet bis an die belgische Grenze in Anspruch nehmen.

Weil indeß französischerseits der Einwurf gemacht werden könnte, die Bewohner des linken Rheinufers seien ja die Stammesgenossen der heutigen Franzosen und diese deshalb berechtigt, das ganze linke Rheinufer anzusprechen, so wollen wir darauf erwidern, daß jene Franken, welche unter Chlodwig das fränkische Reich gründeten, nicht mehr vorhanden sind. Der Theil derselben, welcher zur Zeit der merovingischen Könige das Reich Neustrien, d. i. Westfrankreich, bildete, vermischte sich mit den Galliern und Römern, und es entstand dadurch ein Mischlingsvolk, das heutzutage Franzosen oder Franzen, auch Franzmänner genannt wird, wohingegen die in den alten Sitzen im Mittelrheingebiet Gebliebenen bis auf den heutigen Tag echte Germanen sind und mit den Franzosen in Sitte und Art wenig gemein haben.

Zu diesen unvermischt gebliebenen Franken aber gehörten und gehören auch heute noch die Bewohner des beiweitem größten Theiles von Lothringen. Sie hielten sich selbst in den Jahrhunderten, als das deutsche Reich durchaus keine zwingende und zusammenhaltende Gewalt mehr hatte, durch Neigung und Art des Volkes unwillkürlich gezogen, immer zum deutschen Reiche und nicht zum französischen. Daß auch ein Theil der Franzosen wirklich Abkömmlinge der Franken und anderer gemischter Volksstämme sind, soll nicht in Abrede gestellt werden. In den kühnen, kräftigen Bewohnern der Champagne und Wälsch-Lothringens, auch eines Theiles von Isle de France, erkennt man noch heute auf den ersten Blick die Nachkommen der wilden Sikambern, sowie in den Wallonen, Picarden und Normannen die Enkel der germanischen Belgen und Normänner. Allein alle diese sind, abgesehen von vielfacher Vermischung, durch Annahme der französischen Sprache und Sitten Franzosen geworden und bilden heute den tüchtigsten und streitbarsten Theil der französischen Nation. Wenn aber in öffentlichen Blättern, in Gedichten und Liedern unsere Erbfeinde Franken genannt werden, so legen wir Bewohner des Mittelrheingebietes, also auch des Maingebietes, ernstliche Verwahrung dagegen ein, indem wir den Namen Franken für uns in Anspruch nehmen, Jenen dagegen nur die Namen Franzosen, Franzen oder Franzmänner zuerkennen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

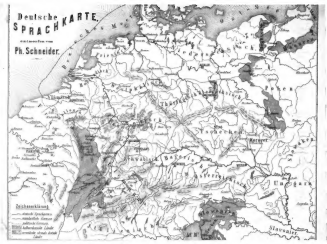
s Technisches. Wir besprachen vor einiger Zeit die Popper'schen Dampfkessel-Einlagen, zur Verhütung der Uebelstände des Kesselsteines dienend, welche aus entsprechend geformten Blechwandungen bestehen, die in den Wasserraum der Kessel eingesetzt werden. Die Anordnungen sind selbstverständlich sehr mannichfaltig, je nach den Systemen der Kessel. In den letzten zwei Jahren sind nun die Popper'schen Kesseleinlagen vielfällig, und zwar mit wirklich günstigem Erfolge in Anwendung gebracht worden, hauptsächlich in Oesterreich, aber auch in anderen Industrieländern. F. Napravil, Zuckerfabrik-Director in Velim, veröffentlicht im 2. Novemberheft des „Polytechn. Journals" einen interessanten Bericht über diesen Gegenstand, aus dem zu entnehmen ist, daß zwar keineswegs die Kesselsteinbildung beseitigt, aber doch in hohem Maße unschädlich gemacht wird. Der erwähnte Bericht beantwortet namentlich die Frage: Auf welche Weise bewirken die P.'schen Einlagen die Beseitigung der durch die Niederschläge der Speisewasser sonst entstehenden großen Uebelstände? Es ist erwiesene Thatsache, daß sich der allergrößte Theil des im Wasser suspendirten Schlammes im Inneren des Apparates ruhig absetzt. Das Aufschäumen des Wassers und Aufsteigen des Dampfes findet allein an den Kesselwandungen statt. Der Theil der Wasseroberfläche, von wo aus der Dampf nach dem Dome entweicht, ist vollkommen ruhig, daher der Dampf fast ganz wasserfrei und schlammfrei abzieht. Auch im Wasserstandsglase zeigt sich das Wasser rein, und Störungen durch Verschlammung desselben kommen nicht mehr vor. Feste Incrustationen sind zwar in einigen Fällen ganz vermieden worden, stets aber sind sie wenigstens bedeutend vermindert, und zwar bis auf 1/4 höchstens 1/3 gegen früher reducirt worden. Eine wichtige Wirkung der P.'schen Einlagen ist aber die, daß die gebildeten Krusten sich viel leichter von den Kesselblechen ablösen lassen, als es sonst möglich war. Durch die Abführung des feineren Schlammes wird den zurückbleibenden Theilen das Bindemittel entzogen, der Kesselstein zeigt sich spröd wie Glas und von geringer Festigkeit. Endlich ist constatirt worden, daß die von selbst abspringenden Kesselsteintheilchen sich nicht, wie es sonst häufig geschieht, in Massen anhäufen und das schnelle Durchbrennen und Blasenziehen der Feuerplatten verursachen, sondern vielmehr zum größten Theile vom Dampfe in das Innere der Einlagen entführt werden, wo sie sich mit dem Schlamme vermengt in großen Massen vorfinden. Es wird auch behauptet, daß die P.'schen Einlagen die Betriebssicherheit der Kessel erhöhen, indem nämlich das stärkere Aufschäumen des Wassers an den Wandungen größeren Schutz gegen das Erglühen bei gesunkenem Wasserstande gewähre, sowie man auch glaubt, daß der sogenannte Siedeverzug, aus welchem nach neueren Ansichten manche Explosionen entspringen, bei Anwendung des in Rede stehenden Apparates nicht so leicht eintreten könne. — Die „D. Ind. Ztg." bringt einige interessante Notizen über die z. B. vielbesprochene Fabrikation von Erbswurst in Berlin. Das Fabrikat, die Erfindung eines Berliner Koches Grünberg, stellt ein vollständiges Erbsengericht mit Speck, in einen Darm gefüllt, getrocknet und dauerhaft gemacht, dar, welches zur Zubereitung nur mit Wasser zu sieden ist. Das Geheimniß besteht einzig in dem Zusatze von Salzen ꝛc., welche verhindern, daß die Masse sauer wird. Die von der preußischen Regierung errichtete Wurstfabrik, bei welcher der Erfinder als Beamte angestellt ist, beschäftigt bereits 1200 Personen und verarbeitet täglich 225 Centner Speck, 450 Centner Erbsmehl, 28 Scheffel Zwiebeln, 32 Säcke Salz à 125 Pfund zu 75,000 Stück Pfundwürsten. Dazu sind 40 Wurstkessel und 150 Wurstspritzen zum Füllen der Därme in Thätigkeit. Dem Erfinder ist eine Prämie von 37,000 Thaler zugestanden worden.

— Vor Kurzem passirte in Berlin ein Verwundeter durch, der die allgemeine Theilnahme erregte, man wollte wissen, es sei — eine Dame. Jetzt wird diese Angabe durch ein ostpreußisches Blatt, die „Insterb. Ztg.", constatirt und mitgetheilt, daß die junge 24jährige Dame eine sorgfältige Erziehung genossen, stets Vorliebe für männliche Tracht und Thätigkeit an den Tag gelegt, das Fähnrichs-Examen gemacht habe und mit guten Empfehlungen unter dem Namen v. Weiß in die Armee eingetreten sei, sich hier durch Wiedereroberung einer vom Feinde genommenen preußischen Fahne ausgezeichnet und dafür mit dem Eisernen Kreuze decorirt worden sei. Dieselbe hat vier Schußwunden erhalten und sich zur Herstellung in die Heimath bei Tilsit begeben. Die „Insterb. Ztg." will die authentischen Atteste darüber besitzen.

— Ein Schweizer Blatt meldet, daß mehrere Kisten mit Hausrath per Eisenbahn nach Arenenberg, dem Eigenthum der Exkaiserin Eugenie, geschafft worden seien. Man glaubt darin ein Anzeichen zu finden, daß die Kaiserin ihre Residenz in diesem Schlosse zu nehmen beabsichtige.

Verantwortliche Redaction: Wb. Gebhard Stav.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.


Deutsche
SPRACHKARTE
Ph. Schneider
Zeichenerklärung

Digitized by Google

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 138. Dritter Jahrgang. 1870.

* Auferstanden.

Novelle von Theodor Winkler.

(Fortsetzung.)

Während Schwanenstedt sich auf den dargebotenen Sessel niederließ und verstohlen einen prüfenden Blick durch das Gemach gleiten ließ, nahm Antonie Hut und Mantille ab und setzte sich ihm gegenüber. Er sah sie an und ihre Blicke begegneten sich. Wie wurde ihm so eigen um's Herz, da sie ihn anblickte! Ein Gefühl wollte ihn beschleichen, was er seit langem todt gemeint hatte. Allein jetzt war zu solchen Beschaulichkeiten keine Zeit — er fühlte, daß es an ihm war zu sprechen und sich kurz zu fassen, denn er bemerkte, daß sie ihm mit einer gewissen Unruhe gegenüber saß, die zu bemeistern ihr nicht gelingen wollte.

„Es ist Ihnen vielleicht eine Neuigkeit," begann der Hofrath, „wenn ich Ihnen sage, gnädiges Fräulein, daß zwischen mir und dem Baron von Woltersdorf seit Jahren ein intimes Freundschaftsverhältniß besteht, daß wir beide kein Geheimniß vor einander haben und der Eine getreulich Freud und Leid mit dem Anderen zu theilen gewöhnt ist. Dennoch würde das Verhältniß seines Herzens zu Ihnen mir vielleicht verschwiegen geblieben sein, da er mancherlei Rücksicht gegen Sie nehmen zu müssen glaubte, wenn nicht ein Unfall dazwischen gekommen wäre, der ihn an's Zimmer fesselt und ihn hindert, in eigener Person zu handeln .... Mein Fräulein, Woltersdorf liebt Sie! Er liebt Sie heiß, innig und aufrichtig, und sein Herz hegt keinen glühenderen Wunsch, als Sie seine Gattin nennen zu dürfen und sein ganzes Leben nur dem einen Streben zu widmen, Sie glücklich zu machen und Sie zu entschädigen für die trüben Tage der Vergangenheit. Vor einiger Zeit erhielt ich einen Brief von ihm, worin er mir sein Herz erschloß. Er hat mir Alles mitgetheilt, was er mit Ihnen verabredet, und daß er nicht eher zu Ruhe und Frieden kommen würde, als bis er Sie wiedergefunden und sich mit Ihnen verständigen könne. Der Brief kam aus ***, wo er meine Antwort erwartet. Er bat mich deshalb, ihm dabei behilflich zu sein, Sie zu suchen. Durch Zufall gelang es mir, Ihren Aufenthalt zu erfahren; statt ihm aber diesen mitzutheilen, bin ich selbst gekommen, um Ihnen das Verlangen meines Freundes zu schildern und für ihn ein Wort bei Ihnen einzulegen. Ich glaube jedoch, dessen bedarf es nicht erst. Denn, wenn mich nicht Alles täuscht, so erwiedern Sie gewiß seine Neigung mit gleicher Herzlichkeit und tragen kein Bedenken, so ehrliche Absichten mit Ihrer Zusage zu krönen, die nicht nur das Glück eines Herzens, nein, gewiß das schönste Glück eines Menschenpaares begründen wird, seinen Freunden und der ganzen Welt zur Freude."

Nach diesen Worten schwieg er und erwartete gespannt ihre Antwort. Als er nach einigen Augenblicken aufschaute und ihr in's Antlitz sah, bemerkte er, daß sie bleich geworden war und eine Thräne über ihre Wange rollte.

„Herr Hofrath," sagte sie endlich mit zitternder Stimme, „ich habe einen Mann in Ihnen gefunden, gegen den ich mit rückhaltloser Offenheit sprechen darf. Was ich in den letztverflossenen Jahren erlebt habe, wird Ihnen nicht unbekannt sein. Aus dem verzärtelten Schooßkind des Glückes hat der Ernst des Lebens mit tausend harten Erfahrungen ein unglückliches Weib gemacht, das auf die Freuden dieser Welt keine Ansprüche mehr hat. Daß Herr von Woltersdorf mich liebt — ich mag es nicht bezweifeln. Er ist ein viel zu ernster, achtenswerther Charakter, als daß ihm möglich wäre, mit einem schwachen Frauenherzen ein unwürdiges Spiel zu treiben. Ich achte ihn hoch, sehr hoch; aber trotzdem darf ich seinem Wunsche nicht willfahren, denn er würde nun und nimmermehr mit mir glücklich werden! .... Auf meiner Vergangenheit liegt ein Makel, der mich bloßstellen wird für mein ganzes Leben, und dieser Schandfleck würde auch ihn brandmarken, wenn er mich zu sich empor heben wollte. Die Welt ist langsam im Entschuldigen, zum Verdammen aber schnell bereit; sie würde mit Fingern auf ihn zeigen, wenn er mich an seinem Arm führen wollte; seine Freunde würden ihn verlassen und verhöhnen, daß sie mich nicht als seine Hausfrau achten könnten. Dann würde seine Liebe verschwinden wie ein kurzer Rausch, und er würde sich elend und unglücklich fühlen neben einer solchen Frau. Das würde ich ihm schon längst gesagt haben, wenn ich es hätte thun können, ohne ihm unter die Augen zu kommen. So aber sah ich kein anderes Mittel, ihn zu heilen, als wenn ich vor ihm floh und in stiller Abgeschiedenheit verharrte, bis sich seine Gluth verkühlt und er ein anderes Weib gefunden habe, das seiner würdig. Ich hätte nimmer geglaubt, daß er noch jetzt an mich denken könnte. Er ist krank, das thut meinem Herzen sehr weh, und ich wollte es als ein großes Geschenk des Himmels achten, könnte ich ihn warten und pflegen und gesund machen. Aber dann sähe er mich und würde nimmer gesund. .... Darum bleibt mir nur ein Weg, den ich gehen muß, so schwer es mir auch wird."

„Und welches wäre dieser Weg, gnädiges Fräulein?" fragte Schwanenstedt aufgeregt.

„Ich muß das Land verlassen, und mich —"

„Nimmermehr, meine Freundin!" fiel der Hofrath ihr leidenschaftlich in die Rede. „Der Grund, den Sie dafür hegen, ist nur halb wahr. Die Welt allerdings ist langsam im Erkennen und schnell zur Hand, wenn es gilt, auf die Ehre Jemandes einen Stein zu werfen. Allein die Liebe, die wahre Liebe ist damit nicht zu tödten, noch zu schwächen; sie wird auch Mittel und Wege wissen, ihr Glück den lauernden Blicken der Welt zu entziehen. Sehen Sie, gnädiges Fräulein, mir liegt das Schicksal meines Freundes ebenso am Herzen, als das Ihrige, und ich wollte mich glücklich schätzen, wenn ich etwas zu Ihrem Glücke beitragen könnte. Ein Mann kann sich wohl allein durch die Welt schlagen, für das Weib aber ist dies fast eine Unmöglichkeit. Woltersdorf liebt Sie und bittet um Ihre Hand und Sie lieben ihn wieder — warum wollen Sie ihm durch ihr Versagen ein Herzleid machen? Sie haben eine trübe, schwere Vergangenheit hinter sich — mein Freund Woltersdorf nicht minder; er war verheirathet und verlor seine Gattin auf die schmerzlichste Weise. Schon diese Aehnlichkeit

der Geschicke also muß Sie zusammenfesseln, und wenn Sie beide Ihre Kräfte getreulich vereinen, wird es Ihnen nicht schwer werden, auf den Trümmern des Unglücks ein neues Gebäude aufzubauen, darinnen nur Friede und Freude wohnt. Lassen Sie meine Bitte ein williges Ohr finden! Entschlagen Sie sich Ihrer menschenfeindlichen Ideen und reichen Sie der Welt die Hand zur Versöhnung, indem Sie muthig, liebend, vertrauensvoll in die dargebotene Rechte meines Freundes schlagen!" Schwanenstedt schwieg und ein Seufzer verrieth, wie schwer ihm diese Rede geworden.

Antonie schaute auf und blickte den Hofrath an. „Mein Herr," sagte sie, „Sie können es wohl glauben, wie schwer es mir wird, Ihnen eine Antwort zu geben. Mein Herz auf der einen und meine Vernunft auf der anderen Seite, bin ich in einen argen Zwiespalt gerathen. Bei Gott, ich weiß nicht, wie ich mich verhalten soll! Was Sie mir mitgetheilt, Ihre Bitte, Ihre Fürsorge, es stürmt zu schnell auf mein Herz ein, als daß ich augenblicklich zu einer festen Entschließung kommen könnte. Gönnen Sie mir daher eine kurze Frist, daß ich mit mir zu Rathe gehen kann."

Sie sah ihm bei diesen Worten, so vertrauend, so hingebend, so liebevoll in's Auge, daß ihm ein eigenthümlicher Schauer durch die Seele ging. Wie war sie so schön, die Arme! Wie mußte er sein Herz in Banden halten, um nicht ganz anderen Gedanken Ausdruck zu geben, als denen freundschaftlicher Vermittelung. Wie er sie so ansah, da kam es über ihn wie eine Bangigkeit; er fühlte, daß, wenn er länger mit Antonie zusammenbliebe, er die Pflicht der uneigennützigen Freundschaft gegen Woltersdorf vergessen und sie ihm sein innerstes Herz auf die Zunge locken würde. Darum erfaßte er schnell ihre letzten Worte und erwiderte: „Sie haben recht, meine Gnädigste, Sie bedürfen der Ruhe, um einen erwünschten Entschluß zu fassen. Hoffentlich fällt dieser Entschluß dann zu unser Aller Zufriedenheit aus. Ich werde mich deshalb jetzt verabschieden. Allein — lassen Sie den Freund Ihres Freundes nicht in allzu langer Ungewißheit."

„Wenn Sie erlauben, gebe ich Ihnen Nachricht!"

„Mein Compliment! Ich werde mich in meinem Hotel dieser gütigen Kunde gewärtig halten." Sie bejahte.

Schwanenstedt verabschiedete sich und ging.

Erst draußen, als er nicht mehr ihrem Angesicht gegenüberstand, fühlte er klar, daß Antonie von Waldhausen einen Eindruck auf sein Herz gemacht hatte, über den er sich kaum Rechenschaft zu geben wußte und daß er Alles, was er für den Freund gesprochen hatte, noch viel inniger und beschwörender von sich selbst hätte sagen können. Gerade diese veränderte Antonie, dieses von den Geiselhieben des Schicksals so hart getroffene Herz, zog ihn unwiderstehlich an, mehr, weit mehr als die einst im Sonnenscheine ungetrübten Glückes schwimmende Weltdame. Es galt, ein Herz zum ewigen Danke an sich zu ketten — Schwanenstedt malte sich ein solches Bündniß in den rosigsten Farben aus. Was Welt! Was Schmäherzungen! Er fühlte sich fähig, mit dieser Seele in den äußersten Erdwinkel zu fliehen! Aber der Freund! Mit Centnerwucht fiel dieser Gedanke mit einem Male auf sein Gemüth und warf alle geträumten Herrlichkeiten unbarmherzig zu Boden. Er kam, um für einen Anderen zu werben, und mußte nun erfahren, daß er selbst noch eine leere Stelle im eigenen Busen trage, und die Qualen eigener Liebe durchkosten!

In dieser bittersüßen Stimmung schlenderte er draußen von Straße zu Straße, seinen Gedanken nachhängend und auf eine Lösung sinnend, die zugleich ihm und dem Freunde Befriedigung brächte. Wie ein Schatten folgte ihm das Bild Antoniens Schritt für Schritt und stand unlöschlich eingeprägt in seiner Seele.

Allein kein Ausweg wollte sich finden. Ohne den Freund schimpflich zu hintergehen, durfte er nicht auf einen Besitz des geliebten Wesens denken und dann — liebte ihn denn Antonie von Waldhausen?

Merkwürdig, daran hatte er bis jetzt noch gar nicht gedacht! Jetzt erfüllte diese Frage auf einmal mit Geistermacht seine Seele. Er fragte sich, ob Antonie vor Allem den Baron liebe, so liebe, daß unter keinerlei Umständen eine Wendung denkbar sei. Ehedem, da sie vom Glücke begünstigt war, hatte sie ihm freilich wenig Berücksichtigung geschenkt; aber jetzt nach so vielen schlimmen Erfahrungen? Wenn er sich das eigenthümliche Feuer ihres Blickes vergegenwärtigte, dann wollte es ihm scheinen, als könne er ihr nicht ganz gleichgiltig gewesen sein. Aber dann drängte sich ihm wieder der Freund auf und mit ihm die Frage, wie er wohl ihre Liebe verdient haben könne. „Nein!" sagte er sich, „Ehre und Pflicht vor eigenem Vortheil!! Es war eine kurze Versuchung; sie soll mich nicht zum zweiten Male finden! . . . Sei ruhig, armer Freund in der Ferne, Dein Schatz soll Dir verbleiben und wenn mir das Herz darüber bräche! . . . Aber Du selbst sollst ihn Dir heimholen und darum will ich keine Minute länger Dich in Ungewißheit darüber lassen, daß ich das Herz Deines Herzens entdeckt habe!"

Mit diesen Worten, die er zu sich selbst sprach, lenkte er um und ging geraden Weges nach seinem Gasthofe, um den Freund noch diese Stunde getreulich von Allem in Kenntniß zu setzen. Sein Entschluß war unabänderlich.

(Fortsetzung folgt.)

* Deutschlands Grenzen.

Von Ph. Schneider.

(Fortsetzung.)

Es ist nach dem vorher Gesagten sonnenklar, daß der blutige, aber heilige Kampf, in den die Franzosen uns mit ebensoviel Arglist als Gewalt gerissen haben, neben unserer dauernden Sicherheit kein anderes Ziel haben kann als die Wiedergewinnung des uns geraubten Landes und die Befreiung zweier Volksstämme unserer Sprache und Art, die mit Gewalt Franzosen werden sollten, es aber trotz des ihnen künstlich eingeimpften Hasses gegen ihre deutschen Stammesgenossen heute noch nicht sind. Oder sollte so viel edles Blut umsonst vergossen sein, und sollten wir vor dem endlich erreichten Ziele unschlüssig und rücksichtsvoll stehen bleiben?

Wir können uns nicht versagen, aus der Schrift des Vaters Arndt: „Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze, 1814", die hierauf bezügliche Stelle mitzutheilen, weil dieselbe zur heutigen Lage so wunderbar schön paßt:

„Wie, Ihr deutschen Fürsten und Völker? Euere Brüder wollt Ihr so leichtsinnig und herzlos verlassen als den Raub eines fremden Volkes und fremder Sprache, Sitten und Gesetze, die ihnen sonst die verhaßtesten waren? Ihr wollt diese kräftigen, tapferen, freiheitliebenden Männer zu Franzosen werden lassen? Ihre Kinder und Enkel — denn auch das Heiligste vergißt und verlöscht sich endlich — sollen von Euch, vom deutschen Namen, von deutscher Freiheit und Ehre nicht mehr wissen? Ihre starken Arme sollten für Diejenigen käm-

pfen, die ihren Vorfahren ein Haß waren? Ihre starken Arme, endlich französische Arme, ihre starken Herzen, endlich französische Herzen, sollen für die Franzosen gegen Euch streiten und Euch unterdrücken und unterjochen helfen? Die unter römischer Tyrannei germanisch blieben, weil ihre Herzen das Fremde verabscheuten, die sollen endlich beinahe 2000 Jahre nach Julius Cäsar doch eine Art Römlinge, sie sollen Franzosen werden? Das wollet Ihr dulden, daß diesen widerfahre? Diesem Lande? Diesem Volke? O fragt Euch, die um Rostock und Stettin, die um Danzig und Königsberg, die um Hamburg und Hannover wohnen, fragt Euch, Pommern, Preußen, Märker, Holsteiner, Braunschweiger, ja Ihr fernen Siebenbürger, fragt Euch, ob Euere Vorfahren nicht weiland von hier und von Westphalen auszogen und die verödeten Sitze der Wenden bevölkerten und Städte und Dörfer baueten und die Freiheit baueten? Fragt Euch, ob was Ihr von deutschen Tugenden habt, und daß Ihr die Freiheit liebt und für sie sterben könnet, ob das Euch nicht Alles von hier kam? Und dieses Land und dieses Volk, diese Euere Blutsfreunde wollet Ihr so leichtsinnig in's Verderben fallen lassen? Blicket auf die, welche zwischen dem Rhein und der Mosel und Saar wohnen, welche die Ufer der Roer und Maas beweiden, und erröthet, wenn Ihr nicht hoffet, daß sie wieder Deutschlands Kinder werden sollen, ja wenn Ihr nicht vor Gott und der Welt gelobet, daß Ihr sie wiedergewinnen wollet." — „Jene Denkmäler, welche Euere ehrwürdigen und frommen Väter in Köln und Antwerpen, in Straßburg und Amsterdam dem Ewigen erbaut haben, das Gedächtniß Euerer grauen Heldenzeit und so viele andere Heiligthümer Euerer Art und Kunst wollet Ihr denen lassen, deren Blicke nie nach oben gehen und welchen diese Herrlichkeiten nichts Ewiges verkündigen?"

Ebenso wahr und treffend schildert Arndt die Gefahren, welche uns in sittlicher Beziehung drohen, wenn Frankreich festen Fuß am Rhein behält:

„Ich will jetzt von den stillen Gefahren sprechen, die da leise kommen wie Wasser, welche lange verborgen unter Bergen hinfließen und ihre Felsen aushöhlen, bis endlich die stolzen Gipfel in die nasse Tiefe nachstürzen: von den Gefahren, die das herbeiführen, was durch Waffen nimmer geheilt noch abgewandt werden kann, die das Glück auf immer verjagen, die Tapferkeit erschlaffen und alle Keime ausrotten, woraus germanische Helden, Retter der Zukunft geboren werden können. Diese leisen Gefahren sind keine anderen als die allmähliche Auslöschung und Ausrottung deutscher Art und Eigenthümlichkeit. Wir waren in den letzten Jahrhunderten von Jahr zu Jahr immer mehr erschlafft, verweichlicht, entartet. Wir waren nicht mehr den früheren Menschen vergleichlich, wir waren schlechter geworden als unsere Väter; aber wir waren noch deutsche Menschen, wir hatten noch Vieles übrig, woraus wieder stattliche und feste deutsche Männer, woraus wieder ein großes und gefürchtetes deutsches Volk hervorgehen konnte, wenn ein belebender Odem des Geistes über die Welt wehete und die starre und faule Masse anblies. Bleiben aber die Franzosen Herren am Rhein, bleiben Straßburg, Mainz, Köln, Amsterdam, Aachen französische Städte, mit französischen Besatzungen, Akademieen, Theatern, so brauche ich kein Prophet zu sein, um zu weissagen, welche Menschen die Deutschen an dem diesseitigen Ufer nach hundert, ja nach fünfzig Jahren schon sein werden. Wenn die Franzosen am Rhein herrschen, so herrschen sie in dem Kern unseres Volkes, sie greifen uns in unserem innigsten und eigensten Leben an, sie zerstören uns in den Keimen unseres Wesens. Der Rhein und seine umliegenden Lande und die nächstliegenden Lande von Schwaben, Franken, Hessen, Westphalen und Braunschweig sind der Kern und das Herz des deutschen Volkes, woraus sein rechtes Lebensblut und seine lebendigsten Lebensgeister in alle Adern, ja in die äußersten Glieder seines Leibes ausgegossen worden; dort, wenn sie nicht überhaupt ein Traum ist, lebt die rechte Deutschheit; von da fließt sie wie der zarte und geheime Lebensäther des Ganzen mit allen ihren unsichtbaren und kaum vernehmlichen Geistern bis zur Leitha und Eider, ja bis zur Memel und Theiße zu den verwandten Brüdern aus. Auch anderswo ist Deutschland, es ist in Flensburg und Königsberg, in Breslau und Stralsund; aber es ist dort nicht so deutsch als hier im Süden. Hier an beiden Ufern des Rheins in den eben bezeichneten Landen hat sich das Germanische mitten in allen Stürmen der Jahrhunderte, in allen Umkehrungen und Wechseln der Völker immer zusammengedrängt erhalten, ja es ist gerade durch die Stürme und Wechsel derselben fester zusammengedrängt worden: ich möchte sagen, es ist dichter und gediegener geworden durch sie. Im Süden von Deutschland in den angegebenen Grenzen ist das Germanische rein und ungemischt geblieben, und dahin muß man wallfahrten, wenn man das echte Deutsche sehen will, da muß man die reinen germanischen Geister suchen: jene fröhliche Gutmüthigkeit und Frömmigkeit, jene kindliche Unbefangenheit und Natürlichkeit, jenen feurigen Stolz auf Wahrheit und Freiheit, jene feinherzige und freimüthige Geradheit und Derbheit, jenes unbeschreibliche Eigenthümliche in Leben, Sprache und Sitten, endlich selbst jenen Schlag der Leiber, jenen Bau der Schenkel und Brüste, jenen Wurf des Haares, jenen Blick der Augen, kurz jene ganze Art und Weise, jenes Anschauliche, aber nicht Beschreibliche, was ein eigenes Volk bezeichnet. Schwaben und Westphalen und die rheinischen Lande muß derjenige besuchen, der die Schlüssel zu der Geschichte des deutschen Volkes und die Auflösung seiner Bildung und Entwickelung finden will; da ist auch bis diesen Tag, bis auf die letzten unseligen Jahre, die alles Alte vertilgen wollten, in Sitten, Gebräuchen, Leben und Verfassungen das Meiste übrig gewesen, wodurch sich in die längst verflossenen Jahrhunderte zurücksteigen und in dessen ariadnischem Faden sich durch das dunkele und verworrene Labyrinth der deutschen Geschichte bis zum Lichte hintappen ließ. Von da sind unzeigbar und unscheinbar die zarten und geheimen Geister des deutschen Wesens in alle Lande ausgeflossen; aus diesem verborgenen Feuermeere sind die Funken ausgesprühet, die bis zur Ostsee und bis zu den Polen und Ungarn hin das lebendig erhielten, was deutsch genannt werden durfte."

Welche erschütternde Wahrheit in einem Augenblicke, wo uns die ganze sittliche Verkommenheit im französischen Staatswesen so unverhüllt entgegentritt! Wem schaudert nicht, wenn er nur an die obenangedeuteten Gefahren denkt! Und wir sollten auch noch ferner zwei der von Arndt so herrlich hervorgehobenen deutschen Volksstämme in den Händen ihrer frechen Räuber lassen! Nein und tausendmal nein!

Ganz in derselben Weise sprach sich in seinem „Rheinischen Merkur" der ebenso edle und große, als tiefverkannte und tiefgekränkte Görres aus, der mit unübertrefflicher Kraft des Gedankens und der Sprache allen Gauen Deutschlands die Einheit unseres alten Reiches ins Gedächtniß rief und diese Einheit wieder forderte als Tilgung einer Jahrhunderte langen Verschuldung.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Moralische Silhouetten.

(Fortsetzung.)

Wahrheit.

Es giebt Familien im Staate,
Die sitzen immer in dem Rathe;
Und just das Unglück von dem Staate
Sind die Familien im Rathe.

Der Köhler von Kirkel.

(Aus der guten alten Zeit.)

In einer großen Hungersnoth
Saß einst ein Köhler in dem Kreise
Der Seinen um ein Haberbrod
Und eine Tracht gebratner Mäuse.

Fürst Karl verlor sich auf der Jagd
Von ohngefähr in diese Hütte.
Er setzt nach freier Jägersitte
Sich unerkannt zu Tisch und fragt:
„Was habt ihr da für eine Speise?“
„Ach!“ rief der Köhler, „es sind Mäuse;
Doch, Herr, um Gottes willen! sagt
Dem Herzog nichts von unsʼrem Essen,
Sonst hegt er dieses Wild für sich:
Dann würden bald die Mäuse mich
Und er allein die Mäuse fressen!“

Die männliche Puppe.

Lolotte spielt mit ihrem Mann
Als wie mit einer Puppe, — doch
Mit diesem Unterschiede noch:
Sie zieht ihn aus, nicht aber wieder an.

Das moderne Erziehungswesen.

Nur die Erziehung erzieht die Erziehung in heutigen Tagen,
Hat man der Buben auch schon und der Erzieher genug.

Die Offenbarung.

Wo ein Etwas nur ist, erscheint die Hülle der Gottheit!
Und wo nichts dir erscheint, ist die Verhüllete selbst.

Tag- und Nacht-Ungleiche.

Wie viel Jahre geben sie wohl der bezaubernden Lyda?
Höchstens zwanzig — des Tags; vierzig bis fünfzig — des Nachts.

Der Wucherer.

Was macht Herr Marx auf dieser Blumenwiese?
An dieser Quelle? — Sang vielleicht
Ein Dichter, daß sie silbern fließe.

Das Gleichniß.

Sagt, was ihr wollt, es ist gewiß
Daß Lambertʼs Witz dem Feuer gleicht!
„Warum? — Weil Finsterniß
Und Frost dem Feuer weicht?“
Nein, weil es Rauch erzeugt!

Die Blinden.

Amor und Plutus sind blind; doch ist verschieden die Blindheit,
Wie die Gedanken es sind dieses entzweieten Paars,
Jener ist blind für das Irdische nur, anschauend den Himmel;
Dieser betrachtend den Staub, ist für das Himmlische blind.

Belinde.

Vom Kopfe bis zum Fuße ein Bild der neuʼsten Mode,
Verwundert sich Belinde fast zu Tode,
Daß Niemand sie bemerkt, daß Niemand von ihr spricht.
Belinde bringe dein Gesicht,
Ach, dein Gesicht! erst wieder in die Mode.

Die Paläste bei Paris.

O, welche prächtige Schlösser!
Der weise Salomo erbaute sie nicht besser.
Allein du fragst: wer wohnte da?
Es wohnten hier die Götter dieser Erden —
Die armen Götter, die vom Podogra
Und von dem Stein gepeinigt werden.

Alte und neue Dichtkunst.

Kühle Fluth und begeisternden Wein aus silbernen Krügen
Und aus Bechern von Gold trank die vergangene Zeit.
Laues Wasser und heißes Getränk aus irdenen Tassen
Und aus Pocalen von Glas nippet die heutige Welt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

— Ein Engländer, welcher vor dem Kriege in Bonn ansässig war, es aber bald nach der Kriegserklärung für rathsam gefunden hatte, seinem Heimathlande zuzueilen, schrieb neulich allen Ernstes einem Freunde in Bonn, er habe gelesen, daß man für die aus Frankreich vertriebenen Deutschen Entschädigung von jenem Lande fordern werde; da auch er durch den Krieg genöthigt worden sei, seinen Wohnsitz vom Rhein an die Themse zu verlegen, so bitte er, auch ihm seine Rechtsansprüche zu wahren; seine Unkosten betrügen etwa 1500 Thaler; diese verlange er zurück.

— In Karlsruhe wurde am 22. November der in Folge seiner in dem Treffen bei Nompatelize erhaltenen Wunde am 20. d. verstorbene großh. badische Hauptmann W. Kappler, Ritter des Eisernen Kreuzes, unter besonderen militärischen Ehren zur Erde bestattet. Den Leichenzug bildeten alle noch in Karlsruhe befindlichen Truppen. Der Verstorbene hat mit seiner Compagnie am 16. August vor Straßburg drei französische Kanonen erobert, weshalb dieselben als die trefflichste Ehrenbezeigung für den geschiedenen Tapferen im Zuge mitgeführt wurden und ihm dann auch die letzte Ehrensalve gaben.

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

In der priv. Kunstanstalt von Piloty u. Loehle in München sind in neuester Zeit zwei photographische Bildnisse des Grafen v. Bismarck in der Uniform als Bundeskanzler und des Generalstabschefs Grafen v. Moltke erschienen, welche sowohl bezüglich der sprechenden Aehnlichkeit als auch ihrer gediegenen künstlerischen Ausführung in Albertotypie-Manier von allen Seiten als sehr gelungen anerkannt werden und überall günstige Aufnahme finden. Wir können daher diese vortrefflichen Bilder als hübsche Zimmerzierde auf das beste empfehlen. Der verhältnißmäßig geringe Preis von fl. 1. 12 kr. macht die Anschaffung nicht schwer, und ist für diejenigen, welche die Bilder zu besitzen wünschen, ohne sie unter Glas und Rahmen zu bringen, auch eine s. g. Cabinetsausgabe zu 36 kr. und eine solche in Visitenkartenformat zu 18 kr. veranstaltet worden.

Sylbenräthsel.

I.

Kostspiel'ge Täuschung kann ich Dir bereiten;
Läßt Du von meinem Glanze Dich verleiten,
So wirst Du schlechterdings betrogen sein.
Wenn meiner Abkunft nach auch ganz bescheiden,
Bin ich dem Laien doch ein Edelstein.

II.

Im großen, lieben, deutschen Vaterland
Wird manche Stadt mit mir zugleich genannt:
Da siehst Du mich am Eingang manchmal stehen,
Doch öfter wirst Du mich am Ausgang sehen.
Nach mir benannt ist freier Männer Stand.

I. u. II.

Ja, ständ' von einer Tochter dort geschrieben:
Wie sich die Eltern ob des Sohn's betrüben,
Und wie sie seiner Rückkehr sich erfreuen:
Du könntest die verlor'ne Tochter sein,
Zurückgekehrt zu Freude Deiner Lieben.

Δ —

Auflösung des Sylbenräthsels in Nr. 132.
Stein — Metz — Steinmetz.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 139. Dritter Jahrgang. 1870.

Auferstanden.

Novelle von Theodor Winkler.

(Fortsetzung.)

6.

Kämpfe.

Seit dem Tage, da sich über dem im Teiche gefundenen Leichnam der geisteskranken Gemahlin Alfreds von Woltersdorf der Grabeshügel erhob, war bereits mehr denn ein Jahr vergangen.

Das Gut des Barons wurde noch immer von einigen Dienern verwaltet, denn Herr von Woltersdorf befand sich beständig auf Reisen und erhielt seine Verbindung mit seinem Stammsitz nur durch die Correspondenzen des ältesten seiner Diener aufrecht, welcher in gewissen regelmäßigen Terminen ihm über den Zustand der Besitzung und die Lage der damit verknüpften Geschäfte Kunde gab.

Während der Hofrath von Schwanenstedt noch in jener Provinzialstadt verweilte, wohin sich Antonie von Waldhausen zurückgezogen hatte, kam indeß auf dem Gute des Barons ein Schreiben mit einem großen Gerichtssiegel an, das an den Baron selbst adressirt war und sehr wichtigen Inhalts zu sein schien.

Der Diener besah es von allen Seiten, und da er es nicht zu öffnen wagte, sandte er es nach dem Gasthofe jener kleinen Stadt, woselbst sein Herr sich noch immer aufhielt.

Woltersdorf erschrak nicht wenig, als er das Schreiben erhielt und in demselben einen Erlaß des Obergerichtes vorfand, mit dem Befehle, sich bald thunlichst in die Residenz zu verfügen, in deren Irrenanstalt sich eine der völligen Genesung nahe Geisteskranke befände, welche sich schon während des früheren Verlaufes der Krankheit für die Baronin von Woltersdorf ausgegeben und in jedem lichten Momente auch jetzt noch auf dieser Behauptung verharre.

Für den ersten Augenblick war der Baron nicht wenig bestürzt und die abenteuerlichsten Gedanken stiegen in seiner Seele auf, die ihn zu der Möglichkeit der Wahrheit einer solchen Aussage überreden wollten. War doch der im Schloßteich aufgefundene Leichnam schon ganz unkenntlich gewesen und er selbst hatte ihn doch nicht einmal mit eigenen Augen gesehen. Indeß war denn nicht das Skelett mit ganz denselben Kleidern gefunden worden, welche seine unglückliche Gemahlin am Tage des Verschwindens getragen hatte? Und hatten nicht alle seine Diener, die Ortsbehörde und hundert andere Leute aus dem Dorfe, welche die Unglückliche einst gekannt, den Leichnam als den seiner Gemahlin erkannt? Und — besaß er denn nicht den gerichtlichen Todesschein?

Diese Gedanken mußten alle Bedenken hinwegheben.

„Die ganze Sache wird wohl lediglich auf dem Hirngespinnste eines irrsinnigen Frauenzimmers beruhen," sagte sich Woltersdorf gefaßt, „eines Frauenzimmers, das in gesunden Tagen von dem Unglücke meines armen Weibes gehört und sich nun in dem Gedanken verstrickt hat, mit ihr ein und dieselbe Person zu sein!"

Mit diesem Troste ergriff er die Feder und sah seinem Verwalter, der ihm das Schreiben übersandt hatte, Befehl, den seiner Zeit über die Auffindung der verunglückten Baronin vom Gerichte ausgestellten legalen Todesschein an das Obergericht statt aller Antwort abzuschicken.

Als er damit fertig war, athmete er freier auf, froh, eine unangenehme Erinnerung von sich abstreifen zu können.

Wenige Tage nachher aber brachte der Postbote abermals einen Brief, und zwar einen Brief, aus dessen Aufschrift der Baron sofort die Handschrift des Hofrathes erkannte. „Hurrah! vielleicht eine angenehme Post!" jubelte er und erbrach den Brief.

Mit vor Erwartung zitternder Hand hatte er kaum die ersten Zeilen überflogen, als er in ein Jauchzen und Jubeln ausbrach, das beinahe an's Kindische grenzte. „Dank, tausend Dank, Hofrath, alte treue Seele! Du hast sie wiedergefunden! Und nun bist Du mein, Antonie! Du und keine zweite auf dieser Welt können die verlorene Ruhe meinem Herzen wiedergeben. Mein Schatz in weiter Ferne sei mir gegrüßt viel tausendmal! Nun ist kein Bleiben mehr hier. Ich komme, Dich selbst in meine Arme zu schließen und alle Deine Bedenken Dir von den Lippen zu küssen!"

Während dieses lauten Selbstgespräches war er unter lebhaften Gesticulationen im Zimmer umhergesprungen, ohne noch den Brief des Freundes völlig zu Ende gelesen zu haben. Schon hatte er einige Habseligkeiten ergriffen und den Koffer herbeigetragen, um zu packen, als ihm auf einmal beifiel, der Brief Schwanenstedts habe doch eigentlich mehr enthalten, als was er herausgelesen. Und schnell ging er, den Brief wieder hervorzusuchen, den er in der ersten Aufwallung der Freude von sich geworfen hatte. Erst nach einer guten Weile fand er ihn wieder und las nun den übrigen Theil des Schreibens.

„Meine Aufgabe, lieber Woltersdorf, ist nun erledigt; jetzt mußt Du selbst kommen und das Deine thun! Wie gern bliebe ich hier und sonnte mich im Anblicke Eures Glücks. Allein Amt und Pflicht rufen mich unbarmherzig zurück! Fast habe ich mich schon länger von daheim entfernt, als ich verantworten kann. Ich muß daher ohne Säumen auf dem geradesten Wege zurückreisen. Die Antwort, welche Antonie mir zukommen lassen wollte, ist bis jetzt nicht eingetroffen; ich kann sie auch nicht abwarten. Um aber Mißverständnissen vorzubeugen, habe ich Antonie von meiner Abreise in Kenntniß gesetzt und anderweitig Vorkehrungen getroffen, daß sie nicht etwa, von einem Anfall übeler Laune überwältigt, bei Nacht und Nebel davongeht. Eile nur, daß Du selbst kömmst; Du bist das beste Gegenmittel gegen die Flucht. Und dann vergiß mich nicht und schreibe mir bald wie es Dir ergangen ist! . . ."

Als der Baron zu Ende gelesen hatte, blieb er einige Augenblicke sinnend stehen und blickte nachdenklich auf das Papier. Die so überaus schnelle Abreise Schwanenstedt's wollte ihm nicht recht einleuchten, dazu trug das ganze Schreiben, Styl und Schriftzüge das unverkennbare Gepräge einer Aufregung, einer Hast und Unruhe, die er von dem Freunde nicht gewöhnt war. „Sollte er wirklich so abhängig sein, daß er

nicht ein paar Tage sich frei von Amtspflichten machen könnte?“ mußte er sich zweifelnd fragen. „Und was bedeuten diese Schriftzüge? Fast möchte ich glauben, seine Hand habe gezittert, als er dies geschrieben!“

Er dachte noch mancherlei hin und her und selbst der Gedanke wollte ihn beschleichen, Schwanenstedt könne bei der Begegnung mit Antonie am Ende selbst tiefer berührt worden sein, als es für eine Mittelsperson gut sei! Aber er mochte diesen Gedanken nicht glauben! Er hielt es kaum für möglich. „Nein!“ sagte er, indem er mit dem Fuße aufstampfte, „nein, das ist einem Charakter wie Schwanenstedt nicht möglich!“ Er entschlug sich dieses Zweifels, aber eine gewisse Unruhe blieb doch unausrottbar sitzen im tiefsten Winkel seines Herzens und verdoppelte die Eile, mit welcher er jetzt von neuem seine Sachen zu packen begann.

Als endlich Alles vollendet war und die Sonne, welche freundlich zum Fenster hereinschien, sich in den blanken Schlössern des Reisekoffers spiegelte, da fühlte sich der Baron so wohl und heiter, als hätte er keinen Wunsch mehr auf dieser Welt.

Schon stand er an der Thür und warf noch einmal den Blick über den Raum, der ihn so lange umschlossen hatte, sein Auge glitt mit einer gewissen Wehmuth über die vier kahlen Wände, die so oft die stummen Zeugen seines stillen Kummers gewesen, da bemerkte er plötzlich am Boden liegend das Schreiben des Obergerichtes, welches ihm das Ansinnen machte, das erste beste hergelaufene Weib als seine Gemahlin anzuerkennen. In diesem Augenblicke kam ihm die Sache überaus lächerlich vor. Und da er sich gerade zu einem Scherze aufgelegt fühlte, hieß er den Einfall willkommen, der ihn eben durchzuckte, während er das Schreiben vom Boden aufhob.

„Warte, Hofräthchen,“ sagte er mit schelmischem Uebermuthe, „warte, damit Du auch inzwischen Deinen Woltersdorf nicht ganz vergißt und damit Du siehst, daß ich allezeit Deiner gedenke das ist etwas für Dich!“ Sprach's und setzte sich, ergriff die Feder und öffnete das Schreiben, fügte noch einige Worte hinzu und änderte alsdann seine Adresse in die des Hofraths um.

„Geben Sie diesen Brief sogleich auf die Post!“ bedeutete er hierauf den Kellner, indem er seine Rechnung bezahlte.

Der Kellner versprach es und Woltersdorf stieg in den Wagen, um sich nach dem eine halbe Stunde entfernten Bahnhof bringen zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Deutschlands Grenzen.

Von Ph. Schneider.

(Fortsetzung.)

Der Gedanke, daß unser neu erstehendes Vaterland nicht blos Frankreich gegenüber, sondern nach allen Seiten hin einer Grenzberichtigung bedürfe, liegt so nahe, daß wir uns nicht entschlagen können, auch noch andere Punkte in den Kreis unserer Betrachtung zu ziehen. Da finden wir nächst der zu drei Vierthheilen deutschen Schweiz zuerst Belgien, nach dem die lüsternen Franzmänner wie noch uns ihre Krallen ausstreckten. Es stand bisher als neutrales Land unter dem Schutze hauptsächlich Englands und verdankt, wie jener Freistaat, sein Dasein eigentlich dem Neide und der gegenseitigen Eifersucht seiner Nachbarn. Wer bürgt aber dafür, daß England jederzeit seine schützenden Arme über das Land breite? Es könnten Ereignisse eintreten, die das kleine Königreich zwängen, sich an einen der größeren Nachbarn anzuschließen; dieser kann aber kein anderer sein, als das stammverwandte Deutschland. Mögen also die Wlamen und die, obwohl französisch sprechenden, doch in Art und Sitte kerndeutschen Wallonen, sobald unser deutsches Vaterland sich fest gebildet haben wird, sich an dasselbe anschließen und wie die übrigen Bundesglieder unter möglichster Wahrung ihrer inneren Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit einen Theil des Reiches bilden, auf das schon seine Landesfarben es hinweisen!

Gleiches gilt von Holland. Die Holländer, mit einer glorreichen Vergangenheit, waren berufen, eine Zeit lang eine große Rolle zu spielen und germanische Bildung in Afrika und beiden Indien zu verbreiten. Sie haben eine niederdeutsche Mundart zur Schriftsprache ausgebildet und besitzen eine eigene reiche Literatur. Kein Wunder also, wenn sie sich als eigenes selbstständiges Volk fühlen und von einem Anschluß an das bisherige Deutschland nichts wissen wollen. Sie neigen sogar ein wenig mit den Franzosen und beweisen dadurch, daß sie fast unbewußt das Gefühl haben, durch das natürliche Gesetz der Schwere nach Deutschland hingezogen zu werden. Aber die Zeit der Kleinstaaterei ist vorüber; diese Gemeinwesen verdanken ihre vermeintliche Selbstständigkeit nur der Eifersucht ihrer Nachbarn und müssen sich gefallen lassen, daß diese zu gelegener Zeit gemeinschaftlich sie verspeisen. Oder was wollten die Niederlande machen, wenn England, Frankreich und Deutschland sie sammt ihren Colonieen unter sich theilen wollten? Nichts ist daher natürlicher und vortheilhafter für das Ländchen als ein aufrichtiger, möglichst enger Anschluß an das stammverwandte Deutschland. Sind einmal unsere Verhältnisse geordnet und beneidenswerth, so werden Holland, Belgien und die Schweiz von selbst den Anschluß verlangen, die traurigen Folgen des unheilvollen 30jährigen Krieges auch in dieser Hinsicht immer mehr verschwinden, und das ganze Flußgebiet des schönsten deutschen Stromes von seinem Ursprung bis zu seiner Mündung wieder dem Reiche angehören.

Damit wäre auch eine der nothwendigen Bedingungen gegeben, unter denen der weltgeschichtliche Beruf Deutschlands, christliche Bildung und Gesittung in alle Welt zu tragen, erfüllt werden könnte. Holland besitzt werthvolle Colonieen in beiden Indien, die ihm natürlich unter allen Umständen verbleiben müßten, aber für Deutschland der Ausgangspunkt großartiger Pflanzstätten werden könnten, um bei Uebervölkerung sichere Zufluchtsorte für die Auswandernden abzugeben, zu gleicher Zeit aber auch jenseits des Oceans ein neues Deutschland zu gründen. Vorzüglich geeignet für deutsche Auswanderung wären die Gebirgsländer im Inneren von Java und Sumatra, jetzt von den wilden Battas bewohnt; ferner gewisse Theile von Südamerika, Neuholland und Neuseeland, ein Theil der Südseeinseln, besonders aber das fruchtbare, gemäßigte südafrikanische Hochland.

Ferner wären die Gebirgsländer von Oberguinea ins Auge zu fassen. Dort an der unversiegbaren Quelle des Sclavenhandels richtet der Fluch der Vielweiberei, des Krieges und der Sclaverei die entsetzlichsten Verwüstungen an; im Reiche Dahomei werden die Menschen tausendweise hingeschlachtet, die Menschenwürde wird aufs tiefste geschändet, und dies Alles in unmittelbarer Nähe der europäischen Niederlassungen! Längst wirken in jenen Gegenden christliche Glaubensboten. Aber sie vermögen gegen den Islam und Fetischismus so lange nicht aufzukommen, bis eine feste Pflanzstätte mit dem ausgesprochenen Zwecke, jener schauerlichen Barbarei Einhalt zu gebieten, ihnen den nöthigen Halt verleihen und sie kräftig unterstützen wird. Dazu sind vor allen Anderen die Deutschen berufen, und es würde sich gewiß der Mühe verlohnen, den Gedanken des großen Kurfürsten, der schon im 17. Jahrhundert in Oberguinea Pflanzstätten gründete, weiter zu verfolgen, um möglicherweise den doppelten Zweck, Bergung des Völkerungsüberflusses und Sittigung jenes Theiles von Afrika, zu erreichen.

Um auf unsere liebenswürdigen Nachbarn, die Franzosen,

noch einmal zurückzukommen, müssen wir aussprechen, daß dieselben, trotzdem sie an der Spitze der Civilisation marschiren, vom Colonisiren so viel wie gar nichts verstehen. Sie haben dies allenthalben auf das schlagendste bewiesen. Vierzig Jahre französischer Cultur haben Algier nur verschlechtert, dem Mutterlande Frankreich dagegen unendliche Kosten verursacht und die Soldaten desselben eine fabelhafte Grausamkeit mit entsprechender Unzucht gelehrt. Nicht glücklicher und noch weniger segensreich wirken die Franzosen auf Otaheiti und an anderen Orten. Das einzige Beispiel gelungener französischer Colonisirung scheint Canada zu bieten; aber die Canadier sind fast durchweg die Nachkommen ausgewanderter Normannen, also französisch sprechender Germanen, als welche sie sich auch auf den ersten Blick zu erkennen geben.

Eine Betrachtung der Südgrenze unseres Vaterlandes belehrt uns, daß sich dasselbe bis an das adriatische Meer erstreckt, zwar nicht der Sprachgrenze, wohl aber der politischen Grenze des österreichischen Staates nach. Während die Sprachgrenze das südliche Tyrol, Krain und auch Istrien ausschließt, ist es letzteres, das uns den Schlüssel zum Mittelmeere bietet. Zwar sucht der ebenfalls in einer Neubildung begriffene italienische Staat uns begreiflich zu machen, daß Triest mit dem ganzen Istrien und dem sogenannten Littorale seinem Sprachgebiete angehöre. Dem ist aber nicht so. Nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil der Bewohner von Triest und Umgebung ist italienischen Ursprungs; die große Mehrzahl gehört dem slavischen Stamme der Sowenzen an, ist jedoch heute schon theilweise germanisirt, dies zeigen uns die germanischen Sprachinseln auf unserer Karte, sowie manche deutsche Namen, wie z. B. Mitterburg. Wäre dies aber auch nicht der Fall, so müßte Deutschland, sei es das gesammte, auf das wir hoffen, sei es der österreichische Staat als solcher, um jeden Preis auf dem Besitze von Triest und Istrien sammt den Inseln des Quarnero bestehen, selbst auf die Gefahr hin, die slavische Nationalität zu verletzen. Was es übrigens mit dieser slavischen Nationalität auf sich hat, mag daraus erhellen, daß die Slowenzen ihre Nachbarn, die Croaten und Czernagorzen, nicht verstehen, sondern sich zur gegenseitigen Verständigung der deutschen Sprache bedienen müssen. Oesterreich im Besitze seiner Küstenländer bis auf's äußerste zu unterstützen, ist ein Gebot der Staatsklugheit für Gesammtdeutschland. Und welche Zukunft und Bedeutung eine deutsche Mittelmeerflotte habe, zeigte sich auf das glänzendste in der Schlacht bei Lissa.

(Schluß folgt.)

Auf dem Marsch in's Feld.

Die Reiter reiten zum Thor hinaus,
Da schauen die Mädchen aus jedem Haus,
Sie winken den lustigen Reitern zu,
Sie winken und winken.

Und heut' sind all' die Trompeter dabei,
Die spielen mir fast das Herz entzwei,
Sie spielen den allerschönsten Marsch,
Sie spielen und spielen.

Wie schmal der Weg, die Straße wie breit,
Die Reiter reiten viel Stunden weit,
Sie reiten im Schritt, sie reiten im Trab,
Sie reiten und reiten.

Sie reiten und reiten von Ort zu Ort,
Herzbruder, siehst Du die Linde dort?
Ach könnt' ich in ihrem Schatten ruh'n,
Muß reiten und reiten.

Herzbruder, siehst Du den Wiesenquell?
Wie sprudelt das Wasser so frisch und hell,
Ach könnt' ich mich bücken zum kühlen Born,
Muß reiten und reiten.

Muß reiten und reiten von Ort zu Ort,
Herzbruder, siehst Du den Friedhof dort?
Dort giebt es so manches stille Quartier,
So stille, so stille.

Berrieres-le-Buisson (2 Stunden südlich von Paris).

L. Deibel.

Die Erbswurst-Fabrikation.

Ueber die Erbswurst und deren Fabrikation entnehmen wir, zur Vervollständigung der in Nr. 137 d. Bl. unter „Technisches" gebrachten Notiz, der „Wes. Ztg." Folgendes: Die Erbswurst vereinigt alle Vorzüge, welche ein Verpflegungsmittel für Truppen im Felde besitzen muß, sie ist leicht transportabel, weil sie im Verhältniß zu dem in ihr enthaltenen Nahrungsstoff einen geringen Raum einnimmt; sie ist außerordentlich haltbar, indem sie den Unbilden der Witterung widersteht und nach mehreren Jahren, wie eine aus dem Jahre 1866 vorhanden gewesene Probe bewies, noch ebenso genießbar ist, wie heute, und endlich bedarf es zur Fertigstellung der in ihr enthaltenen kräftigen Mahlzeit wenig Zeit und Vorbereitung. Diese nützliche Erfindung wird jedenfalls den Krieg weit überdauern. Bekanntlich verdankt sie die Armee einem Berliner Koch Namens Grüneberg. Es bestehen gegenwärtig drei Fabriken für Erbswürste oder Armeepräserven: in Berlin, Frankfurt a. M. und Mainz. Vor wenigen Tagen hatten wir Gelegenheit, die Berliner Fabrik, welche den Titel: „Königl. preuß. Fabrik für Armeepräserven in Berlin" trägt, zu sehen. Es ist ein weiter Weg nach dem ganz draußen an den äußersten Grenzen von Berlin gelegenen Kilian'schen Villenplatz, der Stätte der in wenig Wochen erbauten und in Betrieb gesetzten Fabrik. Ein betäubender Lärm: Klopfen, Hämmern, Schlagen, Rollen, umgiebt uns. Man denke sich einen ausgedehnten, von einer Menge eiserner Säulchen getragenen Holzbau, in welchem über 1700 Personen, Männer und Frauen, Knaben und Mädchen, von früh bis spät beschäftigt sind, um nicht weniger als 150,000 Pfund Erbswurst und 240,000 Portionen Fleisch- und Gemüsepräserves mit Verpackung fertig zur Lieferung an die Bahn herzustellen. Der größere Raum ist der Bereitung der Erbswurst gewidmet. In 12 großen Kesseln wird zunächst Schweinefleisch, besonders Speck und Schinken, gekocht. Sie nehmen bei einem bestimmten Stadium des Garwerdens die übrige Füllmasse der Wurst: Erbsmehl, das in großen Fässern bereit, Salz und den sogenannten lupus, ein von dem Erfinder scherzhafter Weise erdachter Ausdruck für das geheime Ingrediens, welches der Wurst die Haltbarkeit und den angenehmen Geschmack verleiht, auf. Ist die Masse gar gekocht, so wandert sie in Eimern nach dem dicht daneben stehenden Spritztisch. Unter der gewandten Handhabung des Spritzenmeisters, zu diesem Geschäfte sind 250 Schlächter berufen, erscheint die Erbswurst bald fix und fertig, und zwar in einer Hülle nicht von Darm, sondern von Pergamentpapier. Knaben und Mädchen fahren auf kleinen Wagen das Fabrikat nach dem in einer Ecke des Saales gelegenen Verpackungsraum. Dort sind 400 Frauen und Kinder emsig thätig, jede Wurst, nachdem sie von Fett gereinigt, mit einer Etiquette und Gebrauchsanweisung zu versehen, die folgendermaßen lautet: „Zehn Loth oder den dritten Theil einer Erbswurst vom Darm befreien, in ¾ Quart kalten Wassers legen, unter Umrühren auf- und dann noch fünf Minuten weiter kochen lassen." Zu zwei und zwei werden die Würste sorgfältig verpackt und wandern nun nach den Böttcherwerkstätten, wo sie in Kisten zu 150 Pfd. verstaut, vernagelt und überhaupt zum sofortigen Transport fertig gemacht werden. Mit der Zeit wird die Erbswurst steinhart. In den Handel gehen die echten Erbswürste nicht über, und es sind darnach alle Verkaufsannoncen von Erbswurst zu beurtheilen. Unser Führer geleitete uns nun an langen Tafeln vorbei, wo Fleisch und Schwarte klein gehackt wurde, zu der Abtheilung für Gemüsezubereitung: Wurzeln, Rüben und Sellerie für die Con-

serven werden, von etwa 120 Frauen geputzt und geschnitten. Die Blechdosen der Conserven werden in einer eigenen Klempnerwerkstatt von 100 Arbeitern angefertigt. Wie massenhaft der Consum der Fabrik ist, geht aus der Thatsache hervor, daß für die Fabrik von einem Fleischermeister täglich 100 Stück Ochsen in Strousberg's Schlachthof geschlachtet und 275 Centner Speck zum Kochen geliefert werden. Das zur Speisung der Kessel, zum Reinigen ꝛc. erforderliche Wasser liefert eine Anzahl im Fabriksaal aufgestellter Abyssinier-Brunnen. Die Conserven werden in einem besonderen Flügel des Fabriksaals angefertigt, und zwar werden die bereits zugelötheten Büchsen mit ihrem Inhalt noch einmal in den sogen. balneo marino durchgekocht. Auch die Büchsen erhalten jede ihre genaue Etiquette und Gebrauchsanweisung. Die Arbeit geht mit solcher Behendigkeit, Uebung und Gewandtheit von statten, als ob sie schon seit Jahren von den Leuten erlernt worden wäre, überall Ordnung, Organisation, Aufsicht. Mit der größten Sparsamkeit wird Alles benutzt; so werden die losgelösten Knochen noch besonders gekocht und liefern wohlschmeckende Bouillon. Zur Bereitung der bekannten und bei der Armee sehr beliebten Gullasch, Ochsenfleisch mit Mais, sind allein 18 Kessel in Betrieb.

Mannichfaltiges.

— Aus Berlin, 21. November, wird berichtet: Bei der jetzigen Jahreszeit ist es für zweckmäßig erachtet worden, die Sanitätszüge mit Heizvorrichtungen zu versehen, welche Verwundete und Kranke vom Kriegsschauplatze nach dem Inneren unseres Landes transportiren. Es sind deshalb Versuche von der Militär-Medicinal-Abtheilung des Kriegsministeriums veranstaltet worden, wie am besten die Eisenbahn-Waggons zu heizen sind. Das Resultat derselben ist dahin ausgefallen, daß die für den Transport von Verwundeten und Kranken bestimmten Eisenbahn-Wagen mit einem eisernen Kanonenofen versehen worden sind, oben blecherne Gefäße mit Wasser haben. Der Ofen steht in der Mitte der Wagenlänge an einer Seite. Es sind Personenwagen vierter Klasse dazu genommen, welche die Eingänge an der Vorder- und Hinterseite und einen Durchgang von einem Ende zum anderen haben, wobei die Einrichtung angebracht ist, daß man von einem Wagen auf den anderen hinübergehen und mithin den ganzen Zug durchschreiten kann. Die Gänge in dem Wagen sind mit Wachsleinwand belegt und an den Thüren innerhalb der Wagen Portieren angebracht, um den kalten Luftzug bei dem Oeffnen jener abzuhalten. Jeder Wagen ist zu 10 Betten eingerichtet, die in Gummiringen aufgehängt werden, um sie vor den Stößen zu schützen, welche die Wagen trotz der Federn, auf denen sie ruhen, zu erleiden haben.

— Aus Karlsruhe, 24. Novbr., berichtet die „K. Ztg.": Heute Abend traf mit einem Bahnzuge unter Begleitung eines bayerischen Soldaten auf der Reise nach München eine Doppelkanone eigener Art auf hiesigem Bahnhofe ein. Als Lafette diente das Vordergestell eines gewöhnlichen Bauernwagens, bestehend aus Deichsel mit Gabel, Achselgestell und zwei Rädern. Auf dem Querholz sind auf Klötzen rechts und links zwei eiserne Radnaben eines Lastwagens angebracht. Die Nabe ist an der Rückseite mit einer eisernen Platte geschlossen, mit Visir versehen und kann durch an beiden Seiten befindliche Bolzen im Lager in schußrechte Stellung gebracht werden. Der Bayer sagte, daß dieses seltsame Feldgeschütz den Francstireurs in einem Walde bei Orleans abgenommen wurde, nachdem mehrere Schüsse mit gehacktem Blei, nicht ohne zu treffen, auf seine Kameraden abgefeuert worden seien. (Wie aus München berichtet wird, sind diese Kanönchen eigener Art bereits dort eingetroffen und vor der k. Residenz aufgestellt.)

— Die „Nordd. Landw. Ztg." schreibt: Eine der vor einigen Wochen noch erschienenen Nummern des „Journal d'Agriculture" giebt den Verlust derjenigen sieben Departements von Frankreich, welche vom Feinde zuerst betreten und durchzogen sind, auf 1,118,330,000 Thlr. an. Diese Berechnung stützt sich darauf, daß über 10,000,000 Acres (1 A. = 1¹⁄₁₃ Mrg. pr.) von den Deutschen theils besetzt und durchzogen worden sind. Der Verlust an Ernten, Vieh und Farmgebäuden wird auf 136 Thlr. per Acre angenommen. Wie weit diese Berechnung richtig sein dürfte, steht dahin und sind die Rasirungen um Paris, welche die provisorische Regierung veranlaßte, wie es scheint, noch gar nicht mitgerechnet.

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

Die biblische Geschichte in ihrem Zusammenhang mit der allgemeinen Religionsgeschichte. Ein biblisches Lehr- und Lesebuch für die reifere Jugend, von Bernhard Bähring, ev.-prot. Pfarrer. Zweite Abth.: „Das neue Testament." Leipzig: F. A. Brockhaus 1871.

K. Am Schlusse des vorigen Jahres (Nr. 140) brachte Ihr geschätztes Blatt die Anzeige der ersten Abtheilung vorliegenden Werkes. Dem dort Gesagten will ich nur einige Worte über diese zweite Abtheilung beifügen. Die sieben ersten Abschnitte behandeln das Leben Jesu, wie es sich auf Grund der über die vier Evangelien vorgenommenen Forschungen darstellt und dem Bildungszustande unserer Zeit entsprechend ist. Wenn nun auch der Verfasser in dem Inhalte dieser vier Evangelien nicht unmittelbares Gottes-, sondern nur das Wort von durch den Geist Gottes erleuchteten, dennoch irrthumsfähigen Menschen erblickt; wenn er in Folge dessen viele Wunderberichte nur als mit der Zeit entstandene, bei dem phantasiereichen Morgenländer so selbstverständliche Ausschmückungen natürlicher Thatsachen hält: so erkennt er doch sämmtliche vier Evangelien im Ganzen als getreue Berichte über die Person und das Leben Jesu an. Er giebt daher selbst solche Wunder zu, welche sich weder durch die außerordentliche Geistesmacht Jesu, noch durch die besonders günstige Fügung der Umstände, sondern nur dadurch erklären lassen, „daß Gott mit Jesu war." (S. 101.) Sehr interessant sind die drei letzten Abschnitte (8, 9 und 10). Sie geben uns ein klares geschichtliches Verständniß über die Gründung, Verbreitung und Organisation der ersten christlichen Kirche unter den mancherlei Anfechtungen und Verfolgungen von Außen und den Parteikämpfen im Inneren, die schon sehr frühe, besonders unter Juden- und Heidenchristen, hervortraten; über das Leben und Wirken der Apostel, soweit sich beides aus der Heiligen Schrift und den sonst vorhandenen geschichtlichen Quellen darstellen läßt; über die Verfasser, den Ort, die Zeit, den Zweck und die Veranlassung der Abfassung, sowie über den Hauptinhalt der neutestamentlichen Schriften, über den Untergang der politischen Selbstständigkeit der Juden und endlich über die Feststellung des neutestamentlichen Kanons.

Das Buch kann den Kreisen, für welche es bestimmt ist, sowie auch allen christlichen Familien bestens empfohlen werden.

Berichtigung.

In dem Aufsatze „Deutschlands Grenzen" muß es in Nr. 137, Seite 547, Spalte 2, Zeile 24 von oben „Heißsporne" statt „Heißsporen" und Seite 548, Spalte 1, Zeile 27 von oben „germanischer" statt „gemischter" heißen.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 140. Dritter Jahrgang. 1870.

Auferstanden.

Novelle von Theodor Winkler.

(Fortsetzung.)

Lassen wir Woltersdorf in den Eisenbahnzug steigen und seinem Ziele ungeduldig entgegenfahren; indessen eilen wir ihm um etwas voraus, indem wir schon jetzt bei Antonie von Waldhausen vorsprechen.

Wir finden sie noch in ihrem hohen Mansardenstübchen inmitten jener abgelegenen, engen Gasse.

Als der Hofrath sie verlassen hatte, mußte auch sie einen harten Kampf mit ihrem Herzen bestehen. Sie mußte sich lange besinnen, warum sie so aufgeregt sei und was ihr eigentlich das Blut ins Gesicht getrieben habe, als sie der Hofrath von Schwanenstedt beim Abschied angeblickt hatte. Sie schrieb es der unerwarteten Begegnung mit einem Bekannten aus den Tagen ihres Glückes zu; allein, wenn sie es sich recht überlegte: war es nicht ein beschämendes, verlegenes Gefühl, was wie der Odem des Frühlings durch ihre Seele ging? Noch ein anderer Gedanke wollte in ihr aufsteigen; sie versenkte sich eine Weile darein und ihr wurde so wohl dabei; allein plötzlich erschrak sie über sich selbst und brach mit einem tiefen Seufzer gewaltsam alle solche Träumereien ab.

Wie kam es aber nur, daß es ihr nicht gelingen wollte, an den Baron von Woltersdorf zu denken, ohne daß dabei das Antlitz des Hofraths ihr vor Augen trat? Sie ärgerte sich über sich selbst, allein das machte die Sache nicht anders.

Noch war sie nicht zu einem Entschluß gekommen, was sie bezüglich des Barons an den Hofrath schreiben sollte, als ihr ganz unerwartet von Letzterem selbst ein Billet überbracht wurde. Abermals fühlte sie, daß ihr Gesicht sich röthete und daß sie das Schreiben nur mit zitternden Fingern erbrechen konnte.

Sie las:

„Gnädiges Fräulein!

„Ohne Ihren werthen Entschluß abwarten zu können, muß ich noch diese Stunde abreisen. Meine Amtspflichten, vielleicht auch die Pflichten gegen meinen Freund W., rufen mich von hier ab. Lassen Sie diesen Umstand — ich bitte Sie dringend — von keinerlei Einfluß auf Ihre Entschließung sein! Ich kann Ihnen mit vollster Ueberzeugung wiederholen: Alfred liebt Sie und wird es sich angelegen sein lassen, Sie glücklich zu machen.

„Wenn Sie mir daher eine Bitte erfüllen wollen, so entziehen Sie sich wenigstens nicht einer zweiten Begegnung mit Woltersdorf. Er ist von Ihrer Anwesenheit in Kenntniß gesetzt und wird eilen, Sie wiederzusehen; was Sie thun wollen, bleibt trotzdem Ihnen unbenommen. Gott befohlen!

Ergebenst

Schwanenstedt."

Als sie dieses Billet gelesen hatte, mußte sie tief aufseufzen, und es war ihr, als wenn eine dunkle Ahnung, die sie bisher kaum auszudenken gewagt, jetzt mit diesen Zeilen des Hofrathes Nahrung erhielt. Sie las zum zweiten und zum dritten Male, was er geschrieben hatte: „Vielleicht auch die Pflichten gegen meinen Freund rufen mich ab." Diese Stelle des Briefes wollte ihr nicht aus dem Sinn kommen, und sie ersann alle möglichen Deutungen

Indeß hatte sie den Baron von Woltersdorf zu erwarten und sie konnte sich selbst keine Rechenschaft darüber geben, woher auf einmal die große Seelenruhe kam, mit der sie seiner Ankunft entgegenharrte. Seit der Begegnung mit dem Hofrathe hatte eine unsagbare wohlthuende Ruhe in ihrem Gemüthe Platz gegriffen, und auch der Gedanke an Woltersdorf konnte ihr diesen ersten Hauch des Friedens nach so langen, bangen Tagen des Sturmes nicht rauben.

Sie befand sich daher in einer beinahe heiteren Stimmung, als die alte Matrone, bei welcher Antonie wohnte, in ihr Zimmerchen trat und nicht ohne Verwunderung abermals einen männlichen Besuch anmeldete, einen Herrn, der sich „Baron von Woltersdorf" nenne und sich sehr ungeduldig geberde, und die alte Dame konnte den Ausdruck ihres Erstaunens kaum unterdrücken, als sie ihre Abmieterin durchaus entschlossen sah, dem Begehren des fremden Herrn zu willfahren, während sie sich doch noch vor kurzem vor allem Besuche beharrlich abgeschlossen hatte.

Fräulein von Waldhausen aber kümmerte sich wenig darum und empfing den Baron mit einer Herzlichkeit, daß die Alte wiederholt das graue Haupt schüttelte und es unendlich bedauerte, daß die Thür, welche sich hinter dem Eintretenden schloß, es ihr unmöglich machte, Kenntniß zu nehmen von dem Gespräche, welches sich jetzt darinnen entspann.

Die Scene des ersten Wiedersehens zwischen Alfred und Fräulein von Waldhausen war eine für jeden der beiden Theile charakteristische. Woltersdorf offenbarte in der Art und Weise, wie er die nach langer mühevoller Brautfahrt endlich gefundene Geliebte begrüßte, die ganze Gluth der Leidenschaft, die seinem Gemüthe eigen war, seine Offenherzigkeit kannte keinerlei Rücksichten und über der leidenschaftlichen Aufwallung seiner Gefühle dachte er nicht daran, was er während der Trennung oft mit Sehnsucht zu wissen begehrt hatte: Die Geschichte von dem räthselhaften Verbleib des Freiherrn von Lindheim und die geheimnißvolle Veranlassung ihres Exils in diesem versteckten Winkel des Landes. Antonie hingegen trug bei aller Freude, die auch sie über das Wiedersehen empfand, ein Benehmen zur Schau, das mit dem Freiherrn in auffallendem Contrast stand und ebenso maßvoll und verständig, als kühl und verlegen hätte genannt werden können. Sie fühlte, daß sie dem Freunde eine Erklärung schuldig war und daß sie nicht eher werde zu sich selbst kommen können, als bis sie sich dieser Schuld entledigt hatte.

Sie begann daher, indem sie ein von dem Baron flüchtig hingeworfenes Wort als willkommenen Anknüpfungspunkt erfaßte, und erzählte demselben, wie sie doch ihr gegebenes Wort habe brechen und zu Lindheim zurückkehren zu müssen geglaubt, wie der Freiherr mit Bitten, Beschwörungen und neuen heiligen Versicherungen nicht eher nachgelassen, als bis

sie eingewilligt, die Seine zu bleiben und mit ihm weiter zu reisen.

„Nennen Sie es Schwäche oder Wankelmuth, Alfred," sagte sie mit einer Gefühlswärme, die allen Groll im Keime bei Jenem ersticken mußte, „nennen Sie es Schwäche oder Wankelmuth, dies Eine kann ich Ihnen versichern, daß kein Weib auf Erden bei dieser Weise zu bitten, bei diesen Eingeständnissen des Unrechtes, bei diesem Ausdruck der Reue und diesen heiligen Versicherungen, Alles wieder gut zu machen, hätte kalt bleiben und bei ihrem Entschlusse, Lindheim zu verlassen, beharren können. Wenn ich jetzt dieser Scene gedenke, die sich zwischen mir und dem Freiherrn nach meiner Rückkehr in unser Hotel entspann, so weiß ich freilich nicht, wie mein Herz in so kurzer Zeit wieder Raum zum Glauben und Vertrauen finden konnte einem Manne gegenüber, der so gräßlich mich hintergangen hatte; allein glauben Sie, Alfred, es giebt Momente im Leben wo die Vernunft gefesselt zu liegen scheint und das Gefühl Alleinherrscherin wird über den Menschen, daß er von zwei Wegen, die sich zeigen nur den wählt, zu dem ihn Mitleid und Selbstverläugnung bestimmen.

„Wir reisten also, nachdem Lindheim eine Versöhnung zwischen uns, so zu sagen moralisch erzwungen hatte, unverzüglich ab, fuhren mehrere Stunden lang fort und gelangten spät Abends nach Z**, wo wir auf meinen ausdrücklichen Wunsch Halt machten und uns nach einem Hotel begaben, wo wir uns gute Nacht wünschten und ein jedes sein Zimmer aufsuchte. Ich war durch die mannichfachen Aufregungen des Tages sehr müde und abgespannt, und Lindheim schien der Ruhe nicht minder zu bedürfen. Wir wechselten daher im Gasthofe, einander zu Abend speisten, wenig Worte, und ich hatte nach diesem Allen keinen Grund, etwas Schlimmeres darin zu ahnen. Ich schlief ruhig bis zum andern Morgen. Als ich mich aber angekleidet hatte, pochte es und der Kellner überbrachte mir ein Schreiben, in dessen Adresse ich Lindheim's Handschrift erkannte. Ich war überrascht da ich mir augenblicklich die Gründe einer schriftlichen Conversation nicht erklären konnte, erbrach es mit ängstlich pochendem Herzen und las, was Sie selbst lesen mögen."

Bei diesen Worten trat sie an ihren einfachen Schreibtisch, schloß eine Schublade auf und übergab Woltersdorf ein Billet, das sie sorgsam darin verborgen gehalten hatte.

Alfred nahm es und las:

„Theuere Antonie!

„Ich bin Deiner nicht werth. Ich fühle es, daß ich schnöde an Dir gehandelt habe, aber ich finde nicht genug Muth und Selbstvertrauen um das auszuführen was ich gestern in der leidenschaftlichen Erregung Dir versprochen habe. Wir werden nie ein glückliches Paar werden, und darum laß mich zur alten Schuld nicht noch eine neue, noch schwerere häufen. Nimm Deine Freiheit zurück und laß mich ziehen. Ich erspare Dir, mich wiedersehen und reise, ohne Abschied von Dir genommen zu haben. Wo ich aber auch sein werde, stets wirst Du als mein guter Engel mich umschweben. Der Himmel behüt Dich!

Lindheim."

Woltersdorf legte den Brief schweigend auf den Tisch und warf einen Blick des tiefsten Mitleidens auf Antonie. In diesem Augenblicke fehlten ihm die Worte, seinen Gefühlen Ausdruck zu geben. Antonie aber fuhr wie von ohngefähr mit dem Taschentuch über die Augen und sagte dann: „Und was nun geschah, erlassen Sie mir, Ihnen zu erzählen. Ich reiste hierher und miethete mich bei dieser alten Dame ein, deren stilles, eingezogenes Leben mich anzog."

„Und was wollen Sie nun thun, Antonie?" fiel auf einmal Woltersdorf ein, indem er gespannt seine Blicke auf die Geliebte heftete. Er wartete aber ihre Antwort nicht ab, sondern stand auf und während er ihr einige Schritte näher trat, sagte er: „Mögen Sie vorhaben, was Sie wollen, theuerste Antonie! Jetzt, wo ich nach langer peinlicher Trennung Sie endlich wiedergefunden habe, jetzt kann ich nicht länger zurückhalten mit dem, was ich seit Jahr und Tag mit mir herumgetragen habe als stillen, heißen Herzenswunsch. Theuerste Antonie! Es wird Ihnen nicht entgangen sein: ich liebe Sie heiß und innig und kenne keinen sehnlicheren Wunsch auf dieser Welt, als an Ihrer Seite meine Tage zu verleben und in der stillen Abgeschiedenheit meines Landgutes den Rest meines Lebens in Liebe und Ruhe hinzubringen. Wollen Sie mir folgen, Antonie?"

Eine kleine Pause verging, ehe Antonie ihm Antwort geben konnte. Es drängte sie, freudig zu bejahen, während eine innere Stimme mit aller Macht dagegen sprach. Hatte sie noch sonst Verbindlichkeiten? Sie wußte nicht, wie es geschah, das Bild des Hofrathes tauchte plötzlich vor ihren Augen auf und seine Mienen waren so ernst, so traurig, daß sie einen Augenblick zögern mußte, ehe sie diese wichtige Frage Alfred's beantworten konnte. Aber sie faßte sich schnell und sagte: „Herr Baron, ich darf Ihnen wohl nicht erst versichern, welche Gefühle mein Herz für Sie trägt; Niemanden auf der Welt würde ich mit solchem Vertrauen begegnen können als Ihnen. Aber eben gerade darin, daß ich rückhaltlos Ihnen die ganze Geschichte meines Lebens mitgetheilt habe, eben darin mögen Sie ein sicheres Zeichen dafür finden, daß nie ein Gedanke in mir aufgestiegen ist, der etwas Aehnliches enthalten hätte wie das, was Sie mir eben jetzt sagen. Wenn ich nun auch den Muth hätte, zu sagen, ich will mich bestreben, Ihnen das zu sein, was eine treue Gattin ihrem Manne sein soll — ich fühle doch, daß ich nicht mehr dazu befähigt bin. Mein Stern ist gesunken und —"

„Antonie, ich bitte, ich beschwöre Sie, sprechen Sie davon kein Wort mehr. Wenn Sie zu mir so viel Vertrauen haben, daß Sie mit guter Zuversicht sich mir zu eigen geben können, wenn Sie mich ein wenig lieb haben, Antonie, dann lassen Sie in Gottes Namen alle anderen Gedanken bei Seite, vergessen Sie die Wolken, welche bisher Ihren Horizont verdunkelten, fassen Sie neuen Muth und neue Hoffnung und schlagen Sie ein, wenn ich Ihnen die Hand biete zum Bunde der Liebe und Treue!"

Mit diesen Worten war Alfred aufgestanden, hatte ihre Hände erfaßt und zog sie, die keine Abwehr mehr versuchte, als Braut an seine hochklopfende Brust.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Deutschlands Grenzen.

Von Ph. Schneider.

(Schluß.)

Deutschlands Südostgrenze fällt in die Mitte eines Staates, der die schwere Aufgabe zu lösen hat, eine Menge kleinerer und größerer Volksstämme zu vereinigen und zusammenzuhalten. Ob und in wie weit ihm dies gelingen werde, ob seine leitenden Staatsmänner den rechten Kitt finden werden für diese nach Ursprung, Sprache, Sitte und Bildung so verschiedenartigen Bestandtheile, müssen wir dahingestellt sein

lassen. Aber sehr schwer wiegende Gründe sprechen dafür. Einmal zählt das größte nichtdeutsche Volk, die Magyaren, nur 5,000,000 Köpfe, kein einzelner Slavenstamm erreicht diese Zahl, und alle untereinander verstehen sich nicht. Mußten sich doch vor einigen Jahren bei dem panslavistischen Congreß Alle der deutschen Sprache bedienen, um sich gegenseitig verständigen zu können! Gehen sie doch in ihren Sprachen ebensoweit auseinander, nicht etwa wie die Niederländer von den Deutschen, sondern wie Engländer und Schweden von uns. Der Traum von einem Universalslavenreiche ist eben nichts weiter als ein Traum. Noch deutlicher tritt dies hervor, wenn wir die Sprachgrenze in Böhmen ins Auge fassen. Hätten die Herren Rieger, Palacky und Genossen dies mit ein wenig Nachdenken gethan, so mußten sie zur Ueberzeugung kommen, daß Deutschland als solches oder Oesterreich sich eines politischen Selbstmordes schuldig machen würden, wenn sie je zugäben, daß das wie ein Keil in das Herz Deutschlands eingedrungene Czechenvolk an eine Vereinigung mit Rußland auch nur dächte. Die Böhmen wohnen seit länger als einem Jahrtausend in unserem Hause und müssen sich deshalb unserer Hausordnung unterwerfen; sie müssen wohl oder übel bleiben, was sie bisher waren: ein untrennbarer Theil von Deutschland. Ihre czechische Sprache und Literatur und die Tonkunst, zu der sie besonderes Talent haben, auszubilden und zu pflegen, wird ihnen Niemand wehren.

Wenn übrigens die Juden Oesterreichs ganz besonders den Umstand betonen, daß die Zahl der Slaven 16 Millionen, der Nichtdeutschen überhaupt 26½ Millionen, der Deutschen dagegen nur 8½ Millionen betrage, so mögen sie bedenken, daß diese Slaven neun verschiedenen Stämmen angehören, die wohl durch gemeinschaftliche Abkunft in grauer Vorzeit, keineswegs jedoch durch die Sprache verbunden sind. Keiner von allen ist für sich allein nach den heutigen Begriffen lebensfähig. Ungarn, zwischen die ihm an Zahl überlegenen Slaven eingekeilt, wird über dieselben niemals Herr werden können und darf an eine europäische Großmachtstellung um so weniger denken, als es keine Küsten besitzt und also keine Aussicht hat, eine Seemacht zu werden. Folgende Uebersicht möge indeß zur Beantwortung der Frage von Oesterreichs Zukunft dienen.

Ist Oesterreich deutsch?

Genaue Untersuchungen haben den einzelnen Volksstämmen des österreichischen Gesammtstaates folgende Verhältnißzahlen zugewiesen:

1.	der deutschen Bevölkerung	27 Procent,
2.	der czechischen „	18 „
3.	der ungarischen „	15 „
4.	der ruthenischen „	9 „
5.	der rumänischen „	9 „
6.	der polnischen „	7 „
7.	der serbischen „	5 „
8.	der slovenischen „	4 „
9.	der croatischen „	4 „
10.	der italienischen „	2 „

Die 1,300,000 Israeliten reden fast sämmtlich das Deutsche als Muttersprache, müssen also in dieser wichtigen Beziehung den Deutschen beigezählt werden. Nach obiger Zusammenstellung bilden die slavischen Stämme noch nicht einmal zusammengenommen die unbedingte (absolute) Mehrheit, während die Deutschen mit Inbegriff der Israeliten für sich allein schon die bedingte (relative) Mehrheit bilden; und da die slavischen Sprachen bei aller Aehnlichkeit ebenso wesentlich unter einander verschieden sind, wie die germanischen (dänisch, deutsch, englisch, norwegisch, schwedisch); da ferner nur mittelst der deutschen Sprache die Gebildeten aller übrigen Völkerschaften Oesterreichs sich zu verständigen vermögen, wenn sie nur wollen: so darf obige Frage mit einem wohlbegründeten Ja beantwortet werden.

Es ist also recht wohl denkbar, daß eine kräftige und in der That freisinnige Regierung den österreichischen Staat zusammenhalten und dessen nichtdeutsche Bestandtheile nach und nach germanisiren werde unter der Bedingung eines engen und aufrichtigen Anschlusses an Deutschland. Dann nur könnte Oesterreich seinen Beruf erfüllen, in den Donauländern germanische Gesittung zu verbreiten und dem von Osten drohenden Universalslavenreiche ein heilsames Gegengewicht zu bieten. Es könnte die Bildung eines großen Slavenreiches an der unteren Donau nach Kräften verhindern oder gestalten. Eine fortgesetzte Feindschaft gegen Deutschland aber müßte die baldige Auflösung der Habsburgischen Monarchie zur nothwendigen Folge haben. Ob sich aus Galizien und den übrigen Bestandtheilen des ehemaligen Polens (mit Ausnahme des bereits halbgermanisirten Posens) jemals wieder ein polnisches Reich bilden könne — darüber erlauben wir uns kein Urtheil. Keinenfalls aber hat das Polenvolk im gegenwärtigen Kampfe durch sein unverhohlenes Wohlgefühl für die Franzosen, von denen sie so oft schon betrogen worden, von unserer Seite besondere Rücksicht verdient.

Daß aber die Schwärmer für Deutschlands Größe auch von der Wiedergewinnung der Ostseeprovinzen des großen Slavenreiches träumen, ist thöricht; denn ein Verzicht darauf könnte Rußland ebensowenig zugemuthet werden, als ein Aufgeben Istriens dem deutsch-österreichischen Staate; beides käme einem politischen Selbstmorde gleich.

Wenn wir noch einen Blick auf Deutschlands Nordgrenze werfen, so dünkt uns, daß es dem Starken ziemte gegen den Schwachen Großmuth zu üben und ihm zurückzugeben, worauf er nach Sprache und Volksthum unzweifelhafte Ansprüche hat. Deutschland würde wenige Quadratmeilen verlieren, dagegen den Ruhm der Gerechtigkeit gewinnen. Unser geeinigtes starkes Vaterland braucht sich nicht zu fürchten, auch wenn in Apenrade und Hadersleben der Täne geweint. Zudem sind die Skandinavier unsere nächsten Verwandten, deren Freundschaft in dem unvermeidlichen einstigen Kampfe gegen das Slaventhum nicht hoch genug angeschlagen werden kann.

Dies wären so etwa die Gedanken, zu denen man beim Anblicke einer deutschen Sprachenkarte angeregt wird. Man kommt dabei unwillkürlich zu der Ueberzeugung, daß unter Umständen auch die Politik ihre volle Berechtigung hat, und daß gewisse Dinge eben nicht immer dem Gefühle und strengen Rechte nach behandelt werden können. Die freudige Ueberzeugung aber muß sich dem Vaterlandsfeinde aufdrängen: Deutschland ist nicht mehr ein alter lauter Staatsverband, das deutsche Volk kein sterbendes, seinem Untergange entgegengehendes, wie gewisse Schwarzseher schon glauben mochten — nein, es ist ein kraftiges, neu erstehendes, das alle Bedingungen frischen dauernden Lebens und höchster Bildungsfähigkeit in sich trägt wie kein anderes. Es wird neu verjüngt aus der Feuertaufe des Jahres 1870 hervorgehen und den ersten Platz unter den Völkern der Erde einnehmen. Daß es also kommen würde, wußten wir längst; denn wir kannten die Kraft, Weisheit und Opferfreudigkeit unserer Fürsten ebenso gut wie den unwiderstehlichen Drang unseres Volkes. Aber daß es so bald kommen konnte, das danken wir dem Feinde, der uns vernichten wollte, das danken wir der Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft. Wir werden fortan sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Noth uns trennen und Gefahr! Unendliche Opfer hat es gekostet, dahin zu gelangen; aber sie sind nicht umsonst gebracht. Legen wir den Kranz der Ehre auf das Grab der gefallenen Brüder, bewahren wir ihnen ein treues dankbares Andenken. Erleichtern wir den überlebenden unglücklichen Opfern ihr hartes Loos durch die hingebendste Liebe, soviel wir vermögen. Tilgen wir die Spuren des Kampfes und der Zerstörung nach Möglichkeit aus, und vollenden wir als unvergängliches Denkmal der deutschen Einigkeit jenen herrlichen Tempel am deutschen Rhein, das erhabene Bauwerk vaterländischer Kunst, auf daß er fortan ein Zeuge sei unserer Eintracht und Bruderliebe. Dann wird die Sehnsucht des Dichters gestillt sein, wenn er singt:

Du Straßburgs Münster tröstest mich,
Du schaust rheinüber Deutschland an,

Als sehntest Du wehmüthig Dich
Und hing' Dein ganzes Herz daran.
Doch will's Dir immer noch gefallen,
Hörst Du um Dich ja deutsch noch hallen.
(K. J. Schuler, der Dichter der Jahreszeiten.)

Und:

Glücklich leb' ich im Thal, von den Wiesen umlacht der Vogesen,
Rund von Deutschlands Lauten umhallt, die dringen in's Elsaß,
Tief auch zu Deutschlands Metz.
(K. J. Schuler's Jahreszeiten."

Lassen wir aber zugleich auch die neuere Kunst in den Dienst des Vaterlands treten, indem wir auf irgend einer Höhe des linken Rheinufers als Wacht am Rhein ein großartiges würdiges Sinnbild unseres geliebten Vaterlandes aufrichten in

Hornbergers Germania!

Dort soll im Bilde sich verklären
Das Vaterland in seiner Macht.
Dort soll wie aus den Himmelssphären
Der Mahnruf schallen: Halte Wacht!
Dort soll im Bild die Sonne zünden
In jeder Brust bei'm Morgenglanz,
Daß weithin ferne Zeiten künden
Germania im Siegesglanz!

Haben wir in solcher Weise unser Vaterland neu gegründet und gefestigt, dann wird es nimmermehr untergehen; es wird ein Hort der Völkerfreiheit wie der christlichen Bildung sein, auf daß das Streben edler Menschen einst zur Wahrheit werde:

Ewiger Friede.

Das walte Gott!

Mannichfaltiges.

ß. Technisches. In „Mechanics Magazine" findet sich die Beschreibung eines Sicherheitsschrankes, welchen, einzig in seiner Art, kürzlich der Hofjuwelier Stretter in London in seinem Hause erbaut hat. Derselbe hat 9½ Fuß Höhe, 9 Fuß Breite und 15 Fuß Länge, und dient dem Besitzer zur Verwahrung eigener, wie auch gegen Miethe übernommener fremder Werthgegenstände. Der Schrank selbst besteht aus 3 Zoll dicken Eisenplatten, die durch starke Rippen untereinander verbunden sind. Dieser Kasten ruht auf einem solid gemauerten, aus verschiedenartigen Schichten gebildeten starken Fundament. Seitlich und oberhalb ist er zunächst umgeben von einer 12 Zoll dicken Lage Beton, dann folgt ein Wasserbehälter aus verzinktem Eisen, welcher sich auch ein Stück unter den Boden erstreckt, und die äußerste Umhüllung bildet eine sehr feste Betonschicht, aus Feuerstein und Portlandcement. Der Wasserbehälter soll mehr zur Entdeckung als zur Verhütung diebischer Angriffe dienen, indem vorhandene Wasserstandsgläser die Entleerung des Behälters anzeigen, ein weiteres Vordringen aber unter allen Umständen viele Zeit erfordert. Die Thür des Schrankes hat 6 Fuß 3 Zoll Höhe, 3 Fuß Breite und 8 Zoll Dicke. Die äußere Platte derselben besteht aus dem besten Eisen, in welches über die ganze Fläche vertheilt conische Löcher eingebohrt sind, welche man mit dem härtesten Weißeisen, das jedem Werkzeug widersteht, ausgegossen hat. Außer dieser Thür ist eine Vorthür, ebenfalls aus Eisen hergestellt und mit feuerfesten Ziegeln ausgemauert, vorhanden; dieselbe hat 18 Zoll Dicke. Zum innersten Verschlusse ist noch eine leichtere dritte Thür angebracht, welche bei öfterem Zugang während des Tages benützt wird da das Oeffnen der Hauptthür, die ein Gewicht von 100 Ctr. hat, viel Arbeit verursacht. Ausschließlich der metallene Bau des Schrankes wiegt gegen 1200 Ctr. — Die k. württemb. Centralstelle für Gewerbe und Handel empfiehlt bei dem durch den Krieg veranlaßten momentanen Mangel an Steinkohlen angelegentlich die Verwendung von Torf in Vermischung mit Steinkohlen als Brennmaterial bei größeren Feuerungsanlagen. Die in Württemberg angestellten Versuche haben ergeben: Das günstigste Mischungsverhältniß ist 2 Gewichtstheile Steinkohlen auf 1 Gewichtstheil Torf, eine Mischung von gleichen Theilen thut auch noch gute Dienste, und eine Mischung von 2 Theilen Torf auf 1 Theil Kohlen befriedigt wenigstens in einzelnen Fällen. Zur Erzielung eines guten Erfolges bedarf aber die Feuerungseinrichtung für gemisches Material einer Abänderung. Die reine Torfheizung verlangt die gleiche Rostweite wie die Holzheizung. Da aber die reine Steinkohlenfeuerung bekanntlich einen engeren Rost erfordert, so muß bei einer gemischten Torf- und Kohlenfeuerung auch die Entfernung der Roststäbe von einander, dem Mischungsverhältniß entsprechend, regulirt werden. Will man nur vorübergehend Torfmischung anwenden, so genügt es, in dem bisherigen zur Steinkohlenfeuerung eingerichteten Rost einen Stab auszuheben, und vermittelst Blechstreifen zwischen den Auflagern der anderen Stäbe den leeren Raum auszugleichen.

— Die „Köln Ztg." berichtet: Am 26., Nachmittags, kam das in dem Krupp'schen Etablissement zu Essen construirte, in den Zeitungen erwähnte und jetzt über Metz nach Paris gehende Ballongeschütz durch Köln. Dieser Apparat mit welchem man bekanntlich der Pariser Luftpost entgegentreten will besteht aus einer auf vier nach allen Seiten drehbaren Rädern ruhenden Plattform, aus deren Mitte ein etwa 5 Fuß hoher gußeiserner Hohlcylinder senkrecht aufragt. In dem oberen Theile dieses feststehenden Cylinders ist ein nach allen Richtungen beweglicher, ziemlich kurzes Geschützrohr eingefügt. Die zu Grunde liegende Einrichtung ist etwa dieselbe, welche bei großen auf einem Stativ befestigten Fernrohren angewandt und zur Genüge bekannt ist. Die Tragweite des Ballongeschützes wird 1300 bis 1500 Fuß angegeben.

— Karl Braun veröffentlicht in der „Nat.-Ztg." „Metzer Skizzen", in welchen er erzählt: Als ich am 26. October von Rezon ille nach Gravelotte fuhr, in strömendem Regen und in einer nach Möglichkeit geschlossenen Kutsche, begegnete mir eine Herde „schleppfüßiger Ochsen", getrieben von einem Soldaten, der eine Brille trug und auch sonst etwas gelehrt aussah. Um ihm meine Sympathie zu bezeugen und mich in Betreff seiner Gelehrsamkeit zu vergewissern, hob ich das Leder des Wagens und rief ihm zu: Saluto victorem! (Ich grüße den Sieger!) „Die potius pastorem" (sag' lieber: den Hirten) erscholl mit lustigem Lachen die Antwort. So kreuzten sich unsere Wege.

— Aus Toulon, 17. Nov., wird dem „Echo du Parlement" geschrieben: „Gestern früh wurde ein besetzter Ballon, schon vorher durch ein Telegramm signalisirt, im Gebiete der Wolken bemerkt, der das Departement Vaucluse durcheilte, indem er nach Süden mit fabelhafter Geschwindigkeit flog; die in die Küstendepartements gesandten Instructionen schrieben vor, seiner Richtung aufmerksam zu folgen, um ihm, wenn nöthig, Hilfe zu bringen. Es schien, daß er sich auf dem Gipfel der Saint-Baume niedergelassen habe, wo die Luftschiffer ihren Fuß nicht auf die Erde, sondern in den Schnee setzen konnten, nachdem sie 200 Meilen in weniger als 15 Stunden zurückgelegt hatten. Dieser Ballon, Tags zuvor von Paris abgegangen, wurde von einem Nordost-Sturm getroffen, der ihn wie eine Feder davongetragen und seine Lenker gehindert hatte, auszusteigen, um diesem furchtbaren Luftstrom auszuweichen. Endlich konnte er sich an einen Felsen entlangen, einige tausend Meter über dem Meeresspiegel, und es war Zeit, gut anzukommen, denn die ersten Strahlen des Tages ließen am Horizont die blauen Wogen des mittelländischen Meeres erkennen, wo sie Gefahr liefen, zu ertrinken. Die Reisenden und einige hundert Kilo Depeschen sind nach Tours abgegangen."

Verantwortliche Redaction: Wh. Gebhard Stav.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 141. Dritter Jahrgang. 1870.

* Auferstanden.

Novelle von Theodor Winkler.

(Fortsetzung.)

7.

Auferstanden.

Der Hofrath von Schwanenstedt kam in großer Aufregung nach Hause. Seine alte Mutter, die ihm noch immer die Stelle der Hausfrau vertrat, eilte ihm auf sein heftiges Klingeln entgegen und fragte besorgt, was ihm denn begegnet sei, daß er so verstört aussehe.

„Nichts, gar nichts von Bedeutung, liebe Mama," antwortete der Hofrath.

„Aber Du siehst so angegriffen aus!"

„Sie täuschen sich, Mutter!" Er gab bei diesen Worten im Vorübergehen der Mutter die Hand und verschwand hinter der Thür seines Zimmers.

Das mütterliche Herz gerieth in Besorgniß. Sie hatte doch recht gesehen, der Sohn sah blaß, angegriffen, erschrocken aus. Sie konnte es nicht überwinden, einen Vorwand zu suchen und in das Zimmer ihres Sohnes zu treten.

Sie klopfte. Kein „Herein".

Ihre Besorgniß wurde zur Angst; sie öffnete. Da stand er mit dem Hut auf dem Kopfe vor dem aufgeschlagenen Reisekoffer und traf unverkennbar alle Vorkehrungen zu einer abermaligen Reise.

„Du hast wieder eine Reise vor, mein Sohn?"

„So ist es, meine Mutter."

„Darf ich nicht wissen, wohin und auf wie lange?"

„Gewiß, auf sehr kurze Zeit, nach der Residenz."

„Es ist doch nichts vorgefallen?"

„Nichts, gar nichts, Mama. Sie können ganz unbesorgt bleiben. Wenn ich zurück komme, werde ich Ihnen vielleicht eine heitere Geschichte zu erzählen haben." Er blickte bei diesen Worten auf und ließ ein Lächeln um seine Lippen spielen; aber es war kein heiteres, es war ein gemachtes, erzwungenes Lächeln.

Die alte Frau fühlte sich aber doch beruhigt. Sie berührte den Punkt nicht mehr, half noch dieses und jenes herbeitragen, und wenn ihr Blick wieder sein Angesicht streifte und sie wieder die nicht hinwegzuläugnende Aufregung darin erkannte, sprach sie sich in stillen Worten vor, daß er nach der Rückkunft „eine heitere Geschichte" zu erzählen gedenke. Damit schlug sie alle Zweifel zu Boden.

„Aber, mein lieber Paul," rief sie nach einer Weile, wie aus plötzlichem Traume erwachend, als der Sohn bereits reisefertig an der Thür stand und ihr Hand und Mund zum Abschied bot: „Du scheinst ganz zu vergessen, daß Du doch von Deinem Freunde, dem Baron von Woltersdorf, gestern eine Einladung zur Hochzeit erhalten hast; die wirst Du doch kaum ausschlagen."

„Ja! ja wohl," antwortete Schwanenstedt, ohne sich nur einen Augenblick zu besinnen, „ich habe es wohl im Gedächtniß. Das wird sich indessen mit der Reise, die ich unmöglich aufschieben kann, vereinbaren lassen! Ich weiß freilich nicht, ob ich hierher erst zurückkehre oder nicht lieber gleich direct meine Rückreise über Alfreds Gut nehme. Nun, es wird sich das finden. Leben Sie wohl, Mutter! Der liebe Gott behüte Sie! Auf Wiedersehen!" Sprach's, küßte seine Mutter und eilte die Treppe hinab.

Die Matrone war ob des seltsam hastigen Abschiedes noch lange Zeit voll allerlei Gedanken, die für dieses Benehmen die rechte Lösung finden sollten.

Während indeß der Hofrath voll ängstlicher Spannung der Residenz entgegenfuhr, wurden auf dem Gute seines Freundes Woltersdorf bereits mit allem Eifer die Vorkehrungen zu der bevorstehenden zweiten Vermählung des Gutsherrn getroffen.

Das war ein Leben in und um das freiherrliche Gut, daß Alt und Jung aus dem Dorfe zusammenlief, um die großartigen Anstalten zu sehen, welche zur Verherrlichung des hochzeitlichen Festes ins Werk gesetzt wurden. Mitten unter den Arbeitern, welche die Wohnung zum Empfange der sehnlichst Erwarteten in ein festliches Gewand legten, stand, wie aus langjährigem Zauberschlafe erwacht, der Baron selbst, heiter und wohlgelaunt, und trieb zum Fleiße an. Im Garten, der das Wohnhaus umsäumte, waren hunderte von emsigen Händen beschäftigt mit Jäten, Pflanzen, Stecken und Beschneiden, Wegemachen und Fontainenlegung, während der mittlere Saal des Wohngebäudes, in welchem das Festmahl abgehalten werden sollte, in die geschmackvollste Festhalle verwandelt wurde, strahlend von Blumenguirlanden, Girandolen und Spiegeln.

Nur noch drei Tage, und es war Alles vollendet, was zum Schmuck und zur Verherrlichung des großen Festtages angeordnet war. Man hatte auch keine Zeit zu verlieren, denn der nächste Tag war ein Sonnabend, und schon am darauffolgenden Tage, dem Sonntag, sollte Antonie eintreffen und am Montag die Hand des Geistlichen ihren Bund einsegnen. Die Gutsnachbarn und eine große Anzahl von Freunden und Verwandten aus der Nähe und Ferne waren von der Verlobung Alfreds bereits pflichtschuldigst in Kenntniß gesetzt und in aller Form eingeladen, durch ihre Gegenwart zur Verherrlichung des Festes beizutragen.

Alfred von Woltersdorf konnte den Augenblick kaum erwarten, in dem seine Braut auf dem Bahnhofe der benachbarten Stadt eintreffen und, wie er hoffte und wünschte, zur unzertrennlichen Vereinigung ihm folgen werde an die Stätte, wo er vor Jahren den vollen Becher des Glückes an die Lippen gesetzt und, da er kaum von dem lieblichen Trunk genippt, desto tiefer das Elend des Lebens hatte durchkosten müssen, nun aber, da sein Herz einen neuen Anker gefunden, auszuruhen und den Rest seiner Tage in Friede und Freude zu verbringen gedachte.

In Begleitung des Dorfgeistlichen, der seinem Bunde die Weihe zu geben bestimmt war, und in dessen Hause Antonie bis zum feierlichen Einzug in die Kirche Wohnung nehmen sollte, fuhr der Baron am Nachmittage des Sonnabend nach

der Stadt, um seine erwartete Braut in Empfang zu nehmen und in das Haus des Predigers zu begleiten.

Mittlerweile währten im Dorfe die mannichfaltigen Vorarbeiten zum würdigen Empfang der neuen Gutsherrin in eifrigster Weise fort. Nicht nur im freiherrlichen Gute selbst, auch am Eingange des Dorfes war man noch in voller Thätigkeit. Der Schulze und die Gemeindeältesten, der Schulmeister mit der Schuljugend und ein großer Schwarm Neugieriger harrte zur Rechten und Linken der stattlich errichteten Ehrenpforte dem Augenblicke entgegen, in dem die freiherrliche Equipage mit dem Zielpunkte ihrer Neugierde heranrollen werde.

Endlich kam der ersehnte Moment. Mit den letzten Strahlen der Sonne, welche die westlichen Höhenzüge küßten, wurde der Wagen des Barons in der Ferne sichtbar und aller Augen flogen ihm entgegen.

Da brach ein nie enden wollender Jubel aus und das Echo des Waldes trug ihn zurück bis durch das ganze Dorf. „Das sind meine Getreuen!“ rief Alfred freudig erregt und blickte seiner Braut in die schönen Augen. „Aber um Gottes Willen,“ fügte er gleich darauf erschrocken hinzu, „um Gottes Willen, wie blaß bist Du auf einmal, und wie zittern Deine Hände!“

„Es wird vorübergehen!“ erwiderte Antonie gefaßt, „die ungewohnten Ereignisse dieses Tages wirken mit einer Macht auf mein Gemüth, die meine Nerven erschüttert.“

In demselben Augenblicke passirte der Wagen die Ehrenpforte. Die Schulknaben begannen ein Lied anzustimmen und der Gutsherr mit seiner zukünftigen Gemahlin grüßten lächelnd aus dem Wagen, während der Pfarrer, welcher den Rücksitz einnahm, behaglich sich zurücklehnte und die angestimmte Melodie leise mit nachsummte; er hatte die letzten Worte nicht vernommen, welche das ihm gegenübersitzende Paar mit einander gewechselt hatte.

So kam man im Pfarrhause an, wo die Pastorin bereits ihres hohen Besuches harrte.

Mehrere Hochzeitsgäste waren mittlerweile schon eingetroffen und auf dem Gute abgestiegen. Alfred, hocherfreut darüber, schlug daher vor, noch am Abende einen Spaziergang nach seiner Besitzung vorzunehmen, um die Angekommenen, worunter sich mehrere nahe Verwandte befanden, zu bewillkommnen und ihnen seine Braut persönlich vorzustellen

Der Vorschlag wurde angenommen und sogleich ausgeführt.

Auf dem Gute hatte sich schon ein reges Leben entfaltet. Vettern und Basen, Freunde und Bekannte aus Nah und Fern hatten bereits ihren Einzug gehalten. Als man den Bräutigam mit der Braut sich nähern sah, vereinte man sich und zog demselben in feierlichem Zuge entgegen.

Alles freute sich von Herzen darüber, daß der Baron sich wieder zu verheirathen entschlossen hatte. Erblickte man doch darin einen sicheren Anhalt zu der Hoffnung, daß nun der leidige Trübsinn und die Ruhelosigkeit seines Gemüthes enden und jener Heiterkeit und Zufriedenheit Platz machen werde, die ihm zu seinen so überaus glücklichen Vermögensverhältnissen von Herzen zu wünschen war.

Die Begrüßung, welche die angekommenen Freunde und Verwandten der Braut entgegenbrachten, war daher eine um so aufrichtigere und herzlichere, als der erste Eindruck, welchen ihre Erscheinung hervorrief, ein sehr günstiger war. Antonie war ihrem Bräutigam anfangs nicht ohne einige Bangigkeit zur Begrüßung der Gäste aus dem Pfarrhause auf das Gut gefolgt; sie fürchtete, es möchte der Eine oder Andere unter ihnen Kenntniß von ihrer Vergangenheit und ihrem früheren unseligen Verhältniß haben und ihr deshalb mit Geringschätzung, Spott und Verachtung begegnen. Der Umstand, daß sich diese Befürchtung als unbegründet herausstellte, daß Alle mit unzweideutiger Freundschaft ihr entgegen kamen und ihr Glück und Segen wünschten, und daß ganz besonders der weibliche Theil der Gäste sich ihr vertrauensvoll gleich wie einer alten Freundin anschlossen: dies Alles wirkte so ermuthigend, so erheiternd auf sie ein, daß gar bald alle Wolken von ihrer Stirn schwanden und sogar das dunkele, beklemmende Gefühl, daß sie seit ihrem Einzug im Dorfe unabläßig gefangen hielt und das auch die einzige Ursache ihrer auffallenden Blässe gewesen war, für Augenblicke wenigstens sie verließ.

(Fortsetzung folgt.)

Heinrich Jacob Fried.

(Nekrolog.)

Das Leben eilt! Oft schnell verwehet
Ein Wettersturm den schönsten Tag;
Die Blume stirbt, der Duft vergehet
Der Wechsel lähmt des Herzens Schlag.
Sehr fühlbar wäre die Beschwerde,
Der Schöpfung Reiz oft unbekannt,
Wenn nicht der Himmel auf die Erde
Zu Trost und Lust die Kunst gesandt.
H. J. Fried.

Ferne von der heimathlichen Erde, seiner geliebten, schönen Pfalz, starb in München vor wenigen Tagen der Maler und Conservator des Kunstvereins Heinrich Jacob Fried. Der lebensmüde, silberbehaarte Greis, der in den Räumen des Kunstvereins geräuschlos waltete, war eine von so Vielen gekannte, geachtete und geliebte Persönlichkeit, daß gewiß der Versuch gerechtfertigt erscheint, ihm durch nachstehende Zeilen in den Herzen seiner Freunde in der Heimath, die er in seinen Kunstschöpfungen und Gedichten so begeistert verherrlichte und besang, ein bleibendes Andenken zu stiften.

Heinrich Jacob Fried wurde geboren am 11. März 1802 in dem bei Landau in der Rheinpfalz gelegenen Dorfe Queichheim, woselbst sein Vater, Johann Michael Fried, Greffier (Secretär) des Friedensrichters des Kantons Landau war. Nicht lange jedoch sollte er das Glück genießen, unter väterlicher Obhut sein zu dürfen. Sein Vater wurde nach Selz versetzt, und da in diesem Orte keine Schule seiner Confession sich befand, brachte man den vierjährigen Knaben zu seinem Großvater, welcher in dem elsässischen Dorfe Roppenheim Schulmeister war. Hier schon in frühester Jugend zeigte sich sein Talent für die darstellende Kunst; nichts war ihm angenehmere Beschäftigung, als Zeichnen, und dies that er mit solchem Eifer und solcher Lust, daß die größte Strafe, die sein Großvater über ihn zu verhängen vermochte, die war, ihm auf bestimmte Zeit das Zeichnen zu verbieten.

Den ersten künstlerischen Unterricht erhielt er in Landau, woselbst er im Jahre 1815, vier Jahre nach dem Tode seines Vaters, zu dem dortigen Zeichnenlehrer Gerhardt in die Lehre kam. Nach drei Jahren hatte ihn sein Talent und sein unermüdlicher Fleiß dahin gebracht, daß er in Stuttgart in der Ebner'schen Kunstanstalt Aufnahme finden konnte, was weniger in Folge der ihm von seinem Lehrmeister mitgegebenen Empfehlung, als der von ihm zur Probe vorgelegten Zeichnungen geschah, welche er in großer Anzahl während seiner Mußestunden angefertigt hatte. Drei Jahre lang war er dort ein geehrtes und geliebtes Mitglied, mehr fast der Familie als der Anstalt,

während welcher Zeit er sich hauptsächlich mit Kupferradiren und Lithographiren beschäftigte. Nach abermals drei Jahren kam Fried von der Augsburger Kunstschule, in welche er sich von Stuttgart aus begeben hatte, an die Akademie der bildenden Künste in München, wo er sich unter Langer und später unter Cornelius in der Kunst ausbildete, und begeistert für deutsche Geschichte, Sage und Poesie, sich dem „historischen Fache" zuwandte. Er hatte auch die Freude, gleich sein erstes Gemälde: „Gretchen am Spinnrocken" von dem damaligen Kronprinzen von Bayern erworben zu sehen.

Im Jahre 1830 begab sich Fried wieder in seine Heimathstadt Landau; und als er dort durch zahlreiche Kunstschöpfungen — wohin auch die im Jahre 1830 erschienenen lithographirten Ansichten alter Bergschlösser der Pfalz gehören — seinen Künstlernamen gegründet hatte, ehrte ihn seine Vaterstadt Landau zunächst dadurch, daß sie ihm die Mittel gab, nach Italien, dem Lande der allgemeinen Künstlersehnsucht, zu reisen. Dieses Land, das ihn nächst seiner gefeierten Heimath am meisten begeisterte, durchreiste er drei Jahre lang, wobei er sich meist in Rom, zeitweise auch in Neapel aufhielt. In letzterer Stadt wurde ihm das Glück zu Theil, am 1. April 1835 eine der größten Eruptionen des Vesuv beobachten zu können. Er war zu sehr ergriffen von dem erhabenen Naturschauspiele, um nicht sofort bei frischer Empfindung dasselbe mit Farben auf der Leinwand wiedergeben zu müssen, und aus seinen Briefen jener Zeit über diese Eruption geht hervor, daß er dies mit aller Treue und Gewissenhaftigkeit that. Sie war auch der Gegenstand zu dem letzten Bilde, das aus seiner fleißigen Hand hervorging. Dieses Gemälde und Fried's aus dem Jahre 1840 stammende Maxburg sind im Besitze des Hrn. Dr. L. Schneider zu Bad Gleisweiler.

Im Jahre 1837 kehrte Fried wieder in seine Heimath zurück. Er hatte die Zeit seiner Reise trefflich verwendet zum Sammeln von Studien, zu Compositionen von geschichtlichen Bildern, zu Darstellungen aus dem befreiten Jerusalem, aus Don Quixote u. s. w.; unter anderen componirte er ein größeres Gemälde, einen von seinen Knappen gepflegten, verwundeten Ritter. Jetzt begann er das Material zu verwerthen, das er so fleißig gesammelt.

Im Jahre 1842 siedelte Fried nach München über, woselbst er 1845 zum Conservator des Kunstvereins erwählt wurde. Diesem ehrenvollen Amte stand er mit aller Gewissenhaftigkeit, ja ängstlicher Pünktlichkeit bis wenige Tage vor seinem Tode vor. Unausgesetzt war er jedoch neben seinen Amtsgeschäften mit Ausführung zahlreicher Gemälde beschäftigt. Seine in Italien gemachten Studien, sowie die vielen Skizzen von Ansichten aus der Pfalz, boten ihm den Stoff zu einer ansehnlichen Reihe von Gemälden, von denen als hauptsächlichste anzuführen sind: Eine Jagdgesellschaft vor dem Schlosse Trifels, welches Fürst Karl v. Wrede erwarb, die Wasserfälle bei Tivoli, Amalvi, eine Ansicht von Hohenschwangau, solche aus dem Salzkammergut, die blaue Grotte auf der Insel Capri, u. s. w. Letzteres mußte er mehrmals wiederholen und ein größeres Exemplar desselben kaufte Se. Maj. der höchstselige König Ludwig I., dessen jedesmaliger Führer, Geleiter und stillbedeutsamer Rathgeber in den Räumen des Kunstvereins zu sein, er die neidlose Ehre genoß.

Im Jahre 1838 hatte sich Fried mit Amalie Philippine Müller, seiner jetzt tieftrauernden Wittwe, verehelicht, welche er zuerst durch seinen Tod betrübte. In dieser langen und überaus glücklichen Ehe wurde er Vater von vier Söhnen.

Doch nicht mit dem Pinsel allein und vor der Staffelei war Fried ein Poet: seine zahlreichen Gedichte erschienen im Jahre 1840 unter dem Titel „Epheuranken" in zwei Bänden, und sind außerdem in seinem Nachlasse noch unzählige poetische Erzeugnisse vorhanden. Ja bis in die letzte Zeit seines Lebens beschäftigte und ergötzte ihn die Dichtkunst. Aus allen seinen Dichtungen leuchtet die ungeschwächte, treueste Liebe zur Kunst, zu seinem deutschen Vaterland und zu seiner lieben Heimath, der Pfalz, hervor, welche er oft und viel besungen, und welche wiederzusehen und dort zu sterben sein beständiger, innigster, aber leider unerfüllter Wunsch war. Auch sein letztes Gedicht, das er kurze Zeit vor seinem Ende schrieb, giebt hiervon Zeugniß; möge es hier seine erste Veröffentlichung erfahren:

Wächterruf am Rhein.

„Zum Rhein! Zum Rhein! Den festen Wall zu bauen,
Zu schützen Deutschlands Hort
Mit Gut und Blut!" erschallt aus allen Gauen
Vereint das Losungswort.
Der Erbfeind droht auf's Neue uns zu knechten,
Zu schänden deutsches Land.
Nun gilt's zum Schutz den heil'gen Kampf zu fechten,
Am theuern Rheinesstrand.

Hört mahnen Euch im Rauschen deutscher Eichen
Der Ahnen Heldenschaar!
Von Burg zu Burg laßt flammen Feuerzeichen!
Bringt alle Fahnen dar!
Auf schwing' dich Aar, erheb' dich edler Leue,
All' Deutschland sei bewehrt;
Beweist, daß lebt noch alte Kraft und Treue,
Gerostet nicht das Schwert!

Der Erbfeind, der den Krieg heraufbeschworen
In frevlem Uebermuth,
Voll Trug und List, er steht vor unsern Thoren,
Bedroht der Freiheit Gut.
Auf, auf! Daß in die engsten Gränzen zwingen
Wir jetzt den Höllenbrand;
Hol't Elsaß heim, das deutsche Lotharingen
Zum alten Vaterland!

Denn soll der Welt ersehnter Friede tagen,
Muß Er vernichtet sein.
So eilet denn, für ewig fortzujagen
Den Störenfried vom Rhein! —
Zum Rhein und weiter schallt's aus allen Gauen,
Die Waffen klirren drein!
Und Gott, auf den wir alle fest vertrauen,
Wird Sieg dem Recht verleih'n.

Nach kurzer, jedoch schmerzhafter Krankheit, während welcher er am Tage seines Todes selbst noch seine Gedanken seinem Amte widmete, hörte er am 2. November 1870, Vormittags 11 Uhr, auf zu athmen, nachdem er wie zum Schlummer seine Augen geschlossen. Kein Kampf ging seinem Tode voraus. Ein würdiges Leben war durch einen sanften Tod schön vollendet.

Mannichfaltiges.

— Ein in der Cernirungs-Armee vor Paris stehender Berliner Reserve-Officier hatte sich kürzlich an seine Eltern mit der dringenden Bitte gewendet, ihm möglich bald ein Paar recht dauerhafte, bis an die Knie reichende Wasserstiefel zuzusenden, da er derselben bei der jetzt eingetretenen naßkalten Witterung und dem dortigen aufgeweichten Lehmboden dringend bedürfe. Die Eltern beeilten sich, dem Wunsche des Sohnes auf das baldigste nachzukommen und in wenigen Tagen stand ein Paar tüchtiger rindslederner Stiefel mit Doppelsohlen zur Absendung nach Paris bereit. Es ergab sich aber, daß die schweren Stiefel das zulässige Postpaquetgewicht von 4 Pfund um ein Bedeutendes überstiegen, und es erübrigte nur, zwei Paquete anzufertigen und in jedes derselben einen Stiefel zu verpacken. In dieser Weise gingen die beiden Päckchen nun auch sofort nach dem Kriegsschauplatze ab, und ist nach einem dieser Tage in Berlin eingetroffenen Schreiben des Empfängers auch eines derselben richtig an seinen Bestimmungsorte angelangt, das andere jedoch entweder in die Hände eines raubsüchtigen Franctireur gefallen oder auf sonst irgend welche Weise verloren gegangen. Es wird unter diesen Umständen den Eltern nichts erübrigen, als mit dem einen Stiefel den Versuch einer abermaligen Zusendung zu machen, doch bedarf es dazu leider noch einer Zwischen-Correspondenz, da der Sohn, wie die „Br. Ztg." der

richtet, im ersten Aerger mitzutheilen vergessen hat, ob der rechte oder der linke Stiefel abhanden gekommen ist.

— Den letzten Nachrichten aus Paris zufolge ist bereits eine große Anzahl von Restaurationen geschlossen worden, weil die Eigenthümer derselben sich außer Stande sehen, die nöthigen Fleischvorräthe zu beschaffen; doch trifft die Regierung Vorkehrungen, eine beschränkte Zahl offen zu halten, damit der unverheirathete Theil der Bevölkerung nicht unverhältnißmäßigen Entbehrungen ausgesetzt werde. In der Place de l'Hotel de Ville wird jetzt ein regulärer Rattenmarkt abgehalten. Die Thierchen werden lebendig für 30—35 Centimes per Stück verkauft. In der Rue Rochechuart hat ein speculativer Eßwaarenhändler Hunde, Katzen und Ratten in Reihen zum Verkaufe ausgehängt, und er scheint keineswegs schlechte Geschäfte zu machen. Im Uebrigen sagen die Berichte, daß an Mundvorräthen kein Mangel sei.

— Das „Echo du Parlement" schreibt: Man erzählt sich in Tours, als Beweis, welche Kenntniß eine große Anzahl der deutschen Officiere von fast allen französischen Städten besitzen, daß während des Transports eines Gefangenentrupps durch die Straßen der Stadt Metz ein deutscher Officier sich an den an der Spitze marschirenden Gensdarmerie-Officier mit den Worten wandte: „Wie es scheint, führen Sie uns nach dem Gefängniß des Guise-Thurms." — „Ja wohl!" lautete die Antwort. — „Nun, warum schlagen Sie denn den weitesten Weg dahin ein? Sie haben wohl die Absicht uns der Bevölkerung zu zeigen?!"

— In Grenoble giebt es eine Reiterstatue Napoleons I. Es scheint, daß den Patrioten von Grenoble diese Statue, vor der sie sich noch vor wenigen Monaten tief verneigten, ein Aergerniß geworden ist. Da aber das Roß jedenfalls unschuldig, auch für einen anderen Reiter zu gebrauchen ist — etwa um den Bürger Ersten Consul Gambetta mit einer Jacobinermütze darauf zu setzen —, so hat der Municipalrath beschlossen, daß nur der kaiserliche Reiter vernichtet, das Pferd aber sorgfältig aufbewahrt werde.

— Auf hoher See bleibt man von den Begebenheiten des Tages verschont. Ein großes preußisches Schiff lief unlängst mit wehender norddeutscher Flagge in den Hafen von Saigon (Cochin-China) und legte innerhalb der französischen Befestigungswerke bei. Groß war das Erstaunen des Capitäns und der Bemannung, als man sie höflichst ersuchte, die Flagge einzuziehen und das Schiff als weggenommen zu betrachten. Die Mannschaft desselben hatte keine Ahnung vom Kriege.

— Das Lyceum in Versailles, in welchem jetzt 300 kranke Soldaten liegen, hätte neulich Abends leicht ein Raub der Flammen werden können. Ein kranker preußischer Soldat bemerkte plötzlich einen starken Geruch, der aus einem verschlossenen Zimmer kam; dasselbe wurde sofort aufgerissen und man fand auffallenderweise viel Phosphor und andere Chemikalien darin brennend vor, während vor demselben Reisigbündel in Masse lagen. Da hier in Wahrheit ein verruchtes Bubenstück, durch welches leicht 300 Soldaten hätten verbrennen können, vorliegt, so wurde der Chef des Gardes, als der Schandthat dringend verdächtig, sofort verhaftet. Das Zimmer diente übrigens früher dem Lyceum als chemisches Laboratorium.

— Aus Versailles schreibt man der „Allg Ztg.": An den Thüren der Häuser, in denen Einquartierung liegt, ist das Inhaltsverzeichniß hier gewöhnlich mit Kreide angeschrieben. So stand an dem Haus, in welchem die Herren v. Dalwigk und v. Hofmann auf dem Boulevard du Roi wohnten, in großen Buchstaben: „Deux Ministres Excellences." Am Tag, oder vermuthlich am Abend nach der Unterzeichnung der Bundesacte, hat ein Schalk daraus gemacht: „Deux-Ministres excellents."

— Der Berichterstatter des „Standard" im Hauptquartier zu Versailles weiß von jenen nie unabsichtlich hingeworfenen, halb scherzhaften, halb ernsten Aeußerungen des Grafen Bismarck zu berichten, die stets bei einer brennenden Frage die Runde machen. So soll er unter anderem bemerkt haben, er hoffe zuversichtlich, daß nicht auf den jetzigen Krieg noch ein neuer hinaufgepfropft werde, denn es sei wahrhaftig jetzt schon des Schlachtens mehr als genug. Das Wort wurde gesprochen, als der Bundeskanzler gerade im Begriff war, in einen mächtigen russischen Mantel hineinzufahren, und als er mit der warmen Hülle bekleidet war, fügte er noch lächelnd mit Beziehung hinzu, er würde nicht gern Europa in einer Weise eingewickelt sehen, wie er es in diesem Augenblicke sei.

— Der „Pos. Ztg." wird aus Bromberg vom 25. Nov. berichtet: Große Sensation erregte gestern die Verhaftung des sich hier aufhaltenden Fräuleins Bertha Weiß. Nachdem verschiedene Blätter romanartige Notizen über diesen angeblich mit dem Eisernen Kreuz decorirten weiblichen Kriegshelden gebracht, stellt sich die Sache als ein purer Schwindel heraus. In Begleitung einiger Soldaten ist die mysteriöse Dame vorläufig nach Königsberg abgeliefert worden.

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

-g. Mannheim, 3. Dec. Wir wollen nicht unterlassen, die Kunstfreunde auf ein interessantes Gastspiel aufmerksam zu machen, welches in den nächsten Tagen im hiesigen Hoftheater stattfinden wird. Hr. Jäger (Schwiegersohn des Herrn Musikdirectors Wiczel), erster Tenor der Dresdener Hofbühne, wird in drei großen Rollen, als Lohengrin, Raoul (in den „Hugenotten") und Masaniello (in der „Stummen von Portici") auftreten. Der begabte junge Künstler verfügt über ein metallreiches Organ, besitzt ein großes Darstellungstalent und ist eine männlich schöne Erscheinung, welche sich für Wagners Operngestalten ganz besonders eignet. — Am nächsten Dienstag, 6. Dec., veranstalten die hiesigen Männergesangvereine Liederkranz, Liedertafel, Sängerbund und Singverein, unter freundlicher Mitwirkung der Damen Pappenheim und Hasemann-Kläger und des Herrn Schüller sowie des Hoftheater-Orchesters, ein großes Concert zum Besten der allgemeinen Invalidenstiftung „Nationaldank", bei welchem verschiedene größere Werke für Männerchor, theilweise mit Orchester, zur Aufführung kommen. Der edle Zweck läßt einen recht zahlreichen Besuch hoffen, der durch den Umstand, daß die Aufführung in den Räumen des Hoftheaters stattfinden wird, noch gefördert werden dürfte. Das reichhaltige Programm wird auch nicht geringe Anziehungskraft üben.

Das Münzenbuch, oder die im Weltverkehr coursirenden gängigsten Gold- und Silbermünzen aller Welttheile und Staaten in natürlicher Größe und Zeichnung. Bremerhaven. Verlag von L. v. Vangerow. 1870.

* Jetzt, wo durch die Verkehrsverhältnisse die Völker einander näher gerückt sind, ist ein getreues Münzenbuch für den Geschäftsmann unentbehrlich. Wir machen deshalb auf das obengenannte Buch, von dem uns die erste Lieferung vorliegt, besonders aufmerksam. Dasselbe zeichnet sich hauptsächlich dadurch aus, daß die Münzen in treuer Abbildung mit Angabe ihres Werthes in Thalern, Gulden sowie in Franken aufgeführt sind. Das Werk umfaßt 2436 Münzfacsimiles und erscheint in sech. Lieferungen zu 7½ Sgr.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 142. Dritter Jahrgang. 1870.

* Auferstanden.

Novelle von Theodor Winkler.

(Fortsetzung.)

Der Abend war heiter und angenehm. Im fernen Westen verrannen die letzten Strahlen des Sonnenlichtes und kämpften gegen die bereits hereinbrechende Abenddämmerung, eine wohlthuende Kühle wehte durch den Garten, der in seiner sauberen, geschmackvollen Herstellung einen überaus lieblichen Aufenthalt bot. Kurz, die Natur schien heute all' ihre Reize aufzubieten, um den Vorabend zum Feste zu verherrlichen, und so ging die Gesellschaft freudig auf den Vorschlag Alfred's ein, der seine Gäste einlud, noch eine Stunde im Garten niederzusitzen und bei einem frugalen Abendmahle ein trauliches Plauderstündchen zu halten.

Diese Idee, welche, wie gesagt, allgemeinen Anklang fand, war bald ausgeführt. Unter dem Laubgezelte einiger uralter Nußbäume, die zunächst dem Wohnhause eine Hauptzierde des Gartens bildeten, wurde eine Tafel gedeckt, der Rheinwein blinkte in zierlich geschliffenen Gläsern, und die Gesellschaft, die zu beiden Seiten der Tafel Platz genommen, befand sich gar bald in zwangloser heiterer Unterhaltung. Man sprach von Diesem und Jenem, von Reisen und Sehenswürdigkeiten, vom bevorstehenden Feste und der reizenden Umgebung und manch' hübsche Anekdote würzte die Unterhaltung.

Nur Eines vermied aus naheliegenden Gründen ein Jeder mit einer gewissen Aengstlichkeit, das war die erste, auf so unglückliche Weise um's Leben gekommene Gemahlin Alfred's. Man wußte, welchen Sturm von schmerzlichen Gefühlen auch die bloße Erwähnung ihres Namens im Herzen des Barons heraufzubeschwören noch immer im Stande war. Es war dieser ganze Vorfall eine wunde Stelle in seinem Gemüth, an der auch die alles heilende Zeit ihren lindernden Balsam umsonst zu versuchen schien, und die auch jetzt nur scheinbar vernarbt war. Personen, die dem Baron nahe standen, erzählten sich insgeheim, daß sie noch ganz kürzlich, während man bereits zum Einzug der neuen Gemahlin alle Vorbereitungen getroffen, ihn mit Thränen in den Augen gefunden hätten, als sein Blick von ungefähr das Bild seiner ersten Gemahlin gestreift, welches, von Meisterhand in Oel gemalt, sein Arbeitszimmer schmückte.

„Einen Mann, einen liebenswürdigen trefflichen Charakter," sagte Alfred von Woltersdorf im Laufe des Gespräches, „einen Mann, dessen Freundschaft ich wohl zu den schätzenswerthesten Errungenschaften meines Lebens rechnen darf, und dessen allzeit dienstfertiger Freundschaft ich auch zu einem guten Theile den Besitz meiner lieben Braut zu danken habe, den vermisse ich noch mit großem Bedauern unter der Zahl der werthen Gäste, die mir die Ehre geben, meine bevorstehende Hochzeit durch ihre Gegenwart zu verherrlichen. Nur ein ganz wichtiger Abhaltungsgrund kann es sein, der ihn bis jetzt noch nicht eintreffen ließ. Allein er wird kommen, er muß kommen! Und dann, meine verehrten Damen und Herren, will ich Sie fragen, ob Sie mir nicht beipflichten, wenn ich sage: diesen und keinen anderen würde ich heirathen, wenn ich eine heirathsfähige Dame wäre."

Ein heiteres Lachen antwortete dieser seltsamen Freundschaftsapotheose des Barons.

„Sie meinen den Hofrath von Schwanenstedt, von dem Sie mir schon so viel Vortheilhaftes erzählten, Herrn Baron," bemerkte der Pastor.

„Diesen und keinen Anderen!" erwiderte Alfred pathetisch, während er die Hand Antonien's, die sich ihm in diesem Augenblicke entzogen hatte, von Neuem erfaßte und einen leisen Kuß darauf drückte.

„Und der Hofrath ist noch unverheirathet?" bemerkte mit Schüchternheit eine junge Anverwandte des Barons.

„Diese Frage kann zu ihrer Beruhigung bejaht werden!" antwortete Alfred von Neuem, in ein heiteres Gelächter ausbrechend. „Gerade dem Liebenswürdigsten und Besten unter uns Männern ist Gott Amor oft so mißgünstig, daß er ihn schlechterdings nicht zum Ziele kommen läßt, trotz allen Beifalles, dessen er sich beim schönen Geschlechte zu erfreuen hat. So mag es meinem Freund Schwanenstedt ergehen. Ich habe ihn noch nicht zur Rechenschaft darüber gezogen, daß er sich noch immer seinen Herd von Frau Muttern bestellen läßt, indeß soll er damit nun nicht länger verschont bleiben, und der morgende Tag, den er sicher nicht verfehlen wird, soll mir willkommene Gelegenheit dazu bieten!"

Bei diesen Worten, die der Baron mit aller ihm eigenthümlichen Unbefangenheit aussprach, bemerkte er nicht, wie ein leichter Schatten über das bisher heitere Angesicht seiner Braut flog, wie ein leichtes Zittern über ihren ganzen Körper lief und wie es schmerzlich bitter um ihre Mundwinkel zuckte. Er bemerkte ferner nicht, daß von den Pforten seines nahen Hauses schon seit einiger Zeit ein dumpfes Geräusch herüberklang, das während des letzten Theiles seiner Rede die Aufmerksamkeit seiner Gäste angezogen hatte und jetzt vermischt mit einem Durcheinander verschiedener Stimmen durch die abendliche Stille immer lauter an die Ohren der Gäste schlug.

„Was giebt es nur dort?" fragte endlich der Baron, aufmerksam geworden, und wollte sich von seinem Sitze erheben, um nachzusehen, was geschehen sei.

„Ich hörte vor einiger Zeit das Rollen eines Wagens," antwortete einer der Gäste.

„Neue Ankömmlinge, neue Freunde und Festgenossen!" rief der Baron heiter aus und machte Anstalt, die Gesellschaft zu verlassen und nach dem Hause zu eilen.

Der Pastor aber kam ihm zuvor. War es eine dunkele Ahnung, welche den alten, würdigen Greis jetzt so schnell von seinem Platze aufstehen hieß und ihm Worte in den Mund legte, welche den Baron bestimmten, sich wieder niederzulassen? „Herr Baron," sagte er, „gestatten Sie, daß ich für diesmal Ihre Rolle vertrete, indeß sie der Gesellschaft Ihre Gegenwart widmen!" Sprach's und eilte mit den Schritten eines Jünglings dem Hause zu

Das Geräusch war inzwischen verstummt und die vorige Stille wieder eingetreten. Einer der Gäste hatte das Wort

ergriffen und fesselte durch seine Erzählung die Aufmerksamkeit der übrigen. Man übersah dabei, daß der Pfarrer ungewöhnlich lange ausblieb. Selbst Alfred von Wolkersdorf hatte vergessen, daß allem Anscheine nach die Ankunft eines neuen Festgenossen für ihn und die Gesellschaft zu erwarten stand. Nur ein Augenpaar in seiner nächsten Nähe hatte sich von der Gesellschaft abgewandt und haftete starr auf dem Gartenpförtchen, durch welches der Pastor verschwunden war. Es war Antonie, die Braut des Barons. Die immer mehr zunehmende Dämmerung ließ sie Haus- und Gartenpforte nur undeutlich erkennen. Ein unnennbares Gefühl durchströmte ihre Brust, ihr Herz klopfte ängstlich unter dem Drucke dieser Beklemmung, über die sie sich augenblicklich keine Rechenschaft zu geben vermochte . . . .

Wo nur der Pfarrer blieb? Jeden Augenblick mußte er zurückkommen. Aber noch immer kam er nicht. Das Gefühl, das wie ein Alp auf ihrem Herzen lastete, wuchs mit jeder Minute. Sie konnte es länger auf ihrem Platze nicht mehr aushalten. Sie stand auf und verließ die Gesellschaft. Ein Vorwand mußte ihr als Entschuldigung dienen. Sie wandte sich mit eilenden Schritten dem Gartenpförtchen zu, das nach dem Wohnhause führte.

In demselben Augenblicke aber, da sie sich demselben näherte, kehrte der Pfarrer zurück und kam geraden Weges auf sie zu. Sein Angesicht war bleich, wie nach einem gehabten Schrecken. Antonie aber bemerkte dies nicht. Sie sah, daß der Pfarrer mit ihr sprechen wollte, und hemmte ihren Schritt. Ehe jener dies aber wirklich that, ließ er sein Auge noch einmal nach der Tafel gleiten, an welcher Alfred mit seinen Gästen saß. Die Unterhaltung schien keine Unterbrechung erlitten zu haben und die Tafel selbst stand von ihm in unbedenklicher Entfernung.

„Gnädiges Fräulein," wandte er sich nun an Antonie von Waldhausen, und in seinem Gesichte, im Tone seiner Stimme, in seiner ganzen Haltung und Bewegung lag etwas unsagbar Feierliches, Wichtiges, jenes Etwas, das Bedeutungsvolles erwarten ließ. „Gnädiges Fräulein Braut, wie schön, daß ich Sie noch heute, am Vorabende der Hochzeit, einen Augenblick allein finde! Darf ich voraussetzen, daß ich Sie augenblicklich nicht störe?"

„Ganz und gar nicht, hochwürdiger Herr Pfarrer."

„Schön! dann lassen Sie uns einige Schritte nach dem Park thun. Man wird Sie inzwischen nicht vermissen, dafür habe ich Sorge getragen."

„Sie spannen meine Neugierde, Herr Pastor."

„Kommen Sie, gnädiges Fräulein." Er bot ihr dabei den Arm und führte sie ein Stück Weges entlang nach einer Seite des Gartens, in welchem die Stille des schon tief hereingebrochenen Abends ungestört waltete.

Sie hatten aber der Gartenpforte kaum den Rücken gekehrt und waren den Blicken der noch immer beisammen sitzenden Gesellschaft entschwunden, als mit schnellen heftigen Schritten eine zweite männliche Gestalt hinter dem Pförtchen auftauchte und ihren Weg direct nach der Tafel nahm, an welcher Baron Alfred mit seinen Hochzeitsgästen versammelt saß. Das Knistern des Sandes unter seinen Füßen verrieth der Gesellschaft den Ankömmling. Alles wandte sich ihm entgegen, auch Alfred von Wolkersdorf. Es war noch hell genug im Garten, um die Gestalt des Ankommenden zu erkennen, und ein Blick des Barons genügte hierzu vollkommen.

Mit dem Jubelrufe: „Da ist er! da ist er!" sprang Alfred vom Sitze auf und dem Ankommenden in die Arme.

„Sei gegrüßt, mein Theuerster, sei viel tausendmal herzlich willkommen!"

Ein treugemeinter Kuß besiegelte diesen Ausruf der aufrichtigsten Freude.

(Schluß folgt.)

Kurzer Bericht

über Beförderung von Liebesgaben des Frauenvereins in Speyer, des k. Bezirksamts Germersheim und des Zweighilfsvereins Bergzabern

durch die Herren Dr. Weiß von Bergzabern, Stud. med. C. Herrmann von Germersheim und Lehrer Ph. Boegeli von Kandel.

Am 16. October reiste Hr. Herrmann mit den Gaben des Frauenvereins von Speyer ab. Unsere Vereinigung kam nicht, wie dies geschehen sollte, in Winden, vielmehr erst in Bar-le-Duc zu Stande. Vorher gab Herr Herrmann für die Lazarethe in Lüneville an Hrn. Pfarrer Horn daselbst ab: 170 Paar wollene Socken, 32 leinene und 89 wollene Hemden, 85 wollene Unterjacken, 24 Leibbinden, 20 dreieckige Tücher, altes Leinen, Gypsbinden, Charpie, dürres Obst, 1 Kiste mit Suppengemüse und Zucker und 300 Cigarren unter ausdrücklichem Vorbehalte: „daß die wollenen Bekleidungsstücke nur solchen Soldaten verabreicht werden sollen, die, „als genesen", wieder zur streitenden Armee zurückkehren." In Nanzig traf er an Hrn. Hauptmann Mayerhofer für Soldaten des 13. Landwehrbataillons 2 Packkörbe mit Bekleidungsobjecten von Herrn Bezirksamtmann von Moers von Germersheim ab; eben daselbst erließ Herr Weiß von Bergzabern an Herrn Dr. Jacobsohn für das Etappenlazareth dorten: 30 wollene Hemden, 24 Unterhosen, 8 Leibbinden, 50 Paar Wollsocken, und in Toul an Herrn Pfarrer Schaufert für die dortigen Lazarethe: 25 leinene und 6 wollene Hemden, 26 Paar Socken, 9 Leibbinden, 3 Unterhosen und 3 Unterjacken. An Soldaten und Bahnbedienstete, denen die nothwendigen Kleidungsstücke fehlten, gaben wir während der Fahrt ab: 50 Paar Socken, 16 wollene Hemden, 15 Unterhosen, 3 Unterjacken und zudem 400 Cigarren, was wir den Bergzabern Kandeler Gaben entnahmen. Mit wollenen Hemden und Socken erfreuten wir auch zwei Quartiermeister, einen Regimentsveterinär und drei Bahnhof-Inspectoren.

Am 23. October reisten wir von Bar-le-Duc ab gemeinsam voran. Nach zweitägigem Aufenthalte in Nogent wurden unsere weiteren Gaben auf fünf Wagen einer Proviantcolonne der VI. Verpflegsabtheilung zugetheilt und erst nach vier Tagen kamen wir dann in später Abendstunde beim Stabe des kgl. bayerischen II. Armeecorps zu Chatenay an; anderen Tages überließen wir dem Delegirten des bayerischen Hilfsvereins beim II. Armeecorps, Herrn Grafen von Rechberg, für Lazarethe zu Chatenay und Sceaux: 4 Kisten und 5 Säcke mit dürrem Obste, 4 Kisten mit Verbandstücken von Speyer, 1 ditto von Obermoschel, 1 desgl. von Bergzabern nebst 30 leinenen und 20 wollenen Hemden, 90 Paar Socken; die Eier, Cigarren und 3 Kisten Verbandstücke, Schwämme von Rülzheim, die Gaben von Büchelberg mit Ausnahme der Eier und Collo Nr. 1 von Minfeld. Se. Excellenz der Herr Corpscommandant, General der Infanterie Ritter von Hartmann, empfing uns in einer Weise, wie man in unserer Pfalz „alte, liebe Bekannte" zu empfangen pflegt. Derselbe billigte unser Vorangehen zu den Vorposten, und bei der Entlassung gab er uns den ehrenvollen Auftrag: „Verkünden Sie in geeigneter Weise unseren lieben Landsleuten, daß vor wenigen Tagen der Kronprinz zu mir gesagt hat: „General, Sie dürfen stolz sein auf Ihre pfälzischen Landsleute; dieselben leisten in diesem Kriege Vortreff-

liches!" Hierauf erwiderte ich: „Königl. Hoheit, von jeher war ich stolz, „Pfälzer" zu sein, und bei allen meinen Unternehmungen leitete mich mit der Gedanke: „ein Pfälzer" zu sein; seitdem ich aber den echt deutschen Sinn meiner Pfälzer, und ihre liebevolle Opferwilligkeit in diesem ruhmreichen Feldzuge habe kennen lernen, — bin ich doppelt stolz, „ein Pfälzer" zu sein!" Das verkünden Sie mit meinen besten Grüßen an die Lieben in der schönen, sonnigen Heimath!"

Wie der Empfang, so warm und herzlich die Entlassung. Bei den Herren Officieren vom Stabe sind ebenfalls drei Pfälzer. Sie tranken auf das Wohl der opferwilligen Landsleute, wir auf das der tapferen Armee und ihrer siegreichen Führer.

Eine gleich liebevolle Aufnahme wurde uns auf Schloß Malabry von Seiten Sr. Excellenz dem Hrn. Generallieutenant v. Walther, Commandant der 3. Division, und der Herren Officiere seines Stabes. Unter stärkerer Bedeckung fuhren wir in einem Wagen Sr. Excellenz nunmehr zu den Vorposten. Bei Pavé blanc überreichten wir dem Gefreiten Penzkofer, der sich auf dem Schlachtfelde auszeichnete, in Gegenwart der Herren Officiere der 1. Escadron des 1. Chevauxleger-Regiments einen Ducaten „als Geschenk" von Herrn Vicar Bödler von Kandel. Nachdem wir die Gräber bei Sceaux hinter uns hatten, bekamen wir die Zelte und Baracken der äußersten Vorposten zu Gesicht. Welch ein Eindruck! „Die Wacht am Rhein" ertönte. Mühseligkeiten, Strapazen und Entbehrungen vermochten den frischen Humor und den tapferen Muth unserer braven Soldaten nicht zu beeinträchtigen. Unter Mitwirkung der Herren Major Gebhard vom 8. Jägerbataillon und Hauptmann v. Biber vom 3. Bataillon des 6. Infanterieregiments gaben wir an Soldaten dieser Truppenkörper ab: von Speyer: 220 leinene Hemden, 1 Kiste mit Fußlappen, 36 Krüge Branntwein, 3000 Cigarren und 18 Pfund Tabak; von Hrn. Bezirksamtmann von Moers von Germersheim: 96 Unterhosen und 24 Paar Socken; von Bergzabern: 25 leinene und 30 wollene Hemden, 24 Unterhosen, 8 Leibbinden, 50 Paar Wollsocken, 1 Kiste Cigarren und 9 Töpfe Fleischextract; von Rülzheim: 42 wollene und 67 leinene Hemden, 44 Paar Socken und 6 Leintücher; von Büchelberg: 21 Hemden. Nach herzlichem Abschiede verließen wir in der Dämmerung die Schanze Montic de la Tour. „Auf baldiges Wiederseh'n in Paris" — tönte uns vielfach nach. Mit den Worten: „Was Ihr gethan habt dem geringsten meiner Brüder, das habt Ihr mir gethan," übergab uns Hr. Generallieutenant v. Walther zu Malabry das am Schlusse folgende Schreiben. Wir glaubten, darauf erwidern zu sollen: „Das that ich für Dich" — spricht das deutsche Heer — „was thust Du für mich, Vaterland?"

Zu Chatenay wurden wir durch das ebenfalls folgende Schreiben des Herrn Grafen von Rechberg erfreut. Anderen Tages eilten wir nach Verrieres und übergaben an Herrn Oberlieutenant und Adjutant Zwick die von Speyer für das 5. Chevauxleger-Regiment und das 1. Bataillon des 7. Infanterie-Regiments speciell gegebenen Gaben: 25 Wollhemden, 36 Paar Socken, 6 Jacken, 7 Leibbinden, 58 Paar Handschuhe, 6 Paquete Tafelsalz, 12 Kistchen Cigarren, 6 Töpfe condensirte Milch, 3 Kisten an Herren Officiere und 2 an Unterofficiere. In Coulommiers traten wir an die Herren Dr. Schneider und Dr. Sartorius ab: 33 Leintücher und 22 Paar Socken von Speyer, 16 Hemden, 18 Unterhosen, 4 Jacken, 9 Leibbinden, 20 Paar Socken, Charpie und Binden von Bergzabern und 5 Paar Socken von Kandel. Die Quittungen über die verabreichten Gaben, mit Ausnahme derjenigen natürlich, die wir während der Eisenbahnfahrt gegeben, liegen vor.

Ueber Verwendung der Liebesgaben von Rülzheim, Büchelberg und Minfeld hat Herr Landrichter Müller von Kandel mit dem Unterfertigten in den Landauer Localblättern, wie über alle früheren Sendungen aus dem Kantone Kandel, Rechenschaft niedergelegt. Der Bericht darf nicht geschlossen sein, ohne daß dem Präfecturbeamten zu Bar-le-Duc, Herrn von Stichaner, für die überaus liebevolle Aufnahme, mit welcher derselbe uns hin und zurück erfreute, wie für die rastlose Sorgfalt, mit welcher er unser Werk zu fördern suchte, unser aufrichtigster, innigster Dank abgestattet wäre!

Die Vollziehung der Mission nahm 20 Tage in Anspruch. Nach Mittheilungen von Officieren, Aerzten, Militärbeamten und Soldaten wie nach direct gemachten Erfahrungen sind erwünscht: wollene Bekleidungsstücke, Filzschuhe, Pantoffeln, Wolldecken, Leintücher für Lazarethe; Zucker, Eier, Salz- und gesottene Butter, Weißmehl, Schinken, Rauchfleisch, Weißwein, Punschessenz, gute Cigarren, Tabak (Pfeifen, Zunder, Stahl und Stein), Streichhölzer, Lampenöl, Dochte, Strohsäcke, Kopfpolster; für Cavalerie: Handschuhe und Hufnägel. Nach neuerdings gewordener Zuschrift sollen die oben angedeuteten Schreiben zur Veröffentlichung gelangen; es geschieht hier.

Kandel, den 28. Nov. 1870.

Ph. Voegeli.

Abschrift:

1. Sehr geehrte Herren Delegirten!

Empfangen Sie anmit den wärmsten Dank Namens der gesammten kgl. bayerischen 3. Infanterie-Division für die reiche Spende, die Sie im Auftrage des wackeren Kreises der bayerischen Pfalz persönlich unter Gefahr und Strapazen an ihre Adresse zu befördern die Güte hatten!

Wenn schon die durch jene nahmhaft rührende Opferwilligkeit ermöglichte Aufbesserung der Subsistenz der Soldaten von bestem Einfluß auf deren materielles Wohl ist, so muß dieser Factor gegen den moralischen Werth der Sache immerhin in den Hintergrund treten, insoferne sich nämlich in dem Streben jedes Einzelnen, auch des ärmsten unserer braven Landsleute, „das physische Wohl der Armee nach Kräften fördern zu helfen", das Gefühl der Anerkennung ihrer Leistung in diesem ewigen denkwürdigen Kriege verkörpert.

Ihnen, meine Herren, die Sie sich durch rühmliche Erfüllung Ihrer harten Mission noch ganz besonders verdient gemacht, indem Sie weder Mühen noch Gefahren scheuten und sogar den Vorposten Ihre Liebesgaben persönlich überbrachten, Ihnen gebührt ein eigenes Gedenkblatt in dem Herzen eines Jeden von uns.

Sagen Sie Ihren wackeren Landsleuten, was Sie bei uns gesehen, was Sie gehört und was Sie in unserer Mitte empfunden haben, so werden diese daraus den sicheren Schluß ziehen, daß ihre braven Söhne und Brüder alle bisherigen Strapazen und Gefahren freudig bestanden und den noch bevorstehenden Ereignissen mit ungebrochenem Muthe und berechtigter Zuversicht entgegen sehen, stolz auf die alte bayerische unerschütterliche Devise: „Mit Gott für König und Vaterland!"

Indem ich Sie bitte, diesen unseren herzlichen Gefühlen des Dankes unter all den opferwilligen Bewohnern der bayerischen Pfalz möglichste Verbreitung zu gewähren, entbiete ich Ihnen den Ausdruck besonderer Hochachtung und habe die Ehre zu zeichnen.

Eines sehr verehrlichen Comites

ganz ergebenster

(gez.) v. Walther, k. Generallieutenant und Commandant der 3. bayer. Infanterie-Division.

2. Der Unterzeichnete, als Delegirter des bayerischen Hilfsvereins bei'm II. bayerischen Armeecorps, spricht hiermit den Herren Voegeli von Kandel, Weiß von Bergzabern und Herrmann von Germersheim, als Vertreter des Frauenvereins von Speyer, resp. der dortigen Localhilfsvereine, seinen wärmsten Dank aus für die reiche Sendung von Liebesgaben, welche durch ihre Vermittelung den Truppen und Spitälern des II. bayerischen Armeecorps zu Theil wurde. Zugleich kann derselbe nicht umhin, wiederholt zu bekräftigen, mit welch' dankbarer Anerkennung die Opferwilligkeit und das treue und liebevolle Andenken, welches sämmtliche Vereine und Gemeinden der bayerischen Rheinpfalz schon so vielfach und in solchem Maße für

die im Felde stehende Armee bekundet haben, von derselben gewürdigt wurden. Eine Anerkennung, welcher auch jetzt wieder Ausdruck gegeben wurde, durch den warmen und herzlichen Empfang, der genannten Herren von Seiten des hochverehrten Corps-Commandanten, Sr. Excellenz, dem Herrn General der Infanterie Ritter von Hartmann, zu Theil wurde.

Mögen die edlen Geber überzeugt sein, daß diese aufopfernde und patriotische Mitwirkung der Zurückgebliebenen im Vaterlande nicht wenig beiträgt sowohl zur Verbesserung der materiellen Lage der Truppen, als auch vorzüglich zur steten Aneiferung und Ausdauer derselben bei'm Ertragen aller Mühseligkeiten und Gefahren dieses ruhmvollen Feldzuges.

Chatenay, den 31. October 1870.

(gez) Graf von Rechberg, Oberst. à la suite,
Delegirter des bayerischen Hilfsvereins bei'm kgl. bayer.
II. Armee-Corps.

---

* Triumphlied.

Wohl euch Tapfern, die ihr ausgerungen!
Für des Vaterlandes höchstes Gut
Ist der Freiheit Kampf und Sieg gelungen,
Nicht vergeblich floß des Kriegers Blut.

Hülle ob der blut'gen Schauerscene,
Hülle, Mond, dein friedlich Angesicht!
Rinne du, des Mitleids bitt're Thräne!
Nein! du schmähst die stolze Mannheit nicht!

Ist doch jetzt die Lügenbrut geschlagen,
Schmach, Verachtung, Schande ist ihr Lohn.
Nimmer wird's der Schurke fürder wagen,
Anzugreifen Deutschlands Fürstenthron.

Freude glühe drum in deutschen Herzen
Ob dem schwer errung'nen, theuren Gut.
Mag des Tapfern Wunde immer schmerzen,
Mag auch fließen deutsches Heldenblut.

Annoch bluten zwar der Wunden viele,
Nicht vorüber ist die letzte Schlacht;
Doch drängt Alles zum ersehnten Ziele,
Allwärts ist der Freiheit Geist erwacht.

Felsenfest steht unf're Freiheit wieder,
Fest, gleich wie Germanias Eichen steh'n,
Und gefall'ne deutsche Heldenbrüder
Werden stolz dereinst herniedersch'n.

Wilgartswiesen, im November 1870,

Fr. Heramer.

Mannichfaltiges.

— Am 21. November wurde zu Versailles der Geburtstag der Kronprinzessin Victoria von Preußen auch durch das Springen der großen Wasser gefeiert. Dabei spielte sich folgende drollige Scene ab: Als eben die Cavalcade, der König, der Kronprinz ꝛc., von dem Bosquet de la Colonnade anrückte, hüpfte ein Häslein über den vor dem Apollobassin liegenden Tapis vert, einen langen Rasenplan, und stürzte sich, da es den Weg auf beiden Seiten versperrt fand, vor Angst kopfüber in das Bassin. Damit beschleunigte Meister Lampe aber nur sein Geschick, denn ein Artillerist versetzte ihm flugs einen wohlgezielten Säbelhieb zwischen die Löffel und zog mit dem Braten triumphirend von dannen. „Das ist keine Kunst!" rief ihm der Kronprinz nach, „auf dem Lande müßt Ihr dem Kerle nachlaufen!" — „Königliche Hoheit," tönte es zurück, „im Laufen können wir es mit den Franzosen nicht aufnehmen." Herzhaftes Gelächter belohte die schlagende Antwort.

— Der „Univers" veröffentlicht den Brief einer Pariserin, der ihm auf dem Luftwege zugekommen und in dem von der Wandelung der Moden in der belagerten „Capitale des guten Geschmacks" die Rede ist. Es heißt darin: „Unsere Pariserinnen haben schnell dem Kopfhaar, das bisher durch den despotischen Chignon maskirt wurde, die volle Freiheit gelassen; dieses fällt nun in natürlichen Flechten und Locken nieder. Die derzeitigen Trachten zeichnen sich durch eine große Einfachheit des Aufputzes aus. Es giebt fast gar keine Volants, Krausen und Falten mehr; man hat sich überwiegend von den Robeeffecten à la Pompadour und von den Stei rocken à la Marie Antoinette emancipirt. Die dunkelen Farben sind vorherrschend. In Schmucksachen machte sich eine puritanische Nüchternheit geltend. Man sucht auf diese Weise sein Mitgefühl für den Schmerz und für die Trauer der Mütter, Wittwen und Waisen zu äußern, die theuere Wesen zu beklagen haben, welche dem Ehrgeize der Herrscher von Frankreich und Preußen geopfert wurden. Alle Ausschreitungen der weiblichen Toilette sind gänzlich verschwunden. Es war die höchste Zeit!"

— Berliner Blätter erzählen: Einer der französischen Kriegsgefangenen ist bereits auf dem besten Wege, ein guter Preuße zu werden. In einem vor dem Potsdamer Thore gelegenen Dorfe waren mehrere in Spandau detinirte Gefangene, unter denen sich der Sohn wohlhabender Bauersleute aus dem Elsaß befand, mit Feldarbeit beschäftigt. Dieser junge Elsässer fing mit der einzigen Tochter seines Arbeitgebers einen Liebeshandel an, der bereits soweit gediehen ist, daß in Folge eines Einverständnisses der beiderseitigen Eltern nach erfolgter Entlassung des Bräutigams aus der Gefangenschaft die Verlobung stattfinden soll. Der Vater der Braut wird alsdann dem Schwiegersohn die Wirthschaft übergeben.

— Der Dampfer „Union", dem Norddeutschen Lloyd gehörig, der am 26. Nov. von Bremen mit 326 Passagieren und 700 Tons Ladung an Bord nach New-York in See gegangen war, ist an der schottischen Küste bei Nattrayhead auf Grund gerathen. Eine nach Peterhead abgesandte Commission der Gesellschaft theilt über die getroffenen Maßregeln Folgendes mit: Postsäcke und Paquete sind gerettet; dagegen ist noch keine Ladung aus dem Schiffe genommen; jedoch werden alle Vorbereitungen dazu getroffen. An Bagage ist diejenige der Passagiere erster Kajüte zur größeren Hälfte gerettet, diejenige der Passagiere zweiter Kajüte dagegen leider größten Theils verloren, das Inventar der ersten Kajüte gerettet. Von dem Gepäck der Zwischendeckspassagiere ist der größere Theil geborgen, jedoch meistens in beschädigtem Zustande. Die Lage des Dampfers ist soweit seit der Strandung nicht verändert. Der Boden, auf welchem derselbe festgerathen ist, besteht aus hartem Sande mit kleinen, lose liegenden Kieselsteinen. Bei niedrigster Ebbe liegt das Schiff hinten auf 25 Fuß und vorn auf 18 Fuß Wasser. Mit der Fluth strömt das Wasser durch alle Abtheilungen des Schiffes, und bei niedrigster Ebbe befinden sich etwa 3 Fuß Wasser im unteren Salon. Die vorgenommene Untersuchung des Schiffes ergab soweit keine Anzeichen, daß dasselbe aus seinen Verbindungen gerathen ist, und es sollten deshalb alle möglichen Anstrengungen gemacht werden, das Schiff zu lichten und abzubringen. Der Erfolg wird zum großen Theil vom Wetter abhängen, welches soweit günstig war. Die Passagiere der „Union" sind sämmtlich in Peterhead untergebracht und der Dampfer „Hansa" wird von Bremen dahin abgehen, um dieselben dort an Bord zu nehmen. Für die Zwischendeckspassagiere ist die „Hansa" mit einer completen Anzahl Betten, Eßgeschirr ꝛc. ausgerüstet, damit es ihnen an nichts fehle, die Reise per „Hansa" fortsetzen zu können.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 143. Dritter Jahrgang. 1870.

Auferstanden.

Novelle von Theodor Winkler.

(Schluß.)

Die Unterhaltung der Gesellschaft war durch den Empfang des Angekommenen natürlich mit einem Male in's Stocken gerathen und aller Augen hafteten auf dem Unbekannten, der Vorstellung gewärtig.

Alfred ließ seine Gäste nicht lange im Ungewissen. „Meine verehrten Herrschaften," ließ er sich vernehmen, indem er seinen Freund den Anwesenden präsentirte, „ich habe die Ehre, Ihnen den Längsterwarteten hiermit in Person vorzustellen: Herr Hofrath von Schwanenstedt."

Eine allgemeine Verbeugung und die Aufzählung der Namen und Chargen der übrigen Gesellschaft folgte dieser Vorstellung auf dem Fuße.

Nach Allem, was Baron von Woltersdorf über den Hofrath gegen die Gesellschaft geäußert hatte, mußte unter derselben eine allgemeine Spannung herrschen, die nähere Bekanntschaft Schwanenstedt's zu machen. Allein vorläufig sollte dieser Wunsch keine Befriedigung finden.

Kaum waren die üblichen Complimente und Begrüßungsformeln vorüber, so reichte der Hofrath dem Baron den Arm und sagte, indem er sich gegen die übrige Gesellschaft wandte: „Meine Damen und Herren, ich bitte allerseits um Entschuldigung, wenn ich jetzt, nachdem ich kaum das Vergnügen Ihrer Bekanntschaft erlangt habe, nicht allein mich selbst sogleich für einige Augenblicke beurlaube, sondern Ihnen auch noch die Gesellschaft meines Freundes entziehe. Es gilt aber eine wichtige Besprechung, die keinerlei Aufschub duldet. In wenigen Minuten kehren wir zurück!" Mit einer Verbeugung gegen die Anwesenden führte er den Baron hinweg.

Alfred's Augen hingen voll Spannung auf dem Freunde, der ihm mit einem Male so geheimnißvoll vorkam, daß er ihm wie verwandelt erschien. „Was hast Du in aller Welt, Freund," sagte er, nachdem er einige Schritte an seiner Seite vorwärts gethan, „kann ich Dir vielleicht mit irgend Etwas dienen?"

„Vielleicht!" antwortete Schwanenstedt nachdenklich, „Du sollst es sogleich selbst beurtheilen."

„Du scheinst etwas sehr Wichtiges, auf dem Herzen zu haben!"

„Gewissermaßen, ja, lieber Freund!"

„Dann offenbare Dich ganz und rückhaltlos. Du sollst ein offenes, ehrliches Freundesherz in mir finden."

„Wenn ich aber etwas von Dir begehrte, was Dir selbst sehr lieb, vielleicht das Liebste auf der Welt, das ich getrost einen Theil Deines eigenen Ich nennen darf."

„Freund, ich verstehe Dich nicht, Du sprichst in Räthseln!"

„Bedenke, lieber Alfred, wenn ich Dich bäte, mir das abzutreten, was Dir selbst als größter Schatz auf dieser Welt an's Herz gekettet ist, Etwas, auf das die ganzen Hoffnungen Deiner Zukunft gebaut sind."

„Paul, ich bitte, ich beschwöre Dich!"

„Lassen wir das!" fuhr der Hofrath fort, während ihm der Schweiß in großen Perlen von der Stirn tropfte. „Antworte mir auf eine andere Frage: Wenn Du heute etwas verlörest, woran Du mit ganzer Seele hängst; wenn Du es jahrelang unwiederbringlich verloren meintest und nach Jahren brächte es Dir plötzlich und unvermuthet Jemand zurück: würdest Du es wiedersehen können, ohne zu erschrecken, würde dieses Etwas noch das alte Herz voll treuer Liebe in Dir wiederfinden, würdest Du —"

„Um Gottes Willen, Hofrath, bist Du von Sinnen!" rief mit einem Male Alfred, einen Schritt zurückbebend.

„Fasse Dich, theuerer Freund, Du hast keinen Wahnwitzigen vor Dir, meine Sinne befinden sich in naturgemäßester Ordnung."

„Himmel! Wenn es wahr wäre, diese furchtbare Ahnung, die mich wie ein Blitz durchzuckt!"

„Dann würde das rathsamste sein, sich zu fassen und mit männlicher Würde und Standhaftigkeit sich in das Unerwartete zu fügen."

Während der Hofrath dies sprach, war der Baron erschöpft auf eine Bank gesunken. Sein Angesicht war bleich, seine Augen blickten stier in den dunkelnden Himmel, an dem bereits die Sterne emporschimmerten.

Schwanenstedt setzte sich neben den Freund auf die Bank, ergriff theilnehmend seine Hand und sagte: „Erhole Dich, mein Theuerer, denn Du sollst sie noch diese Stunde von Angesicht zu Angesicht sehen, frisch und gesund, herzig und liebenswürdig, wie ehedem. Und dann sollst Du auch Alles erfahren, wie es zugegangen ist, daß wir Jahre hindurch diese furchtbare Täuschung erfahren mußten."

„Nein, nein! Es ist nicht möglich, Schwanenstedt! Ist denn der Weltball aus seinen Angeln gefallen oder bin ich von Sinnen! Ich werde irre an mir selber. Meine Natalie, die drüben unter dem grünen Rasen schlummert, das arme unglückliche Weib — nein, ich fasse es nicht!" Er stand auf und wollte davon rennen.

Aber der Hofrath hielt ihn bei der Hand. „Alfred, theuerer Freund, sieh mich einen Augenblick an!" rief er. „Was ich sage, ist nichts, denn reine Wahrheit! Deine Gattin lebt, sie ist nicht todt, in Deinem Hause weilt sie, und, Gott sei Dank, gesund und wohl. Fasse Dich und höre mich an! Du entsinnest Dich des Schreibens, welches das Obergericht an Dich ergehen ließ; sein Inhalt ist Dir bekannt. Du hieltest die Sache für unmöglich und schicktest den Brief an mich. Mir schien die Angelegenheit bedenklich, Ahnungen und dunkele Gerüchte bestimmten mich, an Ort und Stelle zu reisen, und was ich selbst kaum für möglich gehalten, fand ich in Wirklichkeit: die Person, welche als Wiedergenesene der Anstalt entlassen werden sollte und sich als Deine Gattin ausgab, sie war es in Wahrheit, Deine Natalie. Eifrige Nachforschungen haben den Sachverhalt aufgeklärt. Eine vagabundirende Bettlerin fand damals Deine kranke Frau und benutzte ihren Zustand, um sie ihrer Kleider zu berauben. In

Lumpen gehüllt, griff man mehrere Meilen von hier, auf einem entlegenen Dorfe, Natalie auf, erkannte ihren Zustand und brachte sie, da weder ihr Name noch ihr Stand aus ihr herauszubringen war, in die Irrenanstalt, wo sie bis jetzt sich aufgehalten und nun unter der sorgsamen Pflege der dortigen Aerzte völlig genesen ist. Die Leiche, die seiner Zeit die Fischer aus dem Weiher gezogen, ist keine andere, als die jener Bettlerin gewesen, die sich mit den Kleidern Deiner Gattin ausstattete. So ist in Kürzem der ganze Sachverhalt. Jetzt aber folge mir in Dein Haus, wo Natalie Deiner mit Sehnsucht wartet."

Wie ein Träumender schwankte Alfred am Arme des Freundes dem Hause zu. Ueber seine Lippen kam kein Wort. Er hatte eben keine Worte. Er war noch nicht im Stande, die Lage der Dinge in ihrem wahren Zusammenhange zu überblicken. Im Wirbel kreisten seine Gedanken um *sie*, der er jetzt zurückgegeben, und um jene, die er wieder frei geben sollte.

Es ist eine Wohlthat, diese Verschleierung, diese Unbestimmtheit, dieses Gefesseltsein des klaren Denkvermögens, welches sich oft gerade da unserer erbarmt, wo ein wuchtiges Ereigniß uns zu vernichten droht und uns vielleicht vernichten würde, wenn wir im vollen Besitz unserer Verstandskraft wären. Auch dem Baron wurde diese Wohlthat jetzt zu Theil, als er dem Hause zueilte, um seine Gattin in die Arme zu schließen — die von den Todten erstandene Gattin!

Schauerlicher, entsetzlicher Gedanke!

In den Hausflur eintretend, fanden die beiden Freunde die gesammte Gesellschaft vor, welche die Ankunft Alfreds und des Hofrathes schon seit einiger Zeit erwartet zu haben schien. Der Pfarrer hatte sämmtliche Anwesende vom Stand der Dinge in Kenntniß gesetzt. Noch malte sich die große an Schrecken streifende Ueberraschung in den Zügen der meisten Gäste, und besonders der weibliche Theil konnte seine Gemüthsregung kaum verbergen; allein der alte, besonnene und erfahrene Geistliche hatte es Allen zur heiligen Pflicht gemacht, in Worten, Geberden und Mienen nur die größte Heiterkeit zur Schau zu tragen und das ganze Ereigniß dem Baron gegenüber als ein zweifellos glückliches aufzufassen. Nur so, meinte er, könne demselben die an und für sich furchtbare Wirkung der bevorstehenden Scene in eine mildere, vielleicht wohlthuende sich umwandeln und alle Verlegenheit von ihm abgewendet werden.

Und so geschah es.

In feierlichem Triumphzuge folgte die ganze Gesellschaft den beiden Männern nach dem Saale, wo Natalie, die ebenfalls auf das Bevorstehende genügend vorbereitet war, ihren Gemahl zu empfangen gedachte.

Die Flügelthüren des Salons öffneten sich und „*Mein Alfred!*", „*O Gott! meine Natalie!*" — mit diesem Ausrufe sanken sich Gatte und Gattin unter Freudenthränen in die Arme.

Eine gute Weile lagen Beide Brust an Brust, nur in dem Gefühle schwelgend, sich wieder zu haben. Dann aber erhob der Hofrath ein Glas von der festlich gedeckten Tafel, schenkte es voll bis zum Rande und sprach: „Meine verehrten Damen und Herren! Ich darf wohl unbedenklich diesen Tag als den glücklichsten bezeichnen, der je über einen Sterblichen heraufgedämmert ist. Wunderbar sind die Fügungen des Himmels. Was aber nach dem unerforschlichen Rathschluß der über uns waltenden höheren Mächte zusammengehört, das können die Wechselfälle dieses Lebens nicht scheiden. Diese Stunde ist ein sprechender Beleg für meine Behauptung. Erheben Sie Ihre Gläser und lassen Sie uns trinken auf diese Stunde, in welcher zwei Herzen ihre Wiedervereinigung feiern. Möge sie ihnen Glück bedeuten!"

Mit diesen Worten neigte er sein Glas nach dem seiner Nachbarin und, während beide Gläser zusammenklangen, flüsterte Schwanenstedt ein paar Worte, die nur der verständlich waren, welcher sie galten. Ein heiteres Lächeln antwortete ihm; es kam von Antonie von Waldhausen.

Am folgenden Tage wurde der Baron und seine wieder auferstandene Gemahlin in der Dorfkirche durch die Hand des alten würdigen Pfarrers nochmals eingesegnet, und als man sich gegen Abend zum Festmahl vereinigte, feierte im Stillen ein anderes Paar seine Verlobung. Dies war der Hofrath und Antonie von Waldhausen.

Einer der Letzten.

Untergehende Thierarten erregen unser lebhaftes Bedauern. Wir wünschten dem Wisent eine größere Heimath, als die paar litthauischen Wälder, in denen er noch vorkommt, und beklagen, daß der Büffel der Prairieen dem Untergange verfallen ist. Gewisse menschliche Species sehen wir gern aussterben und hegen die feste Ueberzeugung, daß gleich uns auch unsere Leser den letzten Miethssoldaten, die vor kurzem erst von der Bühne abgetreten sind, keine Thräne nachgeweint haben. Im modernen Europa ist neben den heutigen Volksheeren kein Platz mehr für einen Beruf, der eines der unangenehmsten Erbstücke des Mittelalters war, mit der Zeit überall beseitigt wurde und zuletzt nur noch im Kirchenstaate eine verachtete Existenz behauptete. Am 20. September 1870 hat dieser traurige Rest der alten Söldlinge vor den in Rom einrückenden Truppen Victor Emanuel's die Waffen gestreckt.

Die Schlüsselsoldaten bestanden in den letzten Tagen der weltlichen Herrschaft des Papstes aus allen möglichen Elementen und Nationalitäten. St. Louis, ein kleines französisches Dorf, eine kleine Wegstunde von Basel entfernt, war wegen seiner günstigen Lage in einem Winkel zwischen den Grenzen Deutschlands, Frankreichs und der Schweiz zum Hauptwerbeplatz erkoren. Der Zuspruch war lebhaft, doch vertrugen die Angeworbenen selten eine genaue Prüfung. Die meisten waren zerlumpte Handwerksburschen, entlassene oder entlaufene Sträflinge, verunglückte junge Beamte, heruntergekommene Abenteurer und dergleichen. Die besseren Classen wurden vertreten durch Männer, die sich für die Sache des Papstes begeistert hatten. Wie bald und wie vollständig alle in Rom ernüchtert wurden, erfahren wir durch Lothar Herwart's: „*Aus dem Tagebuch eines päpstlichen Soldaten*" (München, Adolf Wagner). Herr Herwart trat im October 1867 ein, focht mit bei Mentana und verschaffte sich nach zwei Jahren seinen Abschied. Die Warnung vor dem päpstlichen Dienst, die er durch die Erzählung seiner Erlebnisse geben wollte, ist glücklicher Weise nicht mehr nöthig. Als ein Beitrag zur Geschichte der letzten Zeiten des weltlichen Papstthums und als getreue Schilderung der päpstlichen Armee behält das Tagebuch für immer seinen Werth.

Die päpstliche Armee war rasch auf 16,000 Mann gebracht worden, im October 1869 aber in Folge von Todesfällen, Ausreißereien u. s. w. wieder auf 9000 Mann gesunken. Aus der letzteren Zeit stammen die Aufzeichnungen Herrn Herwart's, der deshalb im Präsens spricht. Die *Zuaven* hatten sich aus den Holländern und Belgiern recrutirt und noch die anständigsten Leute bekommen. Die Mehrzahl derselben waren allerdings von den Schiffswerften weggeeilt, und man sah und sieht ihnen noch an ihrer schwerfälligen plumpen Haltung den Zimmergesellen und Schiffsküchenjungen an; aber es waren

auch viele altadelige Franzosen, namentlich aus Burgund und der Provence, eingetreten. Das Zuavencorps wurde von General Lamoricière, der mit seinen französischen Zuaven so viele Siege in Afrika erfochten hatte, nach seiner Berufung zum päpstlichen General errichtet; aber er hatte mit diesen nicht das vorige Glück und wurde bekanntlich bei Castelfidardo geschlagen. Damals bestanden die Zuaven nur aus Franzosen und Oesterreichern, welch letztere die österreichische Regierung in einem Anfalle von Großmuth dem Papste meistens frisch aus den Zuchthäusern geliefert hatte; heute aber bilden die Holländer und Belgier die überwiegende Mehrzahl. Der Deutschen dienen wenige bei den Zuaven.

Welcher Art ferner die gerühmte „äußerst honette und ehrenhafte Behandlung" der Zuaven ist, erfuhr unter anderen der Oberstlieutenant R. . . . . des kaiserlich französischen 82. Linienregiments. Dieser Officier hatte kaiserlichen Urlaub erhalten, um auf ein Jahr als gemeiner Zuave dem Papste zu dienen. Da er jedoch bald sah, daß er dem strapaziösen Wach- und Nachtdienste in Rom nicht gewachsen war, meldete er sich auf ein Bureau der Stadtcommandantschaft und erhielt dort eine Stelle als Schreiber. Eines Tages kam ein Sergeant seiner Compagnie zu ihm und wollte ein Certificat zum Passiren der Stadtthore verlängert haben. Monsieur R. weigerte sich, das Datum eigenmächtig zu fälschen, und erhielt dafür von dem tapferen Sergeanten eine Ohrfeige. Als er sich des anderen Tags bei dem Capitain darüber beschwerte, gab dieser, wie es übrigens in allen Armeen gebräuchlich ist, dem Sergeanten recht und dem Untergebenen unrecht und setzte R. überdies noch auf eine Woche in Arrest. Dieser Schimpf brach den Opfermuth und die Begeisterung des französischen Officiers. Er wandte sich aus dem Arreste telegraphisch an die kaiserliche Gnade, und schon nach zwei Tagen berief ihn eine telegraphische Ordre des kaiserlichen Kriegsministeriums zurück in sein Regiment. Aus dem Arreste entlassen, begab sich R. in sein Compagniezimmer, riß sich die päpstliche Zuavenuniform vom Leibe, schleuderte sie mit Verachtung hinweg, und kleidete sich in die Uniform eines kaiserlich französischen Lieutenantcolonel. Am nächsten Tage machte er sich bei'm päpstlichen Waffenminister vorstellig und bedankte sich herzlichst für die rasche Heilung seiner Sympathieen für den Papst und dessen Armee. Oberstlieutenant R. fuhr auf demselben Schiffe mit mir zurück, und sein Ehrenwort bürgt mir für die Wahrheit dieser seiner eigenen Erzählung.

Im Avancement werden in letzter Zeit besonders die Holländer bevorzugt, obwohl der Oberst d'Argy ein Franzose ist und das Officiercorps meistens aus Deutschen besteht. Man kann sich zu den Zuaven beliebig auf kürzere oder längere Zeit engagiren, und genießen diese in Rom den Vorzug vor allen anderen Truppen, obschon sie den Dienst am schlechtesten versehen. Sie haben eine seltene militärische Tugend — sie beten gern, fahren den ganzen Tag in den Kirchen herum und schmeicheln sich dadurch bei den Geistlichen ein. Viele entschuldigen sich, wenn sie das Exerciren versäumen oder sich von der Wache entfernen, damit, daß sie in dieser oder jener Kirche gebetet hätten, und gehen straflos aus, da man in Rom natürlich das Beten nicht ahnden darf. Während deshalb die Zuaven bei den Römern ob ihrer Frömmigkeit sehr angesehen und sogar in der ganzen Welt berühmt geworden sind, werden sie von allen anderen Truppen wegen ihrer Dienstunkenntniß verachtet und spottweise „Marmorschleifer" genannt, weil sie beständig auf den Knieen die Marmorböden der Kirchen abrutschen.

Häufig erlebte ich zu meinem jedesmaligen Vergnügen den Fall, daß holländische und belgische Frauen nach Rom kamen und sich vom Papste kniefällig ihre Zuavengatten ausbaten. Diese Männer gingen in häuslichen Zwisten auf und davon und die Geistlichen sagen dann: „Seht diese Helden, welche Weib und Kind verlassen, um für den Papst zu kämpfen!" Der Papst giebt jedesmal den ungetreuen Gatten frei, und es ist sehr komisch, solche Helden am Arme ihrer überglücklichen Gattin in der Zuavenuniform die Heimreise antreten zu sehen. Darüber belustigen sich insbesondere die Marseiller, wenn sie päpstliche Zuaven mit ihren Weibern an das Land steigen sehen; sie nennen sie daher auch spöttisch: Zouaves de papier!

Holland liefert jährlich etwa 900 Mann in das Regiment und befördert wieder 800 heim. Die Leute werden von den Comites kostenfrei hin und zurückgeliefert; dadurch wird verhütet, daß notorisch schlechte Subjecte engagirt werden. Die Zuaven sind daher die einzige Truppe, welche die wenigsten Flibustier aufweist, was weder den Franzosen und Italienern, noch gar den Deutschen nachzurühmen ist. Das ist aber auch das einzige Lobenswerthe an den päpstlichen Zuaven. Mit Recht wirft man ihnen auch sonst vor, daß sie den Mönchen ins Handwerk pfuschen und aus Verzweiflung über die schlechte Menage die Fremden um Geld anbetteln. Wer ist in Rom gewesen und nicht von einem Soldaten um Geld angesprochen worden?

Die Legion d'Antibes wurde erst vor einigen Jahren, gerade nach dem Rückzuge der Franzosen aus Mexico, dem Papste geschenkt. Zur selben Zeit nämlich speculirte noch Monseigneur Matthieu, Erzbischof von Besançon, auf den rothen Hut, und er glaubte ihn unfehlbar von der Stange zu spießen, wenn er dem Papste das schicke, was dieser am nöthigsten brauchte, nämlich in rothes und blaues Tuch gewickelte Vagabunden und Abenteurer. So errichtete denn dieser Kirchenfürst auf französischem Boden ein Regiment auf eigene Kosten und sammelte die Leute hierzu in dem Italien zunächst gelegenen Hafenstädtchen Antibes.

Das kaiserliche Kriegsministerium erlaubte mit einer Bereitwilligkeit, welche der französischen Waffenehre durchaus nicht wohl ansteht, allen französischen Officieren, mit Beibehaltung ihres Officierscharakters in diese Legion einzutreten; jedoch müßten sie den Kaiser nach wie vor als ihren obersten Kriegsherrn anerkennen und dürften, wenn ihnen der Dienst des Papstes nicht behage, wieder in die französische Armee in ihrer vorigen Charge zurücktreten. Diese günstigen Bedingungen veranlaßten viele Officiere zum Uebertritte in die päpstlich französische Legion; sie beziehen ihre Gage noch von Frankreich und Extrasold vom Papste. Dagegen sehen sie in dem letzteren nicht mehr als einen gewöhnlichen General und würden, wenn Napoleon III. ihre Betheiligung an einem Kampfe mit Italien nicht mehr wünschte, sich vom Papste zurückziehen müssen. Diese Zwitterstellung zwischen Kaiser und Papst bringt sie aber nicht nur häufig in Streitigkeiten mit dem päpstlichen Waffenministerium, welches natürlich die Oberherrlichkeit anspricht, sondern sie wirft auch auf die Stellung Napoleons III. zur römischen Frage ein sehr bezeichnendes Licht. So lange Napoleon lebt, werden die Italiener nie Rom erhalten; wenn er aber von seinem Throne geschieden ist, werden alle Chassepots nicht mehr im Stande sein, Rom den Italienern vorzuenthalten. Die „Civiltà" hat zwar für diesen Fall der Welt in Aussicht gestellt, daß auf allen Straßen Roms Gras wachsen würde; allein besser wächst unter Victor Emanuels Regentschaft in Rom zur Weide der Esel Gras auf den Straßen, als das Kraut der Unfehlbarkeit im Vaticane, welches noch dazu die ganze Welt verdauen soll.

Als die französischen Officiere die Stämme der Legion in Antibes zu bilden begannen, erklärten sie Msgr. Matthieu, daß sie nur Franzosen und keine Fremden befehligen wollten. Demzufolge setzte dieser in den Aufnahmestatuten fest, daß nur solche Leute in das Regiment eintreten dürften, welche entweder in Frankreich geboren sind oder mehrere Jahre in der französischen Armee gedient haben.

Dabei übersah der Erzbischof, daß Frankreich zwei Fremdenregimenter unterhält, welche fast nur aus Deutschen bestehen. Diese Fremdenlegionen kehrten damals eben aus Mexico zurück und wurden, weil sie in Folge ihrer beständigen Gefechtsverwendung von 9000 Mann nur mehr 900 zurückbrachten, vorübergehend aufgelöst. In Folge dessen eilten diese Leute, welche nicht wußten, wohin sie sich jetzt wenden sollten, nach Antibes,

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 125. Dritter Jahrgang. 1870.

—r. Verwickelte Verwandtschaft.

(Fortsetzung.)

3.

Es war seltsam, welchen Eindruck die Hofräthin auf diese beiden Männer zu machen schien. Sie begegnete ihnen überall, und die Auszeichnung, mit der sie von ihnen behandelt wurde, war jedenfalls mehr als gewöhnliche Höflichkeit. Auch Geschenke der Brüder — reizende Bouquets und seltene Treibhausfrüchte — fanden ihren Weg in die Villa der verwittweten Hofräthin. Von den Beiden war jedoch der Arzt der Eifrigste in seinen Huldigungen. Mathilde ihrerseits ließ es sich angelegen sein, den nebenbuhlerischen Mächten gegenüber eine strenge Neutralität zu beobachten; sie war gleich freundlich und gütig gegen Thomas wie Albert, und ein Diplomat hätte sie um die Feinheit bewundern können, mit der sie sich in ihrer etwas schwierigen Lage zu benehmen wußte. Das eigentliche Motiv ihrer scheinbaren Unparteilichkeit war jedoch weniger eine Sache des Gefühls, als die prosaische Thatsache, daß sie sich vorerst Gewißheit darüber verschaffen wollte, welcher von den Brüdern Aussicht hatte, durch väterliches Testament bei der einstigen Theilung des tropfenerworbenen Vermögens besonders bevorzugt zu werden.

Es währte nicht lange, bis sie Gelegenheit hatte, über die wichtige Sache in's Klare zu kommen. Die aufrichtige Bewunderung, welche die Hofräthin für das unfehlbare Universalmittel an den Tag legte, erwarb ihr die heiße Freundschaft der gläubigen Schwester des alten Herrn Jung und verschaffte ihr zahlreiche Einladungen in das stattliche Haus desselben. Auch entdeckte sie bald, daß der Erfinder der Tropfen keine gute Meinung von Thomas, dem Arzte, hatte. Theils aus Groll gegen einen Mann, der die Menschheit mit anderen Medicamenten als den Universaltropfen zu curiren sich anmaßte und welcher deren Wirksamkeit nicht anerkennen wollte, theils aus Furcht vor dem studirten Mediciner, dem es gewiß längst kein Geheimniß mehr war, aus welch' harmlosen Substanzen die Tropfen bestanden, hegte er eine gewisse Mißstimmung gegen seinen Erstgeborenen. Thomas war ein Ketzer, der nicht an das Radicalheilmittel glaubte und somit die Quelle verachtete, aus der ihm einst eine hübsche Erbschaft zufließen konnte. Mit Albert, dem Advocaten, war es anders. Obgleich eingefleischter Jurist, vertilgte er doch die Tropfen massenweise, oder gab wenigstens vor es zu thun, und behauptete, daß sie ihm vortrefflich bekämen. Die Hofräthin sprach mit Jung senior stundenlang über nichts als seine Tropfen, wodurch sie sich in seiner Gunst festsetzte und sich in seinen Augen als eine höchst kluge Frau erwies. Der alte Mann ging sogar so weit, ihr seine unpublicirten Atteste zu zeigen und ihr ganze Bündel von Briefen zur Lectüre zu geben, die seines Lobes voll waren und ihn nebst seinen Tropfen in den Himmel erhoben. Die Wittwe trug beim Durchlesen dieser Schreiben eine Begeisterung zur Schau, welche den alten Herrn sicherlich ganz glücklich machen mußte. Nachdem sich die schlaue Dame auf diese Weise in das Vertrauen desselben eingeschlichen, wurde es ihr nicht schwer zu der Gewißheit zu gelangen, daß der jüngere Sohn den größeren Theil der Erbschaft einstreichen würde. Von nun an wurde sie weicher und hingebender gegen Albert und in demselben Maße steifer und zurückhaltender gegen Thomas. Das Resultat war eine gewisse Entfremdung der Brüder. Thomas empfand die Zurücksetzung und beschloß zu erfahren, woran er eigentlich wär. Er machte der Hofräthin einen Besuch und bot ihr ohne große Vorrede seine Hand an.

„Sie überraschen mich in der That, Herr Doctor," entgegnete Mathilde, „ich kann Sie aber wirklich nicht ermuthigen, d. h. Ihnen Hoffnung gegeben haben, daß —"

„Frau Hofräthin," unterbrach sie der Arzt, „wir Beide sind keine Kinder mehr (die Wittwe schnitt eine Grimasse), obgleich ich natürlich der bei weitem ältere bin. Ich kann nicht mehr sentimental thun, darum verzeihen Sie, wenn ich mich kurz und bündig ausdrücke. Was die Ermuthigung anbetrifft, so hat es mir wohl nicht daran gefehlt, sonst hätte ich meinen Antrag nicht gewagt, wenn schon ich vielleicht nicht berechtigt wurde, unbedingt auf eine günstige Antwort zu hoffen. Die einfache Frage ist jetzt: Wollen Sie mich heirathen? Ich bin Arzt, in guten Verhältnissen, dreiundvierzig Jahre alt, dabei ein Mann, der verhältnißmäßig keinen schlimmen Ehemann abgeben wird, obschon ich selbst es bin, der es sagt."

Die Wittwe blickte verlegen zu Boden und drehte ihr Taschentuch zwischen den Fingern, zögerte aber mit der Antwort.

Thomas Jung sah in seinen Hut nnd dann zum Fenster hinaus. Endlich sagte er: „Verzeihen Sie, komme ich zu spät? Haben Sie sich bereits für einen Anderen entschieden?"

Ohne eine directe Antwort zu riskiren, neigte die Hofräthin stumm das Haupt.

Der Doctor griff langsam nach Hut, Stock und Handschuhen und verbeugte sich zum Weggehen.

„Daran ist wieder mein sauberer Bruder schuld," sprach er bei sich, als er auf der Straße war, „der steht mir überall im Wege."

4.

Es gab eine große Landpartie. Es war ein Ausflug nach den Ruinen der Burg, von der man weitaus die herrlichste Fernsicht auf Gebirg und Thäler genoß, und wo man sich auch mit Hilfe eines vortrefflichen Restaurants leiblich stärken und ergötzen konnte. Albert Jung, der Advocat, hatte der Hofräthin Arm durch den seinen gezogen und führte sie auf einen reizenden Pfad des dichtlaubigen Gehölzes.

„Wie entzückend würde es sein," sagte die Hofräthin, welche durch die Situation sentimental disponirt wurde, „die Sprache der Vögel zu verstehen, wie man es in Märchen liest; meinen Sie nicht auch, lieber Freund?"

„Meine theuere Freundin," entgegnete der Jurist, dessen Stimmung ebenfalls auf Abwege zu gerathen schien, „ich glaube diese Sprache zu verstehen. Das Gezwitscher der Sänger des Waldes ist eine fortdauernde Liebeserklärung. Ich wollte, ich

wäre ein Vogel und könnte meinen Empfindungen einen musikalischen Ausdruck geben."

Die Wittwe versuchte zu seufzen, aber es klang eher wie das Schnurren einer gestreichelten Katze.

„Was wußte ich von Liebe, ehe Sie hierher kamen?" fuhr der Advocat fort. „Nicht das Geringste, ausgenommen," setzte er pedantisch hinzu, „was ich im Geschäftswege davon kennen lernte. Und da sehen wir Juristen nur die dunkele Seite des allmächtigen Gefühls. Aber in Folge ihrer Bekanntschaft ist mein ganzes Leben aufgehellt. O, Frau Hofräthin, Sie müssen mein Geheimniß längst errathen haben! Sie kennen es gewiß und es erregte nicht Ihren Unwillen. O, Sie mußten erkannt haben, wie gut und aufrichtig ich es meine und wie ich der Erfüllung meines heißesten Lebenswunsches mit Ungeduld entgegen sehe. Verehrte Frau, darf ich auf Ihre Einwilligung rechnen?"

„Albert, mein bester Freund!" flüsterte verschämt die Dame, „dies ist in der That ein großes Glück, indeß —"

„Sie brauchen nicht zu fürchten, von Ihrer Tochter getrennt zu werden," fiel der ganz in Feuer gerathene Bewerber ein, „mein Haus wird Ihnen Beiden eine Heimath und Caroline mir theuer sein, so lang ich lebe."

„Aber wenn sie sich verheirathet?"

„Ei gewiß wird sie sich verheirathen, und zwar mit mir! Sie hat mir bereits ihr Jawort gegeben und hofft wie ich auf Ihre Zustimmung."

Die Hofräthin sagte kein Wort, sondern sank ohnmächtig zu Boden.

„Was ist nur der Frau?" dachte Albert Jung, „sie könnte sich nicht ärger geberden, wenn ich ihr angeboten hätte, ihre Tochter zu ermorden."

Bei ihrem Spaziergange waren die Beiden nahe an eine Lichtung gekommen, wo eine andere Gesellschaft von Excursionisten beim Kaffee saß. Der Advocat eilte auf den Tisch zu, um eine der Damen zu bitten, der ohnmächtigen Hofräthin beizustehen. Bei Nennung des Namens sprang eine von ihnen auf und folgte ihm. Es war die Professorin. Der unerwartete Anblick ihrer Mama brachte die Hofräthin schneller zur Besinnung, als das stärkste Riechsalz es vermocht hätte. Sie richtete sich auf und stellte die Professorin und den Advocaten einander vor. Die Beiden machten ihre Verbeugungen.

„Ich möchte mit Mama allein sprechen," sagte die jüngere Wittwe. Albert entfernte sich sogleich.

„Mama," rief die Hofräthin, „wie in aller Welt kommst Du hierher? Ich glaubte, Du hättest X. nicht verlassen."

„Doch mein Kind, ich bin schon ein paar Tage hier, aber meine Wohnung ist so weit von der Deinigen, daß ich noch nicht dazu kommen konnte, Dich zu besuchen. Ich war auch noch zu sehr beschäftigt, meine Garderobe den hiesigen Anforderungen gemäß zu vervollständigen. Vor Allem aber dachte ich es mir so hübsch, Dir die Freude der Ueberraschung zu bereiten. Ich bin eben bei einer herrlichen Landpartie mit der Familie L. Aber warum bist Du ohnmächtig geworden? Man sollte meinen, Rath Jung habe Dir einen Heirathsantrag gemacht."

„Er hat auch einen Heirathsantrag gemacht, Mama, aber es war mir Alles so überraschend, daß mich die Besinnung verließ."

„Wie leicht erregbar und schwärmerisch Du noch bist, Mathilde, ganz wie ein Backfischchen. Du machst, daß ich mir selbst noch ordentlich jung vorkomme. Wann wirst Du gesetzt werden und Sinn für den Ernst der Geschäfte haben? Du wirst den Antrag doch annehmen? Nun, ganz wie Du willst, meiner Einwilligung kannst Du sicher sein. Doch ich muß wieder zu meiner Gesellschaft, und Du solltest mit mir gehen. Beruhige Dich doch und sei kein Kind."

Verschmäht um ihrer Tochter willen? Es war ganz und gar nicht angenehm. Als die Hofräthin zu Hause war, stellte sie Caroline zur Rede, weil diese so verschmitzt gewesen.

„Ei, Mama," sagte das weltkluge junge Mädchen, „ich dachte, Du wüßtest um die Affaire; ich habe ja gar kein Geheimniß daraus gemacht. Es war mir allerdings bekannt, daß Du Thomas Jung einen Korb gegeben, das konnte ich aber doch nicht als Grund für mich ansehen, mit Albert Jung ebenso zu verfahren. Er ist wohl viel älter als ich, indeß erst fünfunddreißig, und dann ist er in sehr guten Verhältnissen. Er wird Dich auch sicherlich sehr in Ehren halten; wenigstens sagte er es."

„Nun," meinte die Hofräthin bei sich, „er hat Geld, und das kommt nun doch an die Familie; damit kann man sich schon trösten."

(Schluß folgt.)

Straßburg während der Belagerung. *)

(Aus der „Allg. Ztg.")

Eine lange Chronik des Elends, ein Tagebuch des Unglücks ist es, das vor uns liegt. Jede seiner 185 Seiten meldet von Tod, Krankheit, Brand, Zerstörung, manche von Entfesselung allerlei Leidenschaften, von absichtlicher Täuschung, von Spiel mit dem Menschenleben, viele aber auch von den höchsten Tugenden des Menschengeschlechtes, von der glühendsten Vaterlandsliebe, von der hingebendsten Gatten-, Eltern- und Kindesliebe, alle von einem Muth, einem Heldensinn und einer Hochherzigkeit, die mit Ergebung die schrecklichsten Leiden und Qualen ertragen lassen, welche allein zu den schwersten Opfern ermuthigen. Die Freude an dem Siege, den deutsche Waffen durch Geschick, Muth und Ausdauer am 28. Sept. über eine der stärksten Festungen Frankreichs davon trugen, wird bitter vergällt, wenn wir unsere Blicke über diese lange Liste der Schrecken und des Unglücks schweifen lassen. Und doch dürfen wir nicht allzu lange nur diese schwarze Seite der Geschichte betrachten, wir mögen uns damit trösten, daß nicht wir jenes Unheil verschuldet, daß es nothwendig war als ein Glied in der ehernen Kette, mit welcher das unerbittliche Schicksal Frankreich und sein Volk heimsuchte, wir dürfen denen, deren zahllose Leiden und Entbehrungen die vor uns liegenden Blätter verzeichnen, den Trost zurufen, daß sie durch dieses erlittene Unglück erkauft worden sind zu einem neuen staatlichen Leben; schon jetzt darf manche bittere Erinnerung durch das Bewußtsein verwischt werden, daß längst alles aufgeboten wurde, Balsam in die geschlagenen Wunden zu träufeln, daß wir sofort den Unglücklichen Straßburgs die Bruderhand gereicht.

Der Verfasser des vorliegenden Büchleins, G. Fischbach, hatte als Redacteur des „Niederrhein. Kurier" während der Belagerung Straßburgs die Aufgabe, die Begebenheiten, insbesondere die Unglücke und Drangsale, welche die Stadt und ihre Bewohner trafen, zu berichten. In dem genannten Buche liegen diese Aufzeichnungen, vervollständigt durch alle amtlichen Actenstücke, Bekanntmachungen und Proclamationen vom An-

*) „Die Belagerung und das Bombardement von Straßburg." Von Gust. Fischbach, Redacteur des „Niederrh. Kurier", Straßburg 1870.

fang bis zum Ende dieser langen Unglücksperiode, gesammelt vor uns: es sind schlichte Aufzeichnungen, von welchen Polemik und kritische Betrachtung fern gehalten ist, die aber gerade durch die Einfachheit und Objectivität der Darstellung den Eindruck der Wahrheit machen. Es bedarf nicht gesagt zu werden, daß diese Schrift vom höchsten Interesse ist für jeden, der in den Wochen des August und September Antheil genommen an der schönen unglücklichen Stadt. Wie oft mußten wir uns fragen: wie mag es hinter den Wällen und Mauern dieser Unglücksstätte aussehen; durch dieses Buch wird diese Frage in jeder Weise beantwortet. Selbstverständlich kann es nicht hier unsere Aufgabe sein, eine fortlaufende Geschichte der Stadt während der Belagerung zu liefern, wir müßten zu diesem Zweck den größten Theil des Büchleins wiedergeben, wir begnügen uns, an der Hand desselben die wichtigsten Momente hervorzuheben, indem wir jeden, der mehr zu wissen wünscht, ausdrücklich auf dasselbe verwiesen haben wollen.

Die Aufzeichnungen beginnen mit dem 6. August, dem ersten großen Unglückstag für Frankreich in diesem Krieg: in der Schlacht bei Wörth erschallt der Ruf: „sauve qui peut!“ und alsbald erzittert der Boden der Straßen nach Hagenau unter dem Hufschlag der Rosse, auf denen Tausende von Reitern fortsprengen. Lanciers, Kürassiere, Artilleristen, Turcos, Zuaven, Chasseurs, jeder sprang hastig auf das erste beste Pferd, und alle rannten in wilder Flucht keuchend davon, indem sie die Bevölkerung in Angst und Bestürzung versetzten durch ihr Gebrüll und das Schreckensgeschrei: „Die Preußen! die Preußen!“ Die flüchtige Schaar eilte wie besessen durch Hagenau das Straßburger Thor hinaus. Die Einen flohen quer Feld, die Anderen fielen am Rande des Weges nieder; einige rannten fort bis Straßburg, wo bald die Nachricht sich verbreitete: die Armee Mac Mahons ist geschlagen!

Diese Hiobspost verursachte eine unbeschreibliche Gemüthserschütterung in der Stadt und eine fieberhafte Aufregung herrschte in den Straßen. Im nämlichen Augenblick kommen aus den Vorstädten Züge Verwundeter von dem zwei Tage vorher vorgefallenen unglücklichen Kampfe von Weißenburg, und der Anblick dieser mit Blut und Koth besudelten Leute, dieser verstümmelten Körper, die man auf unbedeckten Bahren trug, alles dies verbreitete vollends einen dichten Trauerschleier über die Stadt Straßburg. Plötzlich ertönt schauerlicher Trommelschlag: das ist der Generalmarsch, welcher die Angst aufs höchste steigert. Die Kaufläden, die Häuser werden geschlossen; die Soldaten laufen nach den Casernen; man glaubt, daß der Feind vor den Thoren sei. Sogleich gehen Befehle von allen Seiten ab; die Zugbrücken werden aufgezogen und um 7 Uhr Abends ist die Stadt völlig geschlossen. Hunderte von Einwohnern sind ausgesperrt und werden erst nach langem Bitten und Schreien wieder eingelassen.

Dies der erste Tag, der Anfang einer langen Reihe von Unglückstagen. Am anderen Morgen wälzen sich die Massen der Tags zuvor geschlagenen Armee in die Thore von Straßburg herein; es war ein großer Theil des rechten Flügels der „Rheinarmee“. Zuerst kamen Einzelne, dann Rotten von je 10, 20 oder 30 Mann, viele verwundet, auf einen Stab, eine zerbrochene Flinte gestützt, oder in den Wagen des Fuhrwesens liegend; Cavalleristen ohne Waffen, ohne Helme, mit Koth bedeckt, die Officiere, niedergebeugt, auf den Arm von Soldaten gestützt. Dieser Zug dauert Tag und Nacht und hat am anderen Morgen noch kein Ende. Folgende denkwürdige Episode wird erzählt: Etwa 40 Turcos, zerfetzt, schmutzig und blutig, kommen auf den Meßer-Platz; einer trägt die Fahne des Regiments; lauter Jubel erschallt, als der Platzcommandant Oberst Ducasse die Fahne ergreift und sie dem versammelten Volke zeigt. Als nämlich die Schlacht am hitzigsten wüthete, bemerkte der Oberst des 2. Scharfschützen- (Turcos-) Regiments noch einige Männer aufrecht, worunter der Unterlieutenant Vallès, Fähndrich, der Unterlieutenant Pandoux und der Sergeant Abd-el-Kader-Ben-Takich. „Euer Platz ist nicht hier,“ rief er ihnen zu; „zieht euch zurück, rettet unsere Fahne!“ Vallès, Pandoux und Abd-el-Kader zogen sich zurück, indem der Sergeant die Fahne trug. Da stürzten die feindlichen Reiter heran und trennten sie. Sie werfen sich zu Boden, und als der Sturm der ungestümen Rosse vorbeigesaust war, raffen sich Pantoux und Vallès auf und suchen den verschwundenen Araber. Nach unglaublichen Abenteuern und Gefahren vereinigten sich die drei Tapferen wieder und Abd-el-Kader hatte den Adler des Regiments gerettet. Vallès und Pantoux weinten wie Kinder. Diese Fahne war es, welche der Platzcommandant von Straßburg der tief erschütterten Menschenmenge zeigte.

Schon am Morgen wird durch den Präfecten des Niederrheins, Baron Pron, der Belagerungsstand über die Stadt verhängt; der Feind hat schon Brumath (drei Stunden von Straßburg entfernt) besetzt; die Pariser Post kommt verspätet an. Die Aufregung und Angst werden am 8. noch größer, als die Bewohner der benachbarten Dörfer mit massenhaftem Hausrath und allerlei Nachrichten, die sich mit jedem Augenblick vergrößerten, in die Stadt zogen; man erfuhr, daß ein Parlamentär den Commandanten zur Uebergabe aufgefordert und auf die abschlägige Antwort mit Bombardement gedroht habe.

Unglaublich erscheint, was der Verfasser über den Zustand der Festung mittheilt; es klingt unglaublich, zu sagen, daß Frankreich, welches seit Jahren diesen Krieg vorbereitet, die Grenzfestung Straßburg in einem Zustande ließ, der von dem der Wehrlosigkeit sich wenig unterschied; während man an Vorbereitungen zu dem Einzug in Berlin dachte und in Metz den vollständigen Belagerungspark für die deutschen Festungen vorbereitete, kam Niemanden in den Sinn, an die Möglichkeit einer Belagerung von Straßburg zu denken. Die regelmäßige Besatzung war mit Mac Mahon abgezogen.

Bei Beginn der Einschließung bestanden die Besatzungstruppen aus einigen Artilleristen, einigen hundert Pontonniers, den Depots der Linienregimenter und der Jägerbataillone, welche in Straßburg garnisonirt hatten, und dem 87. Linienregiment, das sich zufällig in der Stadt befand; denn dieses Regiment war nur auf dem Durchmarsch und sollte im Augenblick der Einschließung sich zu einem Armeecorps begeben. Außerdem eine Abtheilung Grenzwächter und etwa 60 Seesoldaten, welche gekommen waren, um die zu Operationen auf dem Rhein bestimmten Kanonenboote aufzurichten. Einige tausend Leute aller Waffengattungen, welche nach der Niederlage bei Fröschweiler sich nach Straßburg geflüchtet, hatten sich der kleinen Garnison der Stadt beigesellt, und endlich die Mobilgarde vervollständigte die geringe Anzahl der Vertheidigungsmannschaft. Noch nicht überall waren die Palissaden errichtet, kein einziger Baum an den Straßen gefällt, das Wasser in den Festungsgräben nicht gestemmt; an den Wallgeschützen standen keine Artilleristen; es schien, daß ein Angriff gegen Straßburg als unmöglich angesehen wurde, und daß diejenigen, welche von der Wahrscheinlichkeit einer Belagerung, einer Blockade, einer Beschießung sprachen, Schwarzseher waren, welche, durch die Angst verwirrt, sich keinen klaren Begriff von der Lage machten. Von einer Angriffsbewegung gegen Straßburg, sagte man, könne keine Rede sein. Das Ziel Deutschlands sei die französische Hauptstadt und die Deutschen können die zum Angriff gegen Straßburg nothwendigen Truppen nicht von ihrem Heer trennen. Wenn Paris in die Gewalt der deutschen Armee geriethe, würde Straßburg von selbst in ihre Hände fallen, und es wäre daher unnöthig, hier Zeit und Soldaten zu verlieren.

(Fortsetzung folgt.)

An der Wiege der mutterlosen Tochter.

Schlaf', süße Kleine, schlafe süß!
Magst Du die Mutter nicht vermissen!
Sie schwebt um Deines Hauptes Kissen,
Mit Engelhuld umschwebt sie Dich.
Laß immer meine Thränen fließen!
Schlaf' sorglos, Kleine, schlafe noch,
Und wenn Du aufwachst, lächle doch;
Dein Lächeln wird mein Leid versüßen.

O Wehmuth, die mich übermannt!
Erinn'rung, der ich fast erliege!
Sind dieses nicht des Engels Züge,
Der jetzt erschien und jetzt verschwand?
Ach, wenig Monden nur umfangen
Hielt mich Dein Arm, Holdselige,
So lächelte die Freundliche,
So blühten ihre Rosenwangen!

Sei auch Dein Herz ihr Herz, o Kind!
Doch, ach! wer wird hinfort Dich hegen?
An Mutterstatt Dich warten, pflegen?
Wie sie so zart, so treugesinnt?
Wer wird Dich vor den Netzen warnen,
Womit die Thörin Eitelkeit,
Womit die Metze Lüsternheit
Der Unschuld sicher'n Fuß umgarnen?

Schlaf, süße Kleine, schlafe süß!
Blüh' auf zu Deines Vaters Freude!
Blüh' auf zu seinem Trost und Leide,
Und Gottes Engel schütze Dich!
Doch sollt' ich je der Unschuld Schimmer
Verwelkt auf Deinen Wangen seh'n,
Auf diesen Wangen rosenschön,
Schlaf, Liebling, schlaf, erwache nimmer!

Bliesklastel.

Mannichfaltiges.

— Die Zahl der deutschen Gefangenen in Paris, so schreibt ein Pariser Correspondent des „Standard," erreicht noch nicht die der französischen Generale in Deutschland. Einem Freunde habe ich es zu danken, daß es mir erlaubt wurde, diesen Gefangenen einen Besuch abzustatten. In jenem grauen, niedrigen, viereckigen, traurig anzuschauenden Gebäude, dem Gefängnisse La Roquette, vor dem so manchem Verbrecher durch die Guillotine der Kopf abgeschlagen wurde, befinden sich die deutschen Soldaten. Dieses Gefängniß liegt in einem der ärmsten Quartiere der Stadt, auf der Straße nach dem Pere-Lachaise. Alles rings um dasselbe zeugt von dem größten Elende und Laster und von Verkommenheit. Die enge, schmutzige, schlecht gepflasterte Straße erweitert sich nach der Stelle zu, wo sie in den Platz ausmündet, der zuweilen zur Aufstellung der Guillotine benützt wird; auf einer Seite desselben liegt das Zuchthaus für jugendliche Verbrecher, auf der anderen das französische Newgate, vor dessen Front die jugendlichen Verbrecher ihren Lebenslauf wahrscheinlich enden, wenn sie sich nicht bessern. Das gewaltige Gefängnißthor, vor dem eine Schildwache auf- und abschreitet, öffnet sich, als ein Gefängnißwärter durch das Gitterwerk mich und meinen Begleiter, einen Caplan des Gefängnisses, sah. Das gewöhnliche Militärgefängniß befindet sich in der Rue Cherche-Midi; da dasselbe aber überfüllt ist, wurde ein Theil von La Roquette zur Unterbringung der Kriegsgefangenen bestimmt. Die Gefangenen sind in zwei Abtheilungen getheilt, nämlich Franzosen, welche wegen Desertirens und Plünderns eingesperrt sind, und deutsche Kriegsgefangene. Erstere werden natürlich mit viel größerer Strenge als letztere behandelt, die in der That nur ihrer Freiheit beraubt sind. Der größere Theil derselben besteht aus jungen Leuten, die Alle lesen und schreiben können. Fast über die Hälfte trägt die hellblaue bayerische Uniform; nach ihnen sind die Badenser (?) am stärksten vertreten; auch einige Polen aus Posen befinden sich unter ihnen, aber nur wenige eigentliche Preußen. Nur einen einzigen der gefürchteten Ulanen sah ich daselbst. Als wir eintraten, sang gerade ein hübscher intelligent aussehender Jüngling ein geistliches Lied, worin seine Kameraden mit Präcision einstimmten. Auf das Ersuchen des Caplans, der Deutsch sprach und bei ihnen sehr beliebt zu sein schien, sangen sie ein lustiges Marschlied. Die französische Regierung gestattet den Gefangenen, sich der Ballonpost zu bedienen, um nach ihrer Heimath zu schreiben; aber ihre größte Klage war die, daß sie keine Nachrichten von ihren Anverwandten erhalten konnten. Der junge Mann, welcher die Hymne geleitet, hatte eine Flöte; auch sah ich verschiedene Nummern der „Gartenlaube" und einige Bände von Auerbach's und Hackländer's Werken in dem großen Zimmer, in welchem sich die Leute befanden.

— Hans Wachenhusen schreibt in einem Briefe an die „Köln. Ztg." aus Artenay vom 3. Dec.: „Man muß es unseren Soldaten nachrühmen, sie verlieren in Schnee und Frost nicht ihr würdiges Aeußere. In den Mantel gehüllt, die derben Fausthandschuhe um das Gewehr gelegt, einen Shawl um den Hals, die Pantalons in den Stiefeln, stehen sie stämmig und imponirend da. Unsere Musketiere und Füsiliere marschiren, was das Zeug halten will. Es hält nicht mehr, in Parenthese gesagt, und es kann passiren, was gestern morgen vorkam, als das Generalcommando plötzlich alamirt wurde. Alles war, die Pause benutzend, zum Schneider geeilt, und als mit Einem Male geblasen wurde, erschien einer unserer Jäger mit weißen Hosen in den Stiefeln — mitten im Schnee. Der Aermste hatte seine Pantalons, im guten Vertrauen auf den Rasttag, dem Schneider übergeben, dieser hatte dieselben auseinander getrennt, und als geblasen wurde, erschien mein Jäger in — doppelten Unterhosen mit demselben Bewußtsein, mit welchem ein Diplomat in seinen weißen Escarpins erscheint."

— Ein verwundeter Bayer wurde gefragt, wo er seine Wunde erhalten habe. „Bei Wörth," sagte er, „bei Weißenburg und Wörth haben wir ja die drei Regimenter Schwarzen (Turcos) weggefegt; da habe ich zuletzt auch etwas abgekriegt."

„Sie haben Sich aber damit ein großes Verdienst um das Vaterland erworben!" — „O, das ist noch nichts," sagte er, „wenn wir aber wieder heimkommen, geben Sie einmal Acht, wie wir da die Schwarzen wegfegen wollen, die uns so angelogen haben!"

— Einem Ballonbriefe aus Paris entnimmt der „B. B. K." die Notiz, daß die Pariser Friseure im Nothfall dem Gouvernement ihre Pommaden, welche meist aus reinem Rindstalg gefertigt seien, zur Disposition gestellt haben. Schreiber bezweifelt, ob die bombastisch patriotische Versicherung der Pariser Haarkräusler, daß dadurch Paris acht Tage länger gehalten werden könne, richtig sei.

— Zur Beobachtung der Sonnenfinsterniß am 22. Dec. wird von England eine Expedition nach Neapel und Sicilien abgehen und ihren Weg über Ostende oder Calais, München und Rom nehmen. Zu gleichem Zwecke wird eine andere Expedition nach Cadix und Gibraltar abgehen, wahrscheinlich auch eine Anzahl von Astronomen nach Oran. Die Zollbehörden des Norddeutschen Bundes sind angewiesen worden, der Durchreise der mit kostbaren Instrumenten ausgerüsteten Herren jede Erleichterung angedeihen zu lassen.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stav. — Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 146. Dritter Jahrgang. 1870.

—r. Verwickelte Verwandtschaft.

(Schluß.)

5.

Die nächste Wirkung der Episode des vorigen Capitels war, daß die Brüder sich versöhnten und Thomas herzlich den Irrthum belachte, in dem er sich befunden, als er Albert für seinen Nebenbuhler gehalten. Die Hofräthin dagegen bedauerte ihre voreilige Zurückweisung des Doctors, und zwar so sehr, daß sie ernstlich daran dachte, den begangenen Fehler wieder gut zu machen. Sie wollte Thomas trotz alledem heirathen. Ohne einen kleinen Nebenumstand wäre es ihr vielleicht auch gelungen; so aber — doch wir wollen nicht vorgreifen.

Ein Monat ungefähr war vergangen und wir erblicken die Hofräthin in einer Abendgesellschaft an der Seite des Doctors in eifrigem Gespräch mit ihm. Daß dieses von keiner dritten Person belauscht wurde, dafür sorgte eine junge Dame, die auf allgemeines Verlangen ein rauschendes Musikstück am Flügel vortrug, wodurch wie üblich nur das Zeichen gegeben wurde, daß Jedes sich mit seinem Nachbar oder seiner Nachbarin auf's angelegentlichste unterhielt.

„Ich fürchte," sagte die Wittwe Mathilde, indem sie gleichgiltig und zerstreut zu scheinen suchte, „daß ich neulich sehr unhöflich gegen Sie war. Aber wirklich, Sie überraschten mich so gänzlich, daß ich gar nicht wußte, was ich sagte. Dies hat mich seitdem äußerst unglücklich gemacht."

„Vergeben und vergessen," flüsterte der Doctor.

„Wie großmüthig von Ihnen! Ich kann Ihnen nicht genug danken. Denn jetzt, da Ihr Bruder im Begriff ist, meine Tochter zu heirathen, werden wir ja verwandt miteinander, und ich würde unröstlich sein, wenn Sie mir böse wären."

„O," antwortete Thomas Jung, ein wenig verlegen, „das wird niemals der Fall sein."

„Wie komisch," hub die Hofräthin wieder an, „auf welche Art werden wir denn eigentlich verwandt? Sie werden der Bruder meines Schwiegersohnes sein, also ich gewissermaßen Ihre Stiefmutter. Sie haben dann eine Mama, die jünger ist als Sie. Ich hoffe, Sie werden diesen Umstand nicht dazu benützen, ein recht unartiges Kind zu sein."

„Das ist soweit Alles richtig," antwortete Thomas, „allein ich sehe die Verwandtschaft in etwas anderem Lichte an. Ich werde Ihr Stiefvater sein und folglich meines eigenen Bruders Stiefgroßvater."

„Sie irren sich, Herr Doctor. Sehen Sie denn nicht, daß, wenn Caroline —"

„Ich irre mich gar nicht, Frau Hofräthin, denn ich habe mich um ihre Frau Mutter beworben und sie hat eingewilligt, mich zu heirathen."

„Ungeheuer!" rief Mathilde und fiel abermals in eine Ohnmacht.

Das Clavierspiel hörte auf und es folgte ein großer Auflauf, durch welchen sich indeß die Stimme der Professorin vernehmbar machte.

„Es hat nichts zu bedeuten," sagte diese beruhigend; „mein armes Kind ist solchen Zufällen unterworfen. Erst vor ein paar Wochen passirte ihr ganz dasselbe. Sie ist so nervenschwach, so zart von Gemüth. Mathilde, mein Engel, komm' doch zu Dir."

Die Hofräthin wurde in's Nebenzimmer gebracht und auf Verlangen ihrer Mama mit dieser allein gelassen. Die Ohnmächtige öffnete auch sofort die Augen.

„Mutter!" rief sie, „wie kannst Du mir nur nahe kommen? Verlaß' mich augenblicklich! Du solltest Dich schämen in Deinem Alter!"

„In meinem Alter! Mein Gott, ich bin nicht weit über fünfzig und sehe viel jünger aus. Der Doctor zählt allerdings etwa zehn Jahre weniger, aber das macht nichts heutzutage, wo die Männer so viel schneller altern, als die Frauen. Das giebt die besten Ehen, verlaß' Dich d'rauf. Du aber solltest Dir keine respectwidrige Sprache gegen mich erlauben."

„Mutter," ächzte Mathilde, „verhilf mir nur zu meinem Shawl, damit ich ungesehen nach Hause komme."

„Recht gern, mein Kind, ich meinerseits bleibe noch, denn ich amüsire mich vortrefflich."

6.

Verschmäht! — erst um der Tochter, dann sogar um der Mutter willen! Es war unerhört. Die Hofräthin ließ vor der Welt keinen Aerger blicken, allein sie mied ein paar Wochen lang die Professorin und sann im Stillen auf Rache, was im Grunde doch süß ist.

Gegen Anfang des Herbstes, als Bad N. sich mehr und mehr von Sommergästen lichtete, stattete Mathilde endlich wieder ihrer Mutter einen Besuch ab.

„Das ist schön von Dir, Kind," sagte die Letztere, „daß Du wieder freundlich bist; es geht nichts über Eintracht in der Familie. Wir wollen einmal untersuchen, auf welche Art wir bald verwandt sein werden, damit wir unsere gegenseitigen Pflichten und Verantwortlichkeiten kennen lernen. Ich und meine Enkelin heirathen Brüder, also werden wir Schwägerinnen. Aber da Du alsdann die Mutter meiner Schwägerin bist, so bist Du beinahe meine Stiefmutter, was bei einer Tochter ihrer Mutter gegenüber ein sonderbares Verwandtschaftsverhältniß ist, und ich weiß wahrhaftig nicht —"

„Warte ein wenig, beste Mama," gab die Hofräthin lächelnd zur Antwort, „ich muß Dir erst eine Neuigkeit mittheilen; ich heirathe den alten Herrn Jung. Er hat sein Herz daran gehängt, mich zur Frau zu haben, und da er sehr reich ist, habe ich endlich eingewilligt. Die Folge ist: ich werde das weibliche Familienoberhaupt, gewissermaßen Euer Aller Stief- und Schwiegermutter sein und als solche den mir gebührenden Gehorsam beanspruchen. In Eurer Macht wird es dann liegen, dafür zu sorgen, daß die Familieneintracht, von der Du vorhin gesprochen, keine Störung erleidet."

Die drei Heirathen fanden wirklich statt und fielen, dem Anschein nach wenigstens, durchschnittlich gut aus. Am wenigsten zu beneiden war indeß wohl die Hofräthin, die aus Verdruß einen Mann genommen hatte, der beinahe ihr Großvater hätte sein können, der für nichts Anderes Sinn hatte, als für seine Universaltropfen und der mit Hilfe derselben, — denn der Glaube vermag viel, — noch Gott weiß wie lange leben konnte. Auch suchte sich Mathilde durchaus nicht den Anschein zu geben, als fände sie ihr Genüge in ihrer zweiten Ehe; sie ging vielmehr unter die Schriftstellerinnen, und ihr Erstlingswerk war eine bis in's kleinste Detail ausgeführte Stammbaumgeschichte der Familien, welche durch die drei Heirathen in eine so merkwürdig verwickelte Verwandtschaft gerathen waren.

Straßburg während der Belagerung.

(Fortsetzung.)

Am Morgen des 10. wird eine Proclamation des Generals Uhrich angeschlagen, welche erklärte, daß die Besatzung aus 11,000 Mann bestehe, die Wälle mit 400 Kanonen bewaffnet seien, daß sich Straßburg vertheidigen werde, so lange ein Soldat, ein Zwieback, eine Patrone übrig sei. Am 13. wurden von allen Seiten die deutschen Truppen signalisirt, ganze Regimenter lagerten rings um die Stadt, es war die badische Division unter Generallieutenant v. Beyer. Die Eisenbahn- und Telegraphenleitung wird zerstört. Gleichzeitig verbreitet sich auf räthselhafte Weise eine Nachricht, die für einen Augenblick die Stadt mit Freude erfüllte, um Tags darauf einer um so größeren Niedergeschlagenheit Platz zu machen. Man sprach mit ausführlichen Einzelnheiten von großen Erfolgen der französischen Armee bei Pfalzburg und Zabern. Zahlreiche Reisende, welche nach Straßburg einzudringen vermochten, hatten, wie sie sagten, eine starke Kanonade gegen die Vogesen hin gehört oder große Züge Verwundeter gesehen, oder sie meldeten, daß der größte Theil der um die Stadt gelagerten deutschen Truppen plötzlich zusammengepackt habe und abgezogen sei. Man freute sich einige Stunden über diese glücklichen Nachrichten, aber alsbald verwandelte sich die Freude in Trauer, als man gewahr wurde, daß es Lügen waren.

Eine fieberhafte Thätigkeit fing nun an in der Stadt zu herrschen und man arbeitete so viel wie möglich, um alles Unheil wieder gut zu machen, welches eine unglaubliche Unvorsichtigkeit schon verursacht hatte. Man exercirte die Mobilgarde fleißig ein, fällte die Bäume auf den Straßen und traf andere Vorbereitungen zur Vertheidigung. Gegen 5 Uhr Abends ertönten die ersten Kanonenschüsse, die Belagerer hatten jene Arbeiten außerhalb der Stadt zu stören versucht, es entspann sich ein Kleingewehrfeuer, bis die Kugeln aus der Festung den Angreifer vertrieben. Am anderen Morgen untersagte eine Proclamation des Generals jede Kundgebung für den folgenden Tag, den 15. August. Man bildete nun eine Nationalgarde und errichtete Francs-Tireurs-Corps. An diesem Tage fielen die ersten Granaten in die Stadt, es kamen die ersten Verwundungen vor, noch hatte man keine Furcht vor einer Beschießung, man glaubte, jene einzelnen Granaten hätten sich durch Zufall verirrt. Abends hatte zum erstenmal das altehrwürdige Oel die Gasbeleuchtung ersetzen müssen, an der Vorderseite eines jeden Hauses brannte eine mehr oder weniger düstere Laterne. Der Napoleonstag war durch einen furchtbaren Knall begonnen worden, früh 3 Uhr wurde die Brücke über den Rhein-Marne-Canal vom Feinde gesprengt, damit waren die Verbindungen mit dem Dorfe Ruprechtsau vollständig abgeschnitten.

Der Tag verging ruhig und Straßburg war eingeschlummert, als plötzlich um halb 12 Uhr Kanonen von fern krachten; gleich darauf zischte und pfiff es schauerlich durch die Luft und eine Granate schlug in ein Haus der Stadt ein. Bald folgte ein anderes Geschoß und während einer halben Stunde flogen die Granaten durch die Lüfte, fielen auf die Gebäude und zerplatzten krachend. Die Artillerie der Wälle antwortete den Schüssen des Feindes und gegen Mitternacht hörte der höllische Lärm auf. Die Batterieen, welche die Stadt während dieser dreißig Minuten beschossen hatten, waren meistentheils fliegende Batterieen, das heißt bespannte Geschütze, welche, nachdem sie einige Schüsse abgefeuert hatten, an einen anderen Punkt geführt wurden, wo sie wieder mehrmals feuerten; so fuhren sie auf einer großen Strecke herum, denn die Granaten kreuzten sich und fielen in verschiedenen Richtungen nieder. Großer Schrecken herrschte in der Stadt; Frauen und Kinder hatten sich in die Keller geflüchtet und die Männer wachten, bereit, die Brände zu löschen, welche die Geschosse hätten anzünden können. Zahlreich waren die Beschädigungen, welche diese Eröffnung der Belagerung verursachte, doch ohne Vergleich mit dem, was noch kommen sollte.

Am 16. fand der erste größere Ausfall statt, der mit dem Verlust von drei Geschützen und dem Zurückwerfen der Ausfallenden endete, das Ergebniß des Ausfalles war die Gewißheit über die bevorstehende Belagerung. Es wurden nun erst Vorkehrungen angeordnet, um das Einschlagen der Granaten und das Umsichgreifen von Bränden so viel als möglich zu verhindern. Durch Erlaß des Präfecten wird das Besteigen aller Thürme verboten, vermuthlich weil dieselben für die Officiere reservirt waren.

In der Nacht vom 17. auf den 18. fand ein zweiter Ausfall statt, um verschiedene vom Feind besetzte Gebäude zu zerstören — ein Zweck, der, wenn auch unter empfindlichen Verlusten, erreicht wurde, indem diese Häuser von ihren Inwohnern geräumt und anderen Tages von den Werken aus zusammengeschossen wurden. Am Abend des 17. wollte man wieder den Belagerer abziehen gesehen haben, weil ein französisches Corps zum Entsatz herbeigeeilt sei. Diese falsche Nachricht wurde bald durch die andere wahre Nachricht verdrängt, daß der Belagerer ansehnliche Verstärkungen an sich gezogen habe.

Der 18. August war der Zerstörung mehrerer massiver Gebäude in Schiltigheim gewidmet, welche dem Angreifer als Stützpunkte dienen konnten. Es waren große und schöne Bierbrauereien und schöne Landhäuser, die auf diese Weise niedergebrannt wurden, und gleichzeitig fanden Plänkeleien statt, um jene Arbeiten zu stören. Zu gleicher Zeit wurde der Friedhof seines schönsten Schmuckes an Denkmälern und Bäumen beraubt, da sie die Aussicht hinderten. Noch waren seit dem 15. keine Kugeln mehr in die Stadt gefallen, man hielt es gar nicht mehr für möglich, als plötzlich Abends 9 Uhr ein furchtbarer Knall die Einwohner aus ihrer Sicherheit aufschreckte. Es war eine Granate, die in der Stadt platzte. Nun folgten sich die Geschosse beinahe ohne Unterbrechung. Die Granaten zischten pfeifend durch die Luft und platzten über den Häusern, in den Höfen mit einem furchtbaren Knall, der schauerlich in der Stille der Nacht weithin erschallte.

Um Mitternacht schon brach ein ungeheuerer Brand aus, durch eine Bombe veranlaßt, welche in eine mit Heu gefüllte Scheune gefallen war. In kurzer Zeit standen 10 Gebäude in hellen Flammen, Vieh, große Vorräthe an Waaren aller Art wurden ein Raub des Elementes. Die Einwohner, die Truppen, die Mobilgarden wetteiferten beim Löschen des Brandes, bis es gelang, desselben Herr zu werden. Die ganze Nacht regnete es Granaten in die Stadt und jeder Augenblick brachte ein neues Unglück. Es ist unmöglich, alle Einzelnheiten zu berühren. Aus einer der Galerieen der Hauptfaçade des Münsters wurde ein Stück geschlagen. In der Regenbogengasse ereignete sich ein schreckliches Unglück. Eine Granate fiel auf ein von katholischen Schwestern geleitetes Pensionat: zwei junge Mädchen wurden auf der Stelle getödtet und fünf andere, worunter eine Sterbende, schwer verwundet nach dem im klei-

nen Seminar errichteten Lazareth gebracht, wo Dr. Herrgott, Oberarzt, ihnen die erste Pflege angedeihen ließ; vier dieser unglücklichen Kinder mußte das Bein oder der Schenkel abgenommen werden. Zur nämlichen Stunde wurde ein tödtlich getroffener Arbeiter in das Lazareth gebracht.

In vielen Stadttheilen wurden Häuser beschädigt, am stärksten richtete sich das Bombardement gegen die Citadelle. Die Geschosse kamen von einer bei Kehl errichteten Batterie, Granaten und Bomben fielen hageldicht, Tod und Verderben ausstreuend. Zahlreiche Soldaten aller Waffengattungen und Mobilgarden wurden durch Granatsplitter verwundet. Ueberall Verheerungen, Unfälle, arge Unglücke. Dies war der erste Tag der Beschießung, er sollte nur ein Vorspiel sein zu dem furchtbaren Unglück, das noch kommen sollte.

Der 19. August verlief ziemlich ruhig, es fanden verschiedene Plänkeleien mit dem Feinde statt, wobei auch Kleingewehrfeuer zu hören war. Der Feind hatte versucht, sich eines Vorwerks, der sogenannten Pastete, durch Handstreich zu bemächtigen: er wurde zurückgewiesen. General Uhrich dankte in einem Tagesbefehl der Mobilgarde für ihre Dienste. Der folgende Tag ist merkwürdig durch die Verwundung des französischen Parlamentairs, des Platzcapitains Röderer, der bei'm Zurückreiten aus Unvorsichtigkeit sein Pferd traben ließ und dadurch das Feuer einiger Plänkler auf sich zog; ein Schreiben des deutschen Generals entschuldigte sich und kündigte die strenge Bestrafung der Soldaten an. Am folgenden Tag erging der Befehl an alle Besitzer von Häusern südlich von der Stadt zwischen dem Glacis und dem Eisenbahndamm zur Räumung derselben innerhalb 48 Stunden, nach Ablauf derselben sollen die Häuser niedergerissen werden, widrigenfalls die Demolirung auf ihre Kosten erfolgen würde. Zwei Tage lang zogen lange Züge mit Möbeln und Hausrath aller Art durch das Thor in die Stadt, dann mußten Haue, Feuer und Kanonen das Zerstörungswerk vollbringen: schöne neue Häuser, herrliche Gärten, Gebüsche, Baumgruppen, Alleen wurden dem Erdboden gleich gemacht. An demselben Tage wird die Benützung des außer der Stadt gelegenen Friedhofs untersagt und dafür im botanischen Garten ein provisorischer Friedhof errichtet; es wurden große Gruben gegraben und darin während der ganzen Dauer der Belagerung ein Sarg neben den anderen versenkt, sie liegen alle neben einander, Reiche und Arme, Greise und Kinder, Officiere und Soldaten. „Ein einfaches Kreuz mit einem Namen darauf bezeichnet die Stelle eines jeden Sarges. Dieses Todtenfeld enthält großentheils die Geschichte des heldenmüthigen Widerstandes der Stadt Straßburg; jedes seiner Kreuze bezeichnet ein Drama. Da liegt ein Kind, das mitten in seinen harmlosen Spielen von einer Granate getroffen wurde; dort ein Vater, eine Mutter, aus dem Kreise der Ihrigen gerissen; hier ein Soldat, der auf dem Vorposten den Heldentod gefunden; nebenan ein Officier, an der Spitze seiner Truppe weggerafft. Es giebt nicht wohl einen Straßburger, dem nicht ein Verwandter, ein Freund, ein theueres Wesen hier begraben wurde; verging doch während dieser langen Wochen kein Tag, keine Stunde, die nicht ein neues Opfer gefordert hätte."

Es waren viele Beispiele von Wucher aller Art vorgekommen, Speculanten hatten die Lebensmittel, bevor sie auf den Markt kamen, aufgekauft; diesem Unwesen suchte ein Beschluß des Maire vom 20. zu steuern. Für uns Deutsche sind namentlich zwei Dinge auffallend, zuerst die absolute Abschließung der Bevölkerung von allen von außen an die Behörden kommenden Nachrichten, dann der durchgehende Mangel an Selbstverwaltung in der Stadt: der Maire beschließt alles, ordnet alles an, der Bürger hat blindlings zu gehorchen. Am 22. verbreitete sich die Nachricht, der Commandant der Belagerungstruppen habe zur Uebergabe aufgefordert und mit Bombardement gedroht, zahlreiche Bürger begaben sich auf das Stadthaus, um sich Gewißheit zu verschaffen; der Maire stand dafür ein, die Nacht werde ruhig verlaufen; bald darauf benachrichtigte er sie: es sei im Gegentheil große Gefahr für die Nacht zu befürchten; die Bürger, welche sich hierauf bei'm Präfecten Baron Pron erkundigten, wurden mit einem Witzwort abgespeist. Die Nacht verlief ruhig, am anderen Morgen verkündete ein Maueranschlag des Generals Uhrich: der feierliche Augenblick sei da, nämlich der Beschießung, er forderte zur Energie, zum Muth auf. Diese Proclamation verbreitete allgemeinen Schrecken; jeder eilte, seine Kostbarkeiten in Sicherheit zu bringen. Plötzlich veränderte sich die trübe Gemüthsstimmung und die traurige Miene der Leute in den Straßen wie durch Zauber; die Gesichter erheiterten sich, man drückte sich herzlich und freudetrunken die Hände, man fiel einander fast um den Hals. Es verbreitete sich nämlich die Nachricht: der „Impartial du Rhin" habe ein Pariser Journal erhalten, welches den Bericht eines großen Sieges der Franzosen und mehrere andere glückliche Nachrichten enthalte. Seit dem 13. hatte man nichts mehr über die Vorgänge in Paris, seit dem 17. nichts mehr von der Armee bei Metz gehört, um so größer war die Wirkung jenes Gerüchts. Um 4 Uhr erschien das längst erwartete Blatt des „Impartial", es enthält folgende dem „Moniteur du Soir" entnommene Nachricht: „Marschall Bazaine hat einen großen Sieg bei Metz davongetragen; die französischen Mitrailleusen haben den Feind niedergeschmettert; von der prächtigen Armee des Prinzen Friedrich Karl bleiben nur noch einige Trümmer übrig; die Berliner Börse um 2 Fr. gesunken; Preußen ruft alle Mannschaften seiner Festungen zu Hilfe."

Diese Nachricht wurde natürlich buchstäblich geglaubt, man hielt sich für gerettet, man hatte alle Gefahr vergessen, als plötzlich gegen 9 Uhr dieses Gebäude voll Freude und Hoffnung durch fernen Kanonendonner zerstört wurde. Von diesem Augenblick bis Morgens um 8 Uhr dauerte das Feuer des Feindes ununterbrochen fort. Fortwährendes Donnergerolle, schauerliches Pfeifen und Zischen, Gekrache der einstürzenden Kamine und Mauern, Wehegeschrei und Jammern der Verwundeten erfüllten die ganze Nacht hindurch die Luft, dazu das Prasseln des anhaltenden Regens in der finsteren Nacht. Fast alle Straßen, in manchen fast alle Häuser, wurden von den Granaten getroffen, verschiedene Lazarethe wurden beschädigt. Mehrere Brände entstanden und wurden nur theilweise im Entstehen erdrückt. In der Citadelle brannte ein Gebäude nieder. Von diesem Tag an fiel, so zu sagen, ein unaufhörlicher Granatenregen bis zum Ende der Belagerung auf die Citadelle nieder. Die badische Artillerie feuerte Tag und Nacht aus 32 Kanonen und 8 Mörsern darauf, durch starke Erdwerke und Schanzkörbe geschützt, gegen welche die Kugeln unmächtig waren.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

β Technisches. Der in Amerika lebende Schwede John Ericsson, Erfinder der calorischen Maschine, über dessen Sonnenmaschine wir vor längerer Zeit eine Notiz gebracht haben, hat sich mit der Vervollkommnung der letztgenannten Maschine weiter beschäftigt. Neuere Mittheilungen über die erlangten Resultate finden sich im „Engineering", welches Journal auch eine Abbildung der Kraftmaschine enthält. Die Sonnenmaschine ist bereits in zwei gangbaren Exemplaren ausgeführt, inzwischen erklärt Ericsson selbst, daß das Versuchsstadium noch nicht überschritten sei, indem er die Absicht ausspricht, die freie Zeit seines geschäftlichen Lebens ausschließlich der Vervollkommnung dieser Erfindung zu widmen, wonach er hoffe, dieselbe in wenigen Jahren den Fachleuten beider Hemisphären als vollständig lebensfähig zu übergeben. Die Maschine besteht aus drei wesentlichen Bestandtheilen: der Kraftmaschine, welche eine moderne Dampfmaschine ist, dem Dampferzeuger, welcher vor einem gewöhnlichen Dampfkessel den Vortheil bietet, daß er keinem Feuer ausgesetzt ist, und daher auch durch Verbrennen sich nicht abnützen kann, und drittens dem

Apparate, durch den die Sonnenwärme concentrirt, und deren Temperatur über die des Wassers im Dampferzeuger gebracht wird. Ueber die Einrichtung dieses Apparates, der offenbar der interessanteste Theil der Maschine ist, giebt E. keine näheren Erklärungen, da er z. B. Patente noch nicht erworben hat. Es ist nur gesagt, die Anschaffungskosten des Apparates seien mäßig, das Gewicht wie auch der Raumbedarf seien gering und die Dauerhaftigkeit sei fast unbeschränkt. Aus einigen weiteren Angaben geht hervor, daß der Concentrationsapparat aus dünnen Blechen besteht, die schnell zusammengesetzt werden können, was auf eine Combination von Metallspiegeln schließen läßt. Die Experimente haben ergeben, daß der Apparat in geographischen Breiten bis zu 45 Grad für jeden Quadratfuß der den senkrechten Sonnenstrahlen ausgesetzten Fläche, während 9 Stunden des Tages, durchschnittlich per Minute 3,5 Wärmeeinheiten aufnimmt. Da einer Wärmeeinheit eine Arbeit von 772 Fußpfund (englisch) zukommt, so würden 100 Quadratfuß bestrahlter Fläche eine absolute Arbeit von 270,200 Fußpfund ergeben, was 8,2 Pferdekräften entspräche. Bei Annahme eines sehr geringen Wirkungsgrades der Maschine, glaubt E. doch mindestens pro 100 Quadratfuß bestrahlter Fläche 1 Pferdekraft Nutzleistung zu erhalten. Auf dieser Basis sucht der Erfinder den Beweis zu führen, daß die Regionen der Erde, welche (wie er sich ausdrückt) an einem Ueberschuß von Sonnenwärme leiden, der Wohlthaten theilhaftig werden können, die aus einer unbegrenzten Fähigkeit, Bewegungskraft zu liefern, hervorgehen werden. Den Concentrationsapparat beabsichtigt E. in allen Fällen nur bis zu 35 Quadratfuß bestrahlter Fläche auszuführen, und deren dann so viele miteinander zu vereinigen, als es der Kraftbedarf erfordert. E. giebt einen Ueberblick über die Länderstrecken, in welchen die Sonnenmaschine entschieden günstige Resultate liefern werde, Mitteleuropa ist allerdings dabei nicht inbegriffen. Er berechnet, daß Milliarden von Pferdekräften auf verhältnißmäßig geringem Raum sich gewinnen lassen werden, und spricht schließlich die Ansicht aus, daß die Sonnenmaschine einstmals noch eine Wohlthat für die Menschheit werden würde, wenn nämlich die Zeit eintritt, wo die Steinkohlenschätze der Erde zur Neige gehen; dann werde die Industrie wahrscheinlich zuerst in Oberägypten ihren Sitz nehmen. Merkwürdig, wenn E. richtig voraussieht, die Steinkohlen sind auch ein Geschenk der Sonne aus längstvergangenen Zeiten, aufgespeicherte Wärme und Kraft, das reifere Geschlecht mag ihr nun die Kraft direct abgewinnen.

— Der ziemlich regelmäßige Verkehr, welcher zwischen Paris und Tours stattfand, und die Ausführlichkeit der überbrachten Berichte läßt sich nur durch die mittelst moderner Erfindungen, das Mikroskop und die Photographie, vervollkommnete Brieftaubenpost erklären. Von der Art und Weise, um möglichst viele Worte auf einen kleinen Streifen Papier zu bringen, ist hinlänglich berichtet, der niedliche Briefträger selbst aber immer vernachlässigt worden. Folgendes ist das Verfahren. Um den Schaft einer der Mittelfedern des Schwanzes wird der die photographischen Depeschen enthaltende Brief aufgewickelt. Eine dieser Federn eignet sich deshalb am besten zu diesem Zwecke, weil sie beim gewöhnlichen Fluge einander fast decken; nur beim Schwenken, so wie beim Aufsteigen auf einen Baum wird der Schwanz so fächerartig ausgebreitet, daß eine Lücke entstehen würde. Auf die Federn werden auch die Zahl des Vogels, der Abgangsort und andere Notizen gedruckt, so daß man sagen kann, hier werde nicht der Brief, sondern der Briefträger abgestempelt. Uebrigens ist die Taubenpost früher schon vielfach zur Anwendung gekommen. Bei der Entstehung des Reuter'schen Telegraphenbureau's im Jahre 1849 wurden die in Verviers angekommenen Depeschen längere Zeit durch sechs Taubenpostillone nach Aachen befördert. Unter Napoleon I. wurden häufig Tauben von Paris nach Brüssel gesandt — ja, schon das Mittelalter und die älteste Zeit kannten die Taubenpost. Griechen und Römer vermittelten die Nachricht ihrer Siege zu Olympia oder die Gladiatoren zu Rom durch dieses jetzt modernisirte Briefinstitut. Dann hätten die Kreuzfahrer vielleicht niemals Jerusalem eingenommen, wenn nicht eine Taube, die den Belagerten die Nachricht bringen sollte, daß der König von Persien zu ihrer Hilfe herbeieile, in ihre Hände gefallen wäre, was sie zu erneuten, endlich erfolgreichen Anstrengungen anfeuerte. Paris wird nun wohl bald ohne und trotz der Tauben genommen werden.

— Laut der „Ess. Ztg." trafen am 7. Dec. in Essen ein Artillerieunterofficier und drei Artilleristen ein zur Empfangnahme von weiteren vier Stück der wiederholt erwähnten Ballongeschütze, denen der Volkswitz bereits den Namen „Vogelflinte" beigelegt hat, wegen ihrer länglich dünnen Form sowohl wie wegen des Zweckes, gegen Zugvögel verwandt zu werden. Es kann das Geschütz, da das Rohr nur ca. 150 Pfund wiegt, von einem Manne mit der größten Leichtigkeit bedient werden. Der Zielpunkt läßt sich schnell nach jeder Richtung hin, sei es horizontal oder vertical, verändern. Die Cartouche besteht aus dem Geschoß, einer ungefähr 3 Pfund wiegenden Granate, deren Zweck es ist, den mit Gas gefüllten Ballon beim Crepiren zur Explosion zu bringen, und der ca. 1½ Pfund betragenden Pulverladung. Man kann damit einen Ballon auf 2000 Fuß Höhe erreichen, während es in horizontaler Lage etwa eine Meile weit trägt. Herr Krupp hat der vor Paris stehenden Armee 20 Stück zum Geschenk gemacht, wovon eines bereits Anfang vorigen Monats dahin abgesandt wurde und 6 in den nächsten Tagen abgehen werden.

— Die Pariser Bevölkerung weiß mit großer Geschicklichkeit allen, selbst den tragischsten Sachen, eine gute, erheiternde Seite abzugewinnen. Anstatt sich Geld zu sparen, zunächst zum Ankaufe von Lebensmitteln und später zur Bezahlung unserer Kriegskosten, werfen die leichtsinnigen Pariser dasselbe fort, um nur einen Blick durch's Teleskop auf die Preußen zu thun, die sie doch hoffentlich recht bald ohne viele Umstände näher und billiger sehen können. Die beste Fernsicht auf die Höhen von Meudon hat man von der Eisenbahnbrücke der Chemin de fer de la Ceinture, welche beim Quartier Point du Jour über die Seine führt. Auch vor der Anwesenheit der Preußen hatte der Spaziergang nach diesem Theile der Stadt zu den beliebtesten gehört, und wie viel mehr jetzt! Bewaffnet mit Feldstechern, Teleskopen und Operngläsern, läuft die ganze, halbe und Viertel-Welt hinaus, während die minder Begüterten einen Blick auf die Preußen mit 2 Sous bezahlen müssen. Mit dem festen Vorsatz dahin gekommen, etwas zu sehen, läßt die Einbildungskraft auch Alles nach Wunsch vorkommen, wenn es nur ein im Winde hin- und herschwankender Baum ist, so wird er doch selbstverständlich für einen Ulanen oder helmbedeckten Bayern gehalten. Während sich einige noch begnügen, einzelne Prussiens zu erkennen, beobachten andere den so gefürchteten General „Staff", und die glücklichen Besitzer von Fernröhren gehen so weit, die ganze Stellung des Feindes haarklein zu erklären, und mehr kann man doch nicht verlangen für 2 Sous.

— Einige Mitglieder des Pariser Jockey-Clubs gaben dieser Tage ein Diner, das der bekannte Baron Brisse organisirt hatte. Es bestand aus folgenden Gerichten: „Radieschen, einmarinirter Häring, Zwiebeln nach der Mode der Provence, gesalzene Butter, eingesalzene Gurken, Oliven, Pferde-Bouillon, Esels-Coteletten mit gelben Rüben, Maulesselsleber mit Champignons, Pferdenieren mit weißer Sauce, Karpfen, Sellerie, geröstetes Hundefleisch, Hundebraten, unter der Asche gekochte Ratten, Rattenpastete, Aal, Salate, holländischer Käse, Aepfel, Birnen, Confituren und italienischer Kuchen mit Chester-Käse."

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stan. Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 147. Dritter Jahrgang. 1870.

* Ein Wahrspruch.

Eine Criminalerzählung nach dem Englischen.

Vor mehreren Jahren wurde in der Frühe eines Sommermorgens an der Küste der Insel Wight, westlich von Cowes, der nackte Leichnam eines Mannes von mittlerem Alter gefunden. In geringer Entfernung lagen die Kleider des Todten, und die natürlichste Vermuthung war die, daß er beim Baden verunglückt sei. Eine werthvolle goldene Uhr und eine Börse, welche eine bedeutende Summe Geldes enthielt, fanden sich unversehrt in den Taschen der Beinkleider, aber keine Papiere, welche zu seiner Identificirung hätten führen können. Er war fremd auf der Insel Wight.

Bald jedoch ergab es sich, daß er in Cowes im Gasthof „Zur Quelle" drei oder vier Wochen lang unter dem Namen Jones gewohnt hatte. Ein Advocat in dem nahe gelegenen Newport, Namens Hearne, recognoscirte ihn als William Blake, Besitzer der Schenke „Zu den drei Tonnen" in St. Giles, London, und sagte aus, daß der Verstorbene nach der Insel gekommen sei, um seinen Gläubigern so lange aus dem Wege zu gehen, bis ein Abkommen mit denselben getroffen worden sei. Von Unruhe getrieben, hatte er den Advocaten consultirt und ihm seine wahre Lage entdeckt, allein Letzterer hatte jede Einmischung abgelehnt, als er von ihm gehört, daß bereits ein anderer Sachwalter in London mit der Abwickelung der Sache beschäftigt sei. Von da an hatte Mr. Hearne ihn nicht wieder gesehen, bis er vor den zur Leichenschau versammelten Geschworenen erschien, um den Leichnam zu recognosciren und Alles anzugeben, was ihm über die Verhältnisse des Verstorbenen bekannt war.

Nach einer ziemlich oberflächlichen Untersuchung erfolgte von den Geschworenen der sehr unbestimmte Spruch: „Ertrunken!"

Die Presse ergänzte, wie sie es in tausend wichtigeren Fällen gethan hat, was die Geschworenen übersehen oder vernachlässigt hatten, indem sie das Verfahren derselben vor die Oeffentlichkeit brachte. In Folge dessen sah sich eine verwittwete Schwester des Verstorbenen, Mrs. Arnold, veranlaßt, der Criminalpolizei Anzeige über den Vorfall zu machen, worauf ich, ein Beamter der Behörde, sogleich nach der Insel Wight behufs genauer Untersuchung der Sache abgesandt wurde, jedoch mit der Weisung, keine eingreifenden Schritte eher zu thun, als bis ich über die Sachlage Bericht erstattet und weitere Instructionen erhalten haben werde.

Demgemäß begab ich mich sofort nach Cowes, stieg daselbst im Gasthofe „Zur Quelle" ab und war bald im Besitze aller näheren Umstände, so weit sie dem Besitzer des Hotels bekannt waren.

Blake war mit dem Dampfboote von Southampton angekommen und durch einen Kellner in den Gasthof geführt worden. Sein sämmtliches Gepäck bestand in einem nicht sehr großen Reisesack. Er schien geistig sehr angegriffen zu sein und gab sich dem Genusse geistiger Getränke in einem solchen Grade hin, daß der Wirth sich öfters veranlaßt sah, ihm das Verlangte zu verweigern, worauf er mürrisch das Haus zu verlassen pflegte, um in anderen Localen das Gewünschte zu erlangen. Er bezahlte pünktlich seine nicht unbedeutenden Tagesrechnungen, weshalb der Wirth keine Ahnung davon hatte, daß sein Gast sich in bedrängten Vermögensumständen befinden könne, und erst dann davon hörte, als Mr. Hearne bei der Todtenschau Zeugniß ablegte. Was er vermuthete, war, daß Blake durch noch schwerere häusliche Leiden, als bloße finanzielle Bedrängniß, bestimmt worden sei, die Heimath zu verlassen, da derselbe, sobald er sich in einem gewissen Grade von Trunkenheit befand, stets auf die Falschheit und Schlechtigkeit der Weiber, namentlich seiner eigenen Frau, angespielt hatte.

Ein Umstand war dem Wirthe besonders aufgefallen. Er hatte den Verstorbenen oft in geschriebenen Papieren eifrig lesen sehen, und dennoch waren dergleichen nach seinem Tode weder in seinen Kleidern noch in dem Reisesacke gefunden worden. In seiner Vernehmung bei der Leichenschau machte er den die Verhandlung leitenden Beamten auf diesen Umstand aufmerksam, allein derselbe legte kein Gewicht darauf.

Der Wirth bemerkte ferner, daß Blake die Gewohnheit gehabt habe, öfters die Nacht in anderen Häusern zuzubringen, und daß ihm deshalb das Ausbleiben desselben am letzten Abende, d. h. an dem vor Auffindung des Leichnams, nicht aufgefallen sei. Dagegen habe er nie eine Neigung zum Baden an ihm bemerkt, am wenigsten in so früher Morgenzeit.

Endlich fügte er noch hinzu, daß er, nachdem der Bericht über den Vorfall in den Zeitungen erschienen sei, einen Brief von der Wittwe des Verstorbenen, Mrs. Blake in London, erhalten habe, in welchem sie ihn nach einigen sehr gewöhnlichen und sehr mäßigen Schmerz verrathenden Ausdrücken um Uebersendung der hinterlassenen Effecten ihres Gatten, namentlich der goldenen Uhr und des baaren Geldes, nach Abzug aller Kosten ersucht habe.

Dies waren die wesentlichsten Punkte, über die ich vom Wirthe Aufschluß erhielt. Meine nächste Sorge war die, jene beiden Männer, Sims und Rose, aufzusuchen, welche zuerst den Leichnam gefunden hatten.

Beide waren beschränkte Menschen, aus denen sich nichts weiter heraus bringen ließ, als die wiederholte Erklärung, daß sie den Körper in völlig nacktem Zustande am Ufer entdeckt hätten.

Ich erinnerte sie an einen auffallend scheinenden Umstand, den sie in ihrer Vernehmung vor den Geschworenen gleichfalls bekundet hatten, nämlich den, daß die Kleider zerstreut umher liegend gefunden worden seien — so als hätten sie trocknen sollen, fügte ich erläuternd hinzu. Sie verstanden jedoch diese Andeutung nicht und bestätigten nur diesen Umstand.

Beide begleiteten mich darauf nach dem Orte, wo sie den Leichnam gefunden hatten. Dort gesellte sich ein ältlicher Seemann, Namens Morgan, zu uns und mischte sich in das Gespräch. Er bemerkte, daß, wenn die Kleider so hoch am Ufer gefunden worden seien, wie die Leute angaben, die Fluth sie nicht erreicht und durchnäßt haben könne, wie in den Zeitungs-

berichten vorausgesetzt worden sei. Auch Sims und Rose, beide selbst Schiffer, stimmten dieser Ansicht bei und bemerkten, daß sie an diesen Umstand bis dahin nicht gedacht hätten.

„Ueberdies," sagte der Mann nicht ohne Scharfblick, „muß Blake, wenn er hier beim Baden ertrunken ist, ziemlich weit in die See hinein gegangen sein, und sonderbar ist es dann, daß der Körper gerade an dieselbe Stelle zurückgetrieben worden ist, auf der die Kleider lagen, da er von dem starken Strome der Fluth viel eher ostwärts oder westwärts hätte getrieben werden müssen." Er fügte noch hinzu, daß er in seinem Leben viel Ertrunkene gesehen habe, aber keinen, dessen Gesicht vom Todeskampfe so verzerrt gewesen sei, wie das des Blake in den Zeitungsberichten geschildert worden.

Sims erwiderte hierauf, daß die Aerzte bei genauer Untersuchung keine Spuren äußerer Gewalt am Körper hätten entdecken können. Dieser Umstand war wahr, und Morgan's Bemerkung machte deshalb zur Zeit keinen Eindruck auf mich.

Als ich in den Gasthof zurückkam, fand ich daselbst eine Frau, die sich Mrs. Barnes nannte, meiner warten. Sie hatte gehört, daß ein Polizeibeamter von London gekommen sei, um die näheren Umstände des am Ufer gefundenen Leichnams zu untersuchen, und wollte mir deshalb etwas mittheilen, was der die Todtenschau leitende Beamte als angeblich unerheblich nicht hatte aufnehmen wollen. Dieses „Etwas" bestand darin, daß sie den Verstorbenen am Abende vor seinem Tode noch spät mit zwei Männern habe umhergehen sehen, die ihr weder vorher noch nachher wieder zu Gesicht gekommen seien. Der Eine, sagte sie, sei groß und stark, der Andere klein und mager gewesen und habe ein wenig gehinkt. Der Abend sei zwar mondhell gewesen, allein die Beiden ihr nicht nahe genug gekommen, um sie so genau in Augenschein zu nehmen, daß sie dieselben später hätte wieder erkennen können. Auch von ihrer Kleidung vermochte sie nichts weiter anzugeben, als daß sie im Allgemeinen anständig gewesen sei.

Da keine weitere Information zu erlangen war, so kehrte ich nach London zurück, um dort, der erhaltenen Weisung gemäß, die Ermittelungen fortzusetzen.

Dieses Geschäft begann ich im Wirthshause zu den „Drei Tonnen", über dessen Thür der Name „Mary Blake" an Stelle des ehemaligen „William Blake" gesetzt worden war.

Die Versicherung der Mrs. Arnold, daß ihr Bruder unmöglich insolvent gewesen sein könne, fand ich durch den in den „Drei Tonnen" herrschenden Verkehr bestätigt. Das Local war fortwährend mit rohen und zahlungsfähigen Kunden angefüllt, welche drei Aufwärtern genug zu thun gaben.

(Fortsetzung folgt.)

Straßburg während der Belagerung.

(Fortsetzung.)

Der 24. August verging mit einem kleinen Vorpostengeplänkel, welches neun Gefangene vom 34. pommerischen Regiment einbrachte. Dann kam die Nacht, eine angst- und qualvolle Nacht voll Unglück, Ruinen und Trauer. Das Bombardement begann gegen 8 Uhr von allen Seiten rings um die Stadt und dauerte bis zum Morgen ohne einen Augenblick Rast, ohne einen Augenblick Stille. In den Kellern weinten und beteten die Frauen und Kinder, die Männer gingen schweigsam ihrer Pflicht nach, während ein höllischer Hagel von Granaten die Luft durchzischte und mit furchtbarem Getös erfüllte.

„Sie hätten da sein sollen," ruft der Berichterstatter aus, „alle jene, welche verkündeten, daß dieser Krieg nothwendig wäre! Sie hätten sich inmitten dieser Gräuel befinden sollen, alle diejenigen, welche den Worten des Despoten zugejauchzt hatten, als er seine unheilvolle Herausforderung gegen Deutschland schleuderte! Diejenigen, welche „leichten Herzens", höhnisch lächelnd und die Hand auf die Hüfte gestemmt, sich gerühmt hatten, daß sie alle Verantwortlichkeit des beginnenden Kampfes annähmen; diejenigen, welche, um ihren Ehrgeiz zu befriedigen, um ihrer Gewinnsucht zu fröhnen, um eine Schande oder ein Verbrechen abzuwaschen, den Krieg von 1870 beschlossen oder gebilligt hatten — sie Alle hätten mit der Straßburger Bevölkerung leiden und darben sollen! Inmitten der Ruinen, der Flammen, der Todten und der Sterbenden hätte ich sie sehen mögen, zitternd vor Schrecken, und hätte man zur Strafe ihnen den Ruf erpressen sollen: Es lebe der Krieg!"

Um 11 Uhr erschallten plötzlich zwischen dem Gekrach der Granaten Feuerrufe von den Wächtern des Münsterthurmes: „Es brennt in der Neukirche!" Ein wenig später schrieen sie: „Feuer in der Münstergasse!" Eine halbe Stunde darauf: „Feuer am Broglie!" „Feuer in der Meisengasse!" „Feuer auf dem Kleberplatz!" „Feuer am Finckmattstaden!" „Feuer in der Schildsgasse!" Die ganze Nacht hindurch ertönte dieser entsetzliche Nothschrei und ein ungeheurer rother Wiederschein beleuchtete schauerlich die ganze Stadt. Wie viele Schätze ein Raub der Flammen! Das Gemäldemuseum, die Neukirche, die Stadtbibliothek, die schönsten Häuser der reichsten Stadttheile, fast ganze Straßen nur noch Ruinen, Schutthaufen!

Viele schöne Häuser, ganze halbe Straßen wurden fast in der nämlichen Stunde vom Feuer erfaßt und in Ruinen, Trümmer und einen Stein- und Aschenhaufen verwandelt. An Löschen war nicht zu denken; unausgesetzt fielen die schweren Geschosse in die lodernden Gebäude, verwundeten und tödteten die Löschmannschaft und vermehrten den Schrecken. Der Boden zitterte und bis zum Himmel stiegen die Staub- und Rauchwolken als die Aubette, die Neukirche, die Bibliothek und die anderen Gebäude nach einander zusammensanken.

Erst am anderen Morgen konnte man das großartige Zerstörungswerk der verflossenen Nacht übersehen, und noch kein Ende des Brandes. Eine große Mühle in der Nationalvorstadt wurde durch Granaten angezündet; in ihr wurde das Getreide für die Besatzung gemahlen; sie brannte mit drei benachbarten Häusern bis auf den Boden ab. In einem Stadttheil wurden acht Häuser, in einer Gasse zwei Häuser ein Raub der Flammen. Eine dichte Rauchwolke lagerte über der Stadt. Unbeschreiblich war die Aufregung; eine zahlreiche Menschenmenge verlangte vom Commandanten und dem Maire Aufschlüsse über die Lage der Stadt. Der General erklärte: er könne die Stadt mehrere Monate lang halten, aber den Feind vertreiben könne er aus Mangel an Mannschaften nicht; der Maire fügte bei: die Befreiung stehe vielleicht näher bevor, als man glaube. Neue Hoffnung erhob sich, als Nachmittags 3 Uhr der Bischof aus der Stadt fuhr, um beim Großherzog von Baden die Schonung der Stadt zu erbitten; er kam jedoch nur bis zu den feindlichen Vorposten und kehrte traurig zurück. Um 7 Uhr Abends begann die Beschießung wieder mit der nämlichen Wuth wie Tags zuvor. Auf allen Seiten loderten die Flammen, in den Straßen — das herzzerreißende Bild des Jammers und des Elends jeder Art. Gegen Mitte der Nacht bot sich den Blicken ein schrecklich großartiges Schauspiel dar: das Münster wird von Granaten durchlöchert und das Dach des großen Schiffes vom Feuer verzehrt. Zahlreiche Brände in der Nationalvorstadt und anderen Orten. Die neugebaute Kirche des mit Kranken und Gebrechlichen angefüllten Bürgerhospitals gerieth in Brand. Mit Mühe gelang es unter dem Jammer dieser in Todesangst schwebenden Unglücklichen das Feuer auf die Kirche zu beschränken. Auch der schöne Bahnhof war vom Feuer erfaßt;

die Gebäude der Citadelle standen in Flammen; das Gymnasium brannte zum zweitenmal — überall Feuer, Zerstörung, Bestürzung! Hunderte von Familien hatten in dieser Unglücksnacht ihre ganze Habe verloren und irrten obdachlos umher. Am Abend des folgenden Tages wäre die Bevölkerung beinahe närrisch vor Freude geworden. Diesmal, hieß es, ist die Sache gewiß, kein Zweifel mehr; man hat sie oben vom Münster herab gesehen, sie angekündigt. Es sind wenigstens 40,000 Mann. Endlich sollte die Befreiungsstunde schlagen. Und — o Macht der Einbildungskraft! — man hört in der Ferne Kanonendonner. Die Belagerer sind handgemein mit dem Entsatzcorps; der Kanonendonner rückt näher, der Feind wird gegen die Stadt getrieben und befindet sich zwischen zwei Feuern. „Victoria, wir sind gerettet!" Und man eilte freudestrahlend in die Gassen, und Einer drängte sich zum Anderen: „Wissen Sie schon die Neuigkeit?" „Ja." „Ach es war Zeit! Ich habe immer gesagt, daß sie kommen würden." Und so ging es fort. Aber sie kamen wieder nicht; und die ganze glückliche Geschichte war weiter nichts als die Erfindung eines boshaften Spaßmachers.

Mit Einbruch der Nacht begann das Zerstörungswerk von neuem. Die ganze Stadt schien ein einziger Feuerherd; die halbe Weißenthurmstraße und die anstoßenden Gassen, der Stadttheil der Gärten, wurde ein Raub der Flammen. Ebenso war es in anderen Stadttheilen. Am anderen Morgen fing der Gerichtspalast Feuer und bald stand das schöne Gebäude in Flammen. Nichts konnte gerettet werden, nicht ein Papier aus den Archiven, nicht ein Actenstück entging der Wuth des Feuers. So ging es den ganzen Tag fort; jeder Augenblick forderte neue Opfer; ganze Gassen, ganze Stadttheile werden verheert. Im Laufe des Tages verkündet eine Proclamation des Maire, unter Anerkennung des Heldenmuthes der Bewohner, daß ganz Frankreich für die Verluste Entschädigung leisten werde.

Der 28. bot eine Abwechselung, indem man bei'm Kronenburger- und bei'm Spital-Thor heftiges Gewehrfeuer vernahm. Tags darauf wurde durch Verfügung des Präfecten der Gemeinderath durch die Ernennung vieler neuer Mitglieder verstärkt. Es waren meist Männer von liberaler Gesinnung, ihre Aufgabe war groß, denn für Hunderte von Familien mußte Obdach, für die Verwundeten Pflege, für die Armen Nahrung beschafft werden. Zunächst bauten sich die Armen kleine Häuser am Rande des Wassers, dann wurden die noch erhaltenen öffentlichen Gebäude zu Zufluchtsstätten umgeschaffen. Volksküchen wurden errichtet, Suppe und Brod an die Bedürftigen vertheilt. Von nun an wurde die Stadt weniger heftig bombardirt, um so heftiger begann die Beschießung der Wälle und Werke, es mehrten sich in schrecklicher Weise die Verwundeten und Todten. Den ganzen Tag schafften die Ambulanzwagen Leichname in das Militärspital, wo sie zu 30 bis 40 übereinanderlagen.

Am 31. war die Beschießung der Wälle noch heftiger als Tags zuvor und die Militärgebäude wurden hartnäckig bombardirt. Für den Feind handelte es sich nun darum, die Lage der Besatzung durch ein gegen die Wälle gerichtetes unaufhörliches Feuer und durch die Zerstörung der Casernen unerträglich zu machen. Ein wahrer Granatregen fiel auf die Batterieen und brachte schreckliche Wirkungen hervor; die mit Kugeln gefüllten Granaten streckten viele Opfer nieder. Diese Geschosse wurden mit staunenswerther Präcision abgeschossen; sie zerplatzten gerade über den Kanonen und schleuderten Hunderte von Kugeln in allen Richtungen, von denen jedesmal wenigstens einige ihren Mann nicht verfehlten. Auch die Civilbevölkerung zählte zahlreiche Todte und Verwundete. Zu all diesem Unglück kam die Furcht vor inneren Unruhen. Auf dem Gutenberg-Platz fand eine Kundgebung statt, Rufe „Hoch die Republik" ließen sich hören; ein energisches Verbot des Commandanten mußte der Wiederholung derselben vorbeugen.

Um diese Zeit machte sich zuerst der Mangel an gewissen Lebensmitteln fühlbar, alle Charcutierläden waren schon in der ersten Woche geschlossen worden, da die Bevölkerung sie gestürmt hatte. Namentlich fehlte Milch — ein Mangel, der besonders den Frauen und Kindern hart war. Ein noch fühlbarerer Mangel stellte sich für die Männer ein: das Bier ging aus. Auf dieses so beliebte Getränk verzichten zu müssen, war eine harte Prüfung für die Straßburger, und ich hörte, wie ein Biertrinker vollen Ernstes sagte: „Könnte man denn nicht vom General verlangen, daß er einen Ausfall nach Königshofen oder Schiltigheim mache, um uns Bier zu verschaffen?" Hie und da wurde in einer oder der anderen Brauerei frisch gebrautes Bier verzapft. Wie stellt man sich da um einen Schoppen dieses Lieblingsgetränkes und wie trefflich mundete es, wenn auch unter anderen Verhältnissen man es sehr schlecht gefunden hätte? Unterdessen machte sich eine neue Seite des Elends bemerkbar. Während das Feuer die Gassen verzehrte und die Bewohner aus ihren Wohnungen flüchteten, schlichen Diebe in die brennenden Häuser, um zu plündern, sie zerschlugen die Schränke, stiegen in die Keller und gruben nach den vergrabenen Kostbarkeiten. Um diesen Diebereien ein Ende zu machen, setzte ein Beschluß des Generals am 1. September die Todesstrafe für jeden auf frischer That ertappten Dieb fest.

Am 2. September fand wieder ein Ausfall statt, um die Kanonen der zunächst liegenden feindlichen Batterieen zu vernageln und die Arbeiten in der Nähe der Festungswerke zu zerstören. Dieser Zweck mißlang vollständig, doch wurden fünf Gefangene in die Stadt gebracht, unter ihnen Bruno Versen, Lieutenant des 30. preußischen Infanterieregiments, der verwundet worden war. Gleichzeitig verbreitete sich das Gerücht: die Generale Failly und Douay hätten bei Toul einen Sieg davon getragen; Mac Mahon stehe an der Spitze von 100,000 Mann und das deutsche Heer sei geschlagen und in vollem Rückzug begriffen. Man ging so weit, die Abschrift dieser Depesche mitzutheilen. In acht Tagen werde das ganze Elsaß vom Feinde befreit sein. Auch wollte man wissen, in Paris sei die Republik verkündet worden, Trochu und Jules Favre ständen an der Spitze der Regierung. Am nächsten Tag, dem 3. Sept., erhielten mehrere Familien der Stadt Geleitscheine zum Passiren der feindlichen Posten, nicht alle benutzten dieses Mittel, die Stadt zu verlassen. Das Bombardement dauerte ununterbrochen fort, in den Vorstädten regnete es Kugeln, der Himmel war roth vom Brande. Am Abende mischte ein gewaltiges Gewitter seine Stimme mit dem furchtbaren Getöse der Geschütze, die Wirkung wird als eine schreckliche geschildert. Am selben Tage hatte man den Schutt der Bibliothek weggeräumt, um noch erhaltene Reste derselben zu finden: man fand nichts als ein Stück von der Säbelscheide Klebers.

Unter den folgenden Tagen war namentlich der 5. September reich an Opfern, keine Stunde verging ohne Todte und Verwundete. Wieder liefen allerlei Gerüchte über militärische und politische Ereignisse durch die Stadt: es hieß, ein Bote sei durch das Wasser in die Stadt gekommen und habe sich sofort auf die Präfectur begeben. Man sprach von einer Revolution in Paris. Die Municipalcommission sandte eine Deputation zum Präfecten; dieser erklärte auf Ehrenwort, nichts zu wissen. Damit mußte sich die Bevölkerung zufrieden geben. Am Abend des 6. brannte die schöne Finckmattcaserne, berühmt durch den Aufstandsversuch Napoleons am 30. October 1836 nieder, sie hatte bei ihrer Erbauung 1746—1756 760,000 Livres gekostet. Gleichzeitig fing die ganz mit schönen Neubauten besetzte Steinstraße zum wiederholtenmal Feuer, mit ihr die zunächst liegenden Straßen; von diesem Tag an bis zum Ende der Belagerung sollten die Flammen in diesem Stadttheil nicht mehr erlöschen, ein Haus nach dem anderen sank in Asche nur wenige stark beschädigte Ruinen blieben übrig.

Es ist unmöglich, die Unglücksliste der folgenden Tage nur einigermaßen wiederzugeben, die Citadelle wurde mit unausgesetzter Wuth mit Granaten und Bomben überschüttet, am 8. September erschlug eine Bombe den sehr beliebten Pontoniercapitain Epp und neun seiner Unterofficiere und Soldaten,

jeder Wall zählte Todte und Verwundete. Wenn die Soldaten von den Posten zurückkamen, die sie Tags zuvor bezogen, trug einer von ihnen drei, vier oder fünf Gewehre und Säbel, ihre Träger waren gefallen. Gegen Ende der Belagerung mußten Cavalleristen die gelichteten Reihen der Artillerie ergänzen.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— Die „Köln. Ztg." entnimmt dem Briefe eines 28er Landwehrmannes folgende hübsche Geschichte: Wir Kölner liegen in großer Zahl auf derselben Straße im Quartier. Da hörte ich nun, daß gleich neben mir eine neunzigjährige, noch recht rüstige, dabei äußerst gutmüthige und für uns Soldaten recht freundliche Französin am anderen Tage — Katharinentag — ihr Namensfest feierte. Ich mache meinen Kameraden einen Vorschlag, auf den sie Alle sofort eingehen. Wir schmücken am Vorabende, als die gute Alte zur Ruhe gegangen, ihr Wohnzimmer mit Grün, ebenso ihren Ruhesessel, kaufen bei einem in der Nähe wohnenden Conditor so viele Süßigkeiten, als unsere Kriegskassen es erlauben, und breiten unsere Geschenke hübsch ordentlich auf den Tisch, gerade vor dem zum Throne umgewandelten Großmutterstuhle aus. Dann stellen wir uns draußen auf und bringen unserem alten Katharinchen eine Serenade. Da öffnen sich alle Thüren und Fenster in den anstoßenden Häusern und Alles lauscht den kräftigen Klängen unserer lieben Heimath. Am anderen Morgen machen wir der Gefeierten unseren Besuch, geleiten sie in das festlich hergerichtete Zimmer, setzen sie auf ihren Ehrenplatz, bringen unsere Geschenke dar, sagen Sprüche und Sprüchlein auf und singen zum Schlusse wieder ein Morgenständchen. Da hättet ihr die Freude der guten Alten sehen sollen — sie ist nicht zu beschreiben. Des Nachmittags wurden wir zu ihr geladen; aber nicht blos wir, sondern die ganze Nachbarschaft. Nun wurde Wein vorgefahren, ungezählte Flaschen vom Besten. Wir sangen und machten Späße. Die Franzosen wurden ganz zutraulich, freuten sich mit uns und wußten nicht oft genug zu wiederholen: „O, braves Prussiens, braves Prussiens!"

— Mainz ist um eine ganze große Vorstadt reicher geworden. Vor dem Gauthor, zwischen der ersten und zweiten Umwallung, ist die neue Franzosenstadt, aus achtzig großen Holzgebäuden bestehend, innerhalb vierzehn Tagen entstanden. Bis dahin waren nämlich die 27,000 Kriegsgefangenen in Zelten auf derselben Stelle untergebracht. Jedes dieser Holzhäuser beherbergt eine Compagnie von 250 Mann, an deren Spitze ein preußischer und etliche zwanzig französische Unterofficiere stehen. Die ganze Holzstadt ist von einem hölzernen Geländer eingefaßt. Die Dächer sind mit getheerter Leinwand überdeckt, jedes Gebäude hat einige Oefen, so daß für Trockenheit und Wärme genügend gesorgt sein dürfte. Die preußische Wache hat ihr eigenes Gebäude, die Posten umgehen fortwährend diese Gefangenenstadt in einiger Entfernung. Mehrere Kanonen sind auf dieselbe gerichtet.

— Die zahlreiche Correspondenz der 320,000 französischen Kriegsgefangenen, welche sich in den verschiedenen Gegenden Deutschlands befinden, verursacht der Postverwaltung nicht geringe Schwierigkeiten. Mittelst Postanweisungen aus Frankreich sind durch Vermittelung der belgischen und schweizerischen Posten allein in der letzten Woche ca. 100,000 Thlr. an die Norddeutsche Postverwaltung zur Auszahlung an die Kriegsgefangenen überwiesen worden, die dies Geld in Deutschland verbrauchen.

— Es ist eine amtlich herausgegebene Feldpostkarte erschienen, auf welcher alle in Frankreich bestehenden deutschen Feld- und Eisenbahnverbindungen, sowie die Feldpostrelais angedeutet sind. Aus dieser Karte ist ersichtlich, daß dermalen 247 stabile und 82 mobile deutsche Postanstalten unter den Oberpostdirectionen in Metz, Straßburg, Rheims und dem Feldoberpostamte in Versailles in Thätigkeit sind. Das geschaffene Postcoursnetz umfaßt über 1000 deutsche Meilen; der nördlichste Punkt desselben ist Amiens, der südlichste Dijon, der westlichste Chartres.

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

Q Becker spricht in seinem bekannten Buche über die Pfalz seine Verwunderung aus über das geringe Interesse, das bei aller Intelligenz des pfälzischen Volkes den Bestrebungen auf dem Gebiete der Kunst dargebracht werde. Wie dem auch sei, jedenfalls fehlt es nicht an günstigen Zeichen, daß im letzten Jahrzehnt die Theilnahme an den Schöpfungen der bildenden Künste sich in erfreulicher Weise unter uns gesteigert hat. Wir heißen darum jede Gelegenheit willkommen, welche einen Einblick in dieses an Belehrung und Genuß so reiche Gebiet gewährt, und wir können darum nicht umhin, dem Gefühle hoher Befriedigung einen Ausdruck zu geben, womit eine Wanderung durch die Räume der **Weihnachtsausstellung der Gottschick-Witter'schen Buch- und Kunsthandlung zu Neustadt a. H.** uns erfüllt hat. Wir beschränken uns darauf, aus dem Reichthum der Bildergalerie, die sich hier vor uns aufrollt, einzelne hervorragende Stücke zu verzeichnen. Und hier sei vor Allem erwähnt die reichhaltige Sammlung von Stahl- und Kupferstichen in jener Vollendung, wie sie durch neuere tüchtige Meister erreicht wurde: Kaulbach's Compositionen voll lebensvoller Schönheit (die bekannten symbolisch historischen Darstellungen für das Treppenhaus des Museums zu Berlin, Zerstörung Jerusalems u. a.), Raphael's herrliche Madonnen, Correggio's heil. Magdalena u. a. Dem Freunde der historischen Malerei bieten sich Lessing's ergreifende Schilderungen aus dem Hussitenkrieg und der Reformationszeit, Noack's Religionsgespräch zu Marburg, Schrader's Abschied Karls I. von seinen Kindern u. a. Die düstere Tragik des Krieges in der energischen realistischen Darstellung der neueren französischen Schule tritt uns entgegen in Protais: Avant l'attaque und Après le combat und in Bellangés effectvollem Bilde: Les deux amis. — Die neue Blüthe der Genremalerei, wie sie aus der Düsseldorfer Schule hervorging, mit ihrer innigen Hingabe an die Natur und ihrer gemüthvollen Auffassung des Menschenlebens, hat ihre trefflichen Vertreter (Schrödter, Becker, Kretzschmar, Weber, Hübner u. a.) — Die Chromolithographie findet in Schrödter's: „Triumphzug des Königs Wein" einen glänzenden Ausdruck. Von photographischen Nachbildungen erwähnen wir statt vieler nur Kaulbach's Göthe-Galerie. — Selbstverständlich fehlen nicht die Portrait's unserer Helden des Geistes und des Schwertes (Göthe, Schiller, Beethoven, Mozart, die Feldherren des deutsch-französischen Krieges). Die zahlreichen Oelfarbendruckbilder (Landschaft, Genrebilder) zeigen die bedeutenden Fortschritte dieser vervielfältigenden Kunst. Schließlich wollen wir noch auf den großen Reichthum an illustrirten Prachtwerken hinweisen (Rückert's Liebesfrühling, Göthe's Faust und Reineke, Hermann und Dorothea, Scheffel's Bergpsalmen, Fouqué's Undine, Göthe's Frauengestalten von Kaulbach und Spielhagen, Märchen, illustrirt von G. Doré u. s. w.) Mögen diese kurzen Andeutungen ein kräftiger Anreiz sein zum Besuche dieser mit nicht geringem Aufwande und mit geläutertem Geschmack veranstalteten Kunstausstellung, wie sie in kleineren Städten in solcher Mannichfaltigkeit nur selten uns entgegentreten dürfte und die der genannten Buch- und Kunsthandlung zur größten Ehre gereicht.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 148. Dritter Jahrgang. 1870.

Ein Wahrspruch.

Eine Criminalerzählung nach dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Mrs. Blake war eine stattliche Frau von ungefähr dreißig Jahren aber der wilde Ausdruck ihrer Augen verrieth deutlich ihre Bösartigkeit. In reicher Trauerkleidung, mit goldener Uhr und Kette prangend, zeigte sich in den nicht ungefälligen, aber frechen Zügen ihres Gesichtes und dem scharfen Tone ihrer Stimme nicht die leiseste Spur von Betrübniß über den plötzlichen Tod ihres Gatten.

So dreist und frech sie jedoch vor den Dienstboten und den meist in Trunk untergegangenen Gästen des Locals umherstolzirte, glaubte ich dennoch öfters schnell vorübergehende Anzeichen von einer inneren Furcht an ihr zu erkennen, die sich ungeachtet ihres festen Willens von Zeit zu Zeit in scheuen, ängstlichen Blicken und plötzlichem Erblassen kund gaben.

Dem Trunke war sie nicht im geringsten ergeben, und das Feuer ihrer Blicke empfing folglich seine Nahrung aus einer kräftigeren Quelle, als der des Alkohols.

Die Brauer Barklay und Perkins waren die Lieferanten des im Locale verschenkten Ale und Porterbiers. Es konnte mir deshalb nicht schwer fallen, unter der Hand zu ermitteln, ob der Verstorbene, wie behauptet worden, insolvent gewesen sei. Aus verschiedenen Gründen übertrug ich dieses Geschäft einem Bekannten, welcher nicht Criminalbeamter war und mit einem Buchhalter des Barklay'schen Geschäftes in freundschaftlichem Verhältnisse stand.

Der Bericht lautete, daß Blake sich in blühenden Umständen befunden habe und seinen Verbindlichkeiten stets pünktlich nachgekommen sei. Bemerkt wurde dabei noch, daß er wenige Monate nach der Verheirathung mit seiner Frau wüthend eifersüchtig geworden sei und sich dem Trunke in einem solchen Grade ergeben habe, daß er zweimal vom Delirium befallen worden und dem Tode nahe gewesen sei. In Folge dessen habe die Frau die ganze Leitung des Geschäftes allein übernommen und ihm nicht die geringste Einmischung gestattet, dagegen aber seinem Hange zum Trunke volle Freiheit gelassen. Es war daher nicht unwahrscheinlich, daß sie in irgend einer bösen Absicht seinem umnebelten Gehirne den Glauben beigebracht, er sei zahlungsunfähig geworden, werde von Gläubigern verfolgt und vom Personalarrest bedroht, und daß sie, um seiner für einige Zeit loszuwerden, ihn bestimmt hatte, sich zur Vermeidung jener Gefahr einige Monate von London entfernt zu halten.

Ob Blake zu seiner Eifersucht Ursache gehabt, und ob die Frau mit irgend einem begünstigten Liebhaber in Verbindung gestanden habe und noch stehe, hatte mein Freund nicht ermitteln können.

Aus diesen sehr unbestimmten Unterlagen Schlüsse von praktischer Bedeutung zu ziehen, war nicht leicht; dennoch hoffte ich, daß es mir mit Hilfe von Geduld und Ausdauer, vor denen in der Regel auch die am dichtesten verschleierten Geheimnisse sich enthüllen müssen, endlich gelingen werde, Licht über den am Meeresufer der Insel Wight erfolgten Todesfall zu verbreiten.

Es schien mir zur Förderung der Sache wichtig, Mrs. Blake in den beruhigenden Glauben einzuwiegen, daß ein gewisser schwerer Verdacht, welcher nur durch die böswilligen Mittheilungen ihrer Schwägerin, der Mrs. Arnold, verursacht worden, nach genauer Untersuchung sich als völlig grundlos erwiesen habe, und daß die geheime Ueberwachung, der sie sich ohne Zweifel seit einiger Zeit unterworfen gefühlt, auf ausdrücklichen höheren Befehl aufgehört habe, und daß ich mit dieser Maßregel völlig übereinstimmte.

Diese Mittheilung beschloß ich der Wittwe selbst zu machen, und zwar in möglichst überraschender Weise, um nach dem Eindrucke derselben beurtheilen zu können, in wie weit sie an der Ermordung ihres Gatten vor oder nach der That betheiligt sei. Denn darüber, daß William Blake das Opfer eines Mordes geworden, hegte ich keinen Zweifel.

Mehrere Tage nach meinem ersten Besuche in den „Drei Tonnen" erfuhr Mrs. Blake, daß ich ein Beamter der Criminalpolizei sei. Von diesem Augenblicke an verschwand sie regelmäßig, sobald ich das Local betrat, und zog sich in das hinter dem Schenktisch belegene Cabinet zurück, von wo aus sie durch ein mit Vorhängen versehenes Fenster mich und meine Bewegungen beobachten konnte.

Vom Hausgange aus führte eine Thür in dieses Cabinet, allein sie war, wie ich ermittelt hatte, gewöhnlich von innen verriegelt, so daß es keinen anderen Weg gab, um die Dame in ihrer Zurückgezogenheit zu überraschen, als daß ich über den Schenktisch sprang. Dieser Weg würde zwar ganz angemessen gewesen sein, wenn ich einen Haftbefehl gegen sie in Händen gehabt hätte, aber er war nicht zur Erreichung desjenigen Zweckes geeignet, den ich im Auge hatte. Ich mußte also auf einen anderen Plan denken.

Ich hatte bemerkt, daß ihr die Speisen durch die erwähnte Seitenthür gebracht wurden, und vermuthete zugleich, daß dieselbe nur dann von innen verschlossen werde, wenn ich im Locale anwesend war, um gegen einen plötzlichen Ueberfall gesichert zu sein. Hierauf bauend, stellte ich an der Hausthür eine keinen Verdacht erregende Wache auf und hielt mich zur Mittagszeit in der Nähe, so daß ich beim ersten Zeichen der Wache — sobald der Dienstbote im Hausgange erschien, um die Speisen hinein zu tragen — bereit sein konnte, dicht hinter ihm einzutreten.

Diese einfache List gelang vollkommen. Ich erschien im Cabinet, als die Frau gerade im Begriffe war, den Deckel von einer Schüssel mit einem gebratenen Huhne abzunehmen, welches mit anderen Delicatessen vor ihr auf dem Tische stand. Bei meinem Anblick stieß sie einen Schrei aus, wurde leichenblaß und ließ den Deckel auf den Tisch fallen, wo er arge Verwüstung anrichtete.

Die Schreckenszeichen im Gesichte der Frau waren so leicht zu erklären, daß es mir schwer wurde, das Verstehen derselben in meinem Gesichte nicht bemerkbar werden zu lassen. Allein

ich hatte meinen Plan zu reiflich überlegt, als daß ich ihn durch ein vorzeitiges Verrathen meiner Gedanken hätte in Gefahr bringen können.

Auf ihre mit fast gebrochener Stimme ausgestoßene kurze Frage: „Was — wer — was?“ antwortete ich daher nur: „Was ich will, Madame, meinen Sie? Eine sehr natürliche Frage, auf die ich nur erwidern kann, daß ich im Auftrage der Polizeibehörde bei Ihnen erscheine.“

„Polizei; — Bei mir? — Polizei!“ rief sie stotternd und wild um sich schauend, als beabsichtige sie zu entfliehen.

„Ja, Madame, auf Befehl der Polizeibehörde,“ fuhr ich fort, „und zwar nur, um uns bei Ihnen wegen der Belästigung zu entschuldigen, die Sie ohne Zweifel empfunden haben, als Sie sahen, daß man mindestens den Verdacht der Mitwissenschaft bei einem so schweren Verbrechen gegen Sie hegte und Sie deshalb beobachten ließ. Dieser Verdacht war nur durch die Mittheilungen Ihrer sehr gegen Sie eingenommenen Schwägerin erregt worden, aber hat sich durch unsere Nachforschungen als grundlos erwiesen.“

„Ich — ich verstehe,“ stotterte die Frau, während das Blut in ihre Wangen zurückkehrte und sie — zwar zitternd, aber doch bedeutend ermuthigt — auf den Stuhl zurücksank, von dem sie bei meinem Eintreten empor gesprungen war. „Ich verstehe — die abscheuliche Verleumderin! — Zu sagen, daß mein Mann eines gewaltsamen Todes gestorben sei, und daß ich — ich —“

Der gefährlichste Zeuge gegen einen Verbrecher ist stets sein böses Gewissen. Ich hatte ihres Mannes mit keinem Worte erwähnt.

„Der Vorfall,“ unterbrach ich sie, „ist in unserer Erfahrung ein sehr gewöhnlicher. Ihr Gatte fand einen vorzeitigen Tod —“

„Ha!“

„Durch Ertrinken,“ fuhr ich fort, ihre Unterbrechung nicht beachtend, — „ein Unfall, der sich fast täglich ereignet, und Ihre Schwägerin, dadurch gereizt, daß das sämmtliche von ihrem Bruder nachgelassene Vermögen Ihnen zugefallen ist, stellte unbegründete Vermuthungen auf, welche die Polizei nicht umhin konnte, zu untersuchen. Die veranlaßte strenge Nachforschung hat uns jedoch über den Unwerth derselben völlig aufgeklärt, so daß ich Ihnen von Herzen gratuliren kann.“

Es bedarf keiner umständlicheren Schilderung meiner Unterredung mit der Wittin, denn es genügte nur, sie davon zu überzeugen, daß gegen Niemand mehr ein Verdacht mit Rücksicht auf den Tod ihres Gatten gehegt werde, was ihr eine so große Freude bereitete, daß sie mich einlud, mit ihr zu Mittag zu speisen, wozu ich mich nicht lange nöthigen ließ. Ein anderes Tischtuch wurde aufgelegt, das Huhn mit frischer Sauce versehen und ich genoß ein vortreffliches Mahl mit einer eben so vortrefflichen Flasche Wein.

(Fortsetzung folgt.)

Straßburg während der Belagerung.

(Schluß.)

Am 10. September Morgens verbreiteten sich wieder jene Siegesgerüchte; ein Commandant der Francstireurs hatte seiner Compagnie eine Depesche vorgelesen, welche meldete, daß General Dument an der Spitze von 25,000 Mann Straßburg zu Hilfe komme und in zwei Tagen vor den Mauern der Stadt sein werde. Die Nachricht verbreitete sich mit Blitzesschnelle durch die Stadt, Jeder wußte einen neuen Moment der Bestätigung, Abschriften der angeblichen Depesche wurden in den Cafés angeschlagen. Diesmal war die Sache sicher, eine Täuschung konnte nicht obwalten. Gleichzeitig war ein Beiblatt der „Karlsr. Ztg.“ in die Stadt gekommen, welches die Verkündung der Republik und die Zusammensetzung der neuen Regierung meldete. Die Munic'palcommission verlangte Aufklärung vom Maire, dieser antwortete: er wisse von nichts, von einer Depesche sei nichts bekannt.

Gegen 11 Uhr erhob sich eine mächtige dicke Rauchwolke über der Stadt, einen abermaligen Brand verkündend, und bald hieß es überall: das Theater brennt. Und so war es. Das Theater von Straßburg, eines der schönsten von ganz Frankreich, die Zierde, der Stolz der Stadt, wurde an diesem Tag ein Raub der Flammen. So lang es möglich gewesen, hatte man das Feuer bekämpft; aber die zahlos in das Gebäude fallenden Granaten trugen den Sieg davon und die Flammen erfaßten die Bühne. Hier bot ihnen das aufgehäufte Material reichliche Nahrung; im Nu stand die Maschinerie in Brand und bald schlugen die Flammen zum Dach hinaus. Zuerst stiegen schwarze Rauchsäulen gen Himmel empor, und gleich darauf züchten rothe mächtige Flammen rings um das prachtvolle Gebäude, und verwandelten es in einen glühenden, alles verschlingenden Feuerherd. Gerettet wurde trotz aller Anstrengung nichts, die Hunderte von Abgebrannten, welche bisher in den Gängen und Kellern des Theaters Unterkommen gefunden, waren zum zweitenmal obdachlos geworden.

„Inmitten dieser düsteren unglückvollen Tage schlug aber jetzt eine Stunde wahrer Freude, eine Stunde innerlicher Erleichterung, reinen Glücks. Wie die Morgenröthe nach einer Gewitternacht, wie ein die Dunkelheit durchbrechender Lichtstrahl, wie ein frohes Lachen inmitten der Thränen, kam eine Nachricht, welche jedes Herz erschütterte. Man erfuhr, daß die Schweiz Straßburg zu Hilfe eile, zwar nicht mit einer Armee, um den Feind zu verjagen, dies konnte sie als neutrales Land nicht thun, sondern um den Frauen, den Kindern, den Greisen, den Brod- und Obdachlosen ihre Städte gastfreundlich zu öffnen.“

In der Sitzung der Gemeindecommission vom 10. wurde das Schreiben des Präsidenten der Eidgenossenschaft vom 7. verlesen, welches die Ankunft des Comité's zur Abholung einer Anzahl von Straßburgern anzeigt. Der Maire konnte vor Rührung kaum den Brief zu Ende lesen, die ganze Versammlung brach in Jubelrufe, in Dankesküsse aus, unverzüglich wurde die Bevölkerung in Kenntniß gesetzt, der General Ulrich beantwortete das Schreiben der Abgeordneten, worin sie um Eintritt in die Stadt nachsuchten, sehr höflich, und bestimmte den folgenden Tag zur Abordnung eines Parlamentairs.

Die nun folgende Nacht war unruhig und angstvoll wie die vorhergehenden, das Bombardement dauerte fort, die Flammen loderten an mehreren Punkten wieder auf, durch all dieses Unglück hindurch leuchtete die Hoffnung auf die Ankunft der Schweizer. Gegen Mittag begab sich die Gemeindecommission, an der Spitze den Maire und die Adjuncten, an das Weißenthurmthor, um die Abgeordneten zu empfangen. Als die Zugbrücke fällt, entblößen die Anwesenden das Haupt und Tausende von Stimmen rufen: „Es lebe die Schweiz!“ Die drei Abgeordneten des edlen Volks traten Arm in Arm ein, sie schienen tief erschüttert. Thränen flossen; Jeder wollte ihnen die Hand drücken und sie segnen, denn Jeder hatte eine Mutter oder eine Schwester, oder ein Kind, für welche er besorgt war und welche nun eine schützende Zufluchtsstätte finden konnten. Alle lebten neu auf; wenn man seine Lieben in Sicherheit weiß und nur noch für sich selbst zu kämpfen hat, dieses Bewußtsein giebt Kraft und Muth.

In einem warm und wahrheitsgetreu geschriebenen Bericht legte die Commission nach ihrer Rückkunft Rechenschaft ab über

ihre Sendung und alle ihre Erlebnisse; wir können auf das Einzelne nicht eingehen, wollen aber ausdrücklich diesen Theil des interessanten Büchleins als einen der anziehendsten empfehlen, hier jedoch nur die Namen derjenigen verzeichnen, welche berufen waren, bei einer That der edelsten Menschenliebe mitzuwirken: es sind die HH. Stadtschreiber Bischoff aus Basel, Stadtrathspräsident Dr. Römer von Zürich und v. Wattenwyl aus Bern.

Auf die Aufforderung des Maire hin erschienen am Morgen des 12. September zahlreiche Einwohner am Handelshotel, um sich zum Auszuge aus der Stadt einschreiben zu lassen, in einigen Stunden waren mehrere tausend Gesuche um Geleitscheine angebracht.

Die schweizerischen Abgeordneten hatten außer ihrer Gastfreundschaft auch die Nachrichten über die Katastrophe von Sedan und ihre Folgen gebracht. Der „Niederrh. Kur." theilte dieselben in einem Extrablatte mit und veröffentlichte zugleich Auszüge aus einigen französischen Zeitungen. Kaum hatte die Municipalcommission ihre Sitzung begonnen, als der Präfect eintrat, die amtliche Bestätigung jener Nachrichten gab und die Niederlegung seines Amtes anzeigte. Zugleich theilte er mit, daß einem Privatbriefe zufolge der Gesetzgebende Körper erklärt habe, daß sich Straßburg, seine Soldaten und seine Bürger um das Vaterland verdient gemacht. Die Versammlung brach sofort in den Ruf: „Es lebe die Republik!" aus, die zum General Ulrich gesandte Deputation kam jedoch mit einer ausweichenden Antwort zurück. Am folgenden Tag wurde jene Depesche, bestehend in dem bekannten Rundschreiben Gambetta's vom 4. September, durch den Präfecten verkündet, der zugleich Abschied von den Bewohnern der Stadt nahm; in einer anderen Proclamation erklärte der Generalcommandant, daß er sich der Republik anschließe. An diesem Tage kamen die schweizerischen Abgeordneten, zum zweitenmal, sie brachten mit sich den französischen Lieutenant Archer, der ehemals die Festung Lichtenberg befehligte und gegen den verwundeten Lieutenant Weisen ausgewechselt werden sollte. Ergreifend ist der Act dieser Auswechselung geschildert.

Der 14. September zeichnete sich durch furchtbare Kanonade aus, in der Stadt wurde ein neuer Maire gewählt, da der bisherige, Herr Humann, zurückgetreten war; die Wahl fiel auf Dr. Kuß, Professor an der medicinischen Facultät, einen der geachtetsten Männer der Stadt. Zugleich wurden mehrere neue Mitglieder in die Stadtvertretung gewählt und der Beschluß gefaßt, daß alle diejenigen Bürger, welche aus Feigheit die Stadt verlassen, unwürdig seien, irgend ein öffentliches Amt zu bekleiden.

Am 15. ging der erste Zug Auswanderer, bestehend aus mehreren Hundert Frauen und Kindern, aus Straßburg ab; die Abreise war traurig, der Abschied herzzerreißend. Auch dieser Tag ist ausgezeichnet in der Geschichte der Zerstörung: eine Kugel traf das steinerne Kreuz des Münsters und neigte es seitwärts, Verwundete und Todte wurden den ganzen Tag hindurch durch die Straßen getragen, an verschiedenen Orten brannte es, vor dem Donner der 24- und 48-Pfünder erzitterten die Häuser; schrecklich litten die Verwundeten, Kranken, Kinder, Greise. Und so ging es fort die folgenden Tage. Die Belagerungsarbeiten schritten rasch voran; zahllose Schanzgräber hatten mit unglaublicher Schnelligkeit die Parallelen vollendet und die Batterien näherten sich täglich mehr der Stadt. Die Entfernung war so gering geworden, daß die französischen Soldaten in den Vorwerken das Commando der deutschen Officiere in den Laufgräben hörten.

Die Festungsartillerie reichte nicht mehr aus, ein Hagel von Kugeln brachte Tod und Verwundung in die Bedienungsmannschaft, schon waren zwei Lunetten aufgegeben, die Breschebatterie übte ein furchtbares Zerstörungswerk. In der Nacht des 19. gerieth das Magazin für Bauholz auf der Citadelle in Brand und leuchtete weithin. An diesem Tage mußte das Münster für die Obdachlosen eingeräumt werden, weil kein Raum mehr für ihre sich täglich mehrende Zahl vorhanden war. Am 21. erschien der von den Parisern ernannte Präfect Valentin, ein ehemaliger Officier, nach großen Gefahren in der Stadt; er brachte einen Auszug aus der Amtszeitung der Republik und ein Legitimationsschreiben der Regierung mit. In der gleich nach seiner Ankunft erlassenen Proclamation wendet er sich an das Vertrauen der Einwohner und spricht die Zuversicht aus, „dem ruhmvollen französischen Vaterland eines seiner edelsten und stärksten Bollwerke zu erhalten." General Ulrich erkannte sofort den neuen Präfecten an; wie als Antwort auf die Ankunft des republikanischen Präfecten flog noch denselben Tag das Präfecturhotel Feuer und wurde von den Flammen zerstört. Der Gemeinderath hatte dem General Ulrich das Ehrenbürgerrecht der Stadt zuerkannt, nun bat er um Ausfertigung der Urkunde, damit er es von Generation zu Generation vererben könne.

Die Schrecken mehrten sich mit jedem Tage, fast jede Nacht hörte man lebhaftes Kleingewehrfeuer, aber nie erfuhr die Stadt etwas über das Ergebniß der Ausfälle; es begann an Ärzten zu mangeln, da manche von ihnen nach den Schlachtfeldern abgereist und nicht mehr zurückgekommen waren; es brachen epidemische Krankheiten aus, verursacht durch den langen Aufenthalt in den Kellern; mancher starb in diesen verpesteten Verstecken und blieb liegen auf einem elenden Schragen inmitten seiner Familie, welche verurtheilt war, schaudernd eines um den Todten zu bleiben.

Am 23. fiel der Generalcommandant Ambrosius Ducrot, Bruder des Generals, er wurde von einer Granate niedergeschmettert, während er Befehle gab. Ducrot war die Seele der Vertheidigung der Citadelle gewesen. Die Beschießung dauert ununterbrochen fort, Straßen und Plätze sind verödet. „Die Nächte wurden kälter; zeitlang schlugen die Kirchenuhren nicht mehr und die Stunden und Tage schienen still zu stehen. Vor den Häusern war man mehr als je auf der Hut. Während der ganzen Nacht, sobald eine Granate fiel, hörte man die Wächter in der Nähe rufen: „Nichts neues!" und wenn ein Brand drohte, wurde ein besonderes Signal gegeben und eilte man von allen Seiten zu Hilfe. Seit einigen Tagen gingen allerlei Gerüchte in Betreff der geheimen Sitzungen der Municipalcommission: es hieß, daß in der Sitzung vom 18., unter anderem, man im Beisein des Generals Ulrich die militärische Lage des Platzes und die noch mögliche Dauer des Widerstandes besprochen habe. Eine Anzeige des Maires, Präsidenten der Commission, gab zu verstehen, daß diese Gerüchte gegründet waren und daß die Lage nicht ganz günstig sei."

Am 24. wird auch das letzte Haus der Steinstraße ein Raub der Flammen. An diesem wie den vorhergehenden Tagen fielen wieder zahlreiche Einwohner, Soldaten und mehrere Officiere der Besatzung. Die Nacht war schrecklich. „Die Bomben, welche anfangs nur die Wälle und die ersten Häuser der Vorstädte erreichten, gelangten nun bis zum Mittelpunkte der Stadt und richteten ungeheuren Schaden an. Sie zerschlugen die Dächer, durchbohrten alle Stockwerke und zerplatzten, als sie den Boden berührten; einige drangen sogar bis in die Keller; sie zerschmetterten und zermalmten Alles, was ihnen im Wege stand. Man sah sie langsam mit einem Feuerstreifen in die Lüfte steigen, die sie mit widerlichem Gesumme durchflogen, und hierauf fielen sie krachend nieder, wie ein Donnerkeil. Der 25. verstrich wie die anderen Tage, voll Trübsal und Unglück."

Der 26. begann mit einem furchtbaren Kanonenkampf auf der ganzen Linie der Festungswerke, mehrere Stunden dauerte dieses mörderische Schlachtgetöse, mehrere Bomben stürzten Häuser vom First bis in den Keller durch Tod und Verwundung mit sich bringend; eine einzige Bombe tödtete sechs und verwundete zwölf Personen. So brach der 27. an, der 48. Tag der Einschließung. „Fast 80.00 Einwohner waren zu Grunde gerichtet und obdachlos durch das Bombardement, meistens von milden Gaben lebend, geflüchtet in die Kirchen, in die Schulen, in Löcher am Fuße der Wälle, in Bretterhütten auf den Straßen oder auf den Leinpfaden. Fünfhundert Häuser waren abgebrannt, eingestürzt, zerstört. Die schönsten Straßen, die volk-

reichsten Stadttheile, die Vorstädte, die öffentlichen Gebäude: Ruinen! Die Kunstschätze, die wissenschaftlichen Sammlungen, Meister- und Wunderwerke: Staub! Hohe und breite Schutt- und Steinhaufen, verkohlte Balken, krummgebogenes Eisen, Trümmer, Splitter und Asche: schreußliches Durcheinander! Vor der Stadt die Promenaden verwüstet, die Brücken abgebrochen, die Straßen aufgewühlt und kothig; überall Brandspuren; die schöne Natur verunstaltet, das Gras und die Blätter vergilbt, die Blumen zerknickt; Baumstämme umgestürzt! Straßburg, eine jammervolle Stadt; seine Bevölkerung, alle Qualen leidend, von Tag zu Tag mehr gelichtet; beinahe dreihundert Bewohner, Männer, Frauen, Kinder, auf der Stelle niedergeschmettert oder an grausamen Wunden gestorben; fast zweitausend verwundet, vielleicht verstümmelt auf dem Schmerzensbett! Die Garnison entschlossen, heldenmüthig; jeden Tag vermindert; nahe an siebenhundert Soldaten im Grabe nebeneinander! In jeder Familie ein Verwandter, ein Freund, den man beweint; in den Kellern bleiche Frauen und Kinder, geschwächt durch Sorgen und Thränen; Kranke, welche keinen Schlaf mehr finden; andere, deren Verstand sich verwirrt durch die Wirkung des Schreckens; Todte, die in die Grube geworfen werden, ohne daß ein Freund sie begleitet; in der Luft ein furchtbares und endloses Tosen und Krachen; Angst- und Schmerzensgeschrei; dann Tod und Verwüstung!" Dazu die Mauern der Festung zerschossen, die Wälle durchfurcht, Kanonen zertrümmert und stumm und darunter die eingestürzte Mauer — die klaffende Breiche! Vor den Mauern 50,000 Soldaten, jeden Augenblick zum Sturm bereit.

Während des Tages dauerte der Kugelregen ununterbrochen fort, jede Stunde brachte neue Opfer. Gegen 5 Uhr Nachmittags erblickt man plötzlich eine — weiße Fahne auf dem Münster. In den Straßen wird es belebt, jeder bestürmt den anderen mit Fragen, keiner weiß etwas Bestimmtes, allerlei Vermuthungen werden laut; da verstummt das Tröhnen der platzenden Bomben und Granaten — es werden keine Schüsse mehr gehört. Auf die erste Vermuthung hin, es bedeute jenes Zeichen die Uebergabe, wird noch geschrieen: „Niemals! Widerstand bis aufs Aeußerste!" Mit jedem Augenblick steigt die Aufregung, die Menge verlangt stürmisch nach bestimmten Nachrichten. Von höheren Officieren erfährt man endlich den Sachverhalt. Es droht ein Aufstand, Gruppen ziehen unter dem Gesang der Marseillaise durch die Straßen, es wird Generalmarsch geschlagen, bis sich endlich die Gährung gelegt hat.

Am frühen Morgen des 28. proclamirt General Uhrich den Abschluß der Capitulation, in warmen Worten spricht er seinen Dank der Besatzung, den Behörden, der Bürgerschaft aus, und verabschiedet sich von ihnen. Dem folgte eine Ermahnung des Maire, sich in das Unvermeidliche zu fügen und jeden Act der Feindseligkeit gegen die einziehenden Truppen aufs gewissenhafteste zu vermeiden. Um 11 Uhr zog die Garnison ab, Thränen flossen, als man die Soldaten vorbeiziehen sah. „Die Soldaten zerbrachen voll Ingrimm ihre Waffen, warfen sie in's Wasser schleuderten sie auf's Pflaster, und zogen mit verhaltenem Zorn an den angewiesenen Sammelort: Artilleristen, Pontonniers, Seesoldaten, Chasseurs, Infanterie, Cavalerie, Turcos Zuaven, Gendarmen, Grenzwächter, Mobilgarden, Francstireurs, Officiere, Soldaten, Regimentskinder, alle drängten sich in lautem Gewühl zum Thor hinaus. Die Volksmenge umgab sie schweigsam und traurig; der Abschied war herzzerreißend!"

Als die lange Colonne der Gefangenen sich in Bewegung gesetzt hatte, ertönten plötzlich Trommeln, Pfeifen und der Tact eines marschirenden Heeres. Es waren die einziehenden deutschen Truppen! Mit ihnen beginnt die Morgenröthe einer besseren Zeit für Straßburg, für das ganze Vaterland!

Mannichfaltiges.

— Die „Londoner Correspondenz" schreibt: Vorige Woche gingen eine Anzahl von Engländern von Southampton nach Havre, in der Erwartung, etwas von dem Angriff der Preußen auf diese Stadt zu sehen. Zwei von ihnen, der Friedensrichter und der Quaimeister von Southampton, besahen sich am vorigen Freitag die Festungswerke von Havre, als sie der Spionage verdächtig verhaftet wurden und eine Zeit lang in Gefahr schwebten, ihre Neugierde mit dem Leben zu büßen. Nachdem sie dann schließlich doch noch lebendigen Leibes aus den Händen der Spionenfresser entlassen worden waren, sahen sie die Stadt und den Hafen nur noch mit dem Rücken an, schüttelten den Staub von ihren Schuhen und brachten diese in möglichster Eile nach der Heimath zurück.

— Die „A. N." erzählen folgende ergötzliche Anekdote: Ein Hamburger Kaufmann, Inhaber eines großen Modewarengeschäftes, erstattete vor einigen Tagen seinem in London sich augenblicklich aufhaltenden Compagnon Bericht über den Gang des Geschäftes. Beim Abfassen des Briefes lief die Nachricht von der Einnahme Orleans ein und der Kaufmann führte in aller Eile am Schluß des Briefes die Worte an: „Orleans soeben gänzlich geräumt." Der Empfänger des Schreibens, die Stadt Orleans mit dem Stoff gleichen Namens verwechselnd, telegraphirte sofort wieder zurück: „Sieben Ballen Orleans bestellt und unterwegs."

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

Deutschlands Ehrentage. Schilderung des deutsch-französischen Krieges im Jahre 1870. Eine Gabe auf den Weihnachtstisch für das deutsche Volk, insbesondere für die reifere Jugend Von Dr. W. Waegner. Mit Illustrationen (Preis fl. 1. 12 kr.)

S. Mitten im Kriege hört man so viel von der Geschichte des laufenden Tages, daß der ungeheuere, in Blut getauchte Faden des Ganzen mitunter verloren gehen will. Da ist es denn gut, einen Leiter und tüchtigen Chronikenschreiber zur Hand zu haben. Besonders empfiehlt sich dies für das in Tagesarbeit schaffende Volk und für die Jugend, welcher häufig der Ueberblick noch fehlt. Diesen zu gewinnen und den rechten Standort zu wählen, von wo aus der große, schon Monate dauernde Völkerkampf beobachtet und richtig gewürdigt werde, dafür sind Waegner's „Ehrentage" wie gemacht, dazu sind sie überaus empfehlen werth. Natürlich kann die Darstellung des Einzelnen heute, wo die Kriegsacten noch nicht geschlossen sind, keine erschöpfende, nicht einmal eine überall zuverlässige sein Das schadet aber dem vorhin angegebenen Zwecke nicht. Der Verfasser giebt uns auf fast 1½ Druckbogen einen einleitenden Ueberblick der Geschichte Deutschlands und Frankreichs bis auf unsere Tage und schildert dann mit kundiger viel geübter Hand den Krieges Anlaß und dessen Verlauf bis zum Fall von Metz auf weiteren 10 Druckbogen. Ueberall leitet ihn historischer Blick und wahrhaft nationaler Sinn. Wie eine Göttererscheinung, sagt er, ist in's Leben eingetreten, was wir so unendlich lange wünschten, hofften, ersehnten. Stammt doch der königliche Held in dem lebensvollen, begeisternden Schauspiel, das sich vor unseren Augen entrollt, noch aus der Zeit der Schmach und der ersten Erhebung Deutschlands; hat er doch schon als werdender Jüngling in dem Befreiungskrieg das Schwert geführt, wie er es jetzt im ruhmvollen Kampfe mit greisen Händen schwingt, den alten Feind zu fällen. Stehen doch um ihn vereint die Fürsten und Völker Deutschlands in nie gesehener Eintracht, umgeben ihn doch Helden und todesmüthige Schaaren aus allen Gauen des Vaterlandes und schreiten von Sieg zu Sieg, die Kraft, den Ruhm Germaniens in den ehernen Tafeln der Geschichte zu graben! Das deutsche Reich mit dem Kaiser an der Spitze ist auch für den Verfasser der schönste Siegespreis dieses blutigen Krieges.

Verantwortliche Redaction: W. Hobbard Stan.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigsbaten a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 149. Dritter Jahrgang. 1870.

* Ein Wahrspruch.

Eine Criminalerzählung nach dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Mrs. Blake genoß, während wir bei Tisch saßen, schnell drei bis vier Gläser Wein, augenscheinlich um Muth zu einigen Fragen in Betreff der den Tod ihres Gatten begleitenden Umstände zu gewinnen. Ich wußte natürlich nichts weiter, als was bereits in der Zeitung gestanden hatte. Wäre nicht ein so schwarzer Verdacht im Hintergrunde gewesen, so hätte es mich fast amüsiren können, zu beobachten, wie vorsichtig und behutsam, und doch mit welcher Spannung und Begierde sie um die Hauptfrage herumschlich, — ob nämlich Niemand bei ihrem Gatten kurz vor seinem Tode gesehen worden sei.

„Ich meine natürlich früh am Morgen, an dem der Körper gefunden wurde," sagte sie.

„Meinen Sie fremde, nicht einheimische Personen der Insel?" fragte ich..

Von Neuem stieg das verrätherische Blut in ihr Gesicht und ließ es im nächsten Augenblicke bleicher als zuvor. „Ja — das heißt — ich meine — irgend Jemand, gleichviel ob Fremder oder nicht," stotterte sie.

„Wir haben keinen Beweis dafür, daß irgend Jemand in seiner Gesellschaft gesehen worden sei, und gewiß ist, daß kein Fremder sich nach ihm in seinem Gasthofe erkundigt hat."

Diese Versicherung schien ihr ungemeine Beruhigung zu gewähren. In der Freude ihres Herzens schenkte sie sich noch ein Glas Wein ein und trank es mit besonderem Behagen, was sie vorher nicht gethan hatte.

Ich war betroffen. Eine Blutschuld ist eine so schreckliche, marternde Last für ein noch nicht ganz entmenschtes Gemüth, — wovon in diesem Falle keine Rede sein konnte, — daß nur die kräftigsten Reizmittel ihm eine kurze Erleichterung verschaffen können; und selbst dann kann ein geübtes Auge erkennen, daß die Aufheiterung nur erkünstelt und vorübergehend ist. Mrs. Blake's Freude dagegen war recht und wahr. Der Glanz ihrer Augen, das behagliche Schmatzen ihrer Lippen beim letzten Glase waren untrügliche Zeichen, daß sie sich von einer quälenden Furcht befreit fühlte, — nicht von der vor Entdeckung, wie es mir schien, sondern von der Furcht, daß ein schweres, sie nahe berührendes Verbrechen verübt worden sei.

Ist es möglich, fragte ich mich, daß sie, so sehr sie auch gegen den Lebensfrieden ihres Gatten und die eheliche Treue gesündigt haben mag, doch frei von der Schuld eines Anschlages gegen sein Leben sei? Die beiden Fremden waren — darüber konnte kein Zweifel herrschen — Blake's Mörder, und eben so gewiß kannte die Frau Beide; allein daraus folgte nicht nothwendig, daß sie um das Verbrechen gewußt und dazu gerathen habe. Die Möglichkeit blieb immer noch, daß sie jetzt glaubte und hoffte, es sei nicht verübt worden.

Ich wünschte aufrichtig, daß es so sein möchte, aber konnte mir nicht verhehlen, daß sie auf keinen Fall ganz frei von Schuld war. Thorheit wäre es gewesen, sie zu fragen, ob sie Grund zu der Vermuthung habe, daß Fremde kurz vor dem Tode ihres Gatten in dessen Gesellschaft gewesen seien. Ich nahm deshalb Abschied von ihr, und zwar völlig zufrieden mit meinem bisherigen Erfolge.

Wie es im englischen Criminalverfahren immer geschieht, wenn der begründete Verdacht besteht, daß ein Mord begangen worden sei, erhielt ich den Auftrag, weder Zeit und Mühe noch Kosten zu sparen, um die Schuldigen der Gerechtigkeit zu überliefern. Ich hielt es deshalb für rathsam, mich der Beihilfe einer zweiten Person zu bedienen, und engagirte zu diesem Zwecke einen gewissen Barton Brice, einen gewandten und zuverlässigen Menschen, dem man, mit alleiniger Ausnahme von geistigen Getränken, Alles anvertrauen konnte. Das Wirthshaus „Zu den Drei Tonnen" beherbergte auch Reisende, und Brice, der im Locale unbekannt war, erschien deshalb eines Abends spät mit einem anständigen Reisesack in der Hand und verlangte etwas zu trinken. Für das Gereichte bezahlte er aus einer mit Silber und einigen Goldstücken gefüllten Hand, wurde allmählich so benebelt, daß er nicht weiter gehen konnte, erhielt auf Verlangen ein Bett und erklärte am anderen Morgen, daß er vorzüglich beherbergt worden sei und deshalb das Haus nicht eher verlassen wolle, als bis er Arbeit gefunden habe oder sein Geld aufgezehrt sei.

Dagegen wurde nichts eingewendet, und in wenigen Tagen war Brice ein Liebling der Aufwärter und namentlich der sich Abends im Gastzimmer versammelnden Gesellschaft, die er durch seine Späße höchlich ergötzte.

Mrs. Blake nahm keine weitere Notiz von dem „Narren", wie sie ihn nannte, als daß sie ihren Dienstboten die Weisung gab, ihm nichts zu creditiren und ihn zum Hause hinaus zu werfen, sobald seine Baarschaft zu Ende sei.

Inzwischen hatte Brice seine Augen weit offen und forschte mit beiden Ohren auf das in der Wirthsstube leise geführte Gespräch der Gäste. Er vernahm auf diese Weise häufig Bemerkungen über die jetzt so seltenen Besuche eines Gastes, der früher, als Blake noch am Leben gewesen, sich täglich dort gezeigt hatte, sowie auch verschiedenartige Vermuthungen über die Veranlassung dazu. Ein besonders geschwätziger Ehrenmann, etwas benebelt von seinem Lieblingsgetränke Gin, gab Brice unter der Hand zu verstehen, der erwähnte Herr habe wahrscheinlich gefunden, daß das gehoffte „Kies" seinen Erwartungen nicht entspreche und wolle sich deshalb von der beabsichtigten Verbindung zurückziehen.

„Verbindung?" fragte Brice. „Von was für einer Verbindung?"

Ich muß hier bemerken, daß Brice mir den Inhalt derartiger Zwiegespräche, sowie das Ergebniß seiner sonstigen Beobachtungen, täglich durch die Post getreulich mittheilte.

Der Andere lächelte geheimnißvoll.

„Ich meine," fuhr Brice fort, „wer soll oder sollte der glückliche Gatte der Frau Blake werden? — Es ist mir gleichgiltig," fügte er hinzu, „wenn ich es nur nicht bin."

„Sie meinen, wen man als solchen vermuthete? Nun, es ist ein ganz schmucker Kerl, sechs Fuß groß und trägt seine

Nase hoch genug. Der arme Blake fürchtete sich eben so sehr vor ihm, wie er eifersüchtig auf ihn war."

„Wie sagten Sie, daß er hieß?"

„Ich habe nie seinen wirklichen Namen gehört. Wir nannten ihn nur „Herr Georg," weil manche behaupteten, daß er große Aehnlichkeit mit dem Bilde Königs Georg des Vierten habe, das dort über dem Kamine hängt."

Brice drang nicht weiter in seinen neuen Bekannten, um keinen Verdacht zu erregen. Indem er jedoch fortfuhr, Augen und Ohren offen zu halten, wurde er mit der sich plötzlich verbreitetenden Nachricht belohnt, daß der besagte Herr seine jetzt verwittwete Geliebte endlich wieder besucht habe und sich zur Zeit bei ihr im Cabinet hinter dem Schenktische befinde.

Das war eine wichtige Nachricht.

Brice verschaffte sich erst die Gelegenheit, den neuen Gast unbeachtet in Augenschein zu nehmen, wartete dann, bis er das Haus verließ, und folgte ihm in aller Stille. Herr Georg bestieg in Oxford Street eine Droschke und fuhr schnell davon. Brice folgte ihm eben so schnell in einer anderen, und zwar nach High Street, Camden Town (einer Vorstadt von London), wo Ersterer vor einem anständigen Hause halten ließ, ausstieg, stark an die Hausthür klopfte und eintrat, ohne seinen Wagen zu entlassen.

Brice fuhr langsam am Hause vorbei und merkte sich dessen Nummer, sowie den auf der Messingplatte an der Thür befindlichen Namen: „Miß Osborne, Musiklehrerin."

Nach Verlauf von kaum zehn Minuten erschien Herr Georg wieder, bestieg seinen Wagen und rief dem Kutscher zu: „Nach Hammersmith!" Dort angekommen, entließ er den Wagen und trat in ein hübsches Haus, seine Wohnung.

Brice entließ den seinigen ebenfalls und begab sich in ein nahe belegenes Bierhaus, „Zum Löwen," von dessen Fenster aus er die Thür, durch welche „Herr Georg" verschwunden war, genau beobachten konnte.

Nachdem er sich behaglich niedergelassen, sein Bier erhalten und seine Pfeife angezündet hatte, begann er das hübsche und coquette Schenkmädchen in's Verhör zu nehmen, jedoch mit aller Vorsicht, da die Person, deren wahren Namen und Beruf er zu ermitteln wünschte, ein gelegentlicher oder täglicher Gast des Bierhauses sein konnte und nicht erfahren durfte, daß ein Fremder sich nach ihm erkundigt habe.

(Fortsetzung folgt.)

Schloß und Schloßgarten zu Mannheim im Jahre 1870.

Eine Skizze.

Das Schloß und der Schloßgarten in Mannheim bilden einen kleinen Theil des Proscemiums zu dem großen Drama des ruhm- und thränenreichen Jahres 1870. Eine wechselvolle Reihe von außerordentlichen, unvergeßlichen Bildern glitt hier an dem Auge des Beobachters vorüber. Selten sah man solche Gegensätze auf so engem Raum, in so kurzer Zeit. Sie erregten in der Brust des Beschauers die fanftesten wie die heftigsten Gefühle, die ihn vor Freude aufjubeln und eben so oft still in sich hineintrauern ließen vor Herzeleid. Und nicht blos das Thun und Treiben der Menschen, die da vorüberzogen, trugen das Gepräge des außerordentlichen, auch in den Naturphänomenen lag etwas Ungewöhnliches, Extremes; einer lange anhaltenden Dürre unter glühender Juli- und Augustsonne, welche Wald und Flur versengte, folgte eine Sturm- und Regenzeit, die gewaltige Verheerungen anstiftete. Selten sah man ein solches elektrisches Feuermeer zwischen Himmel und Erde wogen, wie am Abend des 8. September; aber eines Sturmes, wie der, welcher am 27. October von 7 Uhr Abends bis gegen Mitternacht wüthete, erinnern sich die ältesten Leute nicht. Das Schloß wie der Schloßgarten tragen noch heute die Spuren dieser Orcane.

In einer Curve, deren Radius 1100' beträgt, durchschneidet die Badische Staatsbahn in der Richtung von Osten nach Westen den Mannheimer Schloßgarten, längs der Fronte des großherzoglichen Schlosses, und führt auf einer, mit doppeltem Schienengeleise versehenen Rampe, in einem Steigungsverhältniß von 1: 66 zwischen Baumgruppen und Rasengelände zu der festen Brücke, deren Sohle 52' über Mittelwasser des Rheins liegt.

Eine zweite Rampe von Norden nach Süden zwischen dem Rhein und Schloßpark dient dem gewöhnlichen Fuhrwerk zur Auf- und Abfahrt. Die Gitterbrücke selbst ruht auf zwei mächtigen Strom- und zwei Landpfeilern und hat, wie die Kölner Brücke, zwei Abtheilungen: eine für den Eisenbahnverkehr, die andere für anderes Fuhrwerk. Die Fußgänger bewegen sich auf einer Galerie zur Seite der Fahrbahnen.

Die Portale der Brücke sind mit je einer allegorischen Statuengruppe aus gelbem Sandstein geziert, die, von Kunsthänden ausgeführt, den monumentalen Werth des großen Bauwerks erhöhen. Von besonderer Schönheit ist die von Bildhauer Moest ausgeführte Gruppe auf der badischen Seite.

In Größe und Stellung scheint die Hauptfigur der berühmten Pallas von Velletri nachgeahmt zu sein; und wenn auch von minder edlem Stoff wie jene, ist sie ihr doch im edlen Gliedermaß, in Haltung und Gewandung sehr ähnlich. Sie trägt das Medusenhaupt auf der keuschen Brust, zum Zeichen, daß verderbenbringendes, wildes Gorgonenthum nach dem Willen menschenfreundlicher Götter von der Erde verbannt sein soll; ihre Linke hält die Lanze, zum Zeichen, daß sie gerüstet sei, den Kampf wieder aufzunehmen, um die Werkzeuge der Cultur, deren Gebrauch sie wohlwollend selber lehrte, gegen Barbarei und Zerstörung zu schützen. Handel und Industrie zu den Füßen Pallas Athenä; Industrie und Handel, als Mittel zu höheren Zwecken der Menschheit. Nicht den Schacher, den kleinlichen Calcul, das Krämerthum, sondern die Arbeit, welche die Summe der irdischen Güter vermehren, die Völker von Hungersnoth und bitterem Mangel befreien, den Zwiespalt zwischen Palast und Hütte mildern, Frieden, Wohlwollen und schöpferischen Wetteifer unter den Gliedern der großen Völkerfamilie fördern, jedem redlichen Streben den Weg zu einem menschenwürdigen Dasein finden hilft; Handel und Industrie, die materielle Grundlage junger emporblickender Städte, mitten im centraleuropäischen Eisenbahnnetz, am Ufer eines großen herrlichen Stromes, der in der Weltgeschichte länger denn ein Jahrtausend die Achse der civilisatorischen Bewegung war; Fleiß und Betriebsamkeit, das banausische Güterleben, beherrscht von der Gesittung, von erhabenen Ideen, von weisen Gedanken, geadelt und geregelt durch den Trieb nach Höherem.

Das ist wohl der Sinn dieser schönen Gruppe. Der Helm auf dem Haupte Minervens erscheint fast zu schwer für die weibliche Stirn, aber er steht ihr gut und paßt zu der ernsten Lage der Dinge.

Durch das erwähnte Portal bewegte sich der größte Theil der deutschen Rheinarmee, zu Fuß, auf wiehernden Rossen, von keuchenden Dampfmaschinen gezogen, in brennender Augustsonne, im kalten Septemberregen, Tag und Nacht. Durch die friedlichen Baumgruppen des Schloßgartens brandeten die Kriegswogen hin und her, eine Fluth von Eisen, eine Ebbe von Blut, ein furchtbares Gewoge.

Noch kurz zuvor herrschte heiteres Leben unter den blühenden Kastanienbäumen bis tief in die kurzen kühlen Sommernächte. Bengalisches Farbenspiel glühte durch das Gebüsch und färbte die Gipfel der Bäume zwischen denen farbige Lampen schaukelten. Aus dem in der Nacht des 21. November

1792 von den Oesterreichern in Brand geschossenen Ball- und Opernhause, das eben zu gesellschaftlichen Zwecken wieder hergestellt worden war, tönten die Instrumente zum Tanze fröhlicher Gäste, die zum Mittelrheinischen Musikfest gekommen waren, die großen Tongemälde Beethovens darzustellen. Der mit Recht verehrte nnd geliebte Fürst des glücklichen Landes hatte die Freude des Tages durch seine Gegenwart erhöht.

Aus den offenen Fenstern des Schlosses tönen Abends weiche Mädchenstimmen Arien aus Händels Israel und Samson, „Und er sandte tiefe Finsterniß über das Land" — Blumen werden an den Fenstern gepflegt, den Vögeln wird da und dort Futter gestreut, der Blau- und Kohlmeise, dem Baumläufer und Sperling. Sie fliegen ein und aus, halb gezähmt, in ihrer Freiheit ungestört.

Auf den Kieswegen des Schloßgartens, auf denen sonst nur friedliche Fußgänger wandeln, wirbelt der Staub empor unter dem schweren Schritt der Soldaten und dem Huf der Pferde. Die Nähe der am östlichen Theil des Parkes liegenden Abfahrtsstation gestattet nicht, zur Ueberwindung der erwähnten Bahnsteigerung einen Ueberschuß an Bewegung zu sammeln, wie die Locomotivführer auf größeren Strecken zur Ersteigung schiefer Ebenen zu thun pflegen. Oft sind sie genöthigt auf halber Höhe umzukehren, drei- und vierspännig einen neuen Anlauf zu nehmen, um keuchend die Rampe zu überwinden. Weiße Tücher winken aus den Schloßfenstern den vorüberziehenden Vertheidigern des Vaterlandes. Singend ziehen sie in den blutigen Krieg. Wenn die Brücke erstiegen ist und der Rheinstrom zu ihren Füßen liegt, den die meisten von ihnen zum ersten Mal mit eigenen Augen schauen, dann bricht ein gewaltiger Jubel aus: „Lieb Vaterland kannst ruhig sein!" Tausendstimmig mischt sich's mit dem Getöse der Eisenräder, mit dem Zischen des Dampfes, mit dem Rauschen des Wassers, daß man meinen sollte, es müsse in den Vogesen wiederhallen.

Wie er da unten zu ihren Füßen murmelt und rauscht, der alte liebe Heide, Vater Rhein; er tobt nicht in seinem Bette, wie der vom Griechenblute trunkene Achelus, er wälzt sich nicht schäumend dahin. Ernst und feierlich strömt er dem Meere zu, als wisse er wohl und denke daran, was alles Schreckliches und Grauenhaftes über ihm hinweggewogt, was alles er erlebt Furchtbares und Entsetzliches, wie viel Reiche er emporwuchern und zusammenstürzen, wie viel Burgen und Städte er in Rauch und Flammen aufgehen, wie viel Scheiterhaufen er anzünden sah, wie viel unschuldig Blut er trinken, wie viel brennende Qual unter heißen hohen Stirnen, wie viel verzehrende Gluth er kühlen mußte in gemarterter Menschenbrust, bis die Zeit der Erlösung kam, das Morgenroth besserer Tage, in denen Wahnsinn und Wildheit der Völker, welsche Tücke, römische List und Grausamkeit hinfällig wurden, der Geist des Friedens, der Liebe und Ordnung seine Siege feierte.

Und um diese Errungenschaften sollten wir gebracht werden, weil Neid und Eifersucht unserer übermüthigen Nachbarn den Gedanken nicht ertragen konnten, ein mächtiges, einiges Deutschland neben sich zu dulden, geschweige denn den, sich von ihm in manchen ruhmreichen Bestrebungen überflügelt zu sehen. Seit lange und ganz besonders seit 1866 Händel suchend, war der Anlaß zum Kriege leicht gefunden, aber niemals in so frivoler, leichtsinniger Weise, wie ihn der Gesetzgebende Körper am 15. Juli erklärte.

Die Kehler Eisenbahnbrücke war gesprengt, das gleiche Schicksal drohte der schönen Brücke zwischen Mannheim und Ludwigshafen. Die Pulverkammern der Strompfeiler wurden gefüllt, Doppelwachen bezogen die Brücke, Niemand durfte rauchend hinüber gehen.

Der Krieg ist eine unendliche Kette von Grausamkeiten. Wehe dem, der den ersten Ring dazu schmiedet, ihn trifft der Fluch der Welt! Der Krieg ist die Umkehr der bürgerlichen Gesellschaft aus der Civilisation in die Verwilderung. Sie beginnt mit dem äußeren Menschen in der Kleidung, Wohnung, Nahrung; dann geht sie auf die Sprache über und schleicht fressend, wie ein böser Krebs, ins Innere, die edelsten Organe zernagend.

Louis Napoleon schaute einst nach dem bekannten Straßburger Abenteuer aus den Fenstern des Mannheimer Schlosses, in welchem der ehrgeizige Sohn Hortensens die Gastfreundschaft der Adoptivtochter seines großen Oheims genoß, von dem er nichts geerbt, als den Namen und den Fluch, den die Weltgeschichte an ihn geknüpft hat. Damals ahnte er nicht, welches Loos die Ironie des Schicksals, an welcher der Krieg von 1870 so reich ist, dem meineidigen Abenteurer bereiten würde.

Im Schloßgarten und im Schlosse wurde es von Tag zu Tage lebendiger. In der Frühe des 25. Juli zog die Hohenzollern-Sigmaringsche Landwehr durch den Park, rheinabwärts gen Coblenz, um dort eingekleidet zu werden. Ein Theil der Mannschaft trug die Königgrätzer Medaille.

In der Nacht vom 26. auf den 27 Juli bivouakirten preußische Jäger im Schloßhof, wo ihnen von Bewohnern des Schlosses ein Labetrunk credenzt wurde. Morgens zog sich schweres Gewölk am Himmel zusammen, der Donner rollte; viele meinten, es sei der der Geschütze.

In der Frühe des allgemeinen Buß- und Bettages sah man die Mehrzahl der Preußen im Schloßhof sitzend, knieend, liegend Briefe in die Heimath schreiben. Mancher schmucke Jäger übergab der Feldpost seine letzten Grüße. Die Bewohner des Schlosses haben Einquartierung erhalten; Pioniere, Infanterie, Garde — Sachsen, Schlesier, Brandenburger. Die ganze Stadt liegt voller Truppen. Wie gern werden sie verpflegt! Die unheimliche Stille, die einige Tage nach dem ersten Scheinerfolge der Franzosen bei Saarbrücken herrschte, ist der Zuversicht der Erfolge unserer guten Sache und unserer tapferen Soldaten gewichen. Nach den Siegen bei Weißenburg und Wörth langten die ersten Züge Verwundeter und Gefangener an. Turcos, Zuaven, — Nubier, Neger, Araber, denen Bayern und Preußen auf dem Geisberg und am Sauerbach die Köpfe mit dem Kolben gelaust hatten. Sie machten trübe Gesichter, als sie über die Rheinbrücke und durch den Schloßgarten fuhren. Manchmal hielt der Zug auf der Rampe still, bis die Bahn zur Einfahrt frei war. Dann fehlte es nicht an Neugierigen, die über den Rasen eilten, die Böschung erstiegen, zu sehen, zu fragen, auch Erquickung zu bringen, die auf dem nahen Bahnhof ohne Unterschied der Person reichlicher gespendet wurde. Oft kreuzten sich hier die Züge: Singende deutsche Truppen zogen an den Gefangenen und Verwundeten vorüber. Nacht und Tag keuchten die Locomotiven die Rampe empor, um Mannschaft, Kanonen, Munition, Lebensmittel für Menschen und Pferde hinüber zu bringen, westlich durch die Pfalz, nach den Vogesen, an die Moselufer. Hinter ihnen her zogen junge Samariter mit der Genfer Binde um den Arm, Tragbahren und Verbandzeug mit sich führend; dort kamen barmherzige Schwestern, Diakonissinnen; die ersten ausgewiesenen Deutschen, Gruppen von Familien, alt und jung, ihre ganze Habe in eilig gepackten Bündeln auf dem Rücken, Säuglinge auf den Armen der Mütter, der alten pfälzischen Heimath zueilend. Sie begegnen Fußkranken und leicht Verwundeten, denen barfüßige Jungen, stolz auf diesen Dienst, Helm, Gewehr und Tornister von Bahn zu Bahn tragen.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

p Technisches. Dr. C. Huber bespricht in der neuesten Nummer des „Bayer. Industrie- und Gewerbeblatt" einen zuerst von Professor Meidinger benützten Versuchsapparat, welcher zur Erklärung der Erscheinungen des Zuges in den Schornsteinen, sowie auch zu Untersuchungen über den praktischen Werth verschiedener Schornsteinaufsätze zu verwenden ist. Dieser Apparat besteht im wesentlichen aus einer auf einem Stativ befestigten rechtwinkelig gebogenen Röhre von Weißblech, deren einer Schenkel horizontal, der andere vertical gerichtet ist. Am offenen Ende des horizontalen Schen-

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 151. Dritter Jahrgang. 1870.

Ein Wahrspruch.

Eine Criminalerzählung nach dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Ueber den jetzt von mir zu verfolgenden Weg war ich völlig im Klaren. Ich machte einen zweiten Besuch bei Miß Osborne, bat wegen der Täuschung, die ich mir gegen sie erlaubt hatte, um Verzeihung, theilte ihr offenherzig meinen Beruf und den Zweck meines Kommens mit und eröffnete ihr dann, nachdem sie mir das feierliche Versprechen unverbrüchlichen Schweigens abgelegt hatte, das Verhältniß, in welchem Hamilton zu der Wittwe Blake stand, seine Absicht, sie bald zu heirathen, und den schweren Verdacht, der gegen Beide in Bezug auf den Tod des James Blake herrschte.

Miß Osborne wurde natürlich von diesen schrecklichen Mittheilungen heftig ergriffen, allein nach wenigen Minuten gewann sie ihre Ruhe wieder und versprach mir ihren Beistand, um die vermutheten Schuldigen der Gerechtigkeit zu überliefern.

Ich konnte nicht bezweifeln, daß ein wirkliches Rachegefühl wegen Hamilton's Treulosigkeit und seiner schlechten Absichten gegen sie viel zu diesem Versprechen beitrug. Ihr Stolz war tief verletzt, und wenn sie überhaupt den Mann jemals geliebt hatte, so war dieses Gefühl jetzt völlig erstorben. Empört von dem Gedanken, mit einem Böswicht in vertraulichem Verkehr gestanden zu haben, waren Dankbarkeit und Freude darüber, daß sie in Zukunft von seinen Zudringlichkeiten befreit sein werde, vorherrschend bei ihr.

Als ich einige Stunden später nach Hause kam, fand ich ein Paquet mit einer Abschrift des angeblich von James Blake errichteten Testamentes vor, welche mir auf meinen Antrag ertheilt worden war. Die darunter befindlichen Namen der Zeugen waren Charles Hamilton und John Ferris. Grund zu neuem Verdachte!

Zwei Tage darauf befand ich mich in dem Hinterzimmer von Miß Osborne's Wohnung. Ein im Gemache befindlicher hoher Wandschrank verbarg mich hinlänglich, um ungesehen ein Zeuge der kommenden Scene sein zu können.

Ich wiederholte der armen Miß Osborne, deren Muth gewaltig zu wanken schien, so eindringlich als möglich die bereits gegebenen Instructionen, namentlich daß sie eiligst das Zimmer verlassen solle, sobald Mrs. Blake erscheinen werde. Auf meinen Rath trank sie ein Glas Wein und fühlte sich dadurch gestärkt.

Zum besseren Verständniß muß ich bemerken, daß, um die kommende Scene vorzubereiten, anonyme Briefe an Mrs. Blake geschickt worden waren, welche sagten, daß sie von Hamilton betrogen werde, daß derselbe nur sein Spiel mit ihr treibe, indem er sich um die Hand einer Miß Fanny Osborne bewerbe, die er zu heirathen beabsichtige, sobald er — seinen eigenen Aeußerungen zufolge — der Mutter Blake Geld genug abgezwackt haben werde. Es wurde ihr dabei der Vorschlag gemacht, sich durch eigene Wahrnehmung von Hamilton's Untreue dadurch zu überzeugen, daß sie sich an dem erwähnten Tage, Nachmittags vier Uhr, in Miß Osborne's Wohnung einfinde. Die bestochene Magd der Letzteren werde sie unbemerkt einlassen und ihr die Gelegenheit geben, Alles zu beobachten.

Miß Osborne hatte Hamilton um drei Viertel auf vier Uhr zu sich beschieden. Ihr Musikunterricht gewährte einen guten Vorwand für genaue Zeitbestimmung, und es konnte kein Zweifel obwalten, daß er sich pünktlich einfinden werde. Die junge Dame erschien mir an diesem Tage schöner, als ich sie je gesehen; die innere Bewegung lieh ihr einen besonderen Reiz und verbannte aus ihren klaren braunen Augen jenen schon früher erwähnten mißtrauischen Zug.

Mich selbst peinigte die Ungeduld. Viel zu langsam erreichte der Zeiger meiner Uhr endlich drei Viertel auf Vier, — allein Hamilton erschien nicht. Der Zeiger stieg bis auf zehn Minuten vor Vier, und ich begann schon zu fürchten, daß unser Plan fehlschlagen werde, als plötzlich ein heftiges dreimaliges Klopfen an der Hausthür den Erwarteten verkündete.

Eiligst schlüpfte ich in meinen Wandschrank, und im nächsten Augenblicke stürzte Hamilton mit der Ungeduld eines Liebenden in das Zimmer, aber fand zu seinem nicht geringen Erstaunen einen sehr kalten Empfang bei der jungen Dame, deren Einladung er gefolgt war.

Inzwischen hatte die Wittwe Blake wahrscheinlich außerhalb des Hauses die Ankunft ihres treulosen Liebhabers abgewartet, denn noch war es nicht vier Uhr, als ein einmaliges heftiges Klopfen — wie verabredet worden — auch ihr Eintreffen verkündete.

Das Hinterzimmer, in welchem Miß Osborne ihren treulosen Bewerber empfing, war von einem nach vorn belegenen Gemache nur durch eine hölzerne Wand getrennt. In das letztere wurde Mrs. Blake so leise als möglich von der Magd geführt und in den Stand gesetzt, jedes Wort zu hören, das zwischen Miß Osborne und Hamilton gewechselt wurde.

Wie bereits erwähnt, war sein Empfang kalt und förmlich. Er fragte, was die finstere Falte auf ihrer Stirn bedeute, und empfing mit schmollender Miene — so wenigstens sollte es nach meiner Instruction geschehen — die Antwort, daß sie gehört habe, er bewerbe sich um die Hand einer reichen Wittwe, der Besitzerin eines gemeinen Bierhauses.

„Pah, Sie meinen Mutter Blake," unterbrach er sie, „eine dicke, aufgeschwemmte Wittwe, die, wenn sie nicht etwas Geld hätte —"

Weiter kam er nicht, denn die Thür des Nebenzimmers flog auf und Mutter Blake sprang einer wilden Katze gleich mit Zähnen und Nägeln auf ihn los, während Miß Osborne eiligst entfloh.

„Nichtswürdiger, schändlicher Verräther!" schrie die Furie, sein Gesicht zerkratzend und sein Haar ausraufend. „Du teufelischer Bube! Hängen will ich Dich lassen, — ja, hängen, —

hängen! Du hast Blake umgebracht, Du weißt es! Du meineidiger Böswicht, — Du Meuchelmörder!"

Sich von der Betäubung erholend, in die ihn dieser plötzliche Ueberfall versetzt hatte, stieß Hamilton das Weib ziemlich unsanft von sich und schleuderte sie gegen mein Versteck.

„Verwünschtes Weib," rief er in grimmigem Tone, „verwünschtes Weib, was meinst Du? Bist Du toll?"

„Mörder!" wiederholte die Wüthende. „Mörder! Hängen will ich Dich lassen, wenn Gerechtigkeit für Geld zu erlangen ist!"

„Geld? — Närrin!" fuhr er in einem leise zischelnden Tone fort, „Du hast kein — Halte Deinen verwünschten Mund und komme mit mir, — fort von hier!"

„Nein, — nein, — ich will nicht fortgehen! Ich klage Dich als Mörder an und will Dich hängen lassen!"

„Höre, blödsinniges Weib," unterbrach Hamilton sie mit verbissener Wuth, aber mit eben so vorsichtiger und leiser Stimme wie bisher, — „höre, Blödsinnige —"

„Ich will nicht hören! Du bist ein Nichtswürdiger, ein Meuchelmörder —"

„Halte Deinen verwünschten Rachen!" rief Hamilton, vor Angst alle Fassung verlierend. „Du hast kein Geld, Närrin! Das Testament ist falsch, — hörst Du, Blödsinnige? Das echte, zu Gunsten Deiner Schwägerin, bringt Dich an den Bettelstab!"

„Du lügst, — Du lügst!" stöhnte die Frau, bleich werdend und wie vom Donner gerührt.

„Ich habe die Wahrheit gesagt. Komme, laß uns gehen! Niemand kann uns hier gehört haben, es läßt sich noch Alles gut machen. In den „Drei Tonnen" wollen wir die Sache ruhig überlegen. Also komme schnell!"

Sie gingen zusammen fort, und gleich darauf, nachdem ich noch einige Worte mit Miß Osborne gesprochen hatte, verließ ich ebenfalls das Haus.

Es hatte nicht viel gefehlt, so wäre ich aus meinem Versteck hervorgesprungen, um Hamilton auf Grund der zugestandenen Fälschung zu verhaften, allein ich besann mich noch zur rechten Zeit. Er würde natürlich eingewendet haben, daß seine Worte nicht ernstlich gemeint gewesen seien, und mir fehlte es an Beweismitteln. Ueberdies beruhte die Beschuldigung der Frau nur auf Verdacht, und sehr wahrscheinlich war es, daß sie dieselbe widerrufen würde, sobald die Sache zur näheren Erörterung kam. Nein, in einem solchen nur aus schwachen Spuren bestehenden Labyrinthe war es durchaus erforderlich, mit größter Umsicht vorzuschreiten und keinen falschen Schritt zu wagen, sonst konnte das erstrebte Ziel nie erreicht werden. Auch drängten die Umstände keineswegs zur Eile, denn Hamilton war in jedem Augenblicke zu haben. Ich beschloß deshalb, nicht eher in der Sache etwas zu unternehmen, als bis ich meinem Vorgesetzten Bericht erstattet hatte. Dies geschah am nächsten Tage, und die Folge war, daß zwei Beamte abgesendet wurden, um Hamilton zu verhaften, während ich den Auftrag erhielt, Ferris zu arretiren.

(Schluß folgt.)

Ortschroniken.

† In der No. 25 dieser Blätter brachten wir die Mittheilung, daß Hr. Regierungspräsident v. Pfeufer sich an die Spitze des vor bald zwei Jahren neuerstandenen Historischen Vereins der Pfalz gestellt und daß der junge Verein in den von seinem Schriftführer Herrn Kreisarchivvorstande Ludwig Schandein verfaßten „Mittheilungen, 1. Heft", bereits ein rühmliches Zeichen seiner Thätigkeit gegeben habe. Wir knüpften daran die Aufforderung, nach dem Vorschlage des Verfassers zur Förderung der heimathlichen Geschichtskunde sofort Hand ans Werk zu legen zur Schaffung von Ortschroniken und sprachen die Hoffnung aus, daß Geistliche, Lehrer und Gemeindeschreiber vor Allen sich damit befassen möchten. Im pfälzischen Schulblatt war s. Z. eine genaue Anweisung gegeben, wie die Sache anzugreifen sei. Bei der leider nicht sehr starken Verbreitung dieses Blattes ist indeß die dort geschehene Aufforderung an vielen Orten gar nicht bekannt geworden; wir nehmen deshalb Veranlassung, hier nochmals auf dieselbe zurückzukommen, und zwar um so mehr als, kein Zeitpunkt geeigneter sein könnte, mit der Sache den Anfang zu machen, als der gegenwärtige. Die großartigen Ereignisse der letzten fünf Monate haben in jedes Einzelleben mehr oder weniger eingegriffen, und keine, auch nicht die kleinste Gemeinde ist in Deutschland, die nicht Bemerkenswerthes aufzuzeichnen hätte. Was seit Beginn des Krieges sich ereignete, ist jetzt noch lebendig und leicht nachzutragen. Also frisch ans Werk! Die Anleitung dazu folgt hier auszüglich aus der oben genannten Vereinsgabe.

„Die Anlage von Ortschroniken löst sich in zwiefacher Richtung. Wo über die Vergangenheit eines Ortes eine Chronik noch nicht besteht oder nimmer vorhanden, da sollte eine solche nachträglich geschaffen oder vielmehr eine eigentliche Ortsgeschichte hergestellt werden. Die Ortsgeschichte bildet eine Abtheilung der Chronik und beginnt von des Ortes Entstehung bis auf die heutige Zeit. Die andere Abtheilung, das Ortstagebuch, hebt mit der Gegenwart an und setzt seine Einzeichnungen fort, je mit der laufenden Tagesgeschichte. Beide Theile, vorerst äußerlich getrennt, bilden mit der Zeit ein einziges Werk.

I. Ortsgeschichte.

Aus den Sondergeschichten, in welchen das Gepräge des Ganzen in ortseigener Weise sich spiegelt, legt sich die Geschichte des Bezirkes, des Gaues, der Provinz, des ganzen Landes zusammen. . . . . Aus den bereits vorhandenen Geschichtsquellen das Geeignete zu schöpfen, d. h. die wissenswerthesten Thatsachen aufzuheben und sie knappesten Ausdruckes zeitfolglich aneinander zu reihen, ist nicht besonders schwer. . . . . Indessen zur Erreichung des vorgesteckten Zieles müßte ein bestimmter, einheitlicher Ausführungsplan für alle Ortschroniken der Pfalz maßgiltig werden. Etwa so:

Für das aus festem, dauerhaftem Handpapiere oder besser aus Pergament bestehende Buch ist etwa kurzes Folioformat das bequemste. Links zur Seite drei schmale Rubriken für Jahr, Monat, Tag; davon rechts ein breiter Raum für den geschichtlichen Eintrag; rechts hinten allenfalls noch eine Rubrik für Besonderes. Aus den vorfindlichen Handschriften und Drucken, welche nöthigenfalls von der Gemeinde selbst zu beschaffen, sowie aus den inner- und außerhalb des Ortes auftauchenden Documenten sind die belangreichsten Tagesvorfälle, je nach der laufenden Zeit einzutragen, und alles das mit gewissenhafter Umsicht. Zwischen diesen Einträgen verbleibe ein offener Raum zur Ergänzung aus den etwa noch später aufgefundenen urkundlichen Quellen.

II. Das Ortstagebuch.

Was für die Vergangenheit die Ortsgeschichte, das wird unser Ortstagebuch für die Zukunft. Bei gleicher äußerer Einrichtung ist hier ein nach Umständen mehr ausführlicher Vortrag gestattet, weil ja Alles unter dem unmittelbaren Eindrucke des persönlich Erlebten erzählt wird. Hinsichtlich der Inhaltsverzeichnung selbst aber wären zur allgemeinen Richtschnur etwa folgende Dinge zu beachten:

Geschichtliche Tagesereignisse von außen her, als: Krieg, Truppenmärsche, Einquartirung, Schluchten, Soldaten-

leben, Kommen und Gehen bedeutender Persönlichkeiten, Beobachtungen hierüber; äußere und innere Landesangelegenheiten, Eindruck und Einfluß dieser Dinge in der Gemeinde ꝛc.

Inneres Gemeindeleben: Rechtswesen, Verwaltung, Rechtssitten und Rechtsgebräuche, selbst aus älterer Zeit, öffentliche und häusliche Sitten, örtliche Bräuche; — Kirchen- und Unterrichtswesen, Erziehung und Polizei, hervorragende Persönlichkeiten, Stiftungen, Wohl- und Uebelthäter, öffentliche und ungewöhnliche Privatbauten, gewerbliche und andere Unternehmungen; Geselligkeitswesen, Stiftung von Vereinen, überhaupt die eigenartigen Seiten des Volkslebens nach allen seinen Aeußerungen.

Naturleben und Naturereignisse; Temperatur. Witterverhältnisse, Wetterschaden, Wetterschlag, Meteorsteine, Erscheinungen am Himmel ꝛc.; Ueberschwemmung, Verwüstung, Hitze, Kälte, Trockenheit, Nässe; Krankheit unter Menschen und Vieh; Hunger, Pest, Theuerung, Wohl- und Mißwachs; Wald- und Ortsbrände, sonstiges Unglück.

Außergewöhnliche Erscheinungen überhaupt: alles Seltsame und Wunderbare von eingreifendem Erfolge.

Wessen sich unsere ältesten Leute lebhaft erinnern, wir z. B. eines bedeutsamen, sonst vergessenen Vorfalles, einer Sage, einer örtlichen, nun aber ausgelebten Gewohnheit und Sitte, selbst eines eigenthümlichen Schwankes — alles das könnte als Nachtrag benützt werden zum ersten Theile oder als Einleitung zum zweiten, falls man alle Ortschroniken der Pfalz mit einem bestimmten Jahre, etwa mit 1870 beginnen wollte.

Bei der schwierigen Aufgabe einer eigentlichen Ortsgeschichte könnten passende Kräfte sich zu einem historischen Ortsvereine verbinden."

In der „Einladung zur Betheiligung an einem historischen Vereine der Pfalz" sagt der schriftführende Verfasser u. a.: „Auch die culturgeschichtliche Seite darf nicht vernachlässigt bleiben. Hier umfaßt die Forschung überhaupt alles, was als Ueberlieferung im Munde des Volkes fortlebt. Noch immer ergiebig dürfte diese Sammlung ausfallen, weil hier Jedermann mitzuhelfen vermag. Bei der Richtung der jetzigen Zeit steht Gefahr auf Verzug. Aeltere echtpfälzische Lieder nebst ihren Singweisen sind gewiß noch zu finden, die Ortssagen noch nicht alle gesammelt und aufgeschrieben, ebenso das Sprichwort im Volke und des Volkes Humor. Das Mundartliche selbst hat wohl schon Bearbeitung gefunden, sein reicher Inhalt ist aber lange noch nicht erschöpft. Ein pfälzischer Sprachschatz, allerdings eine Aufgabe, die vieler geeigneter Kräfte und vieler Jahre bedarf, wird von der Sprachwissenschaft noch immer erwartet. Also der Arbeit für uns die Fülle, nur muß das Sammeln besonderer Ausdrücke und Redeweisen mit Umsicht und mit einem gewissen Verständniß der heutigen Sprachforschung geschehen."

Man wird wohl annehmen dürfen, daß dieser Einladung allenthalben werde Folge geleistet werden und dies um so bälder, als die Ausführung nicht sonderlich schwer und zu gleicher Zeit angenehm ist.

An die Führung der Ortschroniken und Ortstagebücher schließt sich naturgemäß die Sorge für Erhaltung der noch vorhandenen Denkmäler in Bild, Bau, Sage und Schrift, doppelt nothwendig in einer Zeit, die bald Alles zu verwischen und wegzufegen droht, was über die Fläche des alltäglichen Lebens hervorragt.

Möchten nun in diesem Sinne recht viele, ja alle Lehrer Geschichtsforscher werden! Der Dank und Nutzen solcher Thätigkeit wird gewiß nicht ausbleiben.

Eine neue Aufforderung zum Wirken liegt in einer im Anfang dieses Jahres an die Freunde der vaterländischen Geschichte ergangenen Ansprache der Verwaltung des historischen Museums der Pfalz in Speyer. Es wird darin ersucht, die Zwecke des Letzteren möglichst zu fördern:

a. durch Zuwendung von Geschenken;

b. durch Ueberlassung von Sammlungen oder einzelnen Gegenständen als Depositen;

c. durch Mittheilung über das Vorhandensein historischwerthvoller Gegenstände (wohin vornehmlich zu zählen sind: Inschriftsteine, Bildwerke, Altäre, germanische und römische Begräbnisse, Gefäße, Waffen, Schmuck, Münzen, Kirchengeräthschaften, Möbel, Tapeten, Schnitzereien, Glasmalereien, Portraits geschichtlich hervorragender Personen, Bücher mit Miniaturen, Stammbücher und Diplome mit Wappenmalereien, Zunftembleme, Urkunden, Siegelabdrücke, bildliche Darstellungen jeder Art und aus allen Zeiten, z. B. von Gebräuchen, Festlichkeiten, Schlachten und Costümen; Abbildungen von Städten, offenen Plätzen, Burgen, Schlössern, Kirchen, Häusern u. s. f.) zum Zwecke sachgemäßer Ausbeutung oder wo möglich zur Erwerbung für das Museum;

d. durch Hinweis auf Denkmale und Inschriften, welche eine Entfernung von Ort und Stelle nicht zulassen, aber vermittelst Copie (durch Zeichnung oder Abguß) für die Zwecke der Sammlung nutzbar gemacht werden können.

Dem Letzteren fügen wir hinzu: durch photographische Aufnahme bedeutender Bildwerke, zu denen wir die von Riehl und Schandein so trefflich geschilderten monumentalen alten Thorbögen in den Weinorten der Haardt zählen, bedeutsame Zeugen alter Kunst und früheren Wohlstandes, welche die französische Zerstörung von 1689 überdauert haben, aber in Gefahr sind, der modernen Bauerei zum baldigen Opfer zu fallen.

Unseres Wissens hat man die Sache bereits in Angriff genommen in Zeiskam, Ensheim, Weidenthal, Trippstadt und Mußbach. Möge man nirgends den jetzigen günstigen Augenblick versäumen!

Mannichfaltiges.

β Technisches. Nachdem die Erwärmung des Weines zum Zwecke der Conservirung desselben für den Seetransport sich als das einfachste und sicherste Mittel erwiesen hat, ist dieses zuerst von Pasteur in Vorschlag gebrachte und erprobte Verfahren nun auch zum Conserviren des Bieres angewandt worden. Das Verfahren beruht im Allgemeinen auf der Zerstörung der in den gegohrenen Flüssigkeiten vorhandenen Hefenpilze und deren Keime, wozu in allen Fällen eine Temperatur von 50 Grad C. (oder 40 Grad R.) genügt. Eine derartige Behandlungsart des Bieres ist schon vor einigen Jahren dem Bierbrauer Velten in Marseille für Frankreich patentirt worden, und der bekannte Biertechniker Habich hat damit 1867 Versuche angestellt, welche günstige Resultate geliefert haben. Aber erst in neuerer Zeit hat das Velten'sche Verfahren in deutschen Brauereien Eingang gefunden. Nach dem „Bierbrauer" gehen nun, namentlich aus böhmischen Brauereien, nicht unbedeutende Quantitäten von so präparirtem Flaschenbier nach Schottland und dem südlichen Amerika. Es hat sich gezeigt, daß diese Biere, worunter selbst auch leichtere Sorten, die Reise über den Aequator vollkommen unbeschädigt machen. In jüngster Zeit hat Prof. Dr. Fleck im chemischen Laboratorium der polytechnischen Schule in Dresden mit vier verschiedenen Bieren aus dortigen Lagerbierbrauereien Versuche angestellt, welche ebenfalls zu ganz günstigen Ergebnissen geführt haben. Es wurden mit jeder Biersorte vier größere Flaschen gefüllt, diese sorgfältig verkorkt und verdrahtet, dann von jeder Sorte zwei Flaschen in ein Gefäß mit Wasser von 40 Grad R. eine halbe Stunde lang eingesetzt und darauf in Wasser von 12 Grad R. langsam abkühlen lassen. Alle Flaschen wurden dann in einem geheizten Zimmer in der Nähe des Ofens bei 15—20 Grad R. vier Wochen lang stehen gelassen und darnach geöffnet. Die erwärmt gewesenen Biere zeigten sich goldhell und hatten nur am Boden eine ganz dünne Lage granulöser Hefentheilchen abgeschieden. Bei drei Biersorten hatte sich der Zuckergehalt gar

nicht, bei der vierten nur wenig durch Gährung vermindert. Das nicht erwärmt gewesene Bier war zum Theil wieder in lebhafte Gährung gerathen (wobei eine der Flaschen geplatzt war), und zeigte sich trüb, lahmig und mit schleimigen Hefentheilen vermischt. Von jeder Biersorte wurde nun ein Theil in offene Gläser gegossen, welche man bei einer Zimmertemperatur von 15 bis 18 Grad R., mit Papier bedeckt, stehen ließ. Die erwärmt gewesenen Biere wurden schal, trübten sich aber nicht eher, als bis die Essigbildung, welche nach vier Tagen eintrat, Platz zu greifen begann, während das andere Bier schon nach 24 Stunden neue Kahne ansetzte, und nach 48 Stunden sauer zu werden begann. Prof. Fleck hat constatirt, daß durch die Erwärmung des Bieres ein Verlust an Kohlensäure nicht stattfindet, sofern die Gefäße gasdicht verschlossen sind. Die Kohlensäure tritt, wenn für dieselbe über dem Biere ein freier Raum gelassen ist, bei der Abkühlung wieder in das Bier zurück. Zum gasdichten Verschluß der Flaschen sind aber nur die besten Champagnerkorke verwendbar. Wo diese nicht zu beschaffen sind, empfiehlt sich die Anwendung eines Dichtungsmittels. Als solches soll sich zusammengeschmolzenes Paraffin und Colophonium bewährt haben, in welche Mischung man die Korke längere Zeit eintaucht. Prof. Feck beschreibt im „Bierbrauer" einen Apparat zur Erwärmung des Bieres, welcher sowohl zur Darstellung von Flaschen- als auch Faß-Exportbier dienen kann, und vor dem Velten'schen Apparate entschiedene Vorzüge haben soll.

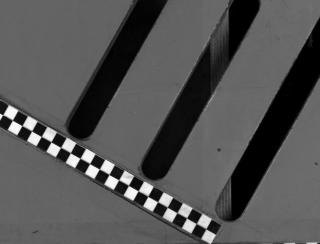
— Einer der ausgezeichnetsten Geologen Englands, Prof. A. D. T. Anstedt, hat im neuesten Band der „Post Sciences Review" über den Mont-Cenis-Tunnel eine treffliche Arbeit veröffentlicht, der wir Folgendes entnehmen: Die alte Mont-Cenis Straße bleibt östlich liegen, doch hat man ihr zu Ehren und wegen der Berühmtheit des Mont-Cenis-Passes die Durchbohrung nicht den Frejus-Tunnel genannt, wie es, streng genommen, richtiger gewesen wäre. Von Modena auf der savoyischen Seite hebt sich die Bahn mit einer Steigung von 1:150 noch um 346 Fuß oder auf 3964 Fuß bei St. Michel, um den Bergrücken auf einer Strecke von 12,220 Metres, d. i. $1^2/_3$ Meilen, zu durchsetzen. Die beiden Endpunkte des Tunnels haben einen Höhenunterschied von 43 Fuß, doch liegt die Steigung auf der französischen Strecke, während die italienische beinahe eben verläuft. Die Mitte des Tunnels liegt 4213 Fuß über der See, während das Observatorium auf der Frejusspitze darüber eine Höhe von 9676 Fuß besitzt, folglich befindet man sich im Tunnel 5463 Fuß unter der Erde und von beiden Ausgangspunkten 6000 Metres oder $^3/_4$ Meilen entfernt. Dies ist ganz gewaltig tief, denn selbst unsere stolzesten Brunnen reichen nicht viel weiter als etwa 2000 Fuß. Die tiefste Grube der Erde ist die von Kuttenberg in Böhmen, 3445 Fuß, und die nächsttiefe die von Kitzbüchel in Tyrol, 2916 Fuß. Wird erwogen, daß der Tunnel $1^2/_3$ Meilen Länge besitzt und daß bisher aus jedem Mundloche nicht mehr Wasser herausfloß, als ein Liter in der Secunde, so darf man erstaunen über die vergleichsweise Trockenheit des Frejusberges. Nur wenn eines der versteckten Tunnelbecken angestochen wurde, vermehrte sich zeitweilig der Erguß. Mitten im Tunnel bei einer Tiefe von 5000 Fuß betrug die eigene Wärme der Felsen nur $21^1/_2{}^0$ R. Dies ist viel weniger, als man erwarten durfte, denn die Zunahme der Wärme, von der unveränderlichen Schicht angefangen, wird in diesem Falle wahrscheinlich nur 1 ° R. auf 200 Fuß Tiefe betragen, während bei sehr tief erprobten Brunnen eine Zunahme von 1 ° C. auf je 90 bis 96 Fuß einzutreten pflegte. Die Beobachtungen in diesem Tunnel sind aber höchst werthvoll, weil der Beobachtungsort über 18,000 Fuß vom Mundloch entfernt lag und ein Fall, der unter gleichen Umständen noch normaler wäre für die Beobachtung der Innenwärme unseres Planeten, sich nicht leicht denken läßt. Der Mont-Cenis-Tunnel ist wieder einer der größten Triumphe menschlicher Arbeit. Daß er hergestellt werden konnte, verdankt man der Wahl der Kräfte, die dazu angewendet wurden. Die Bohrer wurden bekanntlich getrieben durch zusammengepreßte Luft, und die Luft, welche nach vollendeter Arbeit entschlüpfte, sorgte zugleich für die Reinigung des Tunnels von den schädlichen Gasen, die sich nach den Sprengschüssen ausbreiteten. Mit der Bohrung selbst wurde also zugleich die Ventilation besorgt, welche letztere bisher immer als ein unüberwindliches Hinderniß für längere Tunnels betrachtet worden war.

— Alle Freunde der Natur werden angelegentlichst gebeten, sich die Fütterung der armen, bei schneebedeckter Erde hungernden Vögel angelegen sein zu lassen. Sie lohnen den kleinen Aufwand reichlich durch ihren Gesang und die Vertilgung schädlicher Insecten, so daß unsere Bäume belaubt und die Gartenfrüchte erhalten bleiben. Vorzugsweise am Boden suchen ihre Nahrung: Amseln, Hauben-Lerchen, Finken, Meisen, Stieglitze, Zaunkönige, Hämmerlinge, gelbe Bachstelzen ꝛc. Man reinige daher im Garten, im Hofe oder einem sonst dazu geeigneten Orte einen Platz von 3—4 Quadratfuß von Schnee. Darauf streue man den Abgang von allen Getreidearten, gekochte Kartoffeln, Möhren, Rüben, Brodreste, zerkleinert und wo möglich gerieben. Auch Knochen mit Fleischresten und besonders Talgreste, die vom Leuchter abgeschabt und meist weggeworfen werden, sind sehr willkommen und werden gern gefressen. Eben so Obst, das faul und gefroren sein kann. Mehrere der vorgenannten Vögel gehen lieber auf erhöhte Plätze, z. B. Fensterbreter, Simse, Balcons ꝛc. Dort streue man vorzugsweise Rübsamen, Hanfkörner und Brodkrumen. Durch eine geriebene Brodrinde kann ein kleines Leben erhalten werden, und mit Freuden wird man sehen, daß die Vögel nach und nach in Haufen herbeikommen und das Dargebotene fröhlich genießen. Sie gewöhnen sich auch bald an bestimmte Fütterungszeiten. Jede Störung derselben halte man möglichst fern.

— Aus dem Feldbriefe eines Officiers im Pionier-Bataillon des 11. Armeecorps, aus La Pompe bei Champigny vor Paris, 15. Dec., entnimmt die „Köln. Ztg.": „In der vorgestrigen Nacht wurde von einem Unterofficier und einem Pionier unseres Bataillons (Reiche und Sander) ein hübsches Stückchen ausgeführt. Wir glaubten nämlich von der französischen Seite der Marne her das Schlagen von Brücken nach einer Marne-Insel hin zu vernehmen, was auf einen Ausfall schließen ließ. Es handelte sich nun darum, Gewißheit hierüber zu erlangen, was nicht anders möglich war, als daß ein Pionier nach der Insel schwamm. Die beiden erwähnten Pioniere meldeten sich freiwillig, und führten das Vorhaben aus, trotz der Versicherungen der Württemberger (deren caponirte Stellung wir Pioniere befestigen), daß dasselbe unausführbar sei. Die Insel war von den Franzosen nicht besetzt, es wurden auch keine Brücken geschlagen. Beim Zurückschwimmen faßte den Unterofficier in Folge der eisigen Kälte des Wassers der Krampf, doch wurde derselbe von dem Pionier gerettet und glücklich ans Land gebracht.

— Ein Berliner Witzblatt giebt die bekannten Genusregeln des alten Zumpt in folgender zeitgemäßer Fassung:

Viele Dinge sind auf is
Längst verschwunden in Paris.
Panis, piscis sind am finis
Und von canis blieb nur crinis.
Selbst die saure cucumis
Fehlt schon längst, auch mugilis,
Und etwas ganz Rares ist
Felis, Katz, und Ratte, glis.
Doch Paris, was ist dein finis?
Ignis, lapis, pulvis, cinis.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Sten. — Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

SEL
Digitized by Google